Der

Gute Kamerad

Spemanns

Illustriertes Knaben-Jahrbuch

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Inhaltsverzeichnis.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert, die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

Erzählungen, Biographieen, Reisebeschreibungen, Jagd, Abenteuer.

Begegnung, gefährliche, 540.
*Besteigung, eine des Großglockners, 385, 398.
Bill, mein alter Freund, 299.
*Blizzard, im, 19.
*Bord, zum erstenmal an, 202.
Buffalo-Otto, 721.
Ferienfahrten, 638, 654.
Franz und Erich, 498, 512, 525.
*Früh übt sich wer ein Meister werden will, 720.
Herr, der, von Siebenstück, 553, 568, 584.
Heldensinn, 680, 694, 708.
*Hirschfährte, auf der, 124.
Johnny, der Farmerjunge, 455.
Kadettenlied, hannoversches, 76.
*Kampfe, im, mit dem Nilpferd, 427.
Macht, die, der Ausdauer, 539.
Morgen, ein, auf dem Orinoko, 596.
Preißelbeersuchen, 610, 623.
Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis, 9, 23, 36, 49, 64, 79, 92, 107, 122, 136, 143, 162, 178, 190, 206, 218, 232, 246, 260, 273, 288, 302, 316, 329, 344, 358, 372, 388, 402, 413.
*Rachen, im, des Kaimans, 566.
*Reiterheld, ein deutscher, 116.
Rekrut, der tapfere, 371.
*Sklavenkarawane, die, von Karl May, 1, 15, 29, 43, 57, 71, 85, 99, 113, 127, 143, 155, 169, 183, 197, 211, 225, 239, 255, 267, 281, 295, 309, 323, 337, 351, 365, 379, 393, 407, 421, 435, 449, 463, 477, 491, 505, 519, 533, 547, 561, 575, 589, 603, 617, 631, 645, 659, 674, 687, 701, 715.
*Sklavenrache, 35.
Stube, meine eigene, 472, 484.
*Theodor Körners letztes Lied, 21.
Tigerjagden, in Indien, 48.
Timur, wie Prinz, ein Mann wurde, 665.
*Treibjagd auf Feldhühner in Norfolk, 596.
Weihnacht deutscher Männer auf der Eisscholle, 141.
Wem Gott will rechte Gunst erweisen, 428, 441.
Wie der Dr. Theophrastus Bombastus Paracelsus den Teufel angeführt hat, 692.
*Wildentenjagd, 517.

Gedichte, Sprüche.

Denkspruch, 518, 580, 652.
Denkzettel, 328, 418.
*Die erste Amsel lockt im Tann, 351.
Lebensregeln, goldene, 329.
*O Wunderschein, o süße Nacht, 141.
Sprüche, 476
*Vivat hoch, der erste Schnee, 132.
*Weihnachtsmann, der, 148.

Geschichte, Länder- und Völkerkunde.

Abraham, ein Jäger aus Labrador, 707.
*Aufzug, der, der Gladiotoren, 245.
Bambusrohrbriefe, 328.
*Besuch, ein, der Hacienda de las Cruces, 620.
*Besuch, ein, in der Mammuthöhle zu Kentucky, 216, 229.
*Bibelübersetzung, die älteste germanische, 356.
*Blüchers Rheinübergang bei Kaub, 440.
Blutsbrüderschaft, 594.
Depesche, die erste telegraphische, in Deutschland, 655.
*Engelsburg, die, in Rom, 495.
*Feuer, wie man ehedem, machte, 691.
*Fingersprache, die, 657.
*Gebiete, im, der Erdgasquellen, 88, 105.
Götterlehre, zur, der alten Germanen, 538.
*Haifischfang, der, an den Küsten von Florida, 343.
*Hansa, deutsche, 231.
*Heiligtümer, deutsche, 551.
Kanonenkugelbriefe, 496.
Kleinen, die, und die Großen, 62.
*Löwenkämpfe im alten Rom, 7.
*Madagaskar, Bilder aus, 271, 286.
*Markt, der, in Alt-Athen, 133.
Menschen, armlose, 608.
*Obelisk, der, von Heliopolis, 201.
*Polizei, schwarze, 454.
*Pompeji, ein ausgegrabenes Stück von, 582.
*Prairiebrand in Texas, 63.
*Reise, eine, nach Helgoland, 572.
*Reiterkunststücke, die, der Kurden, 259.
*Rheinfall, der, bei Schaffhausen, 332.
Rowland Hill und die Erfindung der Briefmarken, 342.
*Sandmassen, wandernde, 315.
*Sardinenfischerei in Concarneau, 75.
*Schneeblockaden im amerikanischen Westen, 288.
*Schneeschuhwettlauf, der, im Norden, 190.
Sonnenuntergang an der Nordspitze Helgolands, 706.
*Sonntagsausflügler auf dem Ohio, 455.
*Stiergefechte, 327, 340.
*Straußenreiten, das, der Somals, 175.
*Tiguipa, die Mission, am Pilcomayo, 498.
*Verladung, die, von Elefanten in Indien, 538.
*Wunder, die, des Yellowstoneparks, 482.
*Zerstörung, die, Heidelbergs, 484.

Naturwissenschaftliches.

*Ameisen-Razzia, eine, 704.
*Bienenvolk, das, 396, 410, 425.
*Darstellung, die photographische, des elektrischen Funkens, 312.
Diamanten, 679.
*Fauna, die, des Straßburger Münsters, 305.
Gang, ein, über Feld, 313.
*Gorilla, der, 525.
*Heuschreckenschwärme, 469.
*Hundegeschichten, merkwürdige, I. 6, II. 34, III. 104.
*Jagd, eine, im hohen Norden 272.
Jubiläum, ein, seltener Art, 469.
*Katzen, dressierte, 91.
*Kochsalz, das, 592.
*Löwe, der, als Jockey, 216.
*Meister Petz, 637.
*Paca, das braune, 111.
*Pelikan, vom, 725.
*Riesenbambusse, die, auf der Insel Ceylon, 77.
*Riesenkakteen, 384.
*Riesenschildkröten, I. 39, II. 53.
Schlangenwald, ein, 21.
Schmetterlinge, der Wiese, 510.
Schmuckeulen, die, oder Ordensbänder, 580.
*Seehund, der dressierte, 439.
Tiere als Erdbebenpropheten, 593.
Tierstatistik, 613.
*Trommler, in Schneeschuhen, 130.
Triumph, ein neuer, der Spektralanalyse, 718.
Verbreitungsmittel von Pflanzen, 119.
Walde, im herbstlichen, 678, 690.
*Windhosen, 565.

Technik, neue Apparate, Maschinen, Bauwerke.

*Bau, der höchste, steinerne, der Welt, 370.
Besuch, ein, im Kohlenbergwerk, 146.
*Boot, ein zerlegbares, 510.
*Brücke, eine neue Art, 579.
*Brücken und Viadukte, die größten, 467.
*Dampfkranen, lokomobile, 524.
Eisenbahnen, amerikanische, 719.
*Freiheitsstatue, die, im Hafen von New York, 664, 677.
*Gletscherbahre, die, 497.
*Heizraum, im, eines Oceandampfers, 629.
Kirche, eine, aus Eisen, 313.
*Kugel, die verhexte, 11.
*Labyrinthe, 242, 258.
*Luftballon, der verankerte, 188.
*Nigger, der kletternde, 294.
*Orient-Expreßzug, der, 608.
*Phonograph, noch etwas von Edisons, 298.
*Springbrunnen, die leuchtenden, der Pariser Weltausstellung, 47, 61.
*Trockendock, schwimmendes, 651.
*Universum, das neue, 119.
*Walz- und Hammerwerk, ein, 540.
*Wasserkreisel, der, 504.

Militärisches, Marine, Aeronautik.

*Abmarsch ins Manöver, 594.
*Attacke, zur, — Marsch! Marsch! 553.
*Eclaireur, der, 357.
*Geschütz-Exerzieren, 638.
Hund, der, im Patrouillendienst, 364.
Signale in der deutschen Armee, 84, 336, 392.
*Standartenträger, der, 218.
*Taucherkunst, die heutige, I. 4, II. 25.
*Wache, auf, 48.

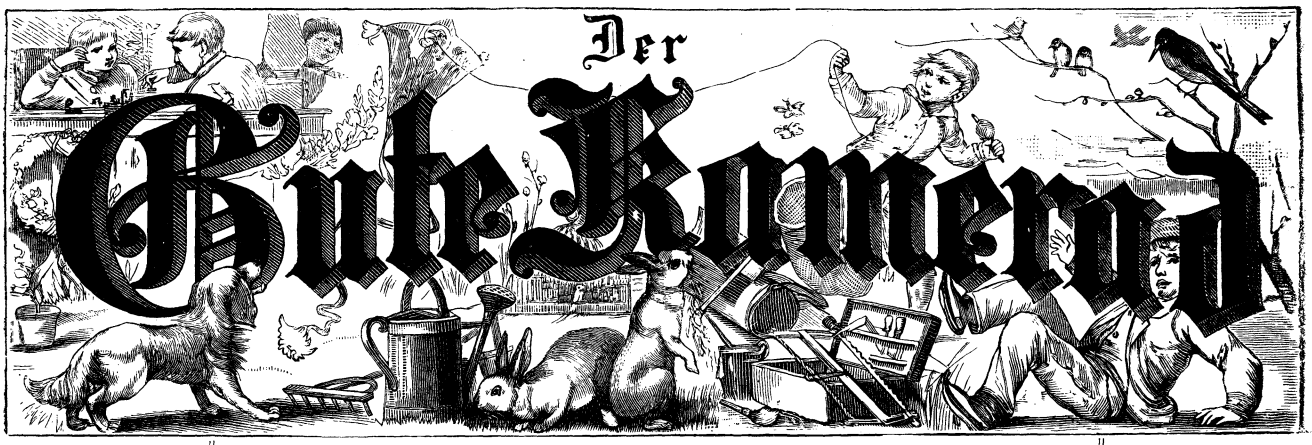
Experimente, Beschäftigungen, Spiele, Sammlungen.

*Anfertigung, die, einer einfachen Laubsägemaschine, 278.
*Angelfischerei, die, I. 628, II. 642.
*Anlegen, über das, einer Münzensammlung, 446.

*Apfelsinenschale, die merkwürdige, 224.
Bärenspiel, 559.
*Ballspiel, das, 417.
Befestigung, eine sehr sichere, 686.
*Bildhauer, der junge 139.
*Briefmarken, die neuesten, 12.
Briefmarken- und Ganzsachensammler, der praktische, 389.
Brief- und Postkartensammlungen, 468.
*Drachensport, neues vom, 670, 684, 698.
*Einsammeln und Präparieren, das, der Pflanzen für das Herbarium, 375.
Eis, wie kann man selbst, bereiten, 560.
*Experiment über das Gesetz der Trägheit, 392.
*Experimente, chemische, I. Das Laboratorium, 166, II. Auflösung. — Krystallisation. — Füllen. — Filtrieren, 222, III. Abdampfen. — Destillation u. a. 264, IV. die chem. Gerätschaften. — Der Sauerstoff, 321, V. und VI. der Wasserstoff, 405, 460.
Experimente, einige, mit chromsauren Salzen, 461.
Faden, der zerschnittene und wiederhergestellte, 69.
*Feldpionier, der junge, I. 502, II. 516.
*Fische, verzauberte, 686.
*Gasanzünder, ein elektrischer, 167.
*Gasfabrik, eine kleine, 672.
*Gegenständen, von mehreren in einen Kreis gelegten, einen heimlich berührten zu erraten, 168.
Geldstück, das schwer festzuhaltende, 559.
Geldstück, das schwer zu ergreifende, 616.
Geldvermehrung, die, 657.
*Geschenk, ein selbstverfertigtes, für Mama oder Schwesterchen, 378.
*Hirsch, der springende, 11.
*Hof, wie ein sogenannter, um den Mond entsteht, 448.
*Hygroskop, ein, 587.
*Jagd, die, auf Raupen und das Präparieren derselben, 431.
Jagdspiel, 336.
*Käferfang, der, im Winter und im Vorfrühling, 348.
*Knoten und Schleifen, 292.
*Kolumbusei, ein neues, 532.
Kreishüpfen, 266.
*Kunst, die, der Pflanzenveredlung, 557, das Kopulieren, 586, das Sattelschäften und Spaltpfropfen, 599.
Kunststückchen, ein, 322.
*Licht, künstliches, für photographische Zwecke, 33.
*Licht, das schwer zu entzündende, 574.
*Löffel und Messer in der Schwebe, 726.
*Lokomotive, wie baut man eine, 68, 82, 96.
Marsch, der blinde, nach dem Ziele, 656.
*Maskerade, lustige, 235, 249.
*Mäusefalle, praktische, 714.
*Mikrophon, das, 488.
Mittel, neues, Sperlinge zu verscheuchen, 462.
Momentverschwinden eines lebenden Pferdes samt Kutscher, 97.
Mützenraub, 363.
*Niet- und Lötarbeiten, 712.
*Ostereier, 333.
*Papierfrosch, der japanische, 97.
*Pilzsammeln, 531, 544.
*Pumpe, eine, ohne Kolben, 714.
*Rattenesser, der, 110.
Reisespiel, das, 209
*Ritterburg, eine, zugleich Uhrständer, aus alten Korkpfropfen, 26, 41, 54.
Ritter und Bürgerspiel, 518.
Schanzenstürmen, 70.
*Schneemänner, I. 151, II. 160, III. 173.
*Selbstanfertigung, die, eines Hektographen, 194.
*Selbstherstellung, die, einer Sonnenuhr, 614.
Stangenreißen, 700.
*Stubenvogelzüchtung für kleine Leute, I. 362, II. 474.
*Täuschungen, zwei hübsche optische, 588.
*Terra-Aquarium, das, 545.
*Versuch, einfacher, zur Erprobung der Wärmeleitungsfähigkeit verschiedener Metalle, 644.
Vorsichtsmaßregeln, einige, bei chemischen Experimenten, 376, 391.
*Weihnachtsarbeit-Konkurrenz, von der, 181, 194, 210.
*Weihnachtsgeschenk, dein, für Mama und klein Brüderchen, 13.
*Windmühle, die kleine, 83.
Wurfball und deutscher Fußball, 601.
Zaubercouvert, das, 70.
*Zauberschnur, die, 238.

Allerlei.

Achtung vor solchen Kameraden! 90.
Antwort, eine treffende, 434.
Arm, der, eines Setzers, 434.
Audienz, bei der 315.
Bacillus, der, in Briefmarken, 260.
Barmherzigkeit, belohnte, 111.
Barnum, der König der Reklame, 462.
Behüte dein Auge, 244.
Börsentrommeln, das, in Amsterdam, 726.
Briefmarken, 616.
Charakteristik, zur, der jungen Engländer, 252.
Chorsänger, der heisere, 552.
Dackel, der gescheite, 658.
Dessauer, dem alten, 350.
Eichhörnchen, das verhängnisvolle, 189.
*Eine Maus! Eine Maus! 652.
Eisenbahnbaumeister, ein kaiserlicher, 180.
Ertappt, auf der That, 112.
Erziehung, die, der chinesischen Kaiser, 349.
Feindschaft und Edelsinn, 154.
*Friedrich der Große und der Savoyardenknabe, 461.
Fuchs und Glucke, 322.
Galgenhumor, 490.
Geistesgegenwart, 308.
*Geschichten, seltsame, 162.
Größe, über die mittlere, des Menschen, 571.
Größe und Schwere, menschliche, 273.
Gut repliziert, 224.
Hammer, etwas vom, 335.
Humoristisches, 210.
Jagd, über die, nach Elfenbein, 686.
Irrtum, verzeihlicher, 670.
Jung gewohnt, alt gethan, 90.
Junge, ein geriebener, 42.
*Katzenklavier, ein, 546.
Keule, die, 356.
Kommando, ein sonderbares, 84.
Krieger, die, aus dem indischen Stamme der Sikhs, 560.
Kuriosum, ein interessantes, 176.
Kurzsichtigkeit, über, 574.
*Krokodiljagd, die, in Kolumbien, 718.
Lateiner, ein schlechter, 266.
Leicht abgeholfen, 266.
Lesseps, als Herr von, 473.
Licht, das, 231.
Lupus, 566.
Macht, die, der Gewohnheit, 672.
Meyerbeer, 357.
Münze, mit gleicher, 224.
*Musikanten, lustige, 319.
Offizierskreisen, in, 347.
Ordre pariert, 406.
Ostern, 355.
Phonograph, der, 672.
Plüskow, vom langen, 420.
Professor, der jüngste, der Welt, 595.
Ratschläge, für die fußreisende Jugend, 502.
Revanchiert, 504.
Rezept, seltsames, 532.
Rezepte, chinesische, 83.
Scherz und Humor, 98.
Schlachtfeld, das, von Tarapaca, 434.
Schnarchen, das, 585.
Schnupfen und Husten, 644.
Schreck, ein nächtlicher, Napoleons, 112.
Siegelsammlung, die bedeutendste, Deutschlands, 83.
*Sklaventransport, ein, 412.
Sommer, im, 658.
Sparsamkeit, 132.
Stunden, in sechs, zu Fuß durch sieben deutsche Länder! 672.
Telephon, das, als Wetterprophet, 700.
Testament, ein 5000 Jahre altes, 434.
Todesfurcht, 196.
Ueberraschung, unangenehme, 251.
Unterschied, 280.
Ursprung, über den, verschiedener Redensarten und Bezeichnungen, 524.
Vater, ein strenger, 602.
Voreltern, unsre, 294.
Wert, der, des Eisens, 476.
Weshalb im Jahre 1813 in Prag der Friede nicht zu stande kam. 585.
Wink, deutlicher, 476.
Winter, der erste kalte, 84.
*Winterfreuden, 126.
Zahlen, große, 616.
Zehn Minuten Aufenthalt! 95.
Zeit, aus der guten alten, 689.



4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 1.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

Erstes Kapitel.

Ein Dschelabi.

„Haï es sala“ — rief der fromme Schech el dschemali, der Anführer der Karawane — „auf zum Gebete! El Asr ist da, die Zeit der Kniebeugung, drei Stunden nach Mittag!“

Die Männer kamen herbei, warfen sich auf den sonnendurchglühten Boden nieder, ließen den Sand durch die Hände gleiten und rieben sich denselben an Stelle des fehlenden, zur vorgeschriebenen Waschung nötigen Wassers sanft gegen die Wangen. Dabei sprachen sie laut die Worte

> Warum lernen wir und bilden wir uns? Antwort: Um das Wohl andrer begründen zu können; wer nur nach eigenem Wohle strebt, hat den Zweck des Daseins nicht begriffen.
>
> Gerhard von Amyntor.

– Dabei warf er einen bösen Blick auf den sechsten Mann, welcher hart am Felsen saß und damit beschäftigt war, einen kleinen Vogel auszubalgen. –

der Fathha, der ersten Sure des Korans:

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen und zu dir wollen wir flehen, auf daß du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die sich deiner Gnade freuen, und nicht den Weg derer, über welche du zürnest, und nicht den der Irrenden!"

Dabei knieten die Betenden in der Kibbla, das heißt mit dem Gesichte nach der Gegend von Mekka gerichtet. Sie fuhren unter fortgesetzten Verbeugungen fort, sich mit dem Sande zu waschen, bis der Schech sich erhob und ihnen damit das Zeichen gab, daß die gottesdienstliche Handlung zu Ende sei. Das Gesetz gestattet dem Reisenden, in der wasserarmen Wüste, die bei den täglichen Gebeten stattzuhabende Reinigung mit Hilfe des Sandes bildlich vorzunehmen, und diese Milde verstößt keineswegs gegen die Anschauung des Wüstenbewohners. Er nennt die Wüste Bahr bala moije lakin miljan nukat er raml, das Meer ohne Wasser, aber voller Sandtropfen, und vergleicht also den Sand der endlos scheinenden Einöde mit den Wassern des ebenso unendlich sich darstellenden Meeres.

Freilich war es nicht die große Sahara, auch nicht die mit ihren welligen Sandhügeln einer bewegten See gleichende Hammada, in welcher sich die kleine Karawane befand, aber ein Stück Wüste war es doch, welches rundum vor dem Auge lag, so weit dasselbe nur zu blicken vermochte. Sand, Sand und nichts als Sand! Kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein Grashalm war zu sehen. Dazu strahlte die Sonne wahrhaft glühend vom Himmel hernieder, und es gab nirgends Schatten als hinter der zerklüfteten, zackigen Felsengruppe, welche sich aus der Sandebene erhob und den Ruinen einer alten Zwingburg glich.

In diesem Schatten hatte die Karawane seit einer Stunde vor Mittag bis jetzt gelagert, um den Kamelen während der heißesten Tagesstunden Ruhe zu gönnen. Nun war die Zeit des Asr vorüber, und man wollte aufbrechen. Der Moslem und ganz besonders der Bewohner der Wüste tritt seine Reisen überhaupt fast stets zur Stunde des Asr an. Nur die Not kann ihn veranlassen, davon eine Ausnahme zu machen, und wenn dann die Wanderung nicht den gehofften günstigen Verlauf nimmt, so schiebt er sicher die Schuld auf den Umstand, daß er nicht zur glückverheißenden Stunde aufgebrochen sei.

Die Karawane war nicht groß. Sie bestand aus nur sechs Personen mit ebenso vielen Reit- und fünf Lastkamelen. Fünf von den Männern waren Homr-Araber, welche als sehr bigotte Muselmänner bekannt sind. Daß dieser Ruf ein wohlverdienter sei, zeigte sich jetzt nach dem Gebete; denn, als die fünf sich erhoben hatten und sich zu ihren Tieren begaben, murmelte der Schech den andern leise zu:

„Allah jenahrl el kelb, el nusrani — Gott verderbe den Hund, den Christen!"

Dabei warf er einen verborgenen, bösen Blick auf den sechsten Mann, welcher hart am Felsen saß und damit beschäftigt war, einen kleinen Vogel auszubalgen.

Dieser Mann hatte nicht die scharfgeschnittenen Gesichtszüge und die Glutaugen der Araber, auch nicht ihre schmächtige Gestalt. Als er sah, daß sie aufbrechen wollten, und sich nun erhob, zeigte sich seine Figur so hoch, stark und breitschulterig wie diejenige eines preußischen Gardekürassiers. Sein Haar war blond, ebenso der dichte Vollbart, der sein Gesicht umschloß. Seine Augen waren von blauer Farbe und seine Gesichtszüge von einer bei den männlichen Semiten ganz ungewöhnlichen Weichheit.

Er war genau so wie seine arabischen Gesellschafter gekleidet; das heißt, er trug einen hellen Burnus mit über den Kopf gezogener Kapuze. Doch, als er sein Kamel jetzt bestieg und sich dabei der Burnus vorn öffnete, war zu sehen, daß er hohe Wasserstiefel anhatte, eine gewiß seltene Erscheinung hier in dieser Gegend. Aus seinem Gürtel blickten die Griffe zweier Revolver und eines Messers, und an dem Sattel hingen zwei Gewehre, ein leichteres zur Tötung von Vögeln und ein schwereres zur Erlegung größerer Tiere, beide aber Hinterlader. Vor den Augen trug er eine Schutzbrille.

„Reiten wir jetzt weiter?" fragte er den Schech el dschemali im Dialekte von Kahira (Kairo).

„Ja, wenn es dem Abu 'l arba ijun gefällig ist," antwortete der Araber.

Seine Worte waren höflich: aber er bemühte sich vergeblich, seinem Gesichte dabei einen freundlichen Ausdruck zu geben. Abu 'l arba ijun bedeutet „Vater der vier Augen." Der Araber liebt es, andern und zumal Fremden, deren Namen er nicht aussprechen und sich nicht gut merken kann, eine Bezeichnung zu geben, welche sich auf irgend einen ihm auffälligen Umstand oder auf eine in die Augen springende Eigenschaft beziehen, welche der Betreffende besitzt. Hier war es die Brille, welcher der Reisende den sonderbaren Namen verdankte.

Diese Namen beginnen gewöhnlich mit Abu oder Ben und Ibn, mit Omm oder Bent, das heißt mit Vater oder Sohn, Mutter oder Tochter. So gibt es Namen wie Vater des Säbels — ein tapferer Mann, Sohn des Verstandes — ein kluger Jüngling, Mutter des Kuskussu — eine Frau, welche diese Speise gut zuzubereiten versteht, Tochter des Gespräches — ein klatschhaftes Mädchen. Auch in andern, nicht orientalischen Ländern hat man eine ähnliche Gewohnheit, so zum Beispiele in den Vereinigten Staaten bezüglich des Wortes Old. Old Firehand, Old Shatterhand, Old Coon sind dort bekannte Namen berühmter Prairiejäger.

„Wann werden wir den Bahr el abiad*) erreichen?" erkundigte sich der Fremde.

„Morgen, noch vor dem Einbruch des Abends."

„Und Faschodah?"

„Zu derselben Zeit, denn wenn Allah will, so werden wir gerade an der Stelle, auf welcher diese Stadt liegt, auf den Fluß stoßen."

„Das ist gut! Ich kenne diese Gegend nicht genau. Hoffentlich wißt Ihr besser Bescheid als ich und werdet Euch nicht verirren!"

„Die Beni-Homr verirren sich nie. Sie kennen das ganze Land zwischen der Dschesirah**), Sennar und dem Lande Wadai. Der Vater der vier Augen braucht keine Sorge zu haben."

Er sprach diese Worte in einem sehr selbstbewußten Tone aus, und warf aber dabei einen heimlichen, höhnischen Blick auf seine Gefährten, welcher, wenn der Fremde ihn gesehen hätte, demselben wohl verdächtig vorgekommen wäre. Dieser Blick sagte mit größter Deutlichkeit, daß der Reisende weder den Nil noch Faschodah erreichen solle.

„Und wo übernachten wir heute?" fragte der Fremde weiter.

„Am Bir Aslan***), den wir eine Stunde nach dem Mogreb†) erreichen werden."

*) Westlicher Hauptarm des Nils.
**) Insel.
***) Brunnen des Löwen.
†) Viertes Tagesgebet beim Untergang der Sonne.

„Dieser Name hat keinen beruhigenden Klang. Wird der Brunnen durch Löwen unsicher gemacht?"

„Jetzt nicht mehr. Aber vor vielen Jahren hatte sich der „Herr mit dem dicken Kopfe" *) samt seiner Frau und seinen Kindern niedergelassen. Es fielen ihm viele Menschen und Tiere zum Opfer, und alle Krieger und Jäger, welche auszogen, um ihn zu töten, kamen mit zerrissenen Gliedern zurück oder wurden gar von ihm gefressen. Allah verdamme seine Seele und die Seelen aller seiner Vorfahren und Nachkommen! Da kam ein fremder Mann aus Frankhistan, der wickelte ein Gift in ein Stück Fleisch und brachte es in die Nähe des Brunnens. Am andern Tage lag der Fresser tot am Wasser. Sein Weib war darüber so erschrocken, daß sie mit ihren Kindern davonzog, wohin, das erfuhr man nicht, doch Allah weiß es. Möge sie mit ihren Söhnen und Töchtern im Elende erstickt sein! Seit jener Zeit hat es nie wieder einen Löwen an diesem Brunnen gegeben, aber den Namen hat er behalten."

Der arabische Bewohner der Wüste spricht in einem so schlechten Tone nur dann von einem Löwen, wenn dieser nicht mehr lebt und ihm also keinen Schaden mehr bereiten kann. Einem lebenden Löwen gegenüber aber hütet er sich, solche beleidigende Ausdrücke oder gar Verwünschungen zu gebrauchen. Er vermeidet es sogar, das Wort Saba, Löwe, zu gebrauchen, und wenn er sich desselben je bedient, so spricht er es nur flüsternd aus, damit das Raubtier es nicht hören könne. Er meint, der Löwe höre das Wort stundenweit und komme herbei, sobald es ausgesprochen wird.

Wie die Negervölker des Sudan, so sind auch viele Araber der Ansicht, daß im Löwen die Seele irgend eines verstorbenen Scheichs stecke. Darum dulden sie seine Räubereien lange Zeit, bis er zu große Opfer von ihnen fordert. Dann ziehen sie in Masse aus, um ihn zu vernichten, wobei sie den Kampf durch hochtrabende Rede, welche sie ihm halten, einleiten.

Während der kühne europäische Jäger sich nicht scheut, dem Löwen ganz allein gegenüber zu treten, während er das fürchterliche Raubtier sogar am liebsten des Nachts an der Tränke aufsucht, um es mit der sicheren Kugel zu erlegen, hält der Araber das nicht nur für eine außerordentliche Kühnheit, sondern geradezu für Wahnsinn. Hat der Löwe die Herden eines arabischen Duar*) so gelichtet, daß den Leuten endlich doch die Geduld vergeht, so machen sich alle wehrfähigen Individuen auf, ihn zu erlegen. Das geschieht natürlich am hellen Tage. Man rüstet sich mit allen möglichen Waffen, sogar mit Steinen, betet die heilige Fathha und rückt dem Löwen vor sein Lager, welches gewöhnlich sich zwischen Felsen befindet, die von dornigem Gestrüpp umgeben sind.

Nun beginnt einer, welcher sich durch besondere Sprachgewandtheit auszeichnet, dem Tiere in höflichen Ausdrücken mitzuteilen, daß man wünscht, er möge die Gegend verlassen und die Rinder, Kamele und Schafe eines andern Dorfes verspeisen. Das ist natürlich ohne Erfolg. Es wird ihm der Beschluß der Dorfältesten nun in dringenderer, ernsterer Weise zu Gehör gebracht — ebenso umsonst. Darauf erklärt der Sprecher, daß man jetzt gezwungen sei, gewaltsame Maßregeln zu ergreifen, und man beginnt, so lange mit Steinen nach dem Dickicht zu werfen, bis der aus seinem Tagesschlummer aufgescheuchte Löwe erscheint, indem er stolz und majestätisch hinter den Felsen und aus dem Gestrüppe hervortritt. In diesem Augenblicke schwirren alle Pfeile, sausen alle Wurfspeere und krachen alle Flinten. Dabei ertönt ein Schreien und Heulen, daß der Löwe, wenn er nur ein wenig musikalisches Gehör hätte, augenblicklich davonrennen würde.

Keiner hat sich Zeit genommen, richtig zu zielen. Die meisten Geschosse gehen an dem Tiere vorüber; nur einige treffen, indem sie ihn leicht verwunden. Da sprühen seine Augen Feuer — ein Sprung, und er hat einen der Jäger unter sich liegen. Wieder krachen die Schüsse. Der Löwe, jetzt schwerer verwundet, holt sich noch ein zweites, ein drittes Opfer, bis er von den Geschossen, von denen keins wirklich tödlich traf, ganz durchlöchert tot zusammenbricht.

Nun aber ist es aus mit dem Respekte, mit welchem er vorher angeredet wurde, denn er ist tot und kann keine Beleidigung mehr rächen. Man wirft sich auf ihn; man tritt ihn mit Füßen und schlägt ihn mit Fäusten; man speit ihn an und besudelt sein Andenken, seine Vorfahren und Verwandten mit Schimpfworten, von denen die arabische Sprache einen fast unerschöpflichen Schatz besitzt.

Der Fremde lächelte ein wenig über den Bericht des Schechs. Es war ein Lächeln, welches bekundete, daß er sich gewiß nicht von dem „Herrn mit dem dicken Kopfe" und seiner Familie hätte „auffressen" lassen.

Diese kurze Unterhaltung hatte stattgefunden während man aufbrach. Dies geschieht nicht so leicht, wie der Europäer denken mag. Hat man Pferde als Reittiere, nun, so steigt man einfach in den Sattel und reitet davon. Bei den Kamelen aber ist es anders, besonders bei den Lastkamelen. Diese sind keineswegs die geduldigen Tiere, als welche sie in zahlreichen Büchern beschrieben werden. Sie sind vielmehr faul, bösartig und heimtückisch, ganz abgesehen von ihrer natürlichen Häßlichkeit und dem unangenehmen Geruch, den sie verbreiten. Dieser letztere ist so widerlich, daß es Pferde verschmähen, eine Nacht neben Kamelen zuzubringen. Das „Schiff der Wüste" ist ein bissiges Vieh; es schlägt vorn und hinten aus, hat keine Anhänglichkeit und besitzt eine Indolenz, welche nur von seiner Rachsucht noch übertroffen wird. Es gibt Tiere, denen sich kein Europäer nahen darf, ohne in Gefahr zu geraten, gebissen oder unter die Füße getreten zu werden.

Wahr ist's freilich, daß das Kamel sehr genügsam und ausdauernd ist, aber die außerordentlichen Leistungen, von denen man in dieser Beziehung gefabelt hat, beruhen auf Uebertreibung. Kein Kamel vermag länger als drei Tage zu dürsten. So lange hält der Wasservorrat seines Magens aus, nicht länger. Wird es nach dieser Zeit nicht getränkt, so legt es sich nieder und ist selbst durch die grausamste Behandlung nicht wieder auf die Beine zu bringen. Es bleibt liegen, um zu verschmachten.

Ebenso ist es eine Lüge, daß der Beduine, wenn ihm das Wasser ausgeht, sein Leben rettet, indem er sein Kamel ersticht, um das in dem Magen desselben befindliche Wasser zu trinken. Der Magen eines geschlachteten Kamels enthält kein Wasser sondern eine blutwarme, dicke, mit Futterresten vermischte und schlimmer als ein Düngerhaufen nach allen möglichen Ammoniumsalzen riechende, dem Inhalte unserer Senkgruben ähnliche Jauche. Selbst ein Mensch, welcher vor Durst im Verschmachten liegt, wird keinen Schluck dieses entsetzlichen Zeuges trinken können.

Die schlechten Eigenschaften des Kamels zeigen sich während der Reise be-

*) Arabische Bezeichnung des Löwen.

*) Zeltdorf.

sonders nach der Ruhezeit, wenn es wieder beladen werden soll. Da wehrt es sich nach Leibeskräften mit dem Maule und den Beinen; da stöhnt und röchelt, da ächzt und brüllt es aus Leibeskräften. Dazu kommt dann das Zanken, Schreien und Fluchen der Männer, welche an ihm und der Ladung herumzerren. Es gibt das stets eine Scene, daß man davonlaufen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Die heutige Taucherkunst.

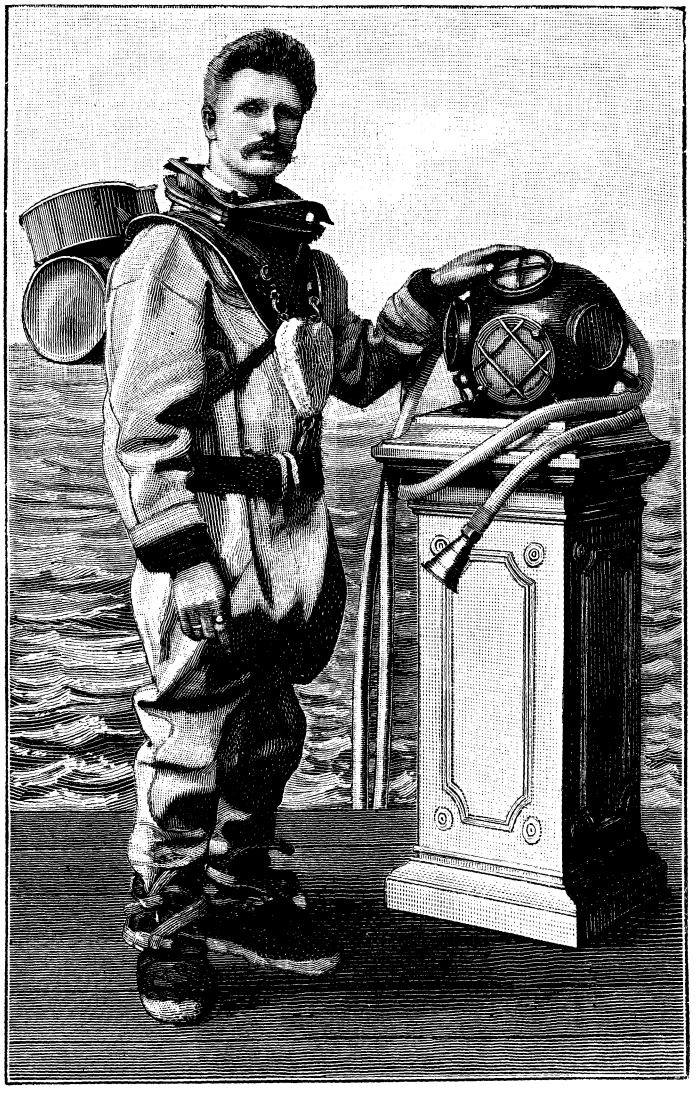
I.

Wer von euch lieben Kameraden kennt nicht die herrliche Schillersche Ballade vom Taucher? Zur Zeit, als diese Sage spielte, kannte man freilich von der Taucherkunst, wie sie heute ausgebildet ist, noch sehr wenig, obwohl man schon im Altertum darauf bedacht war, zur Hebung der auf dem Meeresboden befindlichen oder dahin versunkenen Schätze künstliche Mittel anzuwenden. Es wird berichtet, daß man zu diesem Zwecke metallene Behälter anwandte, die man über den Kopf stülpte, auch wohl in irgend einer Weise befestigte, da ja sonst die Hände nicht frei und die Bewegungen unter Wasser nicht ungezwungen gewesen wären. Im großen und ganzen aber war und blieb das Tauchen bis in die neuere und neueste Zeit lediglich Sache der Kraft, Geschicklichkeit und des persönlichen Mutes. Aber auch unter Anwendung der vollkommensten Hilfsvorrichtungen, wie man sie jetzt besitzt, sind diese Eigenschaften in hohem Grade erforderlich, weshalb denn auch zu berufsmäßigen Tauchern nur solche Männer zugelassen werden, bei denen sie vorhanden und erprobt sind. Denn

„Da unten da ist es fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedeckt mit Nacht und Grauen" —

wie es in der Schillerschen Ballade heißt.

Aber der menschliche Geist schreckt in seinem rastlosen Streben auch vor dem fast Unmöglichen nicht zurück. Das Wasser ist nun einmal nicht das Element des menschlichen Organismus, bei dem des Tauchens Unkundigen genügen oft wenige Sekunden, um den Tod herbeizuführen.



Deutscher Taucher mit Rouquayrol-Denayrouzescher Ausrüstung.

Geschickte Taucher vermögen vielleicht eine halbe Minute unter Wasser zu bleiben und bei den gewerbsmäßigen griechischen, arabischen und persischen Tauchern ist etwas über eine Minute die durchschnittliche Leistung. Tauchkünstler, wie sie sich auf Jahrmärkten sehen lassen, haben es freilich schon bis zu 2¾ Minuten gebracht, das sind aber Leistungen, die zu den Ausnahmsfällen zählen und nicht in Betracht kommen können.

Zum erstenmal wird die Taucherglocke erwähnt im Jahre 1538 durch Taisner, den Hofmeister Karls V., und der erste bedeutende Gebrauch derselben erfolgte 1590 bei dem Versuch, die Schätze der bei der Insel Mull an der westlichen Küste von Schottland 1588 gescheiterten unüberwindlichen Flotte Philipps II. von Spanien zu heben, was 1665 wiederholt wurde. Unter der Regierung des Königs Jakob II. von England (1685—88) holte der englische Taucher Phipps aus einem bei der westindischen Insel Hispaniola (später Haiti) gesunkenen Schiff Silberbarren im Wert von 6 Millionen Mark herauf.

Die älteste Form der Taucherglocke war, wie schon der Name bekundet, ein glokkenförmiger, unten offener Behälter, in welchem der Taucher beim Herablassen auf einer unten angebrachten Bank saß, so daß ein großer Teil des Körpers in das Wasser hineinragte. Bei späteren Konstruktionen war nur der Kopf von Wasser frei. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Taucherglocke besonders durch Halley und Smeaton verbessert. Aber erst in unsrem Jahrhundert ging man dazu über, ganz geschlossene Taucherglocken zu bauen, denen durch eine auf dem begleitenden Schiff befindliche Luftpumpe mittels Gummischläuchen frische Luft zugeführt wird. Die vollkommenste Taucherglocke ist jedenfalls die Toselliſche. Dieselbe besteht aus einem geräumigen Cylinder aus Eisenblech, auf dessen Boden man mittels Wendeltreppe hinabsteigt. Sie ist elektrisch beleuchtet und ersetzt ihren Luftvorrat nicht durch Gummischläuche von der Oberfläche aus, sondern durch Behälter mit komprimierter Luft. Rings in der Wand sind in bequemer Höhe eine Anzahl Guckfenster angebracht, denen am Boden ein großes Fenster zugefügt ist. Erstere dienen zur Beobachtung der Seetiere, das letztere zur Beobachtung und Untersuchung des Meeresgrundes und da die Beleuchtung eine ungemein starke ist, so finden sich aus Neugier stets eine Menge von Meeresbewohnern aller Art ein, deren Bewegungen und Gewohnheiten man mit der größten Ruhe beobachten kann, während diese Beleuchtung zugleich die genaue Untersuchung des Meeresgrundes gestattet.

Der Aufenthalt in dieser Taucherglocke gehört gewiß zu dem Interessantesten, was man sich überhaupt denken kann.

Nach dem Prinzip der Taucherglocke baute man dann auch Taucherboote und Taucherschiffe, die teils zu Arbeiten unter Wasser, besonders in Flußbetten, Flußmündungen und Häfen, teils zum Heben von gesunkenen Schiffen, teils auch zu Kriegszwecken Verwendung gefunden haben und noch finden.

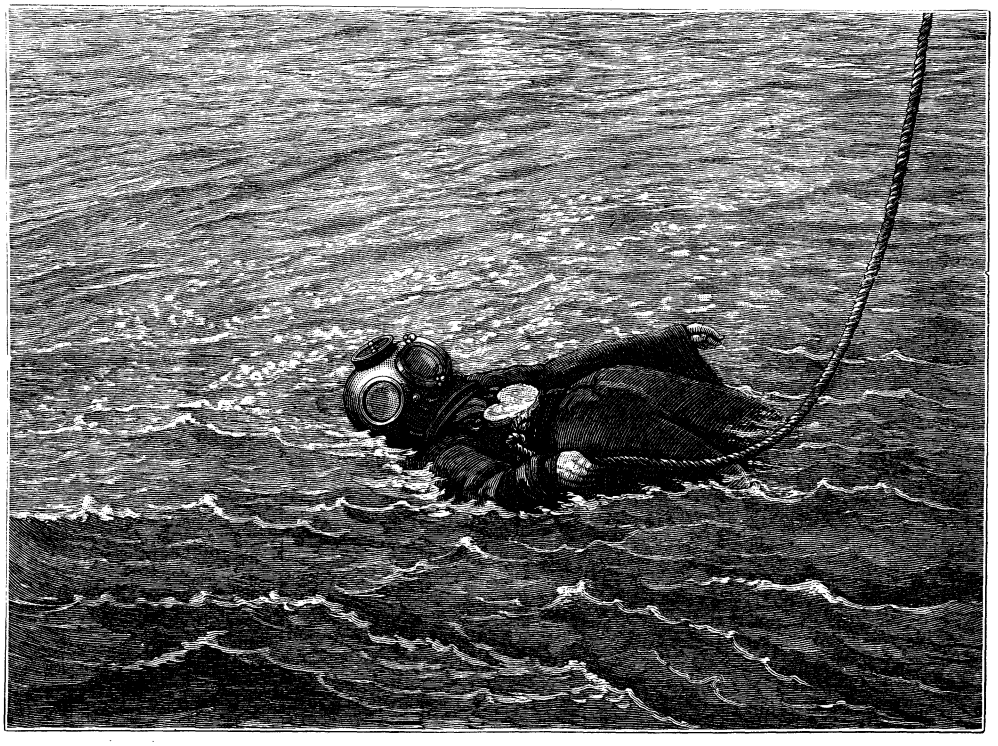
Obwohl nun diese Hilfsvorrichtungen mit der Zeit so vervollkommnet sind, daß sie außer der senkrechten Bewegung auch eine wagerechte gestatten, so knüpfen sich die wahren Erfolge und Errungenschaften der Taucherkunst erst an den Taucheranzug, der mit der Zeit so vervollkommnet ist, daß der Taucher damit in Tiefen bis zu 40 m halbe Tage lang arbeiten kann.

Die Erfindung des Taucheranzuges machte gegen 1730 ein Engländer. Er bestand aus starkem Leder und war am Kopfstück mit einem Fensterchen versehen. Natürlich war derselbe sehr unbeholfen und gestattete unter Wasser einen nur kurzen Aufehntalt. Erst hundert Jahre später gelang es, einen Taucheranzug herzustellen, mit dem man sich längere Zeit unter Wasser aufhalten konnte. Gegenwärtig sind zwei Systeme in Gebrauch, das englische und das französische. Sie sind auch nach den Erfindern, ersteres Scaphander, das zweite Rouquayrol-Denayrouze genannt. Sie unterscheiden sich im wesentlichen nur wenig. Der Scaphanderanzug wird ganz mit Luft gefüllt, während der andre, obwohl auch er Luft aufnehmen kann, in der Regel nur zum Schutz gegen Nässe und Kälte dient, als Unterscheidungsmerkmal aber einen Luftregulierungsapparat besitzt, der wie ein Tornister auf dem Rücken getragen wird und einesteils mit der Luftpumpe auf dem Begleitschiff, andernteils mit dem Helm, bezw. dem Mund des Tauchers in Verbindung steht. Diese Ausrüstung hat vor der englischen bedeutende Vorzüge, weshalb sie auch in der deutschen Marine Eingang gefunden hat. Auf sie beziehen sich unsre Abbildungen, sowie die nachfolgende nähere Beschreibung.

Die im Jahre 1865 von zwei Franzosen, dem Ingenieur Rouquayrol und dem Marinelieutenant Denayrouze erfundene Ausrüstung besteht, abgesehen von der Luftpumpe, aus fünf Haupt- und ebensovielen Nebenbestandteilen. Erstere sind: 1) der Luftzuführungsschlauch, 2) der Luftregulator mit Atmungsschlauch, 3) der Helm, 4) der eigentliche Anzug, 5) die Sicherheits- und Signalleinen. Als Nebenbestandteile figurieren: das Manometer, die Beschwerungsgewichte, ein Messer nebst zugehörigem Gürtel und eine Glühlichtlaterne.

Die Luftpumpe befindet sich, wie schon angedeutet, auf dem Begleitschiff (auch Taucherprahm genannt). Die von ihr gelieferte Luft nimmt ihren Weg durch den Luftzuführungsschlauch, der aus einer starken Drahtspirale besteht, damit er dem Wasserdruck erfolgreich Widerstand entgegensetzen kann. Auf der Innenseite ist diese Spirale mit Kautschuk, auf der Außenseite mit Segeltuch ausgekleidet. Der Schlauch wird auf 20 Atmosphären probiert, d. h. auf den vierfachen Wasserdruck, den er in der größten Tiefe auszuhalten hat.

Dieser Schlauch führt die Luft, nachdem sie den Manometer zur Ermittlung ihres Druckes passiert hat, zunächst nach dem Luftregulator, auch Lufttornister genannt, weil er wie ein Tornister auf dem Rücken getragen wird. Er besteht aus zwei Teilen, einem obern und einem untern. Der obere nimmt die Luft auf, der untere gibt sie mittels des Atmungsschlauches an den Taucher ab. Beide Teile sind durch ein Ventil verbunden, das selbstthätig nur soviel Luft aus dem obern in den untern Behälter einläßt, als der Taucher bedarf. Hierdurch ist es dem Taucher möglich gemacht, geradeso bequem zu atmen wie in freier Luft. Die ausgeatmete Luft entweicht durch ein Ventil in das Wasser, was zugleich den Vorteil hat, daß durch die aufsteigenden Blasen stets der Ort angegeben wird, wo der Taucher sich gerade befindet. Das Atmen geschieht durch den Mund. Die Nase ist durch einen Klemmer geschlossen, der aber von geübten Tauchern in der Regel nicht benutzt wird.



Der Taucher wirft sich vom Boote in die See.

Der Helm ist aus Kupferblech und mit vier Fenstern versehen, von denen das obere zum Schutz mit einem Gitter aus Metallstäbchen versehen ist. Das vordere kann ausgeschraubt werden. Befestigt wird der Helm durch Schrauben auf dem im Bilde sichtbaren Halsberge. Der luft- und wasserdichte Verschluß wird dabei durch Gummiunterlagen erreicht.

Was den Anzug betrifft, so ist derselbe aus einem Stück angefertigt. Der Stoff ist in Kautschuklösung getränktes

Leinen- oder Baumwollengewebe mit einer Kautschuklage. Der wasserdichte Abschluß an Händen und Füßen wird durch festanschließende Gummibänder bewirkt. Die Schuhe sind mit schweren Bleisohlen versehen. Außerdem ist der Taucher noch durch zwei Bleigewichte beschwert, von denen das eine auf der Brust, das andre auf dem Rücken hängt. Das Gesamtgewicht dieser Belastung beträgt 27 kg. Es hat den Zweck, den sogenannten Auftrieb des Wassers aufzuheben, beziehungsweise den Taucher auf dem Meeresboden zu halten. Die Sicherheitsleine ist am Gürtel befestigt und hat den doppelten Zweck, den Taucher aus der Tiefe wieder heraufzuholen und eine Verständigung mit der Mannschaft des Taucherprahms mittels verabredeter Signale, durch Rucken oder Ziehen, zu ermöglichen.

Merkwürdige Hundegeschichten.

I.

Auf einem Kartoffelacker, der sich um einen Berg zog, hatten die Arbeiter ihre Kleidungsstücke einem Spitz zum Bewachen übergeben. Als sie später hinter dem Berge zu thun hatten und dem Hunde unsichtbar wurden, fand er sich bewogen, der Gesellschaft nachzugehen. Die Leute erschraken und eilten zu ihren Kleidern, die sie an einen Weg gelegt hatten, erschraken aber noch mehr, als sie keine Kleider mehr sahen. Sie wurden über den Hund erzürnt und wollten ihn strafen. Dieser sprang aber aufs nächste Kartoffelfeld, fing an zu scharren und zog ein Stück nach dem andern aus dem Boden heraus; er hatte die Kleider offenbar vor Dieben sichern wollen.

In E. war ein Mann, der auf den Straßen Pasteten verkaufte und dazu die Abnehmer durch eine Glocke aufmerksam machte. Ein Gewürzkrämer hatte einen Hund, dem der Pastetenmann einmal ein Stück von seiner Ware gab; als dieser das nächste Mal die Glocke hörte sprang er von seinem Herrn auf und zum Händler, faßte ihn am Rocke, bellte und wollte ihn nicht fortlassen. Der Mann verstand, was der Hund haben wollte, zeigte ihm ein Geldstück und wies auf seinen Herrn, der in der Thüre stand und diese Unterhaltung mit dem Hunde verfolgte. Dieser lief sogleich zu seinem Herrn und bat durch mancherlei demütigende Stellungen und Gebärden. Der Gewürzhändler gab ihm einen Pfennig in den Mund, der Hund eilte sogleich zum Pastetenmanne und gab ihm denselben, wofür er eine Pastete erhielt. Als nun der Hund das nächste Mal wieder die Glocke hörte, bat er sogleich seinen Herrn um Geld und ging erst dann zum Pastetenhändler, als er wieder einen Pfennig erhalten. Dieser Handel zwischen Mann und Hund hat monatelang gedauert und es verschaffte allen Zuschauern viel Vergnügen, daß ein nicht abgerichteter Hund durch ein so verständiges Handeln sich auszeichnete.

Ein Herr hatte seinen Pudel so abgerichtet, daß er ihm in einem Korbe beim Speisewirt alle Mittage das Essen holen mußte. Lange brachte der vierbeinige Diener die Speisen immer glücklich nach Hause. Aber einmal wollten sich zwei Freunde des Herrn mit dem Pudel einen Spaß machen. Jeder von ihnen besaß einen Hund und mit diesem paßten sie in einiger Entfernung dem Pudel auf. Als er nun mit dem Essen kam, hetzten sie ihre Hunde auf ihn. Der Pudel setzte sogleich seinen Korb nieder und stellte sich zur Gegenwehr. Aber als er sich mit dem einen Hunde herumbalgte, fiel der andre über das Essen her, und als er wieder über diesen herfiel, fraß der erste aus der Schüssel. Da nun der Ueberfallene sah, daß er die beiden Hunde nicht vom Raub abhalten konnte, fiel er ebenfalls über die Speisen her und entriß den Räubern, so viel er nur konnte. Als die Hunde gemeinschaftlich reinen Tisch gemacht, suchte der Pudel die zinnernen Schüsseln wieder in den umgeworfenen Korb zu bringen, ging mit diesem traurig nach Hause, setzte ihn zu den Füßen seines Herrn, winselte und bat um Schonung. Der Herr wollte eben den Pudel züchtigen, als seine Freunde ins Zimmer traten und lachend erzählten, was vorgefallen sei. So wurde der treue Pudel von der Strafe befreit. Die Freunde hatten ihre Hunde vor der Thür gelassen. Als jemand ins Zimmer ging, schlich sich einer derselben mit hinein, um zu seinem Herrn zu kommen; kaum sah der Pudel seinen Räuber, so fiel er wütend über ihn her und war nur mit Mühe von ihm loszubringen. Seine Racheluft gegen die zwei andern war und blieb groß, keiner von ihnen durfte vor ihn kommen, und wo er einen erblickte, jagte er ihn in die Flucht.

Schlechtes Gewissen.

Ebenso verhielt sich im ähnlichen Falle ein Pintscher. Jemand hatte diesen so abgerichtet, daß er in einem Körbchen alles vom Markte holte, was auf dem eingelegten Zettel stand. Einst wurde dieser Hund zum Schlächter geschickt, um eine Bratwurst zu holen. Sein Herr beobachtete ihn und wollte sehen, wie er sich

benehmen würde, wenn andre Hunde ihm seine Last, die doch sehr leicht zu wittern war, streitig machen sollten. Als nun der Hund mit der Wurst im Körbchen heimwärts ging, ward er von einer Menge seiner Kameraden umringt, die ihn ernstlich angriffen. Sogleich setzte er sein Körbchen hin und wehrte sich tapfer. Da er sich aber besiegt und seine Hoffnung, die Wurst zu seinem Herrn zu bringen, vereitelt sah, war auch er besonnen genug, daß er sie anpackte und auffraß.

Einst sollte ein Hund in einem Wirtshause so lange bleiben und die Sachen bewachen, bis sein Herr wieder zurückkäme. Allein ein größerer Hund, der ins Haus gehörte, kam zufällig in die Stube, wo dieser Wache hielt, packte ihn und da er ihm an Stärke überlegen war, so entfernte sich der fremde Hund, kam aber nach ein paar Stunden wieder zurück und brachte einen größeren Kameraden mit. Beide legten sich vor das Zimmer des abwesenden Herrn. Nicht lange darauf kam der Haushund wieder, der jenen fortgejagt hatte. Nun fielen beide Fremdlinge über ihn her, züchtigten ihn wegen der verletzten Gastfreiheit und ruhten nicht eher, bis er sich entfernte. Später ließ es sich der Haushund gar nicht mehr einfallen, vor und in die Stube zu kommen, wo der fremde Hund Wache hielt.

Bei einer Jagd im Elsaß sprang ein guter Hühnerhund in einen Kanal, der mit Steinen eingefaßt war und verfolgte eine Gans. Die Heftigkeit des Hundes zog die Aufmerksamkeit der Jäger auf sich. Die Gans floh nach Kräften, wurde aber bald von ihrem Feinde eingeholt; nun setzte sie sich zur Wehr, indem sie mit ihrem Schnabel dem Hunde Seitenhiebe gab und ihm mit den Flügeln Wasser in die Augen schleuderte, so daß der Hund kurze Zeit gar nichts sehen konnte. Währenddem entfloh sie wieder ein Stück; hatte der Hund sie abermals erreicht, machte sie es wie zuvor. Nach einstündigem Kampfe zog sich der Hund zurück und legte sich auf einen nahen Sandhügel. Als nach einiger Zeit die Gans sorglos aus dem Wasser trat und dem Hunde nahte, sprang dieser seiner Feindin mit einem Satze auf den Rücken und erwürgte sie, ehe es die Zuschauer hindern konnten.

In England ritten einmal zwei Freunde spazieren, der eine hatte einen Hund bei sich und wettete mit dem andern, daß dieser Hund ein verlorenes Geldstück aufsuchen und wiederbringen würde. Sie legten ein Geldstück an einen Ort, daß es der vorausgeeilte Hund nicht bemerken konnte. Als sie eine große Strecke weiter geritten waren, wurde dem Hunde das Zeichen gegeben, daß ein Geldstück fehle und er dasselbe suchen solle. Der Hund lief zurück, die Freunde ritten weiter. Das Tier kam aber nicht wieder, als auch die Freunde schon längst zu Hause waren. Der Herr des Hundes war ärgerlich, denn die Wette schien für ihn verloren zu sein. Da kam den zweiten Tag der Hund und brachte ein Paar Beinkleider, in welchem sich eine Uhr und Geld vorfand und unter dem Gelde war auch der gesuchte Schilling. Der Herr ließ durch die Zeitungen bekannt machen, daß ihm sein Hund ein Paar fremde Beinkleider gebracht habe, und daß der Eigentümer derselben sie bei ihm holen könne. Es kam ein Landwirt, der sich als Eigentümer auswies. Dieser hatte nämlich den Schilling gefunden, ehe der Hund ihn fand. Eine Viertelstunde nachher hatte sich der letztere dem Mann angeschlossen, der sich äußerst freundlich gegen den Hund zeigte. Cäsar, so hieß er, war bei ihm geblieben und hatte sich die Nacht über in dem Zimmer aufgehalten, in dem der Mann schlief. Als er am Morgen erwachte, war der Hund fort und mit ihm des Mannes Hosen; wahrscheinlich hatte er die Zimmerthüre selbst aufgestoßen und war unbemerkt entflohen.

Löwenkämpfe im alten Rom.

Auf den Gefilden Galliens hat er für seine Freiheit gekämpft, aber er ist mit seinen Stammesgenossen unterlegen und als Kriegsgefangener in die Hauptstadt seines Bezwingers abgeführt worden. In Rom begeht er die Thorheit, seine Mitsklaven zum Aufruhr gegen seinen neuen Herrn zu reizen. Durch dieses Vergehen ist er, schutzlos und rechtlos wie er schon ist, ohne moralischen und politischen Wert, unrettbar dem Tode verfallen. Aber er wird nicht einfach getötet, sondern er wandert in die Arena des Cirkus, um dem erbarmungslosen Volke durch sein qualvolles, grausames Sterben eine desto willkommenere Augenweide zu bieten.

Da aus irgend einem Grunde keine Gladiatorenkämpfe stattfinden können, wird heute eine große Tierhetze oder eine Jagd, wie es die Römer in ihrer Sprache nennen, abgehalten. Fünfhundert Löwen und zwanzig Elefanten hat man dem Volke vorgeführt. Ein Helm, der im Gedränge verloren worden ist und den man aufzuheben vergessen hat, liegt noch auf dem Boden. Jetzt steht der urwüchsige, stramme Kelte wilden Trotzes der noch wilderen Bestie gegenüber. Er weiß, daß er nichts mehr zu gewinnen und alles zu verlieren hat. Selbst wenn er Wunder der Tapferkeit vollbringt, selbst wenn er sich für würdig hält, den Zeigefinger aufheben zu dürfen, um das Mitleid und die Gnade des Volkes zu erflehen, es ist zu spät, sein Leben verwirkt; niemand aus dem Zuschauerkreis wagt es, durch Emporhaltung der geballten Hand mit dem eingezogenen Daumen die Tötung zu verhindern und hergebrachtes Gesetz zu verletzen. Nur mit einer kurzen Tunika bekleidet, ohne jede Waffe ausgerüstet, nicht eingeübt zu dem bestimmten Kampf, wie es wenigstens den Gladiatoren vergönnt war, muß der Unglückliche unterliegen.

Schon bricht der Leu, seit mehreren Tagen ausgehungert und in unwirschester Laune, aus dem geöffneten Zwinger hervor. Er lagert sich, scharret und recket die Zunge, erhebt sich und schlägt mit dem Schweif einen weiten Reif, brüllt laut auf und umstreift dräuend seinen gestellten Feind, der ihn durch einen vorgehaltenen Mantel reizen muß. Jetzt springt er in grimmem Sprung und faßt den Gegner im Rücken, Blut fließt. Wild bäumt sich der markige Mann auf, doch ein einziger Schlag der gewaltigen Pranke schlägt ihn wieder zu Boden, ein kurzes verzweifeltes Kämpfen, und endlich versetzt der Lanista dem sterbenden Ballistarius, so nannte man diese dem Tode geweihten Opfer, mit eigenem zu diesem Zweck hergestelltem Messer den das letzte Leben raubenden Gnadenstoß.

Für unser Gefühl hat eine Szene, wie die oben geschilderte, etwas ungemein Rohes und Abstoßendes. Aber die Römer dachten in derlei Dingen anders. Die Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe fanden selbst in Cicero und Seneca ihre Fürsprecher. Zur Empfehlung solcher Grausamkeiten trug die Rücksicht auf die Er-

Steirische Flößer auf der Mur.

ziehung und die Erhaltung des kriegerischen Sinnes der Römer bei, der durch sie für jede menschliche Regung gegen Feinde abgestumpft werden mußte, sowie auch der zum Bewußtsein gekommene, freilich niedrige Gedanke, daß Kämpfe und Spiele dieser Art ein sehr förderliches Mittel wären, sich der Gunst des großen Haufen zu versichern.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

1. Der dankbare Wilde.

Die Verwandtschaft unsrer Familie war nicht groß und die wenigen Onkel und Tanten von väterlicher oder mütterlicher Seite wohnten in den östlichen Staaten, so daß sie selten mit meinem Vater zusammentrafen; auf unsrer Faktorei erinnere ich mich niemals, eine mit uns verwandte Person gesehen zu haben, außer der Mutter meines Vaters, der guten alten Großmama Carroll. Diese Dame wohnte in Springfield im Staate Illinois, hatte beinahe das achtzigste Lebensjahr erreicht, war aber noch sowohl körperlich, wie geistig von großer Frische. Kein Weihnachtsfest verlief, ohne daß sie bei uns war, und sie dehnte dann ihren Besuch regelmäßig auf einige Wochen aus. Genußreich, namentlich für uns Kinder, verliefen die Stunden der langen Winterabende, wenn Großmama auf unser Drängen einige Erlebnisse aus ihrer eigenen Jugend erzählte; meine Mutter, Harriet und ich lauschten dann aufmerksam den spannenden Worten und versetzten uns fünfzig bis sechzig Jahre zurück, in eine Zeit, wo die Rothäute selbst in den östlichen Staaten noch eine hervorragende Rolle spielten. Da hatten die Weißen noch eine viel schwerere und gefährdetere Stellung den Ureinwohnern gegenüber als heute, wo die unzuverlässigen roten Stämme in die Reservationen hineingedrängt sind und von zahlreichen Soldaten bewacht werden.

Manches, was die Großmama uns damals erzählte, habe ich treu im Gedächtnisse behalten, namentlich ein Abenteuer, welches ihr in der Sylvesternacht passierte und das sie uns gerade sechzig Jahre später gleichfalls am Sylvesterabende berichtete. Ich schalte es hier ein, weil der früher schon einmal geschilderte Besuch der Komantschen in unsrer Faktorei die Erinnerung daran wachruft.

Ich war achtzehn Jahre alt — begann Großmama Carroll — als ich eurem vor zehn Jahren verstorbenen Großvater die Hand reichte. Mein Mann hatte einige hundert Dollar erspart, mein Erbteil betrug nicht viel mehr, so daß wir, um einen eigenen Herd zu gründen, in eine entlegene Gegend ziehen mußten, wo der Acker noch billig zu kaufen war. Dafür galt damals der heute so dicht bevölkerte Staat Maine zwischen der Grenze von Kanada und dem Atlantischen Ocean. Weiße Ansiedler wagten sich nicht gern in diese einsamen Urwälder, wo die Rothäute, und zwar recht wilde und feindlich gesinnte Stämme, hausten. Oft genug kam es vor, daß auf einem einzigen Kriegszuge mehrere Dutzend von Gehöften ausgeraubt und niedergebrannt wurden. Erhielten die Familien der Ansiedler nicht früh genug Nachricht von dem Heranrücken der raub- und mordlustigen Feinde, ließen sie nicht alle Habe im Stich und flohen nach dem nächsten Städtchen, so wurden sie erschlagen und skalpiert. Viele Lichtungen habe ich selbst in den Tiefen des Waldes gefunden, welche von schwarzgebrannten Baumstämmen umgeben waren und deutlich genug verrieten, daß die erbitterten Rothäute hier das Werk der Vernichtung vorgenommen hatten.

Euer Großvater Joseph kaufte den Grund und Boden mitten im Walde unweit der kanadischen Grenze, rodete einen Teil der Bäume aus, baute eine Hütte aus starken Baumstämmen und holte mich nach, als die gröbsten Arbeiten gethan worden waren. Nun gingen wir beide rüstig ans Werk, einen Garten anzulegen, Kälber und Federvieh aufzuziehen und ein Haus zu bauen, welches den Angriffen der dort sehr strengen Winter besser widerstehen konnte. Die Nachbarn, deren nächste fünf bis sechs englische Meilen entfernt wohnten, halfen uns mit Rat und That, und der neue Bau war fertig, als der erste Frost ins Land zog.

Es war sehr einsam in dem tiefen Walde, und ich ängstigte mich anfangs recht sehr, daß die Indianer uns überfallen möchten; doch gab es so viel zu thun, daß ich kaum Zeit fand, meinen Besorgnissen nachzuhängen, und ich tröstete mich gelegentlich mit der Festigkeit unsres Hauses, welches durch euren Großvater und mich vielleicht verteidigt werden konnte. Im ersten Jahre wurden wir nicht durch die Rothäute behelligt und blickten schon zufriedener in die Zukunft, weil unser Viehstand gedieh und sich mehrte und die Ernte auf dem jungfräulichen Boden sehr reichlich ausgefallen war. Reisende Missionäre, welche im Lande umherzogen, um Seelsorge an den zerstreut wohnenden Farmern zu üben, warnten uns mehrfach, nicht allzu sicher zu sein, und erzählten uns grauenhafte Geschichten von der unversöhnlichen Feindschaft der Indianer.

Ich war mit diesen ursprünglichen Bewohnern des Landes schon mehrfach in Berührung gekommen, ohne dies zu bereuen, hatte einzelne, wenn sie in der Farm vorsprachen, gesättigt, ihnen auch Obdach gewährt, wenn sie darum baten, und es schien, als wenn gerade unsre Farm von den hilfsbedürftigen Rothäuten bevorzugt würde, weil sie sich in den übrigen Ansiedlungen nicht blicken ließen. Wohl sah ich dann und wann von unsrem Hofe aus einige Indianer zwischen den Bäumen des gegenüberliegenden Waldes hindurchschleichen, welche sich nicht bis an unser Haus heranwagten, und sagte mir, daß sie es ohne Zweifel darauf abgesehen hätten, ein Kalb oder ein paar Hühner zu stehlen; doch blieben wir von den Dieben ziemlich verschont, während andre Nachbarn manchen herben Verlust beklagten.

Der zweite Winter war noch strenger als der erste; es war schrecklich kalt und die Erde mehrere Fuß hoch mit Schnee bedeckt. Oft wenn euer Großvater und ich abends in unsrer warmen Stube saßen und draußen ein entsetzlicher Schneesturm wütete, sprachen wir von den Entbehrungen und Leiden, welchen gerade jetzt die armen Wilden ausgesetzt wären, und empfanden tiefes Mitleid mit ihnen. Häufiger wurden die Besuche der über die

Grenze tretenden Indianer. Die einen baten um einen warmen Trunk, andre um Munition für ihre Flinten, wieder andre um ein Obdach. Niemand wurde herzlos abgewiesen, denn es fehlte uns an nichts, und die bescheidenen Bedürfnisse der Unglücklichen waren so leicht zu befriedigen. Auch Weiber mit ihren zarten Kindern sprachen häufig bei mir vor, namentlich wenn die letzteren krank waren. Ich pflegte dann Mutter und Kind, versah beide mit wärmenden Kleidungsstücken und gewährte ihnen so lange Schutz bei uns, bis die Kinder sich erholt hatten. Die Freude, welche sich auf dem Gesicht der Mütter aussprach, wenn das schon aufgegebene Kind sich bei mir wieder kräftigte, da ich mit warmer Milch und Weizenbrot nicht kargte, diese Freude zu sehen, war für mich der größte Lohn, den ich ernten konnte. Nach ein paar Tagen verließen mich die Weiber mit dankbarem Händedruck und eilten wieder ihrer mir unbekannten Heimatstätte zu.

Euer Großvater fuhr früh am Sylvestertage nach der wenigstens zwanzig Meilen entfernten Mühle, um einige Sack Weizen dorthin zu bringen und dafür Mehl zu holen. Da die Tage sehr kurz waren und sich gewaltig viel Wölfe in unsrer Gegend zeigten, deren Mordlust durch Hunger und Kälte noch gesteigert wurde, beschwor ich meinen Mann, die Nacht auf der Mühle zu verbleiben und erst am Neujahrstage heimzukehren. Als ich ihn in den Schlitten steigen sah, ward mir doch recht ängstlich zu Mute; ich blieb mutterseelenallein auf dem Gehöfte zurück, nein, nicht allein, das wäre weniger schwer gewesen, sondern euer Vater, damals ein Kind von acht Monaten, lag drinnen in der Wiege. Mir fiel die Aufgabe zu, ihn zu beschützen, wenn das Gehöft angegriffen werden sollte.

Ich ging in die Stube und weinte mich herzlich satt; die Erinnerung an alles das, was ich über die Unthaten der Indianer gehört hatte, kehrte peinlicher als sonst zurück, und ich fragte mich, was ich beginnen sollte, wenn eine Horde gerade an diesem Tage in unser Gehöft einbräche. Euer Vater erwachte und sah mich mit seinen großen, klaren Augen so liebevoll an, daß es mir ins Herz schnitt. Ich hob das Kind von seinem Lager empor, sättigte es und trug es auf meinen Armen in der Stube umher. Bald überwand ich meine Furcht, schalt auf meinen vorherigen Kleinmut und nahm mir vor, nicht wieder zu verzagen. Dem Kinde sang ich ein Wiegenliedchen, schläferte es dadurch ein und drückte es wieder in seine Kissen. Der Tag verging unter Beschäftigungen mancherlei Art. Ich mußte die Kühe, Schweine und Hühner füttern, die Kühe melken, die Küche besorgen, Holz aus dem Stalle holen und das Feuer im Kamin unterhalten, kurz, ich hatte neben der Aufwartung meines Kleinen alle Hände voll zu thun.

Als es Abend wurde, melkte und versorgte ich die Kühe zum letztenmal, verschloß den Stall und die Scheune, warf zu meiner Beruhigung noch einen Blick auf die nächste Umgebung, wo sich kein menschliches oder tierisches Wesen bemerken ließ, trat dann in das Haus zurück und verschloß die Thür von innen mit einem Riegel. Nach Untergang der Sonne lagerte sich tiefes Dunkel über dem schweigsamen Walde, ich zündete eine Lampe an und warf neue Holzklötze in die knisternde Glut, schlug dann die Bibel auf und wollte mit einer frommen Andacht das alte Jahr beschließen, als mein Kind erwachte und mich an seine Wiege rief. Mittlerweile war draußen der Mond aufgegangen und warf sein Licht auf die schneebedeckte Landschaft.

Mit dem Kinde im Arm trat ich an das Fenster und blickte in den zauberisch beleuchteten Wald. Als ich so wohl eine halbe Stunde gestanden hatte, war es mir, als bewegten sich lange Schatten unter den Bäumen hin und her, es mußten Indianer sein. Meine kaum unterdrückte Angst kehrte nun noch mächtiger zurück und ich fand es geradezu selbstverständlich, daß auf Kundschaft ausgesandte Individuen meinen Mann hätten abfahren sehen und nun mein Alleinsein benutzen würden, um das Haus zu erbrechen und dann — Gott weiß, was ich mir weiter ausmalte. Mein Kind war wieder eingeschlafen und ich beneidete es um seine selige Ruhe; ich fühlte mich namenlos unglücklich und sah das Schlimmste voraus.

Jedes Geräusch vermeidend, lauschte ich, ob ich nicht Tritte vernehmen könnte, und glaubte endlich zu hören, wie der hartgefrorene Schnee unter den Füßen eines Heranschleichenden knirschte. Mich überlief es heiß und kalt, ich wagte nicht, mich zu rühren, geschweige denn an das kleine Fenster zu treten, um mir Gewißheit zu verschaffen. Dann sagte ich mir, daß vielleicht jemand meiner Hilfe bedürfe und draußen ratlos umherirre, weil er mich zu so später Stunde nicht zu stören wage.

Ich stand auf, schritt dem Fenster zu und zog den Vorhang zurück. Da glaubte ich vor Schreck erstarren zu müssen. Ein Indianer, über und über mit grellem Rot und Blau bemalt, preßte sein Antlitz gegen eine der Scheiben; der Wind spielte mit den auf seinem Stirnbande steckenden Adlerfedern, und eine lange Flinte hing über seinem Rücken. Ich nahm alle Kraft zusammen, um mich nicht zu verraten, wie sehr ich mich ängstigte; ich gab keinen Laut von mir, obgleich ich wußte, daß die Hausthür nur durch einen Holzriegel verschlossen wäre, welcher einem gewaltsamen Druck nicht widerstehen könnte. Den Vorhang ließ ich wieder fallen und blieb hinter demselben regungslos stehen.

Nur wenige Augenblicke vergingen, bis an der Thür gerüttelt wurde. Ich hatte nicht den Mut, zu öffnen, auch hätten meine bebenden Glieder mich wahrscheinlich nicht so weit getragen, wenn es mir mit dem Oeffnen ernst gewesen wäre. Als der unbekannte Wilde keinen Einlaß fand, stieß er mit dem Kolben seiner Flinte gegen das Schloß, zerbrach dadurch den hölzernen Riegel und trat in die Wohnstube, wo er mich noch an demselben Fleck beim Fenster fand. Er war ungewöhnlich groß, sicher volle sechs Fuß, trug eine wollene Decke über seinen aus Tierfellen gefertigten Kleidern und außer der Flinte ein langes Messer, dessen Scheide an seinem Gürtel befestigt war. Ohne ein Wort zu sprechen oder mich sonderlich zu beachten, verschloß der Wilde wieder die Hausthür, stellte sich dann in den Schein des Feuers, um sich zu wärmen, und stieß dabei wiederholt schaurige Töne aus, mit welchen er vielleicht sein Behagen zu erkennen geben wollte. Der Zweck seines Besuches war für mich ein vollständiges Rätsel; ich wunderte mich, daß er mir nicht längst das Messer in die Brust gebohrt hatte, und nahm an, daß er sich vor unsrem Tode nur an den Qualen seiner Opfer weiden wollte. Jedenfalls sollte er dann Mutter und Kind mit demselben Streiche treffen, wenn ich den Kleinen nicht beschützen könnte. Der Gedanke an das bedrohte junge Leben gab mir so viel Kraft zurück, daß ich hinter dem Indianer vorbei nach der Wiege schlich und mich auf den dort stehenden Stuhl warf. (Fortsetzung folgt.)

Der springende Hirsch.

Hugo, der Sohn des Forstmeisters Grünbart, hatte mit mehreren gleichalterigen Kameraden Scheibenschießübungen veranstaltet, um dereinst ein tüchtiger Vaterlandsverteidiger zu werden. Hugos Vater sah das Treiben in Anbetracht des löblichen Zweckes gern, hielt er doch selbstverständlich große Stücke auf das edle Weidwerk. Seine Meinung war, daß es jedem frischen Jungen nur nützlich sein könne, schon frühzeitig Hand und Auge zu üben, um kaltblütigen Mut zu erringen. Mit Schießgewehren freilich — und er schüttelte dabei bedächtig den Kopf — sei es ein gefährlich Ding, und könnten diese nicht jedem Jungen in die Hand gegeben werden, doch gäbe es glücklicherweise noch andres harmloseres Schießzeug, welches bei nicht allzugroßer Ungeschicklichkeit dieselben Dienste thue und kaum erheblichen Schaden anrichten könne.

Die eifrigen Schützen hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als ihre Schießübungen einfach mit Pfeil und Bogen zu pflegen, und gelangten binnen kurzer Zeit zu einer lobenswerten Treffsicherheit; sogar das neunjährige Karlchen, Hugos jüngstes Brüderchen, traf unter zehn Schüssen mindestens einmal ins Schwarze, und doch hatte er nur ein Blaserohr. War das dann ein Jubel!

Als endlich gar im benachbarten Städtchen zu Ehren des Landesfürsten ein Schützenfest mit großartigem Umzuge abgehalten wurde, und Hugos Vater, der in der Umgegend als bester Schütze bekannt war, den ersten Preis errang, da hatten unsre jungen Helden weder Rast noch Ruhe, um es den Großen gleichzuthun, und veranstalteten auch ein Schützenfest, denn: „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen", sagt ja schon das Sprichwort. Von den Herrlichkeiten des Festzuges, dann der verlockenden Preise, welche in Fähnchen und andern nützlichen Gegenständen bestanden und in so reicher Anzahl vorhanden waren, daß keiner der Mitwirkenden leer ausging, und von noch so vielem andern, welches auf das Fest Bezug hatte, soll heute nur erwähnt werden, daß ein Glanzpunkt die Ehrenscheibe „der springende Hirsch" war, ein aus Hugos geübter Hand hervorgegangenes Kunstwerk, welches allgemein Beifall fand und aus dem Grunde nebenan abgebildet ist, um nebst der Beschreibung zur Anfertigung für gleichen Zweck unsren Kameraden als Muster zu dienen.

Hugo kaufte für wenige Pfennige einen Bilderbogen, auf dem ein springender Hirsch abgebildet war, kolorierte ihn recht hübsch, klebte ihn auf ein gehobeltes Brettchen und schnitt ihn mit der Laubsäge aus. — Doch dürfte es besser sein, Hugos Erklärung mit dessen eigenen Worten ohne alle Umschweife zu geben. Er weiß darüber zu berichten:

„Die ganze Scheibe besteht, wie zu ersehen ist, aus vier Teilen, nämlich dem Boden f, welcher aus dicken Latten zusammengesetzt ist und vermöge seiner Schwere vor dem Umstürzen sichert, dann dem im Falz eingelassenen Unterbrette b der Tierfigur a mit der Pappscheibe und dem Mechanismus, welcher bewirkt, daß bei einem Schwarzschusse die Figur a stürzt und der Böller knallt. — Besieht man die Scheibe von rückwärts, so bemerkt man, daß die Hinterläufe (Füße) der Figur a mit dem Unterteile b mittels eines durchgesteckten Stiftes verbunden sind, welcher an beiden Enden breitgenietet ist, aber die Beweglichkeit nicht hemmen darf. In Mitte des Hirschleibes ist vorne zwischen drei kleinen Häkchen eine runde Pappscheibe derart angebracht, daß sie durch Einschieben einer andern beliebig ausgewechselt werden kann. Im Centrum dieser Scheiben ist das Schwarze herausgeschnitten, welches durch ein an der Vorderseite geschwärztes Holzzäpfchen c ersetzt wird. Letzteres muß aber die doppelte Dicke jener des Brettchens haben, auf welches die Tierfigur geklebt ist, und daher auf der Rückseite letzterer hervorragen.

„Den Mechanismus habe ich selbst ersonnen, er ist (wie aus den Abbildungen 2 und 3 zu ersehen) sehr einfach und besteht aus einer doppelarmigen, im Gelenke gewundenen Stahldrahtfeder, deren Ende z' breitgeschlagen und vom Unterteile b mittels kleiner Stiftchen festgenietet, während der obere Arm e am Tierleibe a mit zwei Drahtschlingen befestigt und am Ende in ein kleines Häkchen gebogen ist, welches im aufgespannten Zustande der Feder auf dem hervorragenden Centrumszäpfchen c liegt. Letzteres wird, solange der Arm e drückt, durch eine zweite, senkrecht angebrachte, aber gebogene Stütze d, welche aus einer breiteren Uhrfeder besteht und deren Enden in b und c eingelassen sind, in richtiger Stellung erhalten. (Die punktierte Linie der Abbildung 2 zeigt die Lage der Feder e e' im ungespannten Zustande.)

„Bei einem Schuß ins Schwarze wird nun das Centrum c durch die Feder d in dem punktierten Bogen (Abbildung 3) hinausgeschleudert, wodurch der Federarm e in die geschlossene Lage fällt und die Figur a stürzt. In den nächsten paar Minuten ist die Scheibe wieder aufgerichtet, und es kann dann das Schießen ungehindert seinen Fortgang nehmen. Der ‚Böllerknall' ist freilich nicht stark und auch keine Gefahr dabei, denn er wird dadurch hervorgebracht, daß die Feder d bei dem Zurückschnellen auf ein Knallpapier schlägt, welches bei dem Herrichten der Scheibe an die genau ermittelte Stelle gelegt wird.

„Jeder macht es eben, so gut er es vermag, für unsre Zwecke genügt dieses vollkommen," — schloß bescheidenen Tones Hugo seine Erklärung. Und nicht wahr, Kameraden, auch wir sind hiemit einverstanden, und wer Lust hat, verfertigt für das Scheibenschießen eine ähnliche Scheibe mit springendem Hirsch zu seiner und andrer Freude.

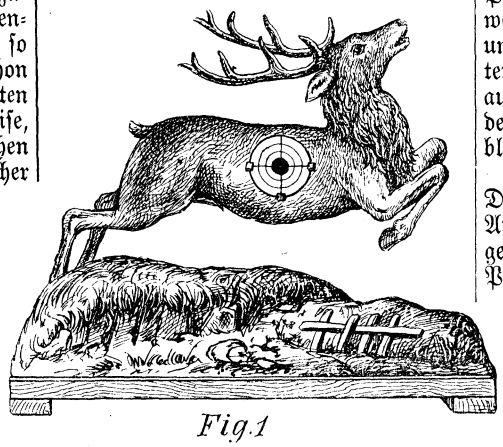


Fig. 1

– „Den Glanzpunkt des Festes bildete Hugos Ehrenscheibe: ‚Der springende Hirsch'." –

Die verhexte Kugel.

Liebe Kameraden!

Heidi, das war eine Freude! Dieser Tage durfte ich mit Papa einer Vorstellung im Cirkus beiwohnen. Ich bin immer noch nicht mit mir im reinen, wem ich die Palme des Abends zuerkennen soll, ob der verblüffenden Intelligenz der prächtigen Pferde, der staunenerregenden Geschicklichkeit der ausübenden Künstler oder den mit donnernden Lachsalven belohnten Streichen der Clowns. Welche Präcision, welche Kraft und Gewandtheit, welch übersprudelnder Humor in Wort und Mimik! Aus der Fülle des Gebotenen greife ich nur ein Kunststück heraus, durch dessen elegante Ausführung der „dumme August" es verstand, das Publikum in atemlose Spannung zu versetzen.

Eine sehr hübsch bemalte Kugel im Durchmesser von 0,75 m wurde in die Arena gebracht und auf die hochliegende Plattform eines Gestells gehoben. Plötzlich begann die Kugel, ohne jede sichtbare Einwirkung, hin und her zu schwanken, bewegte sich dann einer der beiden geneigten Flächen zu, und jedermann erachtete nun als selbstverständlich, daß sie herunterrollen würde. Aber da hatten wir uns schön getäuscht! Dicht am oberen Rande der geneigten Fläche machte sie Halt, fing dann an, sich mit aller Vorsicht abwärts zu bewegen, schien hin und wieder zu stocken, durchlief nur kleine Strecken, stieg dann wohl auch wieder aufwärts, machte wiederum eine Pause, um sich dann von neuem in Bewegung zu setzen. Am unteren Ende der geneigten Ebene angelangt (ca. 50—60 cm vom Fußboden), hielt sie an, stieg aber dann mit großer Schnelligkeit wieder bergauf. Nun erst begannen wir

zu ahnen, worin das geheimnisvolle Triebwerk bestand. Zuerst entfaltete sich durch eine kleine Oeffnung eine Fahne, dann erdröhnte aus dem Innern der Kugel ein Pistolenschuß: folglich mußte sie bewohnt sein. Und bald sollte diese Ahnung zur Gewißheit werden. Nachdem nämlich die Kugel nochmals das ganze Gestell durchlaufen hatte, fiel sie auf ein am Boden liegendes Kissen, öffnete sich und ihrem Bauch entschlüpfte — der „dumme August". Aus der Abbildung, die der „Cute Kamerad" zu meinem Berichte hat machen lassen, werdet ihr ersehen, welche Lage er in dem engen Raum einnahm. Geradezu unbegreiflich schien es uns, wie er unter diesen Umständen den Schwerpunkt der Kugel je nach Willkür beständig verändern und so die Kugel nach Belieben dirigieren konnte. Zum Schluß der Produktion gab er aber selbst über die Art und Weise der Ausführung seines nagelneuen Kunststückes die Erklärung. Ich wünsche euch, daß der Cirkus bald auch in eure Stadt kommt, dann sollte keiner versäumen, sich von der Merkwürdigkeit dieses Zauberstückchens zu überzeugen. Ich werde mein lebelang mit Vergnügen daran zurückdenken.

Euer Kamerad
F. R.

Die neuesten Briefmarken.

Es wird die Briefmarkensammler unter unsren jungen Freunden gewiß interessieren, zu erfahren, wie wiederum in den Jahren 1888 und 1889 die Zahl der Länder, welche Postwertzeichen ausgegeben haben, sich nicht unbeträchtlich vermehrte. Nicht alle diese Staaten dürften den jungen und auch den älteren Philatelisten vorher bekannt gewesen sein, weshalb wir unsrem Berichte hier und dort eine kleine geographische Notiz einflechten. Als erstes Land wäre zu nennen:

Panama, bekanntlich einer der Staaten, aus denen die Republik Columbia besteht, die sich im Norden von Südamerika befindet und nach dem schmalen Teil von Mittelamerika, der Landenge von Panama, sich hin erstreckt. Die neuen Marken sind recht originell; sie führen als Zeichnung eine kleine Landkarte, die Landenge von Panama darstellend, und bilden durch diese Eigenartigkeit, sowie durch ihre gute Ausführung eine hübsche Zierde des Albums. *)

In Südafrika kam gleichfalls ein neuer Briefmarken führender Staat zum Vorschein, nämlich die englische Kolonie Zululand, welche an Natal angrenzt und von dort aus auch verwaltet wird. Ob freilich die Zulukaffern, welche doch den weitaus größten Teil der Bewohner dieser Kolonie bilden, sehr oft die neu eingeführten Briefmarken für ihre Korrespondenz brauchen werden, ist ziemlich zweifelhaft. Uebrigens wurden ganz neue Marken nicht eingeführt, sondern man überdruckte einfach die kursierenden Marken von England,

Löwenkämpfe im alten Rom.

*) Die Abbildungen sind dem bei Gebrüder Senf in Leipzig erscheinenden „Illustrierten Briefmarken-Journal" (Preis für das Halbjahr 1,50 Mk.) entnommen, das wir Sammlern besonders empfehlen können.

sowie auch eine der Marken von Natal (½ p. grün) mit dem Worte „ZULULAND“, und damit war es genug.

In Nordafrika führte der Bei von Tunis gleichfalls Postwertzeichen ein und zwar neun verschiedene, von 1 Centime bis 5 Frank, ferner zwei Couverts, zwei Postkarten und zwei Kartenbriefe. Dieselben wurden in Frankreich angefertigt und zeigen in der Mitte, unter einem auf zwei Säulen ruhenden Spitzbogen, das von Fahnen umgebene tunesische Wappen, unter welchem sich eine große Wertziffer und der Landesname befinden.

Auch Asien stellte mehrere Staaten und zwar wäre zunächst Wadhwan zu erwähnen, ein Ländchen, das unsre Leser vordem kaum gekannt haben dürften; es liegt auf der im nordwestlichen Indien im Arabischen Meer befindlichen Halbinsel Guzerat oder Katsch. Nur eine einzige, ziemlich einfach gezeichnete Marke wurde in Kurs gesetzt, mit schwarzem Druck auf weißem Papier; dieselbe zeigt in der Mitte das von zwei Löwen gehaltene Landeswappen, unter dem ein Band mit indischen Worten sich befindet. Oben an der Marke steht der Landesname, unten am Rand der Wert ½ Pice.

Der Gouverneur der chinesischen Insel Formosa verausgabte zwei Marken von mehr als doppelter Größe der gewöhnlichen Briefmarken; dieselben haben in der Mitte, welche durch einen wagerechten Strich in zwei Teile geteilt sind, in der oberen Hälfte den chinesischen Drachen, in der unteren ein galoppierendes Pferd. In den vier Ecken steht die Zahl „20“, oben am Rand der Name der Insel, unten „China“. Beide Marken haben auffallenderweise den gleichen Wert von 20 Cash, während die eine rot und die andre grün ist. Offenbar ist das Publikum auf Formosa noch weniger civilisiert als die Zulukaffern, denn da man mit den genannten Briefmarken dort nichts anzufangen wußte, so benützt man sie jetzt als Passagier-Billete auf einer Eisenbahn des Chinesischen Reichs.

Ein weiteres asiatisches Reich beglückte erst vor ganz kurzer Zeit die Sammelwelt mit Marken, nämlich das kleine Königreich Sedang. Dasselbe wurde von einem Franzosen, Herrn von Mayréna, ohne einen Schwertstreich erobert, und derselbe ist nun Herrscher des etwa 250 000 Einwohner zählenden Ländchens, welches seine vollständige Unabhängigkeit zu bewahren wußte. Es liegt in Hinterindien, zwischen Siam und Anam, auf einem Hochplateau, das vom Meï-Kong-Fluß durchströmt wird. Der König selbst — also Herr von Mayréna — befand sich diesen Sommer im Seebad Ostende, so daß man fast vermuten möchte, es habe ein spekulativer Europäer ihn dort bewogen, Marken anfertigen zu lassen, welche dann mehr für die Philatelisten, als für die — Sedangesen bestimmt sind. Man warnt denn auch allgemein, diese Marken des Abenteurerkönigs als Frankozeichen anzusehen; sie werden von Pariser Briefmarkenhändlern massenhaft in den Handel gebracht, ohne daß diese „Marken“ das Land Sedang je gesehen haben. Damit unsre jungen Kameraden dieselben kennen, fügen wir, aber als Warnung, ihre Abbildung anderseits ebenfalls bei.

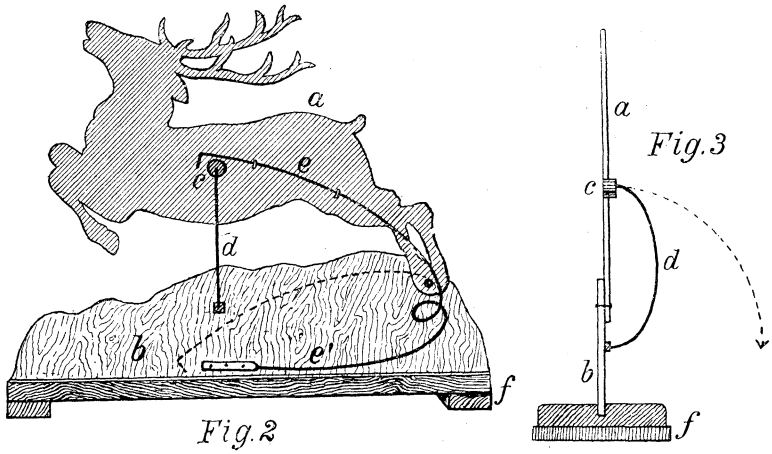
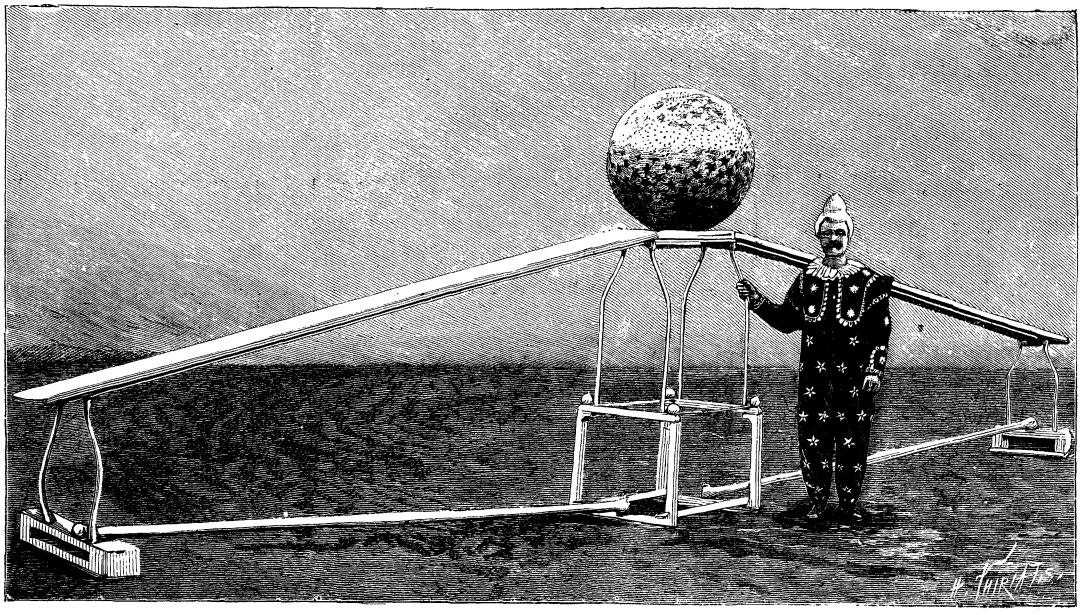


Fig. 2 Fig. 3

Die Mechanik des springenden Hirsches.

Es sind davon sieben verschiedene Werte verausgabt. Die Geldwährung ist: 1 Piaster = M. 4.—, er zerfällt in 10 Mouk à 40 Pf., der Mouk hat 10 Math à 4 Pf. Noch ein indischer Staat hat sich Briefmarken zugelegt: Travaukur, an der Westseite von Vorderindiens Südspitze gelegen. Diese Marken zeigen das Wappen des Staates: eine Muschelschnecke als Sinnbild des Gottes Wischnu, und während es davon drei Werte: 1, 2 und 4 Chuckrams (1 Ch. etwa 6 Pf.) gibt, ist ihr Bild auch auf einer Postkarte zu 8 Cash wiedergegeben. Die englischen Inschriften sind auch in indischen Schriftzeichen — Malayalim — ausgeführt.

Dein Weihnachtsgeschenk für Mama und klein Brüderchen.



— „Aus der Fülle des Gebotenen greife ich das Kunststück mit der ‚verhexten Kugel‘ heraus.“ —

Du willst Mama und deinem Bruder Rudolf, der seit einiger Zeit eine große Vorliebe für das Sammeln von Mineralien gefaßt hat, selbstgefertigte Weihnachtsgeschenke unter den Christbaum legen. Sie sollen hübsch sein, die Herstellung nicht viel Zeit beanspruchen, denn ihr habt in Tertia gerade jetzt sehr viel zu lernen.

Der „Gute Kamerad" findet, daß deine Absichten und die Bedingungen, die du daran knüpfst, sehr lobenswert sind. Wie wäre es — bald sind wir mitten im Winter drin — wenn wir Mama einen Schlitten als Schmuckbehälter und Nadelträger, Rudolf aber ein Mineralienkästchen machten, beides aus Pappe hergestellt? Ist dir's recht, wollen wir mit dem Schlitten gleich beginnen. Fertige aus starker Pappe zunächst ein viereckiges, oben offenes Kästchen von 8 cm Länge, 5 cm Breite und 2½ cm Höhe. Die vier Füße erhalten eine Höhe von 2½ cm und Breite mit 5 oder 6 mm; von den zwei Schlittenkufen bekommt jede einschließlich der Krümmung eine Länge mit 9½ cm und eine Breite von 6 mm; das Rückenbrettchen oder die Lehne bei gleicher Kästchenbreite eine Höhe mit 1 cm. In das Kästchen leimen wir eine Einsatzrahme, die als Falz dient und um 3 mm niedriger als die Kastenwände sein muß, dann schneiden wir den Deckel zu, so daß er auf diesen Falz bequem paßt; oben setzen wir nun das Nadelkissen auf, hübsch und elegant von Ansehen, aus Sammet- oder Seidebezug. Zum Ueberziehen des Schlittens nehmen wir dunkelbraunes oder hochgelbes Glanzpapier, die Kanten umranden wir mit Gold- oder schwarzem Papier, das Innere des Kastens und Deckels füttern wir mit weißem Seidenstoff. Der Deckel in Mitte der Unterseite erhält schließlich eine schmale Seidenbandschleife, während er auf der entgegengesetzten Seite an dem Kasten mittels einer Scharniere aus Seidenstreifchen befestigt wird.

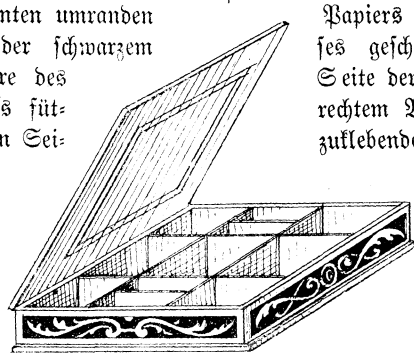
Neue Briefmarke von Zululand.

Und nun an das Mineralienkästchen! Die Länge seines Bodens ist 20 cm, die Breite 14 cm, die Höhe der Schachtel 4 cm. Es soll aber hiermit nicht gesagt sein, daß man die angegebenen Maße nicht verändern kann. Zunächst werden die zwei Böden rechtwinklig geschnitten, und hierauf die Seiten eines Bodens auf einen 4 cm hohen Pappestreifen genau markiert, diese Teilpunkte dann eingeritzt und mit dem Falzbein niedergestrichen. Das letzte Wandteil soll um die Pappedicke länger sein, und dient diese Verlängerung zum bessern Anschlusse. Nun wird von diesem Streifen ein 1 cm breiter mittels des Messers abgetrennt, welcher als Zarge für den Oberdeckel zu dienen hat. Dieser letztere kann an der hinteren Kastenwand mittels leichter metallener Scharniere befestigt werden, selbe wären einfach durchzustechen. Zur stärkeren Haltbarkeit wird nun auch ein sog. Hals eingesetzt, indem man vorher in Höhe der Kastenwand in letzteren einen Streifen steifes Papier einfüttert und den Halsstreifen aus etwas dünnerer Pappe um 5 mm höher zuschneidet, einritzt und einleimt. Da die an der Rückseite der Schachtel eventuell angebrachten Leinwandscharniere als alleiniger Trägerdes Deckels zu schwach wären, so müssen sie durch seitlich eingeleimte Stellbänder unterstützt werden, welche links und rechts am Halse schon vor dem Einfüttern des Papiers eingeleimt werden. Dieses geschieht, indem man eine Seite der geöffneten Schachtel in rechtem Winkel aufstellt, die einzuklebenden Bandenden, soweit sie nicht von dem Futterpapiere überdeckt werden, mit Leim sättigt, quer über Unter- und Oberteilwände legt, dann fest anreibt und trocknen läßt.

Neue Briefmarke von Formosa.

Neue Briefmarke von Wadhwan.

Neue Briefmarke von Panama.


Weihnachtsarbeit für klein Brüderchen: Mineralienkasten aus Pappe.

Die Abteilungen für die Mineralien werden aus Pappestreifen in Höhe der Halswände eingesetzt. Man schneide zwei Langstreifen und vier Querstreifen nach dem Innenmaße, zeichne am Boden die Fächer in genau gleicher Größe ein, bemerke die Kreuzungslinien an den vorgerichteten Streifen und schneide diese bis zur halben Breite und in Dicke der Deckel so ein, daß sie kreuzweise übereinandergesteckt werden können, worauf dann das Einleimen erfolgt. Nun werden vorerst die für die Böden etwas größer zugeschnittenen Papierstücke eingefüttert, dann alle Kanten mit schwarzem oder Goldpapier gerändelt und zuletzt alle Außen- und Innenwände überzogen. Zum Ueberziehen nimmt man hübsches Buntdruckpapier, zum Ausfüttern einfarbiges Glanz- oder auch Naturpapier.

Neue Briefmarke von Travancore.

Aufgabe.

A legt 15 Geldstücke, Streichhölzer oder dergl. vor B auf den Tisch und macht diesem nun den Vorschlag: Sie wollten von den 15 Stücken der Reihe nach (wer anfängt ist gleichgültig) einzelne Stücke, aber nicht über fünf auf einmal, wegnehmen. An wem die Reihe sei, das letzte Stück zu nehmen, der solle verloren haben.

Was hat B zu thun, um zu gewinnen?

Neue Briefmarke von Sedang.

Buchstabenrätsel.

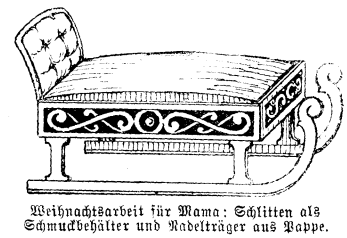
Mit ein Greis von Jahren,
Ein Jüngling als Soldat;
Wohl dem, der ohne l es
Stets gut benützet hat.

Logogriph.

Mein Bruder ist's seit einem Jahr;
In Urlaub kam er gestern;
Wie freuten seines Kommens sich
Die Brüder da und Schwestern.
Doch heute regnet es, o weh,
Schon wieder Abschiedsküsse,
Und rufen wir's beim Scheiden zu,
Ihm ohne Kopf und Füße!

Homonym.

Großmutter ist's,
Die Schwester singt's,
Nun rate frisch,
Gewiß gelingt's.


Weihnachtsarbeit für Mama: Schlitten als Schmuckbehälter und Nadelträger aus Pappe.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 2.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Von etwas edlerem Charakter sind die Reitkamele, Hedschin genannt. Es gibt da Tiere, welche sehr teuer bezahlt werden. Man hat für ein graues Bischarihnhedschin zehntausend Mark bezahlen sehen. Der Sattel des Lastkamels ist ein dachförmiges Gestell mit erhöhten Giebeln, welche den vordern und hintern Sattelknopf bilden. Er wird Hauiah genannt. Dagegen heißt der Sattel des schlanken, hohen Hedschin Machlufah. Er ist so eingerichtet, daß der Reiter in eine bequeme Vertiefung zu sitzen kommt, so daß er die beiden Beine vor dem vordern Sattelknopfe auf dem Halse des Kamels kreuzt. Wenn der Reiter aufsteigt, muß das Ka-

Willst Du sicher durchs Leben gehn,
Mußt Du auf festen Füßen stehn.
„Wissen“ wird Dich trefflich stützen,
„Können“ Dir nicht minder nützen.
„Lernen“ hilft sie Dir gewinnen.
Greife zu! — eh' sie entrinnen!

Ernst Pasqué.

– „Effendi, du bist ein ausgezeichneter Schütze, bei uns verstehen die Lehrer an den Medressen nicht zu schießen. Wo hast du das gelernt? Hast du schon früher solche Vögel gejagt?“

mel am Boden liegen. Kaum hat er mit der Hand den Sattel berührt, so schnellt das Kamel erst hinten und dann vorn empor, so daß der Mann erst nach vorn und dann wieder nach hinten geworfen wird. Er muß gut Balance halten, um nicht abgeschleudert zu werden.

Ist das Kamel dann einmal im Gange, so hat selbst das Lasttier einen so steten und ausgiebigen Schritt, daß man mit demselben verhältnismäßig große Strecken zurücklegt.

Die Beni Homr hatten genug zu thun, den Kamelen die Lasten wieder aufzuschnallen. Während das geschah, war der Fremde auf sein Hedschin gestiegen und langsam vorausgeritten. Er kannte zwar die Gegend nicht, wußte aber die Richtung, nach welcher er sich zu wenden hatte.

„Dieser Hund hat sich nicht bewegt, während wir beteten," sagte der Schech. „Er hat weder die Hände gefaltet noch die Lippen bewegt. Möge er im tiefsten Loche der Dschehenna*) braten!"

„Warum hast du ihn nicht längst dahin geschickt!" brummte einer seiner Leute.

„Wenn du das nicht begreifst, so hat Allah dir kein Gehirn gegeben; hast du denn nicht die Waffen dieses Christen gesehen? Hast du nicht bemerkt, daß er mit jeder kleinen Pistole, deren er zwei hat, sechsmal schießen kann ohne zu laden? Und in seinen Flinten hat er vier Schüsse. Das macht zusammen sechzehn; wir aber sind nur fünf Personen."

„So müssen wir ihn töten, während er schläft."

„Nein, ich bin ein Krieger, aber kein Feigling. Ich töte keinen Schlafenden. Aber gegen sechzehn Kugeln können wir nichts machen, und darum habe ich Abu el Mot**) gesagt, daß wir heute den Bir Aslan erreichen werden. Dort mag er thun, was ihm gefällt, und wir werden mit ihm teilen."

„Wenn es etwas gibt, was des Teilens wert ist! Was hat dieser Christ denn bei sich? Häute von Tieren und Vögeln, welche er ausstopfen will, Flaschen voller Schlangen, Molche und Skorpionen, mit denen Allah ihn braten möge! Ferner Blumen, Blätter und Gräser, welche er zwischen Papier zerquetscht. Ich glaube, er bekommt zuweilen den Besuch des Schetan***), den er mit diesen Dingen füttern will."

*) Hölle.
**) Vater des Todes.
***) Teufel.

„Und ich glaube, daß du wirklich den Verstand verloren hast. Oder hast du noch nie welchen gehabt! Warst du denn taub, als dieser Ungläubige uns erklärte, was er mit diesen Sachen machen will?"

„Ich kann das alles nicht gebrauchen, und also habe ich nicht acht gegeben, als er davon sprach."

„Aber was eine Medresse*) ist, das weißt du?"

„Ja, ich habe davon gehört.

„Nun, an so einer Medresse ist er Lehrer. Er unterrichtet von allen Pflanzen und Tieren der Erde und ist zu uns gekommen, um unsre Gewächse und Tiere mit heim zu nehmen und seinen Schülern zu zeigen. Auch will er große Kisten und Körbe voll davon seinem Sultan schenken, welcher besondere Häuser**) hat, in denen dergleichen Dinge aufbewahrt werden."

„Was aber kann das uns nützen?"

„Sehr viel! Weit mehr als du denkst. Einem Sultan darf man doch nur kostbare Geschenke machen; also müssen die Tiere und Pflanzen, welche dieser Giaur***) bei uns geholt hat, in seinem Lande sehr hohen Wert besitzen. Siehst du das nicht ein?"

„Ja, Allah und du, ihr beide erleuchtet mich," spottete der Mann.

„Ich habe darum daran gedacht, sie ihm abzunehmen und dann nach Chartum zu verkaufen. Man könnte dort einen guten Preis erzielen. Und hast du ferner nicht beobachtet, was er noch weiter bei sich hat?"

„Ja, eine ganze Ladung von Stoffen und Zeugen, Glasperlen und andern Gegenständen, mit denen man bei den Negern viel Elfenbein und viele Sklaven eintauschen könnte."

„Und weiter!"

„Weiter weiß ich nichts."

„Weil deine Augen verdunkelt sind. Sind seine Waffen, seine Ringe, seine Uhr nichts wert?"

„Sehr viel sogar. Und dann hat er ein Ledertäschchen unter seiner Weste. Ich sah, als er es einmal öffnete, große Papiere darin mit fremder Schrift und einem Stempel. Ich habe einmal in Chartum bei einem reichen Kaufmann so ein Papier gesehen, und da erfuhr ich, daß man sehr, sehr viel Geld bekommt, wenn man dieses Papier demjenigen gibt, dessen Namen darauf geschrieben steht. Diese Papiere werde ich bei der Teilung beanspruchen, dazu seine Waffen, seine Uhr und alles, was er bei sich trägt, auch die Kamellast mit den Zeugen und Tauschsachen. Wir werden dadurch reich werden. Das andre alles, die Kamele mit der Sammlung der Tiere und Pflanzen aber wird Abu el Mot bekommen."

*) Universität.
**) Museen.
***) Ungläubiger.

„Wird er damit einverstanden sein?"

„Ja, er ist bereits darauf eingegangen und hat mir sein Wort gegeben."

„Und wird er gewiß kommen? Heute ist der letzte Tag. Der Giaur hat uns gemietet, ihn auf unsern Kamelen nach Faschedah zu bringen. Kommen wir morgen dort an, so ist es aus mit unserm Plane, denn er wird ohne uns weiter reisen."

„Er wird nicht dort ankommen. Ich bin überzeugt, daß Abu el Mot uns auf dem Fuße folgt. Heute in der Nacht, kurz vor dem Morgengrauen, soll der Ueberfall geschehen. Zwei Stunden nach Mitternacht soll ich sechshundert Schritte weit gerade westwärts von dem Brunnen gehen und den Alten dort finden."

„Davon hast du uns noch nichts gesagt. Wenn ihr euch in dieser Weise besprochen habt, so kommt er sicherlich, und die Beute wird unser. Wir sind Beni Arab, wohnen in der Wüste und leben von ihr. Alles, was auf ihr lebt, ist unser Eigentum, also auch dieser räudige Giaur, der sich nicht einmal mit verneigt, wenn wir zu Allah beten."

Damit hatte er die allgemeine Ansicht der Wüstenbewohner ausgesprochen, welche den Raub für ein so ritterliches Gewerbe halten, daß sie sich dessen sogar öffentlich rühmen.

Während dieses Gespräches hatten sie ihre Tiere in Bewegung gesetzt, um dem Fremden nachzufolgen. Als sie ihn erreichten, ahnte er nicht, daß sein Tod eine von ihnen fest beschlossene Sache sei. Er hatte seine Aufmerksamkeit nicht auf sie, sondern auf einen ganz andern Gegenstand gerichtet. Plötzlich rief er seinem Kamele ein lautes „Khe khe!" zu, das Zeichen zum Anhalten und Niederknieen. Es gehorchte; er stieg aus dem Sattel und griff nach seinem Gewehre.

„Allah!" rief der Schech. „Gibt es einen Feind?"

Dabei blickte er sich ängstlich nach allen Seiten um.

„Nein," antwortete der Reisende, indem er in die Luft deutete, „es gilt nur einem dieser Vögel."

Die Araber folgten mit ihren Augen seinem Fingerzeige.

„Das ist ein Hedj mit seiner Frau," sagte der Schech. „Gibt es ihn nicht auch in Eurem Lande?"

„Ja, aber von einer andern Art. Er wird bei uns Weihe, Corvus, genannt. Ich will auch einen Hedj haben."

„Du willst ihn schießen?"

„Ja."

„Das ist unmöglich, das bringt kein Mensch fertig, mit dem besten Gewehre nicht!"

„Wollen sehen!" lächelte der Fremde.

Die beiden Weihen waren der Karawane nach Art der Raubvögel gefolgt, immer gerade über derselben schwebend. Sie senkten sich jetzt, als die Reiter hielten, langsam weiter nieder, indem sie hintereinander eine regelmäßige Spirale beschrieben. Der Fremde setzte die Brille zurecht, stellte sich mit dem Rücken gegen die Sonne, um nicht geblendet zu werden, zielte einige Sekunden lang, mit der Mündung des Hinterladers dem Flüge der Vögel folgend, und drückte dann ab.

Das voranfliegende Männchen zuckte, legte die Flügel zusammen, spannte sie wieder auf, aber nur für wenige Augenblicke, dann konnte er sich nicht mehr in der Luft erhalten; er stürzte zur Erde nieder. Der Fremde eilte der Stelle zu, an welcher der Vogel lag, hob ihn auf und betrachtete ihn. Die Araber kamen herbei, nahmen ihm den Hedj aus der Hand und untersuchten denselben.

„Allah akbar — Gott ist groß!" rief der Schech erstaunt, „du hattest eine Kugel geladen?"

„Ja, eine kleine Kugel, keinen Schrot."

„Und ihn doch getroffen!"

„Wie du siehst!" nickte der gute Schütze. „Das Geschoß ist ihm in die Brust gedrungen, mitten in das Leben, was freilich nur Zufall ist; aber auf den Leib hatte ich doch gezielt. Es freut mich, daß der Schuß so gut gelungen ist, denn so ist der Balg ganz unverletzt."

„Einen Hedj zu schießen, mit einer Kugel, aus solcher Höhe! Und ihn auch an dieser Stelle zu treffen! Effendi, du bist ein ausgezeichneter Schütze, bei uns verstehen die Lehrer an den Medressen nicht zu schießen. Wo hast du das gelernt?"

„Auf der Jagd."

„So hast du schon früher solche Vögel gejagt?"

„Vögel, Bären, wilde Pferde, wilde Büffel und viele andre Tiere."

„Gibt es die in deinem Vaterlande?"

„Nur die ersteren. Die letzteren schoß ich in einem andern Weltteile, welcher Amerika heißt."

„Von diesem Lande habe ich noch nichts gehört. Sollen wir den Hedj in das Gepäck stecken?"

„Ja. Ich werde ihn heute abend am Lagerfeuer abbalgen, wenn es überhaupt ein Feuer geben wird."

„Es gibt eins, denn an dem Bir Aslan wachsen viele und dichte Sträucher."

„So hebt ihn bis dahin auf! Es ist das Männchen, welches wertvoller als das Weibchen ist."

„Ja, es ist das Männchen; auch ich kenne es. Seine Witwe ist davon geflogen und wird um ihn trauern und klagen, bis ein andrer Hedj sie tröstet. Allah sorgt für alle Geschöpfe, selbst für den kleinsten Vogel, am allerbesten aber für die Dijur ed djiane*), welche er jährlich in sein Paradies aufnimmt, wenn sie von uns gehen."

Dieser Glaube ist in Aegypten viel verbreitet. Der gewöhnliche Mann weiß nicht, daß die Schwalben, welche er eigentlich „Snunut" nennt, ihre wirkliche Heimat in Europa haben und nur während unsrer Winterszeit nach Süden gehen. Da sie im Frühling verschwinden, ohne daß er erfährt, wohin, so erklärt er sich, wohl meist auch infolge ihres traulichen, menschenfreundlichen Wesens, diese Erscheinung in der Weise, daß er annimmt, sie fliegen nach dem Paradiese, um bei Allah zu nisten und ihm die Gebete der Gläubigen vorzuzwitschern.

Nachdem der unterbrochene Ritt fortgesetzt worden war, sah man nach einiger Zeit einzelne kahle Berge, welche sich im Süden und Norden der eingeschlagenen Richtung erhoben. Dies gab dem Fremden Veranlassung, auch nach rückwärts zu blicken. Sein Auge blieb an einigen winzig kleinen Punkten hangen, welche dort scheinbar unbeweglich in der Luft schwebten. Er zog sein Fernrohr aus der Satteltasche und beobachtete dieselben einige Zeit. Dann schob er das Rohr wieder in die Tasche zurück und fragte:

„Ist der Weg, den wir reiten, ein vielbesuchter Handelsweg?"

„Nein," antwortete der Schech. „Wenn wir den Karawanenweg hätten einschlagen wollen, so hätten wir einen Bogen reiten müssen, auf welchem uns zwei Tage verloren gegangen wären."

*) „Vögel des Paradieses" = Schwalben.

„Hier ist also keine Karawane zu erwarten?"

„Nein, weil es in der trockenen Jahreszeit auf dem Pfade, den wir ritten, kein Wasser gibt. Das unsrige ist auch bereits zur Neige gegangen. Die Schläuche sind leer."

„Aber am Bir Aslan werden wir sicher welches finden?"

„Ganz gewiß, Effendi."

„Hm! Sonderbar!"

Er machte dabei ein so bedenkliches Gesicht, daß der Schech ihn fragte:

„Woran denkst du, Herr? Gibt es etwas, was dir nicht gefällt?"

„Ja."

„Was?"

„Du behauptest, daß wir uns auf keinem Karawanenwege befinden, und doch reiten hinter uns Leute."

„Hinter uns? Unmöglich! Dann müßten wir sie ja sehen!"

„Das ist nicht notwendig."

„Wie kannst du es dann für so gewiß behaupten?"

„Weil ich zwar nicht sie, aber doch ihre Spur sehe."

„Effendi, du scherzest!" meinte der Schech in überlegenem Tone.

„O nein. Es ist im Gegenteil mein vollständiger Ernst."

„Wie ist es einem Menschen möglich, die Spuren von Personen, die Darb und Ethar*) von Personen zu sehen, welche hinter ihm reiten!"

„Du denkst nur an die Spuren, welche durch die Füße der Menschen und die Hufe der Tiere dem Sande eingedrückt werden. Aber es gibt auch Spuren, welche sich in der Luft befinden."

„In der Luft? Allah akbar — Gott ist groß; er kann alles, denn ihm ist alles möglich. Aber daß er es uns erlaubt hat, Spuren in der Luft zurückzulassen, davon habe ich noch nichts gehört."

Er musterte den Fremden mit einem Blicke, als ob er ihn nicht für ganz zurechnungsfähig halte.

„Und doch ist es so. Die Spuren sind da. Man muß nur Augen für sie haben. Denk an den Hedj, welchen ich geschossen habe!"

„Was hat er mit den Darb und Ethar zu thun?"

„Sehr viel, denn er selbst konnte unter Umständen die Ethar von uns sein. Hast du ihn schon bemerkt, bevor ich ihn schoß?"

„Ja. Das Pärchen folgte uns seit

*) Spuren, Fährten.

dem Morgen. Und als wir am Steine ruhten, schwebte es immer über uns. Der Hedj hält sich, wenn er kein andres Futter findet, zu den Kamelen, um dann alles, was die Reiter während der Ruhe beim Essen fallen lassen, aufzuzehren. Auch lauert er auf die Vögel, auf die Madenhacker, welche den Karawanen folgen, um den Tieren das Ungeziefer abzulesen."

„Also du gibst zu, daß an der Stelle, über welcher der Hedj schwebt, sich eine Karawane befindet?"

„Ja."

„Nun, da hinter uns fliegt ein zweites Paar, zu welchem sich jetzt unser verwitwetes Weibchen gesellt hat. Siehst du sie?"

Der Schech blickte rückwärts. Seinen scharfen, wohlgeübten Augen konnten die Vögel nicht entgehen.

„Ja, ich sehe sie," antwortete er.

„Dort muß eine Karawane sein?"

„Wahrscheinlich."

„Und doch befinden wir uns auf keinem Wege. Das hast du selbst gesagt. Die hinter uns reitenden Leute folgen unsren Spuren."

„Sie werden den Weg nicht kennen und sich also an unsre Fährte halten."

„Eine Karawane hat stets einen Schech el Dschemali und auch noch andre Männer bei sich, welche den Weg genau kennen."

„Aber der beste Khabir*) kann sich einmal verirren!"

„In der großen Sahara, ja, aber nicht hier in dieser Gegend, südlich von Dar Fur, wo von einer wirklichen Wüste streng genommen gar nicht die Rede sein kann. Der Schech der Karawane, welcher hinter uns kommt, kennt die Gegend ebenso gut wie du; er muß sie kennen. Wenn er trotzdem vom Karawanenwege abgewichen ist, um uns zu folgen, so hat er es auf uns abgesehen."

„Auf uns abgesehen! Effendi, welch ein Gedanke! Du denkst doch nicht etwa, daß diese Leute zu einer . . ."

Er sprach das Wort nicht aus. Er hatte Mühe, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Daß sie zu einer Gum**) gehören, wolltest du wohl sagen?" fuhr der Fremde fort. „Ja, das ist meine Meinung."

„Allah kerihm — Gott ist gnädig! Welch ein Gedanke, Effendi! Hier in dieser Gegend gibt es keine Gum. Die ist nur im Norden von Dar Fur zu suchen."

„Pah! Ich traue diesen Leuten nicht! Warum folgen sie uns?"

„Sie folgen uns, aber verfolgen wollen sie uns nicht. Können sie nicht denselben Zweck haben wie wir?"

„Den Weg abzukürzen? Das ist freilich möglich."

„Das ist nicht nur möglich, sondern es wird wirklich sein. Mein Herz ist ferne davon, Befürchtungen zu hegen. Ich kenne diese Gegend und weiß, daß man in derselben so sicher ist wie im Schoße des Propheten, den Allah segnen wolle."

Der Fremde warf ihm einen forschenden Blick zu, welcher dem Schech nicht gefallen wollte, denn er fragte:

„Warum blickst du mich an?"

„Ich sah dir in die Augen, um in deiner Seele zu lesen."

„Und was findest du darin? Doch die Wahrheit?"

„Nein."

„Allah! Was denn? Etwa die Lüge?"

„Ja."

Da griff der Schech nach dem Messer, welches in seinem Gürtel steckte, und rief:

„Weißt du, daß du soeben eine Beleidigung ausgesprochen hast? So etwas darf ein braver und tapferer Ben Arab nicht dulden!"

Das Gesicht des Fremden hatte plötzlich einen ganz andern Ausdruck bekommen. Es schien, als ob die Züge schärfer, gespannter geworden seien. Es glitt ein stolzes Lächeln über sein männlich schönes Gesicht, und er sagte in fast wegwerfendem Tone:

„Laß das Messer stecken! Du kennst mich nicht. Ich vertrage es nicht, wenn ein andrer mit der Hand am Messer von Beleidigung spricht. Läßt du die Klinge sehen, so erschieße ich euch binnen einer Minute!"

Der Schech nahm die Hand vom Gürtel. Er war ebenso zornig wie verlegen und antwortete:

„Soll ich es mir gefallen lassen, daß du mich der Lüge zeihst?"

„Ja, denn ich habe wahr gesprochen. Erst machte mich die uns folgende Karawane besorgt, jetzt aber traue ich auch dir nicht mehr."

„Warum?"

„Weil du die Gum, wenn es eine ist, gegen mich verteidigst und dir Mühe gibst, mich in Sicherheit zu lullen."

„Allah yah fedak — Gott schütze dich, Effendi, denn deine Gedanken gehen irr. Was gehen mich die Leute an, welche hinter uns kommen!"

„Sehr viel, wie es scheint, sonst hättest du es nicht unternommen, das Mißtrauen, welches ich gegen sie hege, durch eine Unwahrheit zu zerstreuen."

„Aber ich sage dir, daß ich mir keiner Lüge bewußt bin!"

„Nicht? Behauptetest du nicht, diese Gegend sei so sicher wie der Schoß des Propheten?"

„Ja, und so ist es auch."

„Das sagst du, weil du weißt, daß ich ein Fremder bin. Du bist der Ueberzeugung, daß ich die Verhältnisse des Landes nicht kenne. Ja, die Reitpfade desselben sind mir unbekannt, obwohl ich sie mit Hilfe meiner Karten wahrscheinlich ohne deine Hilfe auch finden würde, aber das übrige kenne ich jedenfalls besser als du. In meiner Heimat gibt es Bücher und Bilder über alle Länder und Völker der Welt. Durch diese lernt man die Völker zuweilen besser kennen als diejenigen, welche zu ihnen gehören. So weiß ich auch ganz genau, daß man hier keineswegs so sicher ist wie im Schoße des Propheten. Hier ist viel, viel Blut geflossen. Hier, wo wir uns befinden, haben die Nuehr-, Schilluk- und Denkavölker miteinander gestritten. Hier sind die Dschur und Luoh, die Tuitsch, die Bahr, Eliab und Kiétsch, die Abgalang, die Agehr, Abugo und Dongiol aufeinander getroffen, um sich zu ermorden, zu zerfleischen und auch gar wohl — aufzufressen."

Der Schech war ganz steif vor Erstaunen.

„Effendi," rief er von seinem Kamele herüber, „das weißt du; diese Völker kennst du, sie alle!"

„Ja, genauer jedenfalls als du! Und ich weiß auch noch mehr. Ich weiß, daß gerade da, wo wir jetzt reiten, zu nächtlicher Zeit sich die entsetzliche Ghasuah*) vorüberschleppt, um dem Pascha zu entgehen, welcher in Faschodah ein Auge auf die Sklavenjäger hat. Da ist mancher arme Schwarze ermattet niedergesunken und durch einen Hieb, eine Kugel für immer stumm gemacht worden. Unten am Mokren el Bohur werden die Aermsten aus den Schiffen geladen und quer über das Land geschafft, um oberhalb Faschodahs wieder eingeladen und vor Chartum verkauft zu werden. Da hat mancher seinen letzten Seufzer ausgehaucht; mancher hat hier den Todesschrei in die finstere Nacht hinausschallen

*) Führer.
**) Raubkarawane.

*) Sklavenraubzug.

lassen. Und das nennst du eine Gegend, welche man mit dem Schoße des Propheten vergleichen kann? Ist es möglich, eine größere Lüge auszusprechen?"

Der Schech blickte finster vor sich nieder. Er fühlte sich geschlagen und durfte es doch nicht eingestehen. Darum antwortete er nach einigen Augenblicken:

„An die Ghasuah dachte ich nicht, Effendi. Ich dachte nur an dich und daran, daß du hier sicher bist. Du befindest dich in unserm Schutze, und ich möchte den sehen, welcher es wagen wollte, ein Haar auf deinem Haupte zu krümmen!"

„Ereifere dich nicht! Ich sehe klar und weiß genau, was ich zu denken habe. Sprich nicht von Schutz! Ich habe euch gemietet, damit ihr meine Sachen auf euern Kamelen nach Faschodah bringen möchtet; auf euern Schutz aber habe ich nicht gerechnet. Ihr selbst bedürft vielleicht des Schutzes mehr als ich."

„Wir?"

„Ja. Hast du vielleicht die Schilluk-neger gezählt, welche die Leute deines Stammes hier raubten und als Sklaven nach Dar Fur brachten? Besteht etwa nicht deshalb ein unersättlicher Haß, ja eine Blutrache zwischen euch und ihnen? Befinden wir uns jetzt nicht auf dem Gebiete der Schilluk, welche, wenn sie euch sähen, sofort über euch herfallen würden? Warum habt ihr den Karawanenweg verlassen und mich durch einsame Gegenden gebracht? Um den Weg abzukürzen, wie du vorhin sagtest? Nein, sondern um nicht auf die Schilluk zu treffen. Vielleicht gibt es auch noch einen andern Grund."

„Welchen?" fragte der Schech, der sich durchschaut sah, ziemlich kleinlaut.

„Den, mich hier umzubringen."

„Allah, Wallah, Tallah! Welche Gedanken werden in deiner Seele laut!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Blizzard: Jol hielt den Kopf des Erstarrten ein wenig in die Höhe, damit ihm Dora einen Teil des mitgebrachten Cognacs einflößen konnte.

Im Blizzard.

Ich glaube nicht, daß viele von euch, meine lieben Leser, etwas Bestimmtes über den sogenannten „Blizzard" wissen. Ihr denkt vielleicht, daß es ein besonders heftiger Schneesturm ist? Mit nichten! Zum Glück kennt man diese alles verheerende Naturerscheinung nur in wenigen Gegenden, und zwar bloß in einzelnen Teilen Nordamerikas, namentlich im Umkreis von Dakota und New York.

Von November bis April fällt in Dakota wenig oder gar kein Schnee, es ist zu kalt dazu. Den eisigen Wind, der von der Beringstraße mit der Geschwindigkeit von 75—90 km in der Stunde daherkommt und einen Schauer — oder, besser gesagt, Unmengen — von feinem Eisstaub mit sich bringt, nennt man „Blizzard". Stellt euch einen undurchdringlichen Eisnebel vor, den ein heftiger Wind begleitet. Die winzigen Atome, welche die Luft erfüllen und mit solcher Geschwindigkeit einherstürmen, erzeugen ein Gefühl wie kräftige Peitschenhiebe; nichts und niemand vermag ihrer vernichtenden Macht zu entgehen.

Man kann die gegenüberliegenden Häuser nicht erkennen und es sind schon Menschen erfroren, die sich nur wenige Schritte von ihrem schützenden Heim befanden. Das Thermometer sinkt viele Grade unter Null, und nur die allerbesten Weingeistthermometer leisten bei dieser niedrigen Temperatur überhaupt noch Dienste. Geht man mit dem Winde, so wird man mit unwiderstehlicher Macht vorwärts getrieben, wenn gegen denselben, so reißt er den Wanderer nieder. Nur wer so glücklich ist, rasch Hilfe oder Obdach zu finden, entgeht dem Tode des Erfrierens.

An einem schönen Januarmorgen war Dora Kent, die sechzehnjährige Tochter eines Farmers, in der Nähe des Teufelsees (Dakota) beschäftigt, das Mittagbrot für die Ihrigen zu bereiten. Sie hatte keine Mutter mehr und die Wirtschaftssorgen ruhten auf ihren Schultern als der ältesten Tochter des Hauses. Die beiden Schwestern von zehn und sechs Jahren halfen ihr. Der Vater befand sich augenblicklich mit den drei Söhnen, von welchen der eine älter, die beiden andern jünger waren als Dora, in der etwa hundert Schritte entfernten Scheune.

Die mit dicken Eisblumen bedeckten Fensterscheiben verhinderten jeden Blick ins Freie. Der riesige Ofen verbreitete eine wohlthuende Wärme, so daß das Mädchen keine Ahnung von dem mit Blitzesschnelle eingetretenen Blizzard hatte. Erst als sich die Stube plötzlich verdunkelte und heftige Eisschauer gegen die

Fenster schlugen, erriet sie, daß der gefürchtete Sturm mit aller Macht wüte.

Es war nicht der erste dieser Art, den sie erlebte; sie dankte Gott im stillen, daß der Vater mit den Knaben in der Scheune geborgen sei, und setzte ruhig ihre Arbeit fort. Als die Uhr die Mittagsstunde verkündete, stellte sie die dampfenden Schüsseln auf den Tisch und griff zum Signalhorn.

Jedes gut gebaute Dakotaer Farmhaus hat Doppelthüren. Dora schloß die innere sorgfältig hinter sich, ehe sie die obere Hälfte der äußern öffnete. Zwischen beiden Thüren halbwegs geschützt, blies sie kräftig und andauernd ins Horn. Der Eisregen schlug ihr ins Gesicht und der Wind wehte so heftig, daß sie trotz ihrer kräftigen Arme nur mit Mühe das Horn am Munde festzuhalten vermochte. Sie kehrte in die Küche zurück und wartete eine Viertel-, eine halbe Stunde. Das Essen wurde inzwischen eiskalt, so daß sie es wieder in den Ofen stellen mußte. Dann ging sie noch einmal hinaus, um das Signalhorn ertönen zu lassen. Der Sturm hatte sich jedoch so verschärft, daß das Horn, ehe sie es zum Munde führen konnte, mit Eissplittern angefüllt war, die den Ton natürlich erstickten. Nach einigen vergeblichen Versuchen ging sie wieder in die Küche und wartete eine Viertelstunde in ängstlicher Spannung, dann sagte sie zu der zehnjährigen Schwester:

„Alice, gib auf die kleine Molly und das Mittagessen acht; ich muß in die Scheune gehen, um zu sehen, was den Vater und die Knaben zurückhält."

„Thue es nicht, liebe, einzige Dora," bat Alice, die einmal gehört hatte, daß manchmal wenige Augenblicke im Blizzard genügten, um Menschen und Tiere zu töten. „Sie warten nur, bis der Sturm vorüber ist, und wagen es nicht, heimzukommen; du kannst ihnen nicht helfen und erfrierst am Ende selbst."

„Laß mich, Kind, ich muß fort! Ich fühle es — da, im Herzen —, daß ein Unglück geschehen ist und kann nicht hier stille sitzen!"

„Vater und die Jungens sind in der Scheune geborgen. Was kann also geschehen sein? O liebe, liebe Dora, setze dich nicht dem Sturme aus! Was soll aus uns werden, wenn du erfrierst?" jammerten die Kleinen.

Dora beruhigte sie, so gut sie konnte, setzte ihnen auseinander, daß es ihre Pflicht sei, in die Scheune zu gehen, und versprach bestimmt, nicht zu erfrieren. Unter den tiefen Seufzern der Schwestern machte sie sich für den gefährlichen Gang bereit. Sie hüllte sich in die wärmsten Kleider, zog die hohen, pelzgefütterten Gummistiefel an, steckte ein Fläschchen Cognac in die Tasche und nahm den Kompaß, der ihr den Weg zeigen sollte, von dem Kaminsims herunter. Dann schüttete sie noch einen Kessel Kohlen in den Herd, gab den Kindern Beschäftigung und schlang schließlich das Ende eines langen Seiles fest um ihren Leib, während sie das andre an die äußere Thürklinke befestigte. So ausgerüstet, machte sie sich auf den Weg nach der einige hundert Schritte gegen Norden gelegenen Scheune. Von dieser, die viel größer als das Haus war, konnte sie auch nicht die Spur entdecken, und Dora hatte Luchsaugen. Mehreremal schon riß sie der Wind zu Boden, aber sie richtete sich stets auf und erreichte endlich mit Hilfe des Kompasses die eine Seite der Scheune. Von da tastete sie sich vorsichtig — glücklicherweise in der rechten Richtung — bis zur Thür, an die sie mit aller Macht klopfte. Sie wurde von den Brüdern geöffnet, und alle fragten in einem Atem, das Mädchen die Knaben und diese sie:

„Wo ist der Vater?"

„Ich weiß es nicht. Zu Hause konnte ich es vor Sorge um euch nicht länger aushalten und kam darum her," erzählte Dora.

„Vater entfernte sich vor einer halben Stunde, um nach euch Mädchen zu sehen, und befahl uns, hier zu warten, bis er zurückkehre," berichtete der älteste Knabe.

„Hat er kein Seil mitgenommen?"

„Doch; es muß irgendwo draußen befestigt sein," meinte Jol, der um zwei Jahre ältere Bruder Doras.

„Dann müssen wir es sofort suchen und dem Vater folgen. Alice hat mich beschworen, nicht fortzugehen, aber ich fühlte, daß ein Unglück geschehen war, und eilte, so schnell ich vermochte, her. Vorwärts, Jol, wir dürfen keine Minute verlieren, wenn wir den Vater retten wollen. Harry und Jack, ihr bleibt hier und rührt euch nicht, bis wir euch holen; hört ihr?"

„Nehmt uns mit, auch wir wollen Vater suchen helfen," baten die beiden.

„Wir dürfen nicht auch noch ihr Leben aufs Spiel setzen," flüsterte Jol der Schwester zu, die geneigt schien, den rührenden Bitten nachzugeben, und sagte dann laut: „Nein, Jungens, das geht nicht."

„Aber wenn Vater erfroren ist, will ich auch erfrieren; ich mag nicht ohne meinen Dady leben," rief Jack, der jüngste, schluchzend, „ich gehe mit euch."

„Es geht wirklich nicht, Jack. Ihr beide seid zu schwach für den heftigen Sturm und würdet uns nur hindern, den armen Vater zu retten," versicherte Jol, und Dora fügte hinzu:

„Und dann, wenn auch uns etwas Schlimmes begegnete, müßt ihr am Leben bleiben. Was sollte sonst aus den beiden kleinen Schwestern werden, wenn sie euch nicht als Beschützer haben?" Dieses Argument wirkte; die Knaben versprachen unter Thränen, in der Scheune ausharren zu wollen.

Nach kurzem Suchen fanden Jol und Dora das Leitseil, und zwar straff gespannt.

„Er wird sicher heimgekommen sein," rief Jol freudig; aber Dora schüttelte das Haupt:

„Nein, denn es ist nicht nach Süden gerichtet, wie es in diesem Falle sein müßte; überdies habe ich auf meinem ganzen Wege nach der Scheune aus voller Kehle geschrieen; er hätte mich gehört und wir könnten uns unmöglich verfehlt haben. Er hat sich verirrt!"

Die beiden klammerten sich aneinander, erfaßten das Seil, welches sich mit jedem Schritte tiefer senkte und tappten sich in dem immer heftiger wütenden Orkan nur mühsam und mit Aufbietung aller Kräfte weiter. Sie waren nur wenige Fuß weit gegangen, als sie an einen kleinen Baumstamm gelangten, um dessen untern Stamm sich das leitende Seil des Vaters geschlungen hatte. Jetzt wurde es schwieriger, dessen Richtung zu folgen, aber Jol hatte einen Schneestock mitgenommen, an dessen unterm Ende ein scharfer Haken angebracht war. Mit seiner Hilfe wurde es möglich, den Lauf des Seils festzuhalten. Dabei riefen sie fortwährend mit aller Kraft ihrer jugendlichen Kehlen, bekamen aber keine Antwort. So mühten sie sich ein Weilchen — ihnen dünkte es eine Ewigkeit, bis sie über ein schneebedecktes Etwas stolperten.

Sie erkannten trotz der Finsternis, die alles einhüllte, den Vater, der, von Kälte und Anstrengung erschöpft, hier zu Boden gesunken war. Jol hielt den Kopf des Erstarrten ein wenig in die Höhe, damit ihm Dora einen Teil des mitgebrachten Cognacs einflößen könne. Er stöhnte schwach, war also am Leben. Sie hoben

ihn auf, versuchten es, ihn auf die Füße zu stellen und zum Gehen zu bringen, weil sie aus Erfahrung wußten, daß in solchen Fällen Bewegung das sicherste Mittel sei, das Leben zu retten. Die Erstarrung hatte jedoch den Körper des Vaters schon zu sehr gelähmt und so mußten sie ihn denn, so gut es ging, durch Doras um den Leib geschlungenes Seil sicher geleitet, bis in die Küche tragen, wo er sich nach kräftigem Reiben mit Schnee bald erholte und langsam seine Besinnung wieder gewann. Er umarmte bewegt seine Kinder und erzählte:

„Ich wollte nach den Mädchen im Hause sehen und verirrte mich. In meiner Bestürzung umschritt ich das Bäumchen, so daß sich mein Seil mehrmals um den Stamm schlang. Als ich den Versuch machen wollte, meinen Weg in der Richtung der Scheune einzuschlagen, fand ich, daß mein Spannseil fest an den Boden gefroren war. Ich wandte meine ganze Kraft an, um es wieder loszumachen, wurde jedoch von einem heftigen Windstoß niedergerissen und auch das Ende, welches ich in den Händen hielt, entglitt meinen halberstarrten Fingern, — ich hatte nicht die Vorsicht gebraucht, es wie du, meine kluge Dora, um den Leib zu schlingen. Vergebens suchte ich es und ebenso vergebens rief ich um Hilfe. Ich wagte nicht, weiterzugehen, aus Furcht, mich von der Scheune und dem Hause noch mehr zu entfernen. Ich trampelte mit den Füßen und schlug mir mit den Fäusten auf Brust und Schultern, aber die Kälte wurde von Sekunde zu Sekunde empfindlicher. Ein zweiter Windstoß warf mich zu Boden; ich hatte nicht mehr die Kraft, mich aufzuraffen. Oh, welche Höllenqualen litt ich in der kurzen und doch so langen Zeit! Was sollte aus euch armen Waisen werden, wenn ich erstarrte! Doch bald verlor ich die Besinnung, ich sah nur noch rote Ringe, hörte himmlische Melodien und wäre auch wahrscheinlich in den Himmel eingegangen, wenn ihr mich nicht rechtzeitig dem Tode entrissen hättet."

„O Vater, nur Doras Heldenmut verdankst du deine Rettung, denn wäre sie nicht zur Scheune gekommen, ich hätte geglaubt du seiest unter Dach und Fach," sagte Jol, bescheiden das Lob abwehrend.

„Nicht doch, Jol; ohne dich hätte ich Vater nie finden und heimbringen können!"

„Streitet nicht um des Kaisers Bart! Euch beiden verdanke ich mein Leben. Ihr habt in der Stunde der Gefahr nicht die Besinnung verloren; ihr habt euer eigenes Leben in die Schanze geschlagen, um das meinige zu retten!"

Und die Knaben in der Scheune?

Jol brachte sie, bald nachdem der Vater sich erholt, heim und sie alle verzehrten ihr Mittagbrot, drei Stunden später als gewöhnlich, mit großem Appetit. Der Blizzard aber wird ihnen allen unvergeßlich bleiben!

Ein Schlangenwald.

Das Städtchen Colditz in Sachsen erfreut sich einer ganz besondern, aber sehr zweifelhaften Annehmlichkeit, da es in seiner unmittelbaren Nähe einen Wald hat, der den biederen Bürgern in gewisser Beziehung das Bild einer tropischen Landschaft vor die Seele zaubern kann. Man wandelt nicht unter Palmen im Colditzer Wäldchen, aber nicht ungestraft unter seinen Kiefern und Fichten, in deren Schatten Legionen giftiger Schlangen ihr Wesen treiben, wie sie der giftige Boden Indiens zahlreicher nicht erzeugen kann. Ein einziger Otternfänger, ein in Colditz wohnender Bahnwärter, hat allein in den letzten Wochen in diesem Walde 48 Kreuzottern lebendig gefangen, von denen er 36 gegen die von der Amtshauptmannschaft ausgesetzte Prämie von einer Mark pro Stück an die Stadtbehörde eingeliefert, 12 besonders schöne Exemplare aber dem Dresdener zoologischen Garten verkauft hat. Der Bahnwärter behauptet, einen beträchtlich reicheren Fang erzielen zu können, wenn er nur auf einige Wochen, von seinen Amtspflichten frei, im Walde herumstreifen dürfte. Der friedliche Bürger von Colditz hütet sich im übrigen wohl, ihm sein Wildbret zu verscheuchen; Spaziergänger sind im Walde nicht anzutreffen.

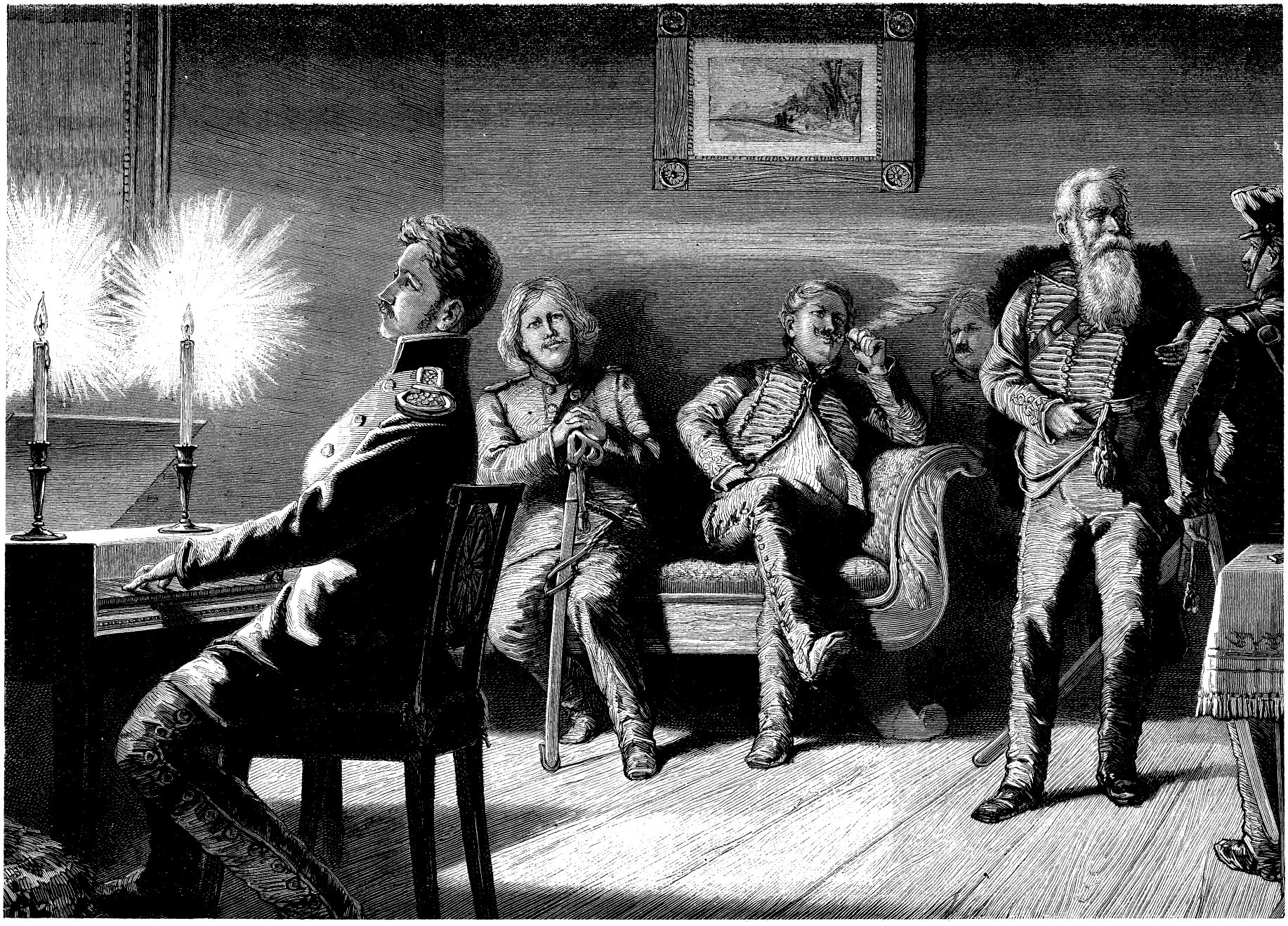
Theodor Körners letztes Lied.

Der Major Lützow erhielt im Februar 1813, als Preußen sich zum Rachekrieg gegen Napoleon erhob, die Erlaubnis zur Errichtung eines Freicorps, das aus Freiwilligen bestehen, sich selbst kleiden und ausrüsten sollte. Sein Name war von hellem Klang und zu ihm hauptsächlich strömten die Jünglinge und Männer, welche durch Geist, Bildung und patriotischen Thatendrang dann als der Kern dieser Schar von Kriegern erschien, deren Begeisterung und poetische Romantik sie auch für immer mit einem verklärenden Ruhm umgeben hat.

Männer von bester Art und durch ihre Bildung wie ihre Tapferkeit hervorragend, gehörten diesem Corps an, das sich schwarz, wie zum Tode für das Vaterland geweiht, uniformierte. Ein schwärmerischer Geist lebte darin, helllodernder Mut, Tollkühnheit, Ritterlichkeit. „Schwert und Leier" nahmen diese Jünglinge ins Feld. Eine wirkliche „wilde Jagd", eine Poesie des Heeres sollte die Freischar werden und Lützow war der rechte Führer derselben. Bald war sie 1400 Mann und 300 Pferde stark und stieg bis auf 2000 Mann und 400 Reiter; auch neun Geschütze gehörten ihr an.

Die Lützower hatten sich in drei Corps geteilt und eins davon war nach der Unterelbe aufgebrochen, um zum Schutze Hamburgs mitzuwirken. Zu diesem gehörte auch Theodor Körner, der jugendfeurige Sänger begeisternder patriotischer Lieder und mit frischem Lorbeer als dramatischer Dichter die edle Stirn schon gekrönt. Er nahm die Waffen, um auch durch seine Lieder zu streiten, die Leier schlagend seinen Genossen, wenn das Schwert an seiner Seite ruhen mußte. Vom Liebsten riß er sich los, um seine Brust in flammendem Idealismus dem verhaßten Erbfeinde zu bieten. Das Vaterland und seine Befreiung vom Joch der Franzosenherrschaft galt ihm über alles!

Am 24. August 1813 kam Lützow mit seinen Getreuen, unter denen sich Körner befand, in die Gegend von Warsow in Mecklenburg-Schwerin, ein kleines Streifcorps nur von 200 Mann, welches einem Proviantzug der Franzosen auflauern wollte. Die Leute wurden deshalb tags darauf in ein Gehölz postiert, um sich da versteckt zu halten. Auf Schloß Gottesgabe, dem Oberjägermeister von der Lühe gehörig, nahm ein andrer Teil das Nachtquartier; Lützow selbst war dabei. Im Saale des Herrenhauses blieb er, sein Pfeifchen schmauchend, abends



Theodor Körners letztes Lied. Von F. W. Heine.

noch im kleinen Freundeskreis, der Theodor Körner auf dem dort stehenden Klavier spielen und singen hören wollte, mitsang und an seinen begeisternden Rhythmen sich berauschte. Da war der edle Jüngling Friesen, da sein Schwertbruder Helfritz und im Hintergrunde Probsthan, auch der alte Veteran Rittmeister Fischer, dem die Rapporte hier überbracht wurden. Sein Schwertlied hatte Körner eben gedichtet und er trug es den Kameraden mit dem Schwung seiner Heldenseele vor. Es war sein Schwanengesang. Noch mit dem Liede auf den Lippen warf er sich aufs Pferd, als die Alarmsignale in der Morgenfrühe des 26. August ertönten. Mit „Hurra der Eisenbraut!“ schlug er sich beim nahen Gadebusch mit dem Feinde. Ein Reiterhieb streckte ihn zu Boden. Zu Tode getroffen, verblutete er, erkaltete sein Sängerherz. Der brave Probsthan mit Helfritz betteten seine teure Leiche auf einen der erbeuteten französischen Proviantwagen. Ein Weheruf erklang durch Lützows Schar ob seines Todes, und Deutschland trauerte noch lange um diesen herben Verlust. Aber seine Lieder lebten fort in den Herzen seines Volkes und lassen noch heute die Saiten derselben ergreifend erklingen.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Der Indianer blickte nicht einmal nach mir um; er stand noch immer unbeweglich vor dem Kamin und es schien mir, als lauschte er auf die Annäherung andrer, welche er auf dem Gehöfte erwarte. Vielleicht sollte nach dem Eintreffen dieser die Plünderung ihren Anfang nehmen, der Führer war seiner Rotte vielleicht vorausgeeilt. Aber auch diesen Gedanken mußte ich bald wieder fahren lassen. Der Wilde wandte sich nach mir um und überflog mit scharfem Blick die in der Stube befindlichen Gegenstände. Dann stürzte er auf mein Bett zu, riß die wattierte Decke herab und hing diese noch über das Fenster, wie wenn er den Lichtschein nach draußen hin verhüten wollte. Als er auf mich zustürzte, stieß ich unwillkürlich einen Schrei aus, beruhigte mich jedoch, als der Angriff nur der Bettdecke galt, und verfolgte nun seine weiteren Bewegungen mit begreiflicher Erregung. Er sollte mich nun erst recht auf die Folter spannen. Bei meinem Aufschrei nämlich war das Kind erwacht und begann gleichfalls zu schreien; ich vermochte es nicht zu beruhigen. Da wendete sich der Indianer mit finsterer Miene noch einmal zu uns hin, zog seinen Mordstahl aus dem Gürtel, bog den Kopf des kleinen Knaben zurück und legte die Klinge über dessen Kehle, wie wenn er es gleich jetzt zu schlachten gesonnen sei. Meine Arme erschlafften, ich hätte in diesem Momente kein Glied für meinen Liebling rühren können. Als ich sah, daß er dem Kinde nicht das mindeste Leid zugefügt hatte, atmete ich wieder auf und gab mir alle Mühe, den Knaben wieder in den Schlaf zu wiegen, um nicht den Unwillen des Eindringlings zu reizen.

Dieser hatte inzwischen seine wollene Decke vor dem Feuer auf den Boden gebreitet und sich auf dieselbe gesetzt. Von der Seite her konnte ich sein Gesicht beachten, suchte aber vergebens nach einem Mienenspiel, aus welchem ich auf das uns drohende Schicksal hätte schließen können. Endlich wies er auf seinen Mund und machte die Bewegung des Kauens; ich sollte merken, daß er hungrig sei und ihm zu essen holen. O weh, wie schrecklich war für mich dies nicht zurückzuweisende Verlangen! Die Speisevorräte bewahrte ich im Keller auf und hatte nicht den Mut, das Kind mit dem Wilden allein zu lassen, während ich hinunterstieg, um Nahrungsmittel heraufzuholen. Deshalb zögerte ich und verharrte zitternd auf meinem Platze, bis er endlich böse ward und aufsprang. Nun sah ich keinen Ausweg, als daß ich ihm zu Willen wäre. Ich griff nach dem Licht, ging auf den Hausflur und öffnete die nach dem Keller führende Luke. Wie ich die steilen Stufen mit meinen bebenden Füßen hinab und wieder hinauf gelangte, das weiß ich noch heute nicht. Natürlich hatte ich nicht viel Ruhe, um etwas zu einander Passendes zusammenzusuchen, ich griff nach dem, was mir gerade zunächst stand. Auf eine Schale mit Schmalzkuchen, den ich für das Fest gebacken hatte, warf ich in der Eile ein großes Stück eingesalzenen, noch rohen Schweinefleisches, welches ich, weil es zum nächsten Mittage bestimmt war, schon aus der Lake herausgeholt und eingewässert hatte. Daneben stand eine Flasche mit scharfem Essig; auch diese nahm ich mit, ohne mir klar zu werden, was es wäre, vielleicht hatte ich gedacht, daß die Flasche Branntwein enthielte. Mit diesen Gaben beladen, stolperte ich wieder die Treppe hinauf und setzte sie neben dem wilden Riesen auf den Boden des Zimmers. Dann stürzte ich auf die Wiege meines Lieblings zu und fand zu meiner Freude, daß der schlafende Knabe noch ruhig atmete. Jetzt nahm der schmausende Indianer meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; ich staunte, wie die enorme Menge von Lebensmitteln verschwand. Manchen hungrigen Wilden hatte ich schon gesättigt, aber niemals jemand so schlingen sehen. Ein Schmalzkuchen nach dem andern wurde in den Mund gepfropft und, als der letzte verzehrt war, folgte das rohe Schweinefleisch nach, dessen salzigen Geschmack mein Besucher nach kurzen Pausen durch einen mächtigen Schluck von dem scharfen Weinessig zu tilgen suchte. Am andern Tage mußte ich lächeln, als ich merkte, was ich ihm aufgetragen hatte.

Als der Wilde mit seiner Mahlzeit fertig war, verließ er die Stube und horchte an der Hausthür, begab sich dann nach dem Feuer zurück, streckte sich auf der Diele nieder und schlief ein. Gerechter Gott, er scheint hier dauernd Quartier nehmen zu wollen — dachte ich bei mir — er weicht nicht vom Fleck, um seine Kameraden bei dir zu erwarten. Kämen sie doch endlich, damit dein Schicksal sich erfüllte! Ich war der qualvollen Aufregung kaum noch gewachsen; zitternd saß ich hinter dem Bett, starrte bald auf mein Kind, bald auf den schlafenden Riesen, dessen herausforderndes Benehmen mich weitere Forderungen fürchten ließ.

Stellt euch meine Lage vor, ihr Kinder, und fragt euch selber, wie euch zu Mute werden müßte, wenn ihr mitten in

dem strengen Winter, wo jede Flucht schon des zarten Kindes wegen unmöglich war, allein gewesen wäret mit einem schaurigen Wilden, der eure Sprache nicht verstand und allem Anschein nach zu einem jener Stämme gehörte, welche keinen in ihre Gewalt geratenen Weißen verschonten. Mitten in dem tiefen Walde stand unser einsames Haus, welches der nächtliche Eindringling bereits erbrochen hatte; er konnte Kind und Mutter töten und seinen Haß befriedigen, ohne jemals Verfolgung fürchten zu müssen. Mein Kind hatte er ja schon des bloßen Schreiens wegen mit seinem Messer bedroht, das arme, kleine Kind, welches keine Ahnung von der nahen Gefahr hatte und sicherlich bald von neuem zu schreien beginnen würde. Sollte der Wilde dann erwachen und seine Drohung zur Ausführung bringen? In meiner großen Angst versuchte ich zu beten, konnte aber die dazu nötige Sammlung nicht finden. Ich schlich nach dem großen Tische hin, holte das Licht und ein Gebetbuch und beschäftigte meine Gedanken mit Gott. Ein wenig getröstet blickte ich nach kurzer Zeit von dem Buche auf und nach dem roten Fremdling hinüber; ich glaubte zu bemerken, daß er nicht schlief, sondern mich mit halbgeschlossenen Augen beobachtete.

Peinliche Stunden verstrichen, kein Wort unterbrach die in der Stube herrschende Stille; er ruhte seine müden Glieder und mir wollten trotz meiner Angst die übermüden Augen zufallen. Da sprang der Wilde plötzlich empor und horchte wieder an der äußern Thür, diesmal sehr lange. Nun glaubte ich, seien die erwarteten Stammesgenossen im Anzuge. Der Wilde kehrte mit hastigem Schritte zurück, blies das neben mir stehende Licht aus, ergriff den Ofenhaken und riß die flackernden Holzscheite auseinander. Nur eine matte Helligkeit herrschte um uns her, die schwerlich von außen wahrgenommen werden konnte.

Sollte dieser Indianer dich gar beschützen wollen, fragte ich mich. Wenigstens schien es so, da er so häufig horchte und nun gar unsre Stube verdunkelte. Jetzt gerade erwachte mein Kind, wie ich längst befürchtet hatte, und wimmerte halblaut. Ich nahm es auf den Schoß und suchte es zu beschwichtigen, weil die breite, spitze Klinge mir schaudernd vor Augen stand. Der Wilde näherte sich auch wirklich, zog aber diesmal nicht sein Messer hervor, sondern legte seine große, schmutzige Hand fest auf des Kindes Mund, um mir anzudeuten, daß das kleine Wesen nicht schreien dürfe. Dabei wies er nach außen hin und fuhr mit der andern Hand über seine Kehle, als wollte er sagen, daß mordlustige Feinde im Anzuge wären. Zum Glück beruhigte sich der Knabe und gurrte nur ein wenig.

Zufrieden damit, daß das Kind sich still verhielt, begann der Indianer wieder zu horchen, flüsterte dann ein paar mir unverständliche Worte und winkte mir, ihm auf den Flur hinaus zu folgen. Da ich nicht ungehorsam zu sein wagte, legte ich den Knaben wieder in die Wiege und nahm die mir angewiesene Stellung an der Hausthür ein. Jetzt hörte ich, allerdings nur schwach, das Echo eines in der Ferne angestimmten Kriegsgeheuls, einen Lärm, gegen welchen das Heulen von einem Dutzend hungriger Wölfe noch anmutige Musik genannt werden konnte. Immer näher zog der brüllende Haufe, er hatte sicher auch unsrem Hause seinen Besuch zugedacht, und mein Begleiter stand an der Thür bereit, um seine Genossen, wie ich fürchtete, sofort einzulassen. Es war nicht hell genug, um die Mienen des neben mir stehenden Wilden zu beobachten, wenn sich darin überhaupt Freude oder Sorge aussprechen sollten. Endlich faßte ich Mut, obgleich die heulenden Indianer immer näher kamen, denn mein Besucher schien gleich mir die Berührung mit den nächtlichen Brandstiftern vermeiden zu wollen. Er atmete tief und schwer, eine große Sorge mußte auf seinem Herzen liegen. Nun ward es mir klar, daß er gekommen sei, um mich zu beschützen, zumal da er nach seiner doppelläufigen Flinte griff, um im nächsten Momente von derselben Gebrauch machen zu können. So verliefen wohl zehn Minuten, die mir indessen eine Ewigkeit dünkten, bis das wilde Geheul sich auf der entgegengesetzten Seite verlor, die plündernden Wilden also vorübergezogen waren.

Mein roter Beschützer zog mich nun am Arm wieder in die Stube hinein und winkte mir, daß ich mich ruhig niederlegen könnte; er selber häufte die schwindende Glut, warf ein paar neue Scheite auf den Herd und legte sich diesmal zu wirklichem Schlafe nieder. Lustig knisterte das Feuer, laut schnarchte mein Gast, und das Kindchen gurrte auf meinem Schoße, eine Lage, welche ich nimmer vergessen werde.

Beim Tagesanbruch erwachte der Riese, streckte sich mit lautem Gähnen, sprang empor und stellte sich dicht vor meinem Platze hin. Ich blickte ihn nun schon dreister an und sollte bald die volle Lösung des Rätsels erhalten. Der Wilde öffnete eine Schnur, mit welcher das Pelzkleid über seiner Brust zusammengehalten wurde, und zog ein paar lange blaue Kinderstrümpfe hervor, welche er langsam in der Luft hin und her schwenkte, während ein Grinsen, das ich als Lächeln deuten sollte, sein Gesicht überflog. Ich trat ihm näher, besah und befühlte die Strümpfe und merkte nun, daß sie ursprünglich zur Ausstattung meines eigenen Knaben gehört hatten. Einem Weibe, welches mich vor kaum zwei Wochen mit ihrem in Felle gehüllten Kind um Hilfe ansprach, die ich dann mehrere Tage bei mir behielt und pflegte, bis die Mutter und das Söhnchen neugekräftigt die Wanderung fortsetzen konnten, hatte ich diese Strümpfe neben andern wärmenden Kleidungsstücken zum Schutz ihres braunen Lieblings geschenkt. Das junge Weib war damals überglücklich; sie schüttelte und küßte meine Hand, und Thränen dankbarer Rührung flossen über ihr braunes Gesicht herab. Die Dankbarkeit der wilden Mutter that mir wohl, aber ich hätte niemals geglaubt, daß die Erfüllung einer so bescheidenen Pflicht gegen bedrängte Mitmenschen mir und dem Kinde zwei Wochen später das Leben retten sollte. „Hoho, Pappuse!“ frohlockte der Indianer, als er sah, daß ich ihn verstand; er stieß mit dem Kolben seiner Flinte auf die Dielen, legte denselben dann an die Backe und richtete den Lauf zum Fenster hinaus, damit ich merken sollte, daß er in Abwesenheit meines Mannes zu meinem Schutze herbeigeeilt wäre.

Dann wollte er sich entfernen, wie ich daran sah, daß er die wollene Decke über die Schulter warf und die Flinte überhängte. Aber das litt ich nicht; ich wollte ihn wenigstens noch einmal sättigen und ihm Geschenke für Weib und Kind mitgeben. Darum ergriff ich seine Hand, sah ihm freundlich ins Gesicht und machte nun selber die Bewegung des Kauens. Der Wilde verstand mich, nickte mit dem Kopfe, legte die Waffen noch einmal ab und setzte sich auf dem Boden hin. Nun stieg ich mit ruhigerem Gemüte in den Keller hinab, holte geräucherten Speck, Weizenbrot und Käse herauf und setzte dies alles neben meinem Gaste hin. Schnell flackerte dann ein helles Kien-

feuer auf dem Küchenherde; ich setzte einen Kessel mit Wasser und einen andern mit Milch bei und bereitete meinem Beschützer einen großen Topf Kaffee. O, wie freute sich der wilde Mann, als ich ihm dies mit Zucker versüßte warme Getränk überreichte! Wieder aß und trank er, als wenn er tagelang hätte hungern müssen, und wies dabei lachend auf den Kaffee hin, welcher ihm besonders wohl zu schmecken schien.

Schnell hatte ich dann ein wenig Kinderzeug zusammengesucht, was mein kleiner Knabe zur Not entbehren konnte, fügte einige Ellen Leinwand und Flanell hinzu, auch Nähnadel und Zwirn, und machte aus dem allem ein festes Bündel. „Pappuse, Pappuse!" rief ich dem Wilden zu, als ich ihm dies Geschenk überreichte, da ich von der Voraussetzung ausging, daß sein junges Weib diesen Namen trage. Aber auch meinen Beschützer selbst wollte ich nicht unbeschenkt lassen. Ich schloß den Schrank meines Mannes auf, nahm ein paar Thonpfeifen, ein Pfund Tabak, vielleicht ebensoviel Schießpulver und einige Dutzend Kugeln hervor und überreichte diese Gaben dem laut aufjauchzenden Wilden, welcher seiner Freude kein Ende wußte. Eine alte Ledertasche, welche von uns nicht mehr gebraucht wurde, schenkte ich ihm gleichfalls und war ihm behilflich, die einzelnen Dinge in derselben zu verwahren.

Es war neun Uhr vormittags, als der Wilde, über und über behängt, von mir Abschied nahm. Er zog sein Messer, setzte die Spitze desselben auf seine eigene Brust und zeigte auf den Boden unsrer Stube, als wollte er sagen, daß er gekommen wäre, um hier zu sterben, wenn seine auf dem Kriegspfade befindlichen Brüder sich in den Besitz des Hauses gesetzt hätten. Ich äußerte meine Dankbarkeit so gut dies durch Mienen möglich war, und sah ihn scheiden.

Am Nachmittage — es begann bereits zu dunkeln — kehrte mein Mann zurück. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er sein Gehöft unangetastet fand. Auf dem Wege von der Mühle her war er auf rauchende Trümmerhaufen gestoßen und hatte durch berittene Farmer erfahren, daß eine Horde von Indianern meilenweit die einsamen Gehöfte ausgeplündert und in Brand gesteckt, dabei wie gewöhnlich auch die weißen Bewohner getötet hätten. Daß wir verschont geblieben wären, hatte er nicht zu hoffen gewagt und begriff dies Glück erst, als ich ihm erzählte, daß mir wahrscheinlich ein mächtiger Häuptling während der Nacht seinen Schutz verliehen habe.

„Dein gutes Herz hat sich belohnt!" sprach er gerührt und streichelte mir die Wange. „Du bezähmst sogar die wildesten Wilden."

(Fortsetzung folgt.)

Die heutige Taucherkunst.

II.

Das Gesamtgewicht der Ausrüstung beträgt 70 kg. Trotz dieser Schwere und ungeachtet der Unbeholfenheit und Steifheit des Anzuges, die ein Hantieren und Fortbewegen an der Erdoberfläche fast zur Unmöglichkeit macht, bereitet dieselbe in der Tiefe keinerlei Schwierigkeiten. Die Ursache liegt darin, daß das Wasser einen Teil des Gewichtes aufhebt, so daß der Taucher sich stets halb in der Schwebe halten kann und er zu seiner Weiterbewegung nur geringer Anstrengungen bedarf, weit geringer als an der Erdoberfläche unter gewöhnlichen Verhältnissen. Aus demselben Grunde kann er dort unten auch viel schwerere Lasten bewältigen als droben. Die einzige wirkliche Beschwerlichkeit bringt der Wasserdruck mit sich, der bei zunehmender Tiefe immer größer wird und schließlich dem weiteren Vordringen Halt gebietet.

Aus dieser Beschreibung geht hervor, daß der Schwerpunkt der heutigen Taucherkunst in der Ausrüstung liegt. Selbstverständliche Voraussetzung ist, daß der Taucher eine durchaus gesunde, kräftige Person sei und auch Mut und Besonnenheit genug besitzt. Denn wenn auch die beschriebene Ausrüstung zu großem Vertrauen berechtigt, so sind doch die Gefahren der Tiefe groß. Auch kann, besonders beim Arbeiten auf dem Meeresgrunde oder in einem gestrandeten Schiffe, leicht ein Teil der Ausrüstung schadhaft werden oder versagen. Am meisten ist natürlich der Luftzuführungsschlauch Beschädigungen ausgesetzt durch Reibung an scharfen Felskanten oder Schiffsteilen. Auch kann es vorkommen, daß der Schlauch oder die Signalleine sich im Takelwerk verwickelt. In solchem Falle handelt es sich vor allen Dingen um Besonnenheit. Ist der eine oder andre Teil nicht zu entwirren, was übrigens selten vorkommen dürfte, wenn der Taucher mit der nötigen Umsicht zu Werke geht, so muß er ihn kappen. Ist es der Schlauch, so enthält der Tornister immer noch soviel Luft, daß sich der Taucher bequem nach oben kann hissen lassen, ohne Mangel daran zu leiden. Ist es die Leine, so braucht er sich nur der Beschwerungsgewichte zu entledigen, um von selbst nach oben zu gelangen.

Was sonstige Gefahren anbelangt, so können ihm solche unter andern durch die Ungeheuer der Tiefe bereitet werden. Wenn nun auch die Schilderung im „Taucher" vielleicht etwas zu grauenhaft ist, wo es heißt:

„Das Auge mit Schauder hinuntersah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.
Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne" —

so liegt doch die Begegnung mit solchem Getier nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, insbesondere wenn der Taucher sein elektrisches Licht in Thätigkeit setzt und die Meeresbewohner, von Neugier getrieben, von allen Seiten auf den strahlenden Punkt lossteuern. Es sollen auch schon Taucher von Raubfischen angefallen worden sein, obwohl es andrerseits wieder angezweifelt oder bestritten wird. Uns ist jedoch aus einer Reisebeschreibung ein Fall bekannt, wobei ein Taucher von einem großen Polypen erfaßt und derart von seinen Armen zusammengeschnürt wurde, daß er beinahe erstickt wäre. Nachdem man den armen Menschen mit dem ihm anhaftenden Ungeheuer mit Mühe an Bord gehißt, verging noch eine geraume Zeit, bis es gelang, ihn durch Zerhauen und Zerschneiden der lederharten Fangarme aus der gräulichen Umklammerung zu befreien. Auf einen Polypen bezieht sich auch die Stelle in Schillers „Taucher", wo es heißt:

„Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Reckte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir" —

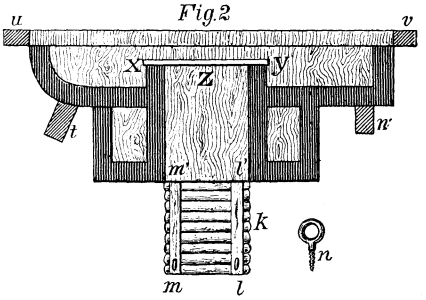
Mit Rücksicht auf die wichtigen Dienste, welche die Taucherkunst leisten kann, ist bei den Kriegsmarinen ein besonderer Taucherdienst eingerichtet worden. Bei der kaiserlich deutschen Marine werden jährlich etwa 50 Mann dazu ausgebildet. Die Einübung geschieht an durchaus bekannten und gefahrlosen Stellen und geht von geringen Tiefen allmählich zu größeren über. Der Dienst ist freiwillig und auch in gegebenen Fällen ist es dem Taucher

ganz freigestellt, ob er ihn thun will oder nicht. Da aber der Dienst einen ungemeinen Reiz ausübt und auch die Bezahlung je nach Umständen eine sehr reichliche ist — bei den Hebungsversuchen des im Kanal La Manche verunglückten Panzerschiffes „Der große Kurfürst" sollen für die Stunde 20 Mark vergütet worden sein — so wird es wohl kaum vorkommen, daß der Dienst geweigert wird.

Die größte Tiefe, bei welcher ohne Schaden für die Gesundheit und ohne Schwierigkeiten der Luftzuführung noch gearbeitet werden kann, ist 40 m. Darüber hinaus wird der Wasserdruck so stark, daß sich Beschwerden und Krankheitserscheinungen einstellen und die Luftleitung versagen kann. In Tiefen bis zu 25 m kann der Taucher 10 bis 12 Stunden unter Wasser bleiben, wobei ihm aber, abgesehen von den Mahlzeiten, je nach der Tiefe von Zeit zu Zeit eine Erholungspause von 10 bis 15 Minuten an der Oberfläche gewährt werden muß. Geübte Taucher können in mäßigen Tiefen auch ohne den Anzug, d. h. nur mit Helm und Lufttornister ausgerüstet, arbeiten, und sie ziehen es in der Regel auch vor, weil sie sich dann freier bewegen können. Daß sich der Taucher einer durchaus regelmäßigen und guten Lebensart bei nahrhafter Kost befleißigen muß, ist selbstverständlich.

Aber nicht nur auf der See und beim Wasserbau hat die Taucherkunst ihre Erfolge aufzuweisen, auch beim Bergbau ist dies der Fall. Manche Tiefbauanlage, die infolge Schadhaftwerden der Wasserhaltung ersoff, ist dadurch gerettet worden, daß durch Taucher die schadhafte Stelle wieder betriebsfähig gemacht wurde. Viel häufiger aber als zu diesem Zweck wird im Bergbau die Taucherausrüstung zu Lebensrettungen nötig, wenn Schlagende Wetter ausbrechen und der Erstickungstod die ganze Belegschaft bedroht. Dann betritt der Taucher mit seinem Behälter mit komprimierter Luft, den er entweder auf dem Rücken trägt oder auf einem Schiebkarren mit sich führt, gefahrlos den Ort des Schreckens und kann sich dort drei bis vier Stunden dem Rettungswerk widmen. Zahlreiche Bergarbeiter, die sonst dem sichern Tode verfallen wären, sind auf diese Weise dem Leben und ihren Familien wiedergegeben worden. So hat der Taucherdienst viel Beschwer und Gefahren, kann aber der Menschheit große Dienste leisten.

Fig. 2

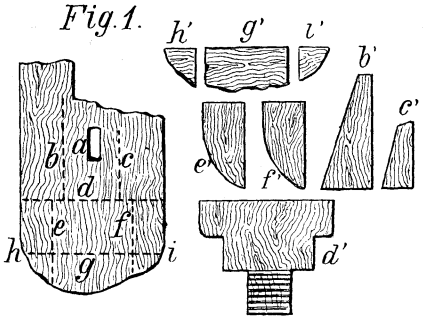


Details zum Uhrständer aus Korkpfropfen.

Eine Ritterburg, zugleich Uhrständer, aus alten Korkpfropfen.

Da kommt einmal die Mutter so von ungefähr beim Zusammenräumen im Keller auf einen Korb voll alter verschimmelter Korkpfropfen und befiehlt der Magd, diesen unnötigen, verdorbenen Kram in den Kehricht zu werfen. Zum guten Glück war aber der „Gute Kamerad" gerade zugegen und erbat sich diese „Herrlichkeiten" für uns Jungens.

Fig. 1.



Details zum Uhrständer aus Korkpfropfen.

„Da wird nichts draus!" sagte ärgerlich die Mutter. „Ihr habt ohnehin genug Unordnung oben in eurer Stube; sie sollten sich lieber um ihre Schularbeiten kümmern, das wird ihnen viel besser bekommen!"

Unsre Mutter ist sonst immer eine sehr gütige Frau, aber so an Waschtagen oder zu Zeiten, wo sie in Haus, Keller und Boden gründlich aufzuräumen pflegt, da ist mit ihr nicht immer gut Kirschen essen. Wir drückten uns entmutigt um die nächste Ecke herum, aber der „Gute Kamerad" hatte mit einem pfiffigen Lächeln rasch den Korb der Magd aus den Händen genommen und war damit verduftet. Dabei hatte er uns versprochen, später, bei günstigerer Gelegenheit, seine Bitte nochmals unsrer lieben Mutter vorzutragen, und vertröstete uns auf deren Einwilligung. Auf unsre Frage aber, was er mit dem unscheinbaren Zeugs beginnen wolle, sagte er, daß aller Urstoff unscheinbar wäre und oft gar nicht danach aussehe, unter der bildenden Hand des Menschen aber sich sehr wohl zu einem Kunstprodukte gestalten könne. Wir sortierten die Pfropfen. Da gab es große scheibenförmige von Fleischextrakt- und Senftiegeln, dann Flaschenkorke aller Größen.

„Wißt ihr, was wir daraus machen?" fragte da plötzlich der „Gute Kamerad". Wohl hielten wir diese Frage für unnütz, da er unsre frühere nicht beantwortet hatte, als wir wissen wollten, zu was er die Pfropfen denn brauche. Aber auch der „Gute Kamerad" hat seine Eigenheiten, und da er sonst ein ganz prächtiger alter Knabe ist, so fügten wir uns in diese und antworteten, daß wir dies so eigentlich noch nicht wüßten, es aber gerne erfahren wollten.

Da lächelte er noch pfiffiger als vorher und meinte, daß in einigen Tagen das Namensfest unsrer guten Mutter sei, und schlug vor, daß wir zusammen für ihre Taschenuhr einen recht hübschen Uhrständer machen sollten.

„Ach, das ist herrlich!" riefen wir entzückt, „aber zu was gehören denn dann die Korke? Das möchten wir wissen!"

„Eben zu dem Uhrständer; der soll aus diesem unscheinbaren Zeugs da verfertigt werden." Das sagte der „Gute Kamerad" und lächelte nochmals, wie einer, der ganz genau weiß, was er will. Wir fragten nicht mehr, und warteten seine Anordnungen ab. Zuerst gingen wir zum Brunnen und wuschen die Korke; darauf trockneten wir sie recht sorgfältig, und stellten sie zum gänzlichen Trockenwerden an einen luftigen Ort.

Jetzt ging der „Gute Kamerad" in unsre Stube, wo der Werkzeugkasten und unsre Holzvorräte aufbewahrt sind, und musterte unter den Brettchen und Holzabfällen herum, bis er das gefunden hatte, was er brauchte. Rasch hatte er auf ein Brettchen von etwa 30 cm Höhe und 20 cm Breite eine Zeichnung entworfen, welche Bruder Oskar sofort mit der Säge ausschneiden mußte (siehe Fig. 1). Das hatte gar kein Ansehen; er sagte auch nichts weiter, als daß das Loch a dazu bestimmt sei, um das Bauwerk an einem Haken an der Mauer über dem Nachtkästchen unsrer Mutter aufzuhängen.

„Also ein Bauwerk?"

„Ja, ein Bauwerk."

„Aber was für eins?"

„Werdet schon sehen. Da schneidet einstweilen diese Brettchen zurecht und sorgt dafür, daß ich bald flüssigen Tischlerleim habe."

So wurden denn von Bruder Oskar die Brettchen b', c', e', f', g', h' und i' geschnitten, dann Schrauben gesucht, und die Leimpfanne über die Weingeistflamme gestellt.

Das Brettchen d' aber schnitt der „Gute Kamerad" selber aus, so wie ihr es in Figur 2 in vergrößertem Maßstabe gezeichnet findet.

Der Leim duftete wunderbar, aber nicht nach „mille fleurs". Das verursachte, daß Mama Nachschau hielt und nicht besonders entzückt darüber schien, daß wir die ganze Wohnung durch das Leimsieden in „üblen Geruch" setzten. Wir glaubten, es sei schlecht Wetter im Anzug, doch der „Gute Kamerad" wußte auch für dieses Gewitter den Blitzableiter zu finden.

Mit dem freundlichsten Lächeln vertrat er Mama den Weg und bedauerte lebhaft sie bitten zu müssen, heute nicht in unsre Stube zu kommen, denn — wir brüteten eben über einer großartigen Ueberraschung zu ihrem Namensfest. Unsre gute Mutter fragte zwar, ob die Ueberraschung darin bestehen werde, daß sie morgen nach dem Schreiner werde senden müssen, um die Möbel wieder, wie das letzte Mal, aufpolieren zu lassen? Doch hub auch diese Frage unsern „Guten Kameraden" nicht aus dem Sattel, ja er war kühn genug, gleich jetzt seine Bitte um die Korkstöpsel zu wiederholen. Da mußte unsre liebe Mutter lachen, denn es kam ihr komisch vor, daß wir um solch „wertlosen Kram" so ernsthaft durch unsren „Guten Kameraden" bitten ließen. Da hatten wir gewonnen; denn wenn sie einmal lachte, dann war die Bitte auch schon gewährt. Ja, sie kam wirklich nicht in unsre Stube herein. Die versprochene Ueberraschung hatte ihr sicherlich imponiert, denn sie sagte nichts mehr darüber, daß ihr der Leimgeruch lästig falle, und das war schon ein Zeichen von schönem Wetter; der „Gute Kamerad" hatte also wirklich das drohende Gewitter zu bannen verstanden. Nachdem er nun das Brettchen (Fig. 2) sorgfältig ausgeschnitten hatte, schnitzte er den viereckigen Vorsprung k derart zu, daß dieser aussah, als bestände er aus nebeneinanderliegenden Pfosten. Wir schüttelten unsre Köpfe, denn noch wußten wir nicht, was das werden solle. Jetzt leimte er nahe der Kanten die beiden Stäbchen l, l' und m, m' an, sodann auf der untern Seite zwei ähnliche Leistchen, nur mit dem Unterschiede, daß diese länger als die ersten waren und bis zur entgegengesetzten Längskante des Brettchens reichten (siehe Fig. 3). Jetzt schraubte er zwei Kloben (n) vorne bei l und m in den Vorsprung k, worauf er durch Gewichte das Brettchen beschwerte, damit die angeleimten vier Leistchen desto fester hielten. Als das geschehen war, nahm er die von Bruder Oskar zugeschnittenen Brettchen (Fig. 1) und schraubte mit dünnen, aber etwa 3 cm langen Schrauben die beiden Stützen b' und c' bei b und c fest, nachdem er die Kanten vorher mit Leim bestrichen hatte, um dem Bau vollste Sicherheit gegen das „Werfen" zu geben. Nun setzte er die Brettchen g', e', f' ganz ebenso mit Leim und Schrauben zusammen, fügte an diese die beiden kleinern Brettchen h', i', an und dies Gerippe endlich an das Brettchen d' (Fig. 2). Nachdem dieses nun so zusammenhängend und fest gefügt war, befestigte er es bei Fig. 1 wieder in der Lage von d, e, f, g, h und i, abermals mit Leim und Schrauben. Mühevoll war jetzt nur das Einziehen von je zwei Schrauben durch das Brettchen d' in die beiden Stützen b' und c'; doch Sicherheit und Geduld hatten bald auch diese Schwierigkeit überwunden. Die Grundfeste des Baues war nun vollendet, wie ihr solches in Fig. 3 erkennen könnt. Jetzt nahm der „Gute Kamerad" einen Karton, ich glaube es war eine Visitkarte, und zeichnete auf diese einen breiten gotischen Thorbogen, über denselben rechts und links zwei fensterähnliche Oeffnungen, die er dann ausschnitt. Den Thorbogen machte er genau so breit, als bei Fig. 2 der Vorsprung k der Breite nach maß. Dann nahm er ein Leistchen, etwas länger als der Thorbogen breit war, bohrte in dieses sieben Löcher, gerade groß genug, daß man Zündhölzchen hindurchstecken konnte, worauf er das Leistchen an den Enden in der Breite des Thorbogens derart einschnitt, daß es genau in diesen paßte und auf der andern Seite noch etwas vorragte. Nachdem es so gut eingepaßt war, steckte er sieben Zündhölzchen durch die Löcher des Leistchens und leimte sie darin fest. Nun spitzte er diese Hölzchen an den untern kürzern Enden gleichmäßig zu und leimte dieses Gitter an den Thorbogen.

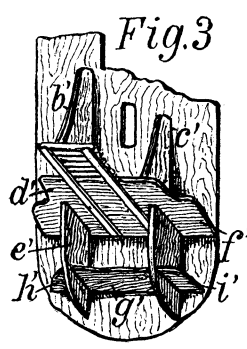


Fig. 3

Details zum Uhrständer aus Korkpfropfen.

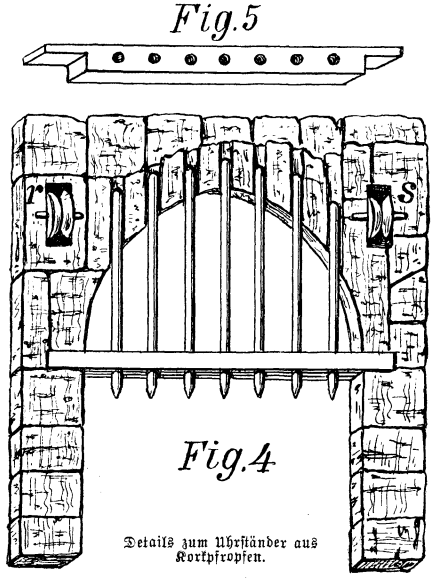


Fig. 5

Fig. 4

Details zum Uhrständer aus Korkpfropfen.

Jetzt begannen wir zu begreifen. „Das wird eine Ritterburg! Bravo, bravissimo!" riefen wir. Doch der „Gute Kamerad" arbeitete fort und that gar nicht so, als habe er unsern Jubel vernommen.

(Fortsetzung folgt.)

Buchstabenrätsel.

Was da von arm und reich mit j
Nimmt Abschied mit den Jahren,
Das sollen unser Lebenlang
Mit t wir treu bewahren.

Logogriph.

In unsrer Rumpelkammer
Gewiß mit p ich's treff',
Im nassen Elemente
Begegnet's mir mit f.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 1.

„Blücher, Bücher."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 1.

„Kadett, Ade."

Auflösung des Homonyms in Nr. 1.

„Alt."

Lösung der Preisaufgabe in Nr. 46 des dritten Jahrganges.

Peter Schnäuzchen, der Setzerlehrling.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 1.

Danziger Bucht.
(D' Anzüg R Buch t'.)

Die Preisaufgabe

in Nr. 46 des dritten Jahrganges haben richtig gelöst: Kamerad Gotthold Oehler in Greiz, Hugo Dahm in Hamburg, R. v. Bahl in Greifswald, H. Friedländer in Hannover, Franz Gerstner in Bern, Arno von Spreckelsen in Hamburg, Willy. Hassenstein in Allenstein (Ostpr.), Arthur Hentzen in Lennep, Leo Sürth in M.-Gladbach, Albert Fischer in Königsberg, H. R. T. Krabbo in Hamburg, Fritz Dziatzko in Göttingen, Emil Weiß in Altona, Erwin Berndt in Deuben (b. Dresden), R. Ulrich in Zürich, Wilh. Eitner in Minden (Westf.), Max Stascheit in Tilsit, Max Kaminski in Lemberg, A. Piccardt in Prag, O. Linde in Cöln, Willi Rauenbusch in Neu-Weißensee bei Berlin, W. Heichen in Berlin, B. v. Siebert in Berchtesgaden, Wilh. Stamm in Hildesheim, Eugen Sigg in Zürich, Fritz und Wilh. Hermann in Erfurt, Georg v. Schönberg in Stuttgart, Emil Böhm in Schneeberg i. S., F. Spiegel in Gebweiler i. Els., W. Klug in Posen, C. Aberholdt in Würzburg, R. Krüger in Sondershausen, Karl Klammt in Stettin, Willy Stahl in Frankfurt a. O., Rich. Lorentz in Danzig, W. Gosewisch in Wunstorf (Hann.), Karl Düms in Wesel, Reinhard Buch in Hamburg, Ernst Wehncke in Hamburg, H. Schricker in München, Albert Pfähler in Solothurn, Erdmann in Hannover, Georg Aschenborn in Namelau, Fritz Merian in Basel, Franz Wohlgemuth in Eberswalde, W. Bartels in Hamburg, Rudolf Morgenroth in Neu-Ulm.

Der Setzerlehrling thut sich sehr viel darauf zu gute, daß diese von ihm selbst gestellte Preisaufgabe von verhältnismäßig sehr wenigen Kameraden gelöst wurde. Mit jeder Post kicherte und lachte er mehr ins Fäustchen, war es doch seine Absicht, die ihm einmal gegebene Erlaubnis auszunützen und den Kameraden boshafterweise eine recht harte Nuß darzureichen. Auch amüsierte er sich sehr über einzelne hochgespannte Erwartungen, die an die Preisverteilung geknüpft wurden. Auch da hat das helle Kerlchen die lieben Kameraden insofern getäuscht, als er in der Aufgabe schon den Preis ausdrücklich bezeichnete, der den glücklichen Lösern werden sollte. Es heißt dort:

Wer (das Werk, die Aufgabe) mit Glück
zum Ende führet,
Offnen Sinnes frisch und frei,
Der erhält (als Preis) mein wohlgetroffnes
Vielbegehrtes Konterfei.

Peter Schnäuzchen hat dem Löser sein Bild versprochen und er hat dieses Versprechen, man muß das unbedingt zugestehen, durch die Natur der Aufgabe auch gehalten.

Mehr interessant als schmeichelhaft, weniger respektsvoll als lustig sind die Bemerkungen, die einige Kameraden über das Konterfei selbst und damit über die Person „Schnäuzchens" zu machen sich erlaubten; mit seiner Selbstcharakteristik, die da lautete:

Wenn die Nachwelt mir zum Ruhme
Ihre Lorbeerkränze flicht,
Wird es heißen: „Schneidig war er,
Lieblich auch von Angesicht!"

stimmen sie wenig überein. Namentlich die Ohren haben einzelnen Kameraden so große Bewunderung abgenötigt, daß wir im stillen eigentlich erstaunt sind, sie noch an der rechten Stelle zu sehen. Schnäuzchen wurde auch angedichtet, — doch das ist selbstverständlich. Eins dieser Musenkinder mag hier Platz finden:

Grüß Gott, Herr Peter Schnäuzchen,
Bist ein gar pfiffig Käuzchen!
Hast Dir ganz sicher eins gegeckt,
Als Du den Einfall ausgeheckt,
Dich in Quadrate zu zerteilen,
Damit Dich andre wieder heilen.

„Den will ich sehn," hast Du gedacht,
Als du dies Meisterstück vollbracht,
„Der aus der wirren Schnippelei
Zusammenstellt mein Konterfei."
Nicht schlecht hat Peter kalkuliert,
Und manchen wohl genasgeführt.
Erst dacht' auch ich, 's gelingt dir nicht,
Da sah ich plötzlich ein Gesicht,
Und nachher ein paar große Ohren,
Schrumm, Peter! da warst Du verloren.
Da war ich Dir schon auf der Spur
Und nahm Dich in die Kleisterkur,
Ich pappte, bis ich's endlich fand
Und Peter Schnäuzchen vor mir stand.
Dank' Deinem Gott, daß Du nicht hier!
Denn, lieber als auf Schreibpapier
Gepappt, geglättet und gereimt,
Hätt' ich den Buckel Dir verleimt!
Dein Grinsen um den breiten Mund
Gibt Deine kecke Weisheit kund,
Mit der Du hurtig bei der Hand,
Sobald Du mangelnden Verstand
Bei einem guten Kameraden
Gefunden hast zu seinem Schaden.
Die etwas angehauchte Nase
Zeugt von der Freundschaft mit dem Glase,
Vor der nimm dich doch sehr in acht,
Eh sie Dich einstmals tipplich macht!

W. Heichen, Quartaner im Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- und Holzmalereiarbeiten. 800 Nummern. Illustr. Verzeichnis gegen 20 Pf. in Briefmarken.
Mey & Widmayers Verlag in München.

Technikum Einbeck
(Provinz Hannover),
städtische — **seitens der Königl. Preuß. Regierung subventionierte — Fachschule** für
Maschinentechniker.
Anfragende erhalten durch den Direktor Dr. **Stehle** das Programm gratis zugesandt. **Der Magistrat.**

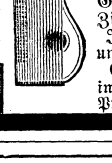
Institut Haccius
Château de Lancy bei Genf.
Specielle Vorbereitung für die verschiedenen Berufsarten, sowohl durch klassische als reale Studien. Besondere Berücksichtigung der neueren Sprachen. Vorzügliche Gelegenheit für erwachsene junge Leute zu rascher Erlernung derselben. Ausgezeichnet schöne und gesunde Lage. Prospektus und Referenzen auf Verlangen durch die Direktion.
C. Haccius, Dr. phil.
O. Brunel, Dr. ès sciences.

Clarens-Montreux.
Dr. Benkerts
Knaben-Institut.
Vollständiger **Gymnasial- u. Realkursus.** Französische und englische Konversation und Korrespondenz.

Stotternde,
welche beim Singen nicht stottern, werden vollständig geheilt.
Spracharzt Gerdts, Bingen a. Rh.
NB. Meine Broschüre: „Die Ursachen des Stotterübels und dessen naturgemäße Heilung" dient zur Aufklärung. (Preis 1 Mark franko gegen franko).

Amthorsche höhere Handelsschule u. Handelsakademie
zu **Gera** (Reuss). Beginn des 41. Schuljahres.
1) ***Höhere Handelsschule*** mit ***Berechtigung zum einjährig-freiwill. Militärdienst.*** Dauer des Schulbesuchs 1 bis 4 Jahre, je nach Vorbildung.
2) ***Handelsakademie*** für rein ***fachwissenschaftl. Ausbild.*** (einjähr. Kursus).
Ueber Schulanfang, Unterkunft etc. Näheres d. d. Prospekte. ***Die Direktion.***

Neue Militär-Vorbildungs-Anstalt
zu Rudolstadt in Thüringen.
Staatlich konzessioniert.
Vorbereitung z. Ablegung: 1. des **Portepee-Fähnrichs-** bezw. **Primaner-Examens.** 2. des **Einj.-Freiwilligen-Examens.**
Tüchtige, in gleichen Unterrichtsverhältnissen **langjährig bewährte** Lehrkräfte; Prinzip des **individuellen Unterrichts** in **kleinen Unterrichtsabteilungen;** streng **militärische,** nach Art der Königl. Kriegsschulen geregelte **Hausordnung; herrliche Naturumgebung; solide lokale** Verhältnisse (12 000 Einw., Garnisonstadt); **mäßige** Pensionspreise. — **Prospekte** nebst Angabe der Referenzen aus **hohen Offiziers-** und **Civilkreisen** durch den Vorsteher der Anstalt, bisher langjährigen Lehrer an der Militär-Vorbildungs-Anstalt zu Kassel.
Rudolstadt 1889. **Truppel.**


Violinen,
unübertroffene Meisterwerke der heutigen Geigenbaukunst, ebenso Zithern und alle andern Instrumente empfehlen unter absoluter Garantie
Glaesel & Herwig
in **Markneukirchen i. S.**
Preisliste gratis u. franco.
solid reell

Das beste Hilfsmittel z. Vorbereitung.
In 10 000 Exempl. segensreich verbreitet
Repetitorium für das Examen der Einj.-Freiwilligen und Fähnriche.
Deutsch — Lateinisch — Griechisch — Französisch — Englisch — Geschichte — Geographie — Mathematik — Physik — Planzeichnen — Prüfungsanforderungen u. Pädagogien-Verzeichnis. v. Hauptmann **Kemper** u. Oberlehrer Dr. phil. **Heine.**
2. Auflage. 11 Einzelteile in 2 Bänden.
Bei franko Zusendung **nur 11 Mark.**
Verlag Herm. J. Meidinger, Berlin W. 9.

Die besten u. schönsten, in der Stimmung korrekt der Musik entsprechenden
Harmonika
bekommt man allein bei
Joh. N. Trimmel,
Wien VII, Kaiserstraße 74. Illustr. Preiscourant gratis u. franco.

Echte Briefmarken! Billig! 10 Brasil. 25 Pf. 10 Bulgar. 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 6 Perf. 50 Pf. 6 Peru 40 Pf. 7 Serb. 25 Pf. 3 Siam 50 Pf. etc. alle verschied **Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf.**
E. Hayn, Berlin N. Friedrichstraße 108.

Fragen und Antworten.

G. von Jordan in **Görlitz.** Du fragst, wie eine Siegelsammlung, in der die Siegelabdrücke graue Flecke bekommen haben, somit bereits durch Verwitterung oder Verstaubung am Rande des Verderbens angelangt sind, wieder in Stand gesetzt werden könnten. Das ist nicht so leicht zu beantworten. Vorerst muß erforscht werden, was diese grauen Flecke bedeuten, das heißt also, welcher Ursache sie ihr unerfreuliches Dasein verdanken. Mache darum 12—15 Siegelabdrücke von einem gewöhnlichen Petschaft und teile diese in drei Gruppen. Die erste Gruppe lege an eine ungeschützte Stelle (allenfalls auf einen Kasten), wo dieselbe der Zimmerwärme und dem Staube ausgesetzt sind. Die zweite Gruppe lege an einen feuchten Ort, benetze sie öfters mit Wasser, ohne sie abzutrocknen, die dritte Gruppe setze dem Sonnenlichte aus, ebenfalls ohne dieselbe vor Staub zu schützen. Nach kurzer Zeit, wahrscheinlich schon in der zweiten Woche, wirst Du bei jeder Gruppe eine andre Zerstörungserscheinung wahrnehmen können. Diese wird Dir dann sagen, welchen Fehler Du begangen, das heißt, welcher Unterlassungssünde Du die Zerstörung Deiner Sammlung zuzuschreiben hast. Sie noch zu retten, erfordert viel Geduld, Mühe und Ausdauer. Bringe sie vorläufig an einen kühlen, trockenen und staubfreien Ort, am besten in einen gutschließenden Karton, und warte das Ergebnis der drei Versuchsgruppen ab, an welchen Du erst das Reinigen und Wiederauffrischen lernen sollst, ehe Du dies an den zweifellos wertvollen Objekten Deiner Sammlung erprobst und diese durch ungeschulte Versuche vollends verdirbst. Sind nun Deine drei Gruppen der Versuchssiegel schon schön grau geworden, so wirst Du erkennen, welche Gruppe die gleichen Mängel zeigt wie Deine Sammlung. Ist es Staub, der am Siegellack durch die Wärme kleben geblieben ist, so hilft vorsichtiges Waschen mittels eines nicht zu steifen Pinsels durch Wasser oder Seifenwasser, und nachheriges Abtrocknen durch Baumwolle. Wenn dies erfolglos bleibt, so betupfe (nicht reiben) die grauen Stellen mit einem weichen, in Weingeist getauchten Pinsel und trockne die also abgetupften Stellen sofort zart und vorsichtig mit einem trockenen Pinsel rein. Dies muß sehr vorsichtig geschehen, da sonst die Siegelabdrücke in ihrer Schärfe und Deutlichkeit Schaden leiden würden. Erkennst Du aber, daß nicht der Staub, sondern Feuchtigkeit Deiner Sammlung geschadet hat, das heißt, daß das Siegellack an der Oberfläche zu verwittern beginnt, so mußt Du dasselbe sofort an einen trockenen Ort bringen und, vorerst gegen Staub und Sonnenlicht geschützt, sehr gut austrocknen lassen. Dann löse Schellack in Weingeist als dünne Lösung auf und bestreiche mit derselben die weißlich grauen Stellen. Sie werden sofort vergehen und die alte Farbe

annehmen. Das muß aber rasch und sicher geschehen, denn Weingeist hat die Eigenschaft, auch das Siegellack aufzulösen, das heißt, wenn Du mit dem Pinsel lange herumwischest, verlöschest Du gleich das ganze Siegel. Also vorerst an Versuchsstücken proben und üben, und dann die Sammlung auf besagte Weise retten, so gut Du's vermagst. Um Siegel zu konservieren, kann man sie auch mit einer Kollodiumlösung in Aether überziehen; das erfordert aber ebenfalls rasches, sicheres Arbeiten. Der Aether verflüchtigt sich rasch und läßt das Kollodium als dünnes Häutchen zurück, welches das Siegel gegen Verwitterung schützt. Vorerst aber muß es nach unsrer Angabe sorgfältig gereinigt und wiederhergestellt worden sein. Guten Erfolg und Gruß!

Alois R. in E. In dem oftgenannten Verlag von Oskar Leiner in Leipzig hat der Verfasser der naturwissenschaftlichen Taschenbücher für Sammler, Emil Fischer, nun auch ein reich illustriertes, durch Farbendruck ausgestattetes „Taschenbuch für Schmetterlingssammler“ und „Etiketten für Schmetterlingssammlungen“ erscheinen lassen, die wir im Hinblick auf die treffliche Leistung und den billigen Preis bestens empfehlen können.

Munterer Obertertianer. Und was ist der langen Rede kurzer Sinn? — Ameiseneier, Nacktschnecken, geschabtes rohes Fleisch.

Max Endell in Aachen. Die Größe der Bleiplatten in den Accumulatoren richtet sich nach der Größe des Behälters; der Plantesche Accumulator besteht aus zwei solchen Platten, die mit Ableitungsstreifen versehen sind, voneinander isoliert zusammengelegt und dann wie eine Papierrolle zusammengewickelt werden; diese beiden Platten werden in verdünnte Schwefelsäure gestellt und zwar auf einen Teil Schwefelsäure zehn Teile Wasser. Die Ladung des Elements ist beendet, wenn ein Elektrod möglichst vollständig in Bleisuperoxyd umgewandelt ist; die positive Platte oxydiert also und erhält einen braunen Ueberzug, das Bleisuperoxyd. — Eine Dynamomaschine zu bauen haben wir wiederholt abgeraten; selbst wenn Du im Besitz des besten Werkzeugs bist, ist das Gelingen zweifelhaft, denn das setzt bei der außerordentlichen Exaktheit, mit der eine solche Maschine gearbeitet sein will, sehr viel praktische Kenntnisse und viele technische Erfahrungen voraus, die ein Bruder Studio Deines Alters eben noch nicht haben kann. Zudem würden sich die Ausführungskosten recht hoch stellen, allein schon die Modelle, die wir vorerst für einzelne Maschinenteile beschaffen oder verfertigen müßten, würden einen nicht kleinen Teil Deines Taschengeldes schlucken. Willst Du Dein Beleuchtungsprojekt indessen doch ausführen, so wende Dich an Schuckert in Nürnberg oder an Pokorny & Wittekind zu Bockenheim bei Frankfurt a. M., dort wirst Du das Gewünschte exakt gearbeitet und zu entsprechenden Preisen erhalten können. Freundlichen Gruß!

A. D. in O. Ah, Du bist der junge Herr, dem wir voriges Jahr „die harzbefleckten Höschen“ heilen mußten. Inzwischen bist Du ein „gesetzter Sekundaner“ geworden — gratulieren! Deinem Wunsche entsprechen wir unter dem Tauschmarkt.

Rich. K. O Du Jammermännchen! Kopf in die Höhe, und so gut es geht nach wie vor seine Pflicht und Schuldigkeit gethan; was gilt's, Du bleibst dann in diesem Semester nicht sitzen!?

„Pseudoneffe.“ Das fügt sich gut. Wir sind in der Lage Dir mit nebenstehendem Bilde ein Experiment zu demonstrieren, das auf denselben physikalischen Gesetzen beruht, wie das Deine. Schneide, wie die Figur veranschaulicht, aus steifem Papier einen Streifen und hefte die Enden mittels einer Stecknadel zu einem Ringe zusammen. Diesen letztern stelle auf eine weithalsige Flasche und auf den Ring lege eine entsprechend große Münze. Schlägst Du bei A gegen den Streifen, wird die Münze nicht mit dem Papier seitwärts fliegen, sondern von ihrem Ruhepunkt aus in die Flasche fallen. Gruß!

Tauschmarkt.

Tausche meine Laterna magica gegen Ganzsachen Alfred Manes, Frankfurt a. M., Arndtstr. 93.

Die stenographierenden Kameraden bitte um Postkarten mit stenogr. Inhalt. Hugo Richerl in München, Kapuzinerstr. 22, III.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Der Naturfreund.

Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.

Herausgegeben von

Dr. Otto Dammer.

Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.

Erster u. zweiter Jahrgang.

Gebunden à M. 6. 75.

Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

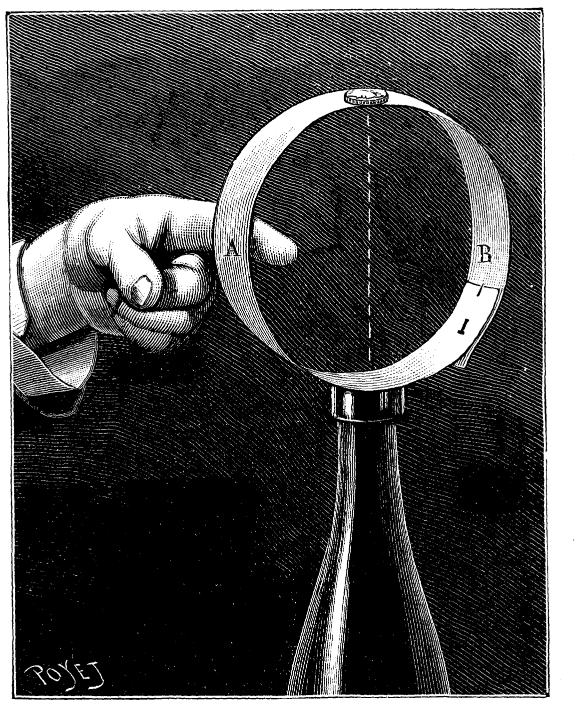
Das neue Universum.

Reich illustriert.

Preis gebunden M. 6. 75.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für die reifere Jugend. Es bietet sich hier für den Knaben, der anfängt zu denken, ein passendes Uebergangsbuch, welches dazu bestimmt ist, ihm als belehrender und unterhaltender Führer ins praktische Leben zu dienen.

Der X. Band ist soeben erschienen. Sonst noch vorrätig sind die Bände II. bis IX. Preis à M. 6. 75. — Zu haben in allen Buchhandlungen.



Experiment über die Trägheit des Körpers. (Beschreibung s. Fragen und Antworten unter „Pseudoneffe.“)

250 echte verschiedene **Briefmarken**, z. B. **Japan, Hawai, Aegypten, Cap, Türkei, Columbia, Java, Argentina, Mexiko, Chile, Australien** etc. nur **2 Mark.**

Paul Siegert, Hamburg.

The Coventry Maschinists Co.,

älteste, grösste und berühmteste Velociped-Fabrik d. Welt. „Club“, „Marlboro“, „Swift“, Bi- und Tricycles. Neue Prospekte gratis.

General-Vertreter:

Heinrich Kleyer,

Frankfurt a. M.

Reizende Neuheit „Lampenschirme“

als Modellirbogen, Landschaften mit erleuchtetem Häuschen. Preis per Stück gegen vorherige Einsendung von 40 Pf. in Marken **franco.** 10 Stück 3 M., 25 Stück 5 M. In 8 Tagen 10,000 Stück versandt. Ill. Preisliste gratis u. franco.

H. Kumss, Weltversandtgeschäft, Warmbrunn i. Schl.

Möchte mit Briefmarkensammlern in Tauschverbindung treten. Habe viele seltene Baden. E. Braunagel, Baden-Baden.

L. Fetter in Zabern i. Els., Gr. Stadelgasse 79, gibt sein Briefmarkenalbum (ca. 1300 St.) gegen einen photograph. Apparat od. eine Dampfmaschine.

Meine seltenen Schmetterlinge vertausche gegen Marken. Karl Dayer in Stuttgart, Werrastr. 6, II.

Suche elektr. Elemente, Glühlampen. Gebe dafür 300 Briefmarken, Münzen, Steine, Käfer. Arno v. Spreckelsen in Hamburg-Uhlenhorst, Blücherstraße 42.

Emil Amsler in Biel, Rosinsstr. 1, tauscht eine Camera obscura gegen eine Laterna magica.

Um Zusendung von Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel bittet Walter Bucerius, p. Adr. Frau Dr. Spohr in Bernburg a. S., Karlstr. 45.

Gebe einen selbstverfertigten photographischen Apparat und Mineralien am liebsten gegen einen Schokolade-Automat. Hans Ermekeil in Bonn a. Rh., Colmantstr. 14.

L. v. Breitenbauch auf **Burg Ranis** in Thüringen sucht Tauschverbindung im Ausland.

Victor Voigt in **Iglau, Spitalgasse 38,** tauscht Briefmarken.

Korrespondenz- und Tauschverbindung gesucht von Karl Coutelle in Elberfeld, Bendalerstr. 48.

Den lieben Kameraden zur Anzeige, daß ich jetzt in Merseburg, Reitbahn 2, wohne, nicht mehr in Thorn. Emil Glogau.

Erich Braun in **Angersburg** (Ostpr.) tauscht Briefmarken.

Karl Sommer in **St. Pölten (Niederösterreich)** sucht mit deutschen Kameraden des Auslandes in Briefwechsel zu treten.

C. Neuß jun. in **Brunn am Gebirge** (Johanneshof) bei **Wien** sucht Tauschverbindung.

Tausche ein Siegel der Universität Wien und ein Briefmarkenalbum, Raimund Fink in Salzburg, Kaigasse 13.

Vollständige elektr. Klingel gibt im Tausch ab Ph. Heumann in Limbach bei Chemnitz.

Fritz Mayer in **Mainz, Walgodenstr. 7,** tauscht mit Ausländern Marken und Ganzsachen.

Suche eine gut erhaltene Dampfmaschine; gebe ein Album (700 M.) und ein Herbarium (300 Pfl.). Bela Ternev in Kolozsvar (Siebenbürgen).

P. Jenssen, pr. Adr. Chr. Jenssen in **Hannover** (Postfach), gibt seinen photograph. Apparat, eine Markensammlung und vieles andere gegen ein Velociped.

Vertausche ein Puppentheater, Dampfmaschine, Marken und Münzen. Hans Bachfeld in Berlin, Melanchthonstraße 28, III.

Bitte ausländische Kameraden um Marken ihres Landes; gebe neue und alte deutsche. E. Ast in Inowrazlaw (Posen), Siegismundstraße.

Wer mir 5 Münzen vor 1840 sendet, erhält 10 Marken vor 1870. Für eine römische Münze gebe 50 seltene Marken. Karl Düms in Wesel, Hohestr. 452.

Feodor Pohlmann in **Düsseldorf, Marienstr. 31,** tauscht eine große Dampfmaschine und ein paar Rassetauben gegen einen photograph. Apparat.

Wer mir eine Sachsen 3 Pfg. rot sendet, erhält je 100 Persien, Bulgarien, Türkei und russische Levante, Edmund Le Moult in Hamburg, Bismarckstraße 17, II.

Habe 10 Blatt Eastmanns Bromsilberpapier zu vertauschen. G. Kreutzer in Hof, Vorstadt 408.

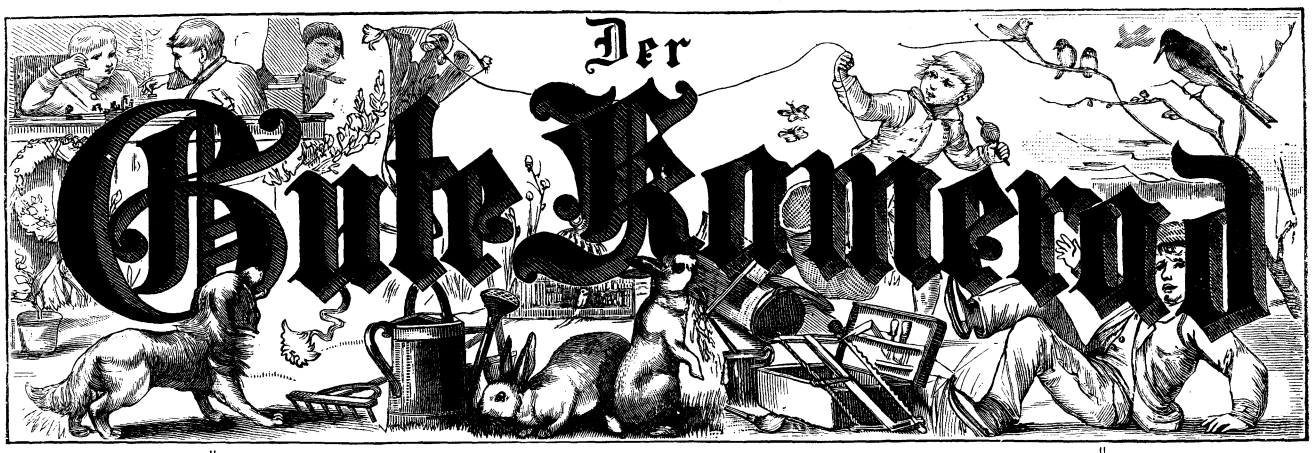
Tausche Marken, Münzen, technische Apparate ꝛc. Näheres brieflich. Alfred Neumann in Cottage bei Wien, Karl-Ludwigstr. 12.

Tausche Ganzsachen, Marken, ca. 500 Drucklettern. Rich. Wöldike in Mühlhausen i. Th., Jüdenstr. 7.

Leo Jordan in **Eisenach, Johannisthal 3,** sucht Münzen, gibt dagegen ein Markenalbum.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden“ in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden. (Also Rückseite frei lassen.)

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruk auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 3.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

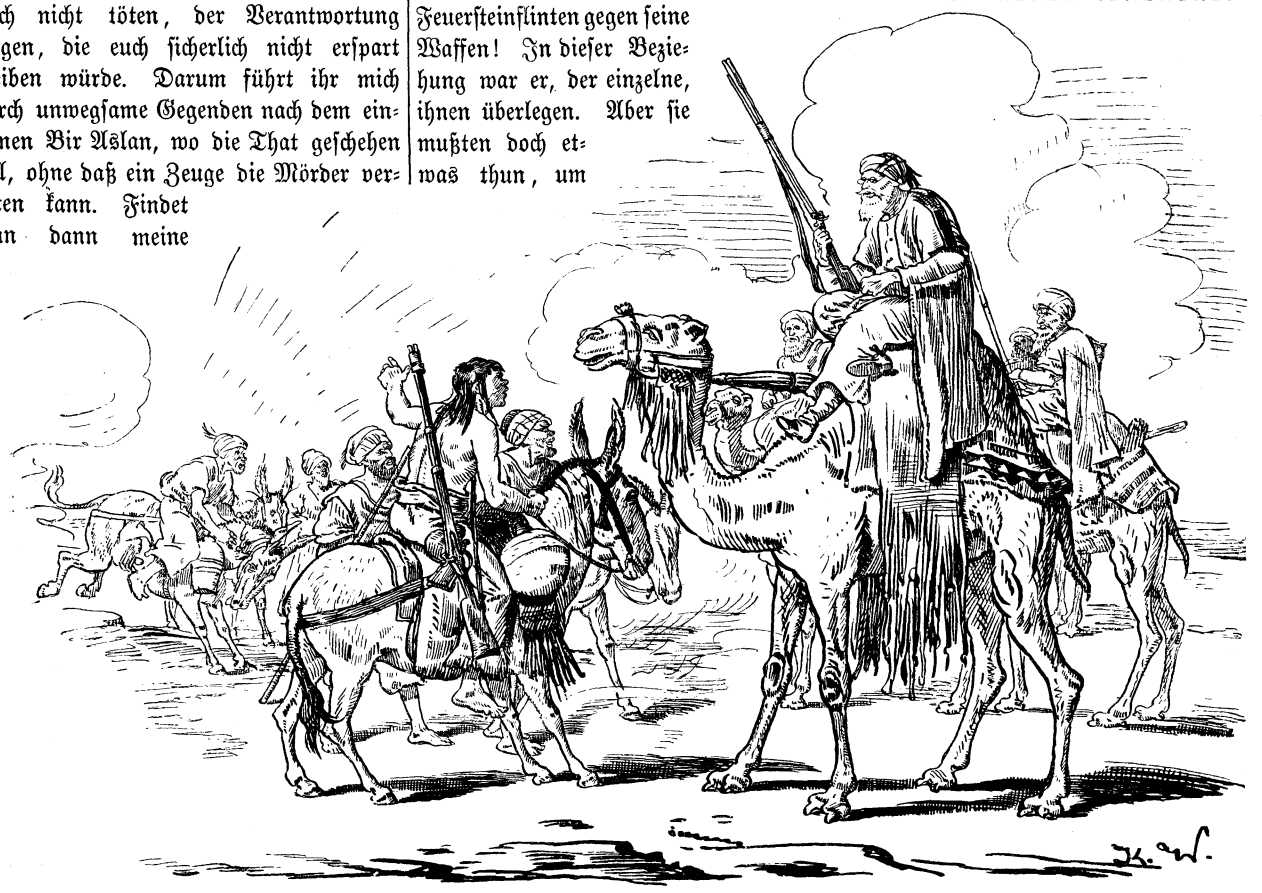
(Fortsetzung.)

„Du selbst bist schuld daran. Denke an die Karawane, welche uns folgt! Es ist vielleicht die Gum, welche mich überfallen soll. Es gelüstet euch nach meiner Habe, welche ihr nicht erhalten könnt, so lange ich lebe. Auf euerm Gebiete könnt ihr mich nicht töten, der Verantwortung wegen, die euch sicherlich nicht erspart bleiben würde. Darum führt ihr mich durch unwegsame Gegenden nach dem einsamen Bir Aslan, wo die That geschehen soll, ohne daß ein Zeuge die Mörder verraten kann. Findet man dann meine Leiche, so geschah der Mord auf dem Gebiete der Schilluk und wird diesen zur Last gelegt. Auf diese Weise habt ihr dann zwei Vorteile zugleich erreicht, nämlich meine Habe und die Rache an den Schilluk.“

Er hatte das in einem so gleichmütigen, ja sogar freundlichen Tone gesagt, als ob es sich um etwas ganz Alltägliches und Angenehmes handle. Seine Worte machten einen ungeheuren Eindruck auf die Araber. Nach ihren Waffen zu greifen wagten sie nicht. Was waren ihre langen Feuersteinflinten gegen seine Waffen! In dieser Beziehung war er, der einzelne, ihnen überlegen. Aber sie mußten doch etwas thun, um

Fandest als Knabe Du Spielkameraden,
Die Dich zu lustiger Kurzweil laden,
Fandest als Jüngling Du wack're Genossen,
Welche sich treu Dir angeschlossen,
Schlossest als reif gewordener Mann
Du Dich bewährten Männern an:
Keinen bessern Freund im Leben
Kannst Du finden und festeren Stab,
Als den Freund, den Gott Dir gegeben,
Da er Dir Deinen Vater gab.

Julius Stettenheim.



— „Weil sein Schnurrbart nur aus elf Haaren besteht, rechts sechs und links fünf.“ —

sich den Anschein zu geben, als ob sie sich durch seine Anklage ganz unschuldig beleidigt fühlten. Darum hielten sie ihre Kamele an und erklärten, daß sie keinen Schritt weiterreiten, sondern die Lasten abladen und heimkehren würden.

Der Fremde lachte laut auf.

„Das werdet ihr nicht thun," meinte er. „Wie wollt ihr ohne Wasser zurückkehren? Ihr müßt unbedingt nach dem Brunnen des Löwen. Uebrigens habe ich euch mit Absicht nicht vorher bezahlt. Ihr sollt erst in Faschodah euer Geld erhalten, und wenn ihr mich nicht bis dorthin bringt, so bekommt ihr keinen einzigen Piaster. Was meinen Verdacht betrifft, so habe ich denselben ehrlich ausgesprochen, um euch zu beweisen, daß ich euch nicht fürchte. Ich habe es mit weit schlimmeren Gesellen zu thun gehabt, als ihr seid, und es ist euch gar nichts als der kleine Fehler vorzuwerfen, daß ihr mich nicht kennt. Ist meine Vermutung falsch, so bitte ich euch um Verzeihung. Aus Erkenntlichkeit werde ich in Faschodah ein Rind schlachten lassen und es unter euch allein verteilen. Und zu der Bezahlung, welche wir für eure Dienste festgesetzt haben, werde ich ein Bakschisch fügen, welches ihr zum Schmucke eurer Frauen und Töchter verwenden könnt."

Das war eine nach hiesigen Verhältnissen sehr gute Aussicht, welche er ihnen eröffnete; aber ihr Groll wurde durch dieselbe keineswegs beseitigt, obgleich sie sich den Anschein gaben, als ob sie sein Versprechen mit ihm versöhnt habe. Sie wußten ja genau, daß er den kommenden Morgen nicht erleben werde. Um ihn sicher zu machen, erklärten sie, ihn weiterbegleiten zu wollen, wenn er seinen Verdacht fallen lasse und sein Versprechen zu halten beabsichtige. Er war damit einverstanden, bewies aber schon im nächsten Augenblicke, daß sein Mißtrauen noch fortbestehe, denn er ritt von jetzt an als letzter in der Reihe, während er sich bisher mit dem Schech stets an der Spitze befunden hatte.

Sie thaten, als ob sie das nicht beachteten, aber einige Zeit, nachdem der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, that der Schech so, als ob er dem jetzt an seiner Seite reitenden Homr die Gegend erkläre; er deutete mit dem erhobenen Arme bald nach vorn, bald nach rechts oder links, sagte aber dabei in verbissenem Tone:

„Dieser Hund ist weit klüger, als es den Anschein hatte. Er kennt dieses ganze Land, alle Bewohner desselben und auch alle Ereignisse, welche hier geschehen sind."

„Und hat alles, was wir beabsichtigen, ganz genau erraten," fügte der andre hinzu. „Möge der Schetan ihn beim Schopfe nehmen!"

„Am liebsten möchte ich das thun!"

„Wer verwehrt es dir?"

„Seine Waffen."

„Kann nicht einer von uns zurückbleiben und ihm von hinten eine Kugel in das Herz jagen?"

„Versuche es! Das Beste wäre es. Wir brauchten nicht bis früh zu warten und hätten die Beute nicht mit Abu el Mot zu teilen. Seine Leiche ließen wir liegen, ritten nach dem Brunnen, füllten unsere Schläuche und kehrten während der Nacht zurück. Morgen wären wir schon weit von hier, und kein Mensch wüßte, wessen Kugel den Hund getroffen hat."

„Soll ich ihn erschießen?"

„Ich wollte nicht, daß er von uns getötet werde; nun er uns aber das Gesicht in solcher Weise schamrot gemacht hat, mag er von deiner Kugel sterben."

„Was erhalte ich dafür?"

„Die goldene Kette an seiner Uhr."

„Natürlich außer dem Beuteanteil, welcher überhaupt auf mich kommt?"

„Natürlich."

„So mag es geschehen. Ich drücke das Gewehr so nahe hinter ihm ab, daß ihm die Kugel zur Brust herauskommt."

Er hielt sein Kamel an und stieg ab; dann schnallte er an dem Sattelgurte herum, als ob derselbe sich gelockert habe. Die andern ritten an ihm vorüber. Der Fremde aber hielt bei ihm an und sagte in freundlich mahnendem Tone:

„Du mußt dir merken, daß man das stets vor dem Aufbruche thut. Durch das Absteigen vermindert du unsre Eile. Folge uns also, wenn du fertig bist, schnell nach. Dein Tüfenk*) ist fast unter das Kamel geraten; es könnte leicht zerbrochen werden, und ich will es lieber einstweilen an mich nehmen."

Er langte von seinem hohen Sitze mit dem Metref**) herab, steckte denselben unter den Riemen der am Sattelknopfe hängenden Flinte und hob dieselbe zu sich herauf. Dann ritt er lächelnd weiter.

Der Araber machte ein unbeschreiblich enttäuschtes Gesicht. Die Flinte war fort und eine Pistole hatte er nicht. Ein Ueberfall mit dem Messer vom hohen Kamelsattel aus war aber ganz unmöglich.

„Ob er es ahnt, dieser Sohn und Enkel des Teufels!" knirschte er. „Dieser Versuch ist mißglückt; aber bald wird es Nacht. Dann sieht er es nicht, wenn man auf ihn zielt, und ich kann ihn doch noch erschießen, ehe wir den Brunnen erreichen."

Er folgte, nachdem er wieder aufgestiegen war, den Vorangerittenen. Als er an dem Fremden vorüberkam, reichte ihm dieser die Flinte mit den Worten zurück:

„Der Feuerstein ist ja zerbrochen und ausgefallen. Du kannst also heute nicht schießen. Morgen aber werde ich dir einen neuen geben. Ich habe welche im Gepäck."

Es war klar, daß er den Stein herausgeschraubt hatte. Der Schech erkannte nun abermals, daß er durchschaut sei, und brannte nun förmlich darauf, dem Giaur die tödliche Kugel geben zu lassen oder auch selbst zu geben. Dieser aber ritt mit dem gleichmütigsten Gesicht hinterdrein, doch hatte er das eine Gewehr, welches vorher am Sattelknopfe hing, schußbereit in der Hand und beobachtete jede Bewegung seiner Begleiter mit scharfem Auge.

Die Zeit verging, und das Land wurde hügelig. Eine wenn auch unbedeutende Höhenkette zog sich hier von Norden nach Süden und brachte einige Abwechselung in das Landschaftsbild. Als sie durchquert war, kamen die Reiter wieder in die Ebene, wo, wie sie sahen, ein spärliches Gras gestanden hatte, welches aber von der Sonne vollständig versengt war. Mehr und mehr neigte sich diese dem Horizonte zu. Als sie ihn erreichte, hielt der Schech sein Tier an und rief im Tone eines Muezzin:

„Haï es sala — auf zum Gebete! Die Sonne taucht in das Meer des Sandes, und die Zeit des Moghrab ist gekommen!"

Sie stiegen alle ab und beteten in der bereits beschriebenen Weise. Fünfmal täglich hat der Moslem seine Andacht zu verrichten und sich dabei zu waschen, mag er sich nun zu Hause oder sonstwo befinden. Diese Gebete sind: el Fagr früh beim Aufgange der Sonne, el Deghri um die Mittagszeit, el Asr drei Stunden später, die Aufbruchszeit aller strenggläubigen Reisenden, el Moghreb beim Sonnenuntergange und endlich el Aschia eine Stunde später.

*) Flinte.
**) Stock zum Leiten des Kamels.

Es versteht sich, daß diese Zeiten nicht stets und überall streng eingehalten werden, und je weiter die abendländische Kultur im Osten vorschreitet, desto schwerer wird es dem Muselmann, diesen Vorschriften Folge zu leisten.

Als die Fathha gesprochen worden war, stiegen alle wieder auf, und der Ritt wurde fortgesetzt. Der Fremde war im Sattel geblieben. Es war ihm nicht zuzumuten, an ihrem Gebete teilzunehmen oder auch nur nach europäischer Sitte durch Entblößung des Hauptes ein Zeichen der Ehrfurcht zu geben. Er hätte sich damit entehrt, da der Mohammedaner es für eine Schande hält, den Kopf unbedeckt sehen zu lassen. Nur allein der Mezaijin*) hat das Vorrecht, den Anblick frommer, kahl geschorener Schädel, auf denen nur die mittelste Locke stehen bleiben darf, zu genießen. Diese Locke ist für den Muselmann sehr notwendig, weil ihn, wenn er auf dem Pfade strauchelt, welcher nach dem Tode in das Paradies führt und der nur so breit ist wie die Schärfe eines Barbiermessers, der Engel Gabriel bei diesem Haarschopfe faßt, um ihn fest zu halten und nicht in die Hölle hinabstürzen zu lassen.

Wenn die Sonne in südlichen Gegenden hinter dem Horizonte verschwunden ist, so tritt die Nacht sehr schnell herein. Eine Dämmerung wie bei uns ist dort unbekannt. Darum trieb Abu 'l arba ijun, der Vater der vier Augen, die Araber jetzt zu größerer Eile an. Noch waren sie nicht weit gekommen, so sahen sie einen kleinen Reiterzug von Norden her sich im spitzen Winkel auf ihre Richtung zu bewegen. Es war eine Dschelaba, eine Handelskarawane, und zwar eine der anspruchslosesten, ja ärmlichsten Art.

Die acht Männer, aus denen sie bestand, saßen nicht etwa auf stolzen Rossen, auf hohen, langbeinigen Hedschins oder wenigstens auf gewöhnlichen, ordinären Lastkamelen, o nein, sondern sie hingen in den verschiedensten und keineswegs eleganten Stellungen auf jener Art von Tieren, deren Abbild früher unfleißigen Schuljungen als abschreckende Auszeichnung auf Holz gemalt um den Hals gehängt wurde — auf Eseln.

Der Zug glich also keiner jener großen, aus mehreren hundert Kamelen bestehenden Handelskarawanen, welche die Mittelmeerstaaten mit den großen Oasen der Sahara verbinden; es war vielmehr eine echt sudanesische Dschelaba, deren Anblick meist geeignet ist, Mitleid zu erwecken. Diese Handelszüge entstehen folgendermaßen:

Der Sudanese ist kein Freund der Arbeit und Anstrengung. Hat er sich als Matrose, als Diener oder in irgend einer andern leichten und vorübergehenden Stellung einige Mariatheresiathaler verdient, so wird er Handelsherr, welcher schöne Beruf ihm am meisten zusagt. Dazu ist vor allem andern der Ankauf eines Esels notwendig, welcher nur einen Teil des Kapitals verschlingt. Dann müssen zwei Gurab, lederne Säcke, angeschafft werden, welche die Handelsartikel aufzunehmen haben und auf der Reise zu beiden Seiten des Esels am Sattel hangen. Und drittens werden die im Lande gangbarsten Waren, durch welche der Handelsherr Millionär werden will, eingekauft. Diese bestehen in Khol, der bekannten Augenschwärze, in kleinen Stücken Rindstalg, mit denen sich die Stutzer des Sudans die Adonisgestalt einschmieren, um ein glänzendes Aussehen zu erhalten, in ebenso kleinen Salzwürfeln, die in Gegenden, wo es kein Salz gibt, eine sehr gesuchte und gut bezahlte Ware bilden, in einigen Stecknadeln, dem höchsten Schatze der Negerinnen, in wohlriechenden Sächelchen, bei deren Duft wir uns aber die Nase zuhalten würden, in andern ähnlichen Kleinigkeiten und vor allen Dingen in einigen Ellen Baumwollenzeug, da dies im Süden als Münze gilt. Je weniger man zu bezahlen hat, desto kleiner ist das Stückchen, welches von dieser Münze abgeschnitten wird.

Zum Schutze dieses Kauf- und Spezereiladens ebenso wie zum Schutze seines hoffnungsvollen Besitzers wird nun irgend eine fürchterliche Waffe angekauft, ein Schleppsäbel ohne Schneide, eine alte, entsetzlich weite Luntenpistole, welche in der Rumpelkammer des Trödlers von Mäusen bewohnt wurde, die vergnügt zum Zündloche herausschauten, oder gar ein flintenähnliches Mordinstrument, welches neben unzähligen andern guten Eigenschaften auch diejenige hat, nicht loszugehen, selbst wenn man sie ganz mit Pulver füllt und in einen glühenden Ofen steckt. Notabene nimmt an diesem Erfolge das Pulver ebenso großen Anteil wie die Mordmaschine selbst. Diese Waffen werden von seinem Besitzer natürlich für unbeschreiblich wertvoll gehalten, aber nie im Ernst gebraucht. Er ist ein Anhänger der Abschreckungstheorie und wünscht, daß der etwaige Feind beim Anblicke dieser lebensgefährlichen Gegenstände die Flucht ergreife; geschieht dies nicht, nun, so reißt er einfach selber aus, was in neunundneunzig unter hundert Fällen mit aller Energie geschieht.

Nun ist die Ausrüstung beendet und der Dschelabi, der Händler fertig. Er könnte beginnen; aber sich allein in die weite, schlimme Welt zu wagen, das fällt ihm gar nicht ein. Er sucht nach gleichgestimmten Herzen und gleichgesinnten Seelen, die er auch unschwer findet. Bald sind sechs, acht, zehn solcher zukünftigen Kommerzienräte beisammen. Jeder hat einen Esel, aber was für einen! Viel haben die Tiere nicht kosten sollen, und darum sind sie alle mehr oder weniger lädiert und ramponiert. Dem einen fehlt ein Ohr, dem andern der Schwanz, den dritten haben die Ratten angefressen, und der vierte wurde blind geboren. Diese äußerlichen Mängel werden aber durch innerliche, durch Seelen- und Charaktereigenschaften reichlich aufgewogen, welche den Besitzer zur Verzweiflung bringen können. Trotzdem ist er stolz auf sein Reittier und belegt es mit den schmeichelhaftesten Namen und Stockhieben.

Um die Reise antreten zu können, werden die berühmtesten Fuqara*) aufgesucht und um wunderthätige Amulette angegangen. Die Welt ist schlecht, und es hausen böse Geister überall in Menge; da muß man an Brust und Armen mit Amuletten behangen sein, um allen Gefahren ruhig entgegensehen und im geeigneten Augenblicke mutig den Rücken kehren zu können.

Nun werden die beiden Gurab dem Esel aufgeladen. Der Dschelabi nimmt einen tüchtigen Knüppel in die Hand, um mit demselben dem Langohr zuweilen einen beherzigenswerten Wink geben zu können, und steigt auch mit auf. Das Schwert wird mittelst eines Kamelstrickes umgeschnallt oder die Pistolenhaubitze beigesteckt, und dann setzt sich der imposante Zug in Bewegung, von sämmtlichen Freunden und Anverwandten bis vor den Ort hinausbegleitet.

Thränen fließen, Herzen zerrinnen. „Be ism lillahi — in Allahs Namen!" erklingen die schluchzenden Segenswünsche. Der Zug kommt zehn und hundertmal ins Stocken, denn hier bockt ein Esel und wirft Ladung und Reiter ab; ein andrer wälzt sich im tiefen Kote, um sich von der Last

*) Barbier.

*) Plural von Fagir (Fakir), heilige Derwische.

zu befreien, und ein dritter stemmt sich mit allen Vieren ein, schreit wie am Spieße und ist weder durch Liebkosungen noch durch Schläge von der Stelle zu bringen, bis sich zehn Anverwandte vorn anspannen, um ihn am Maule zu ziehen, und zehn Freunde hinten am Schwanze schiebend und schwitzend nachhelfen. So gelangt die Dschelaba endlich glücklich ins Freie und bockt, stolpert, rennt, schreit, heult und flucht ihrem Glücke entgegen.

Sie trennt sich von Zeit zu Zeit, um sich an gewissen Orten wieder zusammenzufinden. Glänzende Geschäfte werden gemacht, großartige Abenteuer erlebt; manche gehen auch zu Grunde, während andre ihr kleines Anlagekapital durch Schlauheit und Ausdauer schnell vervielfältigen und wirklich zu reichen Männern werden.

Mancher Dschelabi wagt sich in den tiefsten Sudan hinein und kommt erst nach Jahren als ein gemachter Mann zurück. Mancher andre ist früher vielleicht ein angesehener Beamter gewesen und hat zum Esel greifen müssen, um im Sumpflande am Fieber oder anderswo am Hunger zu Grunde zu gehen. Niemand erfährt, wo seine Gebeine und diejenigen seines Esels bleichen. Vielleicht hat er den letztern vorher noch aufgezehrt.

Eine solche Dschelaba war es, welche der Karawane jetzt begegnete. Sie kam den Arabern höchst ungelegen, und der Schech murmelte einen Fluch zwischen die Lippen. Dem Fremden aber waren diese Leute sehr willkommen. Er ritt auf sie zu, rief ihnen einen freundlichen Gruß entgegen und fragte:

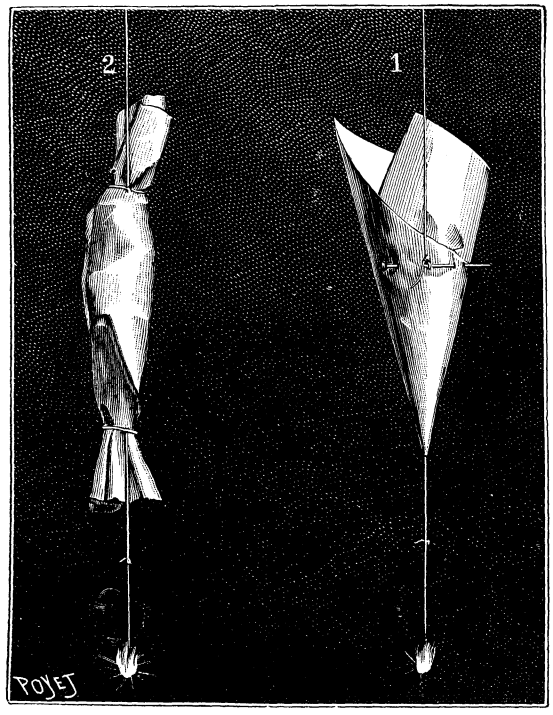
„Wohin geht euer Weg? Die Sonne ist gesunken. Wollt ihr nicht bald Lager machen?“

Die Leute waren nur sehr notdürftig gekleidet. Die meisten trugen nichts als nur die Lendenschürze; aber alle waren guten Mutes. Sie schienen gute Geschäfte gemacht zu haben. Sie gehörten nicht einer und derselben Rasse an. Es gab mehrere Schwarze unter ihnen. Voran ritt ein kleiner, dünner und, so viel man bei dem scheidenden Tageslichte sehen konnte, blatternarbiger Bursche, dessen Schnurrbart aus nur einigen Haaren bestand. Er hatte Hosen an, war sonst unbekleidet und trug ein riesiges Schießgewehr am Riemen auf dem Rücken. Eine Kopfbedeckung schien für ihn überflüssig zu sein; sein Haar hing ihm dick und voll vom Haupte bis auf den Rücken herab, fast ganz in der Weise, wie die in Deutschland als Blechwarenhändler und Drahtbinder umherziehenden Slowaken das ihrige zu tragen pflegen. Er war es, der die Antwort übernahm:

„Wir kommen vom Dar Takala herab und wollen nach Faschodah.“

„Aber nicht heute?“

„Nein, sondern erst morgen. Heute



Künstliches Licht für Photographie.

bleiben wir am Bir Aslan.“

„Das wollen wir auch. So können wir uns also Gesellschaft leisten.“

„Herr, wie könnten wir armen Dschelabi es wagen, den Hauch deines Atems zu trinken? Wir machen uns ein Lager fern von Euch. Erlaube uns nur ein wenig Wasser für uns und unsre Tiere?“

„Alle Menschen sind vor Allah gleich. Ihr sollt bei uns schlafen. Ich wünsche es.“

Das sagte er in bestimmtem Tone. Dennoch fragte der Dschelabi:

„Du scherzest, Herr, nicht wahr?“

„Nein. Es ist mein Ernst. Ihr seid mir willkommen.“

„Und deinen Leuten auch?“

„Warum diesen nicht?“

„Ihr seid Beni Arab. Darf ich erfahren, von welchem Stamme?“

„Von dem der Homr.“

„Allah kerihm — Gott ist gnädig, aber die Homr sind es nicht. Erlaube, daß wir fern von Euch bleiben.“

„Warum?“

„Weil wir euch nicht trauen dürfen.“

Er hielt den Fremden auch für einen Homr, ja für den Anführer derselben. Um so mutiger war es von ihm, daß er so aufrichtig sprach. Der Europäer antwortete:

„Hältst du uns für Diebe?“

„Die Homr sind Feinde der Schilluk, in deren Gebiete wir uns hier befinden,“ meinte der Dschelabi ausweichend. „Wie leicht kann es zu einem Kampfe kommen, und da ziehen wir es vor, fern zu bleiben.“

„Dein Herz scheint keinen großen Mut zu besitzen. Wie ist dein Name?“

Der Kleine richtete sich im Sattel höher auf und antwortete:

„Ob ich furchtsam bin, das geht dich gar nichts an. Wenn du meinen Namen wissen willst, so steige ab und hole dir ihn!“ Er sprang von seinem Esel, warf das Gewehr weg und zog das Messer. Die Homr waren weiter geritten. Die Dschelaba hielt noch am Platze. Hinter dem bisherigen Sprecher befand sich ein ebenso kleiner Bursche, welcher befürchten mochte, daß die Scene sich zum Schlimmen wenden könne. Er wollte dem vorbeugen, indem er sagte:

„Verzeihe, Herr, dieser Mann hat stets einen großen Mund und ist doch nur ein kleiner Mensch, der nichts versteht. Er wird von uns Ibn el dschidri*) oder wohl auch Abu el hadascht scharin**) genannt.“

„Warum dieser letztere Name?“ erkundigte sich der Fremde.

„Weil sein Schnurrbart nur aus elf Haaren besteht, rechts sechs und links fünf. Und doch ist er außerordentlich stolz auf ihn, so daß er ihn gerade so sorgfältig pflegt wie eine Nuer-Negerin ihr Durrhafeld.“

Er bemühte sich, dem drohenden Konflikte eine heitere Bahn zu brechen, kam aber bei seinem Kollegen schlecht an, denn dieser rief ihm zornig zu:

„Schweig, du Vater des Unverstandes! Mein Schnurrbart ist hundertmal mehr wert als dein ganzer Kopf. Du selbst hast den großen Mund. Du rühmst dich

*) Sohn der Blattern.
**) Vater der elf Haare.

deines Stammbaumes, aber niemand glaubt an ihn!"

Das war eine Beleidigung, welche den andern nun auch in Harnisch brachte. Er antwortete:

„Was weißt du von meinem Stammbaum! Wie lautet mein Name, und wie klingt der deine!"

Und sich zu dem Fremden wendend, fuhr er fort:

„Herr, erlaube mir, dir zu sagen, wer ich bin!" Ich heiße nämlich Hadschi Ali ben Hadschi Ishak al Faresi Ibn Hadschi Otaiba Abu 'l Ascher ben Hadschi Marwan Omar el Gandesi Hafid Jacub Abd' Allah el Sandschaki."

Je länger der Name eines Arabers, desso mehr ehrt ihn derselbe. Von berühmten Vätern abzustammen, geht ihm über alles. Darum reiht er ihre Namen bis ins dritte und vierte Glied aufwärts aneinander und bringt so eine Riesenschlange fertig, über welche der Europäer heimlich lächelt.

Dieser Hadschi Ali blickte den Fremden erwartungsvoll an, was er zu dem berühmten Namen sagen werde.

„Also Hadschi Ali heißt du?" fragte der ‚Vater der vier Augen'. „Dein Vater war Hadschi Ishak al Faresi?"

„Ja. Hast du von ihm gehört?"

„Nein. Dein Großvater hieß also Hadschi Otaiba Abu 'l Oscher?"

„So ist es. Ist dieser dir bekannt?"

„Auch nicht. Und dein Urgroßvater war Hadschi Marwan Omar el Gandesi?"

„So ist es. Von ihm hast du doch jedenfalls vernommen?"

„Leider nicht! Und endlich war dieser letztere der Urenkel und Nachkomme von Jacub Abd' Allah el Sandschaki, also des Fahnenträgers?"

„Ja, er trug den Sandschak*) des Propheten in den Kampf."

„Diesen Namen habe ich allerdings gelesen. Jacub Abd' Allah soll ein mutiger Streiter gewesen sein."

„Ein Held war er, von dem noch heute die Lieder erzählen!" stimmte Ali stolz bei.

„Aber dein Ahne ist er nicht!" fiel der erste Dschelabi ein. „Du hast ihn dir unrechtmäßigerweise angeeignet!"

„Bringe mir nicht immer diesen Vorwurf! Ich muß doch besser als du wissen, von wem ich stamme!"

*) Die Fahne.

(Fortsetzung folgt.)

Künstliches Licht für photographische Zwecke.

Unter unsern jungen Freunden befinden sich viele, welche sich für die Photographie interessieren, ja selbst solche, die diese Kunst in den Freistunden als Lieblingsbeschäftigung ausüben. Es ist daher gewiß willkommen, wenn wir die Kameraden von Zeit zu Zeit mit den Fortschritten auf diesem Gebiete bekannt machen.

Seit Erfindung dieser Kunst war das Streben der Chemiker dahin gerichtet, die Lichtempfindlichkeit der Platten zu erhöhen und sind auch, wie bekannt, hiemit die größten Erfolge erzielt worden, so daß jetzt schon ein kleiner Bruchteil einer Sekunde genügt, um bei gewöhnlichem Lichte tadellose Bilder zu erhalten. Zunächst nun beschäftigte man sich ferner mit der Erfindung einer künstlichen Lichtquelle, welche es ermöglicht auch ohne Sonnenlicht, d. h. bei Nacht oder in unterirdischen Räumen, welche jeder Tageshelle entbehren, photographische Aufnahmen vornehmen zu können. Hierzu eignet sich nun besonders das elektrische und das Magnesiumlicht. Ersteres erfordert eine kostspielige Einrichtung, so daß es nur von wenigen Photographen für Porträtaufnahmen benützt wird, und bleibt auf besondere Räume beschränkt, da es nicht transportabel ist; letzteres hingegen kann von jedem und an beliebigen Orten verwendet werden und hat schon seit längerer Zeit in Draht- und Bandform für photographische Aufnahmen der Katakomben und andrer unterirdischer Denkmale gedient. Zur Entzündung genügt ein gewöhnliches Feuerzeug, und es ist das Licht derart intensiv, daß innerhalb weniger Sekunden ein gutes photographisches Bild erhalten werden kann.

Die Lichtquelle muß im Rücken oder seitwärts des photographischen Apparates angebracht werden, damit die Strahlen nicht die Linse treffen, wodurch sonst die Güte des Bildes sehr beeinträchtigt würde.

Bei allen erwähnten Vorgängen haftet am Magnesiumlichte in Band- oder Drahtform der Uebelstand, daß sich der Aufnahmeraum, wenn er niedrig und enge ist, rasch mit Rauch und weißem Magnesiumdampf anfüllt, wodurch die Güte des Bildes sehr beeinträchtigt oder doch die Aufnahme sehr erschwert wird.

Um solches zu verhindern, kommt das Magnesium neuerer Zeit in Pulverform zur Verwendung, von welchem ein oder zwei Gramm bei der Verbrennung ein derart intensives Blitzlicht geben, daß die photographische Aufnahme vollzogen ist, bevor die Rauchverbreitung eintritt. Die hiemit erzielten Bilder besitzen eine Zartheit und Weichheit bei vollendeter Durcharbeitung der Töne, daß sie von gleichartigen, bei Tagesbeleuchtung angefertigten, in nichts unterschieden werden können.

Da die Selbstbereitung dieses käuflichen, doch äußerst explosiven Blitzpulvers sehr gefährlich und aus diesem Grunde dem Laien nicht anzuempfehlen ist, so würde es auch keinen Zweck haben, die Mischungsverhältnisse genauer anzugeben, und sei daher nur so viel erwähnt, daß das unter anderm dabei zur Verwendung gelangende Pottasche-Chlorat und das Schwefel-Antimon, feinstens pulverisiert, mit dem Magnesiumpulver nur mittels einer weichen Federpose vermengt werden dürfen, da schon die Reibung einer Spatel oder sonst eines harten Gegenstandes eine Explosion herbeiführen würde. Auch dürfen die Glasflaschen, in denen die Mischung aufbewahrt wird, nur mit einem weichen Verschlusse versehen sein, da durch die Reibung des Stöpsels im Flaschenhalse schon mehrfache Unglülsfälle eingetreten sind.

Unter den verschiedenen Arten der Anwendung dieses Blitzpulvers haben sich die beiden nachfolgenden am besten bewährt:

Man dreht eine Papiertüte und zieht, bevor die Mischung in dieselbe gegeben wird, durch das Tütenende einen Zündfaden, der in das Pulver (in der Tüte) hinaufreicht. Die Tüte wird am geeigneten Platze und in erforderlicher Höhe mittels einer Stecknadel an einem längeren Faden aufgehängt. Kurz vor Beginn der Aufnahme wird der Zündfaden entflammt, Figur 1, wodurch die blitzartige Flamme sogleich aus der Tüte aufsteigt.

Bei der zweiten Verwendungsart wird die Tüte aus bengalischem Papier verfertigt, welches an den Enden zu einer geschlossenen Patronenhülse gewickelt wird und mit dem Pulver zugleich verbrennt. Diese Leuchtpatronen können vorher bereitgehalten und leicht transportiert werden. Das Aufhängen und Entflammen geschieht in der schon angedeuteten Weise und ist übrigens aus Figur 2 ersichtlich.

Statt des Zündfadens kann auch ein-

facher Baumwollfaden genommen und dieser länger oder kürzer gelassen werden, je nachdem — um den günstigen Augenblick für die Aufnahme sicherer bestimmen zu können — eine längere oder kürzere Zeit bis zur Explosion verstreichen soll.

Merkwürdige Hundegeschichten.

II.

In einem Gasthause wurden mehrere Hunde gehalten. Des Abends lagerten sich dieselben um den Kamin, um sich zu wärmen. Einer von den Hunden kam gewöhnlich zuletzt und erhielt daher immer den schlechtesten Platz. Das ließ er sich lange gefallen. Als es aber einmal sehr kalt war, wollte er sich näher ans Feuer drängen, als es seine Kameraden zuließen. Da er seinen Zweck nicht erreichen konnte, so nahm er ruhig wieder den letzten Platz ein. Nach kurzer Zeit aber sprang er auf, lief schnell zur Thür hinaus und bellte furchtbar, als ob ein Feind sich merken ließe. Die andern Hunde folgten ihm alle nach und bellten alle mit. Während sie noch lärmten, schlich sich der Anstifter des Skandals an den Kamin und nahm den ersten Platz ein. Dieser List bediente er sich in Zukunft jedesmal, wenn er sich an der ersten Stelle wärmen wollte und sie schon von einem andern Hunde in Beschlag genommen war.

Ein Schiffer hatte in London einen sehr schönen Hund gekauft, ohne zu wissen, daß dieser ein geschickter Spitzbube sei. Seiner besonderen Schönheit halber gefiel er auch einem Kaufmann, und dieser erhielt ihn zum Geschenk. Der Hund gewöhnte sich bald an seinen neuen Herrn, und dieser nahm ihn, wenn er Freunde besuchte, mit. Nach einiger Zeit kam der Hund einmal nach Hause, legte die Vorderpfoten seinem Herrn auf die Knie und zeigte, daß er etwas versteckt im Munde habe. Der Herr ließ sich's geben und sah, daß es eine Rolle Geld war. Da er nicht begreifen konnte, wie der Hund dazu gekommen, schrieb er auf die Rolle, an welchem Tage er sie erhalten, und legte sie in seinen Geldkasten. In der Folge brachte ihm der Hund noch oft solche Rollen, die er alle besonders aufhob. Endlich kam der Herr auf den Gedanken, daß das Tier es einem andern Kaufmann stehlen müsse, den er bisweilen mit dem Hunde besuchte. Er sagte aber keinem Menschen von dem Vorfalle, ging auch nicht mehr zu dem Kaufmann, den er für den Eigentümer des Geldes hielt. Nach einiger Zeit traf der letztere seinen Freund einmal auf der Straße, und als er ihn frug, wie es ihm gehe, antwortete jener, daß er seit einigen Wochen mehrmals bestohlen worden sei, ohne, daß er darauf kommen könne, auf welche Art dies geschehen. Der Geldkasten, sagte er, ist unbeschädigt geblieben, und niemand ist bei mir gewesen, wenn ich ihn öffnete. Dieser Hund war zwar einigemale bei mir im Zimmer, während ich Geld zählte, aber er liegt immer ganz still und rührt nie etwas an. Der Eigentümer des Hundes bat seinen Freund, er möge den Hund scharf beobachten, wenn er einmal wieder zu ihm käme. Dies geschah. Der Hund besuchte den bestohlenen Kaufmann, und legte sich, wie immer, still unter den Ofen. Der Kaufmann öffnete den Geldkasten, legte einige Rollen auf den Tisch, setzte sich an sein Schreibpult und kehrte dem Hunde den Rücken. Er stellte aber einen kleinen Spiegel vor sich, in dem er das Tier beobachten konnte. Nach einer Viertelstunde stand der Hund auf, schlich leise zum Geldtische, nahm eine Rolle, und legte sich damit wieder unter den Ofen. Der Herr stand nun auf, und schloß seinen Geldkasten zu. Der Hund kam unter dem Ofen hervor, war freundlich, schien nichts im Munde zu haben, und kratzte dann an der Thür, als Zeichen, daß er hinaus wolle. Der Herr öffnete, der Hund lief nach Hause, wo er seinem Herrn die Geldrolle übergab. Der Bestohlene ging dem Hunde nach, und erzählte seinem Freunde, daß er nun gewiß wisse, der Hund habe ihm das Geld fortgetragen. Der Eigentümer des Hundes frug, wieviel der Hund bisher gestohlen habe, und als der Bestohlene die Summe angegeben, öffnete der erstere sein Pult und gab alles zurück. Der Dieb wurde nun sorgfältig beobachtet und meist eingesperrt, aber nie stahl er etwas andres als Geld, weil er, wie sich später herausstellte, eigens hierzu durch einen Dieb abgerichtet worden war.

Ein Engländer ging einst über eine der Seinebrücken in Paris. Dort nahte sich ihm ein Pudel, der ihm seine glänzenden Stiefel beschmutzte. Unwillig schleuderte er mit seinem Fuße das Tier zurück, und in demselben Augenblick fand sich ein dienstwilliger Mann ein, der die Stiefel wieder reinigte. Der Engländer schöpfte Verdacht, daß Stiefelputzer und Pudel wohl zusammengehören möchten, und beobachtete beide aus der Enfernung. Sein Argwohn bestätigte sich, denn es verging keine halbe Stunde, so wälzte sich derselbe Hund im Schmutz herum, blieb dann auf der Straße stehen, bis ein Herr mit blanken Stiefeln kam, die er sofort beschmutzte. Auch der dienstwillige Stiefelputzer stellte sich wie gerufen ein. Nun fragte der Engländer den Mann, ob er den Hund dazu abgerichtet habe, den Vorübergehenden die Stiefel zu verunreinigen. Anfangs wollte dieser den Hund gar nicht kennen, gestand aber endlich, daß es sein Hund sei, und daß er ihn des Verdienstes wegen also gewöhnt habe. Der Engländer kaufte nach langen Unterhandlungen den Hund, und nahm ihn mit nach London. Dort band er ihn längere Zeit an, endlich aber ließ er ihn frei. Zwei Tage später war der Hund verschwunden und nirgends aufzufinden. Nach 17 Tagen erhielt der Engländer von einem Freunde in Paris die Nachricht, der bewußte Stiefelputzer habe seinen Gehilfen wieder. Der kluge Pudel mußte sich also auf ein Schiff begeben oder über den Kanal geschwommen sein.

Ein Gelehrter hatte die Gewohnheit, abends im Bette zu lesen und dabei einzuschlafen, ohne das Licht ausgelöscht zu haben, das neben dem Bette stand. Er bemerkte nun nach einiger Zeit, daß das Licht mehrere Male ausgelöscht worden sei, als er es hatte brennen lassen, und doch war niemand in sein Zimmer gekommen. Als er einmal das Licht genauer besah, fand er, daß es weder ausgeblasen, noch mit der Putzschere ausgedrückt war; es sah aus, als wenn es mit einer flachen Hand niedergedrückt wäre. Nun fiel ihm ein, sein Hund, der stets neben seinem Bette lag, könne wohl dies Kunststück gemacht haben. Um sich davon zu überzeugen, las er am nächsten Abend wieder im Bette, aber nur kurze Zeit, ließ das Buch fallen und stellte sich, als ob er eingeschlafen wäre. Es dauerte nicht lange, so erhob sich der Hund von seinem Lager und sah nach, ob sein Herr wirklich schlafe. Da er keine Bewegung an diesem bemerkte, sprang er auf den Stuhl und drückte mit einer Pfote das brennende Licht nieder, dann legte er sich wieder an seinen Ort. Niemand hatte ihn dazu abgerichtet.

Der Chirurg Morand zu Paris hatte einen Freund, dessen Hund sich ein Bein

brach. Aus Gefälligkeit gegen seinen Freund nahm er das Tier in die Kur und stellte es vollkommen wieder her. Einige Zeit später kratzte bei Morand etwas an der Stubenthür; er ging, um zu sehen, was da wäre, und sah zu seinem Staunen den geheilten Hund und noch einen andern, dem das nämliche Unglück begegnet war, und der sich langsam und mit vieler Mühe auf drei Beinen nachschleppte. Der geheilte Hund fing an zu schmeicheln und Herrn Morand zu verstehen zu geben, was er wünsche. Diesmal — sagte der Arzt — will ich deine Bitte erfüllen, allein ein andermal komm mir nicht mehr mit solchen Aufträgen.

Sklavenrache.

Es war im August, also während der Sommerregenzeit, als eine kleine Karawane langsam im Halimalathale herabgestiegen kam. Sie bestand aus etwa fünfzig männlichen und weiblichen Amharasklaven und zwanzig bewaffneten Treibern, welche der Sippe der Schibril Abokr-Somal angehörten. Diese letzteren pflegen die Sklaven in Harar abzuholen und bis diesseits des genannten Thales zu bringen, wo ihnen die Isa-Somal die menschliche Ware abnehmen, um dieselbe an die Küste zu transportieren. Die Amhara waren mit Stricken aneinander gefesselt. Ihre Rasse ist eine der heitersten und geweckteſten; diesen ihrer Heimat mit Gewalt entrissenen Leuten aber war das keineswegs anzusehen. Die Isa sind die häßlichsten und grausamsten unter den Somal; die Sklaven schritten also einer Verschlimmerung ihres schon bisher so herben Schicksals entgegen.

Das Thal mündete auf eine Ebene, auf welcher der Regen einen frischen Graswuchs hervorgelockt hatte. Auch die dastehenden Wababäume, welche das Pfeilgift der Somal liefern, hatten ihre immergrünen Blätter heller gefärbt. Unter ihren Kronen stand ein sonst verlassenes Hüttendorf, von dem eine Isa-Schar Besitz ergriffen hatte, um da die Schibril Abokr mit den Sklaven zu erwarten.

Als der Zug derselben sich zeigte, rannten sie ihm schreiend und die Waffen schwingend entgegen. Die Begrüßung fand in gewohnter lärmender Weise statt und dann wurden die Amhara nach dem Innern des Dorfes geführt, welches mit hohen, stacheligen Dornzäunen umgeben war. Am Eingange derselben stellte man mehrere Wächter auf.

Zunächst begann das Feilschen um den Preis der Sklaven. Jeder derselben wurde genau untersucht und dabei vielfach gepeinigt. Als man sich geeinigt hatte, erfolgte die Bezahlung in Tüchern, Schießpulver und allerlei Eisenwaren. Darauf sollte der unvermeidliche Schmaus folgen, stark mit rotem Pfeffer gewürztes Schöpsenfleisch, welches die Frauen der Isa inzwischen bereitet hatten.

Ein Isaknabe hatte unter den Gefangenen zwei in seinem Alter stehende Brüder bemerkt, welche sich ermüdet an die hohe, stolze Gestalt ihres Vaters gelehnt hatten. Einer Regung seines Herzens folgend, trat er zu ihnen, legte dem einen die Hand auf den Kopf und sagte laut, so daß alle es hörten:

„Ich bin dein Abban (Beschützer), und du bist frei.“

Nach der Sitte des Landes war der junge Amhara nun kein Sklave mehr. Schon erhob der Isaknabe den Arm, um auch den andern von der Knechtschaft zu befreien, da sprang der Anführer der Isa herbei, riß ihn zurück und schrie:

„Bist du toll? Haben wir diese Hunde bezahlt, um sie nun frei zu geben? Das Wort eines Isa gilt, selbst wenn er ein Kind ist. Dieser Amharabube gehört also nicht mehr zu den Sklaven; aber da wir ihn nicht verkaufen können, wollen wir ihn auch nicht mit uns schleppen!“

Er zog sein langes, zweischneidiges Messer und stieß es dem Amharaknaben in das Herz. Keiner der Somal erschrak über diesen Mord; solche Blutthaten gehören bei ihnen zu den Alltäglichkeiten; aber die Sklaven schrieen vor Entsetzen auf. Der nicht an den Händen gefesselte Vater des Ermordeten stand einen Augenblick lang wie erstarrt, dann entriß er dem im Bereiche seiner Arme stehenden Mörder das Messer, rannte es ihm in die Brust, durchschnitt dann den Strick, der ihn mit seinen Leidensgenossen verband, und stürzte sich, vor Wut brüllend, mitten unter die Somal, deren er mehrere schwer verwundete.

Da der Strick entzwei war, gelang es mehreren Amhara, sich loszumachen. Der Kämpfende sah das; er erkannte, daß er der Uebermacht erliegen müsse; darum ergriff er die Flucht und rief den Seinen zu:

„Flieht, mir nach, und dann Rache!“

Es war die höchste Zeit für ihn, denn schon hatte man ihm das Messer entnissen. Er rannte dem Eingange des Dorfes zu, und mehrere Genossen folgten ihm. Aber die dort stehenden Wächter hatten den Lärm gehört; sie waren auf ihrer Hut, und eben als er durch die Lücke des Dornzaunes sprang, stieß ihm einer derselben den Speer durch den Leib. Die andern Flüchtigen sahen das; sie verloren den Mut, getrauten sich nicht weiter und wurden nach kurzer Gegenwehr überwältigt.

Wären die Schibril Abokr schon wieder abgezogen gewesen, so hätte das Ereignis für die Isa einen schlimmen Ausgang nehmen können, da dieselben nicht mehr als fünfzehn Krieger zählten. Sie beschlossen also, die Aufwiegler aufs strengste zu bestrafen. Man sonderte sie von den andern Sklaven, band ihnen die Füße und hielt dann Gericht über sie.

Da sie verkauft werden sollten, wollte man ihr Leben schonen; nur der trotzigste von ihnen wurde zum Tode verurteilt, und zwar zu einem sehr grausamen. Man band ihn in eine alte Decke, so daß er sich nicht zu regen vermochte, und sprang dann so lange auf ihm herum, bis ihm alle Rippen und Gelenke zerbrochen waren. In diesem Zustande sollte er liegen bleiben.

Die andern wurden einer nach dem andern an einen verdorrten Stamm gebunden und grausam durchgepeitscht, wobei ihnen die Weiber roten Pfeffer in das von den Ruten aufgerissene Fleisch streuten. Hierauf wurde der vorhin begonnene Schmaus fortgesetzt, als ob derselbe durch nichts unterbrochen worden sei. Er währte bis in die Nacht hinein.

Am andern Tage brach man auf. Die Schibril Abokr wandten sich zurück, und die Isa nahmen die Richtung nach der Küste, nachdem sie ihren toten Anführer unter einem Steinhaufen begraben hatten. Die toten Amhara, Vater und Sohn, wurden den wilden Tieren überlassen. Der von den Füßen Zermalmte lebte noch; seine Genossen konnten im Weiterziehen noch lange sein Rufen und Wimmern hören.

Die Karawane hatte die Hochebene des Landesinnern hinter sich und passierte nun die Hügelregion, in welcher man

zahlreiche Torrents trifft, Flußbetten, die nur während der Regenzeit Wasser führen. Zu dieser Zeit ist es gefährlich, sich in so einem trockenen Bette aufzuhalten. Geht nämlich oben in den Bergen ein plötzlicher Regen nieder, welcher gewöhnlich einem Wolkenbruche gleicht, so stürzt das Wasser mit Macht vorwärts und reißt alles mit sich fort. Das Wasser kommt wie eine hohe Mauer herangebraust, und nach wenigen Minuten hat sich das vorher trockene, stille Thal in einen brüllenden, verderbenbringenden Strom verwandelt.

Ein solcher trockener Torrent wurde gegen Abend erreicht. Da der letzte Regen hier einiges Wasser zurückgelassen hatte, dessen man zum Trinken bedurfte, so wurde in demselben für die Nacht Halt gemacht. Die Isa zählten, wie bereits gesagt, fünfzehn Krieger; dazu kamen mehrere Frauen, denen bei den Somal selbst während der Reise alle Arbeit obliegt, und der auch schon erwähnte Knabe. Die Sklaven waren wieder an den langen Strick gebunden und mußten auch an demselben schlafen, auch diejenigen, welche gepeitscht worden waren und ihre Schmerzen kaum zu unterdrücken vermochten. Nur der Amharaknabe konnte sich frei bewegen, da anzunehmen war, daß er nicht davonlaufen werde.

Es war eine mondeshelle Nacht, deren Stille nur durch die Stimme des Schakals und den Ruf des Regenpfeifers unterbrochen wurde. Die Gefangenen lagen dicht zusammengedrängt, um sich gegenseitig zu erwärmen, da die Nächte hier sehr kühl zu sein pflegen. Die Isa saßen und lagen an einem Feuer, die letzteren schliefen; die ersteren hatten die Sklaven zu bewachen. Es mochte nahe an Mitternacht sein, da erhob sich erst ein leiser Wind, welcher immer stärker wurde. Er war kalt und feucht und kam von den Bergen her. Sein Rauschen war hohl und unheimlich; die Schläfer erwachten davon. Da plötzlich mischte sich in dieses Rauschen ein eigenartiges Brausen, welches näher zu kommen schien; bald war es kein Brausen mehr sondern ein donnerndes Brüllen. Die Amhara kannten als Gebirgsbewohner diesen elementaren Ton. Sie sprangen erschrocken auf.

„Um Gotteswillen, der Schellal kommt! Rettet euch!“ rief einer von ihnen.

Schellal heißt Katarakt, Flut, Wassermasse. Die Isa hörten diese Worte und griffen nach ihren Habseligkeiten, um zu fliehen. Vielleicht war es ihnen noch möglich, das steile Ufer zu erklimmen; die am Seile hängenden Amhara mochten immerhin ertrinken. Da aber brüllte einer von diesen, so daß seine Stimme diejenige des herantosenden Wassers übertönte:

„Müssen wir ertrinken, dann sollen sie das auch! Haltet sie fest, haltet sie fest!“

Augenblicklich wurden die Isa von den Amhara wie von einer undurchdringlichen Kette umschlossen. Jeder Sklave packte einen seiner Peiniger. Diese letzteren gebrauchten zwar ihre Waffen, aber es war zu spät. Eine hohe, dunkle, tosende Masse schoß heran, ergriff Freund und Feind, hob sie empor und riß sie mit sich fort.

Von den andern unbeachtet war der Amharaknabe zu dem kleinen Isa gesprungen und hatte ihn gefragt:

„Kannst du schwimmen?“

„Nein.“

„So halte dich an mir fest. Du hast den Bruder und mich retten wollen; dafür rette ich dich!“

Der Schellal ging vorüber, und das Wasser floß ruhiger zwischen den Ufern. Der Mond spiegelte sich in der Flut und beleuchtete zwei Knaben, welche dem Flusse folgten, um zu sehen, ob sich jemand gerettet habe — vergebliches Suchen! Der Strom hatte in die Rache der Sklaven gewilligt und sie samt ihren Herren verschlungen. Nur die beiden Knaben waren dem Verderben entgangen. Sie hielten sich umschlungen und der kleine Isa sagte zu dem Amhara:

„Nun werde ich doch noch dein Abban sein. Wir werden bald Männer meines Stammes treffen, und der beste von ihnen wird dich als Sohn aufnehmen, weil du aus Dankbarkeit mein Leben höher als das deinige geachtet hast.“

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

2. Die Knaben und der Panther.

Charles und ich saßen eines Tages am Black Pool und stellten unsre Fallen auf, als aus dem Walde her ein grimmiges Geschrei zu uns herüberdrang, wie wir es noch nie gehört hatten.

„Was ist das, Quin?“ fragte Charles und griff in demselben Moment nach seiner Flinte.

„Ein Bär, sollte ich denken,“ erwiderte ich, zweifelte aber, noch ehe ich dies ausgesprochen hatte, an der Richtigkeit meiner Behauptung. Die Töne, welche ein Bär von sich zu geben pflegt, waren mir doch zu geläufig und dem, was wir nun hörten, zu unähnlich.

„Nein, Quin, das ist kein Bär!“ sagte Charles bestimmt.

„So ist es vielleicht ein Panther, welcher sich in unsre Gegend verirrt hat!“ erwiderte ich ihm und nahm gleichfalls meine Flinte auf. „Laß uns vor allen Dingen nach unsern Pferden sehen!“

Mein dicker Peter, den ich durch einen Kniehalter am Fortlaufen verhindert hatte, hinkte langsam daher, als ich nach ihm pfiff; mehr Mühe machte es, das ungebärdige Pferd meines Freundes Charles einzufangen, welches er an einem Pflock in der Erde zu befestigen pflegte. Sein Brauner hatte sich losgerissen und wollte nun aus Angst vor dem grimmig schreienden Tiere nach Hause eilen. Noch einigemale wiederholte sich das uns rätselhafte Geschrei, und zwar aus größerer Nähe als vorher. Wir fürchteten uns nicht, weil wir unsre Waffen zu gebrauchen verstanden und unsre Pferde in Sicherheit gebracht waren. Diese spitzten die Ohren, schnoben mit den Nüstern und richteten beide ihren Kopf nach demselben Punkt des Waldes, wo wir nichts zu erblicken vermochten. Einen Hund hatten wir nicht bei uns und sahen keine Veranlassung, in den dichten Wald vorzudringen. Endlich verstummte das Geschrei, die Pferde beruhigten sich und wurden wieder auf die Weide geführt, aber nur

Die Bestrafung der Sklaven bei den Somals.

so weit, daß wir sie in wenigen Minuten erreichen konnten.

Charles und ich setzten unsre Arbeit fort, sprachen wohl anfangs noch über die nie gehörten Töne, vergaßen dann aber über unsrer Beschäftigung das nicht sichtbar gewordene Tier. Wir hatten rings um den Teich hin Angeln ausgelegt und machten einen reichen Fang an vortrefflichen Fischen, teilten dieselben, setzten uns dann zu einem gemeinsamen Imbiß nieder und dachten an baldigen Aufbruch.

Es war wohl drei Uhr nachmittags, als wir uns trennten. Die Sonne schickte sich zum Untergange an, zwei Stunden blieb es vielleicht noch hell; aber dieser Zeitraum war mehr als hinreichend für mich, um nach Hause zurückzugelangen. Nachlässig saß ich auf meinem Pony, die Flinte hing über meinem Rücken, die Körbe mit Fischen, einigen toten Kaninchen und Wieseln, welche in meine Falle gegangen waren, hingen vor mir über dem Sattelknopf. Ich ließ meinen Peter gehen, wie er wollte, und dachte mit Betrübnis daran, daß die schöne Jahreszeit nun bald ihr Ende erreichen würde. Der Winter stand vor der Thür mit Eis und Schnee und kündete seine baldige Ankunft bereits durch die abnehmende Temperatur deutlich genug an; schon in den nächsten Tagen durften wir den ersten Schnee erwarten.

Kaum eine halbe Stunde hatte ich mich von Charles Knox getrennt, als auch wieder der unheimliche Schrei an mein Ohr drang, den wir am Black Pool vernommen hatten. Wie es mir vorkam, befand sich das Tier links von mir im Walde, und wenige hundert Schritte entfernt. Ich nahm nun meine Flinte in den Arm, um für alle Fälle schußbereit zu sein, und glaubte langsam weiterreiten zu können. Vielleicht merkte der Panther auch nichts von meiner Nähe oder zog es doch vor, mich ungeschoren zu lassen. Doch ich hatte meine Rechnung ohne den Pony gemacht. Dieser geriet gleich bei dem ersten Schrei ins Zittern, starrte ängstlich in den Wald hinein und wollte endlich gar nicht weiter, so daß ich absteigen und ihn beim Zaum nehmen mußte. So rasch ich konnte, ging ich vorwärts, sprach dem Tiere Mut zu und brachte es wirklich von der Stelle. Da wiederholte sich der Schrei, diesmal in viel größerer Nähe und auf der rechten Seite. Das Raubtier war also zum Angriff entschlossen, scheute sich vor mir und wollte zuerst auf das Pferd einspringen. Mein armer Peter ward sehr unruhig und zerrte an den Zügeln; am liebsten wäre er wohl ohne mich nach Hause gerannt, um sein Leben in Sicherheit zu bringen. Einen Augenblick dachte ich daran, ob es nicht ganz klug wäre, ihm seinen Willen zu lassen, da seine Ankunft ohne mich jedenfalls Aufsehen erregen und ich nicht lange zu warten haben würde, bis Hilfe einträfe. Dann wieder wollte ich das Tier nicht ohne Schutz lassen, weil der Panther es unterwegs ängstigen und vielleicht niederreißen könnte. Deshalb begab ich mich an Peters rechte Seite und schritt mit ihm weiter.

Aber der Panther neckte uns fortwährend; bald war er links, bald rechts von uns, bald hinten, bald vorn; ich hatte viel Arbeit mit dem immer unruhiger werdenden Pferde und wurde selber ängstlich. Zu spät machte ich mir den Vorwurf, daß ich mich von Charles getrennt hatte; wären wir zusammen geblieben, so hätte das Tier sich wahrscheinlich nicht so dicht hervorgewagt. Nun lauerte es mir auf, entschlossen, mich bis an das Gehöft zu begleiten. Gesehen hatte ich den Feind noch nicht, zweifelte noch immer, ob es ein Panther oder gar eine Unze wäre. An der Behendigkeit, mit welcher wir umschlichen wurden, merkte ich wohl, daß ich es mit einem größeren katzenartigen Raubtiere zu thun habe, welches sich ebenso sicher auf den Aesten der Bäume wie auf der ebenen Erde bewegte. Die Schreie hatten aufgehört, aber desto vernehmlicher knickte es in den Bäumen zu beiden Seiten des Weges; ich konnte jeden Augenblick auf einen Ansprung von einem der Aeste herab gefaßt sein. Daß wir unter diesen Umständen nur langsam vorwärts kamen, versteht sich von selbst; es wurde dunkler und immer dunkler, unsre Lage immer bedenklicher.

Da sah ich, vielleicht zehn Meter vor mir auf dem Wege, einen gelbroten Körper von der Größe eines Neufundländer Hundes; das Tier duckte sich, als wollte es sich zum Sprunge fertig halten, lief aber davon, als ich anhielt und meine Flinte an die Wange nahm. Den Weg verließ es nicht mehr, höchstens um nach hinten zu gelangen, eine für mich noch viel ungünstigere Lage, weil ich nun zum Stillstehen gezwungen war, damit das Raubtier nicht unbemerkt zu nahe an mich herangelangte. Bald duckte es sich wieder und peitschte mit dem Schweif, bald kroch es mit langgestrecktem Leibe auf mich zu. Da meine Flinte nur einen Lauf hatte, durfte ich nicht Feuer geben, ehe ich meines Zieles ganz sicher war; denn, verwundete ich das Tier nur leicht, so griff es mich ohne Frage mit Zähnen und Krallen an, ehe ich eine neue Patrone in den Hinterlader zu schieben vermochte. Deshalb mußte ich entweder gar keinen Gebrauch von der Flinte machen oder so lange warten, bis der Panther sich zum letzten Sprunge erhob. Das Bewußtsein, mein Feind sei noch ängstlicher als ich, gab mir die nötige Kaltblütigkeit wieder, und ich benutzte, wenn sich das Tier vor uns befand, diese Gelegenheit, um selber möglichst weit vorwärts zu gelangen. Der Panther merkte vielleicht auch, daß wir ihm nicht aus dem Wege gingen, sondern nur alle mögliche Vorsicht übten, um nicht von ihm überrascht zu werden. Auf welcher Seite von uns er herumschlich, wenn er sich von vorne nach hinten begab, oder umgekehrt, das verriet mir die Kopfhaltung meines Pferdes, und kurz darauf fand ich das Tier immer, wo ich es zu suchen hatte. Daß es nur feige wäre, sah ich daran, daß es uns stets Platz machte, wenn wir vorrückten; mit einem ärgerlichen Knurren erhob es sich, trabte anfangs langsam, dann immer schneller davon und war endlich hinter einer Biegung des Weges oder zwischen den Bäumen verschwunden.

So währte die Verfolgung wohl zwei und eine halbe Stunde, bis ich in die Nähe des Gehöftes gelangte, laut rief und die Hunde mir entgegenstürzten. Nun beruhigte sich auch mein ängstlicher Peter und ließ ein freudiges Wiehern hören. Als ich in die Stube trat, merkte mein Vater, daß mir etwas Ungewöhnliches begegnet sein müßte, ich soll sehr blaß ausgesehen haben, und weiß noch heute, daß meine Glieder bebten, als ich mich in einen Lehnstuhl warf und meinem Vater erzählte, wie schwer mir das Tier, das ich dreist als Panther bezeichnete, den Heimweg vom Plack Pool gemacht hätte.

„So gehst du vorläufig nicht allein wieder nach dem Teich!“ sagte mein Vater. „Ich will eine Jagdgesellschaft zusammenbringen, zu welcher auch du gehören kannst, und das gefährliche Tier mit Hunden aufsuchen; es muß schleunigst unschädlich gemacht werden.“

Am nächsten Morgen war der erste Schnee gefallen und lag gleich drei Centimeter hoch, so daß kaum eine günstigere Zeit zum Aufspüren des Panthers gewünscht werden konnte. An diesem Tage

jedoch war das Zusammenziehen der in Aussicht genommenen Jäger, von denen einige viele Meilen weit von uns entfernt wohnten, nicht mehr möglich; am nächstfolgenden Tage sollte die Jagd beginnen. Inzwischen fanden meine Aussagen über den Panther noch mancherlei Bestätigung. Die Soldatenpatrouille, welche eine Strecke der östlichen Grenze unsrer Reservation zu umreiten hatte, meldete meinem Vater noch am Vormittag, daß sie die deutlichen Spuren einer großen Katze auf ihrem Wege gefunden, auch Knurren und Brummen in dem Gebüsch gehört habe. Kaum war die Patrouille wieder abgeritten, so fuhr ein nach Smithfield heimkehrender Händler bei uns vor und erzählte in großer Erregung, daß er auf dem Wege zwischen dem Gehöfte des Agenten Knox und dem Black Pool einem Tiere begegnet wäre, welches er noch nie gesehen hätte. Es müßte wohl der „indische Teufel" sein, so genannt, weil die Indianer große Furcht vor demselben hegten. Der Händler war von einem besonders großen und kräftigen Bullenbeißer begleitet, welcher noch vor keinem wilden Tier zurückgewichen sein sollte. Als aber der neben dem Wagen herlaufende Hund den markerschütternden Schrei des Panthers hörte, da duckte er sich, wie der Händler erzählte, von Schrecken gelähmt, einen Augenblick auf der Straße, sprang dann zitternd und winselnd auf und beruhigte sich erst, als sein Herr ihm Aufnahme in den Wagen gewährte. Daraus schloß der Händler, daß ein gefährliches Raubtier die Gegend unsicher mache. Auch Indianer aus der Reservation kamen in Kähnen den Yellow Fork herab und klagten, daß ein großer Panther allnächtlich ihre Zelte umlaure, Hunde, Schweine und Federvieh raube, aber regelmäßig verschwunden sei, wenn sie sich zu seiner Verfolgung aufmachten.

Anfangs hatte mein Vater noch geglaubt, daß wir es nicht mit einem wirklichen Panther, sondern mit einer Pantherkatze, dem sogenannten Ozelot, zu thun hätten; nun zweifelte er nicht mehr. Er schickte eiligst Boten an die jagdgerechten Nachbarn, auch nach Smithfield und lud für den nächsten Tag zu der Pantherjagd ein. Daneben wurden Soldaten aufgeboten, welche als Treiber dienen sollten.

Vorher indessen erlebte mein Freund Charles noch ein Abenteuer mit dem Raubtier, ganz ähnlich demjenigen, welches mir einen Tag früher begegnet war. Charles ahnte nicht, als er unangefochten vom Black Pool nach Hause ritt, daß mir der Panther auflauern könnte, dessen Schreie er längst vergessen hatte. Nachricht davon bekam er ja nicht so bald, weil mir der Weg nach unsrem Teich, also auch zu ihm, verboten war, und die Meldungen der anderen Leute kamen verspätet zu seinem Vater.

Durch den neu gefallenen Schnee ließ sich Charles reizen, auf die Hirschjagd zu gehen, steckte Proviant für den Tag zu sich, nahm sein Gewehr und marschierte sorglos ab. Aber das Glück war ihm heute durchaus nicht hold. Stundenlang wartete er auf dem Anstand, wo er die Tageswechsel des Rotwildes kannte, brach dann auf und folgte den deutlichen Spuren, welche die Hirsche zurückgelassen hatten. Dabei entfernte er sich immer weiter von seiner Wohnung, ohne ein einziges Stück Wild gesehen zu haben, umkreiste nochmals die gewöhnlichen Standorte der Hirsche und machte sich spät am Nachmittag auf den Heimweg, verdrießlich genug, daß er keine Beute mitbrächte.

Plötzlich entdeckte er etwas, was ihn auf seinem Marsche still zu stehen nötigte. Gerade voraus im Schnee fiel ihm die Spur eines mit Stiefeln bekleideten Mannes und neben derselben die Spur eines großen Panthers auf. Nun erinnerte sich Charles an das Geschrei vom vorigen Nachmittage und wollte schon seine Büchse abfeuern, um den vor ihm wandernden, jedenfalls ahnungslosen Weißen zu warnen. Da trat er unversehens selber mit dem Fuße in eine der Spuren, welche der vermeintliche Wanderer zurückgelassen hatte, und überzeugte sich nun, daß sein Fuß genau in die Spur des vor ihm gehenden Mannes paßte. Hätte Charles noch im mindesten zweifeln können, ob die Spur ihm selber gehöre, so mußten alle Bedenken doch sofort verschwinden, als er merkte, daß er einen neuen Riester auf der Sohle seines rechten Stiefels trage und dieser Riester auf dem weichen Schnee genau abgedrückt war. Charles war also selber zum zweitenmale dieses Weges gekommen und sah sich in der ungemütlichen Lage, von einem großen Panther verfolgt zu werden, eine in dem dichten Walde um so gefährlichere Sache. Dabei mußte mein Freund noch froh sein, daß sich das Geheimnis des ihm schon mehrere Stunden nachschleichenden Feindes ganz zufällig verraten hatte; entdeckte er nicht die Spur des Raubtiers, so würde er wohl von dessen Nähe nicht eher etwas geahnt haben, als bis er sich vollständig in seiner Gewalt befand.

Charles blieb einen Augenblick stehen, um darüber nachzudenken, wie er sich in dieser Lage verhalten sollte. Da er jetzt von dem Panther nichts zu sehen oder zu hören vermochte, eilte er so schnell wie möglich der nächsten baumfreien Stelle zu, fest überzeugt, daß der Panther ihn noch immer verfolgen würde. Als er den Rand des Gehölzes erreicht hatte, machte er Halt, ehe er in die Lichtung vorschritt, und legte sich hinter einen Baum, um auf den Panther zu warten. Bald sah er denn auch, wie der Zweig eines großen Baumes ganz nahe hinter ihm durch eine schwere Last heruntergebogen wurde, aber schon im nächsten Moment wieder zurückschnellte. Dann sah Charles den Panther, der ihn noch nicht gefunden hatte, auf der Erde stehen. Das Tier folgte der Spur des Knaben bis dicht an die Waldgrenze, hob seinen Kopf und begann laut zu schnuppern, was Charles als Beweis dafür betrachtete, daß das Tier ihn ausgewittert habe.

Mein Freund hielt es an der Zeit, sich kampfbereit zu machen, zögerte indessen abzudrücken, weil er hoffte, daß der Panther noch näher herankommen würde. Für einen ganz sicheren Schuß war die Entfernung noch zu weit; traf er dies große Tier aber nicht tödlich, reizte er es nur durch eine schmerzhafte Wunde, so sagte er sich wohl, wäre dies für ihn selber der sichere Tod. Während er noch wartete, sprang der Panther, statt näher heranzukommen, mit ein paar mächtigen Sätzen in das Holz zurück und war bald hinter dem dichten Buschwerk verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

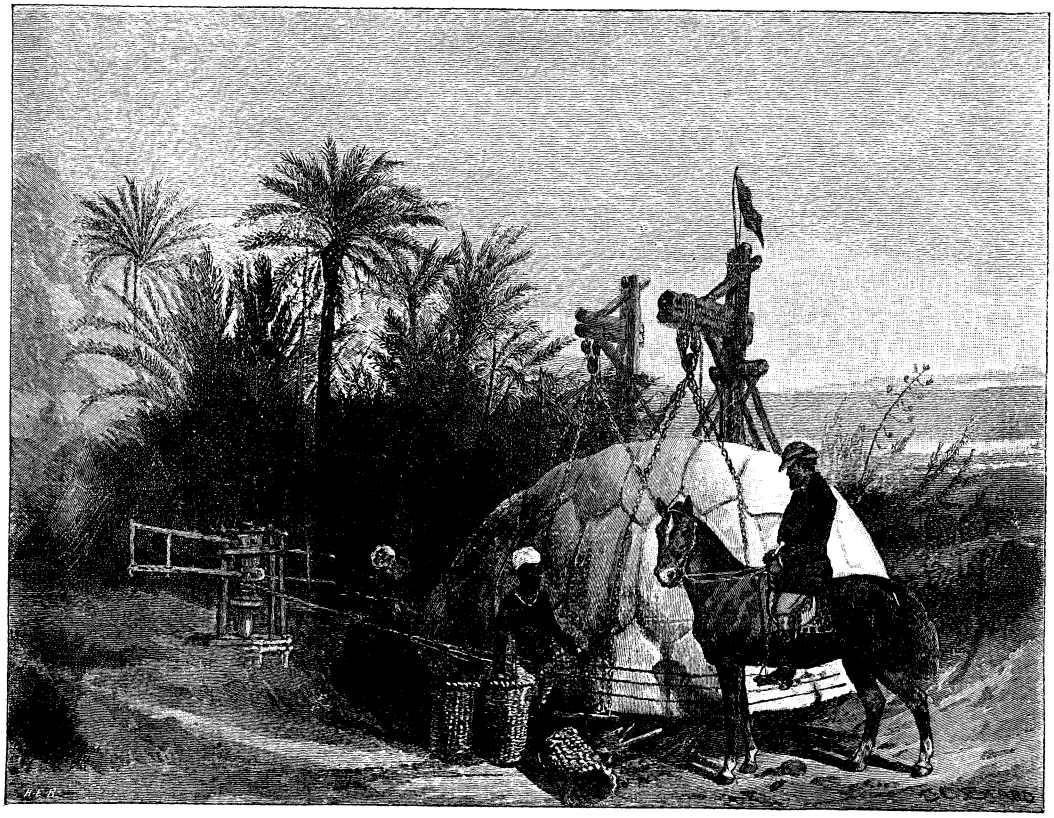
Riesenschildkröten.

I.

Unsre lieben jungen Kameraden haben sicher schon viel von den großen Meeresschildkröten gehört, welche besonders in den Gewässern der Antillen und der Westküste von Südamerika bei den Galapagos-Inseln, aber auch der ganzen Ostküste von Südamerika entlang vorkommen und von denen namentlich eine Art, die sogenannte Suppenschildkröte, Chelone viridis oder Mydas, zuweilen noch lebend nach London und Paris ge-

bracht wird, um dort wegen ihres delikaten Fleisches und feinen Fettes zur Bereitung der von den Feinschmeckern so sehr geschätzten Turtle soup oder Schildkrötensuppe zu dienen. Diese Suppenschildkröte, welche vorzugsweise von Seetang und andern Pflanzen lebt, kann eine Größe von zwei Meter und ein Gewicht von 500 kg erreichen und gibt daher immerhin einen sehr lohnenden Fang ab, weshalb ihr auch an allen Küsten, wo sie vorkommt und auf den verschiedenen westindischen Inseln, z. B. den Tortugas und Key-Inseln, sowie auf den Galapagos ꝛc. emsig nachgestellt wird. Die Suppenschildkröte ist jedoch nicht die einzige Riesin dieser Art, denn die beinahe in allen Oceanen vorkommende Lederschildkröte, Dermatochelys coriacea, deren Fleisch übrigens für ungesund gilt, ist ebenso groß, und erreicht ein Gewicht bis zu 400 kg. Die in den stehenden Gewässern von Brasilien und Guayana vorkommende Matamataschildkröte, Chelys fimbriata, erreicht eine Gesamtlänge von 2,25 m (wovon 1,75 m auf das Rückenschild kommt), und ein Gewicht von 5—600 kg. Ja selbst die Couana oder europäische Seeschildkröte, Thalassochelys corticata, welche an den Küsten des Mittelmeers und des Atlantischen Oceans häufig zu finden ist und von tierischer Kost lebt, hat eine Größe bis zu 1,25 m (wovon 95 cm auf den Rückenschild kommt) und ein Gewicht von 150 bis 200 kg; ihr Fleisch und ihr Schildpatt werden übrigens nicht benützt.

Wenn unsre jungen Kameraden die ausgestopften Exemplare oder auch nur die Rückenschilder von solchen Seeschildkröten in unseren zoologischen Museen sehen, staunen sie nicht wenig über solche gewaltigen Geschöpfe, aber sie werden sich baß verwundern, wenn sie erfahren, daß es in unsrer vorweltlichen Schöpfung wirklich Schildkröten gegeben hat, welche noch viel größer waren, und in der That den Namen Riesenschildkröten verdienten. Und dies ist Thatsache, wie wir sogleich beweisen werden.



Das Rückenschild einer riesigen Landschildkröte, aufgefunden in Indien.

Vor einer Reihe von Jahren drang eine Gesellschaft britischer Naturforscher, begleitet von mehreren Eingeborenen, in einen zuvor noch unerforschten Teil von Indien ein, um daselbst Stationen zu gründen, und eine Gegend zu erschließen, welche an natürlichen Schätzen und Hilfsquellen sehr reich war. Dem gewöhnlichen Beobachter würde die unverkennbare Vorsicht und die Langsamkeit, mit welcher die Expedition ihren Vormarsch bewerkstelligte, sehr überflüssig erschienen sein; man marschierte wie im Kriege, wenn man es mit einem sehr wachsamen Feinde zu thun hat. Allein die Sendung der Expedition war eine friedliche, und alle Sorgfalt und Vorsicht wurde angewendet, um nur auf der Hut vor den gefährlichen Tieren zu sein, welche die Dschungel oder den Sumpfwald jener Gegenden unsicher machen. Die gefürchtetsten von diesen waren der Tiger und die Cobra, welche beide so häufig vorkommen, daß sogar in der Nähe bewohnter Städte und Dörfer alljährlich Tausende von Menschen denselben zum Opfer fallen.

Unsre Reisenden waren schon tagelang in eine waldige Region eingedrungen, als sie eines Abends in einen offenen wellenförmigen Landstrich kamen, welcher dem Anführer der Expedition für deren Zwecke günstig zu sein schien. Es wurde daher Halt gemacht, das Buschwerk weggeräumt und große Strecken des dürren Grases und Gestrüppes niedergebrannt, welche die tötliche Cobra oder Brillenschlange hätten versteckt halten können, und dann die Zelte aufgeschlagen. In wenigen Tagen hatten die Arbeiter ihre Aufgabe, ein solides geräumiges Gebäude herzustellen, in Angriff genommen. Man mußte dabei einen großen und tiefen Keller zur Aufnahme verschiedener Vorräte anlegen, und in kurzer Zeit war eine tiefe Ausgrabung ausgehoben.

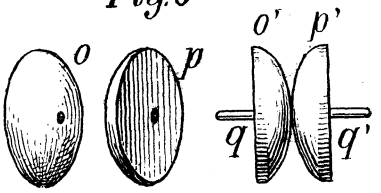
Die Erde war trocken und sandig und ließ sich leicht bearbeiten. Man bemerkte das Nichtvorhandensein großer Steine und fand in der That keinerlei harte Substanzen, welche einen Geologen hätten interessieren können. Allein spät am Nachmittag des ersten Arbeitstags schlug der Pickel eines Eingeborenen gegen einen Widerstand leistenden Gegenstand. Ein zweiter Hieb und der Pickel brach durch einen hohlen Raum ein. Als man die

Erde hinwegscharrte, wurde ein glatter Gegenstand von solch seltsamem Aussehen bloßgelegt, daß die Aufmerksamkeit des befehligenden Beamten darauf hingelenkt wurde, welcher den Gegenstand sogleich für eine Art Knochen erklärte. Die Thatsache, daß man auf das Grab eines großen Tieres gestoßen sei, rief eine große Aufregung hervor und alle Hände beteiligten sich bei der Hinwegschaffung des Sandes. Je weiter ihre Arbeit fortschritt, desto höher stieg die Verwunderung und das Erstaunen, denn der entdeckte Gegenstand schien die Gestalt einer Kugel anzunehmen, sich abzurunden. Als man endlich vier oder fünf Fuß Sand hinweggeräumt hatte, sah man eine Art Dach, welches, nach dem von dem Pickel gemachten Loch zur urteilen, hohl zu liegen schien. Die Eingeborenen erklärten es einstimmig für eine Hütte oder ein Haus, welches von irgend welchen ihrer Vorfahren erbaut und im Verlauf der Zeit mit Erde bedeckt worden sei. Andre hielten es für eine Wohnstätte eines fremdartigen Volkes, welches unter der Erde gewohnt habe. Allein die englischen Naturforscher hatten eine einfachere Erklärung dafür, denn das vermeintliche seltsame Haus war die Schale oder das Rückenschild einer riesigen Schildkröte, welche einem längstvergangenen Zeitalter angehörte. Die Arbeit schritt rasch fort und obwohl einzelne Teile davon abbrachen, als sie der Sonne ausgesetzt wurden, so gelang es endlich doch, die ganze Schale aufzudecken und sie endlich vollständig wieder herzustellen.

Die Schale war diejenige einer Landschildkröte, welcher die Naturforscher den Namen Colossochelys Atlas gegeben haben. Es mochten Hunderttausende von Jahren vergangen sein, seit das Ungetüm gelebt hatte und gestorben war und der Staub, Sand und Pflanzenwuchs hatte dasselbe allmählich bedeckt und als ein Denkmal von den Wundern der Tierwelt jener fernen Vorzeit aufbewahrt.

Die Schildkrötenschale war von solch gewaltigem Umfang, daß mehrere von den Männern in dieselbe hineinkrochen, als der Sand und Schmutz entfernt worden waren; man hätte sich in der That derselben als Haus bedienen können, und sie wurde auch in dieser Weise bei einer spätern Gelegenheit benutzt, als ein Teil der Expedition von einem plötzlichen Regenschauer überrascht wurde. Leider zerstörte endlich ein schweres Gewitter die große Schildkrötenschale. Es wurden übrigens andre an verschiedenen Oertlichkeiten entdeckt und an einer derselben wurde ein vollständiges Tier wiederhergestellt und in den Sammlungen des Britischen Museums aufgestellt. Es stellt sich dar als die Schale einer jungen Landschildkröte und mißt in der Länge zehn, in horizontalem Umfang 25 und im Umfang in vertikaler Richtung 15 rheinländ. Fuß.

Fig. 6



Details zum Uhrständer aus Korkpropfen.

Eine Ritterburg, zugleich Uhrständer, aus alten Korkpfropfen.

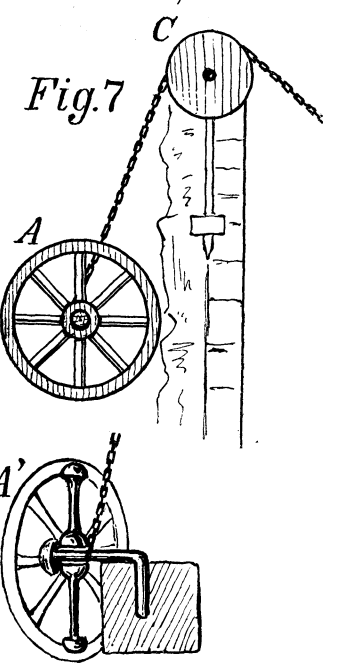
(Fortsetzung.)

Nachdem das „Fallgatter" auf dem Thorbogen aufgeleimt war, den der „Gute Kamerad" aus der Visitenkarte geschnitten hatte, nahm er nun die Korkstöpsel vor, schnitt sich daraus mit dem Federmesser Steine und klebte diese mit dickflüssigem Gummiarabicum quaderähnlich auf den Thorbogen, so, daß er alle Zwischenräume zwischen den Stäben des „Fallgatters" genau ausfüllte, so wie ihr es auf Fig. 4 seht.

Nun wurden vier Holzknöpfe aus dem Nähtischchen der Mutter entführt, wie man solche für Damenkleider gebraucht, um mit dem Kleiderstoff überzogen, als Knöpfe zu dienen. Diese Holzknöpfe, Fig. 6, o, p, sind auf einer Seite gewölbt, auf der anderen flach. Mit der gewölbten Seite wurden sie nun zusammengelegt und dann ein Zündhölzchen q als Achse durchgesteckt, und die Rollen für die „Zugbrückenketten" waren fertig; Fig. 6, q, o', p', q'. Diese wurden nun in die „Rollenscharten", Fig. 4, r, s, eingeleimt. Jetzt wurde mit einer neuen regelmäßigen Quaderschicht aus Korkholz der Thorbogen zierlich belegt, damit die Enden der Stäbe und des Querbalkens des „Fallgatters" verdeckt würden; das Thor in seiner inneren Ansicht war nun auch fertig. Das soweit gediehene Kunstwerk wurde jetzt beschwert und vorläufig zum Trocknen gestellt. Darauf begann der „Gute Kamerad", während wir die Mauersteine aus den Korkstöpseln schnitten, regelrecht die Mauern der Burg aufzuführen, wozu er sich des dickflüssigen Gummiarabicums statt des Mörtels bediente. Der Grundriß war schon auf dem Brettchen d' Fig. 2 eingezeichnet: bei t, u, v und w baute er Strebepfeiler hinaus, die weit unter das Niveau des Brettchens d' hinabreichten, denn der Felsgrund, der die Burg tragen soll, wird erst später aus Gips modelliert, wenn die Burg schon fertig gebaut ist. Das klingt zwar komisch, doch ist's nun einmal schon so und nicht anders. Vorn am Thoreingang wurde jedoch der Raum zum Einsetzen des Thores gespart. Die Wandung der Thorhalle hatte man jedoch nicht bis rückwärts geführt, sondern nur bis etwa 3 cm vor der hinteren Wand, und brachte dort bei X Y der „Gute Kamerad" einen Spiegel Z an, der die Täuschung bezwecken sollte, als führe der Thorweg dort ins Freie.

Jetzt beauftragte unser Lehrmeister Bruder Oskar, unter den alten zerbrochenen Spielsachen zu suchen, ob nicht zwei Bleiräder, etwa von einem alten Eisenbahnwaggon, zu finden wären; diese sollten die „Windenräder" für die Zugbrückenketten vorstellen. Ebenso hatten wir Ketten vonnöten. Diese Sorgen machten uns die Köpfe warm. Die Hundekette von Mamas „Bufferl" war zu dick, auch hätten wir diese schwerlich erhalten; was thun also? Die goldene Venetianerkette, die wäre freilich sehr schön, aber noch weniger erhältlich. Die Kettchen von den Meerschaumpfeifenköpfen Papas wären auch nicht übel, aber auch diese waren unerreichbar. Da standen wir mit unsrer Weisheit am Berge und machten Gesichter, wie der Bauer, der Zahnweh hat und lachen soll. Guter Kamerad, hilf! Der hatte gelacht und gemeint, daß wir schlechte Westmänner abgeben würden, wenn uns solche Klei-

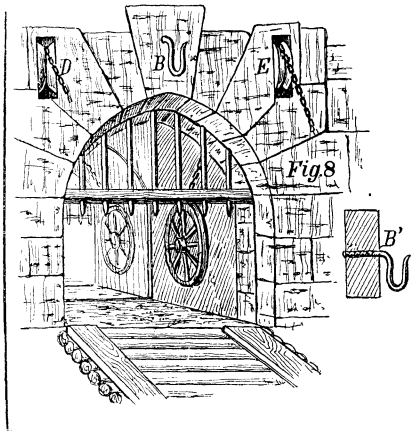
Fig. 7



Details zum Uhrständer aus Korkpfropfen.

nigkeiten aus der Fassung bringen könnten. — „Ja, aber die Zugbrückenketten können wir doch nicht aus Semmelteig machen?!"

„Freilich nicht, auch aus dem feinsten Lebkuchen nicht!" meinte lachend der „Gute Kamerad", „aber denkt doch einmal etwas tiefer nach. Was meint ihr, daß wir thun könnten, wenn wir keine Ketten haben, und doch welche haben müssen und zwar sofort?"



Details zum Uhrständer aus Korkpfropfen.

„O wir könnten auch Rebschnüre nehmen und schwarz färben, wie wir es neulich machten, als wir für unser Schiffsmodell keine Ankerketten fanden; das Ankertau macht sich ganz famos!" meinte Oskar.

„Da wäre die Burg leicht erobert," lachte der „Gute Kamerad" und fuhr fort: „Hast du nie gehört, daß die Lanzknechte die Ketten der Zugbrücken mit den Hellebarden durchgeschlagen haben?"

„Ja, wenn wir sie so nahe herankommen ließen!"

„Sie sind oft noch näher herangekommen, näher sogar, als ihr an die Beantwortung meiner Frage." Das hatte der „Gute Kamerad" beinahe ärgerlich gesagt.

„Ja, aber was thun, wenn wir keine Ketten haben?"

„So nehmt dreißig Pfennige aus eurer Sparbüchse, geht zum nächsten Spielwarenhändler und kauft eine Spielereiuhrkette; aber keine vergoldete, sondern eine schwarze, oder wenigstens eine stählerne oder vernickelte. Nehmt aber die dünnste, die ihr findet. Ich denke, die wenigen Pfennige werden eure Sparbüchse für die Ueberraschung, die ihr eurer guten Mutter bieten wollt, wohl übrig haben."

„Das versteht sich ganz von selbst!" hatten wir da alle freudig gerufen, und Oskar eilte fort, um die Kette zu holen. Bald hatte er sie gebracht. Sie wurde in zwei gleiche Teile von der richtigen Länge zerlegt, worauf der „Gute Kamerad" einen Nagel (Fig. 7, A') durch die Nabe des Bleirades steckte, dann das letzte Kettenglied darauf spießte. Nun bog er den Nagel im rechten Winkel hakenartig um und steckte diesen in eine Korkquader. So waren nun zu beiden Seiten die „Kettenwellen eingemauert".

Jetzt holte der „Gute Kamerad" das eingeschwerte „Burgthor" wieder vor; es war mittlerweile schon getrocknet. Vorsichtig löste er nun den Karton ab und klebte die Quaderverkleidung der Außenseite des Thores sorgfältig an, wie ihr in Fig. 8 es deutlich erkennet. In den Schlußstein des Thorbogens, Fig. 8B, jedoch fügte er einen Drahtstift ein, den er nach dem Durchstecken hakenförmig bog, wie Fig. 8, B' deutlich zeigt. Dieser Haken sollte die Uhr tragen. Nachdem die Außenseite des Thores nun auch fertig war, wurde dieses hinter der Zugbrücke festgeklebt, dort wo in den Umfassungsmauern für dasselbe der Platz schon gelassen worden war. (Fortsetzung folgt.)

Wie viele Falter fing ich
Am heut'gen Nachmittage?
Die Tierchen geben selber
Die Antwort auf die Frage.

Ein geriebener Junge.

Es war vor vielen, vielen Jahren. Ein Schullehrer in einer bei Berlin gelegenen Stadt, dessen Hausthür das Eigentümliche hatte, daß die liebe Schuljugend gar zu gern an derselben klopfte, ärgerte sich natürlich sehr darüber und, um dem Uebel abzuhelfen, heftete er ein großes Plakat an die Thür, auf dem er mit decimetergroßen Buchstaben schrieb: „Hier wird nicht geklopft!" Trotzdem flog gar bald wieder ein Stein gegen die Thür, und der Herr Lehrer kam gerade recht, um in dem davoneilenden Uebelthäter einen seiner eigenen Schüler zu erkennen. „Na, warte mein Junge!" dachte er. Am andern Tage war unter den Schülern große Spannung ob der Dinge, die da kommen würden, und nur einer, der Uebelthäter selbst, benahm sich sehr gefaßt. Nachdem der Lehrer eingetreten, stellte er einen Stuhl in Bereitschaft, rief den Uebelthäter vor und ersuchte ihn, sich in geeigneter Richtung über den Stuhl zu legen. Der Knabe gehorchte, der Lehrer nahm den Rohrstock zur Hand und hob die Jacke des Knaben auf. Aber Wunder, statt zu schlagen, ließ er den Stock sinken, und mit erstickem Lachen ging er zur Thür hinaus. Warum? Auf der Reversseite des Knaben klebte ein Zettel, und auf diesem stand in großen Buchstaben: „Hier wird nicht geklopft!"

Rätsel.

Logogriph.

Mit a nennt's die Geschichte
Dir als Verbannungsort,
Und einen Strom bezeichnet
Mit e das gleiche Wort.

Homonym.

Als Befehl und auf die Dauer
Wird es häufig unbequem;
Hübsch gespielt jedoch ist's immer
Meinem Ohre angenehm.

Homonym.

Es ist ihm unterthänig
Zur See als wack're Schar;
Oft sucht' ich's zu erhaschen,
Als ich noch Knabe war.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 2.

„Jugend, Tugend."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 2.

„Plunder, Flunder."

Blütenlese

aus den Lösungen der letzten Preisaufgabe.

— „Es hat mir viele Mühe gekostet, das Bild dieses eleganten und schneidigen Jünglings nebst seiner Umgebung zusammenzustellen. Die Mühe war es aber auch wert."

Gotthold O. in G.

— „Der Setzerlehrling muß ein ganz hübscher Junge sein, nur die Ohren gefallen mir nicht, die Ohren! Ist er vielleicht in seiner Jugend recht oft daran gezogen worden? Hat ihm nix geschad't, ein schneidiger Bengel geworden!"

J. Sch. in München.

— „Hurra, hurra, hurra! Das war eine Arbeit, aber: ‚Arbeit führt zum Ziel'. Uebersende dir also hiermit den schneidigen Bengel. Die Ehre, für uns eine Preisaufgabe darzustellen, sie soll ihm wohlthun!"

Emil B. in Sch.

— „Schade, dieser Jünger Gutenbergs hat entschieden seinen Beruf verfehlt, hätte Modell werden sollen! Himmel — solch ein Adonis!!!"

C. A. in Würzburg.

— „Das war ein Kopfzerbrechen!! Zweimal ist mir dieses liebliche Konterfei durcheinander geschmissen worden, aber ich habe immer wieder guten Muts von vorne angefangen."

A. H. in Lenney.

— „Jammerschade! Fünf sehr wichtige Quadrätchen sind abhanden gekommen." —

Fritz M. in B.

Endlich ist es mir gelungen,
Aus den hundertsechzig Stücken
Unsern netten Setzerjungen
Säuberlich zusamm' zu flicken.

Leo S. in M. G.

Nach vieler Müh' hab' ich gefunden
Des Setzerlehrlings Konterfei.
Ich schicke dir das nette Bürschchen
Und einen schönen Gruß dabei.

Doch bitt' ich, mir zurückzusenden

Dies Bild so wunderhold und schön,
Damit es jedem meiner Freunde
Vergönnt ist, das Porträt zu sehn.

In meiner Stube soll es prangen
Und eine Inschrift auch dabei,
So daß ein jeder kann erkennen,
Daß dies der Setzerlehrling sei.

Erdmann.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- und Holzmalereiarbeiten. 800 Nummern. Illustr. Verzeichnis gegen 20 Pf. in Briefmarken.
Mey & Widmayers Verlag in München.

Echte Briefmarken! Billig
5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 1. Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kav 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 4 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoric 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108.** (Eing. Johannisstr. 23.

Stuttgart.
Institut Rauscher.
Wissenschaftliche Vorbereitungsanstalt für jeden Lebensberuf. — *Berechtigung* zur *Ausstellung* v. *Zeugnissen* zum *einjährigen Dienst* — *Fachschule* für *Militär* u. *Marine. Gute Erfolge* beim *Abiturienten-, Fähnrichs-, Primaner-* u. *Einjährigen-Examen.* Eintritt jeder Zeit.

Musikwerke, Schweizer Spieldosen, Album u. Phantasie-Artikel mit Musik. Clarophons, Melodions, Orchestrionettes, Wunder-Accordion, Ill. Weihn. Katal. gr. fr. **Wilh. Bethge, Magdeburg** J/7.

100 versch. Briefm.: Aegypten, Brasilien, Venezuela, Türkei 2c. nur **1 M.** **Gg. Buck, Alm a. D.** Preisliste gratis.

Kinderwagen, Krankenwagen, Kindermöbel, Netzbetten, verstellbare, Kinderstühle, Triumph- u. Kosmos-Klappstühle
billigst bei
Georg Kohl,
Chemnitz i. S.
— Illustrierte Kataloge gratis. —

Erziehungs-Anstalt der Brüdergemeine für Knaben
zu Gnadenfrei i. Schl.
Gegründet 1814. Seit 1886 latein. höhere Bürgerschule. Durch Erlaß des Reichkanzlers vom 6. Dez. 1888 **berechtigt zur Ausstellung von Zeugnissen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst.** Möglichste Berücksichtigung des einzelnen Schülers in Erziehung und Unterricht. Pension einschließlich Schulgeld 600 *M.* Näheres durch den Prospekt.
G. Leutz, Direktor.

Dr. H. Schusters Privat-Institut.
Leipzig, Kleine Burggasse 6, am Konzerthaus.
Vorbereitungsanstalt für die **Maturitäts-, Einjährig-Freiw. u. Fähnrichs-Examina,** sowie für **sämtliche Klassen** des **Gymn., Realgymn.** und andrer **höherer Schulen.** Prospekte fr. zu Diensten. **Dr. H. Schuster.**

Knabeninstitut mit **Heilpensionat** für schwächliche Knaben in **Soolbad Sulza, Thüringen;** Vorbereitung für Gymn., Realgymn., Kadettenkorps u. bürgerl. Berufszweige bis zur Befähigung für die Prüfung zum einj. Militärdienst.
Dir. G. v. Rockenthien.

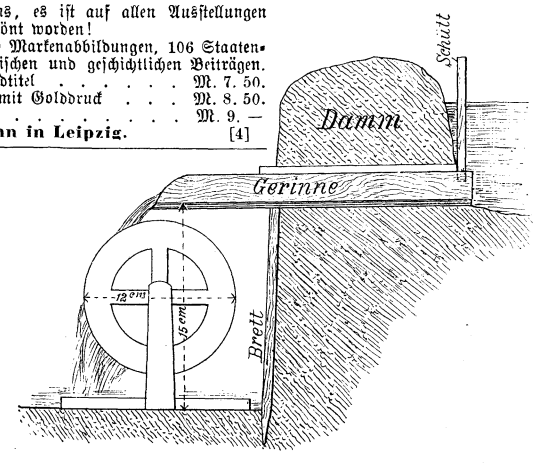
Teichmann'sche Privatschule
Leipzig
Ecke der Universitäts- und Schillerstr.
berechtigt zur Ausstellung v. Zeugnissen für den einj.-freiw. Dienst. Realschul- u. Gymnasialcursus. Pensionat. **Dir. Dr. Roth.**

100 **seltene Briefmarken** von Columbia, Guadeloupe, Mexiko, Portorico, Guatemala 2c. 2c., alle echt, versendet franko nur **M. 1. 60. August Marbes in Bremen.**

Paschens orthop. gymn. Anstalt,
Dessau-Anhalt.
Bewährte Behandlung aller Verkrümmungen des menschl. Körpers. Normal-Fuss-Bekleidung. Künstliche Ersatz-Apparate. Angenehme Pension. Aufnahme das ganze Jahr. Empfehlungen von Aerzten und Privaten.
Prospekte frei!
Korrespondenz in mehreren Sprachen.

Fragen und Antworten.

„**Guter Kamerad**", so schreibt H. Wesing in Eickum, „ich möchte gerne meinen anderen Kameraden mitteilen, wie sie sich ein Wasserrad bauen können, und sende daher die Zeichnung nebst Beschreibung ein, mit der Bitte, Du möchtest sie doch in unsrem schönen Blatte veröffentlichen. Ich



Sich ein Wasserrad zu bauen. Aufstellung des Rades und des Gerinnes.

beginne: Zuerst schneide man die Kränze a (siehe Figur 2) zweimal aus, zugleich mit den Speichen g. Dann macht man sich so viele Kränze b, daß sie die Breite des Rades ausmachen. Am besten wäre es jedoch, wenn man sich den Kranz b bei einem Drechsler aus einem Stück verfertigen ließ, da er dann egaler wird. An diesen Kranz nagle man dann die Kränze a. Sodann verfertigt man die Schaufeln, 18 an der Zahl; diese müssen aus zwei rechtwinkelig zusammengenagelten Brettchen so hergestellt werden, daß sie zwischen die äußeren Kränze genau hineinpassen und dann nagle man sie nach der Zeichnung fest. So wäre dann das Rad selber fertig. Man muß nur noch die Welle und das Gestelle oder den Ständer des Rades anfertigen, dann mache man sich ein Gerinne f, oder man nehme ein Rohr, welches aber nicht zu eng sein darf, und lege es an einen Damm (siehe Figur 1), den man vor dem vorhandenen Wasser aufwirft, und stelle das Rad so darunter, daß das Wasser in der Mitte darauf fällt. Ist nun eine genügende Wassermenge vorhanden, so wird das Rad eine Kraft haben, welche einer kleinen Dampfmaschine reichlich gleichkommt." — Herzlichen Dank für diesen hübschen Beitrag. Er wird gewiß manchen Kameraden interessieren.

Karl K. in O. Die Garnison der Luftschifferabteilung ist Berlin (Vorort Schöneberg). Diese Abteilung trägt die Uniform des Eisenbahnregiments, zu dem sie auch gehört, mit dem Unterschied, daß sie auf den Schulterklappen ein *L* statt des für jenes vorgeschriebene *E* hat. — Wer mit der Absicht, Offizier zu werden, in die Marine treten will, darf, wenn er die auf Grund der erlangten Reife für Prima vorgeschriebene Prüfung abzulegen hat, das 18. Lebensjahr nicht vollendet haben. Du findest diese Frage im „G. K." schon sehr oft und ausführlich behandelt. Schlage gefälligst ein wenig nach!

H. H. Beuthen. Wir dürfen nicht indiskret sein und bitten um Geduld, bis der Methusalem uns ermächtigt hat, Deine Fragen zu beantworten.

Aus Hamburg schreibt ein Kamerad: Zur Vervollständigung des Aufsatzes über die Zeitballstationen möchte ich Dir, lieber „G. K.", mitteilen, daß es außer den vier genannten Stationen auch eine solche in Hamburg gibt, und zwar befindet sich der Ball auf dem weithin sichtbaren Turm des Quaispeichers, an der Spitze des Kaiser- und Dalmannquais. Sollten Hamburger Kameraden die Einrichtung noch nicht kennen, so mögen sie hingehen und sich dieselbe ansehen.

Mehrere Sekundaner und Primaner. De gustibus non est disputandum.

Manthas. Dein Zauberkunststückchen ist ebenso interessant als hübsch. Wir werden die Beschreibung noch etwas erweitern und dann bald einmal zum Abdruck bringen.

Pizaod. Du meinst wohl einen selbstthätigen Springbrunnen, da Dir der in Nr. 44 dieses Jahrganges unter Fragen und Antworten erklärte nicht zu genügen scheint? Dazu aber bedürfte es einer sehr komplizierten Maschinerie, welche, abgesehen von den nicht unerheblichen Kosten, nur ein tüchtiger Mechaniker herzustellen imstande ist. Da würde ich mich denn doch lieber mit einem der oben angegebenen zufrieden stellen, da er bei geschickter Anfertigung jedenfalls mehrere Stunden Springdauer erhalten kann. — Der Name Richard entstammt dem Altdeutschen und bedeutet soviel wie: stark wie ein Herrscher, der Kraftreiche, der Mächtige.

Quicker Junge. Lieber Freund, da hilft nicht Feile, nicht Hammer. Am besten: sauber ausputzen und dann in das Kehricht werfen!

Treue Kameraden Fritz und Wilhelm. Jetzt, da wir vor dem Winter stehen, ist keine günstige Zeit, eine Zeisighecke einzurichten; immerhin aber wäre es gut, daß Ihr Euch so frühe wie möglich belehren lasset, daß alles zweckmäßig und zur rechten Zeit zur Hand sei. Die Größenverhältnisse eines Heckkäfigs für Finken sind eigentlich: 39 cm Höhe, 47 cm Länge und 31 cm Tiefe. Da aber der Zeisig einerseits zu den kleinsten unsrer einheimischen Finken gehört, und andrerseits ebenso zu den ruhigsten, so wird der Käfig von 35,3 ccm Inhalt wohl ausreichend sein. Vor allem müßt Ihr nun zusehen, daß Ihr ein richtiges Weibchen zu dem Männchen erlangt. Die Fütterung während der Hecke muß eine sehr sorgfältige sein. Ihr habt darin eine hübsche Beobachtung gemacht, daß der Zeisig mit großer Begierde auch täglich einige Fliegen frißt, wobei er so zahm geworden ist, daß er sie Euch aus der Hand nimmt. Daraus könnt Ihr ersehen, daß alle unsre Körnerfresser oder Finkenvögel namentlich während der Aufzucht ihrer Jungen durch Vertilgung schädlicher Kerbtiere sehr nützlich sind. Hinsichtlich der Verpflegung während der Hecke sei folgendes gesagt. Notwendig sind mannigfaltige Sämereien: außer Mohn-, Rüb-, Hanf-, Lein- und Kanariensamen auch gespelzter Hafer und Sämereien von Salat, Birken, Erlen, Tannen, Fichten, Kiefern u. a. Von alledem sammelt Ihr Euch am besten in Feld und Wald selber etwas ein. Unentbehrlich ist sodann die Zugabe von ein wenig frischen Ameisenpuppen, sowie Blattläusen, nackten Räupchen, und, in Ermangelung der letzteren, hin und wieder eines zerschnittenen Mehlwurms, sowie das Mischfutter aus trockenen Ameisenpuppen und geriebener Gelbrübe. Schließlich gehört dazu auch etwas Grünkraut, Vogelmiere, zumal die reifenden Samenkapseln, dann Knospen von Weiden- und andern Zweigen, im Frühling zartes Schlüsselblumenkraut u. a. Erst zu Ende Februar oder Anfang März dürft Ihr das Pärchen in den vorher vollständig eingerichteten Heckkäfig zusammenbringen. In betreff der übrigen Behandlung und Pflege könnt Ihr alles Nähere in dem „Handbuch für Vogelliebhaber" II. (einheimische Stubenvögel) von Dr. Karl Ruß finden, denn ohne eine solche Belehrungsquelle wird Euch die Züchtung wohl schwerlich glücken.

Fritz H. in Berlin. Du fragst: „Wie heißen die Kinder des königlich sächsischen Hoffängers Puls". Wir haben alle einschlägigen Bücher nachgeblättert, konnten diesen Namen jedoch nicht finden. Steckt gewiß ein schlechter Witz dahinter!*)

Einem Eitlen in Jammer. Ob Deine „weißen Stippchen um die Augen" von übermäßiger Hautabschilferung oder aber von schleichender Entzündung der Liddrüsen herrühren, können wir aus der Ferne und aus Deinen wenigen Worten unmöglich erraten. Im letzteren Falle wäre Vermeidung von Staub, Rauch, scharfem Winde, greller oder ungenügender Beleuchtung, Reibung der Augen und zu kalten Waschungen vor allem nötig; im übrigen Arzneimittel, welche Dein Hausarzt verordnen wird. Jedenfalls meide erhitzende Getränke und allzu vorwiegende Fleischkost!

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: „Pulswärmer" (Pulswürmer).

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Der
Naturfreund.
Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.

Herausgegeben von

Dr. Otto Dammer.

Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.

Erster u. zweiter Jahrgang.

Gebunden à M. 6. 75.

Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.

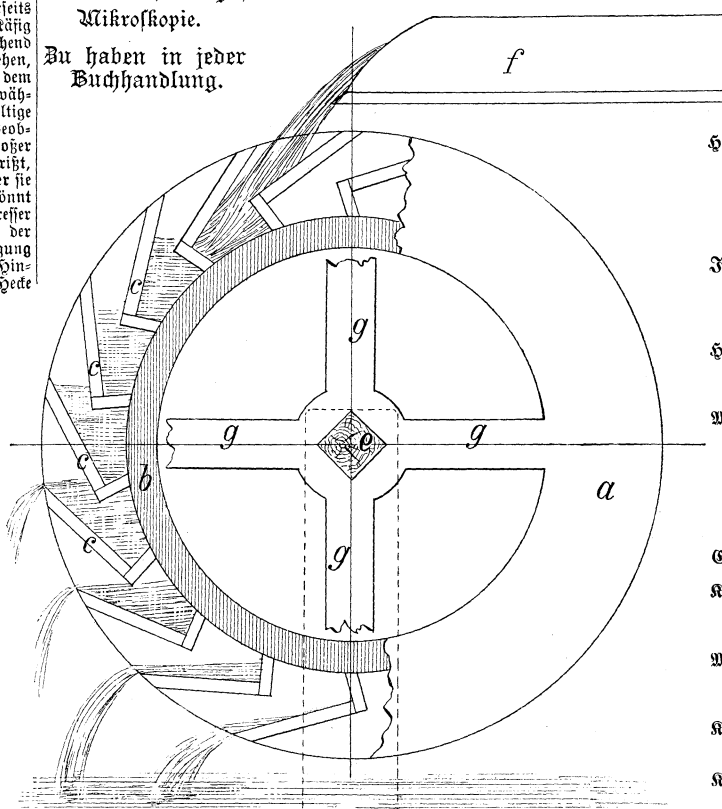
Zu haben in jeder Buchhandlung.

Das
neue Universum.
Reich illustriert.

Preis gebunden M. 6. 75.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für die reifere Jugend. Es bietet sich hier für den Knaben, der anfängt zu denken, ein passendes Uebergangsbuch, welches dazu bestimmt ist, ihm als belehrender und unterhaltender Führer ins praktische Leben zu dienen.

Der X. Band ist soeben erschienen. Sonst noch vorrätig sind die Bände II. bis IX. Preis à M. 6. 75. — Zu haben in allen Buchhandlungen.



Sich ein Wasserrad zu bauen. Details: a) äußerer Radkranz (zweimal auszuschneiden), b) innerer Kranz, c) Wasserradschaufeln, d) Ständer für das Rad, e) Welle, f) Gerinne, g) Speichen (gleich mit a in einem Stück auszufügen).

1000 Briefmarken, circa 200 Sorten 60 Pf.. — **100** verschiedene **überseeische** 3 Mk. — **120 bessere europäische** 3 Mk. bei

G. Zechmeyer, Nürnberg.

Ankauf. Tausch.

Briefmarken

billigst. — Preisbuch kostenfrei. — Seltenheitenkatalog 50 Pf.

Paul Lietzow, Berlin W.,

Jägerstr. 73, gegr. 1864.

Verfasser von Büchern über Markenkunde.

Reizende Neuheit

„Zauberlichter"

als Modellirbogen, Landschaftenmit erleuchtetem Häuschen. Preis per Stück gegen vorherige Einsendung von 40 Pf. in Marken **franco.** 10 Stück 3 M., 25 Stück 5 M. In 8 Tagen 10,000 Stück versandt. Ill. Preisliste gratis u. franco.

H. Kumss, Weltversandtgeschäft, Warmbrunn i. Schl.

Tauschmarkt.

Karl Düms in **Wesel, Sekundaner** (stud. phil. in spe), **Hohestraße, Nr 452,** schickt jedem Kameraden, der ihm eine Münze, die jetzt nicht mehr im Kurs ist (keine Preußen oder Oesterreich) sendet, sage und schreibe 20 verschiedene Briefmarken!

Bitte ausländ. Kameraden um Zusendung ihrer Landesmarken; gebe ebensoviele deutsche. R. Meyer in Elberfeld, Südstr. 16.

J. Fügen i. Ludwigshafen a/Rh., Kaiser-Wilhelmstr. 19, vertauscht seine Druckerpresse mit 200 Lettern; bittet um Gegenofferten.

Gebe mein hübsches Aquarium gegen Ganzsachen oder seltene Marken. Remy Drexel in Frankfurt a. M. Ginheimerstr. 54.

Einen photograph. Apparat wünscht Theodor Donner in Frankfurt a/M. Bietet dafür eine Druckerpresse mit Lettern.

Hans Paulsen in **Hannover,** Königstr. 17 besitzt einen Autographen des hochseligen Kaisers Friedrich und erbittet Gegenangebote. Tauscht auch Marken.

Alfred Reichelt in **Berlin, SW. 13, Neuenburgerstr. 18 A,** tauscht Berliner Privatpostmarken gegen solche andrer Städte.

Kameraden! 10 verschiedene **Marken** (Oesterreich-Ungarn) für eine überseeische. Mit Gruß euer J. Korn in Mähr.-Weißkirchen, Gymnasium.

Habe viele Marken und Ganzsachen zu vertauschen und zwar: spanische, rumänische, serbische, bulgarische und österreichische Postkarten, englische Kreuzbandstreifen und viele orientalische Marken. K. Heller in Hamburg, Hohenfelde, Neubertstraße 32.

Ich möchte gern mit einem bulgarischen und türkischen Kameraden behufs Markentausch in Korrespondenz treten. Franz Peer jr. in Graz, Staatsbahnhof 3.

Habe seltene Briefmarken zu vertauschen, auch japanische und argentinische Postkarten gegen andre Ganzsachen. Walter Meyer in Hannover, Breitestraße 20.

M. Schmidt, Wirtschafts-Eleve, Dom. Thauer bei **Steinau a. Oder** hat einen gewöhnlichen und einen blauen Achat, einen Glasstein, einen Kalkstein mit Pflanzenabdruck, einen Eisenstein und einen Glimmerschiefer zu vertauschen. Angebote erbeten, doch keine Briefmarken, Stempel und Mineralien.

Ernst Pollak in **Wien II., Ob. Donaustr. 37,** tauscht Marken und Münzen.

Kann den Kameraden mit gewöhnlichen 10- und 3-Pfennigmarken massenhaft aufwarten. J. Grober in Bremen, Osterthorsteinweg 50.

Möchte gern irgend einen elektrischen Apparat haben, gebe dafür einen großen Zauberkasten und Marken. Willy Koert in Hamburg, Woltmannstraße 16 p.

Karl und A. Köhler in **Bremen, Wulwesstraße 4,** suchen ganz gewöhnliche Briefmarken.

Karl Kramer, per Adr. **Moritz Kramer** in **Neuhaldensleben,** tauscht Münzen und Marken.

Abzugeben eine persische Postkarte und andre seltene Marken. Erbitte Gegenofferten. Felix Perux in München, Amalienstraße 9 III.

Franz Görner jr. in Lugos (Südungarn) kann viele ungarische Marken tauschen.

Gebe eine große Laterna magica und ein Album mit 400 Marken für eine Sachsen 3 Pf. rot 1850. Georg Schmitt in Darmstadt, Kasernenstraße 18.

Suche ein Paar Eichhörnchen und bitte zugleich um Angabe, wie ich mir für die Tiere einen passenden Käfig verfertigen soll. Paul Schultze in M.-Gladbach, Industriestraße.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden. (Also Rückseite frei lassen.)

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 4.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

„Und mit eben solchem Unrechte nennst du dich Hadschi Ali. Wer da sagt, daß er ein Hadschi sei, der muß doch Mekka zur Zeit der Pilgerfahrt besucht haben. Du aber warst nie dort!“

„Etwa du?“

„Nein. Ich rühme mich dessen nicht, denn ich mache keine Lügen.“

„Du könntest dich auch gar nicht rühmen, denn du bist ein Christ, und Christen ist der Zutritt in Mekka bei Todesstrafe verboten!“

„Wie? Du bist ein Christ?“ fragte der Fremde den ersten Dschelabi.

„Ja, Herr,“ antwortete dieser. „Ich mache kein Hehl daraus, denn es ist eine Sünde, seinen Glauben zu verleugnen. Ich bin allerdings Christ und werde es bleiben bis an mein Ende.“

Bis jetzt hatte der „Vater der vier Augen“ dem Konflikte der beiden mit stillem Behagen zugehört. Sie schienen sich in den Haaren zu liegen und doch die besten Freunde zu sein. Jetzt aber wurde er plötzlich ernst, und es lag eine tiefe Betonung auf seinen Worten, als er sagte:

„Daran thust du ganz recht. Kein Christ soll seinen Glauben aus irgend einem Grunde verleugnen. Das wäre eine Sünde wider den heiligen Geist, von welcher das Kitab el mukkadas*) sagt, daß sie nicht vergeben werden könne.“

„Sünde wider den heiligen Geist?“ fragte der Dschelabi erstaunt. „Davon hast du gehört?“

„Jawohl.“

*) „Das heilige Buch“, die Bibel.

Leicht wird, wer viel zu wissen meint,
Zu halbem Wissen neigen.
Lern', was zu wissen nötig scheint,
Doch mach' Dir's ganz zu eigen!

Paul Weinmeister.

– „Ob die Kugel in das Auge gedrungen konnte Schwarz nicht sehen, denn kaum hatte sein Schuß gekracht, so befand der Löwe sich mitten im Sprunge.“ –

„Und die heilige Schrift kennst du also auch?“

„Ein wenig.“

„Und als Moslem rätst du mir, fest an meinem Glauben zu halten!“

„Ich bin kein Moslem, sondern auch ein Christ.“

„Auch ein Christ! Wohl ein koptischer?“

„Nein.“

„Aber was sonst für einer? Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ein Beni Homr ein Christ sein könne.“

„Ich bin kein Homr, auch kein Araber, überhaupt kein Orientale, sondern ein Europäer.“

„Mein Gott, ist's möglich! Ich auch, ich auch!“

„Aus welchem Lande?“

„Aus Ungarn. Ich bin Magyar. Und“ —

„Davon später. Meine Begleiter sind mir weit voran und ich habe alle Veranlassung, ihnen nicht zu trauen. Ich muß ihnen schnell nach. Nun du gehört hast, daß ich auch ein Europäer bin, wirst du wohl bereit sein, bei mir zu lagern?“

„Von ganzem Herzen gern! Welch eine Freude, welch eine Wonne für mich, dich hier getroffen zu haben! Nun können wir von der Heimat sprechen. Laßt uns schnell reiten, damit wir die Homr einholen und den Brunnen schnell erreichen!“

Es ging vorwärts, so schnell die Esel laufen konnten, und sie liefen sehr gut. Diese Tiere sind in südlichen Gegenden ganz andre Geschöpfe als bei uns. Ein ägyptischer Esel trägt den stärksten Mann und galoppiert mit ihm so lange Zeit, als ob er gar keine Last zu tragen habe. Nach einer Viertelstunde waren die Araber erreicht. Sie sagten zu den Dschelabi kein Wort, nicht einmal eine Silbe der Begrüßung. Da diese acht Männer jetzt zugegen waren, war es unmöglich, den Fremden niederzuschießen, wie man vorher gewillt gewesen war.

Still ging es weiter. Der kleine Ungar machte keinen Versuch, sich mit dem „Vater der vier Augen“ zu unterhalten. Es wäre das nicht gut gegangen, da der eine auf dem hohen Hedschin und der andre auf dem kleinen Esel saß.

Die Sterne des Aequators waren aufgegangen, und ihr intensives Licht leuchtete fast so hell wie der Mond, welcher jetzt nicht zu sehen war, da er in der Phase der Verdunkelung stand.

Nach einiger Zeit sah man eine Bodenerhebung liegen, welche schroff aus der Erde stieg. Der Sternenschimmer verlieh ihr ein gespenstiges Aussehen.

„Dort ist der Bir Aslan,“ sagte der Ungar. „In fünf Minuten werden wir dort sein.“

„Schweig, Dschelabi!“ fuhr der Schech ihn an. „Wann du dort sein willst, das kommt allein auf uns an. Noch haben wir dich nicht eingeladen, uns zu begleiten!“

„Dessen bedarf es gar nicht. Wir gehen ohne Einladung hin.“

„Wenn wir es euch erlauben!“

„Ihr habt gar nichts zu erlauben. Der Brunnen ist für alle da, und übrigens befindet ihr euch in Feindes Land.“

„Allah iharkilik — Gott verbrenne dich!“ murmelte der Homr, sagte aber weiter nichts.

Der Dschelabi schien von Haus aus kein furchtsames Kerlchen zu sein, und seit er wußte, daß der erst für einen mohammedanischen Schech gehaltene Fremde ein europäischer Christ sei, fühlte er sich noch weniger geneigt, sich von den Arabern bevormunden zu lassen.

Sie langten bei dem Felsen an, an dessen Fuß sich der Bir befand. Dieser war kein laufendes Wasser; er bestand in einem kleinen, von dichtem Mimosengebüsch umgebenen Weiher, welchen eine nicht sichtbare Wasserader speiste. Man stieg ab. Während einige die von ihren Lasten befreiten Tiere tränkten, sammelten die andern dürres Geäst, um ein Feuer zu machen. Als es brannte, setzten sich die Homr so um dasselbe, daß für die Dschelabi kein Platz blieb. Der Ungar verlor kein Wort darüber. Er trug Holz nach der andern Seite des Wassers, brannte dort ein Feuer an und rief dem „Vater der vier Augen“ zu:

„Nun magst du dich entscheiden, bei wem du sitzen willst, bei ihnen oder bei uns.“

„Bei euch,“ antwortete er. „Nehmt dort die Satteltasche, welche meinen Proviant enthält! Ihr seid meine Gäste. Wir können alles aufessen, da wir morgen nach Faschodah kommen.“

„Da irrt er sich,“ flüsterte der Schech den Seinen zu. „Er verachtet uns und zieht diese Erdferkel vor. Wir wollen so thun, als ob wir es nicht beachteten. Aber beim Anbruche des Tages wird er in der Dschehenna heulen. Mag er jetzt noch einmal, zum letztenmal im Leben, essen!“

Er suchte auch seine Vorräte vor, dürres Fleisch und trockenen Durrhakuchen, wozu das Wasser des Bir mit den Händen geschöpft wurde.

Indessen rekognoszierte der Fremde die Umgebung des Brunnens. Der kleine Berg stand vollständig isoliert in der Ebene. Er war mit Gras bewachsen, eine Folge der Verdunstung des Brunnenwassers. Auf seiner nördlichen und westlichen Seite gab es kein Strauchwerk; aber am östlichen und südlichen Fuße, wo der Brunnen lag, kletterten die Mimosen ein Stück am ausgewitterten Felsen empor und liefen auch eine ganze Strecke in die Ebene hinein. Menschliche Wesen waren nicht zu sehen; die Gegend schien vollständig sicher zu sein, auch in Beziehung auf wilde Tiere, falls nicht der Geist des hier vergifteten „Herrn mit dem dicken Kopfe“ hier in nächtlicher Stunde sein Wesen trieb.

Als er nach der Quelle zurückkehrte, hatten die Kamele und Esel sich satt getrunken und fraßen von den jungen Zweigen der Mimosen. Er ließ sein ganzes Gepäck in die Nähe des zweiten Feuers tragen und dort am Felsen niederlegen, so daß er es im Auge haben konnte.

Der Ungar hatte die Tasche geöffnet und den Inhalt derselben vor sich ausgebreitet. Derselbe bestand aus Durrhabrot, Datteln und mehreren Perlhühnern, welche der „Vater der vier Augen“ gestern früh jenseits der Sandstrecke geschossen hatte.

Es gibt im Sudan ganze Stämme, welche keinen Vogel essen. Die Dschelabi gehörten nicht zu diesen Verschmähern eines guten Geflügels. Sie rupften die Hühner, nahmen sie aus und zerlegten das Fleisch in kleine viereckige Stücke, welche, an zugespitzte Aeste gespießt, über dem Feuer gebraten wurden. In dieser Form und Weise zubereitet, wird das Fleisch Kebab genannt.

Während dies geschah, zog der Ungar die ihm am Herzen liegenden Erkundigungen ein. Bei dem Ritte hatte er nur notgedrungen geschwiegen, nun aber fragte er, als der Fremde sich neben ihm am Feuer niedergelassen hatte, immer noch in arabischer Sprache, wie bisher:

„Darf ich nun erfahren, Herr, aus welchem Lande du bist? Bitte!“

„Sage mir vorher erst, aus welcher Gegend Ungarns du stammst!“

„Ich bin ein Magyar aus Nagy Mihaly bei Ungvar.“

„Von dort? Dann aber bist du wohl kein Magyar, sondern ein Slowak. Du hast dich dessen jedoch gar nicht zu schämen.“

„Ich schäme mich auch nicht; aber da

ich in Ungarn geboren bin, bin ich doch auch Magyar. Du kennst meine Heimatsgegend? Warst du dort?"

„Ja."

„Sprichst du ungarisch? Ich bin auch des Slowenischen mächtig."

„Mir ist beides fremd, also können wir uns leider nicht in deiner Muttersprache unterhalten. Aber wie bist du nach Afrika, nach Aegypten und gar nach dem Sudan gekommen?"

„Durch meinen Herrn."

„Wer war das?"

„Matthias Wagner, auch ein Ungar aus dem Eisenstädter Komitat."

„Den kenne ich, wenn auch nicht persönlich. Er hat sehr viel erlebt. Er ging nach Aegypten, Arabien und Abessinien, war Begleiter des Herzogs von Gotha, bereiste später den ganzen Ostsudan und ist vor ungefähr einem Jahre gestorben, ich glaube in Chartum. Nicht?"

„Ja, Herr, so ist es. Du kennst alle seine Erlebnisse. Ich war zuletzt mit ihm nach Kordofan, um Straußfedern zu handeln. Nach unsrer Rückkehr mußten wir uns trennen. Er starb, und über mich brach ein Unfall nach dem andern herein, so daß ich endlich gezwungen war, das Leben eines armen Dschelabi zu führen."

„Hast du da Glück gehabt?"

„Was nennst du Glück? Ich begann vor sechs Monaten mit fünf Mariatheresienthalern, und was ich jetzt besitze, ist vielleicht dreißig wert. Großwesier wird man nicht dabei."

„Dazu hat Allah dir ja auch den Verstand gar nicht gegeben," fiel der zweite Dschelabi jetzt ein.

„Schweig, Abu Dihk*)!" fuhr der Ungar ihn an. „Mich hat Allah für so einen hohen Posten eigentlich ausgerüstet. Du aber könntest nicht einmal Hamal**) werden, trotz deines falschen Stammbaumes!"

„Er ist echt und nicht gefälscht. In mir fließt das Blut vom Fahnenträger des Propheten. Hör' meinen Namen an! Soll ich ihn dir nennen?"

„Um Allahs willen, nein! Du trompetest ihn so unaufhörlich aus, daß ihn bereits im ganzen Sudan jeder Vogel pfeifen kann."

„Das darf ich wohl, da er ein hoch berühmter ist. Höre ihn an, und höre auch, was meine Ahnen thaten! Wie aber heißt du? Ich habe es vergessen?"

„Uszkar."

*) „Vater des Gelächters."
**) Lastträger.

„Wie lautet das auf Arabisch?"

„Kelb*)."

„Welch ein Name! Wie kann ein Mensch sich nach einem so verachteten Tiere nennen! Wie hieß dein Vater?"

„Auch Uszkar oder Kelb."

„Dein Großvater?"

„Ebenso."

„Und deine andern Ahnen?"

„Auch nicht anders."

„Allah, welch ein Stammbaum ist das! Kelb ben Kelb Ibn Kelb Hafid Kelb, Kelb und nichts als Kelb! Es ist ein Wunder, daß du nicht bellst, sondern sprichst. Mein Name aber lautet Haschi Ali ben Hadschi Ishak el Faresi Ibn Otaiba Abu — — —"

„Still, still, still!" rief der Ungar, indem er mit beiden Armen den ewig langen Namen abwehrte. „Ich mag ihn nicht mehr hören. Wenn ich ihn einatme, wird er sich als Bandwurm in meine Eingeweide legen und mich von innen heraus aufzehren. Was kann dein Name gegen meine Erfahrungen und Kenntnisse bedeuten! Ihn hast du ohne alles Verdienst von deinen Vorfahren; sie aber habe ich mir selbst angeeignet. Wisse, daß ich sogar die Sprache aller Weisheit, das Latein, verstehe! Ich habe es von meinem Herrn gelernt."

„Und wisse," schrie der andre, welcher sich ernstlich zu ereifern begann, „daß ich alle Länder und Völker der Erde, alle Städte und Dörfer des Weltalls kenne und beim Namen nenne."

„Das ist Geographie, deine Leidenschaft. Wo aber willst du sie studiert haben?"

„Bei meinem Oheim, welcher erst in Stambul wohnte und dann in das Land der Nemtsche**) nach Lipsik***) ging, wo er an einer Straßenecke viele Jahre lang mit Asal 'l abiad†) handelte. Dort wurde er wohlhabend und kehrte heim, mich zu belehren. Als ich ausstudiert hatte, ging ich nach Aegypten als Asker††) und bin so nach und nach bis in den Sudan gekommen."

„O du Vater des Gelächters," lachte der Slowak, „willst du dir darauf etwas einbilden, daß dein Oheim Honig verkaufte? Hat er in Leipzig auch Latein studiert?"

„Alles, alles, was es geben kann! Und ich hab's dann von ihm. Allah allein kennt die Millionen Länder und Dörfer, welche sich in meinem Kopfe befinden. Du aber weißt gar nichts. Du bist der Sohn der Blattern und der Vater der elf Haare. Du hast meinen Namen gehört. Wie kannst du mich den Vater des Gelächters nennen?"

*) Hund.
**) Deutschen.
***) Leipzig.
†) Weißem Honig.
††) Soldat.

Sie waren beide zornig geworden und griffen sich bei ihren gegenseitigen körperlichen Schwächen an. Die Spitznamen, welche man ihnen gegeben hatte, waren sehr bezeichnend. Das Gesicht des Slowaken war geradezu abschreckend pockennarbig, und es mußte fast als ein Wunder erscheinen, daß die zerstörende Krankheit ihm die wenigen Haarkeime übrig gelassen hatte. Freilich zählte sein Schnurrbart mehr als elf Haare, aber über dreißig waren es gewiß nicht. Und diese zerstreut und unregelmäßig über die Oberlippe verteilten Männlichkeitsbeweise hatte er so lieb, daß seine Hände während jedes freien Augenblickes bemüht waren, sie zu sammeln und ihnen die Form eines echt ungarischen Schnurrwichses zu geben.

Was den „Vater des Gelächters" betraf, so litt er an einer Krankheit, welche sein Gesicht in fast regelmäßigen Pausen, besonders aber bei Seelenerregungen und wenn er sprach, zur schrecklichen Fratze verunstaltete, nämlich am Gesichtskrampfe. Diese Verzerrungen brachten nie einen ernsten, sondern stets nur einen solchen Ausdruck des Gesichtes hervor, daß man meinte, Ali wolle sich über irgend etwas totlachen. Es ist ganz gewiß höchst verwerflich, sich über körperliche Gebrechen eines andern lustig zu machen, aber die Gesichter des Mannes, welcher Millionen Länder und Dörfer in seinem Kopfe hatte, wirkten so unwiderstehlich, daß der ärgste Melancholikus, der rücksichtsvollste Mensch geradezu gezwungen war, mitzulachen. Uebrigens genierte ihn das keineswegs; er schien sich im Gegenteile ganz glücklich zu fühlen, stets lustige Gesichter um sich zu sehen.

„Und wenn du alle Völker und Inseln der Erde im Kopfe hast, so kennst du doch gewiß nicht ein einziges Wort Latein!" behauptete der Slowak. „Herr, verstehst vielleicht auch du lateinisch?"

„Ja, ein wenig," nickte der „Vater der vier Augen" lächelnd.

„Wo hast du es denn gelernt?"

„Auch in Leipzig."

„Aber doch nicht an der Ecke bei dem Honigkasten?"

„Nein, sondern von meinen Professoren."

„Professoren? Hast du etwa studiert?“

„Ja.“

„Was?“

„Medizin.“

„So bist du Doktor?“

„Allerdings. Auch war ich drei Jahre lang Lehrer an einer deutschen Medresse.“

Da sprang der Kleine auf und rief:

„So bist du ein Deutscher?“

„Ja. Wenn du deutsch verstehst, können wir uns dieser Sprache bedienen.“

„Natürlich verstehe ich es, und zwar ganz ausgezeichnet! Allah! Ein Na-is et tibb*)! Und ich habe dich du genannt! Wo habe ich da meine Augen gehabt! Das soll sofort gut gemacht werden; ich werde höflicher sein. Darf ich deutsch reden?“

„Das versteht sich!“ antwortete der Gelehrte, sehr neugierig darauf, wie der Ungar, welcher des Magyarischen, des Slowakischen und sogar des Lateinischen mächtig sein wollte und wirklich gar nicht übel arabisch sprach, sich im Deutschen ausdrücken werde. „Versuchen Sie es, und sagen Sie mir da einmal gleich, was Ihr Vater gewesen ist!“

Der Gefragte antwortete mit strahlendem Gesichte, nun in deutscher Sprache:

„Vatterr meiniges hatt Musika geweest. Macht dilideldum, dilideldei.“

„Auf welchem Instrumente?“ fragte der Arzt, der sich nur schwer des Lachens erwehren konnte.

„Hatt blaste Klarniett: Viviviva vivivva!“

Er hielt die beiden Hände vor den Mund und ahmte die Klänge der Klarinette täuschend nach.

„Da haben Sie wohl auch ein Instrument zu blasen gelernt?“

„Nein. Mund meiniger hatt nicht paßte dazu.“

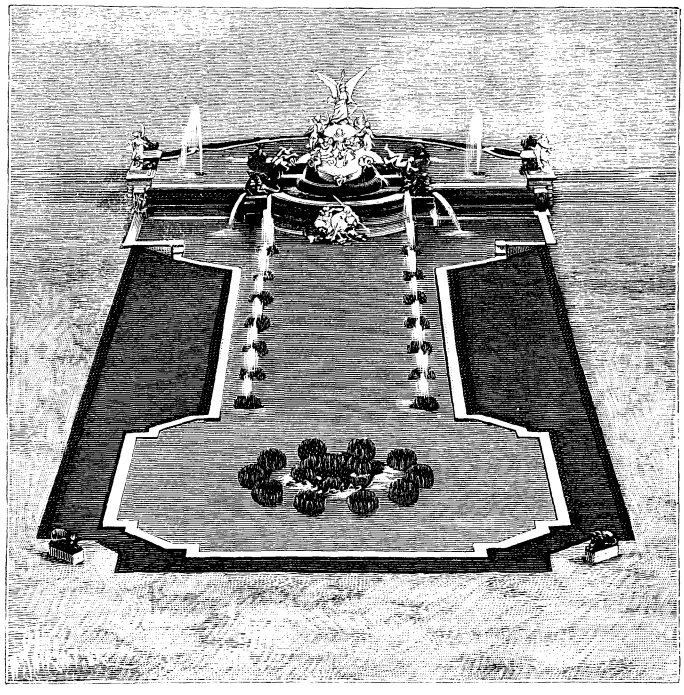
„Und wie ist Ihr eigentlicher Name?“

„Hab ich heißte Uszkar Istvan.“

„Also zu deutsch Stephan Pudel, wenn ich mich nicht irre, da ich zufälligerweise das Wort Pudel kenne. Ein ominöser Name hier in einem mohammedanischen Lande, wo das Wort Hund als größte Beschimpfung gilt. Sie hätten dieses Uszkar Ihren Gefährten nicht übersetzen sollen.“

„Serr richtig! Aber wie heißten Sie, Pane Doktorrr?“

„Ich heiße Emil Schwarz und bin hier, um die Fauna und Flora des Landes zu studieren und in möglichst vielen Präparaten mit nach Hause zu nehmen.“



Totalansicht der leuchtenden Springbrunnen auf der Pariser Weltausstellung.

„Fauna und Florrra! O, das feinte gut Latein! Auch ich verstehnte Latein. Latein meiniges ich hatt lernte bei Pane Wagner. Fauna heißte Pflanz, und Flora heißte Vieh.“

„Oder umgekehrt,“ lachte Schwarz.

„Umkehrte auch richtig, beides richtig! Ich bin viel geweste in Sudan. Ich hatt sehnte das ganze Florrra und Fauna. Wenn Sie brauchte ein Dienerrr, ich sehr gern wernte Dienerrr Ihriges.“

„Wirklich?“

„Ja, Pane Doktorrr. Ich nicht willnte mehr handeln im Sudan, und ich nicht mehr magte sein ein Dschelabi. Sie mich könnte brauchte sehr gut. Ich Sie wollte unterrrstützte mit Latein meiniges und machte kleb an die Etiquetten an Präparaten Ihrige.“

„Dieses Anerbieten ist mir nicht unwillkommen, und ich werde — — —“

Er hielt inne. In der Ferne war ein Ton erklungen, welcher sofort die Aufmerksamkeit aller in Anspruch nahm.

„Was war das?“ fragte Schwarz, sich in arabischer Sprache an die Dschelabi wendend. „Doch unmöglich Donner! Jetzt im Sef*) gibt es doch wohl keine Gewitter.“

„Nein, Donner war es nicht,“ antwortete der Slowak, auch in arabischer Sprache, welche er nicht so schlimm radebrechte wie die deutsche.

„Was war es sonst?“

„Es war Aslan, der Herr der Herden.“

„Der Löwe? Also gibt es hier doch welche!“

„Es scheint so, und der Herr mit dem dicken Kopfe wird hierher kommen, denn er hat unsre Feuer gesehen.“

„So zeitig? Ich habe geglaubt, daß er erst um oder gar nach Mitternacht sein Lager verlasse.“

„Wenn er Hunger hat, geht er früher aus.“

Diese Fragen und Antworten waren mit lauter, vernehmlicher Stimme gegeben worden. Da kam der Schech vom andern Feuer herbeigeeilt und sagte mit leiser Stimme und in ängstlichem Tone:

„Um Allahs willen, sprecht nicht so laut, sonst hört er es und kommt herbei. Dann sind wir alle verloren. Horcht!“

Es erscholl derselbe Laut wieder. Er klang dem Rollen eines schweren Wagens, welcher über eine hölzerne Brücke fährt, sehr ähnlich. Die Kamele zitterten und die Esel drängten sich zusammen.

„Das also, das ist der Löwe!“ sagte Schwarz, mehr zu sich als zu den andern. „Endlich, endlich höre ich seine Stimme in der Freiheit.“

„O, das ist seine volle und richtige Stimme noch nicht,“ meinte der Slowak. „Er versucht sie erst. Er hat Hunger und ist mißmutig; er knurrt einstweilen.“

„Hast du ihn auch schon gehört?“

Er bediente sich, dem arabischen Sprachgebrauche angemessen, wieder des Du.

„Gehört und auch gesehen, und zwar sehr oft.“

„Ohne von ihm angefallen zu werden?“

„Er hat mir nie etwas gethan. Es gibt viel feige und wenig wirklich stolze und kühne Löwen. Die feigen kommen heimlich geschlichen und führen den Raub so leise aus, daß man erst am Morgen

*) Doktor der Medizin.

*) Heiße Jahreszeit.

den Tod oder das Fehlen seines Opfers bemerkt. Ein kühner Löwe aber tritt gleich laut aus seinem Lager. Er sagt es aufrichtig, daß er Hunger hat und jetzt auf Raub ausgehen will. Er nähert sich dem Orte, dem er seinen Besuch zugedacht hat, nur langsam und brüllt dabei von Zeit zu Zeit, damit man sich genau berechnen könne, wann er erscheinen wird. Einen Löwen, der das thut, hält keine Gefahr ab, den Ueberfall auszuführen."

„Wir haben es höchst wahrscheinlich mit so einem zu thun!"

„Ja. Wenn er wieder brüllt, werden wir hören, ob er zu uns oder nach einem andern Orte will."

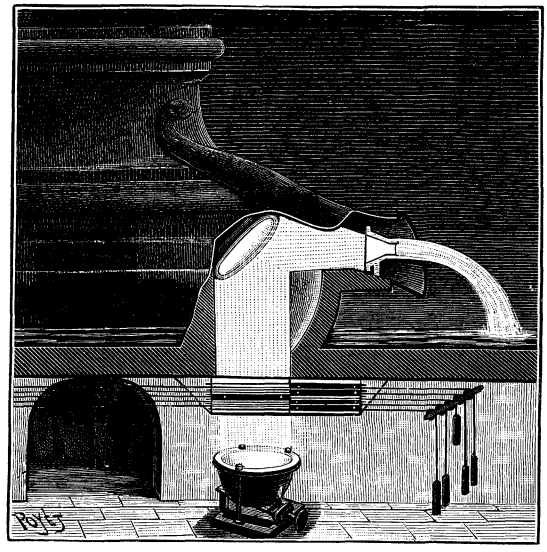
(Fortsetzung folgt.)

Die leuchtenden Springbrunnen der Pariser Weltausstellung.

Die Pariser Ausstellung von 1889 enthält eine Menge von hervorragenden Sehenswürdigkeiten und seltenen Kunstwerken, die ihr einen großen Erfolg sichern. Von einigen derselben, vom Eiffelturm, der gewaltigen Maschinenhalle u. a. haben wir unsren lieben jungen Kameraden in diesen Blättern schon erzählt; nun kommen wir noch auf eine andre Sehenswürdigkeit zu sprechen, von deren Wirkung sich die Veranstalter der Ausstellung viel versprochen haben und deren Erfolg auch nicht hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben ist — wir meinen die farbigen Springbrunnen oder leuchtenden Fontänen, diese anmutigsten Verbindungen von Feuer und Wasser.

Was sind nun aber diese leuchtenden und farbigen Fontänen? Wohl die meisten unsrer lieben jungen Kameraden haben ohne Zweifel schon jenes prächtige, unter dem fremdartigen Namen Kalospinthechromokrene bekannte Schaustück gesehen, womit Agoston und viele andre moderne Taschenspieler und Zauberkünstler ihre Vorstellungen in der sogenannten natürlichen Magie aufputzen — jene hübschen Springbrunnen, die durch elektrisches oder Kalklicht und durch bewegte farbige Gläser beleuchtet werden und gar wundervolle Lichteffekte abgeben. Je nun, die leuchtenden Fontänen sind im großen das, was eine Kalospinthechromokrene im kleinen ist, und verhalten sich zu dieser wie ein Hochstrahlbrunnen zum Springbrunnen auf dem Blumentische. Unsre lieben Kameraden können daraus entnehmen, welchen ergreifenden und überraschenden, ja zauberhaften Eindruck diese leuchtenden Fontänen machen, welche allerdings auch schon im vorigen Jahre auf den Ausstellungen von London, Manchester und Glasgow, aber in etwas kleinerem Maßstabe vorgeführt worden sind.

Der Grund, warum man zu diesen leuchtenden Fontänen seine Zuflucht genommen hat, die Ausstellung durch derlei aufzuputzen, liegt in den ungeheuren Geldmitteln, die sowohl die Staatsverwaltung als die Aussteller für eine so wichtige Weltausstellung in Bewegung setzen mußten. Es sollten alle Hilfsmittel ausgebeutet werden, um die Ausstellung möglichst anziehend zu gestalten. Unsre großen Ausstellungen waren bisher den Besuchern nur bei Tag geöffnet, und dies betrug für eine sechsmonatliche Dauer bei 9 Stunden täglich eine Gesamtsumme von 1620 Stunden — ein kolossales Geldopfer für eine verhältnismäßig so kurze Zeit. Mittels der elektrischen Beleuchtung, die bei uns immer mehr Boden gewinnt, konnte man aber die Ausstellung auch nachts dem Publikum zugänglich machen, und ihre Dauer sonach um ungefähr 900 Stunden verlängern. Dem abendlichen Besuch aber konnte man, unabhängig von der feenhaften Beleuchtung des Ganzen, noch eine weitere große Anziehungskraft durch die Einführung der leuchtenden Fontänen verschaffen, die in einer so großartigen Umgebung zauberhaft wirken mußten, und so wurde denn die Vorführung derselben beschlossen.



Beleuchtung paraboloischer Wasserstrahlen nach Bechmannschem System.

Sobald man zu diesem Entschluß gekommen war, nämlich im Juli 1888, wurden ein Ingenieur und ein Architekt nach Glasgow geschickt, um auf der dortigen Ausstellung diese Fontänen zu studieren und sich mit dem dortigen Hause Galloway zu verständigen, welches spezielle Apparate für diese Art von Beleuchtung und ein darauf eingeübtes Personal besitzt. Die Abgesandten kamen zurück, ganz begeistert von dem Gedanken, diese leuchtenden Fontänen auf der Pariser Ausstellung einzuführen, allein in einem viel größeren Maßstab. Ursprünglich beabsichtigte man auf der Pariser Ausstellung vier große Bassins mit Wasserkünsten herzustellen, allein um dieser leuchtenden Fontänen willen wurde der Plan dahin modifiziert, daß man nur das eine Bassin beibehielt, welches unsre erstere Abbildung darstellt. Dieses Bassin besteht aus drei deutlich voneinander getrennten Teilen; im oberen Teil ist der monumentale Springbrunnen, der das Schiff im Wappenschild von Paris darstellt, umgeben von Füllhörnern und Delphinen, welche Wasser speien, das alsdann in einer Kaskade von 40 m Breite in eine ungeheure Wasserkunst in einem tiefen Becken herabfällt und mit einem rechtwinkligen Becken von 40 m Länge in Verbindung steht, welches den zweiten Teil des großen Bassins bildet. Von hier aus fließt das gesamte Wasser in ein achteckiges Becken, welches mit 17 Wassergarben versehen ist.

Im oberen Becken ergießt sich das Wasser aus 4 Füllhörnern, 4 Delphinen und 6 Urnen, welche zusammen 14 paraboloische oder horizontale Wasserstrahlen bilden; 2 senkrechte Strahlen befinden sich an jeder Seite des Schiffes, an den Rändern des achtwinkligen Beckens aber 14 Wassergarben, von denen 2 in der untern Schale der Fontäne angebracht sind. Jede von diesen Garben besteht aus 17 Strahlen von kleinem Durchmesser, die so angeordnet sind, daß sie um den mittleren Hauptstrahl herum ihr Wasser staubförmig herabfallen lassen. Das achteckige Becken enthält 2 Reihen von konzentrischen, vertikalen Strahlen, deren erste oder äußere Reihe 6, die zweite 10 Strahlen umfaßt, während im Mittelpunkt eine

ungeheure Wassergarbe mit doppeltem Strahl angebracht ist. Die gesamte Wasserkunst besteht also, wie unsre jungen Freunde sehen, aus 33 vertikalen und 14 parabolischen Strahlen, welche nahezu 300 Verbindungsröhren bilden, aus denen das Wasser mit einem Aufwand von 350 Liter in der Sekunde entweicht. Herr Galloway komprimiert für seine Fontänen das nötige Wasser, das immer das gleiche ist, mit Hilfe von Pumpen und Accumulatoren; da dies aber einen ungeheuren Aufwand an Maschinenkraft erfordert, so hat man sich in Paris entschlossen, die ganze Wasserkunst mit Seinewasser zu speisen, welches aus dem in etwa 90 m Höhe gelegenen Behälter von Villejuif niederfällt.

Was die Beleuchtung dieser Fontänen betrifft, so besteht sie aus 17 Regulatoren oder Bogenlampen von je 60 Ampères Lichtstärke für den englischen Teil des achteckigen Beckens und aus 30 Regulatoren von je 40 Ampères für den Rest der Fontäne, der die französische Abteilung umfaßt. Wir bemerken im Vorbeigehen, daß die Lichtstärke, die für die Beleuchtung der Wasser der Fontäne verwendet wird, eine sehr bedeutende ist. Man kann sich einen Begriff von derselben machen, wenn man bedenkt, daß eine Voltasche Bogenlampe von 60 Ampères eine Leuchtkraft besitzt, die derjenigen von 1000 Carcellampen gleichkommt, daß eine Bogenlampe von 40 Ampères ungefähr die Leuchtkraft von 600 Carcellampen hat (die Carcellampe hat den Leuchtwert von 7 Kerzen), was also eine Gesamtleuchtkraft von 35 000 Carcellampen oder 245 000 Stearinkerzen ergibt. Die bewegliche Kraft, welche zur Herstellung dieser Lichtmenge erforderlich ist, beträgt 250 Pferdekräfte.

Nachdem nun unsre jungen Freunde die Geschichte und die äußere Anlage dieser Fontänen kennen, wollen wir sie auch hinter die Kulissen blicken lassen und ihnen die angewandten Mittel enthüllen, durch welche jene wunderbaren Wirkungen zum Staunen der abendlichen Besucher erzielt wurden. Die Kulissen aber sind nichts anderes, als die unterirdischen Gänge, deren Verzweigungen sich unter der ganzen Ausdehnung des Beckens hin erstrecken und eine wahre unterirdische Gruft bilden, in welcher die elektrischen Lampen und sonstigen Apparate aufgestellt sind, die zur Hervorbringung des Farbenspiels dienen.

(Fortsetzung folgt.)

Tigerjagden in Indien.

Die Tigerin, welche in Jounsar hauste und so viele Menschenleben vernichtet hat, ist im Frühjahr 1889 endlich, wie aus Kalkutta gemeldet wurde, von einem jungen Förster erlegt worden. Das Tier ist der Schrecken der Gegend von Chakrata die letzten zehn Jahre gewesen und die Zahl seiner Opfer ist unendlich groß. Einmal packte die Bestie einen Förster aus der Mitte seiner in einer Hütte schlafenden Kollegen und trug ihn fort in ihre Höhle, wo ihre Jungen mit ihm spielten. Die übrigen Förster mußten sich auf einen Baum flüchten, von dem aus sie Zeugen eines furchtbaren Anblicks wurden. Die Tigerin kehrte mit ihrem Opfer und ihren Jungen zurück, lagerte sich in ihrer unmittelbaren Nähe, während die Jungen den anscheinend leblosen Körper des Försters hin und her rollten. Dann legte sie sich einige Yards davon hin und betrachtete mit leuchtenden Augen die Sprünge ihrer Kleinen. Einigemal richtete sich der Mann in die Höhe und versuchte die jungen Bestien abzuwehren. Dieselben waren zu jung, um ihn niederzuhalten. Er machte dann einen verzweifelten Versuch, sich frei zu machen, und fing an zu laufen. Ehe er jedoch 20 Yards fort war, sprang die alte Tigerin ihm nach und schleppte ihn wieder zu ihren Jungen. Noch einmal begann sich der Unglückliche gegen die Spielereien derselben zu verteidigen und erneuerte seine Versuche, die Freiheit zu erlangen. Jedesmal aber packte ihn die alte Tigerin wieder und brachte ihn zurück, ehe er einige Yards weit gekommen war. Sein Schreien um Hilfe war herzzerreißend. Die auf dem Baum sitzenden Kollegen aber waren vor Schrecken gelähmt und vermochten kein Glied zu rühren. Endlich fing auch die alte Tigerin an, mitzuspielen: sie schleuderte ihr Opfer empor, wie eine Hauskatze Ratten und Mäuse in die Höhe wirft, ehe sie dieselben frißt. Die Anstrengungen des Mannes, sich zu befreien, wurden immer schwächer. Zum letztenmal versuchte er, auf Händen und Füßen nach einem Feigenbaume zu kriechen, während sich die Jungen an seinen Beinen festhielten. Dieser Versuch war jedoch ebenso vergeblich wie die früheren. Die Tigerin schleppte ihn zurück und setzte ihm dann ihre Tatzen auf die Brust, worauf sie vor den Augen der Förster ihre Beute zu zerreißen begann.

Diese Bestie griff ein junger Beamter von Coopers-Hill und ein Student zu Fuß an. Als sie, 15 Yards voneinander, ihre Spur verfolgt hatten, hörte Mr. Osmaston plötzlich seinen jungen Kollegen stöhnen. Als er sich umblickte, sah er, wie die Tigerin denselben zu Boden geworfen hatte. Da traf ein Schuß des Mr. Osmaston die Bestie zum Glück ins Rückgrat und ein zweiter Schuß streckte sie nieder, als sie mitten im Sprunge begriffen war.

Auf Wache.

Es ist ein beschauliches Dasein, das Leben auf der Wache in Friedenszeiten!

Im Felde ist es anders, da kann jeden Augenblick der Feind kommen; es gilt daher auszulugen, zu spähen und zu horchen, damit er nicht unerwartet erscheint, und uns nicht unvorbereitet findet; wir müssen unsren Kameraden, die im Vertrauen auf unsre Achtsamkeit sich der Ruhe hingeben, früh genug Nachricht geben, damit sie ihre Maßregeln treffen können. Das gibt Aufregung und Leben!

Im Frieden aber droht Gefahr nur vom Vorgesetzten, dem Ehrenbezeugungen zu erweisen sind, oder welche kommen, um sich von dem Zustande und dem Verhalten der Wache zu überzeugen. Auf ihr Nahen hat der Posten scharf acht zu geben; im übrigen erstreckt sich seine Thätigkeit darauf, zu sorgen, daß die Gegenstände, welche der Obhut der Wachmannschaft anvertraut sind, nicht geschädigt werden, und daß alles geschieht, worauf sie instruktionsgemäß zu halten hat. Die Kameraden der Schildwache dürfen sich der Ruhe hingeben.

Täuscht mich meine Erinnerung nicht, so ist es die Wache in der Kaserne des königlich bayrischen 1. schweren Reiterregiments Prinz Karl von Bayern, in München, die unser umseitiges Bild wiedergibt, an der Zweibrückenstraße gelegen, die vom Isarthor zur Ludwigsbrücke hinunterführt. „Küraſſierkaſerne“, nennen sie die Leute meist noch, denn bis zum Jahre 1878 waren die schweren Reiter „Küraſſiere“; damals aber legten sie den Harnisch und den Stahlhelm gleichzeitig mit dem alten Namen ab, den sie mit Ehren lange

Jahre hindurch geführt hatten, und erhielten ihre gegenwärtige Uniform, einen hellblauen Waffenrock, in den Farben, welche sie bisher getragen hatten: mit hochrotem Kragen, Aufschlägen und Besatz, und mit weißen Knöpfen; dazu schwarzgraue Beinkleider, die in Reiterstiefeln mit stählernen Anschnallsporen stecken, und, die ersten unter den bayrischen Truppen, den preußischen schwarzen Lederhelm mit weißem Haarbusch, welchen vor ihnen allein die Gendarmen getragen hatten.

Es sind ihrer nur drei. Tres faciunt collegium, heißt es auch hier, denn drei Mann gehören jedenfalls dazu, um einen Posten zu besetzen. Jeder von ihnen hat zwei Stunden Schildwache zu stehen, darauf hat er vier Stunden Ruhe, und dann kommt er wieder für zwei Stunden auf Posten; hat er viermal gestanden, so sind die 24 Stunden seines Dienstes um.

Das Leben ist beschaulich. Der Mann auf Posten betrachtet die Straße; der wachthabende Unteroffizier, der hinter ihm steht, besieht sich den Posten, der eine von den Reitern beaugenscheint seinen Vorgesetzten, und der dritte pflegt ganz der Ruhe.

Was soll er auch machen? Am Lesen findet er keinen Geschmack, das Schreiben fällt ihm schwer, geraucht hat er genug, und zum Kartenspiel fehlt der dritte Mann, denn der gestrenge Herr Unteroffizier kann als Vorgesetzter doch nicht mitspielen. Was ihn ermuntern könnte, weiß ich wohl. Es wäre der Anblick eines Maßkruges und Deckelgeklapper, aber man muß haushalten. Es ist lange nicht „Geldtag" gewesen, und die Mutter hat den versprochenen Zuschuß fatalerweise auch noch nicht geschickt.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

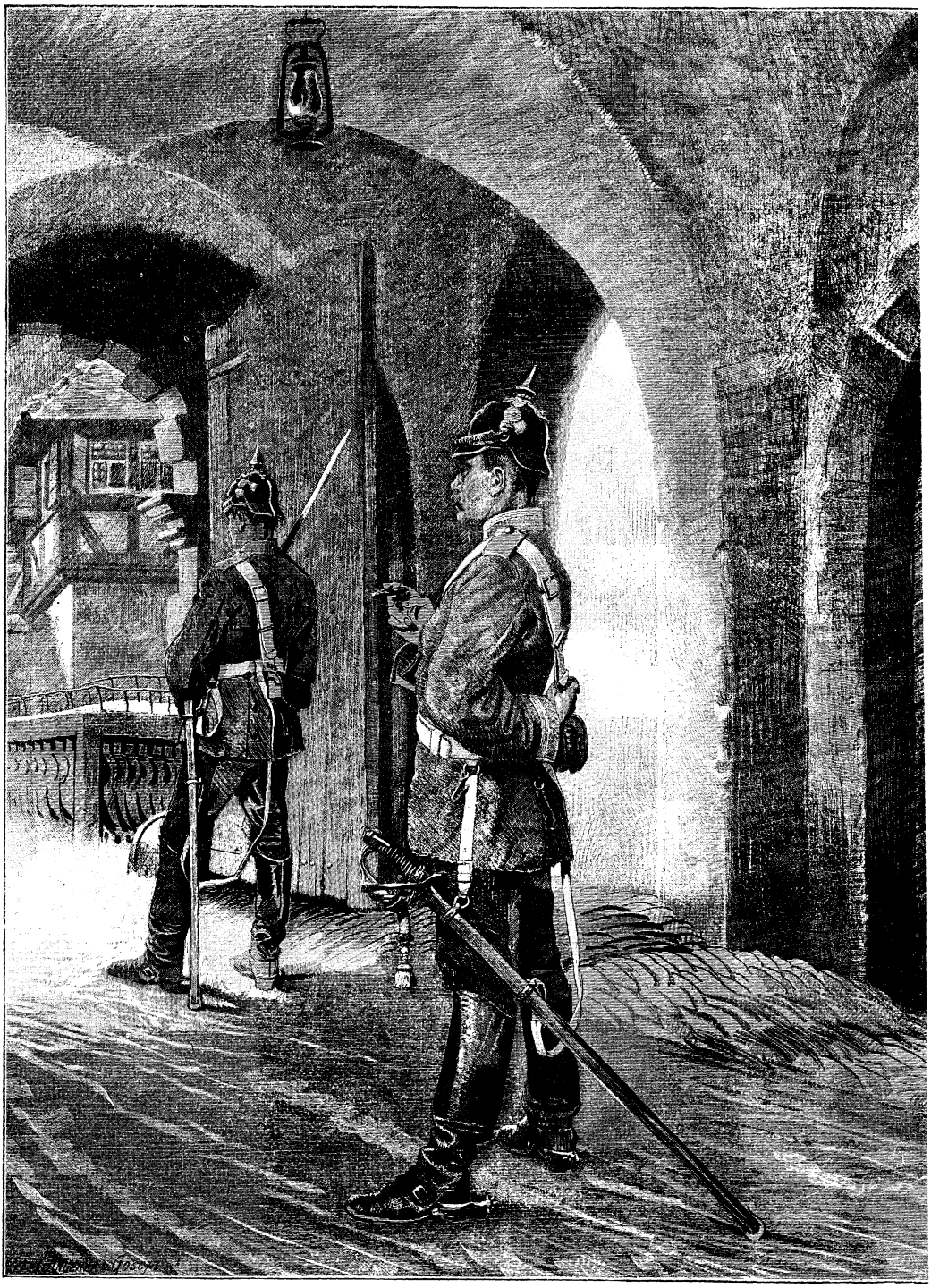
Da Charles die Absichten des Raubtiers erriet, eilte er weiter. Die Lichtung bot keine Gefahr, weil der Panther dieselbe möglichst ungesehen umschleichen wollte, um den Knaben, wenn dieser unter den nächsten Bäumen dahinschritt, von hinten oder von den Bäumen selbst herab anzugreifen. Leider hatte mein Freund noch zwei so gefahrdrohende Gehölze zu durchschreiten, ehe er das freie Feld erreichte. Er lief über die Lichtung, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, war aber kaum an den Rand des zweiten Gehölzes gelangt, als auch der Panther dort auf einem großen Umweg eintraf. Wieder hoffte Charles aus nächster Nähe zum Schusse zu kommen und stand dazu bereit; aber der Panther nahm ihm auch diesmal die Gelegenheit dazu. Wie vorher sprang das Tier zu Boden, stürzte aber wieder zwischen die Bäume zurück, sobald es den Knaben zu seinem Empfange gerüstet sah.

Nun begann ein gefährlicher Marsch durch das Gehölz. Den Blick stets nach hinten oder nach oben gerichtet, schritt Charles durch das Dickicht; oben in den Aesten der Bäume wanderte der Panther hinter dem Knaben daher; das Geräusch seiner mächtigen Sprünge von einer Baumkrone in die andre war in dem tiefen Schweigen des Waldes deutlich zu hören; dabei wurde es immer dunkler, so daß Charles seinen Feind nicht mehr mit den Augen wahrnehmen konnte. Der Panther merkte wohl, daß er im Vorteil sei, rückte immer näher heran und war zuletzt beinahe dicht über dem Haupte meines Freundes; ein einziger Sprung von oben herab hätte den Knaben zu Boden geworfen und ihn an dem Gebrauch seiner Waffe gehindert. Charles stand still, blickte nach oben, legte seine Büchse an, als wenn er Feuer geben wollte und stieß dabei in seiner Todesangst einen lauten Schrei aus. Das Raubtier mußte dadurch erschreckt worden sein, denn es zog sich noch einmal zurück und gönnte dem geängstigten Freunde so viel Vorsprung, daß er die rettende Grenze dieses zweiten Waldes auch erreichte.

Weiter zu gehen hielt Charles nicht für geraten, weil er fürchten mußte, daß die Verfolgung durch den unsichtbaren Feind sich auch in dem dritten Gehölze fortsetzen und ihm selber die Kraft fehlen würde, das freie Feld vor dem Panther zu gewinnen. Deshalb machte der Knabe mitten auf der Lichtung Halt, wo er einen Angriff am leichtesten abzuwehren vermochte, und beschloß, hier nötigenfalls die Nacht zuzubringen. Der Panther wagte auch wirklich nicht aus dem Walde herauszutreten; seinen Grimm, vielleicht auch seinen Hunger gab er durch ein wütendes Brüllen kund und lief geräuschvoll auf den Aesten hin und her. Der Knabe behauptete seinen verhältnismäßig sicheren Platz und ließ sich nicht zur Flucht bestimmen.

Inzwischen waren aber auch an den Vater meines Freundes die vorher erwähnten Nachrichten gelangt, und das späte Ausbleiben des jugendlichen Jägers hatte die Eltern beunruhigt. Schon seit mehreren Stunden war in der ganzen Umgegend nach ihm gesucht, und, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, nicht nach der Richtung hin, aus welcher Charles den Heimweg antrat. Mitunter glaubte mein Freund Hundegebell zu hören, doch war er nicht sicher, weil der Panther noch immer brüllte oder wenigstens knurrte und die von fernher kömmenden Laute übertönte. Da — der Knall einer Büchse! Charles durfte hoffen, daß man nach ihm suchte. Er griff nach einer Patrone, feuerte seine Büchse in die Luft, um den Suchenden anzuzeigen, wo er sich befände, und schob die bereitgehaltene Patrone sofort wieder in den Lauf. Der Panther brüllte noch grimmiger als vorher, rief aber dadurch die Hunde nur noch schneller herbei; wenige Minuten später war Charles von den wedelnden Lieblingen umgeben, worauf der Panther verstummte und sich wahrscheinlich aus dem Staube machte. Denn, als der Vater meines Freundes mit seinen bewaffneten Leuten zur Stelle kam, war von dem Raubtier keine Spur mehr zu finden; selbst die Hunde gaben nach kurzer Zeit die Verfolgung auf und kehrten zurück.

Früh am nächsten Morgen versammelten sich die eingeladenen Jäger in unsrer Faktorei, nahmen schnell ein Frühstück ein und brachen dann auf. Charles und ich trafen uns am Black Pool und schlossen uns der Jagdgesellschaft an, welche, in verschiedene Gruppen geteilt, in den Wald vordrang, nachdem die von Hunden begleiteten zahlreichen Treiber ihre Annäherung von Süden her durch einzelne Schüsse angekündigt hatten. Wohl fanden sich überall Spuren von dem Panther, doch dieser hatte wohlweislich zur rechten Zeit das Weite gesucht, wahrscheinlich gewarnt durch die von allen Seiten mit ihren Hunden heranziehenden Jäger. So weit die Spuren verfolgt werden konnten, war der Panther nach Westen hin in die Reservation der Komantschen übergetreten, seine Verfolgung also vorläufig unmög-



Auf

1. schweres bayrisches Reiter-R

Wache.

Regiment Prinz Karl von Bayern.

lich. Die Jäger mußten sich mit andrem Wilde begnügen, einem Hauptbären, einigen Wildschweinen und Hirschen, und kehrten dann nach Hause zurück, ohne uns von der Landplage befreit zu haben.

So verdrießlich mein Vater über die vereitelte Jagd war, so zufrieden waren im Grunde Charles und ich damit, daß die fremden Jäger den Panther nicht erlegten; wir beide hatten das Tier zuerst entdeckt, waren beide von ihm verfolgt und geängstigt worden, und meinten nun, daß auch niemand anders als wir berechtigt wäre, sich seines Felles zu bemächtigen. Daß wir dasselbe bekommen würden, daran zweifelten wir nicht im mindesten, sagten uns aber, daß wir Verschwiegenheit über unsre Pläne beobachten müßten, wenn mein Vater nicht das Verbot, den Black Pool zu besuchen, wiederholen sollte.

Wohl acht Tage waren seit der vereitelten Jagd vergangen, als wir Knaben an unsrem Teiche wieder Spuren von dem Panther entdeckten; natürlich beschlossen wir, sofort das Raubtier zu fangen, trotz aller Mühen, welche damit verbunden sein würden. Das Tier konnte alle unsre Wintervergnügungen stören, wenn sein Wiederauftauchen in unsrer Gegend bekannt wurde, und uns ans Haus fesseln, was wir damals der Gefangenschaft gleich achteten. Ueber unsren geheimen Plan sprachen wir mit niemand, zogen nach wie vor zum Fischen und Fallenstellen aus, brachten auch wie sonst Beute heim und erregten bei unsren Eltern nicht den mindesten Verdacht.

Daneben aber waren wir gewaltig thätig bei dem Bau einer Hütte, an welche wir den Panther gewöhnen und in der wir ihn schließlich fangen wollten. Beil und Säge wurden fleißig gehandhabt, bis wir eine große Anzahl armdicker Bäume gefällt und eine sichere Hütte erbaut hatten, etwa zehn Fuß lang und sieben Fuß breit. Um keinen Argwohn zu erregen, verwahrten wir in diesem Bau unsre mannigfachen Geräte und Werkzeuge, so daß es schien, als habe derselbe überhaupt keinen andern Zweck. Darum fiel unser Machwerk meinem Vater auch nicht auf, als er uns einmal bei der Arbeit überraschte, und er lobte uns sogar, daß wir darauf bedacht wären, unsre Gerätschaften gegen die nachteiligen Wirkungen der Witterung zu schützen. Hätte mein Vater die zahlreichen faustgroßen Oeffnungen beachtet, welche wir absichtlich angebracht hatten, damit sie uns als Schießscharten dienten, und eine dicht über der Erde angebrachte Klappe, welche dem Panther, wenn sie geöffnet war, zum Hineinschlüpfen dienen sollte, so hätte er wohl unsre Absicht erraten. Früh am Morgen zogen wir zu dieser Arbeit aus und begaben uns schon zu Mittag wieder nach Hause zurück, um nicht noch einmal unterwegs durch den Panther überfallen zu werden. Einen Teil unsrer Beute ließen wir jeden Tag neben der Hütte für das Raubtier zurück und fanden am nächsten Morgen immer, daß dieses sich unsre Mahlzeit habe schmecken lassen.

Die Klappe, von welcher ich vorher sprach, hing neben der Thüre an schweren eisernen Hängen; sie war so groß, daß der Panther bequem hindurchschlüpfen konnte, wenn sie ganz geöffnet war. Wir öffneten sie aber nicht völlig, als wir das erste tote Kaninchen in die Hütte selbst hineinwarfen, befestigten einen starken Draht an ihrem unteren Ende und stützten diesen Draht oben ganz leicht gegen einen schräg eingeschlagenen Nagel, so daß die Klappe, wie wir uns durch mehrfache Versuche überzeugten, zufallen mußte, wenn sie auch nur ganz wenig mehr gehoben wurde. Damit der Panther, wenn er sich gefangen sähe, diese kleine Pforte nicht zu zertrümmern vermöchte, hatten wir durch das zu derselben verwandte Brett zahlreiche spitze Nägel getrieben und außerhalb der Hütte starke, und wenig über die Erdoberfläche hervorragende Pflöcke eingegraben, welche der Pforte zur Stütze dienten.

Als wir uns an diesem Tage trennten, waren wir beide gleich aufgeregt; wir konnten den Zeitpunkt kaum erwarten, wo sich's zeigen sollte, ob unsre List von Erfolg begleitet sein würde. Früher noch als sonst — es war noch nicht völlig Tag geworden — eilte ich vom Hause weg nach dem Black Pool; niemals war mir der Weg länger geworden als an diesem Tage. Charles traf ich noch nicht an, wohl aber fand ich, als ich klopfenden Herzens der Hütte näher trat, die Klappe zugefallen. Ich hätte laut jubeln mögen, daß der böse Feind gefangen war, ging aber statt dessen lauschend um die Hütte herum. Befand sich der Panther in derselben, so mußte ich bald ein Lebenszeichen von ihm vernehmen. Aber alles blieb still, kein Schrei, kein Knurren, nicht einmal lautes Atmen verriet seine Anwesenheit; ich selber war so erregt, daß ich meinte, ich könnte die pochenden Schläge meines Herzens hören. Als ich mich ein wenig beruhigt hatte, legte ich mein Ohr gegen die Wand der Hütte und horchte. Wirklich, drinnen atmete irgend ein Wesen; ich wußte nur noch nicht, ob dies der Panther oder ein andres Raubtier war. Vorsichtig näherte ich mein Gesicht einer der Schießscharten, um in den Raum hineinzublicken; doch derselbe war noch nicht genügend erhellt, die Sonne mußte erst höher steigen.

Da kam auch Charles, den ich zu seiner großen Freude mit der Nachricht von dem wohlgelungenen Fange überraschen konnte. Wir starrten nun beide in die Hütte hinein, fanden aber unser Opfer nicht, hatten auch nicht Lust, bis zum Eintritt größerer Helligkeit zu warten.

„Eine Oeffnung in dem Dache würde schon das nötige Licht bringen," sagte ich zu Charles. „Aber wir haben kein Beil zur Hand."

„So nehmen wir unsre Flintenkolben," erwiderte mein Freund und sah mich dabei fragend an.

„Um später nicht schießen zu können, Charles," versetzte ich. „Unser Bau ist so fest, daß er den Kolben nicht nachgibt."

„Aber die Stumpfe unsres Bauholzes?" fragte Charles. „Dazwischen wird sich wohl etwas finden."

Wir brauchten in dem nahen Haufen nicht lange zu suchen; das untere krumme Ende eines Baumstammes eignete sich vortrefflich für unsren Zweck. Schnell war einer der zum Dache verwendeten Bäume durch kräftige Stöße aus seiner Verbindung mit den übrigen gelöst und beiseite geworfen. Noch während wir damit beschäftigt waren, hörten wir nun ein grimmiges Knurren von innen heraus, dasselbe Knurren, welches wir beide aus recht gefährlichen Momenten kannten; gleichzeitig sprang der Panther auf und tobte in dem Raum umher, so daß die Fichtenstämme zitterten und bebten. Nachdem wir gewartet hatten, bis er sich wieder niedergelegt zu haben schien, schauten wir jeder durch eine Oeffnung und erblickten wirklich den lange gesuchten Feind in einer Ecke; er knurrte noch immer und blickte nach der Oeffnung im Dache, als ob er dort einen Ausweg zu finden hoffe.

Charles und ich stellten uns dem Raubtiere gegenüber auf und schoben die Läufe unsrer Waffen durch die Schießscharten, um den Feind aufs Korn zu nehmen. Dem Krachen der beiden Schüsse

folgte ein fürchterlicher Schrei, und das jedenfalls schwer verwundete Tier warf sich mit solchem Ungestüm gegen die große Thür, daß wir fürchteten, dieselbe möchte nachgeben und uns dem immer noch gefährlichen Feinde überliefern. Inzwischen waren unsre Flinten wieder geladen, wir wagten uns näher heran und schossen zum zweitenmal. Hatten wir getroffen, wie wir beabsichtigten, so waren beide Kugeln durch den Kopf gegangen. Der Panther brüllte nun nicht mehr, er jammerte nur und lag, viel Blut vergießend, mitten in der Hütte und hatte alle Viere von sich gestreckt. Geraume Zeit beobachteten wir unser Opfer und überzeugten uns, daß es noch immer lebe. Um seine Qualen zu endigen, schossen wir zum drittenmal und mußten den Panther jetzt getötet haben, weil wir nichts mehr vernahmen und der graubraune Körper ohne alle Bewegung dalag. Vorsichtig öffneten wir die Thüre und traten mit gespanntem Hahn näher; das Tier rührte sich nicht mehr.

Wir schnitten jeder eine Vorderpfote ab, verschlossen die Hütte und gingen nach Hause, wo unsre Väter sehr zufrieden mit dem Erfolg unsres Fallenstellens waren und die von uns beobachtete Vorsicht lobten. Charles und ich losten um das Fell; ich war so glücklich, dasselbe zu gewinnen und bewahre es noch heute als Andenken an jenen fürchterlichen Nachmittag auf, an welchem mich der Panther von dem Black Pool bis dicht an unsre Faktorei begleitete.

---

3. Neue Nachbarn.

Die Einsamkeit, in welcher wir uns lange befunden hatten, da wir viele Meilen weit von den nächsten Nachbarn entfernt wohnten, erreichte allmählich ihr Ende. Mein Vater hatte sich an eine Agentur in New York gewandt, welche sich mit dem Unterbringen europäischer Einwanderer beschäftigt, und diese Agentur hatte ihm mehrere Familien zugeschickt, welche es mit dem Landbau auf dem vorgeschobenen Posten dicht hinter der Indianerreservation versuchen wollten. Die Familien stammten sämtlich aus Schweden und zwar aus der Gegend von Norrköping, waren miteinander verwandt oder doch verschwägert, brachten nur geringe Barmittel mit, aber desto mehr guten Willen zur Arbeit, gesunde und kräftige Körper.

Wohl kein andrer Grundbesitzer hat jemals mehr über den Zuzug von Kolonisten sich gefreut als mein Vater. Er gab den Familien, vorläufig ganz ohne Zahlung, soviel Ackerland, Wald und Wiese, daß sie sich nicht nur darauf ernähren, sondern auch zum Wohlstand gelangen konnten, überließ ihnen auch Milchkühe und Schweine, Ackergeräte, Sämereien, kurz alles, was zu ihrer ersten Einrichtung nötig war, und half ihnen beim Aufbau ihrer Hütten und bei der Urbarmachung des Landes mit Rat und That. In den ersten Jahren hatten die Kolonisten nichts an meinen Vater zu zahlen, durften aber Arbeiten für ihn ausführen, wenn ihnen die Muße dazu verblieb, und tilgten so als Taglöhner einen Teil ihrer Schuld. Mit dem fünften Jahre nach ihrem Eintreffen, wo angenommen werden konnte, daß die Ausrüstung des Hauses vollendet, keine teure Anschaffungen mehr notwendig wären und ein paar gute Ernten eingeheimst sein müßten, sollten die jungen Ansiedler mit der regelmäßigen Abzahlung beginnen. (Fortsetzung folgt.)

Riesenschildkröten.

II.

Die Gruppe der Galapagosinseln, diese Inseln, im ganzen 15 Eilande, liegen im Stillen Ozean, gerade unter dem Aequator und ungefähr 600 Seemeilen westlich von der Küste des Staates Ecuador. Sie wurden zu Anfang des 16. Jahrhunderts zuerst von den Spaniern entdeckt und erhielten von jenen Seefahrern, wegen der Menge der dort sich vorfindenden großen Schildkröten, den Namen Galapagos, zu deutsch: Schildkröten. Auf diesen sämtlichen Inseln kommen Krater von erloschenen Vulkanen vor, von denen die einen nur kleine Höcker sind, andere aber mehrere Meilen im Umfang messen.

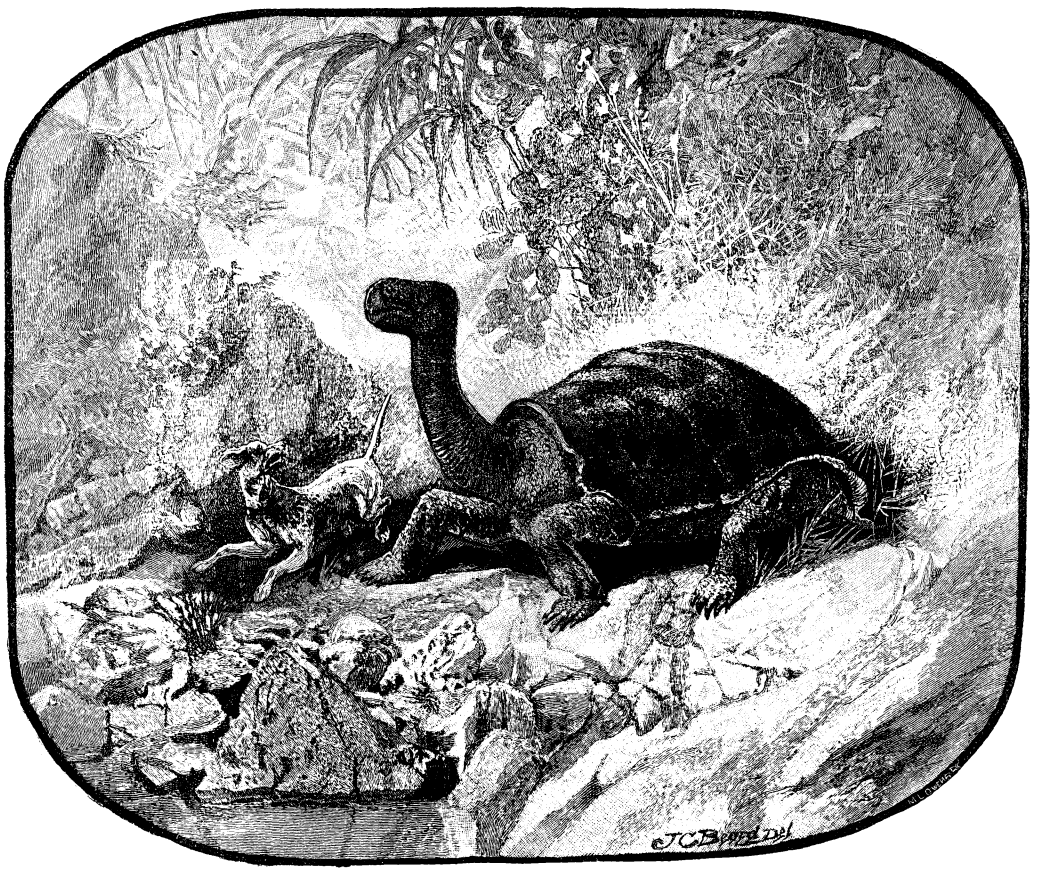
Nächst den Kratern erregt die Aufmerksamkeit des Besuchers das Netzwerk von Fährten, Spuren, Pfaden oder Wegen, welche über viele von diesen Inseln hinführen; diese sind die Fährten der großen Schildkröten, von denen es fünf verschiedene Arten gibt, welche auf verschiedenen Inseln wohnen. Verfolgt man diese Pfade, so werden die Schildkröten leicht gefunden — große Bursche mit hochgewölbtem Rückenschild, von der Nase bis zur Schwanzspitze vielleicht zwölf Fuß lang, mit Schalen von sechs Fuß und mit einem Gewicht von 6—700 Pfund. Wenn man sich einer derselben nähert, so zieht sie Kopf, Schwanz und Beine ein und fällt mit einem lauten Zischen nieder. Wenn nun der Schildkrötenjäger Lust zu einem Ritt hat, wie es bei einem Mr. Darwin der Fall war, so kann er auf den Rücken der Schildkröte steigen und wird mit einer ziemlichen Schnelligkeit dahingetragen.

Obwohl die größte der großen Landschildkröten, von der wir Bestimmtes wissen, jene indische war, von der wir schon berichteten, so hat man doch auch in Nordamerika die Ueberreste einer Seeschildkröte gefunden, welche jene an Größe noch übertroffen haben mag. Sie ward in der Nähe von Fort Wallace, im westlichen Kansas gefunden. Der Entdecker beobachtete zuerst die großen knöchernen Schilder, welche aus einem steilen Ufer in der Nähe von Butte Creek hervorragten. Sie wurden sorgfältig herausgenommen und nach Philadelphia gebracht, wo man sie wieder einigermaßen zusammensetzte. Die vorderen Ruderfüße waren allein beinahe fünf Fuß lang, während ihre klafternde Entfernung von der Spitze des einen vorderen Ruderfußes zum andern ungefähr 17 rheinl. Fuß betrug.

Wie wurde diese Seeschildkröte in einer Uferlehne des Staates Kansas begraben? Die Vermutung liegt nahe, daß Kansas im Bett eines früheren Ozeans liegt und dies sei auch, wie die Gelehrten behaupten, wirklich der Fall: vor Jahrtausenden in jenem Weltalter, welches die Geologen die Kreidezeit nennen, war jener Teil der Erde das Bett eines großen Meeres, worin die gewaltige Seeschildkröte neben andern Ungetümen von seltsamer Gestalt und Aussehen lebte. Allmählich hob sich dort die Erdrinde, das Wasser sank oder ward eingeschlossen und ließ die Bewohner des Kreidemeers hoch und trocken auf dem Festen, um von Erde bedeckt und für uns zum Studium aufbewahrt zu werden.

Die Küsten dieses alten Ozeans werden von den Geologen leicht gefunden und

verfolgt. Man hat dessen Ausdehnung über die Plains oder die hohen Prairien des Westens an den bleichenden und verwitternden tierischen Ueberresten nachgewiesen, sowohl auf der Erdoberfläche und unter derselben. Man hat viele Ueberreste, Versteinerungen und Muscheln gefunden, und diese „Denkmünzen der Schöpfung" genannt. Denn sie veranschaulichen in ihrer Eigenart ganz deutlich die tierische Schöpfung in den einzelnen Weltaltern und deren besonderen Charakter; und so hat man denn auch an andern Oertlichkeiten jenes fernen Westens von Nordamerika gewaltige Muscheln und andre Fossilien gefunden, welche beweisen, daß während jener Periode der Urzeit alle tierischen Geschöpfe riesige Verhältnisse angenommen haben und gleich den großen Schildkröten so umfangreich gewesen sein müssen, daß gerade ihre ungeschlachte Größe ihren Tod und ihre endliche Vertilgung verursacht haben mag.



Riesenschildkröte der Galapagosinseln.

Eine Ritterburg, zugleich Uhrständer, aus alten Korkpfropfen.

(Schluß.)

Nun ging der Bau bis zur „ersten Gleiche", das ist bis zur Höhe des ersten Stockwerkes, rasch vor sich. Wir hatten nicht vergessen, die Schußlöcher in den beiden Türmen, sowie beiderseits des Thores auszusparen, sowie rückwärts am Spiegel ebenfalls einen Spitzbogen zu wölben. Die Thorhalle selbst wurde jedoch nicht gewölbt. Jetzt zogen wir die Ketten über die Rollen in den Rollenscharten (Fig. 7, C und Fig. 8, D, E), da dies später sehr schwierig gewesen wäre, wenn die Thorhalle bereits eingedeckt war. Nach dieser Arbeit ward ein Brettchen Fig. 9 genommen, das wir genau in der Größe geschnitten hatten, um damit die Thorhalle zu decken. Dieses Brettchen schnitten wir ähnlich wie früher die Zugbrücke so ein, daß sie das Aussehen gewann, als wäre sie aus Balken gefügt. Quer über diese wurden nun, um die Trame der Decke darzustellen, vierkantig geschnitzte Hölzer von quadratischem Durchschnitt geleimt, das Ganze dann mit Vandykbraun aus dem Farbenkasten bemalt, nach dem Trocknen aber mit dünnflüssigem Leim bestrichen. So gewann dieser Tramboden ganz das Aussehen von altem Holz. Ganz ebenso hatte vordem der „Gute Kamerad" auch das Fallgatter, die Zugbrücke und die Kettenrollen behandelt, ehe dieselben an ihren Platz eingeklebt — pardon, eingemauert wurden.

Nachdem so die Thorhalle fertig und eingedeckt war, schritt der Bau etwas langsamer vorwärts, denn nun galt es, das Gesimse aufzusetzen, das die Zinnenreihe tragen sollte, und diese letztere selbst. Das erforderte aber Mühe, denn etwas Bildhauerarbeit gehörte doch dazu, um die Bogenreihe der Kragsteine gleichmäßig auszuschneiden. Zu unsrem Verdrusse aber begannen die Federmesser bereits stumpf zu werden, so daß die Schnittflächen nicht mehr die schöne Glätte zeigten, wie zu Beginn des Baues. Doch auch da wußte der praktische Bauführer Rat.

„Ihr habt doch gewiß einen Schleifstein," rief er; „Freund Oskar soll uns die Messer schleifen."

So ward der Bau gefördert und der Fries wie die Zinnen gesetzt. Jetzt nahm der „Gute Kamerad" aus unsrem Malkasten Lampenschwarz und strich damit das Brett hinter dem Spiegel bis hinauf damit an, um zu vermeiden, daß man durch die Fenster der Türme und des Aufbaues rückwärts das leere Holz zu schauen bekomme.

Der Bau wuchs nun wieder zusehends, und endlich schloß er oben in einer unregelmäßigen Linie ab, als wären die Mauern zerborsten und zerstürzt, als wäre der Bau eine Burgruine (Fig. 10).

„Es ist doch schade," meinte Oskar, „daß du eine Ruine statt einer wohlerhaltenen Burg mit Dächern und Giebeln baust; eine Ruine sieht so düster und traurig aus!"

„Deine Bemerkung ist nicht unrichtig," war des „Guten Kameraden" Entgegnung,

„doch bedenke, um wie vieles zweckmäßiger die Ruine für den Gebrauch ist. Wenn wir eine wohlerhaltene Burg bauen und im Gebrauche würde etwa ein Turmdach zerdrückt, eine Zinne abgebrochen, so wäre das Ganze verdorben. Wenn aber eine Zinne der Ruine abgebrochen wird und verloren geht, so schadet dies nichts, denn von der Ruine können noch viele Steine verloren gehen, ehe man den Abgang merkt, während von der wohlerhaltenen Burg schon der Mangel eines einzigen störend wirkt."

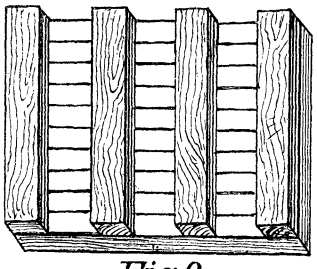


Fig. 9.

Details zum Uhrständer aus Korkpfropfen.

Der Bau war fertig bis auf den Burgfelsen. Jetzt bestrich der „Gute Kamerad" den Thorweg und die Plattform hinter den Zinnen über dem Thor satt mit Leim und füllte auf diese Leimschichten alle Korkabschnitzel, die wir während des Bauens auf sein Verlangen gesammelt hatten. Diese wurden mit den Fingern fest angedrückt, so lange, bis an keiner Stelle mehr der Leim hervorglänzte. Dann wurde mit dem Blasebalg der Ueberschuß weggeblasen, und die unregelmäßige Ebene sah aus, wie die Schuttschicht einer wirklichen Ruine. Jetzt wurden noch die Ketten in die Kloben m, l bei Fig. 2 der Zugbrücke eingehakt, und der Bau war vollendet; aber — er schwebte noch in der Luft!

„Das ist ja das reinste Luftschloß!" rief lachend Oskar. Doch schon hatte der „Gute Kamerad" Gips angemacht, um den Burgfelsen zu modellieren. Vorher hatte er jedoch noch an mehreren Stellen des Untergerüstes Schrauben nur halb eingezogen, um dem Gips mehr Haltepunkte zu geben, auch alle Flächen, auf welche Gips aufgetragen werden sollte, mit Leim bestrichen und diese noch leimfeuchten Stellen mit Gipsstaub satt bestreut. Erst darauf wurden die Gipsballen geschlagen, denen er nun mit den Händen und rasch geschnittenen Modellierhölzern die Gestalt von Felsschroffen gab. Diese schloß er nach unten zu konsolenartig ab und somit war der Bau auch in seiner Hauptsache vollendet. Noch hatte er aber nicht das Aussehen von Fig. 10; noch fehlte das Gestrüpp auf den Ruinen, noch der Rasen zwischen den Mauerpfeilern, noch fehlte dem Felsen die Farbe, denn selbst die sogenannten Kreidefelsen sind nicht gipsweiß.

Mit Gips und Leim wurde nun niederes Moos an die Felsenhänge geklebt, um die schmalen Rasenstreifen zu markieren, die sich im Geklüfte finden, während mit langstieligem Moos die Sträucher dargestellt wurden. Zu diesem Zwecke mußte Oskar in den Garten gehen, um kleine, möglichst vielgabelige Zweiglein zu holen, die mehrfach zusammengeleimt, kleinen Sträuchern glichen. An diese kahlen Aestchen nun wurden die einzelnen langstieligen Mooszweiglein angeklebt. Das war eine sehr mühevolle Arbeit, aber sie lohnte sich auch, denn die herrlichsten Sträuche, ja selbst ein prachtvoller Baum waren fertig und standen bald an ihre Plätze geleimt. Die oberen Mauerkanten wurden nun mit dünnem Leim bestrichen und mit grünem Moosstaub bestreut; das machte den Effekt, wie der spärliche Graswuchs auf Mauertrümmern.

Für heute war die Arbeit gethan.

Nun sollte, ehe unser Kunstwerk vollendet werden konnte, sowohl der Gips wie auch der „Mörtel" gut austrocknen, denn auf feuchten Gips ist es ein Unding Farben setzen zu wollen. Wir beguckten unser Meisterwerk von allen Seiten, um noch die letzte Feile anzulegen. Da stand ein Quader zu weit vor, dort schien es sich besser zu machen, wenn der Fels etwas höher geführt würde, weil die horizontale Grenzlinie zwischen Fels und Mauerwerk thunlichst vermieden werden soll. Ist es doch bekannt, wie mittelalterliche Bauwerke zwischen Felsklippen hineingebaut wurden, indem man Klüfte mit Mauern ausfüllte und dann hingegen wieder ganze Felsplatten in die Mauer verbaute, so daß oft schwer unterscheidbar, was Fels und was Mauer ist. Auch darauf achtete besonders der „Gute Kamerad", indem er sagte, daß ein derartiges Werk, wie das von uns geplante, der Wirklichkeit sowohl im relativen Maßverhältnisse, wie auch in Form und Charakter der Natur und der Thatsächlichkeit möglichst nahe kommen müsse, wolle es auf Wert Anspruch erheben. Wenn der Schöpfer eines solchen Werkes nicht bis in die kleinsten Nebensächlichkeiten bestrebt ist, realistisch das Vorbild in der Natur oder Kunst nachzuformen, sei dieses Vorbild thatsächlich oder auch nur ideell vorhanden, so wird sein Werk ein Pfuschwerk sein und den Eindruck der Unwahrheit, der Lüge erwecken. Warum stoßen uns Bildereien früherer Zeiten oft ab? Weil sie unwahr sind, oder mit verschönernden Worten dasselbe gesagt: weil sie, dem jeweiligen Zeitgeschmacke Rechnung tragend, das Original „idealisiert" zur Darstellung bringen. Erst die moderne Kunst, die ihr höchstes Ziel in möglichste Realistik setzt, das heißt, die bestrebt ist, in jeder Bildnerei die höchsterreichbare Wahrheit zum Ausdrucke zu bringen, erst diese moderne Kunst erreicht das Ideal wirklich, weil eben die Wahrheit dieses Ideal ist.

Darum, schloß der „Gute Kamerad" seine Erklärung, müssen auch wir bei unsrem kleinen Kunstwerk der Wahrheit, das heißt der Naturwahrheit, möglichst nahe zu kommen suchen, und es ist ganz gleichgültig, ob die Burg, die wir hier nachbildeten, wirklich besteht, oder nur eine Type ist.

Ihr seht, sie steht auf einem klippenreichen, zerklüfteten Fels. Das kann daher nur Kalk- oder Dolomitgestein sein, denn Granit, Porphyr oder Gneis wäre massiger, rundlicher; Sandstein könnte ebenso zerklüftet sein, aber er zeigt nicht die scharfen Kanten, denn Sandstein ist mehr der Verwitterung unterworfen. Schiefer hat wieder eine andre Struktur. Nachdem ich nun aber einen Kalk- oder Dolomitfels gebildet habe, so muß auch die Bemalung sich in Ton und Farbe danach richten. Wir haben hier also zwischen Kalk oder Dolomit zu wählen. Gut! Haben wir aber denn wirklich jetzt noch die Wahl, ob wir Kalk oder Dolomit malen dürfen? Nein! Seht euch die Burg einmal an. Ist das ein Baustil, wie ihr ihn in Südtirol schon geschaut, oder ist dies der Charakter unsrer süddeutschen

Fig. 10.

Der fertige Uhrständer aus Korkpfropfen.

Burgen des 14. oder noch 15. Jahrhunderts? Existieren dort Dolomiten, wo man solche Burgen baute? Nein! Also dürfen wir auch nicht mit Engelrot und Goldocker malen, sondern im bläulichen Grau; und nur dort, wo frische Felsbrüche erkennbar sind, tragen wir Hellocker auf. Da und dort dürfen wir allerdings ein grelleres Licht aufsetzen, sogar hin und wieder einen wärmeren Ton mit gebrannter Terra di Sienna lasieren, doch das lichte Blaugrau muß vorherrschen. Dann dürfen wir nicht vergessen, dort, wo die Moos- und Rasenbänke laufen, die zersetzende Gewalt der Feuchtigkeit zu markieren. Da wird das Gestein dunkler, fast schwärzlich. Lange Streifen dunkler Färbung, in der Zeichnung fast Schneezapfen ähnlich, ziehen sich herunter und füllen die Risse des Gesteins, wo dieses dann morsch wird und abbröckelt. Dort aber zeigen sich plötzlich die grellen Lichter, verursacht durch den Absturz verwitterter Felstrümmer und dadurch bedingter Bloßlegung des noch gesunden Steines. Wie eine Stufenleiter stimmen sich diese einzelnen Farbentöne ab, und je richtiger das Auge diese Farbenakkorde erfaßt und durch den Pinsel wiedergibt, desto wahrer, desto schöner wird das Bild.

Es war spät geworden und der „Gute Kamerad" ging nach Hause, wir aber verwahrten das noch unvollendete Kunstwerk sorgfältig, damit es am nächsten Fereal-tag vollendet werden könnte.

Mit wie ganz andern Blicken betrachteten wir nun erst jetzt den Korkbau. Ja, der „Gute Kamerad" hatte recht! So und nicht anders ist das Thor, und so die Schießscharten, und so die Pfeiler. Nichts zu groß, nichts zu klein; alles an seinem richtigen Platz, wie's der damalige Brauch forderte. Und erst der Felsen! Wie naturgetreu, wie schön! Wer von uns hätte gedacht, alles das zu erwägen, was da der „Gute Kamerad" vorgebracht! Jetzt ging uns erst das Verständnis dafür auf, warum wir immer so unbefriedigt waren, ohne zu wissen aus welchem Grunde, wenn wir zu Weihnachten eine sogenannte Krippe sahen. Die faden Felsen mit dem Glimmerstaub konnten uns nie gefallen, und doch wußten wir nicht warum. Jetzt wissen wir's freilich; sie befriedigten uns darum nicht, weil es solche Felsen einfach nicht gibt.

Ebensowenig solche Ställe und so ungeschickt zusammengefallene Hütten. Jetzt erst haben wir es erkennen gelernt, was dahinter für ein Unsinn verborgen ist, der uns wehe that, jetzt erst hat uns der „Gute Kamerad" richtig sehen gelernt!

Wir gingen zu Bett mit dem fröhlichen Gefühl, daß wir meinten gespielt zu haben, während wir mehr gelernt hatten, als in mancher Lehrstunde, die uns recht sauer geworden war.

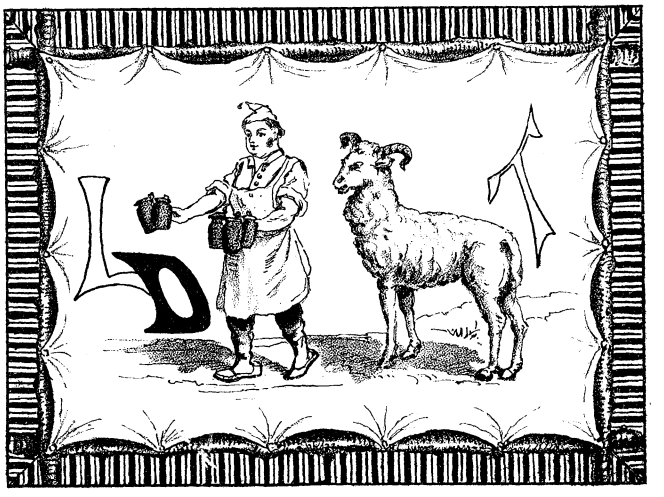
Die Woche war bald vorüber und der Sonntag brachte uns wieder den „Guten Kameraden", den wir schon sehnlichst erwartet hatten, denn wir wollten unser Kunstwerk endlich gerne fertig sehen. Jetzt ging's ans Malen. Spielend färbte sich der Gipsfels. Das ging dem „Guten Kamerad" so leicht von der Hand, als läge gar keine Absichtlichkeit dahinter. Anfangs sah's scheckig genug aus; als aber nach und nach die grauen Töne in immer tieferen Schatten sich hineinlegten, als die Wasser und Verwitterungsstellen die Schichten durchsetzten, daß man vermeinte, da müsse eine Quelle hervorsprudeln, da wuchs unser Staunen, aber auch erst recht das Verständnis für das, was der „Gute Kamerad" uns das letztemal gesagt.

Nur weniges habe ich euch mehr zu berichten, und doch eigentlich wie vieles!

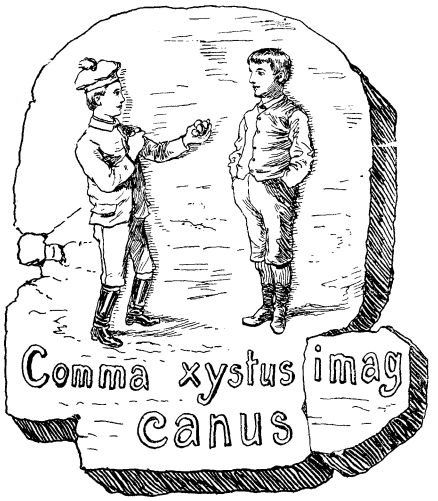
Als das Namensfest unsrer guten Mutter gefeiert wurde und sie das kleine Kunstwerk über ihrem Nachtkästchen an der Mauer hängen sah, da hatte sie natürlich eine herzliche Freude darüber, wie ihr es euch wohl leicht selber denken könnt.

Nachdem sie nun das zierliche Ding von allen Seiten betrachtet hatte, da fiel ihr erst das Baumaterial auf, und da erinnerte sie sich plötzlich, wie sie uns jüngst den „verdorbenen unnützen Kram", die verschimmelten Korkstöpsel nicht zukommen lassen wollte. Sie konnte es kaum begreifen, „wie man aus solch unscheinbarem Zeugs solch niedliche Sächelchen, die eigentlich kleine Kunstwerke seien, machen könne."

Bilderrätsel.



Rätselhafte Inschrift.



Logogriph.

Zum Dichter werd' ich kopflos,
Zum Strome ohne Fuß,
Als Städtlein in Westfalen
Ich euch bekannt sein muß.

Auflösung des Rätsels in Nr. 3.

„Sieben."

Man lese die Buchstaben von den Schmetterlingen (die Tiere nach der Größe genommen) ab und man erhält das Wort „Sieben".

Auflösung des Logogriphs in Nr. 3.

„Elba, Elbe."

Auflösung des Homonyms in Nr. 3.

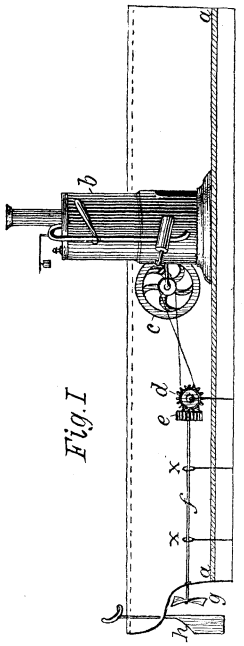
„Marsch."

Auflösung des Homonyms in Nr. 3.

„Admiral."

Fragen und Antworten.

O. Schulze in Berlin, Bülowstr., schreibt: „Wer von den lieben Kameraden im Besitze einer Dampfmaschine ist, kann sich nach folgender Anleitung leicht einen Schraubendampfer anfertigen: Auf dem Boden a a (Fig. I) ist die Maschine b festgemacht; d ist ein kleines Zahnrad, welches durch das Triebrad c der Maschine in Bewegung gesetzt wird; e ist ebenfalls ein Zahnrad, welches in das Zahnrad d eingreift. Die Schraube g und die Schraubenwelle f sind an dem Zahnrad e festgemacht, und werden mit diesem durch das Zahnrad d bewegt. Die Schraubenwelle läuft in den beiden Drahtösen x x, h ist das Steuer. Fig. II zeigt das Verdeck von oben gesehen. Dasselbe besteht aus zwei Hälften, und muß voneinander getrennt werden können, damit die Maschine 1 geheizt werden kann. Man macht einfach die Haken 3 beiseite, und hebt den Teil B samt dem Maschinenhäuschen 2 in die Höhe. Der Teil A sitzt fest. 4 ist das Loch für den Mast, 5 die Welle zum Aufwickeln der Schnur des Steuerrads 6. Zum Schluß werden noch die Luken an beiden Seiten gebohrt (vergl. Fig. III Totalansicht) damit die Spiritusflamme genügend Luft hat." — Du bist ein erfinderischer Kopf, der gewiß einmal ein großer Ingenieur werden wird. Prosit!



Der selbstverfertigte Schraubendampfer. (Beschreibung unter Fragen und Antworten.)

Telle est la vie. Ei potztausend! — Dein Bruder hat eine blaue deutsche 3-Pfennigmarke erhalten und nun seid ihr ratlos, von wannen diese Seltenheit kommt. Lieber Freund, die Marke hat durch Einwirkung von Schwefeldämpfen oder dergleichen die Farbe verändert — eine Spielerei das, weiter nichts. Werfen sie gleich in den Papierkorb, einverstanden?

Ein zukünftiger Kadett aus D. — E. H. in Hannover. Das alles können wir Dir an dieser Stelle nicht sagen. Laß doch durch Deine Buchhandlung die oftgenannte Broschüre kommen: „Bestimmungen über die Ergänzung des Seeoffizierscorps" erschienen im Verlag von Mittler & Sohn, redigiert vom Kommando der Marine.

F. B. in Heilbronn. Der „Sempf zum Preisrätsel" ist nicht übel, Du servierst ihn nur ein klein wenig zu spät.

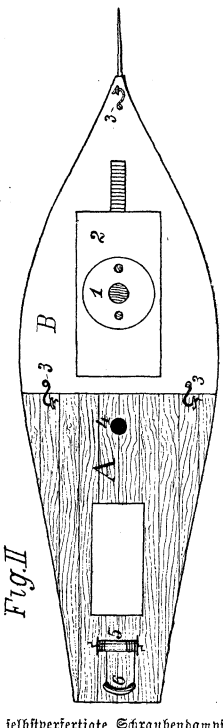
Hermann Kaiser in Oldesloe in Holstein fragt: „Wie man Laubfrösche und Eidechsen zu behandeln hat." Will ihm das ein erfahrener Kamerad brieflich mitteilen?

Otto U. in Essen. Deine „Russische Schaukel," durch Dampf betrieben, werden wir den lieben Kameraden gelegentlich vorführen. Einstweilen besten Dank.

Alfr. H . . . l in B . . . . . Der „G. K." soll Dir einige Zauberkunststückchen lehren. Freundchen, blättere mal die letzten Jahrgänge durch, stehen sie da drinnen nicht zu Haufen? Und wenn Du nur ein wenig Geduld haben willst, es folgen ihrer noch viele nach. Gruß! Dem Schwesterchen unsre Gratulation!

T., Schmetterlings- und Käfersammler in Bromberg. Das Oeligwerden der Schmetterlinge beruht auf einer Zersetzung der in ihrem Leib vorhandenen Fettstoffe, die dann flüssig werden und auf der Oberfläche des Körpers erscheinen. Verhütet kann es nicht werden, jedoch läßt sich das Fett leicht entfernen, wie folgt: Man taucht einen Tuschpinsel in gereinigtes Terpentinöl (am besten aus der Apotheke oder einer Farbenhandlung für Kunstmaler zu beziehen) und betupft damit die öligen Stellen recht gründlich. Sofort streut man dann recht dick sogenanntes Entfettungspulver auf, welches nach dem Trocknen mit einem weichen Pinsel abgefegt wird. Sollten sich nachdem noch fettige Stellen zeigen, so wird das Verfahren wiederholt. Das Terpentinöl löst nämlich das Fett auf, dieses zieht in das Pulver. Letzteres wird aus Ossa sepiae hergestellt, indem die anhaftende Gallerte ausgekocht und das Fett durch Soda verseift wird. Gereinigtes Entfettungspulver ist zu haben bei A. Bau in Berlin, Hermannsplatz 4. Auf die beschriebene Weise kannst Du die „Krankheit" nunmehr gründlich kurieren.

H. Lewison. Das Abfallen der Leiber von Schmetterlingen tritt nie selbständig auf, sondern hat stets bestimmte Ursachen. Entweder brechen die Leiber ab, durch Stoß, den der Leib selbst oder der Schmetterlingskasten erhält, oder sie fallen infolge von Schimmel, vom Fraß der Raubinsekten oder dergl. nieder. Ein Verschimmeln ist leicht zu erkennen; den Fraß von Raubinsekten ersieht man aus dem sich unter den angefressenen Stücken ansammelnden, braunen, mehlartigen Staub.



Der selbstverfertigte Schraubendampfer. (Beschreibung unter Fragen und Antworten.)

A. S. in München. Auch Du willst Seekadett werden. Sieh die Antwort an E. H. in Hannover. Abiturientenexamen dringend zu wünschen; wird bei der für die Marine zu erwartenden organisatorischen Aenderung vielleicht in Bälde sogar obligatorisch.

R. L. in M. Freundchen, Du scheinst eine rechte Kratzbürste zu sein. Gewöhne Dir das Brummeln ab, es steht Dir nicht gut an.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Echte Briefmarken! Billig
5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 1.- Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic. 40 Pf. 5 Monac. 2.- Pf. 4 Mfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf. 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 40 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoric. 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c.
alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)

Photographische Apparate
für Dilettanten, für Visiten 21 bis 40 M, für Kabinett 30, 67, 168 M. Verlange Phot. Preiskourant gratis.
Gebr. Mittelstrass,
Magdeburg.
Hoflieferanten Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Phot. Amateur-Apparate
mit welchen jeder Laie, ohne Vorkenntnis tadellose Photographien herstellen kann.
Preis 30, 50, 60, 80, 100 Mk.
Anleitung und illustriertes Preisverzeichnis kostenfrei!
E. Kraus & Co., Leipzig,
Pfaffendorferstr. 50.
(Paris, Berlin, London, St. Petersburg, Mailand.)

Das Mil.-Päd. zu **Charlottenburg** bereitet seit 1878 mit anerkannt gutem Erfolge junge Leute vor für alle **Militär-** { **Freiw.-Kadet.-** / **Prim.-Fähnr.-** } **Examina**
Gute Verpfl. Str. Aufsicht. Mässige Pr. Näh. d. Dir. **Kemper,** Hauptm. d. R.

Interessante Neuheit!
Patent-Billarett-Fabrik Köstner & Zenetti.
München, am Glockenbach 28,
empf. i. **drehbaren, leicht transportablen**
Miniatur-Billards,
genannt Billaretts,
aufstellbar auf j. Tisch u. zu spielen wie jedes gr. Billard. **Hocheleg. Ausstattung. Illustr. u. Preis auf gefl. Wunsch frco.**

Beste Bezugsquelle für
Amateur-Photographen.
Komplette Einrichtungen mit sämtlichen Bedarfsartikeln. Größte Auswahl von Apparaten im Preise von 30 bis 500 Mk. Ausführliche illustrierte Preisliste gegen Einsendung von 1 Mk. in Briefmarken franco, welcher Betrag bei Aufträgen von 20 Mk. an vergütet wird.
Unger & Hoffmann, Dresden-A., Reißigerstr. 36.
Fabrikanten der „Apollo-Trockenplatten".

Votsch'sche Specialtische
Prämiirt in Teplitz 1884, Ostende 1888.
Betttische, Kinderpulte, Waschtische,
v. M. 22.50 an. v. M. 26.60 an. v. M. 26.60 an.
Versandt spesenfrei. Prospekte gratis u. franco.
I. Votsch, Schaffhausen (Schweiz).

Es lohnt sich für jede Familie bei meinen billigen Preisen
Spielwaaren
— und praktische Geschenke — [3342]
direkt aus **Nürnberg** zu beziehen.
Vollständig & reich illustr. wird gratis und **Preisbuch** mit ca. 7000 Nummern franko versandt.
Carl Quehl, Spielwaarenfabrik **Nürnberg.**
Erstes und renommirtestes Spezialitätengeschäft, besteht seit 1852.
Nürnbergs grösstes und elegantestes Verkaufslokal.
Prämiirt Nürnberg 1879 & 1882.

Ein in sein Leibblatt Verliebter. Die weißen Mäuse ernährst Du am besten mit allem, was die freilebende Hausmaus nimmt, also so ziemlich alle menschlichen Nahrungsmittel und zwar je abwechselungsreicher, desto besser, unter steter Zugabe von Sämereien: Hirse, vornehmlich Kanariensamen, ein wenig Hanf, dann und wann auch eine Nuß und ein wenig Mehl. Vor zu vielem Fleisch, besonders Fett, mußt Du sie behüten, sonst werden die Tierchen räudig. Zum Wohlgedeihen dient auch ein wenig Pflanzengrün, Vogelmiere, dann und wann etwas Doldenriesche.

Werner B. in **St.** Freundlichen Dank für Bemühung.

Fritze. Lieber Freund, wir können Deine Krähenfüße, die obendrein mit Streusand behaftet sind, nicht entziffern und zum langen Studium mangelt uns die Zeit*).

E. Heubach. Du fragst: welche Linsen kann ich bei meinem selbstgefertigten photographischen Apparate in Anwendung bringen? Du kannst die Linsen eines Operngugkers oder Deiner Laterna magica verwenden, nur muß die Camera der Brennweite dieser Linse entsprechend gebaut sein. Darüber gibt Dir unsre s. Z. gegebene Anleitung genaue Auskunft.

B. v. G. in **W. a. S.** Das nennt der Fachmann: Ferrotypie. Die sogenannten Meßjahrmarktsphotographien sind Aufnahmen auf amerikanische Blechplatten, Ferrotypplatten genannt. Diese Platten werden vor der Aufnahme mit Allodium in der Dunkelkammer übergossen und dann nach Erstarren in ein Silberbad (Höllensteinlösung) gelegt, worauf die Aufnahme geschehen kann. Nach derselben wird in der Dunkelkammer entwickelt, fixiert, gewaschen und lackiert. Eine genaue Anleitung zur Ferrotypie, zum Preise von 1 M. 50. Pf erhältst Du durch die obgenannte Firma Albert Glock & Cie. in Karlsruhe.

Carl Wolde und Carl Albrecht in **Bremen.** Besten Gruß aus dem Schwabenlande sendet seinen jungen Freunden und besonders seinem früheren Schüler euer Lehrer Victor Sauter.

Liebe Kameraden in **Hamburg und Bremen!** Gebet mir doch durch den „G. K." bekannt, wieviel die Reise von Hamburg oder Bremen nach New York kostet und von da nach Sydney. Erkundiget euch bei den Kapitänen der Schiffe des Norddeutschen Lloyd. Ich muß das infolge einer Wette wissen. Hilfe dringend, sehr dringend! Antwort durch den „G. K." erbeten unter „Forscherbund".

Heinrich Schönwiese. Sehen Deiner Arbeit sehr gern entgegen.

Max H. Lustig weiter gereimt! Wer kann's wissen, ob Du mit der Zeit nicht vielleicht gar ein zweiter Scheffel wirst.

Cäsar schickte seinen Krassus
Hin nach Aquitanien,
Das bekanntlich grenzet
An das schöne Spanien.

Alsbald zog mit großer Macht
Er in dieses Land,
Da er aber Eile hat
Ging er, wie er stand — — wunderbar! Die andern 10 Strophen bei einer späteren Gelegenheit, wenn wir mehr Raum haben. Gottfried von Bouillon soll sie uns inzwischen in Musik setzen.

Amigo. Unverhofft kommt oft. Siehst Du, nun ist der erwünschte Aufsatz auf einmal da. Gruß!

Zurllebung in Stolzescher Stenographie, um eventuell miteinander in Korrespondenz zu treten, ersucht Gleichgesinnte, sich freundlichst zu wenden an William F. Robertson, per Adr. Arnold Schlesinger in Hamburg, Grimm 30.

Sekundaner E. W. in **W.** Die Durchschnittsgehalte der im staatlichen Domänen- und Forstdienst angestellten Beamten betragen: Förster 1200 Mk., Oberförster 2900 Mk., Forstmeister 4800 Mk., Oberforstmeister 5100 Mk., außerdem freie Dienstwohnung und freies Feuerungsmaterial. Kalkulatoren, Registratoren, Revisoren im Durchschnitt 4200 Mk., vortragende Räte 8700 Mk., Ministerialdirektor 15 000 Mk., außerdem freie Dienstwohnung.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Offenbar mit dem Daumen geschrieben!

Jakobische Handelsschule, Kempten.

Erziehung fürs berufliche Leben und zum **Einjährig-Freiwilligen-Examen.** Herrliche Lage. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkräfte. Sittlichreligiöse Erziehung. — Vortreffliche Verpflegung. Beste Referenzen. Prospekt und sonstige Auskunft durch die **Direktion.**

Rothert'sches Institut zu Roßla am Harz.

Gründlichste Vorbereitung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und für die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung. Mäßige Preise. **Beginn des Wintersemesters am 15. Oktober.** Näheres durch Prospekt und **die Direktion.**

Nebelbilder-Apparate.

und **Sciopticons** für öffentliche Schaustellungen, wie zur Unterhaltung in Familien.

Edisons Phonograph,

neu verbessert, spricht, singt, pfeift 2c.
Preiscourante gratis.
Optisches Institut von
A. Krüss in Hamburg.

Original-Sing-Piston,

gesetzl. geschützt, ist das einf., eleg., ff. in Nickel ausgef. Musik-Instrum. Ein Kind kann die schönsten Melodien spielen, Piano und Instrument. begleit. Passend für Salon u. Landpartien für ein u. mehr. Personen. Nach beigelegter Anweisung in 10 Min. erlernbar. Preis 2 Mk.
Wwe. Mertens,
Pankow bei Berlin.

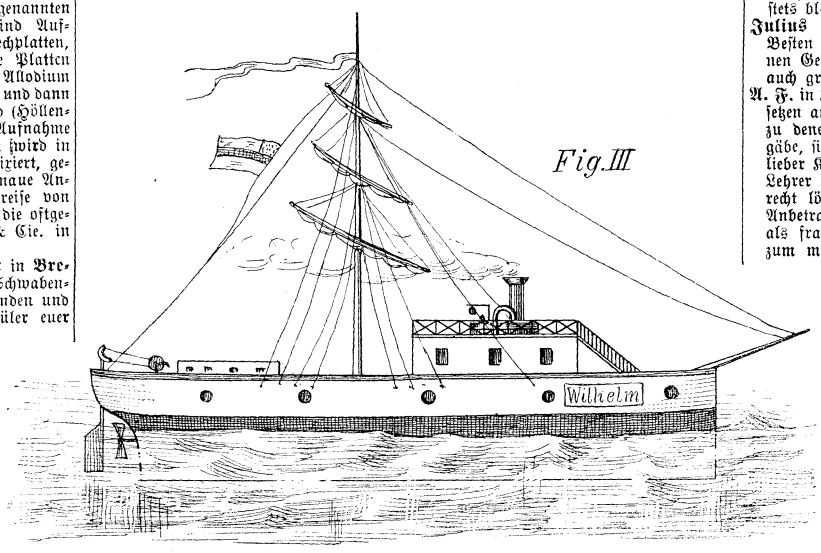


Fig. III

Der selbstverfertigte Schraubendampfer. (Beschreibung unter Fragen und Antworten.)

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Der
Naturfreund.

Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.

Herausgegeben von
Dr. Otto Dammer.

Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.

Erster und zweiter Jahrgang.
Gebunden à Mk. 6. 75.

Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.

In haben in jeder Buchhandlung.

Das
neue Universum.

Reich illustriert.
Preis gebunden M. 6. 75.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für die reifere Jugend. Es bietet sich hier für den Knaben, der anfängt zu denken, ein passendes Uebergangsbuch, welches dazu bestimmt ist, ihm als belehrender und unterhaltender Führer ins praktische Leben zu dienen.

Der X. Band ist soeben erschienen. Sonst noch vorrätig sind die Bände II. bis IX. Preis à M. 6. 75. — Zu haben in allen Buchhandlungen.

G. Kreuzer. Darüber hat der „G. K." schon einmal seine Erfahrungen mitgeteilt. Er sagte damals: Flecke an Schlittschuhen, die durch Oxydation (Rost) entstanden sind, können durch chemische Mittelchen nicht beseitigt werden. Es ist daher ein mechanisches Mittel, kräftiges Reiben mit bayrischem Kalk oder sonst bewährtem Putzpulver anzuraten. Ein blanker Schlittschuh ist der Stolz des Eisläufers. Um ihn rein zu erhalten, muß eben dem Verrosten durch aufmerksame und zweckentsprechende Behandlung vorgebeugt werden. Einölen oder Einfetten nutzt, zumal auf die Dauer des Sommerschlafes, wenig oder nichts. Am besten dürfte sich das nachfolgende Verhalten bewähren: Nach dem Schlittschuhlaufen säubere den Schlittschuh mit Papier oberflächlich von allem Eis; zu Hause angelangt, wische den Stahl mit einem gut trockenen Tuche so lange ab, bis er nicht mehr beschlägt, und lege die Schlittschuhe an einen warmen Ort. Haben dieselben die Zimmertemperatur angenommen, so putze die Metallteile mit trockenem Putzpulver und lege die Schuhe sodann an einen absolut trockenen Platz. Es wird dann sogar während des Sommers kaum nötig sein, das Putzen zu wiederholen. Du siehst — eine kleine Mühe nicht gescheut — Du hast dafür stets blanke Schlittschuhe.

Julius Misch. Das ist ja allerliebst! Besten Dank. Wann hast denn Du Deinen Geburtstag, daß Dir der „G. K." auch gratulieren kann!?

A. F. in Lahr. Uebungsbücher zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, zu denen es einen lateinischen Schlüssel gäbe, sind uns nicht bekannt. Willst Du, lieber Kamerad, lateinische Syntax ohne Lehrer lernen, so ist diese Absicht zwar recht löblich, der Erfolg aber scheint in Anbetracht der vielen Schwierigkeiten mehr als fraglich. Du sollst Dich dieserhalb zum mindesten nach einem tüchtigen Lateiner umsehen — und die findest Du überall — welcher Deine schriftlichen Uebersetzungen ins Lateinische durchsieht und Dich auf unvermeidliche Fehler aufmerksam macht. Gute Grammatiken mit dazu gehörigen Uebungsbüchern gibt es die Menge und sind in jeder Buchhandlung zu kaufen. Wir empfehlen Dir: Dr. M. Meiring, Lateinische Grammatik, 7. Auflage und daneben desselben Verfassers: Uebungsbuch zum Uebersetzen ins Lateinische, Abteilung II für Tertia. — Außerdem fleißig Caesar lesen! Gruß!

F. Schlager. Alte württembergische, bayrische und badische Briefmarken werden in Amerika nicht teurer bezahlt, als bei uns.

Tauschmarkt.

Eugen Ulmer, Stuttgart, Hoppenlaustr. 21, wünscht namentlich mit Kameraden im Auslande in Briefmarkentauschverbindung zu treten.

Ein Anfänger im Sammeln bittet großmütige Kameraden um Briefmarken. Max Zahn, Pfaffendorf bei Liegnitz.

Besitze viele dänische und skandinavische Marken. Suche alte deutsche Kouverts. P. T. Hald in Aalborg (Dänemark), Algade 13.

Sende allen Kameraden, die mir eine Karte mit Tipp-Topp-Stempel schicken, ebenfalls eine. Gebe für alte deutsche Marken die gleiche Anzahl Russen. Edgar Kulbach in Dorpat (Rußland), Carlowastraße 19.

Tausche mein Stereoskop mit Bildern gegen eine Druckerpresse mit Lettern. M. Niedermann in Winterthur (Schweiz), oberer Graben.

Jeder erhält ein paar seltene Marken, der mir eine größere Anzahl gewöhnlicher 10-Pfennigmarken sendet. Hans Gabler in Freiburg i. B., Gartenstraße 8.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden. (Also Rückseite frei lassen.)

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 5.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“.

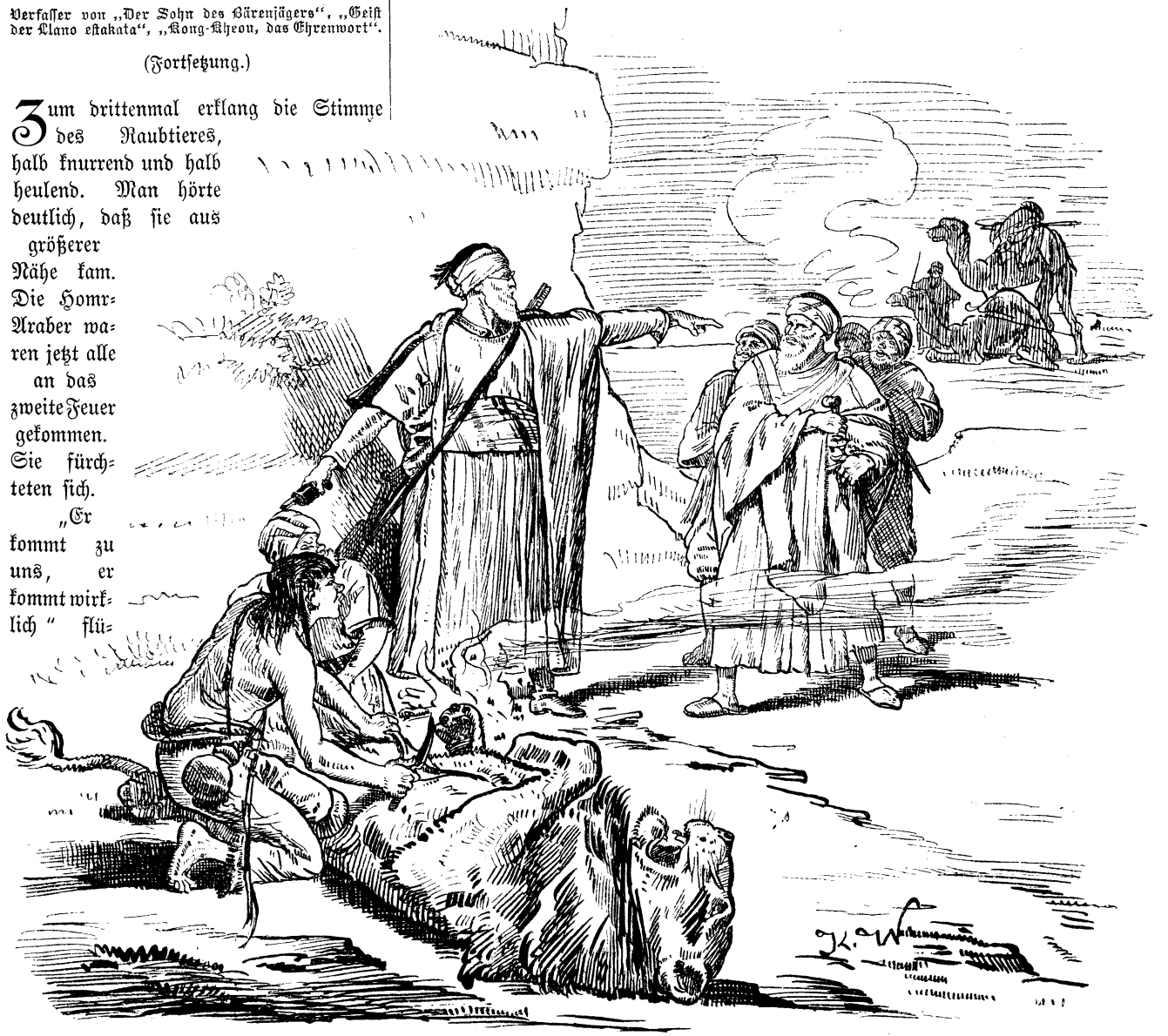
(Fortsetzung.)

Zum drittenmal erklang die Stimme des Raubtieres, halb knurrend und halb heulend. Man hörte deutlich, daß sie aus größerer Nähe kam. Die Homr-Araber waren jetzt alle an das zweite Feuer gekommen. Sie fürchteten sich.

„Er kommt zu uns, er kommt wirklich“ flüsterte der Schech mit vor Angst heiserer Stimme.

„Du hast dich also geirrt,“ antwortete Schwarz, „als du behauptetest, es sei kein Löwe hier an dieser Quelle zu erwarten.“

„Konnte ich wissen, daß sich einer ein-



„So werden wir dich zwingen!“ antwortete der Schech in drohendem Tone, indem er eine Bewegung mit der Hand machte, in welcher er das Messer noch hielt.

gefunden hat? Er haust wohl erst seit wenigen Tagen hier. Wären wir nicht in der Dunkelheit gekommen, so hätten wir wohl die Spuren seiner Tatzen gesehen. Der Bir ist seine Tränke, denn es gibt von hier bis zum Flusse kein andres Wasser."

„So kampiert er auf der offenen Ebene?"

„O nein, Herr. Dreiviertel Stunden von hier gibt es ein Felsgewirr, welches er sich zur Wohnung ausersehen hat, denn seine Stimme erklang genau aus jener Gegend. Ich habe schon viele Löwen beobachtet und weiß, in welcher Weise sie sich nahen. Dieser kommt sehr langsam herbei, denn das Feuer macht ihn bedenklich; aber in einer halben Stande wird er in der Nähe sein und unser Lager umkreisen."

„Um den Raub auch wirklich auszuführen?"

„Ganz gewiß, Effendi. Er hat es uns laut gesagt und wird sein Wort halten. Beladen wir also schnell unsre Tiere, um diesen bösen Ort augenblicklich zu verlassen!"

„Fliehen sollen wir?"

„Ja, und zwar so schnell wie möglich."

„Vierzehn Männer? Vor dieser Katze?"

„Effendi, es ist keine Katze!"

„Es ist eine, wenn auch eine sehr große. Wer fliehen will, der mag es thun. Aber die Kamele bleiben hier, denn ich habe sie gemietet."

„Er wird mir eins zerreißen!"

„So bezahle ich es dir!"

„Er kann auch gar mich selbst zerreißen!"

„In diesem Falle kommst du noch heute in Allahs Paradies; also freue dich darauf."

„Ich gehe. Ich will noch leben!"

„So mache dich von dannen; aber indem du dich von den Feuern entfernst, die auch der Löwe scheut, begibst du dich in eine noch viel größere Gefahr. In der Dunkelheit draußen vermagst du das Tier nicht zu erkennen, und es fällt über dich her, ohne daß du es geahnt hast."

„Allah, Allah! Also sollen wir hier bleiben und ruhig warten, wen von uns er sich holen werde?"

„Nein, denn ich werde ihn töten."

„Du? Niemand wird dir beistehen."

„Das fordere ich gar nicht."

„Also du allein willst dich ihm entgegenstellen? Effendi, bist du toll?"

„Nein. Ich habe Tiere erlegt, welche ebenso gefährlich wie der Löwe sind. Mit ihm habe ich zwar noch nie gesprochen, aber er wird mit sich reden lassen. Dabei werde ich dafür sorgen, daß er euch nichts thun kann."

Jetzt erhob der Löwe seine Stimme wieder. Es war kein Grollen oder Knurren mehr, sondern ein wenn auch nur kurzer, aber doch fürchterlicher Ton, welcher auf die Hörer ganz den Eindruck machte, als ob er ihnen die Kopfhaut emporziehen wolle."

„Er ist wieder näher!" jammerte der Schech. „Er hat schon die Hälfte seines Weges zurückgelegt. In einer Viertelstunde ist er da. Meine Kamele meine schönen Kamele!"

„Du selbst Kamel! Treffen wir schnell die nötigen Anstalten! Wir müssen ihn zwingen, sich nach der Stelle zu wenden, an welcher ich ihn erwarten werde. Durch das Wasser kommt er nicht, also muß er entweder von rechts oder von links zu uns, weil wir uns mit den Tieren zwischen der Quelle und dem Felsen befinden. Macht hier das Feuer breiter und facht es höher an, so wird er es vermeiden, hier herein zu brechen. Bindet die Tiere fest an die Zweige, daß sie nicht fliehen können. Und dann könnt ihr euch meinetwegen hinter das Gepäck verstecken."

„Und du, was wirst du thun, Herr?" fragte der Slowak.

„Ich gehe auf die andre Seite, lösche dort das Feuer aus, so daß er nicht abgeschreckt wird, und warte, bis er kommt."

„Du wirklich ganz allein?"

„Ja, ich bedarf wahrscheinlich der Unterstützung andrer nicht."

Er gab diese Befehle und Antworten mit der Ruhe und Kaltblütigkeit eines Unteroffiziers, welcher auf dem Kasernenhofe seine Leute instruiert.

Die Araber und auch die Dschelabi hatten sich sehr beeilt, das Feuer zu vergrößern und die Tiere anzubinden. Nun drängten sie sich alle mit Ausnahme des Ungarn und Alis zwischen den Gepäckstücken und der Felswand zusammen. Die beiden Genannten aber waren bei Schwarz geblieben; sie halfen ihm das andre Feuer auszulöschen. Eben, als sie damit fertig waren, ließ sich der Löwe wieder hören, aber dieses Mal in ganz andrer Weise als bisher.

Ja, das war ein wirkliches Gebrüll, erst dumpf rollend wie ein unter den Füßen hingehendes Erdbeben, dann anschwellend bis zum mächtigen, in der stillen Nacht wohl meilenweit hörbaren Brustton, welcher in einen durch Mark und Bein schneidenden, wahrhaft satanischen Kehllaut überging, um in einem langgezogenen und nach und nach ersterbenden Donner, unter welchem die Erde zu erzittern schien, wie in weiter Ferne zu verhallen.

Das war der wirkliche Macht- und Kampfesruf des Königs der Tiere gewesen, und Schwarz erkannte nun, warum die Araber ihm so oft den Namen Abu Rad, Vater des Donners, geben.

„Er ist höchstens nur noch tausend Schritte entfernt," hörte man den Schech sagen. „Allah il Allah we Muhammed rassuhl Allah! Betet leise die heilige Fatha und dann laut die Sure der ‚Zerreißung', welche die vierundachtzigste des Korans ist! Das Verderben wird nur noch fünf oder sechs Minuten lang das Lager umschleichen und dann über uns hereinbrechen."

Die Kamele zitterten und stöhnten vor Angst. Sie lagen eng nebeneinander auf der Erde, die Hälse lang und fest an den Boden geschmiegt. Die Esel schlugen um sich und versuchten, sich loszureißen.

Schwarz hatte seinen größeren Hinterlader zur Hand genommen, der Ungar seine Riesenbüchse und Ali einen langen, starken, eisenbeschlagenen Spieß, welcher seine einzige Waffe bildete.

„Zieht euch jetzt zurück!" flüsterte der erstere den beiden andern zu.

„Herr, du allein vermagst es nicht," antwortete der Slowak.

„Sorge dich nicht um mich! Zu deiner Beruhigung will ich dir sagen, daß ich auf den Jagdgefilden Nordamerikas noch größere Gefahren glücklich überstanden habe."

„Das mag sein; aber ich habe dich liebgewonnen und werde dich nicht verlassen."

„Du wirst mir mit deinem Feuerprügel nur Schaden machen!"

„O nein, Herr. Es ist mein Katil elfil*), dessen Kugel dem Löwen durch den ganzen Körper gehen wird. Sag, was du willst, ich bleibe bei dir!"

Sein Ton war ein so entschlossener, daß Schwarz einsah, der treue, mutige kleine Kerl lasse sich gewiß nicht abweisen. Der Augenblick der Entscheidung nahte, es durfte keine Sekunde durch zwecklose Reden vergeudet werden. Darum sagte der Doktor:

„Nun gut, so halte dich an meine

*) „Elefantenmörder."

Seite, aber schieß ja nicht eher, als bis ich selbst zwei Kugeln abgegeben habe!"

Er untersuchte sein Gewehr noch einmal, trat um vielleicht zehn Schritte vor und legte sich da lang auf den Boden nieder, den linken Ellbogen auf die Erde gestemmt, um in dem Vorderarme einen festen Stützpunkt für den Lauf zu haben.

Als der Slowak sich in gleiche Stellung neben ihm niedergelassen hatte, hörten sie hinter sich ein leises Geräusch. Sie sahen sich um und erblickten Ali, den „Vater des Gelächters", welcher hart hinter ihnen auf einem Knie ruhte, in beiden Händen die Lanze, mit der Spitze nach vorn gerichtet, das andre Ende fest in den Boden gestoßen, so daß sie selbst durch einen starken Anprall nicht aus ihrer die an der Erde Liegenden beschützenden Lage gebracht werden konnte.

„Was willst denn du?" fragte Schwarz fast zornig.

„Wenn Ihr ihn nicht sofort tötet, wird er durch die Luft nach euch springen," antwortete der Gefragte. „Dann schnellt euch von hier fort, und ich fange ihn mit der Lanze auf, daß er sich spießt."

Schwarz wollte antworten, wurde jedoch durch ein abermaliges Brüllen des Raubtieres daran verhindert. Es klang jetzt fast noch schrecklicher als vorher, und ganz nahe. Der Löwe war gewiß nicht mehr hundert Schritte von ihnen entfernt.

Da mußte selbst den Kühnsten ein Grauen überlaufen, doch die Nähe der Entscheidung macht das Auge und den Arm des Mutigen sicher und läßt sein Herz noch ruhiger als vorher schlagen.

„Zitterst du?" fragte der Ungar.

„Nein," antwortete Schwarz.

„Ich auch nicht. Er kann kommen!"

Die drei hatten hinter sich das Lager. Dort brach der Löwe höchst wahrscheinlich nicht ein, da das Feuer ihn zurückschreckte. Zu ihrer Linken lag der Weiher und zur Rechten stieg der Fels empor. Zwischen diesen beiden lag ein vielleicht fünfzehn Fuß breiter Raum, in dessen Mitte sie sich befanden. Bewährte sich ihre Voraussetzung, daß das Raubtier von dieser Seite kommen werde, so konnte es ihnen nicht entgehen; es mußte an ihnen vorüber oder über sie hinweg.

Schwarz hatte seine Schutzbrille abgenommen und hielt das vor ihm liegende Terrain scharf im Auge. Da — sie schraken wirklich zusammen — ertönte das Brüllen jenseit des Wassers, hart am Rande desselben, nicht zwanzig Schritte von ihnen entfernt.

„Jetzt aufgepaßt!" flüsterte der Slowak.

Die Gefahr verdoppelte die Schärfe ihrer Augen. Das Gehör war ihnen nichts mehr nütze, denn infolge des letzten Gebrülles fing der Schech jetzt an, mit lauter Stimme die vorhin von ihm bezeichnete Sure zu beten:

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes. Wenn der Himmel zerreißt, pflichtgezwungen und seinem Herrn gehorchend, wenn die Erde sich ausdehnt und herauswirft, was in ihr ist, dann, o Mensch, wirst du dich bemühen, zu deinem Herrn zu gelangen — — —"

Während er in jammerndem Tone fortfuhr, hätte Schwarz ihn am liebsten niederschlagen mögen. Seine laute Stimme machte die leisen Schritte des Löwen unhörbar und konnte infolgedessen sehr leicht die Ursache des Verderbens der drei mutigen Männer sein.

Nun mußten die Augen doppelt angestrengt werden. Aber nicht sie waren es, welche den mächtigen Feind zuerst bemerkten, sondern der Geruch überzeugte die peinlich Wartenden, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen sei. Jene scharfe, penetrante Ausdünstung, welche den Raubtieren eigen ist und in jeder Menagerie beobachtet werden kann, erfüllte plötzlich die Luft, und da — — da trat er um das dichte Gestrüpp, nicht schleichend nach Tiger- oder Pantherart, sondern stolz aufgerichtet, langsamen und sichern Schrittes wie ein Herrscher, der sich in seinem Reiche weiß und es verschmäht, das, was er durch offenen Befehl erlangen kann und muß, durch niedrige Heimlichkeit zu erreichen.

Seine weitgeöffneten Augen durchforschten den Rand des dichten Buschwerkes nach einem Durchweg zu der gesuchten Beute. Da fiel sein Blick auf die drei bewegungslosen Gestalten. Er zuckte und warf sich schnell auf die Erde nieder, um den Feinden nicht die leicht verletzliche Brust zu bieten. Dann musterte er sie mit einem großen, mächtigen Blicke.

Schwarz empfand ein Gefühl, als ob man ihm mit einem Eiszapfen über das Rückgrat streiche, doch gelang es seiner Willenskraft, dasselbe zu überwinden. Er hatte die Berichte berühmter Löwenjäger gelesen, und er kannte daher das Benehmen des Tieres in einer Situation wie die gegenwärtige.

Thut der Löwe den Sprung nicht sofort, nachdem er den Feind erblickt hat, so legt er sich nieder, die hintern Pranken eingezogen und die vordern nach vorn gestreckt. Er schließt die Augen fast ganz und betrachtet den Feind durch einen dünnen Spalt der Lider. Hat er seinen Entschluß gefaßt, so hebt er den Hinterkörper ein wenig empor, um dadurch die Schnellkraft seiner Schenkelmuskeln zu erhöhen; seine Augen öffnen sich langsam, und in dem Momente, wo die Lider ganz emporgezogen sind und die sich wie ein Feuerrad bewegende Pupille voll zu sehen ist, thut er den verderblichen Sprung.

Der Schütze muß auf eins der geöffneten Augen zielen und kurz vor dem Momente des Sprunges abdrücken. Der Löwe thut, durch das Auge in das Gehirn getroffen, seinen letzten Sprung und erhält dabei den zweiten Schuß, noch während er in der Luft schwebt, in das Herz. In demselben Augenblicke muß sich der Jäger weit zur Seite werfen, um nicht von den Tatzen des verendenden Tieres noch ergriffen und verwundet zu werden.

Ganz entgegengesetzt dieser Theorie hielt dieses Tier die Augen geöffnet und sandte einen so langen, langen Blick herüber, als könne es sich ganz und gar nicht erklären, was für Geschöpfe es vor sich habe.

Das wollte Schwarz benutzen. Er richtete den Lauf seines Gewehres nach dem Kopfe des Löwen, um demselben einen Schuß in das Licht*) zu geben. Aber da schloß das Tier die Augen und knurrte grimmig, als ob es die Absicht des Schützen ganz genau kenne.

Es dauerte eine lange Zeit, bevor es die Lider wieder öffnete, aber nur ganz wenig. Dennoch glühte es zwischen denselben in einem Scheine hervor, welcher demjenigen einer hellgrünen Papierlaterne glich.

Die Sterne leuchteten so hell hernieder, daß man den Löwen ganz deutlich sah. Er lag hart auf dem Boden, den Kopf auf die beiden Vorderpranken gesenkt und den langen Schwanz gerade ausgestreckt. Schwarz sah ein, daß er mit dem Schusse nun noch warten müsse, bis das Raubtier die Augen weiter öffnete und den Hinterleib erhob, um sich zum Sprunge anzuschicken. Dieser Meinung schien der „Vater der elf Haare" aber nicht zu sein, denn er raunte ihm zu:

„Jetzt ist die richtige Zeit. Schieß nun!"

„Nein; noch warten!" antwortete Schwarz.

*) Auge.

„So schieße ich, denn dann ist es zu spät."

„Um Gottes willen noch nicht, weil —"

Er konnte nicht weiter reden; seine Warnung kam zu spät, denn zugleich mit seinen Worten hatte der Slowak den Lauf seines „Elefantenmörders" auf den Kopf des Löwen gerichtet. Das alte Mordgewehr war nicht gut gehalten worden. Wer weiß, wenn der jetzige Besitzer den letzten Schuß aus demselben abgegeben hatte. Darum bewegten sich die Teile des Schlosses nur schwer. Der „Sohn der Blattern" mußte alle Kraft seines Zeigefingers anwenden, um abzudrücken, und dadurch kam der Lauf aus der Lage. Der Schuß krachte, und der Kolben der hochbejahrten Donnerbüchse schlug dem Kleinen mit solcher Gewalt gegen den Kopf, daß der Getroffene das Gewehr fallen ließ und in seiner slowakischen Muttersprache ausrief:

„Jakowa bezotschiwortj! Ididotscherta — welche Unverschämtheit! Geh zum Henker!"

Mit der einen Hand den Kopf haltend, stieß er mit der andern den Elefantentöter weit von sich fort. Der Schlag schmerzte ihn so, daß er nur an die „Unverschämtheit" des Gewehres, nicht aber an den Löwen dachte.

Dieser war, als der Schuß krachte, aufgesprungen. Seine Augen weit öffnend, stieß er ein markerschütterndes Brüllen aus und setzte zum Sprunge an. Schwarz hatte glücklicherweise seine Geistesgegenwart nicht verloren. Er drückte auf das linke Auge des Löwen ab und rief zu gleicher Zeit dem Ungarn zu:

„Wirf dich zur Seite! Schnell, schnell!"

Der Genannte folgte diesem Gebote, indem er sich augenblicklich bis an die Wand des Felsens schnellte. Ob die Kugel in das Auge gedrungen sei, konnte Schwarz nicht sehen, denn kaum hatte sein Schuß gekracht, so befand der Löwe sich schon mitten im Sprunge in der Luft. Schwarz zielte kaltblütig nach der Gegend des Herzens, drückte ab und warf sich sofort mit solcher Gewalt nach links, daß er mit dem halben Körper zwischen die dichten Büsche hineinflog.

Die ungeheure und schier unglaubliche Sprungkraft des Löwen trug ihn von der Stelle, an welcher er gelegen hatte, genau bis dahin, wo die beiden Schützen sich soeben noch befunden hatten. Wären sie noch da gewesen, so hätte er sicherlich beide erfaßt. Jetzt kniete nur noch Abu Dihk, der „Vater des Gelächters", dort. So klein die Gestalt dieses wackern Händlers, so groß war seine Unerschrockenheit. Es war ihm gar nicht eingefallen, die letzte Warnung des Deutschen auf sich zu beziehen und sich auch in Sicherheit zu bringen. Auch er hatte keinen Blick von dem Löwen gewendet. Er sah ihn springen; er sah ferner, daß das Tier zwei Schritte vorwärts, da wo die Schützen gelegen hatten, die Erde berühren werde. Schnell avancierte er, stemmte seinen Spieß von neuem ein, richtete die Spitze desselben auf den Leib des Löwen und ließ in dem Augenblicke, als sie sich einbohrte, die Lanze los und wälzte sich behend nach links, wo Schwarz lag oder vielmehr gelegen hatte, denn dieser war sofort wieder aufgesprungen und hatte das lange Messer gezogen, welches in seinem Gürtel steckte, um sein Leben Auge in Auge mit dem Raubtiere zu verteidigen, falls dasselbe nicht zu Tode getroffen sei.

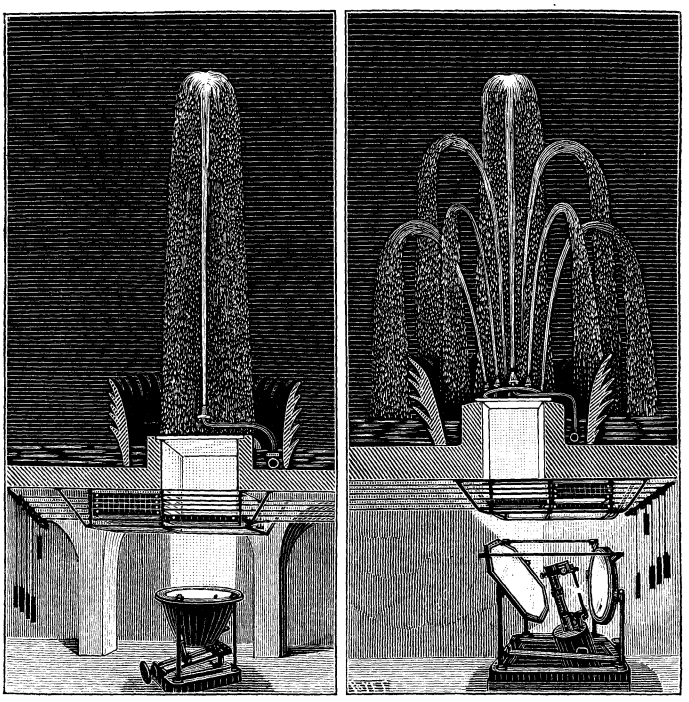
Diese Vorsicht erwies sich glücklicherweise als überflüssig. Man hörte das scharfe Geräusch der zerbrechenden Lanze; der Löwe schlug auf den Boden nieder, erhob sich sofort wieder — ein sichtbares Zittern ging durch seine mächtigen Glieder — man sah ihn wanken — er wendete sich nach links, wo Schwarz und Abu Dihk sich befanden, holte zum abermaligen Sprunge aus, kam aber nicht von der Stelle. Ein kurzes, klagendes und schnell ersterbendes Gebrüll ausstoßend, brach er zusammen, legte sich zur Seite und dann auf den Rücken, zog die zuckenden Pranken an den Leib, streckte sie wieder aus und — blieb nun bewegungslos liegen.

Das war natürlich alles viel, viel schneller geschehen, als es erzählt werden kann, doch in solchen Fällen werden die Augenblicke zu Sekunden und die Sekunden zu Minuten, und der Geist des Menschen arbeitet so rapid schnell, daß zehn Entschlüsse sich in der Zeit folgen, welche sonst ein einziger Gedanke erfordert.

Die drei mutigen Männer hatten keine Zeit, sich zu überzeugen, ob der Löwe tot sei. Obgleich ihre Aufmerksamkeit zunächst auf ihn gerichtet gewesen war, hatten sie doch ein zweites Brüllen, welches gleich nach dem Krachen der Gewehre von fern erschollen war, nicht überhören können. Der Slowak war aufgesprungen, Abu Dihk ebenfalls. Sie lauschten, sie vernahmen die Stimme eines zweiten Löwen. Diese erklang aber nicht in einzelnen Abständen wie diejenige des ersten, sondern sie ertönte ununterbrochen fort, nicht so mächtig, nicht mit so donnerndem Schalle, sondern in dumpf keuchender Wut; es war ein bissiges, nach Blut lechzendes Stöhnen, aus welchem von Zeit zu Zeit ein knirschender Gaumenlaut hervorbrach wie eine verderblich züngelnde Flamme aus verborgener Glut. Man hörte dieser Stimme deutlich an, daß das Tier sich in raschen Sätzen näherte.

Da dort, wo die drei standen, das Feuer ausgelöscht worden war, so befanden sie sich im dunkeln Schatten des Felsens und konnten von den Arabern und Dschelabis nicht gesehen werden, und die letzteren wußten also nicht, welchen Verlauf der Angriff des Löwen genommen hatte.

„Allah il Allah!" hörte man die Stimme



Die leuchtenden Springbrunnen auf der Pariser Weltausstellung.

Die Beleuchtung der Wasserstrahlen nach dem Gallowayschen System. | Die Beleuchtung der Wasserstrahlen nach dem System Sautter-Lemonnier.

des Schechs. „Assad Bei, der Herdenwürger, hat alle drei ermordet und liegt nun bei ihren Leichen, um sie aufzufressen. Er hatte seine Frau bei sich, welche die Schüsse hörte und nun herbeigestürzt kommt, um ihm zu helfen. Sie wird sich auf uns werfen und uns zerreißen. Eure Leiber sind verloren, aber rettet eure Seelen, indem ihr mit mir die Sure Jesin betet und dann auch die Sure der Gläubigen, welche die dreiundzwanzigste des Korans ist!"

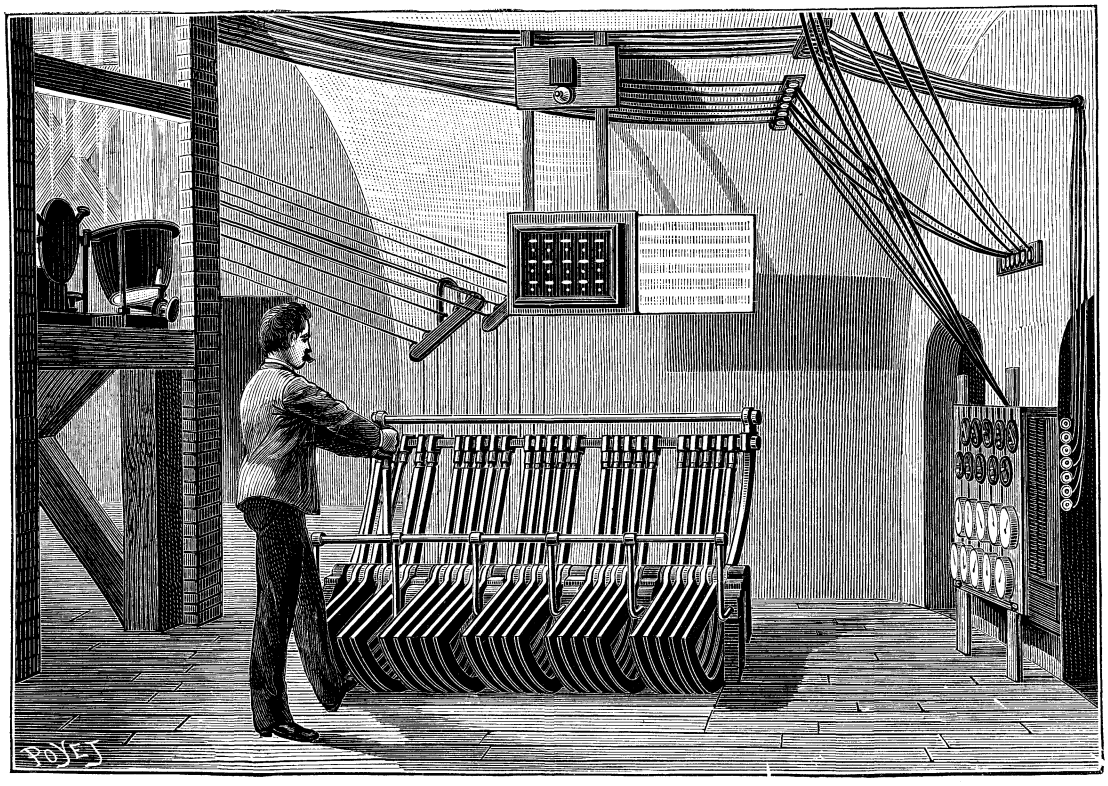
„Schweig!" rief Schwarz ihm zu. „Wir leben, und der Löwe ist tot. Durch dein Geschrei machst du seine Sultana auf dich aufmerksam, und sie wird dich fassen!"

„Allah kehrim — Gott ist gnädig!" antwortete der Feigling. „Ich bin still! Aber schießt sie tot, die Sultana; schießt auch sie tot, damit sie mit ihrem Manne dahin fahre, wo die Hölle am schrecklichsten ist!" (Fortsetzung folgt.)

Die leuchtenden Springbrunnen der Pariser Weltausstellung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die beiden Hauptpunkte, die man kennen lernen muß, sind die Beleuchtung und die Abwechselung der Farben, sowie deren Handhabung. Zur Beleuchtung dienen zunächst zweierlei Mittel: die Beleuchtung der senkrechten und diejenigen der parabolischen und horizontalen Strahlen. Die für die Beleuchtung der vertikalen Strahlen angenommene Anordnung ist leicht zu verstehen. Die Leitröhre, die das Wasser herbeiführt, bildet zwei Kniee, so daß die Röhrenverbindungen, aus denen die Wassergarbe emporstrahlt, gerade über einer horizontalen starken Glasplatte angebracht sind, die etwas über dem normalen Niveau des Beckens liegt. Diese Glasplatte, welche 0,6 m Seitenfläche mißt, ruht als Decke auf einer Oeffnung vom selben Durchschnitt, welcher in der oberen Wand der unterirdischen Galerie und in der Achse der Wassergarbe aufgespart ist. Bringt man nun in dem unterirdischen Gemach unterhalb der Glasplatte eine Bogenlampe an, welche mit einem wirksamen Reflektor versehen ist, so erhält man ein vertikales Lichtbündel, aus merklich divergierenden Strahlen gebildet, welche die flüssige Masse der Wassergarbe nebst dem in Tropfen davon zurückfallenden Wasser einhüllen. Unser Bild Seite 60 stellt die Anordnung dar, welche unter dem achteckigen Bassin nach dem Gallowayschen System angewandt wird; der Lichtherd desselben ist ein Regulator mit horizontalen Kohlen, welche aus freier Hand geregelt werden. Der Reflektor ist von Zinn und von parabolischer Form, mit einem bogenförmigen Ausschnitt am Gipfel, um die Kohlenasche abziehen zu lassen, welche ohne diese Vorsichtsmaßregel sich im Schoße des Reflektors ansammeln würde. Die Wassergarben aber, welche im geradlinigen und im obern Teil der ganzen Wasserkunst angebracht sind, werden durch ein andres Verfahren beleuchtet, bei dem der Regulator vertikal angebrachte Kohlen enthält, und sich automatisch regelt, und wobei der Reflektor von Zinn durch Spiegel von versilbertem Glas ersetzt ist, deren einer, von sphärischer Gestalt, die Lichtstrahlen des Voltaschen Bogens aufnimmt und horizontal auf einem andern, unter einem Winkel von 45 ° geneigten Planspiegel konzentriert, welcher seinerseits die farbigen Strahlen vertikal in die Wassergarbe hinaufschickt. Ein Blick auf das Bild wird unsren jungen Freunden erlauben, sich von der Wirkung dieser Anordnung Rechenschaft zu geben und sich von deren Vorzügen zu überzeugen, welche hauptsächlich in der leichteren Handhabung, Ueberwachung und Regelmäßigkeit des Apparats besteht. Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß das französische Verfahren dem englischen in allen Teilen überlegen wäre, das vielmehr auch seine großen Vorzüge hat, auf die wir aber hier nicht näher eingehen können.



Unterirdische Räume der leuchtenden Fontänen in der Pariser Weltausstellung. Handhabung der Stichsteller für die Veränderung des Farbenspiels in den Wasserstrahlen.

Wir kommen nur zur Beleuchtung der parabolischen Strahlen, welche von den besprochenen Delphinen, Füllhörnern und

Urnen ausgehen. Dies war eine schwere Aufgabe, deren Lösung den französischen Ingenieuren Bechmann und Richard alle Ehre macht. Unser Bild Seite 47 veranschaulicht die Vorrichtung, mittels welcher die parabolischen Wasserstrahlen erleuchtet werden. In den Wasserkanal ist ein Trichter eingesenkt, der von einem ringförmigen Raum umgeben ist und einen im Innern hohlen Wasserstrahl bildet; in das Innere desselben wirft ein unter einer Neigung von 45° angebrachter Spiegel dem Trichter gegenüber das Lichtbündel, welches er in vertikaler Richtung von dem in der unterirdischen Galerie angebrachten Regulator empfängt, wie solches im Bilde Seite 47 dargestellt ist. Diese Anordnung erlaubt die Beleuchtung eines Wasserstrahls von 22 cm Durchmesser und einer Fallhöhe von 4 m 58 cm, wobei besonders merkwürdig ist, daß kein einziger Lichtstrahl aus der flüssigen Wasserader entweicht, und daß das ganze Lichtbündel auf die gesamte Kurve des Wasserstrahls geworfen wird, unter der Bedingung, daß jedenfalls der Wasserstrahl nicht aus irgend einem andern Grunde, wie etwa durch einen Windstoß, oder einen in den ringförmigen Raum gebrachten Körper gebrochen wird.

Unsre vorangehende Erläuterung dürfte unsren lieben Lesern eine genügende Vorstellung von dem Apparat geben, und wir haben daher nur noch einige Worte über das Farbenspiel und die davon benötigte Handhabung zu sagen. Die den Wasserstrahlen zu gebenden Färbungen werden einfach erzeugt, indem man farbige Gläser zwischen der Lichtquelle und dem Wasserstrahl anbringt; mit einem Wort, man läßt die Lichtstrahlen durch verschiedene gefärbte Glasplatten gehen, welche eine Farbenskala von 5 Tönen bilden. Diese Glastafeln sind übereinander in einem Rahmen (sog. Wiege) angebracht, die am Gewölbe der unterirdischen Galerie befestigt ist, wie auf dem Bilde Seite 61 ersichtlich.

Wir wollen nun deutlich das Prinzip ihrer Handhabung zeigen. Alle gleichfarbigen Gläser sind in Serien von 5 miteinander durch ein Kabel von geringem Durchschnitt verbunden, das in den durch jede Richtungsänderung gebildeten Winkeln in beweglichen Rollen verläuft und in einem Stichsteller oder Hebel endet, dem man nur eine Bewegung vor- und rückwärts von höchstens 50—60 cm zu geben braucht, um die Gläser vor die Lichtherde zu führen, oder sie wieder in den Rahmen zurückzuschieben, in dem sie sich mit Hilfe von Gegengewichten ꝛc., womit jede Glasplatte versehen ist, leicht bewegen. Jeder Rahmen, der die Gläser trägt, ruht auf Laufrädern, diese wieder auf Schienen und ist außerdem mit einem sehr feinen und großmaschigen Drahtgeflecht versehen, um zu verhindern, daß, im Fall eines springen sollte, die Stücke auf den Spiegel fallen.

Die Handhabung dieser Vorrichtung für das Farbenspiel ist einem Aufseher anvertraut, der in einem etwa 30 m von der Fontäne entfernten Kiosk, der mit dem achteckigen Becken durch einen unterirdischen Gang verbunden ist, seine Stellung hat. Er kann von seinem Kiosk aus die Wirkung der Beleuchtung und des Farbenspiels genau überwachen. Er beherrscht dementsprechend Wasserspiel und Licht, und zwar ersteres mittels Hebeln, die er selbst in Bewegung setzt, das Licht durch eine Reihe von elektrischen Knöpfen, die mit den unterirdischen Gängen in Verbindung stehen, und den mit der Handhabung der Gläser betrauten Arbeitern die Farben angeben, welche zur allgemeinen Wirkung beitragen müssen.

Es ist natürlich schwer, ein aus so komplizierten und vielfachen Mitteln zusammengesetztes Schauspiel in Worten zu erklären; unser erster Holzschnitt soll ein wenn auch recht schwaches Bild von dem Gesamteindrucke dieser prachtvollen leuchtenden Fontänen in ihrem abendlichen Effekt geben.

Die Kleinen und die Großen.

Wenn Homer einen Helden schildert, so nennt er ihn „schön und groß". In Wirklichkeit ist Schönheit mit Kleinheit auch kaum vereinbar; eine kleine Person kann niedlich sein, aber niemals schön. Rafael malte alle seine Gestalten langbeinig.

Die kleinsten Menschen findet man im äquatorialen Afrika; es sind die Doko, Akka, Tikki-Tikki, Obongo, von denen schon die alten griechischen Schriftsteller Herodot und Aristoteles als von einem „Volk von Zwergen" erzählten. Diese Erzählungen hielt man seither für Fabeln, bis kürzlich die Afrikareisenden Schweinfurth und Lenz dieses Zwergvolk wieder entdeckten. Diese Knirpse haben einen ausgesprochenen Negertypus und eine durchschnittliche Körperlänge von nur 1,230 m! Ihnen zunächst kommen die Hottentotten mit 1,286 m durchschnittlicher Länge, dann die Buschmänner mit 1,440 m. Beträchtlich größer sind die Malayen auf den Philippinen: 1,560 m; Japaner: 1,569 m; Belgier: 1,645 m; Spanier u. Portugiesen: 1,658 m; Franzosen: 1,667 m; Italiener: 1,668 m; Deutschen: 1,680 m; Dänen: 1,685 m; Engländer und Irländer: 1,690 m; Schweden u. Sandwichinsulaner: 1700 m; Schotten: 1,708 m; Patagonier: 1,720 m; Norweger: 1,728 m; Kaffern: 1,753 m; Maoris und Neuseeländer: 1,757 m!

Folglich schwankt die Durchschnittslänge der Menschen der verschiedenen Volksstämme um reichlich ½ m. Das ist viel, wenn auch relativ nicht so viel, wie der Unterschied zwischen einem Mops und einem Bernhardiner.

Wesentliche Abweichungen von jenen Durchschnittszahlen, wirkliche Zwerge und Riesen, hat es zu allen Zeiten gegeben. Der Hofzwerg Harte in Dresden, welcher im Jahre 1708 starb, maß nur 1 Elle und 7 Zoll sächsisch, das sind 0,731 m! Hingegen der bekannte Riese Murphy, ein Irländer, maß 2,180 m! —

Worin sind die Unterschiede des Wuchses gegründet? Wir wissen es nicht, und haben nur einige wenige Anhaltspunkte, um der Lösung dieser Frage näher zu kommen. Quetelet will gefunden haben, daß der Mensch sich in den Städten früher entwickle und höher aufschieße als in den Dörfern. Das erstere mag richtig sein, das letztere ist zu bezweifeln. Villermé sagt, daß Not und Armut ein kleines Geschlecht erzeuge und die leibliche Entwicklung verzögere. Im allgemeinen mag das zutreffen. Thatsache ist ferner, daß man sehr große und schöne Menschen hauptsächlich unter denjenigen Völkern findet, welche ausschließlich oder vorwiegend von guter Pflanzenkost leben, wie die Bergschotten, die Irländer, die Norweger und die Kru-Neger. Auch gutes Trinkwasser, dessen Kalkgehalt die Knochenbildung begünstigt, ist von wesentlichem Einfluß. Spirituosengenuß hemmt das Wachstum; Londoner Bettlerfamilien sollen die Kunst üben, künstlich Zwerge zu präparieren, indem sie kleinen Kindern viel und regelmäßig Branntwein zu trinken geben. Auch Temperaturverhältnisse haben Einfluß auf das Wachstum; alle Polarvölker sind von kleinem Wuchs, ebenso die meisten Bewohner der Hochgebirge.

Das stimmt mit der aus Messungen geschöpften Beobachtung eines Lehrers, daß Kinder in der Sonnenwärme des Sommers sehr stark wachsen, hingegen im Winter nur sehr wenig.

Die Körpergröße ist ein sehr brauchbarer Wertmesser für die physische Tüchtigkeit einer Rasse. Wie in den Kulturländern die menschliche Rasse im eigentlichen Sinne des Wortes „herunter"-kommt, das hat man an dem Militärmaß in Frankreich gesehen. Louis XIV. setzte das Mindestmaß der Soldaten auf 1,624 m fest; später, von 1789 — 1793, galten 1,598 m als Norm, seit 1808: 1,570 m; seit 1831: 1,560 m; seit 1868: 1,550 m, und jetzt, seit dem Jahre 1872, ist das Mindestmaß 1,540 m!*)

Aehnliche Erfahrungen sind auch in andern sinkenden Staaten gemacht worden, z. B. bei den Römern. Die Kerntruppen des Kaisers Nero hatten noch ein Mindestmaß von 1,949 m (!); die Gardesoldaten des Kaisers Hadrian waren schon bedeutend kleiner, denn sie hatten ein Mindestmaß von 1,787 m, und schließlich unter dem Kaiser Valentinian mußte man das Maß für die Garden auf 1,665 m heruntersetzen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir den landläufigen Irrtum berichtigen, als ob die Römer kleine Leute gewesen seien. Im Gegenteil, die Krieger der römischen Republik hatten ein Mindestmaß von 1,638 m. Diese gemeinen Legionssoldaten waren also bedeutend größer als unser heutiges Militär, denn das Mindestmaß für das deutsche Reichsheer ist 1,570 m. Klein waren die alten Römer bloß im Verhältnis zu den alten Germanen, die allerdings wahre Riesen gewesen sein müssen.

Unsre Militärärzte machen aus der Not eine Tugend und behaupten, die großen Leute (über 1,760 m) hätten eine größere Sterblichkeit als die kleinen (von 1,570 bis 1,660 m). Wir bestreiten diese Angabe, welche sich lediglich auf eine Sterblichkeitsstatistik des preußischen Gardecorps stützt. Daß große Leute etwas häufiger an Lungenleiden erkranken, als kleine, ist ebenfalls eine nicht genügend erwiesene Behauptung.

*) Beiläufig bemerkt, ist das gegenwärtige Mindest-Militärmaß in Deutschland: 1,570 m; Oesterreich: 1,554 m; Großbritannien: 1,650 m; Italien: 1,535 m; Rußland: 1,532 m; Nordamerika: 1,600 m; Spanien: 1,560 m; Schweden: 1,608 m.

Prairiebrand in Texas.

Ein ungefähr siebzehnjähriger Knabe reitet, ein hochbeladenes Packpferd neben sich am Zügel führend, über die scheinbar grenzenlose Prairie, die sich über die County Croket, Texas, bis jenseit des Rio Pecos erstreckt. Er hat die zuversichtliche Haltung eines alten, erfahrenen Mannes, und das mit vollem Rechte; wird er doch von allen Stockmen (Schafhirten) respektvoll Señor Federico genannt, und besitzt er doch das Vertrauen seines Vaters, des deutschen Ranchero (Schafzüchters) Urban, so vollständig, daß er von diesem ganz allein nach dem gegen 80 Meilen entfernten Fort Terrel geschickt worden ist, um dort Kaffee, Zucker, Tabak und andre Viktualien einzukaufen. Das hat er auf das trefflichste besorgt, befindet sich jetzt auf dem Heimwege und hofft, den Rancho seines Vaters in einigen Stunden zu erreichen, vorher aber noch auf die Stockmen zu treffen, unter deren Aufsicht die diesem gehörigen Schafherden stehen.

Die Sonne brannte bisher drückend und heiß durch das unbewegte Luftmeer nieder; jetzt aber erhebt sich von Norden her ein leiser Hauch, der die Spitzen des Grases neigt und beugt und bald stärker zu werden verspricht. Federico atmet erleichtert auf und denkt, als jetzt die Pferde ganz von selbst ein rascheres Tempo nehmen, daß dies vor Freude über den kühlenden Luftstrom geschehe. Bald aber wird ihm das Gebahren seines mexikanischen Rassefuchses bedenklich. Das Pferd wendet den Kopf unter furchtsamem Schnauben und Augenfunkeln öfters nach rückwärts, hält dann plötzlich inne, dreht sich um, zieht die Luft durch die weit geöffneten Nüstern ein, wirft sich dann hell aufwiehernd wieder in die vorherige Richtung und rennt, das Packpferd mit sich fortzerrend, im Galopp davon.

Was hat das zu bedeuten? Etwas Gutes jedenfalls nicht. Es muß von Norden her irgend eine Gefahr drohen. Federico mustert im Weiterreiten nach dieser Richtung den Horizont. Noch ist nichts Auffälliges zu bemerken; aber nach wenigen Minuten schon verliert die Linie des Gesichtskreises ihre bisherige Schärfe, und ein grauer Duft, der nach und nach eine dunklere Färbung annimmt, läßt Himmel und Erde ineinander verschwimmen.

„Mein Gott, die Prairie brennt!" ruft der Knabe erschrocken aus. „Unsre Schafe, unsre armen Schafe!"

Um sich selbst hat er keine Angst; ihm ist nur zunächst um die Tiere bange, welche verloren sind und bis auf die Knochen geröstet werden, wenn er sie nicht durch schnelle Flucht zu retten vermag. Er berührt die Flanken seines Pferdes mit den thalergroßen Sporenrädern und fliegt dahin über die Savanne. Auch das kräftige Packpferd weiß, um was es sich handelt, und hält trotz seiner Last mit dem Fuchse gleichen Schritt. Glücklicherweise ist jetzt nicht die trockene Jahreszeit; es hat gestern sogar geregnet und das Gras besitzt Feuchtigkeit genug, den Fortschritt des Brandes so zu hemmen, daß er unmöglich die Schnelligkeit eines Reiters erreichen kann.

Als Federico nach einiger Zeit wieder zurückblickt, bildet der Horizont wieder wie vorher eine scharfe Linie. Dennoch läßt er die Pferde laufen, so schnell sie mögen, und schaut mit scharfem Blicke aus, ob er die Herden nicht bald zu Gesicht bekomme. Nach mehr als einer halben Stunde endlich erblickt er weit vor sich einige unbeweglich bei einander stehende dunkle Punkte. Je mehr er sich ihnen nähert, desto deutlicher erkennt er in ihnen Reiter, welche in sorglosem Gespräche bei einander halten. Neben und hinter ihnen ist die Prairie mit grasenden Schafen bedeckt. Auch er ist gesehen worden. Die Gruppe löst sich auf und er hört den freudigen Ruf erschallen:

„Mira, nuestro sennor Federico — schau, unser Señor Friedrich!"

Es sind die Stockmen seines Vaters. Diese Hirten sind gewöhnlich Mexikaner und sprechen lieber spanisch als englisch. Sie wollen ihm entgegenkommen; er aber winkt mit der Hand zurück und ruft dabei:

„Ea, animo, la praderia quema — fort, fort, die Prairie brennt!"

Nach einigen Augenblicken hat er sie erreicht. Sie blicken ihn staunend an, und einer meint verwundert;

„La praderia quema? Esto es la imposibilidad llena — die Prairie brennt? Das ist die reine Unmöglichkeit!"

„Es ist wahr; ich habe es gesehen," versichert der Knabe. „Wo ist mein Vater?"

„Heute früh hinunter nach Camp Hudson geritten."

„So sind wir auf uns allein angewiesen. Schnell fort mit den Schafen, hinüber nach dem Devils-River!"

„In dem sie ersaufen sollen?!"

„Wir treiben sie in den Beaver-Pond, der mit dem Flusse zusammenhängt und so seicht ist, daß das Wasser den Tieren nicht bis an die Nasen geht. Aber rasch, schnell, sonst ist es zu spät!"

Die ganz in Leder gekleideten und mit breitrandigen Sombreros bedeckten Reiter schütteln die Köpfe, bis sie das ängstliche Gebahren des Fuchses bemerken, welcher fort will und nur schnaubend dem haltenden Zügel gehorcht.

„Valgame Dios — Gott stehe mir bei!" ruft da der Erfahrenste unter ihnen. „Es scheint doch wahr zu sein. Nehmt dem Señor das Packpferd ab und macht euch an die Carneros (Leithammel)! Mein Pferd wird auch schon unruhig, das hat schon mehrere Brände erlebt."

Die zwölf Reiter stieben im Nu auseinander, treiben die Böcke durch laute Zurufe an und bearbeiten die Schafe derart mit ihren langen Peitschen, daß die Tausende von Tieren bald in Bewegung kommen. Federico hilft natürlich mit. Die Stockmen jagen hin und her, nach rechts und links, damit die gewaltige Herde zusammenbleibe. So geht es vorwärts unter Locken, Schreien und Peitschenknallen, aber viel, viel zu langsam. Federico mustert sorgenvoll den nördlichen Horizont, an dem jetzt ein breiter Rauchstreifen sichtbar wird. Das Feuer nähert sich schnell. Die Pferde riechen es; sie wollen fort, schneller als die Schafe können, und sind kaum zu bändigen. Aber jetzt bemerken auch die letzteren die Gefahr. Die Carneros stoßen ein ängstliches Blöcken aus und fallen aus dem bisherigen Trab in einen ausgiebigen Galopp; die Masse der Schafe folgt gehorsam hinter ihnen.

Aber das Feuer ist schneller als die Herde, hinter welcher jetzt breite, dicke Rauchschwaden sichtbar werden. Der Himmel verbirgt sich hinter schwarzem Qualm; der sich erhebende Wind bringt einen scharfen, brenzlichen Geruch getragen, und nun sind auch die Flammen zu sehen, welche sich in dem durch die Hitze versengten Grase rasch vorwärts fressen. Reb- und Prairiehühner und wilde Puter fliegen vor der Herde auf; geängstigte Hirsche schießen an ihr vorüber; ganze Familien von Mulehasen rennen dahin, und Scharen wilder Tauben schwirren durch die Luft, der immer höher steigenden Rauchsäule voran.

Die Stockmen verdoppeln ihre Anstrengung. Jetzt ist das Knistern des Feuers zu hören, und das treibt die Schafe zur größten Eile an; sie gehorchen nicht mehr der Peitsche, sondern sie folgen dem eigenen Erhaltungstriebe, indem sie nicht mehr laufen, sondern sich förmlich vorwärts stürzen. Viele werden erdrückt, andre ermüden und bleiben zurück, eine sichere Beute des Feuers. Bald ist dasselbe so weit herangerückt, daß die Reiter die Hitze desselben durch die Kleider fühlen; in höchstens zehn Minuten ist die Herde verloren und der Ranchero zum armen Manne geworden. Aber da zeigt sich in der Fluchtrichtung ein dunkler Strich; das müssen Bäume sein.

„El rio, el rio; alli está el Beaver-Pond — der Fluß, der Fluß; da ist der Biberteich!" rufen die Stockmen.

Ihre Peitschen und die eigene Todesangst treiben die Schafe zur Anstrengung der letzten Kräfte. Links liegt der Fluß, an dessen Ufer Bäume stehen; rechts erblickt man eine breite, seeartige Wasserfläche, in welche sich die Schafe stürzen, um von den Hirten noch weiter, viel weiter hineingetrieben zu werden. Die Rettung ist gelungen und das Wasser so seicht, daß die Tiere nicht ertrinken können. Jetzt hat das Feuer das Ufer erreicht und frißt sich an demselben weiter. Hirten und Schafe sind von dichtem Rauche umgeben, der das Atmen fast unmöglich macht. Die Hitze ist so groß geworden, daß die Stockmen absteigen und sich in das Wasser legen. Schafe und Pferde verhalten sich ruhig; sie fühlen, daß sie hier sicher sind.

Nach einer langen, langen Viertelstunde endlich verliert sich der Rauch; der Blick wird frei, und man kann die weite Prairie wieder vor sich liegen sehen, schwarz gebrannt. Nach wieder einer Viertelstunde ist die Erde so weit abgekühlt, daß die Schafe aus dem Wasser getrieben werden können; sie legen sich nieder, um von der rasenden Flucht auszuruhen; später sollen sie durch eine Furt an das jenseitige Flußufer gebracht werden, zu dem das Feuer nicht zu dringen vermochte und wo es also Gras zur Weide gibt. Das Packpferd wird entlastet, und die Stockmen entschädigen sich für die ausgestandene Angst und Anstrengung an dem reichlichen Proviant, den Federico aus Fort Terrel mitgebracht hat. Natürlich ist der Prairiebrand der ausschließliche Gegenstand der dabei geführten Unterhaltung. Es sind einige hundert Schafe, namentlich Lämmer, verloren gegangen; das zählt aber wenig gegen die tausende, welche gerettet worden sind. Dem in der Prairie liegenden Rancho hat das Feuer nichts schaden können, da derselbe von einem Yermo, einem sehr breiten, vegetationslosen Ringe umgeben ist, über den der Brand nicht greifen kann.

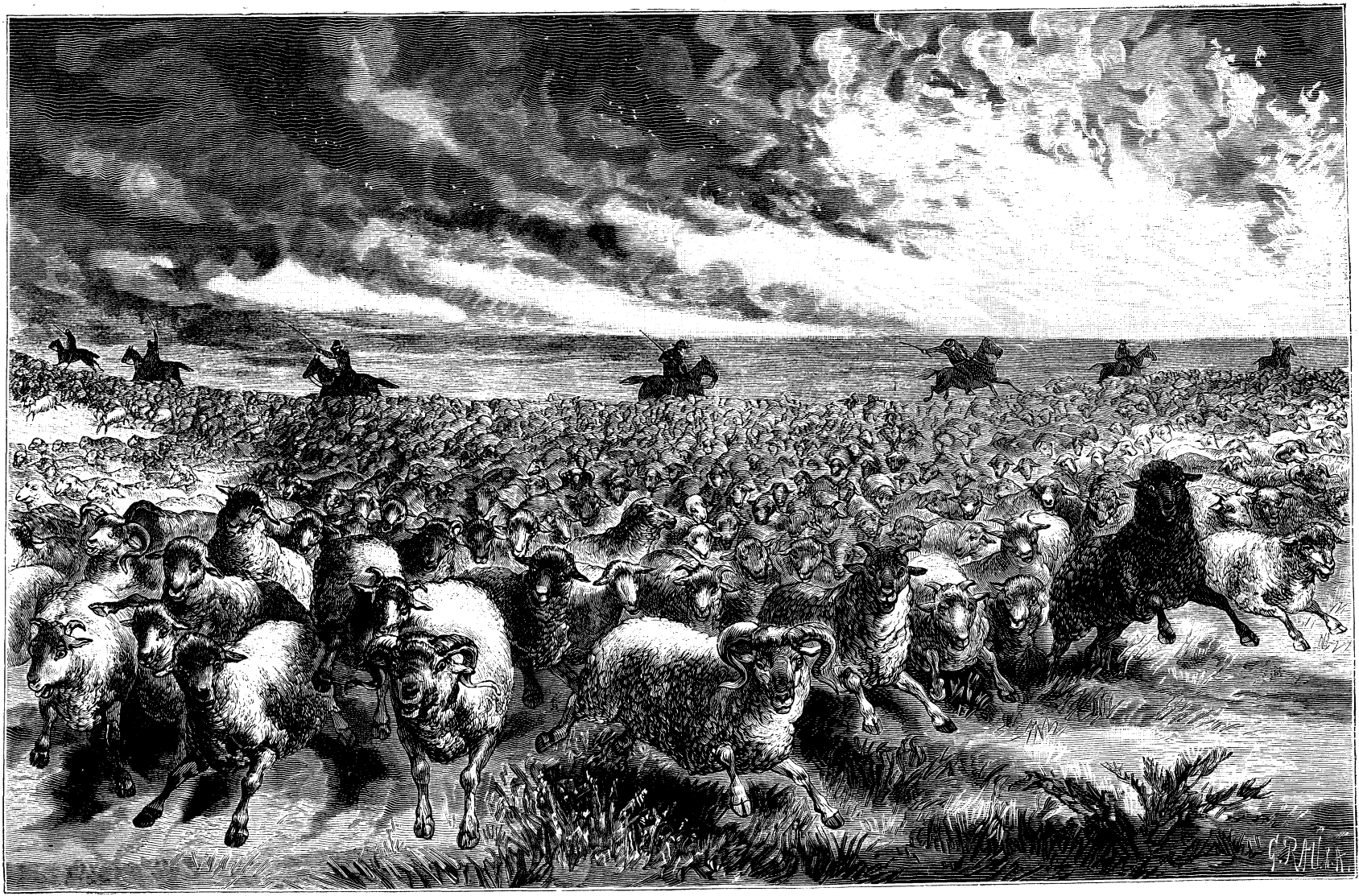
Gegen Abend sieht man einen Reiter heransprengen, es ist der Ranchero Urban, Federicos Vater. Er sucht den Beaver-Pond als den einzigen Ort auf, an dem er seine Leute und Schafe finden kann, falls sie sich gerettet haben. Welche Freude, als er sie erblickt und dazu den Sohn, den er auf der Heimkehr wußte und also auch vom Feuer überrascht glaubte! Er drückt ihn an das Herz und wiederholt im väterlichen Stolze die Umarmung, als ihm der alte Hirt den Hergang erzählt und dann hinzugefügt hat:

„Habriamos sido los perdidos, somos dendor à sennor Federico de nuestra vida — wir würden verloren gewesen sein und haben dem Señor Friedrich unser Leben zu verdanken."

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Die biederen, blondhaarigen Menschen waren aus den ärmlichen Verhältnissen in der Heimat mit großen Hoffnungen in die neue Welt hinübergetreten, hatten aber in den östlichen Staaten bereits trübe Erfahrungen gemacht, bis sie endlich von dem Aufruf meines Vaters hörten. So überaus zufriedenstellende Verhältnisse hatten sie sich wohl nicht träumen lassen; es



— „Die Stockmen verdoppeln ihre Anstrengung. Jetzt ist schon das Knistern des Feuers zu hören!“ —

fehlte ihnen wirklich an nichts, wonach sie vernünftigerweise Verlangen tragen konnten. Oestlich von der Faktorei, von dieser wohl eine englische Meile, voneinander je eine halbe Meile entfernt, lagen, eine gerade Linie bildend, die vier Gehöfte mitten in ihren Aeckern; bald waren schmucke Bauernhäuser, feste Stallungen und Scheunen erbaut, Aussaat und Ernte in vollem Gange. Knut Lindholm, Sämund Lundquist, Nils Nilsen und Snorri Liljenström waren die Häupter der Familien, welche mit Kindern sehr verschiedenen Alters bei uns eintrafen.

Mein Vater gewann sehr durch den Zuzug dieser fleißigen und nüchternen Landleute; namentlich hatte er den Vorteil, daß er nun selber mehr Ländereien unter den Pflug nehmen konnte, da die schwedischen Bauern sich förmlich dazu drängten, Taglöhnerarbeit bei ihm zu verrichten. Zum Dank dafür nahm er sich der jungen Kolonie wie ein wirklicher Vater an. Er baute ein Schulhaus und eine kleine Kapelle, er ließ eine Lehrerin kommen, welche die Kinder in der englischen Sprache, im Lesen, Schreiben, Rechnen, die Mädchen auch in Handarbeiten unterrichten und an bestimmten Tagen Andachtsstunde in der Kapelle halten mußte.

Noch ein andrer Ansiedler fand sich bei uns ein, wenigstens als Gast für einige Monate des Jahres. Sir Macdonald Anderton, ein reichbegüterter Grundbesitzer aus dem Staate Ohio, über dessen Vergangenheit wir erst später Näheres erfuhren, hatte den sonderbaren Entschluß gefaßt, die einsame Wildnis aufzusuchen und dort einen Theil des Jahres zu leben. Die sich westlich vom Yellow Fork ausdehnenden Wälder, Prairien und Berge schienen ihm alle Bedingungen zu erfüllen, welche er an den geplanten Wohnsitz stellte. Gleich bei seinem ersten Besuche auf unsrer Faktorei hatte Sir Macdonald, welcher ein leidenschaftlicher Jäger war, so viel Wild und Raubwild oder doch wenigstens Spuren von dem Vorhandensein dieser Tiere angetroffen, daß die Gründung eines Domizils in unsrer Nähe bei ihm außer Frage stand.

Es war gegen Ende des Winters, als ein stattlicher Reiter auf hochedlem Roß vor unsrem Gehöfte hielt; zwei Diener in schmucker Livree begleiteten ihn. Niemals vergesse ich den ersten Eindruck, den der vornehme Herr auf mich, den Sohn der Wildnis, machte, niemals den auffallenden Widerspruch, welcher zwischen den edlen Zügen seines feingeschnittenen Gesichtes und der Art und Form seiner Kleidung bestand. Eine Pelzmütze bedeckte das halblang geschnittene weiße Haar, ein kurzer Pelz, mit dem Rauchwerk nach innen, den Oberkörper; die Beine steckten in ledernen Beinkleidern und die Füße in absatzlosen Pelzschuhen.

So hatte ich mir in meiner Knabenphantasie wohl die Erscheinung der Trapper gedacht, von denen viele der mir zu Gesicht gekommenen Bücher handelten, und doch stimmte das Bild, welches ich mir von jenen halbwilden Jägern entworfen hatte, wiederum gar nicht mit der hohen und schlanken Figur, welche nun zu meinem Staunen vor mir stand und nach dem Obersten Carroll fragte. Keine Spur von Wildheit oder gar Roheit, Eigenschaften, welche mir von dem wirklichen Trapper unzertrennlich schienen, lag in dem klugen, lebhaften und sanften Auge, gründliche Bildung sprach sich in Worten und Haltung aus. Mir war's, als steckte in der Hülle ein andres Wesen, als diejenigen zu sein pflegen, welche sich sonst wie ein Lederstrumpf kleiden. Uebrigens machte die einfache Kleidung einen recht eleganten Eindruck und schien mir viel zu kostbar für den Zweck, welchem sie dienen sollte. Damals wurde ich mir nicht klar darüber, warum mir diese Erscheinung so besonders auffiel und wohlgefiel; ich staunte nur und trug ein heftiges Verlangen, diesem nie gesehenen Manne näher zu treten. Heute, wo ich mit vollem Bewußtsein auf jene Zeit zurückblicke, begreife ich nicht nur den Unterschied sehr gut, welcher zwischen den abenteuerlichen Trappergestalten und diesem unerwarteten Besucher unsrer Faktorei bestehen mußte, sondern kann mir auch den hohen Grad von Achtung und Zuneigung erklären, den ich diesem Fremden gegenüber unwillkürlich empfand.

Sir Macdonald bat um die Erlaubnis die Gegend zu durchstreifen, und mein Vater begleitete ihn; ich erhielt zu meinem lebhaften Bedauern den Wink, daheim zu bleiben. Spät am Nachmittage trafen die beiden Herren wieder ein und zogen sich für kurze Zeit auf meines Vaters Stube zurück. Sir Macdonald nahm mit Miß Bridget und uns Kindern gemeinsam das Abendessen an dem Familientische ein, war freundlich, ohne gesprächig zu sein, und schenkte namentlich uns halberwachsenen Kindern nur geringe Aufmerksamkeit. Miß Bridget und wir waren gleich gespannt zu erfahren, was der fremde Herr in dem auffallenden Jagdkostüm auf der Faktorei zu suchen habe, zumal uns sonst in den kleinen Verhältnissen nichts unbekannt blieb; doch wir mußten unsre Neugier bekämpfen, weil mein Vater und der fremde Herr nicht von dem zwischen ihnen getroffenen Abkommen sprachen. Als der im Pelz steckende Reiter spät abends wieder mit seinen Dienern davongesprengt war, erzählte mein Vater uns, daß Sir Macdonald Anderton wahrscheinlich bald in unsre Nähe ziehen würde. Im dichtesten Walde, wohl zwanzig Minuten jenseits des Yellow Fork, dicht neben dem West Fork habe sich der Fremde einen Platz zum Aufbau einer Hütte ausersehen und gedenke dort im Sommer und im Winter je zwei Monate der Jagd obzuliegen.

Ich konnte die Zeit kaum erwarten, bis der angekündigte neue Nachbar eintraf, und wunderte mich, daß nicht längst mit dem Bau der Hütte begonnen wurde. Endlich sollte mein Wunsch erfüllt werden, beinahe schneller als mir lieb war; denn der Beginn und die Vollendung der Arbeit fielen auf denselben Tag. Anfang Juni fuhren fünf bis sechs hochbeladene Wagen auf der Landstraße daher und hielten der Fähre gegenüber am Ufer des Yellow Fork. Sie brachten die bis Denver City mit der Bahn beförderten Materialien zum Bau des Waldhauses, fertig zugerichtete Balken, Bretter, Fenster, Thüren und Mauersteine. Zimmerleute und Maurer waren gleich mitgekommen. Hinter Bäumen versteckt, sah ich aus der Entfernung zu, wie schnell das Gebälk aufgerichtet und aneinandergefügt, das Bretterdach aufgenagelt und mit Asphaltpappe verkleidet wurde. In wenigen Stunden stand das Gerüst des Fachwerkbaues fix und fertig da, und die Maurer begannen die Hohlräume zwischen den Sparren und Riegeln mit gebrannten Steinen auszufüllen, zu deren Verbindung sie sich in Ermangelung von Kalk des in nächster Nähe gegrabenen Lehms bedienten. Ehe die Sonne unterging, waren auch Thüren und Fenster eingehängt, und die Werkleute konnten mit den leeren Wagen nach Denver City zurückkehren. Nur ein Diener blieb bei Sir Macdonald, um diesem nächsten Tages bei der Einrichtung des Inneren behilflich zu sein. Herr und Diener verbrachten die Nacht bei uns auf der Faktorei, kamen aber so spät und verließen unser Haus

am nächsten Morgen so früh, daß ich keinen von ihnen sah.

Mein Vater hatte mir eingeschärft, daß ich den fremden Herrn nicht stören dürfe; derselbe wünsche vor allen Dingen allein zu bleiben und habe sich jeden Besuch in seiner Hütte verbeten. Doch brauche ich darum die Streifereien durch den Wald nicht aufzugeben; ich solle nur die nächste Umgebung der Hütte meiden, um Sir Macdonald nicht lästig zu fallen.

Wie bitter hatte ich mich in meinen Erwartungen getäuscht. In meinem knabenhaften Uebermute hatte ich mir eingebildet, daß der vornehme Herr mich, den erfahrenen und ortskundigen Quincy, gar nicht entbehren könnte, wenn er sich mit der Jagd beschäftigen wollte. Ich kannte ja alle Lieblingsplätze des Wildes, ihre Wechsel und Baue, ich fand mich in dem dichtesten Walde zurecht. All meine Hoffnungen waren eitel gewesen, daß ich an der Seite dieses Sir Macdonald womöglich jeden Tag interessante Abenteuer erleben würde. Der Herr gebrauchte mich nicht, er genügte sich selbst und mochte nicht einmal, daß sich ein andrer Mensch, also auch ich nicht, in der Nähe seiner Jagdhütte blicken ließe. Hätte er um deine Großthaten gehört, sagte ich mir, so würde er sich wohl um dich kümmern.

Der einzige Diener, den Sir Macdonald anfangs zurückbehalten hatte, war schon am Abend des zweiten Tages gleichfalls heimgeschickt, und der vor keiner Gefahr zurückschreckende Jäger bewohnte mit zwei Pferden und vier gewaltigen Hunden das Jagdschloß wirklich ganz allein. Vor gelegentlichen Ueberfällen der Indianer hatte mein Vater den Herrn gewarnt, dadurch aber keinen Eindruck auf ihn hervorgerufen; seine vier Hunde und die trefflichen Feuerwaffen schienen ihm ein ausreichender Schutz. Swen, der fünfzehnjährige Sohn unsres Kleinfarmers Knut Lindholm, war von dem einsiedlerischen Jäger in Dienst genommen, doch nur für eine einzige Morgenstunde. Dann holte der Bursche Futter für die Pferde von dem Boden herab, Wasser aus dem nahen West Fork, reinigte den Pferdestall, spaltete Holz für den Küchenherd, im Winter auch für den Ofen, holte vielleicht Milch, Butter oder Eier von unsrer Faktorei und war alsdann mit seinen Pflichten fertig. O, wie beneidete ich den glücklichen Swen, wie gern hätte ich umsonst diese Dienste verrichtet, um nur einen Blick in das geheimnisvolle Innere dieses Waldschlosses zu thun!

Swen Lindholm, mir schon vorher als braver und offener Bursche lieb und wert, hatte sich nun meiner besonderen Auszeichnung zu erfreuen. Ich paßte ihm morgens auf, wenn er sein väterliches Haus verließ, um dem Einsiedler aufzuwarten, und begleitete ihn nach Verrichtung seiner Dienste wieder zurück. Da mußte mir der einfache Bursche dann mit aller Ausführlichkeit erzählen, wie es drinnen in dem Hause aussähe.

Nach Swens Bericht zerfiel dasselbe in zwei Teile; der eine Raum diente dem Herrn als Wohnstube, Schlafstube und Küche, der andre, durch eine Thüre mit dem Wohnraum verbunden, wurde als Pferdestall benutzt. In der Wohnstube sollte es recht einfach aussehen. Die Wände waren nicht verputzt, der Fußboden nicht gedielt, sondern mit Mauersteinen abgelegt und diese mit gegerbten Fellen von Eisbären, schwarzen und braunen Bären, Renntieren, Wölfen und Panthern bedeckt. Ein gewaltiger Holzklotz für Küchenzwecke, ein Tisch, ein Brettstuhl, ein Schrank, eine Kiste und eine eiserne Bettstelle machten das Mobiliar der Stube aus. Ein eiserner Ofen und ein ebensolcher Kochherd standen der Eingangsthüre gegenüber; Kochtöpfe und Pfannen hingen daneben; ein paar Schüsseln, Teller und Tassen fanden auf einer Borte Platz. Die Wände waren mit allerlei Waffen, Fanggeräten und Werkzeugen behängt; eine einfache Lampe stand auf dem Tisch und eine große Weckuhr hing dem Bette gegenüber an der Wand. Damit war die Schilderung Swens vollendet.

Den Bewohner selbst traf der Bursche selten zu Hause, wenn er kam. Sir Macdonald war dann bereits auf die Jagd gegangen, hatte aber vorher noch das einfache Bett wieder in Ordnung gebracht und das beim Frühmahl benutzte Geschirr gereinigt. Welch ein sonderbarer Herr! dachte ich bei mir. Er könnte es so bequem und gemütlich haben, und thut doch alles allein, bedarf für seine Person fast gar keine Hilfe. Wären die Pferde nicht da, so war ich fest überzeugt, daß Sir Macdonald auch den schwedischen Burschen nicht nötig hätte.

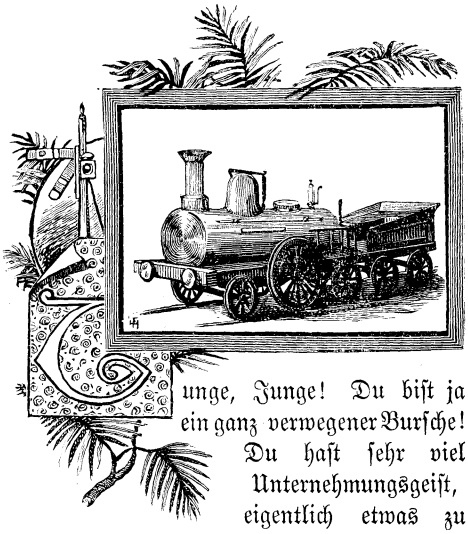
Zwei Monate vergingen, ohne daß ich mich dem Jäger zu nähern vermocht hätte. Häufig hörte ich den Knall einer Büchse in unsern Wäldern und wußte wohl, wer der Schütze sei, hatte aber nicht das Glück, ihm selber zu begegnen. Harriet, die sparsame Haushälterin, war sehr erfreut über die häufigen Braten, welche Swen Lindholm im Auftrage des Sir Macdonald auf der Faktorei einlieferte, und mußte einen großen Teil davon nach Smithfield schicken, weil wir die Jagdbeute nicht allein vertilgen konnten. Nach Ablauf von vierzehn Tagen traf immer ein berittener Diener mit einem Packpferd an der Leine bei Sir Macdonald ein, wohl um reine Wäsche zu bringen, wie ich dachte; derselbe ritt sofort wieder nach Denver City zurück, meist ohne seinen Herrn gesprochen zu haben. Die inzwischen geschriebenen Briefe lagen zur Weiterbeförderung fertig auf dem Tisch, ebenso die schriftlichen Aufträge für den Diener.

Ende Juli sprach Sir Macdonald zum erstenmal wieder in unsrer Faktorei vor, diesmal, um Abschied von meinem Vater zu nehmen. Zwei mächtige Bluthunde begleiteten ihn; er hatte sie mitgebracht, weil er sie meinem Vater zum Geschenk anbieten wollte, und freute sich sichtlich, daß er ihm damit eine Freude bereiten konnte. Am nächsten Tage war unser Gast mit seinen tierischen Begleitern verschwunden; zwei Diener hatten ihn, wie Swen mir erzählte, abgeholt. Auf den ausdrücklichen Wunsch des Bewohners blieb die Hütte mit all ihrem Inhalt unverschlossen; ich hätte hineingehen können, wenn mich nicht die Rücksicht auf die Wünsche des Besitzers, obwohl derselbe jetzt abwesend war, zurückgehalten hätte. Was nicht ist, kann noch werden — sagte ich mir. Vielleicht kommt der Zufall dir gelegentlich zur Hilfe; du mußt Sir Macdonald noch näher treten.

Auch Charles Knox konnte gar nicht begreifen, daß Sir Macdonald ohne mich fertig würde; er war gleich mir gewaltig für unsern rätselhaften Gast eingenommen und wollte bei jedem Zusammentreffen mit mir etwas Neues von jenem wissen. Ach, ich sah ja den Bewohner des Jagdschlosses kaum, meine Freunde kannten ihn besser als ich. Mehrfach schon war Sir Macdonald, welcher natürlich im Sommer nicht die Pelzkleider trug, sondern ein enganschließendes leinenes Wams, ebensolche Beinkleider, Zeugschuhe und einen breiten Schlapphut, bei der Familie Knox abgestiegen, wenn sein Spazierritt ihn in die Gegend der Indianeragentur führte, und hatte dort zu essen und Futter für sein Pferd verlangt. Auch Ive und Frank Sanford, welche weit nördlich von uns wohnten,

kannten den vornehmen Jäger aus wiederholter Begegnung, denn dieser dehnte seine Streifereien zu Pferde bis zu ihnen aus. Ich, der nächste Nachbar, mußte hinter ihnen allen zurückstehen; für seine Umgebung schien Sir Macdonald unnahbar zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Wie baut man eine Lokomotive?



unge, Junge! Du bist ja ein ganz verwegener Bursche! Du hast sehr viel Unternehmungsgeist, eigentlich etwas zu viel, und ich werde dir daher wohl oder übel zugleich mit meiner Darstellung einen kleinen Dämpfer aufsetzen müssen. Selbst willst du dir eine Lokomotive bauen? Das ist wie gesagt kühn, sehr kühn! Aber gut, ich will dir den Willen thun, nur mußt du dir den Gedanken aus dem Kopfe schlagen, daß du das Werk allein, ohne Beihilfe, zu stande bringst. Auch muß ich dich darauf aufmerksam machen, daß du ungefähr ein halbes Jahr würdest zu thun haben; jedenfalls bringst du es nicht in so kurzer Zeit zu stande, wie die Lokomotivfabrik von Baldwin in Philadelphia, die neulich binnen 24 Stunden eine Lokomotive ganz neu fix und fertig hergestellt hat.

Wenn du übrigens, was ich stark vermute, glaubst, daß eine Maschinenfabrik alle zu einer Maschine und gar einer Lokomotive erforderlichen Teile selbst anfertigt, so bist du auch in dieser Hinsicht sehr im Irrtum. Eine solche Fabrik müßte im allergrößten Maßstabe angelegt sein, sie müßte außer der Gießerei ein Stahlwerk, ein Walzwerk, eine Kesselschmiede, eine Armaturenfabrik besitzen und dann würde sie doch vielleicht nicht mit Maschinenfabriken konkurrieren können, die Bleche, Stahlstangen, Federn, Räder, Kessel, Armaturen von Werken beziehen, deren Specialität es ist, solche Gegenstände herzustellen und daher im stande sind, solche in zugleich tadelloser Beschaffenheit und zu billigem Preise zu liefern. Die Hauptaufgabe einer Maschinenfabrik besteht also darin, die Maschine aus ihren Teilen, die sie freilich noch zu justieren, zu einander genau passend zu machen und durch Zwischenglieder zu verbinden hat, zusammenzustellen, so zusammenzustellen, daß sie auch betriebs- und vor allen Dingen so leistungsfähig ist, wie der Besteller es vorgeschrieben hat, andernfalls dieser die Annahme der Maschine verweigert.

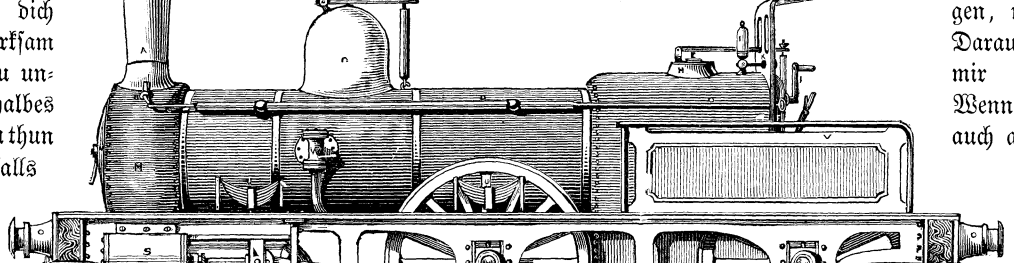
In diesem Zusammenstellen wird auch deine Hauptthätigkeit bestehen, denn du wirst dir doch nicht einbilden, einen Dampfcylinder, oder einen Röhrenkessel, oder ein Ventil, Speisepumpe u. s. w. eigenhändig herstellen zu können, ohne vorher einen mehrjährigen theoretischen Unterricht und eine ebenso lange Praxis durchgemacht zu haben.

Nun, mein Junge, ich sehe dir am Gesicht an, daß der Dämpfer gewirkt hat; aber er war notwendig. Uebrigens, du brauchst deshalb den Mut nicht sinken zu lassen, wie ich die Sache einleite, wird es schon gehen.

Deshalb führst du mich auf die Gewerbeschule, Onkel?

Nein und ja, mein Junge. Du sollst hier keinen wirklichen Kursus durchmachen, wir begeben uns nur auf den Modellsaal, denn etwas Theorie muß der Praxis freilich vorausgehen. So, nur herein, ich habe hier stets freien Zutritt und gleich ans Werk. Wir müssen uns zunächst an diesem Modell die Zusammensetzung einer Lokomotive und ihrer Thätigkeiten vollständig klar machen, sie zu diesem Zweck in ihre einzelne Teile zerlegen, diese kennen lernen und die Maschine dann wieder zusammenstellen. Morgen gehen wir wieder hieher und nachdem wir die Uebung noch einige Male wiederholt haben, wirst du sie selbständig ohne meine Beihilfe, natürlich aber in meiner Gegenwart wiederholen. Die Praxis kann erst beginnen, nachdem du im Auseinandernehmen und Wiederzusammensetzen — im Demontieren und Montieren — die nötige Fertigkeit erlangt hast. Ich werde inzwischen mit dem Direktor der Maschinenfabrik sprechen, daß er dir einen geschickten Arbeiter zur Verfügung stellt und, soweit ich dazu die Zeit nicht habe, sich selber auch etwas der Sache annimmt. Du wirst einsehen, daß es nicht anders zu machen ist, denn eine Lokomotive ist eben etwas mehr wie ein Mühlrädchen oder eine Armbrust. Im übrigen wünsche ich dir besten Erfolg.

Ich werde also für diese Zeit vollständiger Fabrikarbeiter werden, Onkel, mit Bluse und Schurzfell, schwarzen Händen und schwarzem Gesicht. O wie freue ich mich schon auf diese Zeit! Freilich meine Schwestern werden sich dann noch mehr lustig über mich machen, als bisher, wegen meiner groben Hantierungen, wie sie sagen. Daraus mache ich mir aber nichts. Wenn nur Papa mir auch alles bewilligt, denn es wird doch bedeutende Unkosten geben, da ich außer meinem Arbeitsanzug doch den mir beigegebenen Arbeiter werde bezahlen müssen?

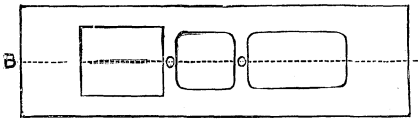


Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 1. Gesamtansicht einer solchen.

Allerdings und außerdem noch ein bißchen mehr für die anzuschaffenden Maschinenteile und das von der Fabrik zu liefernde Material. Aber mach' dir des-

halb kein Kopfzerbrechen, dafür laß nur mich sorgen, ich werde Papa schon herumzukriegen wissen. Freilich, wenn du ihm die Sache ganz unvorbereitet vortrügest, so würde er vielleicht ungläubig den Kopf schütteln. Ich werde ihm die Geschichte aber schon klar machen.

Doch zur Sache! Wir haben also das Modell einer vollständigen Lokomotive vor uns (Fig. 1). Das erste, was wir zu thun haben, ist, die Namen der einzelnen Bestandteile kennen zu lernen, oder doch uns zu wiederholen, denn verschiedene weißt du ja schon. Es ist A der Schornstein oder Kamin; B ein unten in denselben einmündendes Dampfrohr, das dazu dient, den Zug des Kamins und damit die Wirkung des Feuers zu verstärken. Es lauft durch CD, eine am Kessel befestigte hohe Geländerstange und endet in E, einen Handgriff zur Regulierung des Dampfes. G ist der dem Kessel aufgesetzte Dampfdom, in welchem sich der Dampf ansammelt und in der später zu beschreibenden Weise von dort seinen Weg nach den Cylindern nimmt; H das vorne auf dem Kessel angebrachte Sicherheitsventil, das bei zu starker Dampfspannung Meldung macht; J rechts daneben die Dampfpfeife zum Abgeben der Abfahrt- und Ankunftsignale; K die Wetterschutzwand, die mit zwei verglasten Gucklöchern versehen ist und gewöhnlich mit einem Wetterdach in Verbindung steht; L der Dampfhebel des Sicherheitsventils H; M die unter dem Kamin befindliche Rauchkammer, worin die Feuergase und der verbrauchte Dampf ausströmen; NO die Puffer; P der Schienenräumer; Q eines der Laufräder; RR Treibräder; S einer der Dampfcylinder mit der einerseits in einem Schlitten, andrerseits in einem Scharnier endenden Kolbenstange. Das Scharnier verbindet letztere mit der Bleuelstange, die wiederum durch Scharnier mit der Räderverkuppelung T und den Räderkurbeln verbunden ist; UU sind die Federn nebst Trägern, die auf den Achselagern ruhen und die Bestimmung haben, die denselben mitgeteilten Stöße beziehungsweise Erschütterungen möglichst aufzuheben und unschädlich zu machen; V ist der Dampfhebel, bei dessen Zurücklegung der Dampfschieber geöffnet wird, die daneben befindliche Kurbel ist die Dampfsteuerung;

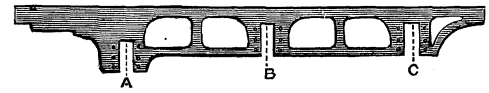


Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 2. Die Platte des Rahmens.

W ist das mit Kugelventil versehene Rohr, durch welches während des Betriebes Wasser in den Kessel gepreßt werden kann; X ist der Kranen, wodurch das verbrauchte Wasser abgelassen werden kann und Y der Kasten, der die Asche der Feuerung aufnimmt.

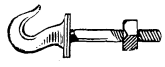
Nimm nun dein Notizbuch zur Hand. Wir werden von jedem Stück und Teil der Maschine die genauen Maße nehmen, das ist eine Arbeit, die ganz unerläßlich ist, denn später wirst du auch die Zeichnungen dieser Teile anzufertigen haben. Zunächst also die ganz allgemeinen Maße der Maschine! Hebe den Kessel vom Rahmen ab, dann haben wir die beiden Hauptbestandteile vor uns.

Die Grundlage des Rahmens ist eine durchbrochene stählerne Platte (Fig. 2), denen zu beiden Längsseiten zwei ebenfalls durchbrochene Platten angefügt werden (Fig. 3), deren Einschnitte bei A, B und C für die drei Räderachsen bestimmt sind. An der Hinterseite der Grundplatte wird bei B der Haken (Fig. 3a) eingeschraubt, der die Lokomotive mit dem Tender (Fig. 4) verbindet, der, wie du weißt, das Brennmaterial und nebenbei in dem dem Kasten sich anschließenden Hohlraum einen Wasservorrat enthält, der durch Dampfröhren vorgewärmt werden kann. Es gibt aber auch Lokomotiven, deren Konstruktion mit dem Tender zu einem Ganzen verbunden ist, sogenannte Tenderlokomotiven.



Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 3. Seitenplatte des Rahmens.

An den vier Ecken der Rahmenplatte werden die Puffer (Fig. 5) befestigt, Vorrichtungen, welche die beim Betrieb unvermeidlichen horizontalen Stöße so abschwächen sollen und abschwächen, daß die Maschine davon möglichst wenig leidet. Die Figur rechts ist die Platte, auf den der eigentliche, links davon abgebildete Apparat festgeschraubt wird. Derselbe besteht aus einer äußern Hülse A, in welcher eine verschiebbare Hülse C steckt. Letztere endet vorne in einem Kopf, in welchem ein Stift eingeschraubt ist, um den sich eine ungewöhnlich starke Spiralfeder windet. Am hinteren Ende geht der Stift durch eine Platte, die gleichzeitig den Endpunkt der Spirale bildet. Erfolgt nun ein Stoß auf den Kopf, so schiebt sich die Hülse C in die Hülse A, wobei die Feder zusammengedrückt wird und dabei den erforderlichen Widerstand leistet und somit die Gewalt des Stoßes bricht. Zur Verstärkung der Rückwirkung sind an der Rückseite außerdem noch Gummiplatten angebracht. (Fortsetzung folgt.)


Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 3a. Kuppelungshaken.

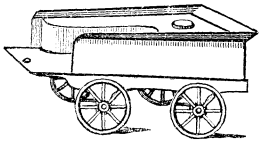
Der zerschnittene und wieder hergestellte Faden.

Schneide in der Länge von 30 cm, oder etwas mehr, einen baumwollenen oder leinenen Faden ab, rolle oder schiebe denselben zu einem kleinen erbsengroßen Ballen zusammen, so daß du denselben zwischen den Spitzen des Zeigefingers und Daumens leicht verbergen kannst. Alsdann nimm erneut das Ende von dem übrigen Faden ebenfalls zwischen diese Fingerspitzen und führe denselben mit der rechten Hand so weit, daß er die Länge des verborgen gehaltenen Fadenstückchens erreicht. Hier lasse ihn abschneiden, ergreife das herabhängende Ende in gleicher Weise mit den Fingerspitzen der rechten Hand und lasse einen andern den ausgestreckten Faden in der Mitte durchschneiden. Erneut fasse, wie anfänglich beschrieben, die entstandenen Enden wiederum in derselben Weise, lasse auch diese durchschneiden und fahre damit fort, bis schließlich der ganze Faden in etwa 5 cm lange Stücke zerschnitten ist. Jetzt schiebe diese angesichts der Zuschauer allmählich so zusammen, daß du schließlich die Fingerspitzen der beiden Hände in Berührung bringst, welchen Zielpunkt du zu benutzen hast, bei langsamem Hin- und Herbewegen der Finger die zusammengedrückten Enden, auf welche du zur Ablenkung noch fortwährend bläst, mit dem zwischen den Fingerspitzen der linken Hand gehaltenen ganzen Faden zu vertauschen. Unter fortwährendem Blasen und Zupfen suchst du denselben auseinander zu ziehen und präsentierst ihn als wieder hergestellt. Die kurzen Enden hast du alsdann, natürlich vorsichtig, zu beseitigen.

Schanzenstürmen.

Ein Spiel im Freien.

Findet sich irgendwo eine kleine Erderhöhung mit steilen Abhängen, so ist dies für eine muntere Knabenschar ein sehr willkommener Platz, weil hier sich trefflich „Schanzenstürmen" läßt; sonst genügt auch eine Grabenböschung, wenn diese nur halbkreisförmig oder in annähernd rechtem Winkel gebrochen ist. Die Knabenschar teilt sich; die eine Hälfte übernimmt die Verteidigung der Schanze, die andre deren Erstürmung. Den Verteidigern ist es während des Kampfes nicht erlaubt, den schützenden Wall zu verlassen; werden sie unten

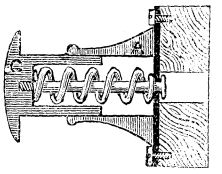


Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 4. Tender.

betroffen, so sind sie gefangen und dürfen während der Dauer des Spiels nicht weiter teilnehmen. Von den Stürmenden gelten diejenigen für gefangen, welche innerhalb des feindlichen Lagers überwunden werden. Die Verteidiger dürfen natürlich die Anstürmenden hinabwerfen, dabei aber nur die Hände gebrauchen; die Stürmer andrerseits sollen die Verteidiger, welche sie hinabziehen oder hinabstoßen und dadurch zu Gefangenen machen wollen, nicht an den Beinen, sondern erst oberhalb der Hüften packen, müssen also beinahe die Höhe des Walls erstiegen haben, um das Handgemenge zu beginnen. Das Spiel hat seine Endschaft erreicht, wenn alle Mitglieder der einen Partei gefangen sind und der oder die Sieger unangefochten die Schanze behaupten. Die Rollen wechseln nunmehr, insofern die früheren Stürmer die Verteidigung und die früheren Verteidiger die Erstürmung übernehmen.

Das Zaubercouvert.

Nimm die Hälfte eines Oktavbriefbogens, lege in die Mitte desselben eine Spielkarte und biege den überstehenden weißen Teil des Papieres so über die Karte zusammen, daß du auf diese Weise ein gleichmäßiges Couvert bildest. Alsdann fertige von der zweiten Hälfte ein genau ähnliches Couvert an und klebe beide mit der Rückseite, also da, wo man eine Adresse hinzuschreiben pflegt, genau aneinander und beobachte dabei, daß die Ränder recht glatt gestrichen werden. Umgebe alsdann dies Doppelcouvert mit fünf bis sechs andern einfachen Couverten. Auf diese Weise hast du dir einen kleinen Apparat angefertigt, der zu verschiedenen amüsanten Täuschungen dienen kann.



Wie baut man eine Lokomotive? Fig 5. Puffer.

Legst du z. B. vorher auf die eine Seite des Doppelcouverts eine beliebige Karte, z. B. Karo-As, und umschließest dasselbe mit den übrigen Couverten, jedoch so, daß die Karte sich unterhalb in dem Doppelcouvert befindet, so kannst du, wenn du die insgesamt geschlossenen Couverts herbeibringst, sie öffnen und zeigen, daß das letzte Couvert nichts enthält. Natürlich hast du beim Oeffnen des letzten Couverts darauf Bedacht zu nehmen, daß man die Rückseite desselben nicht zu sehen bekommt. Schließt du jetzt eine beliebig andre Karte, z. B. Treff-Bube, in das Couvert ein, dreheſt dasselbe geschickt um, verschließt es mit den übrigen Couverten, so wird man beim abermaligen Oeffnen finden, daß der Treff-Bube sich in Karo-As verwandelt hat. Soll eine Karte einfach aus dem Couvert verschwinden, so verfährt man in ähnlicher Weise, nur daß man vorher keine Karte in das Doppelcouvert untergebracht hat.

Fertigt man sich zwei solcher Couverte an, so kann man die Karte aus dem einen verschwinden und in dem andern wiederfinden lassen.

Rätsel.

Ich liege Tag und Nacht im Bett,
Kenn' aber keine Ruh',
Bin jederzeit dabei zu sehn,
Und wandre immerzu.

Geographisches Quadraträtsel.

Die in untenstehender Figur eingetragenen Buchstaben sind derartig zu verteilen, daß in den wagerechten Reihen der vier kleineren Quadrate A, B, C und D vier geographische Namen entstehen, deren jeder vier Buchstaben enthält.

	A	A	A	A	A	A	A	A	
	A	A	B	B	B	E	E	E	
A	E	E	E	E	G	G	G	G	C
	G	G	G	H	I	I	I	I	
	I	L	L	L	L	L	L	M	
	N	N	N	N	O	O	O	P	
B	P	R	R	R	R	R	R	S	D
	S	T	T	T	U	U	W	Z	

Diese Wörter sind:

Quadrat A: 1. eine österreichische Hauptstadt; 2. eine Wüste; 3. eine Stadt in der Schweiz; 4. eine belgische Stadt.

Quadrat B: 1. eine russische Stadt; 2. eine italienische Insel; 3. eine österreichische Stadt am Adriatischen Meer; 4. ein russischer Fluß.

Quadrat C: 1. eine Stadt in Tirol; 2. ein Nebenfluß des Rheins; 3. eine Stadt in Oberitalien; 4. ein Nebenfluß des Rheins.

Quadrat D: 1. ein russisches Gebirge; 2. eine Stadt in Böhmen; 3. eine Stadt im österreichischen Alpenlande; 4. eine Stadt in Frankreich.

Ist alles gefunden, so nennen die Diagonalen des großen Quadrats von oben nach unten ein europäisches Land und seine Hauptstadt.

Bilderrätsel.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 4.

„Rheine."

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 4.

Komm Max, iß du's! I mag ka (keine) Nuß.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 4.

„Landwirtschaft."

Fragen und Antworten.

Waldläufer. Macht nichts und wenn auch ein Paar Stiefel mehr im Jahr drauf gehen. Lieber dem Schuster einen Thaler, als dem Apotheker einen Groschen. Frage mal Papa, er wird mit uns einverstanden sein.

Thalia in **Hamburg, Oskar P.** Seht mal zu, ob ihr unter der bei Im. Fr. Wöller in Leipzig erscheinenden Sammlung, betitelt: „Die Jugendbühne“ passende Theaterstücke findet. Ueber eine Weile wird sich auch der „G. K.“ mit einem solchen einstellen und zwar mit einem packenden Sensationsstück, an dem ihr große Freude haben sollt. Hurra!

J. K. Du wünschest eine Karte zu dem Zuge Old Shatterhands nach dem Yellowstone Park? Gut! Wenn wir diesem berühmten Westmann demnächst schreiben, werden wir ihm auch dieses Anliegen vortragen.

M. Lindenmeyer. Unter allen Vögeln, die man in der Häuslichkeit züchten kann, nisten die Prachtfinken am leichtesten, und unter ihnen wiederum ist der Bandfink unter Umständen als einer der besten Heckvögel anzusehen. Du brauchst dem Pärchen bloß einen gewöhnlichen viereckigen Finkenkäfig (Länge 31,4 cm, Höhe 26,2 cm und Tiefe 23,5 cm, lieber aber etwas größer) als Wohnung zu bieten, ausgestattet mit einem im Harzer Bauerchen (von allen Seiten mit Papier verklebt, bis auf das Schlupfloch) befindlichen Korbnest, das mit Leinwand ausgenäht ist; ferner brauchst Du das Pärchen vorläufig nur einfach mit weißer Hirse und Kanariensamen zu füttern. Zum Nestbau bietest Du ihnen allerlei Halme und dünne Reiserchen, dann Agavefasern, Baumwollflöckchen und weiche Federn, und sobald sie zu legen beginnen oder sich längere Zeit im Nest aufhalten, gibst du ihnen auch ein Mischfutter aus angequellten Ameisenpuppen, Eierbrot und ein wenig hartgekochtem geriebenem Hühnerei. Alle nähere Anleitung zu solcher Züchtung findest du in dem „Handbuch für Vogelliebhaber I.“ von Dr. Karl Ruß (die fremdländischen Stubenvögel), das durch jede Buchhandlung für 6 M. 50 Pf. zu beziehen ist.

August D. in **B.** So mir nichts, dir nichts, als Offizier „eintreten“, das gibt es heutzutage nicht mehr. Die Offiziers-Epauletten muß man sich durch Fleiß und Tüchtigkeit redlich verdienen.

B. M.; Untertertianer in **Crefeld.** Das artikelreichste Konversationslexikon ist das Pierersche; es enthält außerdem ein Wörterbuch über die lateinische und griechische und 10 lebende, also im ganzen über 12 Sprachen.

H. M . . . . . k in **B.** Nach Obertertia versetzt worden? Gratulieren!

E. R. Sch. Die höhere Intendantur-Carriere in der deutschen Armee bedingt die Stellung als Premier- oder Sekonde-Lieutenant, mit sechsjähriger Dienstleistung oder die Qualifikation als Gerichtsassessor oder Referendar mit zwei- bis dreijähriger Ausbildung. Besonders talentierte Intendantur-Subalterne werden gleichfalls zugelassen. Die Subaltern-Carriere erheischt die Qualifikation des Zahlmeister-Aspiranten, Alter unter 28 Jahren, mit dem Reifezeugnis der Prima eines (Real)-Gymnasiums ausgestattet.

O. R. in **Dresden.** Ja das ist recht bedauerlich und von eurem „G. K.“ wiederholt gerügt worden. Mit solchen Adressen muß man, ohne ein Wort darüber zu verschwenden, allen und jeden Verkehr abbrechen. Das sind keine Kameraden!

Philatelia. Euer „G. K.“ wünscht euch zu dem Gedanken viel Glück und reichen Markensegen. Aber eingehender kann sich der Vielbeschäftigte mit dieser Sache nicht befassen. Müßt euch an der Hand der vielen Adressen, die allwöchentlich in eurem Leibblatt erscheinen, eben selber forsch ins Zeug legen.

Alfred Schreiber. Blochs Polterabendlexikon; ferner die Polterabendscherze von Wallner, Auer und Ottilie Wildermuth.

Karl Schm. in **W.** Die Beschreibung der Villa „Bärenfett“ hat Master Hobble doch bereits gebracht! Wie kann man nur so was übersehen; schlage schleunigst Seite 397 des dritten Jahrgangs auf.

Fried. Groß, Obertertianer in **Sch.** Wir sollen die eingesendeten Moose bestimmen. Sehr gern! Nr. 1 ist das grünliche Perlmoos (Weisia viridula B.). 3. Das Bäumchenmoos (Climacium dendroides Hed.). 5. Das sparrige Hainmoos (Hylocomium squarrosum L.). 6. Das glänzende Schlafmoos (Hypnum splendens Hedw.). 7. Das becherförmige Goldhaar (Orthotrichum cupulatum Hoff.). 9. Das wacholderblättrige Widerthonmoos (Polytrichum juniperinum Hedw.). Nr. 2, 4 und 8 aber sind Flechten, keine Moose. Nr. 2 ist nämlich die Schildflechte (Pettigera rufescens.). 4. Die Renntierflechte (Cladonia rangiferina L.). 8. Die ausgezackte Becherflechte (Cladonia fimbriata L.). — Ein Hilfsmittel, das Auge des Anfängers für derartige Pflanzenstudien durch Anschauung zu schärfen, sind die Exsicaten und illustrierten Werke über kryptogamische Pflanzen von Gotthold Hahn, Gera, Kanitzscher Verlag. Sendest Du wieder einmal, so sorge für reichlichere und vollkommenere Exemplare. Kameradschaftlichen Gruß!

Nikolaus N. Ueber „Korklandschaften“ findest Du im ersten Jahrgange einen sehr hübschen anleitenden Aufsatz. Die neuerdings beschriebene „Ritterburg als Uhrständer“ fällt übrigens fast auch in dieses Arbeitsgebiet. Gruß freundlich erwidert!

Ph. M. und **Ferdinand B.** Für die Knacknüsse schönen Dank.

Max K. in **Linz.** In Deutsch-Oesterreich gibt es sogar so viele gewerbliche Fachschulen, wie kaum in einem andern Staat. Eine große Anzahl derselben nennt Dir „Spemanns Schatzkästlein des guten Rats“, unter der Rubrik „Berufswahl“. — Der „G. K.“ erinnert Dich an das „Delphische Orakel“? In gewissem Sinne trifft dieser Vergleich freilich zu. Freundlichen Gruß.

Elektriker. Wenn's Deine Sparbüchse erlaubt, so rücke die paar Nickel daran und kaufe ein neues. Alte Säcke, brauchen viele Flecke.

Hugo L. in **B.** Schmetterlingsschränke liefert A. Bau in Berlin, Hermannsplatz 4.

H. S. in **Hamburg.** Die Frage, wie man skelettisiert, läßt sich mit wenigen Zeilen nicht beantworten, dazu bedarf es eines spaltengroßen Artikels, der nicht allzulange ausbleiben wird. — Hans, Abkürzung von Johannes (hebräisch) = der Huldreiche, das Geschenk Gottes, das Gnadenkind; Julius (griech.-lat.) = der Milchhaarige, der Jüngling; Albert (altdeutsch) = der durch Adel glänzende, der Edelgeborene.

H. Wiese. „Spemanns Schatzkästlein des guten Rats“, enthaltend die Berufswahl. In jeder Buchhandlung vorrätig. Preis 5 Mark.

Fritz A. in **C.** Wenn die Ausführung so gut ist wie die Idee, dann kann die Erzählung ganz hübsch sein. Sende.

W. J. in **Düren.** Der Uebertritt an die Hochschule erfordert immer das Abiturientenexamen. Der Architekt besucht das Polytechnikum in der Regel drei bis vier Jahre.

Unter-Sekundaner in **Hildesheim.** In diesem Beruf ist der Begriff von höherer und niederer Carriere etwas kompliziert. Am besten und zuverlässigsten. Du erbittest Dir hinsichtlich der Vorbedingungen für die einzelnen Fälle die Belehrung eines in diesem Beruf stehenden Beamten.

F. H. in **Berlin.** Du legst dem Setzerlehrling als Revanche für die böse Knacknuß, die er euch jüngst aufgegeben, die Frage vor: „Was sich über eine verstorbene Waschfrau wohl Geistreiches sagen ließe?*) Lieber Freund, halte uns das Kerlchen nicht bei seiner Arbeit auf; er soll fein fleißig die für euch bestimmten Antworten und den Tauschmarkt setzen, und sich nicht mit solch müßigen Klügeleien abgeben.

Oskar Schneider in **Erlangen.** Auf Seite 797 hätte es allerdings besser heißen müssen: „Auch als vorzüglicher Warmhalter gilt das Moos“, statt vorzüglicher Wärmeleiter. Man sagt im gewöhnlichen Leben, daß die Kleider, die wir tragen, warmhalten. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß sie Wärme zu erzeugen vermögen; ihre Wirkung beschränkt sich lediglich darauf, die Wärme des menschlichen Körpers, den sie umgeben, nur langsam ausstrahlen zu lassen.

*) Anm. des Setzerlehrlings: — sie hat ausgerungen.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

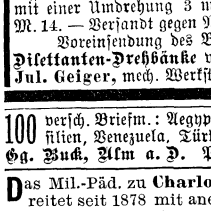
ist das beste aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem ersten Preise gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Echte Briefmarken! Billig
6 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 45 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c.
alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)

Für Weihnachten!
Neu! Vollständige Neu!
Laubsäge-Einrichtung
im Kasten, enth.:
Laubsäge-Maschine, Bohrapparat, Feilen, Zangen, Holz-Vorlagen 2c.
Illustr. Preisc. gratis.

Preis M. 12, mit besserer Maschine M. 14.
Laubsäge-Maschine allein: einf. Sort. M. 6, bess. Sorte M. 7. 50. **Laubsäge-Masch.** mit einer Umdrehung 3 mal schneidend: M. 14. — Versandt gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages.
Dilettanten-Drehbänke von M. 25 an.
Jul. Geiger, mech. Werkst., **Stuttgart.**

Photograph. Apparate,

Trockenplatten u. sämtliche Artikel für Photographie empfiehlt:
München, Dachauerstraße 50. **Otto Perutz,**
Trockenplattenfabrik.
Illustr. Preisverzeichnis gegen Einsendung von 20 Pfg. in Briefmarken.

100 versch. Briefm.: Aegypten, Brasilien, Venezuela, Türkei 2c. nur **1 M.** **Gg. Buck, Alm a. D.** Preisliste gratis.

Das Mil.-Päd. zu **Charlottenburg** bereitet seit 1878 mit anerkannt gutem Erfolge junge Leute vor für alle **Militär-** / **Freiw.-Kadet.-** / **Prim.-Fähnr.-** / **Examina**
Gute Verpfl. Str. Aufsicht. Mässige Pr. Näh. d. Dir. **Kemper,** Hauptm. d. R.

Es lohnt sich für jede Familie bei meinen billigen Preisen

Spielwaaren

— und praktische Geschenke — [3342]
direkt aus **Nürnberg** zu beziehen.
Vollständig & reich illustr. **Preisbuch** mit ca. 7000 Nummern wird gratis und franko versandt.
Carl Quehl, Spielwaarenfabrik **Nürnberg.**
Erstes und renommirtestes Spezialitätengeschäft, besteht seit 1852.
Nürnbergs grösstes und elegantestes Verkaufslokal.
Prämiirt Nürnberg 1879 & 1882.

Beste Bezugsquelle für

Amateur-Photographen.

Komplette Einrichtungen mit sämtlichen Bedarfsartikeln. Größte Auswahl von Apparaten im Preise von 30 bis 500 Mk. Ausführliche illustrierte Preisliste gegen Einsendung von 1 Mk. in Briefmarken franko, welcher Betrag bei Aufträgen von 20 Mk. an vergütet wird.
Unger & Hoffmann, Dresden-A., Reißigerstr. 36.
Fabrikanten der „Apollo-Trockenplatten“.

Votsch'sche Specialtische

Prämiirt in Teplitz 1884, Ostende 1888.
Betttische, Kinderpulte, Waschtische,
v. M. 22.50 an. v. M. 26.60 an. v. M. 26.60 an.
Versandt spesenfrei. Prospekte gratis u. franco.
I. Votsch, Schaffhausen (Schweiz).

Walter Michaelis. Die Angabe, daß alle Salamander durch Eier- und Kaulquappen sich vermehren, ist allerdings nicht richtig; Deine Beobachtung, daß Dein Erdsalamander lebende Jungen zur Welt gebracht hat, kann eine ganz zutreffende sein. Ebenso ist es verständig von Dir, daß Du die jungen Salamander von den alten getrennt hast, damit diese nicht von jenen aufgefressen werden. Du brauchst für die ersteren nun bloß ein kleines Aquaterrarium zurecht zu machen von etwa 1 Kubikfuß Inhalt, der Boden dreifingerhoch mit Sand bedeckt, darin eingesetzt allerlei Wasserpflanzen, gleichviel welche, und seitwärts aufgebaut ein möglichst großer, weit über das Wasser emporragender Tuffsteinfelsen, in dem vielerlei Höhlen und kleine Schlupfwinkel angebracht sein müssen. Wenn Du dies Aquaterrarium im warmen Zimmer am Fenster, wenn möglich, in der Mittagssonne stehen läßt, so kannst Du die jungen Salamander darin ruhig überwintern, denn zunächst schwimmen sie flott im Wasser umher, wo sie ausreichende Nahrung finden und zwar an allerlei mikroskopischen Tierchen. Sobald Du dann siehst, daß sie späterhin um vieles lebhafter werden, also wahrscheinlich Hunger haben, fängst Du an, sie mit ganz winzigen Mehlwürmern zu ernähren. Bald kommen sie dann aus dem Wasser hervor und bewohnen die Höhlungen im Felsen. Du läßt dann kleine Mehlwürmer auf demselben herumkriechen und gibst winzige Stückchen von geschabtem Fleisch gleichfalls hie und da auf das Gestein. So wirst Du die Salamander ohne Schwierigkeit und mit gutem Erfolg groß ziehen. Das Aquaterrarium muß aber mit einem Deckel aus kleinlöcheriger Drahtgaze dicht verschlossen sein.

Fr. W. (St.?) Ein solcher Aufsatz ist in Druckvorbereitung. Geduld, Geduld!

R. in B. Das muß der Messerschmied besser wissen als wir. — Die Eichhörnchen placieren ihre aus Reisern, Flechten und Moos gebauten Nester hoch auf Bäume, zuweilen nisten sie in Baumhöhlen. Im April oder Mai bekommt das Weibchen drei bis sieben Junge. Suche ein Nest mit Jungen ausfindig zu machen, letztere lassen sich am besten zähmen. Den Alten ist nicht recht zu trauen; sie beißen ganz bösartig. Die hübschen Kletterkünstler nisten übrigens auch mit großer Vorliebe in Starenkästen.

Karl Scherber, in **Würzburg.** Elemente, wie Du sie besitzest, sogenannte Leclanché-Elemente, halten bei mäßigem Gebrauch durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Jahre; daß Deine schon fast ganz versagen, liegt wahrscheinlich daran, daß sie, wie der technische Ausdruck heißt, „Schluß" oder Schließung hatten, das heißt, daß sich entweder im Element Zink und Kohle berührten, oder in der Leitung zwei blanke Drähte aufeinander lagen. Abhilfe ist im letzteren Fall leicht; im ersteren sind die Kohlen in verdünnter Schwefelsäure (1 : 10) zu kochen, die Zinke und die Salmiaklösung zu erneuern. Gruß!

H. in Berlin. Geduld, Geduld! In Bälde wird ein solcher Aufsatz über elektrische Apparate zum Abdruck gelangen; Du wirst darunter auch das Modell eines kleinen Motors finden.

Kann mir ein Kamerad der Schweiz mitteilen, wieviel die Schnurtobelbrücke bei Bitznau Pfeiler hat? E. Brunst in Stuttgart, Calwerstr. 21.

Robert Freund zu Mülhausen i. E., Schwarzwaldstraße 3, möchte mit einem Gabelsbergerianer (13- oder 14jährig, auf Tertia), der sich auch für Naturwissenschaften interessiert, in Korrespondenz treten.

Hans Schmid in **Hamburg, Eichenallee 41 III** schreibt: „Ich baue mir mit meinen Freunden jeden Winter eine Eskimohütte, das macht uns viel Spaß. Großes Vergnügen würde es uns machen, wenn wir Schneeschuhe herzustellen wüßten. Kann uns das einer der Kameraden beschreiben?" — Da eine solche Anleitung zweifellos noch mehr Interessenten unter unsern lieben jungen Freunden finden dürfte, wäre es wünschenswert, daß derlei auch dem „G. K." eingesendet würde, um gelegentlich veröffentlicht zu werden.

Robert. Salz auf den Schwanz streuen. Kennst Du dieses unfehlbare Mittelchen denn nicht?

Tauschmarkt.

Wilh. Hartwig in **Offenbach a. M., Bernardstr. 29,** tauscht Briefmarken.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Der

Naturfreund.

Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.

Herausgegeben von

Dr. Otto Dammer.

Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.

Erster und zweiter Jahrgang.

Gebunden à Mk. 6. 75.

Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

Das

neue Universum.

Reich illustriert.

Preis gebunden M. 6. 75.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für die reifere Jugend. Es bietet sich hier für den Knaben, der anfängt zu denken, ein passendes Uebergangsbuch, welches dazu bestimmt ist, ihm als belehrender und unterhaltender Führer ins praktische Leben zu dienen.

Der X. Band ist soeben erschienen. Sonst noch vorrätig sind die Bände II. bis IX. Preis à M. 6. 75. — Zu haben in allen Buchhandlungen.

Alle Arten photograph. Zeit- und Moment-App. neuester Konstruktion. Special.: vollst. App. 9:12 Mk. 38. Cab.-Gr. Mk. 48. Größe 13:18 Mk. 68. Vorzügl. Platten extra rapid. Visit: Mk. 1. 50, Kabinett Mk. 2. 30. 13:18 Mk. 3. 2c. p. 10 St. Cat. grat. Leicht faßl. Anleit., won. jed. Laie phot. kann 50 Pf. kl. Probeb., 30 gr. 50 Pf. in Briefmarken.

Zabel & Co., Dresden,
Pestalozzistr. 7.

Für 50 Pf. 1 ff. Medaillon mit Stempel

50 Pf. 1 selbstfärbender **Taschen-Stempel**

70 Pf. 1 Taschen-Federhalter mit Bleistift und Stempel.

liefern gegen Einsendung des Betrages und 20 Pf. Frankatur

G. K. Cooke & Weylandt
Stempelfabrik
Berlin SW. Friedrichstrasse 230 A
Wiederverkäufern Rabatt.

Dr. Harang's
staatlich concess. Institut
z. Vorbereitung Einjährig-Freiwilliger.
Halle a/S. „Villa Ludwig etc." 1864. Jubiläumsjahr 1869.
Günst. Erfolge. Vorzügl. Lehrkräfte. Ernste Arbeit. Dauer d. Vorbereitung 1—2 Halbjahre. Pension. Prospekte. Vorbereitung für alle höheren Schulexamina.

Münzen!

Verzeichnis Nr. 39, enthaltend ca. **4000** Nummern verkäuflicher Münzen und Medaillen aller Länder, erschien am 1. Oktober und ist von uns zu beziehen.
Ankauf von Münzen aller Arten, auch **ganzen Sammlungen** und
Münzfunden.
Zschiesche & Köder in Leipzig.
Münzenhandlung.
— **1855 Gegründet 1855.** —

Nebelbilder und Apparate
besonders für Künstler, illustrierte Preiscourante gratis u. franco.
W. Hagedorn, Berlin SW., A. Jakobstr. 5.

Nebelbilder und **Apparate** fertigt H. R. Böhm, Hamburg, (jeden Genres) präm. Wien und Hamburg. **Illustrierte Anleitung u. Preisliste 1 M.**

Photographische Apparate
Ed. Liesegang, Düsseldorf.
Preislisten gratis. **Anleitung 1 Mark.**

Verlag von **J. J. Weber** in **Leipzig:**
Katechismus d. Photographie
von Dr. **J. Schnauss.**
Vierte Auflage. Preis gebunden 2 Mk.

Zauber- und **Nebelbilder-Apparate** billigst. Preisl. grat. u. frco.
E. Ahrens & Co., Neu-Buckow i. Mkl.

Erziehungs- & Unterrichtsanstalt f. Knaben
Minerva bei Zug.
Beginn des Jahreskurses 1. Oktober.

Das Institut „Minerva" nimmt Zöglinge im Alter von 8—12 Jahren auf und macht sich zur Pflicht, ihnen neben einer sorgfältigen Erziehung einen gründlichen, umfassenden und wahrhaft bildenden Unterricht in den erforderlichen Lehrfächern zu erteilen, sei es, dass dieselben sich dann dem **Handel** oder der **Industrie** widmen, oder in höhere Lehranstalten, wie **polytechnische Schulen** und **Akademien** eintreten wollen. **Gewissenhafte körperliche Pflege, sittlich-religiöse Erziehung, Familienleben.** — Grossartig angelegte Gebäulichkeiten, höchst praktisch eingerichtet und ausgebaut, mit Berücksichtigung der neuesten hygienischen Erfahrungen. Für Programme, Referenzen etc. wende man sich gefl. an den Besitzer und Vorsteher der Anstalt

W. Fuchs-Gessler.

Ersuche die italien. Kameraden um: 30 cent. (braun) und 2 lire (orange). H. Ehlers in Göttingen (Hannover).

Otto Weinmann in **Degerloch b. Stuttgart,** möchte mit Kameraden des Auslandes Briefmarken tauschen.

Hauptsächlich alte Marken tauscht: Hugo Schneider in Crefeld, Neue Luinerstraße 86.

Privatpostwertzeichen sucht Ed. Beck in Mainz, Fußstraße 19.

Suche mit einem Kameraden in **Konstantinopel** in Tauschbeziehungen zu treten. Ernst Baum in Eisenach, Frauenberg 3.

K. Schmidt in **Halle a. S., Königstr. 32,** gibt ab: 1 Bunsenelement, eine Stempel- und eine Münzensammlung. Bittet um Angebote.

Korrespondenz mit markentauschenden Kameraden in China, Rußland oder Griechenland sucht Arthur Gumbert in Hannover, Herrschelstraße 28.

Ernst Hartwig in **Brandenburg, St. Annenstr. 49,** tauscht seine aus 85 Stück bestehende Eiersammlung.

Gebe mein Zimmertrapez gegen einen Nebenapparat zu einer Dampfmaschine. L. Hunkel in Berlin W., Wilhelmplatz 1.

Ch. Eisenmann jr. in **Coblenz, Hotel z. Riesen,** sucht Terrariumtiere. Gibt dafür Briefmarken und Bücher.

Suche eine Camera obscura gegen meine fast noch neue Laterna magica mit 12 Bildern. Ernst Pfennig in Zabern, Zornhoferstr. 239.

Bitte ausländische Kameraden um Zusendung einer Postkarte mit Tipp-Topp-Stempel. Gust. Pfisterer in Lahr i. B.

Karl Andrießen i. **Crefeld, Westwall 184,** hat viele Dubletten zu vertauschen.

Besitze mehrere Trauermäntel und ein verschiebbares Spannbrett. Suche dafür Feuerlalamander und deralcichen. Erich Müller, Berlin C., Wallstraße 17 II.

Wer mir seltene Münzen oder eine Dampfmaschine schickt, erhält eine Briefmarkensammlung. G. Schmid in Degerloch (Württemberg).

Habe viele argentinische Marken und Ganzsachen zu vertauschen. Bitte um Gegen-Angebote. Hans Kündig in Basel, Petersplatz 14.

F. Mann in **Crossen a. O., Schloß,** tauscht sein Fernrohr gegen einen photographischen Apparat.

Habe eine Zink- und Kohlenplatte zu einer elektrischen Batterie samt 11 m Draht abzugeben. K. Schlayer in Reutlingen, Karlsstr.

Ersuche die Kameraden um seltene asiatische und australische Marken. Gebe dafür viele wertvolle Dinge. W. von Rönne, Untertertianer in Groß-Strehlitz (Oberschlesien).

Sollte bis zum 25. Dezember 1000 Marken haben. Bitte um Hilfe. W. Eckstein, Göttingen, Hasengraben.

Liebe Kameraden! Bitte um Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel. Werde jede erwidern. Géza Hoffmann in Budapest I. Lovaisit 36.

Bitte um außerordentliche Briefmarken, Szasz Béla in Kolozsvár (Ungarn).

Herm. Dralle in **Striesen, b. Dresden.** St. Nr. 31 gibt Korallen gegen Briefmarken.

Eine Laterna magica zu vertauschen hat Johannes Pusch in Dessau, Albrechtstr. 126.

Vertausche eine höchst seltene, echte Münze, aus der Zeit Alexanders d. Großen. Näheres brieflich. Walter Heims in Bleckendorf b. Egeln. R.-B. Magdeburg.

Bitte alle nichtpreußischen Kameraden um Postkarten mit dem Tipp-Topp-Stempel. Ernst Böttcher, Thorn, W.-Pr. Brückenstr. 33.

F. Hergersberg in **Berlin, Königin Augustastr. 52,** tauscht Briefmarken, namentlich peruanische gegen Antiquitäten.

G. le Bell in **Hamburg, Johannis Bollwerk 21 II,** gibt seinen photographischen Apparat ab. Erbittet Angebote.

Richard Walther in **Baden-Baden, Rettigstr. 18,** tauscht Käfer u. Schmetterlinge.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 6.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Obgleich Schwarz dem Schech geantwortet hatte, war er bemüht, jeden Augenblick auszunutzen. Er zog zwei Patronen hervor, um seinen Hinterlader wieder schußfertig zu machen.

„Es ist wirklich die Löwin, welche kommt,“ sagte der Slowak. „Ich muß auch wieder laden. Wo habe ich nur —“

Er suchte in seinen Hosentaschen nach der Munition.

„Unsinn!“ entgegnete der Deutsche. „Ehe du fertig bist, ist die Löwin da. Bringt euch in Sicherheit! Abu Dihk ist auch wehrlos, da sein Spieß zerbrochen ist. Macht euch fort!“

„Aber meine Kugel wiegt ein ganzes Viertelpfund, während die deinige —“

„Fort, fort!“ unterbrach ihn Schwarz. „Sonst bist du verloren!“

Er war mit dem Laden fertig und kniete wieder an derselben Stelle nieder, an welcher er sich vorher befunden hatte. Er sah sich nicht nach den beiden um und bemerkte also nicht, daß sich nur der „Vater des Gelächters“ zurückzog. Uszkar Istvan, zu deutsch Stephan Pudel, aber blieb. Er drängte sich zwei Schritte weit in das Gestrüpp hinein und lud dort sein Gewehr, was freilich nicht in einigen Augenblicken abgemacht werden konnte. Die Munition hatte er endlich im Gürtel gefunden, wohin sie vorhin, als er sich zum Kampfe rüstete, von ihm gesteckt worden war.

Echtes ehren, Schlechtem wehren, | Schweres üben, Schönes lieben.

Paul Heyse.

Die Stimme der Löwin ertönte jetzt ganz nahe. Das ergrimmte Tier blieb auf der Fährte des Löwen, wendete sich also erst nach der Seite, auf welcher das Feuer brannte und kam erst dann nach der andern herüber. Dadurch gewann der Slowak Zeit, mit seiner Donnerbüchse fertig zu werden.

Man hörte jeden Satz, den die Löwin machte, nicht etwa aus dem Geräusche, welches ihre Pranken auf der Erde hervorbrachten, sondern aus den einzelnen Accenten ihrer Stimme. Sie bog um das

Unter ihnen fiel ihm eine besonders lange und außerordentlich hagere Gestalt auf, welche die andern weit überragte. Der aufrecht sitzende Oberkörper dieses Mannes war fast vier Fuß hoch.

Gestrüpp; jetzt erschien sie an der Ecke desselben. Gewiß wäre sie in ihrer blinden Wut weiter- und an Schwarz vorübergesprungen, wenn dieser nicht, um sie auf sich aufmerksam zu machen, sich hoch aufgerichtet hätte. Sie sah ihn, flog, da sie nicht sofort anzuhalten vermochte, zur Seite gegen den Felsen und duckte sich dort nieder, um den Sprung abzumessen.

Er kniete augenblicklich wieder nieder und richtete den Lauf auf sie. Am Felsen war es dunkler; ihre Gestalt war selbst in den Umrissen nur schwer zu erkennen. Die Löwin war vom Zorne aufgeregt, also mußte Schwarz annehmen, daß ihr Sprung nicht in der vorhin bei dem Löwen beschriebenen Weise, sondern viel schneller, hastiger erfolgen werde. Es war nicht anzunehmen, daß sie die Augen langsam öffnen werde.

Diese Voraussetzung war sehr richtig, denn kaum hatte sie sich niedergeduckt, so glühten ihre Augen wie grüngelb schillernde Kugeln auf. Es war ein einziger Moment; im nächsten sprang sie gewiß. Schwarz mußte abdrücken, ohne mit der nötigen Genauigkeit visieren zu können. Sein Schuß blitzte auf — zu gleicher Zeit flog die Löwin unter wütendem Gebrüll durch die Luft auf ihn zu. Sein zweiter Schuß krachte; dann ließ er das Gewehr fallen und warf sich -- nicht wie vorhin zur Seite, sondern ganz richtig berechnend, vorwärts, so daß er mit eng an den Leib gezogenen Armen und Beinen sich zweimal überkugelte und wohl fünf Ellen von seinem Platze entfernt zu liegen kam. Dort sprang er augenblicklich wieder auf, riß das Messer heraus und wendete sich nach dem Tiere um.

Hätte er nicht die Arme und Beine an sich gezogen sondern in mehr erhobener Stellung seinen Platz verlassen, so wäre er von der Löwin erfaßt worden. So aber befand er sich jetzt unbeschädigt hinter ihr. Sie mußte das wissen; sie mußte sich jetzt nach ihm umwenden — so dachte er; aber sie that es nicht. Ihr Auge war auf den vor ihr liegenden Löwen gefallen, ein kurzer Sprung, sie stand vor ihm, stieß ihn mit der Schnauze an, einmal, zweimal, drei-, viermal; dann hob sie den Kopf und stieß ein Geheul aus, ein langgezogenes, wahrhaft haarsträubendes Geheul, welches — — — durch einen Schuß unterbrochen wurde: Der „Vater der elf Haare" war behend aus dem Gestrüpp getreten und hatte, die Mündung seines Elefantenmörders ganz nahe an ihren Kopf haltend, ihr die „ein ganzes Viertelpfund" wiegende Kugel gegeben.

Wie von einem kräftigen Stoße getroffen, flog die Löwin zur Seite, fiel zur Erde, raffte sich wieder auf und wendete den Kopf gegen den neuen Feind. Dieser hatte sein schweres Gewehr schnell umgekehrt und arbeitete, es beim Laufe haltend, nun mit dem eisenbeschlagenen Kolben auf den Schädel des Tieres los, indem er dabei schrie:

„Allah rhinalek, Allah iharkilik, ia afrid el afrid! Ehsch khalak, ia kelb, ia kelbe, ia omm el kilab — Gott verfluche dich, Gott verbrenne dich, du Teufel aller Teufel! Wie befindest du dich, du Hund, du Hündin, du Mutter der Hunde?"

Er schien zu glauben, eine Hyäne und nicht eine Löwin vor sich zu haben. Seine Verwegenheit wäre ihm wohl schlecht bekommen, wenn ihm die Kugel nicht vorgearbeitet hätte. Das Tier war auf den Tod getroffen; es hatte keine Kraft mehr zur Gegenwehr und brach unter seinen Schlägen zusammen.

„Da liegt sie!" rief er triumphierend aus. „Hier zu meinen Füßen liegt sie. Ich habe sie erschlagen wie eine Katze. Sie hat nicht den Mut gehabt, mir ihre Zähne und Krallen zu zeigen. Komm her und schau sie an!"

Er beugte sich zu ihr nieder, um sie anzufassen, doch Schwarz zog ihn zurück und sagte:

„Sei vorsichtig! So ein Tier hat ein zähes Leben, und noch wissen wir nicht, ob sie wirklich tot ist. Wir wollen sicher gehen."

Er lud sein Gewehr und gab dem Löwen und der Löwin noch je eine Kugel vor die Stirn. Die letztere zuckte noch einmal zusammen; sie war also doch noch nicht ganz tot gewesen.

Die beiden hatten laut gesprochen, waren also von den andern gehört worden. Jetzt fragte Abu Dihk, indem er sich langsam näherte:

„Habt ihr gesiegt? Darf man kommen?"

„Ja," antwortete der Slowak. „Wir haben gesiegt. Ihr könnt kommen, unsre Heldenthat zu preisen, denn der Würger der Herden ist hinübergegangen in das Land des Todes und seine Frau mit ihm. Sie sind durchbohrt worden von den Kugeln und niedergeschlagen von dem Kolben meines glorreichen Katil elfil, dem niemand widerstehen kann."

Abu Dihk kam herbei und ergriff erst den Löwen, dann die Löwin bei den Pranken, um sie hin und her zu zerren und sich von ihrem Tode zu überzeugen.

„Sieh, wie sie es sich gefallen lassen!" sagte der kleine Stephan stolz, indem er sich seine „elf" Barthaare strich. „Nachdem wir mit diesen Löwen durch unsre Kugeln gesprochen haben, kannst du mit ihnen wie mit jungen Katzen spielen."

„Hadschi Ali hat auch mitgesprochen," erinnerte ihn Schwarz. „Der Tapfere hat bei uns gekniet und den Löwen mit dem Spieße empfangen. Wir werden bald erfahren, wer von uns dreien ihm und ihr den Tod gebracht hat, demjenigen, der ein Tier erlegt, gehört das Fell. Jetzt holt einen Brand herbei, damit wir das Feuer wieder anbrennen."

Obgleich die Araber und Dschelabi jedes Wort hörten, getrauten sie sich doch noch nicht herbei. Als die beiden Kleinen zu ihnen kamen, um Brände zu holen, krochen die Zaghaften hinter den Gepäckstücken hervor, und der Schech fragte:

„Ihr lebt? Ihr seid nicht von dem Herrn mit dem dicken Kopfe verschlungen worden und auch nicht von seiner Frau?"

„Das fragst du noch!" antwortete Stephan. „Ich lasse mich weder von einem Herrn noch von einer Frau verschlingen. Merke dir das! Und selbst wenn der leibhafte Schetan*) käme, um mich zu fressen, so fragt es sich sehr, wer in dem Magen verschwände, er in dem meinigen oder ich in dem seinigen. Kommt und seht euch das glorreiche Werk an, welches wir vollbracht haben, ohne daß der Herdenwürger und seine Goze el assad**) es gewagt haben, uns ein Haar zu krümmen!"

Sie folgten dieser Aufforderung, aber nicht allzu eilig. Als sie sich so weit genähert hatten, daß sie die Körper der erlegten Raubtiere liegen sahen, blieben sie stehen. Erst als das Feuer wieder brannte und sie sahen, daß die Tiere von den drei glücklichen Jägern hin und her gewendet wurden, gingen sie ganz heran.

Nun endlich, da sie vollständig überzeugt sein mußten, daß nicht die geringste Gefahr mehr vorhanden sei, wich ihre Furcht. Sie bildeten einen Kreis um die beiden Tiere, und der Schech erhob, die andern zum Schweigen auffordernd, seine Arme.

„Alkah il Allah we Muhammed rassuhl Allah!" sagte er in pathetischem Tone. „Er hat Himmel und Erde geschaffen, die Pflanzen und die Tiere und zuletzt den

*) Teufel.
**) Gattin des Löwen.

Menschen. Und als alles geschaffen war, schuf er noch den Moslem, damit er Herr über alles Erschaffene sei. Ihm sind selbst die gewaltigsten Tiere unterthan, und wenn sie ihm nicht gehorchen, so tötet er sie mit starker Hand. Dieser Mörder der Pferde, Kamele, Rinder und Schafe, welcher hier vor uns liegt, hatte Hunger. Anstatt sich mit dem Fleische eines unreinen Halluff*) oder Wawi**) zu begnügen, hatte er die Verwegenheit, uns, die Lieblinge des Propheten, welcher das Paradies regiert, fressen zu wollen. Er hatte sein Weib mitgebracht, welches nicht einmal seine rechtmäßige Frau ist, denn als er sie nahm, hat kein Kadi sich unterschrieben. Sie lechzten nach unserm Blute. Sie freuten sich auf unser Fleisch und auf den Wohlgeschmack unsrer Knochen. Sie wollten uns verzehren ohne Chall und Zet***), ohne Zibd und Bahahr†), ganz so, wie der Racham††) eine gefallene Dibb†††) verschlingt. Aber Allah war in unsrer Nähe. Wir beteten die heilige Fathha und die Sure Jesin, deren Worte den Gläubigen in der Gefahr beschützen. Da kam der Mut der Helden und die Kraft des Sieges über uns. Wir griffen zu den Waffen und sandten den menschenfressenden Teufel und seine Teufelin in die Hölle, wo sie nun am ewigen Feuer braten und kein Mensch sie essen mag. Wir triumphieren, und unsre Kindeskinder nebst deren Enkel und Urenkel werden uns preisen. In allen Städten und Dörfern wird man von uns erzählen, und die Musikadschi werden dazu die Pauken schlagen und auf allen Saiten spielen. Wir aber wollen jetzt unsern Sieg genießen und den Erschlagenen die Felle abziehen. Vorher jedoch müssen wir ihnen zeigen, wie sehr wir sie verachten, und daß sie Schmutz und Würmer sind gegen uns, die starken Helden, welche niemals Furcht gekannt haben!"

Er trat erst zum Löwen und dann zur Löwin, um beide anzuspucken. Kaum hatte er dieses Zeichen gegeben, so folgten die Homr und Dschelabi seinem Beispiele. Die Tiere wurden mit Fäusten geschlagen, mit den Füßen getreten und mit allen möglichen Schimpfworten, welche Verachtung bezeichnen bedacht.

Dies dauerte wohl eine Viertelstunde lang, wobei die Leute sich wie verrückt gebärdeten. Dann zog der Schech sein Messer und sagte:

„Jetzt haben sie gefühlt und auch gehört, wie verächtlich sie uns sind. Nun wollen wir ihnen die Kleider nehmen, um uns mit denselben zu schmücken. Dem Sieger gehört das Fell des Besiegten. Wenn wir dann heimkehren zu den Zelten der Homr, werden die Männer uns beneiden und die Frauen uns mit Lobgesängen empfangen."

Die andern Araber zogen auch ihre Messer.

„Halt!" gebot Schwarz. „Wir werden diesen Tieren die Felle allerdings nicht lassen; aber wer soll sie bekommen?"

„Die Sieger!" antwortete der Schech.

„Und wer ist das?"

„Wir alle sind es."

„Ah, so! So sollen die Felle in vierzehn Stücke zerschnitten werden?"

„Nein, denn was wären sie dann wert? Aber du weißt, daß ich der Schech bin!"

„Das weiß ich, doch was hat dieser Umstand mit den Fellen zu thun?"

„Der Schech hat sie zu bekommen."

„Das ist bei euch Sitte?"

„Ja."

„Und vorhin sagtest du, daß das Fell des Besiegten dem Sieger gehöre?"

„Ja. Wenn aber mehrere Sieger vorhanden sind, so bekommt es der vornehmste. Der bin ich, und die Felle dürfen ja nicht zerschnitten werden."

„Sonderbar! Du bist also auch ein Sieger?"

„Natürlich! Oder war ich etwa nicht auch zugegen?"

„Und sogar der vornehmste der Sieger bist du?"

„Ja, denn ich bin Schech."

„Da irrst du dich außerordentlich, du weißt doch, was ich bin?"

„Ja, ein Effendi."

Er sagte das in ziemlich wegwerfendem Tone.

„Der Effendi gibt es sehr verschiedene," erklärte Schwarz. „Es stehen Hunderte von Effendis unter mir, deren niedrigster weit mehr ist und weit mehr weiß, als du weißt und bist. Der vornehmste der Sieger bin also ich! Und übrigens hast du nicht das geringste Recht, dich Sieger zu nennen. Von deinem Mute und deinen Thaten wird niemand singen und erzählen. Du schimpfest diese Tiere, aber was ist dein Mut gewesen, verglichen mit dem ihrigen! Als du ihre Stimme hörtest, wolltest du fliehen."

„Das war Scherz. Ich bin doch geblieben."

„Ja, als ich dir sagte, daß die Flucht gefährlich werden könne, und weil du hörtest, daß ich mit dem Löwen kämpfen wolle. Als dann der Herr mit dem dicken Kopfe kam, hast du dich mit den Deinigen verkrochen, und selbst dann, als die Tiere tot waren, hast du dich erst dann in ihre Nähe gewagt, als das Feuer wieder brannte und du dich überzeugt hattest, daß die Gefahr vorüber sei."

„Effendi, willst du mich beleidigen?"

„Nein; ich will dich nur vor Ueberhebung warnen und vor unrechtlichen Eingriffen in das Eigentum andrer. Es sind nur drei, denen diese Löwen gehören, die drei, welche gekämpft haben, nämlich ich, Hadschi Ali und Ibn el dschidri. Kein andrer hat etwas mit den Trophäen zu schaffen."

„Das dürfen wir andern nicht zugeben. Magst du ein Effendi aller Effendis sein, du bist doch nur ein Giaur, der kein Recht unter uns besitzt. Wir sind Moslemim und nehmen die Felle. Und weigerst du dich, so — — —"

Er hielt inne.

„So — — — nun, was wird dann?"

„So werden wir dich zwingen!" antwortete der Schech in drohendem Tone, indem er eine Bewegung mit der Hand machte, in welcher er das Messer noch hielt.

Da trat Schwarz nahe an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte:

„Ihr habt euch vor dem Löwen versteckt, und wir haben ihn besiegt. Meinst du wirklich, daß wir uns vor euch fürchten, die Angst vor dem hatten, den wir erlegten? Wenn ihr nicht augenblicklich die Messer einsteckt, so schieße ich euch sofort nieder!"

Er zog einen Revolver hervor, und in demselben Momente verschwanden alle Messer.

„Und noch etwas will ich dir sagen," fuhr er fort, „du hältst deine Religion für die richtige und ich die meinige. Jeder hat das Recht und sogar die Pflicht, dies zu thun; darum versuche ich es nicht, deine Meinung zu bekämpfen, am allerwenigsten aber werde ich dich ob derselben schmähen. Dasselbe kann und muß ich auch von dir verlangen. Nennst du mich noch einmal einen Giaur, so beantworte ich diese Beleidigung damit, daß ich dir meine Kamelpeitsche über das Gesicht ziehe und du die Narbe dann zeitlebens zu deiner Schande

*) Wildschwein.
**) Schakal.
***) Essig und Oel.
†) Butter und Gewürz.
††) Aasgeier.
†††) Hyäne.

zu tragen hast! Verlasse dich darauf; ich halte mein Wort!"

Einem Beduinen Schläge anzubieten, ist die denkbar größte Beleidigung. Der Schech fuhr zurück; seine Leute murrten.

„Effendi," rief er. „Weißt du, was du sagst?"

„Ja, ich weiß es, und was ich sage, das thue ich auch. Du nanntest mich Giaur, und ich drohte dir dafür mit der Peitsche. Wir sind also quitt. Sorge nun dafür, daß die Rechnung nicht wieder von neuem beginnt, und wage es nicht, diese Löwen, an denen du keinen Anteil hast, wieder anzurühren! Wir werden sie hinüber zu unsern Feuern schaffen; ihr mögt hier bei dem eurigen bleiben, wie es vorher gewesen ist, ehe euch die Angst von demselben verscheuchte."

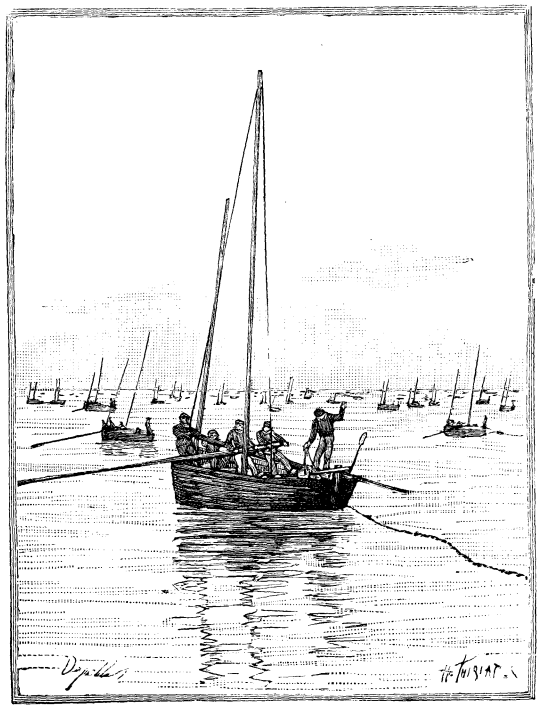
Mußte schon die hohe, breite Figur des Deutschen den schmächtigen Arabern imponieren, so gab sein Auftreten ihnen überdies zu erkennen, daß er ihnen nicht nur körperlich überlegen sei. Keiner von ihnen wagte, noch ein Wort zu sagen. Sie zogen sich zurück, bis der Platz am Feuer frei war; dann setzten sie sich an dasselbe nieder. Was sie dort leise sprachen, hörten die andern nicht; aber die Blicke, welche sie nach dem zweiten Lagerplatze warfen, ließen vermuten, daß sie über kein freundliches Thema verhandelten.

Die acht Dschelabi, welche sich zu Schwarz hielten, mußten alle ihre Kräfte anstrengen, die beiden Löwen die kurze Strecke hinüberzuschleifen. Dort wurden den Tieren die Häute abgezogen. Während dieser Arbeit und dann, als die Wunden genau untersucht wurden, stellte es sich heraus, welche tödlich gewesen war.

Die erste Kugel des Deutschen war dem Löwen durch das Auge in das Gehirn gedrungen; die zweite hatte ihren Lauf nahe am Herzen vorüber genommen. Diese letztere hätte den spätern Tod des Tieres zur Folge gehabt, während die erste schnell und absolut tödlich gewesen sein mußte. Das Fell gehörte also Schwarz.

Nun kam aber der Umstand, daß der Löwe sich die Lanze so tief in den Leib gestoßen hatte, daß die Spitze derselben am Rückgrat steckte. Der Schaft war einige Zoll unter der Haut abgebrochen. Auch diese Wunde hätte, wenn auch vielleicht erst nach Viertelstunden, den Tod herbeiführen müssen. Schwarz hatte das Vorrecht auf die Trophäe, weil seine Kugeln eher als die Lanze in den Leib des Löwen gedrungen waren, aber der brave „Vater des Gelächters" war gewiß auch einer Belohnung wert.

Was die Löwin betrifft, so war ihr die erste Kugel in das Gebiß gegangen,



Boot beim Sardinenfang.

durch die Zunge und seitwärts oberhalb des ersten Halswirbels durch das Hinterhauptbein gedrungen. Diese Wunde war tödlich, wenn auch nicht sofort. Die zweite Kugel hatte die Lunge durchbohrt und sich an einem der letzten Brustwirbel platt geschlagen. Nach diesen beiden Schüssen hätte das Tier nicht mehr fünf Minuten zu leben vermocht.

Die „viertelpfündige" Kugel des „Vaters der elf Haare" war durch das Gehirn gegangen und hatte die fünf Minuten bis auf eine abgekürzt. Auch dieses Fell gehörte eigentlich dem Deutschen.

Hadschi Ali und Stephan Pudel gaben das zu, aber mit sichtbarem Bedauern. Sie hätten gar zu gern auch Teil an den Fellen genommen. Darum sagte Schwarz:

„Jedes der Tiere hat drei Wunden, zwei von mir und eine von euch. Nehmen wir also an, daß zwei Drittel von jedem Felle mir gehören, so würde das eine schlimme Teilung ergeben. Ich will also meine Ansprüche ermäßigen und nur die Hälfte nehmen: Der Löwe ist für mich und die Löwin für euch. So bekommt jeder von euch ein halbes Fell, also mehr, als er eigentlich zu fordern hat, und die Teilung ist bequem, wenn ihr die Haut quer oder lang in zwei Teile schneidet. Seid ihr zufrieden?"

„Sehr gern," antwortete der Slowak. „Ich nehme den Kopf und Hadschi Ali erhält den Schwanz."

„Den mag ich nicht," erklärte dieser. „Warum willst du den Kopf?"

„Weil ich in den Kopf geschossen habe."

„Allah! Habe ich den Löwen etwa in den Schwanz gestochen? Wir schneiden das Fell lang durch, so bekommt jeder einen halben Kopf und einen halben Schwanz."

Das wollte Stephan nicht zugeben. Sie stritten sich hin und her, bis Schwarz fragte:

„Was wollt ihr denn mit den Fellen machen?"

„Ich kleide mich in meine Hälfte," erklärte der „Vater des Gelächters".

„Ich in die meinige auch," antwortete der Sohn der Blattern.

„So dürft ihr nicht nach der Länge teilen, weil die Hälften dann unbequem zu tragen wären. Schneidet quer, und dann mag das Los entscheiden, wer die vordere und wer die hintere Löwin erhält."

Dieser Vorschlag wurde angenommen, und das Fell sofort zerschnitten. Das Los zeigte sich dem Slowaken günstig, er erhielt die Kopfhälfte.

„Das ist gut," lachte er fröhlich. „Ich habe, was ich wollte. Du bist nun nicht mehr bloß der ‚Vater des Gelächters', sondern wir werden dich von nun an auch ‚Abu ed daneb, Vater des Schwanzes', nennen."

Hadschi Ali wollte ein bitterböses Gesicht machen, was die Folge hatte, daß er wie toll zu lachen schien. Er bereitete seine hintere Hälfte aus und zog das Messer, um die Fleischteile abzuschaben und die Innenseite mit Asche einzureiben. Dabei antwortete er:

„Und dich können wir ‚Abu el buz, Vater des Maules' heißen, denn du hast das Maul erhalten, obgleich das deinige bereits so groß ist, daß du es gar nicht zu schließen vermagst und es nur immer offen hast, um andre zu beleidigen. Hättest du so viele Völker, Länder und Dörfer im Kopfe wie ich, so besäßest du mehr Bildung und könntest ‚Abu'l latif, Vater der Höflichkeit' genannt werden, was du aber niemals erreichen wirst."

„Du weißt, daß ich weder deine Völker noch deine Dörfer haben mag, weil ich gern einen hellen Kopf besitze."

„Ist's in dem meinigen etwa finster?"

„Ja, weil es in deinen Ländern und Dörfern keine Straßenlaternen gibt. Meine Wissenschaft dagegen ist das reinste Licht. Schon mein Latein allein könnte dich zum gelehrten Manne machen, ohne die andern Wissenschaften, mit denen Allah mich erleuchtet hat. Aber zu einem solchen Glanze bringst du es im ganzen Leben nicht."

„Ich kenne alle Dörfer der Welt, aber nicht ein einziges, welches Latein heißt."

„O Allah! Latein soll ein Dorf sein! Weißt du denn nicht, daß das eine Sprache ist, welche jenseit des Meeres — — —"

„Verstehen Sie denn wirklich so gut Latein?" fiel Schwarz, um den ausbrechenden Zwist zurückzuhalten, in deutscher Sprache ein.

„Sehr ausgezeichnet!" antwortete der Slowak schnell in derselben Sprache. „Ich hab es gelernte von Herrrr Wagner. Und Sie habend es gehörte schon von mirrr. Ich hab gesagte doch Fauna und Flora!"

„Aber verkehrt!"

„Das ist geschehnte aus einerr kleinen Versehenheit. Ich hab' verstehnte sogarrr die ganze Zoologie und Botanik."

„Nun, was ist Zoologie?"

„Zoologie ist alles, was feinte in Herbarium."

„Und Botanik?"

„Botanik feinte alles vom Geschöpf menschliches und Affen, tierlichen, bis herrrab zurrr Raupe, insektliche."

„Abermals umgekehrt! Zoologie ist Tier-, und Botanik ist Pflanzenkunde."

„Ist abermals nur aus einerrr kleinen Verwechstelung von Wissenschaft meiniger. Jedermann hat gewüßten, daß Latein ungarisches ist das vortreffenstliche von derrr ganze Welt. Ich hab studiumtierte der Horrraz und der Virgill."

„Was zum Beispiel?"

„Kaiserrr Max österreichischer an der Martinswand von Virgill."

„Dieses Gedicht ist, glaube ich, nicht von dem Römer Virgil sondern von Anastasius Grün."

„So hab ich aberrrmals mich nur versehnte aus Wissenschaft meiniger, gründlicher. Ich hab lernen die Astronomie und Mathematigkeit und viel noch mehr."

„Wie? Auch die Astronomie? Was versteht man darunter?"

„Das Einmaleins und Quadrat viereckiges."

„Und unter Mathematik?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Sardinenfischerei in Concarneau.

Wenn die Ferienzeit beginnt, flieht wer nur immer kann aus dem Staub und Dunst der Städte auf das Land und wählt sich ein stilles und lauschiges Plätzchen, um fern vom Getriebe und Getöse des Alltagslebens auszuruhen. Eines Tages, als ich aufs Geratewohl eine kleine Einsiedelei suchte, geriet ich von ungefähr in diesen Winkel der Bretagne, in dem an der Bucht von La Forêt die kleine Stadt Concarneau gelegen ist. Hier, wo noch ein kleines Stückchen vom Paradiese zurückgeblieben scheint, der warme Golfstrom eine stets gleichbleibende milde Temperatur bedingt, ist der Hauptseehafen der Sardinenfischerei. Der Schnee ist daselbst im strengsten Winter ein selten gesehener Gast, Kamelien und Fuchsien wachsen hier zu Bäumchen heran und überwintern im Freien, die Mimosen schießen zu Bäumen empor und sind schon im Februar mit gelben Blütentrauben bedeckt.

Die Meeresbucht von la Forêt wird gegen die hohe See von den Glenaninseln geschützt und abgeschlossen und dient zahllosen Fischen als Zufluchtsort, während das Meer von den Winterstürmen umtost und gepeitscht wird. Auf dem Granitboden des Meeres, welcher nur aus Felsen und Sand besteht, ist das Wasser immer klar und läßt in seiner Tiefe die üppigste Vegetation erblicken.

Während der schönen Jahreszeit, d. i. vom Mai bis November, liegen hier 500 bis 600 Schifferbarken, welche täglich zum Fange der Sardinen auslaufen. Wenn der Fischfang an andern Punkten der Küste nicht ergiebig ist, dann kommen auch die Fischer von Belle Isle und Camaret in die stets fischreiche Bucht von Concarneau, wodurch die Fischerflotte wohl auf 1200 Boote steigt.

Das Auslaufen der Fischerflottille zum Sardinenfang.

Wenn beim ersten Morgengrauen die Fischerflottille den Hafen verläßt, dann bietet das von der Sonne beschienene, mit zahllos weißen Segeln wie besäete Meer einen zauberischen Anblick. Ein Blick auf auf unser Bildchen, das uns freilich weder

die Schönheit des tiefblauen Himmels, noch die smaragdgrüne Farbenpracht der Meeresfluten zu geben vermag, soll unsren lieben jungen Lesern doch wenigstens einen annähernden Begriff geben. Schon gegen zehn Uhr vormittags kehren die zuerst ausgelaufenen Schiffe mit reicher Beute beladen in den Hafen zurück, bald folgen andre, und nach wenigen Stunden ist der Strand in unabsehbarer Menge mit Schiffen bedeckt.

Nun entwickelt sich ein neues und nicht weniger anziehendes Schauspiel. Da, wo noch vor kurzem am einsamen Ufer die tiefste Stille herrschte, beginnt reges und lebhaftes Treiben. In großen Körben tragen die Frauen und Töchter der Fischer die Meeresbeute von den Barken an das Land, entweder in die nahegelegenen Sardinenküchen oder auf zweiräderige Karren, um die Fische nach den entfernteren Wohnungen zu bringen. Ueberall rühren sich fleißige Hände, legen die Sardinen lagenweise in Körbe und bestreuen sie mit Salz; Leute aus der Umgegend eilen geschäftig herum, um hier für geringeren Preis Wintervorräte an eingemachten Fischen zu erhandeln, als hiefür in der Stadt bezahlt werden müßte. Alles kommt und geht in hastiger Eile, denn die Sonne sendet sengende Strahlen hernieder und die Fische müssen rasch gesalzen und im Oel gesotten werden, damit sie nicht verderben.

In wenigen Stunden ist die ganze Ausbeute des Tages geborgen, der Strand wird einsamer; die Schiffe liegen in langen Reihen auf dem Sande oder schwanken, an die Ankertaue gekettet, im seichten Wasser hin und her, an allen Masten hängen Netze, um im lauen Windhauche zu trocknen.

Nun beginnt das Strandmahl. Auf dem Sande und auch auf dem Verdecke der Barken brennen Kohlenfeuer, um welche sich die Mannschaften lagern, in den Kesseln sieden die größeren Fische, die im Netze mit den Sardinen gefangen wurden. Bald geht der Kessel von Hand zu Hand oder wird auch in Mitte der in Gruppen Gelagerten aufgestellt, und jeder fischt sich mit der Gabel seinen Anteil heraus, während die Frauen ein Schnäpschen kredenzen. Endlich stopft ein jeder seine Tabakspfeife und sucht unter lebhaftem Geplauder in den Rauchwölkchen das Glück des nächsten Tages zu ergründen, während im Westen die Sonne rotglühend ins Meer sinkt und die Fluten im feurigsten Schimmer erglänzen läßt.

Hannoversches Kadettenlied.

Gelt, das war eine schöne Zeit, als es noch keine Prüfungen gab, wo man Offizier wurde, wenn man nur reiten und schießen, exerzieren und fechten konnte, scharfe Sinne und gesunde Glieder hatte, pünktlich und achtsam im Dienst war.

Das war die gute alte Zeit, von der die Großmutter sprach, als sie noch lebte.

Es mag lange, lange her sein, aber in Hannover war es noch 1825 so, wenigstens wenn man in die Infanterie oder in die Kavallerie wollte; bei der Artillerie und bei den Ingenieuren war es freilich anders, da verlangten sie schon im vorigen Jahrhundert alles mögliche. Des wird der Scharnhorst schuld gehabt haben, der von Hannover nach Berlin kam, und die Prüfungen in Preußen einführte, von wo sie ihren Weg durch ganz Deutschland genommen haben; ob er sie erfunden hat, weiß ich nicht.

In Hannover war aber damals großes Wehklagen bei den Jungen und den Mamas; wie die Väter darüber gedacht haben, kann ich nicht sagen. Und als sie so saßen, die Herzen voll Trübsal und den Kopf voll schwerer Sorgen um die Zukunft, da hat ein schadenfroher Mensch — die Leute behaupten, es sei einer von den Examinatoren gewesen, und ich will verraten, daß sie nicht unrecht hatten, denn es war der nachmalige Generallieutenant und Chef des Generalstabes von Sichart, ein gar freundlicher und witziger Herr, der jetzt schon lange tot ist — also der hat ein Gedicht verfertigt, welches ihre Angst und ihre Trauer lächerlich machte; und das Kriegsministerium war boshaft genug, die Räumlichkeiten für die Abhaltung der Prüfungen bei Robby zu mieten. Robby war der erste Konditor in der Stadt! Da war nun unten der Laden mit den Kuchen und den Pasteten, der großen Schokoladekanne und der Krystallflasche, aus welcher der Bischof verschänkt wurde, und oben — na, wie es oben aussah, das sollt ihr hören.

Vorher aber muß ich noch erwähnen, daß die jungen Leute, welche mit der Aussicht auf Beförderung zu Offizieren in die Regimenter traten, Kadetten hießen. Das blieben sie bis sie zu Offizieren befördert wurden. Das besagte Lied lautete folgendermaßen:

O! großes Glück, wenn zu dem Namen
Kadett, es jemand hat gebracht!
Doch, dreifach Glück! — ist das Examen
Erst ohne Unfall abgemacht!

Wer kennt sie nicht, die heißen Stunden,
Die der Kadett bei Robby sitzt
Und da, wo sonst Pasteten munden,
Nun nichts als lauter Angstschweiß schwitzt.

Da lob ich mir die alten Zeiten,
Da haßte man solch' Firlefanz,
Da gab's kein langes Vorbereiten
Zum ernsten Spiel, dem Kugeltanz.
Hatt' damals jemand nur Courage,
So war er ein gemachter Held;
Wer hörte da was von Blamage,
Daß einer durchs Examen fällt?

Doch andre Zeiten, andre Sitten!
Jetzt wird — wieweit doch Mode geht —
Im Heere keiner mehr gelitten,
Der nicht das Xen auch versteht.

Zwar heißt's: Es sei doch gar nicht übel,
Wenn Offizieren in dem Heer
Der richtige Inhalt einer Fibel
Und etwas mehr bekannt auch wär'.
Allein, man sollte doch nicht quälen
Die Herrn Kadetten so um nichts!
's ist schrecklich wahrlich zu erzählen —
Das zeig' der Inhalt des Gedichts.

Kaum kann der Arme einpassieren
Zur Residenz, so muß er schon
Becouren die, die ihn torquieren,
Die Herrn der Prüfungskommission.

Ein Thema wird ihm aufgetragen,
Zu prüfen, ob er deutsch auch spricht;
Daß sie den Aermsten einfach fragen,
So klug sind diese Herren nicht.

Französisch muß er lesen, schreiben,
Sogar nach Regeln fragt man ihn,
Obgleich ihm Regel stets gewesen,
Mit diesen sich nicht zu bemüh'n.

Dann hat er den Beweis zu führen,
Er wisse selbst ein Wort Latein:
Er muß noch Amo konjugieren
Und könnte drinn schon Lehrer sein.
Selbst euch, euch mit den blanken Waffen,
Auf hohem Roß, mit buntem Rock,
Macht das Latein gar viel zu schaffen,
Als brauche man Latein zum Chok.

Das Englische soll zwar empfehlen,
Allein man trifft's nur selten an;
Wer wollt sich auch mit etwas quälen,
Was nicht gefordert werden kann?

Allein jetzt nahet dem Kadetten
Zum Kampfe sich der böse Feind;
Kein Gott kann ihn vom Durchfall retten,
Wenn er nicht alle Kraft vereint.
Ein Dämchen gar will ihn bekriegen —
Und ein Kadett kennt Schürzen wohl —
Doch Miss Mathesis sah man siegen
Schon oft im Prüfungsprotokoll,
Sie naht zu unerhörten Qualen
Dem unglückselgen Opferlamm,
Mit einem ganzen Heer von Zahlen,
Und er — hat nichts als Kreid' und Schwamm.
Doch seht den Aermsten aller Armen,
Der trostlos an der Tafel steht;
Kein Gott will seiner sich erbarmen,
Ob er vor Angst auch schier vergeht.
Indem er Brüche soll addieren —
Man gab ihm nur ein einz'ges Paar —
Und diese wieder subtrahieren,
Kommt er selbst in die Brüche gar.
Und weil er alles macht verkehret
Geht man zur Regula de tri,
Doch der verkehrten — unerhöret!
Zur geraden macht der Arme sie.
Was Winkel sind, was Parallelen,
Zeigt er dann an der schwarzen Wand
Und muß zuletzt noch gar erzählen,
Was einst Pythagoras erfand.
Und nicht genügt zu demonstrieren,
Der dumme Satz heiß' so und so,
Er muß auch den Beweis noch führen,
Man fragt ihn: wie? warum? und wo?

Auch die Geschichte muß er kennen,
Die alte, mittlere und neue gar,
Muß die Begebenheiten nennen
Von Anno Eins bis dieses Jahr.
Die Juden muß — emanzipieren?
Bewahre Gott! — er nur durchs Meer
Nach dem gelobten Lande führen,
Als ob er Moses selber wär'.
Er hilft der Frau von Dido schneiden
Die Streifen aus der Ochsenhaut,
Und muß es nolens volens leiden,
Daß sich Madame Karthago baut.
Mit Hannibal, mit Alexander,
Mit Cäsar zieht er in den Krieg,
Und führet alle miteinander
Zum Ruhm, zur Ehre und zum Sieg.
Er ist ein Freund von Karl dem Großen,
Mit Gottfried stürmt er's heilige Grab,
Hilft manchen Fürst vom Throne stoßen,
Zieht doch vorm Hut den Deckel ab.
Mit Gustav landet er auf Rügen,
Er kennt sogar den langen Fritz
Und macht den Peter auf den Zügen
Des Gustelchen von Blasewitz.
Strapazen gar muß er ertragen —
Ein Glück ist's, daß er kerngesund —
So reitet er in — vierzehn Tagen
Mit Karl dem Zwölften nach Stralsund.
Er ist in Friedrichs Heer zu finden
Bei Roßbach, Leuthen und bei Prag,
Er kämpft mit Ferdinand bei Minden,
Versetzt den Welschen manchen Schlag;
Allein sein Held ist Bonaparte,
In allen Schlachten ist er da,
Er teilt sein Schicksal, selbst das harte,
Auf Elba und Sankt Helena.

Und kehret heim aus allen Kriegen
Der Herr Kadett mit heiler Haut,
Zeigt er, er hab' auf seinen Zügen
Sich auch mit Nutzen umgeschaut.
Europas Länder muß er kennen,
Muß kennen jede wichtige Stadt,
Muß jedes Landes Grenzen nennen
Und die Gebirge, die es hat.
Wo's europäische Fräulein spitzet
Den Mund mit Afrika zum Kuß,
Und was auf beider Lippen sitzet,
Der Herr Kadett erzählen muß.
Der Flüsse Ursprung muß er wissen,
Muß kennen auch ihr Stromgebiet,
Damit, wo jemand auch mag schiffen,
Er weiß, wohin die Welle zieht.
In Petersburg, dem Sitz der Zare,
Ernennt zum Schiffskapitän man ihn
Und sagt ihm: „Guter Freund nun fahre
Zum Frühstück uns einmal nach Wien!"
Und gnade Gott! sollt's nicht gelingen
Die Kommission, die Hunger hat,
Auf nächstem Wege hinzubringen,
Zum Frühstück nach der Kaiserstadt.

Doch bei dem Worte, das gefallen,
Fällt nun der Kommission auch ein:
Der Arme sei geprüft von allen,
Und soll genug sondieret sein.

In aller Eile noch beweisen
Durch eine treffliche Kopei
Von — Krähenfüßen, daß auch Meister
Er in dem Topographschen sei.

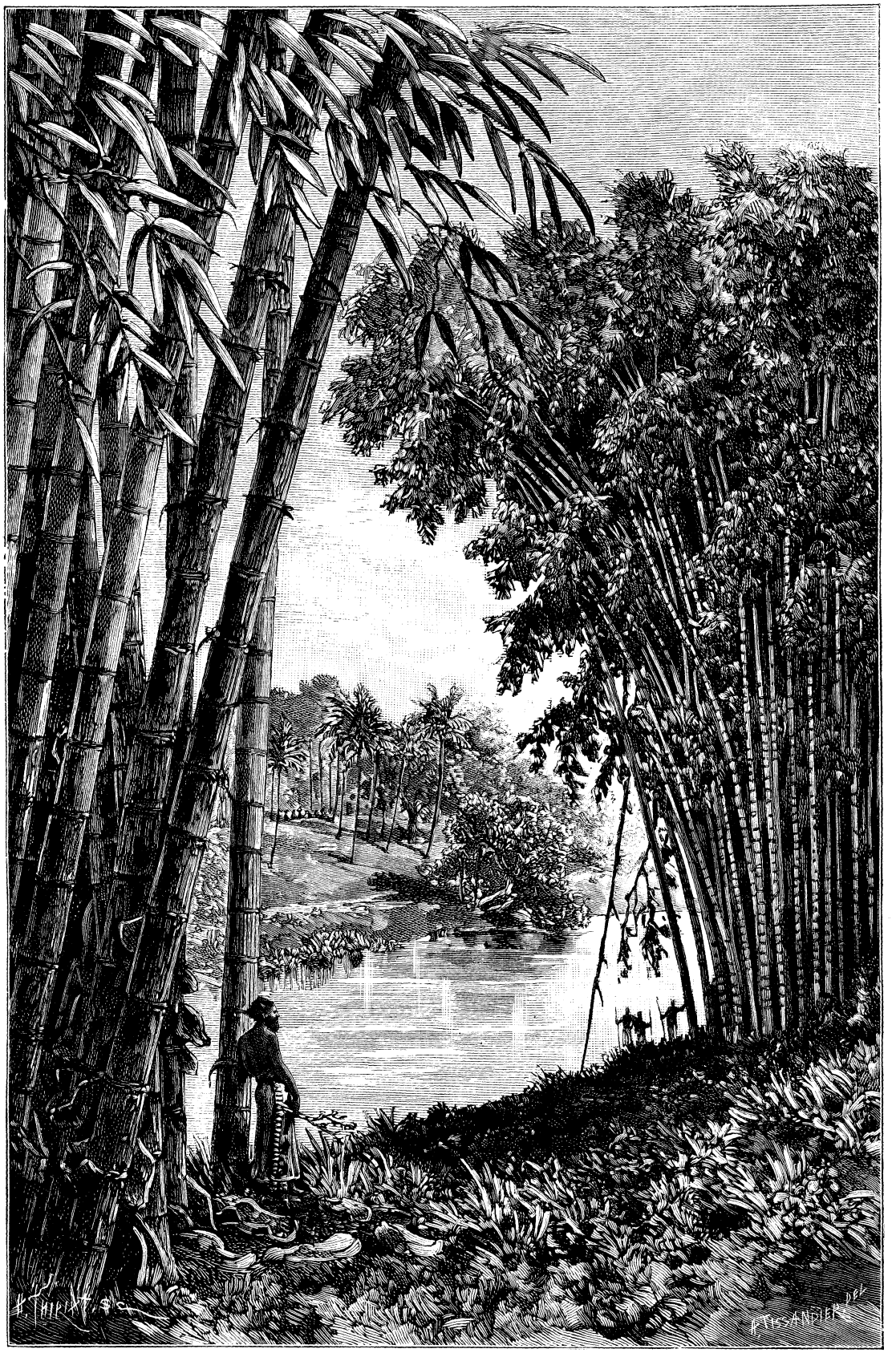
Der Präsident den Kopf dann neiget
Und spricht: „Mein Herr, Sie können gehn!"
Der Herzensfrohe tief sich beuget
Und läßt des Rockes Schöße sehn.

Doch ehe der Geprüfte kehret
Zurück in seine Garnison,
Versucht er, ob er etwa höret
Das Resultat der Kommission.
Noch einmal machet er die Runde,
Die er zu Anfang schon gemacht,
Und horcht, ob nicht aus eines Munde
Verräterisch ein Wort ihm lacht.
Doch wenn ihm dieses nicht will glücken,
Glaubt er gar Unglück zu erspähn,
Dreht er Hannover schnell den Rücken
Und seufzet tief: Auf Wiedersehn!

Drum, großes Glück, wenn zu dem Namen
„Kadett" es jemand hat gebracht!
Doch zehnfach Glück! — Ist das Examen
Erst ohne Durchfall abgemacht!!

Die Riesenbambusse auf der Insel Ceylon.

Die Insel Ceylon ist der Schauplatz einer der großartigsten Entfaltungen der Pracht tropischer Pflanzenwelt. Wir können unsren lieben jungen Kameraden kaum einen Begriff von der wuchernden Schönheit und Ueppigkeit und der reichen Segensfülle der dortigen Pflanzenwelt geben. Alle Naturforscher wissen nicht Wunder genug von dieser tropischen Vegetation zu erzählen, welche Berg und Thal bedeckt, die sich in besonderer Deutlichkeit und Größe vor demjenigen entfaltet, welcher von Colombo aus mit der Eisenbahn nach Kandy und Hatton ins Innere der Insel sich begibt. Kandy oder Nura, die alte Haupt- und Königsstadt der Insel mit ihrem See, um den eine schöne Promenade herumführt, ist mit seinen Umgebungen ein besonders angenehmer Aufenthalt und durch seine reiche Vegetation ausgezeichnet; aber das Juwel der Stadt ist der Garten von Perandeniya, eine Art botanischer Garten, den die Engländer im Jahre 1821, fünf Jahre nach ihrer endgültigen Besetzung der Insel, angelegt haben. Er nimmt eine Fläche von ungefähr 150 englischen Morgen ein und liegt vier englische Meilen von der Stadt sehr malerisch an dem hübschen Mahavelyflusse in einer Meereshöhe von 456 m; er hat eine ziemlich gleichartige feuchtwarme Temperatur von durchschnittlich 25 ° C. (20 ° R.), welche die Kultur der tropischen Gewächse und Bäume aller Art eigentümlich begünstigt. Man hat daher hier versuchsweise alle möglichen Gewächse der Tropen angepflanzt, welche wunderbar gedeihen, und diesem Garten oder Park eine ausnahmsweise Schönheit leihen. Man findet daselbst wahre Wunder der Pflanzenwelt, wie z. B. die 1833 aus Assam eingeführten prächtigen Arten von indischen Feigenbäumen (Ficus elastica), welche in den verwichenen fünfzig Jahren einen riesigen Umfang erreichten, und mit ihren in den mannigfaltigsten Verschlingungen zu Tage tretenden Wurzeln große Flächen am Fuße der einzelnen Bäume bedecken, so daß man nicht glauben sollte, daß es dieselben Gummibäume sind, die wir in unsren Zimmern züchten, und über deren langsamen Wuchs sich gewiß schon mancher unsrer jungen Kameraden gewundert



Rieſenbambuſſe auf Ceylon.

haben wird. Ganz besonders merkwürdig sind aber im Garten von Perandeniya die verschiedenen Bambusarten, welche man versuchsweise hier angepflanzt hat, um sie, die für den Haushalt des Menschen in den Tropenländern von einem so ungeheuren Wert und Nutzen sind, miteinander vergleichen zu können. Da sind zunächst die Riesenbambusse von Malakka: Dendre calamus giganteus (auf unsrem Bilde links), welche erst im Jahre 1856 in Perandeniya angepflanzt worden sind. Sie erreichen eine Höhe von 30 m, und bilden ein wundervolles Bouquet von Grün. Die Stengel der Bambusse treiben sehr nah bei einander, so daß sie sich fast berühren, und haben ein ganz außerordentliches Wachstum. In der dortigen Regenzeit, im Juni und Juli, kann man die jungen Triebe aus dem Boden kommen sehen; sie wachsen innerhalb vierundzwanzig Stunden um einen ganzen Fuß. Wenn der Bambus seine höchste Höhe erreicht, so beträgt der dickste Durchmesser seines Schaftes oder Stammes 25 cm. Nicht minder prachtvoll sind auch die andern aus Indien stammenden Bambusarten, sowie die Gigante chloa aspera aus Java ꝛc., die man ebenfalls am Ufer des Hauptteichs (auf unsrem Holzschnitt rechts) angepflanzt findet, und mit denen die Ufer des Mahavely in außerordentlich malerischer Weise bepflanzt sind, so daß der Naturfreund und Naturforscher des Schauens und Bewunderns nicht satt werden kann. Wir möchten einmal unsre jungen Kameraden durch diesen tropischen Park führen, um ihnen die Wunder der Pflanzenwelt zu zeigen.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

4. Olofs Liebling.

Olof Römann, der älteste Sohn eines nicht auf unsrem Eigentum ansässigen schwedischen Bauern, hatte unsren Vater um Beschäftigung gebeten, war aber bis zur Ernte vertröstet worden, da unsre eigenen Kolonisten bis dahin keiner Hilfe bedurften. Als nun mehr Hände erforderlich wurden, schickte mich mein Vater auf meinem Pony zu Römanns mit der Nachricht, daß Olof in Arbeit treten könnte. Als ich in das Gehöft einritt, glaubte ich beinahe mich vor einer Schmiedwerkstatt zu befinden; denn aus einem der Gebäude erscholl es deutlich: kling, kling, wie wenn der Hammer fleißig auf den Amboß geschwungen würde. Ich band meinen Peter im Hofe an und schritt auf die Thüre zu, aus der mir diese Klänge entgegenschallten. Mit freundlichem Gruß trat ich näher an Olof — denn dieser war der Schmied — heran und sah, daß er eine auf dem Herde glühend gemachte Eisenstange mit gewaltigen Hammerschlägen bearbeitete. Olof war so in seine Beschäftigung vertieft, daß er meine Ankunft nicht sogleich bemerkte, und ich wollte ihn nicht unterbrechen, damit er das Eisen schmieden könnte, ehe es erkalte. Währenddessen musterte ich den kleinen Raum und fand eine ganze Sammlung von landwirtschaftlichen Geräten, welche offenbar alle von dem jungen Manne gefertigt worden waren. Dies überraschte mich, weil ich nicht wußte, daß Olof, ein junger Mann von siebzehn Jahren, einer unsrer nächsten Nachbarn, eine so wertvolle Geschicklichkeit besäße. Wir mußten alle zerbrochenen oder abgenutzten Eisenteile nach Smithfield schicken und verloren viel Zeit, bis dieselben durch den dortigen Maschinenbauer ersetzt worden waren. Diese Hilfe konnten wir ja in Zukunft näher finden.

„Guten Morgen!" sagte ich noch einmal, als ich meine Umschau beendet hatte, und Olof die Wirkung seiner Hammerschläge betrachtete. Das Eisen war erkaltet, ich störte ihn für den Augenblick nicht.

„Guten Morgen, junger Herr!" erwiderte Olof und fuhr erschreckt von seiner Arbeit auf.

„Ich sehe, du bist beschäftigt, Olof; ich will dir auch nur Bescheid von meinem Vater bringen."

„Bitte, junger Herr, ich kann sehr gut eine Pause machen, die Arbeit hat keine Eile. Es ist der erste Pflug, an welchem ich mich versuche; ich glaube nicht einmal, daß er geraten wird."

„Warum sollte er nicht, Olof?" entgegnete ich. „Ich ahnte gar nicht, daß du ein Mechanikus bist."

„Das bin ich auch wahrlich nicht," antwortete Olof zögernd. „Ich versuche mich nur ein wenig als Grobschmied, da ich reichlich Muße habe. Dem Meister in unsrem schwedischen Heimatsdorfe habe ich häufig zugesehen und mir gemerkt, wie er sein Eisen biegt und hämmert; doch bin ich nur ein Pfuscher und beschränke mich auf das, was hier bei uns erforderlich ist."

„Und diese Geräte hier?" fragte ich.

„Ja, freilich, junger Herr, die habe ich gefertigt," war die Antwort.

Unser Gespräch erfuhr hier eine Unterbrechung, weil Frau Römann den Kopf in die Thür steckte und hastig rief: „Olof, geschwind! Dein Jack ist los!"

Olof schien gar nicht so große Eile zu haben, wie seine Mutter wünschte.

„Das begreife ich kaum," erwiderte der junge Mann und wandte sich langsam nach der Thüre. „Ich legte dem Tier doch einen eisernen Ring um den Hals, den es unmöglich zerbrochen haben kann."

Inzwischen war er aus seiner Werkstatt auf den Hof getreten und ich folgte ihm, neugierig, welches Tier mit dem Namen Jack gemeint sei. Da gewahrte ich einen halberwachsenen braunen Bären, welcher an der sich ihm vergeblich entgegenstellenden Frau Römann vorbei auf das freie Feld zu entkommen suchte.

„Jack, Jack, du legst dich nieder!" rief Olof bestimmt.

Wirklich gehorchte der Bär, als er die Stimme seines jugendlichen Herrn vernahm, kauerte auf der Erde nieder, bis Olof nahe an ihn herangekommen war, und ließ sich folgsam nach einem leeren Stalle führen. Natürlich erkundigte ich mich, wie Olof zu seinem Jack gekommen wäre, und merkte nun, daß Olof Römann nicht nur eine geschickte Hand, sondern auch ein mutiges Herz besäße. Was er mir erzählte, will ich hier möglichst getreu mit seinen eigenen Worten wiedergeben.

„Eines Tages," begann er, „kehrte ich zu Fuß von Denver City heim und schlug, um meinen Weg abzukürzen, den alten

Indianerpfad über die Pike-Peak Berge ein, der Yellow Fork hatte so wenig Wasser, daß ich ihn an seichten Stellen bequem durchwaten konnte. Vielleicht eine Viertelmeile westlich von dem Flusse kam ich durch einen Hohlweg, dessen Wände aus nacktem Gestein bestanden, und ward auf eine Oeffnung aufmerksam, welche in das Gestein hineinführte. Hier, an der lange nicht betretenen Straße, schien sich eine Bärenmutter eingerichtet zu haben, wie ich aus den zahlreichen Spuren sah, welche in die Höhle hinein und wieder herausführten. Ich war neugierig, was sich in der Höhle befinde, und gänzlich unbekannt mit der Gefahr, in welche ich mich stürzte. Ich warf mich auf den Boden und steckte meinen Kopf in eine Oeffnung; ein widriger Geruch strömte mir entgegen; es schien, als rührte dieser von einem wilden Tiere her.

„Bist du so weit, dachte ich bei mir, so könntest du ja auch ein wenig weiter kriechen und das Innere des Raumes untersuchen; vielleicht ist der Besitzer nicht zu Hause. Die Röhre, in welcher ich auf den Knien ein wenig entlang gerutscht war, erlaubte mir nicht, mich umzukehren, so daß ich rücklings das Freie wieder gewinnen mußte. Ich schnitt nun einen derben Stock von hartem Holze, spitzte ihn zu und kroch dann dreister vorwärts, indem ich den Stock als Abwehrmittel vor mir herschob."

„Aber Olof," unterbrach ich ihn, und es überlief mich heiß und kalt, „du bist doch nicht wirklich weiter gekrochen?"

„Gewiß, junger Herr," erwiderte der einfache Bursche, „ich konnte meine Neugier nicht zügeln. Hätte ich gleich gewußt, was ich noch alles in dieser Höhle erleben sollte, so würde ich mich wohl besonnen haben. Nun hören Sie weiter! Die Röhre, welche ich durchkriechen mußte, um in die Höhle zu gelangen, war nur kurz; schon nach etwa zehn Schritten konnte ich aufrecht stehen. Von der Größe der Höhle konnte ich mir noch keinen Begriff machen; denn es herrschte in ihr die tiefste Finsternis. Mir ward doch etwas unheimlich zu Mute, als ich so dastand, den Atem anhielt und lauschte. Ich hörte nämlich ein tiefes Schnaufen ganz dicht vor mir; ich mußte annehmen, daß ich in eine Bärenhöhle geraten wäre und der Bär im Tagesschlummer schnarchte."

„Und da kehrtest du nicht gleich zurück, Olof?" fragte ich entsetzt. „Wußtest du denn nicht, daß der Bär sein Heiligtum mit äußerstem Grimme verteidigt? Ich begreife noch heute nicht, daß du lebendig vor mir stehst."

„Natürlich beschloß ich sofort den Rückzug," entgegnete Olof. „Ich schob mich wieder in die Röhre hinein, hielt meine hölzerne Waffe vor mir und starrte in die Dunkelheit, bis meine Augen sich ein wenig an dieselbe gewöhnt hatten. Undeutlich genug waren die Umrisse, welche ich unterschied; ein großer Bär lag mir gerade gegenüber, der wirklich zu schlafen schien, und an der Seitenwand bewegten sich zwei kleinere, etwas hellere Gestalten. Ich muß unwillkürlich einen Angstschrei ausgestoßen haben, durch welchen der Bär erweckt wurde; denn das Schnarchen hörte auf und ihm folgte ein so entsetzliches Brummen, daß ich am ganzen Leibe erbebte. Gleichzeitig warf sich der Bär herum, hob, als er mich entdeckte, eine Tatze und führte einen schweren Schlag nach mir, wobei die scharfen Krallen dicht an meinem Gesicht vorbeifuhren; aber sie trafen die rechte Hälfte meiner nagelneuen Jacke und zerrissen diese von oben bis unten, als wäre sie mit ebensoviel Messern aufgeschlitzt.

„Daß ich nun eiligst zurückfuhr, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Der Bär machte freilich Miene, mir zu folgen, aber der Raum in der Röhre war nicht für uns beide breit genug, und ich hielt den spitzen Stock als Abwehrmittel vor mir, an welchem er sich mehrmals stieß. Kaum wagte ich die Mündung der Röhre zu verlassen, weil ich mich darauf gefaßt machen mußte, daß der Bär mir folgen und mich draußen niederschlagen würde. Unbegreiflicherweise aber geschah dies nicht, er begnügte sich damit, fürchterlich zu brüllen, wie wenn er mich von der Wiederholung meines Besuches abschrecken wollte.

„Froh, aus dieser großen Gefahr unversehrt entkommen zu sein, setzte ich meinen Heimweg fort und überlegte, ob es nicht möglich wäre, den alten Bären zu fangen, um mich der Jungen bemächtigen zu können. Hier am Amboß, junger Herr, wird ein Dollar recht mühselig verdient, weil die Nachbarn meine Anfängerarbeit nach ihrem wahren Werte schätzen. Der Gedanke, einmal etwas mehr zu verdienen, ließ mir keine Ruhe; ich wollte die jungen Bären verkaufen und für den Erlös einige unentbehrliche Werkzeuge anschaffen. Als meine Mutter die zerrissene Jacke sah und ich ihr erzählte, bei welcher Gelegenheit dieselbe so zugerichtet wäre, schalt sie mich tüchtig und wollte nichts von meinen Plänen wissen, die Bärin zu fangen und die Jungen herauszuholen. Mein Vater begnügte sich damit, mir Vorsicht zu empfehlen.

„Schon am nächsten Tage begann ich mit dem Bau einer Bärenfalle, verwarf mein Machwerk mehreremale, fing aber unermüdlich von neuem an zu bauen. Endlich brachte ich das Fanggerät zustande, ein plumpes, schweres Ding aus Eichenholz und mit eisernen Klammern. Wir luden dasselbe auf einen Wagen und mein Vater war mir behilflich, es vor der Oeffnung der Höhle aufzustellen. Als Köder legte ich Fleisch von einem frischgeschlachteten Schaf hinein und entfernte mich mit der Hoffnung, daß der ungastliche Bär sich bald in meiner Gewalt befinden würde. Voll Erwartung besuchte ich den Platz am nächsten Morgen, fand aber leider meine Falle unberührt. Wenn der Bärin vielleicht auch das Fleisch verlockend gewesen sein mochte, so war sie doch wohl durch die blinkenden eisernen Klammern abgeschreckt. Jeden Tag schlich ich nach dem Hohlwege und blickte von der gegenüberliegenden hohen Wand auf meine Falle hin; noch immer stand sie offen. Nun wechselte ich mit der Lockspeise, legte Fische hinein, band ein lebendes Huhn an die verhängnisvolle Sprungfeder; aber nichts half, die Bärin widerstand der Versuchung, mein Gast zu sein. Vergeblich war es auch, daß ich mir von Liljenströms Honig verschaffte, weil ich dachte, daß der verlockende süße Geruch den Abscheu vor meiner Falle besiegen helfen würde; auch dies letzte Mittel half nicht, die Falle war auch jetzt nicht zugeschnappt. Da riß mir die Geduld und ich sann auf einen andern Ausweg.

„Daß ich die Jungen haben müßte, war mein fester Entschluß, und ich fürchtete auch weniger ein Mißlingen, als daß mir jemand zuvorkommen möchte. Oft genug war ich in Versuchung, Ihren Herrn Vater zu bitten, daß er mir eine Büchse leihen möchte, und ich hätte die Bitte sicher ausgesprochen, wäre ich nicht auf die Frage gefaßt gewesen, ob ich auch mit einer Schießwaffe umzugehen verstände. Das war eben nicht der Fall, und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich auch bis heute noch kein Gewehr abgefeuert habe."

„Da hättest du zu mir kommen sollen, Olof," sagte ich. „Ich würde dich auf die Jagd begleitet und sicherlich niemand dein Geheimnis verraten haben."

„Hätte ich Sie damals schon gekannt, junger Herr, so würde ich mich dreist an Sie gewandt haben; aber wir waren erst einige Monate in der Nachbarschaft, und ich wußte noch gar nicht, daß der Herr Oberst einen Sohn besäße, welcher sich mit der Jagd beschäftigte. Deshalb war ich ganz auf mich selber angewiesen. Halbe Tage lang lag ich in dem Buschwerk oben auf der Felswand versteckt und lauerte auf mein Wild. Ich wollte den Bären einmal sehen und hoffte, daß mir dann ein glücklicher Gedanke einfiele, wie er zu fangen wäre. Eines Morgens ward mir diese Freude. Die Bärin steckte behutsam ihren Kopf aus der Mündung der Röhre hervor, sichtete umher und schnüffelte, ob auch Gefahr in der Nähe sei. Da der Wind zu mir herüber stand und die Büsche mich vollständig versteckten, merkte sie von meiner Anwesenheit nichts, kroch völlig hervor und trabte schwerfällig den Hohlweg hinauf in die Berge hinein. Ich hatte noch niemals einen Bären in der Freiheit gesehen und erschrak gewaltig, als ich das Tier dahinlaufen sah. Es hatte fast die Höhe eines einjährigen Kalbes, war aber bedeutend länger und ungeheuer breit. Mich in einen Kampf mit ihm einzulassen, dazu verspürte ich nicht die mindeste Lust.

„Nachdem ich mich von meinem ersten Schrecken erholt hatte, stieg in mir der Gedanke auf, die Abwesenheit der Mutter zu benutzen, um die Jungen herauszuholen. Die Bärin hatte ich noch weit über die grasbedeckte Ebene hin mit meinen Blicken verfolgen können; sie lief dem Tannendickicht zu, wie ich annehmen durfte, um Beute zu holen. Mich beschlich ein unüberwindliches Verlangen nach dem Besitz der Jungen, als ich auf die Mündung der Höhle hinabblickte; je länger ich überlegte, desto leichter erschien mir die Ausführung meines Vorhabens; ich fragte mich gar nicht einmal, was aus mir werden würde, wenn die Bärin vorzeitig zurückkehrte und mich im Innern ihrer Höhle träfe. Ich kletterte auf einen freistehenden Baum und blickte noch einmal in die Richtung hin, welche die sich entfernende Bärenmutter eingeschlagen hatte, konnte aber keine Spur mehr von ihr entdecken. Vielleicht blieb sie einen halben Tag von ihrer Höhle entfernt — mir genügte schon eine einzige Stunde, und in so kurzer Zeit glaubte ich die Rückkehr der Mutter nicht befürchten zu müssen. So entschloß ich mich schnell, noch einmal in die Höhle hineinzukriechen, diesmal aber nicht ohne die jungen Bären heimzukehren.

„Jeder Augenblick war kostbar, das sagte ich mir wohl. Ich glitt hurtig von meinem Baume herunter und griff nach der Axt und ein paar dünnen Leinen, welche ich mitgenommen hatte, um einige junge Eschen zu fällen und aneinander zu binden. So ausgerüstet, kletterte ich den steilen Abhang hinab, eilte bei der nichtsnutzigen Falle vorbei, geradewegs auf die Höhle zu. Ehe ich hineinkroch, versah ich mich noch mit ein paar Scheiten kienigen Holzes, um die Höhle erleuchten zu können, empfahl mich Gottes Barmherzigkeit und kroch vorwärts. Wie damals den zugespitzten Ast, so hielt ich heute die Axt vor mir, weil ja die Möglichkeit bestand, daß der Bärenvater sich daheim befinde, um die Jungen bis zur Rückkehr der Mutter zu beschützen. Aber ich fand kein Hindernis bei meinem Eindringen.

„Ohne Zeitverlust zündete ich eins meiner dürren harzigen Scheite an, beleuchtete die Wände der Höhle und entdeckte eine Fuge, in welche ich die ein wenig angespitzte Kienfackel klemmen konnte. Sie leuchtete so hell, daß ich den bescheidenen Raum übersehen konnte und die Gegenstände meines Suchens fand. Zwei Bärengeschwister, wohl nur drei Monate alt, lagen auf einem weichen Bett von Laub und Moos, etwas höher als der sonstige Boden der Höhle, welche übrigens ganz und gar mit Laub und Tannenzweigen ausgepolstert war. Meine Axt hart an die Eingangsröhre lehnend, wickelte ich die Stricke auseinander und griff nach einem der niedlichen Tiere; aber dies schien nicht gewillt, sich gutwillig zu ergeben; es knurrte zornig und hieb so tückisch nach meinen Händen, daß ich es vorläufig fahren lassen mußte. Aber ich hatte keine Zeit zu verlieren, erfaßte es wieder, nahm es in meine Arme und achtete nicht sonderlich darauf, daß die scharfen Krallen der Hinterbeine meine Hosen zerrissen und in mein Fleisch drangen. Während ich damit beschäftigt war, dem Jungen die vier Beine zusammenzuschnüren, blickte ich mit großer Spannung nach dem Eingang hin, ob auch nicht gerade jetzt die Bärin heimkehren möchte. So bange Augenblicke habe ich sonst nie erlebt.

„Da, wer fühlt mir mein Entsetzen nach! — kündigte sich die Rückkehr der Bärin durch furchtbares Brummen an. War sie noch nicht in die Röhre hineingeschlüpft, so steckte sie doch den Kopf bereits in dieselbe, denn der Lärm ihres Gebrülls war ohrenbetäubend, und dazu gesellte sich das Angstgeschrei der Jungen, welche Hilfe von ihrer Mutter verlangten. Was sollte ich in dieser bedenklichen Lage thun! Das gefesselte Junge ließ ich fahren, griff nach der Axt und blieb neben dem Eingang stehen, um der Alten, wenn sie hereinkommen sollte, den Todesstreich zu versetzen. Aber würde ich auch treffen? Meine Hände zitterten so sehr, daß ich die Axt kaum tragen konnte; es dauerte eine ganze Zeit, bis ich mir sagte, daß in diesen verhängnisvollen Momenten das Leben von meiner Fassung abhinge, und bis der Wille die Herrschaft über die Glieder wiedergewann. Zum Glück gönnte mir die Bärin die dazu nötige Zeit. Das Licht, welches mich so bedeutend unterstützte, schien sie zu beängstigen; sie trug Bedenken, ihre Höhle zu betreten, schnüffelte in der Röhre und brummte dann wieder, rückte aber nur sehr langsam vor.

„Endlich sah ich die Entscheidung kommen. Die ungeheure Schnauze ward von innen sichtbar, blutrot hing die Zunge aus dem geöffneten Rachen hervor, und die Augen schossen wütende Blicke nach dem Lager der Jungen hin. Als der große Kopf zum Vorschein kam, nahm ich meine ganze Kraft zusammen, und meine Axt fuhr wie ein Blitz auf den Schädel des Ungetüms nieder. Getötet hatte ich die Bärin nicht, aber gut getroffen; denn sie stieß ein ebensosehr von Wut als von Schmerz zeugendes Heulen aus und zog sich weiter in die Röhre zurück. Verendet sie da, dachte ich bei mir, so hast du dir wahrscheinlich selber dein Grab gegraben, weil du den schweren Körper sicherlich nicht aus der Röhre zu entfernen vermagst. Zu einem neuen Hiebe bereit, stand ich noch immer an meinem Platze, als die Bärin sich zu einem zweiten Angriff entschloß. Wieder streckte sie den Kopf behutsam vor, und ich gewahrte eine tiefe, klaffende Wunde nicht auf dem Schädel, sondern gleich unterhalb der Augen. Obgleich ich natürlich die günstige Gelegenheit benutzte und ihr Schlag auf Schlag versetzte, zwängte sie sich doch hartnäckig vor. In meiner Angst, daß sie sich im nächsten Momente vor mir aufrichten und mich erdrücken möchte, griff ich mit der Linken nach dem Feuerbrand und hielt ihn der Bärin dicht vor das

Gesicht. Entsetzt fuhr das Tier zurück, als seine Wunden von der Glut getroffen wurden; ich konnte wieder aufatmen und hoffen, daß sich die günstige Gelegenheit zur Austeilung von Axthieben noch einmal bieten würde; dann mochte ich ja vielleicht glücklicher sein.

(Fortsetzung folgt.)

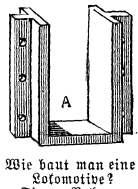
Wie baut man eine Lokomotive?

(Fortsetzung.)

Die Räder bestehen aus Spurkranz, Radreifen mit umliegender, im glühenden Zustand aufgezogener Bandage, Speichen und Nabe. Fig. 6 zeigt den Durchschnitt einer Radhälfte, an der B der Spurkranz, A die Bandage ist, auf der die Speichen stehen, die sich um die Nabe Fig. 7 konvergierend vereinigen. Der Einschnitt bei A dient dazu, die Achse mit dem Rad fest zu verbinden. Die Achsen laufen in Büchsen, die in einem Rahmen eingefügt sind (Fig. 8 und 9 A Rahmen, B Büchse). Letzterer, der Rahmen, ist mittels der sechs an den Seiten befindlichen Löcher an dem Achsrahmen festgenietet. Der Achsrahmen trägt die Federn mittels zweier Ständer (Fig. 10), in welchen sie in hängender Lage befestigt sind. Die Federn, deren Zweck du bereits kennst, sind aus einer Anzahl starker Blattfedern von verschiedener Länge zusammengesetzt und besitzen in dieser Form eine ungeheure Widerstandsfähigkeit.

Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 6. Durchschnitt einer Radhälfte.

Wir kommen nun zu einem der wichtigsten und zugleich kompliziertesten Teile der Lokomotive, dem Dampfcylinder. Dabei müssen wir etwas länger verweilen, und uns ein andres Modell vergegenwärtigen, das den Durchschnitt dieses Apparats darstellt. Das Modell sei eine aufrecht stehende Dampfmaschine, wie sie unsern lieben Kameraden ja allenthalben bekannt ist. Erst jüngst in Nr. 4 dieses Jahrganges, in der ein Kamerad den selbstverfertigten Schraubendampfer vorführte, wurde eine solche abgebildet.



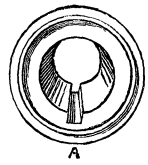
Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 8. Rahmen.

Der auf einem Ständer befestigte Dampfcylinder besteht aus zwei Teilen, dem eigentlichen Cylinder, in welchem sich der Kolben mittelst Kolbenstange durch die Einwirkung der Dampfkraft auf und nieder bewegt und dem links daran befestigten Schieberkasten, in welchem sich der Dampfschieber mit seinem [-förmigen Ansatz ebenfalls auf- und niederbewegt, aber nicht durch die direkte Dampfwirkung, sondern durch die Kraftübertragung von der Kolbenbewegung aus. Davon jedoch später. Nur muß hier bemerkt werden, daß die beiden in umgekehrtem Verhältnis zu einander stehen, d. h. wenn der Dampfkolben den höchsten Stand erreicht hat, der Schieberkolben den tiefsten Stand einnimmt und umgekehrt.

Der Schieberkasten, in den das Dampfzuleitungsrohr einmündet, steht mit dem Cylinder durch zwei Kanäle, einem oberen und einem unteren, in Verbindung. Befindet sich der Schieberkasten ganz auf seinem niedersten Stand, so ist der obere Kanal offen und der Dampf strömt in solcher Richtung in den Cylinder, daß er den Kolben niederdrückt. Die mittels Bleuelstange mit ihm verbundene und in der Mitte zu einer Kurbel gebogene Welle macht eine halbe Umdrehung. Auf dieser Welle sind links zwei excentrische Scheiben in der Weise befestigt, daß die excentrischen Löcher in gerade umgekehrtem Verhältnis zu einander stehen. An den diesen Löchern entgegengesetzten Peripherien der Scheiben ist je eine Stange befestigt, die mit ihren andern Enden mittels Scharnieren mit einem sehr stark in die Länge gezogenen Bügel in Verbindung stehen. Diesem Bügel wird durch die Umdrehungen der excentrischen Scheiben eine auf- und niederwiegende (wagebalkenähnliche) Bewegung erteilt, wobei die am obern Ring des Bügels befestigte, ebenfalls mit Scharnier versehene Kolbenstange des Schieberkastens auf- und niedergezogen wird, und dabei dem Dampf abwechselnd durch den obern und untern Kanal Zutritt in den Cylinder gestattet.

Damit wäre uns also die Einrichtung des Dampfcylinders und die Art und Weise, wie die Bewegung des Kolbens zu stande kommt, klar geworden.

Der Excenterapparat der Lokomotive, auch Hängetasche und Coulisse genannt, ist in Fig. 11 dargestellt, wobei AA die beiden excentrischen Scheiben, B die Schieberstange des Schieberkastens, CC die Befestigung mittels des Lenkstückes G, D ein Gegengewicht, F die Zugstange, welche mit dem Hebel am Vorderteil der Lokomotive (Fig. 1, V) in Verbindung steht und den Apparat und somit die Lokomotive in Bewegung setzt.

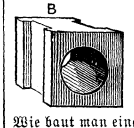


Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 7. Nabe.

Der zweite wichtigste Teil der Lokomotive ist der Dampfentwickler. Er besteht aus der Feuerbüchse, dem cylindrischen Hauptkessel mit dem Dampfdom und der hinten sich anschließenden Rauchkammer, die mit dem Kamin gekrönt ist.

Die Feuerbüchse (Fig. 12) liegt vor dem Hauptkessel in einem besonderen, von Kesselwandungen C (die mit Wasser gefüllt sind) bis auf die untere Seite viereckig abgeschlossenem Raume. D ist die Feueröffnung (Ofenthür), FF die Stützbalken für die Roststäbe.

Der Kessel ist ein sogenannter Röhrenkessel, welcher der Länge nach von zahlreichen Röhren in der Anordnung, wie Fig. 13 sie zeigt, durchzogen ist. Durch diese Röhren ziehen die Feuergase (Fig. 12 bei E) und da das Wasser sich zwischen diesen Röhren befindet, oder vielmehr sie umgibt, so wird das Sieden derselben und damit die Dampfentwickelung ungemein beschleunigt. Die Feuergase treten von da in die Rauchkammer und entweichen mit dem verbrauchten Dampfe.



Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 9. Büchse.

Oben auf dem Kessel befindet sich der Dom, der, wie bereits gesagt, dazu dient, den Dampf anzusammeln und durch ein in denselben hineinragendes, oben offenes Rohr zum Verbrauch abzugeben.

Fig. 14 zeigt den Dampfsteuerapparat. AB sind die hintere und vordere Kesselwand, C das Dampfrohr, das mit dem aufwärts gerichteten Kniestück offen im Dampfdom endet, während das abwärts gerichtete nach seinem Austritt aus dem Kessel in die Rauchkammer (s. Fig. 15) sich gabelförmig spaltet und mit diesen beiden Zweigen in den Schieberkasten der beiden beschriebenen Cylinder endet. G ist die Steuerungskurbel, F die Stange, an deren Ende ein konischer Zapfen in einer passenden Hülse sitzt. Dieser konische Zapfen ist wie der Einsatz eines Kranens beschaffen, bildet also eine kurze, hinten geschlossene Röhre mit einem Seitenloch. Wie man nun mittelst des Kranens aus einem Fasse durch Drehen die Flüssigkeit in stärkerem oder schwäche-

rem Strahle kann entweichen lassen, so ist es hier genau mit dem Dampfe.

(Fortsetzung folgt.)

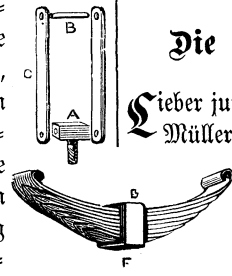
Chinesische Rezepte.

Obgleich die in Amerika lebenden Söhne des „Himmlischen Reiches" zum größten Teile sich daran gewöhnt haben, in schwierigen Krankheitsfällen einen amerikanischen oder europäischen Arzt zu rufen, vermag eine andre Schicht derselben, und zwar die weniger intelligente, sich immer noch nicht bis zum Vertrauen zu dem „Medican Doctor" aufzuschwingen und wendet sich an die armseligen Aerzte der chinesischen Kolonien. Diese Aerzte haben durchweg keine Ahnung von dem wahren Leiden der Patienten und noch weniger von den Medikamenten zur Bekämpfung des ersteren. Dr. Cho Ping, 18 Mortstreet, gehört zu diesen Würdigen. Der genannte Doktor wurde unlängst zu einem seiner Landsleute gerufen, welcher in selbstmörderischer Absicht eine große Dosis Opium verschluckt hatte. Zunächst fühlte der Doktor zwei Stunden lang den Puls des schwerkranken Mannes, dann schrieb er ein Rezept, dessen Ausführung mindestens die Zeit eines halben Tages beanspruchte. Glücklicherweise holte einer der Freunde des Kranken auch einen amerikanischen Arzt, ehe die Medizin zusammengebraut war, und diesem Umstande ist es zu verdanken, daß der Vergiftete dem Leben erhalten wurde. Das Rezept fiel in die Hände des New Yorker Arztes und hatte folgenden Wortlaut:

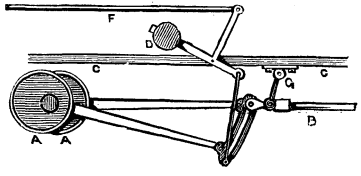
„Zwei Paar gesalzene Eidechsen, zwei männlich, zwei weiblich; 1/2 Unze Corea Ginseng Wurzel; sechs Häute der Weidengrille, drei männlich, drei weiblich; 1 Unze Süßkartoffelranken; 1 Unze weiße Nüsse; 1/2 Unze Lotosblätter; 1/4 Unze Klapperschlangenschwanz; 2 Unzen schwarze Datteln; 1/2 Unze Ulmenrinde; 1/2 Unze Teufelsfischzehe; 1/2 Unze Rehhorn; 1/4 Unze Vogelklauen; 1/4 Unze getrockneten Ingwer; 1/2 Unze alte Sargnägel.

Man koche das Ganze so lange mit zwei Quart Wasser, bis das letztere auf ein Quart reduziert ist; dann trinke man die Medizin so schnell als möglich. Dr. Cho Ping."

Uebrigens ist Dr. Cho Ping unter seinen Landsleuten eine hoch- und weitberühmte Persönlichkeit. Seine Wartezimmer sind während der Sprechstunden stets überfüllt, und nicht allein durch Bewohner New Yorks und Brooklyns, sondern auch durch Fremde aus allen Teilen des Landes, die keine Entfernung scheuen, um den berühmten Arzt zu konsultieren. Trotzdem wimmeln die New Yorker Spitäler zuweilen von Chinesen, die von Cho Ping und seinen Genossen als „unheilbar" aufgegeben wurden, aber von den amerikanischen Doktoren fast ohne Ausnahme wieder hergestellt werden.



Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 10. Feder.



Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 11. Excenter (Coulisse).

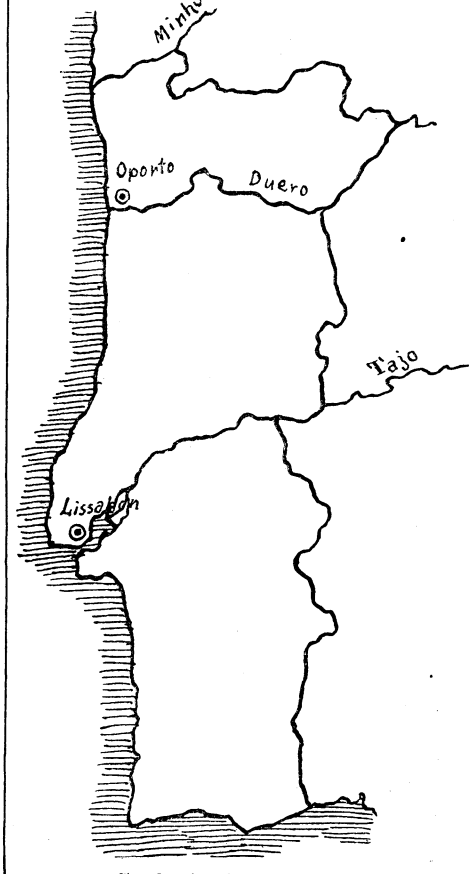
Die bedeutendste Siegelsammlung Deutschlands

befindet sich seit einiger Zeit in den Händen eines Berliner Instituts, des bibliographischen Bureaus am Alexanderplatz. Die Sammlung enthält in 19 Quartbänden die vorzüglich erhaltenen Siegel von 204 deutschen Behörden, 107 Städten, 46 Fürsten und 4700 Mitgliedern des Adels dieses, sowie früherer Jahrhunderte. Als außerordentlich anziehend mag ganz besonders ein wohlerhaltenes Wappen der Stadt Berlin, den Bären an der Halskette mit dem Ringe führend, gelten, welches nur noch in wenigen Exemplaren zu finden ist. Ferner sind eine Menge historischer Größen durch ihre Siegel, bezw. Wappen in der Sammlung verewigt; so erblicken wir dasjenige des Prinzen Eugen von Savoyen, des bekannten österreichischen Feldherrn und Türkenbesiegers, Gustav Wasas, des Kardinals Richelieu, des Prinzen Rohan de Soubise, welcher bekanntlich in der Schlacht bei Roßbach von Friedrich dem Großen geschlagen wurde, des englischen Feldherrn Duc de Marlborough, der Königin Maria Stuart u. s. w. Im Interesse der Wissenschaft hat das Direktorium des ebengenannten bibliographischen Bureaus sich bereit erklärt, die Besichtigung der hochinteressanten Siegelsammlung jedermann in den Vormittagsstunden von 9—1 Uhr und nachmittags von 3—7 Uhr unentgeltlich zu gestatten, was sich die Kameraden, in Berlin, die sich für Siegelsammlungen überhaupt interessieren, nicht entgehen lassen sollten.

Die kleine Windmühle.

Lieber junger Freund, hast du nicht Lust, Müller zu werden? Es ist hierzu durchaus nicht erforderlich, daß du das Handwerk regelrecht erlernst, auch brauchst du zur Erbauung des Mühlwerks kein Kapital, zum Betriebe weder Wasser noch Dampfkraft, sondern nur jene, die dir durch die Lunge zur Verfügung steht. Ohnehin wirst du schon aus der auf folgender Seite befindlichen Abbildung erraten haben, daß es sich nur um ein hübsches Spielzeug handelt, das du selbst verfertigen und sogleich in Gang setzen kannst.

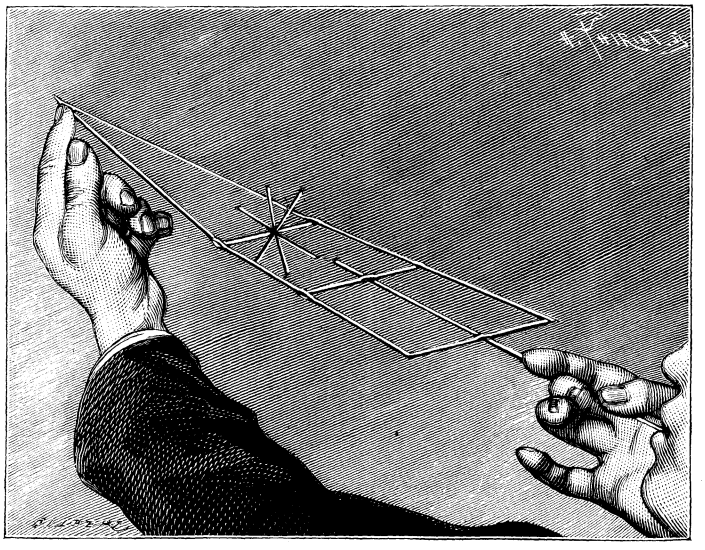
Zur Herstellung dieser Mühle eignet sich am besten ungedroschenes Roggenstroh, welches reif und unverletzt abgeschnitten und getrocknet wurde. Von dem unteren dicken Teile eines solchen Halmes



Aus Karlchens Landkarten-Mappe.

Karlchens Randglosse zur Karte von Portugal.

schneide ein Stück von 16 bis 20 cm ab, jedoch soll es keine Knoten haben. Dieses gibt die Blasröhrchen für den Wind. Ferner richte zwei gleiche Stücke mit je 7 cm zu, die ebenfalls vom dicken Ende des Halmes und ohne Knoten sein müssen. Diese hast du nun vorsichtig mittels des Federmessers in vier Teile mit einer Länge von 4 cm gespalten, und die offenen Teile derart zurückgebogen, daß sie wie vier Radspeichen aufrecht stehen. Sie werden nun als Windmühlenrad derart auf ein dünneres Strohstück von 10 cm Länge gesteckt, daß die gespaltenen und zurückgebogenen Speichen einander gegenüberstehen, und zwar in Wechselstellung, so daß sie ein Rad mit acht Speichen bilden. Nun nimm einen langen Strohhalm und biege ihn zu einem gleichmäßigen Dreieck, dessen Basis 10 cm, jede der Seiten aber 30 cm lang ist. Etwa in der Hälfte der Seiten lasse das Rad ein, indem du diese Stellen des Strohhalms mit dem Federmesser durchbohrst. Hinter dem Rad setze noch eine Querachse ein, und stecke in Mitte derselben, wie auch in der Basis, die Windröhre durch. Die Haltung und Inbetriebsetzung dieser Mühle ersiehst du aus der Abbildung.



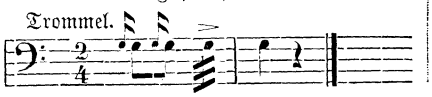
Windmühlchen.

Ein sonderbares Kommando

ist bei den russischen Truppen in Bochara eingeführt. Auf ein bestimmtes Zeichen legen sich alle Soldaten auf den Rücken und strecken die Beine in die Höhe. Dann springt alles auf und stürmt mit lautem Hurra vorwärts. Der Grund für diese sonderbare Uebung, über die die Kameraden nicht wenig lächeln werden, ist folgender: Vor der Erstürmung von Samarkand hatten die Russen einen kleinen Fluß zu durchschreiten. Um das Wasser aus den Stiefeln zu entfernen, hatte man sich auf den Rücken gelegt, und die Beine in die Höhe gestreckt, daß das Wasser aus den Stiefeln herauslaufe. Gleich darauf hatten die Russen die Stellung des Feindes zu stürmen, was mit dem Siege der Stürmenden endete. Die Eingeborenen aber glauben seitdem, daß der Sieg infolge des obigen Manövers sich an die russischen Fahnen knüpfe und die Soldaten des Zaren unwiderstehlich mache.

Signale der deutschen Armee.

Schnellfeuer.



Der erste kalte Winter,

den wir in der Geschichte verzeichnet finden, war der des Jahres 401. Während desselben war das ganze Adriatische Meer sowohl, wie das Schwarze Meer überfroren, und im Frühjahre wurde 30 Tage hindurch das Eis durch die Meerenge von Konstantinopel in Stücken von Bergeshöhe getrieben.

Scharade.

(Dreisilbig)

Ohn' Unterlaß kommen und gehen
Die Ersten das ganze Jahr;
Das siebente der Gebote,
Nichts gilt es dem letzten Paar. —
Wer stetig die Jahre des Lebens
Zu fröhlichem Schaffen verwandt,
Wird sicherlich wohl von keinem
Verächtlich das Ganze genannt.

Auflösung des geographischen Quadraträtsels in Nr. 5.

	P	R	A	G	H	A	L	**L**	
	G	**O**	B	I	M	A	**I**	N	
A	B	E	**R**	N	A	**S**	T	I	C
	G	E	N	**T**	**S**	I	E	G	
	R	I	G	**A**	**U**	R	A	L	
	E	L	**R**	A	E	**G**	E	R	
B	P	**O**	L	A	G	R	**A**	Z	D
	N	E	W	A	T	O	U	**L**

Auflösung des Rätsels in Nr. 5.

„Der Fluß."

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 5.

„Der Kampf um Rom."

Arithmogriph.

7 1 6 Vogel,
2 4 5 1 8 Dichter,
3 4 6 7 5 Stadt,
7 2 3 1 weiblicher Vorname,
3 1 6 9 Gottheit,
4 9 10 11 4 Baum,
5 7 11 4 Fluß,
6 8 3 Getränk,
11 4 2 3 Kopfbedeckung,
10 4 6 4 9 Göttin,
1 bis 11 eine Blume.

Logogriph.

Zu braven Menschen zu erziehn
Euch alle, ist sein treu' Bemüh'n;
Die Ehre immerhin ihm bleibt,
Ob ihr's auch kopf- und fußlos schreibt.

Fragen und Antworten.

Ein Abonnent schreibt: „Lieber guter Kamerad! Die langen Winterabende sind in Sicht, der Sommer hat sein Ende erreicht und viele warten vielleicht mit Sehnsucht auf die langen und gemütlichen Winterabende, an denen so mancher Kamerad seine freie Zeit mit allerlei Belustigungen verbringt. Ich glaube, keiner würde es mir verübeln, wenn ich ihnen in solchen Dingen einen Rat gebe. Ich setze nämlich voraus, daß jeder mit einer Zauberlaterne oder Laterna magica umzugehen versteht; jedoch glaube ich nicht, daß jeder versteht, Nebelbilder zu machen. Darüber wenige Worte. Die Nebelbilder sind jene reizenden Ansichten, die jetzt klar vor uns stehen, dann ineinander überzugehen scheinen. Jetzt siehst Du vor Dir eine prächtige Stadt, in der Mitte einen hohen Kirchturm. Heller Sonnenschein erleuchtet alles und buntgeputzte Leute, Soldaten und Damen spazieren auf den Straßen. Allgemach verdüstert sich das Gemälde etwas, die Umrisse werden matter, verschwommener. Es scheint sich ein Nebel über Häuser und Menschen zu legen; die Beleuchtung wird düsterer, schließlich verschmilzt alles in einem nebelhaften Flor; nur der Turm in der Mitte mit seinen Gesimsen steht noch scharf und deutlich vor Dir. Aber indem das Auge auf ihm verweilt, bemerkt es, wie links und rechts allgemach Zweige aus ihm erwachsen, die sich belauben. Gleichzeitig treten aus der Dämmerung ringsum noch andre Bäume hervor. Einige Häuser, die wir vorhin zur Linken sahen, sind zu Felsen geworden. Eine wilde Waldlandschaft steht vor uns. Dort, wo sich der lichte Fahrweg hinzog, glänzt jetzt der Spiegel eines Gebirgsbaches; hier, wo die Gruppe Spaziergänger vorhin im Mittelgrunde stand, sitzt jetzt ein Trupp Räuber um die düsterrote Glut eines Kohlenfeuers. Die Mondscheibe lugt durch das schwarze Gezweig der Eichen, ringsum liegt Nachtdunkel. — Das Anfertigen dieser schönen Bilder erfordert viel Geschick, das durch Versuche und Uebung aber leicht erreichbar ist. Zwei ganz gleich gebaute Zauberlaternen sind auf denselben Punkt gerichtet, so daß ihre Lichtfelder sich decken. Um den Vorgang möglichst vor den Augen der Zuschauer zu bergen und die Ueberraschung zu steigern, sind die Zauberlaternen hinter einem großen Vorhang von durchscheinender gefirnißter Gaze verborgen, auf welcher die Bilder sichtbar werden. Eine Klappe ist scherenartig in solcher Weise an den Oeffnungen der Laterne angebracht, daß wenn das Lichtfeld der Laterne sich öffnet, das andre sich in gleichem Maße schließt und verdüstert."

M. G. in **Schlewe.** Das Beste auf diesem Gebiete ist der betreffende Band aus „Brehm, Tierleben". Laß Dir übrigens von Deiner Buchhandlung Vorschläge machen. Diese Bücher sind je nach Umfang und Ausstattung im Preise sehr verschieden.

Max Emil W. in **Hamburg.** Werden Gruß ausrichten; wird einen Purzelbaum schlagen vor Vergnügen, d. h. wenn er's mit seiner Behäbigkeit noch zuwege bringt.

Holzbrand. Ueber „Holzbrandarbeit" wird voraussichtlich diesen Winter noch eine Abhandlung erscheinen. Bis dahin Geduld, Geduld!

Naturforscher. He, he, Freundchen, natura non facit saltus!

Franzl in Wien. Doch, eine solche Denkmünze wurde unter dem Namen „Dreibunds-Medaille" erst dieser Tage von der Metallwarenfabrik Mayer in Stuttgart in den Handel gebracht. Sie zeigt auf der einen Seite die Reliefbilder der regierenden Monarchen von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien, auf der andern die drei Landeswappen. Die Medaille ist vergoldet, die Prägung eine vortreffliche.

Paul M. in **Berlin.** In den meisten Fällen genügt es, die Kupfermünzen mit nassem feinstem Sand zu bürsten (Silber- oder Streusand), verdünnte Schwefelsäure bewirkt die Reinigung freilich schneller. Jeder Gürtler hat solche Säuren vorrätig und kann Dir durch einmaliges Eintauchen der Münzen helfen, ohne daß er dafür etwas berechnen dürfte. Kupfermünzen dürfen auch ganz unbeschadet ausgeglüht werden, worauf man sie mit nassem Sand bürstet. — Wenn Du uns die Münzen sendest, entweder im Original oder in Abdrücken, dann wollen wir sie gerne bestimmen. Bücher für diesen Zweck kann Dir jede Buchhandlung nennen.

Bernhard Hüpedeni. 1. Ob junge Eidechsen in Deinem Terrarium rascher oder langsamer heranwachsen, das hängt ganz von der Behandlung und Pflege ab. Steht das Terrarium in einem recht warmen Zimmer am Fenster, während es dabei mit reichlichem Pflanzenwuchs, namentlich aber mit geeigneten Schlupfwinkeln für die jungen Eidechsen ausgestattet ist und gibst Du zugleich reichliche und zweckentsprechende Fütterung von kleinen Mehlwürmern, auch wohl winzigen Schaben und Stubenfliegen, später geschabtem rohem Fleisch und ein Häufchen fein gestoßenen Zucker hinein, so wachsen sie rasch und fröhlich. Wenn ihnen diese Bedingungen aber fehlen, verkümmern sie allgemach. 2. Ganz ebenso verhält es sich mit den Blindschleichen; auch ihr Wachstum hängt lediglich von der entsprechenden Ernährung und Wärme ab. 3. Wie lange Eidechsen in der Gefangenschaft leben, kommt wiederum darauf an, wie sie behandelt und verpflegt werden, doch muß man leider immer annehmen, daß die Tiere, die in unsern Naturanstalten geboren werden, nicht solcher vollen, um zu sagen urwüchsigen Lebenskraft sich erfreuen, als die in der freien Natur eingefangenen. Dies liegt zum Teil an der entsprechenden Nahrung, die man ihnen nicht so wie draußen beschaffen kann, meistens aber und zum größern Teil an der Stubenluft, in der die Tiere ebensowenig gut gedeihen, wie wir, die Menschen. Frage 4 wäre mit dem Gesagten ebenfalls beantwortet. Ueber Frage 5, die Laubfröschе betreffend, nimm eine gute Naturgeschichte zur Hand oder, da Du ein so großer Liebhaber von Reptilien bist, das empfehlenswerte Buch „Das Terrarium" von Lachmann (Creutzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg). 6. Im Freien vermehrt sich die Eidechse, wenn sie ein Jahr alt ist; in der Gefangenschaft hängt dies aber davon ab, ob sie durchaus naturgemäß behandelt und verpflegt worden. 7. Im übrigen mußt Du immer in einer guten Naturgeschichte oder in Lachmanns Buch aufmerksam nachlesen, auch ein wenig nachdenken — denn hättest Du das letztere gethan, so würde Dir doch eingefallen sein, daß die Lacerta vivipara keine Eier legen kann.

Fritz Mann. Etwa 25 **Mark.** Adresse: Rudolf Stirn, Berlin S., Sebastianstr. 34

Rudolf O. in **A.** Besorge 'mal zunächst die Erlaubnis Papas und von der Behörde den Jagdschein, dann wollen wir auch die Büchse machen.

Otto G. in **Berlin.** Dein Massa Bob ist vortrefflich getroffen, wie er leibt und lebt. Die rätselhafte Inschrift ist nicht minder gut. Was uns daran nicht gefallen will? Die Schnapsnase des Epikurius. Besten Gruß!

W. Drenckhahn in **Mühlhausen i. Th.** möchte mit einem Violinspieler in Korrespondenz treten.

Albert K. Ganz recht. Erst die Arbeit, d. h. die Aufgaben, dann das Vergnügen.

F. B. in **Nürnberg.** Ein gutes Konservierungsmittel für Stahlfedern bilden Schrotkügelchen, die Du in ein Gläschen gefaßt, auf Deinen Schreibtisch stellst. Nach Gebrauch steckst Du die Stahlfedern einfach dazwischen. Gruß!

Fritz S. in **Zürich.** Die für die einzelnen Landesgebiete der Schweiz geltenden Bestimmungen sind uns nicht bekannt. Da thust Du schon am besten, Du befragst darüber einen dortigen Förster.

Schneidiger Obertertianer. Du übersendest für den „Vater der elf Haare" ein Tiegelchen voll „unfehlbares Bartwuchsmittel." Du bist sehr aufmerksam; schönen Dank.*)

R. Walther in **Antwerpen, rue Siemon 46.** Was ein solcher Polygraph kostet, ist uns leider nicht bekannt. Dieses Instrument dürfte in jeder größeren Pariser Zeichenutensilienhandlung zu haben sein, da man, französischen Zeitungsberichten zufolge, sich desselben dort mit Vorliebe bedient.

Hermann S. zu **Charlottenburg.** Für Deine Zauberkunststückchen besten Dank. Wollen Deinen Kameraden damit gelegent-

*) Anm. des Setzerlehrlings: Hilft's wirklich was?

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Echte Briefmarken! Billig 5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf. 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Neufdl. 40 Pf. 6 N.-Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf. 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c.
alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)

Echte Briefmarken.

60	**Spanien**	**Mk. 1. 25.**
40	**Schweden**	„ **1. 70.**
30	**Span.-Westind.**	„ **2. 25.**
25	**Portugal**	„ **1. 25.**
19	**Helgoland**	„ **1. 50.**
15	**Island**	„ **2. 75.**
4	**Moldau**	„ **1. —.**

Alle verschied. Porto extra. Preisliste über 455 Serien gratis.

W. Künast, Berlin SW, 64, U. d. Linden 15.

Photographische Apparate!

Komplett von **50 Mk.** (kein Spielzeug), verl. illustr. Katalog **gratis** und **franko.**

Joh. Sachs & Co.

Aelteste Trockenplattenfabrik Deutschlands.

Berlin S. Ritterstr. 88.

Dr. Carl Riemann,

Goerlitz,

empfiehlt als passende und belehrende

Weihnachtsgeschenke

für die heranwachsende Jugend

25 Stück Mineralien (bis 5 cm gross) in eleg. Etui . . . . . M. 7. 50.
50 „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ 15. —
100 „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ 30. —

Vertreter für Berlin: Herr Rud. Musterer, Berlin SW., Kochstr. 12.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Der

Naturfreund.

Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.

Herausgegeben von

Dr. Otto Dammer.

Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.

Erster und zweiter Jahrgang.

Gebunden à Mk. 6. 75.

Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

Das

neue Universum.

Reich illustriert.

Preis gebunden M. 6. 75.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für die reifere Jugend. Es bietet sich hier für den Knaben, der anfängt zu denken, ein passendes Uebergangsbuch, welches dazu bestimmt ist, ihm als belehrender und unterhaltender Führer ins praktische Leben zu dienen.

Der X. Band ist soeben erschienen. Sonst noch vorrätig sind die Bände II. bis IX. Preis à M. 6. 75. — Zu haben in allen Buchhandlungen.

lich eine Freude machen. — Das Mißlingen des Kartenaufziehens kann zweierlei zur Ursache haben: 1) hast Du entweder die Papierrückseite nicht gleichmäßig mit Kleister bestrichen, so daß trockene Stellen blieben, oder 2) es entstanden durch unvorsichtiges Auflegen eingesperrte Luftblasen; beides muß vermieden werden. Hast Du das Papier an allen Stellen gleichmäßig mit Kleister bestrichen und ein wenig anziehen gelassen, so wird es mit einer Kante an jene des Deckels angelegt, die gegenüberliegende in die Höhe gehoben und allmählich niedergelassen, wobei zugleich auf der oberen Seite das Anreiben unter Auflegen eines reinen Papiers vorgenommen werden soll. Hierauf reibst Du die ganze Fläche nochmals mit dem Handballen gleichmäßig an. Hast Du zum Aufziehen ein dünnes Pappestück verwendet, so mußt Du auch die Rückseite desselben mit Papier überziehen, damit es sich nicht wirft. Zuletzt hättest Du die Karte mittelst eines aufgelegten Brettes bis zum völligen Trockenwerden zu beschweren.

Curt Schmidt. Wir haben von Deiner Trauerbotschaft mit unendlichem Bedauern Kenntnis genommen.

Untertertianer P. in Liegnitz. Alfred, angelsächsischen Ursprunges = der Allfriedliche, der Edelfriedliche. Hermann, altdeutsch = der Kraftvolle, Tapfere, Kriegsmann. Auguste, lateinisch = die Strahlende, Majestätische, das Glückskind. — Deine Schildkröte strickt; das darf Dich nicht ängstlich machen; vielleicht rüstet sie sich zum Winterschlaf. Versuch's 'mal mit etwas anderem; Du kannst geben: Milch und Weißbrot, allerlei Obst, Regenwürmer, rohes Fleisch, Küchenschaben, Schnecken, Mehlwürmer. Oefters Bäder zu 22° R. erweckt erfahrungsgemäß sehr die Freßlust.

A. K....r in Wien. Dein Gedicht haben wir dem edlen Mijnheer van Ardappelenbosch zugesendet. Er wird sich hoffentlich nicht lumpen lassen und Dir dafür zu Nikolo oder Weihnachten ein chinesisches Angebinde senden. Natürlich was zum Essen, etwa einen — nun Du kennst ja die chines. Speisekarte. Guten Appetit!

Drei Schneidige in Rostock. Stä wis, Bröder! ritt de Rock, so hält dat unnerföder!

Zwei Eisvögel. Ja freilich wird euer „G. K." sich einstellen, wenn nur erst die erste Schneebahn da sein wird.

H. M. in Stuttgart. R. H. in Wien. Famos!

Hans Sachs in Liegnitz. Wenn Du ein richtiger Hans Sachs bist, dann setz Dich hin und mach' das, was Du zur Aufführung bringen willst, selber. Wenn es aber gekauft sein muß, vielleicht daß Du das Gewünschte in der bei Im. Fr. Wöller in Leipzig erscheinenden Sammlung von Theaterstücken „Die Jugendbühne" findest. Prost!

R. Rosendorff. Ja! Bilder, wenn gut und lustig, dann sehr willkommen. Gruß!

Hrm. D. in Fr. Dergleichen selbst entwerfen, das ist freilich höher zu schätzen, als wenn es nach einer Vorlage gemacht ist. Letzteres gilt aber auch. Kameradschaftlichen Gruß!

E. T. in Hamburg. Wie man Bilder einrahmt, das wurde in einem Aufsatz das II. Jahrganges bereits besprochen. Oelbilder erhalten übrigens kein Schutzglas. Du fragst ferner, wie man Oelbilder aufspannt. Du meinst damit wahrscheinlich die Leinwand mit dem aufgetragenen Malgrund, auf den erst gemalt werden soll. Das geschieht mittelst eines sogenannten Blind- oder Keilrahmens, einer Aufspannzange und mit kleinen, flachköpfigen Tapezierstiften. Die Leinwand wird faltenlos über den Rahmen gespannt, mit den Nägeln an seinen Kanten befestigt. In den vier Ecken trägt der Rahmen vier kleine Holzkeile, womit man der Leinwand die letzte wünschenswerte Spannung mitteilen kann.

Pibifax.

Wer des Morgens früh aufsteht,
Die erste gute That begeht.

Anton R. in Graz. Du findest Deine Frage unter Chiffre „Erwin in München", Seite 431 des III. Jahrganges ausführlich beantwortet.

Erich B. in A. Butterflecke — aha! Dabei vergißt Du zu sagen, aus welchem Stoff Deine Sonntagsjacke gefertigt ist. Wir wollen voraussetzen, daß es entweder Baumwollen-, Wollen- oder Leinenstoff sei, und daß die Farbe echt und dauerhaft ist. Es genügt alsdann starkes (1 Teil Seife in 12 Teilen heißem Wasser gelöst) Seifenwasser oder Seifenspiritus, wenn nicht, dann nimm zu gleichen Teilen Benzin und Weingeist, damit tüchtig einreiben und mit reinem Wasser nachwaschen. Mit Benzin Vorsicht.

d. d. in Görlitz. Den Wunsch zu erfüllen, den Deine hübschen Reimlein zum Ausdruck bringen

— Aber bitte, auf der Stelle
Ohne n'en Moment zu rasten,
Setz' in unsre Lieblingszeitung
Den Artikel „Nagelkasten" —

lieber Freund, das geht so schnell nicht. Nr. 3 war bereis fertig, als Deine Bitte uns zu Gesicht kam. Nimm als Modell für Deinen Nagelkasten einstweilen die Abbildung des Seite 14 veranschaulichten Mineralienkastens, natürlich sollst Du den Deinen aus Holz fertigen, und in den Dimensionen nach Bedürfnis verändern.

Fritz und Willam. Donkel ist der Rede Sinn!

Universalbibliothek
für die Jugend

enthält die besten Jugendschriften in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu enorm billigen Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur: u. a. den **Campeschen „Robinson", „Coopers Lederstrumpfgeschichten",** den **Ferryschen „Waldläufer"** und **Marryats berühmten „Steuermann Ready"** oder **„Der Schiffbruch des Pacific"**, sowie dessen **„Jakob Ehrlich"** und **„Peter Simpel"**. Ferner **Coopers „Roter Freibeuter", Birds Erzählung „Der Waldteufel", Marryats „Japhet, der seinen Vater sucht"** und **„Onkel Toms Hütte", Murrays „Prairievogel", „Gullivers Reisen"** von **Swift** und des **Cervantes „Geschichten von Don Quichotte"**. Weiter **Beckers „Erzählungen aus der alten Welt", „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums"** von **Gustav Schwab, Friedrich Jacobs „Feierabende in Mainau"** und **F. P. Hebels „Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes"**. Neben **Andersens Märchen** finden sich die **„Volksmärchen der Deutschen"** von **Musäus** und die **Hauffschen** vertreten. Auch **Cristoph von Schmids „Rosa von Tannenburg", „Die Ostereier", „Heinrich von Eichenfels"** u. a. fanden Aufnahme.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen. Wo keine solche sich befinden, wende man sich direkt an die Verlagshandlung von

Gebrüder Kröner in Stuttgart.

PHOTOGR. **Apparate** aller Art m. Zubehör unter Garantie; Preisliste zu Diensten.
W. Gümbel, München.

Zauber- Apparate, Salon- und Karten-Kunststücke (Neuheiten). Katalog gratis und franko.
C. Sörensen, Hamburg, Baumeisterstr. 5.

Pädagogium Wollstein.
Gründliche Vorbereitung für die oberen **Gymnasial- u. Realklassen u. z. einjähr. Dienste. Energische Förderung.** Pensionspreis einschl. Schulgeld 690 M. jährlich.
Dir. **Dr. Schwarzer.**

Pensionat für Schüler höherer Schulen.
Große gesunde Wohnung mit Garten. Gute Kost. Regelmäßige Spaziergänge und Bäder. Geregelte Arbeitsstunden unter Aufsicht. Förderung in allen Zweigen des Unterrichts. Individuelle, familiäre Erziehung. Gute Referenzen stehen zu Gebote.
Leipzig, Gottschedstraße 9. Oberlehrer **H. Fischer.**

Stets Tinte und Feder zur Hand!
beim Gebrauch unsres Meteor-**Füllfederhalters.**
(Patentiert in allen Staaten, Dr. Hommel's D. R.-Patent).
Niemaliges Versagen! — Sofortige Schreibfertigkeit! — Bequem in der Tasche!
Zu haben *in allen besseren Schreibmaterialienhandlungen des In- und Auslandes.* In Hartgummi-Nickelpl. Mk. 3. 50. Silberpl. 4. 50. Goldpl. 6. — Wenn nicht erhältlich, direkte Zusendung unsrerseits.
Aktien-Gesellschaft für Kleinmechanik (vorm. J. Koch & Co.),
Aussersihl-Zürich (Schweiz.)
Zeugnisse liegen vor von: Herrn **von Lesczinski, Major im Nebenetat des Grossen Generalstabes in Berlin:** Herrn **Major Neuhof in Hildesheim;** Herrn **Major Warns, Militärschriftsteller in Charlottenburg: Militär-Wochenblatt in Berlin: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine: Deutsche Heereszeitung in Berlin: Weserzeitung: Neue preussische Zeitung: Münchener Neueste Nachrichten: Bund in Bern: Deutsche Zeitung in Wien: Admiralty and Horse Guards Gazette.**
Bezug für Mitglieder des Deutschen Offizier-Vereins in Berlin durch denselben.

Tauschmarkt.

Suche eine Dampfmaschine oder ein Dampfschiff gegen ein Kriegsschachspiel und mehrere Bücher. Fr. Berrer in Heilbronn, Sülmerstr. 56.

Möchte einen photographischen Apparat haben, gebe dafür andre gleichwertige Apparate Arnold Gölle, Schwerin i. M., Scheltstr. 4.

Friedr. Schröter in Lippstadt, Kappelthor, tauscht seine vollständige Mineraliensammlung gegen einen Kanarienvogel.

Seine Ocarina gibt gegen eine Piccolo-Flöte H. K. 167, postlagernd Altona (Postamt Wilhelminenstr.).

Ersuche die lieben Kameraden um Ansichten ihrer Städte, da ich solche sammle. Max Warming in Hamburg-Eimsbüttel, Belle-Alliancestr. 2.

Georg Gleistein in Hamburg-Uhlenhorst, Langezug 9, bittet die Kameraden um Münzendubletten.

Ed. Feustel in Zwickau i. S., Moritzgrabenweg 211 tauscht viele Marken und Ganzsachen.

Tausche österreichische Schmetterlinge gegen Mineralien. Ernst Kalberg in Wien-Hernals, Gschwandnergasse 14.

Vertausche Käfer, darunter einen „Goliath". Hans Schmid in Hamburg, Eichenallee 41 III.

Suche Wappensiegel, und möchte mit einem Heraldiker in Korrespondenz treten. Alfr. Backhausen in Karlsruhe i. B., Bismarckstr. 79.

Mein Schmetterlingskasten ist zu haben; möchte dafür eine Markensammlung. Hans Ermekeil in Bonn a. Rh. Colmanbstr. 14.

Suche mit einem Markensammler in Korrespondenz zu treten. Reinhold Parreidt in Leipzig, Poststr. 51.

Tausche Marken und Münzen. R. Friedrich in Zwickau i. S., Römerstraße 23 p.

Suche eine Dampfmaschine; gebe dafür ein Puppentheater und 101 Stempel. Hans Bachfeld in Berlin, N.-W., Melanchtonstr. 28 III.

Gebe für ein Zweirad meinen photographischen Apparat mit allem Zubehör und eine Druckerpresse. Gust. Schwartz in Barr (Elsaß) Langstr. 46.

Möchte für meine Druckerpresse einen elektrischen Apparat haben. Hans Beggerow in Stettin, Deutsche Straße 5.

Besitze viele südamerikanische Marken. Bitte um Tauschangebote. R. Himmel in Wien II. Nordbahnstr. 26.

Julius Fügen in Ludwigshafen a. Rh., Kaiser Wilhelmstraße 19, gibt seine Druckerpresse ab, am liebsten gegen Mineralien.

G. Lemke in Stettin, kl. Oderstraße 3—4, tauscht seine Dampfmaschine und sein Briefmarken-Album (mit 750 Stück) gegen eine Stirnsche Geheimcamera.

Bitte als Anfänger die lieben Kameraden um Markendubletten. Lukas Hochmiller in Hernals bei Wien, Mitterbergg. 29.

Eine Vignetten- und eine Pflanzensammlung hat abzugeben: Bruno Baranet in Gleiwitz (Oberschlesien), Gr. Mühlstr. 1.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 7.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Mong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

„Die milchige Straße am Himmel und der Kommet, um den Mond laufte.“

„Wieder verwechselt. Die Mathematik handelt unter anderm auch vom Vierecke und die Astronomie von der Milchstraße.“

„So hab ich nur vertauschte Milch, himmlische, mit Einmaleins, auswendiges.“

„Sie scheinen immer zu vertauschen und zu verwechseln?“

„Das kann verzeihen wernte. Professor, zerstreuender, hat auch genommte Besen anstatt Regenschirm. Warum soll Gedächtnis meiniges sich mehr anstrengte als Aufmerksamte seinige? Kenntnisse, die ich habe, sind so viel und groß, daß Verwechselung, zufällige, einmal vorkommen kann.“

„Ja, diese Kenntnisse sind um so erstaunlicher, als ich annehmen möchte, daß Sie keine höhere Schule besucht haben.“

„Nein. Ich war nie der in Schule Gewesente. Ich hütete Schafe und Schweine, Vaterige, und hatte nicht Zeit gefinte, in Schule zu gehente. Aber ich hatte geschenkte bekommen eine Tafel, schieferige, und einen Stift, schieferigen, und zuweilen kam der Sohn, nachbariger, um mir zu zeigen, wie wird gelesen und geschreibt. Dann hab ich geborgt von allen Leuten Kalender, unbrauchbare, und habe studiumtierte fleißig weiter. Später bin ich wanderte aus liebe Heimat meiniger und habe besuchte Leihbibliothek überall, wohin ich kommte. Auch habe ich suchte Bekanntschaftlichkeit von Männern gescheite, um nach und nach zu bekommen Kenntnisse diejenigente, welche verleihen Bildung und alle Gelehrsamtekeitigen. Ich habe lernte sogar Mythologie und Pharmalogie!“

„Sie wollen sagen

– Sein Gewehr umkehrend, holte er aus und führte nach dem Nächststehenden einen so gewaltigen Kolbenhieb, daß der Getroffene sofort zusammenbrach –

> Wer auf den rechten Backen Dich trifft,
> Dem biete den andern. — So will's die Schrift.
> Han aber zuvor ihn windelweich;
> Vielleicht vergißt er den zweiten Streich.
>
> Rudolf Baumbach.

Pharmakologie. Was verstehen Sie darunter?"

„Pharmalogie ist Kenntnis von Jupiter und Proserpina, von Olymp und Donnergott."

„Und Mythologie?"

„Mythologie ist Bewußtsein, gelehrtes, von Salben und Pflaster, von Silber, schwefelsaurem, und Rheumatismusketten, Geldbergerige, auch von Schweizerpillen, Richardt Brandtige, und Brechweinsteinstein."

„Das ist wieder eine Verwechselung. Die Mythologie oder Götterlehre ist es, welche uns über den Olymp und dessen Bewohner unterrichtet, und die Pharmakologie lehrt uns in streng wissenschaftlicher Weise die Arzneimittel kennen."

„So habe ich nur vertauschte Jupiter mit Geist, salmiakigem, was ihm nicht gereichten wird zu Schaden, großartigem."

„Darüber können Sie sich allerdings beruhigen. Zeus lebt schon längst nicht mehr. Aber wollen Sie sich Ihr halbes Löwenfell nicht auch so präparieren, wie der ‚Vater des Gelächters' es mit dem seinigen thut? Es ist das notwendig, wenn es nicht verderben soll."

„Ja, ich werde Fell auch schabte ab von Fleisch und reibte ein mit Asche. Fell Ihriges ist auch schon in Arbeit."

Diese letzteren Worte bezogen sich auf die Dschelabi, welche aus Dankbarkeit dafür, daß Schwarz sie von dem Löwen errettet hatte, die Haut desselben in der angegebenen Weise bearbeiteten, um sie für die eigentliche, spätere Präparation vorzubereiten.

Während dieser Arbeit sprachen sie von der Gefahr, in welcher sie sich befunden hatten, und von dem Mute der drei Männer, welche den Raubtieren so kühn entgegengetreten waren. Da gab es viel über die Person und die Eigenheiten des „Herrn mit dem dicken Kopfe" zu hören. Der Bewohner jener Länder umgibt kein Tier mit einem solchen Nimbus wie den Löwen.

„Glaubt doch nicht solche Dinge!" sagte der Ungar. „Der Löwe ist ein Tier wie jedes andre. Wenn er Hunger hat, so frißt er; dürstet ihn, so säuft er, und ist er satt so schläft er. In ihm wohnt nicht die Seele eines verstorbenen Menschen. Er hat zwar sehr scharfe Sinne, aber was in stundenweiter Entfernung von ihm gesprochen wird, das kann er nicht hören. Und wenn er die Worte auch wirklich hörte, so könnte er sie doch nicht verstehen. Ich kenne das; ich muß das besser wissen als ihr, ich, der ich sogar Latein sprechen kann!"

Sie ließen sich aber nicht irre machen und fuhren fort, sich allerlei haarsträubende Geschichten zu erzählen, in denen natürlich der Löwe die Hauptrolle spielte. Schwarz hörte eifrig zu. Diese Geschichten waren, obgleich die Erzähler selbst an sie glaubten, nur Märchen, aber der Volkscharakter sprach sich in denselben aus. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, seine Aufmerksamkeit zu gleicher Zeit auch auf die Homraraber zu richten, welche sich auch sehr eifrig, doch mit leiser Stimme unterhielten.

Er wußte, daß jeder Beduine ein geborener Räuber ist, ferner daß er durch sein kräftiges Auftreten gegen den Schech sich die Feindschaft dieser Leute zugezogen hatte, und konnte endlich den Gedanken an die Hedj nicht los werden, welche er hinter sich hatte fliegen sehen. Selbst der Schech hatte zugeben müssen, daß diese Vögel ein sichres Zeichen von der Anwesenheit einer Karawane seien. Wo befand sich nun dieselbe? Sie hätte schon längst hier an der Quelle eingetroffen sein müssen. Warum kam sie nicht heran, sondern hielt fern von derselben Rast? Etwa weil die zu ihr gehörigen Leute die „Quelle des Löwen" nicht kannten? Dies war nicht anzunehmen. Und selbst wenn es der Fall gewesen wäre, so hätten die Kamele sich geweigert, sich niederzulegen. Diese Tiere riechen das Wasser oder vielmehr die Feuchtigkeit, welche eine Quelle in der Luft verbreitet, aus stundenweiter Entfernung. Sie sind dann nicht anzuhalten und eilen im Galopp, welche Gangart ihnen sonst streng verboten ist, auf den Brunnen zu. Es war anzunehmen, daß die Männer, aus denen die Karawane bestand, ihre Tiere mit Anwendung von Gewalt zurückgehalten hatten. Und warum? Doch nur, weil sie nichts Gutes beabsichtigten. Der Schluß, daß diese Karawane eine Gum sei, lag sehr nahe.

Man unterscheidet nämlich mehrere Arten von Karawanen. Das Wort lautet eigentlich Karwahn oder Kerwahn und bedeutet einen Wanderzug im allgemeinen. Eine Pilgerkarawane im besondern, also ein Zug von Leuten, welche entweder in Mekka, Medina oder Jerusalem anbeten wollen, heißt Hadsch. Eine Handelskarawane wird Kaffila, und in gewissen Gegenden auch Dschelaba genannt, daher Dschelab, der Händler. Eine Karawane aber, deren Teilnehmer auf Raub ausgehen, heißt Gum. Raubzüge sind nichts Seltenes, und es kommt auch vor, daß eine Kaffila oder auch gar eine Hadsch sich gelegentlich in eine Gum verwandelt, um nach vollendetem Raube sich wieder in einen friedlichen Handels- oder Pilgerzug zu verwandeln.

Eine ganz besondere Art der Gum ist die Ghasuah, plural Ghasauaht, welche den besondern Zweck des Menschenraubes hat. Sie kommt nicht in der eigentlichen Wüste vor, sondern in den südlichen Grenzländern derselben, deren Bevölkerung aus Negern besteht, welche man raubt, um sie als Sklaven zu verkaufen. Werden diese Raubzüge zu Wasser unternommen, so heißen sie Bahara, d. i. Flußreisen. Diese letzteren kommen besonders am obern Nile vor, dessen beide Hauptarme sich in so viele Nebenarme verzweigen, daß besonders während des Charif*) und einige Zeit nach demselben die Gegend nur mittels Schiff bereist werden kann.

Also Schwarz hielt die Karawane, welche er in der Nähe vermuten mußte, für eine Gum. Es war also alle Veranlassung zur Vorsicht und Wachsamkeit vorhanden, zumal er allen Grund hatte, anzunehmen, daß die Homraraber sich mit den Räubern im Einverständnisse befanden. Es war zunächst nichts zu thun, als die Araber zu beobachten und die Dschelabi von der auch ihnen drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Er that dies, indem er während einer Pause, welche in der Unterhaltung der Leute eingetreten war, den „Vater der elf Haare" fragte:

„Ihr seid durch das Land der Baggara gekommen. Waren diese Leute friedlich gesinnt?"

„Ja," antwortete der Slowak. „Es gibt keinen Stamm, welcher uns Dschelabi feindlich behandelt. Man braucht uns ja überall, da wir allein es sind, welche den Leuten bringen, was sie brauchen. Darum sind wir überall willkommen und werden von jedem als Freunde behandelt."

„Und doch habe ich gehört, daß auch Dschelabi angefallen und ausgeraubt worden sind."

„Das sind sehr seltene Ausnahmen und geschieht nur von solchen Stämmen, mit denen man nicht verkehrt. Wir sind auch stets so vorsichtig, uns überall genau zu erkundigen, ob vielleicht eine Gum sich unterwegs befindet oder gar gesehen worden ist."

„Nun, habt ihr vielleicht in letzter Zeit so etwas erfahren?"

---

*) Jährliche Regenzeit.

„Nein. Die Baggara sind augenblicklich alle daheim, und mit den Schilluk, in deren Lande wir uns jetzt befinden, leben wir in Freundschaft."

„Kommt ihr auch zu den Homrarabern?"

„Nein. Ihre Dörfer liegen uns zu weit entfernt."

„So würdet ihr euch unter Umständen vor ihnen wohl nicht ganz sicher fühlen?"

„Wir würden ihnen, wenn es sich thun ließe, aus dem Wege gehen. Heute, da wir ihnen und dir begegneten, war dies nicht gut möglich. Sie sind allerdings nicht freundlich mit uns gewesen, aber wir haben nichts von ihnen zu befürchten."

„Denkst du?"

„Ja. Wir stehen doch wohl unter deinem Schutze?"

„Gewiß. Aber wird dieser Schutz im gegebenen Falle sich bewähren?"

„Jedenfalls, da sie dich begleiten und also deine Freunde sind. Der Araber ist stets der Freund der Freunde seines Freundes."

„Hast du denn nicht gesehen und gehört, daß sie sich nicht sehr freundlich zu mir benahmen?"

„Ich habe es bemerkt, aber das thut ja nichts. Sie haben dir ihr Wort gegeben, dich sicher nach Faschodah zu bringen, und müssen es halten."

„Und dennoch traue ich ihnen nicht. Sie haben mir das Versprechen gegeben, mich und meine Sachen auf ihren Kamelen zu transportieren. Ich dagegen versprach ihnen, sie in Faschodah dafür zu bezahlen. Das ist alles."

„Wie? So ist nicht ausdrücklich ausgemacht worden, daß sie dich unter Umständen sogar mit ihrem Leben zu beschützen haben?"

„Nein."

„Du hast nicht die Formel „Dakilah ia Schech" *) mit ihnen gewechselt?"

„Nein. Ich wollte es, aber sie behaupteten, daß dies bei ihnen nicht gebräuchlich und übrigens auch gar nicht nötig sei."

„Dann darfst du ihnen allerdings nicht trauen, und auch wir sind nicht sicher. Die Formel hätte sie gezwungen, nicht nur ehrlich gegen dich zu sein, sondern dich auch nötigenfalls gegen alle Feinde zu verteidigen. So aber haben sie keine Verpflichtung gegen dich, und nach ihren Regeln und Begriffen können sie dich ausrauben und töten, ohne die geringste Schuld auf sich zu laden. Daß sie dir die Formel verweigert haben, ist ein fast sicheres Zeichen, daß sie Böses beabsichtigen. Daß sie es noch nicht ausgeführt haben, darf dich nicht sicher machen, sondern muß dich vielmehr für heute zur doppelten Vorsicht auffordern. Heute ist der letzte Abend. Morgen würdest du Faschodah erreichen, wo sie dir nichts mehr anhaben können. Vielleicht ist meine Befürchtung ohne Grund; aber ich rate dir, anzunehmen, daß dir heute eine große Gefahr drohe, dir und also auch uns. Ich werde nicht schlafen und sofort meinen Elefantenmörder wieder laden, was ich unterließ, da ich nicht wußte, daß unsre Sicherheit bedroht ist."

Er griff auch wirklich nach dem gewaltigen Kahil elfil und nach dem Pulverhorne. Der „Vater des Gelächters" zeigte, daß er ganz der Ansicht seines Kollegen sei, denn er sagte;

„Meine Harbi*) ist leider am Bauche des Löwen zerbrochen, aber ich werde mich mit den Armen und Händen wehren. Diese Väter und Söhne des Raubes sollen weder mein Leben, noch meinen Esel, noch meine Waren bekommen. Ich erwürge sie einzeln, einen nach dem andern. Ich kenne die Homr. Sie haben die Worte des Koran auf den Lippen. Sie versäumen weder das Abrik**) noch die vorgeschriebenen Salawaht***), aber sie sind Diebe, und der Verrat ist bei ihnen Gebrauch. Wenn man von einer Gum hört, so hat sie ganz gewiß aus lauter Arab el Homr bestanden. Allah verschließe ihnen den Himmel mit hundert Riegeln!"

„So ist es jedenfalls auch eine Gum der Homr, welche sich hier in der Nähe befindet," bemerkte Schwarz.

„Was? Wie?" fragte der Slowak. „Eine Gum ist uns nahe?"

„Gewiß weiß ich es nicht, aber ich vermute es."

Er teilte ihnen die Beobachtung mit, welche er gemacht hatte, und die Vermutung, die er infolgedessen hegte. Seine Worte brachten eine Aufregung hervor, die er nur durch den Hinweis auf die in der Nähe sitzenden Araber dämpfen konnte. Diese durften nicht ahnen, in welchem Verdachte man sie hatte. Darum beherrschten sich die Dschelabi und zeigten beim Fortlaufe des natürlich leise geführten Gespräches eine möglichst ruhige Haltung.

„Wenn das so ist, Herr, so bin ich freilich ganz deiner Meinung, daß die Leute, denen die Vögel folgten, zu einer Gum gehören," sagte der Ungar. „Wir müssen uns auf einen Ueberfall gefaßt machen. Wäre es nicht am besten, deine Homr sofort niederzuschießen?"

„Nein. Noch haben wir keinen Beweis. Und selbst wenn wir denselben hätten, würde ich dagegen sein. Ich kann mich zur Tötung eines Menschen nur dann entschließen, wenn dies unumgänglich nötig ist."

„So wollen wir uns augenblicklich aufmachen und diesen gefährlichen Ort verlassen!"

„Auch dazu kann ich nicht raten. Hier wissen wir genau, was unser wartet. Diese Felsen gewähren uns gute Deckung, ebenso die Büsche. Reiten wir aber fort, so ist es sicher, daß die Gum uns folgt und draußen auf der freien Ebene überfällt. Wir wissen nicht, wie stark sie ist. Wir sind neun Mann. Selbst wenn sie nicht zahlreicher wären und wir den Angriff siegreich abschlügen, würden wir den Sieg mit Toten oder wenigstens Verwundeten bezahlen. Auf alle Fälle steht zu erwarten, daß die Homr mit der Gum gemeinsame Sache machen, was die Angelegenheit verschlimmert. Hier haben wir sie vor uns und können sie im Auge behalten. Ich rate also, hier zu bleiben."

„Aber wir wissen ja nicht, wenn uns die Kerls überfallen werden, und können doch nicht immer mit angelegtem Gewehr hier sitzen!"

„Das ist auch nicht nötig, wenn wir unsre Vorbereitungen treffen. Zunächst müssen wir das Feuer ausgehen lassen. Es blendet uns. Wer an einem Feuer sitzt, kann nur schwer sehen, was jenseits desselben in der Dunkelheit vorgeht. Wenn es hier finster ist, können auch die Homr nicht erkennen, was wir thun. Lassen wir sie glauben, daß wir uns jetzt zur Ruhe legen. Ist dann die Flamme erloschen, so verlassen wir die Feuerstätte und placieren uns an die Felswand. Dann stecken wir hinter den Kamelen und Gepäckstücken und sind außerdem von dem Gebüsch gedeckt. Inzwischen werde ich zu erfahren suchen, wo sich die Gum befindet."

„Wie willst du das erfahren?"

„Indem ich nach ihr suche. Sie ist, wie wir, von Westen gekommen und wird also in dieser Richtung zu finden sein."

„Aber du begibst dich dabei in eine sehr große Gefahr!"

*) „Ich bin der Beschützte, Herr!"

*) Lanze.
**) Waschung.
***) Gebete.

„In gar keine!“

„O doch, Herr. Man wird dich sehen und ermorden.“

„Man wird mich nicht sehen. Ich gehe nicht aufrecht, sondern ich schleiche mich am Boden hin.“

„Man wird dich dennoch bemerken, da die helle Farbe deines Haïk*) dich verraten muß.“

„Ich lege ihn vorher ab. Die Farbe der Bantaluhn und Kutrahn**), welche ich darunter trage, ist dunkler, gleich derjenigen des Erdbodens, von dem ich dann nicht leicht zu unterscheiden bin.“

„Man wird dich dennoch erkennen. Die Sterne scheinen hell, und welcher Mensch kann wie eine Schlange an der Erde hinkriechen!“

„Viele können es, und auch ich habe es lernen müssen. Als ich drüben in Jeni dünja***) war, befand ich mich lange Zeit bei berühmten Jägern, mit denen ich allezeit auf der Hut vor wilden Indianern sein mußte. Von einem von ihnen, welcher Old Shatterhand hieß, in arabischer Sprache Abu Jadd ed darb, habe ich gelernt, mich so an einen andern anzuschleichen, daß er es gar nicht bemerkt. Diesen Leuten habe ich es auch zu verdanken, daß wir heute den Löwen und seine Frau besiegten. Ich war bei ihnen, um Pflanzen und allerlei kleines Getier zu sammeln, und wurde von ihnen im Kampfe mit wilden Menschen unterrichtet. Ich bin überzeugt, daß ich die Homr finden und vielleicht sogar auch belauschen werde, ohne von ihnen gesehen und gehört zu werden.“

„Aber ihre Kamele werden deine Nähe riechen und dich verraten. Willst du dich wirklich in diese Gefahr begeben?“

„Ja.“

„So will ich dir ein Mittel geben, welches die Kamele abhalten wird, unruhig zu werden. Sie riechen es gern. Ich habe es unter den Spezereien, mit denen ich handle. Du mußt, sobald du in ihre Nähe kommst, einige Tropfen davon auf deine Kleidung fließen lassen. Es ist Milch ennuschahdir†), welcher mit Gir und Moje††) zubereitet wird.“

Er ging zu seinem Esel, neben welchem das ihm gehörige Gepäck lag, und brachte ein kleines Fläschchen, das den Salmiakgeist enthielt. Schwarz steckte es zu sich.

*) Burnus, Mantel.
**) Hose und Jacke.
***) Amerika.
†) Salmiak.
††) Kalk und Wasser.

Die Dschelabi hatten sich vor dem Löwen verkrochen. Ihn fürchteten sie, weil sie so abergläubische Vorstellungen von ihm hegten. Die Gum aber hatte sie nur vorübergehend erschreckt. Zwar hatten sie fliehen wollen; aber nun sie einsahen, daß es geraten sei, zu bleiben, waren sie zur Gegenwehr entschlossen. Sie hatten es mit Menschen, aber nicht mit einem gewaltigen Raubtiere zu thun, in welchem ihrer Meinung nach der Geist eines Verstorbenen steckte.

Sie legten sich nieder und breiteten ihre Decken über sich aus, um die Meinung zu erwecken, daß sie nun schlafen würden. In kurzer Zeit ging das Feuer aus, und diese Abteilung des Lagers war nun in nächtliches Dunkel gehüllt, während die Homr auf der andern Seite ihr Feuer sorgfältig weiter unterhielten, so daß man sehen konnte, was sie thaten.

Jetzt schlüpfte Schwarz aus seinem Haïk und entfernte sich leise, von den Homr ungesehen. Seine beiden Gewehre, welche ihm nur hinderlich sein konnten, ließ er zurück.

Die Homr befanden sich auf der Südseite. Er schlich sich auf der nördlichen, wo, wie bereits erwähnt, kein Buschwerk stand, um den Felsen. Dort blieb er zunächst stehen, um zu lauschen.

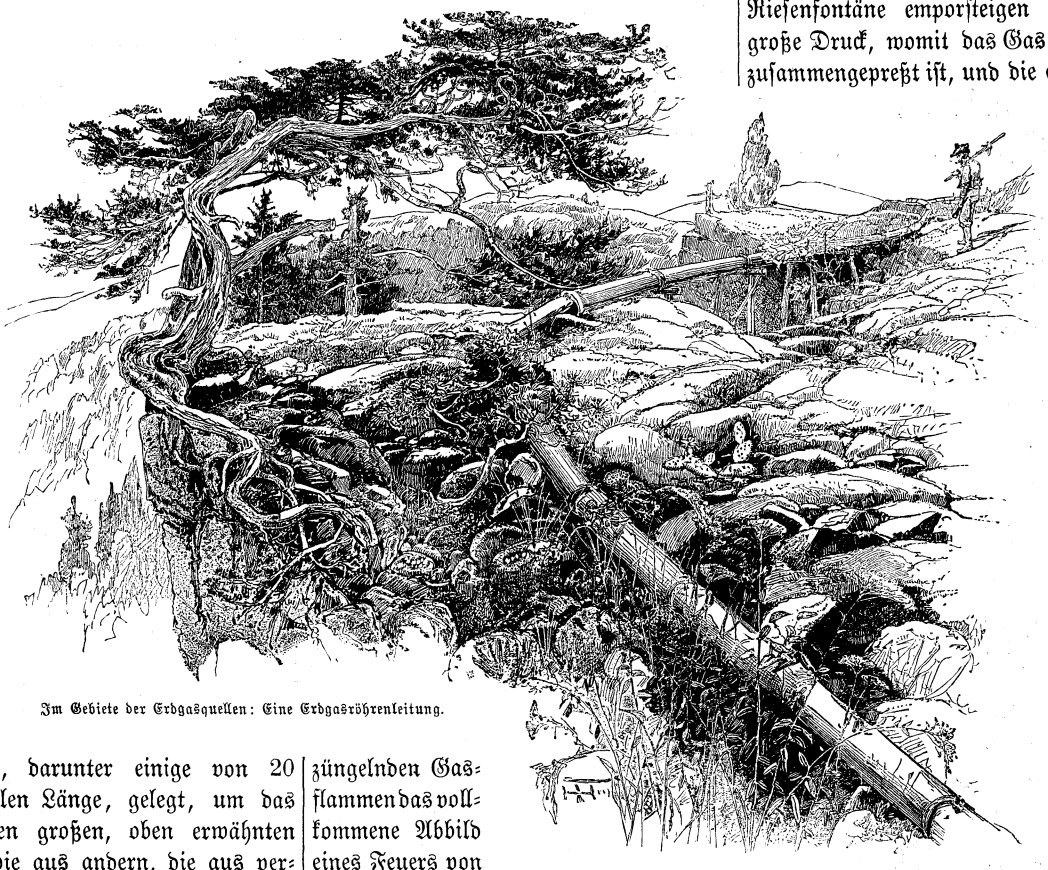
(Fortsetzung folgt.)

Im Gebiete der Erdgasquellen.

An sieben Jahre mögen es her sein, als in der pennsylvanischen Petroleum- oder Erdölregion, und zwar in Washington-County, einige Bohrarbeiter auf der Suche nach Oel, und nach langen Wochen saurer Arbeit in großer Tiefe auf „Oelsand“ stießen, um dessen Vorhandensein in dieser Gegend man sich lange gestritten hatte. Die Arbeiter waren glücklich, und als sie das Bohrwerkzeug mit freudiger Hast in den Sandstein herniedersandten, wurden ihre langen und geduldigen Anstrengungen vergolten durch einen gewaltigen Strom von — Naturgas. Als der schwere Bohrer nebst Seil wieder in die Höhe flog, aus dem Bohrloch hinausgetrieben von der Gewalt des Gases, welch letzteres mit einem betäubenden Gezisch und Gebrause ausströmte, da sahen sich die Bohrarbeiter mit langen Gesichtern und betrübten Herzen an, denn ihre Enttäuschung war groß. Sie hatten so fest gehofft auf einen emporschießenden Strom von Oel — und nun war es ein Strom von Gas! Das hatten sie nicht erwartet! Auf Oel hatten sie gebohrt, und Stunde für Stunde, Tag für Tag, hatten sie von dem Gewinn geträumt, den ihnen der Oelstrom bringen würde. . . . Noch warteten sie nach ihrer großen Enttäuschung einige Tage, ja Wochen, in der Hoffnung, der Gasstrom werde sich erschöpfen und einem Oelstrom Platz machen, aber auch diese Hoffnung erwies sich als eitel.

Der Gasstrom, von dem wir hier erzählen, ist der „Mac Gugin-Strom“, einer der gewaltigsten, die bisher eröffnet sind. Man zündete ihn an und monatelang flammte er himmelwärts, die Nächte mit seinem Glanze erleuchtend und eine neue Sehenswürdigkeit darstellend, nach welcher die Leute von nah und fern hinzuströmten, sowohl bei Nacht, als am Tage. Man bohrte weiter nach Gasquellen — das Ergebnis war ein günstiges; und diese fortwährenden Entdeckungen von Erdgas in Verbindung mit solchen, die in der Nähe von Pittsburg gemacht wurden, erzeugten bei den stets auf Spekulation und Gewinn bedachten Yankees ein förmliches „Erdgasfieber“, welches für längere Zeit die ganze Pittsburger Gegend beherrschte. Erdgas als Brennmaterial für Fabriken und Schmelzöfen, Erdgas für Kochmaschinen und Oefen in Wohnhäusern, bot große Vorteile und versprach den Besitzern der Gasquellen bedeutenden Gewinn. Infolgedessen war der Frühling und Sommer des Jahres 1884 Zeuge einer wahnsinnigen Bildung von Erdgasgesellschaften, eines wahnsinnigen Er-

bohrens von Erdgasquellen, eines wahnsinnigen Legen von Röhren in den Straßen und Gassen, auf den Hauptwegen und Seitenwegen, so daß den vorsichtigeren Leuten vor Schrecken fast der Atem stehen blieb. Pittsburg, dieser große Centralschmelzofen der Union, war hauptsächlich bei dem neuen Unternehmen interessiert; und da die kleineren Quellen innerhalb der Stadtumgebung nachließen, wurden mehrere Röhrenlinien, darunter einige von 20 bis 30 Meilen Länge, gelegt, um das Gas aus den großen, oben erwähnten Quellen, sowie aus andern, die aus verschiedenen Oertlichkeiten später entdeckt waren, herbeizuleiten. Tausendfach sind die Zwecke, zu denen das Erdgas unter die Kessel der Fabrikanlagen geleitet ist, und wo immer man dieses Heizmaterials benötigt, da spendet es vermittelst eines Systems von kleineren Röhren die Hitze direkt; zu Haushaltungszwecken dagegen, in Oefen und Kochmaschinen, wird die Gasröhre gewöhnlich über den Boden des Feuerrostes geleitet — welchen Rost man von oben mit einem Gegenstande überdeckt, der die Fähigkeit besitzt, Hitze aufzunehmen und festzuhalten. Für Räume, wo man sich bis dahin der offenen Feuerroste bediente, auf denen eine weiche, erdpechhaltige Kohle gebrannt wurde, hat man eine angenehme Mannigfaltigkeit in der Anwendung von Gasröhren ausgeklügelt. Einige Leute nehmen den Feuerrost ganz fort und ersetzen denselben durch eine hübsche gußeiserne Nachahmung des in früheren Zeiten üblichen Baumstumpfes der Hinterwäldler. Aber das fast allgemein angenommene Verfahren ist dieses, den Rost beizubehalten und denselben ganz mit grob zerbröckelten, feuerfesten Ziegelsteinen zu bedecken, welche, durch das angezündete Gas in Gluthitze versetzt, aussehen wie Anthracitkohlen. Gußschlacken, nett geordnet, geben mit den dazwischen



Im Gebiete der Erdgasquellen: Eine Erdgasröhrenleitung.

züngelnden Gasflammen das vollkommene Abbild eines Feuers von weichen Kohlen, und sind wegen dieses Reizes vorzuziehen. Ein andres Hilfsmittel für den neuen Heizungsplan besteht darin, daß man den Feuerrost mit porzellanenen Thürknöpfen füllt, die man zu diesem Zwecke metzen- oder scheffelweise einkauft! Die Menge des Gases, welche man verbrennt, wird geregelt durch ein Ventil, das sich an jeder Feuerstätte befindet; die Leichtigkeit aber, mit der man ein Gasfeuer anzündet, regelt und auslöscht, verbunden mit der Abwesenheit von Rauch, Geruch und Asche, hat das Herz schon mancher Hausfrau begeistert.

Das Bohren auf Gas gleicht vollkommen dem Bohren auf Oel; nur die späteren Arbeiten des Pumpens und Schöpfens, in Fällen, wo die Oelquellen mit dem aufwärts steigenden Oelstrahl nachlassen, fällt bei den Gasquellen fort. Wenn Gas in der Erdtiefe vorhanden ist, so wird es durch eigenen Antrieb und eigene Kraft im Bohrloche emporsteigen und mit einer Gewalt herausfahren, welche die Werkzeuge und jeden andern Gegenstand aus dem Bohrloche schleudert. So würden denn die Bohrarbeiter auf Gas öfters froh sein, wenn sie ihren Schatz niederhalten könnten — im Gegensatze zu den Bohrarbeitern auf Oel, die sich freuen, wenn sie ihren Schatz wie den Strahl einer Riesenfontäne emporsteigen sehen. Der große Druck, womit das Gas in der Erde zusammengepreßt ist, und die entsprechende Gewalt, womit dieses Gas dem Bohrloch entströmt, machen es beide schwer, den Strom zu hemmen oder zu regeln. Die Gewalt ist ganz enorm — namentlich bei dem großen Mac Gugin-Bohrloch. Versuche, das ausströmende Gas dieses Bohrloches einzugrenzen, um seinen Druck zu messen, würden ohne Zweifel das Ergebnis haben, daß die eiserne Einkleidung in die Luft flöge, oder daß andre Wirkungen einträten, die mehr schreckhaft und kostspielig, als befriedigend und angenehm wären. Wirklich hat man bis in die neueste Zeit keine Mittel und Wege gefunden, den Gasstrom zu mäßigen oder zu hemmen. Die Menge des Gases, welche einigen Bohrlöchern entströmt, ist ungeheuer und bei dem jetzigen Verfahren wohl kaum abzuschätzen. Wo das Gas mittels Röhren nach Fabriken und Wohnungen abgeleitet wird, möchte man alles, was dem Bohrloch entströmt, benutzen; aber wenn es nun nicht benutzt wird, so muß man dem Ueberschuß gestatten, in die Luft zu entweichen. Dies geschieht durch den Regulator, wo der Ueberschuß verbrannt wird. Der Regulator besteht aus einer Zusammenstellung von Röhren und Klappen, und hat seinen Platz zwischen der Gasquelle und der Stadt, welche mit Gas versorgt wird. Er erlaubt nur so vielem Gas, als in der Stadt verbrannt wird, den Durchgang durch die Röhrenleitung, und mäßigt bis auf einen richtigen und sicheren Punkt den gefährlich

hohen Druck, mit welchem das Gas aus dem Bohrloche strömt. Die Temperatur des Gases beim Austritt aus dem Bohrloche beträgt ungefähr 45 Grad Fahrenheit. (Schluß folgt.)

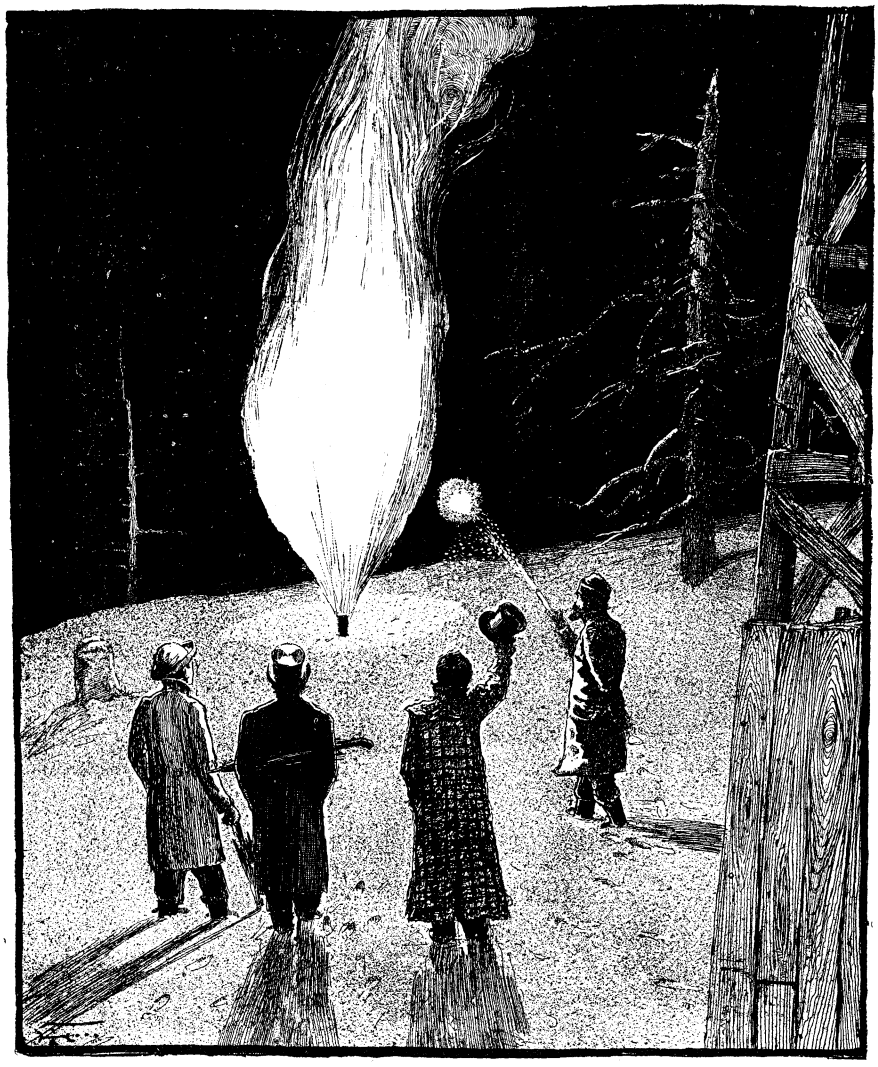
Achtung vor solchen Kameraden!

Die grönländischen Jungen vertreiben sich abends die Zeit folgendermaßen: Sie haben ein kleines Stück Holz, welches am Ende ein Loch hat und womit sie nach einem Nagel, der als Ziel gesetzt ist, werfen. Wessen Holz zwanzigmal an dem Nagel hängt, gewinnt. Die übrigen, welche es nicht so weit bringen, erhalten so viele schwarze Striche in das Gesicht, wie ihnen Würfe an der Zahl zwanzig fehlen.

Bei den Malebaren übt sich die Jugend, von früher Kindheit auf, mit Bogen und Pfeil nach dem Ziele zu schießen, daher sie in dem Gebrauche dieser Waffen besonders geschickt sind, obgleich sie auch Kugelbüchsen mit vieler Sicherheit abschießen und ihre Lanzen gut zu werfen wissen. Die Sicherheit, mit welcher sie den Bogen führen, ist ganz erstaunlich; so schießen sie z. B. mit etwas gemäßigter Kraft einen Pfeil in die Luft. Kaum fliegt er davon, so schießen sie ihm einen zweiten Pfeil mit größerer Kraft nach, so daß dieser letztere den zuerst abgeschossenen in der Luft einholt und zerspaltet!

Folgendes Knabenspiel ist in allen großen Städten Persiens gebräuchlich. Das Bogenschießen geschieht dort zu Pferde. Es besteht darin, daß man vorzüglich rückwärts den Pfeil mit Sicherheit abzudrücken versteht, indem das Pferd in vollem Galopp vorwärts läuft. Oben auf einer Säule liegt eine Kugel. Der Reiter galoppiert aus der Entfernung nach dieser Säule hin, und wenn er an ihr vorbeigesprengt ist, so wendet er sich mit dem Oberleibe herum und drückt den Pfeil ab. Viele Erwachsene üben sich allezeit mit.

Besondere Meister im Ballwerfen sind die Knaben der Insel Sumatra. Sie fangen mit jedem beliebigen Teile ihres Körpers den Ball auf und werfen ihn in bestimmter Richtung einander zu. Sie thun dies nicht bloß mit der inwendigen Handfläche wie gewöhnlich, sondern auch mit der auswendigen, mit den Ellbogen, selbst mit den Füßen, und zwar sowohl mit der Ferse, wie mit den Zehen. Sie verfehlen den Ball fast niemals, werfen ihn entweder senkrecht in die Höhe, um ihn von neuem zu fangen, oder schlagen ihn in schiefer Richtung einem andern zu.



Im Gebiete der Erdgasquellen: Das Anzünden eines Gasstromes mittels einer Leuchtkugel.

Jung gewohnt, alt gethan.

Was wir „Takt“ oder „guten Ton“ nennen, und die Franzosen mit „savoir-vivre“ bezeichnen, ist, kurz ausgedrückt: die ausgesuchteste Höflichkeit in Worten und Benehmen, die Achtung vor dem Herkömmlichen, die Ehrfurcht vor dem Alter, der Tugend und dem Verdienste.

Höfliche Redewendungen lassen sich erlernen, der wahre Takt haftet an der Person; er ist die Folge einer vorzüglichen Erziehung. Je höflicher man ist, desto liebenswürdiger ist man. Wer weder Takt noch Höflichkeit besitzt, ist für feinfühlende Menschen unerträglich.

Die wahre Höflichkeit hat ihren Ursprung im Herzen. Der wohlerzogene Mensch ist zuvorkommend, bescheiden, gütig und zurückhaltend. Er vermeidet kleinliche Plänkeleien. Er erscheint stets zur rechten Zeit, und redet von Abwesenden nichts Böses. Er hütet sich, andern lästig zu fallen; er hustet leise, er klingelt vorsichtig, er schließt die Thür geräuschlos. Er schneuzt sich nicht mit Trompetenton, er spricht nicht mit Donnerstimme und erwähnt seine eigene Person nur, wenn man ihn danach fragt. Im Theater oder Konzert tritt er den Damen seinen Platz ab; er setzt sich zuletzt, ohne die Beine zu kreuzen.

Bei Tische trinkt er nicht, wenn er den Mund voll hat, noch stellt er sein Messer und seine Gabel auf, als seien es Blitzableiter; er vermeidet die sogenannte Napoleonsstellung.

Zum Schlusse sei noch an folgende Worte eines berühmten Engländers erinnert:

„Der Gelehrte, der keine Lebensart besitzt, ist ein Pedant; der Philosoph, dem der feine Ton fehlt, ist ein Cyniker; Tapferkeit ohne Herzensbildung bleibt Roheit."

Dressierte Katzen.

Unter den Säugetieren finden wir kaum eine Familie, welche wilder, ungelehriger und eigensinniger ist als die der Katzentiere, die selbst in unsrer seit mehreren Jahrtausenden gezähmten und zum Haustiere gewordenen Hauskatze die angeborenen wilden Instinkte nimals ganz verleugnet und überwindet. Wir zählen unter den sogenannten Felinen oder Katzentieren zwölf verschiedene Geschlechter, nämlich: Löwe, Puma, Tiger, Wildkatze, Hauskatze, nubische Katze, Pardelkatze (Ozelat), Panther, Leopard, Jaguar, Luchs und Gepard (Jagdleopard), meist mit verschiedenen Arten und Spielarten. Von allen diesen sind nur die Hauskatze und der Gepard einigermaßen gezähmt — wir sagen absichtlich „einigermaßen", denn unsre Hauskatze teilt auch darin die allgemeine Abneigung der Katzentiere, sich niemals völlig zähmen zu lassen und fremdem Willen unterzuordnen, daß sie sich kaum jemals an die Person ihres Herrn anschließt, sondern zumeist nur an die Oertlichkeit, in der sie geboren und aufgewachsen ist, oder längere Zeit gelebt hat. Nichts beweist aber deutlicher die unvollständige Zähmung der Hauskatze, als die Leichtigkeit, womit sie in den Zustand der Wildheit zurückverfällt, wenn sie durch einen Zufall oder durch eigene Wahl dem menschlichen Haushalt entfremdet wird, und im Freien herumschweifend, die jungen Vogelbruten aus den Nestern holt, den Vögeln und Mäusen in Feld und Wald nachstellt. Ueberall bei uns finden wir derartige Katzen beinahe ganz verwildert, wie sie dem Menschen scheu ausweichen, als hätten sie ein schlechtes Gewissen, wie sie die menschlichen Wohnsitze möglichst meiden, alle Listen und Gewohnheiten des Raubtieres annehmen, dem Federwild, den Singvögeln und kleineren Vogelarten unberechenbaren Schaden zufügen. Der Weidmann schießt daher solche verwilderte Katzen, die sich in Wald und Feld herumtreiben, schonungslos nieder, und wir würden es, schon um unsrer lieben Singvögel willen, keinem unsrer älteren Kameraden, der die Büchse bereits führen darf, verdenken, wenn er einmal bei Gelegenheit einem dieser grausamen mordgierigen Feinde unsrer Wachteln und Feldhühner ꝛc. einen tüchtigen Schrotschuß auf den Pelz brennen würde.

Von den übrigen Katzentieren sind außer dem Löwen, Leopard und Gepard keine andren leidlich zu zähmen und an den Menschen und dessen Befehle zu gewöhnen, und selbst bei diesen ist die oberflächliche Zähmung nur dann möglich, wenn man die betreffenden Tiere jung gefangen hat, an den Menschen und seine Pflege gewöhnt. Der junge Löwe oder Leopard ist dann soweit zu bringen, daß er seinem Herrn frei auf dem Fuße folgt und seinem Befehle mürrisch gehorcht. Allein früher oder später erwacht dann bei einem solchen Tiere der Instinkt der Wildheit mit unbezwinglicher Macht, und man muß es entweder in einen Käfig sperren oder töten, damit es dem Menschen und seinem Haushalt nicht gefährlich werde. In Indien, wo man sich des Gepard zur Jagd bedient, wo derselbe stellenweise noch in wildem Zustande vorkommt, behauptet man, der in Freiheit geborene Gepard lasse sich nur äußerst schwer dem Menschen angewöhnen und zur Jagd dressieren, man bediene sich zu diesem Zwecke nur der in Gefangenschaft geborenen, weil die andern zu wild und unbändig seien.

Aus den vorerwähnten, auf langjähriger Erfahrung beruhenden Gründen nun erregte es namentlich unter den Naturforschern und Tierkundigen großes Aufsehen, als im vorigen Jahre ein Tierbändiger seine dressierten Katzen vorführte, deren wilde Unabhängigkeit wirklich so gebrochen war, daß sie nicht nur ihrem Herrn aufs Wort folgten, sondern eine ganze Reihe von Kunststücken aufführten, von denen wir auf Seite 93 unsern lieben jungen Kameraden einige vorführen. Es waren — in Anbetracht der Wildheit, Unbotmäßigkeit und Ungelehrigkeit der Katzen — wahrhaft außerordentliche Leistungen, und es mußte den Tierbändiger eine ungeheure Summe von Mühe und Geduld gekostet haben, den angeborenen Trotz dieser zehn Tiere so zu brechen, ja sogar zum Gehorsam zu bringen. Erst ließ er dieselben verschiedene einfache und verschlungene Tanzfiguren auf dem Boden nach Kommando ausführen; dann wurde eine Reihe von Stühlen mit senkrechten Lehnen hintereinander aufgestellt, durch deren Querstäbe die Katzen umschichtig in der Weise springen mußten, wie es in dem rechten oberen Teil unsres Holzschnittes dargestellt ist. Hierauf machten dieselben ihre Kunststücke an einer Reihe von Kegel mit flachen Kopfplatten, indem sie zuerst in regelmäßigen Schlangenlinien zwischen denselben hindurch, und dann bald langsam, bald schnell über die Kegel hinwegmarschieren mußten. Ganz außerordentliche Leistungen führten sie dann im Klettern und Schlüpfen auf: erst stiegen sie an einer senkrechten glatten Kletterstange von etwa 10 cm Durchmesser hinauf und durch einen an dieser Stange angebrachten Blechcylinder hindurch und wieder herunter; dann schlüpften sie durch eine blecherne Röhre von 15 cm Durchmesser, die unter verschiedenen Winkeln bis beinahe senkrecht aufgestellt war, und zeigten, in welch beschränktem Raum die Katze sich bewegen kann. Wirklich bewundernswert aber waren zwei weitere Kunststücke, welche offenkundig darthaten, bis zu welchem Grade es dem Tierbändiger gelungen war, die wilden Instinkte der Katze zu unterwerfen; auf einem ausgespannten breiten Bande wurden in einiger Entfernung voneinander gezähmte lebendige weiße Mäuse und Kanarienvögel ausgesetzt, und die Katzen marschierten mehrmals darüber hinweg, ohne sich nach den ganz in ihrer Macht befindlichen Mäusen oder Vögeln auch nur umzusehen, geschweige sich an ihnen zu vergreifen; dem Anführer der Katzenbande, einem starken Kater, war sogar eine weiße Maus auf den Nacken und ein Kanarienvogel auf den Rücken gesetzt worden. Die Ruhe, welche die Mäuse und Kanarienvögel dabei an den Tag legten, bewies am deutlichsten die Vollständigkeit und den Erfolg der Dressur, indem die kleinen Tiere die völlige Ungefährlichkeit der Katzen kennen gelernt hatten. Das letzte Kunststück, welches in der Mittelvignette unsres Holzschnitts dargestellt ist, war aber das bedeutendste. Jedermann kennt die Scheu der Hauskatze vor dem Feuer, namentlich dem flammenden. Welche unsägliche Mühe mußte es daher den Tierbändiger gekostet haben, seine Katzen zu veranlassen, daß sie durch einen in Weingeist getauchten Ring sprangen, wenn an demselben die Weingeistflamme emporloderte.

Alle, die diese dressierten Katzen hatten

vorführen sehen, waren hochbefriedigt von diesem Beweis, wohin Geduld und Beharrlichkeit es im Kampf mit der Natur bringen können. Es ist gewiß angezeigt, unsre lieben jungen Kameraden auf das Erfolgreiche derartiger Bemühungen in allen Lebenslagen und in allem künstlerischen und geistigen Beruf hinzuweisen und denselben den ewig wahren lateinischen Hexameter ins Gedächtnis zu rufen „Que non ascendam? labor improbus omnia vincit."

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

„Aber meine Lage verschlimmerte sich jetzt, statt sich zu bessern. Von dem Holzbrande waren, wie ich nun erst merkte, beim Herausziehen aus der Spalte einige in voller Glut befindliche Brocken abgesplittert und zu Boden gefallen; sie hatten das dürre Laub entzündet, die Flamme kroch weiter und die Höhle füllte sich mit dichtem Qualm. Ich rang nach Atem, glaubte ersticken zu müssen und konnte doch meinen Platz am Eingange nicht verlassen, wenn ich nicht der Bärin zum Opfer fallen wollte. So viel Geistesgegenwart besaß ich, daß ich das brennende Holzscheit wieder in dem Spalt befestigte; aber ich durfte nicht so weit vordringen, als nötig gewesen wäre, um das glimmende Laub mit den Sohlen meiner Stiefel zu ersticken. Einen Ausweg aus dieser peinlichen Lage wußte ich nicht. Kroch ich ins Freie, so fiel die wütende Bärin über mich her, welche sicherlich noch in der Röhre steckte; blieb ich in der Höhle, so mußte ich bei dem Qualm ersticken oder gar lebendig verbrennen.

„Die Bärin war auffallenderweise ganz ruhig geworden; vielleicht hatte ich sie tödlich verwundet und sie war bereits tot; in diesem Falle versperrte sie die Röhre mit ihrem schweren Körper, den einzigen Weg, auf welchem frische Luft hätte eindringen können. Ratlos stand ich auf meinem Verteidigungsposten und verfolgte mit starrem Entsetzen das Fortschreiten der Glut; bald mußte dieselbe das Lager der Jungen erreichen. Da stießen diese in ihrer Todesangst fürchterliche Klagelaute aus, bei denen die schwerverwundete Mutter ihrer eigenen Aengste vergaß und zur Hilfe ihrer bedrohten Lieblinge herbeieilte. Sie überwand den Abscheu vor dem Feuer, warf mit ein paar Schlägen ihrer Tatzen das glimmende Laubwerk zur Seite und hätte im nächsten Momente aufrecht in der Höhle gestanden, wenn mein Arm diesmal nicht glücklicher gewesen wäre. In der höchsten Not gab mir die Verzweiflung Kraft; gerade zur rechten Zeit holte ich zum Hiebe aus und fällte zu meinem Glück das gewaltige Tier; mit gespaltenem Schädel lag es dicht vor mir und regte sich kaum noch. Vergeblich schrieen die Jungen nach Hilfe, die tote Mutter hörte sie nicht mehr.

„Jetzt, wo die Verteidigung meines Lebens die Nerven nicht mehr gespannt erhielt, verließen mich meine Kräfte; ich drohte neben der zottigen Leiche zusammenzubrechen, was meinen Tod zur Folge gehabt hätte. Die Glut nahm einen immer größeren Umfang an, der Qualm verdichtete sich mehr und mehr, und eine glühende Hitze verbreitete sich in der Höhle. Alle Willenskraft zusammennehmend, richtete ich mich mühsam auf und begann den Kampf gegen die Flammen, eine schwere Arbeit. Was ich mit den Füßen ausgetreten hatte, das schob ich mit der blutigen Axt in einen Winkel und rückte dann langsam weiter vor, bis ich endlich Herr des Feuers war. Der Rumpf der Bärenmutter lag zum größeren Teile in der Höhle selbst, so daß ich nur die Hinterschenkel aus der Röhre zu entfernen brauchte, um der frischen Luft ungehinderten Zutritt zu gestatten.

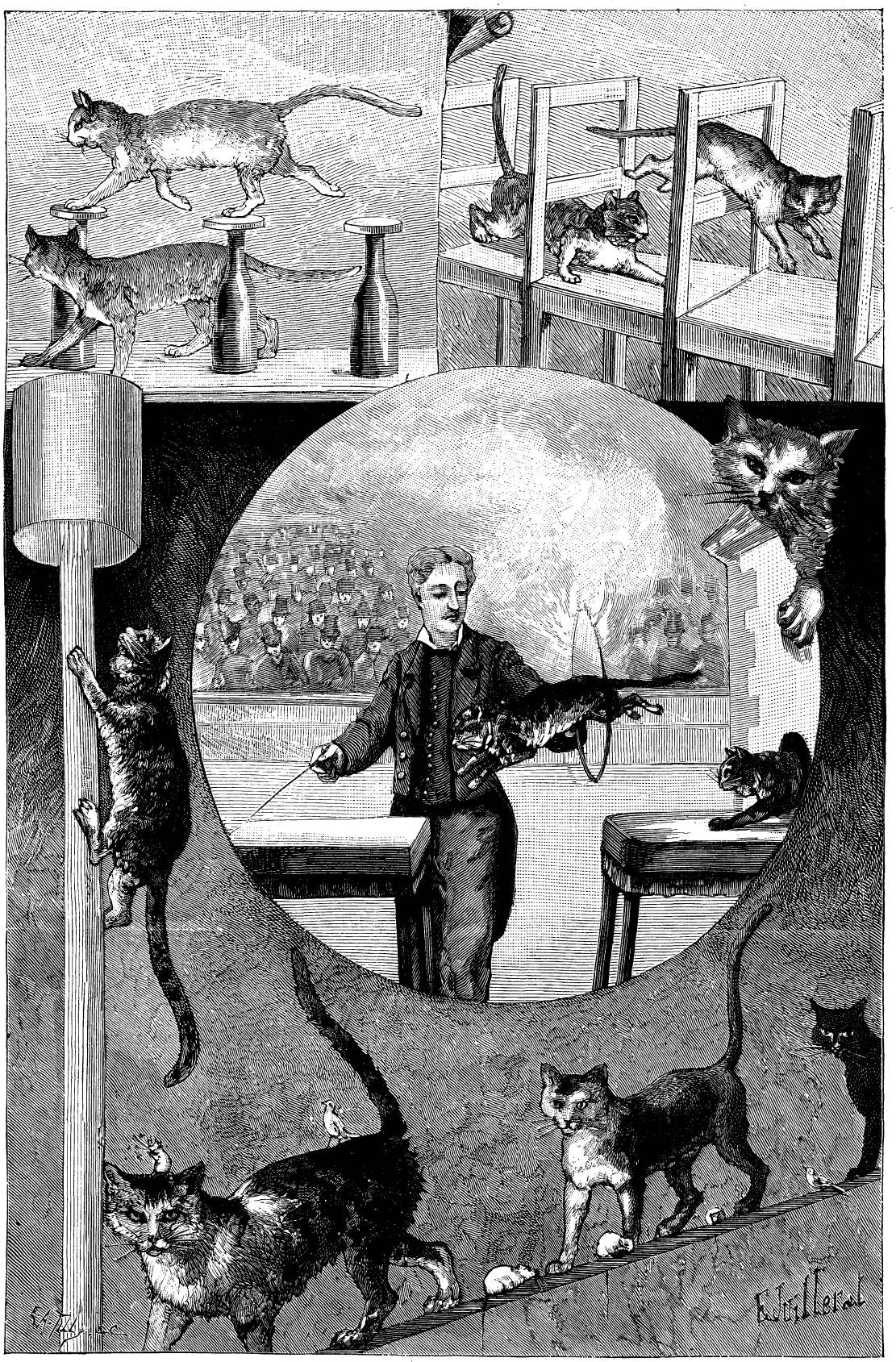
„Als ich dies bewerkstelligt hatte, ergriff ich das bereits gefesselte Junge, schleifte es hinter mir her und kroch zur Röhre hinaus. O, wie freudig begrüßte ich das Sonnenlicht und die frische Luft! Wie erleichtert atmete ich auf, daß ich dem beinahe sicheren Tode entronnen war! Wohl eine halbe Stunde mag ich so dagelegen haben, bis die entschwundenen Kräfte wiederkehrten und ich den Mut fand, in die Röhre zurückzukriechen, aus welcher noch immer ein übelriechender Qualm hervorquoll. Ich durfte nicht länger warten, wenn ich auch das andre Junge retten wollte; vielleicht kam ich schon jetzt zu spät. Mich schauderte, als ich diesmal den raucherfüllten Kampfplatz betrat, welchen die beinahe erloschene Fackel vergeblich zu durchleuchten bemüht war. Hart an dem riesigen Leibe der toten Mutter vorbei kroch ich nach dem Jungen hin, welches wie tot dalag. Ich schaffte dasselbe hinaus und legte es neben seinen Bruder, kroch dann noch einmal hinein und holte die Axt und den zweiten Strick. Lange Zeit bedurfte es, ehe das zweite Junge wieder ein Lebenszeichen von sich gab, weshalb ich nicht viel Mühe hatte, dasselbe zu fesseln. Dann trat ich den Heimweg an.

„Meine Eltern glaubten meinen Worten kaum, als ich ihnen erzählte, welche Gefahren mit dem Erwerb dieser jungen Bären verknüpft gewesen waren, und sie schalten mich tüchtig, daß ich mein Leben so leichtfertig aufs Spiel gesetzt hätte. Am nächsten Tage begleitete mich mein Vater mit einem Wagen nach jenem Hohlweg. Ich kroch zum letztenmal in die Bärenhöhle hinein, befestigte einen derben Strick an den Hinterbeinen der toten Bärin und nahm das andre Ende desselben mit mir hinaus. Unsren Pferden gelang es, den schweren Körper durch die Röhre zu ziehen. Mit vieler Mühe schleiften wir das Tier auf schrägen Brettern bis zur Höhe des Wagens empor, setzten die unnütze Falle daneben und fuhren nach Hause. Das Fell bekam ich in Smithfield gut bezahlt und kaufte mir für den Erlös eine Doppelbüchse und Munition, habe aber bis heute noch keinen Schuß aus der neuen Waffe gethan."

„Und warum nicht, Olof?" fragte ich ihn lächelnd. „Du gehst dem Bären auf seiner Lagerstatt mit einer Axt zu Leibe und scheust dich von deiner so teuer erkämpften Büchse Gebrauch zu machen?"

„So ist es, junger Herr," versetzte der einfältige Bursche. „Nun, da Sie meine Geschichte erfahren haben, haben Sie wohl die Güte, mir die Anwendung meiner Waffe zu zeigen? Dann könnte ich häufig auf die Jagd gehen."

Mit Freuden versprach ich dies und



Dreſſierte Katzen.

hielt mein Wort. Olof ist, wie ich gleich hier bemerken will, ein vortrefflicher Jäger geworden, er suchte in unsrer Gegend bald seinen Meister. Die Unerschrockenheit, von welcher das eben erzählte Abenteuer den deutlichsten Beweis gibt, und seine große Körperkraft kamen ihm oft in gefährlichen Momenten zu Hilfe, und die Leidenschaft, mit der er gerade den grimmigsten Raubtieren nachstellte, verschaffte ihm den Beinamen „Matador".

„Aber, wo hast du denn das andre Junge gelassen?" erkundigte ich mich, als die Angelegenheit mit der Unterweisung im Schießen durch die Gewährung seiner Bitte erledigt war. „Ich sehe ja nur einen jungen Bären."

„Ich konnte sie beide verkaufen," erwiderte er, „verkaufte aber nur den einen. Diesen mag ich nicht weggeben, weil ich mich zu sehr an seine Gesellschaft gewöhnt habe und er mir unbedingten Gehorsam leistet. Noch einen andern Vorteil bietet er mir, nämlich den, daß er mir tagtäglich zur Warnung dient, mich nicht wieder in ein derartiges Wagnis zu stürzen."

---

5. Ein gefährlicher Ritt.

Eines Abends hatte mein Vater mir mitgeteilt, daß er unsern Hektor nicht länger behalten wollte und gesonnen sei, endlich das Angebot des Mr. Scott anzunehmen, der ihm einen bedeutenden Preis für das schmucke Tier geboten hätte. Sehr betrübt war ich zu Bett gegangen und hatte dort noch lange geweint, ehe ich einschlafen konnte, denn ich hielt es beinahe für unmöglich, daß ich mich von diesem Liebling trennen könnte. Und nun war ich sogar dazu bestimmt, auf Hektor nach Bents Fort zu reiten, dem kauflustigen Händler das schöne Tier noch einmal vorzuführen, und ihn zu fragen, ob er es für den früher schon vereinbarten Preis behalten wollte. Als ich morgens mit verweinten Augen in die Wohnstube trat, wo mein Vater und Harriet bereits beim Kaffee saßen, suchte mir mein Vater noch einmal zu beweisen, daß ich thöricht handle, wenn ich mein Herz so ganz an ein tierisches Wesen hänge. Hektor habe sich als ein recht gefährlicher Hausgenosse erwiesen, da er nach jedermann beiße, neulich ihn selbst und am Tage vorher meine Schwester Harriet gebissen hätte, als sie ihm Zucker reichen wollte. Im stillen gab ich dem Vater recht und suchte meinen Schmerz über die bevorstehende Trennung zu verbergen.

Während der Vater den Brief schrieb, mit dem er dem Händler seinen Entschluß zu erkennen gab, sich von dem edlen Tier zu trennen, ging ich in meine Stube, um mich zu dem weiten Ritt zu rüsten. Mein nach dem Hof führendes Fenster war geöffnet, und durch dasselbe herein drang der Schall einer lauten Unterhaltung, welche in dem Pferdestall geführt zu werden schien. Ich erkannte die Stimme des schwarzen Jack, unsres Stallknechtes, dem ich gerade zurufen wollte, daß Hektor gesattelt werden müßte, und die eines Fremden, welche mir völlig unbekannt war. Jack hatte also Besuch im Stalle und unterhielt sich mit demselben so laut und leidenschaftlich, daß er meinen mehrmaligen Ruf überhörte. Indessen fing ich an zu horchen, weil ich doch neugierig war, ob die beiden Männer nicht vielleicht von meinem Hektor sprächen, das einzige Thema, mit welchem ich mich beschäftigen mochte. Was ich nun hörte, war nur die Fortsetzung ihres Gespräches.

„Ja, volle 1200 Dollars!" rief Jack. „Das scheint dir hoffentlich nicht zu viel für diesen Renner. Davon geht der Oberst nicht zurück und er wird die Summe bekommen."

„Das wäre ja ein Vermögen," erwiderte die tiefe Stimme des Fremden. „Für so wertvoll hielt ich den Rappen gar nicht. Weißt du vielleicht, ob euch der Preis bereits geboten ist?"

„Ich glaube, ja," entgegnete Jack, „oder ich fürchte es vielmehr. Wertvoll! Daran zweifelst du noch? Du scheinst von guten Pferden wenig zu verstehen. Ich sage dir, auf manche hundert Meilen in der Runde gibt's kein so schönes Tier als dies."

„Bringt ihr es auf die Koppel, wenn erst die Nächte wärmer werden?" fragte der Fremde.

„Nein, Jim, doch mir scheint, du thätest verdächtige Fragen. Wolltest du es vielleicht von der Koppel holen? Damit können wir dir nicht dienen. Der Hengst bleibt immer in diesem Stall und der Stall ist verschlossen, der Hof von Hunden bewacht, die nicht mit sich spaßen lassen. Was wünschest du also? Hast du Geld, um so ein Tier zu bezahlen, dann gehe ins Haus und handle mit dem Herrn! Hier kann ich dich nicht gebrauchen, ich wünsche, daß du dich entfernst."

Mittlerweile trat ich auf den Hof und wandte mich dem Stalle zu; ich kam gerade noch rechtzeitig genug, um den Fremden, welcher sich zum Weggehen anschickte, flüchtig zu sehen. Er hatte mein Interesse schon deshalb gewonnen, weil er meinen Hektor zu besitzen wünschte; ich hoffte einen wohlgekleideten und den besseren Ständen angehörigen Mann vorzufinden. Aber wie erschrak ich, als ich in dies Gesicht blickte! Der mit „Jim" angeredete Fremde hatte wahrhaft raubtierähnliche Züge, machte einen entsetzlich unheimlichen Eindruck und zeigte sich überrascht, als er mich plötzlich vor sich sah. Dann zwang er sich zu einem Lächeln, ich weiß nicht, ob dasselbe freundlich oder höhnisch gemeint war, rückte ein wenig an seinem Hut und verließ den Stall. Leider beobachteten wir nicht, wohin er sich wandte; wahrscheinlich blieb er noch draußen stehen und belauschte mein Gespräch mit Jack.

„Du sollst meinen Sattel auf Hektor legen!" sagte ich zu dem Stallburschen, welcher den Hengst ebenso lieb hatte, als ich selber. „Heute habe ich wahrscheinlich zum letztenmal das Vergnügen, das schöne Tier zu reiten; denn Mr. Scott, welcher schon lange auf ihn handelt, soll ihn nun haben; ich reite nach Bents Fort, um ihm zu sagen, daß der Vater jetzt entschlossen sei."

Der Nigger sah mich verdutzt an; auch er hatte wohl nicht gefürchtet, daß die Trennung von unsrem Liebling so bald bevorstände. „Wirklich schon heute?" sagte er, „o, wie schmerzlich für Sie und mich!"

„Ja, guter Jack, es ist schmerzlich, es ist bitter, daß Hektor verkauft werden soll, und ich sehe kein Mittel mehr, wie dies zu verhindern wäre; der Vater ist nicht zu erbitten."

„Junger Herr," versetzte Jack, „ich hab' dies lange kommen sehen. Ihr Vater äußerte schon mehrfach, daß Hektor bei uns zu tückisch würde, weil es nicht genug Beschäftigung für ihn gebe. Neulich packte er den Herrn Obersten an der Brust und gestern ja Miß Harriet. Da dachte ich bei mir, nun ist es aus, die Freude hat ihr Ende. Das liebe, schöne Tier, mich beißt es nie."

„Lobe ihn nicht mehr, Jack!" rief ich. „Mir wird der Abschied ohnehin so schwer. Mein Vater und Miß Harriet kennen unsren Hektor gar nicht, wenn sie fürchten, daß er im Ernst nach jemand beiße, um diesen zu verletzen. Das gute Tier ist lebensfroh und übermütig, will nur scherzen,

uns erschrecken. Doch, was hilft's? Wir beide werden nicht gefragt."

Mit diesen Worten trat ich hinter den übrigen Pferden entlang nach dem Platze hin, wo mein zur Verbannung verurteilter Hektor stand. Es war ein Rappe von reinstem Schwarz, und ohne das mindeste Abzeichen, glatt wie Seide, schlank und beweglich wie ein Reh; sollte man den feingeformten Kopf mit den niemals ruhigen Ohren schöner finden, oder den sanft gebogenen Hals, oder die dichte Mähne, oder den reich behängten Schwanz? Voll Bewunderung ließ ich mein Auge noch einmal auf dem schönen Tiere ruhen und wollte mich eben abwenden, als ich bemerkte, daß Hektor wieder den Hals streckte, die Ohren hintenüber warf und Miene machte, als wolle er nach dem Stallburschen schnappen, der ihm den Zaum ins Maul zu legen suchte.

„Nimm dich in acht, Jack!" rief ich ihm zu. „Hektor will beißen."

„Nein, junger Herr, mich beißt er nicht," erwiderte Jack, und zäumte das im Grunde ganz gutwillige Tier ohne jede Mühe. „Er will uns nur zeigen, daß er sich wehren könnte, wenn er wollte."

„O Jack, hörte doch der Vater dies Wort aus deinem Munde und sähe dabei, wie recht du hast! Wie soll ich es meinem Vater jemals vergeben, daß er dies herrliche Tier aus unberechtigter Angst um uns verkauft!"

Damit verließ ich den Stall, trat wieder ins Haus, nahm Abschied von den Meinigen, und steckte den mir überreichten verhängnisvollen Brief in meine Brusttasche.

„Lieber Quin, es ist später geworden, als ich hoffte," sagte mein Vater. „Du darfst dich nicht aufhalten, wenn du vor Einbruch der Dunkelheit wieder daheim sein willst. Bitte Mr. Scott, mir seine Antwort schriftlich zu geben, und sei behutsam beim Ab- und Aufsteigen, damit Hektor dich nicht mit seinen Zähnen faßt! Behüte dich Gott, mein lieber Sohn, und säume nicht länger!"

Ich küßte meinem Vater schweigend die Hand und ging hinaus. Vor der Thür traf ich Jack, welcher den Hektor am Zügel faßte, und mir den linken Bügel hielt.

„Wenn er erst mit Ihnen davongeht, junger Herr, und Sie ihn vergeblich zu halten versuchen, oder gar, wenn Sie hinunterfallen," flüsterte Jack mir heimlich zu, „so werden Sie sich wohl schon leichter mit Ihrem Geschick versöhnen. Beinahe möchte ich wünschen, Hektor erzürnte Sie!"

Ich erwiderte nichts, that, als hätte ich den treuen Burschen nicht verstanden. In der Hausthür stand mein Vater und blickte mit unverkennbarem Stolze auf mich hin. Ein letzter Gruß — dann gab ich meinem Hektor die Schenkel und flog so sicher dahin, als wenn Roß und Reiter aneinander gewachsen wären. Hektor hatte einen Trab so sanft und leicht, daß ich kaum aus dem Sattel gehoben wurde, und kam dabei so eilig vorwärts, daß mancher andre Gaul uns im Galopp nicht hätte zur Seite bleiben können. Hektor war in der That der schnellste Renner in dem ganzen Staate Colorado, ein Besitz, um welchen mein Vater weit und breit beneidet wurde. Und nun sollte ich dieses Tier dem Käufer überantworten, die Perle unsres ganzen Stalles, meinen Liebling, den ich schon als Füllen pflegte!

Mit diesen ärgerlichen Gedanken beschäftigte ich mich und vergaß ganz auf den schönen Frühlingsmorgen zu achten. Die Sonne schien klar und hell auf die anmutige Landschaft herab, Wald wechselte mit Prairie, Ackerflächen und Weiden, pfeilschnell trabte mein edler Hektor mit seiner leichten Last dahin. Ich wollte mich freuen über den genußreichen Ritt, vermochte es aber nicht, weil es der letzte sein sollte. Da, als ich etwa zwei Meilen von dem Vaterhause entfernt war, bemerkte ich vor mir auf dem Wege einen Mann, der einen Schimmel ritt. Für die nächsten Minuten hatte ich Ablenkung für meine Sorgen; denn ich beschäftigte mich mit der Berechnung, wie bald ich wohl jenen Reiter vor mir überholt haben würde. Die Entfernung zwischen uns verminderte sich schnell, ohne daß ich meinen Hektor zu größerer Eile angespornt hätte; in fünf weiteren Minuten konnte ich an ihm vorüberreiten. Aber der Mann vor mir mußte ein andres Ziel im Auge haben; er wandte sich nach mir um, so bald er den Hufschlag meines Renners auf der harten, trockenen Straße hörte, und lenkte, als ich noch etwa zweitausend Schritte von ihm entfernt war, in einen Seitenweg ein; ich verlor ihn aus den Augen, da der von ihm gewählte schmale Weg in mannigfachen Krümmungen durch den Wald führte. Der Reiter war mir unbekannt, erregte auch meine Neugier nicht, darum ließ ich Hektor laufen, wie er begonnen hatte, und freute mich schon, wie schnell ich mich des unliebsamen Auftrages entledigt haben würde.

Mein schwarzer Hengst lief unaufgefordert noch eine weitere Meile in demselben förderlichen Trab, dann fiel er in Schritt, um sich ein wenig zu verschnaufen. Zufällig blickte ich seitwärts, weil sich dicht neben dem Wege ein paar Eichhörnchen zankten. Ich folgte den muntern Bewegungen der erregten Tiere, ohne meinen Hektor anzuhalten, und drehte mich schließlich so weit im Sattel herum, daß ich die schon durchmessene Strecke der Landstraße übersehen konnte. Jetzt fiel es mir allerdings auf, daß der Mann auf dem Schimmel, welcher vorher in den Seitenweg eingebogen war, sich wieder hinter mir befand und zwar nur in geringer Entfernung. Ich schöpfte nicht den mindesten Argwohn, sondern dachte bei mir selbst, daß der Mann wohl in der Gegend unbekannt sei und sich auf dem Seitenpfade nicht habe zurechtfinden können. Fast wollte ich halten, um ihn zurechtzuweisen, glaubte indessen, er könne mich, da ich ja Schritt ritt, leicht einholen, wenn er eine Frage zu thun hätte. Endlich setzte ich meinen Weg in beschleunigter Gangart fort, sah mich wiederholt um und fand, daß der Mann auf dem Schimmel noch immer meiner Spur folgte. Sobald ich das Haus des Mr. Scott erreicht hatte, warf er sein Pferd herum und kehrte auf demselben Wege zurück, was mich auf die Vermutung brachte, daß er vielleicht etwas vergessen oder unterwegs verloren hätte.

(Fortsetzung folgt.)

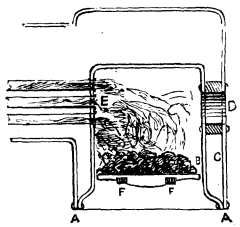
Zehn Minuten Aufenthalt!

Die Thür eines Redaktions-Bureaus zu Sydney (Australien) trägt folgende Bekanntmachung: „Der Redakteur ist nur gegen Entschädigung für Zeitverlust zu sprechen. Wer ihn besuchen will, muß vorher eine Erlaubniskarte einholen. Eine Audienz von einer Stunde kostet zehn, von einer halben Stunde fünf, und von einer Viertelstunde drei Schilling." — Kürzer, und auch anspruchsloser, faßte sich der unvergeßliche Ernst Keil, der gewiß auch sehr von allerlei Personen überlaufene Begründer und langjährige Herausgeber „der Gartenlaube", an dessen Arbeitsstubenthür zu lesen war: „Zehn Minuten Aufenthalt."

Wie baut man eine Lokomotive?

(Fortsetzung und Schluß.)

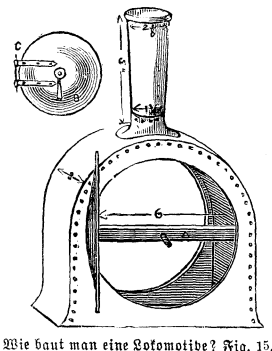
Die geöffnete Vorderwand der Rauchkammer nebst Thür zeigt Fig. 15, Fig. 16 aber deren Hinterwand, aus welcher das aus dem Dome kommende Dampfrohr A heraustritt und sich dann nach beiden Seiten gabelt, wie soeben beschrieben. B B sind die Blasröhrchen, welche den verbrauchten Dampf aus den Cylindern aufnehmen, und ihn stoßweise durch die Esse entweichen lassen, wodurch, wie bereits hervorgehoben, der Zug für die Feuerung hervorgerufen, bezw. verstärkt wird.



Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 12. Feuerbüchse.

Um den Kessel speisen zu können, ist auf der Seite bei W ein Rohrstück angebracht, dessen vordere Ansicht Fig. 17, die Seitenansicht Fig. 18 darstellt. C ist das Rohr, durch welches das Wasser mittelst Druckpumpe gepreßt wird. B ist eine eiserne Kugel, die als Absperrventil gegen den Dampf dient, durch den stärkeren Druck des Wassers aber gehoben wird, worauf dann das Speisewasser seinen Weg in den Kessel fortsetzt.

Nun wenden wir uns nach der entgegengesetzten Seite der Lokomotive (Fig. 19), die unsre Aufmerksamkeit wegen der Sicherheitsvorrichtungen wieder etwas mehr in Anspruch nimmt. A ist die Thür der Feuerbüchse, B zwei Probierhähne zur Ermittelung des Wasserstandes, C die Dampfsteuerung, von der wir vorhin (Fig. 14) die Einzelheiten kennen gelernt haben, D das Sicherheitsventil, das bei zu starkem Dampfdruck selbstthätig ein Zeichen gibt, F die Schutzwand mit den beiden verglasten Gucklöchern, H ein Federmanometer zur Registrierung des Dampfdruckes; K Handhabe der Dampfpfeife, M Wasserstandszeiger, eine in zwei Metallhülsen steckende Glasröhre, an der die Höhe des Wasserstandes im Kessel ersichtlich ist, N der Dampfhebel, O das Pufferbrett mit zwei Puffern, P P die beiden hinteren Räder, R R die dazu gehörigen Federn, V V die Seitengeländer.



Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 15. Geöffnete Vorderwand der Rauchkammer.

Du siehst also, daß die Sicherheitsvorrichtungen zur Ermittelung des Wasserstandes, wie des Dampfdruckes doppelt sind: für den Wasserstand die beiden Probierhähne B und der Wasserstandszeiger M, für den Dampfdruck das Sicherheitsventil D und das Federmanometer H, so daß also, wenn eine dieser Vorrichtungen schadhaft wird, was keineswegs außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, immer noch eine Vorrichtung in Reserve ist.

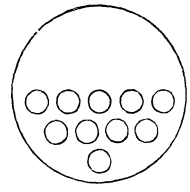
Das wäre also unsre erste Lektion, mein Junge; hast du den auch alles richtig verstanden?"

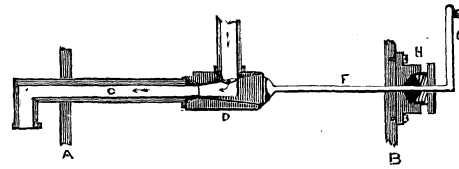
„Ich glaube doch, Onkel. Ich weiß jetzt wenigstens, wie die Bewegung der Maschine zu stande kommt."

„Das ist die Hauptsache, mehr konnte ich auch für das erste Mal nicht verlangen. Und deine Notizen? Nun, die werden wir ja morgen vergleichen. Du kannst sie aber zu Hause noch einmal durchgehen, es wird nichts schaden."

„Wer ist denn der Erfinder der Lokomotive, Onkel?"

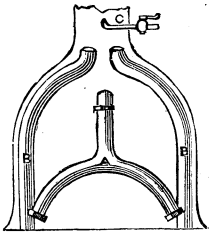
„Die Lokomotive hat, wie die meisten wichtigen Erfindungen, mehrere Urheber. Die ersten brauchbaren und wirklich leistungsfähigen Lokomotiven stellte zwar der Engländer George Stephenson seit 1824 her, weshalb er denn auch als der eigentliche Erfinder der Lokomotive angesehen wird, gleichwie Watt als Erfinder der Dampfmaschine gilt, obwohl vor ihm schon Dampfmaschinen, wenn auch sehr unvollkommen, vorhanden waren. Bereits 1804 hatte der Engländer Trevithik im südlichen Teil des Fürstentums Wales eine Art Lokomotive gebaut, die zum Schleppen von Roheisen verwendet werden sollte, auch in Betrieb kam, aber wenig leistete, so daß der Erfinder sie wieder aufgab. Ihm folgte 1811 Blenkirsop mit einem Versuch, wobei er ein Zahnrad anwandte, das in einer zwischen den Schienen liegenden Zahnstange lief: ein System, das neuerdings bei Hochgebirgsbahnen mit sehr steilen Steigungen wieder in Aufnahme gekommen ist, das aber für Bahnen, auf der sich schwere Lasten in großen Mengen bewegen sollen, wie auch für die schnellere Bewegung der Züge untauglich ist. Im Jahre 1813 wurde sogar eine Lokomotive gebaut, die auf Stelzen lief. Nicht wahr, das muß drollig ausgesehen haben! Darauf wurde 1813 der Versuch gemacht, eine Maschine an einer über die Bahn laufenden Kette, die mehrmals um eine auf der Maschine befindliche, sich drehende Trommel gewunden war, fortzubewegen, ein System, das später bei der Kettenschiffahrt, und etwas verändert dann auch bei den Seilbahnen in Anwendung kam; der Versuch gelangte aber nicht zu wirklicher Ausführung. In demselben Jahre baute Hedley eine Maschine mit glatten Rädern, wobei die Achsen durch Zahnräder verbunden waren. Dieses System benutzte auch Stephenson bei seinem ersten Versuch; wegen seiner Schwerfälligkeit konnte es sich jedoch nicht bewähren. Stephenson verließ es deshalb und baute 1815 eine Lokomotive, wobei die Bewegung der Räder von aufrecht stehenden Cylindern und durch Lenkstangen bewirkt wurde. Aber auch diese Maschine hatte keinen Erfolg. Erst mit Hilfe seiner 1823 zu Newcastle upon Tyne gegründeten Maschinenfabrik gelang es Stephenson, sein Ziel zu erreichen. Auf der mit Hilfe eines Quäkers, Namens Pease erbauten ersten wirklichen Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington, fand am 27. September 1825 die Probefahrt mit einer Stephensonschen Lokomotive statt, die sich gleichzeitig zu einer Wettfahrt mit der königlich englischen Post gestaltete. Wie es beim Hervortreten aller großen Erfindungen der Fall war, fanden sich auch hier viele Ungläubige und namentlich Gegner, die ihre Interessen bedroht glaubten, darunter auch der Postmeister von Darlington, der es sich ganz besonders zur Aufgabe gestellt hatte, Stephensons Schöpfung zu ver-


Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 13. Querschnitt des Röhrenkessels.

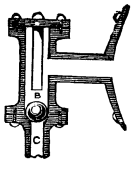


Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 14. Dampfsteuerung.

spotten und als Verrücktheit zu erklären. Derselbe bot Stephenson am Abend vor der Eröffnung sogar eine Wette an um ein Abendessen für sämtliche gerade Anwesenden, daß der Postwagen eher in Stockton ankommen werde, als die neumodische Maschine. Stephenson nahm die Wette, trotzdem allerseits widerraten wurde, an. Als nun die Probefahrt vor sich ging, gewann der Postwagen anfangs einen nicht unbedeutenden Vorsprung, so daß die Gegner, der Postmeister an der Spitze, schon voll Jubels waren. Bald aber ward er von dem pustenden Ungeheuer überholt und gelangte viel später nach Stockton als der Zug. Die Strecke hatte eine Länge von 40 km. Auch bei einer am 6. Oktober 1829 auf der Bahn von Liverpol nach Manchester angestellten Probefahrt siegte Stephensons Lokomotive, und zwar über drei Mitbewerber. Die Lokomotive, welche Siegerin blieb, war auch schon mit einem Röhrenkessel ausgestattet, der aber keine Erfindung Stephensons, sondern eines Beamten der Liverpool-Manchesterbahn, Namens Henry Booth ist. Ihre größte Geschwindigkeit beim Leerfahren war 47 km in der Stunde. Jetzt erreichen die Lokomotiven mit angehängten Zügen mit Leichtigkeit diese Geschwindigkeit, während bei Schnellzügen Geschwindigkeiten bis 90 km vorkommen, obwohl man es in der Regel bei 60 km bewenden läßt.



Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 16. Hinterwand der Rauchkammer.



Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 18. Speiseventil, Seitenansicht.

Und nun, mein Junge, laß dir das Gesagte recht durch den Kopf gehen. Du kannst versuchen, die Zeichnungen durch Karton-, Holz- oder Metallmodelle nachzubilden, das wird deinem Verständnisse für die ganze Sache sehr zu Hilfe kommen. Mache dir danach ein solches Modell, was schadet's, wenn du es auch nicht in Betrieb setzen kannst. Immerhin wird es deiner Bude — du kannst es auf der Kommode oder auf einem eigens dazu gefertigten Postamente Platz finden lassen — eine Zierde sein, an der du deine große Freude haben wirst. Um so leichter wird dir dann auch die Arbeit werden, wenn der „Gute Kamerad" auf die Herstellung einer wirklich betriebsfähigen Lokomotive zu sprechen kommen wird!

Momentverschwinden eines lebenden Pferdes samt Kutscher.

Unter obigem Titel hat neuerdings eine „Sensationspiece" mit großer Reklame die Runde über die Zaubertheater der Welt gemacht. Da hierbei nicht, wie man vermuten dürfte, die auf dem Theater sonst übliche Versenkung zur Anwendung kommt, sondern eine originelle optische Täuschung vorliegt, so dürfte die im folgenden gegebene Beschreibung und Erklärung die Kameraden sehr interessieren.

Wenn der Vorhang aufgezogen ist, erblickt das Publikum einen Bühnenraum mit schwarzer Rückwand. In der Mitte des Fußbodens, zwischen Rückwand und Rampe, ist eine Lampenreihe aufgestellt, deren Licht vermittelst Reflektoren in den Zuschauerraum geworfen wird, die aber gleichzeitig auch die Bühne genügend erhellt. Hinter der Lampenreihe steht der Zauberkünstler mit einem Diener. Nach einigen einleitenden Worten des Künstlers wird durch die Seitenwand ein lebendes Pferd von seinem Kutscher auf die Bühne geführt, Pferd und Kutscher nehmen dicht vor der Rückwand Aufstellung.

Jetzt bedeckt der Künstler mit Hilfe seines Dieners Pferd und Kutscher mit einem langen, bis zur Erde herabreichenden weißen Leinentuch. Deutlich sieht man die Konturen des Pferdes sich von dem bedeckenden Tuche abheben. Gleich darauf wird das Tuch von der Gruppe abgenommen, und Pferd und Kutscher sind ebenso schnell wie geisterhaft — lautlos von der Bühne — verschwunden. Der Vorhang fällt!

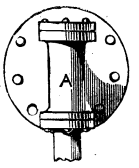
Die Erklärung des Kunststückes ist wegen der Einfachheit der zur Anwendung kommenden Mittel gewiß von ebenso verblüffender Wirkung, wie die „Sensationspiece" selbst. Das weiße Leinentuch, welches über Pferd und Kutscher gedeckt wurde, besteht aus zwei Tüchern, einem weißen und einem glanzlos schwarzen.

Beide Tücher werden zusammen über die Gruppe gedeckt; das Publikum sieht natürlich nur das weiße, nicht aber das dahinter liegende schwarze.

Beim Abnehmen wird nur das weiße Tuch von der Gruppe entfernt, das schwarze hüllt die letztere vollständig ein. Jetzt hebt sich die Gruppe nicht mehr für das Auge bemerkbar von der gleichfarbigen Rückwand ab; die schwarze Farbe des glanzlosen Tuches schließt jede Licht- und Schattenwirkung aus, und macht die Gruppe thatsächlich unsichtbar. Das, Kameraden, das ist eine Glanznummer für eure nächste Zaubervorstellung! Habt ihr nicht Roß noch Kutscher, so nehmt euren Ziegenbock.

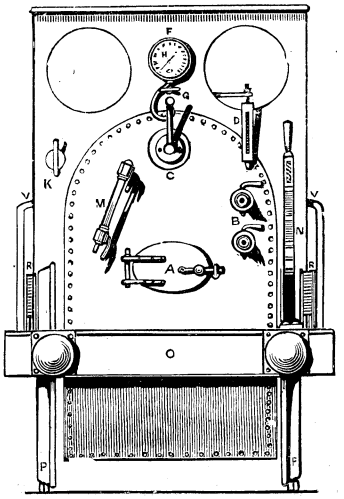
Der japanische Papierfrosch.

Interessant sind die Erholungsarbeiten, welche von der lieben Jugend in Japan in der Kleinkinderbewahranstalt Azabu in Tokio verfertigt werden und hauptsächlich aus farbigem Papier bestehen. Besonders zierlich und sinnreich sind die Gegenstände aus gefaltetem Papier, die weit hübscher und niedlicher sind als die Schachteln, Mückenhäuschen, Schiffchen, Blasebälge u. s. w., die unsre Kleinen darzustellen wissen. Da du vielleicht ein kleines Brüderchen hast, das froh sein würde, wenn du ihm ein solches kleines Kunststück lehren würdest, so soll dir Anleitung zur Herstellung eines der hübschesten jener Papierkunststücke, nämlich des Papierfrosches gegeben sein.



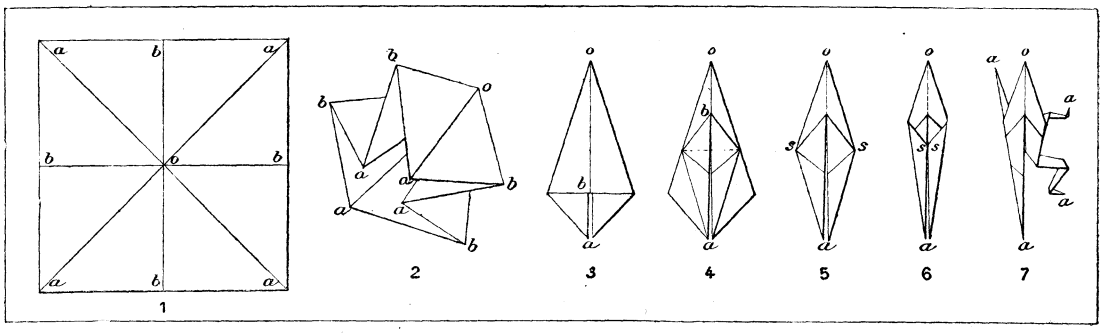
Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 17. Speiseventil, vordere Ansicht.

Schneide zuerst ein Stück Papier in Gestalt eines vollkommenen Vierecks Fig. 1. Falte das Papier, indem du die Diagonalen a und a bildest, drehe dann das Papier nach der andern Seite und bilde die unter dem rechten Winkel angezeigten in b b. Sind die Falten auf diese Weise bestimmt, so ist die Fig. 2 leicht zu bilden, schlage

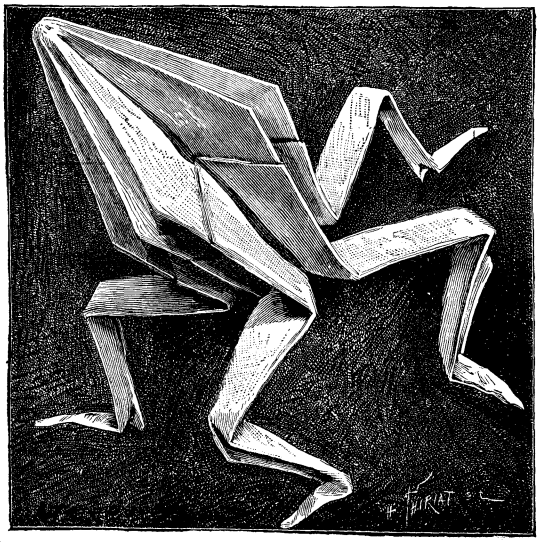


Wie baut man eine Lokomotive? Fig. 19. Rückseite der Lokomotive.

dann die Enden b und a so um, wie es Fig. 3 zeigt. Du wirst dann eine Reihenfolge von acht kleinen Flächen um die Achse o a herum haben. Jetzt fasse das Papier an dem Punkte b an und falte das Blatt sorgfältig so, daß du demselben zwei neue regelmäßige Spitzen gibst, wie es Fig. 4 zeigt. Wenn du diese Operation auf allen acht Flächen des gefalteten Papiers vorgenommen hast, so wird sie das Resultat ergeben, das durch Fig. 5 dargestellt wird. Du mußt dann jede Fläche des Papiers noch einmal falten, indem du die Spitzen s gegen die Centralachse umbiegst (Fig. 6) und Sorge trägst, die Falten der Spitzen a so gut wie möglich zu bilden. Fig. 7 zeigt das was noch zu thun übrig bleibt, um den Frosch fertig zu machen. Du streichst beim Falzen zwei von den oberen



Die Griffe und Kniffe zur Fertigung des japanischen Papierfrosches. Figur 1–7.



Der von japanischen Schulkindern verfertigte Papierfrosch. Figur 8.

Punkten a aufwärts, um die Vorderfüße zu machen, während die beiden andern unteren Spitzen a dazu dienen werden, die Hinterbeine des Frosches darzustellen. Die linke Seite der Fig. 7 zeigt die noch nicht gefaltenen Spitzen des Papieres, die rechte Seite zeigt den Anblick der Füße des Frosches ganz vollendet, wie er sich dann in Fig. 8 darstellen sollte. Versuche es, jetzt an den langen Winterabenden deine kleinen Geschwister in solche Kunststücke einzuweihen; sie werden dir recht dankbar sein.

Scherz und Humor

sind die beste Medizin und werden von den Jüngern Aeskulaps gerne gereicht. Professor Frerichs, der bedeutende Kliniker, war den lustigen Geistern besonders gewogen. Ein Mitglied des königlichen Hauses sprach ihm einst seine Anerkennung aus: „Sie müssen doch alle Krankheiten heilen können, da Sie den menschlichen Körper so genau kennen.“ — „Den menschlichen Körper kenne ich zwar,“ lautete die Antwort, „aber es geht uns Aerzten wie den Nachtwächtern: die kennen wohl die Straßen, aber sie wissen nicht, was in den Häusern passiert.“ — Wenn Frerichs in Gesellschaften verweilte, so ließ er den Arzt zu Hause und brachte nur den Menschen mit. Daher kam es auch, daß er „nassauernde“ Patienten mit Vorliebe abfertigte. In einer Gesellschaft hatte ein solcher „Kunde“ ihm eine lange Krankengeschichte erzählt, welche mit den Worten „was soll ich dafür thun, Herr Geheimrat?“ endigte. „Nur eins,“ antwortete er kurz und trocken, „einen Arzt fragen.“

Buchstabenrätsel.

Aus nachstehenden 16 Buchstaben sind vier Worte zu bilden. Wenn diese Worte richtig untereinandergesetzt werden, so ergeben die Anfangsbuchstaben derselben das erste, die zweiten Buchstaben das zweite, die dritten das dritte und die Endbuchstaben das letzte Wort:

d d e e e e e e g g g o o r r s

Die Worte bezeichnen einen Fluß, eine venetianische Würde, ein landwirtschaftliches Gerät und eine Stadt.

Rätsel.

Im fernen Asien bin ich groß,
Doch klein nur in Europas Staaten;
Ich sitz' in jedem Aktenstoß
Und habe teil an Heldenthaten. —
In jeder Stadt trifft du mich an,
Ich bin daheim in allen Gassen;
Nicht trägt das Weib mich, wohl der Mann,
Vom Knaben schon kann ich nicht lassen.
Du höreſt mich in stiller Nacht,
Du siehst mich auch beim Langeschläfer;
Such mich im Kampf, in heißer Schlacht,
Ja, selbst beim — Coloradokäfer.

Auflösung der dreisilbigen Scharade in Nr. 6.

„Tagedieb.“

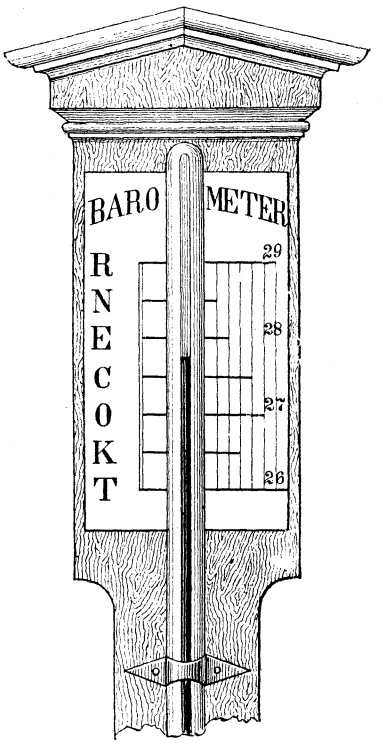
Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 6.

„Almenrausch.“
(Aar, Lenau, Meran, Alma, Mars, Esche, Rum, Helm, Ceres.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 6.

„Lehrer, Ehre.“

Barometerrätsel.



Wie wird das Wetter werden?

Fragen und Antworten.

Kurt v. U. in **D.** Der „G. K." soll Dir raten, was Du für eine Konkurrenzarbeit machen sollst. Freundchen, das ist ja gerade der Witz von der Sache, daß ihr selbst das auszuklügeln und auszuarbeiten habt.

Ersuche E. Hermann in **Glogau** mir doch die Beschreibung seines selbstverfertigten Telephons freundlichst zu schicken. J. Röhrl in München, Blumenstraße 33/3.

Heinr. N. in **H.** Das ist schwer zu sagen. Die Kehle eines großen Gesangkünstlers oder Künstlerin ist unendlich viel wert, die Honorare für einen Abend steigen bei ersten Größen bis in die Tausende von Mark.

Edmund. Dessentwegen unter guten Kameraden die Kriegsbeile ausgraben? Nein, da möchte euer „Onkel" doch lieber gleich die Friedenspipe hervorholen.

Sekundaner und Pestelfritze in Dresden. Das ist ein herrlicher Gedanke, und wird darum hoffentlich mit Erfolg mitkonkurrieren. Du schwörst dem „G. K." „niet- und nagelfeste Freundschaft" — ganz sein Fall.

Ernst Pf. in **Zabern.** Rudolf Stirn in Berlin S, Sebastianstraße 34, sendet Dir auf Wunsch gewiß gern und unentgeltlich, sowohl Preisliste als Gebrauchsanweisung. Gruß!

Hugo Siegel in **Freiberg, Untermarkt II, 2,** bittet seine lieben Kameraden, die schon einige Fertigkeit in der Kunst der Oelmalerei besitzen, um Mitteilung ihrer Erfahrungen. Möchte mit solchen Kameraden in Korrespondenz treten.

E. J. in **Tübingen.** Am besten, Du suchst zu diesem Zwecke die Bekanntschaft eines Vogelliebhabers, der Dir gewiß recht gern einen Landmann oder Forstbeamten der Umgebung nennen wird, so sich mit diesem Fange abgibt. Die Auslagen für einen jungen Staren werden Deine Sparbüchse nicht zu sehr in Anspruch nehmen. Wahrscheinlich wirst Du Deinen dereinstigen Zimmergenossen auch recht zahm und zutraulich machen, vielleicht auch das Sprechen oder Pfeifen lehren wollen. Für diesen Fall empfiehlt es sich, daß Du den jungen Staren ausnehmen läßt, ehe er flügge geworden ist. Die Auffütterung muß selbstverständlich eine recht sorgfältige sein.

Reinhold in **Wien.** Unser Kompliment! Deine kalligraphische Leistung ist erstaunlich, aber augenangreifend, nicht? Solche Kleinschreibexperimente kann man später einmal bereuen müssen.

Pipin der Kleine. Schneidige Keckheit ist uns in diesem Falle lieber. Das muß nur so wettern!!

Emil D. K. in **Weißkirchlitz.** Bitte doch Deinen Herrn Religionslehrer oder Deinen Herrn Pfarrer um diese Legende. Der „G. K." hat leider nicht Raum genug zur Verfügung, um Deinem Wunsch zu entsprechen.

Otto H. in **Pforzheim.** Du schreibst: „Das Gedicht des Kameraden . . . . war höchst vitriol." Auch eine Kritik!

W. W. in **Gotha.** Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß es beim Versuche mit dem Dampfspringbrunnen der größten Vorsicht bedarf, denn es könnte die Flasche leicht platzen und ein Unglück absetzen. Lasse es lieber, zeigt Dir der „G. K." doch viele andre Experimente, die ebenso lehrreich und dabei weniger gefährlich sind.

L. v. N. Bravo! Das heißt den Nagel auf den Kopf treffen.

W. B. in **K.** Du willst, daß Dir der „G. K." ein empfehlenswertes Buch zur Selbsterlernung des Klavierspiels nenne. Laß Dir „Hennes Klavier-Unterrichtsbriefe, 1. Kursus" (Mk. 3,) kommen.

W. H. in **St. Petersburg.** Für die hübschen Knacknüsse freundlichen Dank. Vielleicht findet sich eine passende Ecke.

W. B. in **Osnabrück.** Goethe und Schiller stehen auf dem Lehrplan für Obertertia oder Sekunda, Du wirst also bald daran kommen. Der „G. K." wird gern einmal ein solches Lebensbild bringen, hat es schon in seiner Mappe. Gruß kameradschaftlich erwidert.

Karl Sch. in **Annaberg.** Die einfache Landschaftslinse besteht eigentlich aus zwei zusammengekitteten Linsen, der konvexkonkaven Flintglaslinse und der plankonvexen Crownglaslinse. Bei der Aufnahme ist die plane Seite dem Objekt und die konvexe der Visierscheibe zuzukehren. Die jetzt am meisten beliebte Landschaftslinse von Busch hat 42 mm Durchmesser, Dicke des zusammengekitteten Linsenpaares ca. 6 mm, Brennweite ca. 17 cm, Bildgröße 13—15 cm. Diese Linse ist ohne Fassung käuflich zu Mk. 5., mit Messingfassung und Revolverblenden Mk. 9. bei Alb. Glock & Co., Karlsruhe, allwo auch Trockenplatten und alle photogr. Utensilien zu erhalten sind. Gruß kameradschaftlich erwidert.

Friedrich L. in **Zürich.** Du bist also willens, unsre berühmten Westmänner ohne viel Federlesens sämtlich ans Messer zu liefern! Glaubst du, daß sich so ein Hobble-Frank ohne weiteres gefallen läßt? Warte, wir werden Dir den Moritzburger ein wenig auf den Nacken hetzen — da gib nur schön acht auf Deinen eigenen Skalp.

Aufruf zur Indianerschlacht.

Delawaren, Chippewäer,
Heult den Kriegsruf, werft den Speer!
Schüttelt ab die Europäer,
Schüttelt ab das Raupenheer!

Seit in eure Hirschfellhütten
Trat Europens kluger Sohn,
Ist die Reinheit eurer Sitten,
Ist das Glück von euch geflohn.

Da, wo unsre Väter jagten
Bison, Mustang, Elk und Reh,
Hausen jetzt die Blaßgesichter,
Unter uns verbreitend Weh.

Da, wo eh'mals heil'ger Friede
Lagerte auf den Prairien,
Sieht man dampfend jetzt und pfeifend
Eiserne Maschinen zieh'n.

Wo den Mississippi einstmals
Trübt der Bisonherden Fuß,
Fahren rief'ge Feuerkanoes
Auf und nieder jetzt den Fluß.

Unsre dichten Wälder stürzten
Nieder durch der Weißen Beil,
Wo wir aus dem Hinterhalte
Sandten unsren Todespfeil.

O, ihr tapfern roten Männer
Wollt ihr müßig sehen zu,
Wie die Blaßgesichter rauben
Unsren Frieden, unsre Ruh'?

Nein! Laßt uns zusammentreten
Ihr unein'gen Stämme all',
Laßt uns folgen einem Häuptling
Seines Muschelhornes Hall!

„Nieder mit den Blaßgesichtern!"
Sei die Losung immerfort
Für Manittus rote Kinder,
Ja, das ist das rechte Wort!

Delawaren, Chippewäer,
Heult den Kriegsruf, werft den Speer!
Schüttelt ab die Europäer,
Schüttelt ab das Raupenheer!

Friedrich L. in Zürich.

Na, wie gesagt, der Master Hobble, der dicke Jemmi, der Quincy und die andern alle, die werden Dir, wenn Du mit Deinen Indianerscharen anrückst, schon heimleuchten.

Ludwig B. in **München.** Ein treffliches Werk ist das von Konteradmiral a. D. Werner verfaßte, im Verlage von Velhagen & Klasing zu Bielefeld-Leipzig erschienene, reich illustrierte, Buch von der deutschen Flotte", das nicht nur allen dereinstigen Seekadetten, sondern auch jenen Kameraden, die Landratten zu bleiben gedenken, hocherwünscht sein muß. Es enthält neben der Darstellung des Baues und der Ausrüstung unsrer Kriegsfahrzeuge prächtige Schilderungen, wie es auf dem balkenlosen Elemente zugeht, den Dienst und das Leben an Bord, überdies einen Anhang, der alles besagt, was Du zu erfahren wünschest: die Verordnungen über die Ergänzung des Offizierscorps, die Bestimmungen über die geforderten Kenntnisse und Prüfungen, über die ärztliche Untersuchung, die vorgeschriebene Ausrüstung, Nachrichten über den freiwilligen Eintritt in die Schiffsjungenabteilung u. a. m.

L. in **B.** Jawohl, mein junger Herr v. Naseweis. Das Ende vom Liede könnte aber doch ein wenig anders lauten.

G. B. in **L.** Die „Gänsefüßchen" waren durchaus nicht „höhnisch" gemeint, im „Gegenteil", wir zollen Deiner litte-

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

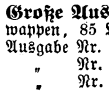
Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]



Echte Briefmarken! Billig 5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 40 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108.** (Eing. Johannisstr. 23.)

J. Bischof, Berlin, Oranienburgerstraße 74, empfiehlt mustergültige Lehrartikel f. a. Unterrichtszweige, Naturhistorische Sammlungen, Beschäftigungsspiele, photographische Apparate.

1000 fein gem. echte **Briefmarken,** enth. über 200 versch., z. B. **Argent., Ceylon, Tasmania, Neu-Seeland, Türkei, Bras., Chili** 2c. nur **M. 2.—.** Preisl. gr.

J. W. J. Wagener, Hamburg.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

1000 Continentales, circa 200 Sorten 60 Pfennig.

Spielwaaren. Silb. Med. Nürnberg 1885.

Vollständiges **illustr. Preisbuch** hierüber sowie über praktische Gelegenheitsgeschenke für Erwachsene wird gratis und franko an Private versandt.

A. Wahnschaffe, Kgl. Bayer. Hoflieferant, **Nürnberg.**

Durch billige Preise lohnt selbst der kleinste direkte Bezug um so mehr als alle Aufträge m. gleicher Sorgfalt effektuiert werden. Das Verkaufslokal, Josefsplatz 18, zählt zu den Sehenswürdigkeiten Nürnbergs.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Der

Naturfreund.

Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.

Herausgegeben von

Dr. Otto Dammer.

Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.

Erster und zweiter Jahrgang.

Gebunden à Mk. 6. 75.

Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

Das

neue Universum.

Reich illustriert.

Preis gebunden M. 6. 75.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für die reifere Jugend. Es bietet sich hier für den Knaben, der anfängt zu denken, ein öffentes Uebergangsbuch, welches dazu bestimmt ist, ihm als belehrender und unterhaltender Führer ins praktische Leben zu dienen.

Der X. Band ist soeben erschienen. Sonst noch vorrätig sind die Bände II. bis IX. Preis à M. 6. 75. — Zu haben in allen Buchhandlungen.

☛ **Der heutigen Nummer liegt ein Teil des Katalogs der Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig bei.**

rarischen Unternehmungslust die höchste Achtung. Drucken können wir Deine Arbeit nicht, einfach aus dem Grunde, da wir uns mit dieser litterarischen Richtung bis jetzt nicht befaßt haben, und auch für die Zukunft diese Absicht nicht hegen. Eine Verlagshandlung wie Du sie suchst, wäre: B. G. Teubner in Leipzig. Gruß, und Deinen Geisteskindern viel Glück auf den Lebensweg.

Bleichgesicht. Warum solchen seelischen Einflüsterungen nicht folgen? Die Stimme in der eigenen Brust, ist sich des Rechten stets bewußt.

Albert M. in **Dresden.** Du bist ganz recht berichtet, und diese merkwürdige Denkwürdigkeit ist sogar in Deiner Vaterstadt zu schauen, nämlich auf der dortigen königlichen Bibliothek. Man nennt es das „schwarze Buch"; es ist dasselbe, das der Hofmeister des sächsischen Prinzen Johann Georg, des späteren ersten Kurfürsten dieses Namens, als Zuchtmittel für seinen fürstlichen Zögling anlegte. In diesem Buche hat derselbige Hofmeister, des Namens Sebastian Leonhard, mit eigener Hand alle die Strafarten, die er dem Prinzen auferlegte, bildlich dargestellt. Da sieht man z. B. den Prinzen an den Ofen gebunden, durch den „schwarzen Mann" geängstigt, mit Ruten gestrichen, auf Erbsen kniend und andres. Allerdings wurden diese Züchtigungen an dem Prinzen nicht persönlich, sondern an einem Prügeljungen vollzogen, während der fürstliche Zögling diesem erbaulichen Schauspiel zuschaute.

S. A. Berlin, Steglitzerstr. Für freundliche Bemühung um den neuen Abonnenten und die Angabe der Experimente herzlichen Dank.

Froschpeter. Im Freien hält der Laubfrosch seinen Winterschlaf im Schlammgrunde, in der Gefangenschaft verbringt er die Wintermonate meist wachend. Du kannst ihm allenfalls eine mit Moos, Steinen und Schlamm ausgestattete Kiste, für die sich im Keller ein Plätzchen finden wird, anbieten, doch, wie gesagt, es ist nicht nötig. Falls Du ihn nicht schlafen läßt, sorge für lebende Fliegen, die in Ställen den ganzen Winter hindurch zu haben sind. Gruß!

Schöner Arthur. Aha — bist wieder wer weiß wo herumgeklettert. Die Teer- oder Wagenschmierflecken, die Deine Höschen so sehr verunzieren, die bringst Du leicht weg, wenn du verfährst wie folgt: Du läßt den Fleck mit einem weißen Faden abnähen und belegst die Stelle alsdann mit Eigelb, worauf das Kleidungsstück zum Trocknen aufgehängt wird. Später wasche oder lasse den Fleck abwaschen mit gewöhnlicher Seife und lauwarmem Wasser. Sind Deine Büchsen nicht mehr neu und in der Farbe schon trüb so thust Du gut, dieselben ganz waschen zu lassen, da sich sonst, wo der Teerfleck war, wieder ein Fleck zeigt, und zwar jetzt ein reiner, während das übrige mehr oder weniger verschossen und abgetragen erscheint. Statt dem Eigelb kannst Du auch frische Butter nehmen, doch ist ersteres immer vorzuziehen.

Hans Bachfeld. „Das Süßwasseraquarium und seine Bewohner" eine Anleitung zu seiner Anlage und Pflege von Dr. W. Heß (Stuttgart, Enke).

R. v. S. in K. Dem Setzerlehrling zugestellt. War sehr vergnügt!

Vincenzo di Terzi. Die beiden Städte, die Du suchst, konnten wir bislang auch nicht finden. Vielleicht, daß wir noch darauf kommen. — Die Frage, wie man Pflanzen und Blumen pressen und behandeln soll, daß sich dabei ihre Farbe möglichst erhalte, wurde jüngst im „Kränzchen", bekanntlich das Leib- und Lieblingsblatt der deutschen Mädchen, aufgeworfen und diskutiert. Unter andrem stellte eine jener Kränzchenschweitern das Verfahren, das man zu beobachten hätte, wie folgt dar: „Man nimmt eine Pfanne, alt oder neu, das ist natürlich ganz egal. In diese Pfanne schüttet man ungefähr 20 Pfd. weißen Sand, wie man ihn zum Waschen braucht. Das ist die erste Schicht, und auf diese legt man nun einen Bogen naturgraues Löschpapier, in welches man die zu pressenden Pflanzen gibt, dann darauf wieder eine Schichte Sand in die Pfanne. Dann wieder einen Bogen Löschpapier mit Blumen u. s. w., nur muß die oberste Schicht ebenfalls aus Sand bestehen, nicht Papier. Nun gibt man diese ‚Presse' auf den Ofen, aber auf eine nicht heiße Stelle, und läßt sie 2—3 Tage stehen. Hätte ich meinen Schneeball und meine Myrtenblüte noch, würde ich sie Dir zur Probe schicken, aber ein Professor der Botanik bettelte mich so lange darum an, bis ich sie ihm gab. Für den Erfolg garantiere ich." Das Verfahren scheint also gut zu sein.

Universalbibliothek
für die Jugend

enthält die besten Jugendschriften in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur: u. a. den **Campeschen „Robinson", „Coopers Lederstrumpfgeschichten",** den **Ferryschen „Waldläufer"** und **Marryats berühmten „Steuermann Ready"** oder **„Der Schiffbruch des Pacific"**, sowie dessen **„Jakob Ehrlich"** und **„Peter Simpel"**. Ferner **Coopers „Roter Freibeuter", Birds Erzählung „Der Waldteufel", Marryats „Japhet, der seinen Vater sucht"** und **„Onkel Toms Hütte", Murrays „Prairievogel", „Gullivers Reisen"** von **Swift** und des **Cervantes „Geschichten von Don Quichotte"**. Weiter **Beckers „Erzählungen aus der alten Welt", „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums"** von **Gustav Schwab, Friedrich Jacobs „Feierabende in Mainau"** und **J. P. Hebels „Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes".** Neben **Andersens Märchen** finden sich die **„Volksmärchen der Deutschen"** von **Musäus** und die **Hauffschen** vertreten. Auch **Cristoph von Schmids „Rosa von Tannenburg", „Die Ostereier", „Heinrich von Eichenfels"** u. a. fanden Aufnahme.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen. Wo keine solche sich befinden, wende man sich direkt an die Verlagshandlung von

Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Zauber-Apparate,
Laterna magica u. **Nebelbilder-Apparate** für **Künstler, Dilettanten** und **Kinder** empfiehlt die erste Berliner Zauber-App.-Fabrik **R. Musie, Berlin,** Passage 13. Spezialkataloge gegen 25 Pfg. franko zugesandt.

Briefmarken
und **Sammlungen** kauft
G. Gastel, Magdeburg.

Franz. Schweiz.
Institut La Villette bei Yverdon.
Dasselbe, gegründet 1863, bietet günstige Gelegenheit, die franz. englische, italienische Sprache, sowie Handelswissenschaften und sonstige Disciplinen gründlich zu erlernen. — Vortreffliche, gesunde und hübsche Lage. Familienleben! Sorgfältige Ueberwachung und Pflege der anvertrauten Jugend. — Behufs Erlangung von Prospectus und Referenzen beliebe man sich zu wenden an **Chs. Vodoz, Yverdon.**

Die Reißzeugfabrik
Joh. Bayer, Nürnberg,
liefert die besten Reißzeuge (Turmreißzeug) für Schüler, Techniker und Ingenieure, zu haben in allen optischen und Schreibwaarenhandlungen.

Zauber-Apparate für Künstler, Dilettanten und Kinder. Kat. gr. u. fr.
Hermann, Berlin, Leipzigerstr. 35.

Dr. Paul Wiecke,
Bad Sachsa am Südabhange des Harzes, **Knaben-Erziehungs-Institut.**
Pension inkl. Unterricht M. 1500 p. J.
Referenzen etc. auf Wunsch zur Verfügung.

Ein Buch für jeden Schüler.
In meinem Verlage erschien 1889 in 2. Auflage: „Siegesdepeschen von 1870/71." Preis bei freier Zusendung 30 Pfg. — Betrag in Marken erbeten. **H. Mardus, Elberfeld.**

Stottern!!
heilt sicher und schnell d. Anstalt v.
Robert Ernst
Berlin W., Potsdamerst. 37.
Prospekt gratis und franko.

Blitz-Fahrräder.
Deutsches Reichs-Patent.
Mit verschiedenen epochemachenden Verbesserungen.
Alleinige Fabrikanten
Just & Hennig,
Berlin SW., Lindenstr. 78.
Preislisten gratis und franko.

Vilmars Erziehungs- und Lehranstalt für Knaben zu Melsungen (Kurhessen).
Gegründet Ostern 1869.
Näheres im Prospektus.

Tauschmarkt.

Der naturwissenschaftliche Jünglingsverein in Chemnitz bietet sich allen Kameraden zu Tauschgeschäften an. Adresse: Max Gellert in Chemnitz, äußere Johannisstr. 12.

O. Schmidt in **Crefeld Lohstr. 215,** wünscht Briefmarken zu tauschen.

Habe einen Fernseher zu vertauschen, und möchte mit einem Neu-Stolzeaner in Korrespondenz treten. Aug. Scholz in Neisse, Bischofstr. 72 II.

Friedr. Lange in **Hottingen-Zürich, Englisches Viertel Nr. 18,** tauscht Marken.

Suche einen photograph. Apparat, gebe ein Fernrohr. Fritz Mann in Crossen a. O. (Schles.)

Biete für eine Laterna magica eine Dampfmaschine. Aug. Hammer in Saaz (Böhmen), Langegasse 185.

Um Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel bittet: Willi Koch in Halberstadt, Hoheweg 39.

Tausche Schmetterlinge und Krystalle. Otto Schmidt, per Adresse: Herrn Leybolds Nachf. in Köln.

H. v. d. Decken in **Hildesheim, Goslarstraße 36,** tauscht Marken und Ganzsachen.

Erbitte Tauschangebote für Briefmarken, Münzen und Steine. C. Müller in Straßburg, Kalbsgasse 1.

Vertausche meine Markensammlung (600 St.). J. Schescherko, k. k. Staatsgymnas. in Cilli, Steiermark.

Um Dubletten von Marken und Ganzsachen bitten: Hans von Arnim in Bildingen, Oberhessen, Hugo Heseler in Barmen, Berlinerstraße 46.

E. Faklin in **Cilli (Steiermark), Schulgasse 183** gibt sein Markenalbum gegen eine Dampfmaschine.

Bin auf der Suche nach einem photogr. Apparat, für den ich mein Terrarium mit Springbrunnen gebe. E. Kayser in Stuttgart, Schwabstraße 6 II.

Richard Hummel in **Coethen (Anhalt),** sucht eine Sachsen 3 Pf. rot und gibt dafür ein ganzes Markenalbum mit 1500 Stück.

Kameraden! Sendet mir eure übrigen Marken. Besten Dank im voraus. W. Muckwitz in St. Petersburg, Sagorodny-Pr. 13.

H. Neubert in **Hamburg, Schäferkampsallee 39,** tauscht Briefmarken gegen Schmetterlinge.

Suche eine weiße, echte pommersche Kropftaube. Joh. Esch in Duisburg, Mußfeldstraße 40.

Tausche Briefmarken! G. Wolff in Posen, Sapiehaplatz 4.

Otto Neubert in **Freiberg (Sachsen), Borngasse 2 II,** sammelt Marken, gibt dafür Bücher.

Bitte um Zusendung von Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel. M. Kögel in Görlitz, Wilhelmsplatz 6 a.

Ganzsachen und Luxemburger Dienstmarken tauscht C. Born, Berlin NW. Lüneburgerstr. 2 II.

Heinrich und **Fritz Lotmar** in **Bern, Feldeggweg 3,** senden jedem, der eine Postkarte mit Tipp-Topp-Stempel schickt, eine schweiz. Karte.

Eugen Wolff in **Stuttgart, Schickstr. 7,** tauscht mit Kameraden des Auslands seltene Dubletten.

Viele alte deutsche Marken und Bern hat zu tauschen Ludw. Back in Lippstadt, Grüner Weg 22.

Gebe für eine Sachsen 3 Pf. rot eine 24tönige Harmonika. Walter Gottschaldt in Chemnitz, Kaßbergstr. 15.

Briefmarken tauscht Ed. Lacour in Detmold, Friedrichstr. 9.

Von Kameraden des Auslands erbitte Postkarten. W. von Muralt in Zürich, Römstr. 18.

Suche eine Sachsen 3 Pf. rot. Näheres brieflich. Heinr. Wolff in Schweinfurt, Niederwerrnerstr. 11½.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 8.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Der „Vater der vier Augen“ konnte, so sehr er seine Augen und Ohren anstrengte, ein menschliches Wesen weder sehen noch hören. Darum ging er langsam weiter, sich gerade westlich haltend.

Der Boden war fein sandig; die Schritte des Deutschen verursachten kein Geräusch. Langsam und vorsichtig vorwärts schreitend, ging er weiter und weiter, doch ohne etwas zu bemerken. Schon waren vielleicht zehn Minuten vergangen, und er nahm an, daß er eine falsche Richtung eingeschlagen habe, obgleich er genau auf der Fährte ging, welche er mit seinen Begleitern gemacht hatte und auf der die Gum zu suchen war.

Da drang ein leises Klirren an sein Ohr, wie wenn zwei Waffen sichberührt hätten. Der Ton kam ganz genau aus der Richtung, welche er eingeschlagen hatte. Er verdoppelte seine Vorsicht und verlangsamte seine Schritte. — Schon nach kurzer Zeit tauchte es in unbestimmten Konturen wie graue Schatten vor ihm auf. Sie saßen auf der Erde und bewegten sich nicht. Zu gleicher Zeit wehte ihm die bekannte Ausdünstung von Kamelen entgegen. Er hatte die Gum vor sich, die zu derselben gehörigen Männer waren in die landesüblichen grauen Haïks gehüllt. Nun legte er sich nieder und kroch auf den Händen und Füßen weiter.

Da die Leute ihre Aufmerksamkeit jedenfalls auf die Gegend gerichtet hatten aus welcher er kam, so schlug er einen Bogen nachrechts, um sich von Norden her anzuschleichen. Seine Gestalt war trotz des hellen Sternenschimmers nicht von dem Boden zu unterscheiden. Da seine hellere Gesichtsfarbe vielleicht zur Verräterin werden konnte, so zog er sein dunkelrotes Taschentuch hervor und band es sich vor den untern Teil des Gesichtes, so daß er nur die Augen frei behielt. Den Fes, den er unter der Kapuze getragen hatte, zog er über die Stirn herein.

Als er näher kam, sah er die Kamele liegen, nicht eng beisammen, sondern einzeln. Nun konnte er die Personenzählen. Es waren ihrer zwölf. Sie

> Was aus sich der Eine weiß,
> Wird ein Andrer kaum erfassen,
> Doch es lehrt allein der Fleiß
> Was sich kann erlernen lassen.
>
> Martin Greif.

Da erhob sich der Ungar, sprang auf ihn zu und warf sich mit solcher Gewalt auf den Mann, daß er über ihn hinwegstürzte.

saßen in einem kleinen Kreise, vor welchem zwei Kamele lagen.

Dieser Umstand war ihm sehr willkommen, da derselbe es ihm vielleicht ermöglichte, sich so weit hinanzuschleichen, daß er hören konnte, was gesprochen wurde.

Er schob sich sehr, sehr langsam vorwärts, fast Zoll um Zoll. Die Luft war leise bewegt; sie kam ihm entgegen. Das war die Ursache, daß die Tiere ihn noch nicht bemerkten. Nun war es an der Zeit, das Mittel des Dschelabi zu versuchen. Er öffnete das Fläschchen und besprengte sich mit dem Salmiakgeiste.

Es ist bekannt, daß die Ausdünstung des Kamels eine ammoniumartige ist und daß aus dem Miste und Urin dieses Tieres Salmiak gewonnen wird. Darum hielt Schwarz es für nicht ganz unmöglich, daß die Kamele eine Art von Vorliebe für den Geruch dieses Produktes besitzen. Er fand auch wirklich sofort Veranlassung, sich zu überzeugen, daß dies wirklich der Fall sei. Denn kaum hatte er das Fläschchen wieder eingesteckt, so wendeten beide Kamele die Köpfe nach ihm und öffneten die weit geschnittenen Nüstern, doch ohne ein Zeichen von Unruhe zu geben. Sie schienen den Geruch mit Behagen einzuziehen.

Dadurch beruhigt, kroch er näher. Schon war er so weit, daß die hohen Rücken der Tiere es den Arabern nicht mehr ermöglichten, ihn zu sehen. Er schob sich an das eine Kamel heran, schmiegte sich eng an dasselbe und begann, es mit der Hand zu krauen, wobei es einen leisen, behaglich grunzenden Laut hören ließ.

Die Gruppe der Männer war nicht mehr als drei Schritte von dem Tiere entfernt. Sie sprachen zwar nicht laut, aber doch so vernehmlich, daß er die meisten ihrer Worte verstehen und das übrige sich hinzudenken konnte.

Unter ihnen fiel ihm eine besonders lange und außerordentlich hagere Gestalt auf, welche die andern weit überragte. Der aufrecht sitzende Oberkörper dieses Mannes war fast vier Fuß hoch. Die Länge dieses Menschen mußte, wenn er stand, weit über drei Ellen betragen, eine große Seltenheit bei den Arabern. Er saß etwas zur Seite, als ob er dadurch einen Vorrang zum Ausdruck bringen wolle. Seine Stimme klang hohl und im Grabestone, als er jetzt sagte:

„Nein, wir brauchen uns nicht erst zu überzeugen. Wir haben die Spur gesehen. Es sind lauter Esel gewesen, acht an der Zahl. Und wer reist auf Eseln? Nur Dschelabi können es sein. Diese Krämer sind gewöhnlich feig. Wir haben sie nicht zu fürchten. Wollten wir einen von uns hinsenden, um nachzusehen, ob sie sich mit an dem Brunnen befinden, so könnte er durch irgend einen Zufall bemerkt werden, und wir wären verraten. Diese Dschelabi sind sicher dort, was uns nur lieb sein kann, da wir zu der übrigen Beute auch noch ihre Waren und Tiere bekommen."

„Sollen wir die Krämer auch töten?" fragte einer.

„Ja."

„Das könnte mir beinahe leid thun. Diese Leute sind nützliche Menschen und Anhänger des Propheten, während der Fremde ein Giaur ist, dessen Seele der Teufel fressen möge!"

„Hat die Sonne dir das Gehirn versengt, daß du von Mitleid redest? Sollen wir die Unvorsichtigkeit begehen, acht Zeugen leben zu lassen? Der Fremde steht im Schutze seines Unsul*), welcher, wenn er seinen Tod erführe, so lange nach Rache schreien würde, bis man uns ergriffen und getötet hätte."

„Aber wir würden den Dschelabi doch nicht sagen, wer wir sind!"

„Auch hier reicht dein Verstand nicht aus. Wie nun, wenn sich einer unter ihnen befindet, der einen von uns kennt?"

„Diesen einen könnten wir stumm machen."

„So müssen wir sie eben alle umbringen, denn mich würden sie selbst in dem Falle erkennen, daß sie mich noch nie gesehen haben. Allah ist, als er meiner Seele den Körper gab, verschwenderischer als sonst gewesen, wofür ich ihm nicht dankbar bin, denn es ist meist sehr verdrießlich, eine Gestalt zu besitzen, welche jedem auffallen muß. Man weiß, daß ich ein Sklavenjäger bin. Das ist schon genug, seit die Franken, über welche die Verdammnis kommen möge, in Chartum es durchgesetzt haben, daß der Sklavenhandel verboten wurde. Nun sitzt selbst hier in Faschodah ein Mudir**), welcher kein Sklavenschiff passieren läßt, so daß wir stets ausladen und den langen und beschwerlichen Landweg einschlagen müssen. Dieser Mudir hat sein Auge ganz besonders auf mich gerichtet. Falle ich ihm in die Hände und es befindet sich nur ein einziger Sklave bei mir, so bin ich verloren. Soll er nun auch noch erfahren, daß ich, wenn Allah mir die Gelegenheit sendet, meine Leute in eine Gum verwandle, so ist das Ende meines Lebens nahe, was der Prophet verhindern möge, denn ich habe Lust, den Preis von noch Tausenden von Negern mit euch zu teilen. Diese acht Dschelabi würden, sobald sie mich sähen, augenblicklich wissen, daß ich Abu el Mot*) bin, und es morgen dem Mudir verraten. Dieser wieder weiß, in welchem Gebiete ich nach Schwarzen jage; ebenso weiß er ungefähr, wenn ich mit meinen Sklaventransporten durch sein Gebiet muß, und so würde er mir mit doppelter Sorgsamkeit auflauern. Ist es schon jetzt schwer, ihm zu entgehen, so würde es nachher unmöglich sein. Nein, die Dschelabi müssen sterben! Wenn du Mitleid mit ihnen hast, so kannst du heimkehren und Durrha**) essen. Ich brauche keinen Mann, dessen Herz von Wolle ist anstatt von Eisen."

Dabei zog er sein Messer und spielte in so bedeutungsvoller Weise mit demselben, daß der andre einsah, er werde nicht weit kommen, wenn es ihm einfallen sollte, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Darum antwortete er in begütigendem Tone:

„Hast du mich jemals weinen sehen, wenn mein Messer oder meine Kugel einen Menschen getroffen hatte? Warum soll ich jetzt auf einmal ein Weib geworden sein, da mir einmal ein milder Gedanke kommt? Ich werde der erste von euch sein, welcher sein Messer in das Herz eines dieser Dschelabi senkt."

„Das hoffe ich auch, damit du die Zweifel zerstreust, zu denen du mir soeben Veranlassung gegeben hast! Ein Sklavenjäger muß ermorden können, ohne mit der Wimper zu zucken. Kann er das nicht, so taugt er nichts für dieses Geschäft. Morgen früh werden die Geier auf den Gerippen von neun Menschen sitzen und sich so dick angefressen haben, daß sie nicht davonfliegen können. Wir aber werden unsre Beute nach Kaka bringen und uns derselben erfreuen."

„Nach Kaka? So müssen wir nach Nordost gegen den Nil, also zurück. Warum nicht nach Faschodah?"

„Das liegt zwar näher und ist auch ein besserer Handelsplatz; auch kann ich mich getrost dort sehen lassen, wenn ich keine Sklaven bei mir habe; aber ich würde

*) Consul.
**) Distriktsvorsteher.

*) „Vater des Todes."
**) Negerhirse.

dort keinen Käufer für die Sachen finden, welche wir diesem Giaur abnehmen werden. In Kaka aber habe ich meinen Agenten, welcher die Sammlung gern nach Chartum bringen wird, um sie für mich zu verwerten."

„Wird man dort nicht Verdacht fassen?"

„Nein, denn der Agent wird so klug sein, den Leuten ein Märchen zu erzählen, welches sie glauben müssen. Dort gibt es Personen, welche den Wert einer solchen Sammlung kennen und einen guten Preis zahlen werden. Wir können sie auf anderm Wege unmöglich an den Mann bringen. Und daß sie viel wert ist, kann man daraus schließen, daß der Christ seine Heimat verlassen hat und sich so großen und vielen Gefahren aussetzt, um diese Pflanzen und Tiere zu holen. Wir werden bald einen zweiten, ähnlichen Fang machen. Der letzte Bote, der mir aus der Seriba*) Omm et Timsah**) gesandt wurde, teilte mir mit, daß dort zwei Weiße, ein junger und ein alter, eingetroffen sind, welche Gewächse suchen, um sie zwischen Papierblätter zu legen, und Käfer, Schlangen und allerlei Gewürm fangen, welches sie in Flaschen stecken. Beide haben schwarze Diener bei sich, viele Waffen und Tauschartikel und große, schwere Ballen Zeug, welches, wie ihr wißt, dort die Stelle des Geldes vertritt. Diese Europäer drängen sich mit großer Frechheit in unser Sklavengebiet. Wir dürfen das nicht dulden und werden sie also, sobald wir hinkommen, in die Hölle senden, ihre Sachen aber behalten. Diese Menschen glauben an Isa Ben Marryam***), welcher gelehrt hat, daß es keine Sklaven geben dürfe, da auch die Schwarzen Allahs Kinder seien. Wenn wir sie nicht töten, wird diese Lehre überhand nehmen und unsern Handel zu nichte machen. Ich dulde keinen Christen im Bereiche meines Jagdgebietes, am allerwenigsten aber christliche Priester, welche die Schwarzen gegen uns aufwiegeln, indem sie denselben die alberne Lehre von der Liebe bringen. Darum werden diese beiden Weißen sterben wie der Giaur, der jetzt dort am Brunnen lagert."

„Meinst du nicht, daß er sich verteidigen wird?"

„Nein, denn wir werden ihm keine Zeit dazu lassen. Unser Ueberfall wird so plötzlich geschehen, daß er gar keine Zeit finden wird, sich seiner Waffen zu bedienen. Wenn der Schech uns nachher aufsucht, wie verabredet worden ist, so werden wir von ihm erfahren, wo der Giaur liegt und wo die Dschelabi schlafen. Wir schleichen uns hinan und werden sie wohl gar im Schlafe töten, so daß sie zur Hölle fahren, ohne vorher zu erwachen. Vielleicht sind die Gewehre noch gar nicht wieder geladen, welche sie vorhin abgeschossen haben, um die Löwen abzuschrecken."

„Allah 'l Allah! In welcher Gefahr haben wir da auch uns befunden! Wie leicht konnte der Verderber der Herden auch zu uns kommen!"

„Nein. Er hat seine Wohnung im Osten des Brunnens und ist wieder dorthin zurück. Schliche er sich in unsrer Nähe herum, so würden die Kamele ihn durch ihre Angst verraten. Vorher waren sie unruhig; aber seit die Schüsse gefallen sind, haben sie keine Furcht mehr gezeigt. Der Vater des dicken Kopfes ist also fort. Laßt uns nun nicht mehr sprechen, sondern lieber aufpassen. Der Schech könnte eher kommen, als wir ihn erwarten, und wir müssen dafür sorgen, daß er uns nicht verfehlt."

Aus diesen Worten war zu schließen, daß die Unterhaltung nun zu Ende sei. Darum hielt Schwarz es für geraten, sich zurückzuziehen. Er kroch so leise und vorsichtig davon, wie er gekommen war. In der Entfernung, in welcher er nicht mehr gesehen werden konnte, erhob er sich aus der kriechenden Stellung, da er nun getrost wieder aufrecht gehen konnte. Erst als er den Felsen erreichte, mußte er wieder vorsichtig verfahren, da die Homr nicht wissen durften, daß er fortgewesen war.

Es gelang ihm, seinen Platz von ihnen unbemerkt zu erreichen. Die Dschelabi hatten Sorge um ihn gehabt, da seine Abwesenheit eine ziemlich lange gewesen war. Er erzählte ihnen, was er gehört hatte und fragte sie, ob ihnen dieser Abu el Mot vielleicht bekannt sei. Sie alle kannten diesen Mann, ohne ihn aber jemals gesehen zu haben. Sie hatten gehört, daß er der eifrigste und unbarmherzigste Sklavenjäger sei, doch wo er sein Jagdgebiet habe, wußten sie nicht.

„Er scheint seine Raubzüge von einer Seriba, welche Omm et Timsah heißt, aus zu unternehmen," sagte der Deutsche. „Ist euch diese nicht bekannt?"

„Nein," antwortete der ‚Vater der elf Haare'. „Ich kenne alle Seriben bis jenseits des Dinka-Landes, aber von einer dieses Namens habe ich noch nie gehört. Doch muß uns das einstweilen gleichgültig sein. Wir müssen an unsre Verteidigung denken. Wir müssen überlegen, wie wir uns am besten wehren können."

„Da gibt es nicht viel zu überlegen. Die Hauptsache ist, daß der Feind uns nun nicht mehr überraschen kann. Wir wissen, wo er sich befindet."

„Aber nicht, wann er kommen wird."

„O doch. Der Schech will die Gum aufsuchen. Er hat also mit Abu el Mot den Ueberfall schon längst geplant. Es ist da drüben hell, und wir können also leicht sehen, wenn er sich entfernt. Er wird den Räubern sagen, wo und wie wir lagern, und dann werden sie kommen."

„Wir schießen sie nieder?"

„Nein. Sie sind zwölf Personen und wir nur neun; aber da wir nun sie überraschen und nicht sie uns, so sind wir ihnen überlegen. Wir bleiben natürlich nicht hier liegen, sondern erwarten sie am Beginn der Büsche, zwischen welchen wir uns verstecken können. Sind sie an uns heran, so springen wir auf. Jeder nimmt seinen Mann und schlägt ihn nieder. Ein tüchtiger Hieb auf den Kopf genügt dazu; aber die Kerls müssen so getroffen sein, daß sie gleich zusammenbrechen. Mit den übrigen drei werden wir dann schnell fertig. Fliehen sie, so lassen wir sie laufen; wehren sie sich, nun, so können wir ihr Leben freilich nicht schonen. Die ersteren werden hoffentlich nicht tot sein. Wir nehmen sie gefangen und liefern sie in Faschodah an den Mudir ab."

„Und was geschieht mit den Homr?"

„Das wird sich ganz nach ihrem Verhalten richten. Ich vermute, daß sie sich nicht direkt an dem Angriffe beteiligen werden; sie dürften das vielmehr der Gum überlassen, welche übrigens, wie ich aus dem Dialekte der Leute vermute, auch aus Homr besteht. Meine bisherigen Begleiter werden beabsichtigen, so lange dort an ihrem Feuer zu bleiben, bis wir getötet worden sind. Sie kommen also bei dem Kampfe zunächst nicht in Betracht. Die Hauptsache ist, daß jeder von uns seinen Mann richtig trifft."

„Darin soll es bei mir nicht fehlen. Ich kehre meinen Elefantenmörder um und bearbeite den Kerl so, wie ich vorhin die Frau des Löwen erschlagen habe."

„Und ich," sagte Hadschi Ali, „habe hier den halben Schaft meines zerbrochenen Spießes. Das gibt eine Keule, mit

*) Befestigte Niederlassung der Sklavenjäger.
**) „Mutter des Krokodiles."
***) Jesus, Sohn Mariens.

welcher ich zuschlagen kann. Allah sei demjenigen gnädig, der sie auf den Kopf bekommt!"

In ähnlicher Weise äußerten sich auch die andern. Sie waren damit einverstanden, daß die Feinde nicht getötet werden sollten. Sie dachten an die Genugthuung, die ihnen würde, wenn sie morgen mit ihren Gefangenen in Faschodah einziehen. Wer von ihnen keine zum Zuschlagen passende Waffe besaß, der suchte sich unter den Gepäckstücken einen geeigneten Gegenstand aus.

Im Gebiete der Erdgasquellen: Das Ausblasen in einem Regulator bei dunkler Nacht.

Die Homr waren überzeugt, daß der Deutsche und die Dschelabi schliefen. Diese hatten nur leise gesprochen, und wäre je ein Wort etwas lauter gewesen, so hätte es doch nicht leicht gehört werden können, da die Kamele und Esel sich noch immer nicht ganz beruhigt hatten. Besonders die letzteren standen keinen Augenblick ruhig, weil die Kadaver der beiden Raubtiere sich in ihrer Nähe befanden. Die Kamele schnaubten ängstlich, mußten aber ruhig liegen, da ihnen die Füße gefesselt waren.

In Erwartung des Kommenden verging allen die Zeit sehr langsam. Endlich erhob sich drüben der Schech.

„Jetzt geht er!" flüsterte Ali.

„Nein," antwortete der Ungar ebenso leise. „Er kommt erst hierher, um nachzusehen, ob wir wirklich schlafen. Er wird so thun, als ob er sich um die Kamele bekümmern wolle. Regen wir uns nicht!"

Der Schech kam wirklich langsam herbei. Er trat zu den Kamelen, als ob er nach ihnen habe sehen wollen, und blieb da eine kleine Weile stehen. Er lauschte nach den Dschelabi herüber. Als keiner derselben sich bewegte, sagte er, zu ihnen gewendet:

„Die Dschimahl*) fürchten sich noch immer. Wollen wir nicht die Leichen des Löwen und seiner Sultana fortschaffen?"

Er fragte das natürlich nur, um zu erfahren, ob die Dschelabi fest schliefen. Als er keine Antwort bekam, trat er leise näher und bückte sich zu ihnen nieder. Um ganz sicher zu sein, berührte er den Arm des Deutschen. Als auch darauf nichts erfolgte, war er seiner Sache sicher und schlich weiter, um den Felsen wie vorhin Schwarz.

*) Kamele.

Dieser richtete sich nach einiger Zeit auf und kroch ihm nach. Er sah ihn in westlicher Richtung davonschreiten und dann im Dunkel der Nacht verschwinden. Zu den Dschemali zurückgekehrt, forderte er diese auf:

„Jetzt ist es Zeit. Kommt mit fort, aber leise, damit die Homr es nicht hören!"

Er führte sie bis dahin, wo das Dickicht zu Ende war und sich in einzelne Büsche auflöste. Es war vorauszusehen, daß die Angreifenden da vorüberkommen würden. Jeder steckte sich hinter einen Busch.

Sie warteten wohl eine halbe Stunde und noch länger. Dann hörten sie leise Schritte, und zugleich erkannten sie die Gestalten, welche, eine hinter der andern, langsam herbeikamen. Als sie sich so weit genähert hatten, daß man die einzelnen Personen unterscheiden konnte, sah Schwarz den Schech als Führer an der Spitze. Die lange, schmale Gestalt Abu el Mots schwankte, sich herüber- und hinüberwiegend, am Ende des kleinen Zuges. Sie blieben an der Felswand stehen. Wäre es hier so hell gewesen wie draußen außer dem Bereiche des Schattens, den der Fels warf, so hätten sie die unmittelbar neben ihnen hinter den Büschen kauernden Dschelabi sehen müssen, denn die Sträucher waren nicht dicht und breit genug, einen Mann vollständig zu verbergen.

Schwarz befand sich dem verlassenen Lagerplatze am nächsten. Die Feinde waren nicht bis zu ihm herangekommen. Der Ungar, der am entgegengesetzten Ende kauerte, hatte sie gerade vor sich. Er hörte, daß der Schech sagte:

„So! Bis hieher habe ich euch geführt. Gleich um die Ecke rechts liegen sie im tiefen Schlafe; sie werden sterben ohne zu erwachen. Ich gehe jetzt zu meinen Männern, um ihnen zu sagen, daß der Augenblick gekommen ist." Er entfernte sich, indem er einige Schritte zurückging, und verschwand an der Westseite des Felsens, an dessen Ostseite die Lagerstelle sich befand.

„Nun vorwärts!" gebot die Grabesstimme Abu el Mots. „Allah möge euern Messern sichern Stoß verleihen!"

Schwarz wollte natürlich warten, bis sie ihn erreicht hatten; aber der kleine Slowak fühlte sich von solcher Kampfeslust ergriffen, daß er den vorteilhaftesten Augenblick nicht erwartete.

„Rauwidschu — schnell, drauf!" rief er aus, indem er aufsprang. Sein Ge-

wehr umkehrend, holte er aus und führte nach dem Nächststehenden einen so gewaltigen Kolbenhieb, daß der Getroffene sofort zusammenbrach und aber auch er selbst niederstürzte.

Die andern brachen auch hervor. Schwarz als der Entfernteste hatte wohl acht oder neun Schritte zurückzulegen, um an die Feinde zu kommen. Er hatte es auf Abu el Mot abgesehen gehabt, welche Absicht aber nun nicht auszuführen war.

Die Männer der Gum waren so erschrocken, daß sie sich für den ersten Augenblick nicht von der Stelle bewegten. Sie wären verloren gewesen, wenn der überhitzige Ungar nur noch drei oder vier Minuten gewartet hätte. So aber fanden sie Zeit, sich einigermaßen zu fassen, doch nicht hinreichend genug, ihre Waffen zu gebrauchen. Einige von ihnen empfingen die ihnen zugedachten Hiebe; andern gelang es, dieselben von sich abzuwehren.

Schwarz hatte die angegebene Entfernung springend zurückgelegt. Er schlug einen Araber mit dem Gewehrkolben nieder und im nächsten Augenblicke einen zweiten. Zornige Flüche erschallten.

„Wer sind diese Teufel?“ schrie Abu el Mot. „Drauf auf sie!“

„Rettet euch!“ schrie ein andrer. „Wir sind vom Schech verraten!“

Er drängte zurück. Eben wollte Schwarz den dritten niederschlagen, um dann an den Anführer zu kommen. Zu gleicher Zeit holte der „Vater des Gelächters“ gegen einen andern aus, welcher an Schwarz vorüberfloh. Er drang hinter diesem drein, glaubte, ihn mit dem Hiebe noch zu erreichen, erhielt aber dabei von einem weiteren Flüchtling einen Stoß und — — schlug dem Deutschen mit seinem halben Lanzenschaft so gegen das Ohr und die Schläfe, daß Schwarz zur Seite taumelte und fast ohne Besinnung niederfiel.

„Allah!“ schrie der erschrockene Kleine. „Habe ich dich ermordet, Effendi?“

„Beinahe!“ antwortete der Gefragte, indem er sich langsam und nur schwer erhob. „Laßt sie fliehen! Wir dürfen wegen den Homr nicht von hier fort!“

Es funkelte ihm vor den Augen, doch sah er die Leute der Gum fliehen. Er legte an und sandte ihnen zwei Kugeln nach. Dann konnte er nicht widerstehen. Es brauste ihm wie eine Brandung um die Ohren. Er lehnte sich an den Felsen und schloß die Augen.

Kein Dschelabi folgte den Fliehenden. Aber der Ungar rief, als er die Schüsse des Deutschen hörte:

„So ist's recht! Gebt ihnen eure Kugeln! Die meinige sollen sie auch haben.“

Er erhob seinen schweren Katil elfil und zielte auf den Flüchtling. Sein Schuß krachte, und der Mann stürzte nieder.

Die Dschelabi standen bei Schwarz, laut klagend über ihn.

„Was ist geschehen?“ fragte der Slowak.

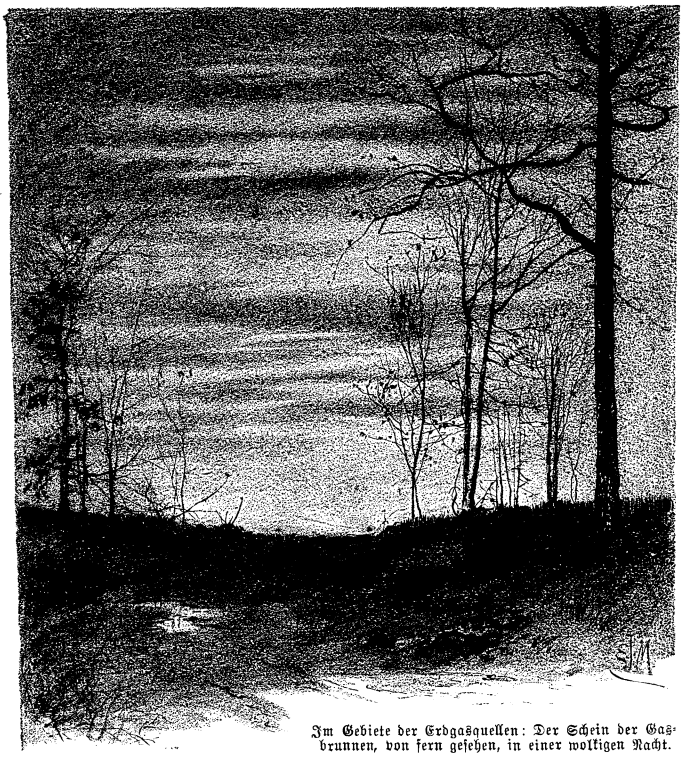
„Ich habe den Effendi erschlagen!“ jammerte der „Vater des Gelächters“, indem er aus Verzweiflung das lustigste Gesicht der Welt machte.

„Bist du toll?“

„Nein. Ich wurde gestoßen.“

„Dummkopf! Du hast vor lauter Völkern und Dörfern, welche unter deinem Schädel stecken, nicht gesehen, wohin du schlugst! Effendi, Effendi, bist du tot?“

„Nein,“ antwortete Schwarz, indem er die ihn überkommene Ohnmacht mit Anstrengung von sich abschüttelte und sein Gewehr, welches ihm entfallen war, aufhob.



Im Gebiete der Erdgasquellen: Der Schein der Gasbrunnen, von fern gesehen, in einer wolkigen Nacht.

„Allah sei Dank! Dieser ‚Vater der hintern Löwenhälfte‘ ist mit Blindheit geschlagen gewesen, und wir müssen — — —“

„Still!“ gebot ihm der Deutsche. „Wir haben mehr zu thun. Ich sehe vier Teilnehmer der Gum hier liegen. Das ist weniger als ich dachte. Bindet sie! Wahrscheinlich sind sie nur betäubt.“

Er trat zur Felsenecke, von welcher aus er das Feuer sehen konnte. An demselben standen die Homr, welche nicht wußten, was sie denken sollten. Er nahm an, daß sie dort bleiben würden, bis sie von irgend einer Seite Aufklärung erhielten. Darum fuhr er fort:

„Bleibt hier! Vielleicht kann ich ein Kamel oder mehrere erbeuten.“

Er rannte fort, in der Richtung, in welcher die Araber geflohen waren. Er wußte, wo sie gelagert hatten. Auch ihre Kamele waren gefesselt gewesen, und da diese Tiere nicht schnell zum Aufstehen zu bringen sind, so mußten die Flüchtigen dort jedenfalls länger verweilen, als ihnen lieb war, da sie doch anzunehmen hatten, daß man sie verfolgen werde.

Sein zweites Gewehr hatte er über dem Rücken hängen; das erste lud er im Laufen. Dabei kam er an der Stelle vorüber, wo der von der Kugel des Slowaken Getroffene lag. Dieser regte sich nicht.

Hatte er vorhin, als er vorsichtig sein mußte, über eine Viertelstunde gebraucht, um an die Gum zu kommen, so ging es jetzt schneller. In weniger als zwei Minuten war er der Stelle nahe. Er sah die Gruppe der Männer, welche sich um die Kamele bemühten. Da blieb er stehen und schoß ein-, zweimal auf sie. Jeder von ihnen hatte vor allen Dingen sein eigenes Tier von den Fesseln befreit. Das sollte gerade auch mit den fünf übrigen Kamelen geschehen, als die beiden Schüsse krachten, von denen einer der Araber verwundet wurde.

„Fort!“ schrie Abu el Mot, der sich unter den Entkommenen befand. „Laßt die Bestien liegen, denn die Schejatin sind hinter uns her!“

Und als Schwarz nun auch die beiden Schüsse seines andern Gewehres abgab, war kein Halten mehr. Die um fünf Menschen und Tiere verringerte Gum flog davon, in die Nacht hinein.

Schwarz näherte sich vorsichtig den Tieren, da leicht ein Feind hinter denselben sich versteckt haben konnte. Er überzeugte sich jedoch bald, daß dies nicht der Fall war. Die fünf Sättel lagen daneben, ebenso mehrere Kirban und Dattelsäcke.

Da nicht anzunehmen war, daß die Gum zurückkehren werde, so ließ der Deutsche die Tiere samt diesen Gegenständen liegen und eilte dem Felsen wieder zu. Die Folgen des Hiebes, den er kurz zuvor erhalten hatte, waren überwunden und sein Kopf wieder leicht und frei wie vorher.

Die Dschelabi standen bei den vier Gefesselten, welche sich noch nicht regten.

„Sind noch Stricke, Riemen oder Schnüre vorhanden?“ fragte Schwarz.

„Genug, Herr,“ antwortete der Slowak. „Ein Dschelabi hat deren stets in seinen Taschen.“

„So binden wir jetzt auch die Homr.“

„Wenn sie es sich gefallen lassen!“

„Versuchen wir es.“

Er ging wieder an die Ecke. Die Homr standen noch immer wartend am Feuer. Sie hatten die Schüsse und das Geschrei gehört und sagten sich, daß der Ueberfall nicht in der gewünschten und auch erwarteten Weise verlaufen sei; aber wie die Angelegenheit stand, das vermochten sie sich nicht zu sagen, da sie nicht hatten sehen können, was geschehen war. Nur das war ihnen gewiß, daß der Deutsche und die Dschelabi nicht geschlafen, sondern sich verteidigt hatten. Wer aber war da Sieger geblieben? Die Klugheit riet ihnen, sich entfernt zu halten und das Kommende abzuwarten.

Sie konnten nicht bis zur zweiten Lagerstätte, wo das Feuer nicht mehr brannte, sehen, doch war alle ihre Aufmerksamkeit nach dieser Gegend gerichtet. Da sahen sie den verhaßten Deutschen von dort herkommen. Er hatte seine Gewehre zurückgelassen. Seine Absicht war, sich zunächst des Schechs zu bemächtigen.

„Habt ihr das Schießen gehört?“ fragte er in hastiger Weise.

„Ja,“ antwortete der Schech. „Wer ist es gewesen, und was hat es gegeben?“

„Weiß ich es? Ich erwachte von dem Lärm und sah, daß die Dschelabi nicht mehr da waren. Ich suchte nach ihnen und hörte Schüsse im Osten von hier. Ihr seid wach gewesen und müßt also besser als ich wissen, was sich ereignet hat.“

„Nichts wissen wir, gar nichts, Effendi! Wir glaubten die Schüsse kämen aus euren Gewehren und es sei abermals ein Löwe erschienen.“

„Dann müßte er die Dschelabi mit Haut und Haar verschlungen haben, da sie vom Lagerplatze verschwunden sind. Nein, es muß etwas andres gegeben haben. Willst du nicht einmal mit mir nachsehen?“

„Ja, sogleich, ich komme mit.“

Es war gegen alle seine Wünsche, den Deutschen noch am Leben zu sehen. Wo waren die Dschelabi, und wo waren die Männer der Gum? Er brannte vor Begierde, es zu erfahren; darum ging er so bereitwillig auf den Vorschlag des Gelehrten ein.

Die beiden entfernten sich nach der erstgenannten Felsenecke hin. Als sie um dieselbe bogen, erblickte der Schech die Dschelabi, und es entfuhr ihm die unvorsichtige Frage:

„Da sind sie ja! Wo aber ist die Gum?“

„Die Gum?“ antwortete Schwarz. „Du gibst also zu, von ihr zu wissen! Für so aufrichtig habe ich dich nicht gehalten.“

„Die Gum — Effendi — die Gum ist — ist — ist — ich habe — — —“ stotterte er.

„Schon gut! Bindet ihn!“

Indem er diesen Befehl gab, faßte er ihn mit beiden Händen am Halse und drückte ihm die Kehle so zusammen, daß der Homr keinen Laut ausstoßen konnte. Es wurden demselben sofort Riemen um die Hände und Füße gebunden, worauf man ihn auf die Erde legte.

Jetzt rief Schwarz den erwartungsvoll am Feuer stehenden Homr zu:

„Suef el Abalik soll schnell hierher zum Schech kommen!“

Er kannte die Namen sämtlicher Homr und war überzeugt, daß der Genannte dem Rufe folgen werde. Damit derselbe nicht durch den Schech gewarnt werden könne, kniete der kleine Slowak bei dem letzteren nieder, setzte ihm die Spitze seines Messers auf die Brust und drohte:

„Gieb einen Laut von dir, so ersteche ich dich!“

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Hundegeschichten.

III.

Zu einem Beamten in Neustadt a. Orla kam einmal der Verwalter eines Gutes mit einem großen Hund. Beim Eintritt in das Zimmer fuhr das Tier auf die darin befindlichen Katzen los. Sogleich nahm sich der Hauspudel seiner Stubengenossen an, und biß sich mit dem fremden Hunde herum. Die beiden Herren geboten ihren Tieren Ruhe und der Haushund legte sich auch wieder an seinen Ort. Nach kurzer Zeit fing der fremde Hund wieder Streit mit den Katzen an und der Pudel stand diesen abermals nach Kräften bei. Die Herren schlichteten den Streit und verwiesen die Parteien zur Ruhe. Als aber der Hauspudel sieht, daß er zu schwach ist, dem fremden Hunde Respekt einzuflößen, steht er von seinem Lager auf, nimmt die Mütze des fremden Herrn vom Tische, bringt sie dem Eigentümer, und gibt ihm dadurch zu verstehen, er möge sich mit seinem unartigen Hunde wieder entfernen.

Ein Jagdhund lief einmal eilends an die Thür des Studierzimmers seines Herrn, die eben zu war. Dort kratzte und bellte er wiederholt. Sein Herr öffnete und ließ ihn ein; dieser winselte, heulte und sprang voller Freude an ihm hinauf. Hierauf eilte der Hund zum Ofen, wo die Jagdflinte stand, dann wieder zum Herrn, dann wieder zur Flinte. Der Herr ergriff nun die Waffe, und augenblicklich ließ der Hund seine Freude laut werden, lief zur offenen Thür hinaus, kam wieder zurück, lief zur Hinterthür des Hauses, und führte also den Herrn durch dieselbe hinaus. An die Hinterthür stieß eine große Bergmatte, auf diese folgte der Herr dem Hunde, der immer hüpfend und heulend vorauseilte und wieder zurückkehrte. Als er endlich 40 Schritte weiter gegangen war, änderte der Hund auf einmal sein Betragen, das aber den Umständen ganz angemessen war; er schmiegte sich nämlich an seinen Herrn und drückte ihn auf die linke Seite, wodurch er ihm zu verstehen gab, er möge den links führenden Weg einschlagen. Der Herr ging diesen Weg, und der Hund begleitete ihn einige Schritte, hierauf aber wendete er sich blitzschnell um und umlief nach rechts die

Bergmatte. Indes sein Herr langsam fortschritt und fast die Bergmatte erstiegen hatte, war auch schon vom Hunde der rechtsführende Weg zurückgelegt. Weit höher nun angekommen, wurde das Tier laut und trieb einen Hasen vor sich her, gerade dem Herrn vor den Lauf, der mit seinem Leben des Hundes Anführung bezahlen mußte.

In einem französischen Nonnenkloster erhielten täglich eine Anzahl armer Menschen eine Portion Essen. Wenn ein Armer in der Vorhalle klingelte, wurde ihm dasselbe auf einer Drehlade hinausgeschoben. Die austeilende Nonne sah auf diese Weise den Armen, und dieser die Nonne nicht. Einer von diesen Armen brachte gewöhnlich den Hund seines Wirtes mit, der dann zuweilen einige Ueberbleibsel erhielt. An einem Tage aber, an welchem nur eine Mehlspeise an die Armen verteilt wurde, erhielt er nichts und sollte hungrig nach Hause gehen. Unterwegs entlief er seinem Führer und kehrte in die Vorhalle des Klosters zurück. Er wartete hier so lange, bis er allein war, dann klingelte er. Die ausgebende Pförtnerin hatte noch eine Portion Essen und schob sie heraus, weil sie glaubte, der letzte Gast sei gekommen. Der Hund ergriff die Schüssel, leerte sie, gab sie aber nicht wieder hinein, wie die Armen thaten, sondern lief davon. Den andern Tag ging der schlaue Hund eher, als gesetzlich war, in die Vorhalle, klingelte, und erhielt eine Portion. Die Ausgeberin bemerkte dabei: künftig aber wird vor 11 Uhr niemand mehr etwas erhalten. Der Hund hatte bald seine Portion verzehrt und wartete, bis sein Führer kam, und ging dann mit demselben nach Hause. Im Kloster aber waren die Nonnen unzufrieden mit den Armen, denn es hatte sich nach ihrer Meinung ein ungebetener Gast eingefunden, weil schon zwei Tage hintereinander eine Portion mehr verlangt wurde, und ein Gast war zweimal so unbescheiden gewesen, die Schüssel nicht wieder hineinzugeben. Es wurde daher am dritten Tage keinem Armen eher etwas gegeben, als bis alle beisammen waren. Die Nonne teilte ihnen das Vorgefallene mit, aber die Armen versicherten alle, daß sie an dem Vergehen ohne Schuld seien. Der Hund hatte sich auch heute eingefunden, und auf ihn fiel der Verdacht. Man beobachtete und ertappte ihn bald bei seinem Kunststück, welches den Nonnen und in der Stadt viel Scherz verursachte.

Ein Schauspieler hatte eine Perücke, die gewöhnlich auf einem Stock in seinem Zimmer hing. Eines Tages borgte er sie einem seiner Kameraden, und nicht lange darauf besuchte er ihn und erinnerte ihn an die Zurückgabe derselben. Der Schauspieler hatte seinen Hund bei sich, und hielt sich nur kurze Zeit bei seinem Freunde auf, der zufällig die Perücke auf dem Kopfe hatte. Als er fortging, blieb sein Hund zurück und sah dem Manne ins Gesicht. Dieser fuhr ihn an und sagte: „Was willst du von mir?“ Der Hund sprang ihm sogleich an den Hals, riß ihm die Perücke vom Kopfe, lief schnell seinem Herrn nach Hause nach, und setzte die Perücke da wieder auf den Stock.

Derselbe Hund lief einst über Feld, wo eine Wäscherin ihre Sachen zum Trocknen aufgehängt hatte. Er blieb vor der Wäsche stehen und beschnüffelte ein Hemd. Als die Frau ihn fortjagen wollte, packte er schnell dies Hemd, lief damit davon, schleppte es mitten durch den Kot und brachte es seinem Herrn. Dieser besah es und fand, daß es ihm gehörte und entwendet worden war.

Jemand hatte seinen Hund so abgerichtet, daß er als Briefträger gebraucht werden konnte. Er wußte genau, zu welchem Freunde seines Herrn er den Brief tragen sollte. Statt ihrer Adresse bekamen die Briefe für jeden Empfänger ein besonderes Zeichen durch eine römische Ziffer, die der Hund erkennen lernte. Fand der Hund den Eigentümer des Briefes nicht zu Hause, ruhte er nicht eher, bis er ihn in der großen Stadt ausgespürt, und ihm den Brief in die Hände gegeben hatte. Zu diesem Zwecke beroch er jedesmal ein Stück Möbel oder Kleidung des Abwesenden und nun ging die Reise mit dem Briefe weiter. Doch fand es sich auch, daß der Hund die Spur verlor, dann kehrte er wieder zur Wohnung des Empfängers zurück, und blieb mit dem Brief vor der Stubenthür liegen, bis jener nach Hause kam.

Im Gebiete der Erdgasquellen.

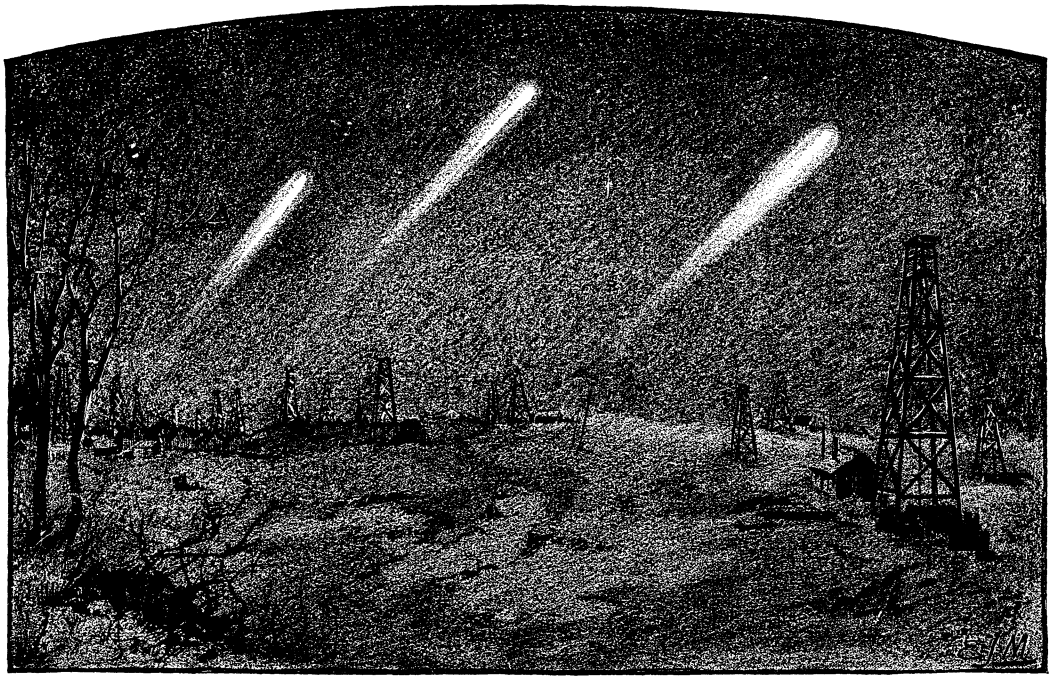
(Schluß.)

Ein brennender Gasstrom ist ein großartiger Anblick. Das Gas wird mittels Röhren von dem aus Balken und Brettern hergestellten, und mithin leicht entzündlichen Bohrturm bis auf eine genügende Entfernung abgeleitet, wenn es angezündet werden soll. Sobald letzteres geschehen, schießt eine hohe Feuersäule gen Himmel, oft noch über die Höhe des Bohrturmes hinaus. Bisweilen auch wird dieselbe durch den Wind über die Erde hingetrieben, und sie brennt dann diese vollkommen kahl und dürr. Das Getöse der brennenden Gassäule ist nahezu fürchterlich und kann meilenweit gehört werden. Ebenso kann zur Nachtzeit die Feuersäule meilenweit gesehen werden. (Zu verstehen sind englische Meilen.) Wir brachten Seite 90 die Abbildung einer brennenden Gassäule, bei Nacht und aus der Nähe betrachtet. Der Mann auf der rechten Seite, in der Nähe des Bohrturmes (von dem wir indes nur einige Balken und Bretter sehen) hat die Gassäule soeben mittels einer Leuchtkugel in Brand geschossen. Eine Feuersäule lodert gen Himmel und läßt die Umrisse des hügeligen Erdreiches, sowie zweier kahler Tannen aus dem Dunkel der Nacht hervortreten. Von dem großartigen Schauspiel hingerissen, schwenkt einer der Zuschauer seinen Hut.

Ist die Nacht klar und still, so steigt die Feuersäule gerade empor und nimmt allmählich oben und an den Seiten ab. Ist die Nacht hingegen dunkel und stürmisch, so ist auch die Scene eine andre: die dunkeln Wolkenschichten saugen das Licht ein und werfen eine dunkelrote Glut zurück, die auf entfernteren Gegenständen oft zu einer gelblichen Beleuchtung wird, bisweilen aber auch zu einem matten, fahlen Schimmer anwächst, der von Zeit zu Zeit aufleuchtet und wieder erlischt, je nachdem der Wind die Flamme niederdrückt oder wieder zum Himmel hinaufjagt. Von allen hat eine Gruppe brennender Gassäulen nördlich von Washington manche großartige und prachtvolle Nachtscenen dargeboten. Obgleich die einzelnen Säulen einige englische Meilen auseinander liegen, so scheinen sie doch, aus der Entfernung gesehen, nahe zusammenzutreten und ihre Feuergarben zu vermischen. Namentlich wenn die Nächte dunkel sind, gewähren sie mit all ihren Flammen einen großartigen Anblick. Diese

lichterloh brennenden Gassäulen in Verbindung mit denen ihrer weiteren Umgebung — im Nordwesten sind es die von Wellsburg, im Nordosten die von Murraysville — zaubern ein Naturbild hervor, das einen Fremden, der plötzlich in diese Gegend kommt und nichts von brennenden Gassäulen weiß, wohl in Schrecken zu setzen vermag. Es bedürfte nur noch der Ströme von glühender Lava, um ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß die ganze Gegend mit Vulkanen übersäet sei. Und sein Schrecken würde ohne Zweifel noch gesteigert werden, wenn er mit einemmal eine neue mächtige Feuerzunge in den Himmel hinauflecken sieht, ohne sich die Ursache derselben erklären zu können. Die Ursache aber ist diese, daß es öfters nötig wird, die Bohrlöcher und die Röhren, welche das Gas nach dem Regulator leiten, „auszublasen" (wie der technische Ausdruck lautet), d. h. zu untersuchen, ob sie verstopft sind durch das Salz, welches an den Röhrenwänden sich ansetzt aus dem Salzwasser, das seinerseits aus dem Gase sich niederschlägt. Der Strom des Gases wird durch dieses „Ausblasen" für Augenblicke unterbrochen, und wenn man ihn von neuem wiederherstellt, so treibt das Gas alles andre, was sich vor ihm befindet, in die freie Luft hinaus. Dieses entweichende Gas wird beim Regulator verbrannt. Der plötzlich anwachsende Druck bewirkt, daß eine riesige Feuerzunge emporschießt, zischend und brüllend hoch in die Lüfte. In einer nebeligen Nacht, wenn das Licht der Flamme gebrochen und zerstreut wird — bisweilen fügen noch die schneebedeckten Hügel ihren Widerschein hinzu — ist der ganze Himmel herrlich illuminiert, und das Naturbild ist ebenso großartig als bezaubernd schön.

Nun wollen wir noch einen Blick auf ein andres wundervolles und seltsames Schauspiel werfen. Oft sieht man in den



Im Gebiete der Erdgasquellen: Das dreifache Bild der Kometen.

Nächten des Winters innerhalb der Gasregion einen oder mehrere mattweiße Lichtstreifen von sechs bis acht Fuß Länge in schräger Linie am Himmel schimmern; sie sehen aus wie Kometen, und der erste, den man überhaupt sah, ward auch allgemein für einen solchen gehalten. Jeder dieser Lichtstreifen ist durch einen brennenden Gasstrom verursacht. Das Licht des Stromes scheint nämlich auf die kleinen Eiskrystalle, welche nicht selten hoch über uns, in der Luft schweben, und dieses Licht wird durch die Krystalle reflektiert, oder wieder nach unten gesandt, so daß wir dasselbe erblicken, mag auch der Gasstrom einige Meilen von uns entfernt sein. Jeder Strom liefert nur einen „Kometen" — wie wir die Erscheinung in Ermangelung eines besseren Namens auch ferner benennen wollen — welcher stets an derselben Stelle erscheint. Wenn die tiefere Luft in gleicher Weise mit Eiskrystallen angefüllt ist, so sehen wir die Kometen selbst nicht, aber dafür lange feurige Streifen, die vollkommenen Reflexe, welche von den Punkten, wo sich die Kometen befinden, abwärts quer über den Himmel reichen bis zu den Punkten am Horizont, wo unser Auge den grellen Feuerschein der getrennt voneinander liegenden Gasströme erblickt.

Keine Beschreibung, kein Gemälde vermag eine getreue Vorstellung von der wunderbaren Schönheit jener Kometen und Feuerstreifen zu geben. Dabei läuft diese Schönheit keineswegs Gefahr, etwas Alltägliches zu werden, denn sie erscheint durchaus nicht regelmäßig an jedem Tage oder besser gesagt, in jeder Nacht; das Phänomen ist vielmehr nur unter gewissen günstigen Bedingungen zu sehen. Jene stillen kalten Nächte, wo der Himmel ein verschleiertes Aussehen zeigt, wo einige zerstreute Flocken eines bröckeligen, trockenen Schnees herniederschweben, jene Nächte sind die rechten, wo man die herrlichsten Schauspiele genießt; aber mehrere weniger günstige Nächte können dann wieder auf diese Schauspiele folgen. Doch nicht allein unsre Schaulust wird durch jene prachtvollen Erscheinungen gefesselt, nein, auch höhere Empfindungen werden durch eben diese Erscheinungen in unsrem Busen angeregt. Die mächtige Feuersäule, die dort den Himmel zeichnet, erinnert sie uns nicht an die „feurige Säule", welche die Kinder Israels aus Aegypten führte? Diese feurige Säule war ein Wunder Jehovahs, aber wenn wir an die gewaltigen Erdumwälzungen, an die riesigen Kräfte und die geheimnisvollen Gesetze denken, denen die brennenden Gassäulen und ihre Reflexe da vor uns ihr Dasein verdanken, so möchten auch diese Säulen uns wie ein Gottes-Wunder erscheinen, und in gehobener andachtsvoller Seelenstimmung gedenken wir des Schöpfers aller Dinge und preisen laut des Ewigen Unendlichkeit und seine Werke, die er als Wunderdinge hingestellt auf Erden!"

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Leider war der Pferdehändler, für welchen mein Brief bestimmt war, über Land gefahren; man erwartete seine Rückkehr mit jeder Stunde und hielt mich länger zurück, als mir bei der vorschreitenden Tageszeit lieb sein konnte. Als endlich der Abend zu dämmern begann, entschloß sich der alte Mr. Scott, der Vater des Pferdehändlers, zu einer Antwort im Namen seines Sohnes; ich nahm den Brief und bestieg wieder meinen Hektor.

War der mutige Hengst schon vorher wacker gelaufen, so eilte er nun noch schneller heimwärts. Ohne an den rätselhaften Begleiter vom Vormittage zu denken, beschäftigte ich mich damit, zu erraten, was wohl in dem Briefe geschrieben stände, ob ich meinen Hektor verlieren würde oder nicht. So erreichte ich den sich lang hinziehenden Tedfordwald, etwa die Hälfte meines Weges, den dunkelsten und einsamsten Teil desselben. Kaum war ich in den tiefen Schatten eingeritten, als ich ein zweimaliges schrilles Pfeifen und den Hufschlag herangaloppierender Pferde hörte. Nicht gewohnt, mich ohne Grund irgend welchen Befürchtungen zu überlassen, bezog ich auch diese Wahrnehmung durchaus nicht auf meine Person, sondern fand die Erklärung in der Annahme, daß vielleicht einige Ansiedler der Fuchsjagd oblägen. Wohl fiel mir ein, daß ich bald das Tedforderhaus erreichen müßte, wo es nach dem allgemeinen Glauben spuken sollte, und ich will nicht streiten, daß mir die Erinnerung an alle von diesem Spuk umlaufenden Gerüchte ziemlich unheimlich war; aber ich verließ mich auf meine festen Sinne, meine sichere Hand und Hektors flinke Beine, welche mich gewiß schnell an dem ungeheuerlichen Platze vorübertragen würden. Während mich so die möglichen Gefahren kaum ängstigten, ahnte ich nicht, daß ich mit jedem Schritte, den mein Hektor that, einer wirklichen und großen Gefahr näher rückte. Die Geister verhielten sich ruhig, böse Menschen wollten an ihre Stelle treten.

Hektor, der ohne erklärlichen Grund aus dem Trab in Schritt gefallen war, ging so leise, als wenn er sich in der Finsternis unbemerkt vorbeischleichen wollte, spitzte die Ohren und schnoberte leise. Durch das treue Tier gewarnt, war ich auf irgend eine Begegnung gefaßt, dachte aber nicht an Menschen, sondern weit eher an einen Bären, eine Pantherkatze, eine Giftschlange oder sonst ein Wesen, welches auf der Straße läge. Mir bangte vor diesem Hindernis nicht, ich hoffte ungefährdet an demselben passieren zu können, bedauerte nur, daß es so entsetzlich dunkel war. Da stand plötzlich Hektor wie festgebannt am Fleck; seine Glieder zitterten und er war nicht vorwärts zu bringen. Ich gab ihm mehrfach beide Sporen, erreichte aber damit nichts weiter, als daß der kluge Hengst vorn in die Höhe stieg. Umzuwenden versuchte er wohl, aber das gab ich nicht zu, weil ich um jeden Preis nach Hause wollte. Da, als immer noch keine

Im Gebiete der Erdgasquellen: Die sieben feurigen Säulen.

Einigung zwischen dem Willen Hektors und dem meinigen hergestellt war, flog plötzlich ein weißes Etwas aus dem düstern Walde in den Weg hinein gerade auf mich zu. Noch ehe ich eine Wendung mit meinem Pferde ausführen konnte, hielt dicht neben mir ein Mann auf einem Schimmel, und vor mir bemerkte ich einen andern Reiter, welcher mir den Weg verlegte. Ich hörte das Knacken von aufgezogenen Hähnen und wußte nun erst, daß ich Räubern in die Hände gefallen wäre. Derselbe Reiter, welcher mir am Vormittage aufgelauert und mich nach Bents-Fort hin begleitete, hatte mich nun mit einem andern Raubgesellen überfallen.

„Steige ab, Junge!“ rief er mir barsch zu. „Ich muß das Pferd haben, welches du reitest.“

Ich war entsetzlich böse, daß ich mich wehrlos in die Hände der Schurken gegeben sah und ihnen meinen Hektor überlassen sollte. Aber, was half's, ich mußte mich wohl fügen, weil ein Ausweichen unmöglich war. O, hätte ich doch eine Schußwaffe bei mir! dachte ich, wie wollte ich den Besitz des schönen Pferdes verteidigen!

Als ich noch immer keine Miene machte, aus dem Sattel zu steigen, wetterte der Schimmelreiter abscheulich, wiederholte seinen Befehl in noch drohenderer Form, beugte sich zugleich vornüber und streckte seine Hand nach Hektors Zügel aus. Nun ist dein Schicksal besiegelt! dachte ich bei mir selbst. Aber ich hatte nicht mit dem Mute meines Hengstes gerechnet. Blitzschnell hatte dieser den ausgestreckten Arm des Räubers mit seinen starken Zähnen erfaßt und quetschte ihn so furchtbar, daß der Räuber einen gellenden Schmerzensschrei ausstieß. Sein Pferd erschrak, scheute, sprang zur Seite und trennte sich von dem Reiter, dessen Arm Hektor noch immer nicht fahren ließ. Der Schrei und der Fall des einen Gegners, das gute Beispiel, welches Hektor mir gegeben hatte, und der mir durch das Beiseitespringen des Schimmels vergönnte Spielraum, brachten mich augenblicklich zur Besinnung. Ich erkannte meinen Vorteil, gab Hektor die Sporen, und dieser sprang über den am Boden liegenden Mann hinweg mit solcher Gewalt hart an dem andern Reiter vorüber, daß dieser, der nicht schnell genug ausbiegen konnte, beinahe samt seinem Pferde zu Boden geworfen wurde. Nun begann eine tolle Flucht auf dem finsteren Wege; Hektor lief, als begriffe er die volle Größe unsrer Gefahr.

Bald hörte ich wieder Hufschläge hinter mir, die Räuber setzten mir also nach. Wie nahe sie mir waren, das vermochte ich nicht genau zu unterscheiden, und wenn auch zum Glück Mond und Sterne aufgingen, so war das matte Licht in dem Walde doch nicht ausreichend, um die Entfernung sicher abzuschätzen. So viel sah ich wohl, daß der Schimmel mir zunächst war, beruhigte mich indessen, als er keine Vorteile über meinen Hektor erringen konnte und sich der Abstand zwischen uns eher vermehrte als verminderte.

Ich hatte den Fuß eines langen, steilen Hügels erreicht, an welchem ich mich mit dem keuchenden Pferde emporarbeiten sollte, während sich meine Verfolger noch immer in der Ebene befanden. Wohl machte Hektor Miene, auch diese verwünschte Höhe trabend zu überwinden; doch ich hinderte ihn daran, weil ich fürchten mußte, daß er zu sehr von Kräften käme. Während ich also in langsamem Schritt den Hügel hinanritt, nutzten meine Verfolger ihre augenblicklich so günstige Lage aus und sprengten in voller Carriere daher. Besorgt sah ich mich um und zweifelte schon, ob ich mein keuchendes Pferd nicht doch wieder laufen lassen sollte, als ich hinter mir einen Feuerstrahl bemerkte. Ihm folgte ein Pistolenknall, und die Kugel sauste dicht an meinem Kopf vorüber. Nun besann ich mich nicht mehr, gab Hektor die Schenkel und munterte ihn zu schleunigster Eile auf. Mehrfach stolpernd und beinahe fallend, klomm er die Höhe hinan. Hatten wir den Gipfel erreicht, so waren wir gerettet; aber davon waren wir noch weit entfernt.

Keine Minute verging, so folgte ein zweiter Schuß; ich fühlte wohl, wie Hektor krampfhaft zusammenzuckte und dann wie rasend davoneilte; fiel er nicht, so mußten wir entkommen, weil die mittlerweile auch an den Fuß des Hügels gelangten Verfolger keinen Vorteil mehr über uns besaßen. Endlich war ich oben angelangt und hatte nicht übel Lust, den Spitzbuben ein paar höhnische Worte zuzurufen; doch ich unterließ es und freute mich, daß der Hügel mich vor ihren Blicken verbarg. Für Augenblicke hob sich mein Mut, denn Hektor griff nun wieder wacker aus und stob mit großer Schnelligkeit den Abhang hinunter. Das Haus meines Vaters schien mir schon greifbar nahe zu sein, unsre Rettung außer allem Zweifel.

Indessen sollte meine kühne Hoffnung nicht in Erfüllung gehen. Als wir den Hügel hinter uns hatten, verließen wir auch das freie Feld und flüchteten wieder in den Schatten des Waldes hinein; von den Verfolgern sah und hörte ich nichts. Kaum zwei Meilen trennten mich noch von unsrem Gehöft, als ich plötzlich zu meinem Schrecken wahrnahm, daß Hektor mit dem linken Hinterbein lahmte. Endlich stand er still, er konnte nicht weiter. Begreiflicherweise geriet ich nun in große Angst, sprang aus dem Sattel und führte meinen Hengst vom Wege in den dichten Wald hinein. Die Dunkelheit und die Farbe Hektors begünstigten mich; ich durfte sicher sein, daß die Verfolger von meinem Verbleib nichts ahnten. Mühsam zog ich das hinkende Pferd hinter mir her und war kaum zwanzig Meter in dem unwegsamen Dickicht vorgedrungen, als ich auch schon den Hufschlag galoppierender Pferde hörte. Der Schall kam näher und näher, endlich ward es ruhig; ich lauschte und hielt mit dem kranken Pferde still, um uns nicht durch das Knacken zertretener Zweige zu verraten. Sollten sie wohl bei der Dunkelheit meine Spur im Walde finden? dachte ich. Jedenfalls suchten sie nach derselben. Sie gingen auf dem Wege hin und her und schienen einander aufzumuntern. Obgleich sie laut miteinander sprachen, verstand ich doch nur wenige von ihren schnellen Worten. Endlich verlor sich das Stimmengewirr in westlicher Richtung; sie mußten also voraussetzen, daß ich noch weiter gelangt wäre, als wirklich der Fall war.

Diesen glücklichen Umstand benutzte ich schnell, um Hektor noch tiefer in den Wald hineinzuführen. Das kluge Tier schien zu verstehen, daß es sich um Leben oder Tod handelte, und daß sein junger Herr einen Zufluchtsort suchte, wo beide vor den Blicken der überlegenen Gegner geschützt blieben. Behutsam schmiegte es sich trotz der sicherlich großen Schmerzen durch das Buschwerk und schlich beinahe geräuschlos über den unerkennbaren unebenen Boden hin. Zuguterletzt konnte es nicht weiter; das verwundete Bein zitterte, wenn ich es nur leise berührte; aber Hektor ließ sich die Untersuchung doch gefallen, ohne nach mir zu beißen. Ich fand, daß die Kugel das Bein gerade über dem Knie getroffen und durch und durch gegangen war. Meinen Hektor band ich an den nächsten Baum, streichelte das arme Tier, flüsterte ein paar Worte zu ihm und überlegte dann, was ich beginnen sollte.

Eilte ich zu Fuß nach Hause, so konnte ich dort frühestens in einer Stunde anlangen; anderthalb Stunden würden sicher vergehen, ehe ich mit der Hilfe zur Stelle sein könnte; bis dahin aber, fürchtete ich, hätten sich die Räuber längst aus dem Staube gemacht. Darum konnte ich mich zu der Fußwanderung nicht entschließen. Jedenfalls aber wollte ich mich überzeugen, wo meine Feinde abgeblieben wären. Noch einmal streichelte ich Hektors schönen Hals, um ihn zu warnen, daß er sich nicht verraten möchte, und schlich dann auf den Weg zu, wobei ich glücklich jedes auffallende Geräusch vermied und mich immer im Schatten der Bäume hielt. Als ich den Weg erreichte, blickte ich nach beiden Seiten hin und entdeckte etwa zweihundert Meter von mir entfernt einen großen weißen Gegenstand, in welchem ich den Schimmel des einen Räubers vermuten durfte. Wo ich ein Pferd fand, da bot sich mir auch die Aussicht auf Rettung; wo das eine Pferd stand, war das andre, welches ich bei dem unsichern Sternenlicht noch immer nicht auffinden konnte, sicherlich nicht ferne. Mit meinem Mut kehrte auch sofort die Lust zu Abenteuern in mich zurück, ich wollte wenigstens versuchen, den Räubern die Möglichkeit zur Flucht zu rauben. Da ich nicht wußte, wo sich die Männer befanden, und vermeiden wollte, daß sie mich sähen, streckte ich mich auf dem Boden des Weges aus und kroch nach der entgegengesetzten Waldhälfte hinüber. Dort, wußte ich, standen die Bäume weniger dicht und hohes Riedgras füllte die baumfreien Stellen aus. Dieses Gras war geeignet, mich zu verstecken und machte kein Geräusch, wenn ich es durchkroch. So konnte ich mich bis dicht an die Pferde heranschleichen und vielleicht das Gespräch der Schurken belauschen, wenn diese sich in der Nähe ihrer Tiere befanden.

Wenige Minuten später sah ich mich dem Schimmel gegenüber und erkannte nun auch ohne Mühe das andre Pferd; es war ein Fuchs. Ich zog meinen Kopf wieder in das Gras zurück und lauschte; von einem Gespräche vernahm ich nichts, aber ein halblautes Räuspern auf der andern Seite des Weges verriet mir, daß ein Mann bei den Pferden sitzen müsse. Noch einmal bog ich das Gesicht vor und starrte in die Dunkelheit hinein. Nun sah ich, daß ein Kerl auf dem Boden lag dicht vor den Pferden und die Zügel in der Hand hielt. Ob er schlief oder wachte, das konnte ich nicht unterscheiden. Ich wollte meinen Atem anhalten, war aber so erregt, daß ich gewiß noch lauter atmete als sonst, und mein Herz schlug zum erstenmal in meinem Leben hörbar. Als ich indessen sicher war, daß man mich nicht bemerkt hätte, beruhigte ich mich; nur an Hektor dachte ich mit Schrecken und fürchtete, daß der eine von den Räubern, den ich noch immer nicht zu entdecken vermochte, mein geliebtes Tier an seinem Zufluchtsort auffinden möchte. Das konnte ich leider nicht verhindern.

Der Schurke, welcher drüben auf dem Boden lag, war kaum fünfzehn Meter von mir entfernt; jetzt fing er an, sich zu bewegen; ich hörte deutlich, wie er mit der Reitpeitsche gegen seine hohen Stiefel schlug. Verwünscht! sprach ich leise bei mir, daß du keine Feuerwaffe zu dir gesteckt hast! Du könntest dem Kerl da drüben so schön einen Denkzettel geben, dich auf eins der Pferde werfen und mit beiden davonsprengen. Die Kerle würden sich freilich aus dem Staube machen, aber dein Hektor wäre gerettet. So jung ich war, ich hätte mich nicht besonnen, auf den Menschen zu schießen, ihn vielleicht gar zu töten, denn die Bösewichte hatten mich ja auch zu töten versucht und statt meiner den armen Hektor so schwer verwundet, daß er vielleicht erstochen werden mußte. Außerdem war meine Lage ja noch immer gefährdet genug, so daß ich wohl berechtigt war, mich der Feinde zu erwehren, so gut dies anging.

Noch beschäftigte ich mich mit diesen Betrachtungen, als ich auf jener Seite des Waldes ein Knicken dürrer Zweige, ein Rauschen des Laubes und endlich Fußtritte vernahm. Mein Auge hatte sich bereits einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt, so daß ich die sich nähernde Gestalt ohne Zeitverlust erkannte. Es war derselbe Mann, welcher vorher den Schimmel geritten hatte und von meinem erbitterten Hektor aus dem Sattel gezerrt worden war. Um den gequetschten Arm trug der Räuber eine weiße Binde, wahrscheinlich sein Taschentuch. Als er bei seinem Kameraden angelangt war, begann er folgendes Gespräch:

„Das ist eine vermaledeite Aufgabe, hier in dem finstern Busch umherzusuchen. Du sitzest während dessen unthätig da und überläßt mir die ganze Mühe. Warum soll ich alles allein thun, wenn wir doch die Teilung des Gewinns beschlossen haben?"

„Glaubst du etwa," erwiderte der andre, „ich wäre thöricht genug, nach einem toten Pferd zu suchen? Das kannst du allein besorgen, Jim, ich reite bald davon."

„Hugh, ich beschwöre dich, stürze uns nicht beide ins Unglück!" versetzte der Schimmelreiter. „Du denkst nur an das Pferd und wähnst, dies wäre tot. Aber ich wette, dasselbe ist nicht einmal verwundet. Die Blutspuren rühren ohne Zweifel von dem Knaben her; ich sah's mit eigenen Augen, wie er bei deinem zweiten Schusse beinahe aus dem Sattel fiel, und begreife noch jetzt nicht, wie er sich bis zu diesem Punkt hat halten können. Ist er nicht tot, so hat er sich hier irgendwo versteckt, und wir müssen unsre Arbeit vollenden, damit er nicht gegen uns zeugen kann, wenn er noch lebendig gefunden werden sollte."

„Schäme dich, Jim, daß du den Knaben morden willst!" erwiderte Hugh.

„Nun sieh mal einer, wie du mit einemmal den Gewissenhaften spielst!" entgegnete Jim. „Du hast ihn halb tot geschossen, ohne dir ein Gewissen daraus zu machen, und nun sollte ich Bedenken tragen, ihm die Kehle abzuschneiden? Meinst du denn, wir hätten so große Eile, die Stufen zu dem Galgen hinaufzusteigen? Nein, Hugh, ich wenigstens danke dafür."

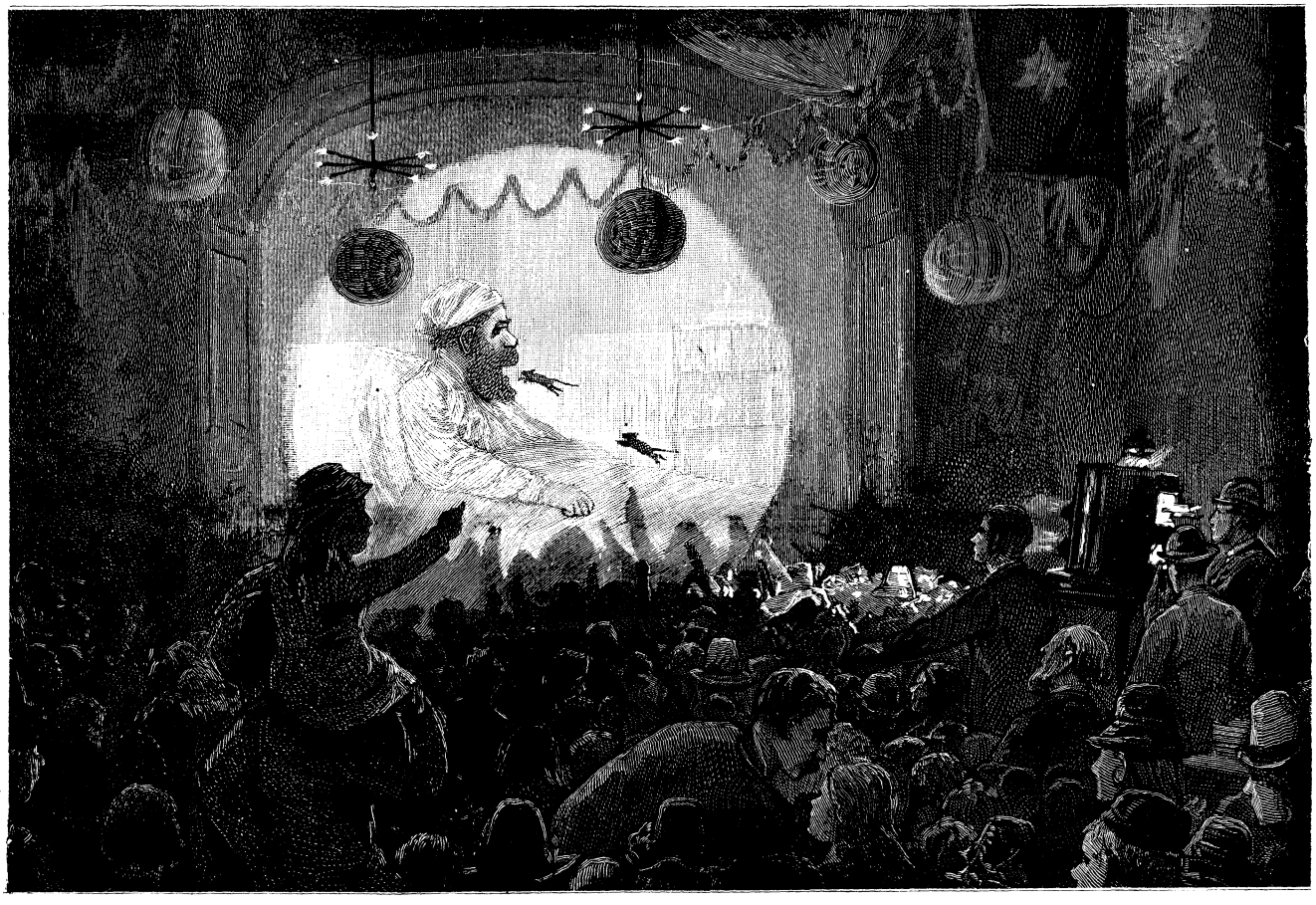
Hugh antwortete nicht; er stand auf, und ich glaubte beinahe, daß er davonreiten würde. Jim mochte dasselbe fürchten, er ergriff des Genossen Arm und sagte in bittendem Tone:

„Hilf mir, Hugh; die Sache wird bedenklich und wir haben wahrhaftig Eile. Kommt der Tag und man findet die verdächtigen Spuren, so ist es um uns geschehen."

„Um dich vielleicht," erwiderte kalt der andre, „mir soll man nichts beweisen, und ich habe nicht Lust, mich weiter mit dir einzulassen. Den Mord kannst du vollführen, kannst auch die Haut des Rappen mit dir nehmen, wenn dir dies Spaß macht; ich reite heim."

„So nimm doch Vernunft an, Hugh!" begann der Schimmelreiter wieder. „Der Rappe ist wohl und munter und sicher in nächster Nähe. Seine Spuren hören hier auf; er ist also in den Wald geflüchtet, vielleicht um dem schwerverwundeten Knaben zu folgen. Wir werden sie also beide finden müssen, wenn wir den Busch neben dem Wege durchsuchen."

„Was du dir einbildest!" antwortete der andre. „Das Pferd hat einen Richtweg eingeschlagen, mit oder ohne den Kna-



Der Rattenesser.

ben, das kann uns gleichgültig sein; wir wollten doch nur das Pferd."

„Und bekommen es sicher, verlaß dich drauf. Morgen, ehe es Mittag ist, reiten wir über die Grenze nach Neumexiko hinein und sind jeder Verfolgung überhoben. Der Rappe ist unter Brüdern zweitausend Dollar wert, die können wir schön gebrauchen, um wieder etwas anzufangen. Nun aber folge mir, die Zeit verstreicht!"

Zögernd gab Hugh endlich nach. Er band die Pferde an einen Baum und verschwand mit dem mordlustigen Kameraden in dem Busch. Ich ängstigte mich nicht wenig, daß sie den braven Hektor finden möchten, und der Umstand, daß sie sich weit über dessen Ruheplatz hinaus begeben und gerade den Punkt verfehlt hatten, wo ich den Hengst in das Dickicht hineinleitete, ließ mir noch einen Schimmer von Hoffnung. Aber mit Betrachtungen durfte ich mich jetzt nicht aufhalten, da der Augenblick sehr günstig war und schon die nächsten Minuten eine Aenderung herbeiführen konnten. Der Gedanke an meine eigene Sicherheit, das Verlangen, Hektor zu retten und womöglich die Spitzbuben zu ergreifen, zwang mich zur Ausführung dessen, was ich vorher nur halb im Ernste geplant hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rattenesser.

In das öfter besprochene Gebiet der optischen Täuschungen gehört auch die Vorführung von beweglichen Bildern mittels der Zauberlaterne, deren frühere einfache Konstruktion seit einer Reihe von Jahren bedeutend verbessert wurde, so daß das Scioptikon, das bei größeren Schaustellungen mit Drummondschem Kalklicht oder auch elektrisch beleuchtet wird, als Höhepunkt der Verbesserung angesehen werden kann.

In welcher Weise nun die Bilder mittels der Zauberlaterne auf einer weißen Wand reflektiert werden, ist unsren jungen Freunden bekannt, weniger vielleicht die Vorrichtung, mittels welcher bewegliche Figuren vorgeführt werden können, wie wir eine solche in obenstehender Abbildung zeigen, einen robusten Patienten, der nur den Mund aufzusperren hat, daß ihm — nicht vielleicht die gebratenen Tauben hineinfliegen, sondern — Ratten hineinspringen.

Zu dieser Vorstellung mittels der Zauberlaterne sind zwei Einsatzgläser erforderlich, nämlich ein Glasstreifen, auf dem sich die dargestellte Person befindet, und eine runde Glasscheibe, auf welcher die Tiere gemalt sind. Letztere wird bei der Vorführung durch einen Mechanismus in Umdrehung versetzt, wodurch die Täuschung hervorgebracht wird.

Der Mechanismus ist, wie die beigegebenen Figuren darstellen, sehr einfach. Figur 1 zeigt den in ein Holzrähmchen gefaßten Glasstreifen, auf den die unbewegliche Figur gemalt ist, Figur 2 u. 3 die Vorrichtung zum beweglichen Bild. Das Holzrähmchen in Figur 3 hat die gleiche Höhe mit jenem von Figur 1, ist aber etwas länger als dasselbe und besitzt einen Boden, der nur bei A eine kreisförmige Oeffnung hat. Die schon erwähnte zweite Glasscheibe mit den beweglichen Figuren befindet sich in einem Holzringe A, welcher in das Rähmchen eingelegt und seitlich von zwei Klammern

gehalten wird; nebstbei dienen zum ungehinderten Rotieren des Holzringes zwei kleine von Keilklötzchen C angeschraubte Röllchen. Diese Scheibe A ist ferner mit der Rolle B an welcher seitlich sich eine Kurbel befindet, durch eine straff angespannte Seidenschnur verbunden, welche beiderseits in einer Nute liegt. In Figur 2 ist die Rolle B samt Kurbel genauerer Deutlichkeit wegen mit Vorder- und Seitenansicht in Vergrößerung gezeichnet, wodurch eine weitere Erklärung überflüssig wird.

Bei der Vorführung beweglicher Bilder nun wird vorher die erste Platte und hierauf jene mit dem Mechanismus in die Zauberlaterne geschoben, und die Scheibe A durch Umdrehen der Kurbel bei B in Rotation gesetzt, wodurch die Bewegung der Bilder in A scheinbar erfolgt. In gleicher Weise können auch andre Bilder mit kreisförmigen Bewegungen, z. B. eine Windmühle mit sich drehenden Flügeln u. s. w., dann die beliebten Farbenkreisspiele, sich drehende und ineinanderverschlingende Rosetten u. dgl. vorgerichtet werden. Für Schaukelbewegungen hingegen, z. B. Meeressturm u. dgl. wird der Drehapparat entfernt, also die Schnur von der Kurbelscheibe weggenommen, und am Ringe des zweiten, beweglichen Bildes ein kleiner Hebel eingesetzt, den man nur auf und nieder zu heben braucht, um die Bewegungen mit täuschender Naturtreue hervorzubringen.

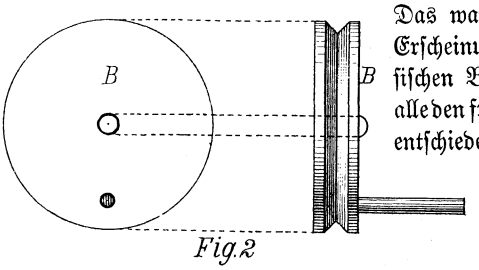


Fig. 2

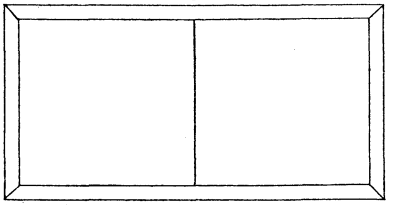
Der Rattenesser: Vorrichtungen zum beweglichen Bild.

Aus diesen wenigen Andeutungen können die lieben Kameraden ersehen, daß auf diesem Gebiete bei geschickter Verwendung ganz geringer Hilfsmittel die überraschendsten Effekte erzielt werden können.

Belohnte Barmherzigkeit.

Ich war in Montpellier im großartigen „Hotel du Midi" abgestiegen, erzählt ein deutscher Reisender, an das sich eine hübsche Geschichte knüpft, die mir erzählt wurde. Vor einigen Jahren kehrte ein Engländer in diesem Gasthofe ein und hatte das Unglück, bald nach seiner Ankunft gefährlich zu erkranken. Der Besitzer des Gasthofes wollte ihn ins Hospital schaffen lassen, weil es nach seiner Ansicht seinem Hause Schaden bringen würde, wenn jemand darin stürbe; denn der arme Engländer war bereits dem Tode nahe. Der ganz einsame und verlassene Fremde wäre übel daran gewesen, wenn nicht plötzlich in dem Kellner des Gasthofes, welcher ihn bediente, so viel Mitgefühl und Zuneigung für den Kranken entstanden wäre, daß er sich zum Troste desselben der beabsichtigten Maßregel des Wirtes mit der größten Entschlossenheit entgegenstellte. Der wackere Kellner erklärte entschieden, daß er mit Gewalt jeden zurückweisen werde, der es wagen sollte, den Leidenden in seiner Ruhe und Pflege zu stören. Das war eine so seltsame Erscheinung in der französischen Bedientenwelt, daß alle den für den Engländer so entschieden eintretenden Kellner mit wahrer Bewunderung anstaunten. Um kein Aufsehen zu erregen, entschloß sich der Wirt, den Kranken im Hause zu behalten, welcher unter der Pflege des treuen Kellners und von den Aerzten Montpelliers für sein Geld sorgsam behandelt, das Glück hatte, zu genesen. Bei seiner Abreise die Wohnung bezahlend, fragte er mit echt englischer Kaltblütigkeit den Wirt, ob er sein Hotel mit allem, was darin sei, verkaufen wolle. Dieser bejahte es. Der Engländer zahlte auf der Stelle den Kaufpreis und schenkte das ganze Hotel dem so opferwilligen Diener, der ihm so hilfreich beigestanden, und händigte ihm noch überdies eine bedeutende Summe für die Wirtschaftsführung ein. Dieser frühere Bediente ist noch gegenwärtig der Besitzer dieses prächtigen Gasthauses, ein artiger, gewandter Mann, dem man an seinem menschenfreundlichen Benehmen es ansieht, daß es nicht schnöde Geldspekulation gewesen, die ihn zum heldenmütigen Beistand eines kranken Fremden gemacht hatte.

Fig. 1



Der Rattenesser: Das Holzrähmchen mit dem gefaßten Glasstreifen.

Das braune Paca.

Im Laufe des Sommers 1888 kam der merkwürdige Fall vor, daß der Fischer Vincent von Boulogne sur Seine in seinem Wurfnetze ein kleines braunes Tier fing, von dem wir heute eine Ansicht geben und das als das braune Paca, Coelogenys Paca, ein südamerikanisches Nagetier aus der Familie der Subungulaten oder Hufpfötler erkannt wurde. Wie dieses Tier in die Seine kam, wird vermutlich niemals ermittelt werden. Es war aber sehr sanft und zahm, stellte sich bald auf freundlichen Fuß mit den Katzen im Hause, fraß Brot, Kuchen, Schnecken, Zucker, Steinkohle, nahm Kaffee, Branntwein, sprang leicht auf einen Tisch und war bei Nacht munterer als bei Tage. Sein Kopf war in fortwährender Bewegung und es schnüffelte unaufhörlich. Höchst wahrscheinlich stammt dieses Paca aus dem Pariser Acclimatisationsgarten, wo eine Familie dieser Tiere gehalten wurde, die sich regelmäßig alljährlich durch junge Würfe vermehrte. Zu Anfang Februar des genannten Jahres hat jenes Etablissement sogar ein weiteres lebendes Exemplar von diesen Tieren erhalten, das aus Brasilien herübergeschickt worden war. Sollte dieses etwa von seinen Artgenossen schlecht aufgenommen, vertrieben worden und es ihm gelungen sein, das Boulogner Gehölz und von da die Seine zu erreichen? Die Paca, das wissen wir, leben in unterirdischen Bauen, die sie mit großer Geschicklichkeit stoßen, neu aber ist es, daß dieses Nagetier ein so vortrefflicher Schwimmer ist und so weite Reisen zu Wasser macht. Es ist nicht das erste Mal, daß man die Erfahrung macht, wie leicht das

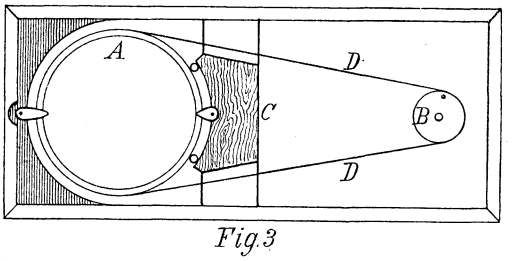


Fig. 3

Der Rattenesser: Vorrichtungen zum beweglichen Bild.

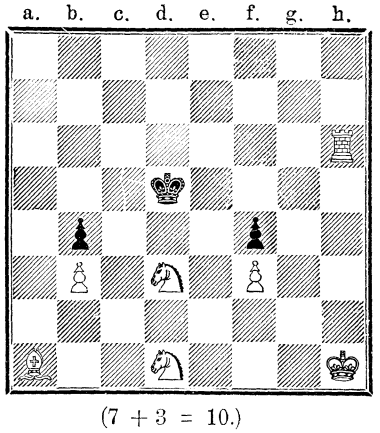
Paca zahm wird und sich acclimatisiert, sogar in Frankreich. Schon Graf Buffon hat eines besessen, das in seinem Hause frei umherlief und über das er in seiner „Naturgeschichte der Säugetiere" interessante Einzelheiten veröffentlicht hat. Seither sind schon viele Pacas lebend nach Paris gebracht worden, und da sie alle möglichen Pflanzenstoffe und selbst Fleisch fressen und gegen die Kälte nicht sehr empfindlich sind, so sind eine Reihe bekannter Naturforscher der Ansicht, dieses Tier lasse sich in unsrer jagdlichen oder landwirtschaftlichen Fauna eingewöhnen, wo es wegen seines zarten, köstlichen Fleisches eine vorzügliche Erwerbung sein würde. Das Tier mit seinem zarten köstlichen Fleisch verdient, wie der nordamerikanische wilde Truthahn, auch bei uns in Deutschland die Einführung und die Veranstaltung eines Acclimatisationsversuchs, worauf wir unsre jungen und auch die alten Zoologen aufmerksam machen wollten.

Das braune Paca.

Auf der That ertappt.

Die Körperstärke des Marschalls von Sachsen ist bekannt. Als er einst zu Paris in einem großen Gedränge von Menschen sich befand, suchte einer von jenen gewandten Künstlern, die bei solchen Gelegenheiten gern die Taschen ihrer Mitmenschen von ihrem Inhalte befreien, auch der seinigen auf den Grund zu kommen. Der Marschall merkte dies, griff schnell in die Tasche und erfaßte die fremde Hand. Knack! brach ein Finger derselben. Knack! der zweite, der dritte, der vierte. Da rief jemand dem Marschall zu: „Mein Herr, hinter Ihnen gerät ein Mann in Konvulsionen!" — „Es hat nichts zu sagen," erwiderte der Starke; „ich bin schon beim letzten Finger."

Schachaufgabe Nr. 1.



(7 + 3 = 10.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Ein nächtlicher Schreck Napoleons.

In seiner Lebensbeschreibung erzählt von der Marwitz folgendes Abenteuer, welches Napoleon I. im Schlosse zu Charlottenburg zu bestehen hatte. Nach der Schlacht von Jena residierte der Eroberer einige Zeit in jenem alten Hohenzollernschlosse. Hier stand in dem Zimmer, in welchem König Friedrich Wilhelm III. gewöhnlich speiste, eine Uhr, welche Trompetenstücke, in vollem Chor geblasen, aufs täuschendste nachahmte. Dieses Zimmer war jetzt auch in der Reihe derjenigen, welche Napoleon bewohnte. Irgend ein Spaßvogel aus der preußischen Dienerschaft mußte sich wohl daran ergötzt haben, das Spielwerk am Abend aufzuziehen; genug, um Mitternacht geht der Spektakel los. Trompeten erschallen durch das Schloß, die Adjutanten, die Dienerschaft, Napoleon selbst fahren aus den Betten heraus, und alle glauben an einen Ueberfall. Aber alles ist plötzlich wieder still und niemand kann begreifen, wo alle die Trompeter geblieben sind, von dem erwarteten Feinde ließ sich nichts blicken. Es wurden Posten ausgestellt, ein Teil der Adjutanten und Diener bleibt auf den Beinen — und siehe, um 1 Uhr entstand derselbe Lärm und zwar in einem der Zimmer. Man stürzte hinein und so wurde denn die unschädliche Uhr überrascht, ehe noch der Schabernack zu Ende war.

Logogriph.

Zum Dichter werd' ich kopflos
Zum Strome ohne Fuß,
Als Städtlein in Westfalen,
Ich euch bekannt sein muß.

Tonrätsel.

Liegt auf der Ersten der Ton, gerufen hört so sich mein Bruder;
Heiter und schön wünsch' ich's mir, wenn du die Zweite betonst.

Silbenrätsel.

Ich bin oft klein, du merkst mich kaum,
Komm' ich mit dir zu spielen,
Ich bin ein schlimmer Kamerad,
Füg' Schaden zu gar vielen.
Setz' meine Silben wie du willst,
Doch lerne, mich zu meiden,
Schon mancher, der mich gerne sah,
Mußt' später bitter leiden.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 7.

„O d e r
D o g e
E g g e
R e e s."

Auflösung des Rätsels in Nr. 7.

„Der Buchstabe ‚a'."

Auflösung des Barometerrätsels in Nr. 7.

„Trocken."

Fragen und Antworten.

Benno B. in C. Du willst Deiner Schwester zu Weihnachten eine Freude machen, und da soll der „G. K.“ raten. Ist Deine Kasse gut bestellt? Schenke ihr ein Abonnement auf die Backfischzeitung: „Das Kränzchen“.

Ernst B. O Du Schäcker! Du bist wohl der Meinung, wir raten auch auf ein Blaserohr?

N. P. in Leipzig. Die Grüße sind bestellt. Wo der Hobble steckt, wissen wir im Augenblick nicht. — Ueber die Anfertigung des Hektographen haben wir an dieser Stelle schon oft berichtet. Gleichwohl soll in einer der nächsten Nummern schon eine ausführliche Anleitung Abdruck finden.

J. K. in J. und **Obertertianer** in C. Einen Lack zum Bemalen von Laubsägesachen, Freundchen, das gibt es nicht. Zum Ueberziehen von Holzmalereien (in Aquarellfarben?) nimm hellen Spiritusfirnis, der in jeder Lack- und Farbwarenhandlung zu erhalten ist. Es kommt hierbei aber sehr viel auf die Grundierung an, daß der Firnis nicht einschlägt, d. h. daß der Auftrag nicht matte Flecken bekomme. Soll das Holz ohne Bemalung lackiert werden, so hättest Du, nachdem es gut geschliffen wurde, einen zwei- bis dreimaligen Anstrich mit Tischlerpolitur oder auch mit starkem Leimwasser aufzutragen, wobei jeder Auftrag gut trocknen muß; es genügt dann ein zweimaliger Ueberzug mit dem obenerwähnten Spiritusfirnis, der sehr rasch trocknet. Guten Erfolg!

R. B. 22 II. Wie der Reichstag über die künftige Einteilung des Heeres beschließen wird, das liegt zur Zeit noch außer jeder menschlichen Berechnung; es kann daher auch niemand eine „Analyse“ jener Zustände schreiben. Du denkst augenscheinlich an eine Analyse der Regierungsvorlage? Darüber ist bisher kein Buch geschrieben worden, und es wird auch schwerlich ein solches veröffentlicht werden, weil die Ereignisse seinem Erscheinen zuvorkommen würden. Dagegen beschäftigen sich alle politischen und militärischen Zeitungen mit dieser Frage. — Die Uniform der braunschweigischen Husaren ist schwarzer Farbe.

Fritz C. in Berlin. Eselsohren? Und wenn auch, er hört damit fürtrefflich, oft mehr als er soll.

E. B. in Berlin. Glacehandschuhe zu waschen, das ist ein gefährlich Ding, da dabei äußerst feuergefährliche Stoffe, nämlich absoluter Alkohol, Benzin und Schwefeläther zur Anwendung kommen. Wenn Du uns versprichst, daß Du Dich wegen Feuernähe größter Vorsicht befleißest, wollen wir Dir das Rezept mitteilen. Uebrigens ist das Waschen solcher Handschuhe nicht teuer, für 20 Pfg. das Paar wird das überall besorgt.

Erwin Fröhlich in Berlin. Erwin, altdeutsch, der erhabene und ruhmvolle Sieger; Walther, altdeutsch, gewaltiger Kämpfer, Herrscher, Gebieter.

Vorsicht, die Mutter der Weisheit. Du hast ganz recht, Verlosungen und Lotterien, und seien dieselben kleinsten Maßstabes, dürfen nur mit behördlicher Erlaubnis veranstaltet werden, sonst setzt es derbe Strafen. Es ist sehr hübsch von Dir, daß Du Deine Kameraden darauf aufmerksam machen willst.

Kostka O. Raten zur Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsmethode zum Selbsterlernen. Kann jede Buchhandlung besorgen.

F. V. in Halle a. S. bittet die lieben Kameraden um gütige Beantwortung folgender Fragen durch den „G. K.“: 1) Kann man sich Hirschgeweihstangen (also ohne Schädeldecke) selbst aufsetzen, und in welcher Weise? 2) Wie kann man sich von Siegeln Abdrücke verfertigen? 3) Wie ordnet man eine Münzsammlung am besten?

„**Elektrice**“. Unter dieser Chiffre wird dem „Guten Kameraden“ geschrieben: „Allen Kameraden, welche Belehrung über die Anfertigung von Elementen, Leitungen u. s. w. wünschen, erteile ich gerne schriftliche Auskunft, wenn sie sich unter „Elektrice“ postlagernd „Elberfeld“ mit mir in Verbindung setzen und Rückporto beifügen. Auch Apparate werden billig besorgt. Alles Nähere schriftlich auf Anfragen unter obiger Adresse.

Emadeddin Zonkin. Allerdings, das wird manchen Kameraden böse jucken. Frage: „Warum hat Krause keene Haare?“

(Antwort: Weil die Väter krauses Haar hatten.)

Brr! — Auf Deine Frage kommen wir in einer der nächsten Nummern zurück. Müssen uns die betreffende Litteratur erst mal etwas näher ansehen.

A. R. in Zittau. Kautschukbuchstaben liefert Oskar Sperling in Leipzig. Nähere Adresse nicht nötig.

Königlichen Obertertianer in Elbing. Ein feiner eleganter Kerl, dieser Hinterindier, potztausend!

Berlin W. Einer Deiner Freunde ist von einem tauschlustigen Kameraden ganz gräulich bemogelt worden. Ja, das ist ein trauriges Kapitel. Werden uns ernstlich besinnen, ob sich nicht so ein kleines Prangerchen einrichten läßt.

O. E. Du willst ein Aquarium kaufen? Warum willst Du den Bau eines solchen nicht selber versuchen? Er ist gar nicht schwierig. Um übrigens Deine Frage zu beantworten, sei gesagt, daß fast jede Handlung mit Beleuchtungs- und Wasserleitungsartikeln in der Regel eine große Auswahl an Aquarien hat. Daß der „G. K.“ über die Pflege der Aquariumbewohner schon einmal einen großen belehrenden Artikel gebracht hat, weißt Du?

Felix Kauffmann in Danzig, Hundegasse 105, bittet die lieben Kameraden Karl Albrecht in Bremen und Paul Lohmann in Hagen i. W. um genaue Beschreibung ihres preisgekrönten Automaten. Zu Gegendiensten gern bereit.

E. S. 16. Du willst Peter Schnäuzchen auch noch karrikieren? Na, das mag ein nettes Bildchen werden. Sind sehr gespannt darauf.

N. N. Es gibt in Deutschland Ackerbauschulen und Landwirtschaftsschulen. Erstere fordern eine vorausgegangene gute Volks- (Mittel-) schulbildung, letztere das Reifezeugnis für die Tertia eines Gymnasiums. Die letzteren gibt es in Worms, Liegnitz, Kleve, Brieg, Heiligenbeil, Lüdinghausen, Flensburg, Marienburg, Schivelbein, Samten, Helmstadt, Bückeburg, Varel, Weilburg, Döbeln u. s. w. — Die höhere Ausbildung kann in Deutschland durch Besuch der landwirtschaftlichen Institute zu Göttingen, Halle a. d. S. Breslau, Jena, Königsberg, Kiel, ferner auf der landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf, Bonn, Hohenheim, Eldena bei Greifswald, Berlin, Tharand u. a. erreicht werden. Es wird von denselben in der Regel eine Vorbildung, welche der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienste entspricht, gefordert. Willst Du noch nähere Bedingungen wissen, dann lasse Dir von den betreffenden Instituten Hausordnung und Lehrplan senden. Gruß freundlichst erwidert.

Kurt R. in B. Natürlich haben Sie recht. Herr Obertertianer — schockschwerenot! Auch der sonstige Inhalt des Briefleins hat unsern ganzen Beifall, nur mit den Flüchtigkeitsfehlern, die drinn stecken, damit sind wir nicht einverstanden*).

L. B. in Wien. Eine ganz vortreffliche kleine Naturgeschichte für die Jugend zur Selbstbelehrung und für den ersten Unterricht ist die von Friedrich Berge, erschienen in F. Löwes Verlag (W. Effenberger), Stuttgart. Sie enthält über 400 Abbildungen, darunter etwa 300 in Farbendruck, außer der wissenschaftlichen Behandlung der Materie auch noch sehr viele Winke über das Sammeln und Präparieren. Allen jungen Zoologen, Botanikern und Mineralogen zu empfehlen.

D. U. Solche „Selbstverbrochene“ sind uns ganz willkommen, nur gebrechlich dürfen sie nicht sein. Besten Dank.

C. F. in A. Der erste Band des Dammerschen Naturfreund enthält: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik und Zoologie. Der zweite: Fortsetzung der Meteorologie, Chemie, Physik (Magnetismus, Elektromagnetismus, Mikroskopie), Botanik, Zoologie.

Pseudoneffe. Ei der Tausend, bist Du ein Kampfhähnchen! Warum willst den „Kränzlerinnen“ nicht auch eine Freude gönnen? Da ist der „G. K.“ denn doch andrer Ansicht. Ist es nicht besser, sie lesen etwas Vernünftiges, als daß sich

*) Anm. des Setzerlehrlings. Setzen Sie sich 'mal gleich um drei 'runter, Herr Obertertianer!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Echte Briefmarken! Billig 6 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 40 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108.** (Eing. Johannisstr. 23.)

10 M. Sensationellen Erfolg 10 M.
erzielt der

Photographieapparat

Phönix,

komplett neueste Konstruktion nur **10 Mk.** Jeder Apparat ist **probiert,** sehr solid gearbeitet und erzeugt vortreffliche Bilder. App. Phönix m. g. Anw. lief. g. Nachn. od. Voreins. v. **10 Mk.**

Versandgeschäft von

10 M. C. Leger, Nürnberg 10 M.
(gegründet 1860.)

Für meine **Buchhandlung** suche ich zu möglichst baldigem Eintritte einen **Lehrling.**
Rudolstadt i. Th. **R. Keil.**

Ein Buch für jeden Schüler.

In meinem Verlage erschien 1889 in 2. Auflage: „Siegesdepeschen von 1870/71.“ Preis bei freier Zusendung 30 Pfg. — Betrag in Marken erbeten. **H. Mardus, Elberfeld.**

Photographische Apparate mit sämtl. Zubehör, Bildgröße $6^1/_2 \times 9^1/_2$ cm verk f. 15 Mk. **F. W. Meyer, Berne (Oldbg.)**

Elementar- **Zeichenunterricht** (Landschaft, Anatomie, Kompositionslehre u. s. w.) erteilt **E. B. Kietz** (Zeichner bekannter Bildnisse von R. Wagner, H. Heine, Delaroche, Mignet, Beranger, Schröder-Devrient u. a. nach dem Leben).
Dresden, Uhlandstraße 2, III.

Ausländer u. Schüler höh. Lehranstalten,

die besonderer Nachhilfe bedürfen, finden vorzügliche, bestempfohlene **Pension** in meinem Erziehungs-Institut für Söhne höherer Stände in **Hirschberg im Riesengebirge**
von Borch.

Militär-Vorbildungs-Anstalt Potsdam.

Staatlich konzessioniert. Vorbereitung z. Fähnrichs-, Primaner- und Freiwilligen-Examen. Pensionat. Eintritt jederzeit. Prospekte durch den Dirigenten **Oberlehrer Dieckmann.**

Pensionat für In- u. Ausländer.
Berlin, Friedrichstraße 218.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Der **Naturfreund.**

Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.

Herausgegeben von
Dr. Otto Dammer.

Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.

Erster und zweiter Jahrgang.

Gebunden à Mk. 6. 75.

Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

Das **neue Universum.**

Reich illustriert.

Preis gebunden M. 6. 75.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für die reifere Jugend. Es bietet sich hier für den Knaben, der anfängt zu denken, ein passendes Uebergangsbuch, welches dazu bestimmt ist, ihm als belehrender und unterhaltender Führer ins praktische Leben zu dienen.

Der X. Band ist soeben erschienen. Sonst noch vorrätig sind die Bände II. bis IX. Preis à M. 6. 75. — Zu haben in allen Buchhandlungen.

☛ **Der heutigen Nummer liegt ein Teil des Katalogs der Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig bei.**

das Züngelchen ewig regt? Wenn's übrigens 'mal ernstlich losgeht, steht der „G. K." natürlich auf Deiner Seite; aber ritterlich wollen wir dabei sein. — Für den „quicken Burschen" schönen Dank. Herzlich willkommen!

E. K. in **Karlsruhe.** Ueber die Selbstanfertigung einer einfachen und recht praktischen Laubsägemaschine wird der „G. K." demnächst berichten. Gedulde Dich ein wenig.

Otto Baumann in **Frankfurt a. M., Wiesenau 38.** Wie man einen solchen Automaten fertigt, das kann Dir einer jener Tausendkünstler sagen, die beim vorjährigen Weihnachtswettbewerb so hübsche Arbeiten geliefert haben. Sicherlich ist einer jener Kameraden so gut und schreibt Dir darüber.

Lange Latte. Nein, mein Freund, davon weiß die Geschichte nichts. Wie und wo klügelt ihr nur derartige Fragen aus? Das ist ja rein zum Purzelbäume schlagen.

Gymnasiast. Deine Knacknüsse sind ganz prächtig, aber wohin damit? Wenn wir alle diese Einsendungen nebeneinander legen, wir glauben, das reicht schon einige Male um den Aequator rum.

Tauschmarkt.

Wilhelm G. Gribel, pr. Adr. Herrn Pastor Ihlefeldt in Schwaan i/M. ersucht die Kameraden um Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel.

Mit Ausländern sucht Tauschverbindung Fritz Hobus in Augerburg (Ostpreußen.)

Martin König in **Breslau, Tauenzienplatz 10 b** möchte bis Ende des Jahres 1000 ausländische Marken haben. Gebe dem Einsender der 100., 200. 2c. hübsche Prämien.

Eine prachtvolle Ulmer Dogge zu vertauschen hat Rob. Baumann in Giebichenstein bei Halle a/S. Neilstraße 101.

Hans Haedicke in **Berlin W 62, Joachimsthalisches Gymnasium,** sucht eine württembergische Weltpostkarte und ein bayr. Kreuzband.

Tausche meine Briefmarkensammlung gegen eine Druckerpresse mit lateinischen Lettern. Raph. Barbé, Le Vivier sur Mer (Ille-et-Vilaine, Frankreich).

Kaspar Flüs in **Hagen i/W., Böhmerstraße 31,** gibt für ein Paar Schneeschuhe ein elektrisches Element.

Bitte die Kameraden um Marken ihres Landes gegen ebenso viele schweizerische. Karl Frey in Olten (Schweiz) Friedhofstr. 688.

Einen Elektro-Motor gesucht von Karl Motz in Mühlhausen i/E., Baselgasse 2.

600 Briefmarkendubletten zu vertauschen hat: Karl Dralle in Alfeld a/L. Unter der Kirche 119.

Vertausche mein Herbarium und meine Mineraliensammlung. Bitte auch noch um Mitteilung von Zauberkunststücken. E. Reinhold in Wien IX, Müllnergasse 13.

Jeder, der mir 3 seltene Silbermünzen schickt, erhält dafür andre gleichwertige Gegenstände. Näheres brieflich. Immo Faber in Magdeburg, Johannisbergstraße 7 a.

Tausche mit Ausländern die neuen Reichspostmarken. Alfr. Reichelt in Berlin SW. 13, Neuenburgerstr. 18 a.

Martin Leitritz in **Bunzlau (Schlesien),** sammelt eifrig Münzen und gibt für solche ein Herbarium und eine Steinsammlung.

Suche seltene Marken. Gebe dagegen eine Eiersammlung, Stempel und Schmetterlinge. Gust. v. Löbbecke in Cassel, Kronprinzstraße 14.

Wer sendet mir zu einem wohlthätigen Zweck ganz gewöhnliche Marken? Fritz Petrina in Prag, Nikolandergasse 10.

Gebe drei sehr schöne Kaninchen guter Rasse ab. W. Osborne in Dresden, Eliasstraße 8 I.

Ersuche die Kameraden um Zusendung von Marken zur Anlegung einer Sammlung. C. Binder in Heilbronn, Cäcilienstraße 60.

500 Soldaten nebst 12 Geschützen führe ich auf den Tauschmarkt. Möchte dagegen entweder eine Dampfmaschine oder Münzen und Marken haben. Hermann Polko in Schweidnitz (Schlesien).

Carl Giesa in **Remscheid, Erholungsstraße 4,** sucht ein elektr. Element, gibt dafür Drucklettern.

Universalbibliothek für die Jugend

enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur: u. a. den **Campeschen „Robinson", „Coopers Lederstrumpfgeschichten",** den **Ferryschen „Waldläufer"** und **Marryats berühmten „Steuermann Ready"** oder **„Der Schiffbruch des Pacific",** sowie dessen **„Jakob Ehrlich"** und **„Peter Simpel".** Ferner **Coopers „Roter Freibeuter", Birds Erzählung „Der Waldteufel", Marryats „Japhet, der seinen Vater sucht"** und **„Onkel Toms Hütte", Murrays „Prairievogel", „Gullivers Reisen"** von **Swift** und des **Cervantes „Geschichten von Don Quichotte".** Weiter **Beckers „Erzählungen aus der alten Welt", „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums"** von **Gustav Schwab, Friedrich Jacobs „Feierabende in Mainau"** und **J. P. Hebels „Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes".** Neben **Andersens Märchen** finden sich die **„Volksmärchen der Deutschen"** von **Musäus** und die **Hauffschen** vertreten. Auch **Cristoph von Schmids „Rosa von Tannenburg", „Die Ostereier", „Heinrich von Eichenfels"** u. a. fanden Aufnahme.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen. Wo keine solche sich befinden, wende man sich direkt an die Verlagshandlung von

Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Grossh. technische Hochschule zu Darmstadt.

Bauschule, Ingenieurschule (Bau- u. Kultur-Ingenieure), Maschinenbauschule, Chemisch-technische Schule, (Chemiker u. Pharmaceuten), Mathemat.-naturwissensch. Schule (Studierende der Mathematik, Physik u. der beschreib. Naturwissensch.), Elektrotechn. Schule. Kursus für Geometer I. Kl. Winterkursus f. Konsolidations-Geometer u. Kulturtechniker. — Prüfungen für den Staatsdienst vor dem Grossh. Prüfungsamte zu Darmstadt, Reichsprüfung für Pharmaceuten, Diplomprüfungen, Prüfungen f. Ausländer. — Zulassung der Studierenden zu den **Staatsprüfungen** für **Hochbau, Ingenieur- u. Maschinenwesen** in Hessen, Preussen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Braunschweig. — Beginn des Wintersemesters 15. Okt. Anmeldungen bis 12. Okt. Programm unentgeltlich vom Sekretariat. **Die Direktion.**

Das **Berliner Militär-Pädagogium** von **P. Killisch jr.,** welches seit vielen Jahren mit gutem Erfolge für alle Militär-Examina vorbereitet, befindet sich **nach** wie **vor** in **Berlin W.,** Körnerstraße 7; Näheres das Programm.

Militär-Pädagogium

von Direktor Dr. Fischer, neun Jahr erster Lehrer des verstorbenen Dr. Killisch (der seit 1883 nicht unterrichtete), staatlich konzessioniert für alle Militär und Schulexamina. Im letzten Halbjahr weitaus glänzendste Resultate in jeder Art der Examina; alle Schüler (Fähnriche, Einjährige, Abiturienten, Primaner, Sekundaner) bestanden. Disziplin, Unterricht, Tisch, Wohnung vorzüglich empfohlen.

PÄDAGOGISCHE **MUSIKSCHULE** v. Wera v. Mertschinsky Dresden, Struvestr. 15p. Unterricht in Klavier, Violine, Violoncello, Chor- u. Sologesang, Musikgeschichte, Harmonie- und Kompositionslehre, Ensemblespiel.

Pension für In- und Ausländer, beste Referenzen. **Fr. Heerlein,** Lübeckerstraße 4, **Hamburg.**

Söhne angesehener Eltern, welche aus Neigung für Thätigkeit in der freien Natur oder aus Gesundheitsrücksichten die Landwirtschaft resp. Gärtnerei — theoretisch und praktisch — erlernen wollen, finden Michaeli Aufnahme und sorgfältige Pflege im Institut Koeritz (Leipzig-Gera), verbunden mit berühmter Musterwirtschaft, Gartenbauschule 2c. — Beste Referenzen. Näheres durch Direktor Dr. **H. Settegast.**

Handels-Institut

Longchamp, Ouchy, Lausanne.

Neuere Sprachen, Franz., Engl., Ital., Span., Handelsfächer, kaufm. Korrespondenz in engl., franz., ital., span. Sprache. Vorber. f. einj. Militär- u. Schul-Ex. inkl. Abit.-Ex. **Dr. Goergens, Direktor.**

Briefmarken-u. Münzen-Geschäft

von Braden & Koenemann

Pruxillo (Span. Honduras).

Briefe via New York und New Orleans.

Briefmarken-Tausch-Verbindungsgelegenheit sucht Gust. Müller in Ludwigshafen a. Rh., Oberes Rheinufer.

Vertausche meine Schmetterlingssammlung gegen Briefmarken und Ganzsachen. Herm. Thomas in Regensburg H 209.

Briefmarken tauscht H. Richter in Cöthen, Ringstraße.

Wünsche einen elektr. Apparat gegen meine argentinische 2c. Markendubletten. A. Hahnin Altenburg, Kanalstr. 34 I.

Außerdeutsche und außerösterreichische Kameraden ladet zum Markentausch ein: Maximilian de Terra in Zürich.

Altertümer und Mineralien sucht F. Hergersberg in Berlin, Augustastraße 52 I.

Ein Anfänger im Sammeln bittet die „Besten der guten Kameraden" um Dubletten. Paul Guyet in Weimar, Brauhausstraße 40.

Paul Blüthgen in **Torgau, Leipzigerstraße 89 I,** und **Wilh. Bülle** in **Selmsdorf** bei **Lübeck,** bitten um Zusendung von Karten mit Tipp-Topp-Stempel.

Russen und **Spanier,** die mir Marken ihrer Länder senden, übermittle ich die gleiche Anzahl deutscher. Fritz Böhme in Dresden-A., Zöllnerstr. 1 II.

J. Kozowski in **Lemberg, Czarnekigasse 24,** hat einige ganz seltene alte österreich. Marken und Kartenbriefe zu vertauschen.

Suche ein Zweirad gegen meinen großen photographischen Apparat. Gust. Lesser in Schmalkalden.

Wer will mein chem. Laboratorium? Wünsche dafür Siegel und Münzen. F. Vogel in Halle a. S., Bahnhofstr. 17.

100000 nichtdeutsche Briefmarken sollte ich in Kürze haben. Jeder fünfte Einsender erhält einen Preis. Ed. Vermehren in Hamburg, Grindelberg 86.

Eine Segeljacht (80 cm lang) möchte ich vertauschen; wünsche dafür ein Paar norwegische Schneeschuhe. E. Friedländer in Berlin W., Bülowstr. 15/16.

Sammle eifrig Münzen. Wer unterstützt mich? Der Einsender der wertvollsten erhält einen echten chinesischen Götzen. Felix Kauffmann in Danzig, Hundegasse 105.

Otto Außem in **Orel (Rußland), Kadettencorps,** tauscht Briefmarken und Ganzsachen.

Eine ungestempelte Sachsen 3 Pf. rot, hat zu vertauschen: Oskar Wucher in Ansbach (Bayern), Platenstraße 13.

Zum Tausch von alten deutschen Marken möchte ich mit Kameraden in Korrespondenz treten. Alfred Wagner in Görlitz, Elisabethstraße 37 II.

Siegel und Wappen sucht B. Höppe in Greifswald, Langefuhrstraße 43.

Hans v. Baltz in **Dorpat, Rußland, Bahnhofstraße 4,** hat viele russische Dubletten.

Suche einen Elektromotor oder ein Chromsäure-Flaschen-Element. Gebe dafür einen Induktor und einen Elektromagneten. Hans Neuhäuser in Leipzig, Bahnhofstraße 17.

Alfred Miehe in **Halberstadt, Schmiedestraße 10,** vertauscht eine Dampffontäne (ist sie denn sicher? sonst ein gefährlich Ding! D. Red.) gegen einen photograph. oder elektr. Apparat.

Habe ein Album mit 1000 seltenen Marken abzugeben. A. Ströbel in Heilbronn, Kirchbronnenstraße 5.

Möchte einen Druckapparat, womöglich mit Lettern; revanchiere mich mit einer Laterna magica nebst 12 Bildern. P. Lipinsky, Untertertianer in Gleiwitz, Gr. Mühlstraße 1.

Notabene! Ueberflüssige Dubletten wollen die Kameraden gütigst mir zukommen lassen! O. Barber in Hamburg, Graumannsweg 51.

C. Müller in **Straßburg, Kalbsgasse 1,** vertauscht Marken, Steine und Käfer gegen Münzen.

Orientalische Postwertzeichen sucht Alex. Schröder in Graz, Stainzerhofgasse 2.

Ein Puppentheater mit Schreiberschen Dekorationen tauscht: R. Slottko in Steglitz, Albrechtstraße 110.

Suche Münzen und Marken. Erich Huth in Landsberg (Warthe), Markt 7.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 9.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Der Bedrohte wagte kaum zu atmen, und zwar nicht infolge dieser Drohung allein, sondern weit mehr noch vor Schreck über die Behandlung, welche ihm so unerwartet widerfahren war.

Suef kam. Mit ihm wurde kein überflüssiges Wort gewechselt, sondern Schwarz nahm ihn gleich, als er um die Ecke bog, bei der Gurgel. Er wurde zu Boden geworfen und gebunden. Ebenso erging es einem dritten, den Schwarz noch herbeirief.

Nun befanden sich nur noch drei Homr am Feuer, deren schnelle Ueberwältigung nicht schwierig war. Zwei Dschelabi blieben bei den Gefangenen. Mit den übrigen sechs ging Schwarz nach dem Feuer, wo je zwei von ihnen, ohne ein Wort zu sagen, einen Homr ergriffen. Dieselben waren so überrascht, daß sie fast gar nicht an Gegenwehr dachten. Einige zornige Fragen ihrerseits und einige kräftige Hiebe, welche sie vor die Köpfe erhielten, dann schlangen sich die Fesseln auch um ihre Arme und Beine.

Man ließ sie am Feuer liegen und schaffte dann die übrigen Homr nebst den vier Gumleuten herbei. Diese letzteren lebten, doch thaten sie, als ob sie noch betäubt seien; aber man sah, daß sie zuweilen die Augen ein wenig öffneten, um die Männer zu betrachten, denen sie in die Hände gefallen waren.

Nun schickte Schwarz drei Dschelabi ab, um den Verwundeten oder vielleicht auch Toten zu holen, welcher von der Kugel des Slowaken getroffen wurde. Als sie ihn daher brachten, zeigte es sich, daß er schwer verwundet war. Die Kugel hatte ihm den rechten Oberschenkelknochen zerschmettert, und Schwarz machte sich daran, das Bein so gut, wie die Umstände es erlaubten, zu verbinden.

– Der Mudir kam seinem Gaste an der Thür entgegen, kreuzte die Hände über der Brust und begrüßte ihn mit einem ausführlichen Salem aleik. –

Das alles geschah, ohne daß mehr als das Allernotwendigste gesprochen wurde. Die Gefangenen zumal zogen es vor, gar kein Wort hören zu lassen, wohl zumeist aus dem Grunde, weil der Schech sich schweigend verhielt.

Indem Schwarz das Lager in der Obhut der übrigen hinterließ, begab er sich nun mit vier Krämern nach dem Lagerplatze der Gum, um die Kamele und die bei denselben liegenden Gegenstände herbeizuholen. Als dies geschehen war, wurde einer der Dschelabi als Wache ausgestellt. Dies geschah, weil anzunehmen war, daß Abu el Mot sich wohl nicht allzu weit entfernt haben werde; er konnte wohl gar

auf den Gedanken kommen, bezüglich seiner überwältigten Gefährten einen Befreiungsversuch zu unternehmen.

Als so alles Nötige geschehen war, setzten sich die Sieger um die Besiegten, und nun glaubte der Schech die Zeit sei gekommen, endlich ein Wort der Aufklärung zu verlangen.

„Allah ist unerforschlich; ihn darf kein Mensch fragen," sagte er. „Von euch aber möchte ich erfahren, weshalb ihr mich und meine Leute überfallen und gebunden habt!"

„Das weißt du ebenso genau wie wir," antwortete Schwarz.

„Nichts weiß ich, gar nichts!"

„Es geschieht euch viel weniger, als uns geschehen sollte. Wir sollten überfallen und getötet werden; ihr aber seid nur überfallen und gefesselt worden."

„Wer hat euch töten wollen?"

„Die Gum, von welcher du selbst gesprochen hast."

„Ich weiß nichts von ihr!"

„Lüge nicht! Mein Tod war längst beschlossen. Warum kamst du an unser Lager und hast meinen Arm ergriffen, um dich zu überzeugen, ob ich schlief? Wozu hattest du dann die Gum aufgesucht und die Männer derselben hierher geführt?"

„Allah akbar — Gott ist groß!" war alles, was der Schech darauf antwortete. Er wußte nun, daß man ihn überführen könne. Dennoch versuchte er, sich aufs Leugnen zu verlegen, indem er in fingiertem Zorne ausrief:

„Wer hat mich verleumdet? Wir sind deine Beschützer gewesen und müssen Dank erwarten. Anstatt dessen schlägst du uns in Banden und redest uns Uebles nach. Wir sind freie Beni Arab. Wer hat euch Gewalt über uns gegeben? Und wer hat dich zum Richter über uns gesetzt? Ich fordere, daß du uns unverweilt die Freiheit wiedergibst!"

„Das kann ich nicht, eben weil nicht ich dein Richter bin. Dein Schicksal steht nicht in unsern Händen, sondern in der Hand des Mudir von Faschodah, dem wir dich morgen oder vielmehr heute übergeben werden."

„Allah kerihm — Gott ist gnädig!" rief der Schech erschrocken. „Der Mudir ist aber unser Feind."

„Er wird alle Veranlassung dazu haben, da er der Feind jedes Ungerechten ist. Seiner Hand wirst du nicht entgehen, selbst wenn du eure heilige Fathha und eure Sure Jesin betest. Macht ja keinen Versuch, euch zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen; er würde euch nichts nützen! Es werden weder Drohungen noch Bitten mich abhalten, euch dem Mudir zu überantworten. Er wird unsre Anklage und eure Verteidigung hören und dann sein Urteil sprechen."

„Bedenkt, daß ihr der Rache des ganzen Stammes Homr verfallt!"

„Ich verachte den Stamm, dessen Schech sich feig verkriecht, wenn der Löwe brüllt, während arme Dschelabi den Mut haben, den ‚Herrn des Donners' zu töten."

„So fürchte wenigstens Abu el Mot, den Gewaltigen!"

„Wie soll ich ihn fürchten, der vor mir davongelaufen ist! Er hat vor lauter Angst sogar vergessen, seine Kamele mitzunehmen. Gib dir keine Mühe!"

Der Schech gab sich noch weitere Mühe, Schwarz zu bewegen, die Gefangenen freizugeben, doch vergeblich. Er wendete sich endlich mit einem grimmigen Fluche ab. Keiner der andern hatte ein Wort gesprochen. Sie sahen die feste Entschlossenheit des Deutschen und fügten sich mit verhaltener Wut in ihre Lage. Jedenfalls hegten sie die Hoffnung, daß Abu el Mot kommen werde, sie zu befreien.

Diese Erwartung schien berechtigt zu sein, denn die ausgestellte Wache kam nach einiger Zeit herbei, um zu melden, daß sie eine Hyäne gesehen habe, welche aber vielleicht ein Mensch gewesen sei. Schwarz machte sich sogleich auf, dem Manne mit dem „Vater der elf Haare" zu folgen. Er führte sie an die betreffende Stelle, an welcher aber nichts mehr zu sehen war.

Schwarz entschloß sich, mit dem Ungar den Felsen in weitem Kreise zu umgehen. Indem sie das thaten, erblickten sie, als sie eine Strecke gegangen waren, wirklich eine tierartige Gestalt, welche sich zwischen ihnen und dem Felsen befand. Sie hatte ihre Aufmerksamkeit wahrscheinlich ganz auf den letzteren gerichtet und sah die beiden nicht, welche hinter ihr standen.

„Soll ich diese neugierige Dibb*) erschießen?" fragte Stephan, indem er das Gewehr erhob.

„Nein, denn es scheint auch mir, daß es ein Mensch ist, der auf Händen und Füßen geht, um einen etwaigen Wächter zu täuschen. Kriechen wir auf die Gestalt zu! Sie bewegt sich langsam nach der Ruine hin. Vielleicht blickt sie sich nicht um, bis wir nahe genug sind, sie zu ergreifen. Wäre es eine Hyäne, so würde sie uns schon gewittert haben."

Sie legten sich auf die Erde, und da sie sich schneller als die geheimnisvolle Gestalt bewegten, so kamen sie ihr rasch näher. Es war ein Mensch, jedenfalls zu der Gum gehörig, welcher den lichten Haïk abgelegt hatte. Er ahnte keine Gefahr hinter sich und achtete nur auf den Felsen, den er zu gewinnen trachtete.

Die beiden kamen ihm bis auf zehn oder zwölf Schritte nahe. Da erhob sich der Ungar, sprang auf ihn zu und warf sich mit solcher Gewalt auf ihn, daß er über ihn hinwegstürzte und im Festhalten einen ganz regelrechten Purzelbaum schlug. Der Mann riß sich los, sprang auf, um zu entfliehen, lief aber dem Deutschen in die Hände, der ihn packte und ihm die Ellbogen rückwärts auf den Rücken zog.

„Eine Schnur zum Binden!" rief Schwarz dem Kleinen zu.

„Ich habe keine mehr," antwortete derselbe, indem er aufstand.

„So zieh mir das Mendil*) aus der Tasche!"

Dies geschah. Der Mann versuchte zwar, sich zu wehren, aber das hatte bei der Riesenstärke des Deutschen keinen Erfolg. Er wurde an den Armen gebunden; die Beine ließ man ihm frei, da er nach dem Lager zu gehen hatte.

„Wer sendet dich?" fragte ihn Schwarz. Als er keine Antwort erhielt, setzte er ihm den Revolver an das Ohr und drohte: „Rede, oder ich schieße!"

„Abu el Mot," stieß nun der Mann widerwillig hervor.

„Du solltest unser Lager auskundschaften?"

„Ja."

„Wo befindet sich der Rest der Gum? Sage die Wahrheit, sonst ist es doch um dich geschehen! Ich werde mich überzeugen."

„Südwärts von hier."

„Wie weit?"

„Zehn Flintenschüsse."

„Gut, vorwärts!"

Man kann sich die Wut der Homr denken, als sie den neuen Gefangenen erblickten. Ihre Hoffnung auf Rettung mußte bis auf ein Minimum verschwinden. Der Mann wurde gleichfalls an den

*) Hyäne.

*) Taschentuch.

Füßen gebunden und zu den andern gelegt.

Schwarz gab einen Schuß ab, den Abu el Mot gewiß hören mußte. Derselbe sollte denken, daß die Kugel seinem Späher gegolten habe. Dann brach er mit Hadschi Ali und dem Ungar, welche er für die Mutigsten hielt, auf, um nach der Gum zu suchen. Der „Vater des Gelächters" lieh sich dazu das Gewehr eines seiner Genossen.

Als sie, stracks nach Süden gehend, die angegebene Entfernung zurückgelegt und noch nichts gesehen hatten, schlugen sie einen rechten Winkel, und bald zeigte es sich, daß sie das Richtige getroffen hatten, denn während sie ohne Burnus gingen und also nur schwer gesehen werden konnten, sahen sie bald die Haïks der Araber schimmern.

Sie näherten sich denselben so viel wie möglich und schossen dann ihre Gewehre ab, weniger um sie zu treffen, als vielmehr, um sie in die Flucht zu jagen, was ihnen auch vollständig gelang.

„So! Die kommen nun nicht wieder!" lachte der Slowak.

„Und senden auch keinen Späher wieder aus," stimmte Hadschi Ali bei, „denn wir würden denselben gewiß auch fangen. Allah ist uns gnädig gewesen, und wir haben über einen gefährlichen Feind gesiegt."

„Du aber nicht, denn du hättest fast unsern besten Freund erschlagen," antwortete der Ungar. „Auf dich werden keine Heldenlieder gedichtet."

„Etwa auf dich, du Vater des größten Löwenmaules? Kennst du von all meinen Völkern und Dörfern nur ein einziges beim Namen?"

„Ich mag diese Namen gar nicht wissen, da sie die Augen so sehr trüben, daß man diesen Effendi für einen Räuber hält. Du hast noch niemals einen so großen Beweis deiner Klugheit gegeben wie vorhin, da du ihn fast erschlugst."

„Haltet Frieden!" gebot der vor ihnen her schreitende Deutsche. „Auch du, Ibn el Dschidri, hast eine große Dummheit begangen."

„Ich?" fragte der Slowak verwundert.

„Ja. Ihr habt nichts voreinander voraus."

„Welche Dummheit sollte das gewesen sein?"

„Ich wollte Abu el Mot ergreifen; aber dadurch, daß du nicht auf meinen Befehl warteteſt, sondern zu zeitig losbrachest, hast du es unmöglich gemacht. Du hättest die Leute noch einige Schritte weitergehen lassen sollen."

„Mein Mut war zu groß, Effendi. Er ließ sich nicht mehr zügeln!"

„Nur derjenige Mut ist lobenswert, welcher sich mit Klugheit und Ueberlegung paart. Der Fehler Hadschi Alis hat nur mich getroffen, der deinige aber wird weit mehr Menschen schädigen. Viele Reisende und Hunderte von Sklaven werden deine Uebereilung zu büßen haben. Hätte ich diesen Abu el Mot in meine Hände gebracht, so stand mit Gewißheit zu erwarten, daß der Mudir von Faschodah ihn für immer unschädlich machen werde."

„Das ist freilich wahr, Effendi," gestand der Kleine. „Meine Seele ist von Wehmut erfüllt und mein Herz von Reue über meine Ungeduld. Doch hoffe ich, daß du sie mir verzeihen werdest!"

„Das werde ich. Dafür erwarte ich aber, daß du nicht andern dann Vorwürfe machst, wenn du selbst welche verdienst."

„O, diese Vorwürfe haben nicht viel zu bedeuten. Hadschi Ali ist mein bester Freund. Wir lieben uns innig; aber diese Liebe ist gerade dann am größten, wenn wir uns zanken und einander ärgern. Nicht wahr, du guter Vater des Gelächters?"

„Ja," bestätigte Ali in vollstem Ernste, wobei er jedoch eine höchst lächerliche Grimasse zog. „Allah hat unsre Herzen verbunden, so daß sie wie ein einziges schlagen. Aber unsre Kenntnisse sind zu verschiedener Natur. Es gelingt uns nie, sie zu vereinigen. Bitten wir den Propheten, daß er es bald verbessere!"

Als die drei beim Lagerplatze erschienen, mußte den Gefangenen der letzte Rest ihrer Hoffnung auf Befreiung schwinden. Sie hatten die Schüsse gehört, und da sie den Deutschen mit seinen Begleitern so ruhig und unverletzt zurückkehren sahen, mußten sie dieselben für die Sieger in dem stattgefundenen Gefechte halten.

Schwarz stellte noch eine zweite Wache aus, obgleich er überzeugt war, daß Abu el Mot seinen Versuch nicht wiederholen werde. Die beiden Wachen hatten kein Opfer zu bringen, da nach der großen Aufregung, welche der Angriff erst der Löwen und dann der Gum hervorgerufen hatte, vom Schlafe gar keine Rede sein konnte. Uebrigens war der Morgen nicht mehr fern, und man nahm sich vor, ihn unter Gesprächen und Erzählungen zu erwarten.

Da die Gefangenen nicht zu hören brauchten, was von ihnen gesprochen wurde, so schaffte man sie zur Seite, wo sie lautlos lagen wie bisher. Nur der Verwundete ließ zuweilen ein schmerzliches Stöhnen hören und dann sorgte Schwarz stets dafür, daß ihm das Bein mit Wasser gekühlt wurde.

Bei einer solchen Gelegenheit konnte der „Vater der vordern Löwenhälfte" es nicht unterlassen, dem Gelehrten einen neuen Beweis von der Größe seiner Kenntnisse zu geben, indem er in deutscher Sprache erzählte, und zwar auf die Verletzung des Gefangenen anspielend:

„So ein Bruch, beiniger, seinte gar nicht schlimm. Er wernte geheilt in Zeit, sehr kurze. Auch ich hab' schon einmal heilte einen solchente."

„So? Wer war der Patient?" fragte Schwarz.

„Das seinte freilich kein Geschöpf, menschliches, sondern nur ein Kranker, voglicher, gewesente. Herrrr Wagner hatt geschießte ein Abu miah*), hatt gelahmte, Flügel und Schroot, gingte auch in Bein, linkiges, so daß Bein war vorzwei. Hab ich genommte Storch, verwundeten, gebundelnte fest mit Schnur, damit er sich nicht können bewegente, und ihm dann machte Schiene an Bein, mitleidiges. Dann hatt Storch immer stehente auf Bein andres, bis seinte geheilt Bein, trauriges. Herrrr Wagner hatte mich lobente dafür sehr und mich genannt einen Dramaturg, großartigen."

„Wohl Chirurg?"

„Nein, Dramaturg?"

„Dann befinde ich mich im Irrtume. Was ist ein Dramaturg?"

„Das Wort ist aus Sprache, lateiniger, in der ich seinte Meister, unbestreitlichbarer, und heißt soviel wie ein Arzt, studiumtierter, welcher kann wieder machte zusammen alle Brüche, knochige."

„So! Und was ist ein Chirurg?"

„Unter Chirurg verstehente man Leute, künstlerige, welche hatten gespielt und gesungte ‚Preziosa dir, dir folgen wir' oder auch ‚Leise, leise, frommte Weise, schwingte auf zum Sterntekreise.' Wird geblaste Musik dazu und gegeigte Violin."

„Und das thun wirklich die Chirurgen?"

„Ja. Ich selbst hatt es gesehen im Theater, Olmütziges, auf Wanderschaft,

*) Riesenstorch, Mycteria ephippiorhyncha.

meiniger. Es seinte gewesen die Opern Preziosa, das Mädchen, zigeuneriges, und Freischütz oder Samiel, teuflischer."

„Dann habe ich abermals eine Verwechselung zu konstatieren. Chirurg ist der Arzt dann, wenn er äußere Schäden, also auch Beinbrüche, durch äußere Mittel heilt. Ein Dramaturg aber ist ein Gelehrter, dessen Arbeiten sich zwar auf das Theater beziehen, der aber niemals selbst auftritt, wenigstens nicht in seiner Eigenschaft als Dramaturg; er ist Schauspiellehrer. Sie verwechseln die Bühne mit dem Krankenbette."

„Das seinte doch kein Umtausch, irriger! Warum soll Bett, krankes, nicht auch vorkommte einmal auf Bühne, theateriger? Warum soll stets ich es sein gewesте, welcher hatt gemacht Verwechstelung? Ich hab tragte in Kopf sehr viel Bildung, kenntnisserige!"

„Ja, wie der ‚Vater des Gelächters' seine Länder, Völker, Städte und Dörfer!"

„O nein! Dummheiten, seinige, sind nicht zu vergleichte mit Kenntnis meiniger. Ich habe auf Reisen, vielfältigen, sogar kennen lernte Nautik und Anthropologie."

„So! Wirklich? Was verstehen Sie denn da unter Anthropologie?"

„Das seinte die Lehre von Meerwasser, salziges, und Schiffahrt, gesegelte und gedampfte."

„Schön! Und was ist Nautik?"

„Nautik sein gewesente stets die Kenntnis von Mensch, zahmer und wilder, von Eskimo, thrangetrunkener, und Neger, menschengefressener."

„Das ist schon wieder ein Versehen. Anthropologie ist Menschenkunde, und Nautik heißt Schiffahrtskunde."

„So hab ich mich beschuldigente nur einer Umgetauschterung, kleiner und verzeihlicher. Das hat konnte leicht geschehente, weil Anthropologie also fährt auf Nautik, in Kajüte oder Zwischendeck, schiffiges. Sind gefahrte Sie schon auch auf Nilschiff, hiesigem?"

„Ja, sowohl auf Dahabiën als auch auf Sandals."

„Aber wohl noch nicht auf Noqer, hier gebräuchlichter?"

„Nein."

„So werdente Sie sehen Noqer in Faschodah, sobald wir seinte morgen dort ankommen."

„Sind Sie dort bekannt?"

„Sehrrer, außerordlichente sehrrer! Ich bin gewesente dort schon oft."

„Haben Sie den Mudir gesehen, dem ich mich vorstellen muß, und dem wir die Gefangenen übergeben wollen?"

„Ich hab begegente ihm auf Straße, öffentlicher. Sein Name seinte Ali Effendi, wird aber sehr oft auch Abu hamsah miah*) genennte."

„Das habe ich gehört. Der frühere Mudir Ali Effendi el Kurdi wurde abgesetzt, weil er sich Unterschlagungen zu schulden kommen ließ. Der neue Mudir, welcher auch Ali Effendi heißt, soll sehr streng sein, besonders in Beziehung des Sklavenhandels. Sein Urteil soll, sobald er einen Schuldigen erwischt, fast stets auf fünfhundert Hiebe lauten, weshalb er gern der ‚Vater der Fünfhundert' genannt wird."

„Ja. Wenn morgen wir übergebten ihm die Gum und die Homr, so erhaltente gewiß jeder von ihnen die Fünfhundert, gepfeffertige und gesalztigente."

„Kann denn ein Mensch so viele Streiche auf die Fußsohlen aushalten?"

„Das kann ich nicht gewüßte, weil ich noch nicht hatt bekommte fünfhundert. Aber wenn sie werden gegebt auf Rücken, entblößigten, so muß sicher sterben Verbrecher, kriminellter. Aber horch! Was seinte das? Hat es nicht raschelte in Busch?"

Schwarz hatte es auch gehört. Er forderte die Dschelabi, welche auch laut miteinander sprachen, auf, zu horchen. Bei der nun eingetretenen Stille vernahm man ein ziemlich starkes Schnaufen und Schnobern, wie wenn ein Tier sich auf der Fährte nicht zurechtfinden kann.

„Allah beschütze uns!" schrie der Schech. „Das ist wieder ein Löwe! Er wird uns fressen, da wir nicht fliehen können, weil wir gebunden sind."

„Schweig!" rief ihm der ‚Vater der elf Haare' zu. „Es ist höchstens ein junger Löwe. Ein alter wäre längst schon zwischen uns. Dieses junge Tier aber hat eine ungeübte Nase und wird, sobald es uns erblickt, es gar nicht wagen, zu uns zu kommen."

„Ein Junges?" fragte Schwarz. „Das möchte ich fangen!"

„Wenn du es haben willst, so wollen wir versuchen, es in unsre Hände zu bekommen. Aber wir müssen dennoch vorsichtig sein, denn wir wissen nicht, wie alt es ist. Vielleicht ist es nur eine Hyäne, welche den Geruch des frischen Löwenfleisches wittert."

„Ich werde nachsehen."

Er nahm sein Gewehr und verließ das Feuer. Noch aber hatte er den Lichtkreis desselben nicht überschritten, so kam das Tier um die Ecke des Gebüsches. Es hatte ungefähr die Größe eines tüchtigen Pudelhundes, war also schon im stande, sich nachdrücklich zu wehren. Es floh nicht etwa, als es den Deutschen erblickte, sondern es legte sich glatt auf die Erde nieder und fauchte ihn wütend an, ohne aber zu wagen, auf ihn einzuspringen.

„Da ist das Tier!" rief Schwarz. „Decken her, schnell mehrere Decken her!"

Hadschi Ali und der Slowak, die beiden Einzigen, welche sich nicht fürchteten, folgten diesem Rufe möglichst schnell. Das Tier war schon zu groß zur feigen Flucht, wagte aber doch den Angriff nicht. Also blieb es liegen, indem es die glühenden Augen auf Schwarz gerichtet hielt. Diesem wäre es leicht gewesen, es durch eine Kugel zu töten, aber er wollte es lebendig haben. Er langte hinter sich, um die beiden Decken in Empfang zu nehmen, welche die Genannten brachten. Sie bestanden aus starkem, kamelhaarenem Stoffe, welcher, doppelt genommen, den Krallen und Zähnen des Tieres für kurze Zeit widerstehen konnte. Schwarz legte, die Augen unausgesetzt auf den Löwen gerichtet, die Decken aneinander, spannte sie aus und warf sie auf den jungen „Herrn mit dem dicken Kopfe".

Dieser hatte keine Bewegung der Abwehr gemacht. Die plötzliche Verhüllung schien ihn zu erschrecken, denn er zögerte, sich zu befreien. Dadurch gewann Schwarz Zeit, sich auf ihn zu werfen und ihn mit dem Gewichte seines Körpers niederzuhalten. (Fortsetzung folgt.)

*) Vater der Fünfhundert.

Ein deutscher Reiterheld.

Unter den Heldengestalten, die in den Kriegen Friedrich des Großen fochten, glänzt der Name des schneidigen Husarengenerals Hans Joachim von Zieten hellleuchtend hervor. Keiner von allen jenen edlen Kämpen erfreute sich im Volke solch großer Popularität, wie dieser Reiterheld und kein Wunder, denn er war der Mann der schneidigen That. Wo war einer, der wie „Zieten aus dem Busch" mit blitzähnlicher Geschwindigkeit gleich einem Gewitter auf dem Schlachtfelde erschien, der wie er mit unglaublicher Kühn-

heit und besonnen zugleich in den Gang des Kampfes eingriff! Unsern lieben Kameraden sind aus früheren Schulzeiten her ohne Zweifel noch die Verse geläufig, die fast in jedem Lesebüchel stehen:

Joachim Hans von Zieten,
Husaren-General,
Dem Feind die Stirne bieten,
That er wohl hundert Mal.
Sie haben's all erfahren,
Wie er die Pelze wusch,
Mit seinen Leibhusaren
Der „Zieten aus dem Busch!"

Leibhusaren! Ja es waren seine Husaren in des Wortes weitester Bedeutung, denn sein Geist, seine Schneidigkeit, sein keckes Soldatenwesen ging auf seine ganze Truppe über; heute noch führen sie seinen Namen, wer würde nicht schon von ihnen gehört haben, den Zietenhusaren. Und daß diesem Reiterhelden im Heere und im Volke die Popularität in größerem Maße zu teil wurde, als manchem unter den zeitgenössischen Feldherren, die ihm an scharfem Blick und weitausgreifender schöpferischer Kraft sogar viel überlegen sein mochten, das ist begreiflich. Der Schlachtenlenker, der Mann des tiefen Gedankens, der vielleicht weitab von der Wahlstatt an den Fäden zog, die das Kriegstheater zum guten Ende bringen sollten, er mußte dem Volke weniger ins Auge fallen, als der Soldat mit dem Säbel in der Faust, der wie ein Wetterstrahl einherfuhr, heute hier, morgen dort aus dem Busch zu brechen, dem Feinde tüchtig den Pelz zu waschen. So erschien er denn dem preußischen Volke als ein unerschrockener kühner Soldatenführer, als ein Held, dem die größte Bewunderung und Begeisterung gezollt wurde. An seinen Namen knüpften sich denn auch unzählige Schilderungen und Anekdoten, die von Generation zu Generation weiter erzählt wurden, darunter gar drollige Geschichtchen, denn der wackere Zieten war auch einer jener preußischen Haudegen, so die „Federfuchser" nicht leiden mochten. Diese überlieferten Geschichten können nun freilich nicht alle Anspruch auf historische Wahrheit machen, gleichwohl unterscheidet sich der große Zug, der durch ihr Gesamtbild geht, in nichts von jenem Bilde, das uns die neuere kritische Forschung vorhält, womit erbracht wäre, daß das damalige preußische Volk das Charakterbild ihres Zieten richtig aufgefaßt hat.

Hans Joachim von Zieten.

Unsren lieben jungen Freunden aber wird es interessant sein, einmal auch davon zu hören, daß der Weg, den Zieten als blutjunger Soldat und Lieutenant zu wandeln hatte, ein recht holperiger war, daß er durch der Geschicke Mißgunst richtig einige Male ganz schlimm stolperte, und daß es seiner großen Charakterstärke und einer nicht weniger großen Liebe für den Soldatenstand und das Vaterland bedurfte, um ihn trotzdem immer wieder sein Ziel ins Auge fassen und unentwegt verfolgen zu lassen.

Ueber sein reichbewegtes, fast ein volles Jahrhundert währendes Leben und zumal über seine Jugendgeschichte war bis in die jüngste Zeit nur wenig authentisches Material an die Oeffentlichkeit gelangt. Erst in der jüngsten Zeit und vor allem Dr. Georg Winter, Archivar am Staatsarchiv zu Marburg, gelang es, auf Grund sehr mühevoller Forschungen, die er im Zietenschen Familienarchiv und in den Staats- und Kriegsarchiven zu Berlin und Wien anstellte, ein lebensvolles biographisches Bild aufzurollen.

Zietens engere Heimat liegt in der Mark Brandenburg, auf jenem Erdenflecke, den der Volksmund von alters her und zwar sehr mit Unrecht „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse" nennt, mit Unrecht, da die Mark durchaus nicht der landschaftlichen Reize entbehrt. Dort also,

wenige Wegstunden nur von Rheinsberg, dem Lieblingsaufenthalte Friedrich des Großen entfernt, am Südufer des Ruppiner Sees, inmitten eines schönen Parkes, liegt das einfache und anspruchslose Stammgut Wustrau, der Wohnsitz der Zieten, unseres unerschrockenen Husarenführers Geburtsstätte. Das Besitztum war klein und mußte mit zwei andern adeligen Familien geteilt werden; knapp war daher dessen Ertrag, mit dem die Zieten seit einigen Jahrhunderten schon ihr Auskommen finden mußten. Die äußeren Verhältnisse waren also recht bescheidene, unter denen Hans Joachim am 14. Mai 1699 das Licht der Welt erblickte, als drittes Kind von sieben Geschwistern. Die kärglich bemessenen Mittel, mit denen sein Vater hauszuhalten hatte, ließen es nicht zu, daß er eine höhere Erziehung erhalten konnte und so lebte der muntere und aufgeweckte, körperlich aber etwas schwächliche Knabe bis zu seinem 14. Lebensjahre im Elternhause, zumeist sich selbst überlassen. Dieser Lebensabschnitt ist es, der wohl nie sich wird mehr aufhellen lassen und doch wäre es von großem Interesse, über seine Erziehung wie über das Wesen seiner Eltern und seiner damaligen Umgebung Näheres zu erfahren. Als greiser Mann erzählte Zieten oftmals, daß er als Knabe große Freude empfunden hätte, wenn zuweilen beurlaubte Soldaten im Heimatsdorfe einkehrten, und daß dadurch seine Liebe zum Soldatenberufe den ersten Antrieb erhalten habe. Wustrau liegt nicht weit von Ruppin, das damals schon Garnisonsstadt war. Da wird wohl der Schluß erlaubt sein und mit der Thatsache sich decken, daß der junge Zieten in seiner Soldatenbegeisterung oftmals nach jenem Städtchen hinüber gegangen sei, sich die Uebungen der Soldateska anzusehen. Wie oft mag er dabei den Wunsch geäußert haben, gleichfalls dereinst ein schneidiger Soldat werden zu wollen, und als Hans Joachim endlich volle 16 Jahre zählte, da war sein Vater willens, des Jungen Lieblingswunsch zu erfüllen. Eben zu jener Zeit war einem Freunde der Zietenschen Familie, dem Generalmajor Freiherr von Schwendy, ein Regimentskommando übertragen worden und da lag ja nichts näher, als daß er in dieses Regiment einträte. Und also ward im Familienrate beschlossen.

Guten Mutes, die Brust voll Soldatenlust und stolzer Hoffnungen, stellte sich im Jahre 1716 der kaum erst den Knabenjahren entwachsene junge Landedelmann seinem Chef vor und da war es, daß er gleich am ersten Tage erfahren sollte, daß es im Soldatenstande mitunter recht Unangenehmes, ja Schmerzliches zu verkosten gibt, denn Schwendy empfing den dereinstigen getreuen Paladin des Königs in überaus unhöflicher Weise. Der junge Zieten aber schluckte diese bittere Pille und als er nur erst den Soldatenrock angezogen hatte, wandte er sich mit um so größerem Eifer seiner soldatischen Ausbildung zu. „Dem Fleiße seine Krone", heißt es allenthalben, und wohl gilt es, dieses Wort. Der Inhalt dieser Sentenz sollte sich bei ihm aber nicht so bald erweisen, im Gegenteile, er mußte bald erkennen, daß er trotz seines Diensteifers bei dem Gewichte, das man damals auf Größe und Körperstärke der Soldaten zu legen pflegte, daß er in seiner schwächlichen Körperkonstitution ein arges Hemmnis hinsichtlich baldigen Avancements zu erblicken habe. Hans Joachim verlor aber deshalb den Mut nicht, sondern suchte diesen körperlichen Mangel durch glühende Hingabe an die Sache wett zu machen. Doch umsonst! Er wurde zwar Fähnrich, aber als im Jahre 1723 die Reihe an ihm war, zum Sous-Lieutenant befördert zu werden, wurde er übergangen. Das wiederholte sich mehrere Male, bis dem jungen Fähnrich, dessen Ehrgefühl dadurch tief verletzt war, der Geduldsfaden endlich riß, er sich beim König über seine Zurücksetzung beschwerte und um Versetzung zu einem andern Truppenkörper bat. Doch nur eine neue Enttäuschung wartete seiner, denn der König schrieb auf die Rückseite seines Immediatgesuches kurz und bündig: „Soll seine Dimission haben." So war es für Zieten mit der ersehnten und erträumten Soldatenherrlichkeit mit einemmal fast bis zur Aussichtslosigkeit zu Ende. Aber Zieten verlor auch jetzt den Mut noch nicht, und trug er auch nimmer den Fähnrichsrock, er war und blieb Soldat mit Leib und Seele. Da eines Tages, gelegentlich einer Reise nach Berlin, wußte er es dahin zu bringen, die Aufmerksamkeit des Königs gerade zu einer Zeit auf sich zu lenken, als jener mit dem Gedanken umging, eine Vermehrung der damals zu Insterburg garnisonierenden Wuthenowdragoner von fünf auf zehn Schwadronen eintreten zu lassen, und siehe da, der König verlieh ihm eine der noch freien Offiziersstellen und ließ ihm das Lieutenantspatent sogar auf den Tag seiner früheren Entlassung ausstellen. Nun begann für ihn wieder ein Zeitabschnitt freudiger Gehobenheit und regen Diensteifers, und in der That, es schien ihm von jetzt ab ein freundlicherer Stern zu leuchten; zugleich auch gelang es ihm, etliche Proben seines kecken Mutes und Beweise seiner unerschrockenen Kühnheit abzulegen, die damals schon viel von sich reden machte. Eines dieser Wagnisse sei hier geschildert. Es war ums Neujahr 1726 auf 27, als ihn die Ordnung von Vermögensangelegenheiten in seine Heimat abberiefen, diese Geschäfte sich aber so verzögerten, daß er um einen Nachurlaub bittlich werden mußte. Diese Urlaubsverlängerung war bis auf einige Tage auch schon wieder zu Ende, als er sich endlich zur Rückreise nach Königsberg auf den Weg machen konnte. In Berlin angelangt, trat Tauwetter ein und er war gezwungen, seine Reise zu Wagen fortzusetzen, was denn auch bis nach Danzig leidlich ging. Nun aber gab es plötzlich eine böse Stockung, denn infolge des anhaltenden Tauwetters konnte der Wagen auf den vom Schneewasser durchweichten Wegen nicht mehr fortkommen. Dies machte dem jungen Zieten viele Kopfschmerzen. Als pflichtgetreuer Offizier wollte er sich eine Ueberschreitung seines Urlaubes nicht zu schulden kommen lassen, wiewohl ihm unter diesen absonderlichen Verhältnissen ein Vorwurf gewiß nicht hätte gemacht werden können. Er faßte aber trotzdem den kühnen Entschluß, seinen Weg über das Eis des Frischen Haffs zu nehmen, das aber auch schon sehr stark taute, der Uebergang also mit großer Lebensgefahr verbunden war. Die Strecke, die er zurücklegen mußte, betrug fast 10 Meilen. Es war ein echtes Husarenstückchen, das er da im Sinne hatte, — allseitig wurde ihm davon abgeraten. Zieten aber machte sich, da er einen Führer nicht erlangen konnte, allein auf den Weg und erreichte nach einem anstrengenden Marsche den „Haffkrug", um daselbst zu übernachten. Am andern Tag lag der größte Teil des gefahrvollen Wegs hinter ihm, er war nach Braunsberg gelangt; von da an war nur noch eine kurze, aber gerade die gefährlichste Strecke zurückzulegen. Er hatte noch den Pregel zu passieren, ein Eisfeld, auf dem sich viele warme Stellen vorfanden, vor denen man ihn schon in Danzig sehr eindringlich warnte. Er, der Tollkühne, wagte es dennoch, mußte aber mit ansehen, wie zwei Reisende, die gleich ihm den Uebergang über das Eis unternommen

hatten, vor seinen Augen einbrachen und in die Tiefe versanken. Der Braunsberger Wirt hatte ihn jedoch ziemlich genau von den gefährlichsten Stellen unterrichtet und so gelang es ihm, gegen Mittag des dritten Tages in Königsberg einzutreffen, um sich zu melden. Dieses kecke Wagnis ward natürlich noch lange besprochen und angestaunt, er unternahm bald darauf noch mehrere ähnliche Verwegenheiten, und das alles umgab ihn damals schon mit einem gewissen Nimbus. Einen praktischen Erfolg für sein Vorwärtskommen konnte er daraus freilich nicht ziehen, zumal sich ihm in dienstlicher Beziehung wieder andre Hemmnisse entgegenstellten. Er kam in unerquickliche Konflikte mit seinem Schwadronschef, dessen kavaliermäßiges Verhalten durchaus nicht unanfechtbar gewesen sein soll und veranlaßte Zieten schließlich zur Herausforderung zum Zweikampf, das dem letztern eine einjährige Festungsstrafe eintrug, nach deren Verbüßung das Duell aber in der That stattfand, von dem Rittmeister in wenig ritterlicher Weise herbeigeführt. Aber wieder geriet Zieten ins Unrecht. Während er mit seinem Gegner den Degen kreuzt, springt plötzlich seine Klinge, er wird wild und läßt sich hinreißen, dem Rittmeister den Degenkorb, der ihm noch in Händen geblieben war, ins Gesicht zu schleudern. Die unausbleibliche Folge war, daß der Schwadronschef wegen der Aufforderung zum Zweikampfe eine dreimonatliche Festungsstrafe erhielt, der Premierlieutenant von Zieten aber kassiert wurde.

Damit war seine militärische Laufbahn wiederholt unterbrochen und wie es schien für immer. Aber es schien nur. Unsren lieben Kameraden sind die gewaltigen und kühnen Thaten, die Friedrich der Große unternahm und damit die Großmachtsstellung Preußens begründete, aus der Geschichte geläufig genug, um zu wissen, daß sein Zieten, dank der Fürsprache einiger Generale, nach wenigen Jahren schon wieder im Sattel saß und wie! Die herben Schicksalsprüfungen, die er zu Beginn seiner militärischen Laufbahn durchzumachen hatte, die ihn das ganze Ungemach, das der Soldatenstand einem jungen Offizier zu bereiten vermag, bis auf den letzten Tropfen auskosten ließen, sie hatten ihn nach vielen Seiten hin geläutert und gestählt, seine ehrgeizigen Empfindeleien abgestumpft, dafür aber seinen festen Willen, seine Energie und eine gute Dosis Selbstbewußtsein in ihm emporwachsen lassen. Jetzt, durch Sturm und Drang hindurchgegangen, jetzt erst ward er seiner Kraft bewußt, jetzt war er reif, sich zu entwickeln, jetzt holte er sich auf der Walstatt die ersten Ruhmesreiser und war bald stark genug, die steile Leiter der Ruhmesherrlichkeit hinan zu klimmen. Wie und wo er das vermochte, das zu schildern war nicht unsre Absicht, denn wir glauben voraussetzen zu dürfen, daß diese geschichtliche Epoche unsren jungen Kameraden, wie schon gesagt, bekannt ist, oder bekannt sein sollte, wenigstens den großen Zügen nach. Aber unsre Nebenabsicht war es, an einem nachmals so ruhmreichen historischen Beispiele zu zeigen, wie ein junger Mann, sei es nun auf diesem oder jenem Arbeitsfelde, durch Ausdauer und eiserne Willenskraft die schwierigsten Hindernisse bezwingen kann, und daß es, geht das Schicksal einmal auch etwas unwirsch mit ihm um, das schlechteste Rezept ist, den Mut sinken zu lassen oder gar ein sentimentaler Kopfhänger zu werden.

Wenn zehnmal die Versuche mißlingen:
Wir müssen nur immer weiter ringen!
Wären wir gleich an des Zieles Fernen,
Wie könnten wir marschieren lernen?

Verbreitungsmittel von Pflanzen.

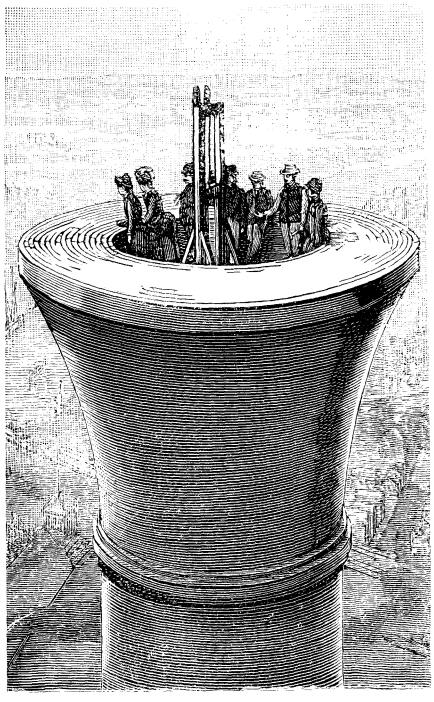
Um die Verbreitung von Pflanzen über neue Gebiete zu ermöglichen, sind die Samen und Früchte von der Natur in der verschiedenartigsten Weise mit Transportmitteln ausgerüstet worden. Einige sind mehr oder minder mit künstlichen Flugeinrichtungen versehen, so daß sie leicht vom Winde fortgeführt werden können. Bei andern ist die Oberfläche mit Haken besetzt, mittels deren sie an dem Haar- oder Federkleid vorbeistreifender Tiere haften bleiben, um später an anderer Stelle wieder niederzufallen. Die Samen fleischiger Früchte, welche von Vögeln verzehrt werden, gehen ungeschädigt durch den Körper derselben hindurch und werden irgendwo mit den Ausleerungen wieder abgeschieden. Einige Samen sollen sogar äußerlich gewissen Insektenlarven so ähnlich sehen, daß man die Ansicht ausgesprochen hat, sie würden von insektenfressenden Vögeln als Larven verzehrt und später wieder ausgesondert. Dem Zwecke der Samenverbreitung dienstbar ist auch die bei gewissen Pflanzen anzutreffende Einrichtung, daß die Früchte bei der Reife elastisch aufspringen und den Samen weit fortschleudern. Am bekanntesten dürfte von diesen Pflanzen das Springkraut (Impatiens noli tangere) sein, dessen Früchte bei der geringsten Berührung unter uhrfederartiger Einrollung der beiden Klappen aufspringen und die Samen fortschleudern. Beim Sauerklee (Oxalis) finden wir eine ähnliche Einrichtung. Von ausländischen Pflanzen ist die südeuropäische Spritzgurke (Mormodica elaterium) merkwürdig, wo der Fruchtstiel aus der reifen Frucht wie ein Stöpsel herausgetrieben und der Saft mit dem Samen hervorgespritzt wird.

Ganz gewaltig aber ist die Wirkung bei dem Streusandbüchsenbaum (Hura crepitans) des tropischen Amerika. Die Früchte dieses zu den Wolfsmilchgewächsen gehörenden Baumes bilden holzige Kapseln, welche bei der Reife mit einem heftigen Knall aufspringen. Der ausgezeichnete englische Botaniker John Ball brachte kürzlich von der Insel Barbados eine dieser Früchte mit nach England und legte sie in eine Holzschachtel, die er in seinem Herbariumzimmer in London aufstellte. Neun Tage darauf, so erzählt er in einem seiner Bücher, zersprang die Frucht mit solcher Gewalt, daß die Schachtel in Stücke flog und die Fruchtklappen und Samen im ganzen Zimmer umhergestreut wurden.

Das Neue Universum.

Wir haben uns schon im Vorjahre mit dem „Neuen Universum“ beschäftigt und dasselbe als ein treffliches, namentlich für die reifere Jugend berechnetes, alljährlich kurz vor Weihnachten erscheinendes Buch kennen gelernt, das sich die Aufgabe stellt, die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen menschlichen Wissens- und Arbeitsgebieten in Wort und Bild darzustellen. Auch heuer liegt wieder ein

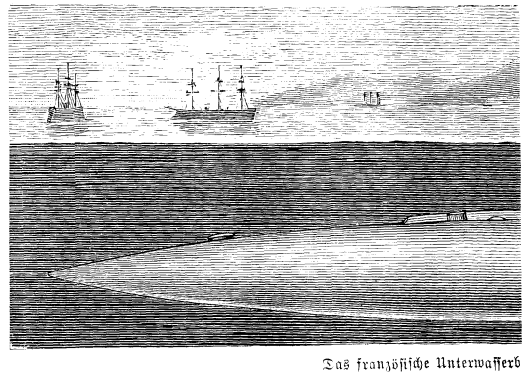
stattlicher Band vor, der seine Leser rund um die Erde führen will, um ihnen alles Neue und Wissenswerte zu zeigen und zu deuten, was der nie rastende menschliche Geist wieder entdeckt und erdacht hat. Hier lernen wir neue Länder und Völker kennen, fremde Sitten und Gebräuche, dort die Verbesserungen im Verkehrswesen, hier wieder die Fortschritte in der Industrie, einige hundert Illustrationen veranschaulichen in naturgetreuen Nachbildungen zahlreiche neue Apparate, Maschinen und Bauwerke, das Wissenswerteste aus dem Militärwesen, der Marine, der Elektrotechnik, die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen und zuletzt bietet uns ein Anhang, betitelt „Die häusliche Werkstatt", ungezählte Anregungen zu belehrender Unterhaltung, zu Experimenten und Beschäftigungen.



Aussicht von einem 102 m hohen Schornstein.

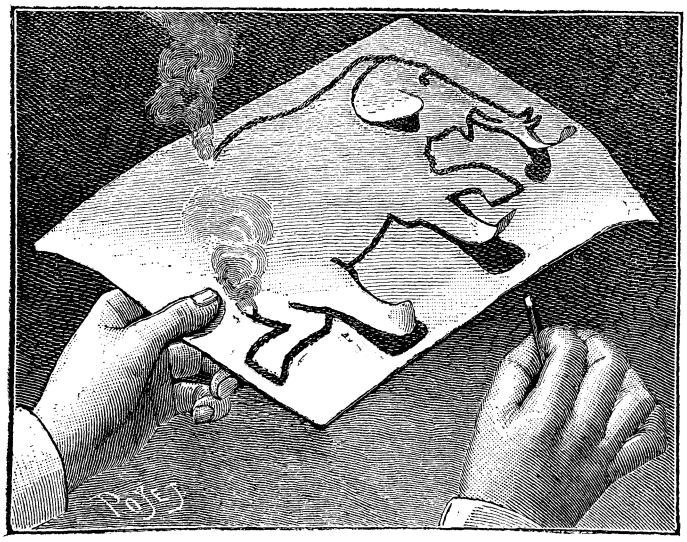
Schlagen wir den neuen Band auf und greifen wir aus der Menge des Interessanten auf gut Glück einige der Schilderungen heraus. Da ist es zunächst, daß uns die lichtvolle Besprechung eines Reisewerkes „Unter deutscher Flagge querdurch Afrika von West nach Ost" von 1880—1883, ausgeführt von Paul Pogge und Hermann Wißmann (Walther und Apolant) ins Auge fällt, die uns mit einer der kühnsten und interessantesten Forschungsreisen der Neuzeit bekannt macht. Wie groß sind die Bereicherungen, die Handel und Wissenschaft durch diese Reise zugeführt wurden, wie groß und bewundernswert aber auch war der Mut der kühnen deutschen Forscher, wie groß die Mühsal, die Gefahr. Davon eine kleine Schilderung, wozu uns unser Bildchen „Ein kritischer Augenblick" Veranlassung gibt. Der damalige Lieutenant, jetzige Hauptmann und deutsche Generalbevollmächtigte Wißmann war nach einem Zuge über endlose dürre Savannen eines Tages in den Bezirk Ngoma-Goma und in die Dörfer des Mutware (Häuptlings) Salassi gelangt, und bestand wieder einmal ein nächtliches Abenteuer, welches gefährlich zu werden drohte. Er hatte sein Zelt mitten im Dorfe unter einem schönen Schattenbaum aufgeschlagen, welcher ringsum auf 10 m Radius mit einem kleinen Zaun umgeben war. Trotz der Warnung seitens eines seiner Leute, diesen Platz nicht zu wählen, da es ein Vergehen sei, denselben zu betreten, schlug Wißmann dennoch sein Zelt hier auf, da die Eingeborenen ihn nicht daran hinderten, denn er wollte den in diesem Lande seltenen Schatten genießen. Kaum aber war er in dem aufgeschlagenen Zelte eingeschlafen, als er plötzlich durch wildes Geheul und tobenden Lärm um ihn her geweckt wurde und hörte, wie die Taue seines Zelts durchschnitten oder ausgerissen wurden, daß das letztere auf ihn herabfiel.

Der konkave Bittsteller.

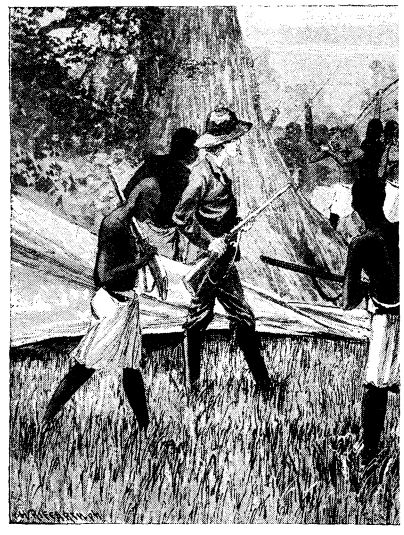


Das französische Unterwasserb

Er hatte kaum seine Büchse ergriffen, sich aus den Falten des ihn bedeckenden Zeltes herausgewickelt und war ins Freie getreten, als er sich von etwa 40 betrunkenen, mit Gewehren, Speeren und Keulen bewaffneten Wahha in drohender Stellung umringt sah. Wißmann rief seine Leute, fünf seiner Begleiter folgten diesem Rufe, seine Wa-

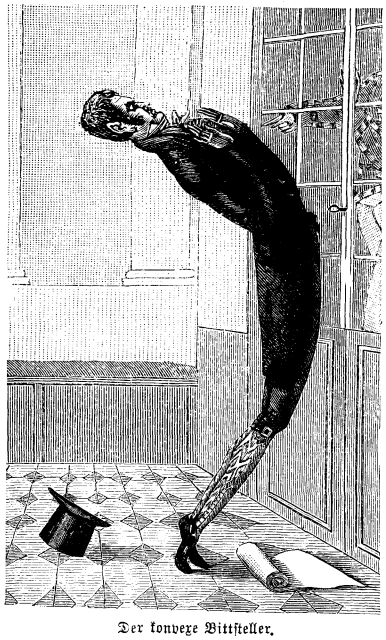


Aus einem Papierblatt eine Figur heraus zu brennen.

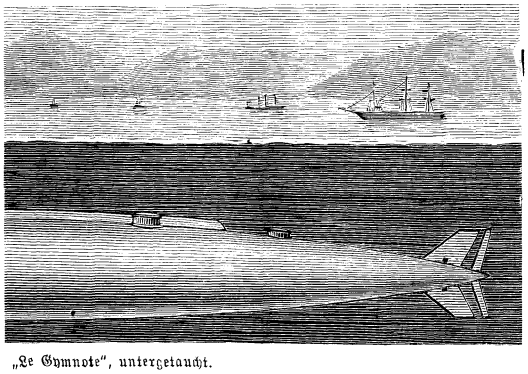


Wißmanns Durchquerung Af

nyamwesiträger aber verschwanden nach allen Seiten aus dem Dorfe. Die Wahha beantworteten diese Machtentfaltung mit einem Hohngebrüll und drangen von allen Seiten her bis auf etwa acht Schritte auf sie ein. Die Gefahr war groß — schon im nächsten Augenblick konnte Wißmann mit seinen paar Gefährten niedergemacht sein, da schoß ihm ein rettender Gedanke durch den



Der konvexe Bittsteller.



„Le Gymnote", untergetaucht.

Kopf: den rechten Aermel aufstreifend, zeigte er den wütend Herandringenden eine lange Narbe und rief aus Leibeskräften: „Mirambo! Miramborafikijangu (Mirambo ist mein Freund)!" Die Angreifer wurden stutzig, die Waffen senkten sich, einige ältere drängten die Wütenden zurück und eine Stille trat ein, da man die Erklärung

s: Ein kritischer Augenblick.

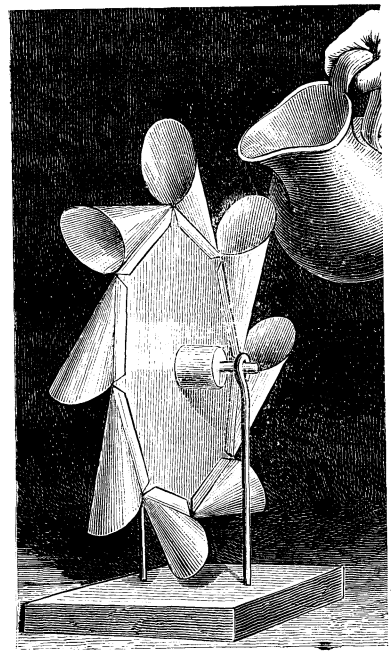
dieses Ausrufs erwartete. Sein Diener Humba hatte den Gebieter verstanden; er erklärte den Aufhorchenden, daß Wißmann ein Blutsfreund von Mirambo sei, der ihn sehr liebe und seinen Tod bitter rächen werde. Nun kamen auch, als sie sahen, daß die Feindseligkeiten eingestellt wurden, noch einige Träger herbei, bestätigten Humbas Erklärung und wollten Wißmann sogar bei Mirambo gesehen haben. Die Wahha glaubten diese Fabel und erschraken; sie wußten, daß Mirambo, der „Napoleon Ostafrikas", wie Stanley ihn nennt, kurz vorher das ganze östliche Uhha des Königs Kitti unterjocht hatte, und weil sie ganz dicht an seiner Grenze wohnten, so mochten die Wahha fürchten, Mirambo könnte seinen Zug auch bis hierher ausdehnen, und gaben endlich die Feindseligkeiten auf.

Das Buch schildert uns auf 30 reich illustrierten Seiten viele andre Erlebnisse Wißmanns, denen wir an dieser Stelle aus räumlichen Gründen leider nicht weiter folgen können.

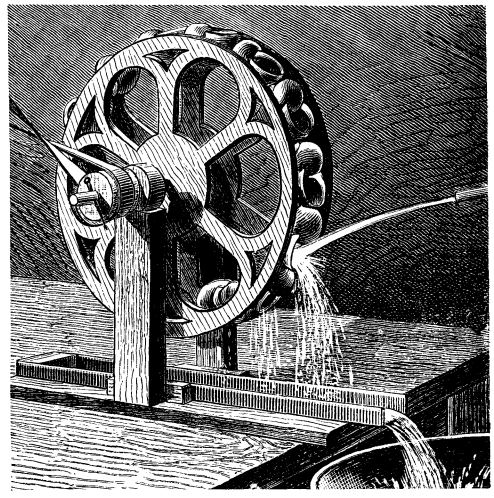
Das „Neue Universum" ist zugleich aber auch ein sehr unterhaltendes Buch, das beweist unter andrem das scherzhafte Hilfsmittel, das es allen jenen darbeut, denen es schwer wird, ihrem Gedächtnisse den Unterschied der konkaven und konvexen Gläser einzuprägen. Sieh den konkaven und den konvexen Bittsteller, die Darstellung ist drastisch! Links steht der „Konkave", im Begriffe, sich vor dem Thürsteher zu verneigen, denn dieser eröffnet ihm, daß er zur Audienz zugelassen sei. Drüben steht der „Konvexe", der sich erschrocken zurückbiegt, da er nicht vorgelassen werden soll, und entrüstet ist, als man ihm die Thüre vor der Nase zuschlägt. Wieder über einige Seiten führt uns das interessante Buch auf einen 102 m hohen Schornstein, erbaut zu Kearny bei New York, dann in die heimischen

Das Sicherheitszweirad „Germania".

Geburtsstätten des Stahlrosses, denen das Sicherheitszweirad „Germania" entstammt, das unsern Lesern gar wohl bekannt ist; hat es in jüngerer Zeit unter der deutschen Jugend doch so viele Anerkennung gefunden! Wiederum ein Wunder der submarinen Baukunst erkennen wir in dem französischen Unterwasserboot „Le Gymnote", gebaut wie ein Fisch, leicht regierbar und von der fabelhaften Schnelligkeit eines Eisenbahnjagdzuges. Groß ist die Zahl der übrigen staunenerregenden Erfindungen, die kennen zu lernen wir in dem „Neuen Universum" die Gelegenheit haben.



Ein Tütenrad.



Das Wasserrad mit Schneckenhäusern als Schaufeln.

Noch sei einiger artiger Spielereien gedacht, an denen das Buch ebenfalls sehr reich ist, u. a. des Experimentes, wie man das Bild eines Elefanten oder irgend einer Zeichnung aus einem weißen Papierblatt herauszubrennen vermag. Wie man das fertig bringt, das möchtest du gewiß gar zu gerne wissen, lieber Kamerad, und wir wollen dir's gerne verraten.

Du lösest in kaltem Wasser so viel Salpeter, daß dasselbe hiervon gesättigt ist, was du daran erkennst, daß von letzterem trotz mehrmaligem Umrühren nach längerer Zeit am Boden des Gefäßes noch ungelöste Teile liegen bleiben. Mit dieser Lösung nun zeichnest du mit Hilfe eines spitzen Pinsels auf dünnem, unbedruckten Zeitungspapier die Figur irgend eines Tieres in Umrissen und nun soll das Blatt gut trocknen. Brenne dann ein Zündhölzchen an, blase die Flamme aus und berühre mit der noch glühenden Spitze einen Punkt der Zeichnung, so wird der Salpeter sogleich Feuer fangen und dieses den Weg verfolgen, welcher mit der Lösung vorgezeichnet ist, wodurch die Figur aus dem Papierblatt herausgebrannt wird. — Wie du es anzustellen hast, das „Tütenrad" und das originelle „Wasserrad aus Schneckenhäusern" zu fertigen, braucht dir der „Gute Kamerad" nicht anzugeben, denn einerseits läßt sich die Konstruktion derselben aus den hier beigegebenen Bildern leicht entnehmen, andrerseits bist du in solchen Dingen bereits erfahren genug, daß du dich damit zurechtfindest. Daß die Verwendung von Muscheln recht originell ist, das wirst du zugeben.

Und damit wollen wir unsre flüchtige Betrachtung schließen, war es doch nur unsre Absicht, auf das unterhaltende und lehrreiche Buch hinzuweisen. Wer sich damit aber näher bekannt machen will, der setze es auf seinen Wunschzettel, vielleicht daß es der Weihnachtsmann auf sein Bücherbrett stellt.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Gespannt lauschte ich den sich entfernenden Fußtritten und dem immer schwächer werdenden Ton ihrer Stimmen. Leise kroch ich aus den Gräsern heraus, sprang auf die Beine und eilte auf die beiden Pferde zu, um mich ihrer zu bemächtigen. Doch ich hatte meine Rechnung ohne den Wirt gemacht; die Tiere erschraken, als sie mich kommen sahen, und schienen keine Lust zu haben, sich von mir fangen zu lassen. Sie wieherten laut, stampften auf den Boden, zerrten an ihren Fesseln und schlugen nach mir. Vergeblich bemühte ich mich, sie zu beruhigen; mein Leben hing ja davon ab, daß ich wenigstens eins von ihnen bestiege. Schon im nächsten Momente mußten die Schurken, durch den plötzlichen Lärm gewarnt, zur Stelle sein; dann war es um mich geschehen. Mit den Füßen stieß ich gegen ein paar harte und schwere Gegenstände; instinktmäßig griff ich danach und erkannte die Pistolen der Räuber. Mir blieb nicht lange Zeit zu überlegen, ob ich die Waffen an mich nehmen oder liegen lassen sollte; eine nach der andern schleuderte ich sie über den Weg hin in das hohe Gras, in welchem ich so lange verborgen gewesen war. Die Räuber sollten wenigstens nicht wieder auf mich feuern können.

Noch immer war es mir nicht gelungen, die Gäule zu beruhigen, obwohl ich unermüdlich zu ihnen sprach und ihre Hälse streichelte. Schon brach es in dem Busch nicht weit von mir, im nächsten Momente mußten sie mich überwältigen, die Klingen ihrer Messer durchbohrten dann sicher meine Brust. Eine Reitpeitsche aus Fischbein war die einzige Waffe, welche ich besaß; sie konnte mir wenig nützen. Da war ich endlich so glücklich, von vorne her den linken Bügel des Schimmels zu fassen und ihm die Zügel über den Nacken zu werfen, obgleich er sich heftig bäumte. Ein kühner Sprung, und ich saß im Sattel, erwischte auch die Zügel des Fuchses und wollte mit lautem Jubel davonsprengen, als Hugh dicht neben mir aus dem Busch herausstürzte und nach den Zügeln seines Pferdes griff. Dem Schimmel die Sporen einsetzend, daß er laut aufschrie, holte ich mit der rechten Hand zu einem kräftigen Schlage mit der Reitpeitsche aus und traf den Räuber so wuchtig gerade in das Gesicht, daß er ein paar Schritte zur Seite taumelte. Mein Weg war frei, und die Pferde, eins unter mir, eins an der Leine, trabten nun willig nach der Faktorei zu. Abscheuliche Flüche folgten mir, und ich merkte wohl, daß die beraubten Räuber vergeblich nach ihren Schußwaffen suchten; sie hätten mir so gerne ihre schweren Kugeln nachgesandt, um sich des vom Tode auferstandenen Zeugen zu entledigen.

„Geduldet euch nur einen Augenblick!" rief ich schadenfroh zu ihnen hinüber. „Ich werde gleich wieder mit euren Gäulen zur Stelle sein und hoffe euch dann noch vorzufinden."

Der erbeutete Schimmel war gar kein übles Tier. Als ich ihn nun so munter ausgreifen sah, daß der ledige Fuchs Mühe hatte, mit fortzukommen, da verstand ich wohl, wie der Reiter, dem er gehörte, sowohl vormittags, als spät abends auf der Verfolgung so nahe hinter mir bleiben konnte. In wenigen Minuten legte ich die zwei englischen Meilen zurück, welche mich noch von dem Vaterhause trennten, und hielt mit den schäumenden Pferden zu Jacks Entsetzen auf dem Hofe der Faktorei. Der schwarze Bursche war mit einer Laterne herausgeeilt, um mir den Hektor abzunehmen, wußte aber kaum Worte zu finden, als er mich im Besitze zweier Pferde fand, von denen keins für Hektor gelten konnte.

„Um Gotteswillen, Jack, sei stille!" flüsterte ich ihm zu, „mein Vater darf nichts merken, ehe wir das Abenteuer erledigt haben. Du und Yarundi sollt mir helfen!"

„Da muß etwas Absonderliches vorgefallen sein, junger Herr," sagte Jack. „Der Hektor," er streichelte den Schimmel, „ist ja zum Greise geworden."

„Räuber, zwei berittene Räuber haben mich unterwegs überfallen, unsern Hektor durch eine Kugel verwundet und mir nach dem Leben getrachtet," belehrte ich ihn. „Den Hektor habe ich im Busch versteckt und mit den Pferden der Räuber das Weite gesucht. Sie können nicht von der Stelle, wir wollen sie holen, ehe noch mein Vater von dem Unglück mit Hektor erfährt. Hier, nimm die Pferde!" setzte ich hinzu, indem ich aus dem Sattel stieg. „Rufe schleunig Yarundi, sattelt die Elly und haltet euch fertig! Ich bin sofort zurück."

Durch die Hinterthür trat ich unbemerkt ins Haus, versah mich mit Schießwaffen für uns drei, nahm Castor und Pollux an die Leine und schlich wieder

auf den Hof zurück. Einen Augenblick später führten wir unsre Pferde aus dem Gitterthor hinaus, schwangen uns draußen in den Sattel und sprengten der Stelle zu, wo ich mich von den Räubern getrennt hatte. Selbstverständlich trafen wir sie nicht mehr an, sie waren geflohen oder hatten sich versteckt. Ich koppelte die Hunde los, befahl die Schießwaffen bereit zu halten und so lange in der Nähe unsrer Pferde zu bleiben, bis die Hunde die unmittelbare Umgebung des Weges abgesucht haben würden. Ohne diese Vorsicht konnte es uns ebenso gehen, wie vorher den Räubern, sie konnten sich auf unsern Pferden empfehlen.

Der Mond war inzwischen höher gestiegen und schien ziemlich hell durch das Laub der im ersten Frühlingsschmuck prangenden Bäume. Voll Spannung warteten wir, daß die Hunde Laut geben würden; sie waren in der Richtung nach Bents-Fort gelaufen, auf dem Wege dorthin hatten wir also die Flüchtlinge zu erwarten. Da endlich ertönte grimmiges Gebell aus ziemlicher Ferne zu uns her, ein Beweis, daß die Bluthunde wenigstens einen von den Schurken gefunden hatten. Wir sprangen wieder in den Sattel und trabten den Weg entlang, bis das Gebell neben uns im Walde ertönte. Wieder wurden die Pferde angebunden, und wir drangen mit gespanntem Revolver durch das Dickicht nach der Stelle vor, wo die Hunde einen am Boden liegenden Mann verbellten. Ich trat näher und sah, daß es Hugh war, derjenige Räuber, welcher zweimal auf mich geschossen und meinen Hektor verwundet hatte. Gleichwohl konnte ich ihm in diesem Augenblicke nicht zürnen, mich jammerte sogar sein trauriger Zustand. Von den Hunden gepackt, hatte er sich wahrscheinlich zur Wehre gesetzt, hatte sie dadurch gereizt und war arg zerbissen worden. Ein gewaltiges Messer lag neben ihm, eine Blutlache umgab seine Beine, und die siegreichen Hunde hatten ihre Vorderpfoten auf die Brust des Verbrechers gesetzt, um ihn am Aufkommen zu verhindern. Ich riß die Hunde zurück und forderte den Räuber auf, sich zu erheben. Zitternd gehorchte er, versuchte aber eine seltsame Rolle zu spielen, indem er mir drohte, daß mir die Hetze mit den Bluthunden auf ihn, den harmlosen Wanderer, teuer zu stehen kommen werde.

„Harmlose Wanderer pflegen nicht auf jugendliche Reiter zu schießen, Hugh," erwiderte ich ihm, und mein noch eben gehegtes Mitgefühl schwächte sich bedeutend ab, als der Bösewicht seine schändliche That noch mit so großer Frechheit leugnete. „Zeige doch dein Gesicht, Hugh!" fuhr ich dann fort, „meine Reitpeitsche wird dort sicherlich eine Spur hinterlassen haben."

Und wirklich, ein dicker roter Striemen führte von dem rechten Auge über den Mund hin bis nach dem struppigen Kinnbart.

Der Räuber fuhr zusammen, als er hierauf hingewiesen wurde; er stotterte ein paar unzusammenhängende Worte, aus denen ich „unschuldig, verführt, Erbarmen" heraushörte.

„Das wird sich wohl erweisen," versetzte ich ihm. „Fühlst du dich unschuldig und bereust deine That, so sage uns doch, wo Jim, dein Verführer, geblieben ist! Oder nenne uns wenigstens seine Heimat und seinen vollen Namen, damit er deine Unschuld bezeugen und die Folgen des Ueberfalls auf sich nehmen kann!"

Hugh schwieg, er wollte den Mitschuldigen nicht verraten.

„So müssen wir dich dem Gerichte überliefern," sagte ich zu ihm und befahl meinen farbigen Begleitern, ihm die Hände auf dem Rücken zu binden, was der Räuber, an allem Widerstande verzweifelnd, ruhig geschehen ließ. Er wurde auf den Weg gebracht, neben den Pferden hingelegt und Jacks Bewachung anvertraut, während Yarundi und ich mit den Hunden weiter vordrangen, um womöglich auch den zweiten Bösewicht unschädlich zu machen. Aber alles Suchen nach dem Schimmelreiter war vergeblich. Bis an den Rand eines Sumpfes, welcher sich meilenweit hinzog und mit überschwemmten Wiesen im Zusammenhang stand, vermochten die sonst ausgezeichneten Hunde die Spur zu verfolgen, dann gaben sie sie auf. Jim, schlauer als sein Genosse, hatte sich in den Sumpf gestürzt, um der strafenden Gerechtigkeit nicht anheim zu fallen. Vielleicht hatte er dort seinen Tod gefunden, vielleicht, wenn er des Schwimmens kundig war, die jenseitigen Wiesen glücklich erreicht; für uns war er jedenfalls augenblicklich verloren.

Unsre nächste Sorge galt dem treuen Hektor. Ich machte mir Gewissensbisse, daß ich seine Wunde nicht verbunden hatte, ehe ich ihn verließ; möglicherweise war er inzwischen verblutet. Aber die eigene Notlage war zu ernst, als daß ich, der unmündige Knabe, an diese Verpflichtung hätte denken sollen. In aller Hast machte ich mir Platz durch das Dickicht, Yarundi folgte mir. Ich fand nun ohne Aufenthalt die Stelle wieder, wo Hektor angebunden wurde, und sah ihn einen Augenblick am Boden liegen. Kaum aber erkannte mich das treue Tier, da stieß es ein freudiges Wiehern aus und richtete sich mühsam auf. Lange hielt ich seinen schönen Hals umarmt, um meiner Freude über das unverhofft glückliche Wiederfinden einen kindlichen Ausdruck zu geben, und Hektor pflückte mit den Zähnen an meiner Jacke, als wenn er mich vor Freude beißen wollte, biß aber nicht. Es kostete allerdings einige Mühe, ehe Yarundi und ich das kranke Bein verbunden hatten, und viel Zureden und Klopfen war nötig, bis wir Hektor dahin brachten, seinen Platz zu verlassen und uns nach dem Wege hin zu folgen. Als er sich einmal in Bewegung gesetzt hatte, ging es besser, als wir anfangs fürchten mußten; die Ruhe hatte dem Tiere wohlgethan. In fünf Minuten waren wir zum Abmarsch fertig, Yarundi mit dem kranken Hektor neben sich, Jack mit dem gefangenen Räuber und ich auf dem schnellen Schimmel. Nachdem ich den beiden Knechten die äußerste Vorsicht eingeschärft hatte, ritt ich voraus, um meinem Vater endlich den mir anvertrauten Brief zu übergeben und zu verhüten, daß die Lieben sich länger, als nötig war, um den so lange ausbleibenden Quincy ängstigten.

Daheim hatte auch schon stundenlang die größte Aufregung geherrscht, wenigstens unter den weiblichen Gliedern der Familie. Harriet und Miß Bridget hatten sich nach dem Abendessen neben meinem Vater in die Wohnstube gesetzt und eine Handarbeit vorgenommen; er vertiefte sich in die Lektüre eines Buches, wobei er sich nicht gerne stören ließ. Die ältere Dame und meine Schwester blickten sich lange fragend an, wo ich wohl bliebe; keine von ihnen hatte den Mut in meinen Vater zu dringen, daß er mir selber nachreiten oder einen der Knechte nachschicken sollte. Endlich, als die Uhr neun schlug, brach Harriet in Thränen aus und rief auf Befragen, warum sie weine:

„Liebster Vater, mir wird so entsetzlich bange um Quincy; ich fürchte, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist. Möchtest du nicht den Yarundi auf Erkundigung ausschicken?

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Hirschfährte.

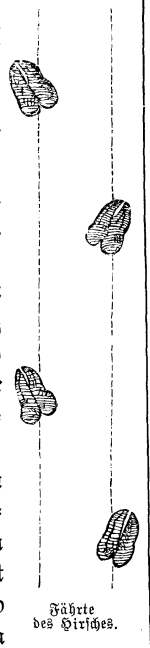
Einen Hirsch soll ich mit euch schießen gehen — he Holla, so schnell geht denn das doch nicht! Zu sehen sollt ihr einen bekommen, das will ich euch versprechen, aber schießen — es müßte St. Hubert uns denn ein krankes Exemplar in den Weg führen, dem als weidgerechter Jäger den Gnadenschuß zu geben Pflicht ist — sonst wird aber diesmal nichts daraus. Wozu ich denn da mein Gewehr überhaupt mitnehme und den Hirschfänger, darüber wundert ihr euch? Nun zum Kuckuk, es könnte uns ja so ein krankes Tier vorkommen, und dann gibt es doch noch andre Forstbewohner die schwere Menge, wie Füchse und Marder, oder Raubvögel, die einem gewöhnlich dann in den Weg laufen oder fliegen, wenn man ohne Schußwaffe einhergeht. Um mir solchen Aerger zu sparen, würde ich nie ohne Gewehr gehen, und — worüber streiten wir uns eigentlich? — in meinen Augen ist ein Jäger ohne Flinte überhaupt kein Jäger, verstanden! Mit dem Hirschfänger lassen sich aber noch andre gute Dinge verrichten, als Abnicken und Ausweiden, wie z. B. Abhauen unnützer Zweige an Bäumen. So, hier den Gucker kann einer von euch tragen, und dann vorwärts marsch! Stille Hektor! nicht mucksen! du bleibst heute hier, habe genug junge Beine mit. Glaub's gerne, daß es dir recht wäre, mitzubummeln, weil ich heute nicht so wie sonst, scharf auf dich achten könnte; doch daraus wird nichts, schwapp die Thür zu!

Halt jungen Freunde, nur nicht so hitzig! Immer fein fürbaß gegangen und die Augen und Ohren auf, den Mund dagegen möglichst zugethan, wenn ihr etwas zu sehen und hören bekommen wollet. Damit euch das Schweigen aber nicht zu schwer fällt, oder gar langweilig wird, will ich den Unterhalter stellen, und bitte mir einige Fragen aus. „Ob ich genau weiß, wieviel und was für Wild in meinem Walde ist, und wie ich es anstelle, das zu erfahren?" Hm, die Frage läßt sich hören, und kommt mir gerade recht. Also aufgepaßt! Selbst, wenn wir heute keinen Schwanz erblicken sollten, was St. Hubert verhüten wolle, würde ich euch doch durch mancherlei von dem Vorhandensein eines ziemlich respektablen Wildstandes überzeugen können. Zunächst sind es die Fährten und Spuren in Sand und Schnee, welche uns die Anwesenheit der Tiere verraten. „Das ist nichts Neues für euch?" Na, um so besser, dann kann ich mich ja kurz fassen, vorausgesetzt, daß euch auch bekannt ist, wie man aus den Fährten auf Geschlecht Stärke und Alter der einzelnenen Stücke Schlüsse zieht. Das wißt ihr nicht? — Nun, das ist sogar die Hauptsache, denn eine Hasenspur von der des Rotwildes, oder Fuchs- und Eichhornfährte einfach zu unterscheiden, das begreift selbst der dümmste Junge, wenn es ihm nur einmal gesagt wurde. Genaue Fährtenkunde aber ist das wichtigste Hilfsmittel zur Bestimmung der Anzahl und Art des Wildbestandes. Seht mal her! Hier diese Abdrücke, das sind allerdings sehr alte, aber noch gut zu erkennen! Was meint ihr wohl, wer das gewesen ist? Ein Reh, glaubst du? Potz Bombenelement, das müßte als Wunderriesenexemplar ausgestellt werden; auf so großem Fuße lebt kein Reh. Nein, das war ein Schmaltier oder ein Hirschkalb.

Ruhende Edelhirsche.

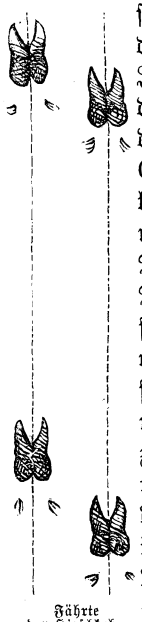
Später, wenn wir auf den ersten Wechsel kommen, werde ich euch die Unterschiede näher angeben. „Was man unter Wechsel versteht?" Kurz gesagt, es ist das der Weg, den das Wild häufiger zu irgend einem Zwecke an bestimmte Orte einzuschlagen pflegt, und zwar meist auch zu ganz gewissen Zeiten. Zum Beispiel

abends und morgens beim Einwechseln von Wald und Feld, oder umgekehrt, welch' letzteres man zu „Holze ziehen" nennt. So lange nicht irgend ein Uebelstand diese Gewohnheit den Tieren verleidet, wie ein Schuß oder Naturereignisse, als: Blitz, Felsrutsch u. drgl. m. pflegen sie stets denselben Gang zu nehmen und selbst bei Treibjagden versuchen sie wenigstens zuerst die Flucht auf einem Wechsel zu ergreifen, weshalb die Posten neben einem solchen meist die besten für die Jäger sind. Am regelmäßigsten von allen hält wohl der Hase seinen Paß inne, namentlich wenn ein Kohlfeld oder andre Leckerbissen in der Nähe des Waldes locken; deshalb ist der Anstand auf ihn fast stets von Erfolg. „Da steht Wild, sagt ihr?" Wahrhaftig, das nenne ich gut aufpassen! Nun aber ganz stille verehrte Mosjös, und stehen geblieben, damit wir uns die Tiere näher betrachten können. Das Glas her! Hapsi — hatsi! — Da haben wir's, ja ja bei einer größeren Schar ist immer so ein Unglücks — — seht ihr, jetzt schreckt die Alte, weg sind sie, dort um die Ecke, hussa ho! — was wollt ich nur sagen — ja 's ist immer so ein Unglückswurm darunter, der im entscheidenden Augenblick niest, hustet, stolpert oder drgl., wenn das so fort geht, wird uns wohl kein Glück blühen. Na, wenigstens wollen wir die frischen Fährten einmal besehen. Soviel ich in der Schnelligkeit erkannte, war es ein Alttier mit Kalb und ein geringerer Hirsch, nun ihr sollt gleich erfahren, ob ich recht habe. Haha, stimmt schon, hier das Wildkalb, etwas stärker wie die Rehfährte, die wir vorhin erblickten, dort die vom Alttier und daneben der Hirsch, und zwar ist es der schwarze, dessen Tritte kenne ich nur zu genau. Seht Jungens, wenn man so lange wie ich, im Walde einhergepilgert hat, dann weiß man aus den Spuren schon, ohne das Wild gesehen zu haben, wer es gewesen, und das ist auch kein Kunststück oder gar Hexerei, wie viele meinen. Schaut euch die beiden Fährten mal recht gut an und sagt mir dann, ob und was für Unterschiede bei der des Hirsches ihr gegen die andern entdeckt. „Die Hirschfährte ist im allgemeinen größer!" Richtig, aber besser gesagt, die Stärke an der breitesten Stelle jedes einzelnen Trittes gemessen, beträgt mehr wie beim Alttier, und zwar, um es ganz genau zu machen, — i lacht nur nicht, ein Centimetermaß muß jeder weidgerechte Jäger bei sich führen — der Hirsch hat 8, das Tier nur 6 cm. Wie wichtig es ist, das zu wissen, werdet ihr gleich erkennen. Aus diesen Zahlen lassen sich nämlich folgende Schlüsse mit Sicherheit ziehen. Das Alttier ist ein starkes, älteres Stück, denn nur ganz selten erreicht die Ballenbreite bei ihnen 7 cm; und der Hirsch ist ein jagdbarer, da von 7 cm Ballenbreite an die Fährte eines jagdbaren gerechnet wird. „Was man unter jagdbar versteht?" Ei, einen den zu schießen es sich lohnt, das könntet ihr euch doch selbst sagen; es lohnt aber erst vom guten Achtender aufwärts, ihr wißt doch, was ein Achtender, oder Zehnender ist? Nein? — na das verspare ich mir zu erklären, bis wir einen zu Gesicht bekommen. Meßt jetzt einmal die Weite des Schrittes bei beiden, was das beste Kennzeichen des Hirsches bildet. Der Hirsch 78, — stimmt —! Das Tier 68, gut! — Die beste Merkzahl, analog der 7 cm ist wieder 70, über welche hinaus selten ein Alttier kommt und von der an ein guter Hirsch beginnt, wenigstens hier bei uns in Deutschland, in andern Gegenden mag es sich anders verhalten aber auch nur um weniges sich unterscheiden. Also 7 und 70 heißt mein Zauberspruch, der mir alles offenbart. Doch noch weit mehr Anzeichen geben uns die Hirschfährten kund — die alten Jäger im vorigen Jahrhundert hatten 72 verschiedene Zeichen festgestellt, deren Kenntnis von einem vollkommen deutschen Jäger verlangt wurde, später hat man die notwendige Anzahl in 27 umgedreht, von denen aber auch noch manche überflüssig sind. Am wichtigsten ist noch folgendes: Das Tier setzt nie die Schalen nach auswärts, infolgedessen auch die Fährten fast in eine gerade Linie hintereinander fallen, während der Hirsch schränkt, wie es genannt wird, d. h., daß beim Auswärtssetzen der Schalen bei jedem neuen Tritt eine neue Linie beginnt. Da seht euch doch noch hier das Klümpchen Erde an, das Insiegel des Hirsches, welches an seinen Schalen haftet, das er in der Flucht dann verliert, und dort die abgeschnittenen Grashalme in der Fährte liegend, beides untrügliche Hirschzeichen, besonders die Halme, denn die Tiere treten nie die Gräser ab, sondern treten sie nur zum Boden nieder. Jetzt aber vorwärts, daß wir von der Stelle kommen!



Fährte des Hirsches.

An der Ecke drüben seht genau auf mich, und wenn ich stehen bleibe, thut ihr dasselbe und seid dann mucksmäuselstill; hoffentlich, mein Junge, meldest du dich nicht wieder mit einem Niesesignal. — „Wie alt so ein Hirsch werden kann," fragt ihr? — hm das ist so ein försterlicher Zankapfel. Manche behaupten, daß Säugetiere überhaupt sechs- bis siebenmal so alt würden, als sie Zeit zur Vollendung ihres Wachstums gebraucht haben, das hat aber die Erfahrung gerade beim Edelwild vielfach widerlegt. Im allgemeinen rechnet man, daß die höchste Zahl wohl 30 Jahre — halt! bst! alles bleibt stehen wie ein Baum. Dort, seht ihr das ganze Rudel? Glaub's, daß manchem das Herz pocht vor Hirschfieber, doch ruhig, nicht gemuckst! So, das Glas wird uns belehren, wen wir vor uns haben. — Jetzt aufgepaßt, ich werde pfeifen und auf drei klatscht ihr alle in die Hände. Wie sie heraugen und sichern! Eins — zwei — drei! — Holla hopp, die wilde Jagd geht los! Zählt schnell die Stücke und dann hin zu dem Platze, damit ihr das Getrampel näher betrachten könnet! Nun, wieviel Hirsche waren eurer Meinung dabei? Drei? Nein, das waren vier. Daß ihr den kleinsten übersehen habt, ist übrigens zu verzeihen, es war auch ein schlechter Spießer. So heißt nämlich der Hirsch, welcher zum erstenmal ein Geweih trägt; im zweiten Jahre, wenn dann meist ein Ende hinzukommt — denn ihr wißt doch, daß Rehböcke und Hirsche alljährlich ihr Gehörn und Geweih abwerfen, und daß ihnen dann wieder ein neues, gewöhnlich stärkeres nachwächst? — nennt man ihn Gabler. Weiter aufwärts erfolgt nun die Betitelung nach der Anzahl aller vorhandenen Enden, also Sechser, Achter, Zehner u. s. w., denn ungerade werden nicht als Siebener etwa oder Neuner benannt, sondern in der richtigen Annahme, daß bei normalem Verhältnis auf jeder Seite ein Ende mehr sich jährlich einstellt, bezeichnet man den Siebener als ungeraden Achter, den Neu-



Fährte der Hirschkuh.

Fragen und Antworten.

Leibkamerad aus **Zabern.** Mit den Dingen, die Du aufführst, ist wirklich, auch mit dem besten Willen, keine Telephonleitung zu veranstalten, wie Du Dich auszudrücken beliebst. Zu einer Telephonleitung gehören 2 Telephone und der nötige Verbindungsdraht; willst Du noch einen Anruf, so brauchst Du außerdem noch 2 Glocken, 2 Elemente (Leclanché — keine Bunsen) und 2 Drücker. Alles zusammen ohne Draht kostet etwa 37 Mk. Wenn das Deine Sparbüchse verträgt, probier's! Viel Glück!

Tierbändiger in **L.** Du willst Dir von Hamburg allwöchentlich Seewasser kommen lassen und fragst, was das kosten könnte. Diese Mühen und Auslagen kannst Du sparen. Setze 50 Liter reinem möglichst hartem Brunnenwasser die nachbezeichneten Chemikalien zu, die Dir jede Droguenhandlung liefern kann und zwar: 1325 g Chlornatrium, 100 g schwefelsaures Magnesium, 30 g schwefelsaures Kali, 150 g Chlormagnesium. Wenn Du diese Mischung genau nach dem gegebenen Verhältnis zusammensetzest, werden sich Deine Seeungetüme in dem also hergestellten Elemente ganz wohl befinden.

Σολλέξας, Fid. Lieber Kamerad, es ist mehr als fraglich, ob sich die beklagte Diffformität (wohl eine Folge englischer Krankheit?) wieder ausgleichen lasse. Jedenfalls empfiehlt sich, neben guter Ernährung, Gymnastik, welche besonders den Brustkorb berücksichtigt. Empfehlen Dir, d. h. wenn Dein Hausarzt nicht ein Veto einlegt, den fleißigen Gebrauch des Largiadèrschen „Arm- und Brustkräftiger." Gruß!

K. Y. Z. in **Zabern.** Solche Zeitschriften wären: Elektrotechnische Rundschau von Professor Krebs in Frankfurt; Centralblatt für Elektrotechnik von E. Uppenborn jun., München, Glückstr. 11; Elektrotechnische Zeitschrit in Berlin. Für Dich die erstgenannte die empfehlenswerteste.

Obertertianer in **C.** Der „G. K." kann Dir diesmal leider keine Auskunft erteilen, denn an Weiden und Ulmen leben so viele verschiedene „grünliche" Raupen, daß eine sehr genaue Beschreibung nötig ist, um Dir sagen zu können, welche Arten Du gefunden hast. — Die Tintengläser kann man natürlich nicht mit der Laubsäge herstellen, das soll Dir auch weiter keine Kopfschmerzen machen. Sende nur.

L. v. N. So gescheit ist der „G. K." auch, das hättest Du Dir wohl sagen können. — Deswegen böse? Unter Kameraden? Nein!

Elektrotechniker in spe. Du möchtest also Elektrotechniker werden und bittest um Auskunft über den notwendigen Lehrgang. Zuerst mußt Du das Reifezeugnis einer Realschule I. Ordnung oder eines (Real-)Gymnasiums erlangt haben, danach etwa 6—8 Semester den Fachstudien auf einem Polytechnikum obliegen und dann aber oder besser vor dem Studium eine Praxis in einer Werkstatt durchmachen. Willst Du Dich mehr der Telegraphenelektricität widmen, so ist eine Telegraphenbauanstalt, für die Dynamoelektricität eine Fabrik, in der Dynamomaschinen gebaut werden, zu empfehlen. Nach dem Studium, bist Du ein tüchtiger Fachmann geworden, hast Du Aussicht auf Anstellung für erste Positionen. Unsres Wissens existieren bis jetzt noch keine staatlichen Elektrotechniker, doch mit der Zeit wird das nicht ausbleiben. Zum Schluß noch die Bemerkung, daß dieser Beruf jetzt schon recht überfüllt ist.

Meinen Kameraden möchte ich eine billige Art von Schraubklemmen, die auf elektrischen Apparaten zur Befestigung des Drahtes dienen, beschreiben: In einen kleinen viereckigen Holzklotz bohre ich mir ein Loch und säge senkrecht dazu mit der Laubsäge einen etwa 1 mm breiten Spalt. Nachdem ich diesen auf den Apparat aufgeleimt habe, schlage ich auf 1 cm Entfernung einen Nagel fast ganz ein, lege um ihn den vom Apparat kommenden Draht, so daß ein Ende von 3 cm übrig bleibt, wickle dieses letztere um eine Stricknadel einmal herum, so daß er federt und die Klemme ist, nachdem ich die Stricknadel entfernt habe, fertig. Das lose Ende kann man in den Spalt hineindrucken, den Leitungsdraht von der Batterie durch das gebohrte Loch stecken, so wird ersteres zurückschnellen und sich fest gegen den Leitungsdraht anlegen. Kameradschaftlich grüßt: Dingsda, Elektriker in spe.

Franz Bosk. Solche Bücher wären: Teichmann, Mineralogie (Hendel, Halle, Preis 1 Mk.). Knorr, Mineralreich in Bildern (Schreiber, Eßlingen, Pr. Mk. 10). Fischer, Taschenbuch für Mineraliensammler (Leiner, Leipzig; Pr. Mk 2.80).

Kamerad in **Leipzig.** Ein Musikstück fürs Fagott? Da müssen wir schleunigst Gottfried von Bouillon ersuchen, daß er's uns auf seiner Oboe 'mal vortrillert.

Dietler in **Luzern.** Das Viktoriformat mißt 75×96 mm. Stereoskopbilder lassen sich mit einer Camera 9×12 cm nicht aufnehmen; es gehört dazu mindestens eine solche von 13×18 cm. — Das Kreidegoldbad ist haltbar, nur soll es nach jedem Gebrauch filtriert werden, auch hätte es bei frischem Gebrauch etwas Chlorgoldlösung zu erhalten.

Naturfreund (W. B., Kurfürstenstraße) in **Berlin.** Die Besetzung Deines kleinen Terrariums ist so ganz hübsch, Du mußt aber nur bei den Lurchen bleiben, und darfst in diesem Terrarium, welches doch ein kaltes feuchtes ist, keine Eidechsen oder andre, mehr Trockenheit liebende Reptilien unterbringen. Höchstens könntest Du es einmal mit einigen Bergeidechsen (Lacerta vivipara, Jaquin) versuchen; alle andern aber würden in diesem Terrarium bald zu Grunde gehen. Besser ist es jedoch, Du läßt alle Reptilien fort und hältst nur Lurche, deren es ja eine große Auswahl gibt, z. B. bei Daimer (Kochstraße), wo Du auch Ausländer erhältst, so den marmorierten Molch (Triton marmoratus, Schinz), ein sehr hübsches und ausdauerndes Tier. Kaufe Dir doch, oder laß Dir vom Herrn Papa zu Weihnachten das Buch schenken: Herm. Lachmann, „Das Terrarium" (Preis geb. Mk. 3.80). Dasselbe ist mit 87 Abbildungen im Text und 5 Tafeln ausgestattet und beantwortet alle einschlägigen Fragen. In der nächsten Zeit wird der „G. K." übrigens über alle Terrarienarten und die dazu gehörenden Tiere und Pflanzen ausführliche Beschreibungen bringen. Das kleine Tierchen, welches Du uns so hübsch abgezeichnet hast, ist übrigens kein Salamander, sondern der kleine Teichmolch (Tritus taeniatus, Schneid.), fälschlich „Wassersalamander" genannt. Deine übrigen Fragen betreffend, sei noch bemerkt, ad 1. Die sehr seltenen Männchen des Feuersalamanders (Salamandra maculata, Koch) sind kleiner, deren Kloakenlippen wulstiger als bei den Weibchen. Letztere bringen auch ohne Männchen in Gefangenschaft Junge zur Welt, die Du dann von den Alten trennen und in einem kleinen, mit Wasserpflanzen besetzten Aquarium mit kleinen Regenwürmern, Maden, geschabtem Fleisch 2c. füttern mußt. ad 2. Jahrgang III Seite 397. Füttere mit Regenwürmern, Mehlwürmern, Nacktschnecken, allerlei Würmern (Kellerasseln), rohes, mageres Rindfleisch in dünne Streifen geschnitten; letzteres vorhalten und leicht bewegen. ad 3. Gut und richtig verpflegen, so werden sich alle Tiere, welche Du genannt hast, fortpflanzen. Die Jungen mußt Du dann gleichfalls in ein wie vorbeschriebenes kleines Aquarium bringen, aber nicht die Eidechsen, die bleiben im Trocknen. ad 4. Welches Wasser? Ins Becken des Terrariums täglich, aber abgestandenes Wasser nehmen; im Aquarium, wenn viel Wasserpflanzen darin sind, nicht, oder nur wenn schlecht geworden, erneuern. Gruß! auch vom Süßerlehrling, der Deinen Brief seiner Raritätensammlung einverleiben wird.

G. v. H. in **Ch.** Du willst wissen, wie man Vögel ausstopft? Du bist jedenfalls ein noch ganz junger Abonnent, sonst wäre Dir bekannt, daß im III. Jahrgange des „G. K." über dieses Thema eine große illustrierte Abhandlung steht.

H. F. in **Hamburg.** Ganz recht! Nur frisch herausgesagt, was man nicht schlucken mag. Vielleicht daß wir bald schon eine dahin abzielende Aenderung eintreten lassen können.

Hermann Pf. Weinholds Altnordisches Leben zählt 512 Seiten mit einer lithographischen Schrifttafel, erschienen 1856, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, Preis broschiert M. 7.50.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Echte Briefmarken! Billig
5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 1.- Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf. 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 2.- Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf. 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 4.- Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c.
alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.

Für meine **Buchhandlung** suche ich zu mögl. lichst baldigem Eintritte einen **Lehrling.**
Rudolstadt i. Th. **K. Keil.**

100 versch. Briefm.: Aegypten, Brasilien, Venezuela, Türkei 2c. nur 1 M.
Gg. Buck, Ulm a. D. Preisliste gratis.

Wer Marken von den früheren deutschen Bundesstaaten (Oldenbg., Braunschwg., Hannover 2c.) besitzt, schreibe eine Karte an Max Eichinger, Hofbuchh., Ansbach (Bayern). Interessante Mitteilung erfolgt umgehend.

Erziehungsanstalt zu Heilhau

bei **Rudolstadt** in **Thüringen** gegr. 1817.
Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Beginn des Schuljahres 1889 den 12. Mai.
Direktor Dr. Joh. Barop.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Der
Naturfreund.
Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.
Herausgegeben von
Dr. Otto Dammer.
Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.
Erster und zweiter Jahrgang.
Gebunden à Mk. 6. 75.

Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

Das
neue Universum.
Reich illustriert.
Preis gebunden M. 6. 75.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für die reifere Jugend. Es bietet sich hier für den Knaben, der anfängt zu denken, ein passendes Uebergangsbuch, welches dazu bestimmt ist, ihm als belehrender und unterhaltender Führer ins praktische Leben zu dienen.

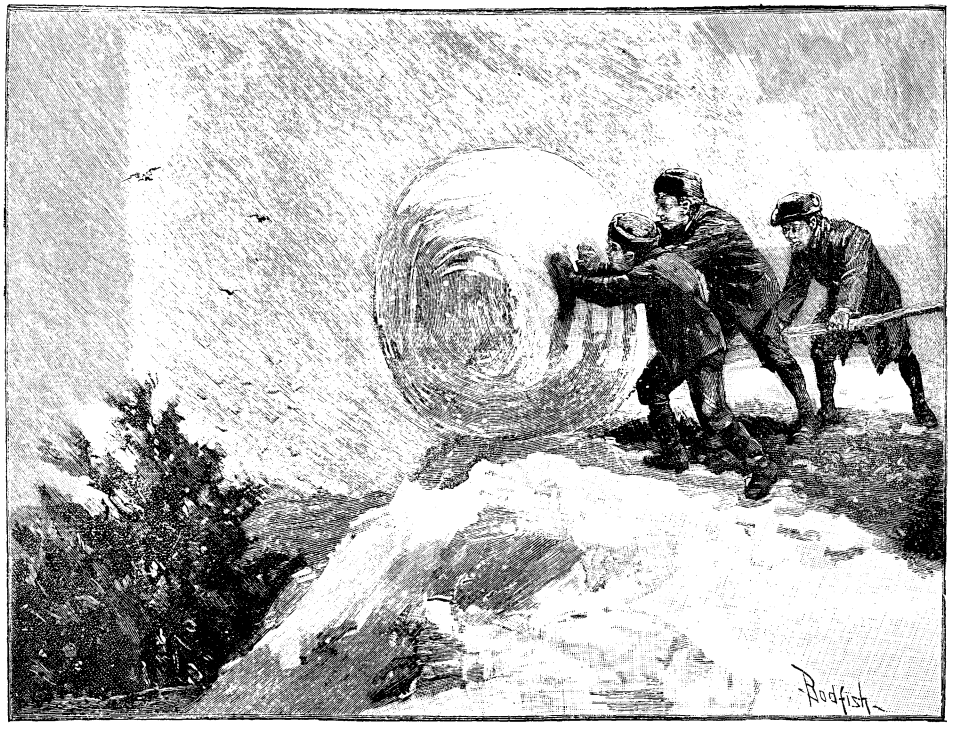
Der X. Band ist soeben erschienen. Sonst noch vorrätig sind die Bände II. bis IX. Preis à M. 6. 75. — Zu haben in allen Buchhandlungen.

Alle Arten
Photographische
Apparate
neuester Konstruktionen,
für Amateure,
zu Moment-, Porträt- und Landschaft-Aufnahmen. — Leichtes Erlernen **ohne** Vorkenntnisse.
Illustrierte Preisliste gratis und franko.
Carl Plaul, Dresden,
Wallstraße 12.

10 M. Sensationellen Erfolg 10 M.
erzielt der
Photographieapparat
Phönix,
komplett neueste Konstruktion nur **10 Mk.** Jeder Apparat ist **probiert,** sehr solid gearbeitet und erzeugt vortreffliche Bilder. App. Phönix m. g. Anw. lief. g. Nachn. od. Voreinf. v. **10 Mk.**
Versandgeschäft von
C. Leger, Nürnberg
10 M. (gegründet 1860.) 10 M.

ner ungeraden — richtiger wäre, zurückgebliebener — Zehner u. s. w. Der jagdbare Hirsch kann, wie ich vorhin bereits erwähnte, schon ein starker Achter sein, ein Zehner, selbst das miserabelste Exemplar gilt immer als solcher. Der große, den wir hier vor uns hatten, war ein Zwölfer, ein Prachtsbursche, nicht wahr?

Da habt ihr den Tanzplatz! Nun seht einmal zu, ob ihr die Hirschspuren herausfindet, vor allem den kapitalen Zwölfer. Bravo, richtig! das ist er, wohl mindestens 80 cm beträgt sein Schritt. Halt, hier ist noch ein andres Merkzeichen des Hirsches, die runden Kügelchen, die Losung! Na, thut nur nicht so zimperlich, ein rechter Jäger scheut sich nicht davor. Auch das Nässen ist ein charakteristischer Unterschied; es erfolgt beim Hirsch mitten zwischen allen vier Läufen, bei den Tieren stets zwischen den zwei Hinterläufen. — Doch jetzt ist es genug, sonst wird es pechfinster, ehe wir heimkommen und Mutter wartet gewiß schon. „Ob der Hirsch nicht im Walde viel Schaden anrichtet?“ Leider ja, das hast du ja an der Schonung sehen können, wie die zertreten war, das muß man nun einmal mit in den Kauf nehmen. Schlimmer noch ist ein andrer Unfug, das sogenannte Schälen, welches darin besteht, daß das Wild die Rinde von Stangenhölzern an- und abreißt; dies geschieht teils aus wirklichem Nahrungsmangel, teils aus Angewohnheit und Uebermut, wofür dann die unten liegenden Stücke zeugen, die sonst verzehrt werden. Auch durch das Schlagen mit den Geweihen im Frühjahr an die Bäume, bis endlich die Stangen abgeschlagen sind, entstehen bedeutende Stammverletzungen; desgleichen im Herbst beim Fegen, d. i. das Reiben der mit einer Bastschicht umhüllten Stangen an den Hölzern, bis endlich alles frei davon geworden. Es wird über diese Schäden gar viel gejammert und geschrieen, als ob dadurch der ganze Wald mit der Zeit ruiniert werden könnte, doch ist das so schlimm nicht, denn früher, als es noch mehr Wild wie jetzt gab, standen die Forsten teilweise sogar besser als heute. Hol's der Fuchs, Wald ohne Wild ist kein Wald! Das meint ihr doch auch? Nicht wahr? Ja, das wollte ich mir auch ausgebeten haben! Nun singet mir einmal ein Waldlied, unser schönstes, das von Mendelssohn „Wer hat dich du schöner Wald“, das kennt ihr doch? Nun dann los! — Ja, den Meister will ich loben, so lang' noch mein' Stimm' erschallt — schirm' dich Gott, schütz' dich Gott, du schöner Wald!



Winterfreuden!

Winterfreuden!

Eine Lawine möchtet ihr da drüben an dem Hang des Hügels loslassen, um dann aus dem Klumpen einen Kolossalschneemann zu formen. Gut, Jungens, ich habe nichts dagegen, wenn ihr das auf jenem weg- und baumlosen Gelände mal probieren wollet, aber wohlverstanden, nur dort, denn da habt ihr freie Bahn, da ist jede Gefahr ausgeschlossen, und einen Schaden könnet ihr ebensowenig anrichten. Wenn euch aber einfallen sollte, einen andern Platz unsicher zu machen und obendrein einen Baumschaden anzurichten, na Jungens, dann macht euch auf was gefaßt, dann überkommt auch euch ein lawinenartiges Ungewitter, und was für eines — ihr wißt, die Grünröcke da drüben, die lassen nicht mit sich spassen und haben euch gleich mal am Wickel, und ich — ich lasse euch dann getrost in der Tinte sitzen!

Buchstabenversetzungsrätsel.

Aus jedem der folgenden Wörter soll durch Umstellung der Buchstaben ein andres Wort gebildet werden, und zwar so, daß die Anfangsbuchstaben der neu entstandenen Wörter ein bekanntes Sprichwort ergeben:

Heer, Leben, Mode, teuer, lange, Ruh, halt, Lampe, Esel, Nebel, lese, Mispel, Burgen, aus, Strich.

Logogriph.

Was immerfort mit k zu sein,
Noch keiner schön gefunden,
Hat mir mit z mein Mütterlein
Zum Wiegenfest gewunden.

Rätsel.

In einem Baum in unsrem Park,
Hat es sein Nest gebaut,
Da hab' ich oft von Ast zu Ast
Froh hüpfend es erschaut.
Und doch ist es kein Vögelein,
Drum rate zu, was es mag sein.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 8.

„Luftzug, Zugluft.“

Auflösung des Logogriphs in Nr. 8.

„Rheine.“

Auflösung des Tonrätsels in Nr. 8.

„Aùguſt, Augùſt.“

A. S. in **Heilbronn.** Diurnist = Taglohnschreiber. — In einem früheren Jahrgange des „G. K." war mal von einer Zauberwindmühle die Rede, und dazu sollten auch die Bestandteile eines alten Uhrwerkes Verwendung finden. Lies das mal und gefällt Dir dieses Modell nicht, dann kombiniere aus diesem Gedanken heraus etwas andres.

Hans in **Obertertia.** Für die rätselhafte Inschrift freundlichen Dank. Wo hast Du denn dieses Briefpapier her? Das ist ja dick wie ein Lineal und schwer wie Blei.*)

Otto in **Fulda-Sangerhausen.** Nach Deinen Angaben ist der Fehler schwer zu konstatieren. Scheinbar liegt derselbe an den Spulen, und zwar entweder an dem Draht, der vielleicht an einer Stelle blank ist, oder daß die Spulen falsch gewickelt oder unrichtig verbunden sind; außerdem scheint uns der Draht viel zu dick. Du mußt gewöhnlichen Zimmerleitungsdraht verwenden. Am besten, Du ziehst einen dortigen Fachmann zu Rate oder schickst den Apparat an eine Fabrik. Ohne ihn zu sehen und zu untersuchen, ist Genaues nicht darüber zu sagen. Gruß!

Graf B. Lasse nur noch einige Jährchen darüber hingehen, lerne Dich erst selbst fühlen, Du wirst diese und jene Notwendigkeit schon noch einsehen. Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig, die Zeit nur macht die Gärung kräftig.

K. Vollmöller in **Stuttgart, Hasenbergsteige 27,** bittet einen der lieben Kameraden, ihm eine kleine, möglichst leicht zu verfertigende Dynamomaschine zu beschreiben.

W. G. in **Wunsdorf.** Bravo, die Lösungen sind richtig. Man soll die Rätselecke freilich nicht vornehm überschlagen, sondern wacker drauf los knacken. Es unterhält das nicht nur, das Nachdenken schärft auch den Geist.

L. W. in **Bremen.** Besten Dank für Deine liebenswürdige Bemühung um den neuen Kameraden. — Diplomat willst Du werden? Da sieh vor allem zu, daß Du das Reifezeugnis eines Gymnasiums erhältst, um an die Universität übertreten zu können. Mit allem andern hat's noch Zeit! Glückauf!

M. Haurwitz in **Hamburg, Grindelallee 27 p. t.,** elf Jahre alt, möchte mit einem Kameraden gleichen Alters in Korrespondenz treten. — Deiner Schilderung nach bist Du mit den Nummern des „G. K." ganz auf dem Laufenden. Gruß!

Ludwig K. Bravo, Du scheinst ein strammer Junge zu sein, werde auch ein tüchtiger Mann!

Nach Wien. Du beschreibst Deinen Kameraden die Selbstherstellung einer Dampfmaschine, die Du aus einer Blechschachtel anzufertigen weißt. Wir haben nur die eine Hälfte Deines Briefes, wo steckt die andre? Auch Deinen Namen wissen wir aus diesem Grunde nicht.

Arbasen, der Herr der Wüste. Zeige die Bilder, die Du präparieren willst, einem dortigen Optiker mit der Frage, wie das anzugehen sei. Ohne dieselben zu sehen, und zu wissen, aus welchem Material sie sind, kann der „G. K." nicht raten. Für die Laterna magica braucht man, wie Du jedenfalls weißt, auf Glas ausgeführte durchscheinende Gemälde oder Photographien. Salem aleikum.

F. Adam. Dein Gedicht ist ganz prächtig, das könnte ein Alter gemacht haben. In den „G. K." gehört es nicht, aber der Prinzessin sollst Du es schicken, und dabei sagen, daß Du noch ein Junge bist. Gruß kameradschaftlich erwidert.

K. S. in **Wels.** Deine Grüße haben wir ausgerichtet und werden Deine Wünsche dem Methusalem, Gottfried und dem edlen Mijnheer gelegentlich mitteilen. Deren Konterfei, so Du am Schlusse Deines Briefes gemalt hast, sind famos.

Robert F. in **N.** Der „Vater des Gelächters", ei freilich, das muß ein drolliger Kauz sein. Unter dem Elefantentöter wird man sich so eine Art mittelalterlicher Donnerbüchse vorzustellen haben. Egal, wenn er nur zur rechten Zeit trifft.

E. F. in **L.** Kamerad, Dir kann geholfen werden! Das von einem Realgymnasium ausgestellte Zeugnis der Reife berechtigt zum Studium der neueren Sprachen, Mathematik und der Naturwissenschaften, jedoch mit der Einschränkung, daß die früheren Zöglinge eines Realgymnasiums nur an einem solchen, an einer Realschule, an einer höheren Bürgerschule, oder an Fachschulen, nicht also an einem humanistischen Gymnasium als Lehrer anstellbar sind. — Das Abgangszeugnis einer bloßen Realschule genügt nicht für den Lehrberuf an einer höheren Lehranstalt, auch nicht für das Studium des Bau- und Hüttenwesens oder des Forstfaches, wenn später eine Anstellung durch den Staat gewünscht wird. Post und Steuer mögen sich ausnahmsweise mit den auf einer Realschule vorgebildeten jungen Leuten begnügen, aber nur wenn die Anmeldungen zum Eintritt spärlich sind. — Letzteren bleibt dagegen die große Reihe der technischen und künstlerischen Fächer vorbehalten, z. B. Maschinenbau, Eisenbahnbau, Schiffsbau, Elektrotechnik, Privatstellung als Architekten und Baumeister, dann Musiker, Bildhauer, Maler, wenn ganz besonderes Talent vorhanden ist. Fachschulen zur Ausbildung für diese Berufsarten gibt es in Sachsen zahlreich.

*) Anm. des Setzerlehrlings: Das nächste Mal würde ich doch lieber gleich mit Keilschrift und auf Ziegelsteine schreiben.

Universalbibliothek
für die Jugend

enthält die besten Jugendschriften in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu enorm billigen Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Bis jetzt erschienen:

Band		Geheftet M.	Elegant gebund. M.
1:	**Robinson Crusoë.** Nach Defoë bearb. v. G. Mensch	— 20.	— 60.
2/4:	**Robinson der Jüngere.** Von J. H. Campe	— 60.	1. —
5/6:	**Swift, Gullivers Reisen.** Bearb. v. Fr. Werner	— 40.	— 80.
7/8:	**Pichler, Luise, Des Dorfes Rose.** Erzählung	— 40.	— 80.
9/12:	**Hauff, Wilhelm, Märchen**	— 80.	1. 20.
13/14:	**Pfeffel, G. K., Fabeln und Gedichte**	— 40.	— 80.
15:	**Wildermuth, Ottilie, Kleine Geschichten**	— 20.	— 60.
16/18:	**Cooper, Der rote Freibeuter**	— 60.	1. —
19:	**Blüthgen, Victor, Harte Steine. Kater Murr**	— 20.	— 60.
20:	**Höcker, Gustav, Hoffart und Demut**	— 20.	— 60.
21/23:	**Cervantes, Don Quichotte.** Bearb. v. K. Seifart	— 60.	1. —
24/27:	**Ferry, Der Waldläufer.** Bearb. v. E. Trautmann	— 80.	1. 20.
28/29:	**Walther, Erzählungen und Märchen**	— 40.	— 80.
30:	**Gellert, Ausgewählte Fabeln und Erzählungen**	— 20.	— 60.
31/34:	**Cooper, Lederstrumpf-Geschichten.** I.	— 80.	1. 20.
35/38:	— „ — „ II.	— 80.	1. 20.
39:	**Pichler, Luise, Märchen**	— 20.	— 60.
40/43:	**Höcker, Oskar, Der Tyrann der Goldküste**	— 80.	1. 20.
44:	**Bonn, Franz, Der Weberhannes. Durchgebrannt!**	— 20.	— 60.
45:	**Wildermuth, Adelheid, Mein Bruder und ich**	— 20.	— 60.
46/48:	**Braun, Isabella, Das Geheimnis d. Schreibtischs**	— 60.	1. —
49:	**Jäger, Die Meuterer auf Pitcairn. Im bunten Hause**	— 20.	— 60.
50/51:	**Dungern, Julie, Neue Märchen und Sagen**	— 40.	— 80.
52:	**Michael, C., Die jungen Lebensretter**	— 20.	— 60.
53:	**Braun, Isabella, Charles Dickens, genannt Boz**	— 20.	— 60.
54:	**Bonn, Franz, Die dumme Lisel. Der Drache von Eßlingen**	— 20.	— 60.
55/57:	**Roth, Richard, Die Nordpolfahrer**	— 60.	1. —
58:	**Höcker, Oskar, Elternlos!** Erzählung	— 20.	— 60.
59:	**Jäger, Clara, Schauspiele für die Jugend**	— 20.	— 60.
60/62:	**Becker, K. Fr., Erzählungen aus der alten Welt.** Neu bearbeitet v. Prof. Zeller. I. **Odysseus**	— 60.	1. —
63/65:	— „ — II. **Achilles**	— 60.	1. —
66/68:	— „ — III. **Kleinere Erzählungen**	— 60.	1. —
69/70:	**Werther, Der Jugend Fabelschatz**	— 40.	— 80.
71:	**„Onkel Toms Hütte".** Bearb. v. A. H. Fogowitz	— 20.	— 60.
72/74:	**Lee, Rosamunde Jane** oder „Die Gefangenen im St. James-Palast". Bearbeitet v. M. Hamann	— 60.	1. —
75/76:	**Marryat, Japhet, der seinen Vater sucht.** Bearbeitet von Gustav Höcker	— 40.	— 80.
77/80:	**Musäus, Volksmärchen der Deutschen.** Bearbeitet von Rektor Werther	— 80.	1. 20.
81/84:	**Marryat, Steuermann Ready,** oder „Der Schiffbruch des Pacific". Bearbeitet von G. Höcker	— 80.	1. 20.
85/87:	**Murray, Prairievogel.** Bearbeitet v. O. Höcker	— 60.	1. —
88/90:	**Stanleys Reise durch den dunkeln Weltteil.** Bearbeitet von Richard Roth	— 60.	1. —
91/93:	**Werner, Die schönsten Märchen aus „Tausendundeine Nacht"**	— 60.	1. —
94:	**Frey, Jakob, Geschichten aus der Schweiz**	— 20.	— 60.
95/97:	**Bird, Der Waldteufel.** Bearbeitet von G. Höcker	— 60.	1. —
98/100:	**Cooper, Conanchet.** Bearbeitet von Gustav Höcker	— 60.	1. —
101/104:	**Schwab, Gustav, Deutsche Volksbücher.** I.	— 80.	1. 20.
105/108:	— „ — „ II.	— 80.	1. 20.
109/110:	**Andersens ausgewählte Märchen.** Bearbeitet von Rektor Werther	— 40.	— 80.
111/112:	**Campe, Die Entdeckung von Amerika.** I. **Christoph Kolumbus**	— 40.	— 80.
113/114:	— „ — II. **Ferdinand Cortes**	— 40.	— 80.
115/116:	— „ — III. **Franz Pizarro**	— 40.	— 80.
117/118:	**Proschko, C., Der Halbmond vor Wien**	— 40.	— 80.
119:	**Jeanrenaud, H., Der Herzog von Bretagne**	— 20.	— 60.
120:	**Wildenradt, F. v., Adalbert von Harras. Occothen Broek.** Zwei historische Erzählungen	— 20.	— 60.
121:	**Marryat, Jakob Ehrlich.** Bearb. von G. Höcker	— 20.	— 60.
122:	— „ — **Peter Simpel.** Bearbeitet von G. Höcker	— 20.	— 60.
123:	**Becker, August, Geschichten und Märchen**	— 20.	— 60.
124/125:	**Knighton, Erzählungen eines Seefahrers**	— 40.	— 80.
126/128:	**Marryat, Die Ansiedler in Kanada.** Bearbeitet von Gustav Höcker	— 60.	1. —

☛ Zu haben in allen Buchhandlungen. ☚

Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Tauschmarkt.

Suche einen Induktionsapparat. Gustav Fick in Hamburg a. d. Bürgerweide 9.

M. Philippsohn in **Dresden, Lindenaustraße 10,** tauscht seltene Schmetterlinge.

Für eine elektrische Klingel gebe ich 500 Marken und 329 Siegel. R. Patzig in Neuhaldensleben.

Hans von der Decken in **Hildesheim, Goslarsche Straße,** gibt seine Druckerpresse gegen eine Dampfmaschine ab.

Ringold Kalning in **Riga, Große Jakobstraße 4,** sucht alte deutsche Marken.

Bringe hiermit meine Dampfmaschine auf den Tauschmarkt, wünsche dafür Marken. G. Trommsdorf in Schleiz (Reuß j. L.)

Suche eine Dampfmaschine gegen eine Laterna magica mit 22 Bildern. H. Kriegner in Passau, Altstadt 140.

Die neuesten Marken aller Länder sucht D. von Strecaloff in Riga (Rußland), Pauluceifstr. 10.

Briefmarkenbulletten erbittet Herm. Hempen in Meppen (Hannover).

Möchte mit einem russischen und einem türkischen Kameraden in Korrespondenz treten, auch Marken tauschen. Oscar Nemetz in Wien, Mariahilferstr. 7.

Tausche in- und ausländische Käfer, gebe dafür Münzen und Marken. Max Kainz in Wien VIII, Skodag. 20.

Abgestempelte Eisenbahnbillete sucht W. Geelen in Aachen, Hotel Nuellens, gibt dafür Münzen, Siegel und Marken.

Mein Briefmarkenalbum ist zu haben gegen eine Dampfmaschine. Hans Rosenberg in Berlin, Französische Straße 42.

Für einen kranken deutschen Kameraden sammle ich Marken. Bitte um Unterstützung, W. Eggeling in Edinburg, 15 Hatow Place.

Oscar Schaleck in **Prag, Altstadt,** Bartholomäusgasse Nr. 3, sammelt und tauscht Marken und Münzen.

Tausche Briefmarken, besitze viele alte türkische und österreichische. Karl Pezider in Smichow-Prag, Ninskystraße 60.

Tausche Helgoland-Kreuzbänder, überhaupt Ganzsachen und Marken aller Länder. Rud. Hirsch in Hamburg, Eichenallee 14.

Welcher Kamerad kann mir Posaunennoten abgeben. Gebe dafür russische Marken. Edgar Kulbach in Dorpat (Rußland), Carlowastr. 19.

Tausche schöne Gebirgsschmetterlinge. Oscar Balthasar, Sohn, Luzern, Kasernenplatz.

Suche einen physikalischen oder photographischen Apparat, gebe dafür eine Pflanzenpresse. Karl Scherber in Würzburg, Veitshöchheimerstr. 2.

Rudolf Bebé in **Wien, I. Bezirk, Schottenring 9, vierter Stock,** tauscht Briefmarken und Münzen.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 10.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Leicht wurde ihm das freilich nicht. Der Löwe entwickelte eine Muskelstärke, welche seiner Jugend kaum zugetraut werden konnte. Es gelang ihm wiederholt, sich halb aufzurichten, doch Schwarz drückte ihn wieder nieder, eifrig bemüht, dem Kopfe und den Tatzen auszuweichen.

„Stricke her, Stricke!“ rief er den beiden Genossen zu.

Man hatte vieler Schnüren und Riemen bedurft, die Gefangenen zu fesseln; glücklicherweise aber ist jede Karawane stets reichlich mit Stricken und dergleichen versehen. Das Verlangte wurde rasch herbeigebracht, und es gelang den vereinten und natürlich sehr vorsichtigen Bemühungen der drei Männer, das sich aus allen Kräften sträubende Tier vollständig einzuwickeln und so fest mit den Stricken zu umwinden, daß es sich nicht mehr regen konnte.

„Hamdulillah — Preis sei Gott!“ rief Hadschi Ali. „Wir haben den Würger der Herden nebst seiner Frau erschossen und nun auch seinen Sohn besiegt. Da liegt er in schmachvoller Ohnmacht; er kann nur knurren, aber nicht sich retten. Aaïb aalerhu — Schande über ihn!“

„Allah sei Dank!“ seufzte der Schech erleichtert auf. „Wir sind gerettet. Er ist gebunden und kann uns nun nicht fressen!“

„Dir wäre besser, er hätte dich verschlungen,“ antwortete ihm der Ungar, „denn morgen überantworten wir dich dem Mudir, der dir fünfhundert geben lassen wird. Dann wirst du einsehen, daß die Zähne des Löwen gnädiger sind als die Peitsche der Gerechtigkeit.“

„Ich bin ein freier Ibn el arab! Wer darf mich schlagen?“ widersprach der Homr.

„Wie nennst du dich? Frei? Siehst und fühlst du denn nicht, daß du gefangen bist? Wer könnte uns hindern, dir so viele Schläge zu geben, wie uns beliebt? Du hättest es verdient; aber wir sind zu stolz, es zu thun. Doch morgen wird die Peitsche sich mit deiner Haut unterreden, bis du wünschen wirst, von dem Löwen zerrissen worden zu sein.“

Das gefangene Tier wurde am Feuer niedergelegt, wo es am besten bewacht werden konnte. Es lag wie tot und gab keinen Laut von sich.

„Der Löwe seinte Ihr Eigentum,“ sagte der Slowak zu Schwarz. „Zwar

– Der Neger hatte indes die Pfeile aus seinem Köcher genommen; auf dem Grunde des letzteren steckte ein Brief, den er Schwarz überreichte. –

> Solang Du im Wachsen und Werden bist,
> Such' einen Umgang, der über Dir ist;
> Doch bist Du fertig, willst nichts erreichen,
> So fühle Dich wohl mit Deinesgleichen.
>
> Victor Blüthgen.

hatten wir geholfte, aber Sie seinte es, der ihn vorrrher gefangte hatt. Was werden Sie mit ihm machte?"

„Ich will meine Sammlungen von Faschodah aus nach Chartum senden, wo ich einen Freund habe, welcher sie nach der Heimat expediert. Ihm werde ich auch den Löwen schicken. Vielleicht gelingt es, ihn lebendig nach Deutschland zu bringen."

„Dort wird er wohl kommte in eine Menagerie, botanische?"

„Nein, sondern in eine Menagerie, zoologische," lachte Schwarz.

„So seinte Zoologie wohl in Menagerie und Botanik nur in Löwenhaus, tiergartentliches?"

„Auch das Löwenhaus dient zoologischen Zwecken, mein lieber Stephan. Da Ihr Name Stephan Pudel ein zoologischer ist, sollten Sie sich einer solchen Verwechselung doch nicht schuldig machen!"

„Gibt es nicht auch Pudel, botanische?"

„Ja, aber die werden nur von Ihnen geschossen, wie es scheint. Sie haben sogar schon astronomische Pudel geschossen, wie ich mich entsinne. Sehen Sie gen Himmel! Ihre Straße, milchigte, beginnt zu erbleichen und die Sterne des Schlangenträgers verschwinden am Horizonte. Da wir im Monate März stehen, ist dies ein Zeichen, daß der Morgen sich naht. Wir können bald das Feuer ausgehen lassen und uns zum Aufbruche rüsten."

„Das hab' ich auch gewüßte, denn ich hatt' alle Sternte kennte gelernt. Wie aber wernte wirrrr die Gefangte transportierte?"

„Sehr einfach. Wir binden sie auf die Kamele, deren wir genug haben, da wir fünf erbeuteten."

„Aber von gefangte Gum sind sechs Männer. Da fehlt ein Kamel, reitendes!"

„So mag der Schech laufen. Er hat es reichlich verdient, daß er sich anstrengen muß."

Nach einiger Zeit trat die in jenen Gegenden sehr kurze Dämmerung ein; dann wurde es Tag.

Während die Dschelabi den Zug rüsteten, brach Schwarz dem Löwen und der Löwin die Zähne aus, um dieselben als Trophäen mitzunehmen. Dann wurde aufgebrochen.

Die Araber waren wütend darüber, daß es ihnen, da sie gefesselt waren, nicht möglich gewesen war, el Fagr, das Morgengebet, in der vorgeschriebenen Weise abzuhalten. Sie waren gewöhnt, ihre religiösen Obliegenheiten streng zu erfüllen, wegen Raub und Mord aber machten sie sich kein Gewissen. Sie saßen gebunden auf den Kamelen, nur der Schech mußte gehen, was ihn mit ohnmächtiger Wut erfüllte. Dem Verwundeten bereitete der Transport große Schmerzen. Er wimmerte und stöhnte fast ununterbrochen, doch war es unmöglich, ihn in einer weniger schmerzhaften Weise fortzubringen.

Die Gegend war durchweg eben. Je mehr man sich dem Flusse näherte, desto feuchter wurde die Luft und desto dichter hatte sich infolgedessen die Erde mit Gras überzogen. Man näherte sich den Ansiedelungen der Schillukneger, denen man gern ausgewichen wäre, einesteils weil sie als Diebe und Räuber verschrieen sind, und andernteils wegen der Gefangenen, da sie mit den Homr in Blutrache leben. Es stand zu befürchten, daß sie sich derselben mit Gewalt bemächtigen würden, um sie umzubringen. Leider war eine Begegnung mit ihnen nicht ganz zu umgehen, da sie das linke Ufer des Bahr el Abiad von dessen Nebenflusse Keilak bis hinab nach Makhadat el Kelb bewohnen, und zwar in so dicht aneinander liegenden Dörfern, daß die Reihe derselben fast gar keine Unterbrechung erleidet.

Glücklicherweise kannten die Dschelabi die Gegend genau, und der „Vater der elf Haare" versicherte, daß er die Karawane, wenn man ihm folge, zwar nicht unangefochten, aber doch unbeschädigt nach Faschodah bringen werde.

Seiner Weisung zufolge wurde ein Umweg gemacht, um einige dicht bevölkerte Dörfer zu vermeiden. Zur Mittagszeit gönnte man den Tieren und Menschen einige Ruhe. Die ersteren mußten später sehr angestrengt werden, da man, um den Schilluk keine Zeit zu Feindseligkeiten zu lassen, ihr Gebiet in schnellster Gangart zu durchqueren hatte. Erst nach dem Asr wurde wieder aufgebrochen.

Schon nach nicht ganz einer Stunde sah man hinter Durrhafeldern, welche jetzt während der heißen Jahreszeit unbebaut lagen, die Tokuls *) eines Dorfes liegen.

„Wir sind glücklich bis hierher gekommen und noch keinem Schilluk begegnet," sagte der Ungar in stolzem Tone. „Bin ich nicht ein vortrefflicher Führer gewesen? Das Dorf, welches hier vor uns liegt, ist das einzige, durch welches wir müssen; dann sind wir bald in Faschodah. Geben wir den Tieren die Peitschen. Sie müssen so schnell wie möglich laufen, damit uns niemand anhalten kann. Wer sich uns in den Weg stellt, wird niedergeritten."

Die Kamele und Esel gingen einzeln hintereinander. Der Slowak ritt voran. Er ließ seinen Esel im Schritte gehen; aber als er dem Dorfe nahe kam und die ersten Bewohner desselben erblickte, schlug er so auf sein Tierchen ein, daß dasselbe im Galopp davonflog. Die andern folgten. Der Schech war mit einem Stricke lang an den Sattel desjenigen Kameles gebunden, welches Schwarz ritt. Er mußte nicht laufen, sondern förmlich rennen, um nicht umgerissen und fortgeschleift zu werden, eine entsetzliche Schande für ihn, den Schech eines Stammes, dessen Angehörige es für eine Schmach halten, sich außerhalb ihrer Dörfer anders als nur im Sattel zu zeigen.

Die Tokuls lagen ziemlich weit auseinander. Sie waren meist von runder Bauart und aus Holz und Stroh errichtet; Nilschlamm bildete das Bindemittel. Die Dächer bestanden aus Schilf und Stroh und waren mit den Skeletten von Giraffen und Buckelochsen verziert.

Von einer Gasse oder gar Straße war keine Rede. Zwischen den Hütten lagen die Durrhafelder, jetzt dürr und hart; sie bildeten den Weg, den der kleine Führer einschlug, indem er im Galopp von einer Hütte immer um die andre bog. Er schien oft hier gewesen zu sein und die Tokuls so genau zu kennen, als ob er hier geboren sei.

Die ersten Schilluks, an denen man vorbeikam, sahen mit Staunen die Karawane so schnell an sich vorüberfliegen. Es waren schlanke, dunkelschwarze Leute mit schmalen, gar nicht negerartigen Lippen. Sie trugen keine Spur von Kleidung. Die einzige Toilette, die an ihnen zu bemerken war, erstreckte sich auf die sonderbare Anordnung ihres Haares.

Die Schilluk beschneiden nämlich ihr Haar nie. Sie lassen es lang wachsen und flechten es rund um den Kopf so geschickt ineinander, daß es die Gestalt eines Kranzes oder einer Hutkrempe erhält. Andre flechten es von hinten aufwärts bis nach vorn an die Stirn zu einem aufrecht stehenden Kamme, welcher mit der Raupe eines bayrischen Reiterhelmes große Aehnlichkeit hat. Viele machen sich aus weißen Federn rings um den Kopf eine Zierde wie einen Heiligenschein.

Einer saß tabakrauchend vor seiner Hütte. Aber was war das für eine Pfeife,

*) Strohhütten.

deren er sich bediente! Der Kopf derselben war so groß wie ein Kürbis und das kurze Rohr so dick wie das Handgelenk eines Mannes. Da es keine Spitze hatte, so mußte der Schwarze den Mund so weit aufsperren, daß ihm die Augen aus den Höhlen traten. Aber dies erhöht nach der Ansicht der Schilluk den Genuß außerordentlich. Der Tabak wird bei ihnen gedorrt, zu Mehl zerrieben, in einen Teig geknetet und in Brotform aufbewahrt, um dann, mit beliebigen Pflanzenblättern vermischt, aus solchen Riesenpfeifen geraucht zu werden.

Diese Leute hatten die Karawane mit schweigendem Staunen wahrgenommen; aber dann, als sie vorüber war, erhoben sie ein weitschallendes Geschrei. Schwarz verstand die Schilluksprache nicht, er wußte also nicht, was sie schrieen; da aber das Wort Homr mit besonderem Nachdrucke gebrüllt wurde, so konnte er sich denken, daß man die Araber als Feinde erkannt hatte.

Aus den nahe liegenden Tokuls kamen die Männer, Frauen und Kinder gerannt. Das Geschrei wurde auch von ihnen angestimmt und drang schneller weiter, als die Kamele und Esel laufen konnten. Die Folge war, daß der Alarm vor ihnen hereilte. Im Nu befand sich das ganze Dorf in Aufregung, und wohin die fliegende Karawane kam, sah sie drohende Schwarze vor sich, welche aber vor den dahinrasenden Tieren zur Seite springen mußten.

Glücklicherweise sind Bogen und Pfeil den Schilluk unbekannt; sie führen nur Lanze und Keule; einige wenige haben alte Feuerwaffen. Daher kam es, daß sie ihre Waffen zwar drohend schwangen, aber nicht in Anwendung brachten.

Bald lag das Dorf hinter den Reitern, und der Slowak hielt seinen Esel an.

„Das ist geglückt!" rief er aus. „Sie haben uns nicht anhalten können, und da vorn seht ihr Faschodah."

Schwarz sah in kurzer Entfernung vor sich den Ort liegen, welcher aus armseligen Hütten bestand, über denen sich die von Mauern umgebenen Regierungsgebäude erhoben. Der Schech war vollständig außer Atem. Er schnappte nach Luft und sein Gesicht war dunkelrot angeschwollen. Dennoch mußte er mit weiter, wenn auch nun langsameren Schrittes.

Zufälligerweise befand zwischen der Stadt und dem Dorfe sich niemand unterwegs, so daß man wenigstens für jetzt keine Belästigung zu erwarten hatte.

„Wo wirst du mit den andern Dschelabi wohnen?" fragte Schwarz den Ungar.

„Jeder von uns hat einen Bekannten im Orte, der ihn gern aufnehmen wird," antwortete der Gefragte. „Aber bei wem wirst du absteigen?"

„Natürlich beim Mudir."

„Kennt er dich?"

„Nein."

„So hast du ein Teskireh*) bei dir?"

„Sogar einen Hattischerif**) des Vicekönigs und noch andre Empfehlungen."

„So wirst du freundlich aufgenommen werden und dich um nichts zu sorgen haben. Soll ich dich gleich zum Palaste des Mudirs führen?"

„Ja, denn ich werde die Audienz nicht nur für mich, sondern auch für euch erbitten. Wir wollen ihm die Gefangenen sofort übergeben, und da wird er eure Aussage hören wollen."

„Allah segne ihre Rücken und Fußsohlen! Die Fünfhundert sind ihnen gewiß."

Faschodah ist keine Stadt zu nennen, sondern ein elender, wenn auch sehr alter Ort. Es steht an der Stelle der früheren Schillukresidenz Denab, welches als Danupsis, Hauptstadt der nubischen Aethiopen, bereits von Plinius erwähnt wird. Der Ort nimmt sich wegen der Regierungsgebäude von außen nicht übel aus, doch verschwindet dieser Eindruck beim Betreten sofort.

Das Haus des Mudir und die Kaserne sind von Mauern umgeben und aus Ziegeln gebaut. Auf den Mauern stehen einige Kanonen, und des Nachts patrouillieren die Wachtposten, eine gegen die stets rebellischen Schilluk gerichtete, gar nicht überflüssige Maßregel.

Um diese Gebäude stehen mehrere Häuser und zahlreiche Tokul, welche meist von Soldaten, die mit ihren Familien in der Kaserne keinen Platz haben, bewohnt werden. Faschodah hat nämlich eine ungefähr tausend Köpfe zählende Besatzung. Dieselbe besteht aus einer Anzahl von Arnauten, dann aber aus lauter Gehadiah***), die ein höchst liederliches Leben führen, aber dennoch leichter zu disziplinieren sind als die Dongolaner, Berberiner, Scheigieh und Aegypter, aus welcher die sonstige sudanesische Soldateska sonst besteht.

Außer den angegebenen Gebäuden sieht man nur liederlich gebaute Hütten, halbverfallene Baracken, Erdlöcher, übelriechende Lachen und ganze Berge von Unrat, welche die Luft verpesten. Rechnet man dazu, daß der eine Flußarm außerhalb der Regenzeit versumpft und daß der Uferdamm aus Pflöcken besteht, zwischen denen man Erde, Gras und Mist angehäuft hat, so läßt es sich sehr leicht erklären, warum das Klima des Ortes ein höchst ungesundes ist, und warum die nach hier verbannten Verbrecher zwar nicht zum Tode verurteilt, aber demselben doch geweiht sind. Faschodah ist nämlich Verbannungsort.

Außerhalb desselben gibt es einige wenige Gartenanlagen, in denen man Rettiche, Zwiebeln, Knoblauch, Melonen, Gurken, Kürbisse und das hier gebräuchliche Grünzeug baut.

Einen Bazar gibt es freilich da, aber was für einen! Zwei oder drei Griechen oder Aegypter treiben einen kleinen Handel. Sonst sind die Bewohner auf die umherziehenden Dschelabi angewiesen.

Es wohnen auch Schillukneger in dem Orte. Als diese die Karawane zu Gesicht bekamen, erhoben sie ein eben solches Geschrei wie die ihnen stammesverwandten Dorfbewohner. Sie wagten unter den Kanonen der „Festung" und den Augen des Mudir zwar keine Feindseligkeiten, aber sie liefen drohend und schimpfend hinter dem Zuge her. Ihr Gebrüll machte, daß sich ihnen andre und wieder andre anschlossen, so daß die Begleitung der Reiter, als diese am Thore der Befestigung anlangten, aus mehreren hundert lärmenden Menschen bestand.

Eine unter dem Thore stehende Wache fragte nach dem Begehr der Ankömmlinge. Schwarz antwortete, daß er sich im Besitze eines Hattischerif befinde und den Mudir sprechen wolle. Der Posten schloß das Thor, um sich zu entfernen und Meldung zu machen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis er mit einem Onbaschi*) zurückkehrte, welcher dieselbe Frage aussprach und dann davonging, um einen Buluk Emini**) zu holen, der ganz dasselbe wissen wollte und nach empfangener Antwort einen Tschausch***) suchte, welcher die Frage wiederholte und dann nach einem Basch Tschausch †) eilte, der sich nach ganz demselben Gegenstande erkundigte, worauf er auch hinter dem Thore verschwand, um die wichtige An-

*) Paß.
**) Strenge Empfehlung
***) Negerfußtruppen.

*) Korporal.
**) Quartiermeister.
***) Sergeant.
†) Feldwebel.

gelegenheit einem Mülasim*) mitzuteilen. Dieser eilte zu seinem Jüsbaschi**), welcher, nachdem er Schwarz gefragt hatte, was er wolle, einen Kol Agassi***) schickte. Dieser endlich ließ die Wartenden in den Hof.

Darüber war fast eine Stunde vergangen, während welcher die schreiende Menge sich verdreifacht und das Gebrüll sich verzehnfacht hatte.

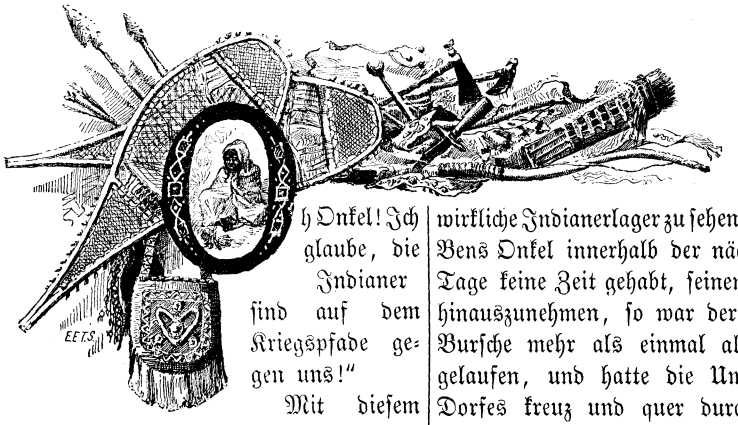
Nun stiegen die Reiter ab. Waren sie aber der Meinung gewesen, daß sie nun zum Mudir geführt würden, so hatten sie sich geirrt. Der Adjutant holte vielmehr einen Alai Emini*), dieser einen Bimbaschi**), der wieder einen Kamaikam***) und dieser dann einen Mir Alai†) herbei, welch letzterer endlich die richtige Person zu sein schien, denn er forderte dem Deutschen seine Papiere ab und entfernte sich mit denselben. Nach ungefähr zehn Minuten kehrte er zurück. Diesmal war er bemüht, die größte Höflichkeit zu zeigen. Er lud Schwarz mit einer tiefen Verbeugung ein, ihm zu folgen und führte ihn nach dem Hause des Mudir.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lieutenant.
**) Hauptmann.
***) Adjutant.

*) Major.
**) Bataillonschef.
***) Oberstlieutenant.
†) Oberst.

Trommler in Schneeschuhen.



Von Stunde an hatte Ben keinen andern Wunsch gehegt, als den, dieses wirkliche Indianerlager zu sehen; da nun aber Bens Onkel innerhalb der nächstfolgenden Tage keine Zeit gehabt, seinen Neffen mit hinauszunehmen, so war der schaulustige Bursche mehr als einmal allein davongelaufen, und hatte die Umgegend des Dorfes kreuz und quer durchstreift, um des Indianerlagers ansichtig zu werden — selbst auf die Gefahr hin, von diesem wieder gesehen zu werden. Bei der hastigen Rückkehr von dem letzten dieser Ausflüge war es, wo Ben mit dem oben angeführten Schreckensrufe in die Studierstube seines Onkels gestürzt kam.

„Oh Onkel! Ich glaube, die Indianer sind auf dem Kriegspfade gegen uns!"

Mit diesem Schreckensruf stürzte der kleine Ben (wie Benjamins Name von Leuten, die den frischen Knaben lieb hatten, gekürzt wurde) eines Morgens in die Studierstube, wo sein Onkel Martin in aller Gemütsruhe seine lange Pfeife rauchte.

„Wirklich?" entgegnete Onkel Martin, indem er lächeln mußte bei dem Gedanken, daß eine Handvoll Indianer Krieg führen wollte gegen ein Dorf, das nur eine kurze Strecke von der Stadt Toronto entfernt lag.

Aber Ben war erst vor kurzem von England nach Kanada gekommen und sein Kopf war vollgepfropft mit aufregenden „Jugenderzählungen" von Indianern und Tomahawks, von Skalps und vergifteten Pfeilen; was aber seine Phantasie in dieser Beziehung aufs höchste entflammt hatte, war das unlängst von ihm aufgeschnappte Gerücht, daß eine Anzahl von Rothäuten in der Umgegend kampiere, um Perlen- und Federarbeiten zu verkaufen.

„Ach, Ben, was ist den über dich gekommen?" fragte Onkel Martin. „Haben die Jungen aus dem Dorfe dich ins Bockshorn gejagt?"

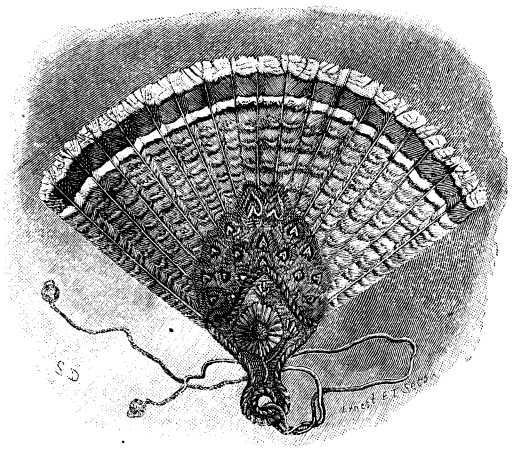
„O, nein, Onkel! Ich begegnete den Rothäuten in ihren Jagdgründen," erwiderte Ben, in die Redeweise seiner Lieblingslitteratur zurückfallend, sobald er seinen Mut zurückkehren fühlte.

„Wie? Du bist auf die Indianer gestoßen?"

„Nun, gestoßen gerade nicht, d. h. ich habe sie nicht gesehen — dafür hab' ich sie aber um so besser gehört. Sie waren dicht vor mir mit fürchterlichem Kriegsgeschrei und Trommelschlag; ich meine auch, ich hätte ihre schleichenden Fußtritte gehört — und da machte ich schleunigst retrograde Bewegungen, wie's in der civilisierten Kriegssprache heißt."

„Mit andern Worten, du hast Reißaus genommen!" lachte der Onkel und suchte seinen Neffen zu beruhigen. Ben ließ sich denn auch bewegen, die Einzelheiten seines Erlebnisses eine nach der andern zurückzunehmen — nur auf das Tom-Tom oder Drum-Drum des Trommelschlages steifte er sich hartnäckig.

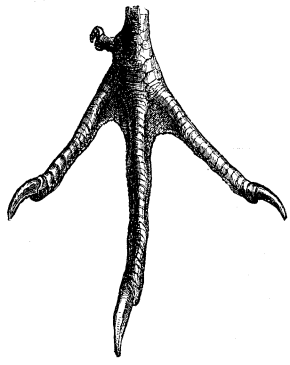
„Weißt du, Onkel," versicherte er, „es war genau so, wie's auf den bunten Bildern meiner Erzählungsbücher steht, wo die Wilden einen Kreis bilden, in dessen Mitte einige Häuptlinge den Kriegstanz aufführen beim Klange der Trommeln." Und er versuchte, den Klang nachzuahmen, indem er die rechte Hand zu einer Faust ballte und mit dem Knöchel des Daumens und des kleinen Fingers auf der Tischplatte einen Wirbel schlug, anfangs langsam, dann schneller und schneller, bis die Schnelligkeit sich nicht mehr steigern ließ, weshalb der kleine Trommler plötzlich abbrach.



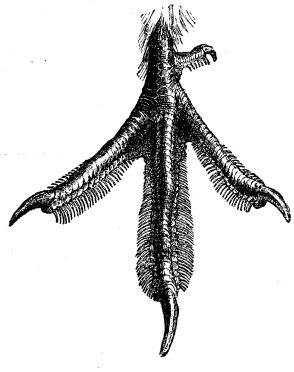
Indianischer Fächer aus den Schwanzfedern des Hauben-Waldhuhns.

„Famos!" rief Onkel Martin mit herzlichem Lachen. „Du hast da eine vorzügliche Nachahmung geliefert. Uebrigens, welch sonderbares Zusammentreffen! Gestern warst du begierig, etwas Näheres über den Vogel zu erfahren, aus dessen Schwanz-

federn dieser indianische Fächer verfertigt ist, und vorige Woche zeigtest du ein lebhaftes Interesse, als ich versprach, dir bei Gelegenheit einen Vogel zeigen zu wollen, der Schneeschuhe trüge; heute nun kann ich dir mitteilen, daß dein schrecklicher Trommler ebenderselbe schöne Vogel ist, welcher Schneeschuhe trägt und das Material zu dem hübschen indianischen Fächer lieferte."



Des Hauben-Waldhuhns nackter Fuß im Sommer.



Des Hauben-Waldhuhns Schneeschuh im Winter.

Groß war Bens Verwunderung, und mit Freuden war er bereit, seinen Onkel, der gerade eine Stunde übrig hatte, zu einem Ausfluge nach dem friedlichen Moorgrunde des Waldes zu begleiten.

Die beiden waren noch nicht lange unter den angenehm duftenden Cedern dahingeschritten, als an ihr Ohr ein vernehmliches „Tom-Tom" schlug, das nach wenigen Sekunden von einem zweiten „Tom-Tom" gefolgt war, nach einem kürzeren Zwischenraum von einem dritten, und so weiter, bis ein zusammenhängendes Trommeln entstand, wie wenn ein Tambour einen Wirbel schlägt.

Onkel Martin heftete seinen Blick auf Ben.

„Ja, das ist es," flüsterte der Knabe, „was ich vorhin gehört habe."

„Und nun sollst du den Trommler auch sehen," sagte Onkel Martin leise.

Er ging, den Knaben an der Hand führend, behutsam in der Richtung des Geräusches vor, zugleich seine Blicke spähend in einem Halbkreise umherschickend. Das Moos des Waldbodens dämpfte ihre Schritte. Keiner sprach ein Wort. Bens junge und scharfe Augen kamen denen des Onkels zuvor: sie erblickten in mäßiger Entfernung mit einemmale einen rebhuhnartigen Vogel, der auf einem am Boden liegenden Baumstamm saß. „Onkel, der Vogel!" flüsterte Ben in atemloser Spannung.

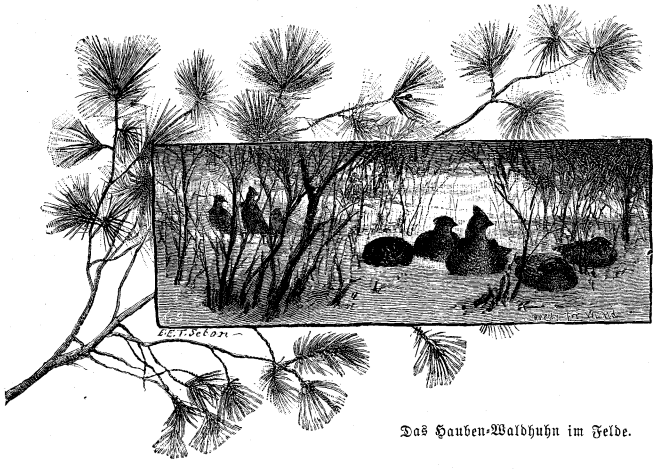
„Sieh, mein Junge, das ist dein indianischer Trommler!" entgegnete der Onkel ebenso leise aber weniger gespannt, da ihm der Vogel bereits ein alter Bekannter war. Dann, als das herrliche Tier plötzlich die Schwingen regte und in die Büsche schoß, fügte Onkel Martin lauter hinzu: „Du siehst, der Vogel ist ebenso furchtsam vor dir, als du vor ihm Reißaus genommen hast. Er wird an dieser Stelle im Laufe des Morgens nicht wieder trommeln, und ihn zu erwarten, wäre fruchtlos. Wenn du aber mit mir nach Hause zurückkehren willst, so werde ich dir einen ausgestopften Trommler zeigen, oder vielmehr ein ausgestopftes Hauben-Waldhuhn — Partridge, wie's hier zu Lande heißt."

Ben war mit einer sofortigen Heimkehr einverstanden, und sobald Onkel Martin seine Studierstube betreten hatte, nahm er aus dem Fach eines Schrankes ein gut ausgestopftes Exemplar desselben schönen Vogels, den sie vorhin unter den Cedern aus unmittelbarer Nähe beobachtet hatten.

„Hier," sagte der gütige Herr, indem er des Knaben Aufmerksamkeit auf den Schweif des Vogels lenkte, „hier wirst du den indianischen Fächer wieder erkennen — mit Ausnahme von dessen Handgriff aus Birkenrinde und der Verzierung aus Stachelschweinstacheln."

„Aber," fragte Ben, „wo ist die Trommel — und sprachst du nicht auch von Schneeschuhen?"

Onkel Martin brachte den Fuß des Vogels in ein besseres Licht und bemerkte: „Hier hast du des Hauben-Waldhuhns Schneeschuhe; du siehst, dieselben sind nicht ganz so massig, als die deinigen. Trotzdem erleichtern sie's dem Träger, durch das verschneite Dickicht zu streifen oder auf den beschneiten Aesten entlang zu laufen. Der Schuh ist den hornigen Kanten der Zehen angepaßt und besteht aus Federflaum. Im Sommer ist letzterer nicht vorhanden, aber mit dem Niedergang der schönen Jahreszeit beginnt er hervorzusprießen, wobei er anfangs wie ein Besatz von rauhen Stoppeln erscheint. Während des Spätherbstes fährt dieser Stoppelbesatz stetig fort sich zu entwickeln, bis er im Winter als Flaum seine Vollendung findet und den Vogel geeignet macht (als hätte er Schneeschuhe an), ebensowohl über die Kuppen zusammengewehter Schneehügel zu laufen, als über die beschneiten Aeste der Bäume zu gehen. Wenn aber der Schnee vor den Strahlen der Frühlingssonne zerfließt, so beginnen die Flaumfedern locker zu werden und auszufallen, und sobald der Schnee gänzlich verschwunden ist, läuft auch das Hauben-Waldhuhn wieder barfuß durch das Moorland des Waldes, bis der Winter aufs neue seine weißen Flocken auf uns niederschüttet."



Das Hauben-Waldhuhn im Felde.

Ben lauschte diesen Worten mit der größten Aufmerksamkeit, und als Onkel Martin zu reden aufgehört, zog der Knabe sich in einen Winkel der Studierstube zurück, um hier das Gehörte noch einmal staunend zu überdenken und seiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen, bis er mit den Augen seines Geistes einen verschneiten Waldgrund sah, auf welchem kleine Trupps von Hauben-Waldhühnern mit ihren Schneeschuhen dahinliefen. Aber plötzlich rief Onkel Martin das erste und hauptsächlichste Interesse, welches Ben an dem seltsamen Vogel genommen hatte, dadurch zurück, daß er mit den Fingerknöcheln einen Wirbel auf der Tischplatte schlug. „Wo ist die Trommel?" rief der Knabe, schnell seinen lebhaften Phantasiegebilde fahren lassend.

„Ach ja," lachte der gute Herr, „die Trommel, die schreckliche Trommel! Hier ist sie — dieses Paar gerundeter, grau und braun gefärbter Flügel. Der Vogel braucht nichts Weiteres, um jenes laute Getrommel hervorzurufen, das unsern

tapfern Ben in die Flucht jagte. Als ich vor Jahren nach Kanada kam, hörte ich von den Leuten verschiedene Ansichten über die Art und Weise, wie das Hauben-Waldhuhn jenes Geräusch bewerkstellige. Der eine, der viel gelesen hatte, aber wenig in die Wälder kam, behauptete, daß jenes Getrommel durch die Stimme des Vogels hervorgerufen werde; der andre, der als Pelzjäger fast stetig die Wälder durchstreifte, versicherte, daß der Vogel seine herabhängenden Flügel an einen liegenden Baumstamm schlage, auf dem er sitze; und ein dritter, ein Holzflößer, beteuerte, der Vogel schlage seine Flügel über dem Rücken zusammen, um die bewußten Laute hervorzubringen.

Das Hauben-Waldhuhn trommelnd.

Auf die Ansicht des ersten, des Büchermenschen, legte ich kein Gewicht, zumal die Waldmenschen diese Ansicht verlachten. Ebenso verwarf ich gar bald des Pelzjägers Meinung, daß der Vogel den Baumstamm mit seinen Flügeln schlage, weil das Geräusch, mochte das Tier nun auf einem Baumstumpf oder Stein, auf einem vermoderten Stamm oder einem lebenskräftigen Kernholz sitzen, stets dasselbe war. Drittens wollte es mir auch nicht einleuchten, daß die Flügel über dem Rücken zusammengeschlagen würden, weil, wenn eine Taube oder ein Haushahn dieses Manöver macht, das dadurch verursachte Geräusch stets ein helles Klatschen ist. Zuletzt gelangte ich durch sorgfältige Beobachtung des Vogels zu der Ueberzeugung, daß seine Trommelschläge einzig und allein durch die schnell aufeinanderfolgenden Schläge der herabhängenden Flügel gegen die Luft — also durch die Erschütterung der Luft hervorgerufen werden.

Es ist nicht leicht, des Hauben-Waldhuhns ansichtig zu werden, wenn es im Trommeln begriffen ist; nur dadurch, daß ich auf Händen und Knien hinter dem Vogel herkroch, daß ich mich still verhielt, sobald der Vogel still war, daß ich mich vorwärts bewegte, sobald er sein Geräusch erneuerte, bin ich jenes Schauspiels teilhaftig geworden. Bis auf etwa zwanzig Fuß war ich dem ebenso geheimnisvollen als lautvernehmlichen Musikanten nahe gekommen, ohne ihn zu alarmieren. Durch die Lücken des Erlendickichts konnte ich genau seine wohlgestaltete Figur beobachten, wie sie auf einem liegenden Baumstamm einherstolzierte und einem calecutischen Hahn nicht unähnlich sah; dann gewahrte ich, wie der Vogel einen Augenblick in hochgestreckter Haltung Umschau hielt, mit enganliegendem Gefieder; plötzlich senkten und bewegten sich seine Flügel und im selben Augenblick hörte ich das laute „Tom-Tom". Nun hielt das prächtige Tier für einige Sekunden inne und blickte spähend um sich, ob auch nichts Verdächtiges sich rege; sogleich folgte ein zweites Flügelschlagen und ein abermaliges „Tom-Tom" — und so fort, in immer kürzeren Zwischenräumen, bis zuletzt die Serenade sich abspielte, so flott, wie der Galopp von Pferden oder wie das Rollen eines fernen Donners. Von der Begierde gestachelt, noch schärfer den sonderbaren Musikanten ins Auge zu fassen, erhob ich vorsichtig mein Haupt; aber das scharfe Auge des Trommlers hatte gleichwohl diese Bewegung erspäht; glucksend sprang der Vogel vom Baumstamm hinunter. Im nächsten Augenblick steuerte ihn sein wunderschöner Fächerschwanz sicher durch die Büsche, aus meinem Gesichtskreise hinweg in einen stilleren Teil des Waldes."

Sparsamkeit.

Der König Sigismund von Polen erzählte einmal, daß sich in den Ausgabebüchern seines Urgroßvaters die Nachricht finde, es sei eines Tages eine Flasche Wein auf den Tisch gekommen und beinahe ganz ausgetrunken worden, mit dem ausdrücklichen Beisatz, weil der König gerade Gäste gehabt habe.

Vivat hoch, der erste Schnee!

Laßt die Bücher heute liegen: Weisheit ist ein köstlich Gut,
Doch nicht minder gut und köstlich ist der frische Jugendmut!
All die Sätze ernster Lehren sind in Büchern wohlverwahrt,
Und die Regeln fremder Sprachen bleiben nimmer euch erspart —
Heute nur laßt einmal ruhen grauer Weisheit A-B-C,
Holt den Schlitten flink vom Boden: Vivat hoch, der erste Schnee!

Seht, Frau Holle schüttelt fleißig, Federdaunen auf den Plan,
Und das Hin und Her der Schlitten schafft uns spiegelglatte Bahn.
Wangen glühen, Locken wehen, wohlig dehnet sich die Brust,
Stürmen aus den dumpfen Stuben in die helle Winterluft! —
Blitzt dort nicht, gleich einer Rüstung, blankes Eis schon auf dem See?
Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen: Vivat hoch, der erste Schnee!

Abendglut die blanken Bahnen und die stille Stadt behaucht;
All der silberweiße Flitter wie in Purpurgold getaucht.
Jetzt, zum Schluß der frohen Stunde, einen kleinen flotten Krieg,
Formt die kalten Wurfgeschosse; drauf und drein zum Kampf und Sieg!
Trifft's auch manchmal ungebührlich, Nasenstüber thun nicht weh;
Spaß versteht ein rechter Junge: Vivat hoch, der erste Schnee!

Ei! Dort stapft in Sturmeseile durch die Stadt der Weihnachtsmann,
Auf, Kam'raden, wollen sehen, wer ihn noch erreichen kann!
Sack und Taschen strotzend bergen Backwerk, Putz und Spielerei,
Solch ein König froher Feste kauft sich nur mit Nüssen frei.
Drauf! nach strammer Krieger Weise, formt ein richtiges Karree,
Treibt ihn tüchtig in die Enge: Vivat hoch, der erste Schnee!

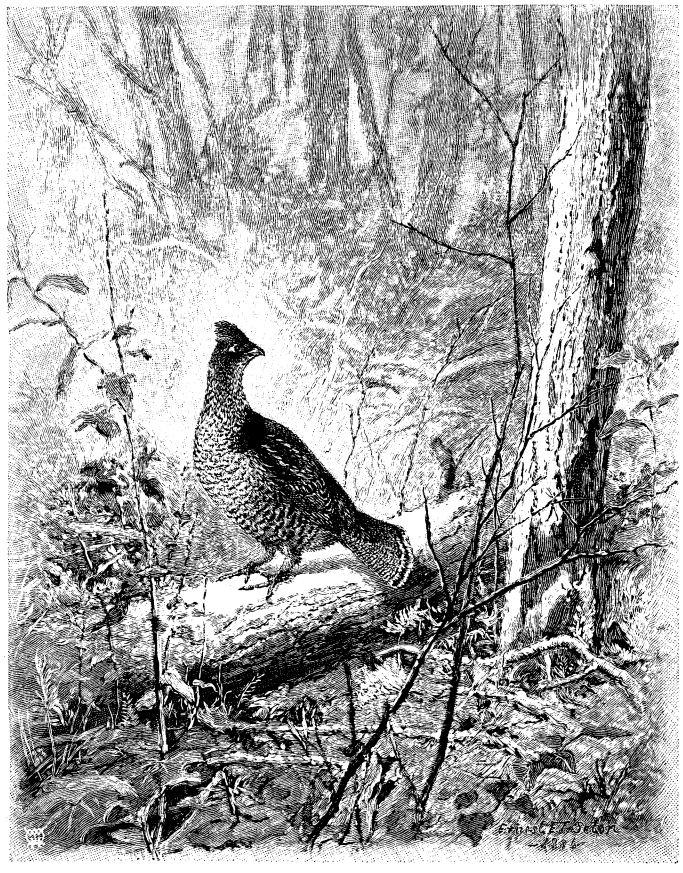
Eisig weht es von der Höhe und die Sterne flimmern klar,
Nebelduft umwogt die Glieder und behaucht das wirre Haar.
Traulich grüßt der Lampenschimmer, wie ein Stern aus dunkler Nacht;
Morgen winkt uns neue Freude, neue Winter-Märchenpracht.
Aepfel zischen schon im Ofen und verlockend dampft der Thee,
Süßes Labsal nach dem Spiele: Vivat hoch, der erste Schnee!

Der Markt in Alt-Athen.

Auf welcher Höhe der Geistesbildung das Volk von Athen stand, bewies ihre Hauptstadt am Saronischen Meerbusen, vier Stunden entfernt von ihrem Haupthafen Piräeus. Kekrops wird um 1550 v. Chr. als ihr Gründer angesehen, unter Perikles um Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. erhielt sie den herrlichsten Schmuck an Gebäuden und Denkmälern, die sie zur schönsten Stadt im Altertum machte. In ihrer damals blühendsten Entwicklung zählte sie 21 000 freie Bürger, so daß mit deren Familienangehörigen und Sklaven ihre Gesamtbevölkerung mehr als 200 000 Köpfe betragen haben muß, wozu noch die zahlreichen Fremden zu rechnen sind, die aus Aegypten, Persien, von den Inseln des Mittelländischen Meeres und Italien in Handelsgeschäften und aus Reiselust dahin kamen.

Das alte Athen lag auf dem Gipfel eines Felsens mitten in einer weiten und anmutigen Ebene, die erst infolge der Vermehrung der Einwohner sich mit Gebäuden bedeckte, so daß es eine obere und eine untere Stadt gab, die Akropolis und die Katapolis. Die obere Stadt besaß eine Menge öffentlicher Gebäude, zumal das Parthenon oder den Tempel der Minerva, das noch in seinen Trümmern die Bewunderung der Welt erregte. Hier stand die Bildsäule der Minerva von Phidias' Meisterhand, aus Elfenbein und reich mit Gold geziert, 46 Fuß hoch, niederschauend auf die ganze, große, von breiten und hohen Mauern umgürtete Stadt. Auch die alte feste Burg Kekropia lag da oben.

Unser schönes Bild läßt ersehen, wie die Akropolis das untere Athen imposant überragt. Ihr erblicket aber vor allem den Markt desselben mit der Fülle seiner Hallen und Prachtbauten. Da ist zur Linken die Halle des Königs Attalos, zu Ehren jenes Königs von Pergamus in Kleinasien, der auf Seiten der Römer um das Jahr 200 Philipp von Makedonien bekämpfte, gegen welchen in Allianz mit Rom auch die Athener aufgestanden waren. Es war eine kurze Zeit, in der sie noch einmal ihre an das nordische Makedonien verlorene und danach ihnen von Rom für immer genommene Freiheit genossen. Eine andre herrliche Halle, die ihr zur Linken seht, und deren Zugang mit Musenbildsäulen geschmückt war, hieß das Pökile und enthielt die Galerie zur Aufstellung geschichtlicher Bilder. Zur Zeit des Bildners Phidias, in jenem ruhmvollen Zeitalter des Perikles, erhob sich auch die Malerei

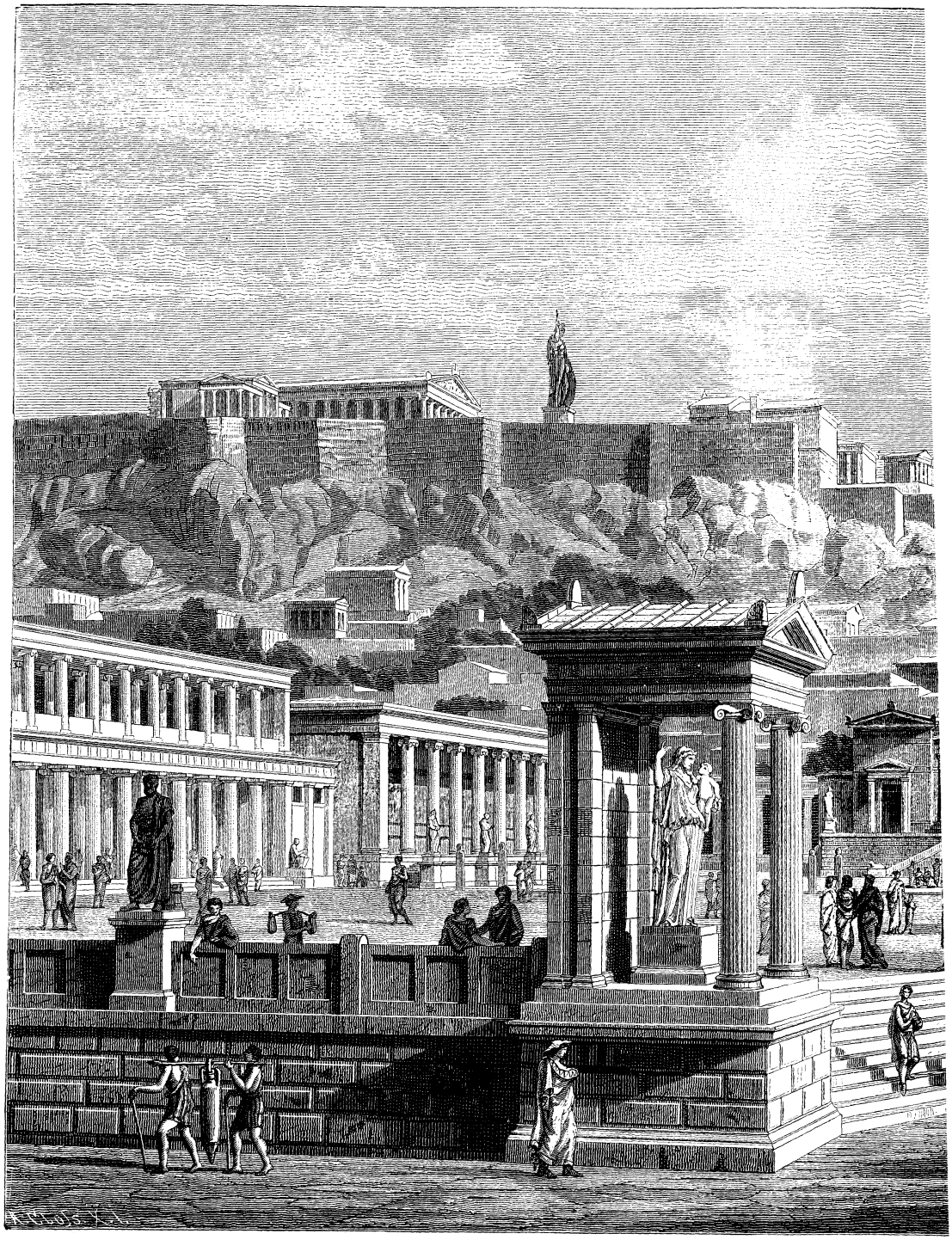


Der Trommler in unmittelbarer Nähe beobachtet.

der Griechen durch den Meister Panänus, einen Vetter und Mitarbeiter des Phidias, auf eine würdige Stufe. Seine Wandgemälde im Jupitertempel zu Olympia sowohl wie in der Pökile, wo er die Schlacht von Marathon darstellte, erwarben ihm hohen Ruhm bei seinen griechischen Zeitgenossen. Vorher hatte schon Mikon jene Galerie mit Bildern aus der Mythologie geschmückt. Kunstvollere lieferten dann Polygnotus, Apollodor und namentlich Zeuxis (378 v. Chr.).

Eine kleine Säulenhalle zeigt die plastische Gruppe der Eirene mit dem kleinen Plutos. Eirene gehörte nach der griechischen Götterlehre zu den drei freundlichen, heiteren Horen, welche die Jahreszeiten und deren Freuden spendeten. Plutos aber war der Sohn der Demeter, der Göttin des Erdsegens, und galt als Gott des Reichtums, den die Mythe in sinniger Weise aus der Kraft des Bodens und der Arbeit des Ackerbaus entstehen läßt.

Neben diesem friedlich mahnenden Bildwerk stieg die breite Freitreppe, die Tholas, empor, welche auf das Forum oder den Markt führte, den zwischen seinen verschiedenen Staatsgebäuden eine Balustrade mit Statuen umgab. Die große Rednertribüne teilte diese Freitreppe in zwei Teile. Sie spielte bei den Volksversammlungen, welche hier wie auf dem freien Platz Pnyx, außerhalb der Stadt bei dem Palaste des Areopag, der ebenfalls auf unserm Bilde ersichtlich ist, ihre große Rolle. Denn wie der Brennpunkt des volkstümlichen Lebens in den Volksversammlungen war, worauf das höchste Interesse des Atheners von Jugend auf sich richtete, so ging der Ehrgeiz schon der Jünglinge viel danach, von der öffentlichen Tribüne einmal über Fragen des Staats und der Stadt zu ihren Mitbürgern zu reden. Wer derart reden wollte, der mußte einen Kranz von Oelblättern aufsetzen; dies stellte ihn



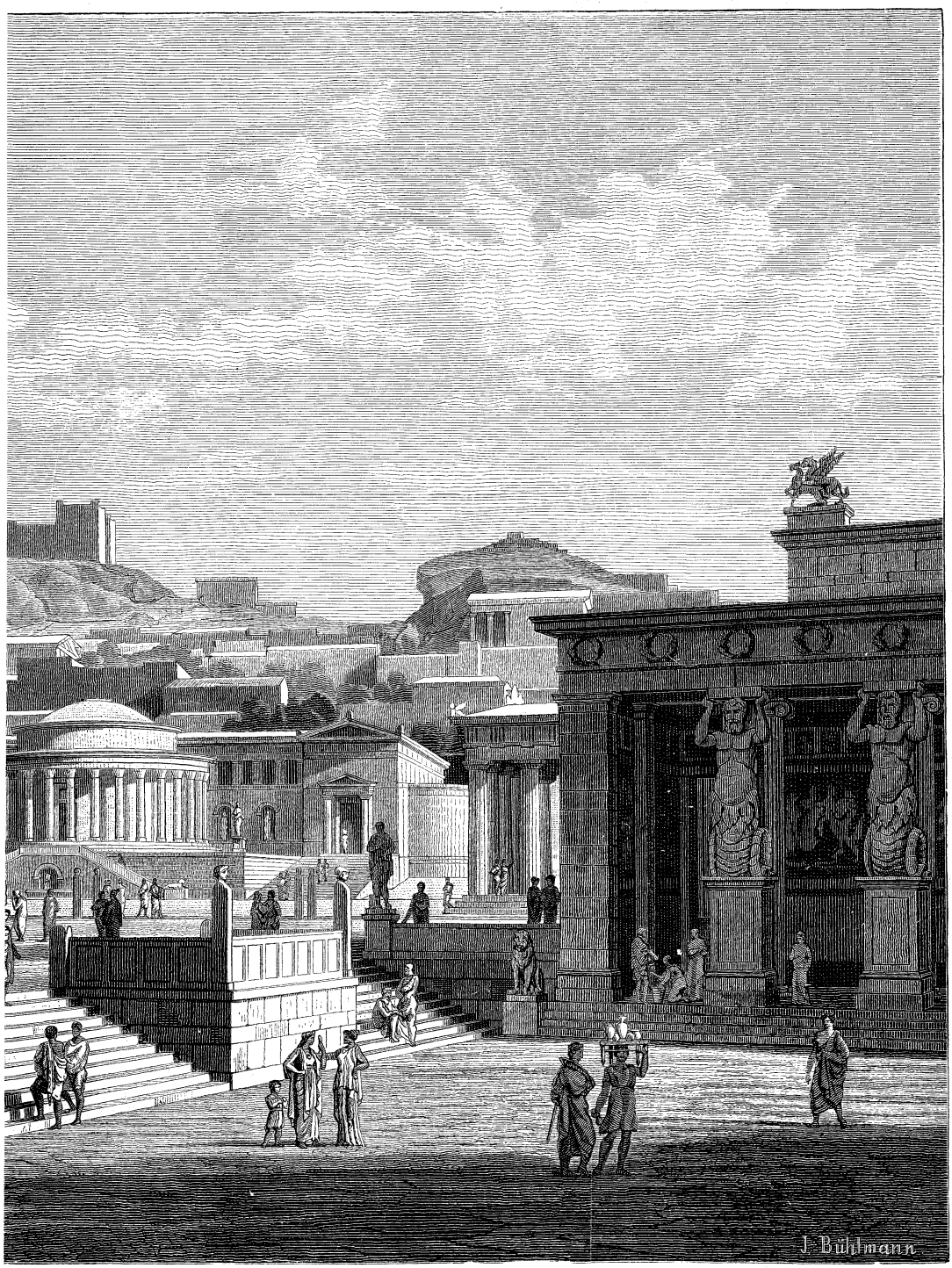
Akropolis.

Halle des Königs Attalos.

Halle Pökile.

Statue der Eirene mit dem Kinde Plutus.

Tholas



Areopag.

Buleuterion.

Metroon.

Rednerbühne.

Halle der Eponymen.

t Alt-Athen.

auch sogleich unter den Schutz der Versammlung. Mit Aufheben der rechten Hand suchte er sich Gehör zu verschaffen. Jeder volljährige attische Bürger aller Klassen, wie es deren vier gab, Phylen genannt, und jede mit besonderen Vorrechten seit Solons Zeiten bedacht, war stimm- und redefähig. Aber zu Anfang der Verhandlungen forderte ein Herold zunächst diejenigen zum Reden auf, welche über fünfzig Jahr alt waren, so daß die jüngeren auch bei dieser Gelegenheit bedenken mußten, daß sie das Alter zu ehren haben. Die Bedeutung des prächtig und mit tempelartigem Vorbau in der Mitte der einen Seite des Marktes sich erhebenden Buleutorium oder Rathauses hing innig mit diesen öffentlichen Volksversammlungen zusammen. Dort versammelten sich die Bürgerschaft als Gemeinderat und die Archonten, welche letztere als die Minister vom Staat Athen seit der Einführung der Republik anzusehen waren, oder auch als der Magistrat der Stadt.

Es gab neun Archonten und die Amtszeit eines jeden währte ein Jahr. Der erste unter ihnen, Archon genannt, stand an der Spitze der Staatsverwaltung. Der zweite hieß mit Titel Basileus und überwachte die religiösen Angelegenheiten des Volks; der dritte hatte die Militärverwaltung; die sechs andern leiteten die Kriminalprozesse. Hatten sie ihr Amt untadelhaft versehen, so erhielten sie das Recht, als Mitglieder des Areopag, dessen Vorsteher sie als Archonten waren, fortzuwalten. Dieser Areopag nun war der oberste Staatsrat Athens und sein oberstes Gericht, das über Tod und Leben der Angeklagten entschied. Die Versammlungen hielt diese im höchsten Ansehen und in höchster Macht stehende Behörde unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht. Nach Erörterung des Falles wurden die Stimmen gesammelt. Die Halle der Eponymen auf der rechten Seite unsrer Illustration hat insofern Beziehung zum Areopag und Buleutorium, als sie der Amtspalast des ersten Archonten war, der wegen des Namens, den er seinem Regierungsjahr verlieh, auch Eponymos benannt wurde.

Noch seine Trümmer gaben später lebenden Geschlechtern eine Vorstellung von der Pracht und Herrlichkeit des alten Athens und seiner Wunderwerke der Kunst; auf manchen ruht noch heute ein Ausdruck von Hoheit und Größe, und rufen die Worte des Dichters ins Gedächtnis:

„Lieben Freunde, es gab schön're Zeiten
Als die unsren, das ist nicht zu streiten,
Und ein edler Volk hat einst gelebt!
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt!"

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

„Beruhige dich, mein liebes Kind!" versetzte mein Vater, welcher mir unbedingtes Vertrauen schenkte. „Für Quincy braucht ihr euch nicht zu ängstigen, er ist gewohnt, sich selber zu helfen."

Dann las er weiter. Gegen sich selber hart, verlangte er auch von mir, daß ich Gefahren und Schwierigkeiten zu überwinden lerne; und darum hatte er mich beinahe selbständig in den Wäldern aufwachsen lassen. Ohne Charakter — hatte er oft zu mir gesagt — kommst du in der Welt nie fort, mein Sohn; das bißchen Wissen, womit sich die Menschen brüsten, erlernst du dann in ein paar Jahren bei jedem Lehrer, der deinen Willen vielleicht bezähmen, aber niemals hervorbringen kann. Die Damen weinten weiter und gingen hinaus, um heimlich einen der Knechte nach Bents-Fort zu schicken. Natürlich fanden sie weder Yarundi noch Jack, da ich beide mit mir genommen hatte. Harriet, welcher der letzte Trost geraubt worden war, stürzte zu dem Vater in das Zimmer und brachte ihm die Meldung, daß sie in dem Stalle und in den Kammern vergeblich nach den Knechten gesucht hätte, und daß auch die Elly fehlte.

Nun sprang mein Vater auf und folgte meiner Schwester auf den Hof. Wirklich, Elly war fort und zwar gesattelt und gezäumt; gestohlen konnte sie nicht sein.

„Wenn du nicht einen abgeschickt hast, um nach Quincy zu suchen," sagte er zu Harriet, „so hat sich Yarundi aus Angst um den Knaben aus eigenem Antriebe auf den Weg gemacht. Geht nur hinein, ich will euch rufen, wenn einer von ihnen kommt!"

Da sprengte ich mit meinem Schimmel auf den Hof, stieg ab und überreichte meinem Vater den in Bents-Fort erhaltenen Brief mit den Worten: „Mr. Scott scheint unsren Hektor nicht mehr gebrauchen zu können, lieber Vater; ich weiß übrigens nicht, ob der Verzicht bereits in diesem Briefe steht."

Das Auge meines Vaters wanderte prüfend von mir auf den unbekannten Schimmel und von diesem auf den Brief, welchen er beim Licht der Laterne erbrach und flüchtig las.

„Ja, Quin, er will den Hektor", entgegnete er mir. „Doch sage mir, wo du den Hengst gelassen hast und wie du zu dem Schimmel kommst! Ist dir ein Unglück zugestoßen?"

„Mir nicht, mein Vater," entgegnete ich ruhig, „aber dem armen Hektor. Ich ward von Wegelagerern angefaßt und entkam mit Mühe und Not; den Hektor traf eine Kugel, er ist lahm. Yarundi und Jack, die ich eiligst holte, führen den Hengst hierher. Auch den einen Räuber machten wir dingfest, und ich warte auf deinen Befehl, ob ich im Blockhaus Quartier für ihn bestellen soll."

„Und woher stammt dieser Schimmel?" erkundigte sich mein Vater. „Wie hast du dich wieder beritten gemacht, mein Sohn?"

„Um ihnen die Flucht unmöglich zu machen, stahl ich die Pferde der Räuber und floh mit ihnen; der Schimmel hier ist das eine davon, das andre reitet Jack."

Der Vater reichte mir die Hand und drückte sie herzlich. Dann sprach er: „Miß Bridget und deine Schwester haben bereits nicht wenig Sorge um dich ausgestanden; ich tröstete sie und blieb dabei, daß du dir wohl zu helfen wissen würdest. Es freut mich herzlich, daß du meinem Vertrauen wieder Ehre machst, daß ich mich nicht in meinem Sohne irrte. Laß mir den Schimmel, springe selbst auf deinen Peter und folge mir! Wir wollen deinen Gefangenen unterbringen."

Dies karge Lob aus dem Munde mei-

nes Vaters war für mich vorläufig der schönste Lohn, welchen meine Geistesgegenwart erntete; ich war eben nicht an Lob gewöhnt und wußte eine gelegentliche Anerkennung um so mehr zu würdigen. Wenige Minuten später ritt ich schon neben dem Vater auf der Landstraße dahin, den beiden Knechten entgegen. Der Gefangene hatte ihnen wenig Umstände gemacht, auch Hektor war gutwillig vorwärts gegangen, als er merkte, daß er sich seinem Stalle näherte. Den Räuber übergab mein Vater persönlich an den Offizier im Blockhause und ging nicht eher, als bis er sich überzeugt hatte, daß er in Ketten gelegt und in das Arrestlokal gebracht worden war. Dann legten wir die wenigen Schritte bis nach der Faktorei schnell zurück und untersuchten Hektors Wunde. Mein Vater schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, die Stelle wäre gefährlich. Wir kühlten das Bein mit nassen Umschlägen und warteten auf das Eintreffen des Tierarztes aus Smithfield, den mein Vater trotz der vorgerückten Nacht sofort zu kommen gebeten hatte. Yarundi war auf der Elly dorthin geschickt, der Tierarzt konnte in zwei Stunden erwartet werden. Mittlerweile schleppten mich Miß Bridget und meine Schwester in das Haus hinein, wo sie mir zu essen vorsetzten und sich ausführlich den Verlauf des aufregenden Abenteuers erzählen ließen; auch mein Vater kam bald hinzu und hörte mit stolzem Lächeln die Erzählung an. Ich war so müde, daß ich die Augen nicht mehr offen halten konnte, weshalb ich mich entschuldigte, mein Lager aufsuchte und sofort einschlief.

Der Tierarzt kam wirklich noch in der Nacht, untersuchte die Wunde und beruhigte meinen Vater durch die Versicherung, daß weder Knochen noch Sehnen verletzt worden wären. Als alter Bekannter auf unsrem Gehöfte kannte er auch die Pferde meines Vaters genau und wunderte sich, wie er zu dem Schimmel und dem Fuchs gekommen wäre. Als ihm nun mein Vater berichtete, daß ich die Tiere erbeutet hätte, beobachtete sie der Tierarzt genau und ward in Bezug auf den Schimmel der Ansicht, daß dieser in den Stall des Mr. Wellsharp gehöre, eines Pferdeverleihers in Smithfield; er glaubte dies Tier schon einmal behandelt zu haben. Mein Vater hörte hoch auf und zeigte ihm nun auch den Sattel, welcher dem Tiere abgenommen worden war.

„Vielleicht kennen Sie auch diesen, Mr. Printzens?“ fragte er.

„Gewiß,“ erwiderte der Tierarzt, „und zwar so genau, als ob's mein eigener wäre. Dieser alte französische Sattel befand sich einstmals im Besitze meines Onkels Levit, ich habe häufig genug auf demselben gesessen. Als mein Onkel starb und der Nachlaß unter den Hammer kam, da kaufte diesen Sattel ein gewisser Jim Walton, ein berüchtigter Kerl, dem jeder gern aus dem Wege geht. Früher war Jim Walton ein reicher Farmer in der Nähe von Kearny in Nebraska, ist aber durch Spiel und Trunk an den Bettelstab gekommen; wovon er sich heute nährt, weiß niemand. Leicht möglich, daß dieser Taugenichts an dem Ueberfall beteiligt war.“

„Beim Tempel zu Jerusalem!“ rief nun der schwarze Jack. „Mr. Printzens hat wahrhaftig recht. Heute morgen kam Jim Walton zu mir in den Stall und erkundigte sich in sehr verdächtiger Weise nach unsrem Hektor; er that, als wenn er ihn kaufen wollte, und ich wies ihn zu dem Herrn in das Haus, damit er dort nach dem Preise fragen könnte.“

Mein Vater wußte für den Augenblick genug. Mr. Printzens, dessen Aufgabe erledigt war, stieg wieder in seinen Wagen und versicherte meinen Vater, daß Hektor in wenigen Wochen ebenso beinig sein würde, wie je zuvor. Dann fuhr er ab, das Gehöft wurde verschlossen und alle legten sich zur Ruhe.

Als ich spät am andern Morgen erwachte, stand mein Vater vor meinem Bett.

„Quincy, solltest du das Gesicht des Mannes wohl wiedererkennen, welcher dir den Hektor abnehmen wollte? Hattest du den Schimmelreiter schon früher einmal gesehen?“

„Gewiß versprechen kann ich dies nicht,“ entgegnete ich. „Am Vormittage hielt er sich ziemlich entfernt von mir, und abends war es dunkel. Aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß derselbe Mann, welcher gestern früh mit unsrem Jack im Stalle sprach, das Pferd von mir verlangte. Ich habe ja das Gespräch der Räuber belauscht, und die Stimme des Schimmelreiters erinnerte mich an die Stimme des Mannes, welchen unser Jack aus dem Stalle hinauswies. In dieser Annahme bestärkt mich der Umstand, daß sie sich beide Jim nennen ließen.“

Vorläufig lagen Momente genug zum Einschreiten gegen Jim Walton vor. Mein Vater lieferte den gefangenen Hugh noch an demselben Tage an den Sheriff in Bents-Fort ab und verlangte die Verfolgung des flüchtig gewordenen andern Räubers. Es dauerte nur vier Tage, da hatte man ihn erwischt und mit Hugh gemeinsam eingesperrt. Hugh hatte gleich beim ersten Verhör seine Beteiligung an der That gestanden, aber alle Schuld auf den Genossen gewälzt, den er nur begleitet haben wollte; Jim leugnete alles, behauptete niemals vorher mit Hugh zusammengetroffen zu sein. Nacheinander wurde ihm bewiesen, daß seine Aussagen unwahr wären; man hatte die beiden Spitzbuben noch am Morgen der That zusammen in Smithfield gesehen. Der Pferdeverleiher Mr. Wellsharp versicherte bestimmt, daß der von mir erbeutete Schimmel ihm gehöre; er habe ihn an dem betreffenden Tage an Jim Walton vermietet. Als Jim bei seinem Leugnen verharrte, bat ich den Richter, seinen rechten Arm entblößen zu lassen, wo sich noch die Spuren von Hektors Zähnen finden müßten. Aber auch die Vorhaltung dieser zum Teil noch offenen Wunden brachte den verhärteten Bösewicht nicht zum Geständnis. Die Voruntersuchung wurde geschlossen und die Schuldfrage den Geschworenen vorgelegt. Hier half kein Streiten. Beide Räuber wurden des versuchten Raubmordes auf offener Landstraße schuldig befunden und von dem Gerichte zum Tode durch den Strang verurteilt.

Wenige Tage, nachdem die armen Sünder in Bents-Fort gehängt worden waren, fuhr Mr. Scott wieder bei uns vor, um Hektor zu kaufen, welcher die Folgen der Verwundung sehr glücklich überstanden hatte. Ich lauschte im Nebenzimmer auf das Gespräch, welches sich zwischen meinem Vater und dem Pferdehändler entwickelte, und war nicht wenig vergnügt, als ich meinen Vater sagen hörte: „Die Ereignisse der jüngsten Zeit haben eine Aenderung in meinen Absichten hervorgerufen, Mr. Scott; ja, aufrichtig gesagt, betrachte ich mich nicht mehr als den rechtmäßigen Eigentümer des Rappen. Mein Sohn hat das Tier aus den Händen der Räuber gerettet, als es für mich und Sie verloren war; ich habe mir vorgenommen das Pferd meinem Sohne zu schenken. Sie müßten also schon mit meinem Quincy selbst unterhandeln, würden ihn aber wohl schwerlich bereit finden, sich von seinem Liebling zu trennen. So viel

Geld gibt's in ganz Colorado nicht, um Quincy einen Ersatz für seinen Hektor zu bieten."

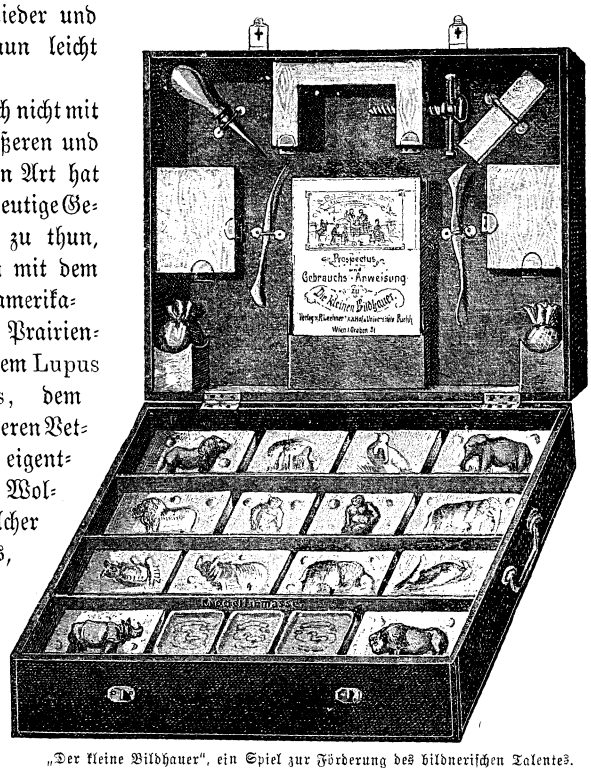
Mr. Scott gab sich dann auch weiter keine Mühe, sondern fuhr unverrichteter Sache davon; Hektor und ich schlossen immer inniger Freundschaft; er biß mich nie und fand auch keine Gelegenheit wieder, andre mit den Zähnen zu fassen, um mich zu beschützen.

---

6. Karin und der Prairiewolf.

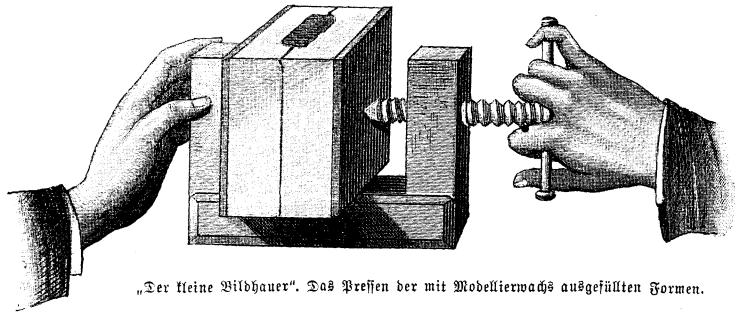
Der jugendliche Leser darf sich nicht wundern, wenn ich ihm mit allerlei Raubzeug aufwarte; es erklärt sich das Vorhandensein der zahlreichen Raubtiere sowohl aus der Menge von Wild, welches ihnen zur Nahrung dient, als auch aus der schwachen Bevölkerung meiner Heimatgegend, nicht weniger auch aus der Schwierigkeit, welche mit der Verfolgung der Räuber verbunden war. Nordamerika hat mit der Alten Welt den Wolf gemeinsam, welcher ja auch im nördlichen und östlichen Europa noch heute keine Seltenheit ist; nur durch die Farbe unterscheidet sich der amerikanische Wolf von dem nordischen oder russischen, insofern er statt des graubraunen Pelzes einen schwarzen trägt.

Wir hatten von diesen gefährlichen Bestien nur selten zu leiden, meistens nur im tiefen Winter, wo einzelne vom Hunger gequälte Vierfüßler Schutz und Nahrung in unsren Wäldern suchten. Keine Jagd ist bei den Komantschen beliebter, als die auf Wölfe, weshalb ich glaube, daß diese Indianer sich um die Ausrottung der Wölfe wohl verdient machen. Sobald der erste Schnee gefallen ist, suchen sie eifrig nach Spuren des frechen Räubers, verfolgen dieselben mit ihren kleinen, halbwilden Hunden, und ruhen nicht eher, bis sie den Wolf entweder getötet oder vertrieben haben. Ein Dorf unterstützt das andre, mit immer neuen Kräften wird die Verfolgung fortgesetzt, und das Tag und Nacht gehetzte Raubtier, dem keine Gelegenheit geboten wird auszuruhen oder Nahrung zu sich zu nehmen, wirft sich schließlich vor Uebermüdung nieder und wird nun leicht getötet.



„Der kleine Bildhauer", ein Spiel zur Förderung des bildnerischen Talentes.

Doch nicht mit der größeren und wilderen Art hat meine heutige Geschichte zu thun, sondern mit dem nordamerikanischen Prairienwolf, dem Lupus latrans, dem schwächeren Vetter des eigentlichen Wolfes, welcher jahraus, jahrein unser Mitbewohner in der Wildnis war. Nicht so kräftig, und auch nicht so frech wie der größere Verwandte, thut dieser Prairiewolf doch vielfachen Schaden, namentlich dem Rotwild und den Antilopen, welche er mit großer Schlauheit zu beschleichen versteht. Auch unsre Hirten mußten stets auf seine räuberischen Besuche bedacht sein, denn es war keine Seltenheit, daß der die Herden umschleichende Prairiewolf ein allein weidendes Schaf oder ein junges Rind niederriß. Menschen ging der Prairiewolf gern aus dem Wege, und uns war kein einziger Fall bekannt geworden, daß er einen Angriff auch nur auf Kinder gewagt hätte. Nachstehende Geschichte zeigt indessen, daß auch diese Regel ihre Ausnahmen hat.



„Der kleine Bildhauer". Das Pressen der mit Modellierwachs ausgefüllten Formen.

Karin, die sechzehnjährige Tochter des schwedischen Bauern Snorri Liljenström, war ein großes, kraftvolles Mädchen. Aufgewachsen unter Arbeiten und kräftig genährt, waren ihre Glieder gestählt und zu manchen Leistungen tauglich, welche sonst nur dem männlichen Geschlechte zugemutet werden. Oft genug sah ich sie mähen und pflügen in der Reihe der Männer, Holz fällen und zersägen, kurz, die angreifendsten Arbeiten verrichten.

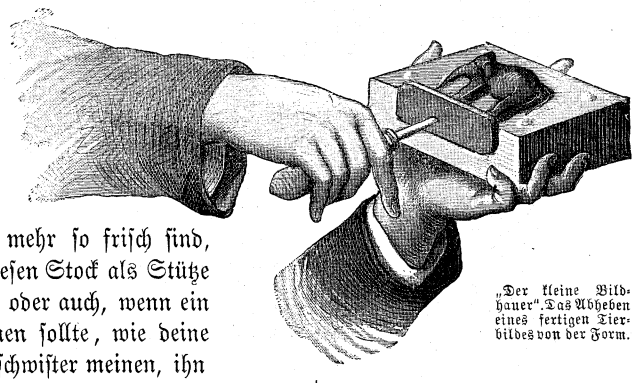
Es war an einem schönen Oktobermorgen, als Karin Liljenström sich aufmachte, um eine etwa drei Meilen entfernt wohnende Freundin, Sigbrite Römann, zu besuchen. Diese Familie Römann war mit unsern Kolonistenfamilien gemeinsam von Schweden eingewandert, hatte aber, da sich auf dem Grund und Boden meines Vaters kein Platz mehr fand, zwischen unsrem Besitz und dem Oertchen Smithfield eine Farm erworben. Karin und Sigbrite waren schon in der Heimat gute Freundinnen gewesen, und unterhielten dies Verhältnis auch hier, trotz der für einen Fußgänger bedeutenden Entfernung. Nun war Sigbritens Geburtstag — wie sollte da Karin versäumen, ihrer Freundin persönlich ihren Glückwunsch zu überbringen. Sie hatte einen Kuchen gebacken, schlug diesen in ein sauberes leinenes Tuch und nahm von den Ihrigen Abschied, indem sie versprach, womöglich noch an demselben Abend heimzukehren.

„Lebewohl, mein Kind, und verliere den Fußpfad nicht!" sagte die gute Mutter Liljenström, als Karin das Haus verlassen wollte.

„Hüte dich auch vor dem Wolfe!" riefen ihr die kleinen Geschwister nach, und begleiteten das munter ausschreitende Mädchen mit ihren Blicken, bis die langen gelben Zöpfe und das enge Röckchen, aus selbstgesponnenem Wollgarn gewebt, hinter den ersten Bäumen des Waldes

verschwanden. Karin war fröhlich gestimmt, sie beschäftigte sich mit dem Gedanken, welche Freude ihr Besuch bei Römanns hervorrufen würde, und sang ein Lied in der Sprache ihrer schwedischen Heimat in den schönen Morgen hinein. Rüstig schritt sie vorwärts, stand nur einmal still, schnitt einen derben Stock, hieng ihren Kuchen auf denselben, und legte ihn auf die Schulter. Heute abend, dachte sie, wenndeine Füße nicht mehr so frisch sind, kannst du diesen Stock als Stütze gebrauchen, oder auch, wenn ein Wolf kommen sollte, wie deine kleinen Geschwister meinen, ihn dir mit dem Stock vom Leibe halten. In Wirklichkeit ängstigte sie die Möglichkeit, daß sie mit einem Wolfe zusammentreffen könnte, nicht so sehr; denn von dem Vorkommen der größeren Gattung, mit welcher die schwedischen Bauern in ihrer rauhen nordischen Heimat oft so schwere Kämpfe zu bestehen hatten, wußte Karin kaum etwas, und mit dem Prairiewolf hoffte sie schon fertig zu werden, wenn ihr ein solcher zu nahe kommen sollte.

(Fortsetzung folgt.)



„Der kleine Bildhauer". Das Abheben eines fertigen Tierbildes von der Form.

Der junge Bildhauer.

Wenn ich um die Weihnachtszeit vor den glänzend ausgestatteten Schaufenstern der großen Kaufläden und namentlich vor den Spielwarenhandlungen stehe, und all die tausend sinnreichen Sächelchen bewundere, die der menschliche Geist erdacht und ersonnen hat, unsern lieben Söhnen und Töchtern nicht nur eine Freude zu bereiten, sondern sie mit etwas zu beschenken, womit sie ihren empfänglichen Geist beleben, ihre Talente und Fertigkeiten wecken und erproben können, so überkommt mich alten Graubart immer das schmerzliche Gefühl des Bedauerns, daß zu jener Zeit, als ich noch ein wissensdurstiger Junge gewesen, dergleichen in nur beschränktem Maße geboten war. Wie vieles unter diesen hübschen Spielereien ist scheinbar nur der Unterhaltung gewidmet, und doch welch ein ernster Zweck wohnt ihnen inne, wie viele Neigungen, die bestimmend für den späteren Lebensberuf waren, haben sie schon wachgerufen und damit den Keim gelegt zu Lebensfrüchten, die gar herrlich zeitigten.

Wenn ich heute vor meiner Staffelei stehe und ich thue wieder mal an einem Gemälde die letzten Pinselstriche, und ich darf mir nach ernstlicher Selbstkritik in der Regel ohne Ueberhebung sagen: „Alter Klexer, sieh, sieh! du kannst mit dir immer wieder zufrieden sein," dann fällt mir oftmals eine Scene bei, die, ich behaupte es steif und fest, die erste Anregung dazu gab, daß ich ein Maler wurde. Ich will das erzählen, um anzudeuten, von welchen Zufälligkeiten die Berufsneigungen mitunter abhängen.

Es war just um die Zeit, als die ersten Lenzeslüfte über Land gingen und unser Haus, an dem Wind und Wetter schon arg herumgenagt hatten, einen neuen Aufputz erhalten sollte. Im Parterre hauste ein Trödler, der neben anderm auch Cigarren und Tabak feilhielt, und auch er wollte zur Verschönerung des Gebäudes in seiner Art beitragen. Die Wandfläche über seinem Schaufenster sollte mit einem friedlich schmauchenden Türken geschmückt werden und eben ging der Maler daran, diesen Riesentürken auf die Wand zu zaubern. Da schlug die Mittagsstunde, der Mann legte sein Arbeitszeug zur Seite, seinen leiblichen Bedürfnissen nachzugehen. Kaum war er um die Ecke, da trat ich, ein neugieriger Junge wie ich war, herzu, vielmehr auf das Gerüst und besah mir das Machwerk. Es war erst im Entstehen begriffen, rohe Konturen ließen die Herrlichkeiten ahnen, die da werden sollten. Sieh — da lagen schwarze Stengelchen! Ich besah und befühlte sie — es waren Kohlenstäbchen, wie ich mir ahnungsvoll sagte. Ich probierte an der Wand, wie das thäte, und auf einmal hatte der bis jetzt jünglingsglatte Türke einen martialischen Schnurrbart unter der dicken Nase sitzen, auf seinem Haupte thronte alsbald ein richtiger Fes, wie ich ihn in Bilderbüchern schon gesehen hatte, in seinen Mund steckte ich einen Riesenschibuk, und eben war ich im Begriff, daraus eine mächtige Rauchwolke aufsteigen zu lassen, als mir eine Sturzwelle der auserlesensten Scheltworte um die Ohren polterte. Ich war zu Tode erschrocken und nahm schleunigst Reißaus. Schon aber hatte mich der Maler, denn er war es, am Rockkragen, und schaute verdutzt bald auf mich, bald auf sein Bildwerk. „Bengel, wer hat dich also zeichnen gelehrt?" fuhr er mich plötzlich an, und seine Hand senkte sich allgemach aus der Höhe meiner Ohren, zu der sie sich in bedenklicher Weise erhoben hatte. Ich war keines Wortes mächtig, sondern erwies mich zunächst als jugendlicher Stratege, insofern mir geboten schien, zwischen mich und meinen Gegner eine schätzenswerte Entfernung zu legen, kürzer gesagt: ich drückte mich.

Titelblatt zu: „Werners Koroplastik".

Mehrere Tage lebte ich in beständiger Angst, daß sich noch ein Nachgewitter über meinem Haupte entladen werde, aber, wie hätte ich das nur zu denken gewagt: als der schmauchende Türke, den bisher eine Leinwand verdeckt hielt, enthüllt wurde,

da zeigte es sich, daß der beleibte, zinnoberrote Muselmann den von „mir“ entworfenen Schnurrbart und Fes trug, daß er aus „meiner“ Pfeife rauchte, ja auch die Rauchwolken, das waren die von mir entworfenen. Nun war ich stolz, und aus dem Stolz heraus wuchs eine unbezähmbare Zeichenlust. Wo nur ein Blei-, Kreide- oder Kohlenstückchen zu erwischen war und ein Blatt Papier oder eine blanke Fläche sich fand, da entstanden die wunderlichsten Figuren, ich ward der Schrecken des Hauses. Was sich nachmals begab, das können sich meine lieben jungen Freunde leicht selbst vorstellen, hab' ich doch schon gesagt, daß ich Maler worden bin.

Dieses Begebnis aus meiner Knabenzeit fiel mir heute wieder bei, als ich unter den vielen Schaustücken einer Buchhandlung die von R. Lechners K. K. Hofbuchhandlung in Wien (Graben 31) auf den Markt gebrachten Spiele „Der kleine Bildhauer“ und „Werners Koroplastik“ entdeckte. Wie wäre ich als Junge glücklich gewesen, wenn mir der Weihnachtsmann dergleichen beschert hätte! Ich habe mir den Apparat dieser beiden hübschen Spiele, die ich ihrem Aeußeren nach in den beistehenden Abbildungen wiedergebe, zeigen lassen, und gefunden, daß dieselben in Wirklichkeit das sind, als was sie sich anpreisen: ein ebenso unterhaltender als nützlicher Zeitvertreib zur Förderung des ästhetischen Geschmacks und Kunstsinnes, des bildnerischen Talentes und zur Selbsterzeugung eines wirklich gediegenen Wand- und Zimmerschmuckes.

„Werners Koroplastik.“ Offener Karton mit den Modellierformen und nötigen Requisiten.

„Der kleine Bildhauer“ ist der jüngeren Jugend, mehr der Unterhaltung und dem Wachrufen des Talentes gewidmet. Der Karton enthält nämlich eine Anzahl Gipsformen, mehrere Tafeln Modellierwachs und sonstige nötige Requisiten, um mit denselben eine ganze Menagerie von Elefanten, Löwen, Tigern, Geiern und andres Getier herzustellen, in einer zwar einfachen, doch den bildnerischen Sinn der Jugend sehr fördernden Weise.

Die „Koroplastik“ geht schon einen großen Schritt weiter. Hier fand ich neben dem nötigen Handwerkszeug und dem Modellierwachs eine stattliche Zahl Gipsformen formvollendeter Reliefporträte berühmter Männer, die dem jungen „Koroplastiker“ die Gelegenheit geben — wie lassen sich nur die Wände der „Bude“ so hübsch damit schmücken! — eine ganze Porträtgalerie von Berühmtheiten zu bilden. Auf eine eingehende Beschreibung, wie man dabei zu Werke zu gehen hat, muß ich hier verzichten, weil ja doch der Besitz des Apparates vorausgesetzt werden müßte, jedem der beiden Spiele aber eine leicht faßliche Gebrauchsanleitung beigegeben ist. So einfach die Herstellung der Reliefporträte scheint, so mächtig kommt der Gestaltungstrieb dabei in den richtigen Zug. Ist dann nur die Veranlagung und einiger Fleiß vorhanden, so wird sich das Talent trotz der anscheinend mechanischen Fähigkeit bald zu ungebundenem Schaffen hindurchgearbeitet haben und dann, liebe Freunde, dann ist die Freude groß. So wirst du, wenn du z. B. das Porträt eines Homer oder Schubert aus den Formen hast entstehen lassen, gar bald eine Aehnlichkeit mit dem eigenen Großvater oder einem sonstigen Verwandten herausfinden, und indem du diese vorhandene Aehnlichkeit durch Glätten oder Anbringen einer Falte, durch Abnahme oder Hinzufügen einer Haarlocke oder eines Schnurr- und Backenbartes zu vervollständigen bestrebt bist, wirst du dich nach und nach an das Modellieren nach der Natur gewöhnen und dich allgemach zum selbständig schaffenden Plastiker herausbilden. In jedem Falle ist die „Koroplastik“ ganz angethan, den Sinn für das künstlerisch Schöne zu wecken, gleichviel, ob du ein Künstler werden willst oder nicht, und es wird dir der aus solcher Hantierung erwachsene geläuterte Geschmack dein Lebenlang ein freundlicher Begleiter sein.

Metamorphosenrätsel.

Durch Versetzung der Buchstaben sollen die links angegebenen Wörter in die rechts daneben angegebenen umgewandelt werden, deren Anfangsbuchstaben dann einen orientalischen Herrscher ergeben.

1. Eine Schulstrafe — Ein Gewässer.
2. Fluß in Frankreich — Ein Erz.
3. Ein Raubtier — Ein schwarzer Vogel.
4. Stadt in der Rheinprovinz — Ein scharfes Werkzeug.
5. Ein Eisenprodukt — Ein Asiat.
6. Eine Bäckerware — Ein Uniformstück.
7. Eine Art Erzählung — Ein Körperteil.
8. Eine Jagdtiergattung — Eine Staatsstütze.

Scharade.

Die Erste ist ein Teil von Thüringen
Zwei, drei am Rheine ist gelegen,
Das Ganze an des Neckars Strande
Ist gar berühmt wohl allerwegen.

Reimrätsel.

Ein Fluß ohne —
Ein Nachtlager ohne —
Ein Haus ohne —
Ein Tiger ohne —
Ein Salon ohne —
Ein Garten ohne —
Ein Wandrer ohne —
Ein Bäcker ohne —
Gliche einem Bergschuh ohne —

Auflösung des Buchstabenversetzungsrätsels in Nr. 9.

Ehre,	Ampel,
Nebel.	Lese,
Dome,	Leben,
Euter,	Esel,
Galen,	Simpel,
Uhr,	Gruben,
Thal,	Usa,
	Tirsch.

„Ende gut, alles gut.“

Auflösung des Rätsels in Nr. 9.

„Eichhörnchen.“

Auflösung des Logogriphs in Nr. 9.

„Krank, Kranz.“

Fragen und Antworten.

Karnickel in **Potsdam.** Danken für das liebe Brieflein, Sie, Sie — Bosheit! Glauben Sie, daß die Kameraden von Ihrem „poetischen Erguß" sehr entzückt sein werden? Es ist eine Stelle in den Reimen, die sich unsre Jungens – was gilt die Wette? — sicherlich nicht gefallen lassen. Die Verslein, die Karnickel geschmiedet, lauten:

Bin ich auch nur ein Mädchen,
War ich doch „Kamerad",
Ich las ihn wie ein Junge,
Ob früh, ob abends spat.

Ich focht mit Master Hobble
Wohl manchen heißen Strauß,
Und ging als wie die Jungens
Mit Mijnheer ein und aus.

Doch seit das holde „Kränzchen"
Für Mädchen existiert,
Da lief ich schnell und habe
Gar flink drauf abonniert.

Drin ist es noch weit hübscher,
Und 's kann nicht anders sein,
Wir Mädchen sind doch immer
Mehr elegant und fein.

Und nun, ihr lieben Jungen,
Nehmt ihr's auch krumm und schief,
Ich schreibe eurem „Blättchen" (!)
Jetzt diesen Abschiedsbrief.

Das Karnickel hat angefangen. Setzt das was ab, der „G. K." wäscht seine Hände in Unschuld.

A. M. in **K.** Dein Vorschlag ist nicht übel. Heuer ist das nicht mehr zu korrigieren, vielleicht nächstes Jahr.

Philipp M. in **D.** Für die hübschen Rätsel schönsten Dank.

Liebe Kameraden! Einige Verehrer der edlen Zeichenkunst haben sich zusammengethan und einen Verein gegründet. Hat vielleicht einer von euch Lust beizutreten? Nähere Auskunft gibt Heinrich Toop in Schwedt a. O., Schloßfreiheit.

Robert M. Lieber Freund, das sollst Du nicht thun, das kann der „G. K." nicht gut heißen. Daß andre unrecht gehen, das macht den Weg nicht recht.

Ernst Pf....g in **S.** Wenn Du Seeoffizier bei der Kriegsmarine werden willst, dann wird wohl keine andre Wahl übrig bleiben, als daß Du das ganze Gymnasium, und zwar mit Erfolg, durchmachst. „Drillanstalten" gibt's für diesen Fall nicht; glaubst Du, daß Du in einer solchen weniger „ochsen" müßtest?

Ein Tierfreund. Welche Finkenarten sich am besten züchten lassen? Sieh unsre Antwort an M. Lindenmeyer in Nr. 5 dieses Jahrganges.

Wilh. Becken. In der Völkerschlacht bei Leipzig hatte Napoleon 170,000 Mann, 14,000 Reiter und 700 Geschütze zur Verfügung. Die Alliierten zunächst nur 200,000 Mann, die aber bis zum 18. Oktober, hauptsächlich durch den Zuzug Schwarzenbergs, sich auf 300,000 Mann mit 1400 Geschützen verstärkt hatten. Die Preußen verloren in dieser dreitägigen Schlacht an Toten und Verwundeten 16,000 Mann und 600 Offiziere, die Russen 21,000 Mann und 860 Offiziere, die Oesterreicher 14,000 Mann und 400 Offiziere. Die Franzosen verloren 30,000 Tote und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Geschütze, außerdem blieben 23,000 Mann als marschunfähig zurück. — Bei Königgrätz fochten 220,000 Oesterreicher und Sachsen gegen 240,000 Preußen.

Adolf H. in **Colmar.** Der „G. K." besitzt solche Zeichnungen nicht, sonst würde er sich ein Vergnügen daraus machen, sie einem so unternehmungslustigen jungen Kameraden zur Verfügung zu stellen. — Für die Zuführung der neuen Abonnenten herzlichen Dank.

Kamerad in **K. a. F.** Gib uns Deine Briefadresse an, dann soll Dir ein solcher Tipp-Topp-Stempel zugesendet werden.

Arthur Jürges. Du willst wissen, wie man Schiffsbau-, also deutscher Marineingenieur werden kann. Dieser Beruf erfordert vierjähriges Fachstudium auf einer technischen Hochschule, am besten in Berlin. Darauf folgt die erste Staatsprüfung, für welche die Diplomprüfung der Abteilung III (voller Lehrgang der bestehenden „Sektion für Schiffbau") der technischen Hochschule zu Berlin vom Chef der Admiralität anerkannt und vorgeschrieben ist. Man wird sodann als Marine-, Schiffbau- oder Maschinenbauingenieuraspirant eingestellt, um zwei Jahre auf einer kaiserlichen Werft weiter ausgebildet zu werden; während dieser Zeit erhält der Aspirant ein Gehalt. Nun folgt die zweite Staatsprüfung. Ist auch diese bestanden, und sind Stellen frei, kann man als Marine-, Schiffbau- oder Maschinenbauingenieur fest angestellt werden. Ein solcher bezieht ein Anfangsgehalt von 2100 M. und Wohnungszuschuß. Du kannst alsdann Oberingenieur, Direktor, Admiralitätsrat u. s. w. werden.

X. in **Leipzig.** Ob Du dem „G. K." eine selbstverfaßte Erzählung in sächsischer Mundart einschicken darfst? Ei, freilich darfst Du das.

M. Schrörs. Das Buch ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen; es ist aber jedenfalls dasselbe. Gruß freundlich erwidert!

Kamerad in **F. a. M.** Beuge Dich und mach Dich, wenn Du sonst nicht überbürdet bist, nur ran an diese Sprache, später einmal wirst Du vielleicht sehr froh daran sein. Ein schlechter Spielmann, der nur eine Weise kann.

Wer von den lieben Kameraden kann mir mitteilen, wie man sich eine kleine Dynamomaschine herstellt, zu elektrischem Licht (ungefähr 10 Kerzen stark)? Beschreibungen mit Zeichnungen bitte zu senden: Werner Staberow, Dortmund, Heiliger Weg 7.

Karl der Große. Da würde man sich im Schlosse zu Berlin und in der Reichskanzlei schön wundern, wenn wir Dein Gedicht abdruckten. Freundlichen Gruß!

A. J. in **B.** Du hast doch zweifellos die höhere Karriere im Auge. Diese erfordert vor allen Dingen dreijähriges Fachstudium auf Hochschulen, davon ein Jahr an einer Universität. Nach abgelegter erster Prüfung erfolgt die Ernennung zum Bergreferendar. Als solcher hast Du eine dreijährige geschäftlich-technische Praxis durchzumachen, die zweite Prüfung abzulegen und ist diese bestanden, wirst Du Bergassessor.

A. Bachmann. Laubsägeholz erhältst Du sicherlich überall dort, wo die Sägen zu haben sind. Auch Spielwaren- und Zeichenmaterialhandlungen dürften damit versehen sein. — Wegen des Briefmarkenkatalogs wende Dich an A. Beddig in Hannover. Gruß!

A. v. M. in **P.** Anerkennung? Ja, einen tüchtigen Nasenstüber!

R. v. G. Du bist ein ganz famoser Rätselmacher.

A. Wyxy in **W.** Das sind gar köstliche Randglossen, die Du uns sendest. Schade, daß sie nicht schon früher in unsre Hände kamen; nun, vielleicht findet sich doch noch eine passende Gelegenheit, sie unterzubringen. Freundlichen Gruß!

S. A. in **Berlin** O. Der gebundene Jahrg. „Der gute Kamerad" kostet 9 M. und ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Berthold N. Ei, das läßt sich hören! Bist wohl stramm gewachsen?

Heinrich W. in **Komotau.** Du bittest den „G. K.", er möchte Deinen Brief vor Peter Schnäuzchen verstecken, denn seinem Riechorgan, dem traust Du nicht; Du bist der Meinung, man sähe ihm die Schnüffelei schon von weitem an, und seine Gehörmuscheln seien auch weit und groß genug, daß ihm kein Wörtchen entgehe. — Ja, Freundchen, da heißt's freilich acht geben. Wir haben Deinem Ersuchen übrigens willfahrt und hoffen, daß er nichts bemerkt hat*).

Abonnent in **C.** Dein Gedicht „Die Klappermühle" klappert zwar ganz hübsch, nur will das Versmaß da und dort nicht klappen. Uebrigens glauben wir ganz gern, daß Deine poetischen Stoßseufzer immer besser, und daß Du dereinst mal ein großer Federheld werden wirst. Mußt Dir eben die Welt genau angucken, Kopf und Auge offen und das Herz recht warm halten. Kameradschaftlichen Gruß!

Ennadeddin Zankin in **Berlin.** Die Konstruktion einer Dynamomaschine, wenn auch nur en miniature, macht viele und schwierige Arbeit, wir haben wiederholt davon abgeraten. — Ein solches empfehlenswertes Buch ist: „Urbanitzky, Die Elektricität im Dienste der Menschheit".

*) Anm. des Setzerlehrlings: Ich schweige und tröste mich wegen der Bemerkung über meine Ohren mit dem Dichterworte: „Das ist das Los des Großen und Schönen auf der Erde!" —

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Echte Briefmarken! Billig 5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf. 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 20 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf. 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 40 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108.** (Eing. Johannisstr. 23.)

Für meine **Buchhandlung** suche ich zu mögl. lichst baldigem Eintritte einen **Lehrling.**
Rudolstadt i. Th. **K. Keil.**

Wer Marken von den früheren deutschen Bundesstaaten (Oldenbg., Braunschwg., Hannover 2c.) besitzt, schreibe eine Karte an Max Eichinger, Hofbuchh., Ansbach (Bayern). Interessante Mitteilung erfolgt umgehend.

1000 echte Briefmarken

wor. 200 **verschiedene,** ent. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türk., Ceylon, Arg., Cap, Java, Austr. etc. **nur eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Casse voraus.
Paul Siegert in **Hamburg.**

Reizende Selbstbeschäftigung Lampenschirme,

als Modellierbogen, hauptsächlich Sommer- und Winterlandschaften. Alpendörfer mit erleuchteten Häuschen, Giebeldächern 2c. Preis pro Stück gegen vorherige Einsendung von **40** Pfg. in Marken aller Länder franko, 3 Bogen M **1. 20.,** 10 Stück **3** M. Täglicher Versandt-Artikel.

F. H. Brendel's Verlag,
Tharandt bei Dresden.

Verlag v. Richter & Kappler, München.

Drei Monate an der Sklavenküste.

Erzählung für die Jugend von
Kontre-Admiral
Reinhold Werner.

Mit 6 Bildern. Preis geb. M. 5. —.

Ein ebenso unterhaltendes, wie lehrreiches Buch, in dem der berühmte Verfasser des „Flottenbuchs" eigene Erlebnisse aus der Jugendzeit in fesselnder Weise erzählt. Zu bez. d. alle Buchh., wie auch direkt franko v. d. Verlagshandlg.

Stottern!!

heilt sicher und schnell d. Anstalt v.
Robert Ernst
Berlin W., Potsdamerst. 37.
Prospekt gratis und franko.

Die Reißzeugfabrik

Joh. Bayer, Nürnberg,

liefert die besten Reißzeuge (Turmreißzeug) für Schüler, Techniker und Ingenieure, zu haben in allen optischen und Schreibwaarenhandlungen.

Spielwaaren.

Silb. Med. Nürnberg 1885.

Vollständiges **illustr. Preisbuch** hierüber sowie über praktische Gelegenheitsgeschenke für Erwachsene wird gratis und franko an Private versandt.

A. Wahnschaffe, Kgl. Bayer. Hoflieferant, **Nürnberg.**

Durch billige Preise lohnt selbst der kleinste direkte Bezug um so mehr als alle Aufträge m. gleicher Sorgfalt effektuiert werden. Das Verkaufslokal, Josefsplatz 18, zählt zu den Sehenswürdigkeiten Nürnbergs.

F. M. in **Stuttgart.** Wir haben über diesen Fall zwar schon öfter berichtet, Du sollst es aber gleichwohl nochmals zu hören bekommen. Also: Der Standort der Elemente ist gewöhnlich auf einem, in Manneshöhe angebrachten Brett in einer Ecke des Vorplatzes oder der Küche. Zur Speisung der Haustelegraphen werden Leclanché-Elemente verwendet, zwei solche, aber große, genügen für Deinen Zweck. Nun passe auf! Zuerst placiere die Elemente, hänge die Glocke an den ihr bestimmten Ort und mache die 3 Druckknöpfe in den Zimmern fest, alsdann wird die Leitung nach dem nächstliegenden Gemach in Angriff genommen. Zu diesem Zwecke verbinde den einen Draht vom Zink des Elements mit der Glocke, den Kupferpol des Elements mit der einen Feder des Druckknopfs und die andre Feder mit der übriggebliebenen Klemme der Glocke; nun muß es von dem ersten Zimmer aus schellen; vom zweiten Zimmer ziehe zwei Drähte nach dem Druckknopf und verbinde jeden mit einer Feder desselben. Der Strom geht also durch die Federn des ersten Druckknopfes, durch den Verbindungsdraht in die Federn des zweiten Druckknopfes. Im dritten Zimmer ist's gerade so; das sollst Du aber vom zweiten Zimmer aus verbinden. Mach's selbst, 's ist nicht schwer. Viel Glück!

O. Wilckens. Ueber die Anfertigung von Schneeschuhen hat der „G. K." unter dem Titel „Ein neuer Wintersport" schon einmal berichtet. Sieh den II. Jahrgang Seite 193. Wenn Du geschickt bist, kannst Du nach dieser Anleitung selber ein Paar Skees fertig bringen; reicht Deine Handfertigkeit nicht aus, dann ziehe einen Tischler oder Drechsler zu Rate. Viel Vergnügen und keine — Beulen!

Hans R. in **München.** Gieb Deinem Laubfrosch jetzt im Winter lebende Fliegen, die sich in Ställen immer finden. Er nimmt auch Mehlwürmer, Küchenschaben, rohes Fleisch, letzteres wurmförmig geformt.

T. K. H. Daß Hilfe not thut, das glauben wir gerne, doch kommen wir jedenfalls zu spät. Schade, wir hätten dabei sein sollen, wie der Fink noch auf dem Hölzchen am Kasten saß.

O. S. schreibt: „Lieber ‚Guter Kamerad'! Ich möchte den Ganzsachensammlern einen guten Rat geben, nämlich: Erhält ein solcher Postkarten oder Couverts mit eingedruckten Marken, so schneidet er sie gewöhnlich aus, da er für die ganze Karte resp. für das Couvert selten genügend Platz hat. Da jedoch Ganzsachen einen höheren Wert haben, als Ausschnitte, so dürfte sich folgende Methode empfehlen, die ich schon zwei Jahre befolge. Anstatt die Briefmarken auszuschneiden und einzukleben, wähle ich ein schönes, in der Farbe auffallendes Papier, schneide in der Größe des zu beklebenden Raumes Stücke aus, und schreibe oder drucke auf dasselbe Ganzsache. Diese Ganzsachen verwahre ich in einem besonderen Hefte oder auf losen Blättern, indem ich sie nicht festklebe, sondern leichte Einschnitte an zwei gegenüberliegenden Seiten mache und die Ganzsachen mit den beiden Ecken in die Schnitte stecke, etwa in der Art, wie man Geldstücke, die man versenden will, in einem Karton zwischen Einschnitten feststecken will." — Für den guten Rat besten Dank und Gruß!

Amicus. Zeitungsmarken nennt man solche, welche zur Frankierung der Zeitungen benutzt werden, wie z. B. Puerto Rico ½, 1, 2, 4, 6, 8 M.; dieselben werden wie die Briefmarken auf die Zeitungen geklebt, dagegen werden die amerikanischen Zeitungsmarken (Periodicals) als bezahltes Porto für eine größere Anzahl Zeitungen in ein Quittungsbuch geklebt. In Oesterreich, Türkei 2c. gibt es auch Zeitungs-Stempelmarken, welche aber nicht zur Frankatur dienen, sondern als Stempelsteuermarken zu betrachten sind.

E. R. Was Du zu wissen wünschest und noch manches andre, das zu erfahren nützlich ist, findest Du in den „Nachrichten für diejenigen jungen Leute, die in die Unteroffiziers-Vorschulen zu Weißburg, Annaburg und Neubreisach einzutreten wünschen." Das betr. kleine Heft ist 1888 bei L. S. Mittler & Sohn, Berlin SW. 12, Kochstraße 68—70, im Druck erschienen und dort für 10 Pfennig käuflich.

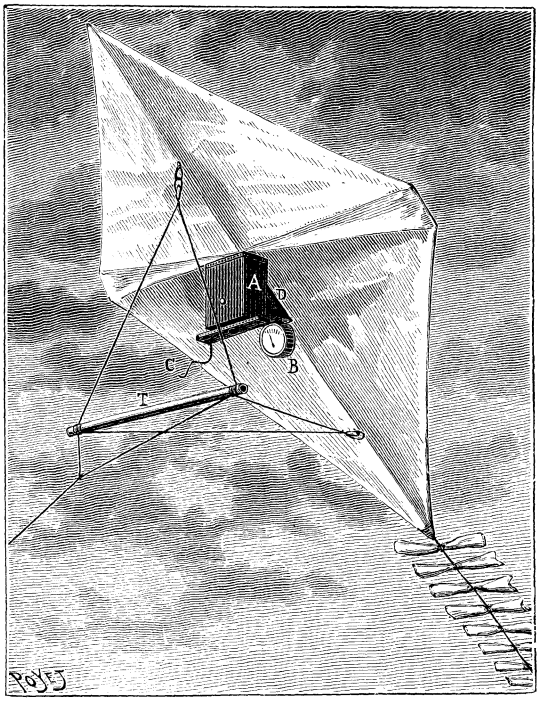


Fig. 1. Einrichtung des photographischen Drachens.

hält, ist an einem Trapezstab T befestigt. Dieser ist mit dem Rückgrate so verbunden, daß die Sonnenstrahlen ungehindert zwischen den Schnüren hindurch das Objektiv erreichen können.

An der Unterseite des dreieckigen Trägers D ist ein Aneroid-Barometer B angebracht, so daß der Photograph die Höhe ersehen kann, bis zu welcher sich der Drache über den Boden erhoben hat. Das von Batut benützte Barometer ist ingeniös eingerichtet. Es ist ein photographischer Registrierapparat, der zu gleicher Zeit mit der dunklen Kammer in Wirkung gesetzt wird. Dies Barometer ist von einer Schachtel umschlossen, die kein Licht hindurchläßt. Eine Oeffnung, die durch einen Guillotinenverschluß zugehalten wird, funktioniert mit Hilfe einer Zündschnur zu gleicher Zeit mit dem photographischen Apparate. Im Augenblicke der Oeffnung treffen die Lichtstrahlen das Zifferblatt des Barometers und prägen auf ein Blatt lichtempfindliches Papier, mit dem das Zifferblatt versehen ist, den Schatten beider Zeiger auf. Der leicht mit der Hand bewegliche Zeiger war vor dem Aufsteigen des Drachens über dem andern eingestellt; die spätere, photographisch aufgezeichnete Stellung beider Zeiger ergibt die Höhe des Drachens.

Batuts Drache hat 2,50 m Länge; der kleine photographische Apparat wiegt 1200 g; das nach Steinheil angefertigte Objektiv hat 0,166 m Brennweite.

Man muß Herrn Batut zu den von ihm erhaltenen Resultaten beglückwünschen und es läßt sich hoffen, daß hierdurch der angewandten Photographie ein neues Feld eröffnet worden ist.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Wir empfehlen als schönstes Weihnachtsgeschenk

Das

Neue Universum,

reich illustr., Preis geb. M. 6. 75,

ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.

Wir geben aus der großen Fülle des Gebotenen in Bild und Wort die Beschreibung einer neuen interessanten Erfindung wieder und zwar den Photographischen Papierdrachen. Das „Neue Universum" sagt darüber:

Im Laufe des Jahres 1888 hat Arthur Batut in Enlaure (Dep. Tarn) einen Drachen mit einem photographischen Apparate ausgerüstet, mit dem er schon jetzt hübsche, bemerkenswerte Resultate erzielt hat. Fig. 2 zeigt die Nachbildung einer Photographie, welche er auf diese Weise erhalten hat. Der Drache stand dabei in einer Höhe von 127 m.

Wie dieser Drache eingerichtet ist, gibt Fig. 1 an. Er ist rautenförmig und mit einem langen Schweife versehen, der ihm in der Luft einen ruhigen Stand sichert. Die kleine photographische camera obscura A ist am Rückgrat des Drachen mit Hilfe eines dreieckigen Trägers D befestigt, und mit einem Verschlusse versehen, der mittels einer Zündschnur C funktioniert. Ist die Verbrennung bis zum oberen Teile der Zündschnur fortgeschritten, so erfolgt eine Aufklinkung des Verschlusses. Der Strick, der den Drachen

Fig. 2. Wiedergabe einer Photographie, erhalten mittels des photographischen Drachens aus 127 m Höhe.

Tauschmarkt.

Es möchte mit ausländischen Kameraden in Tauschverbindung treten: Anton Piccardt in Prag, Ingrmannsstraße 29 II.

Suche eine Sachsen 3-Pfg. rot: Otto Saynisch in Straßburg, Knoblochgasse 12.

Circa 4000 Dubletten vertauscht Ernst Heidemann in Berlin, Jerusalemerstr. 63 I.

Georg Krotoschiner in **Breslau,** Ohlauerstraße 61 II, sucht und tauscht Briefmarken.

Bitte di: Kameraden um Zusendung von Dubletten. Walther Ortloff in Meiningen, Markt 3.

Suche ein Paar weiße Mäuse oder Schildkröten. C. Franck in Lahr, Burgheimerstr.

Habe ein Paar schöne gehämmerte Briefstauben abzugeben. Ernst Baum in Eisenach, Frauenberg 3.

Suche eine Sachsen 3-Pfg. rot von 1850. Siegfried Kann in Wien I. Maria-Thereisiastr. Nr. 10 II.

Gewöhnliche Marken sammelt E. Paul Peyold in Chemnitz, Jakobstr. 27 III.

Bitte alle Kameraden um Postkarten ihrer Länder. Eugen Sigg in Zürich, Stadelhoferplatz 2.

Suche eine kleine Dampfmaschine. Angebote erbeten von Joseph Herteker in Wien II, kleine Schiffgasse Nr. 8.

Max Heinze in **Kassel, Bernhardstr. 8,** sammelt Bildnisse berühmter Männer, und ersucht seine Kameraden um Zusendung solcher.

Briefmarken, Schmetterlinge und Stempel vertauscht Gustav von Löbbecke in Kassel, Kronprinzenstr. 14.

Gebe alte deutsche Marken gegen ausländische. W. Lucä in Berlin, Lützowplatz 9.

Ein Anfänger im Sammeln bittet großmütige Kameraden um Zusendung ihrer Dubletten. Fr. Schulze in Altenweddingen, bei Magdeburg.

Hugo Knabe in **Enskirchen, Neustraße 771 (Rheinland),** tauscht Briefmarken und einige Zauberapparate.

Ernst Grüber in **Lösenbach bei Brügge** sucht eine Druckerpresse mit Lettern.

Liebe Kameraden! Bitte unterstützt mich, ich habe eine Schmetterlingssammlung angefangen. Kann eine Indianergeschichte und Mineralien abgeben. R. L. Steck in Karlsruhe, Herrenstr. 64.

Briefmarken sammelt und tauscht: Heinrich Cronenberg in Hagen (Westfalen), Körnerstr. 53.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 11.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

O Wunderschein, o süße Nacht,
Welch einen Tag hast du gebracht,
Du leuchtest wie die Sonne!
Gekommen ist das Himmelskind,
Und wo auf Erden Christen sind,
Da leuchtet Himmelswonne.

Du süßer Stern, du Wunderschein,
Komm ganz in unser Herz hinein,
Laß Freude uns durchdringen,
Die Seligkeit ist aufgethan,
Wir und die Engel beten an,
Und Erd' und Himmel singen.

J. G. Fischer.

Weihnacht deutscher Männer auf der Eisscholle.

Am 15. Juni 1869, nachmittags 3 Uhr, erfolgte in Bremerhaven in Gegenwart des Königs von Preußen die Abfahrt der mit Hilfe des deutschen Volkes ausgerüsteten zweiten deutschen Nordpolexpedition.

Es waren zwei Schiffe, die Germania und die Hansa, die, begleitet von den Segenswünschen Deutschlands und den Jubelrufen der versammelten Menge, ihre gefahrvolle Fahrt antraten.

Die Schicksale dieser Expedition dürften wohl den meisten unsrer lieben Leser bekannt sein und so will ich hier nur erzählen, was ich aus dem Munde eines der kühnen Nordpolfahrer, der als Steuermann der Hansa die gefahrvolle Reise mitmachte, selbst gehört habe.

Die beiden Schiffe waren schon hoch in die Polarregion vorgedrungen und bereits inmitten des treibenden Scholleneises. Am 20. Juli war es, da sahen sich die Schiffe zum letztenmal. Mein Gewährsmann zählte zur Besatzung der Hansa, und diese wollen wir auf ihrer weiteren gefahrvollen Fahrt begleiten.

In den letzten Tagen des Juli sahen die kühnen Männer in der Ferne die dunkle Felsenküste von Ostgrönland; viele Seehunde tummelten sich in den Fluten und auf dem vorbeitreibenden Eise und gar mancher fiel den Hansamännern als willkommene Beute zum Opfer.

Immer dichter und dichter wurde das Eis, die Hansa hielt auf die Küste zu, doch immer unwahrscheinlicher wurde die Möglichkeit, diese zu erreichen. Schließlich lag das Schiff an einem großen, großen Eisfelde fest. Dasselbe wurde der Tummelplatz der Mannschaft, auf dem sie sich, nicht minder eifrig, wie es die Jugend thut, die Zeit mit Ballspiel, Schlittschuhlauf und dergleichen vertrieben. Die Eisberge, die sich auf dem Eisfelde befanden, wurden feierlich getauft, da hieß ein hoher Eisblock der Teufelsdaumen, der höchste der Sinai, während zwei andre mächtige Eismassen das Brandenburger Thor benannt wurden. So kam es, daß die kühnen Männer fern von Berlin, doch öfters einen Spaziergang nach dem Brandenburger Thor machten. In dieser Zeit wurden auch öfters Eisbären geschossen und das frische Fleisch schmeckte den Polarreisenden ganz trefflich.

So führten die Leute im allgemeinen ein ganz vergnügtes Leben, jedoch es galt, da es Ende September geworden war, sich für den Winter vorzubereiten. Da die Gefahr, die Hansa zu verlieren, ins Auge zu fassen war, begannen die Mannschaften mit dem Bau eines festen Hauses auf dem Eisfelde. Doch nun schütteln die Kameraden gewiß den Kopf, denn wie sollte man ohne Steine und Mörtel ein festes Haus bauen? Die Hansa hatte ein Teil des Feuerungsmaterials für die Germania an Bord. Dieses bestand aus Kohlenbriquetts, jenen wie schwarze Backsteine aussehenden zusammengepreßten Kohlen. Das war das Baumaterial, feiner Schnee zwischen die Fugen gestreut und mit Wasser begossen der Mörtel, eine dichte Verbindung, denn schon nach zehn Minuten war dieser Auftrag fest zusammengefroren. Aus Segelspieren und Faßstäben wurde der Dachstuhl gefertigt und mit Segeltuch bedeckt, der Fußboden mit Kohlensteinen belegt und das Ganze alsdann mit einer Holzthüre versehen. Nach sieben Tagen stand dieses Kohlenhaus fertig da, und wurde nunmehr mit Proviant für zwei Monate versehen.

Bald nachdem das Haus fertig war, brach ein furchtbares Unwetter mit Schneetreiben los, das in fünf Tagen Schiff und Haus vollständig verschüttete. Durch den Schneedruck hatte sich das Eis ringsum vom Schiffe losgetrennt, und es begann jenes unheimliche Geräusch des arbeitenden Eises, von dem man sich keine Vorstellung machen kann. Das dröhnte und knallte, quitschte und pfiff gar gewaltig unter der Eisfläche. Bald klang es wie das Knarren von Thüren, bald wie ein Gewirr von Stimmen, dann wie das Bremsen eines Zuges. Die Ursache dieser Erscheinung war wohl die, daß das Eisfeld sich im Treiben gedreht hatte und nun stärker an das Küsteneis drängte. Bange Befürchtungen erfüllten aller Brust und nur zu rasch sollten sie in Erfüllung gehen.

In fieberhafter Eile ging man daran, das Schiff zu räumen und das Haus mit allem Nötigen zu versehen. Zuerst wurden die beiden Oefen auf das Eis geschafft, sowie Bettzeug, Kleider und Proviant. Die Nächte brachten einige Stunden Ruhe, doch früh morgens ging man mit frischen Kräften an die Räumungsarbeit. Da — eines Morgens entdeckte einer der Leute, daß Wasser in das Schiff eingedrungen sei, und daß dasselbe sinke. Rasch wurde noch alles Greifbare aus dem Fahrzeug auf das Eis geworfen, ein Durcheinander von allen möglichen Dingen, belebt durch Haufen zitternder, mit dem Tode ringender Ratten. Am Abend versammelten sich alle in dem durch die Kajütenlampe erhellten Asyl, das aussah wie ein schaurig großer Sarg. Früh am Morgen ging es wieder zum Schiffe, das schon beträchtlich gesunken war. Zum letztenmal begaben sie sich auf das Schiff, um von ihm Abschied zu nehmen, dann durchschnitt der Kapitän die Leinen, welche das dem Untergang geweihte Fahrzeug mittels Eisanker noch am Eisfelde festhielten, jedoch es hielt sich immer noch einige Stunden und endlich sah die trauernde Mannschaft das schöne Schiff im Meere versinken. Aber was nicht mit versank, das war das Gottvertrauen und die Hoffnung auf Rettung, und beides ist auch nicht zu Schanden geworden.

Die drei Boote waren gerettet und auf dem Eise zum Hause hin gezogen worden; sie dienten zur Aufbewahrung der verschiedensten Gegenstände. Doch vor allem ging es ans Einrichten des Hauses selbst; der goldene Kajütenspiegel hing an der hintern Wand, darunter ein kostbarer Barometer; der Länge nach durchschnitt den Raum ein mit Bretter belegter Gang. Quer zu beiden Seiten waren Pritschen zum Schlafen errichtet und darauf die Strohsäcke gelegt. An den mit Segeltuch bespannten Wänden waren Borde angebracht, auf denen Bücher, Instrumente und Kochgeschirre ihren Platz fanden. Der Kochofen sowie ein zweiter Ofen erwärmten den Raum zur Genüge. Ein Klappfenster im Dache ließ frische Luft einziehen. So war denn wieder einigermaßen Ordnung hergestellt und neuer Lebensmut kehrte in die Brust der armen Schiffbrüchigen zurück.

Der Schnee hatte allmählich die Höhe des Hauses erreicht und nur das Dach sah daraus hervor, da gruben die Männer rund um das Haus einen Gang in den Schnee, der als Speise- und Vorratskammer diente. Auf einem Schneehügel hinter dem Hause war die große Flagge aufgehißt und sie gab Zeugnis, daß auch hier oben am Nordpol mutige Männer der Ehre ihrer Heimat gedachten. Täglich wurde ein Tagesbefehl ausgegeben, die Leute mit verschiedenen Arbeiten zu beschäftigen. Das Eisfeld wurde in seiner ganzen Ausdehnung erforscht und gemessen; es maß sieben Seemeilen im Umfang. In dieser Zeit wurde ein großes Walroß und einige Eisbären erlegt. Das gab erwünschte Abwechselungen, die auch sehr nötig waren, denn nach und nach bemächtigte sich der armen Hansamänner doch eine große Niedergeschlagenheit, die besonders verstärkt wurde durch das Dämmerlicht der Polarnacht. Nichts wirkt trauriger auf das Gemüt, als das Fehlen des hellen Sonnenscheins, und deshalb war es das erste Bestreben des Kapitäns, den Geist der Leute immer und immer wieder zu beschäftigen.

Näher und näher rückte das Weihnachtsfest und immer öfter gingen die Gedanken nach der fernen Heimat. Da lautet eines Morgens der Tagesbefehl des Kapitäns, daß jeder zur Christbescherung eine Ueberraschung bereiten müsse. Da war guter Rat teuer! Aber gerade dies hatte der Kapitän gewollt; jeder einzelne sollte seine ganzen Gedanken auf diesen Punkt richten. Und so war es ein sehr geheimnisvolles Treiben, das sich jetzt auf der Eisscholle entwickelte. Ein jeder suchte sich ein andres Plätzchen aus, an dem er ungestört arbeiten konnte. Der eine ging ans Brandenburger Thor, der andre an den Sinai, um dort seine Ueberraschungen vorzubereiten. Die beiden Steuerleute hatten sich heim-

lich einen alten Reiserbesen verschafft, den sie, unter ihrem Pelz versteckt, zum Brandenburger Thor trugen. Dort machten sie sich an die Arbeit. In den Stiel des Besens wurden ringsum Löcher gebohrt und in diese die Reiser in Form eines Tannenbaums gesteckt, ein sorgsam aufbewahrter Wachsstock gab die Lichter und wohl noch nie haben Weihnachtskerzen von solch einem Weihnachtsbaum gestrahlt.

Am Nachmittag des 24. Dezember, als die andern auswärts waren, richteten die Steuerleute diesen Christbaum her und manche Thräne rann den Heimkehrenden in den Bart, als sie die schwarze Kohlenhütte im hellen Lichterglanz erblickten und wohl alle gedachten auf der grönländischen Eisscholle der fernen, deutschen Heimat, wo heute der grüne Tannenbaum im Elternhause erstrahlte und feierlich erklang ein Weihnachtslied durch den engen Raum. Alsdann kamen die gefertigten Ueberraschungen zum Vorschein. Der Kapitän erhielt ein Pulverhorn und eine Tasche, das die Leute gemeinsam für ihn gearbeitet hatten. Danach wurden die Kisten mit den Weihnachtsgeschenken, die ihnen die Ausrüstungskommission in Bremerhaven mit an Bord gegeben hatte und die zum Glücke gerettet worden waren, geöffnet und der Inhalt derselben verlost. Da gab es allerhand musikalische Instrumente, Damespiel, da gab es Hampelmänner, Schokolade und Pfeffernüsse, so daß in dem Kreise der Schiffbrüchigen gar bald eine richtige Weihnachtsstimmung herrschte.

Einer der Männer schrieb in sein Tagebuch: „Wenn diese Weihnachten die letzten sind, die wir erleben, so waren sie immer noch schön genug. Ist uns aber eine glückliche Heimkehr beschieden, so werden die nächsten ein noch schöneres Fest sein. Das walte Gott!“

Dies war das deutsche Weihnachtsfest, das dreizehn todesmutige Männer im nordischen Eismeer feierten und von dem ich meinen lieben jungen Freunden und Kameraden erzählen wollte.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Der Mudir kam seinem Gaste an der Thür entgegen, kreuzte die Hände über der Brust, und begrüßte ihn mit einem ausführlichen „Salam aleïk“, welches Schwarz mit „W'aleïk issalam“ erwiderte. Für den letzteren war der Gruß des Mudir eine Ehrenerweisung, da der strenge Moslem einem Christen gegenüber nur das erste Wort des Grußes, Salam, gebraucht.

Der Mudir führte ihn, was eine noch viel größere Auszeichnung war, selbst nach dem Salamlik*), wo er ihn bat, auf einem Diwan von ihm gegenüber Platz zu nehmen. Gesprochen wurde noch nicht, sondern der Beamte klatschte in die Hände, worauf einige junge Neger erschienen. Der erste trug ein Seniëh, ein sechs Zoll hohes Tischchen mit polierter Kupferplatte, welches er zwischen die beiden Herren stellte. Der zweite gab die Fenagin**) herum, schüttete gestoßenen Kaffee hinein und goß kochendes Wasser darauf. Als die Herren den Kaffee getrunken hatten, brachte der dritte Pfeifen, welche bereits gestopft waren, und der vierte reichte glühende Kohlen dar, die Pfeifen anzustecken. Dann zogen sich die Schwarzen schweigend zurück.

Der Mudir rauchte aus einem gewöhnlichen Tschibuk; Schwarz aber hatte einen sehr kostbaren erhalten. Das Rohr desselben war von echtem Rosenholze, mit Golddraht umwunden, und mit Perlen und Brillanten ausgelegt. Die Spitze bestand aus einem großen, herrlichen Stücke rauchigen Bernsteines, welches die Orientalen dem durchsichtigen vorziehen.

Je höher der Gast geehrt wird, desto kostbarer die Pfeife, welche man ihm präsentiert. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, konnte der Deutsche mit der ihm gezollten Hochachtung zufrieden sein.

Nun erst, da die Pfeifen brannten, war der Augenblick des Sprechens gekommen. Der Mudir nahm die Legitimationen des Deutschen, welche neben ihm auf dem Diwan lagen, gab sie ihm zurück und sagte:

„Du stehst unter dem Schutze des Khedive, dessen Wille uns erleuchtet. Ich habe deinen Namen gelesen und weiß nun, daß du derjenige bist, den ich erwartet habe.“

„Du wußtest, daß ich kommen würde?“ fragte Schwarz.

„Ja. Mumtas Pascha, der Gouverneur, mein Vorgesetzter, welchen Allah segnen wolle, hat es mir geschrieben. Er hat dich in Chartum kennen gelernt und lieb gewonnen. Du bist mir von ihm sehr empfohlen worden, und ich harre deiner Wünsche, um sie dir zu erfüllen, soviel es mir möglich ist. Auch wartet bereits ein Bote auf dich, der dir einen Brief zu überbringen hat.“

„Von wem?“

„Von deinem Bruder, welcher im Lande der Niam-niam verweilt, und dich dort erwartet.“

„So ist er schon dort?“ rief Schwarz schnell und erfreut. „Er ist von Sansibar nach Westen vorgedrungen, während ich von Kairo aus nach dem Süden ging. Bei den Niam-niam wollten wir uns treffen. Er versprach mir, als wir uns trennten, mir sofort, wenn er sich am Ziele befinde, Nachricht nach Faschodah zu senden. Und ich kam heute meist aus dem Grunde hierher, nachzufragen, ob ein Bote von ihm angekommen sei.“

„Er ist da und hat einen langen, langen Brief für dich. Er ist ein sehr junger, aber auch sehr kluger Mensch. Allah hat ihn mit einem schärferen Verstande ausgestattet, als Tausende von Männern in hohem Alter besitzen. Er wohnt seit mehreren Tagen bei mir, um dich zu erwarten. Du kommst nicht direkt von Chartum?“

„Nein. Ich ging von dort aus nach Kordofan und Darfur, um die Menschen, Tiere und Pflanzen dieser Länder kennen zu lernen. Ich habe eine Sammlung angelegt, welche mehrere Kamellasten beträgt, und will sie von hier nach Chartum senden.“

*) Empfangszimmer.
**) Plural von Fingan, kleine, eiförmige Tassen.

„Uebergib sie mir; ich werde sie sicher dorthin bringen lassen. Aber du und dein Bruder, ihr müßt sehr kühne Leute sein. Hast du nicht gewußt, daß dein Leben in Kordofan, und ganz besonders in Darfur, in steter Gefahr schwebte?"

„Ich wußte es; aber die Liebe zur Wissenschaft war größer als die Furcht."

„So hat Allah seine Hand über dich gehalten. Ihr Christen seid furchtlose, aber unbegreifliche Leute. Ein Moslem dankt Allah für sein Dasein und bringt es nicht wegen einiger Gewächse oder Käfer in Gefahr. Du scheinst bösen Leuten gar nicht begegnet zu sein?"

„O doch; aber ich weiß, wie man solche Menschen zu behandeln hat. Der letzten und wohl größten Gefahr entging ich gestern abend, als ich ermordet werden sollte."

„Gestern abend?" fuhr der Mudir auf. „Von wem? Wer hat es gewagt, dir nur ein Haar krümmen zu wollen? Zu dieser Zeit hast du dich doch schon im Bereiche meiner Macht befunden!"

„Es war am Brunnen des Löwen."

„Dieser Ort gehört zu meiner Mudirieh. Wer ist's, über den du dich zu beklagen hast? Nenne ihn mir, und ich werde ihn finden, wohin er sich auch verkrochen hat!"

„Es sind die Arab el Homr, welche ich gemietet hatte, mich nach hier zu begleiten."

„Die Homr stehen nicht unter mir. Ich kann sie nur dann bestrafen, wenn sie sich innerhalb meiner Grenzen befinden."

„Sie sind hier, unten im Hofe, gefesselt. Ich habe sie als Gefangene mitgebracht, um sie dir zu übergeben."

„Wie? Du hast sie mit? Sind sie mit dir gegangen, nachdem sie dich ermorden wollten? Wie ist das zu glauben? Sie mußten doch wissen, was hier ihrer harrt?"

„Ich habe sie gezwungen."

„So erzähle, erzähle!"

Er war ganz in Feuer geraten. Er war Beherrscher einer Gegend, wo es eines kräftigen Armes und einer ungewöhnlichen Energie bedurfte, den Ehrlichen gegen den Unehrlichen in Schutz zu nehmen. Beides besaß er in hohem Grade.

Schwarz erzählte das gestrige Erlebnis, auch den Kampf mit den Löwen. Der Mudir hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu und sprang, als der Bericht zu Ende war, von seinem Sitze auf. Die Pfeife, die ihm längst ausgegangen war, von sich werfend, rief er aus:

„Zwei Löwen hast du getötet und ihr Junges gefangen genommen! Du bist ein Held, ein wirklicher Held! Und doch haben diese Hunde es gewagt, sich an dir vergreifen zu wollen! Sie werden zu mir und Allah um Gnade schreien, aber weder er noch ich werden sich ihrer erbarmen. Und diesen Abu el Mot hast du genannt? Kennst du ihn?"

„Nein, doch habe ich gehört, daß er ein berüchtigter Sklavenjäger ist."

„Das ist er, der schlimmste von allen. Wehe ihm, wenn er in meine Hände fällt! Warum hat dieser ‚Vater des Gelächters' dich verhindert, ihn zu ergreifen! Nun muß ich für lange Zeit darauf verzichten, ihn zu erwischen; denn er wird nach der fernen Seribah Omm et Timsah gehen, und erst nach vielen Monaten zurückkehren."

„Weißt du, wo diese Seribah liegt?"

„Ja, denn sie ist durch ihre Schandthaten berühmt geworden. Sie liegt weit von hier im Süden, im Lande der Niamniam."

„Was?" horchte Schwarz erschrocken auf. „Wo mein Bruder sich befindet?"

„Ob er sich gerade in diesem Teile des Landes, welches groß ist, befindet, weiß ich nicht. Sie liegt im Gebiete des Makrakastammes."

„Dieser Stamm ist mir unbekannt."

„Der Bote, den dein Bruder gesandt hat, gehört zu demselben."

„Dann befindet sich mein Bruder dort. Es wird sich auf ihn doch nicht etwa die Drohung beziehen, welche ich aus dem Munde des Abu el Mot hörte? Er hat erfahren, daß sich zwei Europäer dort befinden, welche auch Pflanzen und Tiere sammeln und will sie ermorden."

„Hat dein Bruder einen Begleiter mit?"

„Nein. Soviel ich weiß, ist er allein."

„So kann er nicht gemeint sein. Du darfst also ruhig sein. Wir sprechen später darüber, und der Bote wird dir sichere Nachricht geben. Jetzt aber wollen wir Gericht halten über diese Homr. Ich werde erst die Dschelabi und dann sie vernehmen."

Er klatschte in die Hände, und als darauf ein schwarzer Diener erschien, gab er ihm einige Befehle. Schon nach kurzer Zeit erschienen mehrere Offiziere, welche als Beisitzer des Gerichts still zu beiden Seiten des Mudirs Platz nahmen. Dann wurden die Dschelabi hereingeführt. Sie mußten kurz erzählen, was geschehen war und traten dann zur Seite. Ihre Aussage stimmte natürlich mit derjenigen des Deutschen genau überein.

Die Homr waren unter militärischer Bedeckung im Hofe zurückgeblieben. Nachdem man ihnen dort die Fußfesseln abgenommen hatte, brachte man sie jetzt herbei. Sogar der Verwundete wurde hereingetragen und bei ihnen niedergelegt. Hinter ihnen stellten sich mehrere Kawassen auf, welche mit Kurbatschen versehen waren.

Die Homr hatten unterlassen, den Mudir zu grüßen, und zwar nicht etwa aus Befangenheit. Der freie Araber dünkt sich vornehmer und besser als der angesessene; noch stolzer blickt er auf den Aegypter herab, den er den Sklaven des Pascha nennt. Der Schech nahm jedenfalls an, daß er im gleichen Range mit dem Mudir stehe. Vielleicht hielt er es für angemessen, demselben durch Trotz zu imponieren. Er wartete gar nicht ab, bis er angeredet wurde, sondern er rief dem Beamten in zornigem Tone zu:

„Wir sind hinterlistigerweise überfallen und gebunden worden; da wir in der Minderzahl waren, haben wir es uns gefallen lassen müssen. Nun aber befinden wir uns an einem Orte, wo wir Gerechtigkeit erwarten können. Wir sind freie Arab el Homr, und niemand hat uns etwas zu befehlen. Warum nimmt man uns die Stricke nicht von den Händen? Ich werde dem Khedive melden lassen, wie die Beni arab von seinen Dienern behandelt werden!"

Er erzielte einen ganz andern Erfolg, als er erwartet hatte. Die Brauen des Mudir zogen sich zusammen. Er antwortete in jenem ruhigen, aber schneidenden Tone, welcher gefährlicher ist als zorniges Wüten:

„Hund, was sagst du? Frei nennst du dich? Mich willst du beim Pascha anzeigen? Wenn du es nicht weißt, daß du ein schmutziger Wurm gegen mich bist, so will ich es dir beweisen. Ihr seid hier eingetreten, ohne eure Köpfe auch nur einen einzigen Zoll vor mir zu beugen. Es gibt keinen Offizier oder Effendi, welcher mir den Gruß versagt, und ihr stinkenden Hyänen, die ihr als Verbrecher zu mir gebracht werdet, wagt es, dies zu thun? Ich werde euch zeigen, wie tief ihr euch zu verbeugen habt. Werft sie nieder und gebt jedem zwanzig Hiebe; der Schech

aber soll als Lohn seiner Frechheit vierzig bekommen!"

Einer der Kawassen holte sofort eine hölzerne Vorrichtung herein, welche einer Bank glich, die nur an der einen Seite zwei Beine, an der andern aber keine hat. Sie wurde auf den Boden gelegt, und zwar so, daß die beiden Beine emporstanden. Dann ergriffen die Kawassen einen der Homr, zogen ihn nieder, legten ihn mit dem Rücken auf die Bank und schnallten ihn da fest. Seine nach aufwärts gerichteten Beine wurden fest an die Beine der Bank gebunden, so daß seine Fußsohlen nach oben blickten. Die pantoffelähnlichen Schuhe hatte man ihm natürlich ausgezogen. Dann ergriff ein Kawaß einen fingerstarken Stock und gab ihm auf jede Fußsohle zehn kräftige Hiebe.

Der Homr hatte sich wehren wollen, doch ganz vergeblich. Er biß die Zähne zusammen, um nicht zu schreien; aber als nach den ersten Schlägen die Fußsohlen aufsprangen, erhob er ein fürchterliches Lamento. Als er losgeschnallt war, konnte er nicht auf den Füßen stehen; er blieb wimmernd am Boden sitzen.

Ganz ebenso erging es seinen Kameraden. Der Schech erhielt die doppelte Anzahl Hiebe; nur der Verwundete blieb verschont, denn der Mudir sagte:

„Er hat vor mir auf der Erde gelegen, zwar nicht aus Höflichkeit, sondern infolge seiner Verletzung. Ich will ihn aber mit meiner Gnade erleuchten und annehmen, er habe sich aus Demut vor mir niedergeworfen. Diese Hundesöhne sollen sich nicht ungestraft gegen mich erheben und mir gar drohen, mich beim Pascha zu verklagen! Jetzt mag der Schech mir sagen, ob er den fremden Effendi kennt, welcher hier an meiner Seite sitzt!"

Auch dieser, der Schech konnte seinen Schmerz nicht still überwinden. Er stöhnte noch lauter als die andern. Als er jetzt zögerte, die verlangte Antwort zu geben, drohte der Mudir:

„Wenn du nicht sprechen willst, werde ich dir den Mund öffnen. Für eine jede Antwort, welche mir einer von euch verweigert, lasse ich ihm zwanzig Hiebe geben. Nun sag, ob du den Effendi kennst!"

Anbetung der Hirten.

„Ja, ich kenne ihn," stieß der Schech hervor, wohl wissend, daß der Mudir seine Drohung wahr machen werde."

„Du gibst zu, daß ihr ihn überfallen und töten wolltet?"

„Nein. Wer das behauptet, der ist ein Lügner."

„Ich selbst behaupte es, und also hast du mich einen Lügner genannt, wofür ich deine Strafe schärfen werde. Kennst du einen Sklavenjäger, welcher Abu el Mot heißt?"

„Nein."

„Du hast gestern in der Nacht mit ihm gesprochen."

„Das ist nicht wahr!"

„Dieser Effendi hat, als du am Feuer saßest, sich an die Gum geschlichen, und das Gespräch dieser Leute belauscht. Dann sah er dich zu Abu el Mot gehen, und später brachtest du die Gum geführt. Das haben auch diese ehrlichen Dschelabi gesehen. Willst du noch leugnen?"

„Ich war es nicht, sie haben mich verkannt."

„Du bist ein sehr verstockter Sünder. Weißt du nicht, daß man mich Abu hamsah miah, den Vater der Fünfhundert, nennt? Da du leugnest, was eine große Beleidigung für mich ist, weil du mich damit für einen leichtgläubischen Menschen erklärst, welchen Allah den Verstand versagt hat, so werde ich für dich ein Abu sittah miah, ein Vater der Sechshundert sein. Schafft ihn hinaus in den Hof, und gebt ihm die sechshundert auf den Rücken!"

„Das wage nicht!" schrie der Schech auf. „Sechshundert kann kein Mensch aushalten. Du würdest mich töten. Denke an die Blutrache! Die Krieger meines Stammes würden die Schmach mit deinem Leben sühnen!"

„So mögen sie vorher erfahren, daß ich auch Abu sabah miah, der Vater der Siebenhundert sein kann. Gebt ihm also siebenhundert, und für jedes Wort, welches er noch spricht, soll er einhundert mehr bekommen!"

Das war in einem so bestimmten Ton gesprochen, daß der Schech den Mund nicht wieder zu öffnen wagte. Er wurde von den Kawassen fortgeschafft, und bald hörte man sein Geschrei erschallen.

„Hört ihr ihn?" rief der Mudir den

Homr zu. „Wenn er es überlebt, so mag er zum Pascha gehen, und mich verklagen! Ich werde dafür sorgen, daß im Bereiche meiner Macht ein jeder ungefährdet seinen Weg verfolgen kann. Menschen, wie ihr seid, achte ich den Raubtieren gleich, welche ausgerottet werden müssen. Wer mich belügt, oder mir gar droht, dem wird die Peitsche zeigen, daß ich sogar ein Abu alfah, ein Vater der Tausend sein kann. Also sage du mir, ob ihr diesen Effendi habt töten wollen?"

Er zeigte auf denjenigen Homr, welcher ihm am nächsten kauerte.

„Ja," gestand der eingeschüchterte Mann.

„Und du?" fragte er einen zweiten.

„Ja," antwortete auch dieser.

Ebenso gestanden die andern ihr Verbrechen ein. Sie erkannten, daß sie durchs Leugnen ihre Lage nur verschlimmern würden. Sie wären am liebsten über den Mudir hergefallen; sie konnten trotz aller Mühe den Grimm, welcher sie beherrschte, nicht ganz verbergen.

„Da ihr es gesteht, möchte ich euch ein gnädiger Richter sein," sagte der Mudir. „Aber ihr legt dieses Geständnis nicht aus Reue, sondern vor Angst ab, und auf euern Gesichtern sehe ich den Haß und die Rache wohnen. Ihr sollt nicht mehr und nicht weniger bekommen, als der Name besagt, den man mir gegeben hat. Fünfhundert werden genügen, euch zu belehren, daß es gegen das Gesetz des Propheten und die Satzung seiner heiligen Nachfolger ist, einen Mann zu ermorden, welcher sich vertrauensvoll in euren Schutz gegeben hatte. Nur dieser Verwundete soll für heute verschont werden. Er mag im Sidschnah*) liegen, bis sein Bein geheilt ist; dann soll, wenn er es erlebt, das gleiche Urteil an ihm vollstreckt werden. Das Gericht ist beendet. Ich habe nach Recht und Gerechtigkeit gesprochen. Allah ist mit allen Gläubigen, welche seine Gesetze befolgen; die Missethäter aber wird er mit seinem Zorne vernichten!"

Er erhob sich von seinem Sitze, zum Zeichen, daß die Gerichtsverhandlung zu Ende sei, und die Offiziere thaten dasselbe. Sie entfernten sich, indem sie mit tiefen Verbeugungen Abschied nahmen, und dann erlaubte der Mudir den Dschelabi, die Homr in den Hof zu schaffen und dort Zeugen der Exekution zu sein. Als dann Schwarz sich wieder allein mit ihm befand, fragte der Beamte:

„Dir ist Gerechtigkeit geworden. Wäre das in deinem Lande ebenso schnell geschehen?"

„Das Urteil wäre allerdings später gefällt worden, da man den Fall eingehender untersucht hätte."

„Was sollte das nützen? Man hätte sich doch jedenfalls überzeugt, daß die Homr schuldig sind?"

„Allerdings."

„Nun, soweit bin ich viel schneller gekommen. Welche Strafe hätte sie nach euern Gesetzen getroffen?"

„Eine vieljährige Gefangenschaft."

„Auch da bin ich kürzer. Die Schuldigen erhalten ihre Hiebe und können dann gehen."

„Für Raubmörder ist diese Strafe außerordentlich milde, nämlich wenn sie die Schläge aushalten."

Ueber das Gesicht des Mudir ging ein vielsagendes Lächeln, als er antwortete:

„Ob mein Urteil zu hart oder zu milde ist, das ist Allahs Sache. Er hat dem Verbrecher Glieder gegeben, welche es entweder aushalten oder nicht. Auch bei euch kommt es auf die Gesundheit und Stärke an, ob der Verbrecher die lange Gefangenschaft überwindet oder nicht. Mache dir keine Sorge um die Homr! Ihr Leben ist im Buche verzeichnet; ich kann es ihnen weder nehmen noch erhalten. Erlaube mir, dich zu dem Boten deines Bruders und dann in die Gemächer zu führen, welche für dich bestimmt worden sind."

Das war dem Deutschen lieb, denn der Aufenthalt in dem Selamlük war jetzt kein angenehmer, da man dort das Brüllen der gepeitschten Araber allzu deutlich vernahm.

Nachdem sie mehrere Zimmer durchschritten hatten, welche nichts als die Wandpolster und einen Teppich enthielten, kamen sie in einen kleinen Hinterhof, in welchem ein Kiosk stand, an dessen hölzernen Wänden sich blühende und duftende Schlinggewächse emporrankten.

„In diesem Lusthause sollst du wohnen," sagte der Mudir. „Und da ist der Knabe, welcher dir den Brief zu überbringen hat. Er soll dich zu deinem Bruder führen und wird dich auch schon hier bedienen. Er kann dein Dolmetscher sein, denn er spricht die Sprache der Niamniam und ist auch des Arabischen mächtig."

Neben der Thür des Gartenhauses war eine Schilfdecke ausgebreitet, von welcher sich die Gestalt des Knaben erhob, um sich gleich wieder vor den beiden demütig zur Erde zu werfen. Der junge Neger war gewiß nicht über sechzehn Jahre alt und fast unbekleidet. Die Farbe seiner Haut war ein erdiges Rotbraun, wohl ein Ergebnis des Bodens, welchen sein Volk bewohnt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gefängnis.

Ein Besuch im Kohlenbergwerke.

Als ich vorigen Sommer eine Ferienreise zu einem meiner Schulfreunde unternahm, ging der von mir längst gehegte Wunsch, einmal mit in einen Schacht zu fahren, endlich in Erfüllung.

Der Vater meines Freundes war nämlich an den Bergwerken angestellt und auf unsre Bitte wirkte er uns die Erlaubnis aus, eine Fahrt in den Schacht mitmachen zu dürfen.

Abends nach 6 Uhr, nach welcher Zeit der größte Teil der Bergleute den Schacht verlassen hatte, und nur noch einige von ihnen unten arbeiteten, begaben wir uns nach den Gruben. Die hohen Schornsteine stießen immer noch mächtige, schwarze Rauchwolken aus, ein Zeichen, daß die Maschinen noch in voller Thätigkeit waren. Die Werke feiern überhaupt nicht, selbst nicht einmal an den hohen Fest- und Feiertagen. Bald war das Ziel unsrer Wanderung erreicht. In dem Maschinenhause gab man uns die zur Fahrt nötigen Kleider zum Ueberziehen. Hierauf erhielt jeder von uns noch ein Grubenlicht in die Hand mit der Ermahnung, ja recht vorsichtig zu sein, und dann stiegen wir hinunter in den schwarzen Abgrund, voran der Bergmann, der uns als Führer in den unterirdischen Gängen dienen sollte.

Aber wie mühselig war das Hinabsteigen. Die Tiefe schien uns unermeßlich und die Leitern nahmen gar kein Ende. Nach kurzer Zeit waren wir völlig erhitzt und das stetig von oben herabsickernde Wasser, welches uns als feiner Staubregen übergoß, war uns deshalb im höchsten Grade unangenehm. Zu unserer größten Freude war unser Führer so verständig, uns öfter an den Leiter-

abſätzen ausruhen zu laſſen. Zu unſrer Linken gingen die vollen und leeren Kübel, durch die Maſchine getrieben, unaufhaltſam auf und nieder. Das von unten heraufdröhnende, anfangs ſchwach und verworren klingende Geſpräch der arbeitenden Bergleute wurde nach und nach immer deutlicher und nach wenigen Minuten waren wir nach ziemlich halbſtündigem Abwärtsſteigen unten angekommen.

„Glückauf!“ ſo ſchallte uns von allen Seiten der ſchöne Gruß der Bergleute entgegen, als wir zu ihnen traten. Ein volltönendes „Glückauf!“ riefen wir ihnen als Gegengruß zu. Nachdem wir ihrer Arbeit ein Weilchen zugeſehen hatten, ſetzten wir unſren Weg durch die langen Gänge fort. Dieſe waren oft ſo niedrig, daß wir nur tief gebückt ſie paſſieren konnten. An vielen Stellen ſtand Waſſer und nur durch über Querbalken gelegte Bretter war es möglich, den Weg fortzuſetzen. Eine ziemlich hohe Temperatur herrſchte hier unten, ſo daß ein Spaziergang im Sonnenbrande unter Umſtänden dem Aufenthalte in der Tiefe vorzuziehen war. An den Seitenwänden brach an manchen Stellen das Waſſer aus bleiſtiftſtarken Löchern hervor und ſtreckenweis waren ſie von fingerlangen, ſchneeweißen Schimmelfäden bedeckt. Wir befanden uns mitten in den Steinkohlenlagern. Auf große Strecken hin dehnten ſich rechts und links die reichen Schätze der „ſchwarzen Diamanten“ aus. Wir hatten ſie hier in ihrem Urzuſtande vor uns. Da ich ihre „Zwillingsſchweſter“, die Braunkohle, die in meiner Heimat in mächtigen Lagern auftritt, genau kenne, ſo hatte es für mich ein großes Intereſſe, zwiſchen beiden ſpäter eine Vergleichung anzuſtellen. Aus dem, was ich ſelbſt fand und aus Büchern ergänzte und vervollſtändigte, ſetzte ich mir folgendes zuſammen.

Die Steinkohle, auch Schwarzkohle, gehört wie die Braunkohle (beide wegen ihrer Farbe ſo genannt) in die Klaſſe der Brenze und zwar zur erſten Abteilung derſelben, zu den Kohlenbrenzen. Der Glanz beider iſt mehr oder weniger ſtark metalliſch. Der Strich der Braunkohle iſt bräunlich, auch braunſchwarz, der der Steinkohle tiefſchwarz. Die Härte beider iſt keine bedeutende; die Braunkohle iſt ſogar oft ſo weich, daß ſie ſich mit Leichtigkeit zwiſchen den Fingern zerreiben läßt. Steinkohle und Braunkohle kommen nur amorph, nie aber kryſtalliſiert vor. Als beſondere Merkmale zeigen beide deutliche Holztextur, das untrüglichſte Zeichen, daß ſie vegetabiliſchen Urſprungs ſind. In der Braunkohle finden ſich deutliche Holzreſte, ſogar oft noch ganze Baumſtämme. Auch in der Steinkohle, die doch um vieles dichter iſt, als die Braunkohle, läßt ſich die vegetabiliſche Struktur erkennen. Da man aber mit bloßem Auge die Holztextur der Steinkohle nicht erkennen kann, ſo wendet man gewiſſe chemiſche Erkennungszeichen an, durch welche ſie dann wahrnehmbar wird. Man pulveriſiert die Kohle nämlich, kocht ſie mit Kalilauge und filtriert ſie dann. Durch dieſes Verfahren erhält man eine blaßgelbe, auch dunkelbraune Löſung.

Der Hauptbeſtandteil beider iſt Kohlenſtoff in Verbindung mit Waſſer- und Sauerſtoff, einer geringen Menge Schwefel- und Stickſtoff. Die Menge des Kohlenſtoffes beträgt bei der Braunkohle ungefähr 55 bis 75 Prozent, bei der Steinkohle 75 bis 90 und oft auch noch mehr Prozente. Durch den Gehalt an Kohlenſtoff brennen ſie leicht; die Steinkohle etwas langſamer als die Braunkohle, aber bei fortdauerndem Anfachen mit heller Flamme. Die Hitze der Steinkohle iſt bedeutender als die, welche die Braunkohle erzeugt. Man verwendet daher die Steinkohlen auch nur da, wo man eine größere Hitze nötig hat, wie z. B. bei der Heizung von Maſchinen und Lokomotiven, in den Eiſenhämmern, Schmieden u. ſ. w. Die Steinkohlen erſetzen (in England ſchon ſeit ziemlich 50 Jahren) die Holzkohlen vollſtändig, denn gute Schwarzkohlen beſitzen eine dreimal größere Brennkraft als Buchenholz. Bei uns ſind ſie auch ſchon ſeit ca. 100 Jahren eingeführt und in China ſoll man ſie ſchon ſeit 1270 benutzt haben. Die Braunkohle findet ſich in vielen Gegenden Deutſchlands, die beſte in dem nördlichen Teile Böhmens und im Königreiche Sachſen. Die Steinkohle findet ſich am häufigſten in Großbritannien, z. B. bei Newcaſtle, in Frankreich, Belgien, in den Vereinigten Staaten, in Böhmen, der Steiermark, Sachſen (bei Zwickau), Weſtfalen, Rheinpreußen, am Harz und auch nördlich von Halle, bei Löbejün und Wettin.

Steinkohle und Braunkohle ſind von großer Wichtigkeit und ihre Benutzung iſt eine verſchiedene und mannigfaltige. Ihre hauptſächlichſte Verwendung beſteht darin, daß man ſie als Brennmaterial benutzt. Die Braunkohle gebraucht man ferner noch, roh oder eingeäſchert, als Düngemittel. Auch bereitet man aus einer feinerdigen Abänderung das Kaſſeler Braun und die kölniſche Umbra, eine feine Malerfarbe von Brühl bei Köln. Das allbekannte Paraffin (Paraffinkerzen) wird ebenfalls aus der Braunkohle gewonnen. Die Paraffinkerzen ſind ſogar den Wachskerzen vorzuziehen, denn ſie brennen ebenſo ſparſam als dieſe und geben außerdem noch mehr Leuchtkraft. Die Steinkohle liefert ebenfalls einen Leuchtſtoff, es iſt das Leuchtgas, auf deſſen Bereitung und Gewinnung wir hier nicht näher eingehen können. Bemerkenswert iſt es, daß das Leuchtgas erſt nach 1826 in Deutſchland zur Straßenbeleuchtung gebraucht wurde, während man es ſchon ſeit 1812 in London und 1820 in Paris dazu verwendete. Bei der Bereitung von Leuchtgas gewinnt man den Steinkohlenteer, eine ſchwärzliche, dicke, ölige Flüſſigkeit, womit man Schiffe und Holzwerk, welches im Freien ſteht, anſtreicht, um es vor Fäulnis zu ſchützen. Aus dem Steinkohlenteer gewinnt man wieder das Benzin oder Benzol, ein leichtes flüchtiges Steinkohlenöl, welches aber, um reines Benzol zu liefern, erſt gereinigt werden muß. Der Gebrauch des Benzols iſt ein mannigfaltiger. Man benutzt es zur Zimmerbeleuchtung ſtatt des früheren Gasäthers, zur Entfernung von Fettflecken in Kleidungsſtücken, zum Waſchen von Glacéhandſchuhen, zur Vertreibung von Ungeziefer und zur Bereitung von Benzolpapier, welches das geölte Durchzeichenpapier erſetzt. Ferner zur Darſtellung von Farbſtoffen, die ſich durch Schönheit und Dauerhaftigkeit auszeichnen, zu Parfümerien, zu Benzinmagneſia, ein gutes Putz- und Reinigungsmittel u. ſ. w. u. ſ. w. Auch Schmuckſachen verfertigt man aus einem Gemiſch von Steinkohlenpech und Braunkohlenpulver, welches ſtark gepreßt, ſchwarz angeſtrichen und dann in ſchmelzendes Paraffin getaucht wird, um ihm einen ſchönen Glanz zu geben. Es kommt als Judd (Dſchödd, gewöhnlich Shett genannt) in den Handel.

Zum Schluß ſeien noch die großen, oft mehrere Jahrhunderte fortdauernden Steinkohlenbrände zu erwähnen, welche auf folgende Weiſe entſtehen:

Der Schwefelkies, der ſich in den Steinkohlen befindet, nimmt, wenn die Kohle mit Luft und Waſſer in Berührung kommt, Sauerſtoff auf und oxydiert alsdann zu Eiſenvitriol, wobei ſehr oft eine ſolche Hitze erzeugt wird, daß ſich die Kohlen entzünden, wenn die Wärme nicht durch

Luftwechsel entfernt wird. Derartige Steinkohlenbrände entstanden z. B. in Peschan und Urunitsi im inneren Asien und auf der Grube Fanny in Oberschlesien an der polnischen Grenze. Letztere geriet erst im Jahre 1823 in Brand, und da alle angewandten Mittel, den Brand zu löschen, nichts halfen, mußte hier der Kohlenbau eingestellt werden. Bei Duttweiler und besonders bei Planitz brennt ein Zwickauer Kohlenflötz schon seit 200 Jahren. Der Brand soll 1641 durch österreichische Truppen, welche Zwickau besetzten, entstanden sein, indem sie Feuer in den Schacht warfen. Der Brand nimmt einen ziemlich großen Raum ein und erhielt die Bodenoberfläche so stark erwärmt, daß der verstorbene Dr. Geitner 1837 auf dem Erdbrande ein Treibhaus erbauen ließ, welches tropische Temperatur besaß, und in welchem südliche Gewächse und unsere Gemüse vortrefflich gediehen.

Ermüdet und erhitzt durch die in den unterirdischen Gängen herrschende Schwüle, traten wir den beschwerlichen Rückweg an. Nach öfterem Ausruhen kamen wir endlich wieder ans Tageslicht und bald darauf auch in der Wohnung meines Freundes an, wo wir uns dann das Abendessen nach einer solchen anstrengenden Tour gar köstlich munden ließen. Zur Erinnerung an diese Bergfahrt hatte ich mir einige Stückchen von den schwarzen glänzenden Steinkohlen mit aus der Tiefe heraufgenommen, diese aber im Maschinenhause niedergelegt und nachher vergessen. Oft aber werde ich an diese Fahrt denken, nach deren Anstrengung mir die Beine, welche das Steigen ungewöhnt waren, noch tagelang schmerzten.

Der Weihnachtsmann.

Heut' abend stürmt der Weihnachtsmann
Gar eilig durch die Gassen;
Grad stieß er mich im Finstern an,
Mit dem ist nicht zu spaßen!
In Pelz und Watte eingehüllt
Ist er des Winters Ebenbild,
Von Nebelduft umwoben.

Nur scheu hat ihn mein Blick gestreift,
So sehr war ich erschrocken;
Sein Haar ist silberweiß bereift
Und wirr die langen Locken.
Gar drollig steckt er bis zum Kinn
In Mantel und Kapuze drin,
Mit schneeig weißem Barte.

Sein scharfes, blaues Auge glüht,
Vor innigem Vergnügen;
Der frohe Scherz der Jugend blüht
Noch auf den ernsten Zügen. —
Seht her, so kommt er angebraust,
Dabei hält er mit starker Faust
Am roten Band die Rute.

Sein Sack, bis oben vollgestopft,
Birgt Herrlichkeit ohn' Ende,
Und wo er an die Fenster klopft,
Da regen sich die Hände.
An Puppen, Pelzwerk, Spielerei
Wirft er ein buntes Allerlei
Selbst in die kleinste Hütte.

In seinem Eifer merkt er kaum,
Wie scharf die Winde blasen;
Er eilt mit lichterhellem Baum
Durch dunkle, öde Straßen.
Stößt er, wie mich, mal jemand an,
So hat er's nicht im Zorn gethan,
Und sühnt's mit süßen Gaben.

Denn wo er war, da flammt es auf
Von bunten Weihnachtskerzen;
Er macht auf seinem nächt'gen Lauf
Gar viele frohe Herzen. — —
Ist er auch fort, wer weiß wie weit,
Ein Schimmer seiner Herrlichkeit
Bleibt bis zum nächsten Jahre!

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen nahm nach kurzer Unterbrechung ihren Gesang wieder auf, und schritt durch den ersten Wald am Rande eines kleinen Sees entlang, dann weiter über eine kahle Prairie, welche mit hohem, welkem Grase bedeckt war, und hatte nur noch einen Wald zu durchmessen; jenseits desselben mußte schon das Gehöft von Römanns, das Ziel ihres Marsches, sichtbar sein. Nach anderthalb Stunden war sie dort angelangt, und wurde von Sigbrite herzlich willkommen geheißen. Der Tag verlief in vertraulichem Geplauder, denn die beiden jungen Mädchen hatten einander so mancherlei zu erzählen. Nachmittags um vier Uhr schickte sich Karin zum Rückwege an, obgleich die Familie dringend bat, daß sie bis zum andern Morgen verbleiben möchte. Sigbrite begleitete ihre Freundin bis etwa in die Mitte des ersten Waldes, und überließ sie dann mit den besten Segenswünschen ihrem weiteren Schicksal.

Die Sonne war dem Untergange nahe, und in dem Walde herrschte nur noch ein sparsames Licht; bald mußte es ganz finster werden, ein störender Gedanke für das Mädchen, weil sie noch nicht den dritten Teil des Weges zurückgelegt hatte. Draußen auf der Prairie wird es heller sein — tröstete sie sich, und suchte das Gefühl der Vereinsamung dadurch los zu werden, daß sie ihre Lieder vom Vormittage noch einmal sang. Aber das Singen war heute abend nicht rechter Art, die Töne blieben ihr beinahe in der Kehle stecken; sie fühlte sich nicht ganz frei von Furcht, und machte sich Vorwürfe, daß sie nicht früher aufgebrochen wäre. Jedes Knacken von Zweigen, jedes Rascheln des Laubes zwang sie, einen Seitenblick in den Wald zur Rechten oder zur Linken ihres schmalen Pfades zu werfen; sie faßte ihren Stab fester und beschleunigte ihren Schritt. O, wie gemütlich mußten Eltern und Geschwister jetzt um den mit der Abendmahlzeit besetzten Tisch versammelt sein! Diese ahnten nicht, welche Angst

Weihnachtsidyll.

zu derselben Zeit die arme Karin in dem dichten Walde peinigte, als sie gerade einen dunklen Körper von der Größe eines Hundes sich langsam über den Pfad bewegen sah. An jener Stelle mußte sie ja vorbei; ohne Zweifel war jenes Tier ein Wolf, welcher sich in dem Gebüsch verstecken, und, sobald sie neben ihm wäre, auf sie einspringen würde. Doch, sie vertraute auf ihre Kraft, und die Prairie war nahe, wie sie aus der sich vor ihr entwickelnden größeren Helligkeit merkte.

Obgleich Karin sich vorgenommen hatte, die Stelle im Auge zu behalten, wo das unbekannte Tier ihren Pfad gekreuzt hatte, schritt sie schließlich doch unachtsam vorüber, nur von dem Wunsche beseelt, die baumlose Ebene so bald wie möglich zu erreichen. Kein Lebenszeichen kam ihr zu Gesicht, ehe sie den Wald verließ; erst als sie einige zwanzig Schritte in der Prairie gethan hatte, und sich gerade von ihrer Beklemmung erholen wollte, hörte sie hinter sich ein Knicken und Brechen in dem Buschwerk. Unwillkürlich blieb Karin stehen, und warf einen erschreckten Blick zurück; noch hoffte sie, daß ihr Ohr sie betrogen und nur die Warnung ihrer kleinen Geschwister das Schreckgespenst eines Wolfes in ihrem Kopfe hervorgerufen hätte. Leider sah das junge Mädchen, daß keine Täuschung vorlag. Hart am Rande des Waldes stand eine undeutlich erkennbare, magere und graue Gestalt, deren große, schwarzgelbe Augen auf die zitternde Karin gerichtet waren. Sie zweifelte nicht mehr, daß sie es mit einem Wolfe zu thun hätte, welcher, bisher unentschlossen, ob er das Mädchen angreifen sollte, sich erst an ihren Anblick gewöhnen wollte, um ihr dann aufzulauern, und eine andre günstige Gelegenheit zum Angriff zu benutzen.

Noch stand Karin auf demselben Fleck und überlegte, was sie beginnen sollte. Lief sie eiligst davon, so durfte sie sicher sein, daß der Wolf dies als Zeichen von Furcht auffassen und seinen Ansprung beschleunigen würde. Darum nahm sie ihren Marsch wieder auf, weniger schnell als vorher, und immer um sich blickend, ob der Wolf sie verfolge. Aber so sehr sie auch Auge und Ohr anstrengte, sie nahm den lauernden Feind nicht wieder wahr, und hoffte bereits, daß derselbe sie überhaupt nicht auf die Prairie hinaus begleitet hätte.

So erreichte Karin den gefürchteten zweiten Wald, immer noch eine englische Meile von dem Hause ihrer Eltern entfernt. Kaum hatte sie ein paar Dutzend Schritte auf dem düstern Pfade vorwärts gethan, als sie zwei feurige Augen in kurzer Entfernung vor sich erblickte, welche freilich wieder verschwanden, als das Mädchen kräftig mit dem Stock auf den Boden schlug; zur Seite neben ihr flammten sie noch einmal auf, dann sah sie dieselben nicht wieder.

Karin überlegte zum zweitenmal. Sollte sie wieder auf die Prairie hinaustreten, wo der Wolf sich nicht bemerkbar gemacht hatte? Sollte sie einen Baum zu erklettern suchen? In dem ersten Falle mußte sie wenigstens darauf gefaßt sein, daß das inzwischen dreister gewordene Raubtier sie fortwährend umschleichen und vielleicht doch angreifen würde; gelang es ihr, einen Baum zu ersteigen, so war sie freilich für den Wolf unerreichbar, würde aber bis zum lichten Morgen von dem Ungeheuer belagert werden. Der Gedanke, die lange, dunkle Nacht auf dem Baume zuzubringen, nur unterhalten durch das Geheul der Wölfe, welche bald durch diesen einzelnen Landstreicher herbeigerufen werden würden, war ihr unerträglich, und auf eine Abkürzung ihrer Gefangenschaft durfte sie ja nicht rechnen, weil ihre Eltern, wenn sie nicht vor Einbruch der Dunkelheit nach Hause käme, annehmen mußten, daß sie bei Römanns verblieben wäre.

So entschloß sie sich kurz, weiter zu gehen, und dem Tier durch geheuchelte Unerschrockenheit die Lust zum Angriff zu benehmen. Wieder lauschte sie auf jedes verdächtige Geräusch, wieder hielt sie sorgfältige Umschau. Klopfenden Herzens that sie Schritt für Schritt, langsam, um ihre wahren Aengste nicht zu verraten. Da knackte es in dem Buschwerk, und ein unterdrücktes Heulen belehrte sie, daß der Wolf die Verfolgung noch immer nicht aufgegeben hätte. Bald tauchte sein Schatten vor ihr, bald zur Seite auf, dann wieder hörte sie seine heimlichen Schritte hinter sich; ihre Sinne waren kaum der Aufgabe gewachsen, den Bewegungen des behenden Räubers zu folgen; sie wurde durch diese absichtlichen Täuschungsversuche verwirrt und fürchtete beinahe, daß sie von mehreren Bestien zugleich umgeben wäre.

Gerade jetzt, als Karin all ihre Kräfte zusammennehmen mußte, um sich fortzubewegen, kauerte der Wolf dicht vor ihr auf dem Pfade, und knurrte sie grimmig an. Karin sah wohl ein, daß der Kampf mit dem überlegenen Gegner nicht mehr zu vermeiden sei, und faßte mit der wachsenden Gefahr neuen Mut. Sie hieb nach ihm, und hatte noch einmal die Freude, zu bemerken, daß er zur Seite sprang und sich in den nächsten Minuten nicht wieder zeigte. Der Weg durch den Wald führte jetzt über einen Hügel hinüber; war sie an den jenseitigen Fuß des Hügels gelangt, so mußte der Wald auch bald ein Ende haben; sie erreichte die Viehtriften ihres Vaters, die Aecker und dann das Gehöft.

Als Karin die Spitze des Hügels erstiegen hatte, und von dem Wolf nichts mehr sah oder hörte, glaubte sie ihn für die nächste Zeit abgefertigt, und rannte, so schnell sie konnte, der väterlichen Behausung entgegen, damit das Tier ihr nicht noch einmal den Weg verlege. Darauf aber schien der Wolf nur gewartet zu haben. Mit gewaltigen Sätzen stürzte er hinter ihr drein, warf sich gegen ihren Rücken und schleuderte sie für einen Augenblick zu Boden.

Karin verzweifelte schon an ihrer Rettung, wollte sich jedoch bis zum letzten Augenblicke verteidigen. Sie warf sich auf den Rücken, fuchtelte mit dem Stock umher, und gewann so viel Muße, daß sie sich wieder aufzurichten vermochte. Aber der Wolf floh jetzt nicht mehr, er achtete die ihn treffenden wuchtigen Streiche nicht, und drang mit geöffnetem Rachen auf das Mädchen ein, welches vergebens von ihrer hölzernen Waffe Gebrauch machte. Der Wolf hatte Karin an ihrem Mieder gepackt und zerrte gewaltig, um sie aufs neue zu Boden zu reißen. Doch Karin stand fest; ihre Kräfte kamen denen des Wolfes zum mindesten gleich, nur fehlten ihr Waffen, mit denen sie die Zähne und Krallen bekämpfen konnte.

Da gab ihr die äußerste Gefahr den einzigen Weg zur Rettung ein. Mit schnellem Griff packte sie die beiden Vorderläufe des Wolfes, und preßte dieselben hart gegen ihren Leib, ehe noch der Wolf seine Zähne aus dem Mieder befreien konnte, warf sich vornüber, so daß sie mit ihrem schweren Körper gerade auf ihn fiel, und hielt ihn fest, um ihn zu erdrücken. Der Wolf keuchte, weil es ihm an Atem fehlte; er biß nach den Armen des Mädchens, um sich zu befreien, zerfetzte mit den Krallen der Hinterpfoten die Röcke des Mädchens und verwundete ihre Füße. Karin jedoch ließ ihren Feind

nicht fahren, achtete nicht die furchtbaren Schmerzen. Vorsichtig schob sie ein Knie nach dem andern soweit vor, bis sie mit jedem einen der Hinterschenkel des Wolfes an den Boden pressen konnte, ließ dann die Vorderschenkel los, und griff nach dem zottigen Halse, so daß dem Raubtier die Gelegenheit zu weiterem Beißen genommen war.

O, hättest du nur eine Waffe! dachte Karin. Gefangen hatte sie den Wolf, war aber nicht im stande, ihn unschädlich zu machen; vergeblich würgte sie mit ihren arg zerbissenen Fingern an seinem Halse, sah den Augenblick kommen, wo sie ermatten, der Wolf sich befreien und sie zerreißen würde. Da fiel ihr ein, daß sie ja in ihrer Tasche ein Klappmesser führe. Aber, gelang es ihr auch, den Wolf mit der linken Hand so lange festzuhalten, bis die rechte das Klappmesser hervorgeholt haben würde, so vermochte sie dasselbe doch nicht mit einer Hand zu öffnen. Jedenfalls aber wollte sie den Versuch machen. Sie krallte sich mit den Nägeln der linken Faust fest in dem zottigen Fell, und war so glücklich, das Messer zu ziehen. Der Wolf sträubte sich gewaltig, und die Todesangst gab ihm noch größere Kräfte, als er zuvor entwickelt hatte, weshalb Karin das Messer fahren lassen mußte, um beide Hände zur Bändigung des Feindes verfügbar zu haben. Endlich ermattete das gefährliche Tier. Karin holte das Messer vorsichtig vom Boden auf, öffnete die Klinge mit den Zähnen, und stieß sie nun kräftig in die Gurgel des Wolfes, bis dieser, blutüberströmt kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Immer noch kniete sie über ihrem Opfer, weil sie fürchtete, sie möchte zu früh frohlockt haben. Dann zog sie allmählich die Knie zurück, richtete sich auf denselben empor, und betrachtete den toten Feind, ehe sie den Kampfplatz verließ.

Eine halbe Stunde später pochte sie an die bereits verschlossene Hausthür ihrer Eltern, und brach, nachdem sie Einlaß gefunden hatte, ohnmächtig zusammen. Nur die Worte: „Der Wolf! der Wolf!“ verstanden die Eltern noch; weitere Auskunft erhielten sie an diesem Abend nicht. Die blutigen Kleider, die zerbissenen Hände und die zerkratzten Knie sprachen deutlich genug, welchen fürchterlichen Kampf das beherzte Mädchen siegreich bestanden haben mußte. Sie erwachte nicht einmal, als die Eltern ihre Wunden verbanden, sondern phantasierte bis zum nächsten Morgen, wo ihr Bewußtsein wiederkehrte und die Eltern nach und nach den Hergang erfuhren.

Den Pelz des Wolfes hat Karin sich aufbewahrt, und zeigt ihn triumphierend jedem, welcher sich das Abenteuer von ihr erzählen läßt. Die Wunden heilten bei dem gesunden Mädchen bald; wenige Wochen später sah ich sie wieder auf die Arbeit gehen, wie wenn ihr inzwischen nichts Böses widerfahren wäre. „Gehe ich wieder nach Sigbrite Römann,“ sagte sie mir, als ich ihr Vorwürfe machte, daß sie so spät und unbewaffnet den Heimweg angetreten hätte, „so nehme ich mir auch, wie du, eine Flinte mit, damit ich mir derartige Ungetüme vom Leibe halten kann.“

7. Von einer Bärenmutter verfolgt.

Der Baribal oder schwarze Bär, der sehr häufig in unsrer Gegend angetroffen wurde, ist ein ziemlich gutmütiges und harmloses Tier. Den Menschen thut er nichts zuleide, wenn sie ihn nicht angreifen, nimmt ihnen höchstens eine seinem Geschmacke zusagende Jagdbeute ab. Da der Baribal uns keinen eigentlichen Schaden zufügte, so wurde er geschont, war wenigstens nicht Gegenstand der Jagd.

Oft hatten Charles und ich das Vergnügen, einen dieser schwarzen Bären am Black Pool zu treffen und zu füttern, wenn wir dort Fallen aufstellten oder die tags vorher aufgestellten nachsahen; niemals hat einer von ihnen Miene gemacht, uns anzugreifen. Sie löschten ihren Durst, badeten, sahen eine Zeitlang unsrem Treiben aus nächster Nähe zu und freuten sich, wenn wir ihnen einige Schnitte Brot, ein wertloses Kaninchen, einige Fische oder dergleichen hinwarfen. Wir hüteten uns wohl, die Tiere zu necken, und wurden bald vertraut mit ihnen. Hatten sie ihre Mahlzeit verzehrt, so zogen sie sich wieder in den dichten Wald zurück.

Kam eine Bärin mit ihren Jungen an den Teich, so benahm diese sich allerdings etwas vorsichtiger. Sie blieb nicht nur in größerer Entfernung von uns, sondern stieß auch ein lautes Gebrüll aus, weniger um uns, als um die bei uns befindlichen Hunde vor einem Angriff auf ihre allerliebsten lichtgrauen Jungen zu warnen. Nahmen wir die Hunde fest, so schien sie befriedigt, trottete bedächtig an das Wasser hinab, und ließ nur ein dumpfes Knurren hören, solange wir einander sehen konnten. Futter nahm die von ihren Jungen begleitete Bärenmutter niemals von uns an.

(Fortsetzung folgt.)

Schneemänner.

I.

Brrr! Es schneite, es schneite, was nur vom grauen Dezemberhimmel herunter wollte. Dabei waren es nicht jene kleinen, zierlichen, sechseckigen Schneesternchen, welche das Entzücken des Naturforschers bilden, nein, es waren die großen, dicken, flockigen Federn, welche der altdeutschen Sage nach Frau Holle aus ihrem Bette schüttelt. Bald hatte jeder Pfahl sein Käppchen, jeder Baum seine Perücke, jedes Dach seine Haube auf. Die andern Flocken, welche an Pfahl und Baum und Dach vorbeiflogen, gingen zur Ruhe bei Millionen von Flocken, welche bereits in fußdicker Schicht die vom Winterschlaf befangene Erde bedeckten. Und immer weiter schneite es, so recht aus dem Tollen und Vollen. Die Luft war fast verfinstert von den krimmelnden, wimmelnden Flocken. Zuweilen brauste ein Windstoß daher, und dann wirbelten die Flocken in chaotischem Hexentanze durcheinander, stoben gen Himmel statt zur Erde und ballten sich zu einer dichten Wolke zusammen, die wie ein weißes Gespenst über die öden Felder jagte und Millionen der bereits zur Ruhe gegangenen lockeren Schneevögelein so aufschreckte, daß sie wie wahnsinnig hinter dem weißen Gespenste herrannten. Brrr! Es war ein Wetter, von dem der Volksmund sagt, daß man dabei keinen Hund auf die Straße jagen sollte.

Trotzdem schritten sechs junge Menschenkinder generis masculini in breiter Reihe nebeneinander die Landstraße hinauf, Kopf und Brust den anstürmenden Flocken förmlich entgegenstemmend — und diese sechs jungen Burschen, die wie die Orgelpfeifen aufeinander folgten und Al-

tersstufen von 12 bis 18 Jahren erraten ließen, befanden sich sogar in allerbester, allerfröhlichster, allerausgelassenster Stimmung. Sie sangen Gaudeamus igitur in das Toben des Wetters hinein, drehten sich, auf einem Absatze stehend, mit dem daherfegenden Schneewirbel in die Runde, glitschten auch wohl mal, da sich bereits dicke Schneeklumpen unter ihren Absätzen gebildet hatten, auf einem glatten Wagengeleise aus und setzten sich — pardauz! — auf die hartgefrorene Erde, mit Lachen den Schmerz besiegend und auf allen vieren sich wieder aufkrabbelnd. Dann trabten sie zur Abwechselung im Gänsemarsch hintereinander, bombardierten sich aber schon nach wenigen Augenblicken mit Schneebällen; hierauf ordneten sie sich wieder zu einer breiten Reihe nebeneinander, vergruben ihre Hände bis zu den Ellenbogen in die Taschen der Ueberzieher, zogen die Hälse bis zu den Ohren in die aufgestülpten Kragen und stimmten das Lied an: „Was kommt da von der Höh', was kommt da von der Höh', ci ça ledernen Höh', was kommt da von der Höh'?" — als ob die sechs jungen Burschen mit ihren hellen Augen nicht gesehen hätten, daß es Schnee, nichts als Schnee war, was da von der Höhe herunterkam!

Was hatten die sechs jungen Menschenkinder generis masculini bei solchem Hundewetter nur für einen Grund, um so guter Dinge zu sein? Ein kurzes Wort erklärt alles: Sie hatten — Ferien! Ja, die Weihnachtsferien, die köstlichen Weihnachtsferien, diese „Tage der Wonne", hatten begonnen. Heute Morgen, als die rosenfingerige Eos (die arme Dame, nicht mal Fausthandschuhe standen ihr zu Gebote, und ohne Zweifel war sie bei der grimmigen Kälte auch noch rosennasig!) mit verschlafenem Gesichte aus den grauen Wolkengardinen ihres nächtlichen Lagers auf die noch grauere Erde herabguckte, hatten die sechs jungen Bursche, diese sechs fleißigen Schüler des altehrwürdigen Gymnasium, diese sechs Freunde und Landsleute, welche „von auswärts" waren, in gehobenster Stimmung den Eisenbahnzug bestiegen, und waren vierter Klasse — wo man bekanntlich stehen muß, dafür aber auch zu einer „Standesperson" wird — nach dem Städtchen Holtwickhausen gefahren, das zwar nicht die Heimat, die teure Heimat der Sechse war, das aber die Eigentümlichkeit besaß, daß hier die Eisenbahn „alle war" — ein zwingender Grund, um auszusteigen. Das hatten auch die Sechse gethan. Nahe beim Bahnhof von Holtwickhausen stand ein Wegweiser, welcher mit steifem Arm eine schnurgerade Landstraße hinauf zeigte und die Aufschrift trug: „Nach Haiderode, eine Stunde." Dieses Haiderode, ein wohlhabendes Dorf des Münsterlandes, war die Heimat unsrer sechs jungen Reisenden, und deshalb hatten dieselben sich bei dem genannten Wegweiser auf die Landstraße geschlagen, nachdem sie auf dem Bahnhof von Holtwickhausen sich durch eine Tasse warmen Kaffees stärkten. Aus den „Standespersonen" waren plötzlich „Schneeläufer" geworden; wie wenig aber dies ihre Stimmung anfocht, haben wir schon vorhin gesehen und auch gehört. Freilich war es auch nur eine Wegstunde, die noch zurückzulegen war, und dafür machen sich junge Beine nicht bange, am allerwenigsten solche, die in die Ferien laufen!

Der Schah.

„Nun hört mal auf mit eurem Singsang, der bei dem Schneetreiben wie das Geschrei von einem halben Dutzend Schnee-Eulen lautet!" rief Gottfried Berger, der längste und älteste der muntern Wanderer, zugleich Sohn des Amtmanns von Haiderode und tüchtiger Oberprimaner.

„Ich bitte mir aus," bemerkte der kleinste und jüngste der Gesellschaft, „daß du mich nicht zu den Schnee-Eulen rechnest! Ich heiße bekanntlich Peter Zaun, bin Sohn des Arztes Paulus Zaun, und da meine liebe Mutter eine geborene Dorothea König ist, so glaube ich mit vollem Rechte auf den Titel ‚Zaunkönig' Anspruch machen zu können — um so mehr, als ich auch wie ein richtiger Zaunkönig, so munter und trillernd, in den Wintermorgen hinaussinge."

„Nun, hört mal unsern Quartaner an! Der Schnee hatte ihn schon zu einem naseweißen Bürschlein gemacht, nun ist er gar noch ein naseweises dazu!" bemerkte lachend Gottfried Berger. „Aber nichts für ungut, ihr edlen Sänger! Wenn ihr denn keine Schnee-Eulen sein wollt, so seid meinetwegen Zaunkönige, Erlenzeisige und Eisvögel. Was ich euch sagen wollte, ist dies: Was sollen wir in diesen Ferien anfangen, um uns Unterhaltung, unsern Eltern Freude, und dem ganzen Dorfe Entzücken zu bereiten? Ihr wißt doch, daß die ‚lustigen lateinischen Studenten', wie uns die Dorfbewohner nennen, jedesmal in den Ferien einen ‚Ulk aufstellen', notabene einen harmlosen Ulk, an dem sich jung und alt erfreuen kann und der in Haiderode unsern Namen, wenn auch nicht bis zu den Gestirnen, so doch bis zu dem vergoldeten Hahn des Kirchturms erhebt. Wie hat Jan Quast, der lahme Schneider, wie Henrik Krampe, der lustige Hufschmied, wie Gerhard Kreihenbäumer, der buckelige Schuster, gelacht, als wir in den letzten Herstferien in zwei alten Kähnen und noch drei älteren Backtrögen auf der Pferdeschwemme von Haiderode die Seeschlacht von Lepanto aufführten! Was für ein Plaisir hatte in den Osterferien

die dicke Wirtin Gertrud Berkenbusch, die magere Krämersfrau Annette Schlüter, die schiefe Webersfrau Maria Klapphecke über unsern kostümierten Fastnachtszug! Gertrud Berkenbusch sagte später zu meiner Mutter, sie hätte nie gedacht, daß die ‚jungen Herren' so lustige Sachen auf der lateinischen Schule lernten. Und der kranke Metzger Nathan Veilchenfeld bemerkte zu meinem Vater, das wäre zum Gesundlachen gewesen, namentlich der Bacchus auf der Tonne. Sehr nett war auch das ‚große eleusische Fest' in den Pfingstferien, wo wir alle, mit Blumen und Ranken vom Kopf bis zu den Füßen bekränzt, unter dem Klange von blechernen Topfdeckeln und dem Gedröhn eines kupfernen Waschkessels, der als Pauke dienen mußte, durch die Straßen des Dorfes zogen, die Hunde in Aufruhr versetzten, die Kinder in Scharen hinter uns her lockten und die Erwachsenen in die Fenster und Thüren trieben. Leider begriff Hans Klaverkamp, der Pferdeknecht, und Dorus Pottmeyer, der Maurer und so mancher andre noch durchaus nicht, was es mit dem ‚Eleusischen' für eine Bewandtnis habe; Hans Klaverkamp nennt heute noch unser eleusisches Fest ein ‚leutseliges'. Ich meine deshalb, wir müssen diesmal etwas aufstellen, was nicht über die Fassungskraft unsrer lieben Mitbürger hinausgeht — aber was? Das, Jungens, gebe ich euch jetzt zu beraten, denn — schon winkt auf hohen Berges Rükken Akrokorinth des Wandrers Blikken, — d. h. ich sehe den Kirchturmshahn von Haiderode."

„Die Antwort, lieber Gottfried," erwiderte Arnold Rösing, Obertertianer und Sohn des ersten Kolonialwarenhändlers von Haiderode, „scheint mir ziemlich nahe zu liegen. Sie liegt, so zu sagen, in der Luft — oder noch besser gesagt, auf der Erde: nämlich im Schnee! Wo uns dieses köstliche Material, dieser weiche, schmiegsame Marmor, gegen den die weiße Pracht Carraras erblaßt, in solcher Fülle gegeben ist, da wären wir thöricht, wenn wir achtlos daran vorüber gingen. Schneemänner wollen wir bauen, meinethalben Schneefiguren von allen Sorten: Schneemänner, Schneeweiber, Schneetiere! Unsrer Phantasie, unsrer Schöpferkraft, unsrer Geschicklichkeit eröffnet sich da ein weites Feld. Phidias hilf! Blicke nieder, du größter Bildhauer der Hellenen, aus den Höhen des Olympos auf deine demütigen Schüler von Haiderode! Hört, Jungens! Ein kunstliebhabender König von Bayern hat einst gesagt, er wolle München zu einer Stadt machen, daß, wer die Isarstadt nicht gesehen, Deutschland nicht gesehen hätte. Ich, Arnold Rösing, glaube nicht gegen das königliche Andenken zu verstoßen, wenn ich ausrufe: Wir Sechse sollen Haiderode zu einem Dorfe machen, daß nie-

Der Hirsch.

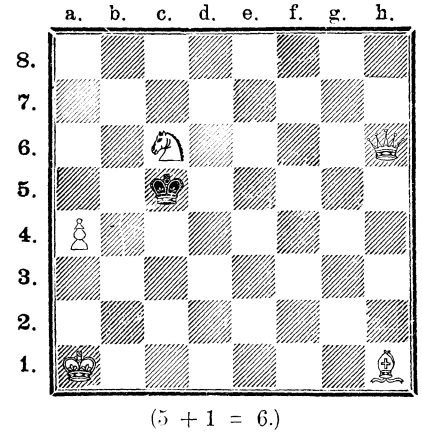
mand die Provinz Westfalen kennt, der nicht Haiderode gesehen hat! Auf alle öffentlichen Plätze — und deren hat Haiderode bekanntlich sehr viele — werden wir unsre Schneestatuen setzen, dem Dorfe zur Zierde, den Menschen zur Bewunderung, uns zum Ruhme. Oh, ich weiß schon: der Schah von Persien kommt auf dem Marktplatz zu stehen; auf dem Klapperplatz, wo Franz Rabe, der Förster, wohnt, errichten wir einen Hirsch, und auf der Hühnerdelle, wo Rolf Barthels, der lustige Schenkwirt, sein Schild aushängt, wird Diogenes in der Tonne dargestellt. Dann ist noch da der Platz vor dem Armenhause, der Holzplatz, der Platz vor dem Spritzenhause und so mancher andre freie Winkel, der mit einer Figur aus weißem carrarischem Schneemarmor geschmückt werden kann. Haiderode wird unter unsern Händen zu einem zweiten München, zu einem andern Athen sich gestalten. Wie werden die Leute sich wundern — und wie werden sie lachen, denn ich setze voraus, daß unsre Figuren etwas komisch werden! Abends zünden wir dann rote und grüne bengalische Flammen an und beleuchten die weißschimmernde Marmorpracht. Jungens, Jungens, die spätesten Geschlechter von Haiderode werden noch von diesen Weihnachtsferien reden!"

Hei, wie die von Frost und Freude gerötеten Gesichter der jungen Wanderer da lachten, als sich ihnen diese vergnüglichen Aussichten eröffneten.

„Schneemänner bauen wir, und wir machen Haiderode zu einem Dorf, wie's kein zweites im Münsterlande gibt!" jauchzten die Sechse durcheinander. Und dann schritten sie, wie frisch belebt, mit wahren Fortschrittsbeinen ihrem Heimatsdorfe zu, das seine ersten verstreuten Häuschen bereits gleich Vorposten an die Landstraße stellte. Vom Kirchturm läutete gerade die Mittagsglocke; aus den Häusern drang appetitlich der Duft von Pfannkuchen oder von gebratenen Zwiebeln und Speckwürfeln; hinter den kleinen Fensterscheiben blickten neugierige Gesichter den Wanderern nach — und an dem freudigen Schimmer, der plötzlich über diese Gesichter flog, konnte man den Gedanken oder das gesprochene Wort erraten: „Ach, da sind unsre lustigen lateinischen Studenten! Nun gibt's wieder Spaß, einen Hauptspaß in Haiderode!" Hie und da flog ein bellender Köter aus einer halbgeöffneten Hausthür hinter den Studenten drein, aber da diese ihren Verfolger mit dessen ureigenem Namen bald als Phylax, bald als Nero, bald als Tilly anzurufen wußten, so zog der Köter seinen Schweif erfurchtsvoll ein und trabte in seine Behausung zurück. Und da standen die Sechse endlich auf dem Marktplatz von Haiderode, und sie schüttelten sich die Hände, da sie hier nach allen

Seiten auseinander gehen mußten, und der lange Gottfried Berger, der Sohn des Amtmanns (welch letzterer mit der langen Pfeife schon oben am Fenster seiner Schreibstube stand und nickte und winkte), sagte noch: „Weil Frau Holle immer noch ihre Betten ausschüttet und vor heute abend nicht fertig damit zu werden scheint, so wollen wir erst morgen mit unsrer Phidiasarbeit beginnen" — dann sprangen die Sechse munter wie die Schneehasen (die es übrigens in den Alpen wirklich gibt) nach allen Richtungen auseinander, hinein in ihre Häuser und in die offenen Arme ihrer teuren Eltern, nicht minder schnell über die gefüllten Tassen und Teller, welche die gütige und nimmer rastende Hausfrau zum Willkomm sorglich bereitet hatte.

Schachaufgabe Nr. 2.



(5 + 1 = 6.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 1.

1. L a 1 — d 4 K d 5 — d 4:
2. T h 6 — d 6 ♯.

Feindschaft und Edelsinn.

Während der Belagerung von Namur im Jahre 1695 befanden sich im

Diogenes.

Regimente H . . . . . ton zwei Militärs, welche sich bitter haßten. Der eine, Richard, war Korporal, der andre, Valentin, gemeiner Soldat. Jener ließ dem letzteren als Vorgesetzter seinen Haß oft fühlen und Valentin mußte dazu schweigen. Eines Tages mußten beide zum Angriff mit ausrücken. Bei dieser Gelegenheit zerschmetterte eine Kanonenkugel Richard das linke Bein. In seiner Hilflosigkeit rief er dem in seiner Nähe tapfer fechtenden Valentin zu: „Valentin! Willst du mich hier zu Grunde gehen lassen?" Sofort waren bei dem wackeren Soldaten Feindschaft und Kränkungen vergessen. Er lud Richard auf seine Schultern und trug ihn aus dem Schlachtengetümmel auf eine Anhöhe, wo er die Wunde seines bisherigen Feindes verband. Während dieses Liebesdienstes traf ihn eine Kugel und tötete ihn sofort. „Valentin! großmütiger Valentin!" rief jetzt sein versöhnter Feind, „Du stirbst für mich, der dich so grausam behandelt hat!" Auch Richard erlag bald seinen Wunden; man bettete beide in eine gemeinsame Gruft.

Geographierätsel.

Roveredo, Palermo, Piacenza, Messina, Cagliari, Brindisi, Bergamo.

Wie müssen die Worte umgestellt werden, damit der Reihe nach der erste bis siebente Buchstabe eine andre Stadt in Italien ergeben?

Ergänzungsrätsel.

bel chel del fel sel.

Mit Ergänzung von noch 5 Silben lassen sich aus den vorstehenden 5 Wörter bilden, welche bedeuten:

1. Eine besondere Dichtungsart.
2. Ein Schulutensil.
3. Ein Pilz.
4. Eine besondere Dichtungsart.
5. Eine besondere Blattformation.

Die ergänzten Silben ergeben, von oben nach untengelesen, eine wunderbare Erscheinung.

Buchstabenversetzungsrätsel.

Drei Worte gleiche Zeichen
Mit einem Sprichwort haben,
Wer setzt es flink zusammen
Aus „Beute", „die" u. „traben"?

Ergänzungsrätsel.

*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*
e	l	d	a	b	e	m	a	e	c	n
i	s	e	r	r	h	a	s	t	h	-
*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*

Ergänzt man an Stelle der Sterne, in der angegebenen Pfeilrichtung, buchstabenweise ein bekanntes Sprichwort, so erhält man elf Wörter in den senkrechten Reihen.

Auflösung des Metamorphosenrätsels in Nr. 10.

1. Tadel	Delta
2. Seine	Eisen
3. Bär	Rabe
4. Essen	Sense
5. Schiene	Chinese
6. Mehl	Helm
7. Mär	Arme
8. Rehe	Heer
	Der Schah.

Auflösung der Scharade in Nr. 10.

„Tübingen."

Auflösung des Reimrätsels in Nr. 10.

„Becken, Decken, Ecken, Flecken, Gecken, Hecken, Stecken, Wecken, Zwecken."

Preisverteilung

für Weihnachts-Handfertigungsarbeiten.

Ausschreiben vom Oktober dieses Jahres.

Liebe Kameraden! Ihr habt wieder einmal Eurem Fleiße und Eurer Geschicklichkeit ein glänzendes Zeugnis ausgestellt und dem „Guten Kameraden" das Amt des Preisrichters recht schwer gemacht, denn der guten Arbeiten, unter denen die besten bezeichnet werden sollten, waren gar viele. Der Wettbewerb hat wie in den Vorjahren so auch heuer wieder ganz erstaunliche Leistungen erstehen lassen, die beweisen, daß wir unter unsrer Kameradschaft manches vielversprechende bildnerische und konstruktive Talent zählen. Möchten dergleichen Aufgaben doch immer wieder die regste Beteiligung finden, denn Arbeiten dieser Art gewähren ja nicht nur Erholung, sie führen nicht nur zu bestimmten Geschicklichkeiten, sie fördern auch den guten Geschmack, sie stärken Sinne und Geist.

Für heute hat der „Gute Kamerad" das Vergnügen, Euch mitzuteilen, zu welchen Entscheidungen das Preisgericht nach reiflichen Erwägungen und unter besonderer Berücksichtigung der verschiedenen Altersklassen gelangt ist.

1. Preis. **Eine Hobelbank: Gustav le Bell** in **Hamburg** für das Modell eines Morse-Telegraphen-Apparats mit Rufstation und Batterie.

2. Preis. **Eine Stirnsche Geheim-Camera: A. Horst** in **Colmar** für ein Maschinenmodell unter Glasrahmen.

3. Preis. **„Der Naturfreund"** von **Dr. Otto Dammer, Anleitung zur naturwissenschaftlichen Beschäftigung im Hause und im Garten: Hugo Henniger** in **Leipzig** für ein Kästchen in Kerbschnittarbeit.

4. Preis. **Ein kompletter Schmetterlingsfangapparat: J. Grisar** in **Koblenz** für das Modell eines Webstuhles.

5. Preis. **Einen Elektrophor mit ganzem Kabinett: Johannes Berger** zu **Forst i. L.** für eine Hängeuhr mit Springbrunnen.

6. Preis. **Ein „Neues Universum", die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten: R. Strom** in **Burtscheid** für einen elektrischen Schreibtelegraphen.

7. Preis. **Ein „Neues Universum", die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten: August Dölle** in **Cuxhaven** für das Modell eines Kriegsdampfers.

8. Preis. **Ein „Neues Universum", die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten: Friedrich Blunck** in **Kiel** für eine Schatulle mit Holzschnitzerei.

9. Preis. **Ein „Neues Universum", die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten: Hans Siewert** in **Danzig** für eine Schatulle in Kerbschnitt.

10. Preis. **Ein „Neues Universum", die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten: Max Zimmer** in **Neuenheim** bei **Heidelberg** für einen Photographenapparat.

11. bis 54. Preis. **Stanleys Reise durch den dunkeln Weltteil,** elegant gebunden: **Hans Carpentin** in **Zürich** für eine Sammelmappe. **Hermann Basedow** in **Hamburg** für ein Pumpwerk. **Konrad Neumann** in **Charlottenburg** für eine Korklandschaft „Die Burg Hohenzollern". **Camill Beck** in **Kempten** für eine Laubsägemaschine. **Richard Michel** in **Zabern** für eine Almhütte aus Baumrinde. **Gustav Lochner** in **Aachen** für einen Bilderrahmen in Laubsägearbeit. **Hugo Weber** in **Durlach** für ein Kästchen mit Mineralien. **Albr. Schwarzhaupt** in **Lüdenscheid** für einen Cigarren-Automaten. **Hugo Henniger** in **Leipzig** für eine Wandtasche, Papparbeit. **Max Reckmann** in **Radevormwald** für das Modell einer Getreideputzmühle. **Paul Thieme** in **Chemnitz** für das Modell eines Elektromotors. **Fr. Schombardt** in **Kassel** für eine elektrische Klingel mit Batterie. **Heinrich Burckas** in **Eutritzsch-Leipzig** für einen Kaufladen. **Erwin Marx** in **Darmstadt** für einen Bilderrahmen, Waldmosaik. **Johannes Ebert** in **Chemnitz** für eine Schatulle, Tischlerarbeit. **Karl Albrecht** in **Bremen** für einen Cognac-Automaten. **Herm. Lieb jr.** in **Barmen-Rittershausen** für einen elektrischen Motor. **Otto Deetz** in **Berlin** für ein Schiffsmodell. **Emil Lauser** in **Stuttgart** für ein Schiffsmodell. **H. Tietgens** in **Hamburg** für das Modell eines Elb-Segelboots. **Wilhelm Eickemeyer** in **Hannover** für einen Theewärmer. **Benno v. Siebert** in **Heidelberg** für ein Schiffsmodell. **Karl Schmidt** in **Annaberg** für einen Wiege-Automaten. **Christoph Arning** in **Hannover** für eine Fensterdekoration. **Hermann Reiniger** in **Stuttgart** für einen Bilderrahmen. **Edmund Radunsky** in **Dresden** für das Modell einer Dampfsäge. **Walther Schatz** in **Bromberg** für ein Bilderrähmchen, Klebearbeit. **Max Naegeli** in **Zürich** für eine Schatulle. **Johannes Lucht** in **Plön** für das Modell einer holsteinischen Flachsschlagmaschine. **Max Gottgetreu** in **Brandenburg a. H.** für eine Kalenderhütte. **Karl Thomann** in **Rotenberg-Bern** für ein Brückenmodell. **Albert Schwahn** in **Frankfurt a. M.** für eine Eisenbahnlokomotive aus Pappe. **Wilh. Egenolf** in **Biedenkopf a. L.** für ein Häuschen als Datumzeiger. **F. Färber** in **Schwerte a. Ruhr** für einen Wechselapparat. **A. Waßler** in **Colmar** für einen Hektographen. **Gabor Hollerung** in **Modern** für ein Kästchen. **Alfred Reichelt** in **Berlin** für ein Bonbonkästchen. **A. Wiedemann** in **Liegnitz** für ein Kästchen mit Briefmarkenmosaik. **R. Utermarck** in **Hamburg** für zwei Bilderrähmchen. **Theodor Braun** in **Ansbach** für ein Schreibutensilienkästchen. **Felix Eckmann** in **Riga** für ein Pennol und Taschenbuch. **Johannes v. Flotow** in **Braunsberg** für ein selbstkopiertes Positivbild. **Friedrich Hartmann** zu **Wangen im Algäu** für einen Lampenschirm. **Albert Fröhlich** in **Stahlbrode** für ein Kästchen mit Menagerie.

Die Preise werden den fleißigen Händen in diesen Tagen zugehen, die Arbeiten aber, liebe Kameraden, die planmäßige Verwendung finden. **Fröhliche Weihnacht wünschet Euch**

Euer

Guter Kamerad.

Fragen und Antworten.

Franz B. in **Marktbreit.** Kamerad, Du bist ein drolliger Kauz, Dein lustiges Briefslein hat uns viel Vergnügen bereitet. Nur als wir an die Stelle kamen, die uns die Sterbesstunde Deines treuen schwarzen Schnauzels schildert

— Da stand ich mit rollenden Thränen
An meines Schnauzels Grab
Und streckte die Arme mit Sehnen
Zu seiner Gruft hinab.
Leb' wohl, Du treuer Geselle!
Schlaf süß in stiller Ruh!
Zu End' ist Dein frohes Gebelle,
So rief ich ihm scheidend zu —

als wir das lasen, da haben wir eine stille Thräne mitgeweint. Nun sie aber die Wange hinabrollte, wollen wir uns wieder erheitern und zwar durch nichts andres, als das Gedicht, das Du uns bittest abzudrucken. Also:

Jubel-Hymne!

frei nach Schiller mit erläuternden Schlußbemerkungen, betitelt:

„Der Abonnent von
Spemanns Knaben-Zeitung
„Der Gute Kamerad,"
in der Stunde dessen Ankunft. (Bei mir gewöhnlich Freitag mittags 3/4 2 Uhr.)

„Willst du nicht die Aufgab' machen,
Aufgab', die heut' gar nicht schwer,
Denk' doch nicht an andre Sachen,
Denn die Aufgab' eilet sehr."
„Mutter, Mutter, 's hat noch Zeit,
Mein ‚Kamerad' er ist nicht weit."
(Denn es ist schon 1/2 2 Uhr; in einer Viertelstunde — —!!?)

„Willst du nicht zum Spielplatz gehen?
Otto, Hans erwarten dich;
Andre werden auch dort stehen,
Ihr vergnügt euch sicherlich."
„Mutter, Mutter, heute nicht,
Bin auf den ‚Kamerad' erpicht."
(Denn meine beste Mama, er muß jetzt jeden Augenblick kommen.)

„Willst du heute nicht besuchen
Onkel Fritz auf seinem Gut?
Dorten gibt's Kaffee und Kuchen,
Komm mit mir, hier ist dein Hut."
„Mutter, Mutter, ach, wie gern —
Mein ‚Kamerad' ist nimmer fern."
(Denn eben ist der bekannte Herr mit dem blauen Frack ins Haus getreten.)

Willst du nicht spazieren fahren
Mit der Base auf das Land?
Ihre Gunst sollst du erfahren,
Die sie dir heut' zugewandt."
„Mutter, Mutter, laß mich hier,
Mein ‚Kamerad' er ist bei mir."
(Siehst du ihn denn nicht, den Boten, wie er eben der Lisette den ‚G. K.' hereinlangt?)

„Wenn ich diesen vor der Nase,
Wenn ich diesen bei mir seh',
Spielplatz, Onkel, Tante, Base,
Sind mir nichts in seiner Näh',
„Mutter, Mutter, ach, wie schön
Ist er heute anzusehn."

Franzl in **Wien.** Zu viel Leim hält natürlich auch nicht. — Das einfachste Mittel, um Tinte vor Schimmel zu bewahren, ist Kreojot. Setzest Du einen Tropfen davon einem Liter Tinte zu, so verhindert er, daß die Tinte schimmelig und so zu gem Gebrauch untauglich wird.

Junger Zoologe in **Leipzig.** Dein Papa hat recht, Eichhörnchen sind, wenn auch zierlich, keine angenehmen Stubengenossen, denn sie verbreiten, wie alle Nagetiere, einen widerlichen, urinösen Geruch, zernagen alles Holzwerk, sind tückisch und bissig, und werden selten ganz zahm, wenn sie nicht sehr jung gefangen werden. Man wird ihrer bald überdrüssig, obwohl ihre Pflege leicht ist.

F. M. in **A.** Lieber Freund, das ist kein geflügeltes Wort, vielmehr eine lokale Redensart, deren Ursprung dem „G. K." nicht bekannt sein kann.

Fritz M. in **B.** Daß Dich das Mäusle beiß'! Na warte, wenn der „G. K." mal nach Bromberg kommt, dann —

Otto W. in **Wiesbaden.** Als ein vorzügliches Buch zum Selbstunterricht in der Chemie können wir Dir „Stöckhardt. Schule der Chemie" empfehlen. Jede Buchhandlung kann Dir dasselbe zum Preis von M. 6.50 besorgen. — Ein Aufsatz über chemische Versuche kommt schon in den nächsten Nummern. Gruß!

E. H. in **Kreitz.** Du willst Berufskonsul werden. Das erfordert: Reifezeugnis der Prima eines Gymnasiums, Universitätsstudium, Ablegung der ersten juristischen Prüfung, dreijährige Praxis in der Advokatur oder mindestens zweijährige im Konsulatsdienste. — Da die Frage über die ärztlichen Forderungen an das Sehvermögen der Marinelustigen so oft sich wiederholt, so wollen wir einmal den betreffenden Erlaß hier ganz zum Abdruck bringen. In demselben heißt es: Das ärztliche Attest hat sich darüber bestimmt auszusprechen, ob der Untersuchte frei von Schwindel — seiner Angabe nach — ist, ein scharfes Auge, normales Farbenunterscheidungsvermögen, gutes Gehör auf beiden Ohren und fehlerfreie, nicht stotternde Sprache besitzt, oder ob er an Fehlern der Seh-, Hör- oder Sprachorgane leidet. — Die Untersuchung des Sehvermögens und die Ausstellung der Atteste über dasselbe hat sich auf die Feststellung des Farbensinnes und der Sehleistung, d. h. des Sehvermögens ohne Korrektion etwaiger Refraktionsfehler, zu erstrecken, und zwar muß die Sehleistung für jedes Auge einzeln festgestellt und im Atteste angegeben werden. — Die Prüfung auf Farbenblindheit erfolgt mittels Wollproben oder Farbentafeln, die Prüfung auf Sehleistung mittels der Snellschen Schproben; die erlangten Ergebnisse sind im Atteste in unreduzierten Zahlen auszudrücken. — Wenn die Sehleistung nicht als normal (= 1) erkannt wird, ist zunächst mit dem Augenspiegel festzustellen, ob organische Krankheiten der inneren Teile der Augen vorhanden sind; zutreffenden Falles ist der Aspirant als untauglich zu erachten. — Wenn solche organische Krankheiten nicht nachgewiesen werden, sind bezüglich des Grades der Sehleistung folgende Grenzen festzuhalten: a) bei Sehleistung = 3/4 sind die Aspiranten noch als tauglich für den Seedienst zu erachten; b) bei Sehleistung zwischen 3/4 und 1/2 sind sie nur dann tauglich, wenn die Verminderung der Sehkraft vollständig korrigiert werden kann; c) bei Sehleistung = 1/2 und darunter liegt Untauglichkeit vor. — Durch Farbenblindheit wird Untauglichkeit bedingt.

Wilhelm Händel in **Schemnitz.** Hübsche Theaterstücke werdet ihr unter der bei Jm. Fr. Wöller in Leipzig erscheinenden Sammlung: „Die Jugendbühne" finden. Lasse Dir den Katalog senden.

Karl T. in **B. Elsaß.** Für die Schilderung Deiner selbst konstruierten Drehbank herzlichen Dank. Werden uns dieselbe des Näheren besehen und dann den lieben Kameraden davon Mitteilung machen. Auch Karlchen bedankt sich für die seiner Mappe einverleibte Kartenzeichnung. — Mit dem Kreuzschnabel müßten wir doch nähere Bekanntschaft geschlossen haben, um ein zutreffendes Urteil abzugeben. Kameradschaftlichen Gruß.

O. B. in **Berlin.** Ueber das Rollersche stenographische System haben wir schon viel Lob gehört, aus eigener Anschauung und Praxis ist es uns nicht bekannt. Willst Du Deine Handschrift deuten lassen, sollst Du sie an die Familienmonatsschrift „Vom Fels zum Meer" senden.

Nazi. Was Du uns in dem Schreiben sagst, hat uns recht wohl gefallen, aber die Schrift — die Zeilen Deines Briefes, die sehen ja aus, jede wie ein Staketenzaun!

Dicker. Allerdings, mein lieber Dicker. Du hast was läuten gehört, aber das Rechte ist's noch nicht. Das Spiel geht nämlich also zu: Dem Zeichner werden die Augen verbunden. Er hat sodann die Umrisse eines Pferdes, eines Schweines oder dgl. auf ein Stück Papier niederzuzeichnen, und zwar die einzelnen Glieder in der beliebigen Reihenfolge, wie sie ihm angegeben werden (Füße, Leib, Kopf, Augen, Ohren, Schwanz 2c.). Du sollst sehen, lieber Dicker, was dabei für wunderliche Gestalten zu Tage treten. Viel Vergnügen!

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Echte Briefmarken! Billig: 3 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 4 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

Soeben erschienen:
Hohenzollern-Märchen
von Neumann-Strela; anmutige, patriotische Märchen in Prachtband mit Goldschnitt zum Preise von 3 Mark sind zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrags franko per Post durch
Gramsch & Cie., Verlag.
Berlin, Perlebergerstraße 5.

Aquarien,
Goldfische, Tiere, Muscheln, Pflanzen, Grotten und Grottensteine. Selbstthätige **Zimmer-Fontänen** mit Blumentisch und Aquarium, Fontänentriebwerke. Illustr. Preiscourante gegen 40 Pfg. in Marken, welche bei Kauf zurückvergütet werden.
Friedrich Schmitt,
Frankfurt a. M.
Aquarien-Fabrik. — Goldfisch-Depot.

Neu -**Photograph. Einziger Apparat,** ohne jede Vorkenntnis **schöne Photographien in wenigen Minuten herzustellen.** Auch für Kinder. Prachtvolles, nützliches Geschenk. Apparat, sämtliches Material, Gebrauchsanweisung und Frankozusendung Mk. 4, hocheleganter Mk. 5. Versand gegen Betragseinsendung oder Nachnahme.
B. Zimmer, Berlin N., Veteranenstr. 17.

Wer Marken von den früheren deutschen Bundesstaaten (Oldenbg., Braunschwg., Hannover 2c.) besitzt, schreibe eine Karte an Max Eichinger, Hofbuchh., Ansbach (Bayern). Interessante Mitteilung erfolgt umgehend.

1000
echte Briefmarken
wor. 200 **verschiedene,** ent. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türk., Ceylon, Arg., Cap, Java, Austr. etc. **nur eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Casse voraus.
Paul Siegert in **Hamburg.**

Tiedemanns
Vorbereitungsanstalt
für
die Postgehilfen-Prüfung.
Kiel, Ringstraße 55.
Junge Leute von **14 resp. 15 Jahren an werden** für obige **Prüfung sicher und gut vorbereitet. Falls das Ziel nicht erreicht wird, zahle** ich den ganzen **Betrag zurück.** Bisher **bestanden 470 meiner Schüler die Prüfung. Jetzt 350** Schüler hier, an der **Anstalt unterrichten 30 Lehrer.**
Neue **Aufnahme am 6. Januar 1890.**
Anmeldungen erbittet baldigst
J. H. F. Tiedemann.

Weihnachtsgeschenke!
Die anerkannt
besten stellbaren Hausschulbänke,
für jedes Alter passend u. i. m. Sorten,
Dr. Schreber'sche Zimmer-Turnapparate,
elegant und dauerhaft, sowie alle Arten
Turngeräte liefert billigst
die Chemnitzer Turn- u. Feuerwehr-Geräte-Fabrik von
Julius Dietrich & Hannak, Chemnitz i. S.
Gegründet 1869.
Ausführliche Prospekte und Preislisten unentgeltlich.

Zauber-Apparate billigst. Preisl. gr. **A. Otto, Neubukow i/M.**

100 versch. Briefm.: Aegypten, Brasilien, Venezuela, Türkei 2c. nur **1 M.** **Gg. Buck, Ulm a. D.** Preisliste gratis.

Hübsch ausgeführte
Einbanddecken
zu
Spemanns Illustrierter Knaben-Zeitung
„Der Gute Kamerad"
sind zum Preise von **90** Pfg. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 12.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

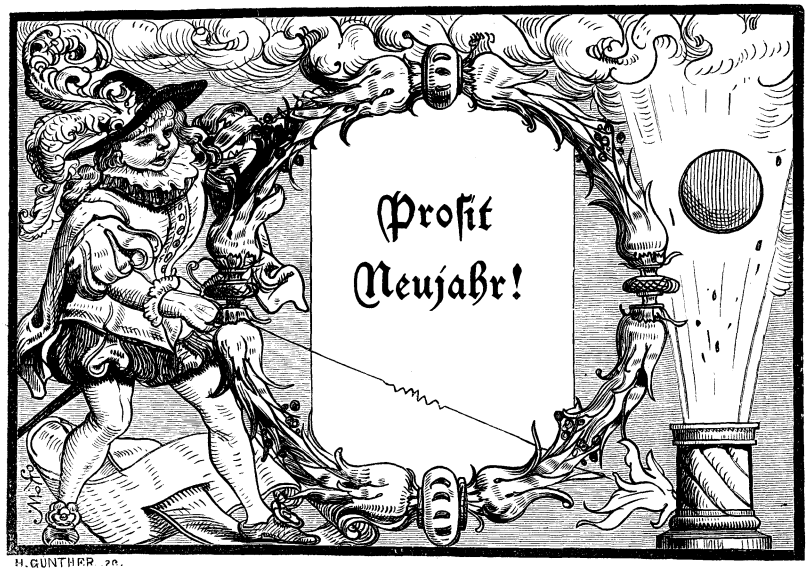
Es ist nämlich eigentümlich, daß, wie man bemerkt hat, die Färbung jener Negerstämme von der Farbe des von ihnen bewohnten Bodens abhängig ist. Die Bewohner der schwarzerdigen Tiefebenen, die Schilluk, Nuehr und Deaka, zeichnen sich durch ein tiefes Schwarz der Hautfarbe aus, während die Bongo, Niam-niam und Monbuttu, welche ein rotes, eisenhaltiges Land bewohnen, eine rötliche Färbung besitzen.

Der Mudir befahl dem Neger, aufzustehen. Als er das gethan hatte, sah man, daß er von gedrungener, untersetzter und kräftiger Gestalt war. Die Muskeln seiner Beine waren kräftiger entwickelt, als man es sonst bei Negern zu beobachten pflegt. Seine Gesichtszüge näherten sich dem kaukasischen Typus. Der Mund war zwar aufgeworfen, aber klein, die Nase gerade und schmal. Die Augen waren groß und mandelförmig geschnitten; sie standen sehr weit voneinander ab und gaben dem vollen, runden Gesichte einen schwer zu beschreibenden Ausdruck kriegerischer Entschlossenheit und Vertrauen erweckender Offenheit.

Die Waffen des Knaben lagen neben ihm. Sie bestanden aus einem Bogen nebst einem mit Pfeilen gefüllten Köcher, einem Messer mit sichelartiger Klinge und einem Trumbasch oder Wurfeisen, welches als Waffe sehr gefürchtet ist. Dieses Eisen gleicht dem australischen Bumerang, ist mehrschenklig gebogen und mit scharfen Zähnen und Spitzen versehen. Die Cateja, welche in der Aeneide genannt, und als eine Wurfkeule von zerschmetternder Wirkung beschrieben wird, ist jedenfalls auch eine ähnliche Waffe gewesen. — Außerdem trug der Knabe eine Art Schutzwaffe an sich, und zwar an den Armen. Diese steckten nämlich von der Hand an bis zum Ellbogen in einer Menge von Metallringen, die eng aneinander lagen und eine schützende Manschette bildeten. Eine solche Armbekleidung wird Danga-Bor genannt und ist besonders bei den Bongonegern gebräuchlich.

Ganz eigenartig, und gar nicht unschön, war das Haar des Knaben geordnet. Dasselbe war zwar wollig, aber ziemlich lang. In lauter dünne Zöpfchen und diese wieder untereinander verflochten, bildete es auf dem Kopfe eine runde Krone, in welcher ein bunt schillernder Federbusch steckte. Rund um die Stirn, ganz an die Grenze des Haarwuchses befestigt, trug er einen eigenartigen Schmuck, welcher aus den Reißzähnen von Hunden bestand, die an eine Schnur gereiht waren.

Der offene, freundlich ehrerbietige Blick, mit welchem er den Deutschen musterte,



(Aus dem ff).

Sei fromm und flink,
Lieb Fried' und Freud',
Bleib frei und frisch zu aller Zeit;
Doch allzu ‚frei' und ‚faul' — das meid.

G. Brugier.

machte auf diesen einen sehr guten Eindruck.

„Wie heißest du?“ fragte ihn Schwarz.

„Ich bin der Sohn des Bjiä*),“ antwortete der Neger in arabischer Sprache, in welcher er gefragt worden war. „Die Sandeh**) heißen mich Nuba; der weiße Mann aber, welcher mich hierher sendet, hat mich Ben Wafa***) genannt.“

„Das ist ein schöner Name, welcher dir Vertrauen erweckt. Wie heißt dieser weiße Mann?“

„Er nennt sich Schwa-za.“

„Du willst Schwarz sagen?“

„Ja,“ nickte der Knabe, „aber ich kann diesen Namen nicht so aussprechen; darum sage ich Schwa-za.“

„Ich heiße ebenso, denn ich bin sein Bruder.“

„So bist du der Effendi, zu dem er mich sendet?“

„Ja.“

„Das freut mich sehr, denn du gefällst mir. Dein Auge ist gerade so mild und freundlich wie das seinige, nicht so grausam wie dasjenige der Araber, welche zu uns kommen, um Reqiq†) zu machen. Darum werde ich dich gerade so lieb haben wie ihn und dir ebenso treu dienen.“

Es war ihm anzusehen, daß dieser Herzenserguß ein aufrichtiger war, denn sein intelligentes Gesicht glänzte vor Freude.

*) König der Niam-niam.
**) So nennen sich die Niam-niam selbst.
***) „Sohn der Treue.“
†) Sklaven.

„Nicht wahr, du sollst mich zu ihm bringen?“ fragte Schwarz.

„Ja, Effendi.“

„Aber das ist schwer. Unser Weg führt durch Gegenden, welche den Sandeh und also auch dir feindlich gesinnt sind.“

Da ergriff der Knabe schnell des Deutschen Hand, küßte sie und rief:

„Effendi, du schimpfest uns nicht Niamniam*), sondern nennst uns bei unsrem richtigen Namen! Ich bin ein Königsprinz und brauche keinem Menschen zu dienen. Für dich aber werde ich alles thun, was du verlangst. Nur deinem Bruder zuliebe bin ich sein Bote geworden, denn ein andrer wäre nicht klug genug gewesen, bis hierher zu gelangen; die Denka und Nuehr hätten ihn getötet oder zum Sklaven gemacht.“

„Hattest du das denn nicht auch für dich zu befürchten?“

„Nein, denn mich fängt keiner. Ich bin ein Krieger und habe unsre Männer schon oft in den Kampf geführt.“

Er sagte das mit einem ruhigen Stolze, welcher fern von Ueberhebung war. Der kleine, jugendliche Held mußte allerdings ein ganz tüchtiges Kerlchen sein, da er eine so weite Reise ganz allein durch feindliches Land unternommen und auch glücklich beendigt hatte.

„Wäre es nicht besser gewesen, wenn du noch einige Krieger mitgenommen hättest?“ fragte Schwarz.

*) Ist der Denkasprache entnommen und bedeutet „Allesfresser“, auch „Menschenfresser“.

„Nein, denn mehrere werden leichter bemerkt, als nur einer.“

„Bist du gelaufen?“

„Nein. Ich habe mir eine kleine Flukah*) mit einem Segel gebaut. Mit derselben bin ich den Bahr er Rohl und dann den Bahr ed Dschebel herabgefahren. Es gab überall Wasser zum Trinken. Hatte ich Hunger, so fing ich mir Fische, und kam ein feindliches Schiff, so versteckte ich meine Flukah in das Gebüsch des Ufers oder hinter das hohe Schilf.“

„Aber kanntest du denn den Weg?“

„Ja, denn ich bin bereits zweimal in Chartum gewesen und habe dort die Sprache der Araber gelernt.“

„Bist du nicht einmal bei einer Seribah ausgestiegen?“

„Wie könnte ich das, Effendi! Das darf man nicht wagen. In den Seriben wohnen doch nur Sklavenjäger. Ich kenne sie alle, aber ich bin stets des Nachts und sehr schnell an ihnen vorübergefahren.“

„Kennst du auch eine, welche Omm et Timsah genannt wird?“

„Ja. Sie ist die gefährlichste für uns, da sie an der Grenze unsres Landes liegt und dem grausamsten Manne gehört, den es geben kann.“

„Wie heißt dieser Mann?“

„Abu el Mot.“

„Ah, du kennst seine Seribah! Hast du jemals auch ihn selbst gesehen?“

„Ja. Er hat das Angesicht und die Gestalt eines Gestorbenen, und der Tod folgt jedem seiner Schritte. Seine Seribah

*) Kahn, Boot.

– „Abu el Mots Seribah ist ein Schreckensplatz. Die Leichen zu Tode gepeitschter Sklaven, die frei umherliegen, der Sammelplatz aller Arten Raubvögel und aasfressender Raubtiere sind ihre Merkmale.“

ist ein Schreckensplatz. Die Leichen zu Tode gepeitschter Sklaven, die frei umherliegen, der Sammelplatz aller Arten Raubvögel und aasfressender Raubtiere sind ihre Merkmale."

„Und wo war mein Bruder, als du ihn verließest?"

„Bei meinem Vater."

„Er befindet sich also in der Nähe der Seribah des Sklavenjägers?"

„Ja, Effendi. Die Entfernung beträgt nur drei Tagereisen."

„Und ist mein Bruder der einzige Fremde, welcher jetzt bei euch weilt?"

„Nein. Es ist noch ein andrer Weißer bei ihm."

„Ah! dann sind es diese beiden, von denen Abu el Mot gesprochen hat. Was ist und wie heißt dieser andre?"

„Er ist ein Baija et tijur*). Er hat die Beine des Storches, und seine Nase ist lang und beweglich wie der Schnabel des Storches. Darum wird er Abu laklak**) genannt. Seinen eigentlichen Namen kann ich nicht aussprechen."

„Wir müssen schleunigst abreisen, denn ihm und meinem Bruder droht die größte Gefahr. Abu el Mot will sie töten."

„Hat er das gesagt?" fragte der Mudir.

„Ja," antwortete der Deutsche. „Ich habe es selbst gehört."

„Ich weiß allerdings, daß er keinen fremden Weißen im Bereiche seines Jagdgebietes duldet, und so glaube ich, daß er seine Drohung wahr machen wird, sobald er auf seiner Seribah eingetroffen ist. Die Gefahr, in welcher sich dein Bruder befindet, ist sehr groß, denn der König der Sandeh vermag ihn nicht gegen die Hinterlist und die überlegenen Waffen der Sklavenjäger zu schützen."

„O, die Sandeh sind tapfer!" warf der Neger in stolzem Tone ein.

„Ich will das nicht bestreiten," antwortete der Mudir im Tone gnädiger Ueberlegenheit; „aber wie viele von euch sind dennoch von den Sklavenjägern getötet oder geraubt worden! All euer Mut vermag nichts gegen die wilde Gier dieser Menschen, und was wollt ihr mit euern Pfeilen gegen die Schießgewehre solcher Räuber anfangen?"

„Aus wieviel Menschen besteht gewöhnlich ein solcher Raubzug?" fragte Schwarz.

„Oft aus mehreren Hundert," belehrte ihn der Mudir. „Es kommt vor, daß sich die Besatzungen von zwei und noch mehr Seriben vereinigen. Dann sind so viele Jäger beisammen, daß selbst das bevölkertste Negerdorf nicht an Widerstand denken darf. Die Seribah Omm et Timsah ist die größte, von welcher ich weiß, und Abu el Mot hat also Leute genug, seine Absicht auszuführen."

„Dann darf ich mich hier keine Stunde länger als nötig verweilen. Ich muß suchen, ihm zuvorzukommen, um den Bruder rechtzeitig zu warnen."

„Das ist mir nicht lieb, denn ich hätte dich gern lange Zeit bei mir gehabt. Mein Herz findet Wohlgefallen an dir; außerdem bist du mir sehr warm empfohlen, und so will ich dich nicht unbeschützt der dich erwartenden Gefahr entgegengehen lassen. Mein Sinnen geht darauf, Abu el Mot in meine Hände zu bringen; dies kann durch deine Hilfe geschehen, darum werde ich dir fünfzig Soldaten mitgeben, welche ich mit allem, was sie brauchen, sorgfältig ausrüste. Bist du damit einverstanden?"

Der Deutsche gab natürlich eine bejahende Antwort; der Vorschlag mußte ihm ja hochwillkommen sein. Der Neger hatte indes die Pfeile aus seinem Köcher genommen; auf dem Grunde des letzteren steckte der Brief, welchen er Schwarz überreichte. Dann führte der Mudir seinen Gast in das Innere des Häuschens, welches aus zwei kleinen, aber sehr hübsch ausgestatteten Gemächern bestand.

„Hier wohnen nur solche Gäste, welche mir willkommen sind," sagte er, „der Niam-niam wird dich bedienen. Er wartet draußen deiner Befehle, und ich werde meinen Leuten die Weisung erteilen, dieselben augenblicklich und so eifrig zu erfüllen, als ob sie aus meinem eigenen Munde kämen. Die Dschelabi, welche mit dir gekommen sind, werden auch meine Gäste sein, denn sie waren deine Begleiter."

„Und was geschieht mit den Homrarabern?"

Der Mudir machte eine strenge, abwehrende Handbewegung und sagte:

„Was mit ihnen geschehen soll, das ist bereits geschehen, und du wirst nicht weiter danach fragen. Ich will Ordnung haben in dem mir anvertrauten Lande; wer dieselbe bricht, den richte ich schnell und streng. Allah mag ihren Seelen gnädig sein; bei mir aber gibt es keine Gnade, sondern nur Gerechtigkeit."

Er ging. Schwarz ließ sich auf ein Polster nieder, um den Brief seines Bruders zu lesen. Dieser schrieb ihm, daß er von Sansibar glücklich nach dem Viktoria-Nyanza, und von dort nach dem Albert-Nyanza vorgedrungen, und von da nach den Quellen des Gazellenflusses gelangt sei und nun den Bruder bei den Makrakanegern, die zu den Niam-niam gehören, erwarte.

In Sansibar hatte er einen deutschen Naturforscher, einen ausgezeichneten Ornithologen, getroffen, von welchem er gebeten worden war, ihn mitzunehmen. Dieser Mann war ein Bayer von Geburt und trotz verschiedener Eigenheiten ein ganz tüchtiger Reisegesellschafter und mutiger Begleiter. Beide hatten es unterwegs zu einer bedeutenden wissenschaftlichen Ausbeute gebracht und hielten nun Rast, um ihre Sammlungen zu ordnen und Schwarz bei sich zu erwarten. Den „Sohn der Treue" hatten sie ihm als zuverlässigen Führer entgegengeschickt.

Eben war der Deutsche mit der Durchsicht des Briefes fertig, als der Slowak bei ihm eintrat.

„Bitte Verzeihung, daß ich Sie könnte gestörten!" sagte er. „Ich hatt gewillt bringen einen Wunsch, unsrigen."

„So ist dieser Wunsch nicht allein der Ihrige, sondern auch derjenige eines andern?"

„Ja. Vater des Gelächters hatt bitte, meinige auch als Bitte, seinige."

„Nun, was wünschen Sie denn?"

„Mudir hatt sprechte selbst mit uns und uns sagte, daß wir alle seinte Gäste, seinige, und wohnte in Haus, hiesiges. Hatt uns auch sagte, daß Sie willte abreisen in Zeit sehr baldiger, mit Soldaten, vieligen. Ich und Hadschi Alli, Freund meiniger, wollen nicht gebleibte zurück, sondern gehen mit Ihnen zu den Niam-niam, um zu machente dort Geschäft, vorteilhaftes. Wollen kaufte hier Sachen und verkaufte dort wieder mit Profit, großartigen. Darum ich kommte schnell hierher, um willte fragen, ob Sie wernte haben die Güte, zu nehmen mit mich und Hadschi Alli, freundschaftlichen."

„Warum nicht? Ihr Vorschlag ist mir recht angenehm. Sie und der ‚Vater des Gelächters' sind brauchbare Leute, und je mehr ich solche Männer mitnehmen kann, desto besser ist es für mich."

„Also Sie gebten Erlaubnis, Ihrige?"

„Ja, ganz gern."

„Das seinte sehr schön. Das machte mir Freude, unendliche. Ich hatt gelernte

*) Vogelhändler.
**) Vater des Storches.

Sprache, negerliche, und werd seinte Ihnen nützlich mit Kenntnissen, meinigen. Wir werden machte Forschungen, wissenschaftenkeitliche, und uns erwerbte Namen, unsrige, sehr berühmte. Ich willte gleich lauf zu Hadschi Alli, wartenden, um ihm zu sagente, daß wir könnte treffen Vorbereitung zur Abreise, schneller, weil Sie haben erfüllte Wunsch, unsrigen!"

Er eilte erfreut fort, um dem „Vater des Gelächters" die betreffende Mitteilung zu machen.

Zweites Kapitel.

Eine Ghasuah.

Da, wo der Bahr el Ghazal, der Gazellenfluß, in das Gebiet der Bongoneger tritt, sind an seinem rechten Ufer nur einzelne Dalebpalmen zu sehen, deren dunkelgrüne Blattwedel sich im leisen Luftzuge träumerisch bewegten. Am linken Ufer stieg ein dichter Mimosenwald bis an das Wasser herab. Die da an den Aesten und Zweigen hängenden dürren Gräser zeigten an, wie hoch zur Regenzeit das Wasser zu steigen pflegte.

Auf dem Wasser lagen große Inseln, welche aus Anhäufungen frischer und abgestorbener Grasrhyzome bestanden, und dazwischen gab es lange und breite Streifen von Omm Sufah*), welche den jetzt schmalen Strom noch mehr einengten.

Im hohen Rohre, und von demselben fast ganz verborgen, lag ein Noger, eine jener Segelbarken, wie sie am oberen Nile gebräuchlich sind. Der in der Mitte des Fahrzeuges angebrachte Hauptmast war niedergelegt, ebenso der kleinere am Vorderteile des Schiffes. Wer von der Anwesenheit dieses Noger nichts wußte, konnte leicht in kurzer Entfernung von demselben vorüberfahren, ohne ihn zu bemerken.

Es war klar, daß die so vorsichtig versteckte Barke außer Gebrauch lag, und dennoch gab es Personen, welche sich emsig auf derselben beschäftigten.

Fünf oder sechs Sklavinnen knieten nebeneinander, um Durrha auf der Murhaqa zu reiben. Diese Murhaqa ist ein Reibstein, welcher den in Pfahlbauten gefundenen Mahlsteinen fast genau gleicht. Die angefeuchtete Durrah wird in die Vertiefung desselben geschüttet und mit dem Ibn el Murhaqa*) einem kleineren Steine, mühsam zerquetscht und zu Mehl zerrieben. Diese primitive Weise des Mahlens, bei welchem den Sklavinnen der Schweiß von den Gesichtern in den teigigen Brei tropft, ist sehr anstrengend und zeitraubend. Hat so ein armes Wesen sich von früh bis abend abgemüht, so ist das Ergebnis kaum der tägliche Bedarf von zehn bis fünfzehn Mann.

Ein richtiger Bandit.

Dieser durch das nasse Mahlen erzeugte dicke Brei ist die Grundlage des sudanesischen Speisezettels. Auf der Doka**) gebacken, gibt er die Kisrah, rotbraune, saubere Fladen, das gewöhnliche Brot des Landes, mit Wasser gekocht aber die Lugmah, eine Art Pudding, welcher keinem Europäer einen Ruf des Entzückens entlocken kann. Die Kisrah wird als Proviant auf monatelangen Reisen mitgenommen. Läßt man sie mit Wasser gären, so bekommt man die Merissah, ein säuerliches, überall gebrauchtes Getränk.

Unter dem Verdecke des Hinterteiles waren zwei Schwarze beschäftigt, Stricke aus Palmblattfasern zu drehen. Dabei sprachen sie leise miteinander. Die Blicke, welche sie dabei auf die Sklavinnen warfen, bewiesen, daß sie von diesen ja nicht gehört sein wollten.

Diese Schwarzen trugen die Guluf, drei wulstige Narben auf jeder Wange, ein sicheres Zeichen, daß sie geraubt worden waren. Ist nämlich eine Sklavenjagd glücklich ausgefallen, so empfangen die jüngeren männlichen Gefangenen diese sechs Schnitte als ewiges und unverwischbares Zeichen der Knechtschaft. Man reibt die Wunden mit Pfeffer, Salz und Asche ein, um den Heilungsprozeß zu verzögern, und die Narben möglichst aufschwellen zu lassen.

Bekleidet waren die beiden nur mit dem Lendenschurze. Das Haar hatten sie mit Anwendung eines vertrocknenden Klebstoffes steif und cylindrisch emporfrisiert, so daß es das Aussehen eines zerknillten Chapeauclaque ohne Krempe besaß. Sie unterhielten sich im Dialekte der Belandaneger, in welchem alle Worte, welche etwas Geistiges, Uebersinnliches bezeichnen, dem Arabischen entnommen sind, wie es überhaupt bei allen sudanesischen Sprachen mehr oder weniger der Fall ist. Dabei wendeten sie die erste Person der Einzahl des Zeitwortes nicht an, sondern setzten an Stelle des „Ich" ihre Namen.

„Lobo ist traurig, sehr traurig!" flüsterte der eine. „Und Lobo darf doch nicht sehen lassen, daß er traurig ist."

„Tolo ist auch traurig, mehr traurig noch als du," antwortete der andre ebenso leise. „Als Lobo und Tolo geraubt wurden, hat Abu el Mot Lobos ganze Familie getötet, aber Tolos Vater und Mutter entkamen; sie leben noch, und armer Tolo kann nicht zu ihnen. Darum ist er doppelt traurig."

Er sprach in der dritten Person, meinte aber sich selbst, da er Tolo hieß.

*) Wildes Zuckerrohr, Sacharum. Ischaeemum.

*) Sohn der Murhaqa.
**) Runde Eisen- oder Steinplatte.

„Warum soll Lobo nur halb traurig sein?“ fragte der erstere. „Wurden seine Eltern und Geschwister ermordet, so ist er unglücklicher als du. Und — —“ er sprach so leise, daß sein Leidensgefährte es kaum verstehen konnte — „was hat ein Belanda zu thun, wenn der weiße Mann ihm die Seinen tötet?“

Tolo blickte besorgt nach den Sklavinnen, ob diese vielleicht horchten, und antwortete dann, indem er die Augen rollte:

„Rache nehmen! Er muß Abu el Mot töten.“

„Ja, er muß, aber er darf nicht davon sprechen!“

„Seinem Freunde Tolo aber kann er es sagen; dieser wird ihn nicht verraten, sondern ihm helfen mit dem Messer oder mit dem Pfeile, welcher in den Saft der Dinqil*) getaucht und vergiftet ist.

„Aber dann wird man uns zu Tode peitschen.“

„Nein; wir fliehen.“

„Weißt du nicht, wie schwer das ist? Die Weißen werden uns mit Hunden verfolgen, welche uns sicher finden.“

„So macht Tolo sich selbst tot. Peitschen läßt er sich nicht, und leben mag er auch nicht, wenn er nicht bei Vater und Mutter sein kann. Der Weiße denkt nicht, daß der schwarze Mann ein Herz hat; aber er hat ein besseres als der Araber; er liebt Vater und Mutter sehr, und will bei ihnen sein, oder sterben. Weißt du, ob wir leben werden, wenn wir hier bleiben? Wir sind Eigentum des Weißen, und er kann uns beim kleinsten Zorne töten. Und wenn er eine Ghasuah**) unternimmt, so müssen wir mit, und für ihn gegen unsre Brüder kämpfen. Auch da können wir getötet werden. Tolo will aber seine schwarzen Brüder nicht fangen und zu Sklaven machen!“

„Meinst du denn, daß es eine Ghasuah geben wird?“

*) Euphoriba venenifica.
**) Zug, um Sklaven zu rauben.

„Ja. Warum reiben die Weiber dort nun schon seit vielen Tagen Durrah? Merkst du nicht, daß Kisrah gebacken werden soll? Viel Vorrat von Kisrah aber macht der Araber nur dann, wenn er sie als Vorrat bei einer Ghasuah braucht.“

Lobo schlug die Hände zusammen, machte ein erstauntes Gesicht und sagte:

„Wie klug du bist! Daran hat Lobo nicht gedacht. Er glaubte, der Zug würde erst dann unternommen, wenn Abu el Mot aus dem Lande der Homr zurückgekehrt ist.“

„Abd el Mot*) kann auch ziehen, wenn er will. Er ist der zweite Häuptling der Seribah und Abu el Mot der erste. Ist der erste nicht da, so befiehlt der zweite. Warum haben die Leute ihre Gewehre putzen und ihre Messer schleifen müssen, gestern und vorgestern schon. Niemand weiß vorher, was geschehen soll, aber wir werden bald etwas erfahren.“

Freund Sägemann.

„Weißt du, wohin es gehen soll?“

„Wie kann Tolo es wissen! Nicht einmal die weißen Soldaten, die sich in der Seribah befinden, erfahren es vorher. Abd el Mot allein weiß es, und — —“

Er hielt inne, bückte sich auf seine Arbeit nieder und drehte an den Seilfasern mit einer Hast, als ob er sich bei dieser Beschäftigung nicht Zeit zu einem einzigen Worte gegeben habe. Sein Genosse folgte seinem Beispiele. Beide hatten gesehen, daß ein Mann in einem Kahne an den Noger gelegt, und das Deck desselben bestiegen hatte.

Dieser Mann war ein Weißer. Ein dichter, dunkler Bart umrahmte sein Gesicht, welches vom Sonnenbrande das Aussehen gegerbten Leders erhalten hatte; seine Züge waren hart, seine Augen blickten finster. Er trug einen eng anliegenden weißen Burnus, um welchen ein Shawl gewunden war, aus dem die Griffe eines Messers und zweier Pistolen blickten. Die nackten Füße steckten in grünen Pantoffeln, und der Schädel war in ein grünes Turbantuch gehüllt, ein Zeichen, daß dieser Mann seine Abkunft von dem Propheten Mohammed herleitete. In der Hand hielt er die lange, dicke Nilpeitsche.

„Abd el Mot!“ flüsterte Lobo seinem Gefährten zu.

„Still, schweig!“ antwortete dieser ängstlich.

Der Weiße war also der zweite Kommandant der Seribah. Er nannte sich „Diener des Todes“, während der erste Befehlshaber „Vater des Todes“ hieß. Er blieb für einen Augenblick bei den Sklavinnen stehen. Diese arbeiteten mit doppeltem Eifer als vorher; doch schien ihr Fleiß seinen Beifall nicht zu finden, denn er schrie sie mit harter Stimme an:

„Allah zerschmettere euch! Wollt ihr ihm die Zeit abstehlen, ihr Faullenzerinnen! Heute soll gebacken werden, denn morgen brechen wir auf, und noch ist das Mehl nicht fertig!“

Er schlug mit der Peitsche ohne Wahl auf sie ein, daß die Getroffenen vor

*) Diener des Todes.

Schmerz heulten, aber ohne zu wagen, ihre Arbeit dabei auch nur für einen Augenblick einzustellen. Dann kam er zu den beiden Belandanegern. Er sah ihnen eine Weile zu, hob dann ein Seil auf, um die Arbeit zu prüfen, warf es wieder hin, und versetzte jedem einige Hiebe, von denen die Haut an den getroffenen Stellen sofort aufsprang. Die Schwarzen bissen die Zähne zusammen, daß es laut knirschte, gaben aber keinen Laut von sich, und arbeiteten ohne Unterbrechung weiter.

„Es that wohl nicht weh genug?" lachte er grausam. Das nächste Mal werdet ihr schon heulen müssen, ihr Tagediebe. Werft euch nieder, wenn ich mit euch rede!"

Dieser Befehl war von einigen weiteren Hieben begleitet. Die Neger sanken zu Boden, was sie vorher nicht gewagt hatten, um nicht mit der Arbeit inne zu halten. Er betrachtete sie mit gefühllosem Blicke, versetzte jedem einen Fußtritt und fuhr fort:

„Ihr seid Belandas. Ist euch euer Land bekannt?"

„Ja, Herr," antwortete Tolo ohne aufzublicken.

„Kennt ihr die Helle*) Ombula?"

„Tolo ist oft dort gewesen."

„Was hattest du dort zu thun?"

„Die Schwester der Mutter wohnt mit ihrem Manne und ihren Kindern dort."

„So hast du also Verwandte in Ombula! Wie viele Familien gibt es da?"

„Sehr viele, Herr, viel mehr als in andern Dörfern," antwortete der Neger, dem es wie den meisten seinesgleichen unmöglich war, weiter als höchstens zwanzig zu zählen.

„Ist der Ort gut befestigt?" fuhr der Araber fort.

„Es ist ein doppelter Stachelzaun rundum," antwortete der Gefragte.

„Ist die Umgebung offen, oder gibt es Wald?"

Der Subakh**) steht in Büschen, aus denen Lubahn***) ragen.

„Besitzen die Einwohner viele Rinder?"

„Nein, Herr, sie sind arm."

Die Rinder sind dem Sklavenjäger nämlich noch lieber als die Gefangenen. Diese Tiere haben für den Neger einen so hohen Wert, daß er bei einem Ueberfalle vor allen Dingen sie zu retten sucht und dabei wohl seine Kinder opfert. Der Belanda hatte eine verneinende Antwort gegeben, um den Araber von dem Ueberfalle des befreundeten Dorfes abzubringen. Abd el Mot durchschaute ihn. Er zog ihm die Peitsche zwei-, dreimal über den Rücken, und donnerte ihn an:

„Hund, lüge nicht, sonst peitsche ich dich tot! Sage die Wahrheit, oder ich schlage dir das Fleisch in Striemen von den Knochen. Gibt es viele Rinder dort?"

„Ja," gestand jetzt Tolo aus Angst.

„Und haben die Leute gute Waffen?"

„Pfeile, Spieße und Messer."

„Keiner hat eine Flinte?"

„Keiner, Herr."

(Fortsetzung folgt.)

*) Dorf.
**) Combretum.
***) Boswellia papyriferia.

Schneemänner.

II.

Gegen zehn Uhr abends endlich hatte Frau Holle all ihre Schneefedern ausgeschüttet — es war auch Zeit, daß sich die alte Dame zur Ruhe legte; was sie dabei hatte, auf leeren Kisten zu schlafen, bleibt unergründlich. Eine stille schweigende Winternacht mit tiefem Frieden war dem stürmischen Tage gefolgt. In Gold und Purpur brach der neue Tag heran, der bald in leuchtender Klarheit über der weißschimmernden Erde und auch über dem winzigen Punkte dieser Erde, dem Dörfchen Haiderode, erstrahlte. Wie eine rotglühende Metallkugel stand die Sonne hinter dem zierlich gegitterten Reiserwerk der Bäume und Sträucher; das verschneite Dörfchen sah aus, als wäre es aus einem einzigen Marmorblocke von Carrara herausgemeißelt; der Rauch aus den niedrigen Schornsteinen stieg kerzengerade in die ruhige Luft und wurde vom Schein der Sonne in Gold- und Purpurwölkchen verwandelt. Die Spatzen saßen wie runde Federbälle in den Gartensträuchern und blinzelten mit ihren dicken Augen, als ob sie einen Spitzbubenstreich überlegten; die Haubenlerchen und Gelbgänschen trippelten vor den Scheunenthoren und Hausthüren und bettelten demütig um ein Körnchen Getreide, um ein Krümchen Brot, während die Krähen mit breiten schwarzen Fittichen im klaren Sonnenschein über den weißen Schnee hinflogen und „Cras, Cras! Morgen, Morgen!" riefen, als ob dann alle Winternot zu Ende sei.

Früh mit den Vögeln haben sich auch unsre jungen Studenten hinaus ins Freie gemacht. Seht, da tummeln sich die Sechse schon auf dem Marktplatz! Aber schwerlich lassen sich heute „Studenten" in den jugendlichen Gestalten erkennen. Eine Ovidsche Metamarphose hat sich mit ihnen vollzogen. In plumpen, strohgefütterten, aber um so wärmeren Holzschuhen stecken ihre Füße; die untere Partie der Beinkleider verbirgt sich in langen grauen oder blauen Wollstrümpfen; die modernen Jaquettes sind mit dicken grauen Hausjoppen, auch mit grünwollenen Jagdkitteln und sogar mit dickgestrickten blauwollenen Unterjacken („Oberjacken" ist in diesem Falle richtiger) vertauscht; der eine hat eine buntgestreifte Zipfelmütze über Stirn und Ohren gezogen, der andre einen feuerroten Shawl um Kopf und Hals gewickelt, der dritte hat seinen Kopf durch eine Mütze von Fuchspelz geschützt, an welcher noch die gelbrote Lunte, d. i. der Schweif des Tieres, baumelt; kurz, die Jünger des erhabenen Paulinischen Gymnasiums zu Münster, die Söhne des echt münsterländischen Dörfchens Haiderode sehen aus wie europäische Hyperboräer, wie Lappen und Eskimos, — nur daß die hübschen, frischroten Gesichter, die schlanken, geschmeidigen Glieder echt deutsch geblieben sind, denn:

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrein.

Die Sechse, getreu ihrem Vorsatze vom vorigen Tage, wühlen, rollen, kneten, backen und formen in den dicken Schneemassen, unter großem Geschrei und Hallo, angestaunt von den Kindern des Dorfes, welche die blaugefrornen Näschen neugierig in die Luft strecken und die frierenden Händchen unter ihren geflickten Kleidungsstücken zu schützen suchen. Auch mancher Erwachsene, der gerade vorübergeht, bleibt eine Weile stehen und sieht dem fröhlichen Schaffen der frischen Jungen lachend zu. „Nun gibt's wieder Kirmes in Haiderode, wenn die lateinischen Studenten da sind," bemerkt sogar der grimmig dreinschauende, schnauzbärtige Polizeidiener des Dorfes im Vorbeigehen zu dem öffentlichen Ausrufer, der sich mit seiner Glocke an die nächste Straßenecke pflanzt, dreimal schellt und dann mit eintöniger Stimme eine Reihe von Holzverkäufen herunterleiert.

Als der rote Sonnenball, der bis dahin neugierig hinter dem Reiserwerk hervorlugte und immer höher seine Nase reckte, endlich über den oberen Saum dieses Reiser-

werkes blicken kann, da sieht er mitten auf dem Marktplatze von Haiderode bereits eine Schneefigur stehen, die, dem breiten Ordensbande nach zu urteilen, das quer die Brust umschließt, unzweifelhaft ein fürstlicher Herr sein muß. Das rote Sonnenantlitz verzieht sich zu einem breiten Grinsen — und da reichen sich die Knaben die Hände und während sie um ihr erstes Kunstwerk herumtanzen, singen sie mit lauten Stimmen, die weit in die klare Winterluft hinaustönen:

„Der Schah, der Schah,
Er steht leibhaftig da!
Er ist jetzt in der Mode —
Drum auch in Haiderode
Steht er leibhaftig da:
Der Schah, der Schah, der Schah!"

Die zuschauenden Dorfkinder aber hüpfen vor Plaisir auf einem Bein und wiederholen mit schräpelnden Stimmen: „Der Schah, der Schah!" — ohne zu wissen, was denn eigentlich ein Schah in der Welt bedeutet.

„Der ist uns famos gelungen!" sagt Gottfried Berger. „Es war eine gute Idee von dir, Arnold Rösing, die fünf Finger der ausgestreckten Linken sowie die Nase aus roten Rüben herzustellen — nun sehen diese Körperteile aus, als würden sie von dem scharfen Froste gezwickt. Ja, ein König aus dem heißen Morgenlande wird naturgemäß in Haiderode frieren!"

„Und auf meine Idee, den Bart aus eingesteckten Besenreisern zu machen," lacht Peter Zaun, der kecke Quartaner, „werde ich mir ein Patent geben lassen!"

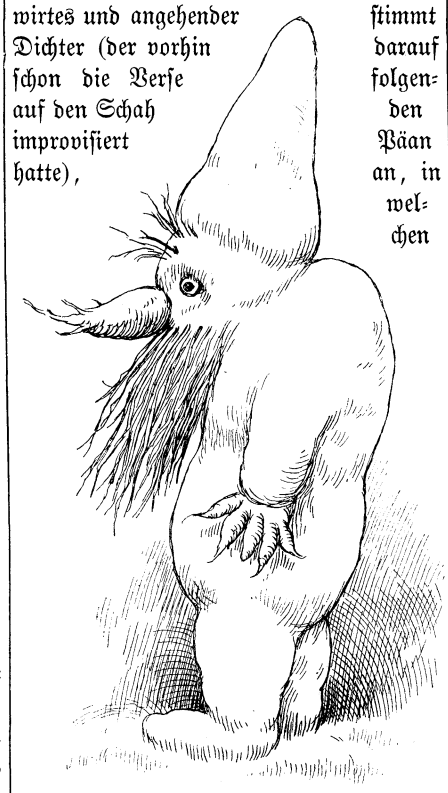
„Trotz alledem," schreit Burchard Brüning, Untertertianer und Sohn des Apothekers, „würde euer Schah nichts taugen, wenn ich nicht auf den Gedanken gekommen wäre, dem haltlosen Manne ein tragendes Knochengerüst von Besenstielen zu geben!"

„Alle, alle," ruft Gottfried Berger, „habt ihr zum Gelingen des Werkes beigetragen! Und nun frisch auf, zum Klapperplatz, damit wir dort dem Förster Rabe einen Hirsch vor die Thür pflanzen!"

Mit lautem Hallo traben die Knaben in ihren Holzschuhen durch die Gassen des Dorfes nach dem Klapperplatz, die Bewachung des Schahs von Persien, dieser hervorragenden Marmorfigur, „dem Kunstsinn der Haideroder überlassend," wie Gottfried Berger bemerkt.

Die Dorfkinder laufen hinter den lateinischen Studenten drein, wobei einige in den Schnee purzeln, andre einen Holzschuh verlieren. An die laufenden Kinder schließen sich wiederum einige Dorfhunde an — häßliche gelbe oder schwarze Köter, welche bisweilen mit der Schnauze in den Schnee fahren und sich überkugeln.

Vor der Wohnung des Försters ist ein Haufen Knüppelholz aufgefahren. „Willkommene Beute!" jauchzt Gottfried und sucht sich sofort vier derbe Knittel aus, denen er mit Hilfe eines kleinen Handbeils, das zufällig draußen auf der Fensterbank liegt, eine bestimmte Länge gibt. „Befestigt mir diese vier Knittel in der Erde, hier zwei, dort zwei!" kommandiert der Primaner mit Feldherrnstimme. Der Befehl wird vollführt. „Nun rollt mir eine längliche Schneewalze, den Leib des Hirsches, während ich selbst mit kunstgeübten Händen den Kopf und Hals formen will!" Nach einigen Minuten ist beides fertig. Nach weiteren zehn Minuten sind die Körperteile zusammengefügt, es prangt auch ein zackiges Geweih (hergestellt aus einigen verzweigten Aesten) auf dem Schädel des stattlichen Tieres. Walter Nordhof, Obersekundaner, Sohn eines reichen Landwirtes und angehender Dichter (der vorhin schon die Verse auf den Schah improvisiert hatte), stimmt darauf folgenden Päan an, in welchen



Wurzelmännchen.

bald die Gefährten unter Rundtänzen um das neue Kunstwerk einfallen:

„Der Hirsch, der Hirsch,
Hier steht er frei zur Pirsch!
Heraus du Förster Rabe!
Gott grüß dich, alter Knabe!
Es lockt zur flotten Pirsch
Der Hirsch, der weiße Hirsch!"

Förster Rabe scheint nicht zu Hause zu sein; wenigstens rührt sich nichts in der Wohnung. Dafür fliegt plötzlich ein mächtiger brauner Jagdhund hinter dem Hause her und will sich wütig bellend auf die Sänger stürzen. Die aber haben im Nu ein halbes Dutzend Schneebälle gedreht und selbe auf den Pelz des Attentäters gebrannt, worauf dieser den Schwanz zwischen die Beine kneift, Kehrt macht und sich in scharfem Trab wieder hinter die Försterwohnung rettet, verfolgt von dem Hallo der Sechse.

„Nun frisch auf zum fröhlichen Jagen nach der Hühnerdelle, wo Rolf Barthels, der lustige Schenkwirt, sein Wahrzeichen in Gestalt eines goldenen Holzschuhs aushängt!" kommandiert Wendelin Schäpers, Unterprimaner und Sohn des Bierbrauers. „Diogenes in der Tonne soll der Schmuck der Hühnerdelle werden; dann haben bereits drei öffentliche Plätze von Haiderode ihren Marmorschmuck!"

Fünf Minuten später sind die sechs Jünger des Phidias auf der Hühnerdelle in voller Thätigkeit. Eine leere Tonne wird mit Genehmigung des Schenkwirts auf den Platz gerollt und durch seitwärts untergeschobene Schneeklumpen festgelegt; dann formen die einen die Beine, die andern das runde Bäuchlein, die dritten das Haupt des griechischen Weisen. Vorn, im Eingange der Tonne, wird alles zusammengefügt, und der Philosoph muß es sich gefallen lassen, daß er Finger und Nase von ganz gewöhnlichen gelben Karotten, einen Bart von Birkenreisern erhält — wozu ist er denn auch wegen seiner Genügsamkeit in der ganzen Welt berühmt? Der erste Diogenes führte zum Wassertrinken eine hölzerne Schale bei sich, die er freilich später, als er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken sah, auch wegschleuderte; unserm nachgemachten Diogenes schiebt Walter Nordhof eine leere Arrakflasche unter den Arm, denn die, sagt der junge Dichter, passe besser in das Preislied, das er jetzt zu Ehren des erhabenen Weltweisen anstimmen werde:

„Hier sitzet in der Sonne
Diogenes in der Tonne.
Daß euch nicht überrasche
Die volle Arrakflasche:
Diogenes, wie nie,
Studiert Viele-soff-sie!"

Die übrigen Knaben wiederholen den lustigen Singsang und tanzen dabei in ausgelassenen Sprüngen um das neue Standbild von Haiderode herum. Die Gäste, welche sich zum Morgenschoppen in der Schenke befinden, treten vor die Hausthür und lachen aus vollem Halse; der dicke Schenkwirt selbst wackelt und zittert

vor Lachen wie ein Gallertpudding. Dann läßt er sechs Gläser dampfenden Punsches kommen und kredenzt dieselben mit Fäusten, welche vollkommen den roten Rübenfingern des Diogenes ähnlich sehen, den pläsirlichen Jungen. Die Sechse lassen sich von dem Freund und Landsmann nicht zweimal nötigen und schlürfen behaglich das duftige, wärmende Naß. „Eine Ehre ist der andern wert," sagt der dicke Schenkwirt, noch immer zitternd vor Lachen; „ihr habt mir meine Hühnerdelle so nett gemacht, und deshalb sollt ihr auch von meinem besten Kaiserpunsch haben. Solch lustige Schneekerle brächten wir andern im Dorfe nicht fertig; das können nur die lateinischen Studenten. Ja, ja, ich hab's immer gesagt, es ist ein Unterschied zwischen König Salomo und seinem Hutmacher!"

Mittlerweile ist der Morgen so weit vorgeschritten, daß es Zeit zu einem zweiten Frühstück wird, und das gedenken die Sechse nimmermehr im Stich zu lassen, am allerwenigsten im Elternhause, wo die Mutter für den Feriengast gern das Beste und Schönste hergibt. Die jungen Künstler kommen deshalb überein, die künstlerische Ausschmückung von Haiderode zu unterbrechen und solche erst am Nachmittag wieder aufzunehmen. Wieviel neunzöllige Schinkenbutterbröte zum zweiten Frühstück, wieviel gebratene Mettwürste, Schweinerippen und Kalbskeulen zum Mittagessen in den Häusern vertilgt werden, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.

Am Nachmittage treffen wir die Knaben von neuem bei der Arbeit. Die Sache geht jetzt, dank der Uebung vom Morgen, schon bedeutend flotter. Bald prangt auf dem Platze vor dem Armenhause eine drollige Zwergengestalt von Schnee, ein Gnom oder Wurzelmännchen, das diesen Namen doppelt verdient, weil seine gewaltige Nase und seine zehn Finger aus lauter Wurzeln bestehen. Darauf wird der Holzplatz mit einer Kapitalfigur geschmückt, einem Holzsäger mit richtigem Sägebock und richtiger Säge, und die Zuschauer sagen sich lachend, daß der Holzsäger eine täuschende Aehnlichkeit mit Fritz Boll, dem Tagelöhner, habe. „Namentlich die rote, rote, rote Nase!" schreit Gerhard Kreihenbäumer, der buckelige Schuster, und tanzt dabei wie ein Kind auf einem Bein. Der Platz vor dem Spritzenhause, welch letzteres zugleich als Gefängnis für die Vagabunden und ruhestörenden Trunkenbolde dient, erhält ein passendes Standbild in der Figur eines echten Banditen, die so täuschend gerät, daß die kleinen Kinder davor bange werden und nach Hause laufen. Uebrigens dämmert auch bereits der frühe Abend des kurzen Wintertages herein und hinter den kleinen Fenstern der Dorfhäuser flammen schon hie und da die Lampen auf.

„Für heute wollen wir unsre Hände ruhen lassen," sagt Gottfried Berger; „wir haben genug geschafft, um uns Feierabend gönnen zu dürfen. Sechs Standbilder aus carrarischem Marmor zieren bereits die öffentlichen Plätze von Haiderode, — ja, Haiderode ist auf dem besten Wege, der Kunststadt München den Rang abzulaufen! Ich wünsche euch allen, liebe Freunde, eine recht gute Nacht!"

„Gute Nacht! Gute Nacht!" ertönt von allen Seiten die Antwort.

Seltsame Geschichten.

Das muß wahrlich eine seltsame Geschichte sein, die der „Christl", wie der Nachtwächter im ganzen Dorfe von alt und jung genannt wird, den erregt aufhorchenden Gästen im Nebenstübel des Brauhauses erzählt, und der arg mitgenommene Schuh, der vor ihm auf dem Tische liegt, mag darin eine nicht unwichtige Rolle spielen; vielleicht will er mit ihm den Beweis für die Wahrheit seiner Behauptungen erbringen. Damit mag es übel bestellt sein, des Erzählers Miene sieht ganz danach aus, als ob er den Schalk im Nacken sitzen habe, der dicke Wirt mit der halbgläubigen Miene scheint ganz unsrer Meinung zu sein. Er glaubt ebensowenig wie wir an die neckischen Poltergeister, die sich dem Wächter bei Nacht und Nebel angeblich in den Weg stellten, er ist Soldat gewesen und hat sich auch sonst schon die Welt angesehen, um an dergleichen Spuk zu glauben. Die andern aber überläuft es bald heiß, bald kalt bei der Schreckensgeschichte, die der schalkhafte Gast zu erzählen weiß. Hat er den Bauern recht eingeheizt, dann geht er schmunzelnd von dannen, seinen Wächterruf wieder in den engen Dorfgassen erschallen zu lassen, von Stunde zu Stunde, bis der lichte Morgen am Himmel schwebt und oft gedenkt er dabei der Scene vom vorigen Abend im Brauhausstübel und lacht sich dabei eins ins Fäustchen.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

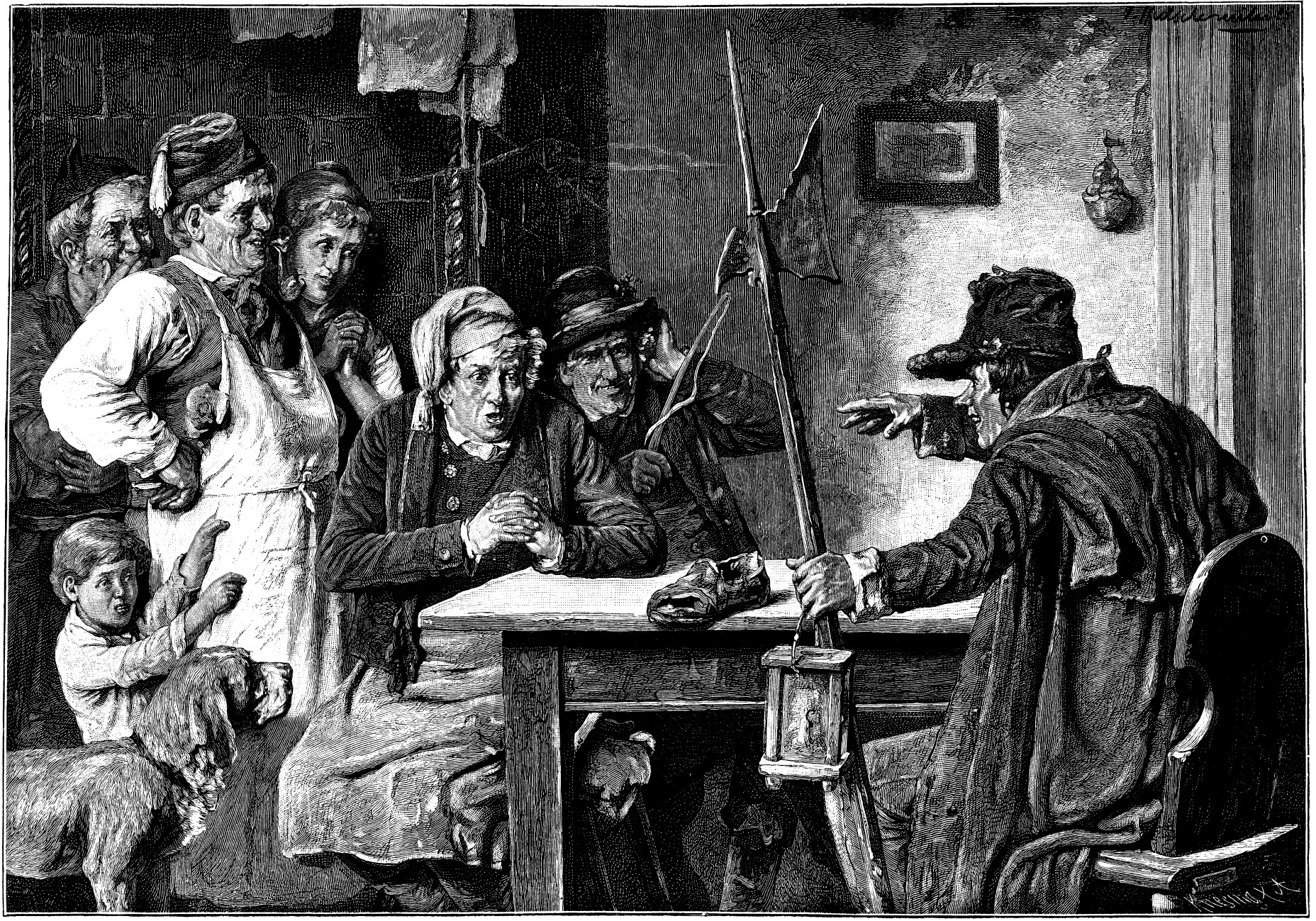
(Fortsetzung.)

Ich erzählte bereits, daß Sir Macdonald meinem Vater ein paar schöne Hunde zum Geschenk gemacht hätte, die Kastor und Pollux hießen. Man kann sich denken, wie sehr mich diese ausgezeichneten Tiere interessierten, und daß ich mich viel mit ihnen beschäftigte, da ich mehr Zeit hatte, als mein Vater, welcher auch häufig durch seinen Beruf vom Hause ferngehalten wurde. So kam es, daß Sir Macdonald eigentlich mir mit den schönen Hunden eine Freude bereitet hatte. Wohin ich ging, da begleiteten sie mich, und ich hatte nichts zu fürchten, wenn diese mutigen und vortrefflich abgerichteten Tiere bei mir waren.

Miß Bridget und Harriet waren gleich sparsam in der Führung unsres Haushaltes; sie scheuten jede unnötige Ausgabe, und waren nur glücklich, wenn sie dem Vater am Ende der Woche eine bedeutendere Summe einhändigen konnten, den Betrag für Kälber, Butter, Hühner, Eier und was sie sonst aus ihrer Wirtschaft nach Smithfield oder Bents Fort abgeben konnten. Harriet suchte aber auch förmlich jede Gelegenheit auf, um Ersparnisse zu machen, wie sich aus dem folgenden kleinen Erlebnis zeigen wird.

„Halte dich fertig, lieber Quin!" sagte sie eines Morgens zu mir. „Ich bedarf heute deiner Hilfe!"

„Ach, ich verstehe schon, Harriet," er-



Seltsame Geschichten.

widerte ich lächelnd, „du wohl hast wieder Verlangen nach ein paar Rebhühnern oder Hasen, um dein eigenes Jungvieh zu schonen? Und der Jägerbursche soll deinen Tisch mit Fleisch versorgen, welches euch keine Kosten macht?"

„Diesmal irrst du, lieber Bruder," erwiderte sie lachend, „obwohl ich nicht gesagt haben will, daß du eigentlich jetzt ganz andre Dinge im Kopf hast, als diejenigen, welche unser aller Wohl betreffen. Sonst lieferteſt du weit häufiger ein paar Truthähne, ein Wildferkel, ein Gericht Lachsforellen oder ähnliche willkommene Gaben in meine Küche; jetzt gehst du mehr auf Raubzeug aus, und sorgst nicht einmal dafür, daß die Felle gegerbt werden, welche du doch ziemlich teuer in Bents Fort verkaufen könntest."

„Und was wünscheſt du heute von mir, wenn ich fragen darf?" erkundigte ich mich. „Soll ich kein Wildbret schaffen, so weiß ich wirklich nicht, womit ich dir nützen könnte. Du hast doch nicht etwa die Absicht, mich in deinem Gemüsegarten anzustellen; dazu, liebe Schwester, verstehe ich mich nicht."

„Nein, Quin, im Garten will ich dich nicht beschäftigen; aber ich wollte gern auch einmal in den Wald hinaus, weil ich so lange nicht genügende Bewegung im Freien gehabt habe, und wollte meinen lieben Bruder bitten, daß er mich auf meiner Wanderung begleite."

„Von Herzen gern!" erwiderte ich. „Da kannst du mit mir nach Charles hinüberlaufen, welcher mir neulich erzählte, daß er einen Panther gespürt hätte; ich wollte gerade heute hin, um zu hören, wie es damit geworden sei."

„Um Gotteswillen, Quin!" rief Harriet aus. „Du sollst mich beschützen, und willst mich nun gar in eine so gefährliche Gegend führen? Das kann dein Ernst nicht sein. Geh nur ein andermal zu Charles, aber jagt den Panther nicht eher, als bis unser Vater dir Erlaubnis dazu gegeben hat."

„Du glaubst doch nicht," versetzte ich, „daß der Panther uns angreifen würde, wenn wir die Hunde mit uns nehmen. Er wird sich wohl hüten, zwei mit Flinten bewaffnete Menschen zu reizen; denn ich setze voraus, daß auch du eine Feuerwaffe mitnehmen wirst."

„Ein andermal gerne, Quin," antwortete sie. „Heute verfolge ich friedlichere Zwecke, und der Weg bis Charles ist mir zu weit, weil ich auch gern die kleinen Geschwister mitnehmen wollte; Dick und Tom haben sich schon so sehr auf den Spaziergang mit uns gefreut."

„Auch das noch!" rief ich aus. „Die sechsjährigen Burschen können sich hier wohl auf dem Hofe, im Garten und am Ufer des Yellow Fork tummeln; aber draußen im Walde werden wir sie schwerlich vorwärts bringen, der ganze Spaß wird uns verdorben."

„Nicht doch, lieber Quin!" erwiderte Harriet. „Bedenke, auch wir waren einst so klein, und vielleicht weniger flink, als diese Zwillinge, welche du zu wahren Schnellläufern abgerichtet hast. Sie überholen mich im Garten stets, und in einem Dauerlauf möchte ich mich nicht mit ihnen messen. Außerdem . . ." sie zögerte ein wenig, und wollte nicht recht mit der Sprache heraus, „außerdem sollen die Kinder uns behilflich sein. Sieh, lieber Quin, in der nächsten Woche haben wir große Wäsche, die Seife ist sehr teuer, und ich wollte das Geld so gerne sparen. Unter den Tannen, eine Viertelstunde über die Hütte des von dir angebeteten Jägers hinaus, stehen Seifensträucher in Menge. Wir nehmen einen Korb und jeder eine kleine Hacke mit; dann haben wir noch vor Mittag den nötigen Vorrat an Seife ausgescharrt, und unsre Zeit sehr nützlich angewandt."

Mürrisch genug werde ich ausgesehen haben, als ich erfuhr, was die Schwester von mir wollte; ich habe sicherlich nicht in der freundlichsten Form meine Zusage gegeben, weil mir eine derartige Anstellung nie recht mit dem Geschmacke eines halbwilden Knaben zu stimmen schien. Zur Nachricht für meine Leser sei hier erwähnt, daß in den gemischten Waldungen, namentlich unter den Aesten der Tannen und Fichten, ein niedriger Strauch mit blaßgelben Blumen gefunden wird, dessen knollenartige Wurzeln von den Ansiedlern ausgegraben werden. Diese Knollen sind unter dem Namen Seifenwurzel bekannt, weil die ihres haarigen Ueberzuges entkleidete Wurzel vollkommen gut als Seife benutzt werden kann, wenn sie vorher im Wasser erweicht worden ist. Auch der haarige Ueberzug dieser Knollen ist wertvoll. Harriet hatte von der Mutter gelernt, daß es zu Polstern aller Art, zu Matratzen und Lehnstühlen kein weicheres und dauerhafteres Material gebe, als die mit langen, weichen Borsten besetzten Häute dieser Knollen.

Eine halbe Stunde später machten wir uns auf den Weg, Harriet, Dick, Tom, ich und meine nie fehlenden Begleiter Kastor und Pollux. Selbstverständlich fiel mir, als galantem Bruder, die Rolle zu, den großen Korb, zwei kleine Sammelkörbe, und die beiden Hacken zu tragen, weshalb ich meine Flinte zu Hause ließ. Auf dem Heimwege hatten ja Harriet und ich gerade genug an dem Korbe zu schleppen, wenn er mit der beabsichtigten Beute gefüllt sein würde. Auf der Fähre zogen wir uns nach der andern Seite des Yellow Fork hinüber und traten in den dichten Wald ein. Die kleinen Zwillinge jubelten vor Freuden, Harriet zeigte die beste Laune, daß ich ihren Wunsch, wenn auch widerwillig, erfüllte, und die Hunde waren ausgelassen, wie immer, wenn sie sich im Walde austoben durften. An dem Waldschloß vorbei drangen wir westlich vor, auf einem Fußpfade, den Sir Macdonald getreten hatte, und auf dem er vor noch nicht acht Tagen selber gewandelt war. Selbstverständlich war ich in Gedanken mit diesem Jäger beschäftigt, und fragte mich, wo er jetzt wohl weilen möchte; deshalb blickte ich nicht gerade aufmerksam nach den Sträuchern aus, und mußte erst durch Harriet erinnert werden, daß die Arbeit beginnen könnte.

Wurzel nach Wurzel wurde bloßgelegt und abgeschnitten; einige ließen wir zurück, damit die Pflanze fortbestehen könnte, und scharrten die lose Erde wieder darüber. Während Harriet und ich gruben, sammelten die kleinen Brüder die herausgeholten Knollen in Körbe und schütteten den Inhalt derselben in den großen Korb, den ich beständig nachholte. Zwei Stunden waren so vergangen, es war noch lange nicht Mittag, und unser Korb bereits gefüllt. Der Heimweg konnte angetreten werden, niemand war froher als Harriet, welche mit mir gemeinsam die ziemlich schwere Last aufhob.

Langsam, hie und da ausruhend, begannen wir den Rückweg, und waren wohl noch zehn Minuten vom Waldschloß entfernt, als die Hunde in das Gebüsch eindrangen und grimmig heulten. Ich wußte, daß sie auf ein Wild von besonderer Art gestoßen sein müßten, und konnte, so sehr auch Harriet bat, meine Lust nicht bekämpfen, den Hunden zu folgen. Vor einer Erdhöhle, welche zwischen den flachliegenden Wurzeln einer mächtigen Tanne gegraben worden war, standen Kastor und Pollux und winselten

laut. Nur mit Mühe brachte ich sie zum Schweigen, legte mich auf den Boden, und starrte in die dunkle Höhle hinein. Anfangs entdeckte mein Auge nichts, dann unterschied ich allmählich zwei oder drei zottige plumpe Wesen, welche sich um den Besitz der entlegensten Ecke balgten. Ohne Zweifel waren es junge Bären, vielleicht zwei Monate alt, und die Bärenmutter befand sich nicht bei den Jungen.

Ohne viel nachzudenken, eilte ich zu meinen Geschwistern zurück, erzählte ihnen von meiner Entdeckung, und bat sie, mir an den Eingang der Höhle zu folgen. Harriet ließ sich schwer überzeugen, daß keine Gefahr mit der Befriedigung unsrer Neugier verbunden sei, nahm aber dann die kleinen Brüder an der Hand und lief mir nach.

„O, wie reizend, wie allerliebst sind die jungen Bären!“ rief Dick. „Könntest du uns nicht einen davon holen, Quincy?“

„Das geht nicht gut,“ erwiderte ich. „Das Junge würde ohne die Mutter umkommen.“

„O, lieber Quincy,“ fing nun auch Tom an, „wir würden ihm Milch und Fleisch geben, daß es nicht notleidet, und bringen es seiner Mutter wieder, wenn wir nicht mehr mit ihm spielen mögen.“

Auch Harriet konnte sich nicht satt sehen an den possierlichen Gestalten, nun mochte sie sich gar nicht von der Höhle trennen. Ich machte den Geschwistern Eile, weil ich wußte, daß sich die Bärenmutter bei Tage nie weit von ihren Jungen entfernt, und jeden Augenblick zurückerwartet werden mußte. Noch lagen Harriet und die Zwillinge vor der Grube, als in geringer Entfernung ein schreckliches Gebrüll ertönte, und ich einen Baribal an einem der benachbarten Stämme herabkriechen sah, wo er wahrscheinlich, um nicht durch das Spiel seiner Jungen gestört zu werden, ein Morgenschläfchen gehalten hatte. Ohne Zweifel ward die Bärenmutter durch das Gebell der Hunde erweckt, und hatte uns schon eine Zeitlang beobachtet, ehe sie zum Schutze ihrer gefährdeten Jungen herbeieilte. Jetzt war schleunige Flucht vonnöten. Körbe und Hacken im Stiche lassend, an jedem Arm einen der beiden Brüder, lief Harriet, so schnell sie konnte, voraus; ich deckte mit Kastor und Pollux ihren Rücken, und rief ihnen ermunternde Worte zu. Behender freilich, als seine braunen und grauen Verwandten, bewegt sich der Baribal, doch auch nicht so schnell vorwärts, daß er einen schnellfüßigen Menschen auf kurze Strecken einzuholen vermöchte; aber er ist sehr ausdauernd in seinem plumpen, wiegenden Trabe, und ermüdet dadurch sogar vierfüßige Tiere.

„Lauft nach dem Waldschloß!“ rief ich der vorauseilenden Harriet zu. „Dasselbe ist nicht verschlossen, und ihr erreicht es sicher noch vor der Bärenmutter.“

„Ja, Quincy, nach dem Waldschlosse!“ erwiderte sie, und flüchtete, so schnell sie ihre Beine tragen wollten. „Aber bleibe du nicht zurück, komm mit uns! Der Bär wird dich sonst töten!“

Mir bangte nicht so sehr, nur die Geschwister wollte ich gerettet wissen. Wir hatten ja einen tüchtigen Vorsprung vor der gereizten Bärenmutter, und diese mußte noch viel weiter zurückbleiben, da sie sich, wie ich ganz richtig vermutet hatte, erst nach ihren Jungen umsah, ehe sie uns verfolgte. Indessen hörte ich schon ihr grimmiges Brummen hinter mir, und hatte allen Grund, mich zu beeilen. Die Geschwister waren weit voraus, ich sah sie gar nicht mehr; vielleicht hatten sie schon das Waldschloß erreicht, als ich zum erstenmal stillstand, um Kastor und Pollux auf den verfolgenden Feind zu hetzen. Die mutigen Hunde faßten auch wirklich den Bären hinten am Fell, und suchten das riesige Tier zurückzuhalten. Wandte sich der Bär, von Schmerzen gepeinigt, um mit den Vordertatzen nach ihnen zu schlagen, oder sie mit den Zähnen zu fassen, so ließen sie ihn für Augenblicke los, hielten sich aber dicht in seiner Nähe, weil sie wußten, daß er ihnen an Schnelligkeit nicht gewachsen sei. Fuhr der Bär dann auf sie los, so zogen sie sich langsam zurück und schafften mir dadurch einen neuen Vorsprung. Sobald ich wieder ernstlich vorwärts lief — und ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß ich alle meine Kräfte zusammennahm — waren die Hunde auch wieder an meiner Seite. So näherten wir uns dem Häuschen des Jägers, ich von der Besorgnis erfüllt, ob meine Geschwister sich schon in Sicherheit gebracht hätten. Der Bär war kaum noch hundert Schritte von mir entfernt gewesen, als ich zum letztenmal stillstand, und ihm durch die Hunde zu schaffen machen ließ.

Da sah ich die hellbemalten Thüren und Fensterläden des Waldschlosses durch die Büsche schimmern — ein paar Sätze, auch ich konnte gerettet, konnte mit den Geschwistern vereint sein. Harriet steckte ihren blonden Kopf jetzt gerade aus der von innen geöffneten Thür, schaute nach mir aus, und rief verzweifelt meinen Namen.

„Denke nur an euch, liebe Harriet!“ rief ich ihr zu. „Verriegle von innen die Thür, wenn dies möglich ist, und gedulde dich noch einen Augenblick, bis ich, so Gott will, zu euch stoße!“

Die Schwester gehorchte zu ihrem großen Glück; denn mit schrecklichem Brüllen, wie es mir vorkam, noch schneller als vorher, eilte der Bär hinter mir drein; er wollte mich erreichen, bevor mir das Haus Schutz bieten könnte. Und wirklich, hätte ich noch Einlaß bei den Geschwistern verlangt, so wäre es vielleicht um uns alle geschehen gewesen; so dicht war er mir auf den Fersen.

Ich stand also wiederum still, und schickte dem rasenden Tiere die Hunde entgegen, damit sie ihn noch für einen Augenblick aufhalten sollten. Mit einem Auge verfolgte ich den Bären, mit dem andern musterte ich die zu dem Pferdestall führende Thür, griff nach dem Riegel und öffnete den Raum. Aber zum Eintritt und zum Wiederverschließen der Thür hätte es mir auch jetzt an Zeit gefehlt; denn der Bär ließ sich nicht mehr aufhalten, schüttelte die gewaltigen Hunde wie Spielzeug von sich, und war mir bereits ganz nahe. Ich flüchtete nun um das Haus herum, und reizte die Hunde, ihn fester zu packen; der Bär raste hinter mir drein.

So hatte er mich wohl ein halbes Dutzend Male um das Waldschloß herumgejagt, bis ich endlich soviel Spielraum gewann, um in den Pferdestall hineinzuspringen und die Thüre hinter mir zu verschließen. Barmherziger Gott, keine zehn Sekunden kam ich zu früh. Kaum hatte ich von innen den Riegel vorgeschoben, so warf sich der Bär mit aller Kraft gegen die Thür, daß sie krachte; ich glaube nicht, daß sie seiner Wucht hätte Widerstand leisten können, wenn er den Ansturm wiederholt hätte.

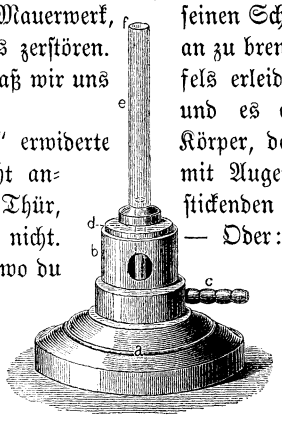
Da steckte ich nun mit meinen Geschwistern unter einem Dach, und war doch von ihnen getrennt. In dem Stalle herrschte absolute Finsternis, weil die Läden vor den Fenstern geschlossen waren. Unbekannt mit der inneren Einrichtung, tastete ich umher; hatte ich Swen richtig verstanden, so mußte ja der Wohnraum mit diesem Stalle durch eine Thür verbun-

den sein, meiner Vereinigung mit den Geschwistern stand dann nichts mehr im Wege. Draußen tobte der Bär, von den Hunden gereizt, und brummte fürchterlich; neben mir an schrieen die jüngeren Geschwister, und Harriet, die zu mir sprach, konnte sich bei dem Lärmen kaum verständlich machen.

„Aengstigt euch nicht um mich!“ rief ich ihnen zu. „Ich bin gerettet, bin hier neben euch.“

„Kannst du nicht zu uns kommen, Quincy? Der Bär kratzt an dem Mauerwerk, und ich fürchte, er wird es zerstören. Es ist so finster, Quincy, daß wir uns nicht zu helfen wissen.“

„Gedulde dich, Harriet,“ erwiderte ich, „auch mir geht's nicht anders; ich suche nach der Thür, finde jedoch den Drücker nicht. Tritt dicht heran, hierher, wo du meine Stimme hörst; vielleicht ist nur an deiner Seite ein Drücker angebracht.“



Chemische Experimente. Fig. 1. Der Bunsenbrenner.

Wohl hörte ich, wie ihre Hände an den Thürbrettern auf- und abfuhren; eine Ewigkeit schien es mir, daß ich zum Warten verurteilt war. Die Geschwister befanden sich in Lebensgefahr, und mich trennte eine wahrscheinlich mit Absicht vernagelte Thür von ihnen, ich konnte ihnen nicht helfen.

„Der Bär bricht durch, Quincy! Einen Stein hat er bereits herausgeholt; ich sehe das Tageslicht.“

(Fortsetzung folgt.)

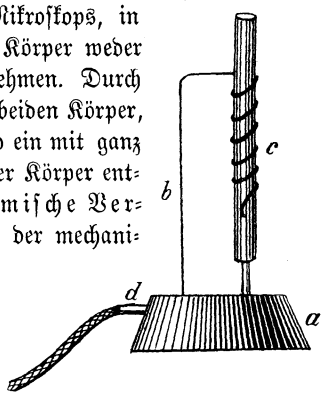
Chemische Experimente.

I.

Das Laboratorium.

Das Gebiet, in welches wir heute unsre jungen Freunde einführen wollen, die Chemie, ist eine Wissenschaft, ebenso ausgezeichnet durch die Einsicht, welche sie denen, die sich mit ihr beschäftigen, in die Wunder der Schöpfung gewährt, als auch durch den mächtigen Einfluß, den sie auf Gewerbe und Industrie ausübt.

Was ist aber der wahre Zweck der Chemie? Welche Aufgabe hat sie zu lösen? Diese Fragen mit wenigen Worten zu beantworten, ist nicht leicht, viel besser läßt sich dies durch einige Beispiele erreichen. Reiben wir eine Stange Schwefel mit Tuch, so erhält der Schwefel eine Eigenschaft, die er vorher nicht besaß, er erhält die Eigenschaft, leichte Körper wie Papierschnitzel anzuziehen, er ist, wie man sagt, elektrisch geworden. Aber mit der Annahme dieser Eigenschaft hat der Schwefel seine besonderen Eigenschaften nicht verloren, er hat an Gewicht weder zu- noch abgenommen: die Natur des Schwefels ist unverändert geblieben. Wenn wir aber den Schwefel in einem Schälchen bis über seinen Schmelzpunkt erhitzen, so fängt er an zu brennen, die Substanz des Schwefels erleidet hierbei selbst Veränderung und es entsteht ein durchaus neuer Körper, den wir, weil luftförmig, nicht mit Augen, wohl aber an seinem erstickenden Geruch wahrnehmen können. — Oder: Wir mischen in einer Reibschale (Mörser) Eisenfeilspähne und Schwefel innig zusammen, so erhalten wir ein Gemenge, in welchem, wie fein sie auch zerteilt sein mögen, die einzelnen Teilchen unverändert nebeneinander lagern. Schütten wir aber das Gemenge in einen kleinen Porzellantiegel, erhitzen diesen über einer Spirituslampe vorsichtig, so gerät die Masse bald ins lebhafteste Glühen und wir können, selbst mit Hilfe des schärfsten Mikroskops, in dem entstandenen schwarzen Körper weder Eisen noch Schwefel wahrnehmen. Durch das Zusammenschmelzen der beiden Körper, Eisen und Schwefel, ist also ein mit ganz andern Eigenschaften begabter Körper entstanden, wir sagen eine *chemische Verbindung*, welche sich von der mechanischen Mischung wesentlich unterscheidet. — Tauchen wir einen blankgeputzten Streifen Zinkblech in eine Auflösung von essigsaurem Bleioxyd (Bleizuckerlösung), so bemerken wir bald, wie sich metallisches Blei in Form prächtig glänzender Blätter an dem Zinkstreifen ausscheidet, während letzterer selbst allmählich verschwindet.



Chemische Experimente. Fig. 2. Die Gaslampe.

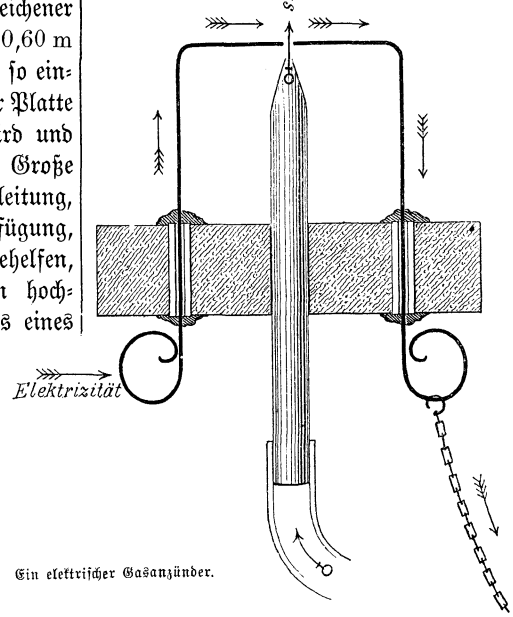
In allen diesen Beispielen sehen wir chemische Arbeiten und aus der Verschiedenheit der Erscheinungen, welche sich hierbei abspielen, ist der Chemiker im stande, die Zusammensetzung des Körpers zu erkennen. Die Aufgabe, welche die Chemie sich stellt, ist also eine doppelte, sie lehrt, wie die Körper zusammengesetzt sind, dann aber auch, wie sie zusammengesetzt werden.

Der Chemiker unterscheidet einfache und zusammengesetzte Stoffe. Einfache Stoffe oder Elemente werden solche genannt, welche sich mit den gegenwärtig zu Gebote stehenden Mitteln nicht in andre Stoffe zerlegen lassen, während unter der Bezeichnung zusammengesetzte Stoffe Körper verstanden werden, aus welchen man mehrere, unter sich und von dem ursprünglichen Körper in den Eigenschaften durchaus verschiedene Stoffe ausscheiden kann. Das Schwefeleisen, welches wir soeben kennen gelernt haben, läßt sich in zwei einfache Stoffe zerlegen, in Eisen und Schwefel; das essigsaure Bleioxyd kann in Essigsäure und Bleioxyd zerlegt werden. Diese beiden letzten Körper sind jedoch wieder zusammengesetzte Stoffe; denn das Bleioxyd besteht aus Blei und Sauerstoff, die Essigsäure aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff.

Die einfachen Stoffe oder Elemente werden allgemein in Metalle und Nichtmetalle (Metalloide) eingeteilt, obwohl sich eine strenge Grenze zwischen beiden nicht ziehen läßt; es finden allmähliche Uebergänge statt, so daß in einigen Fällen nicht zu unterscheiden ist, ob ein Element mit größerem Rechte zu den Metallen oder zu den Nichtmetallen gezählt werden darf. Die chemische Aehnlichkeit, welche z. B. Arsen und Antimon mit Phosphor besitzen, haben zur Folge gehabt, daß sie wohl eben so oft den Metallen als den Nichtmetallen zugeteilt werden. Im allgemeinen sind die Metalle gute Leiter der Elektricität und der Wärme, während die Nichtmetalle sowohl für die Elektricität, als auch für die Wärme schlechte Leiter sind.

Um mit der Chemie vertraut zu werden, darf man sich keineswegs auf das Lesen chemischer Bücher allein beschränken, man muß lernen, mit chemischen Körpern umzugehen, eine gewisse Fertigkeit im Experimentieren erwerben und chemisches Denken sich zu eigen machen. Als Arbeitsraum wähle man aber unter keinen Umständen ein bewohntes Zimmer; man würde sich sehr bald seiner Umgebung auf eine nichts weniger als angenehme Weise bemerkbar machen. Es ist daher unumgänglich nötig, sich ein nur chemischen Arbeiten gewidmetes Zimmer, ein kleines Laboratorium

einzurichten, aus welchem selbstverständlich alle nicht dahin gehörigen Gegenstände entfernt werden müssen, will man nicht, daß diese binnen kurzer Zeit verderben. Zur Aufnahme der Reagentien diene ein verschließbarer Schrank, während die Apparate und Utensilien auf einem an der Wand angebrachten Repositorium Platz finden. Die zur Aufnahme der Reagentien (Chemikalien) dienenden Flaschen sind zweckmäßig mit eingeschliffenem Stöpsel versehen, da Korke von vielen Substanzen zerstört werden. Man kann dem Uebel zwar in etwas abhelfen, indem man die Korke in geschmolzenem Paraffin tränkt, eine absolute Sicherheit gewährt aber dies Mittel nicht. Jede Reagentienflasche versehe man mit einer Etikette, die in deutlicher Schrift den Inhalt anzeigt. Der Arbeitstisch aus Kiefernholz mit eichener Platte sei 1,5 m lang, 1 m hoch und 0,60 m tief; man lasse ihn, wenn möglich, so einrichten, daß der Raum unterhalb der Platte durch Flügelthüren abgeschlossen wird und so gleichzeitig einen Schrank bildet. Große Annehmlichkeit bietet eine Wasserleitung, steht jedoch eine solche nicht zur Verfügung, so kann man sich in der Weise behelfen, daß man das Wasser aus einem hochstehenden geräumigen Gefäß mittels eines Gummischlauchs an den Ort seiner Bestimmung leitet. Zu den mannigfachen Erhitzungen, welche bei chemischen Arbeiten vorkommen, bedient man sich der Lampen, und zwar der Weingeistlampe oder, wenn Leuchtgas zur Verfügung steht, mit besonderem Vorteile der Gaslampen. Solche für chemische Zwecke passende Lampen kann man sich ohne Mühe selbst anfertigen. In einen durchbohrten Kork passe man ein Glasröhrchen von etwa 6 cm Länge und 8—10 mm lichter Weite, welches als Dochthalter dienen soll; steckt man dann den Kork lose auf ein mit Weingeist (Spiritus) gefülltes Fläschchen, so ist die Lampe fertig. Um bei Nichtgebrauch der Lampe das Verdunsten von Weingeist zu verhindern, bedeckt man den Brenner mit einem kleinen Becherglas. — Ebenso einfach ist die Herstellung einer dem Bunsenbrenner (Fig. 1) nachgebildeten Gaslampe (Fig. 2). Ein Glasröhrchen mit ausgezogener Spitze wird über der Lampe zu einem rechten Winkel gebogen und auf einem möglichst großen Korkstopfen a, der als Fuß der Lampe dient, so befestigt, daß die Spitze nach oben gerichtet ist. Die Oeffnung dieser Spitze darf 1 mm nicht überschreiten. Oberhalb des Spitzröhrchens befindet sich, durch den spiralförmig gebogenen Draht b getragen, die Glas- oder Metallröhre c, deren Länge 12 cm und Durchmesser im Lichten 9 mm beträgt. Das Gas, mittels Gummischlauch dem Röhrchen d zugeführt, mischt sich in c mit Luft und entzündet man die Gemenge, so erhält man eine bläuliche, vollkommen rußfreie Flamme, welche nach Belieben durch Oeffnen des Gashahns reguliert werden kann. Der Zutritt von Luft zum Gas läßt sich durch Verschieben des Brennerrohrs leicht erreichen, ist der Luftzutritt zu stark, so rauscht die Flamme und man läuft wenn sie auf Gefahr, daß einem Drahtnetz die Glasgefäße, selbst stehen, springen. Bei chemischen



Ein elektrischer Gasanzünder.

Arbeiten mache man es sich zum festen Vorsatze, alle Vorsichtsmaßregeln strenge zu beobachten, denn nicht immer lassen sich Substanzen, welche bei unvorsichtiger Anwendung für den Experimentierenden von verhängnisvollen Folgen sein können, vermeiden. Schädliche Gase oder ätzende Dämpfe dürfen natürlich nie in die Luft unsres Laboratoriums gelangen und wir müssen daher für eine geeignete Vorrichtung sorgen, welche deren Abzug ins Freie gestattet. Die kleine Mehrausgabe, welche mit dieser Vorrichtung verknüpft ist, steht in keinem Verhältnis zu dem Schaden, welche ätzende Gase und Dämpfe den im Laboratorium befindlichen Gegenständen zufügen können. Eine solche Abzugvorrichtung stellt man sich in einfacher Weise her, indem man ein Bleirohr von ca. 15 mm lichter Weite über dem Arbeitstisch mit eisernen Klammern befestigt und durch die Wand des Laboratoriums ins Freie führt. Das über dem Arbeitstisch mündende offene Ende des Bleirohrs verschließt man mit einem durchbohrten Kork, in welchem ein Glasröhrchen steckt, mit dem man durch je einen Kautschukschlauch die verschiedensten Apparate verbindet. Auch kann man, um nicht durch Gase oder Dämpfe belästigt zu werden, in die Nähe eines Schornsteins ein Tischchen stellen, über welches ein Ofenrohr angebracht ist, das mit seinem horizontalen Schenkel in den Schornstein mündet, während das Ende des abwärts gerichteten Schenkels, etwa 1 m über der Tischplatte, trichterförmig erweitert ist. Unter diesem Trichter lassen sich Flüssigkeiten, welche saure Dämpfe ausstoßen, verdampfen, ohne befürchten zu müssen, daß die Luft des Arbeitsraums verunreinigt wird. Sollte, was zuweilen vorkommt, in dem Ofenrohr kein genügender Luftzug herrschen, so halte man eine Spiritusflamme dicht unterhalb der trichterförmigen Erweiterung; die Luft in dem Rohr wird hierdurch erwärmt und der nötige Zug hergestellt.

Ein elektrischer Gasanzünder.

Für diejenigen unsrer Kameraden, welche im Besitze einer gewöhnlichen Reibungselektrisiermaschine oder eines Elektrophors sind, und denen Leuchtgas zur Verfügung steht, wollen wir ein einfach zu bewerkstelligendes Experiment beschreiben, zu welchem nur ein Korkstopfen, ein Stück Glasrohr, etwas Kupferdraht, ein Gummischlauch und eine Kette nötig sind, freilich etwas Geschicklichkeit gehört auch dazu.

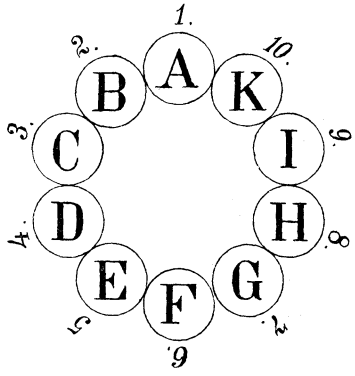
Man wähle einen nicht zu kurzen Korkstopfen und bohre ihn quer durch, feile dann mit der Rundfeile die Oeffnung so weit, bis ein Glasrohr etwa von der Dicke eines kleinen Fingers mit mäßiger Reibung sich hindurchschieben läßt. Alsdann erwärme man das etwa 20 cm lange Glasrohr durch eine Gasflamme in der Mitte, bis es weich wird, und ziehe nun plötzlich an seinen beiden Enden, so daß es in zwei (nur durch einen dünnen Faden zusammenhängende) Hälften zerfällt. Der Glasfaden zerreißt übrigens dabei gewöhnlich, wenn nicht, so brechen wir ihn ab und beseitigen ihn überhaupt so

weit, daß beide Teile je ein zugespitztes Rohr (also mit einer weiten und einer engen Oeffnung) darstellen. Nur den einen Teil brauchen wir, den andern heben wir für Notfälle auf oder schenken ihn einem Kameraden für den gleichen Zweck. Nun bohren wir durch den Kork parallel zu der mittleren Oeffnung an den Enden je einen engen Kanal, stecken durch die mittlere Oeffnung das Glasrohr, so daß es zu beiden Seiten gleichviel heraussteht, und durch die engen Oeffnungen je einen Kupferdraht, biegen die Drähte auf der einen Seite rechtwinklig um, so daß diese Enden gerade über der Spitze des Glasrohres sich nahe gegenüberstehen, auf der andern Seite winden wir die Drahtenden zu Kreisen zusammen und befestigen endlich die Drähte mit Siegellack in dieser Stellung in dem Kork. Nun ist der elektrische Gaszünder fertig. Durch einen Gummischlauch läßt man von der Gasleitung her Leuchtgas in das weite Ende des Glasrohres strömen, so daß es aus dem spitzen Ende ausströmt. Den einen Kupferdraht leiten wir mit einer an den Kreis gehängten Kette zur Erde ab, auf das Kreisende des andern Drahtes lassen wir, vom Elektrophor oder von der Elektrisiermaschine, einen Funken überspringen, der dann bei seinem Sprunge durch das ausströmende Gas dieses entzündet. Kommen wir also im Dunkeln nach Haus, oder erwachen wir bei Nacht und können die Streichhölzer nicht finden, so brauchen wir nur den Gashahn zu öffnen und die Elektrisiermaschine zu drehen, sofort ist Licht vorhanden!

Der Versuch gelingt bei sorgfältiger Anfertigung und nicht zu feuchter Luft stets, im letzteren Falle jedenfalls dann, wenn wir das ausströmende Gas erst einmal mit einem Streichholz entzündet (und dann natürlich wieder verlöscht) haben. Wer besonders sicher gehen will, kann auch die Kanäle für die Kupferdrähte (wie in unsrer Figur) mit engen Glasröhrchen füttern.

Von mehreren in einen Kreis gelegten Gegenständen einen heimlich berührten zu erraten.

Lege in einen Kreis zehn verschiedene Gegenstände, die du von A (siehe nebenstehende Figur) ausgehend, in Gedanken mit den Zahlen von 1 bis 10 bezeichnest. Dann ersuche jemand hinter deinem Rücken, einen der Gegenstände zu berühren und sich zu merken, der wievielste derselbe, von A ausgehend, nach links gezählt ist. Nachdem du dich wie-

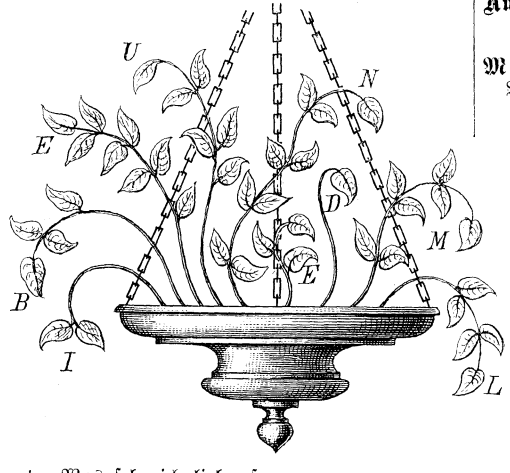


der umgekehrt, fordere ihn auf, noch einen beliebig andern Gegenstand zu berühren. Zu der Zahl dieses Gegenstandes hast du in Gedanken 1 und die Anzahl der Sachen, also 10 hinzuzuaddieren und ihn aufzufordern, von der Zahl des im Geheimen berührten Gegenstandes auf diesen übergehend, rückwärts bis zu der, dir bekannt gewordenen Zahl zu zählen. Es wird dieselbe auf die im geheimen berührte Sache fallen.

Ein Beispiel wird dies besser erläutern. Gesetzt es habe jemand die 4. Sache, also D insgeheim berührt, und berühre alsdann den Gegenstand H, welches der achte ist, so sagst du zu dir 8 und 1 ist 9 und 10 ist 19. Fährt er nun mit der Zahl seines Gegenstandes, welches der 4. war, auf H den 8. fort rückwärts weiter zu zählen, so trifft die Zahl 19 auf D, also auf der 4. Sache ein. Um nun aber den Zusammenhang nicht erraten zu lassen, fügt man der betreffenden Zahl, hier also 19, noch einige beliebige Zahlen hinzu, bis wohin man zählen läßt; wir wollen z. B. sagen 3, macht 21 und läßt sich diesen Gegenstand zeigen. Zieht man dann die Mehrzahl, hier also 3, ab, so ist es leicht die 19. Sache als die berührte anzugeben.

Ein für sich unternommener Versuch wird die Sache am besten klar machen.

Ampel-Problem.



Was sehr ich liebe, sagen
Die Lettern dir, mein Kind;
Liebst du es auch? O, bitte,
Verrat es mir geschwind!

Silbenwechselrätsel.

Loebau, Cottbus, Engers, Ofen, Sorau, Köthen, Elba.

Je eine Silbe der Wörter soll so durch eine andre ersetzt werden, daß 6 neue Städte und ein Fluß entstehen, und die neuen Silben, der Reihe nach, eine bekannte Musenstadt ergeben.

Scherzrätsel.

Wie heißt der graufe Schreckensmann,
Den mancher nicht besehen kann,
Trotzdem er doch bedacht nur ist
Den Schmerz zu lindern jeder Frist?
Anfang und End' vom Alphabet
Ihr doppelt ihm zu eigen seht.

Geographisches Kapselrätsel.

Liegt „die" in mir, bin ich ein Land,
An Schätzen, o wie reich!
Doch ohne „die" bin ich ein Fluß;
Der Bayer kennt mich gleich! —

Auflösung des Geographierätsels in Nr. 11.

„Mailand."

Messina, Palermo, Brindisi, Cagliari, Bergamo, Piacenza, Roveredo.

Auflösung des Buchstabenversetzungsrätsels in Nr. 11.

„Bete und arbeite."

Auflösung des Ergänzungsrätsels in Nr. 11.

Fa bel
Ta fel
Mor chel
Ga sel
Na del

Fata Morgana.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in Nr. 11.

„Wie gewonnen, so zerronnen."

W	I	E	G	E	W	O	N	N	E	N
e	l	d	a	b	e	m	a	e	c	u
i	s	e	r	r	h	a	s	t	h	s
n	e	n	n	o	r	r	e	z	o	s

Fragen und Antworten.

S. v. K. a. S. Solche Werke gibt es allerdings. Wir empfehlen Dir das im Verlag von E. Heitmann in Leipzig seit etwa 1½ Jahren in Lieferungen à 50 Pfg. erscheinende „Große Handbuch der Philatelie", herausgegeben von Amtsrichter C. Lindenberg, vorzüglich illustriert, enthaltend eine Menge belehrender Bemerkungen und die Durchschnittspreise für den Sammler, welche absolut von keinem Händler beeinflußt sind, da weder Heitmann noch Lindenberg solche sind. Dieses unstreitig beste deutsche Handbuch ist auch das einzige, welches von keinem Händler verausgabt wird, daher es Deinen Wünschen gewiß entsprechen dürfte. Der Preis wird sich freilich etwas hoch stellen; 19 Lieferungen à 50 Pfg. sind erschienen und vorerst nur Japan behandelt. — Am sichersten, Du bittest einen sattelfesten Mineralogen, er möchte Dir Deine Mineralien bestimmen. Ersuche doch Deinen Herrn Professor darum.

Karl Schmidthausen in Wels. Siehe des Mijnheer van Aardappelenbosch Antwort an Heinrich Toop, Schwedt. Hobble-Frank und die andern Trapper werden Dir im „Schatz im Silbersee", eine Erzählung, die bald erscheinen soll, wieder begegnen.

A. Wehage. Ja, das Pierersche Konversationslexikon ist im Erscheinen begriffen, und noch immer zu haben. Bis jetzt sind 84 Lieferungen erschienen, 230 solche sollen es werden.

Hermann. Nein, lieber Freund! Seinen Kameraden öffentlich beschämen wollen, das ist ein nichts weniger als kameradschaftliches Unternehmen. Dazu reicht der „G. K." seine Hand nicht.

„Bitte an die Kameraden!" Möchte gar zu gerne mit einem zeichnenden Obertertianer in Korrespondenz treten. E. Matthis in Straßburg i. E.; Brautplatz 7.

Paul in Rostock. Darüber hat Prof. Dr. Hermann Cohn, ein berühmter Augenarzt geschrieben: Jeder Schüler, der sich vor Entstehung oder Zunahme von Kurzsichtigkeit bewahren will, mache es sich zum unumstößlichen Gesetz, die Bücher, nachdem er ¾ Stunden gelesen oder geschrieben, fortzulegen, und seine Augen durch Fernblick ¼ Stunde ausruhen zu lassen.

Emil Faust aufs Auge. Du hast von einem Freunde eine ganz kleine Glühlichtlampe erhalten, und weißt nicht, was Du damit machen sollst. Ein hübsches Experiment und nicht ohne Effekt ist es (mittels einem Flaschenelemente) einen Uhrständer zu beleuchten. — Du schreibst ferner: „Ich habe auch eine geschmeidige Hetzpeitsche erhalten, die will ich Dir für den Setzerlehrling schicken, daß das naseweise Bürschchen in Zukunft seinen lästerlichen Schnabel hält." — Du machst der Chiffre, die Du gewählt hast, alle Ehre.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

METHODE TOUSSAINT-LANGENSCHEIDT (Original 36. Aufl.

Briefl. **Orig.**-Sprach- u. **Sprech**-Unterricht für das Selbststudium.

Empfohlen von der Redaktion dieser Zeitschrift in Nr. 12.

Englisch v. d. Professoren Dr. **vanDalen, Lloyd, Langenscheidt.**

Deutsch von Professor Dr. **Daniel Sanders.**

Französisch v. d. Professoren **Toussaint** und **Langenscheidt.**

Engl. oder **Franz.**: Jede Sprache 2 Kurse à 18 M. (auch in einzelnen Briefen zu bez.); Kursus I und II zusam. 27 M. **Deutsch: Ein** Kursus von 20 Briefen, nur kompl., 20 M.

Brief 1 jeder dieser drei Sprachen als Probe à 1 Mark.

Wie Prospekt nachweist, haben viele, die nur diesen (nie mündlichen) Unterricht benutzten, das **Examen** als **Lehrer** der bezüglichen Sprache **gut** bestanden.

»Die Sorgfalt dieser Originale tritt recht auffällig hervor, wenn man die schlechten Nachahmungen damit vergleicht, welche von der litterarischen Industrie auf den Markt gebracht werden.» **(Schulblatt.)**

»Wer kein Geld wegwerfen und wirklich zum Ziele gelangen will, bediene sich **nur dieser,** von Staatsmin. **Dr. v. Lutz,** Exclz., Staatssekr. **Dr. v. Stephan,** Exclz., den Prof. **Dr. Büchmann, Dr. Diesterweg, Dr. Herrig** und anderen Autoritäten empfohlenen Original-Unterrichts-Briefe.» **(Neue Freie Presse, Wien.)**

Langenscheidtsche **Verlagsbuchhdlg. BERLIN, SW. II, Hallesche**strasse **17.**

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Echte Briefmarken! Billig! 5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 10 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orang 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 4 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108.** (Eing. Johannisstr. 23.)

Wer Marken von den früheren deutschen Bundesstaaten (Oldenbg., Braunschwg., Hannover 2c.) besitzt, schreibe eine Karte an Max Eichinger, Hofbuchh., Ansbach (Bayern). Interessante Mitteilung erfolgt umgehend.

1000 echte Briefmarken

wor. 200 **verschiedene,** ent. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türk., Ceylon, Arg., Cap, Java, Austr. etc. **nur eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Casse voraus. **Paul Siegert in Hamburg.**

Zitherspielen in 12 Std. ohne Lehrer zu lernen, Schule 3 Mk. 32-saitig, mit Schule zum Selbstunterricht 12 M., fein ausgestattet 18 und 25 M. **Zither,** **Hamburg-Altonaer Musikwaaren-Fabrik.** Westraße 9. Schulterblatt 75.

Photographie.

Apparat komplett zur Herstellung der Negative und der Papierbilder 7×10 cm M. 20. — **Moment-Handcamera** für 12 Platten 6×8 cm von Stirn mit 1 Dtzd. Platten M. 25. — Alle sonstigen **photogr. Apparate, Papiere, Chemikalien** etc. in grösster Auswahl und zu angemessenen Preisen. [2] **Alb. Glock & Cie., Karlsruhe i. B.**

Strafgesetzbuch für unsere Kleinen.

Nebst einem Strafenregister. Von Hans Rudolf.

Preis 1 Mark. Verlag von **Mahlau & Waldschmidt, Frankfurt a. M.**

Originelle Ausstattung. Einzig in seiner Art. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Hübsch ausgeführte

Einbanddecken

zu

Spemanns Illustrierter Knaben-Zeitung

„Der Gute Kamerad"

sind zum Preise von **90** Pfg durch jede Buchhandlung zu beziehen.

W. S. in D. Du fragst, was von der vielfach angekündigten „Methode Toussaint-Langenscheidt" zu halten sei? Das kann man kurz zusammenfassen und doch in der eingehendsten Erörterung kaum erschöpfend darstellen: Die Methode ist eine ganz vortreffliche. Laß Dir kurz sagen, worin ihre Vorzüge bestehen. — Eine moderne Sprache so zu lernen, daß man sie flüssig sprechen kann, ist keine kleine Aufgabe. Man nimmt Stunden, lernt Grammatik und Vokabeln und wenn man nun sprechen soll, bleibt man doch stumm, warum? Weil man das nicht weiß und bereit hat, was man zum Sprechen braucht. Oder, wem es recht gut geht, der denkt, das beste Mittel sei, für einige Zeit in das betreffende Land zu reisen, dort Stunden zu nehmen, um nun so gewissermaßen ganz von selbst hineinzukommen. Das ist schon besser, aber wer da glaubt, dann fliege es einen von selbst an, der irrt gewaltig. — Wir haben gerade über diese Frage eine persönliche Erfahrung gemacht. In jungen Jahren war Schreiber dieser Zeilen kränklich und wurde in die französische Schweiz gesandt. Dort lebte er im Hause eines Gymnasiallehrers und verwandte seine ganze Zeit auf die Erlernung des Französischen, dessen Elemente er auf dem Gymnasium schon eine ganze Reihe von Jahren durchgearbeitet hatte. Das ging nicht schlecht. Dann kam er, durch eine plötzliche Erkrankung gezwungen, ganz unvorbereitet, ohne ein Wort der Sprache zu können, nach Italien und lernte italienisch auf dieselbe Weise. Einige Jahre später, gesundet und in einem anstrengenden Beruf thätig, stellte sich das dringende Bedürfnis ein, das Englische zu lernen. Er griff zu Toussaint-Langenscheidt, und welche Sprache ist ihm die geläufigste? Das Englische, und zwar nur durch die ausgezeichnete Methode Toussaint-Langenscheidt.

Du wirst fragen, wie ist es möglich, eine fremde Sprache, deren Laute uns doch fremd sind, nur durch Schriftzeichen so aussprechen lernen, daß man vor dem Fremden bestehen kann? Das ist eine geschickte Erfindung der Herausgeber und das muß man in dem Unterrichtsbrief selbst erproben. Ich kann Dir bestätigen, daß die Aussprachebezeichnung gar nichts zu wünschen übrig läßt, und daß man ganz vortrefflich danach lernt. Das ist aber nur ein kleiner Vorzug im Vergleich zu dem vortrefflichen System, in welchem der ganze Lehrgang aufgebaut ist. Wir raten Dir und jedem, der französisch oder englisch solid, gründlich, für sofortige praktische Benützung, wohlfeil und so schnell lernen will, als es sich mit der Gründlichkeit vereinigen läßt, er greife zur Methode Toussaint-Langenscheidt. Arbeit und Ausdauer verlangt sie, das verlangt aber jedes solide Wissen.

Dem Numismatiker F. B. in Halle a. S., der in der letzten Nummer anfragt, wie man seine Münzen anordnen soll, möchte ich einige Worte erwidern. Ich habe meine Münzen folgendermaßen eingeteilt:

I. Europäische Münzen.

A. Deutsche Münzen:

1. Vormalige deutsche Staaten, d. h. solche, die in der Neuzeit nicht mehr bestanden haben (Brandenburg-Ansbach, Brandenburg-Bayreuth, Cleve, Löwenstein-Wertheim 2c.; alphabetisch).

2. Geistliche Münzherren (Bistum Bamberg, Abtei Fulda 2c.; alphabetisch).

3. Freie 2c. Städte (Aachen, Augsburg, Bremen 2c., alphabetisch).

4. Neuere deutsche Staaten (Anhalt, Baden, Bayern, 2c.; alphabetisch).

B. Außerdeutsche Münzen (alphabetisch nach Staaten).

II. Außereuropäische Münzen (nach Weltteilen).

Anhänge: Altertums-Münzen; Wertmarken. Bestens grüßend P. W. in L.

V. B. in M. Lieferungsfähige Firmen in norwegischen Schneeschuhen „Ski" sind: E. B. Lexow in Christiania, Larsens Baabenforretning in Christiania, L. H. Hagen & Co. in Christiania; dieselben liefern auch das übliche Zubehör. „Ski" kosten gewöhnlich je nach der Güte 2 bis 20 Kronen pro Paar; die billigsten sind von Fichtenholz. Für 8 bis 10 Reichsmark sind vollständig gute „Ski" (aus Esche oder Ulme) zu haben.

Liebe Kameraden! Ach, seid so gut und sendet selbstgefertigte Gedichte eurem kameradschaftlich grüßenden Heinrich Swoboda, stud. zu Mies in Böhmen.

Capra. Bravo, die Rätsel hast Du alle trefflich gelöst! Mit unserem Rat für die Weihnachtsarbeit kommen wir leider, leider zu spät; warum hast Du uns nicht schon früher darum befragt? Die Redaktion, Drucklegung und Versendung einer Nummer des „Guten Kameraden" nimmt immer 3—4 Wochen in Anspruch.

Heinrich Toop, Schwedt. Ik ben niet in China gebleven; de lucht is zeer goed geweest, maar dit eten, dit ongelukkige eten! Mijn maag is ongemeen zwak geworden en heeft vele zweers en gezwelen gekregen. Daarom heb ik eenen beambden daar gelaten en ben naar Duitschland toe mijnen lieven Hobble-Frank gegaan. Daar is mijne „Villa Erdäpfelbusch" naast de Elbe en naast zijner „Villa Bärenfett" zeer gunstig gelegen. Daar is de lucht oneindig goed en het eten nog veel beter. Uw vriend Willem van Aardappelenbosch.

F. D. in **N.** Deine Frage über landwirtschaftliche Schulen beantwortet sich durch unsre Notiz für **N. N.** in Nr. 8 des „G. K." (Fragen und Antworten, zweite Spalte).

Erich K. O ja, ganz prächtige Arbeiten sind beim „G. K." eingegangen, die unsrer Kameradschaft zu großer Ehre gereichen.

Jammermännchen. Mehr Schneidigkeit, mehr Energie, mein Junge. Daran scheint's zu fehlen.

Rheinschnacke. Einige Fremdwörter- und Aufsatzbücher sollen wir Dir nennen. Gut! Heyse, Fremdwörterbuch, M. 5.50 und M. 7.50; Kaltschmidt, Fremdwörterbuch, M. 7.80; Kiesewetter, Taschen-Fremdwörterbuch, M. 2.25; Cholevius, Dispositionen, ½ à M. 3.60; Cholevius, Anleitung, M. 2.40; Geerling, Deutscher Aufsatz, (4 Bände M. 6.30); Rudolph, Handbuch für deutsche Stilübungen, vier Bände M. 12; Venn, Deutsche Aufsätze, M. 4.

F. B. in **R.** Brennt's? — dann blase!

„Triglochin." In neuerer Zeit ist festgestellt worden, daß die von Huxley „Bathybius" genannte und besonders von Häckel als einfachste Lebewesen dargestellte Substanz nichts andres, als aus Meerwasser durch Zusatz von Weingeist in gallertartigem Zustande ausgefüllter Gips ist. Die chemische Formel des Gipses wird durch die Zeichen $CaSO4+2H_2O$ ausgedrückt.

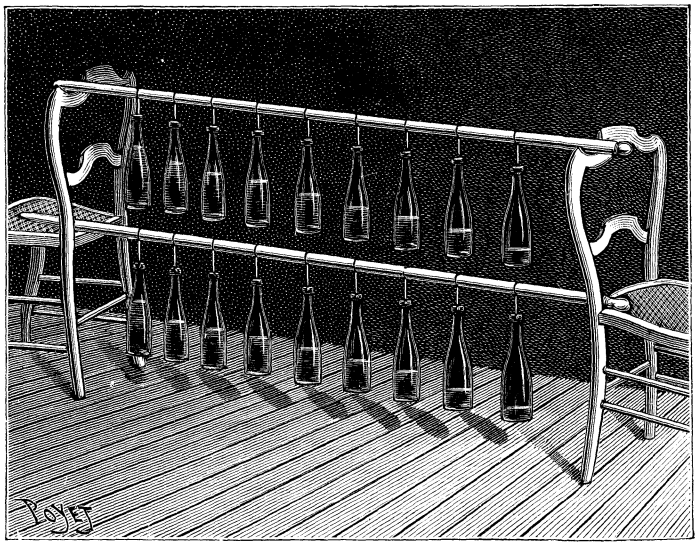
D. W. in **Bremen.** Eine Anleitung, wie man Schneeschuhe fertigt, findest Du auf Seite 193 des II. Jahrganges unter dem Titel: „Ein neuer Wintersport."

Otto. Peter Schnäuzchen hat sich über Deine Krähenfüße höchlich gewundert. Wie er aber davon las, daß Du zu Weihnachten ein Schaukelpferd kriegst, da hat er das linke Auge sanft zugedrückt. Er läßt Dich wieder grüßen und meint: Du sollst Deinem Gaul tüchtig warm machen, auf daß Du recht bald groß und stark wirst.

Franz B. in **C.** Dein gewesener Freund scheint eben ein rechtes Raubein zu sein und Du bist zu gutmütig, sonst würdest Du Dir das nicht haben gefallen lassen. Laß ihn jetzt gewähren, wird sich die Hörner schon noch abstoßen. — Regelmäßige Fußbäder, nach Möglichkeit oft frische Strümpfe wechseln.

F. B. in **Halle a. S.** Lieber Kamerad! Du wünschest zu wissen, wie man Siegelabdrücke fertigt und das kann ich Dir sagen. Man kauft sich gewöhnlichen Glaserkitt, schneidet denselben in der Form des Siegels aus (ein bißchen größer) und drückt, nachdem man mit Hülfe eines Pinsels ganz wenig Oel auf das Original aufgestrichen hat, den Kitt darauf, nimmt den Kitt wieder ab und legt diesen negativen Abdruck auf ein festes Stück Pappe oder Holz, um ihn trocknen zu lassen. Dieses dauert ungefähr drei Wochen. Nachdem man sich eine Wachs- oder Siegellacksubstanz auf einem nassen Marmor zubereitet hat, drückt man sie, ein wenig mit Oel bestrichen, auf das warme Kittnegativ, nimmt das Wachs ab — was vorsichtig geschehen muß — und der Siegelabdruck ist fix und fertig. Freundlichen Gruß von?

Emil Pollak. Dank für die hübsche Arbeit. Wollen die Zeichnungen gleich machen lassen und dann zu Nutz und Frommen der lieben Kameraden abdrucken. Gruß, auch von Schnäuzchen!



Die Flaschenharmonika.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

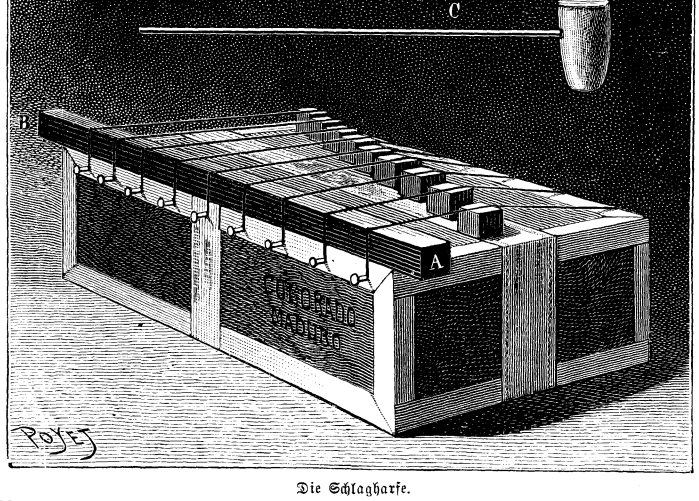
Wir empfehlen als schönstes Weihnachtsgeschenk

Das Neue Universum,

reich illustriert, Preis geb. M. 6. 75,

ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.

Willst du deinem Brüderchen eine Freude bereiten, welche dich fast nichts kostet, so fertige ihm ein Schlaginstrument, wie du solche neben abgebildet findest. Es lassen sich damit nach einiger Uebung ganz hübsche Musikstücke aufführen. Das obere nennt sich die Flaschenharmonika. Es ist aus einer beliebigen Anzahl Weinflaschen hergestellt, die durch Eingießen von Wasser der Tonleiter gemäß abgestimmt werden. Die Flaschen bleiben offen und werden an Schnüren, die um den Hals zu legen sind, so aufgehängt, wie aus der Abbildung ersichtlich. Zu der Schlagharfe nimmst du ein Cigarrenkistchen, schlägst an beiden Seiten in gleichen Abständen kleine Nägel ein, spannst an diese dünnen Messingdraht, schiebst auf einer Seite ein Walzenlineal AB und in schräger Richtung kleine Holzwürfel von gleicher Höhe darunter, die du so lange hin- und herrückst, bis die Saitentöne der Tonleiter entsprechen. Nun nimm zwei Fischbeinstäbchen, an deren Ende je ein Korkpfropfen steckt; mit diesen Hämmerchen C lassen sich den Messingdrähten ganz hübsche Töne entlocken.



Die Schlagharfe.

Hans H. in Berlin. Was Du thun sollst, um die Glasscheibe Deiner Elektrisiermaschine vor dem Zerspringen zu bewahren? Die Bürsten, die an derselben schleifen, nicht zu stark spannen — kommt eben auf die Qualität und Widerstandsfähigkeit des Glases an.

Ein Kamerad in **B.** An das Können des Elektrotechnikers werden in Amerika ganz dieselben, ja vielleicht noch mehr Forderungen gestellt, als bei uns und das ist hüben wie drüben eben nur durch gute Schulung zu erreichen. Ueber den Lehrgang siehe unsre Notiz in Nr 9 dieses Jahrganges, unter der Chiffre „Elektrotechniker in spe."

Nickel F. in **Zweibrücken, O. F.** in **M.** Für die Rätsel herzlichen Dank. Haben zur Zeit mehr als genug auf Lager, vielleicht später einmal.

X. Y. Z. Nun dann sind wir ja quitt! Prost!

Tauschmarkt.

Vertausche meine Schmetterlingssammlung gegen eine Briefmarkensammlung. G. Bacmeister in Eisenach, Theaterstraße 12.

Vertausche eine Theatereinrichtung mit vier Verwandlungen und Textbüchern. Adolf Noitsch, postlagernd Zittau i. S.

Briefmarken tauscht Otto Hirsch in München, Kaufingerstr. 9 III.

Suche Münzen, gebe dafür ein Tischcroquet. Hans Hirsch in Striegenau, Ring 9.

Hermann Landes in **Karlsruhe,** Zirkel 16, schreibt: „Ich gebe mein Salmiakelement nebst verschiedenem Zubehör gegen eine Dampfmaschine. Wer tauscht?"

Terrariumtiere wünscht gegen Marken und Mineralien einzutauschen: A. Tafel in Stuttgart, Hasenbergsteige 15.

Erwin Müller in **Freienwalde a. O., Uchtenhagenerstraße 21,** wünscht seine Siegelsammlung zu bereichern. Näheres brieflich.

Um Zusendung von Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel bittet Max Kögel in Görlitz, Wilhelmsplatz 6a.

Adolf Horst in **Colmar, Stanislausstraße 29,** tauscht Briefmarken.

Eine echte französische Lapinhäsin ist zu haben von Karl Demmler in Heilbronn, untere Allee 16.

Bitte einen Kameraden im Umtausch um 2 weiße Mäuse und um Angabe des Futters, Otto Herz, Petersstraße 9 in Würzburg.

Max Oppenheimer in **Heilbronn, Titotstraße 14,** sammelt und tauscht Marken.

Franz Bock in **Bielefeld, Spiegelstr. 7, Westfalen,** tauscht Mineralien gegen Mineralien, z. B. Carniol, Festungsachat und zwei kleine Amethysten.

Karl Malcomeß in **Kassel, Akazienweg 19,** sammelt Münzen und gibt dafür seltene Briefmarken.

Wir suchen Naturalien (vornehmlich Skelette); dagegen bieten wir seltene Briefmarken: H. u. P. Schulz in Bremen, Humboldtstr. 27.

W. Vogel in **Berlin, Kurfürstenstraße 124,** gibt drei junge Laubfrösche gegen ein Pärchen Feuersalamander.

Lade die Kameraden zum Briefmarkentausch ein; besitze viele seltene Dubletten. Wolfgang Kummer in Wien I., Annagasse Nr. 9 III.

Ernst Engels in **Köln, Neumarkt 14,** wünscht eine Stirnsche Geheimcamera. Gibt dagegen ein chemisches und ein physikalisch-elektrisches Laboratorium.

Ganzsachen sucht und tauscht: F. Haschek jun. in Wien VIII, Floriangasse 41.

Bin willens meine glatte Natter abzugeben und bitte um Gegenangebote. W. Bacmeister in Eisenach, Theaterstraße 12.

Briefmarken-Dubletten erbittet M. Haurwitz in Hamburg, Grindelallee 29 p.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. – Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 13.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

Abd el Mot examinierte weiter und drohte: „Wenn ich ein einziges Gewehr finde, oder auch nur sehe, peitsche ich dir die schwarze Seele aus dem dunklen Leibe. Kennst du alle Wege dort?"

„Ja."

„Und Lobo auch?"

„Auch er."

„Wenn wir des Morgens von hier wegmarschieren, wann kommen wir hin?"

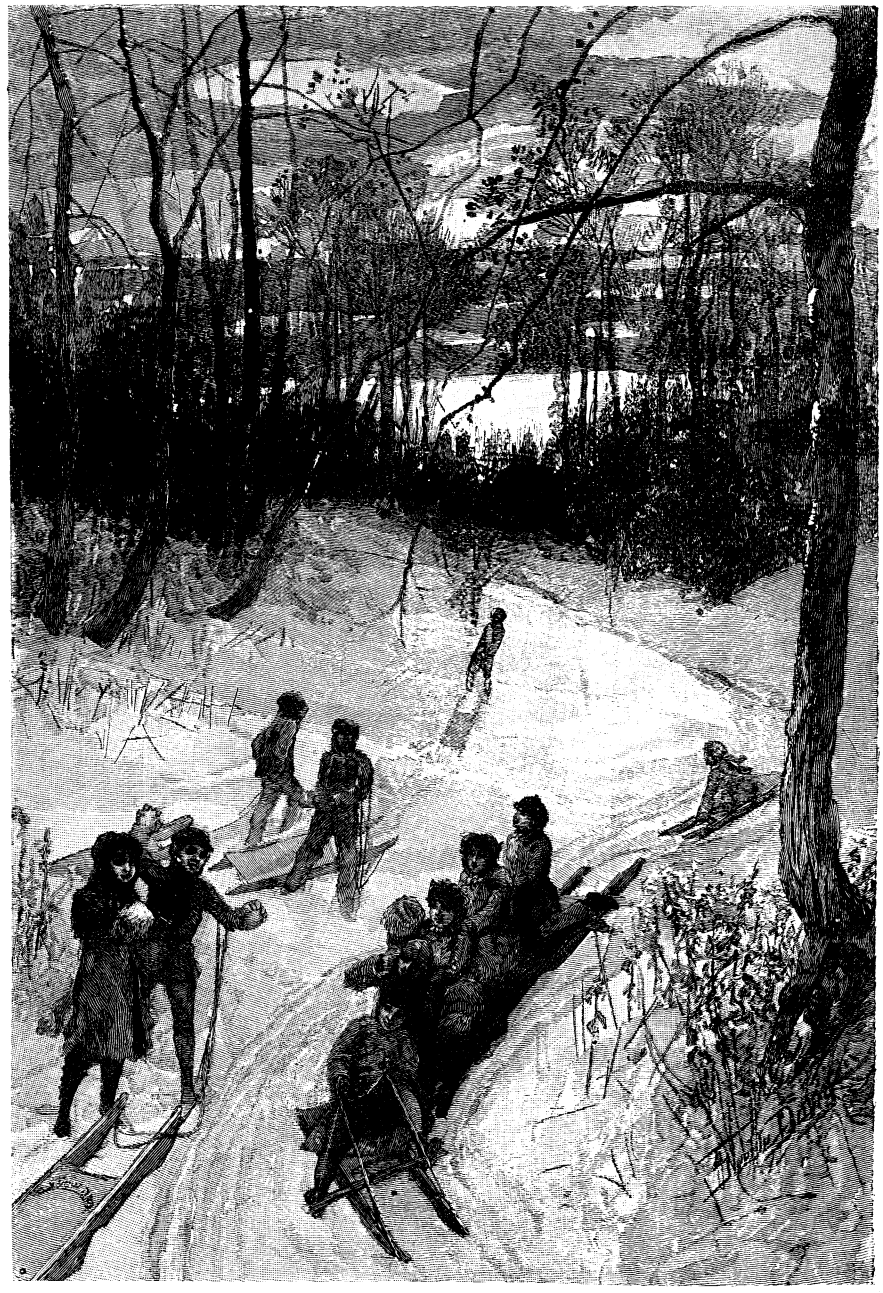
„Am Abende des dritten Tages, Herr."

„Gut, ich habe beschlossen, Ombula zu überfallen, um Abu el Mot Sklaven und Rinder geben zu können, wenn er kommt, damit er sieht, daß wir thätig gewesen sind. Ihr beide sollet unsre Führer sein, und ich kann euch nur raten, daß ihr eure Sache gut macht. Bin ich mit euch zufrieden, so verkaufe ich euch an einen guten Herrn, der euch nicht prügelt, selbst wenn ihr faul seid. Im Gegenfalle aber grabe ich euch in einen Bau der Ardah*) ein, damit sie euch bei lebendigem Leibe fressen. Merkt euch das, ihr beiden schwarzhäutigen Schlingel, und nun frage ich: wollt ihr mir treu und gehorsam sein?"

„Ja, Herr!"

„Das versprecht ihr jetzt; aber ich traue keinem schwarzen Hunde. Ihr bleibt bis zum Aufbruche hier auf dem Schiffe, und werdet es nicht verlassen. Ich stelle euch einen Wächter her, welcher den Befehl hat, euch zu erschießen, sobald ihr euch

*) Termiten.



Winterfreuden.

dem Rande des Schiffes nähert. Und während des Marsches gebe ich euch Gewichte an die Füße, damit ihr die Lust zur Flucht verliert. Jetzt arbeitet weiter und schwatzt nicht dabei, sonst lasse ich euch den Mund zunähen, daß ihr verschmachten müßt. Ihr wißt, daß das keine leere Drohung ist. Ich habe das schon oft gethan."

Er gab jedem noch einen Hieb, dann ging er und stieg in sein Boot. Sie sahen es im hohen Schilfe verschwinden, besorgten aber, daß er sie von dort aus beobachten werde. Darum arbeiteten sie schweigend weiter, bis sie ihn am Ufer erscheinen, und einen schmalen, durch den Mimosenwald führenden Weg einschlagen sahen.

Erst jetzt wagte es Tolo, seinem Gefährten leise zuzuflüstern:

„Du siehst, daß Tolo recht hatte, der Zug beginnt schon morgen."

Lobo griff mit der Hand nach seinem schmerzenden Rücken, knirschte mit den Zähnen, rollte die Augen, als ob er sie herausdrehen wolle, und antwortete:

„In unser Land, nach Ombula. Allah, Allah! Unsre Freunde sollen Sklaven werden!"

„Und wir müssen die Weißen führen! Werden wir es thun?"

Lobo zögerte mit der Antwort. Er schien überhaupt geistig weniger begabt zu sein als sein Unglücksgenosse.

„Warum sagst du nichts?" fragte dieser. „Sollen wir die Araber führen und unsre schwarzen Brüder mit töten und gefangen nehmen?"

„Nein," antwortete Lobo in bestimmtem Tone. Er war nun zu einem Entschlusse gekommen. „Wir fliehen. Dann aber können wir Abu el Mot nicht töten, was wir doch thun wollten. Er ist noch nicht wieder da."

„So töten wir Abd el Mot an seiner Stelle. Das ist fast ebensogut. Wenn wir ihm das Leben nehmen, so muß der Zug morgen unterbleiben, und wir retten die Leute von Ombula."

„Werden sie es uns auch danken? Und wie töten wir ihn? Am Tage ist es ganz unmöglich, und des Nachts schläft er mitten unter den Wächtern. Man wird uns ergreifen. Ist es da nicht besser, wenn wir uns nicht in eine so große Gefahr begeben?"

Tolo erkannte gar wohl die Wahrheit dieser Worte. Er dachte nach. Jetzt erschallte von jenseits des Waldes ein schrecklicher Lärm herüber. Menschliche Stimmen sangen, jauchzten und brüllten. Dazu ertönten die ganz unbeschreiblichen Klänge der im Sudan gebräuchlichen Instrumente.

Das schien den nachdenkenden Neger schnell zu einem Resultate zu bringen. Er sagte:

„Hörst du den Jubel? Jetzt hat Abd el Mot gesagt, daß die Ghasuah morgen beginnen soll. Nun entfalten sie die Fahne und fragen den Zauberer."

„Er wird dem Zuge günstig sein, und sie gehorchen ihm, denn er ist ein frommer Fakir. Auch wir sollten ihm eigentlich gehorchen, obwohl wir nicht zu Allah beten wie unsre Peiniger."

„Nein. Tolo gehorcht nicht dem Fakir, sondern einem ganz andern."

„Wem? Wer ist das?"

„Dem großen Schech, der über den Sternen wohnt und niemals stirbt, der alles sieht und jede That belohnt oder bestraft."

„Du hast Lobo davon erzählt, aber Lobo kann ihn nicht sehen."

„Er ist überall, wie die Luft, die man auch nicht erblickt."

„Vielleicht hat dich der Fremde belogen, der dir von ihm erzählte!"

„Nein. Dieser fremde Weiße war ein Khassis*), ein guter Mann, der keine Lügen sagte. Er erzählte von dem großen, allmächtigen Schech, welcher den Himmel und die Erde gemacht hat, und auch die Menschen. Er befahl ihnen, gut und fromm zu sein, aber sie gehorchten ihm nicht. Da sandte er seinen Sohn vom Himmel herab, der ihnen Gnade brachte und dafür von ihnen getötet wurde. Er lehrte, daß die Menschen einander lieben, und sich nur Gutes erweisen sollen. Diese Lehre brachte der Khassis zu uns. Wir gewannen ihn lieb und glaubten seinen Worten. Da aber kamen die Sklavenjäger und töteten ihn. Tolo weiß noch alle seine Worte und wird nach denselben handeln. Die Liebe gebietet ihm, seine Eltern aufzusuchen und die Helle Ombula zu retten. Das wird er thun, selbst wenn es sein Leben kosten sollte. Der Sohn des Schechs im Himmel ist auch ohne Murren gestorben. Und wer da stirbt, indem er Gutes thut, und die Gesetze des großen Schechs erfüllt, der ist nicht tot, sondern er steigt auf zum Himmel, zum Sohne des Schechs, um bei demselben zu leben und niemals zu sterben."

Der Neger hatte das mit wahrer Inbrunst gesprochen, im Tone vollster Ueberzeugung. Der andre schüttelte den Kopf und sagte:

„Lobo versteht das nicht; aber du hast ihm noch niemals eine Lüge gesagt, und so will er es glauben, und ganz dasselbe thun, was du thust. Hätte er den Khassis gesehen und gehört, so würde er wohl ganz so überzeugt sein, wie du es bist. Also wir fliehen und retten Ombula!"

„Ja, und Abd el Mot töten wir zur Strafe für seine Thaten, und daß er morgen die Ghasuah nicht beginnen kann."

„Aber ist es nicht der Wille des großen Schechs, von welchem du sprichst, daß man den Menschen nur Gutes erweisen soll? Und du willst den Araber ermorden!"

„Das ist nichts Böses," entgegnete der Neger in einem Tone, der allerdings zu besagen schien, daß er noch nicht ganz bibelfest sei.

„Lobo glaubt es dir. Aber selbst wenn es uns gelingt, ihm das Leben zu nehmen, wie kommen wir fort? Einen Kahn können wir nicht bekommen, so müssen wir also gehen, und dann werden die Hunde uns schnell eingeholt haben!"

„Du darfst nicht so zaghaft sein," entgegnete der andre, denn der große Schech im Himmel wird uns beschützen. Man wird hier erst am Morgen den Tod Abd el Mots und unsre Flucht bemerken. Dann sind wir schon so weit entfernt, daß uns niemand einholen kann. Wir nehmen uns hier so viel Kisrah wie möglich, damit wir unterwegs nicht zu hungern brauchen."

„Hat dein großer Schech das Stehlen nicht auch verboten?"

„Ja. Also werden wir es nicht thun. Aber wir finden überall Wurzeln, Früchte und Wasser, um den Hunger und auch den Durst stillen zu können."

Lobo schien doch noch ein Bedenken zu haben. Er blickte nachdenkend vor sich nieder und sagte dann:

„Aber wie können wir vom Schiffe fort, wenn Abd el Mot uns einen Wächter sendet?"

„Wir warten, bis er schläft."

„Er wird nicht schlafen, sondern den Befehl erhalten haben, kein Auge von uns zu lassen."

„Nun, so töten wir auch ihn."

„Das ist doch nichts Gutes, sondern etwas Böses!"

„Der Wächter ist auch bös, denn er wird ein Weißer, ein Araber sein. Ihm geschieht ganz recht, wenn er sterben muß;

*) Missionar.

er gehört wohl gar zu den Leuten, welche uns gefangen genommen haben."

„Du hast mir einmal erzählt, daß es der Wille des Schechs im Himmel sei, auch den Feinden Gutes zu thun; du aber willst ihnen nur Böses zufügen."

„Daran sind sie selbst schuld," sagte Tolo und half sich über das Bedenken mit Kopfschütteln hinweg. Schweig jetzt und arbeite, der Wächter kommt!"

Der Kahn nahte wieder. In demselben saß ein andrer Weißer, welcher an Bord gestiegen kam. Er schien sehr zornig darüber zu sein, daß er auf das Schiff kommandiert worden, und nun von der Festlichkeit ausgeschlossen war, welche einer jeden Ghasuah vorherzugehen pflegt. Er warf den Sklaven drohende Worte zu, und setzte sich in ihre Nähe, die Peitsche in der Hand. Sie arbeiteten mit angestrengtem Fleiße weiter. Miteinander zu sprechen, durften sie nicht wagen; desto fleißiger aber dachten sie an ihr Vorhaben. Tolo war fest entschlossen, Abd el Mot und den Wächter zu ermorden. Das, was er von den Lehren des Missionars behalten hatte, kam nicht in Konflikt mit seinen heidnischen Anschauungen. Er wußte beides ganz gut in Einklang zu bringen. Lobo war weniger spitzfindig als er. Wie die meisten langsam denkenden und schwer begreifenden Menschen, konnte er nicht leicht eine neue Ansicht fassen, welche seiner bisherigen entgegengesetzt war. Hatte er den Gedanken aber einmal gefaßt, so hielt er ihn fest, und bewegte ihn fleißig im Herzen, soviel dies seinem Verständnisse möglich war. Es wollte ihm nicht recht begreiflich erscheinen, daß man zwei Menschen ermorden, und dabei doch den Willen des guten „Schechs im Himmel" befolgen könne.

Der am linken Ufer des Flusses liegende Mimosenwald war sehr lang, aber nur schmal. Vom Wasser führten einige schmale Wege quer durch ihn hindurch. Folgte man einem dieser Pfade, so hatte man schon nach fünf Minuten den Wald im Rücken und eine weite, freie Strecke vor sich liegen.

Im Süden nennt man jeden Weg, welcher neben einem Flusse hinläuft, Darb tachtani, den untern Weg. Ein Pfad aber, welcher von der Seite her, also senkrecht auf den Lauf des Wassers führt, eine Mischrah. Gewöhnlich steigt die Mischrah vom hohen Ufer herab. Die Wohnungen der Menschen müssen wegen der jährlichen Nilüberschwemmungen hoch liegen, und so kommt es, daß an einer Mischrah gewöhnlich sich Niederlassungen befinden. Besonders gern legt man die Seriben an solchen Stellen an, an denen ein Pfad hinab zum tiefen Ufer führt. Dies war auch hier mit der Seribah Omm et Timsah der Fall.

Hatte man, vom Flusse aufwärts steigend, den Wald hinter sich, so stand man vor einer hohen, stachlichten Umzäunung, hinter welcher die Tokuls dieser Sklavenjägerniederlassung lagen. Dieser Zaun war stark genug, um gegen Menschen und wilde Tiere Schutz zu bieten. Jede Seribah ist mit einer solchen Dornmauer umgeben, welche zwar europäischen Waffen nicht widerstehen könnte, gegen Pfeile und Lanzen aber vollständige Sicherheit gewährt. Die Ein- und Ausgänge haben keine Thüren nach unsrem Begriffe, sondern einige stachlichte Büsche genügen zum Verschlusse. Diese Stellen werden übrigens des Nachts mit Wachtposten besetzt, für welche gewöhnlich hohe Warten auf Pfählen errichtet sind, ganz ähnlich den russischen Kosakenwarten.

Die Seribah Omm et Timsah hatte einen bedeutenden Umfang. Sie enthielt über 200 Tokuls, deren Unterbau aus aufgeworfener Erde bestand, während die Wände und Dächer aus Schilf hergestellt waren. Sie alle hatten eine runde Gestalt und jede einzelne war für sich mit einer besonderen Dornenhecke umgeben. Dies alles bildete eine Art Dorf, welches innerhalb der kreisförmigen Hauptumzäunung lag.

Auch die Hütten hatten keine verschließbaren Thüren. Diebstahl kommt unter den Bewohnern einer Seribah nicht vor; diese haben sich nur vor den irrigen Eigentumsbegriffen der Eingeborenen zu hüten.

Die Wege, welche zwischen den Tokuls hinführten, waren ziemlich reinlich gehalten; desto schlimmer aber sah es vor der äußern Umzäunung aus. Da gab es Abfälle und Unrat in Menge; sogar die verwesenden Leichen natürlich gestorbener oder zu Tode gepeitschter Sklaven lagen hier, einen Geruch verbreitend, den die Nase eines Europäers nicht hätte ertragen können. Dies war ein Sammelplatz aller Arten von Raubvögeln. Auch die Hunde der Sklavenjäger befanden sich da, und des Nachts stellten sich wohl Hyänen und andre wilde Tiere ein.

Unweit der Seribah befand sich die Murrah, der umfriedigte nächtliche Pferch des Viehstandes, dessen Angehörige am Tage über im Freien weiden. Der Dünger dieser Tiere wird sorgfältig gesammelt und in der Sonne getrocknet, um abends in die Murrah geschafft und angebrannt zu werden. Der dichte Rauch, welcher sich dann entwickelt, gewährt den Tieren und Menschen Schutz gegen die schreckliche Plage der Baudah, der Stechfliegen des Sudans. Die Menschen graben sich bis an den Kopf in die ellenhoch liegende Düngerasche ein, wodurch, ganz abgesehen von dem Geruche, die schwarze Haut der Neger sich mit einem abscheulichen grauen Ueberzuge umhüllt, welcher das Auge des Europäers beleidigt, nach der Meinung der Eingeborenen aber so schön wie gesund ist.

In der Mitte der Seribah standen zwei Tokuls, welche sich durch besondere Größe auszeichneten. Sie waren die Wohnungen der beiden Anführer, Abu el Mots und Abd el Mots.

Da eine Hütte nicht bloß für eine einzelne Person bestimmt ist, so war bei der großen Zahl der Tokuls anzunehmen, daß die Gesellschaft gewiß aus wenigstens 500 Personen bestand. Rinder und Schafe weideten in Menge umher. Auch Pferde und Kamele gab es, doch nur bei gegenwärtiger Jahreszeit. Während und kurz nach der Regenzeit pflegen sie zu Grunde zu gehen.

Der eigentliche Besitzer einer Seribah ist nur höchst selten auf derselben anwesend. Diese Herren bleiben daheim, in Chartum oder wo sie sonst ihren festen Wohnsitz haben. Es fällt ihnen gar nicht ein, sich persönlich an der Sklavenjagd zu beteiligen; sie senden vielmehr ihre Stellvertreter, welche Wokala genannt werden und sehr ausgedehnte Vollmachten besitzen.

Unter diesen Wokala stehen die Reïsihn, Kapitäne und Nautia, Matrosen. Diese Leute werden gebraucht, weil die Jagden meist kurz nach der Regenzeit zu Wasser unternommen werden. Auch Sajadin und Asaker werden engagiert. Die ersteren sind Jäger und verpflichtet, die andern mit frischem Fleische zu verproviantieren. Die letzteren sind Soldaten, welche sich aus allerlei weißem und farbigem Gesindel rekrutieren, gewissenlose Menschen, welche mit den göttlichen und weltlichen Gesetzen vollständig zerfallen sind, und sich sonst nirgends sehen lassen dürfen, ohne daß ein strafender Arm sich nach ihnen ausstreckt.

Die Wokala erhalten eine beträchtliche

Das lustige Gamserl.

als Träger und Spione zu stellen. Dafür wird er nach dem Raubzuge mit Kühen entschädigt, was ihm natürlich lieber ist, als wenn er mit Sklaven bezahlt wird. Der Tag des Aufbruches wird von dem Fakir bestimmt, welcher von jedem einzelnen Tage des Jahres zu sagen weiß, ob er ein glücklicher oder unglücklicher ist.

Sobald der Kommandant die Ghasuah verkündet hat, wird die Barakha*) aufgesteckt. Sie besteht aus einem großen, viereckigen, roten Zeuge, auf welchem das mohammedanische Glaubensbekenntnis oder die erste Sure des Korans gestickt ist.

Besoldung und oft auch noch einen besondern Anteil am Gewinne. Die übrige Mannschaft erhält einen Lohn bis zu zehn Mariatheresiathalern pro Monat und die Kost. Alles andre muß der Mann von dem Sold bezahlen und bekommt es zu den höchsten Preisen angerechnet. Daher bleibt ihm gewöhnlich nichts, oder wenig übrig. Ist der Fang gut, so kommt es vor, daß die Leute ihren Sold in Sklaven ausgezahlt erhalten. Der Schwarze ist dann dem Soldaten mit Leib und Leben angehörig, und dieser kann mit ihm machen, was ihm beliebt, ihn schlagen, verstümmeln oder gar töten.

Je zwanzig oder fünfundzwanzig Soldaten stehen unter einem Unteroffizier, Buluk genannt. Die Rechnungen hat ein Buluk Emini über, welcher lesen, schreiben und rechnen können muß und also gewöhnlich ein niederer Geistlicher, ein Fakir ist; er vertritt zugleich die Stelle des Zauberers, bestimmt die glücklichen und unglücklichen Tage und heilt alle möglichen Schäden des Leibes und der Seele mit Amuletten, welche er verfertigt und gegen guten Preis verkauft. Die Feindschaft eines solchen Mannes kann dem einzelnen sehr gefährlich werden.

Wird eine Ghasuah unternommen, so zwingt man den Schech des Gebietes, in welchem die Seribah liegt, seine Neger

Sobald diese Fahne weht, weiß jedermann, daß ein Raubzug beschlossen worden ist, und die an demselben Beteiligten geben sich der tollsten Freude hin.

Abd el Mot hatte seine Absicht erst den beiden Belandanegern mitgeteilt, nachdem er selbstverständlich erst von dem Fakir erfahren hatte, daß der morgende Tag ein glücklicher sei. Dann zur Seribah zurückgekehrt, hatte er die Fahne aufstecken lassen. Der Jubel der ersten, welche dieses willkommene Zeichen erblickten, rief alle andern Bewohner der Tokuls aus den Hütten hervor. Die Musikinstrumente wurden geholt; man scharte sich zusammen und schleppte alle vorhandene Merissah herbei, um die glückliche Stimmung durch einen berauschenden Trunk zu erhöhen.

Der Fakir erschien, hielt eine anfeuernde Rede und bot Amulette aus, welche im bevorstehenden Kampfe vor Verwundung und Tod schützen sollten. Dann begann die Musik zu spielen, aber was für eine!

Da war zu sehen und zu hören die Rababah, eine sehr primitive Guitarre mit drei Saiten, die röhrenförmige Bulonk von ausgehöhltem Kamaholze, die Nogarah, eine Kriegspauke, aus einem hohlen Baumstumpfe konstruiert, die Darabukkah, eine kleinere Handpauke, ferner surrende Flöten, hölzerne Riesenhörner, deren schreckliche Töne dem Rindergebrüll gleichen, steinerne Klappern, geschüttelte Flaschenkürbisse, in denen Steine rasselten, Antilopenhörner, deren Töne dem Jammern eines frierenden Hundes gleichen, kleine und große Pfeifen, mit denen man alle möglichen Tierstimmen, besonders die Stimmen der Vögel nachmachte. Wer kein Instrument hatte, brüllte und heulte nach Belieben. Viele improvisierten ganz sonderbare Geräusche. Der eine schlug mit einem Stocke auf dürres Reisig, der andre kniff einem Hunde in den Schwanz, daß das Tier ganz zum Erbarmen musizierte; der dritte schwang an einer Schnur eine Blechplatte im Kreise, um das Pfeifen des Sturmes nachzuahmen. Kurz, es war ein entsetzliches Konzert, welches nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde, als der Fakir die Helden aufforderte, das Sklavenjägerlied zu singen. Die Kerls stellten sich in zwei Reihen einander gegenüber auf und sangen:

„U marran basahli!
U marran alei dschebal,
U marran antah el woara,
El es soda kubar.
U marran besahli!
U marran ketir hami,
U marran si woar kan ro dami;
U marran katach barrut,
Jentelik e reqiq schi dali!"

Das heißt zu deutsch: „Und trinken ist meine Lust! Und dann hinaus in die Berge, und hinaus in den Wald, wo der Löwe haust. Und trinken ist meine Lust! Und kommt die Verwegenheit über mich, da fließt wohl Blut in der Wildnis; und dann wird Pulver verpufft und ich bring Sklaven mit nach Hause!"

Doch welche Stimmen waren das, die dieses Lied sangen. Der eine brüllte wie ein Löwe und der andre wie ein Ochsenfrosch. Ein dritter schrillte im höchsten Fisteltone, und ein vierter schleppte, wie eine Baßgeige brummend, hinterdrein. Eine Melodie gab es nicht, jeder sang so hoch oder tief, wie es seinem Kehlkopfe angemessen war. Nur die einzelnen Worte klangen zusammen, da der Fakir mit hoch erhobenen Armen skandierte. Dies that er in einer Weise, daß er an einem andern Orte sofort als völlig unheilbar ins Irrenhaus geschafft worden wäre.

Als das Lied zu Ende war, wurde wieder getrunken und Musik gemacht. Dann ward ein Tanz arrangiert, den drehenden Derwischen nachgeäfft. So ging es unter steter Abwechselung von Musik,

*) Heilige Fahne.

Gesang und Tanz bis in die späte Nacht, da es keinen Tropfen Merissah mehr gab.

Der Lärm schallte über den Wald hinweg bis zum Flusse und dem Schiffe. Dort saßen die beiden Belandaneger und vor ihnen der Wächter, die Peitsche stetig in der Hand. Die Sklavinnen waren nach der Seribah geholt worden, um zu backen.

(Fortsetzung folgt.)

Schneemänner.

III.

Die Weihnachtsfeiertage hatten eine Unterbrechung verursacht in der künstlerischen Ausschmückung von Haiderode; aber der Ruhm dieses kunstsinnigen Ortes war während der Feiertage bereits weit ins Land gedrungen, und zwar durch die biedern Landleute, welche nach Haiderode zur Kirche mußten. Wenn ein Wolfgang von Goethe seine Mignon sagen läßt: „Und Marmorbilder stehn und sehn mich an" — so war es bei den Bauern der Haideroder Feldmark gerade umgekehrt gewesen: sie standen, sie sahen Marmorbilder an, — sie sahen mit großen runden Augen und offenem Munde die weißschimmernde Pracht, die schwellenden Glieder, das Ebenmaß der Körper und die griechischen Nasen der Schneefiguren. Dann hatten sie die Köpfe geschüttelt und jene Worte wiederholt, welche vor Jahren einer ihrer Vorfahren geäußert, als er zum erstenmal einen wirklichen Affen erblickte: „Ja, ja, ich sag's, was für's Geld nicht alles gemacht wird!" Und darauf und nach Beendigung des festtäglichen Gottesdienstes waren die biedern Landleute in ihre Feldmark und nach ihren zerstreuten Gehöften zurückgekehrt, und hatten den neuen Ruhm von Haiderode den staunenden Hausgenossen verkündet.

Daß sich unsre sechs jungen Künstler an den süßen Kuchen und fetten Schweinebraten der Weihnachtsfeiertage nicht den Magen verdorben haben, beweist die Thatsache, daß alle sechs am ersten Werktagsmorgen nach dem Feste frisch und munter wieder in den Schneemassen von Haiderode wühlen, kneten, wälzen und formen. Was haben sie denn jetzt unter den Händen, um den kleinen Hügel in Pastors Garten damit zu schmücken? Warten wir einige Minuten, dann wird es sich schon zeigen. Ein Tier scheint's zu werden — aber was für eins? Aha, eine Gemse, ein keckes Gamserl! Hegten wir noch irgendwie Zweifel, so würde uns das Triumphlied, das Walter Nordhof mit heller Stimme anhebt, sofort eines Bessern belehren. Der junge Dichter singt, und die andern Burschen wiederholen unter lustigem Reigentanze:

„Hier steht unser Gamserl, auf ragendem Berg:
Der Schweif eine Rute, das Bärtchen von Werg,
Zwei Hörnchen, vier Beine von Eichenholz fest,
Zwei Augen von Kohlen, von Schnee dann der Rest.
Sagt, ist nicht dies Gamserl ein herziges Tier?
Solch Gamserl zu schießen, das wär' kein Plaisir!
Drum lebe, lieb Gamserl, hier ruhig und froh
Auf ragendem Berge! Holldrioh! Holldrioh!"

Der lautschallende Gesang lockt den alten, ehrwürdigen Dorfpfarrer ans Fenster seiner Wohnung, und als er die neue Zierde seines Gartens erblickt, lacht er so herzlich, daß die einsame weiße Locke auf seinem Scheitel höchst lebhafte Schwankungen macht. Dann öffnet er das Fenster und schüttet eine ganze Mulde dicker rotbackiger Paradiesäpfel in den Schnee, mit dem Rufe: „Dem Arbeiter seinen Lohn!" — um im nächsten Augenblick von neuem herzlich zu lachen über die sechs sich balgenden, nach den Aepfeln haschenden Burschen. Mit dem sechsstimmigen Rufe: „Danke auch, Herr Pfarrer!" schieben die Sechse endlich ab, ihre Zähne in das saftige Fleisch der Aepfel begrabend.

„Jetzt soll unser Sägemann ein volkstümliches Gegenstück haben!" kommandiert Gottfried Berger, und die jungen Künstler suchen von neuem den Holzplatz auf, wo der Sägemann von neulich noch in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit thront. „Laßt uns ihm ein Weiblein geben!" ruft Gottfried und packt in den Schnee.

Der Vorschlag wird mit lautem Beifall aufgenommen. Die Dorfkinder kommen wieder aus den kleinen Häusern gelaufen, welche den Holzplatz umgeben. Sie werden zugelassen, die neugierigen Kleinen, wohingegen die zudringlichen Dorfköter durch Schneebälle wegbombardiert werden. Auch erwachsene Leute machen wiederum auf ihren Geschäftsgängen Halt und sehen lachend dem muntern Treiben der lateinischen Studenten zu. Die neue Marmorstatue wird aber auch wundernett, höchst drollig! Freund Sägemann, wir gratulieren dir zu einer solchen Frau! Sie ist wohl ein wenig alt und runzelig, aber sie sorgt doch gut für Küche und Keller, wie der volle Kartoffelkorb andeutet. Wo die Studenten nur all die lustigen Einfälle hernehmen? Und zu ihrer plastischen Fertigkeit besitzen die Sechse auch noch die Gabe der Dichtkunst, des Gesanges und des Tanzes! Hört nur, wie das schallt!

„Kartoffeln hat sie in dem Korb,
Die wunderschöne Alte;
Wir sagen ihr, daß sie die Frucht
In Frieden nur behalte.
Doch, wenn sie Gurken hat, so dick
Und lang wie ihre Nase,
So gebe sie die Gurken her,
Sie wunderschöne Base!"

Kartoffel-Lisel.

„Es erübrigt uns jetzt noch," sagte Arnold Rösing, „den Schulplatz mit einem Standbilde zu schmücken, dann hat jeder Hauptplatz von Haiderode seine Zierde,

und ein zweites Athen schimmert in weißer Marmorpracht dem fremden Wanderer entgegen!"

„Das Standbild auf dem Schulplatz soll die Krone von allem werden!" ruft Wendelin Schäpers; „Pallas Athene selber hat in meinem erhabenen Haupte die Idee zu einem Reiterstandbild erweckt. Wenn ihr als folgsame Jünger meinen Befehlen gehorchen wollt, so wird unter unsern Händen ein Denkmal erstehen, daß ein Phidias selbst, erstände er aus dem Grabe, seine helle Freude daran haben müßte!"

Die andern fügen sich willig den Befehlen Wendelins, und in der That prangt nach Verlauf einer Stunde auf dem Schulplatz das höchst ideale Standbild eines jugendlichen Reiters, der die wehrfähige Jugend von Haiderode zu repräsentieren scheint. Laute Ausrufe der Bewunderung entfliehen den Lippen der vorüberwandernden Bürger, die Dorfjugend gerät in einen Taumel der Begeisterung, und selbst ein Bauer, der Zahnweh hat, lächelt, ja lächelt beim Anblick des wunderbaren Standbildes. Wenn aber ein mit Zahnweh geplagter Bauer lächelt, dann ist ja das Höchste, das Größte, das Vollendetste erreicht! Mit stolz erhobenem Haupte, mit flammenden Augen, mit sprühenden Lippen, umstehen die sechs Künstler das reifste Werk ihrer Hände; sie haben sich selbst übertroffen, sie haben den Gipfel der Kunst erreicht! Und nun erhebt Walter Nordhof mit einer Stimme, die wie Schlachtenfanfare klingt, den jauchzenden Päan:

„Hopp, hopp, hopp, du Reiterlein,
Nun reite in die Welt hinein,
Und künd' den Leuten allen,
Daß es uns hätt' gefallen,
Zu schmücken Haiderode aus
Mit Marmorbildern glatt und kraus,
Daß München und Athen
Nicht kann davor bestehn!"

Ob das Reiterlein die ihm auferlegte Mission während der Mittagsstunden, wo die Sechse eine gewaltige Klinge schlugen, erfüllte, wissen wir nicht — aber das sehen wir mit eigenen Augen, daß um zwei Uhr nachmittags ganz Haiderode auf den Beinen ist. Jung und alt, klein und groß, Mann und Weib, wandert von Straße zu Straße, von Platz zu Platz, um lachend und plaudernd die gelungenen Schneekerls zu sehen. „Nee, Kerls sind's nicht allein, es sind auch Diers und Frauleute darunter!" schreit Jan Quast, der lahme Schneider, der mühsam hinter den andern herhumpelt. „Der Reitersmann auf unsrem Schulplatz ist am schönsten," sagen die Dorfkinder einstimmig. „Die alte Frau hätten sie auch nur weglassen sollen," bemerkt Lena Elsebrock, wobei sie an ihre eigene dicke Nase denkt, von der sie fürchtet, daß sie Aehnlichkeit habe mit der Rübennase der Schneefigur.

Als die sechs jungen Künstler die wachsende Begeisterung ihrer lieben Mitbürger gewahren, beschließen sie, die Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen und einen „kostümierten Rundzug mit Musik und Feuerwerk" zu veranstalten. Vorsorglich haben sie nämlich eine Portion bengalischer Flammen von Münster mitgebracht. Sie eilen in ihre Wohnungen und kleiden sich mit alten breitrandigen Filzhüten, blauen Kragenmänteln, braunen Sammetjoppen und dergleichen rasch in Künstler um. Dann, nachdem man wieder zusammengekommen, wird die Musikkapelle des Dorfes gegen Erlegung eines mäßigen Trinkgeldes gewonnen: der lange Joseph, der in Potsdam bei der Garde gedient und zauberhaft schön die Ziehharmonika spielt, der dicke Hermann, der eine noch dickere Trommel schlägt, der schöne Anton, der das Horn bläst, wie kein zweiter u. s. w. Die Studenten selbst bewaffnen sich mit Triangel und Stülpen, welch letztere allerdings, wie wir nicht verschweigen wollen, eine verzweifelte Aehnlichkeit mit blechernen Topfdeckeln haben. Der lange Gottfried Berger hat die Taschen voll bengalischen Feuerwerks. Mittlerweile ist an dem kurzen Wintertage schon früh am Nachmittag die Dämmerung in das Dorf geschlichen. „Nehmen wir Lampions!" ruft Wendelin Schäpers; „auf unsrem Söller liegen etliche zwanzig vom letzten Kaiserfeste her!"

Der Vorschlag wird mit allgemeinem Bravo aufgenommen. Peter Zaun, der Quartaner, muß die Talgkerzen vom Krämer holen; Walter Nordhof steckt sie in die bunten Lampions und zündet sie an. „Ha!" schreien die Dorfkinder, die sich in schwarzem Gewimmel um die Studenten gesammelt haben. Auf dem Marktplatz ordnet sich der Zug. Da dröhnt die große Trommel: Bum, bum, bum! Das Horn fällt ein, die Flöte auch, und die Harmonika, und nun auch der Triangel; letzterer paßt zwar nicht recht in die Melodie, aber die Blechstülpen verschlingen plötzlich alle Mißtöne. Der Zug setzt sich in Bewegung. Die roten, grünen und gelben Lampions werfen ihren Schimmer auf den Schnee und die fröhlichen Gesichter der Zuschauer. Im Kreise geht der Zug um das Standbild des Schah herum, das mitten auf dem Marktplatze thront. Dabei wiederholen die Studenten das Lied von neulich:

„Der Schah, der Schah,
Er steht leibhaftig da!
Er ist jetzt in der Mode,
Drum auch in Haiderode
Steht er leibhaftig da,
Der Schah, der Schah, der Schah!"

Bei dem Schlußwort „der Schah" flammt ein rotes bengalisches Feuer auf, und übergießt den Marktplatz mit glührotem Lichte. Ein hundertfaches, langgezogenes „Ha!" der dörflichen Zuschauer bildet den ungekünstelten Reim auf Schah. Die ohnehin schon vor Gesundheit roten Gesichter der Dörfler glühen jetzt, vom roten Flammenschein angestrahlt, als ob ihre Besitzer südamerikanische Feuerländer wären, und nicht ehrliche Münsterländer, Verehrer von Pumpernickel und Schinken.

Vom Marktplatz marschiert der Zug nach dem Klapperplatz, wo der herrliche Hirsch vor der Wohnung des Försters steht. Die Studenten stimmen das Lied an: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen," was die Musik, so gut es geht, begleitet. Das Lied ist den Dörflern bekannt, und sie stimmen mit ein. Das schallt schon anders, lauter als vorhin. Der Förster will sich für die Ehre erkenntlich zeigen, und er brennt seine alte Donnerbüchse ab, daß das Echo lang über den Platz hinrollt. Die Frauen und Kinder kreischen erschreckt auf, um im nächsten Augenblick um so herzhafter zu lachen. Viele der Zuschauer schließen sich dem Zuge an, als dieser unter grünen bengalischen Flammen um den Hirsch seine Kreise zieht.

Und weiter windet sich der immer mehr anwachsende Zug durch das Dorf, von Gasse zu Gasse, von Platz zu Platz, von Standbild zu Standbild. Das ganze Dorf ist in Festesjubel. Kerzen und bunte Lampions werden an die Fenster gestellt, um eine Illumination ins Werk zu setzen. Nein, so ein Pläsir hat man noch nie in Haiderode erlebt! Beim letzten Standbild, dem jugendlichen Reiter, wird auf Anregung des Polizeidieners (hört! hört! der bewaffneten Macht selbst!) den lateinischen Studenten ein dreifaches Hoch ausgebracht, was eine rasende Zustimmung findet. „Hoch, hoch, hoch, und nochmals hoch!" schallt es über Haiderode hin. Die Studenten lassen mit den nötigen Pausen den Pfarrer, den Amtmann, den Doktor, den Apotheker, den Gastwirt, den Polizeidiener, und endlich das ganze Dorf Haiderode mit Mann und Maus, mit Kind und

Kegel leben. Dann singen sie „Gaudeamus igitur“, brennen die letzte bengalische Flamme, eine rote, ab, und löschen die Lampions aus. Langsam verläuft sich der Schwarm der Zuschauer. Haiderode sinkt in Nacht und Schweigen und Schlaf.

Das zum Range einer Kunststadt erhobene Haiderode würde unzweifelhaft noch mehrere ähnliche Festtage wie den geschilderten erlebt haben, wenn nicht der neidische Jupiter Pluvius — neidisch, weil er kein Standbild erhalten hatte — in der dunkelschweigenden Nacht Tauwetter und Regen herabgesandt hätte. Als am andern Morgen die Haideroder und unsre sechs Studenten ins Freie schauten, zeigten sich ihren wehmütigen Blicken ganz entstellte, höchst trübselige Reste der herrlichen Statuen — und auch diese Reste wurden im Laufe des Tages durch stürzende Regengüsse förmlich weggewaschen.

Dies ist auch der Grund, weshalb Haiderode noch heute Haiderode geblieben ist — weshalb es in der Kunst- und Weltgeschichte nicht neben Athen und München genannt wird.

Hopp, hopp, Reiter!

Das Straußenreiten der Somal.

Seit Deutschland in die Reihe der Kolonialstaaten getreten ist, hat sich unser schon vorher so reges Interesse für fremde Völkerschaften in der Weise vergrößert, daß es fast in jeder bedeutenderen Stadt unsres lieben Vaterlandes eine sogenannte „Völkerwiese“ gibt, das heißt, einen öffentlichen Ort, an dem von Zeit zu Zeit die Vertreter der verschiedensten fremden Nationen in der Ausübung ihrer friedlichen und kriegerischen Künste zu beobachten sind. Wir haben Sioux und Pescherähs, Eskimos und Zulus, australische Buschmänner und Singhalesen, Ainos und menschenfressende Neger bei uns gesehen und sie alle in ihrem eigenartigen Thun und Treiben beobachten können. Gegenwärtig nun macht eine Karawane von Somal, welche als Nachbarn des unter deutschem Schutze stehenden Witu-Landes unsre regste Teilnahme erwecken müssen, die Runde durch die erwähnten Völkerwiesen, und wer Zeuge ihrer Schaustellungen gewesen ist, wird zu der Ansicht gelangt sein, daß der sogenannte schwarze Erdteil keineswegs nur von bildungsunfähigen Elementen bevölkert ist.

Die Somal bewohnen den östlichsten Teil von Afrika, dessen Spitze, Kap Guardafui und Ras Hafun, stets ein Schrecken der Seefahrer war. Die ihnen gehörige Küstenstrecke beginnt am Golf von Zeila, läuft bis zum Dschard Hafun fast gerade östlich, wendet sich dort südlich und wird dann vom Danafluſſe abgeschlossen. Längs der See erstreckt sich die 60—100 km breite Küstenebene, sanft ansteigend und mit einer ärmlichen Vegetation von Akazien, Mimosen und Dornbüschen bewachsen. Darauf folgt, ganz plötzlich ansteigend, das Küstengebirge, dessen verhältnismäßiger Wasserreichtum hochstämmigen Euphorbien, Drachenblutbäumen und Wacholderwäldern das Leben gibt. An dieses schließt sich tafelförmig die innere, große Hochebene, eine baumlose Steppe, welche außer der Sommerregenzeit getrost mit der Sahara verglichen werden kann. Die Flüsse des Landes führen meist nur zur Regenzeit Wasser, dennoch ist das Tierleben ein bedeutendes. Der Wasserbock, verschiedene Antilopen- und Gazellenarten treten in starken Rudeln auf; Strauße, Zebras und wilde Esel gibt es in Menge; ebenso sind die Giraffe, der Elefant, das Nilpferd und Rhinoceros zu erwähnen. Der Löwe lichtet im Vereine mit dem Leoparden, der hier eine erstaunliche Größe erreicht, die Herden der Eingeborenen. Ebenso reich ist das Land an kleineren Tieren, so daß es eine Fundgrube für den Zoologen bilden wird, wenn erst die Bewohner sich weniger feindselig gegen Fremde verhalten.

Der Somali ist keineswegs ein Neger; er steht nach seinem physischen Typus zwischen dem Araber und dem Schwarzen. Sein Bau ist schlank und zierlich, seine Stirn groß, sein Auge schön, die Nase fein und die Lippe zwar aufgeworfen, aber wenig vorspringend. Die Hautfarbe wechselt vom hellen braun bis zum tiefen schwarz. Das krause Haar wird von den Männern teils rasiert, teils kurz, teils lang getragen und in letzterem Falle oft mit Kalk rotblond gebeizt. Die Frauen verhüllen es mit einem Kopftuche; die Mädchen flechten das ihrige in zahlreiche, dünne Zöpfchen.

Die Tracht der Somal besteht in der Hauptsache aus einem großen Umschlagetuche, einem Gürtel und Sandalen, doch

sind auch Jacke, Hose und Fes zuweilen zu sehen. Die Hauptwaffen sind Lanzen, Wurfspeere, Dolchmesser, Bogen und Pfeile nebst runden Schilden, welche aus Giraffen- oder Rhinozeroshaut gefertigt werden.

Der Somali ist Nomad; er verachtet das Handwerk und hält nur Raub und Krieg für seiner würdig; alle Arbeit fällt den Frauen zu. Er ist mutig, tapfer und freiheitsliebend, aber auch streitsüchtig und hinterlistig und aller Ordnung abgeneigt. Die Blutrache wird bis aufs äußerste getrieben und ist die Ursache, daß die einzelnen Stämme sich untereinander durch ewige Fehden aufreiben. Darum haben die meisten Versuche, das Land zu erforschen, zu einem negativen Resultate geführt, und der französische Reisende Revoil sagt mit Recht: „Das einzige bebaute Feld im Somalilande ist der Totenacker.“ Ein andrer Forscher fällt folgendes ebenso wahre Urteil: „Der Somaliknabe erhält im siebenten Jahre einen kleinen Speer, bettelt, borgt und stiehlt, bis er Mann geworden ist, und bettelt, borgt und stiehlt dann weiter bis er stirbt.“

Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, daß die erwähnte Somalikarawane ein zahlreiches Publikum nach der „Völkerwiese“ lockt. Auch ich fand mich täglich ein und wurde dadurch den Mitgliedern so bekannt, daß sie mir beim Nahen schon von weitem ihr „gut Morken!“ zuriefen. Da steht in der einen Ecke der aus Bastmatten errichtete Arisch (Hütte), in und bei welchem sich die Frauen und Kinder befinden. In der andern Ecke sitzen an einem kleinen Feuer zwei Tumal (Schmiede) bei der Arbeit. Sie sind als Handwerker verachtet und dürfen nicht an den Waffenspielen teilnehmen. In der dritten Ecke liegen die Kamel- und Pferdesättel; dabei stehen und hocken die Krieger, malerisch in ihre Tücher gehüllt; sie unterhalten sich in ihrer Muttersprache, welche der äthiopischen Gruppe des hamitischen Stammes angehört. Auf dem freien Raume tummeln sich edle Pferde, leichtfüßige Reitkamele, kleine Schafe mit Hängeohren und hörnerlose Ziegen herum; zwischen ihnen stolzieren großäugige, gar nicht scheue Strauße in ruppigem Federkleide. Da ertönt ein schriller Pfiff; die Kamele, Strauße, Schafe und Ziegen nehmen Reißaus und drängen sich in der vierten Ecke zusammen; im nächsten Augenblick sind die Pferde gesattelt; die Reiter steigen auf und sprengen, nur mit der großen Zehe im Bügel, in rasendem Galopp im Kreise umher. Ein zweiter Pfiff: die Kamele werden gesattelt und bestiegen. Frei und ohne alle Stütze auf ihnen sitzend, jagen die Ostafrikaner mehrere Male über den weiten Plan und zeigen, welche Schnelligkeit ihre langbeinigen Tiere zu entwickeln vermögen.

Hierauf folgen Waffenspiele. Zunächst wird mit Speeren nach der Scheibe geworfen. Von zehn Spießen bleiben sicher neun im Schwarzen stecken. Dann stellen sich zwei Parteien auf, um mit Messer, Lanze und Schild gegeneinander zu kämpfen. Man erhält den Beweis, daß die Somal außerordentlich waffengewandte Männer sind. Hieran schließen sich friedliche Tänze, welche von Gesängen begleitet sind. Unter den Somal gibt es viele Dichter, selbstverständlich Naturdichter, und unzählige Lieder. Der Reim ist eintönig, da er meist durch ein ä gebildet wird; deutlich ist die Allitteration zu hören.

In den Zwischenpausen laufen die Männer, Frauen, besonders aber die Kinder herum, um — zu betteln. Der Somali leistet in diesem Fache so Großes, daß sein Land von dem Araber Belad wa issi, „Land gib mir etwas“ genannt wird. Ein kleines, kaum dreijähriges Baby, welches mich bereits kennt, kommt herangewatschelt, tippst mit dem Finger an meine Tasche und sagt im schönsten deutsch: „heraus, heraus!“ Ich gebe ihm einen Apfel. Kaum befindet sich derselbe in den kleinen Händchen, so greift der Vater zu, entreißt dem Baby die Frucht, steckt sie zwischen sein eigenes glänzendes Gebiß und fragt mich kauend und nach seinem Munde deutend: „Was, was?“ Ich antworte: „Apfel.“ Sofort streckt die ganze Rotte Korah, Dathan und Abiram die Hände nach mir aus, und All-Ostafrika schreit: „Apfel, Apfel, Apfel!“ In zwei Augenblicken ist mein Vorrat verschwunden, und ich gebe Pflaumen. Man will aber partout Aepfel und wirft die Pflaumen weg, welche im Nu von den herbeistürzenden Straußen verschlungen werden. Neben mir steht ein hoher Offizier. Eine Somalifrau klopft ihm vertraulich auf das goldene Achselstück und ruft: „Ziiii-charrr, Ziiii-charrr!“ Er blickt mich ratlos an, und ich erkläre ihm, daß sie eine Cigarre will. Er zieht sein Etui hervor; sie aber nimmt es ihm schnell aus der Hand, macht es leer, gibt es ihm ehrlich zurück und langt die sechs Stück Havana den hinter ihr stehenden Männern zu. „Ziiii-charrr, Ziiii-charrr!“ schreit nun alles, was Odem hat. Zehn, zwanzig und noch mehr Zuschauer erfüllen diesen Wunsch, und nun raucht ganz Somaliland, daß man kaum mit dem Stocke durch den Qualm zu schlagen vermag. Das Baby kommt wieder, streckt mir das Händchen hin und sagt: „Geld, Geld!“ Ich gebe ihm einen Pfennig. Es wirft ihn weg und schreit: „Wenig, wenig!“ ich gebe einen Groschen; es sieht ihn an, hält die andre Hand auch hin und sagt: „Gut, gut, mehr!“ Kaum hat es den zweiten Groschen erhalten, so stiebt die ganze Karawane auseinander, um „Geld, Geld!“ schreiend, sich unter die Zuschauer zu verteilen. Der Segen fließt, bis der Unternehmer ein Einsehen hat und die bettelnden Krieger durch einen Pfiff zur Produktion der Glanznummer, dem Straußenreiten, zusammenruft.

Die Vögel kennen dieses Signal. Sie rennen ängstlich hin und her, und es kostet keine geringe Anstrengung, sie in eine Ecke zu treiben und dort einzuschließen. Einige von ihnen brechen doch durch; die andern werden bestiegen, und zwar in der Weise, daß ein Mann den Vogel beim Schnabel ergreift und den Kopf niederzieht, ein zweiter ihn beim Vorderleibe hält und der dritte sich schnell auf den Rücken schwingt und sich an den Flügelknochen festhält. Sofort geht der Vogel mit ihm durch und jagt unter dem brausenden Gelächter des Publikums pfeilschnell durch die Bahn. Es ist selbstverständlich, daß es dabei die possierlichsten Sprünge und Stellungen gibt; aber die gewandten Reiter lassen sich nicht abwerfen und verlassen ihre geflügelten Rosse erst dann, wenn dieselben sich in ihr Schicksal ergeben zeigen. Unser Bild veranschaulicht diesen Ritt auf treffliche Weise. Hoffentlich haben viele gute Kameraden noch Gelegenheit, denselben auch in Wirklichkeit zu sehen.

Ein interessantes Kuriosum

besitzt das Reichspostmuseum zu Berlin in einem Briefcouvert, das ihm seinerzeit vom Landdrosten von Dargun überwiesen worden ist. Dasselbe hatte zu einem Briefe von gewöhnlichem Umfang gehört, der aus Philadelphia (in den nordamerikanischen Freistaaten) abgesandt und an den Urgroß-

Das Straußenreiten bei den Howals.

vater jenes Landdrosten, Oberstlieutenant v. Pressenten in Sternberg (Mecklenburg), adressiert war. Das Couvert trägt den Poststempel, bezw. Postvermerk von Philadelphia, London, Calais, Brüssel, Haag, Amsterdam und Hamburg. Leider gibt keiner der Poststempel Aufschluß über das Jahr der Beförderung. Da jedoch der Adressat erst im Jahre 1760 noch Sternberg übergesiedelt war und dort bis 1789 gewohnt hat, so muß die Ankunft in die Zeit von 1760—1789 gefallen sein. Der Brief war unfrankiert, und nach Ausweis der Postvermerke auf dem Couvert hatte der Adressat für den Brief nicht weniger als 5 Thaler 12 Schillinge mecklenburgisch, oder in der Reichswährung 18 Mark 90 Pfg. Porto zu zahlen.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Meine Angst zu beschreiben, als Harriet mir diese Nachricht gab, vermag ich nicht. Ohne selber daran zu glauben, nur um sie vorläufig zu trösten, gab ich noch einmal das Versprechen, daß ich in wenigen Minuten bei ihnen sein würde, und zergrübelte daneben meinen Kopf, was ich beginnen sollte. An der Außenwand entlang tastend, fand ich endlich eine aufgerichtete Leiter und blickte empor. Ein Schimmer von Hoffnung blitzte in mir auf, denn ober mir, also wohl auf dem Boden des Hauses, war es hell; die Leiter war an den Rahmen einer offenen Luke gelehnt, welche nach dem Boden führte. Mit wenigen Tritten hatte ich die Leiter erstiegen und befand mich in dem hellen Oberraum.

O, hättest du deine Geschwister hier, sie wären gerettet! dachte ich bei mir. Aber wie sollte ich ihnen den Weg zu mir bahnen? Der Bodenraum erstreckte sich freilich über die ganze Länge des Hauses, schien aber nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Wohnzimmer des Jägers zu stehen. Heu, Stroh und ein paar Säcke mit Futter nahmen einen Teil des Bodens ein, eine Luke konnte ich nicht finden. Unter mir schrieen die Kinder, und Harriet rief fortwährend etwas, was ich nicht verstand. Vielleicht stieg die Not dort unten schon auf den höchsten Grad; hatte der Bär erst ein Loch in die Mauer gebrochen und konnte mit einer seiner Tatzen hindurchfahren, so erforderte es nicht viel Zeit, bis er die Bruchstelle dermaßen erweiterte, daß er sich mit seinem ganzen Körper hindurcharbeiten konnte. Um meine Angst zu steigern, fiel mir jetzt gerade ein, daß die Steine nicht mit Kalk, sondern nur mit Lehm aneinander gefügt wären; es gehörten wahrhaftig nicht die Krallen eines grimmigen Bären dazu, um ein so geringes Hindernis zu beseitigen.

Ratlos lief ich auf und ab. Da war es mir, als träte ich mit den Füßen auf ein paar Bretter, welche elastischer waren als die andren. Ich warf mich zu Boden, räumte in der Hast die Spreu und den Staub hinweg, womit gerade dieser Teil des Bodens neben dem Schornstein bedeckt war, fand zu meinem Entzücken nicht nur die Luke, sondern auch den Ring, an welchem sie emporgehoben werden konnte, und öffnete die Luke.

„Siehst du, Harriet, hier bin ich!“ rief ich erleichtert hinab. „Nun, will ich euch auch sofort zu mir heraufholen.“

„Quin, Quin, es ist aber auch die allerhöchste Zeit!“ entgegnete mir Harriet, als ich davonstürzte, um die von dem Pferdestall emporführende Leiter heraufzuziehen. Glücklicherweise war diese so leicht, daß ich sie gut handhaben konnte. Im nächsten Momente war die Leiter auf den Boden der Wohnstube gesetzt und lehnte mit ihrem oberen Ende an den Rahmen der von mir entdeckten Luke. Ich eilte hinab und stand mitten unter meinen Geschwistern, welche, nach Rettung verlangend, emporblickten. Dick und Tom nahm ich in den Arm, setzte sie oben auf einen Haufen Heu, gebot ihnen, ihren Platz nicht zu verlassen, und vereinte mich wieder mit Harriet, welche sich beharrlich weigerte, nach oben zu fliehen, wenn ich sie nicht begleitete.

In mir aber war wieder die Lust zu einem Abenteuer erwacht; ich konnte mich ja an dem wütenden Bären für all die Aengste rächen, welche er uns bereitet hatte.

„So bleibe denn bei mir, Harriet!“ erwiderte ich nach kurzem Bedenken. „Die Gefahr ist auch nicht groß, wir beide werden die Leiter schon hinaufkommen, wenn Meister Petz mit seinem Durchbruch fertig ist. Doch vor allen Dingen bedürfen wir Licht, um uns nach Waffen umzusehen.“

Ich öffnete eins der nach innen schlagenden Fenster und versuchte die Läden zu öffnen; doch sie widerstanden dem Druck meiner Hände. Der Bär war inzwischen noch immer bei der Arbeit; ein Stein nach dem andern fiel polternd in die Stube herein, und sein Brüllen dabei war schreckenerregend. Swen hatte mir von zahlreichen Waffen erzählt, mit denen die Wände behängt sein sollten. Hatte Sir Macdonald dieselben nicht mitgenommen, so mußte ich sie finden. Während Harriet am Fuße der Leiter stand, schlich ich an der Thürwand entlang und brauchte nicht lange zu suchen, bis ich auf das erste der aufgehängten Gewehre traf. Schleunig riß ich dasselbe herab, stieß mit dem Kolben gegen die hartnäckigen Läden und sprengte dieselben. Mit einemmale war die Finsternis verbannt, Helligkeit erfüllte den Raum. Ich konnte nur unter den zahlreich vorhandenen Waffen und Geräten wählen, um dem Bären, welcher bereits Kopf und Hals durch die Mauerlücke steckte, einen blutigen Empfang zu bereiten.

Natürlich erprobte ich zuerst das Gewehr, welches ich gerade in meinen Händen hielt, spannte den Hahn, hielt den Lauf dicht vor den weitaufgesperrten Rachen des grimmigen Tieres und drückte ab. Aber, o weh! die Büchse war nicht geladen. Harriet reichte mir schnell eine zweite, eine dritte und so fort, bis wir uns endlich überzeugten, daß keine von ihnen geladen wäre. Doch, da hing ja ein langer zweischneidiger Hirschfänger, und neben dem Küchenherde stand ein schweres Beil. Noch konnten uns diese Waffen von Nutzen sein.

Ohne Zeit zu verlieren, nahm ich selber das Beil und reichte Harriet die scharfe Klinge, und wir bearbeiteten abwechselnd die Tatzen und den riesigen Kopf des Bären, sobald diese für uns erreichbar wurden. Der Bär stieß ein wildes Schmerzgeheul aus, ließ aber nicht in seinem Kratzen nach, nur noch wütender stemmte

er sich gegen die zerbrechliche Wand. Da endlich traf ich den Schädel so wuchtig und sicher, daß die Schneide der Axt einen Augenblick in dem Knochen haften blieb und ich annehmen mußte, das wilde Tier bräche mit zerschmettertem Schädel zusammen. Aber ich hatte mich verrechnet, der Schädel mußte härter sein, als daß er durch die Kräfte eines Knaben zertrümmert werden könnte. Ich reichte also Harriet das Beil und nahm ihr den Hirschfänger aus der Hand, bückte mich vornüber und wartete, zum Stoße fertig, auf den Moment, wo der Kopf des Bären sich wieder zeigen sollte. Endlich gab das Tier mir die gewünschte Gelegenheit, und ich senkte die spitze Klinge tief in den Rumpf des Ungeheuers hinein, gerade dort, wo Hals und Brust einander berühren. War dieser Streich nicht tödlich, so mußte die Bärenmutter unsterblich sein.

„So, Harriet," sprach ich gelassen, „nun glaube ich annehmen zu dürfen, daß unsre Aufgabe vollendet ist. Laß uns zu den Geschwistern hinaufgehen, damit sie sich nicht weiter ängstigen! Wir ziehen die Leiter nach und verschließen sogar die Luken, wenn du dies für ratsam hältst."

Der Bär war noch nicht tot, wie ich an dem fortgesetzten dumpfen Brüllen und dem Bellen der Hunde merkte; er lag noch vor dem Loche, bereit, diesen Posten bis zu seinem letzten Atemzuge zu behaupten. Harriet und ich stiegen nach dem Boden hinauf, setzten uns dort neben Dick und Tom und erzählten diesen, daß der Bär die Verfolgung und Belagerung wahrscheinlich mit dem Leben werde bezahlen müssen. Die kleinen Buben trockneten nun ihre Thränen und vergaßen bald, einer wie großen Gefahr sie mit genauer Not entronnen wären. Nun, meinten sie, stände doch nichts im Wege, daß wir die Jungen holten, mit denen sie so gerne spielen wollten.

„Eigentlich nichts, lieber Dick," erwiderte ich, „denn der Bärenvater ahnt wahrscheinlich nicht, wo die Mutter die Wiege für ihre Kleinen aufgeschlagen hat, er kümmert sich nicht um sie."

„Wir müssen sie sogar aus Barmherzigkeit holen," fügte Harriet hinzu, „damit sie nicht verhungern, die armen, kleinen Wesen, denen die nährende Mutter genommen ist. Sie sind noch nicht so alt, daß sie sich selber helfen könnten, und Vater wird wahrscheinlich nichts dagegen einzuwenden haben, daß wir sie holen und auferziehen, bis sie kräftig genug sind, in der Freiheit fortzukommen."

„Das fehlte auch noch, Harriet!" rief ich nun spöttisch. „Wir sollten den Tieren jemals die Freiheit wiedergeben, damit sie vielleicht später einmal unser Leben gefährdeten? Nein, Harriet, mit der Schonung des Baribals ist es für mich vorbei, ich werde sie von morgen ab wie jedes andre Raubzeug, d. h. wie grimmige Feinde verfolgen. Was haben wir der Alten gethan, daß sie uns das Leben rauben wollte? Du siehst, den Tieren ist nicht zu trauen, wenigstens nicht, wenn sie Junge haben."

„Und was würdest du mit den armen Waisen machen, Quin?" fragte Harriet.

„Ich werde sie herausholen und pflegen, so gut dies möglich ist; gelingt es mir, sie groß zu ziehen, so werde ich sie verkaufen, ein Käufer wird sich schon finden. Uebrigens wundere ich mich doch, daß Sir Macdonald die Bärenmutter in so unmittelbarer Nähe seines Jagdschlosses duldete. Ohne Zweifel hat er die von uns entdeckte Höhle und deren Inhalt gekannt, da er kaum acht Tage abgereist ist. Hätte er die Bärenmutter nicht zutraulich zu machen verstanden, so hätte diese schwerlich ihre Jungen so nahe bei seiner Wohnung aufgezogen. Nun erst verstehe ich, warum Sir Macdonald nicht wünschte, daß wir ihn in der Nähe seines Jagdschlosses störten, verstehe auch, warum die Bärenmutter so wenig Notiz von den bellenden Hunden nahm und erst ihren Ruhesitz verließ, als wir Kinder, welche sie wahrscheinlich nie gesehen hat, die Jungen zu bedrohen schienen. Kastor und Pollux, das kannst du glauben, würden die Bärin viel ernstlicher angefaßt haben, wenn sie nicht längst an den Umgang mit ihr gewöhnt gewesen wären. Nur gut, daß Sir Macdonald sein Waldschloß nicht verrammelt hatte; die Fähre hätten wir sicher nicht erreicht."

Um zu sehen, ob die Bärin bereits verendet wäre, öffnete ich eins der Klappfenster im Dache, stieg hinaus und lehnte mich so weit über, daß ich auf den Kampfplatz außen an der Mauer hinabblicken konnte. Der zottige Feind hatte alle viere von sich gestreckt und war, wenn nicht tot, doch sicher unfähig, uns zu schaden. Ich konnte nicht bemerken, daß er sich regte, und die Hunde lagen, ohne zu bellen, neben ihm, sie schienen darauf zu warten, daß wir herauskommen sollten. Als ich mich ihnen bemerkbar machte, winselten sie freundlich und wedelten mit dem Schwanze. Ich verließ das Dach, schloß das Fenster, und sagte Harriet, daß wir das Haus verlassen könnten; doch wolle ich der erste sein. Auf der Leiter in die Stube zurückgelangend, trat ich an die Oeffnung in der Mauer, steckte den Hirschfänger hindurch, befühlte und beklopfte mit der flachen Klinge den blutigen Kopf des Ungeheuers. Dasselbe gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Nun trat ich hinaus und stellte mich neben mein Opfer, hetzte die Hunde, sah aber, daß sie sich mit Abscheu von dem toten Feinde abwandten. Wir verschlossen das Haus, nachdem wir die gebrauchten Gegenstände wieder an ihre Plätze zurückgebracht hatten, und kehrten, ohne uns um den Korb mit den Seifenwurzeln zu kümmern, nach Hause zurück, wo die Schilderung unsres Erlebnisses gerechte Aufregung hervorrief.

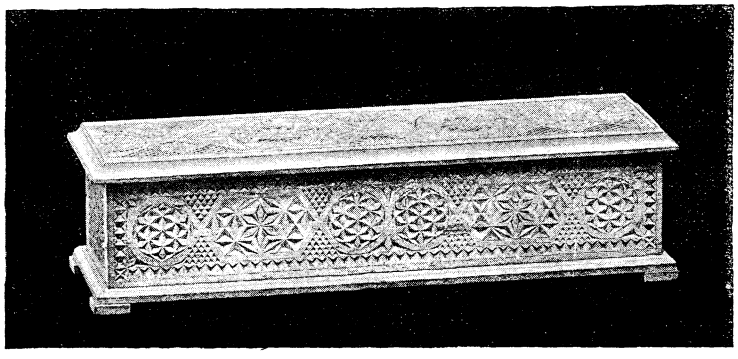
Es versteht sich von selbst, daß mein Vater die Erlaubnis zum Ausgraben der jungen Bären gab, und daß ich bei diesem Geschäfte nicht der letzte war. Ein halbes Jahr später, als die zottigen Burschen an die Kette gelegt werden mußten, weil sie viel Unfug trieben, war die Schwärmerei von Dick und Tom für die noch immer possierlichen Wesen schon ziemlich geschwunden, und mein Vater verkaufte dieselben an einen herumziehenden Händler, der sie an einen Tiergarten liefern wollte.

Die Hauptsache für mich war, daß ich das Waldschloß, mit welchem sich meine Phantasie schon so lange beschäftigt hatte, nun hatte sehen dürfen, und ich war begierig, was Sir Macdonald sagen würde, wenn er bei seiner Rückkehr erfuhr, was sich während seiner Abwesenheit in den Mauern seines Jagdschlosses zugetragen hat.

8. Sir Macdonald wird mein Freund.

Der Herbst brachte mir diesmal nicht viele Freuden, im Gegenteil, ich sollte Beschränkungen erleben, an die ich bisher nicht gewöhnt gewesen war. Mr. Spotswood, eigentlich ein Maschinenbauer, welcher augenblicklich ohne Beschäftigung war, zog als Lehrer für Harriet, mich und die beiden kleineren Brüder Dick und Tom in unsre Faktorei ein. Es war dies mehrere Jahre, bevor mich mein Vater in die in meinen früheren Erzählungen schon erwähnte Schule nach St. Louis brachte. Der Herr besaß gewiß selber eine gründliche Schulbildung, aber nicht die Gabe, uns sein Wissen mitzuteilen. Seit auch

mein Freund Charles auf den Wunsch seines Vaters an den Unterrichtsstunden teilnahm, war es auch mit der Disciplin recht schlecht bestellt, und wir wären dem gestrengen Mr. Spotswood gewiß noch häufiger davongelaufen, wenn nicht Harriets musterhaftes Beispiel und die Furcht vor meinem Vater uns davon zurückgehalten hätte. Was blieb von den kurzen Tagen groß übrig, wenn wir vier Stunden dem Unterricht beiwohnen und zwei Stunden auf die Anfertigung unsrer Arbeiten verwenden mußten! Wir wilden Rangen fragten nicht viel danach, ob diese Maßregel meines Vaters für unsre Zukunft heilsam sei, erst später sahen wir das ein und folgten des Lehrers Bemühungen, uns geistig zu fördern, mit Aufmerksamkeit und Fleiß.



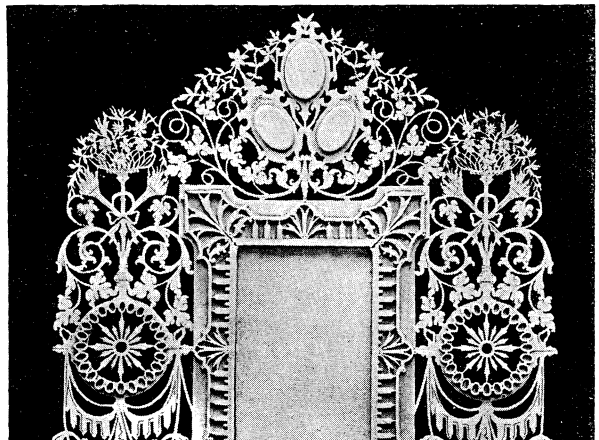
Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 1. Handschuhkästchen.

So rückte der Winter heran; es konnte nicht mehr lange währen, daß Sir Macdonald seine Waldhütte in unsrer Nähe bezog. Ich war gespannt, was er dazu sagen würde, daß wir Kinder, allerdings in einer dringenden Notlage, sein Heiligtum durch unsern Besuch entweiht hätten; denn verheimlicht konnte ihm dies nicht gut werden. Wenn mein Vater auch die Stelle in der Mauer, welche der Bär durchbrochen hatte, wieder hatte ausbessern lassen, so mußte einem aufmerksamen Auge diese Ausbesserung doch auffallen, und Swen durfte auf die Frage Sir Macdonalds, ob sich während seiner Abwesenheit etwas in der Hütte ereignet hätte, die Wahrheit auch nicht gut verschweigen. Ich wollte mich entschuldigen und glaubte die Sache damit abgethan.

Mitte Dezember rückte Sir Macdonald bei uns ein, stieg in der Faktorei ab und verblieb hier den ersten Tag, bis sein Wohnzimmer gehörig durchwärmt war. In einem Augenblicke, wo sich nur Charles und ich in der Familienstube befanden, brachte ich schüchtern meine Entschuldigung vor und erzählte dabei, daß ich das Leben meiner Geschwister und mein eigenes nicht anders hätte retten können. Die Miene Sir Macdonalds während meiner Erzählung und bei den von ihm selber eingeworfenen Fragen war sehr ernst; ich fürchtete schon, daß ich es für immer mit ihm verdorben hätte. Dann aber ergriff er meine rechte Hand und sprach mit kräftiger Stimme: „Du bist ja ein braver Bursche, lieber Quincy. Schon manche mutige That habe ich von dir erfahren. Die hier bewiesene Kaltblütigkeit und Besonnenheit aber zwingt mir hohe Achtung ab. Ich habe nichts zu verzeihen, nein, ich muß mir selber die bittersten Vorwürfe machen, daß ich der Bärin erlaubte, mit ihren Jungen unweit meiner Hütte zu sein. Ich hatte meine Freude an dem zutraulichen Tier und dachte nicht im entferntesten daran, daß ihr Kinder durch diesen Baribal in Gefahr versetzt werden könntet, weil ich euch niemals in jener Gegend traf. Der Allmächtige hat das Entsetzliche abgewendet, ihm und dir habe ich es zu verdanken, daß ich meine Unvorsichtigkeit nicht schmerzlich zu bereuen habe; die Ruhe meines weiteren Lebens würde vernichtet gewesen sein. Und das hast du verhütet, lieber Quin, ich werde es dir, wackerer Junge, niemals vergessen."

Von diesem Tage an war Sir Macdonald gegen mich und, wenn sich Charles bei mir befand, auch gegen diesen der freundlichste und liebevollste Gönner. Er lud uns ein, ihn in seiner Jagdhütte zu besuchen, zeigte uns seine verschiedenen Waffen, lehrte uns Fallen aufstellen und nahm uns mit sich, wenn er zur Jagd auf das Raubzeug auszog. Jede freie Stunde, welche Unterricht und Arbeit uns ließen, verbrachten wir in der Umgebung unsres vornehmen Nachbarn, so sehr auch mein Vater uns warnte, dem Herrn nicht lästig zu fallen.

(Fortsetzung folgt.)



Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 2. Bilderrahme.

Ein kaiserlicher Eisenbahnbaumeister.

Der österreichische Ingenieur Gerstner, Erbauer der im Jahre 1838 eröffneten ersten russischen Lokomotivbahn von Petersburg nach der kaiserlichen Sommerresidenz Zarskoje-Selo, war von dem Kaiser Nikolaus von Rußland mit der Ausarbeitung des Planes für eine Eisenbahn beauftragt worden, welche die beiden Hauptstädte des Reiches, Petersburg und Moskau, miteinander verbinden sollte.

Nikolaus war gerade in ein Projekt zur Unterwerfung der aufrührerischen kaukasischen Stämme vertieft, als Gerstner ihm den sorgfältig ausgearbeiteten Plan über die neue Bahn vorlegte. „Ist das der nächste Weg nach Moskau?" fragte der Kaiser, nachdem er sich die Karte flüchtig angesehen hatte.

„Der nächste gerade nicht, Majestät, aber der rentabelste; denn die neue Bahn wird volkreiche und handeltreibende Städte

berühren; sie wird fruchtbare Gegenden durchschneiden."

„Ich brauche," unterbrach ihn Nikolaus, „den nächsten Weg auf dem man in einem Tage von Petersburg nach Moskau kommen kann. Geben sie einmal die Karte her!" Damit zog er seinen Degen aus der Scheide, legte ihn quer über die Karte und zog mit der Feder zwischen den Endpunkten Petersburg und Moskau einen dicken geraden Strich.

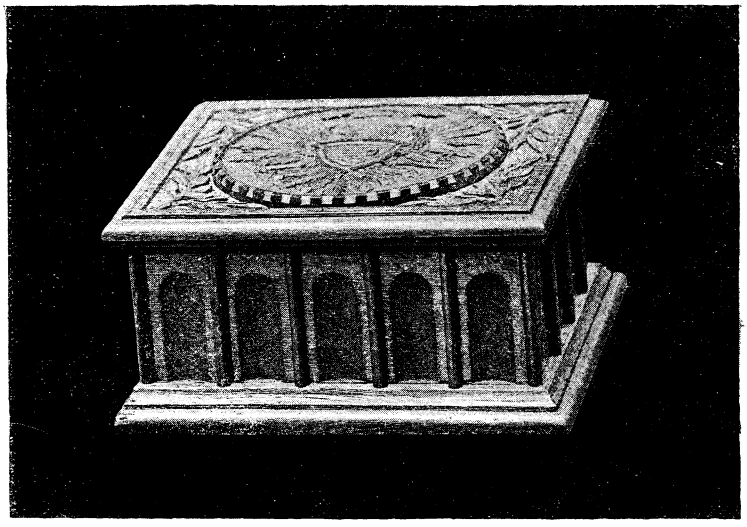
„So," sagte er, Gerstner die Karte zurückgebend, „das ist mein Plan, und danach soll gebaut werden."

Und es wurde, so wie es der kaiserliche Baumeister wünschte, gebaut. Schnurgerade, mit alleiniger Umgehung einiger größerer Moräste, wurde der Schienenweg allen Hindernissen zum Trotz durch eine unwirtliche, meistens mit versumpften Waldungen bedeckte Gegend hindurchgeführt, auf einer Länge von 87 deutschen Meilen nur acht größere Orte berührend.

50 000 Soldaten und zahlreiche, zum Frondienste kommandierte Bauern, arbeiteten acht Jahre lang an den ungeheuren, bis zu einer Höhe von 60 Fuß erforderlichen Erdaufschüttungen, welche das sumpfige Terrain erforderte. Tausende von Bauhandwerkern schafften an den zahlreichen Ueberbrückungen und Durchlässen, und keine Kosten wurden gescheut, um diese Bahn zu einer der solidesten, zu einer Musterbahn zu machen. Man hat die Kosten der Bauausführung auf 78 Millionen Thaler geschätzt. Aber der Kaiser hatte erreicht, was er wollte: die neue Bahnstrecke war noch 14 Meilen kürzer als die alte geradlinige Heerstraße, welche man bis dahin für die kürzeste Verbindung angesehen hatte, und mehr noch: der erste im August 1851 auf der Strecke abgelassene kaiserliche Extrazug durcheilte die ganze Route in der kurzen Zeit von nur 20 Stunden.

Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz.

Wir wissen, daß es unsern jungen Freunden im Vorjahre viele Freude bereitete, als wir sie mit einigen Arbeiten bekannt machten, welche damals im Wettbewerbe um die Weihnachtspreise standen, die der „Gute Kamerad" für die verhältnismäßig besten Leistungen ausgesetzt hatte, und so wollen wir auch heuer nicht säumen, den lieben Kameraden eine Anzahl der diesjährigen Arbeiten in Wort und Bild vorzustellen, ohne uns dabei an die Rangordnung zu binden, die das Preisgericht unter Berücksichtigung des Alters der Einsender und der sonstigen planmäßigen Bedingungen, aufgestellt hat.

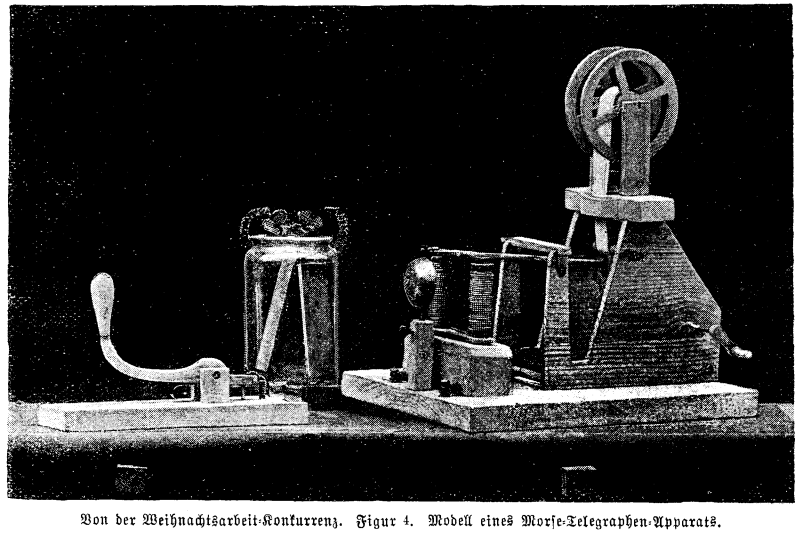


Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 3. Schatulle.

Eine Arbeit, die für vielen Fleiß und große Ausdauer zeugt, ist die in Figur 1 abgebildete, ein von Fritz Henniger in Leipzig ausgeführtes Handschuhkästchen. Die Zeichnung des Deckels und der Seitenwände, die sich in unsrer Abbildung leider etwas verschwommen wiedergibt, ist sehr reich, aber den Verhältnissen nach glücklich gewählt, denn das Ganze macht dabei dennoch den Eindruck vornehmer Ruhe. Der Kerbschnitt ist mit vieler Exaktheit ausgeführt, die dem jugendlichen Arbeiter alle Ehre macht.

Vielen Beifall und Nachahmung unter unsren jungen Laubsägekünstlern dürfte der Bilderrahmen unsres Kameraden Gustav Lochner in Aachen finden, denn er ist ein gar prächtiger Zimmerschmuck. Tritt dann auch noch eine so saubere Ausarbeitung hinzu, wie sie der Einsender durchzuführen wußte, ist der Rahmen so recht geeignet, einem befreundeten Festkinde damit ein gewiß willkommenes Geschenk zu machen.

Als ein bildnerisches Talent stellt sich uns Friedrich Blunck in Kiel mit seiner in Figur 3 abgebildeten Schatulle vor. Sie ist in tief braunem Ton gehalten, die Seitenwände schmückt eine Holzbranddekoration, den Deckel aber eine freie Holzschnitzarbeit, das Kieler Stadtwappen in Medaillonform, umrahmt von Blätterranken — eine sehr wackere Leistung.



Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 4. Modell eines Morse-Telegraphen-Apparats.

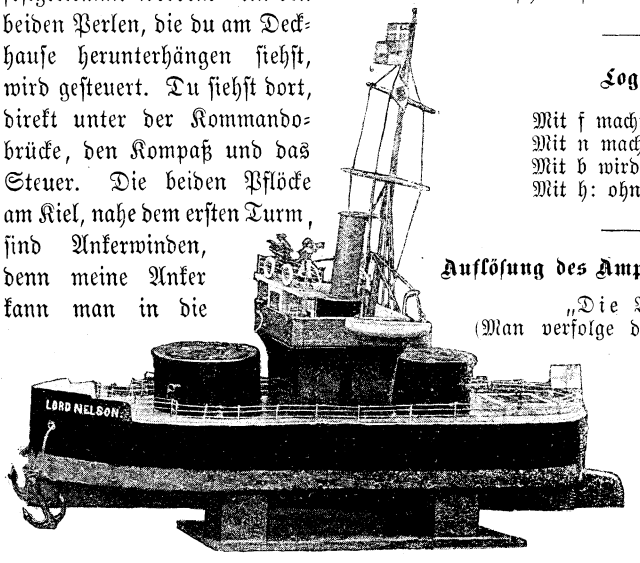
Gustav le Bell in Hamburg hat sich die Aufgabe gestellt, aus den nächstliegendsten, möglichst kostenlosen Materialien auf die einfachste Weise einen Morse-Telegraphen zu erbauen, eine Aufgabe, die er trefflich löste. Sein Apparat besteht aus dem Zeichenbringer, dem Zeichengeber, dem Läutewerk und der nötigen Batterie und funktioniert ganz prächtig. Von einer eingehenden Beschreibung glauben wir absehen zu sollen, da diejenigen Kameraden, welche bereits den Experimentalunterricht in den physikalischen Kabinetten besuchen, den Morse-Telegraphen sehr wohl kennen.

Unser fünftes Bild gibt das Modell des Panzerkanonenboots „Lord Nelson" wieder, das den Neid eines jeden Schiffsbaumeisters hervorrufen muß. Das Original macht in seiner malerischen Farbengebung einen fürtrefflichen Eindruck, weit besser als es unsre Abbildung vermag. Das Boot scheint sich eben klar zum Gefecht zu machen, denn auf der Kommandobrücke steht der (bleierne) Kapitän mit energisch gebietender Bewegung, neben ihm der Trompeter, das Horn am Munde, die Luken der Geschützürme sind geöffnet, klar zum Gefecht. Hören wir den Erbauer, der seiner Leistung eine übersichtliche Beschreibung zugibt:

„Lieber guter Kamerad," heißt es in seinem Briefe. „Beifolgend übersende ich Dir ein von mir selber angefertigtes stolzes Panzerkanonenboot, den ‚Lord Nelson'. Ich habe dasselbe nach einem Bilde aus einer englischen Zeitung und zwar sowohl die Panzerung, wie die Geschützürme aus alten Konservendosen gemacht. Der Deckel auf dem hintern Turm ist von einer Wichsschachtel, der auf dem vordern von einem ähnlichen Gegenstand, alles das natürlich schön übermalt und lackiert, daß man seinen Ursprung nicht erkennen kann. Die Kanonen stammen zum Teil aus unsren Spielsachen. Die Arbeit kommt mich auf 1,60 M. zu stehen, nämlich:

drei weitere notwendige Kanonen	1,00 M.
Deckel	0,10 „
Farbe und Lack	0,20 „
zwei Anker	0,30 „
	1,60 M.

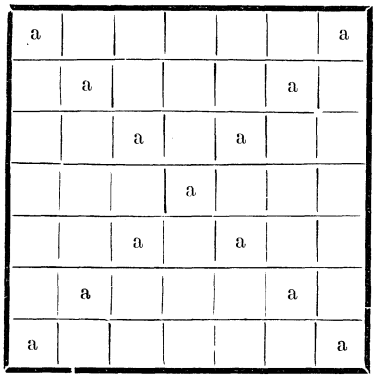
Den Bleikiel habe ich aus gesammelten alten Gewehrkugeln gegossen, ist aber ganz fein, was? Wenn die Haken am Deckhause zurückgeschoben, und die Bootsleinen gelöst sind, kann man sogar den obern Teil des Deckhauses nach vorn überklappen und sehen, wie's in der Kajüte drunten zugeht, doch muß man hierbei darauf achten, daß die beiden Bänder, welche das Steuer vom Deckhause aus regieren, nicht festgeklemmt werden. An den beiden Perlen, die du am Deckhause herunterhängen siehst, wird gesteuert. Du siehst dort, direkt unter der Kommandobrücke, den Kompaß und das Steuer. Die beiden Pflöcke am Kiel, nahe dem ersten Turm, sind Ankerwinden, denn meine Anker kann man in die Tiefe rasseln lassen, man kann sie aber auch emporwinden. Probier's nur! Wenn diese meine kleine Arbeit Liebhaber und Nachahmer finden sollte, so bin ich befriedigt und zeichne, mit kameradschaftlichem Gruß, August Dölle in Cuxhaven." (Fortsetzung folgt.)



Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 5. Panzerkanonenboot „Lord Nelson".

Rätselhafte Inschrift.

Quadraträtsel.



Die leeren Felder sollen so mit Buchstaben ausgefüllt werden, daß die erste Reihe ein großes Land nennt.

2. Eine Stadt in Afrika.
3. Ein berühmter Maler.
4. Ein berühmter Komponist.
5. Eine Stadt in Holland.
6. Ein Besitztumsrecht.
7. Eine Stadt in Spanien.

Logogriph.

Möcht' gern mit k ich's machen
Auf Oder, Rhein und Main,
Auf Elbe, Lahn und Donau,
So kann das möglich sein. —
Doch möglich ist's nur auf der Lahn,
Marschiert statt k ein l voran.

Logogriph.

Mit f macht's der Küfer,
Mit n macht's der Regen,
Mit b wird's gesungen,
Mit h: ohne Segen!

Auflösung des Ampelproblems in Nr. 12.

„Die Blumen."
(Man verfolge die Buchstaben von den Ranken mit einem Blättchen, mit 2, 3, 4 bis 9 Blättchen, reihe dieselben aneinander und erhält dann obige Lösung.)

Auflösung des Silbenwechselrätsels in Nr. 12.

Hal—bau, Le—bus, An—gers, O—der, Sa—rau, A—then, Le—ba.
„Halle an der Saale."

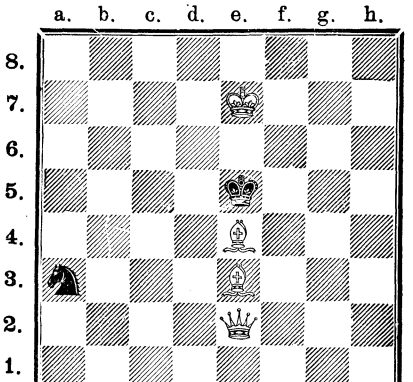
Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 12.

„Zahnarzt."

Auflösung des geographischen Kapselrätsels in Nr. 12.

„Indien, Inn."

Schachaufgabe Nr. 3.



(3 + 3 = 6.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 2.

1. D h 6 — h 7 K c 5 — c 4:
2. D h 7 — c 2 ♯.
1. . . . . K c 5 — d 6:
2. D h 7 — e 7 ♯.
1. . . . . K c 5 — b 6:
2. D h 7 — a 7 ♯.

Fragen und Antworten.

E. Hermann in **Glogau** bitte ich, mir doch freundlichst eine Beschreibung seines selbstverfertigten Telephons zu schicken, und werde ich zu Gegendiensten gern bereit sein. Mit kameradschaftlichem Gruß **Th. Kayp** in Steinbach b. Lahr (Baden).

Treuer Abonnent. Nein, lieber Kamerad, daraus kann nichts werden. Als wir der Kränzchentante davon erzählten, hat sie vor Schrecken beinahe Krämpfe gekriegt.

C. H. in **Brandenburg.** Du fragst, was ein größerer Elektromotor oder eine Elektrisiermaschine kostet. Wie groß? Zu welchem Betriebe? Ersterer etwa 20 bis 30, letztere 12 bis 55 Mark. Bezugsquelle für elektrotechnische Artikel: K. E. Kaufholz in Stuttgart, Paulinenstraße.

F. D. in **N.** Siehe die Antwort an N. N in Nr. 8 dieses Jahrganges.

Alfred Berg. Der Vorname Alfred stammt aus dem Angelsächsischen und bedeutet: der Allfriedliche, der Edelfriedliche, Willi, Wilhelm (altdeutsch), der mächtige Beschützer, der Schützende, der behelmte Mächtige. — Kaleidoskop nennt man ein optisches Instrument, in dem durch zwei oder drei Planspiegel kleine leicht verschiebbare Gegenstände (Perlen, Glasstückchen u. s. w.) zu sternförmigen Figuren geordnet erscheinen.

R. v. B. Ha, ha! mit Speck fängt man Mäuse. So tölpisch, Freundchen, ist der „G. K." denn doch nicht.

R. C. in **Treptow.** Auch Du willst eine Dynamomaschine bauen. Lieber Freund, wir haben über diesen Fall unsre Ansicht wiederholt ausgesprochen. Es gibt Fachleute, ja Fabriken, die mit dieser Aufgabe nicht zustande kommen. Und wollten wir Dir dennoch die Anleitung geben, wir hätten den Raum nicht dazu, sie beanspruchet der Umfang eines Buches. Verschaffe Dir, wenn Dich der Gegenstand so sehr interessiert, die Fachlitteratur, jede Buchhandlung kann raten. Prosit!

Er. S. in **Straßburg.** Ob eine Komödie für diesen ganz bestimmten Fall überhaupt zu haben, ist mehr als fraglich. Lasse Dir doch den Katalog der oftgenannten „Jugendbühne" senden, vielleicht findet sich darunter etwas.

Herm. S. in **Charlottenburg.** Lohn erhalten? Wollen den Vorschlag gern in Erwägung ziehen. Besten Dank und Gruß!

Ludwig R. in **St.** Du hast einen Gebirgsdampfer erfunden, ob Du die Zeichnung und Beschreibung einsenden darfst. Diese Erfindung kennen zu lernen, sind wir sogar sehr begierig.

P. in B. Wir werden uns über die Leistungsfähigkeit dieses photographischen Apparates gerne erkundigen und Dir das Resultat dann mitteilen. — Geisslersche Röhren kannst Du wohl mit dem Induktionsapparat beleuchten, nicht aber mit einem solchen Dynamo-Elektro-Kraftmotor. Mit dem letzteren lassen sich Hammer- und ähnliche Betriebswerke in Bewegung setzen. Gruß freundlich erwidert!

Karl L. in **Saargemünd.** Deinen Wünschen werden wir nach Kräften zu entsprechen suchen. — Verstehen wir Dich recht, willst Du Maschinen-Ingenieur werden. Dazu bedarf es etwa vierjährigen Fachstudiums auf technischen Hochschulen und, willst Du in den Staatsdienst treten, einer ersten und zweiten Staatsprüfung.

Begeisterter Kamerad. So, die Geschichte „Sklavenkarawane" gefällt Dir ganz „bombenmäßig". Das freut auch uns, es ist das der schönste Lohn für unsre Mühe.

L. v. S. Lieber Freund, Wohlthaten schreibt man nicht in den Kalender. Du verstehst doch, was wir damit sagen wollen?

E. W. Von wannen kommt dieser unangenehme Geruch?

Felix Clubek. Fein! Diese Ueberraschung werden wir dem Setzerjungen nicht vorbehalten. Müssen die Inschrift nur erst zeichnen lassen.

Friedl R. Du bist ein schneidiger Junge! Wollen hoffen, daß Du ebenso schneidig ins Examen steigst. Kameradschaftlichen Gruß. Das Gewünschte wird besorgt!

Karl F. in **H.** Wenn Dich die bösen Buben locken, dann folge ihnen nicht. Tsching, tsching!!

Zwei Esel in **Triest.** Das kann sich Turnerstiking, der alte Seebär, nicht gefallen lassen; er nennt nicht eine Spelunkennase, sondern eine Vorluken-Nase sein eigen. Die Grüße haben wir übrigens ausgerichtet; namentlich „Jottfried" fühlte sich sehr geschmeichelt; er will auch aus Freude über diese Aufmerksamkeit demnächst ein Bündel Disteln schicken. — Konstantin (lateinisch) = der Beständige. Else, Elsa, Abkürzung von Elisabeth, hebräisch. Emil (lateinisch) = der Artige, Gefällige. Paul (griech.-lateinisch) = der Schlichte, Geringe, Einfache. Oskar (altdeutsch) = Götterspeer.

Fritz Hedwig. Für die Anleitung zum Galvanisieren herzlichen Dank, werden gelegentlich davon Gebrauch machen. Haben Sie sich unsre Beschreibung Seite 654 des III. Jahrganges angesehen? Die Antwort auf Ihre beiden Fragen folgt demnächst.

Sans soeurs. O Du Schwerenöter! Nein, daraus kann nichts werden!

Paul in **Güstrow.** Ein solcher Philatelistenverein ist uns nicht bekannt. Gruß freundlich erwidert.

Ich suche die Bekanntschaft solcher, die erstens: in Quarta oder Tertia gehen, zweitens: nächstes Jahr in den Ferien sicher Norderney besuchen. Diese bitte ich mir zu schreiben, worauf ich sehr bald antworten werde. Meine Adresse ist: W. Bucerius in Osnabrück, Provinz Hannover, Natruperstraße Nr. 12.

Alfred. Die Zietenhusaren (Brandenburgisches Husaren-Regiment Nr. 3) liegen: Die 1., 2., 4. und 5. Eskadron in Rathenow, die 3. in Friesack.

R. B. in **Sp.** Wie Du eine seidene Schnur waschen kannst, dazu wird Dir am besten Deine Frau Mama oder Schwesterchen Anleitung geben können. Dem „G. K." ist die Waschkliche mit ihren Geheimnissen bis jetzt fremd geblieben.

Karl G. Wir haben den Rüffel, den Du uns wegen des Druckfehlers erteilst, weitergegeben und zwar an den Setzerlehrling. Soll aufpassen!

Hans A. in **Osnabrück.** Kupfermünzen reinigt man einfach durch Bürste und warmes Wasser; Silbermünzen legt man einige Minuten in Salmiakspiritus. — Was der berühmte Moritzburger macht? Wer weiß, wo der thatendurstige Landstreicher augenblicklich steckt!

Hans B. in **Berlin.** Du fragst, wie Du Deine Schlittschuhe vor Rost schützen könntest, vorerst willst Du aber eine Generalreinigung vornehmen, denn sie sehen gar zu trübselig aus. Mische 5 g Schmirgelmehl mit 10 g Zinnasche und weiteren 5 g präpariertem Hirschhornmehl und setze dieser Mischung 20 g Weingeist zu. Alsdann tauche ein Stückchen weiches Leder oder einen Leinwandlappen in diesen also hergestellten Brei, putze damit fest darauf los und reibe mit Fließpapier nach. Wie man seine Schlittschuhe vor Rost bewahrt, das erfordert nichts weiter als nach jedesmaligem Laufen eine kleine Mühe; es muß dem Verrosten eben durch aufmerksame und zweckentsprechende Behandlung vorgebeugt werden. Nach dem Schlittschuhlaufen säubere den Stahl mit Papier oberflächlich von allem Eis, zu Hause angelangt, wische ihn mit einem gut trockenen Tuch so lange ab, bis er nicht mehr beschlägt und lege die Schlittschuhe an einen warmen Ort. Haben dieselben die Zimmertemperatur angenommen, so reibe mit trockenem Putzpulver nach und verwahre die Schuhe dann an einem trockenen Ort. Also behandelt, werden sie immer blank sein.

K. O. in **Bremen.** Von den vielen für die Laubsägerei verwendbaren Holzarten sind Ahorn, Nuß und Eichen die gebräuchlichsten. Für feinere Arbeiten soll stets reines, fehlerfreies und gut getrocknetes Holz, welches schon vor dem Aussägen mit Glaspapier bestens geschliffen sein muß, genommen werden. Das vielfach beliebte Cigarrenkisten- (angeblich Cedern-)Holz kann vermöge der geringen Plattengröße nicht nur beschränkte Verwendung finden, sondern ist auch, weil grobporig, unter dem Sägen dem Zerbrechen sehr unterworfen; imitiertes Cedernholz läßt sich nur sehr schwer sägen. Die Preise von geschliffenen Ahorn-, Nuß- und Eichenplatten stellen sich bei 1 qdcm und 2 bis 4 mm Dicke für erste Qualität auf ca. 7 Pf., bei zweiter Qualität auf 5 Pf. Anfängern leistet letzteres ganz gute Dienste, da selbst bei dieser minderwertigen Ware etwa vorkommende kleinere Fehler im Holze leicht umgangen werden können. — Zum Beizen der ausgeführten Arbeiten nimmt man in allen Farbwarenhandlungen käufliche „Ebenholzbeize", welche per Flacon etwa 25 Pfg. kostet, die man aber in einfachster Weise selbst anfertigen und auch für öfteren Gebrauch aufbewahren kann. In einem Töpfchen oder Einsiedeglase werden gereinigte Eisenfeilspäne — bei einem Schlosser erhältlich — mit gutem Essig übergossen und einige Tage lang in der Wärme stehen gelassen. In ein zweites reines Töpfchen gibt man eine beliebige Menge Brasilienspäne (5 Pfg.), gießt doppelt oder dreimal so viel Wasser hinzu und läßt dieses über einem Feuer gut abkochen. Die reingeschliffenen Holzteile werden nun auf beiden Seiten mittels eines Schwämmchens oder kleinen Borstpinsels (5 Pfg.) vorerst mit der Holzspäneabkochung überfahren, dann trocknen gelassen und hierauf mittels eines zweiten Schwämmchens oder Pinsels mit der Einlösung gebeizt, wodurch oft schon bei diesem ersten Anstriche das Holz eine schöne schwarze Farbe erhält. Sollte dieses aber nicht der Fall sein, so wird das Beizen in der angegebenen Reihenfolge nochmals vorgenommen. Die beiden Flüssigkeiten dürfen nie zusammengegossen, auch die Schwämmchen oder Pinsel nicht verwechselt werden, da sonst eine Zersetzung der Beize eintreten und dieselbe unbrauchbar machen würde. Sind die gebeizten Holzteile gut trocken geworden, so werden sie mittels eines Woll- oder Lederläppchens mit nur wenigem Leinöl eingerieben. — Ueber die Anordnung der Münzensammlung hat erst in einer der letzten Nummern ein Sammler kameradschaftlichen Rat erteilt. Prosit!

Ein alter Abonnent. Dein Buchhändlergenie imponiert uns gewaltig. Werden gern erwägen, ob und wie sich eine Aenderung durchführen läßt, um solchen Wünschen entgegenzukommen.

M. S. in **Konstantinopel.** Eine Knacknuß, die viel zu schaffen machen wird. Freundlichen Dank.

Tauschmarkt.

Oskar Wucher in **Ansbach** hat seine Sachsen 3 Pfg. rot, bereits abgegeben.

Emil Paur in **Stuttgart, Weimarstraße 13 II,** tauscht mit Kameraden des Auslands Postwertzeichen gegen ebensoviele Postwertzeichen seines Landes.

C. Schmidt in **Barr (Elsaß), Reibergasse,** gibt weiße Mäuse für andre Tiere. Ferner habe ich eine junge Ringelnatter von 20 cm Länge abzugeben.

Eugen Sundblad, per Adr. **Dr. Sundblad** in **Tamboff (Rußland),** hat 15 sehr seltene (darunter neue) russische Marken gegen 2 Nikaragua, 1 Costarica und 1 Guatemala zu vertauschen.

Richard Schaupert in **Stuttgart, Blumenstraße 6,** sucht eine gut erhaltene 3 Pfennigmarke, Sachsen rot; gibt dafür Bücher.

Ludwig Scherber in **Würzburg, Veitshöchheimerstraße Nr. 2,** ersucht die Kameraden um Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel.

Carl Flitz von Flach in **Reutlingen (Württemberg), Kaiserstraße,** bittet die Kameraden des Auslands ihm eine Postkarte, mit dem Tipp-Topp-Stempel versehen, zu schicken.

Wer will mir gegen meine sehr schöne Schmetterlingssammlung (75—80 Stück in schwarz poliertem, mit Torf belegtem Glaskasten, worunter paarweise Totenköpfe, Apollos und viele andre seltene), eine Sachsen 3 Pfg. rot vom Jahre 1850 und Bayern 1 Kr. schwarz vom Jahre 1849 geben? Theodor Fahr in Pirmasens, Hauptstraße 35.

Briefmarken tauscht Walter Brendler in Zittau, Lessingstr. 34.

Möchte gern mein hübsches Kaninchen gegen ein Meerschweinmännchen umtauschen. Leo Hederich in Frankfurt a. O. Linden 20.

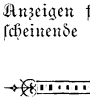
Briefmarkentausch sucht Ernst Neuhaus, Hannover, Verlängerte Packhofstraße 26.

Gebe eine Tauchbatterie von vier großen Elementen nach Wollaston mit Vorrichtung zum Heben und Senken gegen eine Stirnuhr Geheimkamera. Albert Weidig in Wiesbaden, Mauritiusplatz 2.

Theodor Huber in **München, Isaringerstr. 7 b I.** sucht eine Sachsen 3 Pfg. rot und gibt dafür wertvolle Bücher.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.



Echte Briefmarken! Billig 5 **Aegypt.** 20 Pf. 3 **Angol.** 40 Pf. 5 **Argent.** 25 Pf. 5 **Azor.** 30 Pf. 6 **Bad.** 20 Pf. 5 **Bosn.** 25 Pf. 6 **Brasil.** 15 Pf. 6 **Bulgar.** 20 Pf. 6 **Ceylon** 30 Pf. 6 **Chile** 25 Pf. 5 **Costaric.** 50 Pf. 5 **Cuba** 30 Pf. 4 **Ecuad.** 40 Pf. 6 **Finl.** 20 Pf. 6 **Griechen** 20 Pf. 4 **Hawai** 40 Pf. 4 **Guatem.** 35 Pf. 2 **Helena** 30 Pf. 5 **Isl.** 50 Pf. 5 **Jamaica** 20 Pf. 6 **Jap.** 20 Pf. 6 **Java** 20 Pf. 6 **Kap** 20 Pf. 2 **Liber.** 30 Pf. 8 **Lombard.** 25 Pf. 6 **Luxemb.** 20 Pf. 5 **Maurit.** 40 Pf. 6 **Mexic** 40 Pf. 5 **Monac.** 25 Pf. 4 **Nfundl.** 40 Pf. 6 **N. Seel.** 25 Pf. 3 **Nordborn.** 45 Pf. 4 **Orange** 30 Pf 10 **Ostind.** 25 Pf 4 **Perf.** 30 Pf. 6 **Peru** 40 Pf. 6 **Portor.** 25 Pf. 10 **Preuß.** 25 Pf. 6 **Queensl.** 30 Pf. 10 **Rumän.** 20 Pf. 5 **Serb.** 15 Pf. 3 **Siam** 50 Pf. 30 **Spanien** 40 Pf. 4 **Transv.** 45 Pf. 6 **Türk.** 20 Pf. 6 **Victoria** 20 Pf. 3 **Vinc.** 25 Pf. 4 **Westaustr.** 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

Wer Marken von den früheren deutschen Bundesstaaten (Oldenbg., Braunschwg., Hannover 2c.) besitzt, schreibe eine Karte an Max Eichinger, Hofbuchh., Ansbach (Bayern). Interessante Mitteilung erfolgt umgehend.

Deutsche Lehrmittel-Anstalt, Frankfurt a. M., versendet illustrierten Katalog kostenfrei.

Konstantinopel,
Vorschule zum Schachspiel.
Ein neues unterhaltendes Kriegs- und Figurenspiel für Jung und Alt von **Fritz Feller.**
Zum erstenmale ist hier ein Versuch gemacht, der von der Kritik als vorzüglich gelungen bezeichnet wird „das Schachspiel spielend zu erlernen."
Preis für Buch, Brett u. eleg. Metallfiguren Mk. 4. —
Preis für Buch, Brett u. eleg. Holzfiguren Mk. 2. 50.
Verlag von **H. Preiser, Breslau,** Albrechtsstr. 44.

Hochinteressant!
Wunder-Apparat. **Unterhaltung für Kinder und Erwachsene.**
Durch Hineinblasen in den Apparat erzeugt man die verschiedensten Figuren. Preis 1,20 Mk. in Briefmarken franko.
Leo Kramer, Berlin SW. 11.

Flöten **Piccolo** (Ebenholz) mit Schule zum Selbstunterricht 5 Mark.
Hamburg-Altonaer Musikwaaren-Fabrik.
Werftstraße 9. Schulterblatt 75.

Laubsäge- und Werkzeugkasten, sowie einzelne Werkzeuge, Laubsägemaschinen, Laubsägevorlagen auf Ahornholz und Papier, alle Sorten Hölzer, Laubsägebeschläge 2c.
Heinrich Unruh,
Leipzig.
Illustrierter Preiscourant gratis.

1000 echte Briefmarken
wor. 200 **verschiedene,** ent. **Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türk., Ceylon, Arg., Cap, Java, Austr. etc. nur eine Mark.**
Porto 20 Pf. extra. Casse voraus.
Paul Siegert in **Hamburg.**

Bitte die Auslands-Kameraden um Zusendung von Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel, Karl Wogt in Warendorf (Westf.).

Mit Kameraden des In- und Auslands sucht Briefmarkentauschverbindung Ludwig Back in Lippstadt; Grüner Weg 22.

Käfer und Münzen sammelt und tauscht A. Wiedermann, per Adr. Dr. Oels in Löwenberg i./Schl.

Fritz Becker in **Straßburg i E., deutsche Str. 14,** gibt Briefmarken und Siegel gegen Münzen und Käfer.

Kann eine ungeheure Menge gewöhnliche deutsche Marken an Kameraden abgeben. Erich Braun in Angerburg (Ostpreuß.).

Wünsche einen Induktionsapparat; revanchiere mich mit Marken, Steinen und Münzen. Freiherr Th. von Grothe in Ilfeld a./Harz.

Hermann Petschnig in **M.-Weißkirchen** sammelt und tauscht Briefmarken.

Tausche zwei Sachsen 3 Pfg. rot und andere seltene Marken gegen Mineralien und getrocknete Seetiere, A. v. Reitz in Freiburg i./B., Lorettostr. 6.

Bis Ostern 1890 möchte ich 1000 ausländische Briefmarken beisammen haben. Unterstützet mich doch, Kameraden! Joh. Zschucke per Adr. Herrn Oberpfarrer Dr. Klemm in Strehla bei Riesa a./Elbe.

„**Tausche ein Mikrophon** gegen eine Dampfmaschine oder lieber Elektromotor. Gleichzeitig suche ca. 700 Stück Ganzsachen und würde es den lieben Kameraden, die mich unterstützen, herzlich danken. R. E., per Adr. Arnold Wolgast in **Bergedorf.**

Wer ist so freundlich und schickt mir ganz gewöhnliche Marken für einen wohltätigen Zweck? Fritz Petřina in Prag, Nikolander 10.

Möchte mit einem türk., bulg. und andern ausländischen Kameraden korrespondieren und Marken tauschen, Paul Arnholdt bei Herrn Hauenstein in Güstrow, Mecklenburg, Baustr. 20/21.

Habe eine Sachsen 3 Pfg. rot 1850. Bitte um Gegengebote, Siegfried Kann in **Wien I.** Mariatheresienstraße 10, 2 St. 4 R.

Habe einen diesjährigen gutfingenden Kanarienhahn zu vertauschen, am liebsten gegen größere Lokomobile oder Druckerpresse. Näheres brieflich, Felix Horn in Ilversgehofen bei Erfurt.

Ich habe viele doppelte Marken und möchte gern mit meinen Kameraden in Tauschverbindung treten, E. Overbeck in Detmold, Zornsche Str. 41.

Gebe für alte gestempelte Briefmarken Couverte, Postkarten, eine größere Anzahl überseeischer Marken. Briefe mit genauer Angabe der Tauschobjekte nach Jahr, Farbe, Wert 2c. an V. Knoch, Primaner in Danzig, Fleischergasse 32. Bitte Couverte mit eingeprägter Marke zu verwenden!

Ich möchte gern mit meinen lieben Kameraden des In- und Auslandes in Tauschverbindung treten. Besitze über 600 doppelte Briefmarken, Siegel, Stempelmarken, einige alte Münzen und Mineralien. Karl Dralle, per Adr. Herrn Ad. William Dralle in Alfeld (Leine) Unter der Kirche 119.

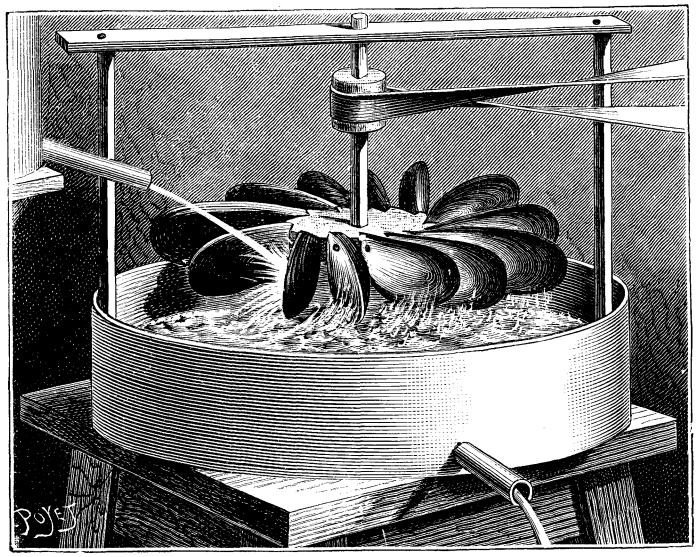
Adolf Naučič Triest. St. Spiridionstraße 10, bittet großmütige Kameraden um Ueberlassung von Briefmarkendubletten, um damit den Grundstock einer Sammlung zu bilden.

„**Karl Collmann** in **Greiz** i./V. erbietet sich, jedem Kameraden aus dem Auslande, der ihm eine Postkarte mit dem Tipp-Topp-Stempel schickt, eine neue deutsche Karte zu senden."

Alle Kameraden, die großen Vorrat in Dubletten haben, bitte ich, mit mir in rege Tauschverbindung zu treten. Habe über 1000 schöne Dubletten, darunter ein schönes Exemplar Sachsen 3 Pfg. rot, Bitte Rückporto beilegen! Tauschsendungen erwarte, Franz Blechner in Marktbreit a./M.

W. Wittko in **Angerburg** tauscht Briefmarken.

Ich möchte mit Kameraden, die sich mit Briefmarkensammeln und Laubsägen beschäftigen (15 bis 17 Jahre alt), in Korrespondenz treten. August Jakoby, per Adresse Bett & Co. in Pernau, Livland, (Rußland).



Turbine aus Flußmuscheln.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Wir empfehlen als schönstes Festgeschenk

Das Neue Universum,

reich illustriert, Preis geb. M. 6. 75,

ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.

Willst du dir eine hübsche Turbine aus Flußmuscheln bauen, so nimm eine große, runde Holzschachtel ohne Deckel und setze in ihre Seitenwand, etwas über dem Boden, ein Abflußröhrchen. Daß das Bassin wasserdicht sei, ist selbstverständlich und du sollst zu diesem Zwecke die Innenflächen gut verkitten, dann mit Lack überstreichen. In die Mitte des Bodens setze einen Rockknopf, der eine genügende Aushöhlung besitzt, um als Lager für die aufrechtstehende Achse dienen zu können. Nun mache die seitlichen Stützen und die darüber liegende Leiste, und befestige dieselben, wie aus der Abbildung ersichtlich; das Mittelloch der Leiste, das du inzwischen auch gebohrt hast, muß genau senkrecht über der Höhlung des vorbesprochenen Knopfes sich befinden. Nun mache die Achse, die etwas länger als die Seitenpfosten, und so beschaffen sein muß, daß sie sich in den Lagern leicht dreht. Nahe dem oberen Ende wird ein dicker und gleichmäßig runder Korkpfropfen angesteckt, der den Treibriemen aufzunehmen hat. Für das Rad nimm ein größeres rundes Stück Kork oder Holz, schneide am Rande gleichmäßig große Zacken ein und befestige an diesen die Flußmuscheln mittels Schräubchen, so daß etwa zwölf Muscheln konzentrisch stehen. Dieses Rad wird ebenfalls an der Welle befestigt. Soll die Turbine in Betrieb gesetzt werden, so wird aus einem gegenüber etwas höher gestellten Gefäße ein dünner, doch starker Wasserstrahl auf die Höhlung einer Muschel gerichtet, und du sollst sehen, wie sich dein Bauwerk lustig und munter dreht.

Schwanebergers Briefmarken-Sammelbuch

ist das **beste** aller erscheinenden Briefmarken-Albums, es ist auf allen Ausstellungen mit dem **ersten Preise** gekrönt worden!

Große Ausgabe. 9. Aufl. 1889. Mit 3000 Markenabbildungen, 106 Staatenwappen, 85 Landkarten und geographischen, statistischen und geschichtlichen Beiträgen.

Ausgabe Nr. 1. Karton mit Rückenrelief und Goldtitel . . . . . M. 7. 50.
„ Nr. 2. Originaleinband in engl. Leinen mit Golddruck . . . M. 8. 50.
„ Nr. 3. Altdeutscher Einband . . . . . M. 9. —

Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig. [4]

Gratis! 123 echte verschied. Briefmarken

W. Kröger, Briefmarkenhandlung. Hamburg, liefert gratis 123 echte, verschiedene Briefmarken, z. B. Cap, Chili, Spanien etc., **wenn** Sie v. einer gleichzeitig erfolgenden Markensendung auf Bögen f. 1 M. k.

Bei Mehrkauf Rabatt.

Keine Vorausbezahlung.

Ludw. Bloch in **Teplitz (Böhmen), Breiteg. 5,** sucht Tauschverbindung mit einem Kameraden in Spanien oder in der Türkei.

Vertausche eine römische Münze aus der Zeit Hadrians gegen Marken. Alfred Böger in Osnabrück, Kanny 40 c.

Gebe meine Dampfmaschine und meinen Induktionsapparat gegen einen Funkeninduktor oder eine Elektrisiermaschine. F. Färber in Hagen i./W. Viktoriastr. 10.

Suche gewöhnliche deutsche 50 und 25 Pfg. Marken; biete dafür seltene ausländische. Ph. Molz in Darmstadt, Kiesstr. 80.

Otto Grimm in **Wiesbaden, Mainzerstr. 13** a tauscht eine guterhaltene Zither gegen eine Dampflokomotive oder ein Dampfschiff.

V. Knoch, Obersekundaner in **Danzig, Fleischergasse 32,** wünscht Käfer, Schmetterlinge, Siegel, Marken (viele sehr seltene), auch mehrere komplette Sätze, Ganzsachen, alte deutsche und ausländische Stempelmarken 2c. gegen nur gut erhaltene Käfer und Schmetterlinge des In- und Auslandes zu tauschen.

Ich möchte meine Indianerschuhe gegen ein Dampfschiff vertauschen, über das Dampfschiff aber vorher näheres erfahren. Karl Israël in Kassel Karthäuserweg I.

Suche eine Geheimcamera und eine Druckerpresse. Gebe dafür viele gleichwertige Sachen, wie z. B. ein Markenalbum im Werte von 20 bis 25 Mark, eine gute Laubsäge und viele Bücher. Versendungsgebühr zu meinen Lasten. Karl Neuß junior, Brunn am Gebirge bei Wien, Johanneshof.

Habe ein Bycicle mit Laterne zu vertauschen. Um Gegenofferten bittet Hans Höpp in Hannover, Schiffgrab. 54.

Suche eine elektr. Busennadel mit Element. Gebe dafür eine Lokomotive oder ein Dampfschiff. Otto Steffens in Bergedorf.

Noch sind alte, echte Bergedorfer Marken bei R. Eggers zu Bergedorf bei Hamburg, gegen andere seltene, oder gegen eine Dampfmaschine zu haben; also Kameraden immer rran!

Suche Briefmarkentauschverbindung, auch für Ganzsachen. Anfragen erbitte per Doppelkarte, Arnold Witt in Mitau, Kurland.

Bulgarien, Türkei, Levante 2c. tauscht Jos. Loewit in Prag, Wöge 485.

Er. Sengenwald in **Straßburg, Münstergasse I,** tauscht ein Markenalbum (800), einzelne Marken und Wappen. Ein Igel, Dampfmaschine oder Nebelbilderapparat erwünscht.

Eine Eiersammlung (140 Stück) gegen Schmetterlinge oder elektrischen Apparat hat zu vertauschen E. Hartwig in Brandenburg, St. Annenstr. 49 I.

Tausche mein Briefmarkenalbum gegen eine Zither mit Schule zum Selbstunterricht. Adresse: A. S. in Lindau i. B., postlagernd.

Wünsche mit meinen lieben Kameraden in China, Japan, Türkei, Griechenland Rußland, Serbien, Bulgarien und Südamerika in Markentauschverbindung zu treten. Habe besonders viele alte Bayern. Etwaige Anträge bitte in Stempelcouverts zu schicken. Tausche auch einen schönen Rauchtopas und ein Stück Kupfererz gegen Marken ein. Mit kameradschaftlichem Gruß Otto Hirsch in München, Deutschland, Kaufingerstraße 9, III. Stock. 1. Aufg. rechts.

Ich bitte alle deutschen Kameraden, die Stenographen des „Rollerschen Systems" sind, ihre Adressen dem Unterzeichneten einzusenden, um mit ihnen in Korrespondenz zu treten. Richard Becker in Berlin N 37, Straßburgerstraße 22, II Tr. links.

Adalbert Sickirt in **Torgau, Leipzigerstraße 89 I,** möchte bis zum Januar 1000 Marken beisammen haben und bittet alle Kameraden um Unterstützung.

Suche Jägers oder Roths Römische Geschichte. Näheres brieflich. A. Barckhausen in Bremen, Martinistr. 24.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 14.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Zuweilen erhob sich der Aufseher, um einige Minuten hin und her zu gehen. Dabei brummte er grimmig in den Bart, darüber, daß er weder mitsingen noch mittrinken durfte.

Kurz nach Mitternacht kam Abd el Mot noch einmal an Bord, um sich zu überzeugen, ob der Posten seine Schuldigkeit thue. Dann, als er sich entfernt hatte, wurde es drüben in der Seribah still. Die berauschten Sklavenjäger suchten und fanden den Schlaf. Als der Wächter wieder einmal seinen Spaziergang unternahm, flüsterte Lobo seinem Kameraden zu:

„Dieser Weiße ist zornig; er hat die Peitsche stets in der Hand, schlägt uns aber nicht. Lobo möchte ihn darum nicht gern töten.“

„Dann können wir nicht entkommen!“

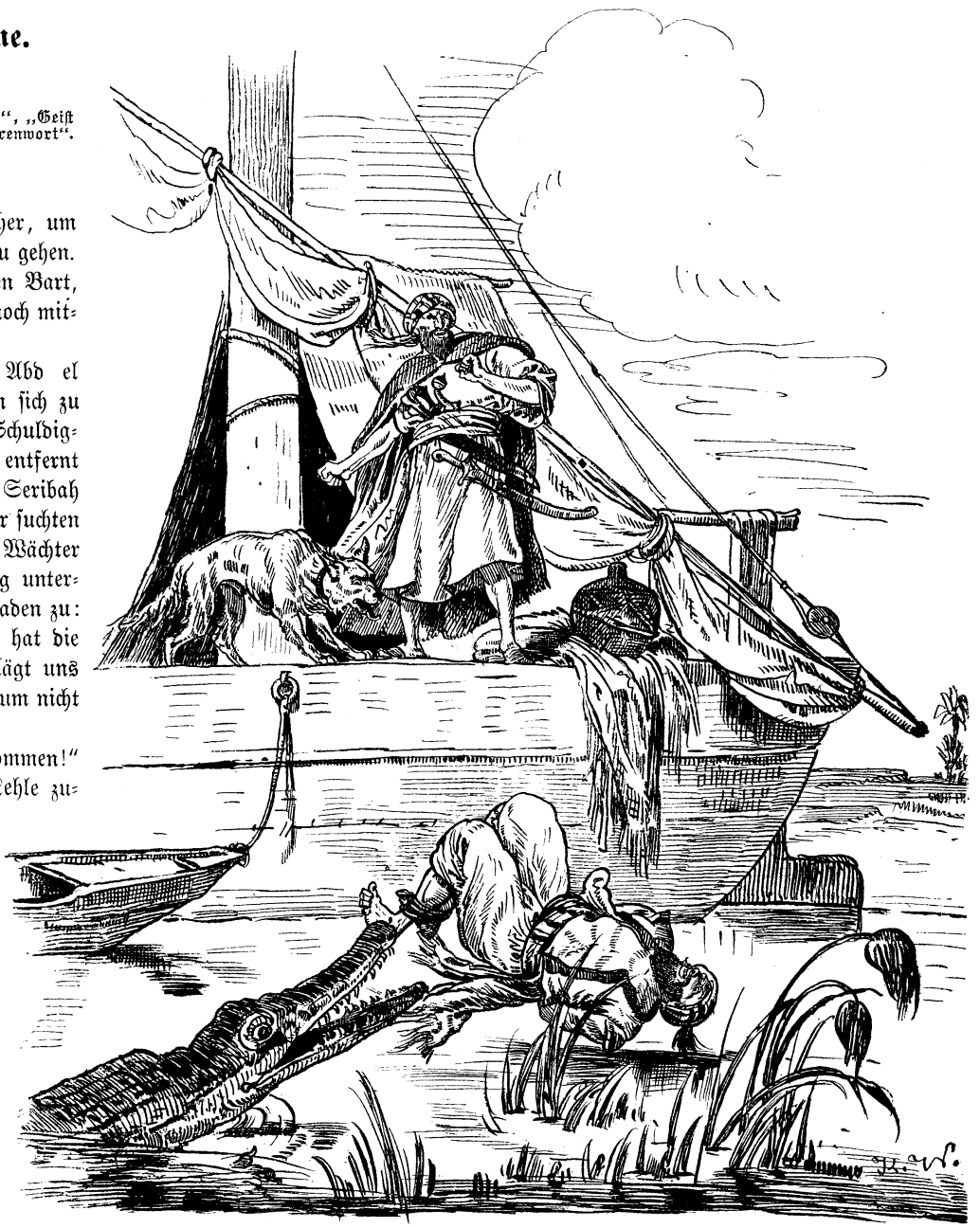
„Wollen wir ihm nicht die Kehle zuhalten, daß er nicht schreien kann? Dabei binden wir ihn und stecken ihm den Mund zu.“

„Das hat auch Tolo lieber, als ihn zu töten; aber ein einziger Schrei kann uns verderben.“

„Lobos Fäuste sind stark. Er wird den Mann so fassen, daß derselbe gar nicht rufen kann.“

„Und während du ihn festhältst, wird Tolo ihn binden. So können wir es machen. Stricke sind genug da.“

„Wann beginnen wir?“



– Er warf ihn über Bord und blieb dann mit vorgebeugtem Körper stehen, um zu sehen, wie der Mann im Wasser verschwand. –

„Nach einer Weile; dann werden alle Weißen eingeschlafen sein.“

„Aber der Kahn ist nicht da. Er wird des Abends in die Seribah geschafft.“

„So schwimmen wir.“

„Hat Tolo vergessen, daß sich viele Krokodile im Wasser befinden? Darum wird die Seribah ja Omm et Timsah genannt.“

„Tolo läßt sich lieber von den Krokodilen fressen, als daß er die Weißen nach Ombula führt.“

„Lobo auch. Der gute Schech im Himmel wird uns beschirmen, da wir soeben dem Wächter das Leben geschenkt haben.“

„So glaubst du jetzt an diesen großen Schech?“

„Lobo hat während des ganzen Abends über denselben nachgedacht. Wenn der Khassis kein Lügner war, so ist es wahr, was er gesagt hat, denn er ist klüger gewesen, als wir es sind. Und für den schwarzen Mann ist es sehr gut, einen solchen Schech im Himmel zu haben, denn alle weißen Schechs auf der Erde sind seine Feinde. Lobo glaubt also an ihn und wird ihn jetzt bitten, die Flucht, welche wir vorhaben, gelingen zu lassen.“

Der Neger faltete die Hände und blickte zum Himmel auf. Seine Lippen bewegten sich, aber die Bitte war nur für Gott hörbar.

Der Wächter hatte sich wieder niedergesetzt. Dann dauerte es längere Zeit, bis er abermals aufstand, um hin und her zu gehen. Da fragte Lobo:

„Warten wir noch länger?“

„Nein. Tolo hält schon die Stricke in der Hand. Wenn er uns wieder nahe ist und sich umdreht, so springen wir auf und du ergreifst ihn von hinten.“

So geschah es. Der Wächter kam auf sie zu und machte wieder Kehrt. Im Nu standen die Neger hinter ihm, und Lobo legte ihm die beiden Hände um den Hals, den er fest zusammendrückte. Der Mann stand, wohl nicht nur infolge dieses Druckes, sondern mehr noch aus Schreck, völlig bewegungslos; er gab keinen Laut von sich. Er wehrte sich auch nicht, als Tolo ihm die Stricke fest um die Arme, Beine und den Leib wickelte. Er blieb sogar stumm, als Lobo ihm die Hände von dem Halse nahm und ihm seinen Fes vom Kopfe zog, denselben zerriß und aus den Stücken einen Knebel machte, der ihm in den Mund geschoben wurde.

Der Mann war vollständig überwältigt und wurde in den Raum hinabgeschafft. Lobo nahm ihm das Messer und Tolo die Peitsche ab; dann kehrten sie auf das Deck zurück.

Sie ließen sich so leise wie möglich, um ja nicht etwa durch ein Geräusch die Krokodile herbeizulocken, in das Wasser und strebten dem Ufer zu, was gar nicht leicht war, da sie sich durch die dichte Omm Sufah zu arbeiten hatten. Doch gelangten sie wohlbehalten an das Land. Das Naßwerden schadete ihrer mehr als einfachen Kleidung nicht das mindeste.

„Der gnädige Schech im Himmel hat uns vor den Krokodilen beschützt; er wird uns auch weiter helfen,“ sagte Lobo, indem er das Wasser von sich abschüttelte. Denkst du nicht, daß es besser wäre, wenn wir Abd el Mot leben ließen und unsre Wanderung sogleich anträten?“

„Nein. Er muß sterben!“

„Seit du heute von dem himmlischen Schech und seinem Sohne gesprochen hast, kommt es Lobo nicht gut vor, den Araber zu töten.“

„Wenn wir ihm das Leben lassen, ereilt er uns unterwegs. Töten wir ihn aber, so wird, wenn man ihn findet, alle der Schreck so ergreifen, daß sie versäumen, uns zu verfolgen.“

„Lobo thut alles, was du willst. Wie aber kommen wir in die Seribah? Die Wächter machen Lärm.“

„Hast du denn nicht das Messer, mit dessen Hilfe wir uns ein Loch machen können?“

„Aber die Hunde werden uns verraten!“

„Nein; sie riechen, daß wir in die Seribah gehören, und ich kenne sie fast alle nach ihren Namen. Komm!“

Sie schlichen sich vorwärts bis zum obern Rande des Waldes. Dort galt es, vorsichtiger zu sein, denn die Nacht war so sternenhell, daß man einen Menschen auf zwanzig Schritte erkennen konnte. Sie legten sich auf die Erde und krochen derjenigen Stelle der Umzäunung zu, von welcher aus sie die kürzeste Strecke nach dem Tokul Abd el Mots hatten.

Glücklicher und auch sonderbarerweise erreichten sie diese Stelle, ohne von einem Hunde bemerkt worden zu sein. Dort begann Lobo, mit dem Messer ein Loch in den dichten, stachlichten Zaun zu schneiden. Das war nicht leicht und ging außerordentlich langsam. Obgleich er der Stärkere war, mußte Tolo ihn einigemal ablösen, bis die Oeffnung so groß wurde, daß ein schlanker Mensch durchschlüpfen konnte.

Im Innern der Seribah angelangt, mußten sie nun doppelt vorsichtig sein. Sie blieben eine kleine Weile lauschend liegen; sie vernahmen kein verdächtiges Geräusch. Ein Rind schnaubte draußen im Pferche, und aus der Ferne tönte das tiefe Ommu-ommu einer Hyäne herüber. In der Seribah aber herrschte absolute Stille.

„Wir können es wagen,“ sagte Tolo. „Gib mir das Messer!“

„Warum dir?“

„Weil ich den Stoß führen will.“

„Nicht du, sondern Lobo wird es thun, denn er ist der Stärkere von uns beiden.“

„Aber es ist dir ja nicht lieb, daß er getötet werden soll!“

„Aber du hast gesagt, daß er dennoch sterben muß, und da ist es gleich, von wessen Hand es geschieht. Sollte der Schech im Himmel darüber zürnen, so wird er Lobo eher verzeihen als dir, denn Lobo glaubt erst seit heute an ihn, du aber schon seit längerer Zeit. Bleib also hier und warte, bis ich wiederkomme!“

„Du willst allein gehen?“

„Ja.“

„Das duldet Tolo nicht. Er wird dich bis zum Tokul begleiten, um bereit zu sein, wenn dir etwas Böses widerfährt.“

„So komm, denn du hast recht.“

Sie kannten den Weg genau. Die meisten Schläfer befanden sich in ihren Hütten; mehrere lagen vor denselben, doch so fest im Merissahrausche, daß sie nicht aufwachten. Selbst ein Nüchterner hätte die beiden nicht gehört.

Als sie an den Tokul Abd el Mots kamen, lagen wohl acht bis zehn Soldaten um denselben. Der Unteranführer traute den Negersoldaten nicht und pflegte seine Hütte des Nachts mit weißen Söldnern zu umgeben. Aber auch diese lagen in tiefem Schlafe.

„Bleib hier liegen!“ flüsterte Lobo. „Es ist nicht schwer, zwischen ihnen hindurchzukommen. Der Araber befindet sich ganz allein in der Hütte. Auch er wird getrunken haben. Ein Stoß, und dann ist Lobo wieder bei dir.“

Die Zuversicht, mit welcher er dies sagte, klang etwas hastig. Die That wurde ihm wohl schwerer, als er es merken lassen wollte. Das Messer in der Hand, kroch er schlangengleich zwischen zwei Schläfern hindurch. Schon hatte er den Eingang erreicht und streckte die Hand aus,

um das leichte Schilfgeflecht, welches des Nachts die Thür bildete, beiseite zu schieben; da ließ sich hinter demselben ein lautes Knurren hören. Er zog die Hand zurück; aber der unerwartete Feind brach, anstatt sich zu beruhigen, in ein wütendes Gebell aus und kam, das Geflecht umreißend, aus der Hütte gestürzt. Es war einer jener großen Schillukhunde, welche die Sklavenjäger gern kaufen, um sie gegen die Neger abzurichten. Er warf sich auf Lobo. Dieser war, obgleich dem Alter nach noch kaum ein Mann, doch ein sehr kräftiger Mensch. Er wich dem Hunde mit einer behenden Bewegung aus, faßte ihn mit der Linken beim Genick, riß ihn empor und stieß ihm mit der Rechten mit außerordentlicher Schnelligkeit das Messer einigemal in die Brust. Der Hund brach unter lautem Geheul zusammen.

Von allen Seiten, allüberall antworteten die andern Hunde; die Menschen erwachten, und die vor dem Tokul liegenden weißen Schläfer waren aufgesprungen. Sie wollten sich auf Lobo werfen, dem es nun unmöglich war, sein blutiges Vorhaben auszuführen. Wohl zwanzig Arme streckten sich nach ihm aus; er war umringt und schlug und stieß um sich, um sich Luft zu machen. Dies wäre ihm wohl kaum gelungen, wenn ihm nicht Tolo geholfen hätte. Dieser sprang herbei und schlug mit seiner Nilpeitsche in der Weise auf die Bedränger seines Gefährten ein, daß sie, die so etwas nicht erwartet hatten, Raum gaben. Dies benutzend, flogen die beiden Neger in weiten Sätzen davon, um das Loch und durch dasselbe das Freie zu gewinnen.

Einer der Schläfer, welche Lobo hatten ergreifen wollen, war ein Unteroffizier, ein Mann, welcher zu befehlen gewohnt war und mehr Umsicht besaß als die andern. Er sagte sich, daß die zwei Missethäter wohl ihrer Strafe entgehen würden, wenn niemand sie erkannt habe. Darum schrie er mit lauter Stimme in den Lärm hinein:

„Wer waren die beiden? Hat jemand ihre Gesichter gesehen?"

„Lobo und Tolo, die zwei Belanda waren es," antwortete eine Stimme.

„So sind sie vom Noqer entflohen und haben sich, ehe der Eingang geschlossen wurde, in die Seribah geschlichen, um Abd el Mot zu ermorden. Sie sind noch in der Umzäunung. Eilt an die Thore und besetzt dieselben, damit die Mörder nicht hinaus können! Aber ruft alle Hunde herein, welche uns die Flüchtigen aufspüren werden!"

Infolge dieses Befehls rannte alles nach den Eingängen. Abd el Mot war natürlich erwacht. Er kam aus dem Zelte, um sich nach dem Grunde der großen Aufregung zu erkundigen. Der Unteroffizier erstattete ihm Bericht, und der „Diener des Todes" erteilte der Anordnung desselben seine Zustimmung.

So kam es, daß die ganze Bevölkerung der Seribah sich an den Eingängen versammelte und die beiden Neger das Loch ungehindert erreichen konnten. Lobo wollte durch dasselbe schnell hinaus in das Freie kriechen; aber der schlaue Tolo hielt ihn zurück und sagte:

„Halt, warte! Hörst du nicht, daß man den Hunden ruft und pfeift? Gehen wir jetzt hinaus, so treffen wir auf diese Tiere, welche uns zwar vielleicht nichts thun, aber uns sicher verraten werden. Wir müssen warten, bis sie alle herein sind."

Lobo sah die Wahrheit dieser Worte ein und blieb stehen. Die beiden hörten mehrere Hunde an dem Loche vorüber und nach dem nächsten Thore rennen. Dort erklang der Befehl Abd el Mots:

„Bindet sie an Leinen, damit sie uns führen können! Und bringt sie an meine Hütte, auf die Spur der Neger!"

„Jetzt ist es Zeit!" flüsterte Tolo. „Schnell hinaus und fort!"

„Die Hunde werden das Loch finden," antwortete Lobo, „und die Verfolger auf unsre Fährte bringen. Könnten wir reiten, so würden unsre Füße den Boden nicht berühren und die Hunde verlören unsre Spur."

„Reiten ist unmöglich."

„Warum nicht? Draußen in der Murrah stehen Pferde und auch Kamele."

„Aber die Wächter sind bei ihnen; diese Leute haben den Lärm vernommen und werden sehr aufmerksam sein."

„Ueberfallen wir sie!"

„Nein. Es sind ihrer zu viele für uns und wir haben nur ein Messer. Und selbst wenn es uns gelänge, sie zu überwältigen, würde dabei so viel Zeit vergehen, daß die Hunde bei uns wären, ehe wir die Pferde hätten. Wir müssen laufen."

Sie krochen hinaus und rannten davon, an der Murrha vorüber und in der Richtung, in welcher ihre Heimat lag, in die Nacht hinein.

Als sie glaubten, daß das Loch schnell entdeckt werden würde, hatten sie sich geirrt. Es waren über zwanzig Hunde vorhanden, welche nach dem Tokul Abd el Mots geführt wurden. Dort gab es eine Menge von Spuren, und jetzt wurden dazu so viel neue gemacht, daß es für die Tiere ganz unmöglich gewesen wäre, die richtige zu entdecken. Aber die Hunde verstanden überhaupt gar nicht, um was es sich handelte. Man richtete ihre Nasen zwar auf die Erde, aber man konnte ihnen nicht begreiflich machen, welche Aufgabe man ihnen stelle. Sie suchten im Kreise umher und wollten in den verschiedensten Richtungen davon.

„So geht es nicht," sagte Abd el Mot. „Sie wissen nicht, wen sie suchen sollen. Wir müssen es ihnen zeigen."

„Das können wir nicht," sagte ein alter Tschausch*), welcher Befehlshaber über hundert war. „Etwas zu zeigen, was man selbst weder sieht noch weiß, ist unmöglich."

„Dein Bart ist weiß, aber deine Gedanken sind dunkel," antwortete der Kommandant. „Die Neger sind vom Schiffe entflohen; dort ist der richtige Ort, den Hunden zu zeigen, was wir wollen. Ich werde selbst gehen und nehme nur den meinigen mit; er ist der beste von allen. Schafft das Boot an das Wasser, doch nicht auf dem Pfade, den die Neger wahrscheinlich gekommen sind! Ihr würdet sonst mit euren Füßen die Fährte verderben. Ich werde euch führen."

Er nahm seinen Hund an der Leine und schritt dem Haupteingange zu, wo das Boot lag. Sechs Männer nahmen es auf ihre Schultern und folgten ihm. Er wählte einen schmalen Pfad, welcher oberhalb desjenigen, welcher direkt nach dem Schiffe führte, durch den Wald an das Wasser ging. Als sie das Ufer erreicht hatten, wurde das Boot ins Wasser gesetzt und Abd el Mot stieg mit dem Hunde und zwei Männern, welche rudern sollten, ein. Die andern konnten zurückgehen.

Beim Noqer angekommen, stieg der Kommandant an Bord und ließ sich den Hund heraufheben; die Ruderer durften das Schiff nicht betreten, um die Fährte nicht zu verwischen.

Der gut dressierte Hund blieb bei seinem Herrn stehen, der das Verdeck überschaute, was ihm der helle Sternen-

*) Feldwebel.

schimmer erlaubte. Es war kein Mensch zu sehen. Abd el Mot rief den Namen des Wächters, empfing aber keine Antwort. Er rief die beiden Neger, doch mit demselben Mißerfolge. Der Hund bewegte die Ohren, richtete den Kopf zu seinem Herrn empor und stieß die Luft leise pfeifend durch die Nase.

„Du weißt etwas? Du hast etwas gehört? Führe mich!" forderte Abd el Mot das Tier auf, indem er die Leine lockerte.

Das Tier zog ihn an derselben unter das Verdeck bis hin zur Stelle, wo der Wächter lag. Der Araber beugte sich zu demselben nieder, um ihn zu betasten, zog ihm den Knebel aus dem Munde, ohne ihm aber die Stricke zu lösen, und fragte mit vor Zorn bebender Stimme:

„Wer hat dich überwältigt und hierher gebracht?"

„Die Neger. Amahn, amahn!" *)

„Wo sind dieselben?"

„Jedenfalls entflohen. Ich kann nicht dafür. Sie überfielen mich von hinten und ohne daß ich es ahnen konnte. Du wirst es mir verzeihen!"

Er kannte die Strenge seines Vorgesetzten; seine Stimme zitterte vor Angst. Abd el Mot antwortete nicht und fragte auch nicht weiter. Er nahm den gefesselten Mann auf die Schulter und trug ihn hinauf auf das Deck.

„Um Allahs und des Propheten willen, verzeihe mir!" schrie der Wächter, welcher aus dem Verhalten des Kommandanten schloß, was dieser beabsichtigte.

„Allah und der Prophet mögen dir gnädig sein, ich habe nichts dagegen," antwortete dieser; „aber mich darfst du nicht um Verzeihung bitten. Wer meinen Befehlen nicht gehorcht und seinen Dienst vernachlässigt, den kann ich nicht brauchen. Hast du die Sklaven über Bord gelassen, so sollst du zur Strafe denselben Weg nehmen!"

*) Gnade, Gnade!

Der Mann wand sich vergebens in den Armen des Arabers, um sich los zu machen, und flehte mit vor Todesangst kreischender Stimme:

„Sei gnädig, Herr, denn auch du wirst einst von Gott Gnade verlangen!"

„Schweig, Hund, und fahre zur Hölle!"

Er warf ihn über Bord und blieb dann mit vorgebeugtem Körper stehen, um zu sehen, wie der Mann im Wasser verschwand. Nach wenigen Augenblicken tauchte derselbe für kurze Zeit wieder auf und brüllte, indem er das in den Mund gedrungene Wasser von sich sprudelte:

„Allah jilanak kullu abadli — Gott verdamme dich in alle Ewigkeit!"

„Ma' assalahme ia kelb — gehab' dich wohl, du Hund!" lachte der Araber ihm höhnisch nach.

Er sah zwei Furchen, welche sich blitzschnell der Stelle näherten, an welcher der Unglückliche wieder am Versinken war; sie wurden von zwei Krokodilen gezogen, die durch das Geräusch, welches der fallende Körper im Wasser hervorgebracht hatte, aufmerksam geworden waren. Sie schnappten zu gleicher Zeit nach ihm — ein entsetzlicher Schrei, und die gierigen Ungeheuer verschwanden mit seinem zerrissenen Körper in der Tiefe.

Das noch größere Ungeheuer droben auf dem Deck aber murmelte befriedigt:

„Wer meinen Befehl nicht befolgt, muß sterben. Nun jetzt zu der Spur!"

Er führte den Hund nach der Stelle, an welcher die Neger gearbeitet hatten, und drückte ihm da den Kopf nieder, indem er ihm gebot:

„Dauwir, fattisch — such, such!"

Der Hund fuhr mit der Nase am Boden hin, sog, sich erhebend, die Luft ein und stieß ein kurzes, scharfes Bellen aus.

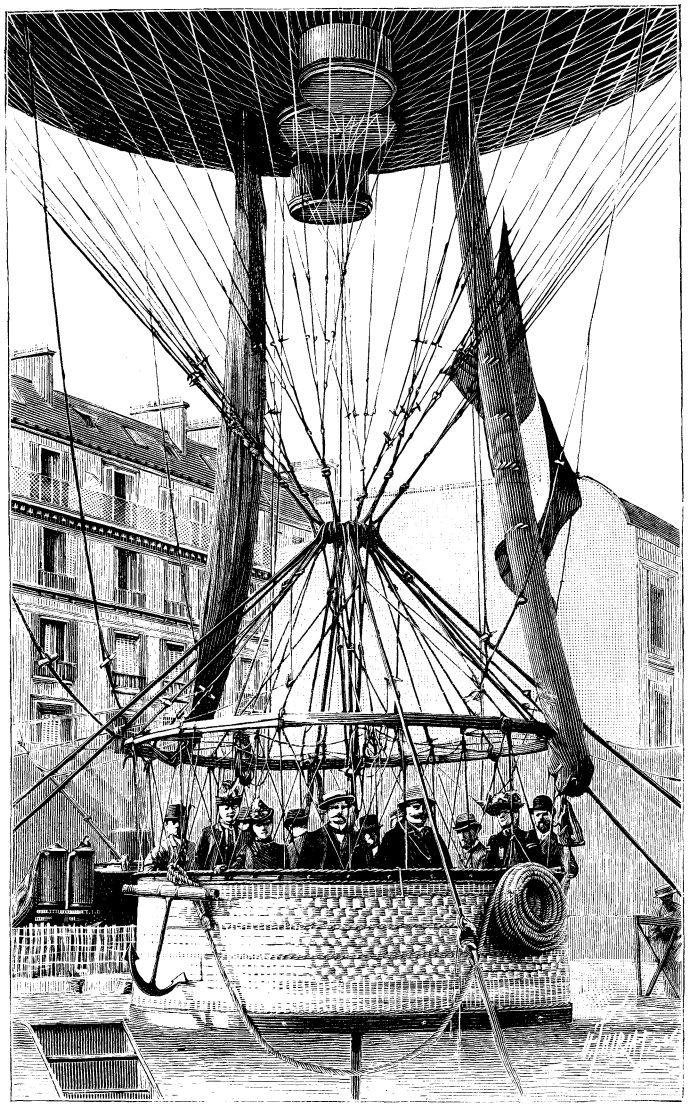
„Du hast es? So komm!"

Er ging mit ihm nach dem Schiffsrande, hob ihn in den Kahn, stieg selbst nach und gebot den beiden Wartenden, nun nach dem Hauptwege, den sie vorhin vermieden hatten, zu rudern.

Die zwei Untergebenen waren Zeugen des Todes ihres Kameraden gewesen, doch fühlten sie nicht das geringste Mitleid mit demselben. Derartige Bestrafungen eines Soldaten waren für sie ganz gewöhnliche Ereignisse.

Als sie am Ufer ausgestiegen waren, nahm Abd el Mot den Hund fest an die Leine und ließ ihn suchen. Das Tier stieß schon nach einigen Augenblicken jenen Laut aus, welcher sagen soll, daß es sich auf der Fährte befände, und drängte mit allen Kräften vorwärts.

„Jetzt haben wir den Anfang," sagte der Araber. „Der Hund ist vortrefflich und wird die Spur nicht verlieren. Das Ende wird der Tod der beiden Burschen sein."



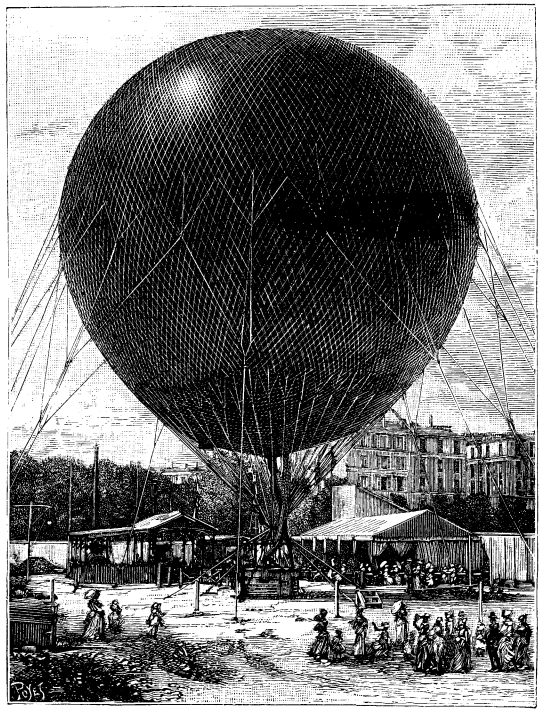
Das Schiffchen des gefesselten Ballons der Herren Gabriel Yon und Louis Godard, in der Avenue Kleber beim Trocadero in Paris.

Der Hund zog so stark an der Leine, daß sein Herr alle Kraft aufwenden mußte, sie sich nicht aus der Hand reißen zu lassen. Fast im Trabe ging es das steile Ufer hinauf, durch den schmalen Wald und dann genau nach der Stelle, in welcher sich das Loch in der Unzäunung befand. Erst wollte der Hund hindurchkriechen; aber er besann sich, wendete sich wieder zurück und stieg dann, laut bellend und sich kaum halten lassend, an der Leine empor, um nach der freien Ebene, wohin die Neger geflohen waren, durchzubrechen.

In der Seribah hatte man indessen alle Feuer wieder angeschürt, und der Schein desselben fiel auf das Loch, so daß dasselbe deutlich zu erkennen war.

„Hier haben sie sich hindurchgearbeitet," sagte Abd el Mot. „Und hier sind sie auch wieder heraus. Während wir suchten, haben sie Vorsprung gewonnen; aber es soll ihnen nichts helfen. Wir werden sie schneller ereilen, als sie es vermuten können."

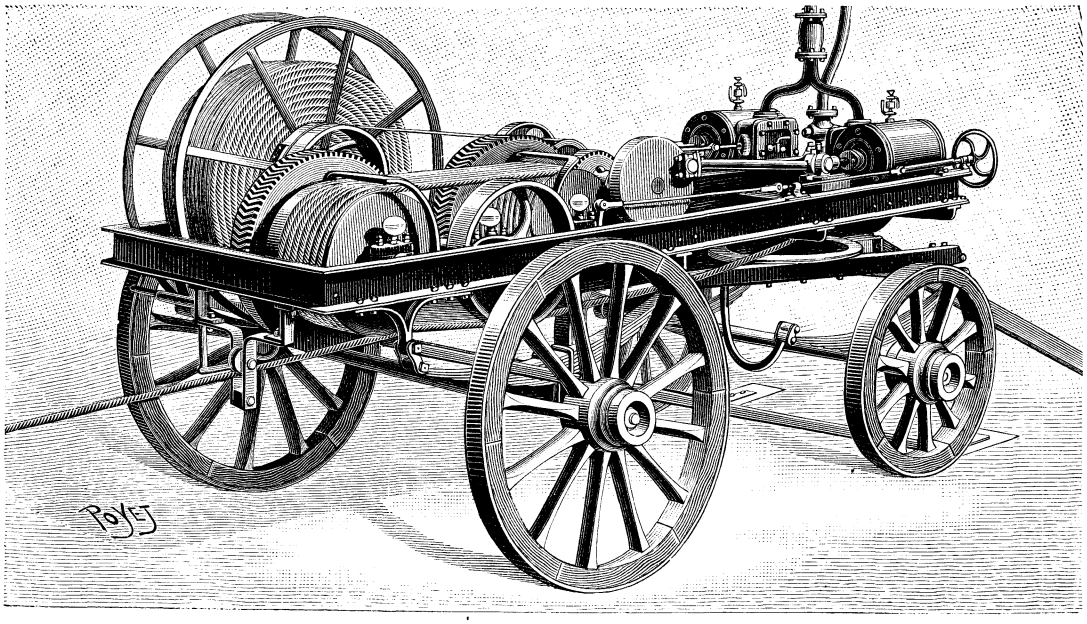
Er schritt nach dem Haupteingange, wobei er Mühe hatte, den Widerstand des Hundes, welcher den Flüchtigen nach wollte, zu bemeistern. Dort standen sämtliche Bewohner der Seribah. Er teilte ihnen das Resultat seiner Nachforschung mit und gebot dann den Unteroffizieren, vorzutreten, um seine Befehle zu empfangen. „Herr," sagte der bereits erwähnte alte Feldwebel, „dein Wille muß der unsrige sein und wir dürfen es nicht wagen, dir etwas vorzuschreiben; aber ich meine, daß sofort so viele Männer, als Pferde da sind, mit dem Hunde aufbrechen müssen, um die Neger schnell einzuholen. Beeilen wir uns weniger, so entkommen sie vielleicht nach Ombula und benachrichtigen die Leute dort von unsrem beabsichtigten Ueberfall."



Gesamtansicht des gefesselten Ballons.

„Deinem Alter will ich es verzeihen, daß du mir Vorschläge machst," antwortete Abd el Mot in scharfem Tone; „ein andermal aber warteſt du, bis ich dich frage! Das mit den Reitern habe ich schon beschlossen, ehe du daran denken konntest. Aber meinst du vielleicht, daß ich ihnen befehlen werde, nach hier zurückzukehren, wenn sie die Neger ergriffen haben? Dann müßten sie von neuem mit uns aufbrechen, und den Pferden, welche uns kostbar sind, dürfen wir eine solche Anstrengung nicht auferlegen. Die Ghasuah ist beschlossen; ob sie gleich jetzt beginnt oder erst am Morgen, das kann euch gleichgültig sein. Ich will beim Fang der Neger selbst zugegen sein. Ebenso notwendig aber ist meine Anwesenheit beim Aufbruche des Zuges von hier. Also rüstet euch! In einer Stunde muß jeder zum Abmarsche fertig sein. Du aber wirst zur Strafe dafür, daß du mir Gesetze vorschreiben wolltest, nicht an dem Zuge teilnehmen, sondern als Befehlshaber der fünfzig Mann, die ich zum Schutze der Seribah auslosen werde, hier zurückbleiben."

Für einen Sklavenjäger, und gar einen Feldwebel derselben, konnte es gar keine größere Strafe geben. Natürlich muß, wenn eine Ghasuah unternommen wird, eine Abteilung zum Schutze der Seribah zurückbleiben. Diese Leute erhalten zwar ihre Löhnung, doch ist ihnen die Gelegenheit entzogen, sich beim Ueberfalle des betreffenden Negerdorfes privatim zu bereichern. Aus diesem Grunde will keiner zurückbleiben, und es ist also der Gebrauch, das Los entscheiden zu lassen, und zwar nicht nur in Beziehung auf die gewöhnlichen Soldaten, sondern auch hinsichtlich der Chargierten. Hier nun sollte der Feldwebel verzichten, ohne durch das Los dazu bestimmt worden zu sein. Das hielt er für eine Ungerechtigkeit,



Dampfmaschine zu dem gefesselten Ballon des Herrn H. Lachambre, Boulevard de Grenelle, bei der Militärschule in Paris.

die er sich nicht gefallen zu lassen brauchte, zumal es gar nicht seine Absicht gewesen war, Abd el Mot einen Befehl zu erteilen. Er hatte sich infolge seines höheren Alters, seiner großen Erfahrung und seines Ranges nicht für unberechtigt gehalten, eine Meinung auszusprechen, welche nicht einmal mit derjenigen seines Vorgesetzten in Widerspruch gestanden hatte. Darum sagte er, doch in ganz ruhigem Tone:

„Herr, ich sage dir, und Allah ist mein Zeuge, daß ich dich nicht beleidigen wollte. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und habe diese Strafe nicht verdient. Du kannst meine Wangen nicht dadurch mit Schamröte überziehen, daß du mich vor den Hundert, die mir untergeordnet sind, erniedrigst!“

„Schweig!“ donnerte ihn Abd el Mot an. „Sind dir etwa die Gesetze, nach denen in jeder Seribah gehandelt wird, nicht bekannt? Ich kann dich töten, sobald du mir widersprichst!“

„Das wirst du nicht thun, denn du weißt recht gut, daß ich der erfahrenste und kühnste deiner Leute bin. Durch meinen Tod würdest du dich um den brauchbarsten Mann der Seribah bringen, was ein Schade für euch alle wäre. Und was Abu el Mot, der Herr und erste Kommandant, dazu sagen würde, das weißt du nicht.“

Er hatte das zwar in bescheidenem Ton, doch mit gewissem Selbstbewußtsein gesprochen. Abd el Mot gab innerlich die Wahrheit des Gesagten zu, doch hielt er es nicht für rätlich, solche Worte zu dulden. Darum antwortete er:

„Zu töten brauche ich dich zwar nicht; aber ich kann dich bestrafen, ohne daß du uns deine Dienste entziehen darfst. Du bist von diesem Augenblicke an nicht mehr Tschausch, sondern gewöhnlicher Soldat und bleibst als Gefangener auf der Seribah zurück. Nun kann das Los darüber entscheiden, welcher Unteroffizier hier während unsrer Abwesenheit das Kommando erhält.“

Das Urteil brachte den alten Feldwebel um die bisher bewahrte Ruhe.

„Was?“ rief er zornig aus. „Ich soll gemeiner Asaker werden und sogar gefangen sein? Das wird Allah wohl verhüten! Noch gibt es hier Leute, welche es mit mir halten und mich nicht verlassen werden!“

Er sah sich stolz und auffordernd im Kreise herum. Ein leises Murmeln, welches sich vernehmen ließ, schien seinen Worten recht zu geben. Da zog Abd el Mot seine beiden Pistolen hervor, spannte die Hähne und drohte:

„Die Kugel dem, der mir zu widerstreben wagt! Bedenkt, wenn ein Tschausch fällt, so rücken andre nach ihm auf. Wollt ihr euch dieses Avancement entgehen lassen? Soll ich diejenigen, welche ihm helfen wollen, auch in Ketten legen? Nehmt ihm den Säbel und die Pistole ab und bindet ihn!“

„Mich entwaffnen und binden?“ schrie der Tschausch. „Lieber will ich sterben. Schieß also zu, wenn du —“

Er hielt inne. Er hatte den Säbel aus der Scheide gezogen und ihn drohend gezückt; aber es schien ihm plötzlich ein andrer Gedanke gekommen zu sein. Er senkte die Klinge, strich sich mit der linken Hand langsam über das bärtige Gesicht, vielleicht um den momentanen Ausdruck desselben nicht sehen zu lassen, und fuhr in ergebenem Tone fort:

„Verzeihe, Herr! Du hast recht, denn du bist der Vorgesetzte, und ich habe zu gehorchen. Mache mich immerhin zum gewöhnlichen Soldaten! Ich werde mich doch bald so auszeichnen, daß ich wieder aufwärts rücke. Allah ist groß und weiß am besten, was geschehen soll.“

Diese letzten Worte enthielten eine versteckte Drohung, was aber Abd el Mot nicht bemerkte. Er nahm dem Tschausch selbst die Waffen ab und sagte:

„Danke es deinem Alter und meiner Gnade, daß ich mit deiner Ergebung einverstanden bin! Du hast den Säbel gegen mich gezogen und bist also des Todes schuldig. Dennoch will ich dir verzeihen. Ich schenke dir das Leben; im übrigen bleibt es bei dem Urteile, welches ich ausgesprochen habe. Führt ihn in das Gefängnis und bindet ihn dort an, damit er nicht entfliehen kann!“

Dieser Befehl war an zwei Unteroffiziere gerichtet, welche sofort gehorchten. Sie nahmen den Tschausch zwischen sich, um ihn abzuführen, und er ging ohne Widerstreben mit ihnen. Die Hoffnung auf Avancement hatte ihre Wirkung auf die Leute nicht verfehlt.

Nun begaben sich alle nach dem Tokul des Befehlshabers, wo unter Anrufung des Propheten und aller heiligen Kalifen die Lose gezogen wurden. Die fünfzig Mann und der Unteroffizier, welche von denselben getroffen wurden, ergaben sich schweigend, aber innerlich zornig in ihr Schicksal, die übrigen rüsteten sich zum Aufbruche, nachdem der Fakir erklärt hatte:

„Ein jeder gläubige Moslem tritt jede Reise zur Zeit des heiligen Asr an. Nachdem es aber Allah gefallen hat, uns zu erlauben, schon am Morgen aufzubrechen, ist es keine Sünde gegen ihn, schon nach einer Stunde auszuziehen, da die Mitternacht vorüber und es dann auch schon Morgen ist. Sein Name sei gelobt!“

Es waren an dem beabsichtigten Zuge weit über vierhundert Personen beteiligt, welche in zwei Abteilungen zerfallen sollten. Die erste bestand aus denjenigen Leuten, welche mit den vorhandenen Pferden beritten gemacht werden konnten. Ihr sollte die Aufgabe zufallen, voranzueilen und die beiden Neger zu fangen, um dann auf die zweite Abteilung zu warten, welche teils auf Reitochsen, denen das Klima nichts anhaben kann, teils zu Fuß nachfolgen sollte. Den ersten Trupp befehligte Abd el Mot selbst. Das Kommando des zweiten sollte derjenige Unteroffizier führen, welcher in die Stelle des abgesetzten Feldwebels aufgerückt war.

(Fortsetzung folgt.)

Der verankerte Luftballon.

Im Jahre 1867 stellte der Luftschiffer Giffard den ersten verankerten Luftballon — ballon captif, wie er ihn nannte — auf und ermöglichte auf diese Weise eine allgemeinere Benützung und ein genaueres Studium der Luftschiffahrt. Dieser erste Versuch war bereits ein Meisterstück. Jener Ballon, aus leichtem, mit Kautschuklösung getränktem und mit einem Firnis luft- und wasserdicht gemachten Gewebe, hatte nur einen Inhalt von 500 km; er war mit Wasserstoffgas gefüllt und erhob zwölf bis fünfzehn Reisende bis zu einer Höhe von 250 m. Er war untergebracht in der Avenue de Suffren, ganz nahe bei der Ausstellung auf dem Marsfeld, konnte aber erst in den ersten Tagen des September, vier Monate nach dem Beginn der damaligen Weltausstellung, eröffnet werden, hatte aber trotzdem einen ganz außerordentlichen Erfolg. Die Kaiserin Eugenie und der ganze Hof machten schon in der ersten Hälfte des September ihre Auffahrt, und das Publikum drängte sich herbei, den Ballon zu benützen, dessen Prinzip sich als ein vorzügliches erwies.

Henry Giffard fand seine Rechnung dabei und baute im Jahr 1869 einen Ballon mit einem Inhalt von 12 000 km und dann 1878 den riesigen Ballon, den er im Tuilerienhofe in Paris aufstellte. Derselbe hatte einen Inhalt von 25 000 km, konnte 40—50 Reisende gleichzeitig in eine Höhe von 500 m emportragen, und galt für ein Wunder unter den Luftschiffahrtvorrichtungen unseres Jahrhunderts. Damals kannte man jenen chinesischen Seidenstoff, welcher im Handel den Namen Ponghee führt und der in der Kunst der Luftschiffahrt solch bedeutende Modifikationen hervorrief, beinahe noch gar nicht. Dieses Ponghee, heutzutage allgemein verbreitet, ist ein außerst merkwürdiges Gewebe und sehr dauerhaft, sehr leicht und sehr wohlfeil, das sich unter der Einwirkung des gekochten Leinölfirnisses wenig verändert und den Luftschiffern die größten Dienste zu leisten im stande ist. Seit dem gefesselten Ballon des Tuilerienhofs hat man um vieles kleinere Ballons, von nur 2500 bis 4000 km Gehalt, zu bauen vermocht, die einfach nur aus diesem chinesischen Seidenstoff bestanden, welcher darum fest genug war, um der Wirkung heftiger Winde zu widerstehen und deren Steigkraft, infolge ihrer leichten Hülle ein Dutzend Reisende zugleich emportragen konnte, was die Ausbeutung desselben beinahe gewinnbringend machte. Im Januar 1884 erbaute der Luftschiffer Eugen Godard einen gefesselten Ballon mit Dampfkraft aus chinesischem Seidenstoff für öffentliche Auffahrten, welcher der Bequemlichkeit wegen mit 4000 km Leuchtgas gefüllt wurde und zehn Reisende zugleich zu einer Höhe von 200 m emportrug. Aber noch in den ersten Junitagen desselben Jahres stellte derselbe Luftschiffer Godard einen gefesselten Ballon ähnlicher Art, mit einem Gehalt von 4500 m auf, welcher fünfzehn Reisende gleichzeitig in eine Höhe von 300 m emportrug. Zu Anfang des Jahres 1889 stellte Herr Gabriel Yon, Erbauer von militärischen gesattelten Ballons, auf der Industrieausstellung in Barcelona, einen Ballon aus Seidenstoff mit einem Gehalt von 4500 km aus, welcher eine Widerstandskraft von 1000 kg auf den Kubikmeter besaß, mit einem Kabel von 400 m Länge versehen war und mit reinem Wasserstoffgas gefüllt wurde. Da sich das System der verankerten Ballons bewährt hatte und diese in die Mode gekommen waren, so konnte man sich denken, daß auch die Pariser Weltausstellung nicht vergehen würde, ohne ebenfalls ihre gefesselten Ballons zu haben. Es waren in Wirklichkeit auf derselben zwei solche vorhanden, welche in der Nähe des Marsfeldes ihre Vorstellungen gaben, nämlich der erste, von den Herren Gabriel Yon und Louis Godard erbaute, in einem Terrain der Avenue Kleber nahe beim Trocadero, während der zweite, von Herrn Lachambre erbaute, auf dem Boulevard de Grenelle, in der Nähe der Militärschule, untergebracht ist. — Der Ballon auf dem Trocadero hat einen Gehalt von 3053 km, einen Durchmesser von 18 m und eine Gesamtoberfläche von 1017 qm, und ist aus einem einzigen Pongheegewebe hergestellt, welches mit mehreren Schichten Firnis bestrichen ist. Er ist nach dem Modell des gefesselten Ballons von Herrn Giffard erbaut, mit reinem Wasserstoffgas gefüllt und kann in seinem kreisrunden Schiffchen, von dem wir auf Seite 186 in Fig. 1 eine Ansicht geben, bei windstiller Witterung ein Dutzend Reisende in eine Höhe von 400 m erheben. Der Ballon ist an seinem untern Teile mit einem Luftsack versehen, welcher — wenn gegen Ende des Tags durch das Sinken der Temperatur das Gas sich zusammenzieht — mittels eines Ventilators mit Luft gefüllt werden kann, um die sphärische Gestalt des Ballons dauernd zu erhalten und so den Einfluß des Windes zu mildern erlaubt, welcher zu Besorgnissen Veranlassung gibt, sobald der Stoff eines Ballons nicht vollkommen angespannt ist. Das Herabsinken des Ballons zur Erde vollzieht sich mittels eines Dampfmotors mit zwei Cylindern und einer Mächtigkeit von 28 Pferdekräften. Die Dampfmaschine, nach dem Fieldschen System mit hängenden Röhren von 25 mm, ist auf 8 kg per cm gestempelt und mit einer Luft- und einer Sicherheitsbremse versehen.

Der gefesselte Ballon des Herrn Lachambre war gleich demjenigen der Herren Yon und Godard aus chinesischem Seidenzeug erbaut und mit einem Luftsack versehen, nur von etwas kleinerem Umfang, nämlich 2600 km Gehalt und 17 m Durchmesser. Der kleine Kompensationsballon hat ein Volumen von 300 km. Das 30 mm starke Kabel hat eine Länge von 400 m, und der mit reinem Wasserstoffgas gefüllte Aerostat erhebt, je nach der Stärke des Windes, acht bis zehn Reisende.

Der bewegliche, auf vier Rädern ruhende Wellbaum ist ganz von Eisen und zerlegbar. Er wird durch zwei gekoppelte Cylinder in Bewegung gesetzt, hat eine normale Stärke von 16 Pferdekräften und ist im stande, den Ballon mit einer Aufsteigungskraft von 1000 kg und einer Geschwindigkeit von 1 m auf die Sekunde herunterzuholen (Fig. 2). Das Aufsteigen wird bewerkstelligt durch zwei Bremsen, die eine mit Reibung, die andre mit komprimierter Luft, was ein sicheres, ruhiges Steigen ohne Stöße verbürgt. Die Rolle, auf welcher das Kabel aufläuft, wird automatisch durch den Wellbaum bewegt; alle Hebel der Bremsen, sowie die Dampfsteuerung sind vorne angebracht und gestatten dem Mechaniker, die Apparate ohne Verwirrung unter der Hand zu haben. Der Dampfkessel ist beweglich, ruht auf vier Rädern, hat eine Stärke von 16 Pferdekräften und ist auf 7 kg per cm abgestempelt; er besteht aus einem horizontalen röhrenförmigen Körper und einem großen, von zwei Giffardschen Injektoren gespeisten Dampfbehälter; der eine dieser Injektoren ist nur zur Aushilfe da, was den Mechaniker in den Stand setzt, daß er jeden Augenblick Zeit hat, sich mit dem Wellbaum zu beschäftigen, ohne daß seine Aufsicht Mangel leidet.

Unsre Fig. 3 veranschaulicht das gesamte Material des Lachambreschen Luftballons.

Die beiden gefesselten Ballons der Pariser Ausstellung von 1889, welche wir im vorstehenden geschildert haben, waren sehr leicht und von genügender Dauerhaftigkeit, und wurden vom Publikum massenhaft benutzt, denn bei windstillem Wetter und klarem Himmel hatte man vom Schiffchen des Ballons aus eine herrliche Aussicht und in der Vogelperspektive einen wunderbaren Ueberblick über die ganze Ausstellung.

Das verhängnisvolle Eichhörnchen.

Warum Friedrich Hebbels „Demetrius" nicht vollendet wurde, darüber erzählt uns der vertraute Freund des Hebbelschen Hauses in Wien, Eugen Eiserle, folgende Geschichte. Zu Anfang des Jahres 1863, stellten sich die ersten Anzeichen der schweren Krankheit ein, welcher der Dichter zu Ende des Jahres erliegen

sollte, und unter furchtbaren Schmerzen schrieb Hebbel auf seiner Villa, außer dem herrlichen Gedichte „Der Brahmine“ auch unausgesetzt an seinem Drama „Demetrius“, dessen Vollendung ihm sehr am Herzen lag.

Friedrich Hebbel pflegte alle seine dichterischen Schöpfungen, bevor er sie der Oeffentlichkeit übergab, seiner Gattin (der ausgezeichneten Burgschauspielerin Christine Hebbel-Enghaus), deren Urteil ihm maßgebend war, vorzulesen. So war es auch mit dem „Demetrius“, dem Schwanengesange des Dichters. Hebbel hatte, auf dem Krankenbette liegend, den letzten Akt bereits begonnen und ohne Rast schrieb er Scene für Scene nieder, bis das Drama vollendet war. Erschöpft von der langen geistigen Arbeit, ließ er endlich die Feder sinken und las seiner Frau den letzten Akt vor. So sehr entzückt und begeistert diese von den ersten Scenen des Aktes bis gegen den Schluß hin auch war, so wenig entsprachen die letzten Scenen der Erwartung der Künstlerin und sie bat den Gatten, diese durch andre, wirkungsvollere zu ersetzen.

Friedrich Hebbel aber konnte sich dazu nicht verstehen und erklärte hartnäckig, so und nicht anders müsse das Drama enden. Auf diese Erklärung hin schwieg Frau Hebbel und ließ die Sache vorläufig auf sich beruhen.

Aber das Schicksal sollte in ganz andrer unerwarteter Gestalt die Ansicht der Gattin scheinbar bestätigen. Zu seinem Vergnügen hielt sich das Hebbelsche Ehepaar ein niedliches Eichhörnchen, das so zahm war, daß es in den Zimmern sich frei bewegen durfte. Das Manuskript des „Demetrius“ war am Abende nach der erwähnten Vorlesung auf den Schreibtisch des Dichters gelegt worden. Am andern Tage wollte Hebbel den letzten Akt nochmals vornehmen, allein wie staunte er, als er die letzten Blätter des Manuskripts, gerade jene Scenen enthaltend, die seine Gattin für nicht entsprechend erklärt hatte, herausgerissen und bis zur Unkenntlichkeit zernagt fand. Hebbel lächelte, als er sah, wer der Censor seines Stückes gewesen war, und sagte: „Nun, es soll einmal nicht sein, daß der ‚Demetrius‘ diese Scenen enthalte; ich muß es also anders machen!“ Aber ehe noch der kranke Dichter sein Werk vollenden konnte, ereilte ihn der Tod.

Der Schneeschuhwettlauf im Norden.

Hei, wie die blühenden Jünglinge auf langen Schneeschuhen, den Stab zum Steuern in den Händen, vom beschneiten Berge um die Wette abwärts sausen! Schwedische Studenten sind's, Studenten von Upsala, und der Berg ist der bei der genannten Universitätsstadt gelegene „Schloßberg“, der jäh abschießt. Man nennt dieses Vergnügen des Schneeschuhwettlaufes das „Skilaufen“, denn die Schneeschuhe heißen im schwedischen „Ski“. Diese „Ski“ haben die älteren unter unsren Lesern durch den „G. K.“ schon bei einer früheren Gelegenheit kennen gelernt. Sie bestehen aus 2 bis 3 Ellen langen, 2 bis 3 Zoll breiten und 1½ bis 2 Zoll dicken Brettern, die nach vorn gleich Schlittenkufen aufwärts gekrümmt sind. Zur sonstigen Ausrüstung der Skiläufer gehören hohe Stiefel oder Strümpfe an den Füßen, eine Mütze, die sich über die Ohren ziehen läßt, Fausthandschuhe an den Händen — denn, glaubt mir's, der Winter ist im hohen Norden grimmig kalt! — und der bereits erwähnte Stab zum Steuern, der Skistab.

Das Skilaufen ist namentlich im schwedischen Nordland und Lappland, sowie in den norwegischen Thälern Sitte, und zwar eine uralte Sitte, die schon in den Göttersagen der Edda ihre Erwähnung findet. Im Mittelalter, und bis zu Anfang unsres Jahrhunderts, kam das Skilaufen nicht selten in den Kriegen, die zwischen den nordischen Herrschern entbrannten, zur Anwendung. Bis zum Jahre 1830 gab es sogar eine besondere norwegische Truppenabteilung, die im Skilaufen eingeübt war. In unsren Tagen hat General Wergeland in Christiania ein specielles Büchlein über das Skilaufen geschrieben.

Eine hervorragende Fertigkeit im Skilaufen besitzen die Lappländer. Dieselben jagen auf ihren Ski sogar den Wolf, der ihren Renntierherden nachstellt; es geht dabei über Moore und Ebenen, über Berghalden und Bergrücken.

Neuerdings ist man in Schweden bemüht, den „Ski-Sport“ durch Veranstaltung öffentlicher Wettläufe zu heben; es werden dann künstliche Hindernisse auf der Bahn geschaffen, in deren Ueberwindung sich der Meister zeigt. Sehr beliebt sind Sprünge über Abhänge; die weitesten betragen an 20 Meter. Selbstverständlich läuft nicht immer alles glatt ab; aber da man in den weichen Schnee fällt, so kommen nur selten erhebliche Verletzungen vor. Wer gelegentlich so einen unfreiwilligen Purzelbaum schlägt, bei dem kommt dann freilich auch das Sprichwort zur Anwendung: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“ — er wird bei einem solchen Wettlauf tüchtig ausgelacht.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Den Heiligen Abend verlebte Sir Macdonald zum erstenmal in unsrer Familie, beschäftigte sich viel mit uns Kindern und war so fröhlicher Laune, wie ich ihn nie gesehen hatte; nun erst schien er sich heimisch bei uns zu fühlen. Wir waren sämtlich reich von ihm beschenkt worden, ich wohl am meisten; eine vollständige Jagdausrüstung, bestehend aus einer prächtigen Doppelbüchse mit tausend Patronen, einem Hirschfänger mit Koppel und Jagdmesser, einer silbernen Pfeife zum Herbeirufen meiner Hunde ward mir mit dem Hinweis überreicht, daß ich diese Waffen noch einige Jahre aufheben könnte, wenn sie augenblicklich für meine Hände noch zu schwer sein sollten. Wer war glücklicher als ich, daß ich nun von der Seite desselben Mannes in so herzlicher Weise beschenkt wurde, an dessen Umgang mir seit der ersten Begegnung mit ihm so viel gelegen war. Auch mein Freund Charles war bedacht worden und zwar mit einem Revolver großen Kalibers, einen solchen ich schon besaß.

Kurz nach dem Weihnachtsfeste, als der Unterricht wieder seinen Anfang genommen hatte, wären wir Knaben beinahe unsres

Schneeschuhwettlauf im Norden.

eben gewonnenen Freundes auf recht traurige Art beraubt worden. Die Panther, welche sich in früheren Jahren nur vereinzelt gezeigt hatten, schienen durch den Andrang der europäischen Ansiedler in der weiten Runde immer näher nach unsrer Gegend hin gedrängt zu werden; namentlich die dichten Waldungen und die zerrissenen Bergwände an der südöstlichen Grenze unsrer Reservation mußten viele von diesen Unholden beherbergen. Von da aus traten sie besonders im Winter nach unsrer Besitzung über und versetzten uns jedesmal in Schrecken.

Sir Macdonald beschäftigte sich während des Winters viel mit dem Fischfange, aber nicht wie wir Knaben in dem Black Pool, sondern an dem obern Yellow Fork, eine ziemliche Strecke von unsrem Gehöfte entfernt. Gerade in seinem obern Laufe enthielt der Yellow Fork zahlreiche Lachsforellen, den Lieblingsfisch unsres Nachbars. Eines Morgens bei bitterlicher Kälte hatte sich Sir Macdonald ohne seine Hunde zu Fuß auf den Weg gemacht, mit seiner Büchse, dem Hirschfänger, einem Beil und etwa einem Dutzend Angeln ausgerüstet. An der Fangstelle angelangt, durchschlug er die Eisdecke mit dem Beil und ließ in jedes der Löcher eine Angelschnur hinab. Der Fang war reichlich, immer ein zappelnder Fisch nach dem andern wurde heraufgezogen und auf den Schnee gelegt. Sir Macdonald wollte schon den Heimweg antreten, beschloß aber vorerst das mitgenommene Frühstück zu verzehren.

Er saß auf dem Stamme eines durch die Wellen unterspülten Baumes, sah nach seinen Angeln und biß dabei tüchtig auf die belegten Brotschnitten ein, als er plötzlich ein Knacken in den laublosen Zweigen eines Baumes zu seiner Rechten wahrnahm. Anfangs vermutete er, daß sich ein wilder Truthahn so nahe herangewagt hätte, erstaunte aber nicht wenig, als er beim Emporblicken eines gewaltigen Panthers ansichtig ward. Derselbe hatte sich kaum zehn Schritte von ihm entfernt auf einem Ast niedergeduckt und blickte, zum Sprunge bereit, bald nach den leckeren Fischen, bald nach dem Fischer hinunter. Jeden Augenblick konnte Sir Macdonald auf den Ansprung des Raubtiers gefaßt sein. Dasselbe rollte wütend mit den Augen umher und riß mit seinen Krallen die Rinde von dem Aste ab.

Sir Macdonalds Verlegenheit war nicht gering, weil er eine Büchse bei dem ersten Loche, welches er durch die Eisdecke hieb, gelassen hatte und es nun an Zeit fehlte, dieselbe zu holen. Bei der geringsten Bewegung seinerseits würde ihn der Panther zu Boden geworfen haben und er vollständig wehrlos gewesen sein. Deshalb zog Sir Macdonald schnell entschlossen seinen Hirschfänger, suchte mit der linken Hand ein wenig Halt an dem Baumstamm und erwartete den Feind. Kaum waren diese notwendigen Bewegungen ausgeführt, so schnellte der Panther wie eine Kanonenkugel von dem Aste herab, gerade auf den mangelhaft bewaffneten Fischer zu, welcher nur eben so viel Zeit hatte, sich ein wenig vornüber zu neigen, damit das Raubtier seinen Kopf nicht träfe. Aber Sir Macdonald verspürte einen betäubenden Schlag auf seine rechte Schulter, das lederne Wams war dort zerrissen und Blut rann an seinem Rücken herab.

Der Panther hatte trotzdem einen Fehlsprung gethan; er war den Abhang hinabgerollt und glitt noch eine Strecke auf dem Eise weiter, so daß Sir Macdonald Muße fand, sich zu erheben und den Gegner stehend zu erwarten. Derselbe kehrte auch wirklich sofort zurück, diesmal nicht springend, sondern schleichend. Dem Manne gegenüber richtete er sich auf den Hinterschenkeln auf, hob die Vordertatzen und wollte Sir Macdonald zu Boden schlagen. Doch in diesem Augenblicke hieb der kühne Mann verzweifelt mit dem Hirschfänger nach der Brust des Panthers, traf den Körper freilich nicht, weil das Tier sich zur rechten Zeit hintenüber warf, wohl aber eine der Vordertatzen und trennte dieselbe beinahe völlig ab. Der Panther stieß ein markerschütterndes Wutgebrüll aus, hinkte auf drei Beinen heran und warf sich auf den Gegner.

Es entspann sich ein kurzer, aber furchtbarer Kampf, in welchem Sir Macdonakd sicher unterlegen wäre, wenn das Raubtier beide Vorderpranken hätte gebrauchen können und das lederne Wams nicht Schutz vor den Rissen der Krallen geboten hätte. Zu einem Knäuel zusammengeballt, rollten die beiden Feinde den Abhang hinunter und setzten dort den erbitterten Kampf fort. Bald war der Mann oben, bald der Panther. Sir Macdonald stach mit seinem Hirschfänger wiederholt in den Leib des Raubtiers, dieses aber kratzte mit der unversehrten linken Vorderpfote, umklammerte den Gegner und suchte seinen Hals mit den Zähnen zu fassen. Um dies zu verhüten, gab Sir Macdonald seinen linken Arm preis, bohrte ihn in den Rachen des Gegners und drückte dessen Kopf auf das Eis; dann holte er mit der rechten Hand zu einem neuen Stoße aus und war diesmal so glücklich, das Herz des Panthers zu treffen, welcher schmerzhaft zuckend unter dem Jäger verendete.

Mein väterlicher Freund war allerdings als Sieger aus diesem ungleichen Kampfe hervorgegangen, fühlte aber jetzt seine Kräfte schwinden und fürchtete, daß er seine Hütte nicht lebend wieder erreichen würde. Einer Ohnmacht nahe, mußte er alle seine Willenskraft zusammennehmen, um sich aufrecht zu erhalten, denn er würde bei der eisigen Kälte in bewußtlosem Zustande sicherlich erfroren sein. Es kostete ihn verzweifelte Anstrengung, sich den Abhang wieder hinaufzuarbeiten, weil sich zu der großen Mattigkeit noch die heftigsten Schmerzen gesellten. Die beim ersten Ansprung getroffene Schulter blutete noch immer, und der linke Unterarm war so übel zugerichtet, daß Sir Macdonald denselben gar nicht gebrauchen konnte. Endlich vermochte er sich wieder auf den Baumstamm zu setzen und der noch halb mit Wein gefüllten Flasche zuzusprechen. Ein tüchtiger Schluck kräftigte ihn freilich für den Augenblick, machte ihn jedoch immer müder, so daß sich Sir Macdonald trotz seiner großen Erschöpfung auf den Heimweg begeben mußte. Er hieng die Flasche mit dem wertvollen Inhalt an seinen Gürtel, nahm den Hirschfänger in die Rechte, ließ alles übrige zurück und wankte den abschüssigen Weg hinab. Was er unterwegs gelitten, das bedarf keiner Schilderung. In Rufweite von seiner Hütte brach er zusammen, wurde von den Hunden gefunden und verbellt, bis der gerade bei den Pferden beschäftigte Swen zur Stelle eilte und seinen Herrn in diesem trostlosen Zustande fand. Swen benachrichtigte uns sofort, mein Vater und die Knechte trugen Sir Macdonald auf sein Lager, entkleideten ihn dann und leisteten ihm die erste Hilfe, bis der Wundarzt aus Smithfield eintraf.

Wir Kinder saßen in der Schulstube, als Swen die traurige Nachricht brachte, und erfuhren den Sachverhalt erst mittags. Natürlich stürzte ich sofort nach der Jagdhütte, fand meinen innig geliebten Freund in bewußtlosem Zustande und jammerte laut, weil ich fürchtete, daß seine Wunden ihm das Leben kosten könnten. Als Sir Macdonald für einen Augenblick zu sich kam und mich neben seinem Bette

erblickte, drückte er mir matt die Hand und flüsterte mit schwacher Stimme:

„Laß dir dies eine Warnung sein, Quin, daß du deine Büchse immer so nahe hast, um sie mit der rechten Hand ergreifen zu können. Ich habe nun die Strafe für meine Nachlässigkeit bekommen, gleich das erstemal, daß ich ...."

Sir Macdonald vollendete den Gedanken nicht mehr, er schloß die Augen wieder und verlor das Bewußtsein. So lag der schwerverwundete Mann wohl eine Woche lang wie ein Sterbender da, schwebte fortwährend in der größten Gefahr. Ich wich weder Tag noch Nacht von seinem Lager, suchte alle seine Wünsche zu erraten, kühlte seine Wunden, wie die Aerzte es uns gelehrt hatten, und flößte ihm Nahrung ein. Der aus Denver City herbeigerufene Arzt, ein sehr tüchtiger Mann, erklärte die Gefahr für groß, zumal die ärztliche Hilfe nur alle paar Tage herbeigezogen werden könnte, und sagte, daß im glücklichsten Falle Monate vergehen würden, bis der Kranke das Lager zu verlassen im stande sei. Er hielt die Hütte für einen durchaus ungeeigneten Aufenthaltsort und bestand darauf, daß Sir Macdonald, sobald er irgend fortgeschafft werden könnte, nach der Faktorei übersiedele, wo er trocken und warm aufgehoben wäre.

Ende Januar fand der Umzug statt, zu dem Sir Macdonald sich sehr ungern entschlossen hatte; wir freuten uns alle, daß wir ihn bei uns hatten, und drängten uns zu seiner Pflege heran. Und wirklich, jetzt begannen die Wunden zu heilen, das Fieber ließ nach und der Puls schlug regelmäßig; wir durften hoffen, daß die kräftige Natur die Oberhand behalten würde. Mit unverkennbarem Wohlgefallen ruhte das Auge des Kranken auf mir, wenn ich an seiner Seite saß. Ich mußte ihm erzählen oder vorlesen oder die Fragen beantworten, welche er an mich stellte. Meine Zukunft und der Beruf, den ich wählen wollte, beschäftigten ihn sehr, und er wunderte sich nicht wenig, als ich schließlich mit dem Geständnis herauskam, daß ich, wenn mein Vater es erlaube, die Seemannslaufbahn einschlagen wollte.

„Wie kamst du nur auf diesen Gedanken, Quin?" sagte er erstaunt. „Du steckst hier mitten in den Wäldern, hast in deinem Leben noch kein Schiff, kein Meer gesehen und verspürst doch Sehnsucht nach den schäumenden Wogen? Nun, deine Vorliebe für die See muß ernstlich sein; wir wollen ein andermal weiter darüber reden."

Er ließ dies Thema fallen, entschuldigte sich, daß das Sprechen ihm noch schwer würde, und bat mich mit dem Lesen fortzufahren. Kaum aber hatte ich einige Seiten weiter gelesen, so unterbrach er mich wieder.

„Die Panther, Quin, diese abscheulichen Unholde!" sagte er einmal. „Wenn ich erst wieder marschfähig bin, dann wollen wir beide zusammen gegen sie ausziehen und unter ihnen aufräumen."

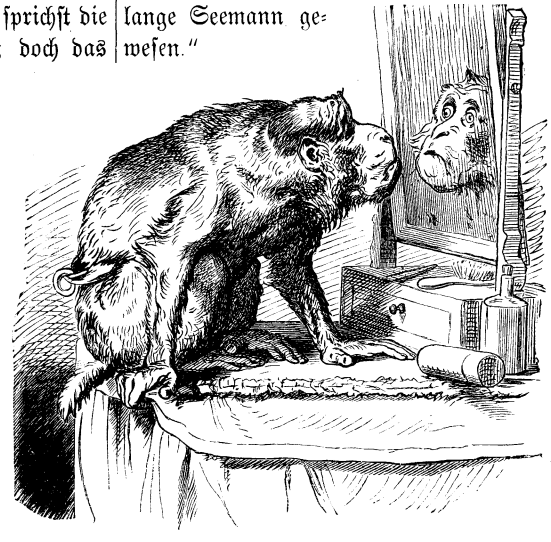
„Und ich will Ihnen beweisen, Sir Macdonald, wie sehr ich die Bestien hasse," versetzte ich, „welche meinen Wohlthäter beinahe getötet hätten. Die mir von Ihnen geschenkte Büchse soll auf dieser Jagd ihre ersten Dienste thun."

Sir Macdonald bat mich weiter zu lesen, und ich kam seinem Wunsche nach, obwohl ich mich schon mehrfach überzeugt hatte, daß seine Gedanken sich mit etwas ganz andrem beschäftigten als mit dem, was ich vorlas. Es dauerte denn auch nicht lange, bis er mich aufs neue unterbrach und mir meistens einen guten Rat erteilte.

„Was du auch werden magst, lieber Quincy," sagte er mehrfach, „du mußt heutzutage viel lernen, um mit Ehren zu bestehen, weit mehr, als du in dieser Einsamkeit lernen kannst. Es wäre schade, wenn deine vortrefflichen Anlagen nicht ausgebildet würden. Von dem Ertrag deiner Flinte allein kannst du nicht leben, auch zur Seefahrt gehören jetzt tüchtige Kenntnisse. Darum mache dich mit dem Gedanken vertraut, daß du dein Vaterhaus verläßt und die Schule in einer großen Stadt besuchst; ich werde darüber mit deinem Vater reden. Nun fahre fort, Quin! Du liest ganz brav und sprichst die Fremdwörter auch richtig aus; doch das allein genügt nicht. Geographie und Geschichte, Mathematik und Astronomie, Naturgeschichte und die Sprachen der hauptsächlichsten Kulturvölker mußt du studieren, wenn du im Leben eine Rolle spielen willst."

So vergingen uns die Tage. Den Kranken beschäftigte weniger sein eigener leidender Zustand, als die Sorge für meine Zukunft; ich müßte blind gewesen sein, wenn ich nicht hätte merken wollen, daß er mir dieselbe zu erleichtern beabsichtigte. Von der Seemannslaufbahn schwieg er noch lange, wohl weil mein Vater noch nichts von diesem heimlichen Plane wußte, und der Kranke es für unrecht hielt, hinter dessen Rücken meiner Neigung Vorschub zu leisten. Als Sir Macdonald sich selber durch Lesen unterhalten konnte, bestand er darauf, daß ich dem Unterricht wieder regelmäßig beiwohne, und ich sah ihn nur in meinen Mußestunden. Desto mehr war mein Vater bei ihm, und ich irre wohl nicht in der Annahme, daß die beiden Herren viel von mir gesprochen haben. Mein Vater nahm mich eines Tages vor und sagte mir, daß er von Sir Macdonald erfahren hätte, ich wollte das Seemannshandwerk ergreifen; er fügte hinzu, daß er nichts dagegen einzuwenden habe, wenn ich vorher das für die Aufnahme in die Marine der Vereinigten Staaten erforderliche Examen bestehe; ich solle also dies Ziel fortwährend im Auge behalten und mich fleißig auf die Wissenschaften legen. Hoch erfreut trat ich in das Zimmer Sir Macdonalds und dankte ihm, daß er die Einwilligung meines Vaters herbeigeführt hätte. Er sah mich groß an, lud mich ein, neben seinem Bette Platz zu nehmen, und sagte in sehr ernstem Tone:

„Du scheinst mir wie bestimmt für den Beruf eines Seemanns, Quin, und wirst es wahrscheinlich zu etwas bringen, wenn du meinem Rate folgst. Prüfe dich aber wohl, ob deine Sehnsucht nach der See nicht etwa eine vorübergehende Neigung ist, welche du aus deinen Jugendschriften geschöpft hast! Eine Umkehr gibt es später nicht, für einen Beruf am Lande würdest du zu alt. Ich spreche aus Erfahrung, Quin; auch ich bin lange Seemann gewesen."



„Sie waren Seemann?“ rief ich erstaunt, weil ich alles andre eher für möglich gehalten hätte.

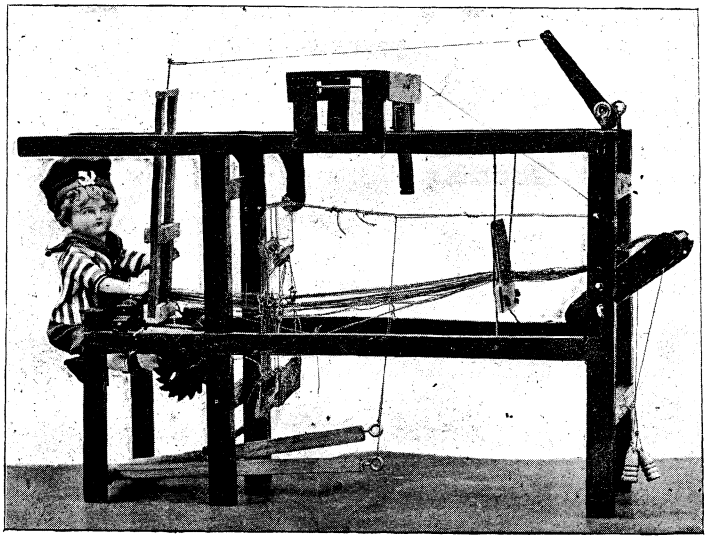
„Ja, Quin, ich habe beinahe fünfundzwanzig Jahre zur See gefahren,“ versetzte Sir Macdonald; „ich war, ehe ich den Dienst verließ, einer der ältesten Offiziere unsrer Marine.“

(Fortsetzung folgt.)

Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz.

(Fortsetzung.)

Wir reihen unsrer Galerie der diesjährigen Preisarbeiten“ heute weitere drei Bilder an und beginnen mit dem Webstuhl unsres Kameraden M. Kalteyer in Koblenz. Das Modell ist sehr hübsch ausgearbeitet, es hat nur die Fädenanordnung durch die Reise wohl infolge ungenügender Packung leider etwas gelitten. Gar niedlich ist der frische rotwangige Junge in Matrosenkleidung, der sich an die Arbeit gesetzt hat; er will sich ein neues Stück Zeug weben, vermutlich im Hinblick auf seine Höschen, die in der Kniegegend bereits ein kleines Leck zeigen. Schon ist seine Arbeit halb fertig; stören wir ihn nicht weiter in seinem löblichen Beginnen, da wir uns über die Handhabung des Werkes auch in andrer Weise unterrichten können.



Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 6. Webstuhl.

„Beim Weben der Gimpe“, so läßt der Erbauer sich vernehmen, „trete man den zur rechten Hand des Arbeiters (NB. den ich ganz zufällig erwischte) befindlichen Tritt nieder, schiebe die Lade, welche die parallelen Riedstäbe enthält, von sich ab und stecke den Schützen (den Messingbügel mit drei Löchern und Spule) von rechts durch die zwischen den Fäden entstehende Lücke nach links (natürlich zwischen dem Ried und der fertigen Arbeit), lasse den rechten Tritt in die Höhe, und das Ried zurückgehen, trete dann den linken Tritt nieder und schiebe den Schützen von links nach rechts und beginne dann, wie oben beschrieben, an dem angefangenen Stück weiter zu weben. Mein Arbeiter, der gute Junge, läßt sich das ohne Murren gefallen.“

Das Modell des Dynamoelektromotors unsres Kameraden Paul Thieme in Chemnitz (Aue 11, I.) wird unter unsren Lesern sicherlich viele Interessenten und Beifall finden; auch uns hat die wackere Arbeit viele Freude bereitet, zumal der Einsender betonte, daß das Werkzeug-Material, so ihm zu Gebote stand, ein sehr primitives war. „Um mein Modell in Betrieb zu setzen,“ schreibt er, „ist mindestens ein großes, doppelplattiges Chromsäureelement erforderlich. Man setze den extra eingepackten Elektromagnet mit den in der Achse angebrachten Vertiefungen in die an den Ständern befindlichen Schrauben und stelle die Schraube an dem Ständer, der keine Elektromagneten trägt, so locker als möglich. Dann verbinde man die ersichtlichen Klemmschrauben mit den Polen des Elementes und gebe dem beweglichen Magneten einen Stoß in der Richtung nach sich (nach den Klemmschrauben). Bei genügender Stromstärke wird die Drehung eine ziemlich schnelle sein.“ (Anfragen die seitens der Kameraden voraussichtlich gestellt werden sollten, wird unser geschickter Elektrotechniker gewiß gerne beantworten.)

Sehr hübsch ist das Modell einer Handfeuerspritze, ganz aus Bambusrohr hergestellt von Herman Basedow in Hamburg. Das Original präsentiert sich in seinem schmucken Lackfarbenanstrich weitaus vorteilhafter als unsre photographische Nachbildung. Die Arbeit ist sehr sauber und exakt; die Pumpe schleudert mit einem dazu gehörigen Gummischlauch einen Strahl von 4 mm Durchmesser 5 bis 6 m weit. (Schluß folgt.)

Die Selbstanfertigung eines Hektographen.

Vielen unter unsren lieben Kameraden wird die Behandlung dieses Themas sehr willkommen sein, und so wollen wir uns denn recht ausführlich fassen, daß das Gelingen nicht ausbleibe. Die erste Frage und nicht zuletzt mit Rücksicht auf unsre Sparbüchse, wird wohl sein: in welcher Größe soll unser Hektograph hergestellt werden? Die gebräuchlichsten Formate sind „Folio“ (ein einmal zusammengefalteter Papierbogen) und „Quart“ (zweimal zusammengelegt); für ersteres wäre eine viereckige Zinktasse von 23 cm Breite und 27 cm Länge erforderlich, zu letzterem genügt eine Breite von 19 cm und eine Länge von 21 cm. Beide Zinktassen, welche jeder Spengler billig herstellen kann, erhalten je eine Tiefe von 15 mm und, wie in unsrer Figur 1 dargestellt, einen abnehmbaren Deckel, um die Hektographenmasse gegen Staub und sonstige Verunreinigungen zu schützen.

Zur Bereitung dieser Vervielfältigungsmasse gibt es nun mehrere Rezepte, von welchen wir jenes mitteilen, das uns als das einfachste und verläßlichste bekannt ist. Die angegebenen Maße sind Gewichtsteile und für das Quartformat berechnet, müssen daher für eine Foliotasse (oder Kassette) verdoppelt werden.

90 Gramm gewöhnliche weiße Kochgelatine werden in einer reinen Schüssel mit kaltem Wasser übergossen, so daß letzteres ungefähr einen Finger hoch darüber steht, und läßt sie darin aufquellen. Nach etwa 4 bis 5 Stunden werden alle Gelatineblättchen hinreichend mit Wasser gesättigt sein; jetzt werden sie einzeln aus der Schüssel genommen, wobei mit den Fingern das überschüssige Wasser herauszustreichen ist, in eine andere reine Schüs-

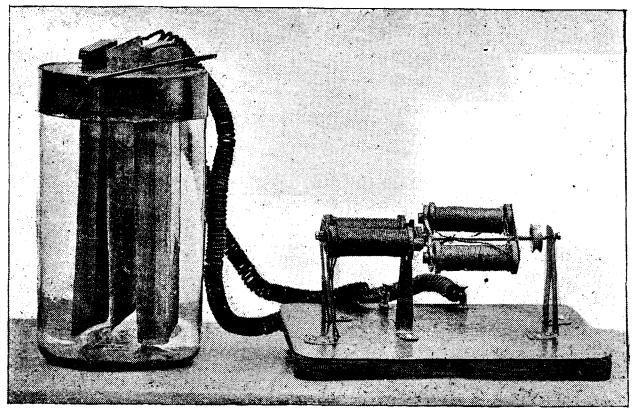
sel gelegt und über ein geschlossenes Herdfeuer gebracht, um das Ganze unter langsamem Umrühren mit einem Holzstäbchen zergehen zu lassen. Ein Kochen oder Schäumen der Masse darf hierbei nicht vorkommen.

Befinden sich in der Schüssel keine ungelösten Teilchen mehr, so werden zur flüssigen Masse unter fortwährendem Umrühren nach und nach einzeln 40 Gramm konzentrierte Essigsäure, 250 Gramm Melasse (weißer dicker Sirup) und 250 Gramm dickflüssiges Glycerin hinzugegeben.

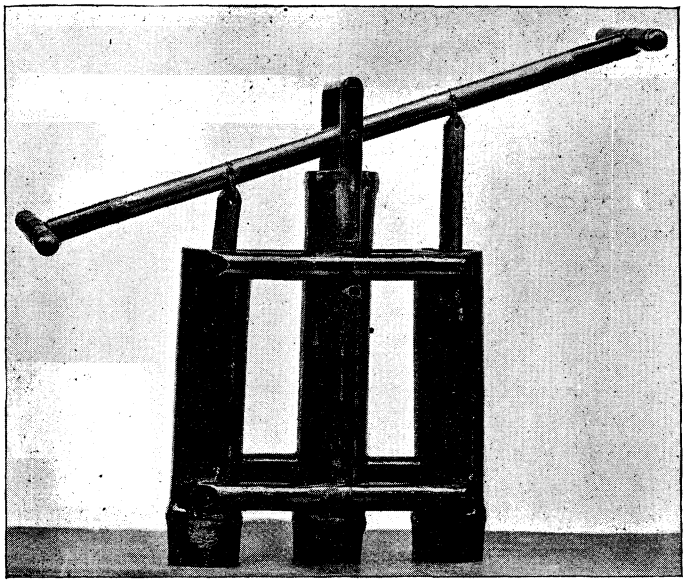
Nach ungefähr 15 Minuten wird die Masse vom Feuer genommen, ebensolange Zeit abkühlen gelassen, damit etwa entstandene Luftblasen sich wieder verlieren, und dann langsam in die mäßig erwärmte Zinktasse gegossen. Wird das Anwärmen letzterer unterlassen, so tritt später gern der Uebelstand ein, daß sich die Schichte von der Zinkunterlage ablöst. Das Bilden von Luftblasen ist bei dem Eingießen sorgfältig zu vermeiden, und sind etwa entstandene Bläschen, wie auch sonstige Unreinigkeiten, mit einem Kartonstückchen (gebrauchte Postkarte 2c.) zu entfernen. Eine weitere Bedingung ist, daß die Tasse horizontal stehe und womöglich an dem Orte so lange ruhig belassen werde, an dem das Gießen vorgenommen wurde, bis die Masse vollständig erstarrt ist. Letzteres tritt im Sommer später als im Winter ein, jedenfalls aber sollte der Hektograph vor Ablauf von mindestens 24 Stunden nicht zur Verwendung kommen, auch, wenn außer Gebrauch, stets zugedeckt bleiben und an einem kühlen Orte aufbewahrt werden.

Bis zum Erwärmen und Eingießen in die Tasse zubereitete Hektographenmasse wird auch vielerorten in den Papierhandlungen vorrätig gehalten; da aber die oben angegebenen Ingredienzien in jedem Materialwarengeschäfte zu haben sind, so nehme man lieber die Bereitung selbst vor.

Zum Schreiben oder Zeichnen des mit dem Hektographen zu vervielfältigenden Originals benutzt man die sogenannte Hektographentinte, welche in violetter, roter und schwarzer Farbe ebenfalls käuflich zu haben ist. Wer die Mühe ihrer Zubereitung nicht scheut, kann sie eigenhändig herstellen, indem man ein beliebiges Quantum Anilinpulver von gewünschter Farbe in 15 bis 20 Teilen Weingeist oder Alkohol auflöst, dann durch feinen Musselin filtriert und diesem Filtrat so viel Wasser zusetzt, daß mit der dickflüssigen Tinte geschrieben werden kann. Zu stark mit Wasser verdünnte Tinte gibt blasse und nur wenige Abzüge. Wir unterlassen nicht, zu betonen, mit der Hektographentinte vorsichtig umzugehen, da von derselben herrührende Flecke aus Kleidern und Wäsche nur sehr schwer, manchmal auch gar nicht getilgt werden können.



Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 7. Modell eines Dynamoelektromotors.



Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 8. Feuerspritze.

Zum Schreiben oder Zeichnen mit dieser Tinte ist eine noch unbenutzte Stahlfeder und gut geleimtes Papier zu verwenden; die Schriftzüge müssen, wenn man in schräger Richtung darüber hinblickt, satt und goldglänzend schimmern. Matte Stellen geben weder schöne noch viele Abzüge.

Selbstverständlich können auch Zeichnungen u. dergl. mit dem Hektographen vervielfältigt werden. Das mit der Anilintinte hergestellte Original soll womöglich noch am gleichen, jedenfalls aber am darauffolgenden Tage in Verwendung genommen werden, da nach längerem Zeitraume mit Sicherheit auf tadellose Abzüge nicht mehr gerechnet werden kann.

Wer nun aus dem vielversprechenden Namen dieses Apparates den Schluß ziehen wollte, daß mit demselben wirklich hundert reine und brauchbare Abzüge gemacht werden können, würde seinen Irrtum bald einsehen müssen, da die Anzahl letzterer günstigen Falles sich auf 40 bis 50 Stück beläuft; was darüber hinausreicht ist wohl von sehr fraglicher Art.

Das Uebertragen des Originals auf die Masse ist sehr einfach: Man legt einen Rand desselben mit nach unten gekehrter Schrift oder Bildseite auf die Schichte, wobei der gegenüber liegende Blattrand, wie aus unsrer Figur 2 ersichtlich, in die Höhe gehalten wird, und läßt es allmählich unter sanftem Darüberstreichen mit dem Handballen niedergleiten, wobei darauf zu achten ist, daß das Papier an allen Stellen fest anliegt und sich zwischen diesem und der Schichte keine Luftblasen befinden. Nach ungefähr fünf Minuten kann das Papier an einer Ecke emporgehoben und langsam von der Schichte gezogen werden. Die Schrift oder Zeichnung wird sich nun auf letzterer klar und deutlich, jedoch in verkehrter Stellung befinden. Hierauf legt man zur Schonung der Masse oben und unten einen Papierstreifen auf (Figur 3) und vollführt das Abziehen

der Kopien in der Weise wie das Auflegen und Abnehmen des Originals.

Hat man die erforderliche Anzahl Abdrücke gemacht, so soll die auf der Schichte befindliche Schrift möglichst bald durch Abwaschen mit dem Schwamm wieder entfernt werden, weil sie bei längerem Verweilen immer tiefer in die Masse dringt und dann schwieriger wegzubringen ist. Dieses Abwaschen kann nun in zweierlei Weise geschehen, nämlich entweder mit lauwarmem Wasser, oder, was vorzuziehen, mit einer Mischung von 3 bis 4 Teilen kaltem Wasser und 1 Teil Salmiakgeist zum Auflösen der Tinte, und nachfolgendem reichlichem Waschen mit reinem Wasser. Bei ungleichförmigem Abreiben mit dem Schwamm wird die Oberfläche der Masse ungleich, wodurch die nächstfolgenden Abzüge verzerrte Linien, Buchstaben 2c. erhalten würden. Ist solches zu befürchten, so wird die Tasse auf einer Handplatte mäßig angewärmt, wodurch die Unregelmäßigkeiten der Schichte sich wieder ausgleichen.

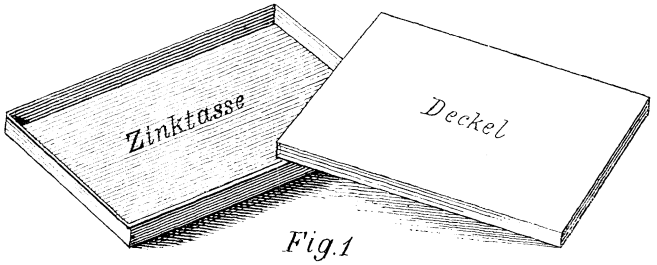


Fig. 1

Die Selbstanfertigung eines Hektographen.

So bequem nun diese Vervielfältigungsmethode ist, besitzt sie doch den Uebelstand, daß die mit Anilintinte hergestellten Abzüge am Sonnenlichte schnell ausbleichen; doch kommt in neuerer Zeit im Handel eine Hektographentinte vor, welche diese unangenehme Eigenschaft nicht besitzen, aber sehr hoch im Preise stehen soll.

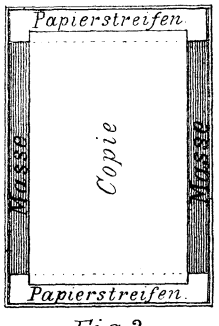


Fig. 3

Die Selbstanfertigung eines Hektographen.

Schließlich seien unsre lieben jungen Freunde noch darauf aufmerksam gemacht, daß von Musterzeichnungen u. dergl., bei denen eine verkehrte Stellung belanglos und eine große Kopienanzahl nicht erforderlich ist, auch ohne Hektographenmasse Abzüge gemacht werden können. Man fährt nämlich die Linien des zu vervielfältigenden Musters mit Feder und Hektographentinte genau nach, befeuchtet dann mit einem Schwamm und Wasser sowohl die Rückseite des Originals wie des Kopierpapiers gleichmäßig, jedoch nicht zu stark, mit kaltem Wasser, legt die trockenen Seiten aufeinander, gibt ein reines Blatt Papier darüber und überfährt das Ganze einigemal unter kräftigem Anreiben mit einem Falzbein. Bei achtsamem Vorgehen können von einem Originale in dieser Weise 5 bis 6 scharfe Abzüge gemacht werden.

„Todesfurcht."

Der berühmte Afrikareisende Livingstone wurde von einem Löwen im Rücken gefaßt, der anfing seinen Arm aufzufressen. Das Tier wurde jedoch noch rechtzeitig durch unerwartete Hilfe erlegt. Livingstone versicherte mit aller Bestimmtheit, keine Spur von Furcht empfunden und ebensowenig Schmerz verspürt zu haben. — Etwas Aehnliches begegnete dem jetzigen türkischen Gesandten in London, Rustem Pascha. Derselbe wurde von einem Bären angegriffen, der ihm Stücke von der Hand, von Arm und Schulter riß. Auch dieser Angegriffene empfand keine Furcht und keinen Schmerz. — Ein drittes Erlebnis dieser Art hatte ein indischer Offizier, Sir Edward Bradfort, den an einem einsamen Orte ein Tiger anfiel. Derselbe hielt ihn mit einer Tatze fest an der Schulter und verzehrte nun mit großem Wohlbehagen und in aller Muße seinen ganzen Arm von unten herauf, zuerst die Hand und dann immer weiter herauf bis zur Schulter. Hier hörte er auf und ließ ihn laufen. Auch dieser Angegriffene versichert, durchaus kein Gefühl von Furcht empfunden zu haben; nur als die Zähne des Tigers zum erstenmal durch seine Hand gingen, that es ihm wehe, doch nachher spürte er auch keinen Schmerz. Alle Achtung vor dem Heldenmut kühner Forscher, aber vorstehende Geschichtchen klingen doch gar zu unglaublich.

Scharade.

Das Erste ist stetig auf Wanderschaft;
Im Zweiten such Stärkung der Lebenskraft;
Das Erste folgt rastlos des Ganzen Spuren
Durch Städte und Dörfer, durch Felder und Fluren

Ergänzungsrätsel.

a da ge me ve li ri go so so al.

Aus diesen Silben lassen sich mit Ergänzung von noch 7 andern Silben 7 Wörter bilden, welche bedeuten:

1. Ein wilder Krieger.
2. Ein Christenverfolger.
3. Ein Musikinstrument.
4. Eine Stadt in Spanien.
5. Ein bekannter Held.
6. Ein chirurgisches Werkzeug.
7. Ein Bad in Hessen-Nassau.

Die ergänzten Silben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Anfang eines bekannten Volksliedes.

Abstrichrätsel.

Dank, gern, Ernst, Wade, Genf, Newa.

Streicht man nach rechter Anordnung der Wörter je einen Buchstaben in jedem Wort richtig ab, so erhält man (im ganzen) den Sinnspruch eines großen Denkers.

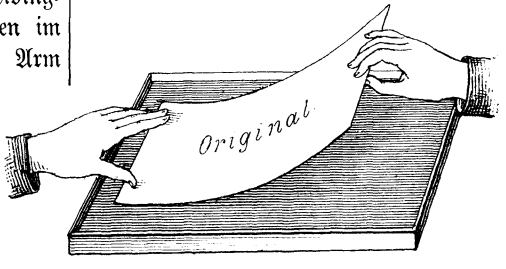


Fig. 2

Die Selbstanfertigung eines Hektographen.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 13.

„Kahnfahrt, Lahnfahrt."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 13.

„Faß, Naß, Baß, Haß."

Auflösung des Quadraträtsels in Nr. 13.

a	m	e	r	i	k	**a**
K	**a**	p	s	t	**a**	dt
K	r	**a**	n	**a**	c	h
S	t	r	**a**	u	s	s
B	r	**a**	b	**a**	n	t
M	**a**	j	o	r	**a**	t
a	l	m	e	r	i	**a**

Fragen und Antworten.

„Geehrter Herr Redakteur!“ also beginnend schreibt uns ein jugendlicher Oesterreicher. „Wollen Sie meinem patriotischen Gefühl einen kleinen Dienst erweisen, indem Sie folgenden Aufruf in Ihr Blatt geben:

Oesterreichische Kameraden!

Die Auflösung des Preisrätsels ist für **uns** eine geistige Niederlage — zwei Oesterreicher sind bloß in den Reihen der Auflöser. Zeigt für die Folge, daß ihr den andern ausländischen Kameraden nicht zurücksteht! Künftige bessere Erfolge werden beweisen, daß ihr meinen Notschrei beherzigt habt! Anonymus.

Ein deutschösterreichischer Kamerad. Der erste Jahrgang des „G. K.“ kostet einschließlich der Zusendung nach Wien: 8 Mark.

„Lieber guter Kamerad!“ so schreibt uns Emil Pollak in Proßnitz. „Der Winter ist jetzt da, und nun möchte ich meinen

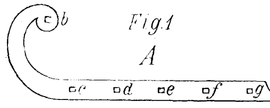


Fig. 1

lieben Kameraden gerne mitteilen, wie sich ein billiger, guter Schlitten anfertigen läßt. Ich habe mir einen solchen gemacht,

Fig. 2

und möchte ihn beschreiben, denn er bewährt sich ganz vortrefflich: Man schneidet zunächst mit der Säge den Seitenteil A doppelt aus, und zwar so, wie es in meiner Fig. 1 angegeben ist, jedoch 1 m lang und beliebig hoch; durch b wird eine Holzstange von 2 cm durchgezogen und mit Keilen, Fig. 2, befestigt. Ebenso verfährt man mit den übrigen Stangen c, d, e, f, g, welche in einer Geraden liegen müssen. Dann schreitet man zum Sitz. Derselbe besteht aus

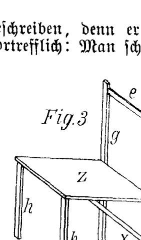
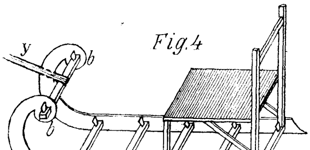
Fig. 3


Fig. 4


g, e, h, z, x, welche so zusammengefügt werden, wie Fig. 3 zeigt. In die Mitte von b wird ein Einschnitt zum Aufnehmen des Riemens gemacht. Habt ihr dann den Schlitten fertig, heissa! wie lustig wird's über die Eisfläche gehen!“ — Für Deine Anleitung vielen Dank und freundlichen Gruß!

'Οβεϱτεϱτιάνεϱ ἰν Κ . . . . . . Ein Schmetterlingsnetz zum Einstecken, also ein solches zum Zusammenklappen, ist nicht so leicht anzufertigen, als Du anzunehmen scheinst, da hierzu mancherlei Handwerkszeug und die Fertigkeit in der Handhabung desselben nötig ist. Willst Du dennoch ein solches selbst herstellen, so mache einen Drahtring von nur solchem Durchmesser, daß Du ihn bequem unter den Rock knöpfen kannst. Nimm dazu 3 mm dicken Messingdraht, biege diesen zu einem runden Ring von gewünschtem Durchmesser und biege dann beide Enden rechtwinklig nach außen. Diese Enden sollst Du dann an eine fingerlange Messinghülse, die auf Deinen Spazierstock paßt, fest anlöten. Um den Ring befestigst Du dann einen Beutel von feiner Gaze oder Mull. — Du fragst noch, wie Du einen einfachen Lampenschirm machen könntest. Falte einen Seidenpapierbogen erst einmal in der Mitte, dann zum zweitenmal und so fort immer wieder, bis Du einen nur ganz schmalen Streifen, so breit wie ein Federhalter, gebildet hast. Diesen Streifen nimm zwischen die flachen Hände und nun knete ihn, aber nicht zu stark, indem Du an dem Streifen durch Einkneifen mit den Fingerspitzen zugleich auch scharfe Kanten erzeugst; nun nimm den Papierbogen vorsichtig auseinander, überzeuge Dich, daß nichts gerissen ist, lege ihn wieder wie vorher zusammen und schneide schließlich die äußerste Spitze des Streifens ab, um für den Lampencylinder ein Loch zu bilden. Auf die Lampe gestülpt, wirst Du diesen Schirm sehr hübsch finden.

Fischmensch. Kamerad! Alles mit Maß — mancher will sich abkühlen und erfriert.

O. F. in M. Deinen Krebs kannst Du mit kleinen Fröschen, Molchen, Fischen, Muscheln, Schnecken, allerlei Insektenlarven, Stückchen von Moor- oder gelben Rüben füttern. Am liebsten frißt er Aas, weshalb Du ihn reichlich mit frischen Tierleichen, als: toten Fischen, Fröschen, Molchen, Muscheln u. dergl. und rohem Fleisch füttern sollst. Letzteres wirst Du wohl jetzt im Winter hauptsächlich reichen müssen. Soll sich Dein Krebs sehr wohl befinden, so mußt Du ihm ein kleines Aquarium herrichten: am Boden 5 cm hoch gewaschenen Flußsand, unter diesen eine ganz dünne Schicht Moorerde, etwa 1 cm hoch. In diese Bodenfüllung pflanze allerlei Wasserpflanzen, namentlich Armleuchtergewächse und fülle das Aquarium mit hartem, hauptsächlich kalkhaltigem Wasser (Brunnenwasser). In einem so eingerichteten Aquarium, in welches Du ein Stück Hohlziegel (Drainröhre) legst, worin sich der Krebs verkriechen kann, wird er sich wohl fühlen und lange am Leben bleiben, vielleicht auch eine Häutung überstehen. Laß Dir aber nicht einfallen, und setze Deinen Krebs vielleicht in ein Aquarium, worin Du Goldfische u. a. hältst, da würde er eine schöne Verwüstung anrichten. Gruß an den Setzerlehrling ausgerichtet, grüßt wieder. Ueber Deine ironische Frage, wann er Meister werden würde, war er fuchswild, es kostete viele Mühe, ihm plausibel zu machen, daß Du ihn durchaus nicht „utzen“ wolltest. Er ist übrigens in seinem Beruf ein tüchtiges Bengelchen und ein heller Kopf, der, wenn es an der Zeit sein wird, das Gesellen- und später auch sein Meisterstück mit Glanz bestehen wird; das kannst Du glauben.

August mit die Klinke. O tempora, o mores! Ist Papa damit einverstanden? Frag ihn doch noch mal!

Friedrich in Passau. Wenn Du einen einfachen und empfindlichen Feuchtigkeitsmesser anfertigen willst, so ist Dir hierzu durch den im vorigen Jahrgange beschriebenen Pflanzenhygrometer die beste Gelegenheit geboten. Es liegt dann nur an Deinen genauen Beobachtungen, um eine ganz verläßliche und eine genaue Skala aufzustellen. Die Herstellung aller übrigen Hygrometer ist, falls sie ihrem Zwecke entsprechen sollen, eine sehr heikle Arbeit, welche die Geschicklichkeit eines geschulten Optikers bedingt. — Die Bereitung des Syndetikon (Fischleimes) lohnt sich im kleinen nicht, da derselbe in jeder Zeichenrequisitenhandlung ohnehin zu mäßigem Preise zu haben ist. Verläßliche Rezepte hierzu gibt es nicht, da dieser Kitt patentiert ist und die zur Zusammensetzung erforderlichen Stoffe mit Genauigkeit nicht ermittelt werden können und ohne Einwilligung des Patentbesitzers der Versuch einer Herstellung auch nicht gemacht werden darf.

Naturfreund. Auch Du mein Sohn Brutus!? Na, wenn Du's fertig bringst — der „Gute Kamerad“ zieht vor Dir den Hut bis zur Erde. Er will Dir auch durchaus nicht abraten — frisch daran! mißlingt's, was thut es? Du hast dabei immer noch ein artiges Sümmchen Wissen eingeheimst.

Ferdinand. Ein solches sehr instruktives Büchlein, Taschenformat in roter Mappe, recht praktisch zum Gebrauch auf der Eisbahn, ist erst jüngst erschienen und betitelt sich: „Lehrkarten zum Schlittschuhlaufen von M. A. Stoesser, (Verlagshandlung Emil Sommermeyer in Baden-Baden).

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. **Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.**

Echte Briefmarken! Billig 5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N.-Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108.** (Eing. Johannisstr. 23.)

Wer Marken von den früheren deutschen Bundesstaaten (Oldenbg., Braunschwg., Hannover 2c.) besitzt, schreibe eine Karte an Max Eichinger, Hofbuchh., Ansbach (Bayern). Interessante Mitteilung erfolgt umgehend.

1000
echte Briefmarken
wor. 200 **verschiedene,** ent. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türk., Ceylon, Arg., Cap, Java, Austr. etc. **nur** **eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Casse voraus.
Paul Siegert in **Hamburg.**

Deutsche Lehrmittel-Anstalt, Frankfurt a. M., versendet illustrierten Katalog kostenfrei.

100 versch. Briefm.: Aegypten, Brasilien, Venezuela, Türkei 2c. nur **1 M.**
Gg. Buck, Ulm a. D. Preisliste gratis.

Briefmarken

150	Stück	echte	Briefm.	M.	1,—	**echt u. Garantie, alle verschied., k. doppelt. Albums in** jeder Preislage.
200	„	„	„	„	2,—	
250	„	„	„	„	3,—	
300	„	„	„	„	4,50	
400	„	„	„	„	6,—	
500	„	„	„	„	7,50	
1000	„	„	„	„	20,—	

J. A. Gutzschebauch, Leipzig.

Buchdruckerei für Kinder
bei leichter Handhabung sauber druckend. Mit selbstfärbender eiserner **Druckpresse** u. vergoldeten Lettern. Preis von 6—30 Mk. l. Preisl.
Benj. Schreiber's
mechanische Werkstatt,
Berlin C., Seydelstraße 1.

Soeben erschienen
Märchenbuch
von
F. Polack,
Kgl. Kreisschulinspektor.
Preis mit Bildern *M.* **2,50.**
Verlag von
H. Herrosé, Wittenberg.

Taschenspielerkünste.
Preis-Courant gratis und franko versendet **Barnewold, Altona,** gr. Freiheit 75.

Patent-Kinderpulte
für häusliche
Schularbeiten.
Zur Vermeidung von **Rückgratskrümmungen, Kurzsichtigkeit u. hohen Schultern,** nach ärztlicher Vorschrift konstruiert, zweckentsprechend f. Kinder v. 6—16 Jahren; verstellbar. Prospekte gratis.
A. Lickroth & Cie., Schulbankf.,
Dresden.
Otto Wittekind, Hannover,
Burgstraße.

Passendes Geschenk für Schüler.
(Kein Spielzeug.)
Photographie-Apparate mit **vollst.** Zubehör
Eclipse Nr. 1 à Mk. 6. —
„ „ 2 „ „ 15. —
„ „ 3 „ „ 30. —
Versandt gegen Nachnahme durch
Lamb. Hirsch Nachfolg., Montjoie
bei Aachen.

Vorbereitung z. Postgehilfen-
Examen bei Elementar- oder Quartaner-Kenntnissen in 3—6 Monaten für 60 resp. 90 Mark. Bei Nichterreichung der Reife Rückzahlung des Betrages. Vermittle später Placierungen.
Bromberg.
Prediger **Hass,** Pfr. a. D., Ritter 2c.

!!Hochinteressante Neuigkeit!!
Soeben erschien in neuer Auflage:
Kindermärchen
von **E. T. A. Hoffmann, de la Motte-Fouqué, Contessa** 2c.
Höchst eleg. ausgestattet, m. vielen Illustrat.
3 Mk. 60 Pfg.
Plahn'sche Buchhandlg.
(Henri Sauvage).
Berlin, Französischestraße 33 d.

„Onkel Benjamin“
neues illustriertes Geschichtenbuch für die reifere Jugend, von **Franz Scherer.** — 20 Textbilder und 4 Bilder auf Karton, in goldgepreßtem Prachteinband. Preis 2 Mk. ord. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch
F. Scherer's Verlag, Wien VII.

Herm. Jäckel,
Dresden, Scheffelstr. 12,
empfiehlt als Specialität seine selbstgefertigten **Konzertzithern** in a. Ausst. b. Konstr., sowie Streichinstr. aller Art u. Garantie. Nichtkonvenierendes wird zurückgenommen.
Preisliste frei.

Weihnachtsgabe für Briefmarkensammler!
100 echte Briefmarken
durchaus n. v. folg. Ländern:
Guatemala, alle Kolon. v. Austral., Cap, Ceylon, Aegypt., Kanada, Indien, Cuba, Griechenld., Rumän., Jamaika, Finld., Luxemburg, Barbados, Argentina, Brasilien, Portorico, **keine andern,** für nur
M. 1,30, Porto extra.
Ferd. Redwitz, Stuttgart,
Alleenstraße.

Kamerad und Tierfreund Bernhard C. aus B.: ad 1. Bei der Beherbergung des Fichtenkreuzschnabels mußt Du vor allem starke Stubenwärme vermeiden, denn die kann der Vogel am wenigsten vertragen. Hinsichtlich der Verpflegung heißt es sodann in dem bewährten „Handbuch für Vogelliebhaber" II. (einheimische Vögel) von Dr. Karl Ruß wie folgt: „Die Kreuzschnäbel werden von den Vogelhändlern gewöhnlich nur mit Hanfsamen, Haber und Rübsen, manchmal auch bloß mit den letztern oder ersterm allein gefüttert; doch lassen sie sich dabei für die Dauer kaum erhalten, mindestens verlieren sie immer bald ihre schöne rote Farbe. Man reiche ihnen daher als Zugabe auch etwas Mischfutter von Ameisenpuppen und Gelbrüben oder Möhren, sowie je nach der Zeit allerlei Nadelholzsamen, Waldbeeren und frische zarte Nadelholzschößlinge von Tannen, Fichten, Kiefern; die Tannen- u. a. Zapfen steckt man zwischen die Sprossen des Drahtkäfigs." ad 2. Gute Bücher über Stubenvögel sind: „Handbuch für Vogelliebhaber" I. (fremdländische Stubenvögel), das schon genannte „Handbuch für Vogelliebhaber" II., „Die Prachtfinken", „Die Webervögel und Widafinken", „Der Kanarienvogel" und dann das große „Lehrbuch der Stubenvogelpflege, Abrichtung und Zucht", sämtlich von dem schon genannten Dr. Karl Ruß. ad 3. Bücher über Süßwasser-Aquarien sind von Roßmäßler und Dr. W. Heß herausgegeben worden. Du thust am besten, wenn Du Dir solche Schriften, alte oder neue, in einer Buchhandlung zur Ansicht und Auswahl vorlegen läßt.

Felix Horn. Deinen Wunsch wollen wir gern erfüllen, indem wir recht bald eine Anleitung zur Kanarienvogelzucht zu bringen gedenken und darin auch auf die durch Fütterung mit Cayennepfeffer künstlich gefärbten englischen Farbenkanarien, sowie auf ihre Verpflegung und Züchtung zu sprechen kommen werden. Also etwas Geduld! Gruß!

P. Der „Handapparat" liefert hübsche Bilder und zwar können 12 Aufnahmen 6 × 8 cm gemacht werden, ohne daß man die Camera öffnen muß. — Der andre Apparat ist uns unbekannt. Wir bezweifeln, daß für 10 Mark etwas wirklich Gutes und Leistungsfähiges herzustellen ist. — Warum gibst Du uns nicht Deine Briefadresse an? Dann hätten wir Dir noch vor Weihnachten antworten können.

A. B. in **R.** Mit der Anfertigung Deines Induktionsapparats habe noch ein klein wenig Geduld; es kommt bald, sogar sehr bald ein Aufsatz über diesen und ähnliche Apparate.

Franz. Panorama, Kosmorama, Diorama u. s. w. bezwecken im weiteren Sinne die Schaustellung von Begebenheiten, Landschaftsscenerien in bildlicher Weise (Gemälden), im engeren jedoch wie folgt: Bei dem Panorama wird das Bild (ein Rundgemälde irgend einer Gegend) dem Beschauer gegenüber vertikal, gewöhnlich in Cylinderform aufgestellt; das Kosmorama (Weltgemälde) besteht aus einer Zusammenstellung von Bildern einzelner Gegenden; beim Cyklorama wird das Längenbild vor den Augen des Beschauers vorübergezogen; beim Diorama hingegen werden die Bilder mit wechselnder Beleuchtung und Staffage vorgeführt. Die Bilder sind auf durchsichtigen Stoff derart gemalt, daß letzterer auf beiden Seiten das gleiche Gemälde, jedoch mit verschiedener Beleuchtung enthält, so daß zuerst dasselbe bei auffallendem Lichte, dann bei durchscheinendem, betrachtet werden kann, wobei die Beleuchtung wechselt. Der Erfinder des Diorama ist Daguerre. Für alle erwähnten Schaustellungen kommen stark vergrößernde Linsen zur Verwendung. — Das Panthoskop ist ein photographischer Apparat, der zur Aufnahme großer panoramaartiger Landschaftsbilder dient, welche von irgend einem bestimmten Punkte aus stattfindet. Das Mikrophon ist ein sehr kunstreicher Apparat, der durch Schallverstärkung sehr schwache Geräusche, wie z. B. das Gehen einer Fliege, deutlich zu Gehör bringt. Er besteht aus einem zugespitzten Stäbchen von Gaskohle, welches vertikal zwischen zwei feststehenden Kohlenstückchen angebracht ist, die mit einem Telephon in den Schließungskreis einer galvanischen Batterie eingeschaltet sind. — Alle diese Apparate genauer zu beschreiben würde den Rahmen, der uns für die Antworten verfügbar ist, zu sehr überschreiten und insofern keinen Nutzen gewähren, als deren Anfertigung zu umständlich und schwierig und für Deine Sparbüchse wahrscheinlich mit unerschwinglichen Kosten verbunden sein würde.

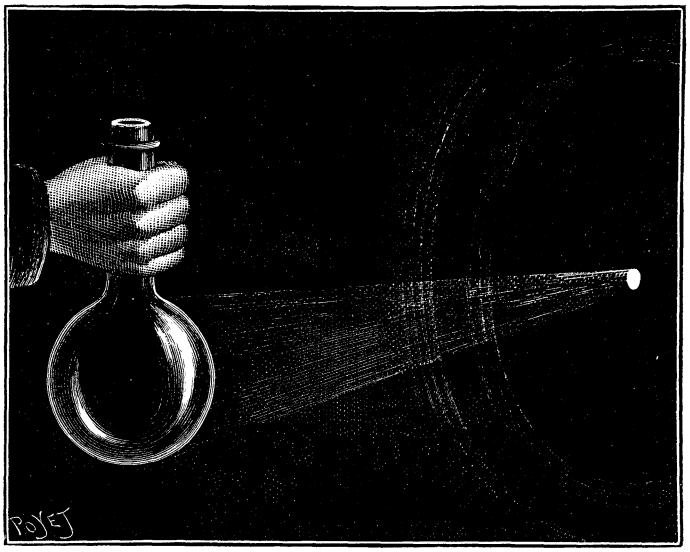
Flotter Tertianer in **Br.** Du sollst Deine schlafende Eidechse im kommenden Frühjahr nach und nach in die mehr erwärmten Räume verbringen, dann wird sie bald munter sein. Trägst Du sie aber ohne den allmählichen Uebergang aus dem kalten Keller in das warme Zimmer, kann ihr das sehr übel bekommen.

A. v. L. in **Zw.** Geduld überwindet alles — also übe Geduld und Ausdauer. Es wird dafür die Zeit kommen, da Du mit Dir selbst zufrieden bist und eine gesunde Selbstzufriedenheit, sie gibt dem Manne, wenn erst die Lebensstürme ihn umwogen, einen felsenfesten Halt.

Peter. K. Du mußt Deine Frage bestimmter fassen. — Die „Ballade" möchten wir freilich gerne kennen lernen. Prosit!

Leopold in Graz. Bravo! Du wirst gewiß mal ein tüchtiger Mathematiker werden.

Gustav L. Aha, eine Mohrenwäsche! Uebrigens nicht nötig, der „Gute Kamerad" war deswegen gar nicht böse.



Darstellung eines doppelten Regenbogens im kleinen.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Wir empfehlen als schönstes Festgeschenk

Das Neue Universum,

reich illustriert, Preis geb. M. 6. 75,

ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.

Weshalb der Regel nach zwei Regenbogen nebeneinander entstehen, hat zuerst der Brudermönch Theodorich in seinem 1311 veröffentlichten Werke erklärt. Er sagt ganz richtig, daß der Hauptregenbogen von den Sonnenstrahlen gebildet wird, die in die obere Hälfte der Regentropfen eintreten und an der Rückseite derselben nur einmal reflektiert werden, um dann wieder auszutreten; der Nebenregenbogen dagegen rührt von den Strahlen her, welche in die untere Hälfte der Tropfen gelangen, an der Rückseite derselben zweimal reflektiert werden und hierauf erst herauskommen. Später stellte der Philosoph Descartes genaue Berechnungen über die durch Ein- und Austritt der Sonnenstrahlen beim Haupt- und Nebenregenbogen gebildeten Winkel an, aber erst seit 1704 weiß man durch Newton, weshalb der Regenbogen bunt aussieht, nämlich wegen der verschiedenen Brechbarkeit der einzelnen Farbenstrahlen, welche das gewöhnliche farblose Licht zusammensetzen.

Es wird dir gewiß viel Vergnügen bereiten, auch einmal auf künstliche, aber höchst einfache Weise einen doppelten Regenbogen zu erzeugen, zumal jetzt im Winter, da es mit dem Regnen nichts ist, da statt seiner lichte Schneeflocken lustig durch die Luft wirbeln. Hie und da scheint aber die Sonne doch ganz freundlich und dann wollen wir nicht säumen, das interessante Experiment zu unternehmen. Du nimmst einen kugelförmigen Glaskolben von 6 bis 7 cm Durchmesser, füllst dieses Gefäß mit Wasser und lässest ein Bündel horizontaler Sonnenstrahlen auf die Flasche auffallen; zu diesem Zwecke hast du ein hinreichend großes Loch durch einen Fensterladen gebohrt. Die Lichtstrahlen verfolgen in dem kugelförmigen Wasserraum dieselben Wege, wie oben bei dem Regentropfen angegeben, und rufen dadurch zwei farbige Bogen hervor, die auf einem weißen Pappschirm erscheinen, den du 2 bis 3 m von dem Glaskolben entfernt aufgestellt hast. Die Farben treten zwar natürlich nicht so scharf wie bei dem natürlichen Regenbogen hervor, aber die Anordnung der Farben und die relative Stärke des Haupt- und Nebenbogens kannst du deutlich wahrnehmen.

Tauschmarkt.

Ich möchte meine Laterna magica mit 12 kleineren, 6 großen und 3 verschiebbaren Bildern, oder meine Druckerpresse mit 525 Lettern, gegen alte Münzen vertauschen. Viktor Boelcke in Schweidnitz, d. 8. Dez. 1889.

Ich habe meinen photographischen Apparat gegen seltene Münzen oder eine Stirnsche Geheimcamera umzutauschen. Karl Kurzweil in Wien I, Babenbergstr. 1.

Winand Jansen in **Bonn a. Rh., Wenzelgasse 47,** sucht eine Druckmaschine mit Lettern und Schmetterlinge. Gibt seltene Versteinerungen, Mineralien und Marken. Wünscht mit Ausländern in Briefwechsel zu treten.

Unterzeichneter möchte ca. 22 Bücher aus seiner Bücherjammlung vertauschen. A. Wöldike, Gymnasialobertertianer zu Greifenberg i./S.

Friedrich Tobias in **Budapest I. Logodygasse 29,** hat zwei Bunsenelemente zu vertauschen. Baldige Gegenangebote erbeten.

W. Herzog in Breslau, Berlinerstraße 71 III, gibt je 5 bis 20 versch. Briefmarken für je eine von Süd-Am., Asien, Afrika, Griechenl., Portug., Baden, Oldenb. u. s. w. Der Wert der 5 bis 20 Marken richtet sich nach dem der zugesandten. Die erste Sendung erhält eine seltene extra.

Ich möchte mit einem Kameraden in Briefmarkentauschverbindung treten. C. Glade in Wiesbaden, Jppelsprivatstraße 7.

R. Schreiber in **Königsberg (Preußen), Lange Reihe Nr. 3 I,** tauscht Ganzsachen und Siegel.

Bitte großmütige Kameraden um ihre Briefmarkendubletten. Paul Schreiter in Berlin S. W., Wilhelmstraße 9 II.

Mit einem russischen Kameraden wünscht in brieflichen Verkehr zu treten: Hermann Petschnig, Gymnasiast in Mähr.-Weißkirchen.

Wer mir ein Rattenpärchen schickt, bekommt ein junges Meerschwein. Richard Hildebrand in Magdeburg, Regierungsstr. 4/6.

Eine Laterna magica mit vielen Glasbildern habe ich zu vertauschen. Erwünscht dafür sind mir elektrische Apparate. M. Bing in Köln a. Rh., Hohestr. 47.

Habe einen Schmetterlingskasten mit 40 Schmetterlingen abzugeben. Bitte um Gegenangebote. F. Blüthgen in Torgau, Leipzigerstr. 89 I.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 15.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Man lernt manches, ohne zunächst den Zweck und Wert davon zu erkennen, und später zeigt es sich wichtiger als anderes, das man mit bestimmter Absicht sich aneignete.

Dr. Otto Dornblüth.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Nach einer Stunde hielten die beiden Abteilungen vor der Seribah, vor ihnen der Fahnenträger mit der heiligen Barakha in der Hand. So unmenschlich der Zweck einer Ghasuah ist, so wird doch niemals eine solche unternommen, ohne daß man vorher um den Schutz und Segen Gottes bittet, ganz ähnlich wie man früher in den Kirchen mancher Küstenorte mit lauten Gebeten um einen „gesegneten Strand“ bat. Der Fakir, der das Amt des Geistlichen und zugleich des Rechnungsführers verwaltete, stellte sich neben dem Fahnenträger vor der Front auf, erhob die beiden Arme und rief mit lauter Stimme:

„Hauehn aaleïna ia rabb, salam aaleïna be barakkak — hilf uns, o Herr, begnadige uns mit deinem Segen!“

Diese Worte wurden von dem ganzen Corps unisono wiederholt. Der Fakir fuhr fort:

„Hafitsina ia mobarek ia daaim — segne uns, o Gesegneter, o Unsterblicher!“

Auch dies wurde einstimmig nachgesprochen. Der erste Ausruf war an Gott und der zweite an Mohammed gerichtet. Dann folgten die vor dem Gebete jeder Sure vorgeschriebenen Worte:

„Be issm lillahi er rahmaan er rahiim — im Namen des allbarmherzigen Gottes!“

Hierauf wurde die erste Sure des Korans, die heilige Fathha gebetet, worauf die hundertsechsunddreißigste Sure folgte, welche von Mohammed den Namen „Herz des Korans“ erhielt und seitdem von jedem Moslem so genannt wird. Man betet sie im Angesichte jeder Gefahr, und man liest sie den Sterbenden, wenn sie in den letzten Zügen liegen, vor. Sie ist ziemlich lang; ihr Schluß lautet:

„Der Ungläubige bestreitet die Auferstehung; er stellt Bilder an Gottes Stelle und vergißt, daß er einen Schöpfer hat. Er spricht: ‚Wer soll den Gebeinen wieder Leben geben, wenn sie dünner Staub geworden sind?‘ Wir aber antworten: ‚Der wird sie wieder beleben, der sie auch zum erstenmal in das Daseingerufen.‘ Sollte der, welcher Himmel und

– Oben angekommen, setzte sich der Tschausch nieder, und machte sich gleich über sein Essen her. –

Erde geschaffen, nicht die Kraft besitzen, Tote wieder lebendig zu machen? Sicherlich, denn er ist ja der allweise Schöpfer. Sein Befehl ist, so er etwas will, daß er spricht: ‚Es werde!' und es ist. Darum Lob und Preis ihm, in dessen Hand die Herrschaft aller Dinge ist. Zu ihm kehret ihr einst zurück!"

Es dauerte sehr lange, ehe diese Sure vorgesprochen und nachgebetet worden war. Als die letzten Worte verklungen waren, hatte sich der Osten gelichtet und die ersten Strahlen der Sonne zuckten empor. Nun durfte man nicht eher fort, als bis el Fager, das für die Zeit des Sonnenaufgangs vorgeschriebene Morgengebet, gesprochen worden war. Dann erhoben sich die Knieenden, um abzuziehen.

Zuerst bestieg Abd el Mot mit den Seinigen die Pferde. Er ritt voran mit seinem Hunde, welcher mit langer Leine an den Sattelriemen gebunden war und die Spur mit Eifer wieder aufgenommen hatte. Die Reiter flogen wie im Sturmwinde gegen Süden.

Die zweite Abteilung folgte langsam, voran der Fahnenträger mit der jetzt in ein Tuch gewickelten Barakha. Sie nahmen mit Gewehrsalven Abschied, welche von der zurückbleibenden Besatzung erwidert wurden. Diese Salven sind stets scharf, wie man auch Trupps, denen man unterwegs begegnet, nur mit scharfen Schüssen begrüßt, eine Munitionsverschwendung, von welcher man nicht lassen mag, weil die Sitte es erfordert.

Die Besatzung blieb vor der Einfriedigung, bis die Fortziehenden nicht mehr zu sehen waren. Sie befand sich in einer keineswegs freundlichen Stimmung. Es entging ihr der zu erhoffende Raub, und sie hatte dafür nicht einmal das Bewußtsein, der Mühen des Marsches und der Gefahren des Kampfes enthoben zu sein. Arbeit gab es nun in der Seribah mehr als genug. Was vorher fünfhundert gethan hatten, das mußte nun von nur fünfzig geschehen, und auch Gefahr war jederzeit vorhanden, da Seriben, deren größter Besatzungsteil sich auf einem Sklavenzuge abwesend befindet, von den anwohnenden Völkern oft überfallen werden. Es gab also mehr als doppelte Arbeit und Wachsamkeit.

Daher war es gar kein Wunder, daß hie und da ein unwilliges Wort laut wurde, unwillig über die Ungerechtigkeit des Loses und unwillig auch über die allzu große Strenge des Befehlshabers. Dieser war nur Stellvertreter des eigentlichen Herrn, Abu el Mots, in dessen Abwesenheit er sich stets so gebärdete, als ob er größere Macht besitze, als eigentlich der Fall war. Darum war er nicht bloß gefürchtet, sondern, was viel schlimmer ist, auch unbeliebt und von den meisten gehaßt. Der alte Feldwebel hingegen verstand es besser, diejenigen, deren Rang er früher auch eingenommen hatte, richtig zu behandeln. Er war streng, doch nicht grausam; er hielt auf seine Würde, doch ohne sich zu überheben. Darum war er beliebt, und darum hatten vorhin, als er gefangen genommen werden sollte, viele leise zu murren gewagt.

Der mit zurückgebliebene Unteroffizier bemerkte gar wohl die Stimmung seiner Leute; er hörte auch ihre halblauten Worte, sagte aber nichts dagegen. Er selbst war außerordentlich ärgerlich. Er hatte sich von seiten des Feldwebels stets einer freundlichen Behandlung zu erfreuen gehabt; darum fühlte er Teilnahme mit demselben. Er war bei der Degradation des Alten ruhig geblieben, weil er gehofft hatte, in seine Stelle aufzurücken. Dies aber war nicht geschehen. Abd el Mot hatte ihm einen andern vorgezogen, obgleich er meinte, größeres Anrecht zu besitzen. Kein Wunder, daß er sich nun doppelt unzufrieden fühlte und mit den Ansichten seiner Untergebenen einstimmte, aber ohne es ihnen merken lassen zu dürfen.

Er mußte schweigen, nahm sich aber vor, seinem Unmute gegen Abd el Mot dadurch Luft zu machen, daß er den Feldwebel so gut wie möglich behandelte und ihm seine Gefangenschaft nach Umständen erleichterte. Er ließ Kisrah backen und am Flusse Fische fangen, welche gebraten wurden. Jeder erhielt von diesen Gerichten sein Teil. Dann begab er sich mit einer tüchtigen Portion nach dem Tokul, welcher als Gefängnis diente.

Dieser bestand nicht etwa aus starken Steinmauern, um das Entweichen zu verhindern; o nein, man hatte sich die Sache viel leichter gemacht, indem ein doppelt mannstiefes Loch gegraben worden war, in welches man die Missethäter hinabließ. Darüber befand sich ein Schilfdach, aber nicht etwa zur Erleichterung für die Gefangenen, damit sie nicht von den glühenden Sonnenstrahlen der hochstehenden Sonne getroffen werden sollten, sondern aus Rücksicht auf die Schildwache, welche die Eingekerkerten zu beaufsichtigen hatte. Da dieses Loch niemals gereinigt worden war, so mußte der Aufenthalt in demselben als selbst des rohesten Menschen unwürdig bezeichnet werden.

Gegenwärtig befand sich der Feldwebel allein darin. Der Wächter ging, als er den Unteroffizier kommen sah, respektvoll zur Seite.

„Hier bringe ich dir ein Essen," rief der letztere hinab. „Kisrah und gebratene Fische, was sonst kein Gefangener bekommt. Später lasse ich Merissah machen; da sollst du auch einen Topf voll bekommen."

Der Feldwebel stand bis an die Knie in halbverwestem Unrat.

„Allah vergelte es dir," antwortete er, „ich habe aber keinen Appetit."

„So hebe es dir auf!"

„Wohin soll ich es thun? Ist das ein Ort, Speise aufzubewahren?"

„Zu diesem Zweck ist die Grube freilich nicht bestimmt. Soll ich dir das Gericht in eine Decke wickeln?"

„Ja, und — ich kenne dich. Allah hat dir ein gutes und dankbares Herz gegeben. Habe ich dich jemals streng behandelt?"

„Nein."

„Kannst du mir vorwerfen, daß ich dich jemals beleidigt oder übervorteilt habe?"

„Das hast du nie."

„So verdiene dir den Segen des Propheten, indem du mir eine Gnade erweisest!"

„Was soll ich thun?"

„Ziehe mich hinauf und erlaube mir, oben bei dir zu essen. Dann kannst du mich wieder herunterlassen."

„Das darf ich nicht."

„Wer kann es dir verbieten? Du bist doch jetzt der Herr der Seribah. Oder glaubst du, nicht thun zu dürfen, was dir beliebt?"

Der Buluk fühlte sich bei seiner Ehre angegriffen; darum antwortete er:

„Ich bin der Kommandant. Was ich will, das muß geschehen."

„So mangelt es dir an gutem Willen. Das hätte ich nicht gedacht."

„Es ist zu gefährlich. Wie leicht kannst du mir entfliehen!"

„Entfliehen? Das ist doch ganz unmöglich. Ich habe keine Waffen; du kannst mich sofort niederschießen. Und deine fünfzig Männer werden wohl hinreichend sein, mich an der Flucht zu hindern."

„Das ist wahr," meinte der Buluk nachdenklich.

„Auch darfst du nicht vergessen, daß ich nicht für immer hier stecke. Abu el Mot weiß meine Dienste zu schätzen, und wenn er zurückkehrt, werde ich sehr rasch wieder Feldwebel sein."

„Das denke ich auch," gab der Unteroffizier aufrichtig zu.

„Dann kann ich es dir vergelten, wenn du mir die Gefangenschaft jetzt ein wenig erleichterst. Ich denke also, daß du mir die kleine Bitte erfüllen wirst."

„Gut, ich werde es wagen. Aber meine Pflicht muß ich thun, und du darfst es mir nicht übel nehmen, wenn ich der Schildwache befehle, sich bereit zu halten, dich sofort niederzuschießen, falls du dich mehr als zwei Schritte von dem Rande der Grube entfernst."

„Thue es! Es ist deine Pflicht, und du thust sehr wohl daran, sie zu erfüllen."

Während der Buluk zu dem Posten trat, um ihm den betreffenden Befehl zu erteilen, strich sich unten der Tschausch befriedigt über den Bart und murmelte:

„Das war nur die Probe, und er hat sie bestanden. Allah wird ihn erleuchten, auch auf meine ferneren Vorschläge einzugehen. Ich werde in dieses Loch nicht wieder zurückkehren, und dieser Abd el Mot, den Allah vernichten möge, wird keinen Feldwebel wieder zum gemeinen Soldaten erniedrigen!"

Jetzt erschien der Buluk wieder oben in Gemeinschaft des Postens. Sie ließen ein Seil herab, an welchem der Tschausch emporkletterte. Oben angekommen, setzte er sich nieder und machte sich sogleich über sein Essen her. Die Schildwache zog sich außer Hörweite zurück, hielt aber das Gewehr zum Schusse bereit. Der Unteroffizier setzte sich vor dem Gefangenen nieder, sah ihm mit Vergnügen zu, wie es ihm schmeckte, und sagte:

„So lange ich hier kommandiere, sollst du ebensoviel und ebensogut essen, wie bisher. Ich hoffe, daß du es mir danken wirst!"

„Das werde ich gewiß. Ich weiß, daß ich es kann, denn ich werde später selbst Herr einer großen Seribah sein und sehr einträgliche Sklavenzüge unternehmen."

„Du?" fragte der Buluk erstaunt.

„Ja, ich!" nickte der andre.

„Hast du das Geld dazu?"

„Geld? Braucht man da Geld?"

„Viel, sehr viel Geld, großes Vermögen, sowie Abu el Mot es hat."

„Hm! Meinst du, daß er dieses Vermögen stets besessen hat?"

„Ich weiß es nicht."

„Aber ich weiß es. Ich diene ihm über noch einmal so lang als du und kenne seine ganze Vergangenheit."

„So bist du der einzige. Niemand weiß genau, woher er stammt und was er war."

„Ein Homr-Araber ist er, und sehr arm war er. Er befand sich als gewöhnlicher Soldat bei einem Sklavenjäger und brachte es da, gerade so wie ich, bis zum Tschausch."

Das war die Unwahrheit, aber es lag in dem Plane des Alten, den Buluk durch diese erfundene Erzählung zu gewinnen.

„Arm war er?" meinte dieser. „Und auch nur erst Buluk und Tschausch, so wie du und ich?"

„Ja, nichts andres."

„Aber wie brachte er es dann zu dieser großen Seribah?"

„Auf eine ebenso einfache wie leichte Weise. Sein Herr hatte ihn einmal sehr beleidigt und dafür schwor er ihm Rache. Als dann später der Herr eine Ghasuah unternahm, traf es sich, daß er Abu el Mot als Kommandant der Seribah zurückließ."

„Also ganz mein jetziger Fall!"

„Ja. Aber du wirst nicht die Klugheit besitzen, welche Abu el Mot und sein Buluk damals entwickelt haben."

„Er hatte auch einen Buluk bei sich?"

„Freilich. Du kennst ihn ja!"

„Ich? Ich weiß von nichts."

„Ach so! Ich vergaß, daß du die Geschichte gar nicht kennst. Sein damaliger Buluk ist noch jetzt bei ihm, und zwar als zweiter Befehlshaber."

„Etwa Abd el Mot?"

„Ja. Beide haben damals den Streich gespielt, welcher sie reich gemacht hat."

„Was thaten sie?"

„Etwas, worauf eigentlich jeder Unteroffizier kommen kann, welcher zurückgelassen wird und auf die Beute verzichten muß. Sie warteten, bis der Herr fort war, plünderten die Seribah aus, brannten sie nieder und zogen mit dem vorhandenen Vieh und allem, was mitgenommen werden konnte, nach Süden, hierher, wo sie diese Seribah gründeten und das Geschäft für ihre eigene Rechnung begannen."

„Allah 'l Allah! Mein Verstand ist weg!" rief der Buluk aus, indem er den Mund aufriß und die Augen fast ebenso weit.

„Das ist sehr bedauerlich für dich," bemerkte der Tschausch. „Wenn dein Verstand entflohen ist, so wirst du niemals reich werden."

„Ich — reich? — Wer hat jemals daran gedacht!"

„Du nicht?"

„Nie! Wer soll sich das Unmögliche als möglich denken!"

„Allah ist allmächtig; ihm ist alles möglich, und wen er mit seiner Gnade beglücken will, der braucht nur zuzugreifen, falls er Hände hat. Du aber scheinst keine zu haben."

„Ich — ich habe doch welche, zwei sogar!"

„Aber du gebrauchst sie nicht!"

„Soll ich etwa zugreifen?"

„Natürlich!"

„Jetzt?"

„Ja. Es wird sich dir nie wieder eine solche Gelegenheit bieten, schnell reich zu werden."

Der Buluk erfüllte als Unteroffizier seine Pflichten zur Zufriedenheit; aber besonders glänzende Geistesgaben besaß er keineswegs. Er saß vor dem Tschausch, als ob er gelähmt sei, ihn groß und fast verständnislos anstarrend.

„Allah akbar!" stieß er langsam hervor. „Habe ich recht gehört? Ich soll es machen wie diese beiden?"

„Nicht du allein, sondern ich und du."

„Das — ist doch — gar nicht auszudenken!"

„So gib dir Mühe, es zu begreifen! Aber versäume nicht die gute Zeit. Abu el Mot kann jeden Augenblick zurückkehren. Dann ist es zu spät, und die Gelegenheit wird niemals wieder vorhanden sein."

„Sprichst du denn wirklich im Ernste?"

„Ich schwöre dir bei Allah und dem Propheten, daß ich nicht scherze."

„Und du meinst, daß es wirklich auszuführen ist?"

„Ja, denn Abu el Mot und sein Buluk haben es auch fertig gebracht. Denke doch an alles, was sich hier befindet, an die Waffen und die viele Munition, an die Kleider und Gerätschaften, an die Handelsgegenstände und Vorräte, welche wir, wenn wir etwas davon kaufen, von unsrem armen Solde zehnfach teurer bezahlen müssen! Denke ferner an die Rinder, welche wir bewachen müssen. Ueberlege dir, welch einen Wert das alles hat! Weißt du, wieviel Elfenbein wir bei den Negern für eine einzige Kuh eintauschen können?"

„O, das weiß ich schon. In Chartum würden wir dreißig und noch mehr Kühe dafür bekommen.“

„Wir haben über dreihundert Rinder hier. Machten wir es so, wie Abu- und Hamd el Mot es damals gemacht haben, so wären wir mit einem Schlage reiche Männer.“

„Das ist wahr; das ist wahr! Aber es würde eine Sünde sein!“

„Nein, sondern nur eine gerechte Strafe für die beiden. Denke nach! Man darf in solchen Fällen ja keine Zeit verlieren!“

Der Buluk hielt sich den Kopf mit beiden Händen, griff sich an die Nase, an die Brust und die Knie, um zu versuchen, ob er wirklich lebe und existiere, und rief dann aus:

„Allah begnadige mich mit seiner Erleuchtung! Mir ist's, als ob ich träume!“

„So wache auf, wache auf, bevor es zu spät wird!“

„Gedulde dich! Meine Seele findet sich nur schwer in eine so ungeheure Sache. Ich muß sie unterstützen.“

„Womit?“

„Ich will mir Tabak für meine Pfeife holen!“

„Auch ich habe einen Tschibuk hier am Halse hängen, aber keinen Tabak.“

„Ich bringe auch für dich welchen mit.“

„Er stand auf und eilte fort. Schon war er weit entfernt, da erinnerte er sich an seine Pflicht. Er blieb stehen, drehte sich um und rief zurück:

„Du entfliehst doch nicht? Du hast es mir versprochen!“

„Ich bleibe!“ antwortete der Tschausch.

„Bedenke wohl, daß dich die Kugel des Wächters sofort treffen würde, denn du bist mein Gefangener!“

„Ich halte mein Wort! Aber sage keinem, was du von mir gehört hast!“

„Nein; auch würde es mir wohl niemand glauben!“

Er ging weiter. Der Tschausch rührte sich nicht von seiner Stelle. Er hatte die Kisrah und die Fische verzehrt. Jetzt strich er sich mit beiden Händen den grauen Bart und murmelte vergnügte, leise Worte vor sich hin.

Bald kehrte der Buluk wieder. Er hatte seinen Tabakbeutel in der Hand, dem man es ansah, daß er nicht viel enthielt. Der Tabak ist in den Seriben ein teurer Artikel. Dennoch reichte er, als er sich niedergesetzt und seine Pfeife gestopft hatte, auch dem Tschausch hin. Dieser griff hinein, ließ den zu Mehl zerstoßenen und mit weniger wertvollen Pflanzenblättern vermischten Tabak durch die Finger gleiten, machte ein pfiffig bedauerndes Gesicht, begann auch seinen Tschibuk zu stopfen und fragte:

„Wem gehört dieser Tabak?“

„Mir,“ antwortete der Buluk verwundert.

„Woher hast du ihn?“

„Hier gekauft natürlich!“

„So hast du vorhin allerdings ganz richtig gesprochen: Dein Verstand ist weg!“

„Wieso?“ fragte der Buluk, indem er mit dem Stahle Feuer schlug.

„Hast du keinen andern und bessern Tabak?“

„Nein.“

„O Allah! Hat dir denn Abd el Mot nicht die ganze Seribah übergeben?“

„Ja.“

„Auch die Tukuls mit den Vorräten?“

„Ja. Ich soll sie wohl verwahren. Es hängen Schlösser vor den Thüren.“

Während nämlich kein Tukul verschlossen ist, sind diejenigen, welche als Magazine benutzt werden, mit hölzernen Thüren und Vorlegeschlössern versehen.

„Aber die Schlüssel hast du doch?“ fragte der Tschausch.

„Ja, sie sind mir übergeben worden.“

„So kannst du hinein, wo die Fässer mit dem köstlichsten Tabak stehen, den nur Abu el Mot und Abd el Mot rauchen, und dennoch begnügst du dich mit diesem letzten, schlechten Rest?“

Der Buluk öffnete wieder den Mund, starrte den andern eine ganze Weile an und fragte dann:

„Du meinst —?“

„Ja, ich meine!“

„Allah, wallah, tallah! Es wäre freilich schön, wenn ich meinen Beutel füllen könnte, ohne ihn später bezahlen zu müssen!“

„Nur Tabak? Alles, alles kannst du nehmen, ohne es zu bezahlen. Du vernichtest diese Seribah Omm el Timsah und legst eine andre an.“

„Wo?“

„Im Süden, wo die Waren teurer und die Sklaven billiger sind.“

„Das wäre bei den Niam-niam?“

„Ja. Dort sind geradezu glänzende Geschäfte zu machen.“

Der Buluk rieb sich an den Armen, an den Beinen, an allen Teilen seines Körpers. Es war ihm höchst unbehaglich zu Mute, und doch fühlte er sich dabei so wohl wie noch nie in seinem ganzen Leben. Er wäre gar zu gern reich geworden, aber nach längerem Nachdenken gestand er aufrichtig:

„Ja, wenn ich deinem Vorschlage folgte, so könnte ich sehr leicht eine Seribah gründen; aber — ich bin nicht klug genug dazu.“

„Du hast ja mich! Ich will doch Teilnehmer werden!“

„Ah ja! Das ist wahr!“

„Uebrigens lernt sich so etwas ganz von selbst.“

„Meinst du?“

„Gewiß, du bist ja schon jetzt Kommandant einer ganzen Seribah!“

Da schlug sich der Buluk an die Brust und rief:

„Ja, das bin ich! Bei Allah, das bin ich! Wer das leugnen wollte, den würde ich peitschen lassen!“

„Wenn Abd el Mot dich zum Kommandanten gemacht hat, so weiß er gewiß, daß du der richtige Mann dazu bist. Er kennt dich also weit besser als du selbst.“

„Ja, er kennt mich; er kennt mich ganz genau! Er weiß, daß ich der richtige Mann dazu bin! Also du meinst —?“

„Ja, ich bin überzeugt, daß wir beide in kürzester Zeit die reichsten und berühmtesten Sklavenjäger sein würden.“

„Berühmt, das möchte ich werden,“ nickte der Buluk.

„So folge mir! Ich habe dir den Weg dazu gezeigt. Und wenn du noch nicht wissen solltest, welche Vorteile dir erwachsen, falls du auf meinen Vorschlag eingehst, so will ich sie dir deutlich machen und erklären. Komm!“

„Wohin?“ fragte der Buluk, als der Feldwebel würdevoll aufstand.

„Zu den Vorräten. Ich will sie dir zeigen und ihren Wert berechnen.“

„Ja, komm!“ stimmte der Buluk eifrig bei. „Ich habe die Schlüssel in der Tasche und möchte wissen, wie reich wir sein würden.“

Er ergriff den Tschausch am Arme und führte ihn fort. Der Posten wagte natürlich nicht zu schießen, weil der jetzige Kommandant selbst seinen Gefangenen fortführte.

Die fünfzig Soldaten waren zerstreut, teils in der Seribah selbst, teils draußen bei den Herden beschäftigt. Einige von den ersteren sahen zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Buluk mit dem Feldwebel, welchen sie im Gefängnisse wußten, gehen,

doch sagten sie nichts. Es war ihnen ganz recht, daß der interimistische Gebieter nicht so streng verfuhr, als er eigentlich sollte. Erst als dieser sich mit seinem Begleiter beim ersten Vorratstukul befand und die Thür desselben schon geöffnet hatte, fiel ihm ein, was er laut seiner Instruktion zu thun hatte.

„w' Allah!" fuhr er zornig auf. „Ich lasse den Hund peitschen!"

„Wen?" fragte der Tschausch.

„Den Gefängnisposten."

„Warum?"

„Weil er dich nicht erschossen hat! Ich habe es ihm doch befohlen!"

„Aber du selbst hast mich ja weggeführt. Er sah also, daß du mir erlaubtest, mich zu entfernen, und so wäre es ein Ungehorsam gegen dich gewesen, wenn er geschossen hätte, nicht nur Ungehorsam, sondern Auflehnung und Aufruhr! Du bist ja der Kommandant!"

„Der bin ich allerdings, und ich will keinem raten, gegen mich aufzurühren! Beim Scheitan*), ich würde den Hund totpeitschen lassen, wenn er auf dich geschossen hätte. Jetzt komm herein und zeige mir die Sachen, deren Wert du besser kennst als ich!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Obelisk von Heliopolis.

Von den Pyramiden und Obelisken des alten Aegyptens haben meine lieben jungen Kameraden wohl schon viel gehört und wissen auch, daß mehrere derselben in neuerer Zeit von den Vizekönigen von Aegypten an europäische Monarchen verschenkt, nach Europa gebracht und in Paris und London wieder aufgestellt worden sind. Aber den ältesten bekannten, welcher noch auf seinem ursprünglichen Standorte, in der einst hoch berühmten alten Stadt Heliopolis (Sonnenstadt) in Unterägypten steht und gewissermaßen noch so ziemlich das einzige Ueberbleibsel dieser einst so gefeierten Stadt der alten Aegypter bildet, wollen wir unseren lieben jungen Lesern auf vorstehendem Holzschnitt nicht allein im Bilde vorführen, sondern auch nach seiner Bedeutung in Kürze schildern, da er ein lehrreiches Licht auf die ägyptische Altertumskunde wirft.

Der heutige Ort Matarije, welcher auf einem Teil des alten Heliopolis steht, liegt ungefähr 8 km nordostnördlich von Kairo entfernt, und man legt von hier aus zu Esel den Hin- und Herweg auf gebahnter Straße in 4 Stunden zurück und gelangt bei dem Dorf el Kubbe über das Schlachtfeld, auf welchem am 20. März 1800 der General Kleber mit seinen 10000 Franzosen mehr als 50000 Türken in Aegypten schlug. Bei Matarije liegt rechts von der Straße ein schöner Garten, welchen der Vizekönig Ismail im Jahre 1869 der Kaiserin Eugenie zum Geschenk machte, als sie zur Eröffnung des Suezkanals nach Aegypten gekommen war, und in diesem Garten steht der sogenannte „Marienbaum", eine prächtige und alte Sykomore, unter welcher der Sage nach die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind gerastet haben soll. Ungefähr ein Kilometer davon, nahe der daselbst befindlichen künstlichen Straußenzucht, steht der Obelisk des alten Heliopolis oder An—On, wie es in der Bibel heißt, — der Hauptstätte der ehemaligen Verehrung des Sonnengottes Ra, daher der Ort auch Pic Ra, d. h. Haus der Sonne, hieß. Hier stand einst der Tempel des Ra, einer der prächtigsten dieses Landes, der von dem König Amenemha I., dem ersten König der zwölften Dynastie, neu erbaut und von allen seinen Nachfolgern verschönert und erweitert worden war. Heliopolis war einst voll von Obelisken, welche später in alle Welt zerstreut wurden, so daß man füglich sagen kann, ein großer Teil der überall verzettelten ägyptischen Denkmäler und Altertümer stammen aus Heliopolis. Mit dem Tempel war auch eine sehr berühmte Priesterschule verbunden, welche selbst von Griechen besucht wurde, welche hier die Weisheit der Aegypter studieren wollten und deren Schüler auch Plato und Eudoxus waren; denn als Strabo nach Heliopolis kam, zeigte man ihm noch die Häuser, in denen jene berühmten Landsleute angeblich gewohnt hatten.

Der Obelisk von Heliopolis.

Der Obelisk ist ein prächtiger Monolith (d. h. aus einem einzigen Steinstück hergestellt), von schönem rosenrotem Granit, wie er nur weit droben in Oberägypten gebrochen wird. Er nimmt noch seine frühere Stellung ein, nur steckt er, wegen der allmählichen Erhöhung des Bodens,

*) Teufel.

mit seinem unteren Teile tief in der Erde. Seine ganze Länge, vom Fußgestell an gerechnet, beträgt 20,75 m und er ist noch merkwürdig gut erhalten. Er ist von allen bekannten Obelisken der älteste, wie die Schriftzüge der Inschrift bezeugen, welche auf allen vier Seiten gleichlautend angebracht sind. Dieser Inschrift zufolge ist er von Ufertisen I., mit dem Vornamen Ra-cho-per-ka, Sohn des Amenemha I., errichtet worden, und zwar gleichzeitig mit einem ganz ähnlichen Obelisken, denn diese wurden immer paarweise errichtet, und standen immer zu zweien vor den Thoren der Tempel, zu denen sie gewissermaßen gehörten. Dieser Zwillingsbruder des noch vorhandenen Obelisken stand, nach den Versicherungen arabischer Schriftsteller, noch im zwölften Jahrhundert wohlerhalten aufrecht; was aber aus ihm geworden, oder wohin er gekommen ist, darüber fehlt uns jede Kunde.

Der Obelisk ist besonders merkwürdig, weil er nach der Ansicht der Gelehrten die älteste bekannte Hieroglyphenschrift aufweist; die Hieroglyphen sind mit bewundernswerter Schärfe tief in den Stein eingeschnitten und sind noch ganz leserlich, außer an zwei Stellen, wo die Bienen ihre Zellen in die Vertiefungen hineingebaut und die Schrift unleserlich gemacht haben. Er ist aber auch noch in einer andern Hinsicht hoch interessant, denn er beweist, daß die alten Aegypter schon sehr vollkommene und wirksame mechanische Vorrichtungen gehabt haben müssen, um derartige ungeheure Steinkolosse zu Wasser und zu Lande zu befördern, wie dies unverkennbar geschehen ist. Der nächste Ort, wo dieser sogenannte Rosengranit gebrochen wird, liegt droben in Oberägypten, in der Nähe von Nubien, über 900 km von Kairo, und die Steinblöcke, welche zu diesem Obelisken verwendet wurden, liegen zum Teil noch losgesprengt in den Steinbrüchen von Selsele und Turra und mußten von den Brüchen an den Nil hinunter und auf diesem bis nach Unterägypten geschafft werden; dies war bei dem ungeheuren Gewicht eine ganz riesige Arbeit, welche uns die höchste Achtung vor den Kenntnissen der alten Aegypter, und vor den mechanischen Mitteln, die sie besaßen, einflößt. Wie diese Transporte veranstaltet wurden, das ist noch auf einzelnen bildlichen Darstellungen an altägyptischen Bauten zu sehen. —

Zum erstenmal an Bord.

Mr. Potsherd stampfte gegen den Wind dem Strande zu. Er war seit kurzem Besitzer der hiesigen Glasfabrik geworden, trug in jeder Hand eine wohlgefüllte Tasche, und ihm folgte sein Comptoirdiener mit einem schweren Koffer, Regenschirm und sonstigen Reiseutensilien. Von links her kam Mr. Lucky geschritten. Er war ein junger Handelsbeflissener, und sein Gepäck bestand einzig nur in dem Ueberrocke, der an seinem Arme hing.

„Ah, Mr. Lucky!“ rief der erstere. „Wohin?“

„Zur See, nach Charleston.“

„Ich auch.“ Er deutet auf Koffer und Taschen und fügt hinzu: „Auf Reisende ist kein Verlaß; will meine Proben mal selbst vorzeigen. Well, reisen wir zusammen. Waren Sie schon einmal zur See? Ich noch nicht. Bin neugierig auf die Seekrankheit.“

„Pshaw! Ist Dummheit! War schon zweimal in New York. Seekrankheit ist Einbildung — der reine Spaß!“

Am Strande angekommen, sehen sie das Boot schon ziemlich gefüllt. Sie steigen ein; Potsherd nimmt sein Gepäck zu sich, der Diener kehrt nach dem Städtchen zurück und das kleine Fahrzeug stößt ab, dem großen Dampfer entgegen, der ob seines Tiefganges der Küste sich nicht mehr nähern kann. Die See geht hoch; sie wirft wahre Berge; die Ruderer haben harte Arbeit (erstes Bild); Mr. Potsherd wird sehr bleich, und Mr. Lucky macht die Augen zu, obgleich er schon zweimal in See gewesen ist. Vielleicht ist die Seekrankheit doch kein so großer Spaß für ihn, wie er sich vorhin den Anschein gegeben hat. Doch geht die Bootsfahrt glücklich vorüber; der Dampfer nimmt die Passagiere an Bord; die beiden nehmen Fahrkarten erster Kajüte und lassen sich ihre Räume anweisen, mit denen sie sehr zufrieden sind. Nachdem sie sich die prächtigen Salons besehen haben, kehren sie an Deck zurück, um den Anblick der wogenden See zu genießen.

Das sind keine Wellen, sondern Wogen, und was für welche! Das Schiff rollt bald im tiefen Hohl derselben, bald wird es hoch emporgehoben, so daß es das Kupfer am untern Rumpfe zeigt. Nach zehn Minuten meint Mr. Potsherd:

„Ich weiß nicht, ob die See läuft oder wir. Ich muß mich setzen.“

Die Herren setzten sich, und Mr. Lucky läßt sich ein Glas Cognac geben. Es wird ihm so schwach im Magen, und dem Glasfabrikanten ist's, als ob er einen Bienenstock im Kopfe habe. Glücklicherweise ruft die Glocke zum Diner, bei dem man sich wieder erholen kann. Im Dining-room ist gedeckt und jeder sucht sich seinen Platz. Die Schiebefächer der Tafel sind so praktisch eingerichtet, daß man meint, selbst der höchste Seegang könne keinen Schaden anrichten. Die Suppe wird herumgereicht. Soeben will Mr. Lucky dieselbe mit einem zweiten Cognac einleiten, da legt sich das Schiff auf die Backbordseite, und der Speisesaal folgt derselben Neigung. Der Steward schüttet, anstatt sie ihm vorzusetzen, Mr. Potsherd die Suppe auf die Kniee; Mr. Lucky strengt sich an, nicht vom Stuhle zu fallen, und als er dann das Glas zum Munde führt, ist es leer, denn er hat sich den Cognac in die Suppe geschüttet, welche nun ungenießbar ist (zweites Bild). In ähnlicher Weise verlaufen die weiteren Gänge. Das Essen ist ausgezeichnet, aber die See spielt den Speisenden einen Streich nach dem andern, so daß man zu keinem wirklichen Genusse kommt. Als noch zu guter Letzt das Konfekt glücklich auf den Teppich gekollert ist, begeben unsre beiden Passagiere sich nach dem Rauchsalon, um eine Cigarre zu genießen, wogegen der Atlantische Ocean wohl nichts haben wird. Den duftenden Rauch behaglich von sich blasend, erklärt Mr. Potsherd, daß er hoffe, in Charleston mit seinen Glasproben famose Geschäfte zu machen, und Mr. Lucky erzählt, daß ihm vom Banquier Kneel dort eine Buchhalterstelle angeboten worden sei, doch wünsche dieser Herr, ihn vorher zu sehen, um zu erproben, ob auf persönliche Sympathie zu hoffen sei, denn ein Untergebener müsse seinem Vorgesetzten vor allen Dingen sympathisch sein. Kaum sind diese kurzen Mitteilungen gemacht, so beginnt das Schiff zu schlingern, welche Bewegung sich den Rauchenden direkt mitteilt, weil der Rauchsalon weit vorn im Vorderteile liegt. Mr. Potsherd erklärt, daß er sich in seine Koje zurückziehen müsse, da er zu viel gegessen habe, was aber gar nicht wahr ist, und entfernt sich

wankend. Mr. Lucky will tapferer sein; er läßt zwar seine Cigarre fallen, nimmt sich aber vor, auf seinem Posten, am Rauchtischchen, auszuhalten. Bald aber ergreift ihn ein ganz unbeschreibliches Gefühl. Es ist ihm, als ob er ein riesiger Luftballon sei, der mit rapider Schnelligkeit dem Monde zufliege, und als ein Wogenberg den Bug des Dampfers so hebt, daß sich Mr. Lucky kaum auf seinem Platze erhalten kann (drittes Bild), beschließt er, dem Beispiele seines Reisegefährten zu folgen. Er greift sich vorsichtig mit den Händen an den Wänden fort und gelangt glücklich an seine Koje. Gerade, als er eintritt, bäumt sich der Dampfer abermals, und der Fußboden bekommt dadurch eine so starke Neigung, daß Mr. Lucky sich an der Portiere festhalten muß (viertes Bild), um nicht umzufallen.

Was nun in den beiden nebeneinanderliegenden Kojen geschieht? Mr. Potsherd hört Mr. Lucky wimmern, und Mr. Lucky hört Mr. Potsherd jammern; es gibt allerlei unterirdische Geräusche, bis nach längerer Zeit die Stille des blassesten Todes eintritt.

Am Abende scheint die See sich beruhigt zu haben. Die Sterne flimmern, und Mr. Lucky und Mr. Potsherd schweben gespenstergleich aus den Kojen hervor, nicht etwa, um sich am Souper zu beteiligen, zu welchem soeben geläutet wird, o nein, sondern nur um die Sterne heimlich zu fragen, ob einer von ihnen ein Mittel gegen den Mal de mer anzugeben vermöge. Bei dieser Gelegenheit teilt Mr. Potsherd vertraulich mit, daß seine Glasfabrik zwar ausgezeichnet rentiere, er aber doch, um sie zu erweitern, nach einem reichen Compagnon annonciert habe.

Der Dampfer nähert sich der Küste, nimmt neue Passagiere auf, welche ein Boot herbeibringt (sechstes Bild), und sucht dann wieder die hohe See auf. Einer dieser Reisenden trägt einen Havelock mit Mönchskapuze und bekommt die Koje angewiesen, welche neben derjenigen von Mr. Lucky liegt. Dieser letztere sagt Mr. Potsherd, daß dessen Name eigentlich nicht für einen Glasfabrikanten passe, und der Fabrikbesitzer erwidert, daß der Name Lucky von guter Vorbedeutung für die Reise des jungen Mannes sei. Sie bleiben miteinander an Deck, bis die Sterne plötzlich verschwinden und der Kapt'n meldet, daß wahrscheinlich eine leichte Bö im Anzuge sei; da ziehen sie sich schleunigst in ihre Kojen zurück.

Diese waren so eingerichtet, daß je zwei von einer Lampe erleuchtet wurden, welche oben in einem Ausschnitte der dünnen Zwischenwand hing. Die Zwischenwand konnte als Thür geöffnet werden, falls ein Passagier zwei Kojen für sich in Anspruch nahm. Mr. Luckys Lampe hing zwischen ihm und dem Kapuzenmanne. Sein Raum war wohl eigentlich ein Ladies-room, da sich ein Pianino in demselben befand. Er legte sich auf das Polster und breitete die dazu vorhandene Decke und den Ueberrock über sich aus. Und das war gut, denn die See ging plötzlich wieder so hoch, daß das Stehen fast zur Unmöglichkeit wurde.

Der Wind war steif und blies, ohne abzusetzen, so daß er also keine Töne gab. Es war so still in der Kajüte, daß man sprechen hören konnte. Um so lebhafter und unregelmäßiger war der Gang des Schiffes. Bald lag es auf dieser, bald auf jener Seite; bald stieg es bergan, bald fiel es bergab. Vom Schlafen war keine Rede. Man mußte wach bleiben und sich fest anhalten, um nicht vom Lager zu fallen. Das Ohnmachtsgefühl stellte sich bei Mr. Lucky wieder ein. Er seufzte und stöhnte. Es war ihm weit schlimmer als einem Fuchse beim Prellen zu Mute. Da — so arg war es noch gar nicht gewesen, der Dampfer bäumte sich, daß Mr. Lucky den Halt verlor; dann fiel das Schiff so plötzlich auf die Seite, daß der junge Mann, schon nach links fallend, auch nach vorn geschleudert wurde; die Folge war, daß er einen regelrechten Purzelbaum schlug und schleunigst Parterre zu sitzen kam (siebentes Bild). Zu gleicher Zeit ging drüben bei Mr. Potsherd ein Krachen, Prasseln, Klirren und Klingen los, als ob der ganze Himmel aus Glas bestehe und zusammengebrochen sei. Es folgte ein unbeschreibliches Zetermordio des Fabrikbesitzers, und von der Seite des andern Nachbars her, aus der Nähe der Decke herab, ertönte die ängstliche Frage: „Was ist los, Sir? Was zerbrechen Sie? Welches Unheil richten Sie an? Ich werde — —"

Der Sprecher kam nicht weiter, oder vielmehr er kam weiter, viel weiter, als er beabsichtigt hatte, nämlich — — in die Koje hereingeflogen. Er war drüben auf das Lager gestiegen, um durch die Lampenöffnung herüberzusprechen. Die dünne Scheidewand war, wie schon gesagt, eine Thür, deren Verschluß der Last des Mannes nicht zu widerstehen vermochte; sie ging auf und er stürzte herein, gerade vor Mr. Lucky hin, welcher sich aus seiner sitzenden Stellung in eine knieende aufgerichtet hatte. Der junge Mann blickte dem unfreiwilligen Eindringling ganz verdutzt entgegen, und dieser, auf den Knieen und Händen liegend, schaute ebenso verblüfft aus seiner Kapuze hervor (achtes Bild), bis Mr. Lucky endlich fragte: „Aber, Sir, was wollen Sie? Wer sind Sie?"

„Wer ich bin?" antwortete der andre, noch immer auf seinen vier Extremitäten. „Ich heiße Kneel, Bankier Kneel."

„Alle Wetter!" rief Lucky. „Bankier Kneel! Etwa aus Charleston?"

„Allerdings."

„Welcher Zufall! Ich wollte dorthin, um mich Ihnen vorzustellen, wissen Sie, wegen der notwendigen Sympathie."

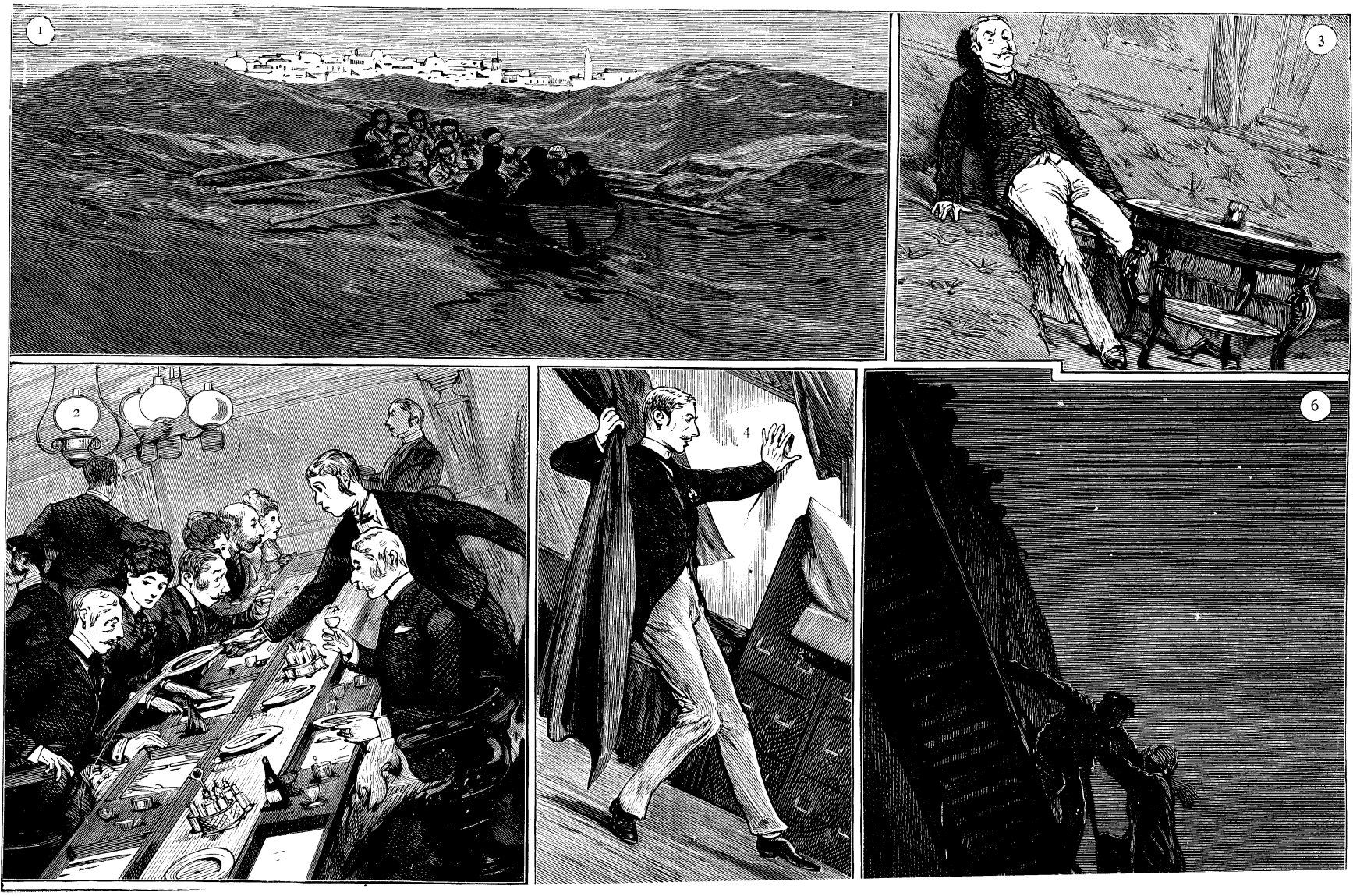
Der Bankier sprang auf, zog den Sprecher auch empor und sagte lachend: „So sind Sie also Mr. Lucky? Unsere Begegnung ist so interessant, daß Sie mir sofort sympathisch sind. Sie sollen also die Stelle haben. Nun aber kommen Sie vor allen Dingen weiter. Wir müssen sehen, was da neben Ihnen geschehen ist."

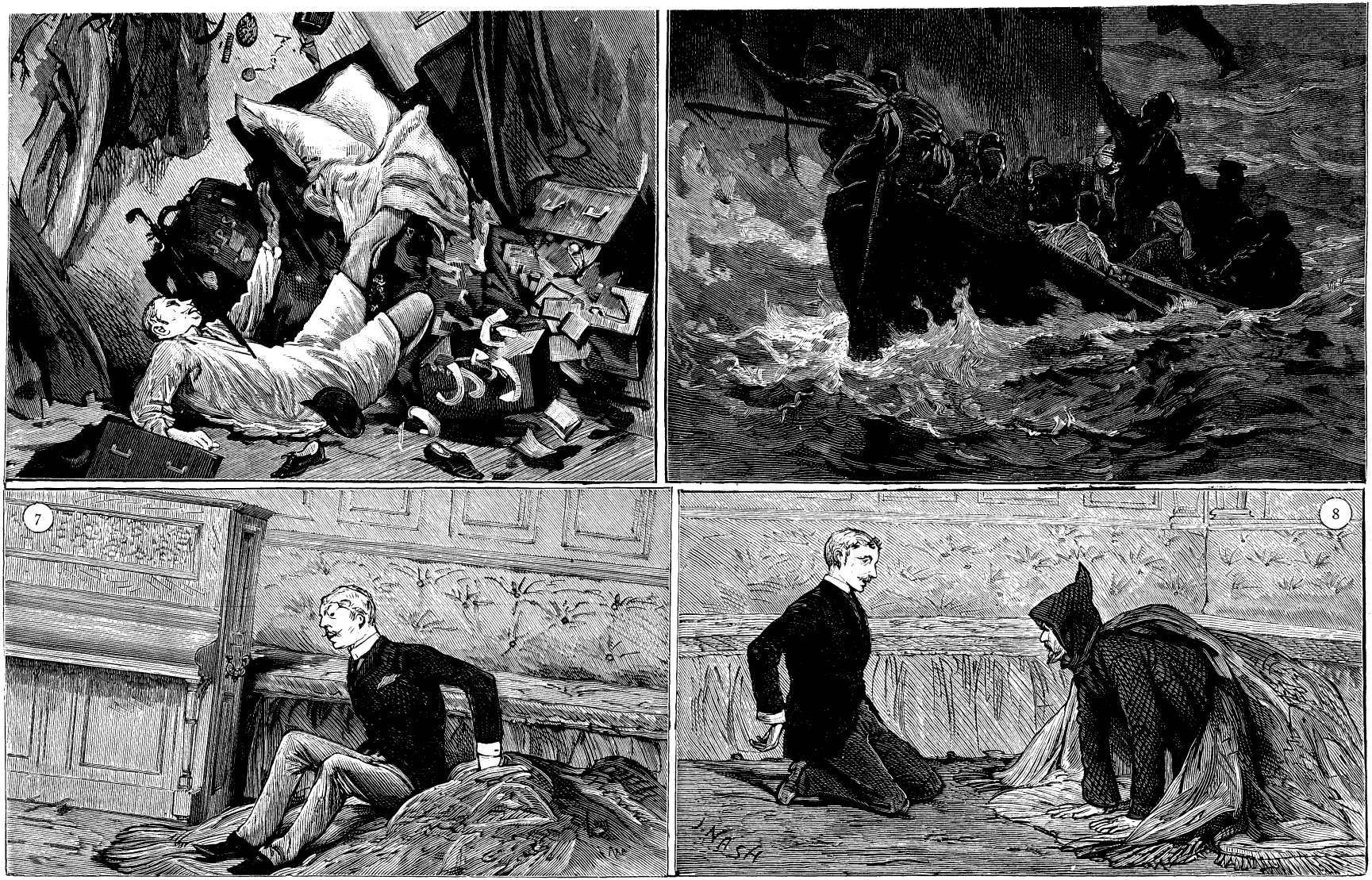
Sie traten auf den Gang hinaus und öffneten die Koje Mr. Potsherds. Dieser lag in einem Scherbenhaufen (fünftes Bild). Er war so unvorsichtig gewesen, seine Glasproben nicht auf den Fußboden zu stellen, sondern aufzuhängen, und infolge der beschriebenen Schiffsbewegung war alles herabgefallen. Nun saß er in den Trümmern und jammerte: „Mein Name, mein unglücklicher Name! Potsherd! Es ist wirklich alles in Scherben gegangen!"

„Potsherd?" fragte der Bankier. „Etwa der Besitzer einer Glasfabrik, welcher einen Compagnon sucht?"

„Ja," antwortete der Gefragte, indem er aufstand.

„Ich habe Ihre Annonce gelesen und mich nach Ihren Verhältnissen erkundigt; sie genügen mir. Ihr Name ist gut und die unsrigen zwei auch. Mr. Lucky ist im Fallen glücklich gewesen, und ich, der ich Kneel heiße, habe ihn im Knieen kennen gelernt. Das Geklirr Ihrer Scherben hat mich zu Ihnen geführt, und wir werden ja


1
2
3
4
6



Zum erstenmal an Bord.

Zeit finden, über das Geschäft zu sprechen. Oder nicht? Ich bin nämlich der Mann, zu welchem Mr. Lucky nach Charleston wollte. Wunderbar, dies Zusammentreffen, nicht?"

„Well!" nickte Mr. Potsherd, indem er im ganzen Gesichte lachte. „So will ich die Scherben nicht betrauern. Die Seekrankheit ist wirklich der reine Spaß, wie Sie gesagt haben, Mr. Lucky. Fühlte ich, daß ich überhaupt noch einen Magen habe, schlüge ich vor, wir wecken den Steward und stechen einige Flaschen Rheinwein aus."

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Und nun begann er mir einen kurzen Abriß seines Lebens zu geben, aus dem ich nur das Wichtigste wiederholen kann. Er hielt oft inne dabei, denn schmerzliche Erinnerungen stiegen in ihm auf.

„Seit meiner Verheiratung," erzählte er etwa, „verließ ich die Heimat nicht gern für längere Zeit, weil sich meine Frau dann sehr einsam fühlte und unsrem einzigen Kinde — es war ein Knabe mit Namen Harry — die väterliche Leitung fehlte. Aber ich sollte wohl ausharren, da meine Frau und ich nur ein bescheidenes Vermögen besaßen und ich auf den Gehalt angewiesen war. Da starb ein reicher Onkel in England und ich beerbte ihn; er hinterließ mir ein sehr bedeutendes Vermögen, ich konnte mich ganz meinem Weibe und Kinde widmen. Nachdem ich meine Entlassung erhalten hatte, kaufte ich ein Besitztum an der südlichen Küste des Eriesees im Staate Ohio und nannte dasselbe nach meiner Frau Belseys Castle. Hier glaubte ich mich im Schoße meiner Familie glücklich zu fühlen und meine schwärmerische Liebe für die See zu vergessen. Doch meine Frau war mir darin ähnlich, daß sie die weite Welt bereisen mochte; sie trieb mich sogar an, ein Schiff zu bauen und schlug mir vor, sie und den Knaben mitzunehmen. Freudig ging ich darauf ein, und ein Jahr später war das schmucke Fahrzeug fertig. Weib und Kind, Lehrer und Dienerschaft, alle wurden vortrefflich untergebracht, und die Reise begann mit dem Besuche der wichtigsten europäischen Hafenstädte. Nun erst fühlte ich mich frei und glücklich, da mir weder die Ziele noch der Zeitraum meiner Wiederkehr vorgeschrieben werden konnten und ich die Meinigen bei mir hatte. Einige afrikanische Häfen, Südamerika, Britisch- und Holländisch-Indien besuchten wir und durchkreuzten dann die Torresstraße, um nach all den vielen Fahrten endlich auch die in ewigem Frühling prangenden polynesischen Inseln anzulaufen.

„O, hätte ich dies nimmer gethan! Mein Harry war damals beinahe dreizehn Jahre alt, ein schlanker, blondhaariger Knabe wie du, voll Lebenslust und zu den kühnsten Hoffnungen berechtigend. Die Fidschi-Inseln waren das letzte Land, welches ich mit Gattin und Kind gemeinsam betrat. Jetzt, Quin, erzähle ich dir von der schrecklichsten Stunde meines Lebens. Wir dampften auf Tongatabu, die größte Insel der Tongagruppe, zu; die Luft war still und schwül, ein Unwetter drohte loszubrechen. Wir trafen die nötigsten Vorbereitungen, um demselben zu begegnen, nahmen die Stängen an Deck und schlugen Sturmsegel unter. Im Angesichte der Einfahrt — der braune Lotse war bereits an Bord, um das Schiff in den sicheren Hafen zu bringen — überfiel uns der Orkan; es war ein Wetter, wie ich es niemals sonst erlebte. Die Maschine war einem so gewaltigen Wüten der Elemente nicht gewachsen, und die Sturmsegel flogen wie Fetzen davon. Hinter uns die wild aufgeregte See und die unwiderstehlichen Stöße des heulenden Orkans, vor uns die von der wilden Brandung umtosten schauerlichen Korallenklippen, zwischen denen hindurch das Fahrzeug noch immer dem Hafen entgegentrieb. Da stieß der Vorderteil heftig auf, wir waren auf eine Korallenklippe geraten und saßen auf derselben fest; in den nächsten Minuten mußten die unbarmherzigen Wogen die Trümmer des Schiffes verschlingen.

„Frau und Kind, die weiblichen Dienstboten und fünf Mann von der Besatzung stiegen in das große Schiffsboot, dessen Führung der tonganische Lotse und mein Steuermann übernahmen. Die Rettung war nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, weil eine breite Lücke durch die Korallenmauer führte und die See bis dahin durch den Rumpf des Schiffes geglättet war. Weiter hinein war keine Gefahr zu befürchten. Während der Rest meiner Leute die beiden kleineren Boote zum Abstoßen fertig machten, folgten meine Blicke den abfahrenden Lieben nach, welche mir winkten, daß ich ihnen folgen sollte. Da brach unser Schiff auseinander, wir konnten kaum schnell genug die winzigen Boote besteigen. Der Orkan wälzte ein paar mächtige Wogen daher, und eine von diesen begrub vor meinen Augen Weib und Kind und alle übrigen Insassen des großen Bootes. Ich war starr vor Schmerz und voll Verzweiflung, daß ich ihnen keine Hilfe bringen konnte; aber ich faßte mich und hoffte beinahe, daß mich der Tod im nächsten Augenblicke mit ihnen vereinigen würde. Aber an derselben Stelle, wo jüngst die grimmigen Wogen das große Boot verschlungen hatten, steuerten wir ungefährdet vorüber und erreichten wider alles Erwarten ein gegen den Wogendrang geschütztes sandiges Eiland, wo wir Zuflucht fanden, bis der Orkan vorübergezogen war und Himmel und Meer sich in ein so herrliches Blau kleideten, als wäre es hier nimmer anders gewesen und könnte überhaupt nicht anders sein. Wir fuhren nach der Stelle zurück, wo die beruhigte See über dem Grabe der Unglücklichen in leichten Wellen auf und ab wogte, fanden aber nicht die geringste Spur von ihnen; sie alle mußten durch die Strömung nach Osten fortgeführt worden sein.

„Heute sind es fünf Jahre, Quin, daß ich den nordamerikanischen Boden wieder betrat. Ich habe mich in das harte Schicksal gefunden, vereinsamt zu sein, ziehe mich aber von der geräuschvollen Welt zurück, welche mir keine Freuden mehr bietet, und begnüge mich mit der Erinnerung an mein früheres Glück. Die Menschen, welche wissen, was ich erleiden mußte, verstehen mich, den andern bin ich freilich ein Rätsel.

„Da fand ich dich, Quin," fuhr Sir Macdonald nach einem tiefen Seufzer fort, „und du erinnertest mich lebhaft an meinen einzigen, so früh verlorenen Sohn. Dein frischer Jugendmut, deine Gestalt,

ja, deine Haltung und deine Züge riefen gleich anfangs das Bild meines Sohnes in meiner Erinnerung wach; ich floh vor dir, weil der alte, tiefe Schmerz bei deinem Anblick immer neu in mir auflebte, und mußte dich doch wenigstens aus der Ferne beobachten, wie wenn sich zu dem Schmerz auch ein gewisser Trost gesellte. Inzwischen sind wir bekannt und befreundet geworden, Quin; hier, nimm meine Hand, daß ich dir meine Freundschaft treu bewahren und es als ein Glück betrachten werde, wenn ich dein Glück begründen helfen kann. Bleibe brav, mein junger Freund, und strebe nach allem Guten und Schönen! Das Leben ist lang, und die Reue kommt zu spät."

Mich hatte die Erzählung Sir Macdonalds mächtig ergriffen; ich weinte und bedeckte die mir gereichte Hand mit heißen Küssen. Schluchzend gelobte ich, daß ich seinen und meines Vaters Ratschlägen gewissenhaft folgen und mich ihrer Liebe würdig erweisen wollte.

9. In den Bergen der Komantschen.

Die ersten Frühlingstage trafen uns noch bei der Pflege unsres lieben Gastes; aber derselbe war doch soweit hergestellt, daß er, von Swen gestützt, ein wenig im Freien einhergehen konnte. So ungeduldig Sir Macdonald war, mußte er sich wohl fügen, weil der Arzt jede Anstrengung verboten hatte. Mitte April war mein väterlicher Freund versuchsweise wieder auf ein Pferd gestiegen, konnte die Erschütterungen aber noch nicht vertragen; es verging eine Woche, bis er das Reiten wieder erlernte und nun darauf bestand, daß ich ihn nach Belseys Castle begleiten sollte. Als mein Vater seine Einwilligung gegeben hatte, rüsteten wir uns zu der Reise, ich natürlich hoch erfreut, daß ich den Wohnsitz Sir Macdonalds kennen lernen sollte. Ein Wagen brachte uns bis Denver City, von wo aus eine Zweiglinie nach der großen Pacificbahn führt, welche uns nach Ohio beförderte.

O, wie gingen mir die Augen auf, als ich endlich am vierten Tage das herrliche Besitztum betrat! Das Schloß mit dem Park, und in diesem eine kleine Kapelle, standen dicht an dem hohen Ufer des regelmäßig von schäumenden Wellen bedeckten Eriesees; westlich von den Gebäuden floß der Saranas-River in den See hinein. Lauschige Wälder, weite Aecker und Wiesen an drei Seiten, vor uns der schöne See, aus welchem viele grüne Inseln emportauchten, — dies alles vereinte sich zu einem so lieblichen Bilde, daß ich gar nicht begriff, wie der Besitzer dies kleine Paradies verlassen konnte, um gegen all die Genüsse hier die Entbehrungen des Urwaldes einzutauschen. Das Schloß mit seinen zahlreichen schönen Räumen, die Gedächtniskapelle, welche er dem Andenken von Weib und Kind gewidmet hatte, der Marstall mit den auserlesen schönen Pferden, und drinnen in dem Schloß die prächtigen Landschaften und Seestücke an den Wänden, machten einen überwältigenden Eindruck auf mein kindliches Gemüt, zumal ich noch nie eine größere Stadt, kaum das Wohnhaus eines wohlhabenden Farmers betreten hatte. In dem zu der Besitzung gehörigen Hafen lagen mehrere Segelboote und eine kleine Dampfjacht und wir fuhren, weil Sir Macdonald sich sagte, daß ich das größte Vergnügen darin sehen würde, häufig auf dem stürmisch bewegten See nach Nordosten hin bis kurz vor die Verengerungen des Niagaraflusses. Auch den weltberühmten Fall besuchten wir, kurz, Sir Macdonald that alles, womit er mich erfreuen konnte.

Ende Juni — ich wäre gern noch länger auf Belseys Castle verblieben — kehrten wir auf demselben Wege nach der Faktorei meines Vaters zurück; jetzt hatte Sir Macdonald seine volle Frische und Kräftigkeit wieder erlangt. Nur wünschte der Arzt, daß er Gebirgsluft atme, was in der nahen Reservation sehr leicht zu haben war. Mein Vater schickte Yarundi, den zahmen Komantschen, welcher schon fünfzehn Jahre auf unsrem Gehöfte wohnte, mit der Frage, ob sich eine Gesellschaft von weißen Männern einen Monat lang in seinem Gebiete aufhalten dürfte, an den Häuptling Inamaduk ab und bekam den Bescheid, daß wir willkommen wären. Inamaduk war der Führer desselben Stammes, zu welchem Yarundi gehört hatte, und noch mit diesem verwandt, so daß wir schon deshalb auf eine freundliche Aufnahme rechnen konnten.

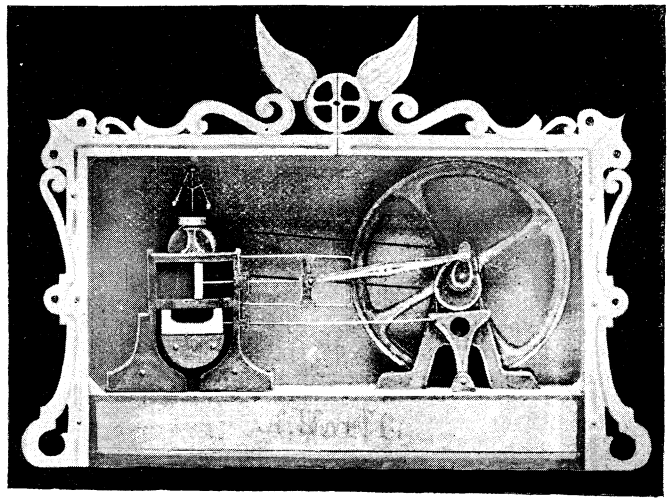
Nordwestlich von der Faktorei, einige Meilen den Yellow-Fork hinauf, führen mehrere Pässe in die Reservation hinein. Die Rocky Mountains beginnen mit den Pike-Peak-Bergen als östlichsten Ausläufern, welche mehrere tausend Meter hoch ansteigen und die lieblichsten Thäler zwischen ihren parallelen Ketten einschließen. Man möchte glauben, daß man sich auf der Prairie befände, wenn nicht zu beiden Seiten die Bergketten in blauem Duft herüberschimmerten, so weit und breit sind diese entzückenden Alpenthäler, welche von den klarsten Bergströmen durchflossen werden und deren tiefste Mulden das Bett für spiegelglatte Seen bilden. Wald und offene Flächen wechseln auch hier miteinander ab, nur ist die Oberfläche der Thäler noch wellenförmiger gestaltet als in der eigentlichen Prairie. Der Häuptling Inamaduk bewohnte das Cronethal, dessen Mitte der von dem Ligerafluß durchströmte Tabukiasee einnimmt. Ein heilsamerer Erholungsplatz konnte für Sir Macdonald nicht wohl gefunden werden als dieses Hochthal, welches schon 300 m über dem Meeresspiegel lag.

Inamaduk und seine Stammesgenossen traten uns einige von ihren Zelten ab, bis wir Blockhäuser für uns und unsre Pferde aufgebaut hatten, versahen uns während der ersten Tage mit frischem Fleisch und überließen uns im Tausch gegen Waffen und Geräte einige ihrer leichten Rindenkähne. Anfangs lebten wir ganz unter den Komantschen und lernten dabei ihre Sitten kennen, welche ich gern beschriebe, wenn es der Raum gestattete. Wenigstens als Jäger verdienen sie besondere Erwähnung, da die Art und Weise, wie sie sich gewöhnlich ihres Wildes bemächtigen, auf der weiten Erde ihresgleichen nicht finden möchte. Es sind durchweg mittelgroße, schlanke Gestalten, so recht geeignet für körperliche Leistungen, leicht, behende und unermüdlich.

Wenn auch die wehrhaften Krieger vortrefflich beritten sind, so verschmäht doch der Komantsche bei der Jagd die Benutzung seines Reitpferdes und verläßt sich lieber auf seine eigenen Füße. Für das Pferd gibt es auf dem unebenen Boden und bei der großen Menge von Flüssen, Teichen, Morästen, Wäldern und Bergen gar manche Hindernisse, während der Mensch sich überall dort einen Weg zu bahnen versteht, wo das von ihm verfolgte Wild hindurch oder hinüber gelangt. Darum beschränkt sich der Gebrauch des Pferdes bei den Komantschen eigentlich nur auf ihre Wanderungen von einer Grenze der Reservation nach der andern, höchstens sind sie auf den Büffeljagden beritten, wo die weite, flache Prairie keine Hindernisse bietet und das Einhersprengen hinter den flüchtigen Rindern und das endliche Einholen derselben einen

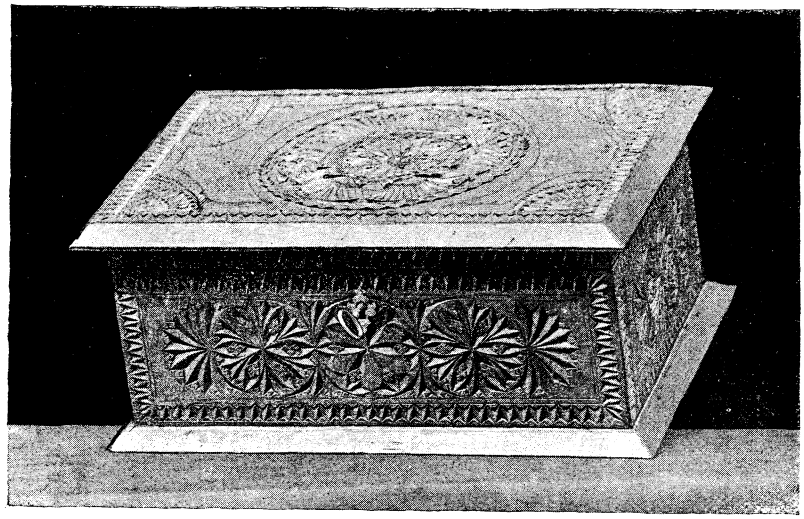
Teil ihrer Jagdfreude ausmacht. Doch zogen auch bei der Büffeljagd viele unsrer Indianer das Anschleichen zu Fuße vor.

Früh am Morgen, ehe noch die Sonne völlig über dem Horizonte sichtbar ist, erhebt sich der Komantsche von seinem Lager und rüstet sich zur Jagd, was schnell gethan ist. Ein Schurz, von seinem Gürtel festgehalten, und ein Paar feste Sandalen zum Schutz der Füße machen seine einzige Bekleidung, ein Bogen und mehrere Pfeile seine einzige Bewaffnung aus. Als Wegzehrung für den Tag dient ihm ein Streifen getrockneten Büffelfleisches, den er unter den Gürtel schiebt und lose mit demselben befestigt. Ohne vorher getrunken zu haben — nur ein paar Stücke harten Pemmikans nimmt er in den Mund — tritt er aus seinem Zelte hervor und begibt sich an einen der ihm wohlbekannten Sammelplätze des überall reichlich vorhandenen Rotwildes.



Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 9. Modell einer Dampfmaschine.

Wie eine Katze schleicht der Komantsche seinen Opfern näher; doch glückt es ihm selten, daß er sich unbemerkt bis auf Bogenschußweite dem vorsichtigen Wilde nähert. Trifft er einen Hirsch mit seinem Pfeil, so hat er allerdings leichtere Mühe und kehrt früher nach Hause zurück; aber der Sohn der Wildnis verzweifelt auch nicht, wenn er die Verfolgung von unverwundeten Hirschen aufzunehmen gezwungen ist. Ehe die Sonne des Sommertages ihren Kreislauf vollendet hat, ist er sicher mit der auserkorenen Beute wieder daheim.



Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 10. Holzkästchen, geschnitzt.

Sobald das Rudel, welches eben seine Aesung beendet hat, den zweibeinigen Feind erblickt, flieht es mit gewaltigen Sätzen davon, anfangs wohl noch durch den Wald, dann auf die offene Prairie hinaus. Der Komantsche beginnt zu laufen, vorderhand langsam, dann immer schneller und schneller. Der Waldboden und das Laub der Bäume, von welchem die Hirsche den Tau abstreiften, zeigen seinem scharfen Auge genau den Weg, welchen er zu verfolgen hat. Das geängstigte Wild macht vielleicht schon eine Pause, um auszuruhen, das Zittern der Glieder, die übermäßige Anstrengung beim Beginn der Flucht, namentlich aber die vorausgegangene reichliche Mahlzeit hindern es, alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte anzuspannen. Mit Entsetzen merkt das Rudel, daß der unbarmherzige Feind die Verfolgung mit zähem Eifer fortsetzt und ihm nicht die mindeste Ruhe gönnt. Bogen und Pfeil in der linken Hand haltend, mit der rechten die hinderlichen Zweige beiseite schiebend, eilt der Komantsche seinen Opfern nach und nimmt endlich zu seiner Freude wahr, daß die Hirsche, an ihrer Rettung in dem Waldesdickicht verzweifelnd, die Richtung auf die Prairie einschlagen, weil sie sich dort durch ihre größere Schnelligkeit aus dem Bereich seiner Waffen zu entfernen hoffen. — Für den Komantschen indessen macht es nichts aus, wenn er das Wild auch für kurze Zeit aus den Augen verliert; die Spuren sind ja auf der Oberfläche des Bodens deutlich ausgeprägt, und er ist gewohnt, diesen Spuren mit derselben Sicherheit zu folgen, mit welcher wir uns auf einer schnurgeraden Heerstraße fortbewegen. Ohne zu rasten, stürmt der Indianer vorwärts, wenn er auch keinen der Hirsche mehr erblickt und ihn schon jetzt manche Meile von der Stelle trennt, wo sich die geängstigten Tiere zu kurzer Ruhe niedergeworfen haben. Gewaltig weite Sätze nimmt der Jäger, nur mit den Zehen den Boden berührend, jetzt den Bogen in der einen, die Pfeile in der andern Hand. Er weiß, daß das Wild, welches er von seinem gewohnten Aufenthaltsorte in unbekannte Gegenden verscheucht hat, um so ängstlicher wird, weil ihm das bestimmte Ziel für seine Flucht fehlt. Außerdem aber rechnet der Indianer darauf, daß das Rudel, sobald es nun wieder aufgestört wird, sich teilt und das einzelne Tier, welches er dann wählt, bei der einsamen Flucht vor dem unentrinnbaren Feinde immer ratloser wird.

Stunden sind bereits verflossen und viele Meilen durchlaufen, als der Komantsche endlich seine Opfer wieder erblickt. Sie lagerten an einem Wassertümpel, hatten ihren Durst gelöscht, dadurch aber ihren Magen beladen und ihre Glieder geschwächt. Der Mensch hat diese Bedürfnisse nicht; er bricht höchstens ein Stückchen Pemmikan von dem mitgenommenen Streifen ab, läßt das zarte Fleisch während des Laufens im Munde zerschmelzen und ersetzt auf diese Weise wenigstens einen Teil der aufgewandten Kräfte. Da er weiß, wie ungeeignet ihn das Trinken zu schnellem Laufe macht, hütet er

sich wohl davor; ein paar saftige Blätter rupft er, ohne aufzuhalten, von den ihm wohlbekannten Kräutern ab; kaut dieselben und löscht so seinen Durst, ohne irgendwelche Nachteile davon zu haben.

Die kurze Erholung hat den Tieren durchaus nicht genützt; die übermäßig angestrengten Glieder sind während der Ruhe steif geworden, wie sie zu ihrem Entsetzen merken, als sie nun beim Anblick des dahertrabenden Jägers auffspringen, um die Flucht fortzusetzen. Die Muskeln, welche sich vorher ungewöhnlich dehnten, haben sich wieder zusammengezogen, sind steif und schmerzen vielleicht schon bei der ihnen zugemuteten neuen Anstrengung. Zitternd stehen die Gestalten einen Augenblick da, blicken nach dem Jäger um und laufen dann davon. Aber die frühere Schnelligkeit vermögen die Hirsche jetzt nicht mehr zu erreichen, und die Entfernung zwischen ihnen und dem Jäger verringert sich mehr und mehr. Daran verzweifelnd, daß sie sich retten, wenn sie zusammenbleiben, sprengen sie nach allen Richtungen auseinander, da ihr Instinkt ihnen sagt, daß der Jäger sie dann nicht alle gleichzeitig verfolgen könne.

Ein kurzer Freudenschrei macht sich aus dem Munde des Indianers Luft, als er die ersten Beweise von der beginnenden Ermüdung seiner Opfer erhält und dieselben sich zerstreuen sieht. Mit geübtem Blick wählt er ein mittelgroßes Tier, am liebsten eine von ihrem Kalbe begleitete Hirschkuh, und folgt derselben ohne Erbarmen immer mit der gleichen Schnelligkeit. Seine eisernen Muskeln versagen den Dienst nicht; durch Flüsse und Moräste, durch Gehölze und höhere Grasflächen setzt er dem Wilde nach, welches vergeblich ein Versteck zu finden glaubte. Das Kalb wirft sich auf den Boden, weil seine Kräfte für den Augenblick aufgezehrt sind, und die Mutter gibt sich alle mögliche Mühe, ihren Liebling wieder zum Aufstehen zu veranlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reisespiel.

Die Gesellschaft setzt sich in einen Kreis. Einer von derselben macht den Wanderer, geht hinaus und kommt dann an die Thür und ruft: „Holla, holla! macht auf die Thür!“ Dann antwortet der Spielrichter:

„Wer bist du?“

„Ich bin ein Wandersmann.“

„Was begehrst du?“

„Ich bitt' um Nachtquartier!“

Der Spielrichter antwortet:

„Herein, herein, du Wandersmann,
Geöffnet ist die Thür;
Doch willst du übernachten hier,
So sag uns erst dein Sprüchlein an!“

Nun muß der Wandersmann sich auf einen Denkspruch oder auch einen hübschen Vers gefaßt machen, welchen er hersagt. Dann spricht der Spielrichter wieder:

„Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein,
Komm denn und nimm dein Plätzchen ein!“

Da kommt der Wanderer völlig herein und setzt sich zu der Gesellschaft in den Kreis. Der Spielrichter fährt fort:

„Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du hast gethan!“

Der Wanderer erzählt hierauf die ganze Strecke der erdichteten Reise, nennt die vorzüglichsten Städte, durch die er gekommen ist, die Flüsse, über die er schiffen mußte, und die merkwürdigsten Gebirge, über welche sein Weg führte. Man setzt dabei voraus, daß er immer den geradesten Weg genommen habe, weshalb er sich hüten muß, einen Ort zu bringen, den er, wenn er die Reise wirklich gethan, nicht hätte berühren müssen. Hat der Wanderer seine Reisestrecke richtig angegeben, so spricht der Spielrichter wieder zu ihm:

„Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bei uns nicht sehen kann?“

Jetzt erzählt der Reisende allerlei Merkwürdigkeiten von den Städten, Gegenden, durch die sein Weg ihn geführt hat, und jeder von der Gesellschaft gibt acht, daß er nichts Unwahrscheinliches in seine Erzählung einmischt. Auch wird er über manches von der Gesellschaft befragt, das er der Wahrheit gemäß zu beantworten hat. Ist der Reisende fertig, so fragt der Spielrichter von neuem:

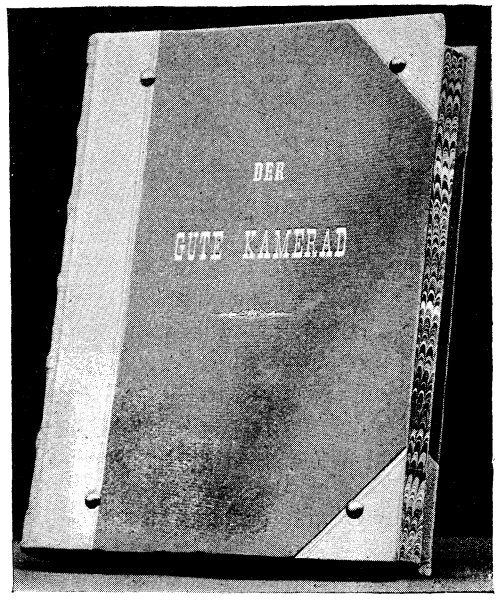
„Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?“

Nun erzählt der Reisende alles Merkwürdige, was er davon weiß. Hat er alles erzählt, so sagt endlich der Richter zu ihm:

„Hab' Dank, du guter Mann,
Für das, was du gesagt,
Bleib' bei uns, bis es tagt
Und nimm dies Schüßlein an!“

Hier übergibt der Richter dem Wanderer einige Früchte, die zum Zwecke des Spieles herbeigeschafft sind. Bringt er aber in seiner Reisebeschreibung etwas Falsches, z. B. einen falschen Ort, der nicht auf dem Weg liegt, oder ein Produkt, das nicht in dem Lande wächst, überhaupt eine Unwahrscheinlichkeit, so fällt die Gesellschaft mit Plumpsäcken über ihn her und jagt ihn mit den Worten zur Thüre hinaus:

„Fort, fort mit dir, du böser Gast,
Dieweil du uns bemogelt hast!“



Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 11. Sammelmappe.

Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz.

(Schluß.)

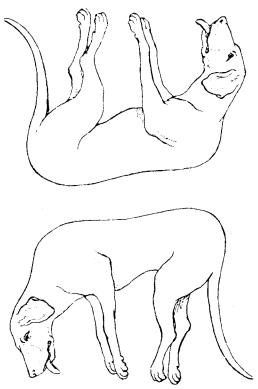
Der „Gute Kamerad“ würde den schon besprochenen Konkurrenzarbeiten gerne noch eine größere Anzahl anreihen, da noch viele darunter sind, die das Interesse unsrer lieben jungen Freunde in Anspruch nehmen und zu gelegentlicher Nachbildung Anlaß geben dürften, doch er muß sich aus räumlichen Gründen auf die Wiedergabe von weiteren vier solchen beschränken. — Adolf Horst in Colmar stellt uns ein Modell (Fig. 9) vor, in dem der prinzipielle Mechanismus der Dampfmaschine dargestellt ist. Die einzelnen Maschinenteile sind aus primitivem Holz-, Papp- und Drahtmaterial hergestellt, und es ist daher um so anerkennenswerter, daß das Werkchen, sobald die durch die Rückwand hindurchgehende Kurbel in Bewegung gesetzt wird, ganz trefflich funktioniert. Kamerad Horst hat uns gezeigt, wie nütz-

lich es ist, neben das theoretische Bücherstudium den praktischen Versuch zu stellen, denn, so schreibt er: „Erst nach vielem Probieren ist es mir gelungen, den richtigen Zusammenhang zu erkennen und ein solches Werkchen aufzubauen." Dieses gegebene gute Beispiel sei unsren jungen Freunden bestens empfohlen; durch praktische Bethätigung wird das Verständnis einer Sache immer ein gründlicheres, der Eindruck ein weit mehr nachhaltiger.

Eine Arbeit, die dem ersten Preise jedenfalls näher stehen würde, wären nicht, wie planmäßig, die Altersunterschiede zu berücksichtigen gewesen, ist das von Hans Siewert in Danzig eingesendete, in Fig. 10 wiedergegebene, in allen seinen Details selbst entworfene Holzkästchen. Das Original präsentiert sich weitaus vorteilhafter als unsre Nachbildung, da der dunkle Ton des ersteren zur photographischen Wiedergabe sich wenig eignet, die hübsche Zeichnung und die gut ausgeführte Schnitzerei also nicht vollgültig zum Ausdruck kommt. Das Kästchen macht einen so noblen Eindruck, daß es sich innerhalb der besten Zimmerausstattung als Schmuckstück sehen lassen kann.

Viele Anerkennung müssen wir der Geschicklichkeit und dem guten Geschmacke unsres Kameraden Hans Carpentier in Zürich zollen, der sich mit einer prächtigen und soliden Pappearbeit in Buchform eingestellt hat, dazu bestimmt, unsrem Leibblatt des Jahres über als Sammelmappe zu dienen. Der Grundton dieser Mappe ist dunkelgrün, Rücken- und Eckstücke zeigen naturfarbene Lederbesätze, davon sich die blitzblanke Nagelarbeit und die Goldpressung der Titelschrift aufs vorteilhafteste abheben.

Bilderrätsel.



Karo und Bello, tot fielen sie nieder,
Vier Linien dazu — da laufen sie wieder!

Schließlich sei noch eines Gegenstandes Erwähnung gethan, von der der Verfertiger Karl Schmidt zu Annaberg i. S. selbst sagt: „Es hat mir diese Arbeit sehr viele Mühe gekostet, was man ihr gar nicht ansieht, denn ich habe noch nie eine solche

Von der Weihnachtsarbeit-Konkurrenz. Figur 12. Automatische Wage.

automatische Wage von innen gesehen." Um so anerkennenswerter sind Fleiß und Ausdauer, die, wie wir durch wiederholte Erprobungen konstatieren können, schließlich doch zum Gelingen führten, denn der Chinamann mit dem langen dünnen Schnauzbart orakelt über die Schwere der ihm vorgelegten Gegenstände ganz trefflich. „Man lege," schreibt der Erbauer, „das, was man wiegen will, auf die vor ihm befindliche Tischplatte und sehe dann nach der in der Stirn angebrachten Höhlung, so wird man durch die in derselben erscheinenden Ziffern alsbald erfahren, wieviel der Gegenstand wiegt. Dabei wird der Chinese auch noch die Augen verdrehen!" Daß er das letztere in der lieblichsten Weise thut, das kann der „Gute Kamerad" gleichfalls bestätigen.

Humoristisches.

In das Fremdenbuch von K. hatte ein Herr des Namens Weisheit, der bei jeder Gelegenheit seinem Namen Ehre zu machen und den Gelehrten zu spielen sucht, sich mit den Worten verewigt: „Ich liebe bei allen Sachen nur den Kern." Darunter schrieb ein andrer: „Du Narr, mit dir ist gut Kirschen essen!"

Logogriph.

Mein Heimatsstädtchen ist's mit h,
Alltäglich brauche ich's mit k;
Vor Wassersnot schützt es mit d,
An Farbe gleicht's mit l dem Schnee.

Scharade.

Die Erste findest du in Nassau,
Die Zweite liegt in Bayern,
Die Dritte doch in Holland,
Das Ganze in Westfalen.

Auflösung der Scharade in Nr. 14.

„Flußbett."

Auflösung des Ergänzungsrätsels in Nr. 14.

	Zu ave
Soli	man
	tu ba
Almeri	a
	in go
	ban dage
So	den

Zu Mantua in Banden.

Auflösung des Abstrichrätsels in Nr. 14.

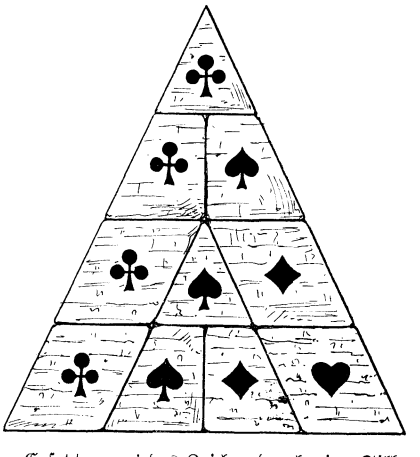
„Erst wägen, dann wagen."

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 13.

(Oberbayerisch.)

's A is e o, jetzt is E a o.
(Das A [die A-Saite] ist ohnehin ab, jetzt ist's E [die E-Saite] auch ab.)

Pyramidenrätsel.



Ersetzt man jedes Zeichen durch eine Silbe, welche denselben Vokal hat, wie die Bedeutung des Zeichens, so erhält man in den einzelnen Etagen folgendes:

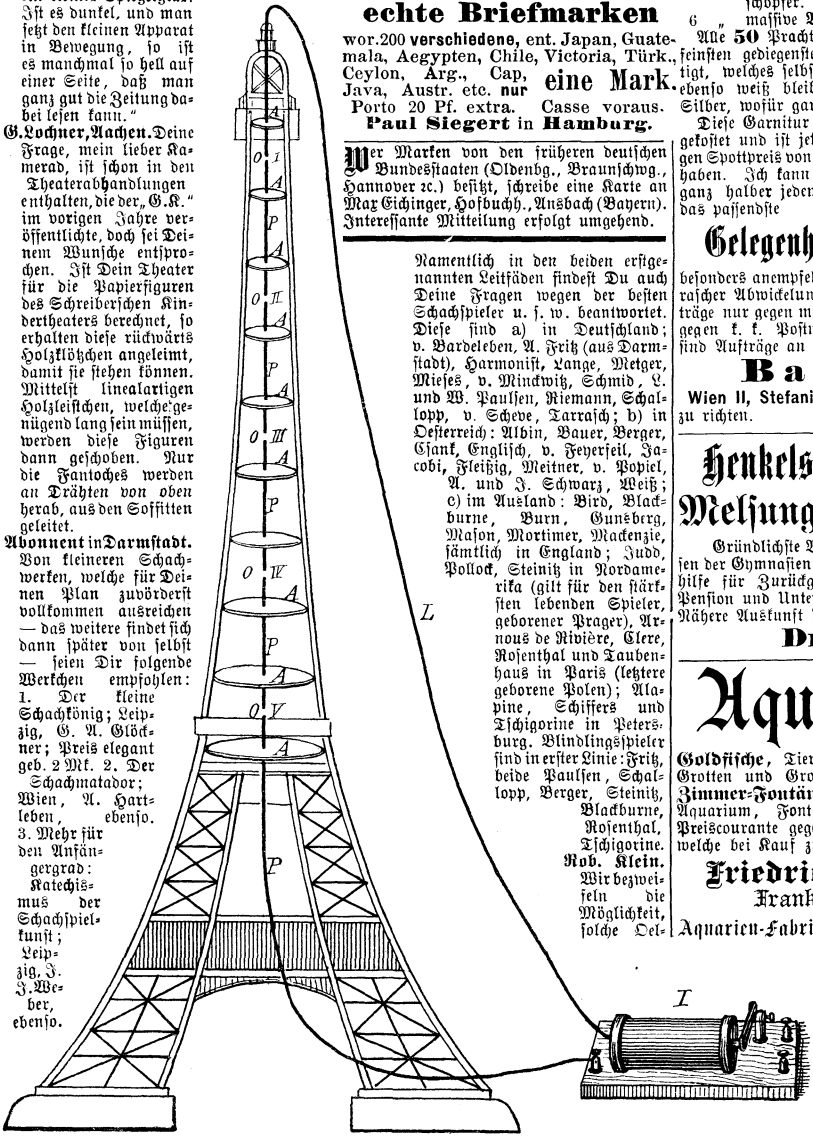
1. Eine Note.
2. u. 3. Je ein Mann aus der Bibel.
4. Ein weiblicher Vorname.

Fragen und Antworten.

Kamerad Eckstein aus Göttingen schreibt: „Ein Versuch, den Eifelturm elektrisch zu beleuchten, ist mir prachtvoll gelungen. Wohl fast in jeder Papierwarenhandlung ist ein Eifelturm aus Pappe zum Aufbauen zu haben. In dem Turme befestigte ich nun Gummiplatten, in deren Mitte ein Loch war, so daß ein Querschnitt durch den Turm etwa wie nebenstehend aussah: E Ecken des Eifelturmes, bei A wird der Ring vermittelst dünner Fäden befestigt. Nachdem ich nun 10 solche Ringe befestigt hatte, da leitete ich einen Platindraht durch den ganzen Turm, den ich befestigte, indem ich den Draht durch die Löcher der Gummiringe laufen ließ. Wo dann ein elektrisches Licht sein sollte, da durchschnitt ich den Draht, so daß fünf Unterbrechungen da waren. Zur Erläuterung soll die zweite Zeichnung dienen, die zwar nicht gerade schön geworden, aber hoffentlich ausreicht, ihren Zweck zu erfüllen. A A sind die Gummiringe, P P Platindraht, O O sind die Unterbrechungen, L ist der Leitungsdraht, I soll einen Induktionsapparat vorstellen. Wenn der elektrische Strom nun bei O I angekommen ist, dann springen elektrische Funken über, was ein schwaches Licht gibt; will man den Schein des Lichtes erhöhen, so hängt man O gegenüber an eine Seite des Turmes ein kleines Spiegelglas. Ist es dunkel, und man setzt den kleinen Apparat in Bewegung, so ist es manchmal so hell auf einer Seite, daß man ganz gut die Zeitung dabei lesen kann."

G. Lochner, Aachen. Deine Frage, mein lieber Kamerad, ist schon in den Theaterabhandlungen enthalten, die der „G. K." im vorigen Jahre veröffentlichte, doch sei Deinem Wunsche entsprochen. Ist Dein Theater für die Papierfiguren des Schreiberschen Kindertheaters berechnet, so erhalten diese rückwärts Holzklötzchen angeleimt, damit sie stehen können. Mittelst linealartigen Holzleistchen, welche genügend lang sein müssen, werden diese Figuren dann geschoben. Nur die Fantoches werden an Drähten von oben herab, aus den Soffitten geleitet.

Abonnent in Darmstadt. Von kleineren Schachwerken, welche für Deinen Plan zuvörderst vollkommen ausreichen — das weitere findet sich dann später von selbst — seien Dir folgende Werkchen empfohlen: 1. Der kleine Schachkönig; Leipzig, G. A. Glöckner; Preis elegant geb. 2 Mk. 2. Der Schachmatador; Wien, A. Hartleben, ebenso. 3. Mehr für den Anfängergrad: Katechismus der Schachspielkunst; Leipzig, J. J. Weber, ebenso.



Elektrische Beleuchtung des Eifelturms. (Beschreibung siehe unter Fragen und Antworten.)

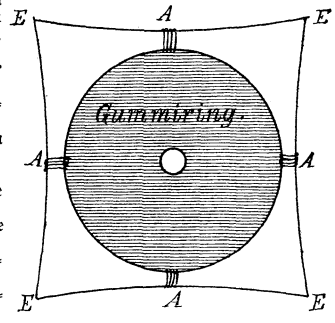
Namentlich in den beiden erstgenannten Leitfäden findest Du auch Deine Fragen wegen der besten Schachspieler u. s. w. beantwortet. Diese sind a) in Deutschland; v. Bardeleben, A. Fritz (aus Darmstadt), Harmonist, Lange, Metger, Mieses, v. Minckwitz, Schmid, L. und W. Paulsen, Riemann, Schallopp, v. Scheve, Tarrasch; b) in Oesterreich: Albin, Bauer, Berger, Cjank, Englisch, v. Feyerfeil, Jacobi, Fleißig, Meitner, v. Popiel, A. und J. Schwarz, Weiß; c) im Ausland: Bird, Blackburne, Burn, Gunsberg, Mason, Mortimer, Mackenzie, sämtlich in England; Judd, Pollock, Steinitz in Nordamerika (gilt für den stärksten lebenden Spieler, geborener Prager), Arnous de Rivière, Clere, Rosenthal und Taubenhaus in Paris (letztere geborene Polen); Alapine, Schiffers und Tschigorine in Petersburg. Blindlingsspieler sind in erster Linie: Fritz, beide Paulsen, Schallopp, Berger, Steinitz, Blackburne, Rosenthal, Tschigorine.

Rob. Klein. Wir bezweifeln die Möglichkeit, solche Oel-flecken aus Papier spurlos entfernen zu können. Am besten, Du schreibst an die betreffende Verlagshandlung und bittest um ein neues Blatt. Du läßt dann vom Buchbinder das beschmutzte aus dem Markenalbum herausschneiden und das neue einkleben.

Hoffmann. Der „G. K." soll Dir ein Uebungsbuch zum Selbstunterricht in der italienischen Sprache nennen. Laß Dir das System Rosenthal in Briefen kommen, Leipzig, Rosenthalsche Verlagsbuchhandlung.

O. M. in M.-Gladbach. Um einen Phonographen zu erstehen, müssen wir schon fünf bis sechs Hundertmarkscheine in die Tasche stecken, dazu ein gutes Weilchen warten, bis wir überhaupt einen bekommen.

A. L. in Wiesbaden. Für die rätselhafte Inschrift freundlichen Dank.



Querschnitt mit Gummiplatte.

Ich möchte mit einigen deutschen Kameraden in Korrespondenz treten und zwar mit solchen, welche im Alter zwischen 13 und 15 Jahren stehen; nicht darunter und auch nicht darüber! Georg Hebens in Hamburg a. Elbe, Johns-Allee 14.

Liegnitz. Als Droguist hat man, wie in jedem andern kaufmännischen Geschäfte, eine drei bis vierjährige Lehrzeit durchzumachen. Es kann nur von Vorteil sein, wenn der zukünftige Droguist sich schon auf der Schule mit Botanik, Materialienkunde, Chemie u. s. w. fleißig beschäftigt; daß für diese kaufmännische Branche eine besondere Vorbildung gesetzlich vorgeschrieben, ist uns nicht bekannt. Freundl. Gruß!

E. von G. und H. von K. aus Gotha. Kommt, Kommt!

Joseph H. zu Neusatz in der Krim. Das liegt an Deiner Buchhandlung; bestehe energisch auf pünktlicher Lieferung.

Drei Obertertianer des Joachimthalschen Gymnasiums in Berlin teilen ihren Kameraden mit: „Wir haben uns jetzt nach O. Schulze's Anweisung einen Schraubendampfer gemacht. Das Fahrzeug läuft schauderhaft langsam, weil, wie uns ein Optiker sagte, die Zahnräder zu viel Kraft verbrauchen; überhaupt eigne sich ein Raddampfer, dessen Räder auf ähnliche Weise mit dem Treibrade verbunden werden könnte, viel besser!"

Max Bosselmann. Eine ausführliche illustrirte Anleitung zum Ausstopfen von Säugetieren und Vögel findest Du im III. Jahrgang des „Guten Kameraden", Seite 620.

L. B. in R. Du schickst uns eine „gräuliche" Uebersetzung, in der wir fast gar eine alte Bekanntschaft aufzufrischen glauben. Sie sei gleichwohl hierher gesetzt: toto ex ore crudelitas iminebat, zu deutsch: aus seinem ganzen Munde ragte die Grausamkeit hervor. Wirklich grausam!

Albr. Sch. in L. Na, wenn auch der eine oder andre Kamerad „Au!" schreit — schad't nix! Also, Frage:

Welcher Graf macht seinen Gästen ein Gesicht und läßt sich dann auch noch dafür bezahlen?

(Der Photograph.)

Welche Uhren gehen nicht und werden doch vom Uhrmacher mit aller Sorgfalt hergestellt?

(Die Brückenuhren.)

Deine mathematischen Probleme demnächst. Müssen einzelnes erst zeichnen lassen. Dank und Gruß.

Lustiges Kleeblatt H. R. L. Wie man sich norwegische Schneeschuhe, sogenannte „Ske" oder „Ski" machen kann, das hat der „G. K." Seite 193 des II. Jahrganges ausführlich geschildert. — Ja, es

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Echte Briefmarken! Billig 5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf. 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf. 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

1000 echte Briefmarken wor. 200 **verschiedene**, ent. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türk., Ceylon, Arg., Cap, Java, Austr. etc. **nur eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Casse voraus. **Paul Siegert in Hamburg.**

Wer Marken von den früheren deutschen Bundesstaaten (Oldenbg., Braunschwg., Hannover 2c.) besitzt, schreibe eine Karte an Max Eichinger, Hofbuchh., Ansbach (Bayern). Interessante Mitteilung erfolgt umgehend.

Solid und praktisch, für Neujahrsgeschenke passend!

Wegen gänzlicher Auflösung der **Tussischen** Britaniasilberfabrik gebe ich nachsteh. Speisegarnituren, bestehend aus 50 St., v. welchen jed. Stück den echten Fabrikstempel trägt, um d. staunend bill. Spottpreis von **nur M. 13. 50.**

ECHT VERBESSERTES BRITTANIA

6 Stück vorzügl. Tafelmesser Britaniasilberheft mit engl. Klinge.
6 „ Gabeln, Britaniasilber aus einem Stück.
6 „ Britaniasilb. Speiselöffel massiv.
12 „ Britaniasilb. Kaffeelöffel beste Qualität.
12 „ Britaniasilb. Eierlöffel feinste Sorte.
1 „ massiver Britaniasilb. Suppenlöffel.
1 „ massiver Britaniasilb. Milchschöpfer.
6 „ massive Britaniasilb. Messerleger.

Alle **50** Prachtgegenstände sind aus dem feinsten gediegensten Britaniasilber angefertigt, welches selbst nach 25jähr. Gebrauche ebenso weiß bleibt wie das echte 13löth. Silber, wofür garantirt wird.

Diese Garnitur hat früher Mark 40.— gekostet und ist jetzt um den staunend billigen Spottpreis von nur **M. 13.50** bei mir zu haben. Ich kann diese Garnitur ihrer Eleganz halber jedem Haushalt wie auch als das passendste

Gelegenheits-Geschenk

besonders anempfehlen. Wegen erforderlicher rascher Abwickelung werden schriftliche Aufträge nur gegen mitfolgende Cassa, eventuell gegen k. k. Postnachnahme effektuirt und sind Aufträge an

Balsam,

Wien II, Stefaniehof, Bureau 61, S. S. zu richten.

Henkels Lehranstalt Melsungen b. Kassel.

Gründlichste Vorbereitung für alle Klassen der Gymnasien und Realanstalten. Nachhilfe für Zurückgebliebene. Gute Pflege. Pension und Unterricht jährlich 900 Mark. Nähere Auskunft durch den Vorsteher

Dr. Armbrust.

Aquarien,

Goldfische, Tiere, Muscheln, Pflanzen, Grotten und Grottensteine. Selbstthätige **Zimmer-Fontänen** mit Blumentisch und Aquarium, Fontänentriebwerke. Illustr. Preiscourante gegen 40 Pfg. in Marken, welche bei Kauf zurückvergütet werden.

Friedrich Schmitt,
Frankfurt a. M.
Aquarien-Fabrik. — Goldfisch-Depot.

Deutsche Lehrmittel-Anstalt, Frankfurt a. M., versendet illustrierten Katalog kostenfrei.

100 versch. Briefmkn.: Aegypten, Brasilien, Venezuela, Türkei 2c. **1 M.**
Hg. Buck, Ulm a. D. Preisliste gratis.

ist das Schneeschuhlaufen ein gesunder Sport, nur heißt es im Anfange, namentlich an Berghängen mit starker Neigung, recht acht haben; man saust hinab wie der Wind und, pardauz, da liegt man auf der Nase. — Ausnahmsweise kann eine solche Aufnahme gewährt werden, Voraussetzung ist dabei aber immer, daß der Bewerber in der bezüglichen Lehranstalt das in Preußen für die Entlassungsprüfungen bei den Real-Progymnasien vorgeschriebene Maß von Kenntnissen der lateinischen Sprache erworben hat.

B. R. in **Konitz.** Ueber Lichtanlagen, betrieben durch Elemente, hat der „G. K." schon oft berichtet, so in Nr. 29 des III. Jahrganges an Rudolf Lohmann in Hagen, oder in Nr 13 desselben Jahrganges an Felix Kohn. — Du wünschest ferner das Rezept für Herstellung eines Chromsäure-Elementes zu wissen. Es ist die letztere aus folgender Mischung herzustellen: Auf 100 Teile 37 Teile Schwefelsäure und 23 Teile doppeltchromsaures Kali. Die Art, wie man zu Werke zu gehen hat, ist die folgende: Man nimmt das Kali, zerstößt es ganz fein und bringt etwa den gleichen Teil Schwefelsäure dazu; unter stetem Umrühren setzt man der sich selbst erwärmenden Flüssigkeit Wasser bei und zuletzt den übrigen Teil Schwefelsäure; die beiden Elektrode sind nicht eher in die Flüssigkeit zu stellen, bis alles Kali gelöst ist; die Stärke des Stromes hängt sehr von der richtigen Herstellung der Säure ab; auch sind dabei nur gute Chemikalien zu verwenden. — Das Buch: „Die Elektricität im Dienste der Menschheit" von Ritter von Urbanitzky kann nur bestens empfohlen werden. Gruß!

Müller in **H.** Lieber Freund, wozu solche Mätzchen? Fest zugegriffen!

Fritz B. in **Sp.** Sehr brav! Deine Erinnerung deckt sich mit unsrer oft ausgesprochenen Bitte. **Kameraden vergesset nicht, den Vögeln reichlich Futter zu streuen! Eure Lieblinge lohnen es euch im Frühjahr tausendfältig.**

K. Buttmann in **Greifswald, Daustr. 20,** bittet seine lieben Kameraden ihm mitzuteilen, wie ein Schokolade-Automat (Stollwerk) innen beschaffen ist.

A. S. in **Leidenscheid.** Herzlichen Dank. Das Weihnachtsfüllrätsel ist leider etwas zu spät gekommen.

H. E. in **Göttingen.** Deine Postkarte an Peter Schnäuzchen weiter gegeben. Wird sich wohl erweichen lassen.

H. R. 13. Ja, da hat der Peter wieder einen Schnitzer gemacht. Sandwichsinsulaner, die 1700 m hoch sind, ei der Tausend, müßten das lange Kerle sein!

Ein Fragezeichen in **G.** Du willst ein Bild des schneidigen Quincy? Geduld wollen sehen, was sich machen läßt. — Verschaffe Dir doch das öfter genannte „Lehrbuch über Stubenvogelpflege, Abrichtung und Zucht" von Dr. Karl Ruß. Eine erschöpfende Behandlung dieses Gegenstandes ist mit Rücksicht auf den Raum hier unmöglich.

„Lieber, guter Kamerad! Wenn Du erlaubst, möchte ich auch einmal eine Kleinigkeit für den Experimentiertisch beitragen: Man nimmt eine Holzkohle, bohrt in dieselbe ein Loch. In dieses legt man ein kleines (□) Stückchen Antimon (Sb.) Erhitzt man dasselbe durch die Stichflamme bis es rotglühend sich zur Kugel geballt hat, und wirft sie dann in einen bereitstehenden Pappkasten, so zerteilt sie sich in viele, kleine Kügelchen, die wie Gummibälle gar lustig umherhüpfen und jedesmal, wo sie aufliegen, einen schwarzen Punkt oder Strich hinterlassen. Holzkohle sowohl, als auch Antimon, ist bei jedem Chemikalienhändler zu haben; erstere kann man sich nötigenfalls selbst herstellen, letzteres bekommt man auch in einer Letterngießerei (Buchdruckerei), um wenig Geld. Mit herzlichem Gruß verbleibe ich *X. Y. Δορτμουνδ, Ψβερ-Τερτιάνερ.*" — Für die Mitteilung des Experimentes schönen Dank, Gruß freundlich erwidert.

Tauschmarkt.

Ein Paar weiße Mäuse oder ein lebendiges Wiesel möchte ich gegen seltene Mineralien oder sehr seltene Versteinerungen umtauschen. Richard Michel in Zabern, Maurengasse 10.

Hans Heiß in **München, Fraunhoferstr. 15, II l.,** ist Anfänger im Briefmarkensammeln und bittet die lieben Kameraden, seine Sammlung durch Zusendung einiger Dubletten gütigst vergrößern zu wollen.

Für eine große Briefmarkensammlung gebe ich einen photograph. Apparat. Bruno Baranek in Gleiwitz, Gr. Mühlstr. 1.

Ich möchte meine Stempelsammlung ca. 200 Stück, gegen Briefmarken umtauschen, R. Elfeis in Hamburg, St. Pauli, Wilhelminenstr. 57.

Kann mir einer der Kameraden ein Chromsäureflachen-Element, oder eine Stirnsche Geheimkamera, gegen eine noch fast neue, mit großem Schwungrad versehene Dampfmaschine abgeben? Heinrich John in Gießen, Frankfurterstraße 6.

Meine Münzensammlung von 180 Stück, darunter 40 silberne, habe abzugeben und erbitte Angebote. P. Messow bei Dr. Löwenberg in Berlin W., Steglitzerstraße 86 III.

Seltene Marken gegen andre tauscht G. Weil, Gymnasiast Freiburg i. Br., per Adresse Herrn Heidingsfeld, Gerberau Nr. 1.

Karl Pfeil, per Adr. Frau E. Pfeil in **Biedenkopf (Hessen-Nassau),** tauscht Briefmarken, Münzen und Stempel.

Möchte gerne mit einem Kameraden zum Zwecke Markentausches in **Korrespondenz** treten. August Bodenstedt in Bremen, Contrescarpe 5.

Habe ein hohes Zweirad abzugeben gegen einen photographischen Apparat mit Zubehör nebst Druckerpresse mit Lettern. Nehme aber auch andre Sachen. Max Hirsch in Saargemünd, Kreuzstraße 12. (Lothr)

Max Philipsohn in **Dresden, Lindenaustr. 10,** wünscht mit einigen Kameraden wegen Austausches von Schmetterlingen in brieflichen Verkehr zu treten.

Möchte mit Kameraden in **Afrika, Asien** und Australien in lebhaften Briefmarkentausch oder Briefverkehr treten. R. Fritzweiler in Neustadt a. H., Rheinbayern.

Ich vertausche meine Taschenspielerkarten gegen eine gut erhaltene Dampfmaschine (keine selbstgemachte!) F. Eckmann in Riga (Rußland), gr. Schloßstr. 24, Börsenhaus.

Habe bayer. Freimarken (vor 1870) und eine Druckerpresse mit 170 Lettern gegen einen photographischen Apparat mit Zubehör zu vertauschen. Karl Geigel zu Colmar. i. E.

A. Wiedemann jr., Liegnitz, Hotel Rautenkranz, sucht eine Sachsen 3 Pfg. rot, gibt Marken für Edel- und Halbedelsteine.

Zwei größere Glühlampen möchte ich gegen solche der kleinsten Sorte vertauschen. Gustav Hugendubel in Stuttgart, Holzstr. Nr. 6.

Suche eine Druckerpresse und gebe dafür einen elektrischen Apparat, Hermann Gesellius in Helsingfors (Finnland).

Eine gut funktionierende Dampfmaschine hat zu vertauschen Erich Vinth in Dessau, Poststraße 2.

Karl Malcomeß in **Kassel, Akazienweg 19,** sammelt silberne Münzen und gibt dafür Marken.

Suche eine echte Fischbein-Reitpeitsche und Sporen. Gebe dafür ein Paar Schlittschuhe. Erwin Riebold in Thorn, Brückenstr. 9./10.

Wilh. von Kleist in **Stettin, Elisabethstr. 20,** sucht Briefmarkentauschverbindung mit ausländischen Kameraden.

Habe viele Briefmarken zu vertauschen, darunter die rote italienische Nachportomarke zu 100 Lire, gestempelt (große Rarität). Walther Schneider in Königsberg i. Pr., Vorderroßgarten 55.

Vertausche alte und neue russische Marken und Ganzsachen. Zusender von alten deutschen Marken bekommen die gleiche Anzahl russische. C. Wagner, Charkoff, (Rußland), Rümarskaja Nr. 2.

Habe einen guterhaltenen Induktionsapparat zu vertauschen. Erwünscht wären Marken, Münzen, chemische oder physikalische Apparate. Hermann Grombacher in Heilbronn.

Oskar von Albori in **Triest** hat Marken (besonders montenegrinische) zu vertauschen.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

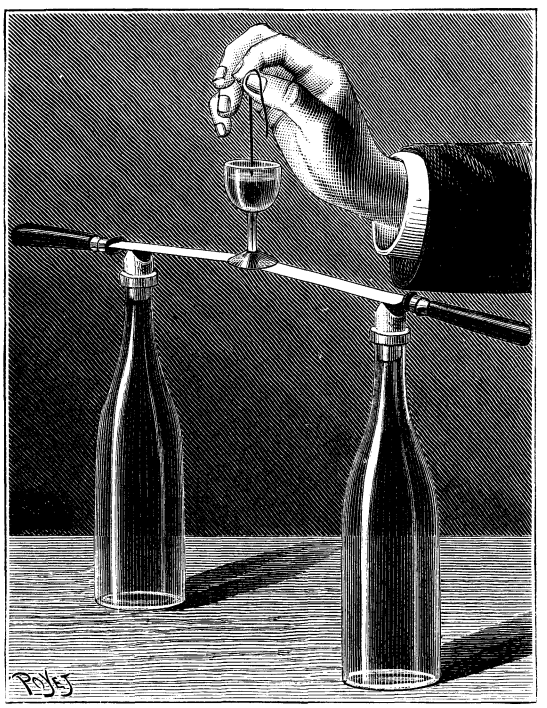
Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Wir empfehlen als schönstes Festgeschenk

Das Neue Universum,

reich illustriert, Preis geb. M. 6. 75,

ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.



Das schwebende Glas.

Man nimmt zwei gleich große Flaschen, deren Korke aus den Flaschenhälsen gleich weit hervorstehen und oben keilförmig zugeschnitten sind. Auf diese Korke legt man dann zwei Tischmesser mit nach innen gekehrter Klinge, ohne daß sich deren Spitzen berühren, und stellt auf letztere ein dünnwandiges Kelchglas, in welches in solcher Höhe Wasser oder eine andre Flüssigkeit gegossen wird, daß das Glas nach einigen Versuchen mit den schweren Messerheften ins Gleichgewicht gebracht und hierdurch in der Schwebe gehalten wird.

Taucht man nun eine kleine, an einem Faden hängende Metallkugel, Münze oder einen Knopf in die Flüssigkeit, so senkt sich das auf den Messerspitzen ruhende Glas und nimmt wieder die frühere Stellung ein, sobald die Kugel ꝛc. aus dem Glase gehoben wird. In dieser Weise kann das Glas auch nach dem Takte der Musik schwingen, wenn nicht ein schadenfroher Kobold den Tanzbewegungen ein rasches Ende bereitet und das Glas zu Falle bringt.

Hübsch ausgeführte

Einbanddecken

zu

Spemanns Illustrierter Knaben-Zeitung

„Der Gute Kamerad"

sind zum Preise von **90** Pfg. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 16.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

> Der Mensch muß „Hammer“ oder „Amboß“ sein —
> Dies Meisterwort mag gar erhaben klingen,
> Und dennoch sagt dazu das Leben: Nein,
> „Schmied“ muß man sein vor allen Dingen.
>
> Richard Schmidt-Cabanis.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Sie blieben ziemlich lang in dem Tokul; aus diesem gingen sie auch in die übrigen Vorratshäuser. So oft der Buluk aus einem derselben trat, sah man sein Gesicht glückseliger strahlen. Als er das letzte verschlossen hatte, legte er dem Feldwebel die Hand auf die Achsel und sagte:

„Jetzt schwöre mir bei deinem Barte, daß du von dem Gelingen deines Planes vollständig überzeugt bist!“

Der Anblick der reichen Vorräte hatte ihn für den Tschausch vollständig gewonnen.

„Ich schwöre es!“ antwortete dieser, indem er die Hand erhob.

„Und du rätst mir wirklich, ihn auszuführen?“

„Ja, das rate ich dir, und wenn du später eine Million Abu Noqtah*) besitzest, so wirst du mir es Dank wissen, dir diesen Rat gegeben zu haben.“

„Aber wir allein können es doch nicht unternehmen?“

„Wir beide? Nein. Wir müssen unsre Soldaten dazu haben.“

„Werden sie es thun?“

„Ganz gewiß. Dafür laß mich sorgen. Ich werde mit ihnen sprechen.“

„Dann aber werden sie die Beute mit teilen wollen.“

„Darauf gehen wir nicht ein. Es würde jeder gleichviel erhalten, und so hätten wir die Mittel nicht, eine neue Seribah anzulegen. Ich verspreche einem jeden den doppelten Sold, wenn sie uns dienen wollen, und ihnen allen die Beute, welche Abd el Mot zurückbringen wird. Auf diese Weise bleibt uns alles, was sich hier in Omm et Timsah befindet.“

„Die Beute, welche Abd el Mot bringt? Wie kannst du ihnen diese versprechen? Du hast sie ja nicht!“

„Aber ich werde sie haben, denn ich nehme sie ihm ab.“

„Allah kerihm — Gott ist gnädig! Er wird dir doch nicht den Verstand verwirrt haben!“

„Nein, das hat er nicht. Mein Plan geht weiter, als du meinst. Ich werde Abd el Mot entgegenziehen und ihn während seiner Rückkehr überfallen.“

„Deinen eigenen Vorgesetzten!“

– „Schießt, schießt!“ rief Abd el Mot, worauf sein Nachbar das Gewehr an die Wange zog, und schnell losdrückte. –

*) Mariatheresienthaler.

„Schweig! Er hat mir meinen Rang genommen und mich in das Gefängnis werfen lassen; das muß er büßen."

„Aber es sind fünfhundert Krieger bei ihm!"

„Ich verheiße auch ihnen doppelten Sold, und außerdem dürfen sie in Gemeinschaft mit unsern fünfzig Mann die Beute, welche sie in Ombula gemacht haben werden, unter sich teilen. Darauf werden sie ein- und zu mir übergehen. Wer das nicht thut, der wird getötet, oder er mag laufen, wohin er will."

„Bist du toll? Wenn sie nun alle Abd el Mot treu bleiben wollen, so sind wir verloren. Sie sind uns zehnfach überlegen."

„Das schadet nichts. Ich weiß schon, in welcher Weise ich ohne alle Gefahr an sie kommen werde. Die Hauptsache ist, daß wir nicht säumen. Abu el Mot will viele Nuehrs anwerben und mitbringen. Trifft er mit diesen hier ein, während wir noch da sind, so ist es aus mit unsrem schönen Plane."

„Dieser wird überhaupt nicht ausgeführt werden," meinte der Buluk.

„Warum?"

„Weil er zu gefährlich ist. Du willst weiter gehen, als ich dachte."

„So ziehst du dich zurück?"

„Ja. Ich wäre sehr gern reich geworden; aber ich sehe ein, daß unser Leben verloren ist. Ich mache nicht mit."

„So wird mein Plan doch ausgeführt!"

„Von wem?"

„Von mir!"

„Von dir? Das ist ja ganz unmöglich, da du mein Gefangener bist!"

„Ja, der bin ich freilich. Aber ich werde mit deinen Leuten sprechen und bin überzeugt, daß sie mir sofort zustimmen werden. Dann aber wirst du mein Gefangener sein, falls du dich feindlich gegen uns verhältst."

„Allah, Allah!" rief der Buluk erschrocken. „Du hast mir ja versprochen, nicht zu entfliehen!"

„Ich halte auch mein Wort. Ich habe nicht die mindeste Lust zur Flucht. Ich will vielmehr von hier fortziehen als Sieger, als Besitzer alles Eigentums, aller Herden und auch aller Sklaven, die sich hier befinden und natürlich mitgenommen werden."

„Du bist ein schrecklich entschlossener Mensch!"

„Ja, entschlossen bin ich, und ich wünschte sehr, daß auch du es wärest. Jetzt ist es noch Zeit für dich. Sage ja dazu, so wirst du Mitbesitzer. Sagst du aber nein, so wirst du ausgestoßen oder darfst höchstens als gewöhnlicher Asaker mit uns gehen. Ich möchte nicht gern hart gegen dich verfahren, muß es aber thun, wenn du mich dazu zwingst. Also entscheide dich schnell! Willst du nichts wagen und von uns ausgestoßen sein, oder willst du mutig auf meinen Plan eingehen, mein Unterbefehlshaber sein und reich werden?"

Der Buluk blickte einige Zeit zur Erde nieder. Dann antwortete er in entschlossenem Tone:

„Nun wohl, ich bin mit dir einverstanden. Ich sehe ein, daß ich es bei dir und auf deine Weise weiter bringen kann als bei Abu el Mot, bei welchem ich höchstens das bleiben werde, was ich jetzt bin, ein armer Buluk. Wir werden Sklaven machen, Tausende von Sklaven, und wenn wir reich genug sind, gehen wir nach Kahira, kaufen uns Paläste und führen ein Leben wie die Gläubigen im Paradiese."

„Gut, so gib mir die Schlüssel!"

„Muß das sein?"

„Ja, denn ich bin jetzt der Herr von Omm et Timsah."

Er bekam die Schlüssel zu den Magazinen und ging dann mit dem Buluk welchem das Herz außerordentlich klopfte, nach der Stelle, an welcher die weithin schallende Trommel an einem Pfahle hing. Auf den Schall derselben mußten alle zu der Niederlassung Gehörigen, sogar die draußen bei den Herden befindlichen Wächter, auf dem Versammlungsplatze in der Mitte der Seribah erscheinen.

Er rührte selbst die Trommel, und binnen wenigen Minuten befanden sich alle zurückgebliebenen Sklavenjäger auf dem Platze. Sie wunderten sich nicht wenig, als sie den gefangenen Tschausch neben dem Buluk stehen sahen. Aber ihre Verwunderung ging noch auf ganz andre Gefühle über, als er zu sprechen begann.

Er stand unbewaffnet vor ihnen, ohne alle Furcht und Sorge, daß sein kühnes Unternehmen mißlingen könne. Er kannte seine Leute. Sie gehörten, wie ja er auch selbst, dem Abschaume der Menschheit an; sie besaßen weder Gefühl noch Gewissen oder Religion, denn was sie von der letzteren hatten, das bestand nur in der Befolgung äußerer Formen, deren Bedeutung sie kaum kannten. Ein abenteuerliches Leben hinter sich und auch vor sich, waren sie an alle Gefahren gewöhnt und schreckten vor nichts zurück, was ihnen irgend einen Vorteil bringen konnte. Sie waren also ganz die Leute, für welche der Plan des alten Feldwebels paßte.

Er schilderte ihnen ihr jetziges, resultatloses Leben, entwickelte ihnen seinen Plan, soweit er dies für nötig hielt, nannte ihnen die Vorteile, welche ihnen derselbe bringen mußte, versprach ihnen, solange sie in seinem Dienste bleiben würden, einen doppelt höheren Sold als denjenigen, den sie jetzt erhielten, und sagte ihnen endlich, daß Abd el Mot die ganze Beute abgenommen werden sollte, um verteilt zu werden. Als er sie dann fragte, ob sie bereit seien, ihm zu dienen, sagten sie dies jubelnd zu. Kein einziger schloß sich aus; kein einziger schien auch nur das allergeringste Bedenken zu hegen. Nur verlangten sie Merissah, um diesen glücklichen Tag feiern und sich berauschen zu können.

Ohne ihnen zunächst eine Antwort zu geben, nahm er sie in Eid. Da kein Fakir oder andrer Geistlicher zugegen war, holte er aus Abu el Mots Tokul, einen für solche Zwecke vorhandenen Koran, auf welchen jeder einzelne die rechte Hand zu legen hatte. Ein solcher Schwur war ihnen als Moslemim heiliger als einer, welcher ihnen von einem Imam abgenommen worden wäre. Dann erst, als sie nun fest zu ihm gehörten, versagte er ihnen die Erfüllung ihres Wunsches nach dem betäubenden Getränk.

Er stellte ihnen vor, daß kein Augenblick zu verlieren sei, da Abu el Mot noch heute mit den angeworbenen Nuehr eintreffen könne. Er überzeugte sie von der Notwendigkeit, sofort an das Werk zu gehen, und verhieß ihnen aber für dann, wenn sie sich in genügender Entfernung befänden, nicht nur einen, sondern mehrere Freudentage.

Sie mußten einsehen, daß er recht hatte, und ergaben sich in das Unvermeidliche. Um sie für diese Entsagung zu belohnen, verteilte er eine solche Quantität Tabak unter sie, daß sie auf Wochen hinaus mit dem geliebten Genußmittel versehen waren.

Nun wurden die Waren und alles, was mitgenommen werden konnte, vor die Umzäunung geschafft und die Rinder herbeigeholt, um sie zu beladen. Das war eine lange und schwere Arbeit, die erst gegen Mittag überwältigt war. Dann befestigte man die Sklaven und Sklavinnen,

von denen gegen dreißig da waren, mit gebundenen Händen an ein langes Seil, und der Zug war zum Aufbruche bereit.

Jetzt wurde Feuer an die Tokuls gelegt. Der Noger, welchen Abu el Mot zu seinen Sklavenjagden per Wasser zu gebrauchen pflegte, wurde auch in Brand gesteckt. Die glühende Sonne hatte das Material so vollständig ausgedörrt, daß sich das Feuer mit rasender Schnelligkeit verbreitete, und bald auch den großen, äußeren Dornenzaun ergriff. Es war vorauszusehen, daß die Seribah nach Verlauf einer Stunde in einen glühenden Aschenhaufen verwandelt sein werde. Die große Glut trieb Menschen und Tiere fort. Der Zug bewegte sich in derselben Richtung, in welcher heute früh die Ghasuah nach Süden gezogen war. — —

Die erste Abteilung der letzteren, die Reiter, waren so schnell wie möglich der Fährte der beiden entflohenen Neger gefolgt. Der Fluß machte hier eine bedeutende Biegung nach links, also nach Osten; die Spur führte in fast schnurgerader Linie in eine baumlose Steppe hinein, deren kurzes Gras, von der Sonne verbrannt, wie vom Winde zerstreutes Heu am Boden lag. Der weit sich hinausdehnende Horizont war ringsum durch keinen einzigen erhabenen Punkt markiert.

Die Stapfen der Neger waren auf der harten Erde nicht zu erkennen; aber der Hund war seiner Sache gewiß, und geriet nicht für einen einzigen Augenblick in Unsicherheit.

Stunde um Stunde verrann. Die Strecken, welche man zurücklegte, wurden immer bedeutender, und noch immer war von den Flüchtigen nichts zu sehen. Sie mußten, wenn auch nicht im Galopp, doch immer im scharfen Trabe gelaufen sein, eine ganz außerordentliche Leistung, wenn man bedachte, daß sie einen Zeitvorsprung von nur zwei Stunden gehabt hatten.

Freilich waren die Pferde der Sklavenjäger bei weitem keine Radschi bak*). Im Sudan verkommt die beste Pferderasse sehr schnell, teils infolge der Feuchtigkeit zur Regenzeit, mehr noch aber durch die unvernünftige Behandlung seitens der dortigen Völker und der außerordentlichen Stechfliegenplage. Berüchtigt sind die Baudah- und Surrehtafliegen.

Zur heißen Jahreszeit trocknet der Boden so aus, daß die Pferde kein Futter finden. Da ziehen sich die Fliegen an die Flüsse zurück. Dann aber, wenn sich die Vegetation zu regen beginnt, entwickelt sich die Insektenwelt, und besonders die Familie der Dipteren zu einer geradezu entsetzlichen Landplage. Ungeheure Schwärme stechender Mücken und Fliegen erfüllen die Luft und peinigen Menschen und Tiere auf das fürchterlichste. Die Pupiparen*) bedecken dann die Pferde, Rinder, Kamele und andre Tiere in so ungeheurer Menge, daß die Haut gar nicht zu sehen ist. Die Surrehta**) wird den Tieren geradezu lebensgefährlich; dasselbe sagt man auch von der berüchtigten Tsetse***). Doch darf man ja nicht denken, daß der Stich oder Biß eines oder einiger dieser Insekten den Tod herbeiführt. Diese weitverbreitete Anschauung ist grundfalsch.

Geradezu undurchsichtige Mengen von Tabaniden, Culicinen, Sippobosciden, Musciden und wie sie alle heißen, hüllen die armen Tiere förmlich ein, so daß der ganze Körper derselben eine einzige große Wunde wird. Das unaufhörliche Ausschlagen, Stampfen und sich Bäumen ermüdet das befallene Tier, raubt ihm jede Ruhe und benimmt ihm auch den Appetit. Eine solche Tage, Wochen und Monate währende Tortur muß es krank machen, und schließlich umbringen. Der geringste Hautriß oder Satteldruck wird da zur jauchigen, von Maden wimmelnden Wunde, welche den Untergang des Tieres nach sich zieht. Die Pferde, Rinder und Kamele besitzenden Stämme ziehen um diese Zeit, um ihre Tiere zu retten, nach dem Norden.

Aus diesem Grunde und noch andern Ursachen wird man im Sudan selten ein gutes Pferd zu sehen bekommen. Auch diejenigen, auf denen die Truppe Abd el Mots ritt, waren von der letzten Regenzeit und der jetzigen Dürre so mitgenommen, daß große Ansprüche an sie nicht gemacht werden konnten. Man mußte sie öfters langsam gehen lassen; sie trieften von Schweiß und hatten kurzen Atem. Diesem Umstande allein hatten die beiden Neger es zu verdanken, daß sie nicht so schnell eingeholt wurden.

Gegen Mittag rückte der östliche Horizont näher. Ein schwarzer Strich, welcher sich dort zeigte, ließ auf Wald schließen. Der Bahr Djur-Arm des weißen Niles kehrte von seinem Bogen zurück. Die Gräser waren hier weniger dürr, und endlich traten einzelne Suffarahbäume†) vor die Augen. Diese Akazienart hat eigentümliche Anschwellungen an der Basis der Stacheln, aus denen sich die sudanesischen Jungens Pfeifen zum Spielen machen. Suffar heißt im sudanesischen Dialekte „pfeifen"; daher der Name dieses Baumes.

Der Hund lief, mit der Nase immer am Boden, ohne irre zu werden, zwischen den Bäumen hin, welche immer enger zusammentraten und endlich einen ziemlich dichten Wald bildeten, so daß die Pferde nun langsamer gehen mußten.

Hie und da gab es eine trübe Wasserlache, in deren Nähe der Boden feucht war. An solchen Stellen konnte man die Fußspuren der beiden Neger deutlich sehen. Ein Indianer oder Prairiejäger hätte aus diesen Eindrücken leicht bestimmen können, vor welcher Zeit die Flüchtigen hier gewesen seien. Dazu aber reichte der Scharfsinn der Sklavenjäger nicht aus.

Leider befanden die Verfolgten sich gar nicht weit vor den Verfolgern. Sie waren bis zum Tode ermüdet. Als sie den Wald gesehen hatten, war ihnen der Gedanke gekommen, daß sie nun gerettet seien. Sich umschauend, hatten sie da aber am nördlichen Horizonte den Reitertrupp bemerkt, was sie zu einer letzten großen Anstrengung spornte.

Sie rannten in den Wald hinein, um sich dort zu verstecken. Freilich mußten sie sich sagen, daß dies vergebens sei, da Abd el Mot jedenfalls einen oder mehrere Hunde bei sich hatte. Sie suchten das Ufer des Flusses auf. Lieber wollten sie ertrinken, als sich ergreifen lassen. Da aber sahen sie die ekelhaften Köpfe von Krokodilen aus dem Schlamm ragen. Nein, doch lieber gefangen und erschlagen, als von diesen Scheusalen zerrissen und verschlungen! Sie huschten, so schnell es ihre Kräfte erlaubten, weiter.

Da begann Tolo, welcher zwar scharfsinniger und klüger, aber körperlich schwächer als Lobo war, zu wanken.

„Tolo kann nicht weiter!" klagte er keuchend.

„Lobo wird dich halten," antwortete sein Gefährte.

Er legte den Arm um ihn und zog ihn mühsam weiter.

„Rette dich allein!" bat Tolo. „Sie mögen Tolo finden, und du wirst entkommen."

„Nein. Du mußt lieber gerettet werden als Lobo. Du bist klüger, und wirst dich leichter nach Ombula finden, um sie zu warnen."

*) Vollblut.

*) Lausfliegen.
**) Pangonia.
***) Glossina morsitans.
†) Acacia fistulosa.

So ging es eine kleine Strecke weiter, bis Tolo stehen blieb.

„Der gute Schech im Himmel will es nicht haben, daß wir leben sollen," sagte er. „Er will uns zu sich rufen. Tolo kann nicht mehr gehen; er muß hier liegen bleiben."

„So wird Lobo dich tragen."

Der selbst furchtbar ermattete Neger nahm den Freund auf seine Arme, und trug ihn fort; aber kaum war er zwanzig Schritte gegangen, so konnte er selbst nicht mehr. Er legte den Kameraden sanft auf die Erde nieder, blickte trostlos umher und klagte:

„Das Leben ist zu Ende. Bist du wirklich überzeugt, daß es da oben bei den Sternen einen guten Schech gibt, der uns lieb hat und bei sich aufnehmen wird?"

„Ja, das ist wahr," antwortete Tolo. „Man muß es glauben."

„Und wenn man gestorben ist, lebt man bei ihm?"

„Bei ihm und seinem Sohne, um niemals wieder zu sterben."

„So ist er besser, viel besser als der Allah der Araber, welche nur Sklaven machen wollen und uns töten werden!"

„Sei ruhig! Er wird es sehen, wenn wir sterben, und herabsteigen, um uns hinauf zu sich zu holen."

„Lobo würde wohl gern sterben, denn er hat keine Verwandten mehr, bei denen er sein kann; aber der Tod ist gar so schlimm: hier die Krokodile, und dort Abd el Mot, der Araber. Wer ist böser, sie oder er?"

„Es ist eins so schlimm wie das andre, das Krokodil wie der Araber, denn beide glauben nicht an den großen Schech und seinen Sohn, der für alle Menschen gestorben ist, um sie zu erretten."

„Wenn Lobo dich dadurch erretten könnte, würde er sich nicht weigern, sofort zu sterben!"

„Du kannst mich nicht retten; wir sind verloren. Ich weiß noch den Anfang des Gebetes, welches man sprechen muß, bevor man stirbt. Tolo wird ihn dir sagen, und du mußt ihn nachsprechen, dann kommen wir beide zu dem großen Schech. Sage also: ‚Ja abana iledsi fi ssemavati jaba haddeso smoka*)!'"

Er hatte die Hände gefaltet und blickte zu dem Genossen auf. Dieser legte seine Hände auch zusammen und sprach die Worte nach, doch nur in halber Andacht, wenn auch mit vollem Glauben an die Wirkung derselben. Dabei schweiften seine Augen suchend umher, und als er „haddeso smoka" sagte, leuchteten seine treuen Augen auf, als ob er etwas Gesuchtes gefunden habe. Er fuhr gleich fort:

„Wenn der Sohn des großen Schechs gestorben ist, um die Menschen zu retten, sollen wir es wohl auch thun?"

„Ja, wenn wir es können."

„Und wenn Lobo dich retten könnte, was würdest du thun?"

„Tolo würde sich nicht von dir retten lassen, sondern lieber selbst sterben."

„Aber wenn nur einer von uns beiden gerettet werden könnte, wenn der andre für ihn stürbe, so müßtest doch du es sein, der leben bleibt!"

„Nein, sondern du!"

„Vielleicht können wir beide entkommen?"

„Wie denn?"

„Siehst du diesen Subakh und den Lubahn, welche hier nebeneinander stehen? Ihre Aeste sind eng miteinander vermischt, und das Laub ist noch so dicht, daß man zwei Menschen, welche da oben sind, gar nicht sehen kann. Wir wollen uns hinauf verstecken!"

Der Subakh (Combretum Hartmanni) ist ein mittelgroßer, schöner Baum mit dichten Zweigen und saftig grünen, in lange Zipfel ausgezogenen Blättern. Der Lubahn wächst noch höher; er ist die Boswellia papyrifera, aus welcher der afrikanische Weihrauch gewonnen wird.

Beide eng nebeneinander stehende Bäume bildeten eine einzige große und dichte Krone, daß sich zwei Menschen, zumal Schwarze, allerdings gut in derselben verbergen konnten, ohne von unten gesehen zu werden.

„Tolo ist zu schwach, um hinauf zu klettern," antwortete der andre.

„Lobo wird dich heben; dann kannst du den untersten Ast fassen. Versuche es einmal!"

Er nahm seine letzten Kräfte zusammen und hob den Freund empor. Tolo, welcher nicht ahnte, daß Lobo den eines gläubigen Christen würdigen Gedanken gefaßt hatte, sich für ihn zu opfern, ergriff den Ast und kam glücklich auf denselben zu sitzen.

„Noch höher!" sagte Lobo. „Man sieht dich noch. Noch drei, noch vier Aeste höher. Dort aber setzest du dich nieder, und umfängst den Stamm, um dich fest zu halten!"

Tolo kroch weiter hinauf, machte es sich bequem, und sagte dann:

„Nun komm auch du herauf!"

„Gleich, aber horch!"

Man hörte menschliche Stimmen und dann auch das Heulen eines Hundes. Es war ein blutgieriges Geheul.

„Sie kommen; sie sind da! Schnell herauf zu mir!" warnte Tolo voller Angst.

„Nun ist's zu spät," antwortete Lobo. „Sie würden mich sehen. Ich muß mir ein andres Versteck suchen."

„Dann rasch, aber rasch!"

Doch Lobo blieb stehen und sagte mit unterdrückter Stimme:

„Lobo hat gehört, daß ein solcher Hund, wenn er Blut gekostet hat, sofort den Geruch verliert. Dieser Hund soll Blut bekommen, damit er dich nicht riecht. Sei aber still!"

Ehe Tolo antworten und Einspruch erheben konnte, huschte der wackere Neger fort, nach einem andern Baume, um nicht an demjenigen gesehen zu werden, auf welchem Tolo saß. Das Geheul des Hundes ließ sich in großer Nähe hören. Pferde schnauften, und Menschen riefen einander zu.

Lobo entfernte sich noch mehr von den beiden Bäumen, und stellte sich so auf, daß er von dem Hunde, sobald dieser herbeikam, sofort erblickt werden mußte.

Der Wald gestattete nicht, daß zwei Reiter sich nebeneinander bewegen konnten. Die Sklavenjäger waren nicht abgestiegen, um ihre Pferde nicht zurücklassen zu müssen. Sie ritten einzeln, voran Abd el Mot mit dem Hunde. Sobald dieser erschien, setzte Lobo sich in fliehende Bewegung, damit man nicht erraten solle, daß er hier gestanden habe und sein Genosse sich noch in der Nähe befinden könne. Der Araber erblickte ihn.

„Scheitan!" schrie er auf. „Da läuft einer, und weiter vorn der andre, wenn ich mich nicht irre. Schnell nach, schnell nach!"

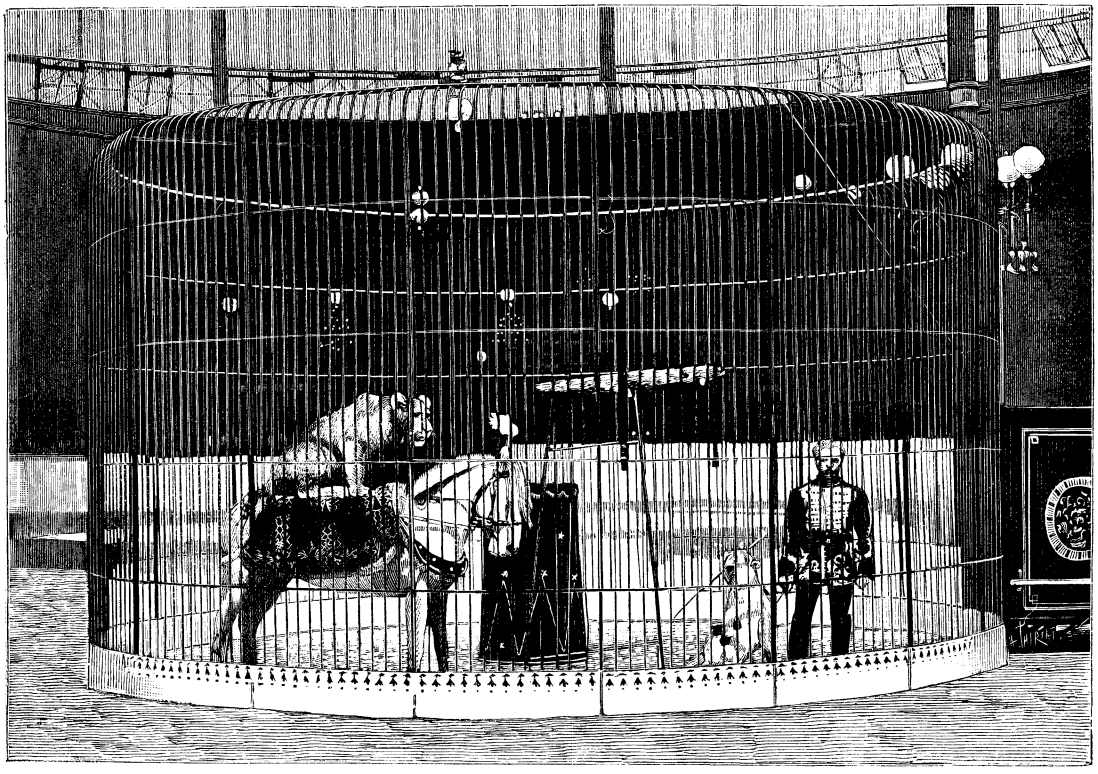
Er trieb sein Pferd an, gab aber glücklicherweise den Hund noch nicht frei. Die andern stürmten hinter ihm her, so schnell das Terrain es erlaubte. Der Hund zerrte mit wildem Ungestüm an der Leine und stieß dabei ein geradezu diabolisches Geheul aus. Die Araber brüllten um die Wette. Lobo schrie, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aus Leibeskräften. Tolo auf dem Baume stand eine schreckliche Angst um den Freund aus. Er schrie mit; doch zum Glücke wurde

*) „Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name."

seine vor Ermattung schwache Stimme in dem allgemeinen Skandal gar nicht gehört. Die wilde Jagd ging an den beiden Bäumen vorüber, flußaufwärts weiter.

„Laß doch den Hund los!“ brüllte einer der Reiter.

Abd el Mot hörte die Worte, zog das Messer, und schnitt die Schnur durch. Der Hund schoß mit doppelter Schnelligkeit dem Neger nach, dessen Absicht war, sich zerreißen zu lassen, um der Bestie den Geruch zu nehmen, wie er gesagt hatte. Doch jetzt kam ihm der Gedanke, ob es denn nicht möglich sei, das Tier zu töten. Er hatte doch heut schon einen Hund erstochen, warum nicht auch diesen? Hatten die Verfolger nur diesen einen mit, so war Rettung wohl noch möglich.



Der Löwe als Jockey.

Auch er hatte den Ruf des Arabers gehört und ahnte, daß Abd el Mot demselben folgen werde. Da gab es keinen Augenblick zu verlieren. Er blieb stehen und lehnte sich an den Stamm eines Baumes, keuchend vor Aufregung, Müdigkeit und Atemlosigkeit. Er sah den Hund in großen Sätzen daherschnellen, die mit Blut unterlaufenen Augen stier auf sein Opfer gerichtet und aus dem Maule geifernd, und zog sein Messer aus dem Lendenschurze.

„Herab von den Pferden; wir haben ihn fest!“ rief Abd el Mot, indem er sein Tier parierte und aus dem Sattel sprang.

Die andern folgten seinem Beispiele.

Jetzt war der Hund dem Neger nahe, noch drei, zwei Sätze, nur noch einen! Das blutgierige Tier warf sich mit aller Gewalt auf den Neger, und rannte — — da dieser blitzschnell nach links vom Baume wegtrat, mit dem Kopfe gegen den Stamm desselben, und prallte nieder. Ehe es sich wieder aufraffen konnte, kniete Lobo auf ihm und stieß ihm das Messer zwei-, dreimal ins Herz, wurde aber am linken Arme von den Zähnen gepackt.

Er riß sich von dem verendenden Tiere los, gar nicht darauf achtend, daß ein Stück Fleisch im Rachen desselben zurückblieb, und flog davon. Die Araber zeterten vor Wut und rannten ihm nach. Die Eile erlaubte ihnen nicht, von ihren Gewehren Gebrauch zu machen. Sie hätten stehen bleiben müssen, um zu zielen, und dabei nur Zeit verloren. Aber ihre Pistolen rissen sie heraus und drückten sie auf den kaum zwanzig Schritte vor ihnen befindlichen Neger ab. Ob eine Kugel getroffen hatte, war nicht zu ersehen, denn Lobo rannte weiter.

Aber er war matt bis auf den Tod, und sie besaßen noch ihre vollen Kräfte. Sie kamen ihm immer näher. Er sah sich nach ihnen um und bemerkte dies. Doch lieber zu den Krokodilen, als ihnen in die Hände fallen und zu Tode gepeitscht werden! Er lenkte also nach links ab, dem Ufer des Flusses zu.

Dieser machte hier eine Krümmung, an deren konkaven Seite die unmenschliche Hetze vor sich ging. Lobo erreichte das Wasser, und warf sich, einen Todesschrei ausstoßend hinein. Es spritzte hoch über ihn auf.

Wenige Augenblicke darauf langten seine Verfolger an derselben Stelle an. Sie blieben halten, die Augen auf das Wasser gerichtet.

„Er ist hineingesprungen, um uns zu entgehen!“ rief einer enttäuscht.

„Uns entgeht er, ja,“ antwortete Abd el Mot; „aber die Temasih*) werden ihn verschlingen. Paßt nur auf!“

Vom Ufer weg gab es eine vielleicht acht oder neun Ellen breite freie Strecke. Dann folgte die Spitze eines lang gestreckten Omm Sufah- und Schilffeldes, worauf wieder freies Wasser kam, welches von einer mitten auf dem Flusse an einer Schlammbank festgefahrenen Grasinsel begrenzt wurde.

Jetzt tauchte ganz in der Nähe der erwähnten Omm Sufahecke der Kopf des Negers auf. Er sah sich nach seinen Verfolgern um.

„Schießt, schießt!“ rief Abd el Mot, worauf sein Nachbar das Gewehr an die Wange zog und schnell losdrückte.

Aber er war zu hitzig gewesen und hatte schlecht gezielt. Die Kugel schlug neben Lobo in das Wasser. Dieser hatte die Spitze erreicht, und umschwamm dieselbe mit einigen raschen Stößen. Dort hielt er an, als ob er über irgend etwas,

*) Plural von Timsah = Krokodil.

worauf sein Auge fiel, erschrecke. Dann stieß er einen lauten, durchdringenden Schrei aus, den man ebensowohl dem Jubel, als auch der Todesangst zuschreiben konnte, und verschwand hinter dem Schilffelde.

„Was schrie er?" fragte einer der Araber.

„Er hat ein Krokodil gesehen," antwortete Abd el Mot.

„Es klang, als ob er vor Freude geschrieen hätte."

„O nein, hier im Wasser gibt es nichts, worüber er sich freuen könnte. Da seht, dort kommt es geschossen. Seht ihr den Wasserstreif?"

Er deutete mit der ausgestreckten Hand nach der Grasinsel, von welcher aus sich eine Furche schnell über die freie Strecke nach dem Schilffelde bewegte. Die Spitze dieser Furche bildete die Schnauze eines riesigen Reptils.

„Ein Krokodil!" riefen mehrere zugleich. „Allah sendet ihn zur Hölle;" schrie einer der Sklavenjäger. „Et Timsah wird ihn holen und verspeisen!"

Jetzt verschwand das Krokodil hinter dem Rohre, und im nächsten Augenblicke hörte man einen wilden Schrei, dieses Mal ohne allen Zweifel den Schrei eines Menschen, welcher den Tod vor sich sieht.

„Es hat ihn; er ist dahin!" rief Abd el Mot. „Ihm ist noch wohl geschehen, denn ich hätte ihn in einen Termitenhaufen eingegraben, daß ihm das Fleisch bei lebendigem Leibe bis auf die Knochen abgefressen worden wäre. Aber was ihm nicht geschah, das soll Tolo geschehen, der sich noch da im Walde befindet. Diese beiden Schejatin*) haben mir die zwei besten Hunde getötet. Dafür wird nun Tolo eines doppelten Todes sterben!"

„Befindet er sich wirklich noch da?" fragte einer.

„Ja. Ich habe auch ihn gesehen. Er war dem Lobo noch voraus. Zwei von euch mögen die Pferde aus dem Walde führen, um uns draußen zu erwarten."

Dies geschah. Dann begann die Suche von neuem.

Die beiden Negerjäger, welche sich außerhalb des Waldes bei den Pferden befanden, mußten wohl über eine Stunde warten, bis die andern zu ihnen kamen, aber — — ohne den Neger.

*) Plural von Scheitan oder Schetan = Teufel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Löwe als Jockey.

Die steten Bemühungen der Cirkusbesitzer, dem schau- und sensationslustigen Publikum auf dem Gebiete der Raubtierdressur immer wieder Neues und „noch nicht Dagewesenes" zu bieten, haben in den letzten Jahren erstaunliche Leistungen gezeitigt. Hyänen, Wölfe, Schlangen, Katzentiere, vom Panther aufwärts bis zum Löwen und vieles andre Raubzeug, mußten vor unsren Augen die erstaunlichsten Produktionen verrichten; ihre natürliche Wildheit erschien dabei völlig niedergedämpft, die Bestie mit der ungeheuern Kraft und dem furchtbaren Gebiß, sie zitterte vor dem Menschen und folgte, meist noch gegen ihr natürliches Verlangen, seinem leisesten Winke. Alle diese Dressuren aber erscheinen in neuester Zeit übertroffen durch ein Schaustück der Tierhandlung W. Hagenbeck in Hamburg, die es dahin gebracht hat, den König der Tiere, den „Löwen," als Jockeyreiter auftreten zu lassen. In einer mit Eisengitter umschlossenen Manege besteigt der Löwe sein Pferd, schlägt seinen Schweif um den des Rosses und reitet nun, gefolgt von einem Hunde, der gewissermaßen die Rolle des Stallmeisters aufzuführen hat, wie ein Kunstreiter in der Manege umher, wobei viele Hürden genommen und eine erstaunliche Reihe Kunststücke von Roß, Reiter und Stallmeister ausgeführt werden. Das „Künstlerkleeblatt" wird, so heißt es, Hamburg demnächst verlassen, um sich dem Publikum der europäischen Weltstädte vorzustellen.

Ein Besuch in der Mammuthöhle zu Kentucky.

Wer hätte nicht schon von der Mammuthöhle gehört, jenem unterirdischen Labyrinth von Wegen, Grotten, großen und kleinen Räumen, von einsamen, wasserdurchrauschten Klüften und unergründlichen Abgründen! Genaueres über diese wunderbarste Höhle auf dem ganzen Erdballe ist jedoch nur den wenigsten bekannt, und deshalb wollen wir uns einmal etwas eingehender damit beschäftigen. Sie liegt, wie erwähnt, im nordamerikanischen Staate Kentucky, nahe dem Green River, in romantischer Umgebung. In der Nähe gibt es manche kleinere Höhlen, die freilich für sich schon recht bedeutend, nördlich bis zu 1/4 Meile lang sind, aber doch von der riesigen Mammuthöhle völlig in den Schatten gestellt werden. Diese Höhle war schon den Indianern bekannt; der erste Weiße, welcher sie sah, war ein Jäger (1809), der einen Bären verfolgte, welcher sich in die Höhle flüchtete. Später wurde sie von einzelnen besucht, ohne daß man jedoch tief eindrang. Erst als sich ein Vorwitziger, ohne auf die Warnungen seiner Genossen zu hören, in die inneren Gänge begab und nicht zurückkehrte, drang man tiefer ein, um den Verirrten zu suchen, was nach zweitägigen Bemühungen auch gelang. Bei dieser Gelegenheit lernte man die merkwürdige Grotte und Wege im Inneren dieser Höhle zum erstenmal kennen und auf diese Nachrichten hiervon strömten bald Besucher von allen Seiten herbei. Heute erhebt sich, nahe bei dem Eingang zur Höhle, ein stattliches Hotel, wo der Reisende alle Bequemlichkeiten findet und von wo aus jeden Tag unter Begleitung kundiger Führer eine Exkursion in die Höhle unternommen werden kann. Wohl gemerkt, wird nur einmal des Tages die Höhlentour ausgeführt, und zwar beginnt der Ausflug des Morgens um neun Uhr.

Jeder Teilnehmer erhält eine Lampe und erwartungsvoll tritt der Besucher in das Gebiet der ewigen Nacht. Zunächst dauert es einige Zeit, bis sich das Auge an die spärliche Beleuchtung gewöhnt hat und im Halbdunkel die Umrisse der Gewölbe und Wände unterscheidet. Die erste Partie der Höhle, welche man nach dem Eintreten erreicht, führt den Namen die Rotunde, und sie soll genau unter dem Gasthof liegen, in welchem die Reisenden absteigen. Diese Rotunde ist etwa 30 m hoch und hat einen doppelt so großen Durchmesser. Aus ihr führt der Weg zunächst durch einige kleinere und niedrigere Grotten, dann erblickt man einen ungeheuren Bogen, der den Zugang zu einem weiten Raume eröffnet, in welchem die Felsen und die Wände allesamt phantastische Figuren nachzuahmen scheinen. Man glaubt Tier- und Menschengestalten aus dunklem Gips vor sich zu sehen und die Bewegung der Lichter, welche die Besucher tragen, erzeugt durch den Wechsel der Schatten eine geheimnisvolle scheinbare Bewegung dieser Figuren. Einer der Felsen hat eine entfernte Aehnlichkeit mit

einem riesigen Elefanten, und von ihm hat die Höhle wahrscheinlich den Namen Mammuthöhle erhalten. Nun geht es weiter durch niedrige enge Gänge und Spalten bis zu einem Abgrunde, der den Namen das bodenlose Loch erhalten hat. Es ist nun freilich nicht bodenlos, aber immerhin 200 Fuß tief und hier war bis zu den fünfziger Jahren die Wanderung zu Ende, weil niemand über den Abgrund hinüber kommen konnte. Endlich entschloß man sich, denselben zu überbrücken, und erst, nachdem dieses geschehen, eröffnete sich der Weg zu den eigentlichen Merkwürdigkeiten der Riesenhöhle, denn alles bis dahin Bekannte war verschwindend gegen die Großartigkeit und Wildheit der Partien, die nunmehr zugänglich wurden.

Wir dringen also über die Brücke vor und kommen zunächst in einen schmalen, niedrigen Gang, der zu einer großen Halle führt, in der wir ein dunkles Wasser antreffen, das sogenannte Tote Meer. Von hier aus gelangen wir zu einem Flusse, Styx genannt, der rauschend in die Tiefe fällt. Wahrscheinlich steht er mit dem Green River in Verbindung. Ueber den Styx führt eine steinerne Naturbrücke, von der aus die Halle gewöhnlich durch bengalisches Feuer erleuchtet wird, was einen großartigen Anblick gewährt. Außer dem Styx ist auch noch ein Fluß „Lethe" vorhanden, ein tiefes, stilles Wasser, das man im Boot übersetzen muß. Man gelangt dann zu einem Raum von 500 m Länge und 15 m Höhe, und aus diesem zum Echoflusse. Die Umgebungen desselben gehören zu den großartigsten Partien der Höhle. Der Fluß ist 1000 m weit befahrbar, aber der Durchgang stellenweise so niedrig, daß nur ein flaches Boot durch kann und die Insassen sich niederlegen müssen. Wenn das Wasser etwa 1 m steigt, was zuzeiten vorkommt, so ist der Weg überhaupt gesperrt und die dahinter liegenden Höhlenpartien sind nicht zugänglich. Weiter vordringend gelangen wir in einen mehr als 2000 m langen Gang, welcher nach dem amerikanischen Gelehrten Silliman benannt worden ist. Dieser Gang hat 6—10 m Höhe und seine Breite wechselt zwischen 10 und 60 m. Einzelne Teile desselben sind sehr interessant durch ihre Tropfsteinbildungen. Von hier aus tritt der Besucher in einen gewaltigen Dom von 90 m Höhe bis 18 m Durchmesser, dessen Wände mit den herrlichsten Tropfsteinbildungen geschmückt sind, von einer Zierlichkeit, die kein Künstler erreichen könnte. Diese hohe Halle ist nichts andres als ein gewaltiger Schacht, den die Wasser im Laufe einer unermeßlich langen Jahresreihe nach und nach ausgewaschen haben und der Beschauer steht wie niedergeschmettert, wenn er an die unendliche Reihe von Jahren denkt, die notwendig verflossen sind, bis Wasserströme diesen Hohlraum hergestellt haben konnten. Doch weiter: Ein 3000 m langer Gang nimmt nun den Besucher auf und führt ihn in zahllosen Windungen durch Kalkschichten, deren Ecken die seltsamsten Formen angenommen haben. Rechts und links führen dunkle Eingänge zu Seitenhöhlen, die noch durchaus unerforscht sind. Eine steile Leiter vermittelt die Verbindung mit einem höher liegenden Teil der Höhle. Der Zugang läßt immer nur je eine Person auf einmal durch, dann aber erweitert sich der Raum, und von der Decke herab hängen die prächtigsten Weintrauben in Tropfstein, die im darüber rieselnden Wasser blau und violett schimmern. Ein Stalaktitzapfen von 3 Zoll Durchmesser, der vom Boden bis zur Decke reicht, wird der Rebstock genannt, welcher die Früchte trägt. Sehr schöne Stalaktitbildungen zieren auch eine 30 m höher liegende Höhlenabteilung, welche Kapella heißt. Unmittelbar daneben ist ein andrer Höhlenteil, der aber keine Spur von Stalaktiten enthält. Auf dem weiteren Wege gelangt man in eine große, nicht hohe, aber schön gewölbte Halle, die nach dem langen Marsche unter der Erde von dem ermüdeten Wanderer freudig begrüßt wird, da man hier die Mittagmahlzeit einzunehmen pflegt. Auch die Lampen werden wieder mit Oel gefüllt, obgleich sie Material für zehn Stunden Brennzeit enthalten. Neu gestärkt, setzt sich die Gesellschaft in Bewegung; wieder ist ein Weg von 3 km zurückzulegen, aber er ist so schön und wunderbar, trotz des schon Gesehenen, daß des Staunens kein Ende wird. Ein Gewölbe von nur 3 m Höhe, aber 15 m Spannweite, ist von einem Ende bis zum andern überdeckt mit den schönsten mannigfaltigst angeordneten Gipskrystallen, teils von glänzendster Weiße und Glätte, teils klein und von wunderbarem Diamantglanz, teils durchscheinend und 30 cm lang, teils zu Rosetten zusammengestellt, teils herrliche Kapitäle und Säulen bildend. Einige sind groß und mächtig, andre unendlich zart und fein; viele sind herabgefallen und werden zertreten, aber immer bilden sie sich wieder aufs neue, darunter von besonderer Pracht und Mannigfaltigkeit die sogenannten Blumenrosetten. Die Größe einzelner Räume läßt sich näherungsweise schätzen nach den enormen Steinmassen, welche herabgestürzt sind und sich am Boden aufgehäuft haben. So kommen wir nun an den „Felshang", der 30 m hoch ist und nur aus herabgestürzten Felsen besteht. Auf einer der Spitzen steht ein Stalagmit von 60 cm Höhe und 15 cm Durchmesser, ein Beweis, wie lange Zeit seit dem Felssturz verflossen sein muß. Weite und unfreundliche Gänge und Hallen schließen sich an; einzelne sind jedoch auch durch Stalaktiten reich geschmückt. Jetzt sind wir endlich am Schlusse unsrer Wanderung, d. h. wir haben den weitesten Punkt der Expedition erreicht. Nun aber liegt noch der Rückweg mit seinen Seitenexkursionen vor uns. Zu diesen gehört die Besichtigung des „Maalstroms", eines Abgrundes von 52 m Tiefe und 6 m Durchmesser. Wird ein Licht hinuntergelassen, so kann man mehrere Gänge wahrnehmen, welche von den Seiten her in diesen Trichter führen. Vor einigen Jahren wagte ein junger verwegener Jäger zum ersten und einzigen Male die Geheimnisse dieses Abgrundes zu erforschen; freiwillig that er, wozu sich der beste Führer gegen einen Lohn von 600 Dollar, die ihm geboten waren, nicht entschließen wollte. Die Vorbereitungen zu dem waghalsigen Unternehmen waren nicht leicht, da das nötige Material vom Eingang der Höhle über 13 km weit geschafft werden mußte. Zuerst wurde ein schwerer Stein an ein Seil gebunden, herabgelassen und hin und her geschwungen, um etwaige lose Steine abzustoßen, was auch mehrfach gelang. Dann band sich der junge Mann selbst am Seile fest und ließ sich, gehalten von sechs Männern, in den Abgrund hinunter. Dort fand er aber nichts wesentlich Neues, um so mehr reizte es ihn indessen, einen Seiteneingang zu untersuchen, den er auf der Fahrt in die Tiefe etwa 12 m über dem Boden entdeckt hatte. Bis zu diesem ließ er sich wieder emporziehen, schwang sich dann hin und her, bis er die Mündung des Ganges erreichte. Er band sich jetzt los. Da aber entschlüpfte ihm plötzlich das Seil und baumelte über dem Abgrunde! Nur mit größter Mühe gelang es ihm, dasselbe zu erreichen und sich wieder zu befestigen.

(Schluß folgt.)

Der Standartenträger.

Die Fahne ist das höchste Kleinod der Truppe, welcher sie verliehen ist; sie gilt als das Sinnbild ihrer Treue und eine stete Mahnung zu ernster Pflichterfüllung, sie ist ein Heiligtum und ein Schatz. Auf sie leistet der Rekrut den Eid, seinem Kriegsherrn „in allen Vorfällen, zu Lande und zu Wasser, in Kriegs- und Friedenszeiten, und an welchem Orte es immer sei, treu und redlich zu dienen, das Beste zu befördern, Schaden und Nachteil aber abzuwenden" und sich zu betragen, wie es einem rechtschaffenen, unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten geziemt. Erbeutete Fahnen zählen zu den sogenannten Trophäen, den Siegeszeichen, auf deren Erwerb der Ueberwinder stolz ist. Kein Preis ist daher zu hoch, daß man ihn nicht dahingäbe, um zu verhindern, daß die eigene Fahne in des Gegners Hand fällt; kein Wagnis zu kühn, keine Anstrengung zu groß, die nicht versucht würde, um in den Besitz der gegnerischen zu gelangen. Wer mit der Fahne in der Hand stirbt, dessen Name wird in einen silbernen Ring gegraben, der ihre Stange umgibt. Die Besatzung einer Festung, welche übergeben werden muß, verbrennt ihre Fahnen lieber, bevor die Uebereinkunft abgeschlossen wird, als daß sie dieselben dem Gegner überantwortet, denn, wenn die Uebergabe besiegelt ist, so wird in die verabredeten Bedingungen die Uebergabe der Fahnen eingeschlossen sein und das verpfändete Wort ist auch dem Feinde gegenüber heilig und muß gehalten werden.

Der Fahne werden überall die höchsten militärischen Ehrenbezeugungen erwiesen. Den Ort, wo sie aufbewahrt wird, bewacht ein Posten. Die Schildwache, welche vor dem Hause des Obersten steht, ist nicht um seinetwillen dahingestellt; sie gilt der Fahne, die dort untergebracht ist. In feierlicher Weise wird sie, wenn sie gebraucht wird, von dort abgeholt und dahin zurückgebracht; mit präsentiertem Gewehr, und unter den Klängen der Musik, erwartet die Truppe ihr Erscheinen und in derselben Weise wird sie begrüßt, wenn sie dort wieder abgeliefert wird. In den Residenzstädten der Fürsten sind deren Schlösser ihr Aufenthalt.

Was für die Infanterie die Fahne, das ist für die Kavallerie die Standarte; was eben von jener gesagt wurde, gilt ebenso für diese.

Auf unsrem Bilde seht ihr die Standarte des Regiments der Gardes du Corps, des ersten Reiterregiments des preußischen Heeres. Der silberne Adler auf der Spitze der Standartenstange macht sie von weitem kenntlich und zeichnet sie vor allen übrigen aus, denn das Regiment ist das einzige, welches diesen Zierat hat. Er ward ihr im Jahre 1840 von König Friedrich Wilhelm IV. verliehen; kurz vorher hatte das Regiment die Fahnenbänder erhalten, die von der Spitze herabhängen. Es sind sogenannte Säkular-Fahnenbänder; sie erinnern an das hundertjährige Bestehen des Regiments „Friedrich II. (errichtet 1740)" steht auf der einen Seite, „Friedrich Wilhelm III. 1840" ist auf der andern zu lesen, denn dieser König, welcher in dem letztgenannten Jahre starb, hatte sie dem Regimente gegeben.

Sein Nachfolger rief durch die Verleihung des silbernen Adlers eine Erinnerung an die frühere Geschichte des Regiments wach. Bis zum Jahre 1798 hatte dasselbe an Stelle der Standarten, welche die übrigen Reiterregimenter führten, silberne Adler gehabt. Ihnen folgend, hatte es hohen Ruhm geerntet und reiche Ehren erworben, wenn auch die Erzählung eine Fabel ist, daß einst ihr Kommandeur, der Oberst-Lieutenant von Wakenitz, dem König Friedrich dem Großen, als es sich um die Entscheidung der Schlacht bei Zorndorf handelte, das stolze Trostwort zugerufen haben soll: „Eine Schlacht, in welcher Euer Majestät Garde du Corps nicht attackiert hat, ist noch nicht verloren." Als das Regiment 1798 statt der Adler Standarten empfing — damals hatte eine jede Eskadron solche —, wurden die Adler an das Zeughaus abgegeben. Als nun 1806 die Franzosen nach Berlin kamen, dachte ein treuer Aufseher des Zeughauses, Keltsch war sein Name, ein alter Artillerieunteroffizier: „Die sind wie die Raben, das blanke Silber werden sie nicht liegen lassen," nahm die Adler, vergrub sie ohne einem Menschen ein Wort zu sagen und, als die Franzosen ab- und die eigenen Truppen eingezogen waren, kam er mit seinen Adlern, die man verloren geglaubt hatte, wieder zum Vorschein. Die Offiziere der Garde du Corps aber gaben ihm eine lebenslängliche Pension, die, wenn er gestorben sein würde, auf seine Witwe übergehen sollte.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Unentschlossen, ob sie sich selber retten und ihr Junges preisgeben oder mit demselben sterben soll, umkreist sie in weiten Bogen dessen Ruheplatz und ermüdet sich in seiner Verzweiflung immer mehr.

Der Komantsche ist bis auf einige hundert Schritte herangekommen, als das Kalb sich wieder erhebt und an der Seite seiner Mutter die Flucht fortsetzt. Doch die Strecken, welche das junge Tier noch zu durchlaufen vermag, ehe es sich aufs neue niederwirft, werden immer kürzer, und immer näher kommt der unerbittliche Jäger. Die klagende Mutter läßt das Junge im Stich, kehrt aber nach kurzen Pausen zu demselben zurück und sucht es zum Aufstehen zu bewegen. Der Komantsche fliegt daher, eilt an dem Kalbe vorbei, welches ihm doch nicht mehr entrinnen kann, und verfolgt die verzweifelte Mutter. Das wird ihm nicht schwer, weil diese sich nicht mehr in gerader Linie entfernt, sondern weite Kreise um ihr Junges beschreibt, so daß der Jäger, in viel kleineren Kreisen laufend, die Mutter in wildestem Rennen um sich herumtreibt. Endlich ist das arme Tier erschöpft; die Kniee beben, die trockene Zunge hängt lang aus dem nach Luft schnappenden Maule hervor; es bricht mit einem letzten Blick auf sein Junges zusammen und empfängt von dem Komantschen den Todesstoß. Das Kalb wird nun leicht seine Beute, es macht nicht einmal mehr den Versuch, sich zu erheben.

Das Junge wird ausgeweidet, Kopf und Füße werden abgeschnitten, damit der Komantsche sich nicht unnötig belastet. Von dem Muttertier nimmt er nur den Rücken, die hinteren Keulen und gewöhn-

Der Standartenträger.

lich das Fell mit; alles andre wird eine Beute der Prairiewölfe, welche bald Witterung von dem billig zu erwerbenden Fraße bekommen. Trotz Sonnenglut und Belastung hält sich der Komantsche nicht lange bei seiner Heimkehr auf, welche, auf kürzestem Wege eingeschlagen, gewöhnlich nur einen geringen Teil der auf der Jagd durchlaufenen Strecke ausmacht. Daheim erst, wenn er seinem Weibe die saftigen Beutestücke zum Räuchern, zum Trocknen an der Luft oder zu sofortiger Zubereitung übergeben hat, wirft er sich auf sein mit weichen Fellen bedecktes Lager von Heu, nimmt unglaubliche Mengen fester und flüssiger Nahrung zu sich und verfällt in einen langdauernden Schlaf.

Unsre Gesellschaft bestand aus sechs Personen, nämlich aus Sir Macdonald, Charles, Olof, Swen, Yarundi und mir; Pferde, Hunde, Waffen, Schießbedarf, Angeln und Netze und trockene Vorräte, auch Wein und Spirituosen führten wir bei uns. Wenn Sir Macdonald sich auch vor allen Dingen erholen sollte, waren die Sommertage doch zu lang, als daß er keine Beschäftigung vornahm. Charles und ich, oder wenigstens einer von uns Knaben, blieb in seiner Nähe, wenn wir einen Ritt durch das Thal unternahmen oder zum Fischen auf den Rindenkähnen vom Ufer stießen. Olof, Swen und Yarundi teilten sich in die häuslichen Geschäfte und in die Aufwartung der Pferde, versahen auch unsren Tisch mit frischem Wildbret.

Hirsche gab es in großer Zahl und auf den Bergen die amerikanische Gabelantilope, wohl eigentlich ein Bergschaf (Ovis montana). Dies scheue Tier war ungemein schwer zu beschleichen; selbst Olof, welcher die meiste Geduld von uns allen besaß, brachte nur ein einziges in unsre Hütte. An Raubtieren sahen wir den Baribal und den braunen Bären häufig; ein grauer Bär aber kam uns niemals zu Gesicht, trotzdem die Komantschen behaupteten, er komme auf den Bergen häufig vor. Spuren von Panthern fanden wir wohl, und Sir Macdonalds Rachegelüste lebten wieder auf, wenn er davon hörte; doch begegneten wir dem Raubtier in den ersten Wochen gar nicht und fürchteten schon, daß wir das einander gegebene Wort hier nicht würden einlösen können. Nur selten ließ Sir Macdonald einen von uns Knaben von seiner Seite und dann immer nur in Begleitung des zuverlässigen Olof, weil er fürchtete, daß uns ein Unfall zustieße, und er es für seine Pflicht hielt, uns unversehrt zu unsren Eltern zurückzuführen.

Die Bären behelligten wir nicht, solange sie uns in Ruhe ließen, betrachteten sie sogar als Genossen beim Fischfang und hatten unsre Freude daran, zu beobachten, wie pfiffig Petz dabei zu Werke ging. Kaum tausend Schritte von unsrem Blockhause entfernt war ein mächtiger alter Baum in den See hineingefallen, der Stamm war hohl und durch die Astlöcher drang das Wasser in den unteren Teil des Stammes. Dies machte sich ein Baribal zu nutze und bewies uns dadurch, daß nicht nur der Mensch ein Liebhaber der reichlich vorhandenen Seeforellen wäre.

Petz schlüpfte in den hohlen Stamm hinein und rückte so weit vor, bis er zwei nahe aneinander gelegene Astlöcher traf. Hier legte er sich nieder und steckte beide Vordertatzen je durch ein Astloch ins Wasser hinein. Ließen sich die Forellen nun durch den Fettgeruch seiner Tatzen herbeilocken, so war Petz auch um die Angel nicht verlegen. Er schlug im rechten Augenblicke die mit spitzen Krallen bewehrten Tatzen zusammen, spießte dadurch oft ein paar Fische zu gleicher Zeit auf und zog dieselben in seinen dunklen Versteck hinein. Wir hatten die in den Baum führenden Bärenspuren längst gemerkt, wurden aber erst durch zahlreiche Fischköpfe, welche unweit des Ufers und des Baumstammes umhertrieben, auf die seltsame Fangweise aufmerksam.

Daß aber die Nähe der Bären so ungefährlich nicht war, zeigte sich bald. Olof war mit Swen zusammen nach einer westlichen Bucht des Tabukiasees gefahren, um einen Hirsch auf dem Anstande zu schießen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und Swen, welcher sehr früh aus dem festesten Schlafe aufspringen mußte, noch gewaltig müde. Da er Olof nicht in das nahe Holz begleiten durfte, legte er sich auf den Boden des Rindenkahns und setzte den unterbrochenen Schlummer fort. Plötzlich wurde er durch eine seltsame Bewegung aufgeweckt; es war ihm, als würde er gewiegt. Das unsichere Dämmerlicht gestattete ihm nur einen dunklen Punkt oberhalb der Bordwand zu unterscheiden, und von diesem Punkte ging ein lautes Schnauben aus. Ohne Zweifel hatte ein Bär den Kahn mit dem Schläfer ausgewittert und wollte sich durch fortgesetztes Rütteln und Wiegen überzeugen, ob er einen lebenden Menschen oder eine Leiche vor sich hätte; in letzterem Falle würde er wohl auf den Angriff verzichtet haben.

Dem armen Swen ward recht unheimlich zu Mute, weil er sich nicht regen durfte, ohne im nächsten Augenblicke einen wuchtigen Schlag von der Bärentatze zu erhalten. Freilich lag seine geladene Büchse neben ihm im Boote; aber sein Schicksal hatte sich gewiß schon erfüllt, ehe er aufspringen und dem Feinde eine Kugel in die Brust jagen konnte. Darum blieb er ruhig liegen und öffnete die Augen nur soweit, als nötig war, um das hungrige Raubtier zu beobachten. Immer mächtiger schüttelte der Bär, brummte dabei und zwar so dicht vor den Ohren Swens, daß dieser völlig betäubt wurde; er hätte die fürchterliche Lage keine fünf Minuten länger ausgehalten. Da krachte Olofs Büchse in dem nahen Gehölz; die aus ihrer friedlichen Ruhe aufgeschreckten Hirsche stürzten in weiten Sprüngen auf das Ufer zu und nahmen dann ihren Weg dicht neben dem Kahn vorbei. Weit hinter den andern Tieren schleppte der Hirsch sich mühsam fort, den Olofs Kugel getroffen hatte; vor Schmerzen und Todesangst gewahrte er den Bären nicht. Doch dieser ließ den Rand des Kahns fahren und eilte dem schwer verwundeten Hirsche nach, den er zu Boden schlug und sofort zu verspeisen begann. Indessen kam auch Olof herbei und übersah den Schauplatz.

„So haben wir nicht gerechnet, Meister Petz!“ hörte Swen eine wohlbekannte Stimme rufen, richtete sich nun auf und eilt dem Kameraden zu Hilfe. Da der Bär seine Beute nicht gutwillig fahren lassen wollte, mußte er zuerst durch einige Kugeln dazu ermuntert werden, nahm dies jedoch derartig übel, daß er nun zum Angriff auf die beiden Männer schritt. Olof eilte, daß er ins Boot kam, ließ Swen die Ruder ergreifen und wartete, ob der Bär ihnen in das Wasser hinein folgen würde. Und wirklich, beide Männer wurden von Petz in die Flucht geschlagen und dieser verfolgte sie noch eine ziemliche Strecke auf den See hinaus, wo er endlich, nachdem sein Pelz wohl zehn bis zwölfmal durchlöchert worden war, leblos auf den Wellen dahintrieb und, ehe die Freunde ihn außen am Boote befestigen konnten, in die Tiefe sank. Seit diesem Tage wurde nur der fischende Baribal verschont.

Ein andermal verwickelte der waghalsige Olof meinen Freund Charles in ein recht bedenkliches Abenteuer. Olof wollte die abends vorher in einer ziemlich entfernten Bucht ausgesetzten Netze einholen und Charles ihn begleiten. Da die Arbeit doch vom Boote aus verrichtet werden mußte, schlugen sie den Wasserweg ein und ließen ihre Feuergewehre zu Hause. Es war ja keine Aussicht, dieselben auf dem See zu gebrauchen; zudem fand sich kaum Platz für die Waffen in dem leichten, schmalen Fahrzeug, welches bei der Rückkehr außer den beiden Menschen auch noch die erhoffte Beute an Fischen und die vom Wasser durchzogenen Netze aufnehmen sollte.

Der Tabukiasee hat ungefähr die Form eines in der Mitte durch Ringe zusammengehaltenen Geldbeutels. Die nördliche und südliche Wasserfläche sind mehrere Meilen breit, bilden eigentlich jede einen See für sich. Die Wasserstraße zwischen diesen beiden Becken aber ist kaum eine Viertelmeile breit und von ziemlich hohen, felsigen Ufern eingeschlossen, durch welche sich der Ligerafluß seinen Weg bahnt. Nördlich von dieser Enge, zwischen ihr und unsrem Blockhause, doch der Enge viel näher, befand sich am östlichen Ufer die Bucht, in welcher wir meistens zu fischen pflegten, weil dort ein klarer Bach in den See mündete und die schmackhaftesten Forellen gerade in diesem kühlen Gebirgswasser standen.

Während Olof rückwärts gewandt ruderte, saß Charles mit dem Gesicht nach der Enge hin, dachte wenig an den Zweck ihrer Fahrt, sondern freute sich über den herrlichen Morgen. Es war warm, ohne schwül zu sein, und es wehte gerade Wind genug, um die Oberfläche des tiefblauen Wassers zu kräuseln, in welchem sich der ebenso blaue, fast wolkenlose Himmel widerspiegelte. Und als sie sich nun dem Ufer näherten, da warfen die dichtbelaubten Waldriesen ihren düsteren Schatten auf das Wasser, zu welchem das mannigfache Grün der Laub- und Nadelhölzer und der von der Morgensonne hell beschienene See den wirksamsten Gegensatz bildeten. Charles lauschte den hellen Locktönen des blauen Hähers, die ab und zu aus dem waldigen Dickicht herüberschallten, dem Zwitschern der Sänger und dem leisen Plätschern des Wellengerinnsels gegen die Wände des gebrechlichen Rindenkahns; der sonst so jagdlustige Knabe hätte augenblicklich den stillen Frieden der Natur um keinen Preis stören mögen.

Da flog eine Kette der buntgefiederten Brutenten aus dem Wasser auf, gerade in der Richtung, welche das Boot nahm. Charles folgte den schönen Tieren mit seinem Auge, blickte dann aber wieder auf das Wasser hinab und entdeckte nun einen großen dunklen Körper im Wasser schwimmend. Da mein Freund niemals einen Bären in dieser Lage gesehen hatte, verfiel er nicht auf den Gedanken, daß er einen solchen vor sich hätte; sonst würde er sich wohl gehütet haben, seinen Genossen Olof darauf aufmerksam zu machen. Nun wandte er sich um und sagte laut:

„Sieh doch einmal, Olof, was dort schwimmt!"

Olof blickte in die bezeichnete Richtung und flüsterte recht aufgeregt:

„Sie haben zu laut gesprochen, junger Herr, und uns dadurch um ein prächtiges Vergnügen gebracht."

Der Bär hatte wirklich den lauten Ruf meines Freundes gehört und kehrte nach dem nahen Ufer um, keineswegs eilig, sondern wie jemand, welcher sich unterwegs erinnert, etwas vergessen zu haben und nun zurückgeht, um dasselbe zu holen. Er erreichte den flachen Strand, schüttelte sein triefendes Fell, trollte in den Wald zurück und war bald aus den Augen der Fischer verschwunden. Charles bedauerte dies nicht gerade. Olof aber war verstimmt.

„Wenn wir den Bären weiter auf den See hinausgelassen hätten," sagte er, „so hätten wir ihn vielleicht vor uns her treiben können, ich meine nach dem Blockhause hin. Dort wären uns Sir Macdonald und Quincy mit ihren Büchsen in einem zweiten Kahn zu Hilfe gekommen, und wir hätten das Ungeheuer erlegt; jetzt werden wir ihn schwerlich wieder erblicken. Es ist recht schade, junger Herr, Sie müssen wirklich vorsichtiger sein. Mir ist erst neulich ein kostbarer Pelz verloren gegangen, als ich mit Swen ausfuhr; diesen hätte ich gern gehabt."

Charles schwieg und überlegte, ob er sich wirklich einen Vorwurf zu machen habe; der Gedanke Olofs, den Bären vor sich her zu treiben, schien ihm geradezu albern zu sein. Olof sagte auch nichts weiter und ruderte den Kahn in die Bucht hinein, als wenn er die Netze heraufholen wollte. Als er aber bei denselben angekommen war, zog er die Ruder ein, legte den Zeigefinger auf seinen Mund und lauschte. Der muß noch immer hoffen, daß er den Bären wieder zu Gesicht bekommt — dachte Charles, that aber Olof den Willen und verhielt sich ruhig.

„Petz will den See durchschwimmen," flüsterte Olof endlich. „Hier, oberhalb der Enge ist der geeignetste Platz dazu, weil das Tier hier nicht, wie in der Enge selbst, einen Sprung von dem hohen Ufer herab zu machen braucht. Lassen Sie uns hier einen Augenblick warten, bis der Bär glaubt, wir wären in den Wald hineingegangen, und ihm dann nachsetzen!"

„Aber Olof, was fällt dir ein!" versetzte Charles nun. „Was sollte die Verfolgung wohl nützen?"

„Junger Herr, wir haben heute morgen keine Eile," entgegnete Olof. „Lassen Sie mir einmal meinen Willen; ich meine, wir müßten uns des Ungetüms auf irgend eine Weise bemächtigen können."

Charles schüttelte mit dem Kopf, als glaube er daran nicht, wollte jedoch Olof nicht zuwider sein. So lagen sie wohl eine Viertelstunde in der Bucht versteckt, bis sie ein wenig südlich von ihnen ein lautes Klatschen im Wasser vernahmen, welches darauf gedeutet werden mußte, daß der Bär in der Enge selbst über Kopf hinabgesprungen wäre.

„Sehen Sie, daß ich recht habe?" sagte nun Olof, und rieb sich vor Freuden die Hände. „Er kann uns nicht entgehen, weil unser Boot weit schneller ist."

Olof legte die Ruder ein und führte sie mit einer Kraft und Geschicklichkeit, welche einem Wettruderer Ehre gemacht haben würde. In wenigen Minuten hatte das Boot den waldigen Vorsprung hinter sich gelassen, und nun sahen die beiden, daß der Bär schon eine ziemliche Strecke vom Ufer entfernt war. Als das Boot daherschoß, hielt das Tier inne, als wollte es die Menschen vorüberlassen; Olof aber brachte geschickt sein Boot zwischen das Ufer und den Bären und zwang diesen dadurch zur Fortsetzung der Schwimmfahrt.

Olof war ziemlich aufgeregt, namentlich, weil er nicht wußte, wie der Bär eingefangen werden sollte; die Absicht, ihn nach Norden zu treiben, hatte er wohl als unausführbar aufgegeben.

„Was gedenkst du zu thun?" erkundigte sich Charles, welcher nicht gern den unfreiwilligen Teilnehmer spielte.

„Das wollen wir dem Zufall überlassen, junger Herr," erwiderte Olof, „aber wir wollen ihn fangen."

„Nie bringst du dies zuwege," ant-

wortete Charles; „wir quälen nur das arme Tier."

An beweglichen Gegenständen befanden sich in dem Kahn nur die Ruder, zwei Angelruten mit starken Leinen und ein an einem derben Stiel befestigter eiserner Dreizack mit Widerhaken, welcher beim Angeln zum Heraufholen der schwereren Fische benutzt wurde. Keins von diesen Dingen schien geeignet, sich beim Fange eines Bären nützlich zu machen. Es muß eine aufregende Fahrt gewesen sein, zu welcher mein Freund Charles genötigt wurde. Der Bär, welcher wohl merkte, daß ihm die Verfolgung galt, schwamm mit Aufbietung aller Kraft dem westlichen Ufer zu; sobald er dies erreichte, war er gerettet, die Jäger hätten das leere Nachsehen gehabt. Olof ruderte hinter dem Raubtier her, nicht schneller, als nötig war, um ihm nahe zu bleiben; erst als sich der Bär dem entgegengesetzten Ufer näherte, überholte ihn Olof und schnitt ihm aufs neue die Landung ab. Petz hatte nicht viel Lust, das in seinem Wege liegende Boot zu beachten; er schwamm auf dasselbe zu, fest entschlossen, dies Hindernis zu beseitigen. Sicherlich war er schon durch die bisherige Schwimmleistung etwas ermüdet und traute sich die Kraft nicht zu, die Enge noch einmal zu durchschwimmen.

Chemische Experimente. Figur 3. Schmelzen von Schwefel.

Olof und Charles begannen gewaltig zu schreien und den Bären abzuschrecken, sie schlugen mit den Rudern auf das Wasser. Der Bär ward nun stutzig, hielt es doch wohl nicht für geraten, noch näher zu kommen, und bog zur Seite aus. Doch daran verhinderte ihn Olof wieder und zwang ihn nach mehreren vergeblichen Versuchen wirklich zur Umkehr nach dem östlichen Ufer. Durch diesen Erfolg noch zuversichtlicher gemacht, rückte ihm der Schwede dicht auf den Leib und hielt sich mit dem Boot an der rechten Seite desselben, weil er ihn dadurch nach Norden treiben zu können glaubte. Natürlich ging Petz auf die ihm zugemutete lange Schwimmfahrt nicht ein. Charles wurde ungeduldig und, was man ihm nicht verdenken kann, ängstlich; er saß an dem vorderen Ende des Bootes, war also dem Bären am nächsten, wenn derselbe zugriff.

„Dies ist eine zwecklose, gefährliche Spielerei, Olof," sagte er endlich. „Packt der Bär das Boot, so treiben wir beide in den See und können von Glück sagen, wenn wir das Ufer erreichen und Petz uns nicht im Wasser erwürgt oder erstickt; ich wenigstens habe keine Lust, mein Leben für nichts und wieder nichts aufs Spiel zu setzen."

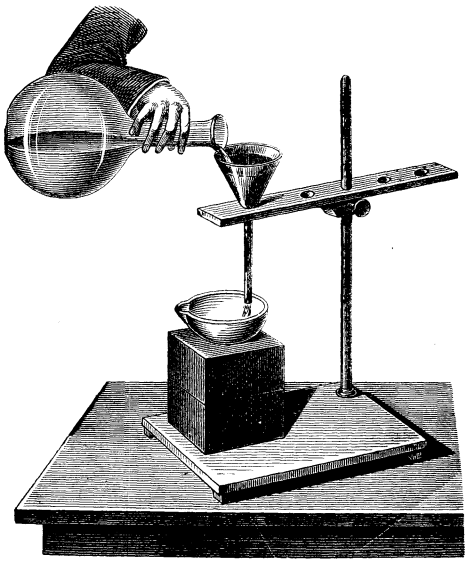
(Fortsetzung folgt.)

Chemische Experimente.

II.

Auflösung. — Kryſtalliſation. Füllen. — Filtrieren.

Bevor wir zu den eigentlichen chemischen Arbeiten übergehen, wird es gewiß von Nutzen sein, uns mit den Verrichtungen (Operationen), durch welche man chemische Prozesse herbeiführt, bekannt zu machen. — Wenn man einen starren Körper, z. B. Kochsalz mit Wasser zusammenbringt, so wird er gelöst und die Flüssigkeit bildet mit ihm ein gleichförmiges Ganze. Aber nicht nur feste Körper, auch Gase werden von vielen Flüssigkeiten gelöst, oder, wie man sagt, absorbiert. Je feiner verteilt ein Körper ist, eine um so größere Oberfläche bietet er dem Lösungsmittel und um so schneller erfolgt die Auflösung. Im allgemeinen werden Lösungen bewerkstelligt, indem man den zu lösenden Körper mit der Flüssigkeit in Kochflaschen, Schalen oder Bechergläsern unter Umschwenken oder Umrühren mit Glasstäben erhitzt. Hat das Lösungsmittel so viel von dem aufzulösenden Körper aufgenommen als es vermag, so heißt die Lösung gesättigt. Natürlich bezieht sich dies immer nur auf eine bestimmte Temperatur, denn Flüssigkeiten lösen in der Regel um so größere Mengen eines Körpers auf, je höher ihre Temperatur ist.

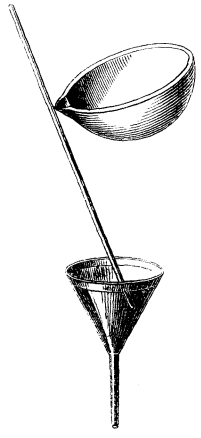


Chemische Experimente. Figur 4. Filtriergestell.

Wenn man die heiß gesättigte Lösung eines Salzes abkühlt, so muß sich von dem gelösten Salze eine gewisse Menge abscheiden, weil die kältere Flüssigkeit das ganze Quantum nicht mehr aufgelöst erhalten kann. Diese Abscheidung geschieht fast immer in Form von Kryſtallen, d. h. in Gestalten, welche ebene, nach gewissen Symmetriegesetzen geordnete Flächen zeigen. Je langsamer die Abkühlung erfolgt und je ruhiger sich die Teilchen, welche in der kälter gewordenen Flüssigkeit nicht mehr gelöst bleiben können, sich abscheiden, um so schöner und größer werden die Kryſtalle. Das chlorsaure Kali, ein Salz, das man nie mit brennbaren Stoffen zusammenreiben darf, kryſtallisiert besonders leicht. In einem Becherglas, das mindestens $^1/_2$ Liter faßt, bringe man Wasser zum Sieden und trage in dieses langsam soviel chlorsaures Kali ein, bis ein Teil des Salzes ungelöst bleibt. Jetzt nehme man das Glas vom Feuer und lasse es erkalten. Schon nach kurzer Zeit scheiden sich dünne, zarte, in allen Regenbogenfarben spielende Blättchen (Kryſtalle) in der Flüssigkeit aus und senken sich allmählich zu Boden. Nach 24 Stunden ist der größte Teil des chlorsauren Kalis auskryſtallisiert und die über den Kryſtallen stehende Lauge — die sog. Mutterlauge — liefert erst beim Eindampfen nochmals Kryſtalle. — Leicht und regelmäßig, in Oktaedern, kryſtallisieren auch der farblose Kalialaun und der violette Chromalaun. Man löse einen dieser Alaune in siedendem Wasser, bis eine gesättigte Lösung entstanden ist, umwickle das Glas, in dem man die Auflösung vorgenommen hat, dicht mit Tuch und lasse es an einem mäßig warmen Orte erkalten. Nach einiger Zeit findet man am Boden des Glases kleine, oktaedrische Kryſtalle, die man leicht auf folgende Weise „großziehen" kann. Um die Achse eines

ausgefallenen, besonders regelmäßigen Krystalls binde man einen dünnen Faden und befestige diesen an einen Holz- oder Glasstab, den man quer über ein mit Alaunmutterlauge gefülltes Becherglas legt, so daß der Krystall frei in der Flüssigkeit schwebt. Durch die allmähliche Verdampfung der Flüssigkeit an der Luft nimmt der Krystall an Größe zu, bis seine Schwere den Faden endlich zerreißt, und man daher, soll das Wachsen noch fortdauern, einen stärkeren Bindfaden zu Hilfe nehmen muß. Oft setzen sich an den Krystall kleinere Kryställchen, die man mittelst einer Feile und vorsichtigem Abspülen mit kaltem Wasser entfernt. Bei einiger Geduld lassen sich Alaunkrystalle von mehreren Kilo Gewicht herstellen, wobei man natürlich Sorge tragen muß, daß die Krystallisierflüssigkeit stets eine kalt gesättigte bleibt. — Wenn man in eine kalt gesättigte Alaunlösung einfache, aus Holzstäbchen gefertigte Gegenstände, wie Bilderrähmchen, Kreuze, Körbchen u. dergl. hängt, so bedecken sich diese dicht mit kleinen Krystallen und gewähren dadurch einen äußerst zierlichen Anblick. Besonders effektvoll wirken die mit Chromalaun inkrustierten Gegenstände, nur darf man sie nicht allzu lange an trockene Luft bringen, da der Chromalaun verwittert, und unansehnlich wird. Durch Bestreichen mit etwas Glycerin läßt sich dem Uebelstand zwar etwas abhelfen. — Mischt man gleiche Teile Jodkalium und essigsaures Bleioxyd, bringt man das Gemisch auf ein Filter und übergießt dasselbe mit kochendem destilliertem Wasser, so scheiden sich sofort im Filtrat prachtvolle goldglänzende Krystallschüppchen von Jodblei aus und ein hellgelbes glanzloses Pulver bleibt auf dem Filter zurück. Die ausgeschiedenen Krystalle kann man nach völligem Erkalten der Flüssigkeit auf einem Filter sammeln, mit Wasser abspülen und zur Darstellung einer schönen Goldtinte benützen, indem man sie nur mit wenig Gummischleim abreibt.

Wenn nur ganz geringe Mengen einer Flüssigkeit, aus welcher man Krystalle gewinnen will, zur Verfügung stehen, so läßt man sie in einem flachen Porzellanschälchen an einem von Staub geschützten warmen Orte verdunsten, oder was noch besser ist, man stellt die Schale mit der Lösung auf einen Dreifuß aus Glas oder Porzellan, unter diesen ein zur Hälfte mit Chlorcalcium oder konzentrierter Schwefelsäure gefülltes Becherglas und bedeckt das Ganze mit einer Glasglocke. Da Chlorcalcium und Schwefelsäure hygroskopische Substanzen sind, so verdunstet das Wasser der Lösung ganz allmählich und in demselben Maße bilden sich die Krystalle.



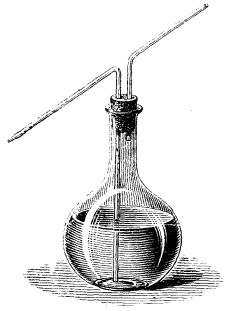
Chemische Experimente. Figur 5. Filtrieren mit dem Glasstäbchen.

Gewöhnlich ist die Krystallisation heiß gesättigter Lösungen eines Salzes nach 24 Stunden beendigt, man gießt die Flüssigkeit (Mutterlauge), welche nach der Ausscheidung der Krystalle zurückbleibt, ab und bringt letztere auf einen mit Baumwolle lose verstopften Glastrichter zum Abtropfen.

Krystalle können auch entstehen, wenn ein Körper nach dem Schmelzen erstarrt, oder wenn der Dampf eines Körpers sich verdichtet. Man schmelze in einem bedeckten Tiegel eine nicht zu geringe Menge Schwefel, nehme, nachdem der Schwefel flüssig geworden, den Tiegel vom Feuer und lasse ihn bedeckt erkalten. Gießt man nun, bevor der Inhalt des Tiegels vollständig erstarrt ist, den noch flüssigen Anteil aus und schlägt dann den Tiegel nach völligem Erkalten in zwei Hälften, so zeigt sich im Innern eine schöne Krystallisation (Fig. 3). Auf diese oder ähnliche Weise lassen sich auch manche Metalle krystallisiert erhalten. Man schmelze einige Lot reines Zinn in einem Tiegel, und erhitze das geschmolzene Metall so lange, bis sich die gelbe Anlauffarbe zeigt. Nun gieße man die geschmolzene Masse so vorsichtig, daß etwaige Unreinigkeiten, Zinnasche u. dergl. im Tiegel zurückbleiben, in ein mit blauem Umschlagpapier ausgekleidetes Pappkästchen und lasse dasselbe stehen, bis das Zinn am äußeren Rande zu erstarren beginnt, so daß es daselbst am Papier haftet; hierauf gießt man das flüssige Metall rasch ab, indem man das Kästchen etwas neigt. Die hierbei gebildeten Zinnkrystalle haften am Papier, während der flüssige Teil des Zinnes abfließt. Am schönsten nehmen sich jene Bildungen aus, welche zahlreiche Zwischenräume enthalten, sie sehen zierlichen Moosen ähnlich und glänzen in gold- und rotgelben Anlauffarben. — Ebenso lassen sich sehr gut ausgebildete Wismutkrystalle darstellen; auch sie sind mit den schönsten Regenbogenfarben überzogen.

Wenn aus einer Lösung auf Zusatz eines fremden Körpers ein Bestandteil desselben ausgeschieden wird, z. B. eine Lösung von Chlorbaryum durch Schwefelsäure, so sagt man, er werde *gefällt*. Der feste Körper, welcher sich bei einer Fällung abscheidet, wird *Niederschlag*, der Körper, welcher die Abscheidung veranlaßt, *Fällungsmittel* genannt.

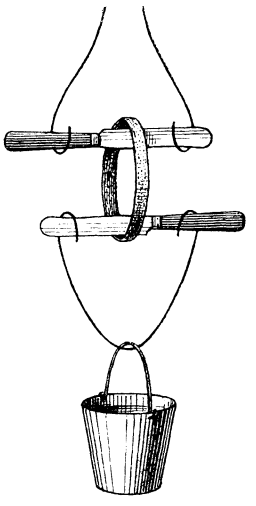
Will man aus einer Flüssigkeit, in der man einen Niederschlag hervorgebracht hat, diesen von jener trennen, so wird die Flüssigkeit *filtriert*, d. h. man gießt sie durch ungeleimtes Papier (Filterpapier). Solche Filter erhält man durch doppeltes Zusammenfalten eines kreisrunden Papiers, so daß es einen Konus von 60° bildet. Die Trichter von Glas oder Porzellan müssen im Winkel von 60° geneigt sein und darf das Filter nicht über den Rand des Trichters herausragen. Es wird in den Trichter fest eingedrückt, so daß das Papier überall fest anliegt. Vor dem Filtrieren muß das Papier mit Wasser angefeuchtet werden, weil sonst der Niederschlag sehr leicht die Poren verstopft. Zum Aufstellen der Glastrichter dient ein Filtriergestell (Fig. 4), dessen Arm die Trichter trägt und sich ohne Mühe auf und ab schieben und mittels einer Schraube feststellen läßt. Um die Filtrationsgeschwindigkeit noch zu vermehren, legt man Glasstäbe in den Trichter oder verdünnt auch wohl die Luft, in dem das Filtrat sammelnden Gefäß. Bei schweren, feinpulverigen oder gelatinösen Niederschlägen ist es ratsam zu warten, bis die überstehende Flüssigkeit klar geworden, diese abzugießen (dekantieren) und zuletzt den Niederschlag aufs Filter zu bringen. Ist dies geschehen, so muß er ausgewaschen, d. h. von der ihm noch anhängenden Flüssigkeit befreit werden. Hierzu bedient man sich der in Fig. 6 abgebildeten Spritzflasche. Bläst man durch das stumpfwinkelige Rohr a Luft in die Flasche, so wird aus c ein kräftiger Wasserstrahl herausgetrieben, mit dem sich der Niederschlag ohne Mühe aufrühren läßt.



Chemische Experimente. Figur 6. Spritzflasche.

Die merkwürdige Apfelsinenschale.

Es schnitt jemand eine Apfelsine oder Citrone mitten durch, löste dann von einer der Hälfte einen Ring, ungefähr 8 mm breit, von der Schale ab, indem er das Fleisch der Frucht beseitigte, hing den Schalenring auf ein Tafelmesser, welches, wie in nebenstehender Zeichnung angedeutet, vermittelst eines Drahtes an einer Tischplatte oder dergl. aufgehängt war. Dann steckte er ein zweites Messer, mit der Schneide nach unten gekehrt, ebenfalls im rechten Winkel durch die Oeffnung der Schale und hing an letzteres vermittelst eines Drahtes oder Bindfadens ein erhebliches, mehrere Pfund schweres Gewicht in Gestalt eines mit Wasser gefüllten Gefäßes oder dergl. Der Ring der Schale zog sich zum Erstaunen der Zuschauer lang herunter und trug, ohne durchschnitten zu werden, in überraschender Weise das daran hängende Gewicht. Die Ausführung beruht auf folgendem: Der Schalk hatte vorher mit einem scharfen Messer einen ungefähr 2 mm tiefen Einschnitt in die Schale der Frucht gemacht und in diesen einen dünnen eisernen Draht (sog. Blumendraht) eingesenkt und darin verborgen, indem er die Frucht etwas zusammendrückte, so daß der Einschnitt, namentlich in kurzer Entfernung, kaum zu bemerken war. Beim Durchschneiden der Frucht und Ablösen des Ringes richtete er sich nun natürlicherweise nach diesem Einschnitt.



Die merkwürdige Apfelsinenschale.

Mit gleicher Münze.

Der bekannte englische Arzt Arnott, der Erfinder des Wasserbettes und eines nach ihm benannten Ventilators, Leibarzt der Königin Viktoria und medizinischer Schriftsteller, war wegen seiner Grobheit berüchtigt, die er gegen hoch und niedrig walten ließ. Einst kam ein Advokat zu ihm und wünschte Rat und Hilfe gegen ein ganz unbedeutendes Leiden, das er mit großer Weitschweifigkeit schilderte.

„Es ist gut, der langen Rede kurzer Sinn ist mir bekannt!" unterbrach Arnott ungeduldig, „was Ihnen fehlt, weiß ich. Hier riechen Sie in diese Flasche, recht stark, und nun noch einmal — so. Jetzt gehen Sie nach Hause, Sie sind gesund."

Er hatte ein Fläschchen mit Salmiakgeist vom Tische genommen und dem Rechtsanwalt unter die Nase gehalten; dann stellte er das Glas wieder an seinen früheren Ort.

„Was bin ich schuldig?" fragte der Patient.

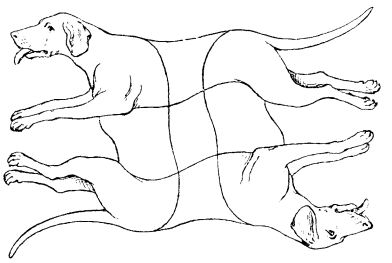
„Ich bekomme eine Guinee," versetzte der Mediziner.

Der Advokat langte das Goldstück aus der Tasche, hielt es Arnott unter die Nase und sagte:

„Bitte, riechen Sie, recht stark, so, — empfehle mich Ihnen, Sie sind bezahlt!"

Dann steckte er die Münze wieder ein und verließ das Zimmer, den verdutzt dreinschauenden Arzt mit seinem Aerger zurücklassend.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 15.



Gut Repliziert.

Als Napoleon I. zu Ende des Jahres 1808 Spanien nochmals durch ungeheure Anstrengungen niedergeworfen hatte, lag ihm alles daran, Sevilla, in welcher Stadt zu jener Zeit die Centraljunta — der Ausschuß der provisorischen Regierung — ihren Sitz hatte, in seine Gewalt zu bekommen. Ein von ihm abgesandter Unterhändler mußte daher dem Gouverneur von Sevilla auch erklären, daß der Kaiser, falls er den Platz durch Waffengewalt nehmen müsse, die ganze Stadt rasiren lassen werde. Der Gouverneur erwiderte auf die unüberlegte Drohung, ohne eine Miene zu verziehen: „Daran zweifle ich, Monsieur! Die Titulatur: Kaiser von Frankreich, König von Italien und — Barbier von Sevilla, wird Ihrem Herrscher schwerlich zusagen."

Ergänzungsrätsel.

S
T e

Welche griechische Gottheit muß man dazwischen zeichnen, damit man zwei schöne Blumen erhält?

Logogriph.

Ich bin ein Greis. — Was da mit r
Noch nie erlebt ich habe,
Bei bösem Fall trug ich's davon
Mit e dereinst als Knabe.

Abstrichrätsel.

Thun Thau Rad Steg elf an Ort.

Streicht man nach rechter Anordnung der Wörter in jedem Wort einen Buchstaben richtig ab, so erhält man dann im ganzen ein Meisterwerk der Baukunst.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 15.

„Hamm, Kamm, Damm, Lamm."

Auflösung der Scharade in Nr. 15.

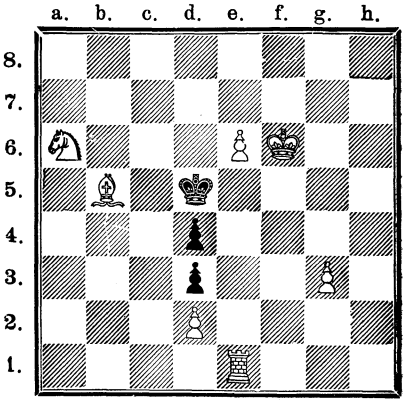
„Sauerland."

Auflösung des Pyramidenrätsels in Nr. 15.

E
E li
E li sa
E li sa beth

e Treff, li Pic, sa Caro, beth Coeur (Herzen).

Schachaufgabe Nr. 4.



(7 + 3 = 10.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 3.

1. D e 2 — g 4 — L e 4 — f 5:
2. D g 4 — d 4 ♯.
1. . . . . — L e 4 — d 5:
2. D g 4 — f 4 ♯.
1. . . . . — sonst:
2. D g 4 — e 6 ♯.

Fragen und Antworten.

„Bindobonensis." Napoleon I. stand und saß besonders gern mit untergeschlagenen Armen. Diese Haltung ist so charakteristisch für ihn, daß sie auf den meisten seiner Bilder wiedergegeben ist. Unter „Napoleonsstellung" versteht man also das Unterschlagen der Arme. Für den großen Napoleon war dieses zulässig und charaktervoll, für andre Sterbliche aber ist es ungraziös und unpassend, besonders in Gegenwart älterer Personen.

„Lieber Onkel!" also schreibt ein Kamerad aus Dortmund, „im vorigen Sommer hatte ich mir ein Terrarium angelegt und fütterte die Tiere anfangs mit Fliegen. Im Herbste aber wurden diese knapp, und zuletzt konnte ich gar keine mehr bekommen. Nun hatte ich im Lachmann gelesen, daß die Tiere auch Mehlwürmer fressen. Aber woher welche bekommen? — Da gab mir ein Vogelliebhaber eine Anzahl Würmer und lehrte mich auch, wie ich die Hecke anlegen müsse. Ich nahm zuerst eine feste Packkiste (ungefähr 31 cm lang und breit und 20 cm hoch) und verkittete alle Ecken und Fugen. Dann ließ ich mir vom Glaser vier Streifen Glas schneiden und kittete dieselben recht fest so auf, daß in der Mitte eine Oeffnung blieb, durch welche man bequem mit der Hand fassen konnte. An den Ecken, wo die Streifen übereinander greifen, wurden sie auch fest verkittet. Würmer, die aus dem Kasten herauskriechen wollen, fallen nun von dem Glase ab und in den Kasten zurück. Als der Kitt getrocknet war, schüttete ich ungefähr 8 cm hoch Roggenkleie auf den Boden, nahm dann einen alten wolligen Lappen, tränkte denselben mit Bier, legte ihn in den Kasten und bedeckte ihn mit einem großen Stück trockener Watte. Auch legte ich noch etwas Sauerteig und einen Markknochen hinein. Dann stellte ich die Kiste an einen warmen Ort und ließ sie 14 Tage ruhig stehen; nahm auch in der ersten Zeit möglichst wenig heraus. Das Ganze befeuchtete ich von Zeit zu Zeit mit etwas Bier. — Ich denke mir, daß noch manche Kameraden an Orten wohnen, wo keine Mehlwürmer zu haben sind, und denen es wünschenswert sein könnte, zu wissen, wie man sich in der fliegenlosen Zeit Futter beschafft. Daher bitte ich Dich, meine Mitteilung in unsre Zeitung aufzunehmen. Mit freundlichem Gruße G. Mertins in Dortmund." — Für Deine Mitteilungen herzlichen Dank, Gruß freundlich erwidert.

Ein dankbarer Leser. „Torpedo-Divisionsboote" nennt man in der deutschen Marine die sogenannten Torpedojäger, Fahrzeuge, denen die Aufgabe zufällt, die Torpedoboote zu bekämpfen. Sie sind doppelt so groß wie die letzteren, führen Schnellfeuerkanonen und ebenfalls Torpedos; ihre Länge beträgt 55 m zu 6,6 m Breite; sie besitzen eine Maschine von 2000 Pferdekräften, die ihnen eine Geschwindigkeit von 21 Knoten verleiht; sie führen drei Masten und einen Schornstein. Willst Du Deine Absicht ausführen und ein solches Fahrzeug im Modell bauen, so findest Du in dem „Buch von der deutschen Flotte" von Contreadmiral Werner (erschienen bei Velhagen und Klasing, Bielefeld-Leipzig) zu solchem Zwecke ein gutes Abbild.

Kinkerlitzchen. Ja, ganz recht; wenn die jungen Herren die kleine Mühe des Nachschlagens nicht scheuen wollten, dann brauchte der „G. K." ein und dieselbe Frage nicht zehnmal im Jahre zu beantworten.

A. 3 in G. Sobald wir informiert sind.

Lieber „Guter Kamerad!" also beginnt ein entrüstetes Schreiben, „mit Empörung habe ich das Gedicht von Karnickel in Potsdam gelesen (Nr. 10). Nun erlaube ich mir, Dir auch ein Gedicht zu schicken, um die Ehre des „Guten Kameraden" zu wahren. Also drauf wie — Blücher:

„An Karnickel in Potsdam!

Ach Du mein lieb' Karnickel,
Was thut es mir doch leid,
Daß ich kein Dampfvehikel
Jetzt grade hab' bereit.
Sonst würd' ich zu Dir kommen,
Und fordern auf Rapier
Das würd' Dir wenig frommen,
So aber bleib' ich hier.
Ich müßte im Gefechte,
Das nur im Wort fänd' statt,
Zusehen, wie ich rächte
Den „Guten Kamerad."
Doch weil der Frauen Tücke,
In solchen ist bekannt,
So zieh' ich mich zurücke,
Und reich die Friedenshand,
Nicht jeder der Kam'raden
Möcht wohl so friedlich sein,
Doch laß dabei Dir raten:
Halt still Dein Mündchen fein!"

Alex. Bungerz jr.

Aus **Troppau** kommt ein sinniges und duftiges Neujahrsbilletchen an den

Hochgeöhrten Setzerlehrling!

„Wir danken Dir für Dein Porträt ...
Obzwar es schon ist ziemlich spät.
In den Ohren gleichst Du gewissen Tieren,
Auch thust Du Dich sehr oft mokieren,
Und Dich dabei fast stets blamieren.
Und wenn der „G. K." will uns frommen,
So soll künftig Jahr ein „neues Schnäuzchen" kommen.
Dies wünschen von Herzensgrund
Ein Antischnäuzchen Bund.
Ein auf der Weihnachtsreise befindlicher Kamerad.*)

„Liebe Kameraden!" Ich bin noch ein junger Abonnent, aber ich wage es dennoch, euch um etwas zu bitten: nämlich ich habe ein nettes kleines Dampfschiff (Kriegsschiff, 2 Masten), welches ich sehr gerne mit allen Segeln, Rahen und Stangen auftakeln möchte, auch fehlt „Klüver", „Barkasse", „Pinasse", welche ich mit eurer Anleitung machen möchte. Wer will mir helfen? Herzlichen Gruß von Otto Nairz zu Innsbruck in Tirol, Müllerstraße Nr. 14.

Otto Waldschütz in Wien. Eine hübsche Neujahrsüberraschung. Gratulieren!

G. F. in Worms. Er hat wirklich behauptet, das Meer sei so salzig, weil so viele Heringe darin herum schwimmen? — Ungeheure Heiterkeit!

Arthur in Berlin. Wer bemogelt — gleich jeden Verkehr mit ihm abbrechen!

M. B. Annaberg. Ist die Knacknuß, die wir den Kameraden vorsetzen sollen, etwa gar von Dir? Dann thäten wir's doppelt gerne.
Welsch in Rom und deutsch am Rhein,
Dort voll Blut und hier voll Wein,
Hier von Glas, dort Fleisch und Bein,
Und in Frankfurt gar von Stein,
Rat einmal, was mag das sein?

(Der Redakteur.)

L. K. R. Das Schwaneberger Briefmarkenalbum ist ein sehr gutes, reich und geschmackvoll ausgestattetes, erschienen bei Heitmann in Leipzig, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

E. M. Schwerte. Wende Dich mit Deiner Frage an Optiker Geiger in Stuttgart, Königsstraße.

Eduard Castle. Wir haben zwar schon einen ähnlichen Beitrag in unsren Mappen, doch soll uns auch der Deine willkommen sein. Wir nehmen dann vom Besten und Praktischsten das Beste. Schönen Dank für Deine übrigen Ratschläge. Peters Ohren müssen wir wohl lassen, wie sie sind.

Hermann Polko und Walter Kinpfel. Der „G. K. will sich das mal überlegen. Wenn wir nur erst 100000 Abonnenten hätten, dann ließe sich dergleichen spielend machen.

Hans Redlich. Ueber die Raupenzüchterei werden wir noch vor Frühjahrsbeginn in einem illustrierten Aufsatz ausführlich referirt haben. Bitten, sich also noch ein klein wenig zu gedulden.

Maximilian Barber, pr. Adresse Dr. **Josef Barber, Apotheker** in **Czernowitz, Russischegasse Nr. 23,** bittet herzlichst, seine lieben Kameraden im In- und Auslande, ihm viele kleine leicht ausführbare Zauberkunststücke zu beschreiben. Ich werde mich nach Kräften zu revanchieren suchen. Auch möchte ich mit einem Kameraden in schriftliche Verbindung treten.

Kamerad M. B. in Frankfurt a. M. Das haben wir dem Elektrotechniker in spe in Nr. 9 dieses Jahrganges sehr deutlich gesagt.

*) Anm. des Setzerlehrlings. Nun beginnen sie mich schon zu versifizieren Und wie sie schlottrig dahermarschieren. Wartet, ich lasse den Mudir holen, Der läßt Euch die schlechten Füße versohlen.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Echte Briefmarken! Billig! 5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf. 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf. 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

1000 echte Briefmarken wor. 200 **verschiedene,** ent. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türk., Ceylon, Arg., Cap, Java, Austr. etc. **nur eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Casse voraus. **Paul Siegert in Hamburg.**

L. Jacob,
Instrumenten- und Saiten-Fabrik,
Stuttgart.
Fabrikation vorzügl. Zithern.

Hauptvorzüge: **schöner, voller Ton,** Reinheit des Griffbrettes, leichte Spielbarkeit, **feinste, solideste Arbeit unter Garantie** mit jeder gewünschten Besaitung. Komplett von 15, 20, 25, 30, 40, 50 bis 300 Mk. Schulen à Mk. 1.50. **Beste Zitherseiten** auf Seide u. Stahl. Grösstes Lager in allen sonstigen **Musikinstrumenten** in nur bester Qualität zu billigsten Preisen. Umtausch gestattet. Illustrierter Preiskurant gratis und franko.

Siebenmal prämiiert m. 1. Preisen.
Zithern,
eig. Fabrikat, anerk. vollend. Arbeit, grösster Ton u. Güte, kompl. v. 16-22-28-38-300 M.
Graeters beste Schule zum Selbstunterricht,
I. Teil 5 M., II. Teil **Hochschule** 7 M.
Violinen,
alle Streichinstrumente und Saiten.
Preiskurante gratis u. franko.
Gebr. Wolff, Kreuznach,
Instrumenten-Fabrik.
En gros! Export!

Massenversandt.
Ueberraschendes Geschenk.
Neu und reizend sind die **Lampenschirme** als *Modellierbogen* mit erleuchteten Fenstern. In 10 nur feinen Dessins vorrätig. Prospekte gratis.
Th. Zingg, Papierhandlung, **Baden** (Aarg.)

Ein Wort an alle,
die **Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch** oder **Russisch** wirklich **sprechen** lernen wollen.
Gratis und franko zu beziehen durch die **Rosenthalsche** Verlagshandlg. in **Leipzig.**

Das Versandgeschäft zum
Fröbelhaus Dresden
verschickt den neuesten Katalog über
Jugendbeschäftigungen
gratis und franco.

Deutsche Lehrmittel-Anstalt,
Frankfurt a. M.,
versendet illustrierten Katalog kostenfrei.

Militär-Vorbildungs-Anstalt Potsdam.
Staatlich konzessioniert. Vorbereitung z. Fähnrichs-, Primaner- und Freiwilligen-Examen. Pensionat. Eintritt jederzeit. Prospekte durch den Dirigenten **Oberlehrer Dieckmann.**

Kurpensionat
für Schüler
in Werder a. H.
Schwächliche, kränkliche, zurückgebliebene und strenger Aufsicht bedürftige Kinder aus gebildeten Ständen finden geeignete pädagogische und ärztliche Behandlung. Vorzüglich gesunde und schöne Lage. Näheres durch Gymnasiallehrer **Fr. Rohleder** oder **Dr. H. Rehberg.**

Barth's Erziehungsschule zu Leipzig und Pensionat.
Die Anstalt besteht aus einer sechsklassigen **Realschule** und hat die Berechtigung **zur Ausstellung von Zeugnissen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst.** Individuelle Erziehung, gewissenhafte Beaufsichtigung, sorgsame Nachhilfe. Geräumiger Garten und Spielplatz. Näheres durch **Direktor Dr. E. Barth.**

Bigotphones
komische Musikinstrumente in allen nur möglichen und unmöglichen Formen für **lustige Gesellschaften, Bälle, heitere Serenaden, komische Musik-Kapellen** 2c. Die Instrumente sind aus Karton gefertigt, machen viel Lärm und kosten sehr wenig. Jedermann kann darauf blasen und die schönsten Melodien hervorbringen.
Sortiment I B 6 verschiedene Instrumente M. 3. 50.
„ II B 12 „ „ 6. —
Meine **illustrierte Preisliste** über **Gesellschaftsspiele** im Freien 2c. (Nr. 71) steht auf Verlangen franko und gratis zu Diensten.
N. L. Chrestensen, Erfurt,
Kgl. Preuß. Hoflieferant.

W. v. J. Du hast den Setzerlehrling gemalt, lachend und weinend. Als er das erstere Konterfei sah, da konnte er ein Lächeln nicht bezwingen, beim letzteren aber begann er aus reinem Mitgefühl zu heulen, daß wir ihn kaum zu trösten vermochten. — Für die Landkarten immer gutes Aquarell-Papier. — Das beste Holz für Skees ist das der Kiefer (Pinus sylvestris), mit den langen, zu mehreren in einer Hose steckenden Nadeln; dieses Holz ist zäh und faserig, wenn es gut getrocknet und ausgewittert worden ist. Gruß!

K. Kißling. Hobble ist freilich ein Lumen. Haben die Grüße ausgerichtet!

H. N. in **H.** In diesem Falle ist nur von einer Linse die Rede.

Paul K. Deine Selbsterdachten sind brillant. Dein Badenser ist ein fideler, eleganter Junge. Die Cigarre lassen wir natürlich weg; entstammt wahrscheinlich der nachbarlichen Pfalz.

F. v. M. in **K.** Wir drücken gern ein Auge zu, ob er's thut — hoffen wir's.*)

Max W. in **Hamburg.** Ein donnernd Prosit-Neujahr, daß ganz Europa wackelt, potztausend, das läßt sich hören. Prost! — Ja der dicke Mijnheer ist nicht mehr in China, sondern er residiert vorübergehend auf „Villa Erdäpfelbusch", in der Nähe der noch immer verlassenen „Villa Bärenfett" bei Dresden. Augenblicklich stellt er höchst tiefsinnige Betrachtungen über einige Schlangenmenschen an, die sich zur Zeit in dem Nachbarorte sehen lassen. — Das Gewünschte erhältst Du in jeder Schriftgießerei.

H. S. in **Graz.** Herzlichen Dank für das Manuskript. Werden uns gleich an dessen Lektüre machen.

A. K. in **Berlin.** Hast Du noch nichts gehört von dem großen französischen Schriftsteller Jean Jacques Rousseau? Auch in Genf, dem Geburtsorte dieses berühmten Mannes existiert eine Rousseau-Insel, mit seinem Standbild in Lebensgröße.

Troppauer. Schicke Deine Adresse und den Abonnementsnachweis, dann schickt der „G. K." den Stempel. Anders geht's nicht.

Kamerad aus Graz. Bravo.

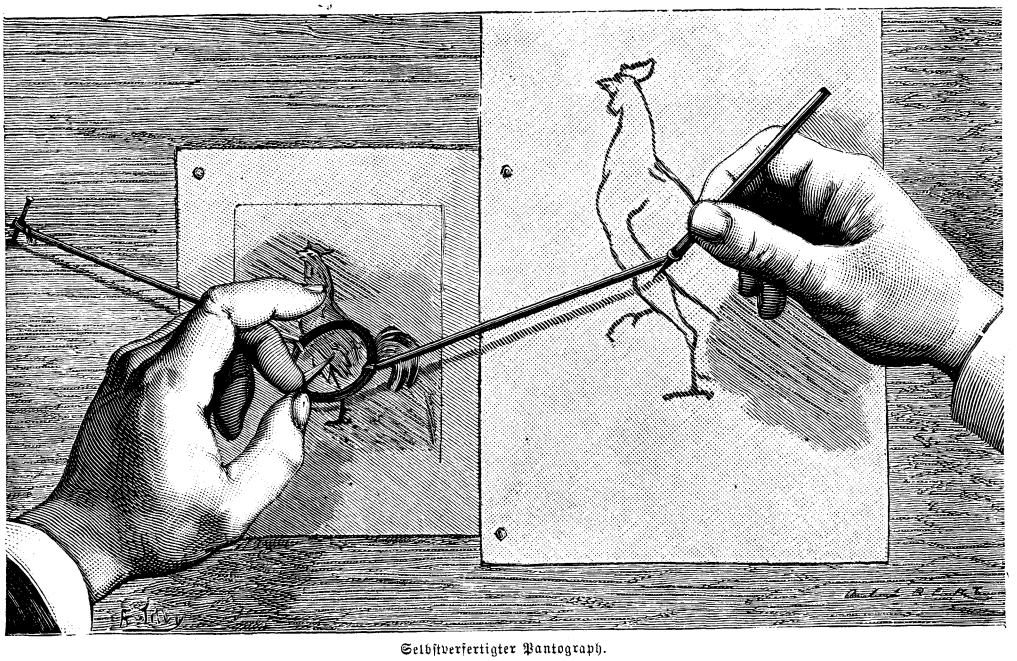
H. Matthäus bei **Frau Pfarrer Münch** in **Büdingen,** bittet die Kameraden Gustav le Bell in Hamburg und Schombardt in Cassel, um die Beschreibung ihrer preisgekrönten Arbeiten. Bittet die Kameraden ferner um gütige Mitteilung einiger Experimente mit dem Grenetschen Tauchelemente. — Ein photographischer Apparat, neu für 4—5 Mark, der kann allerdings nicht viel wert sein.

Th. F. in **K.** und **C. K.** in **Graz.** Besten Dank für die Kracknüsse.

Ein 11jähriger Kölner Abonnent. Du hast Karnickel heimgeleuchtet. Bravo!

Ein Oesterreicher. Freund, das ist so schlimm nicht. Meist schrecken die Zollverhältnisse und die damit verknüpften Verbindlichkeiten davon ab. Gruß!

*) Anm. des Setzerlehrlings: Ein Brief von 20 Zeilen — darinnen 3 grobe, 7 Flüchtigkeitsfehler und ein Fettflecken — da könnte man doch schon gleich das Zipperlein kriegen.



Selbstverfertigter Pantograph.

Tauschmarkt.

Möchte mit einem Autographensammler in Verbindung treten. Joach. v. Bülow zu Straßburg i. E., Steinring 84.

Um Zusendung von Schmetterlingsdubletten bittet M. Horn in Pössneck 436.

P. Meyer, postlagernd Elberfeld, sucht einen photographischen Apparat zur Herstellung von Visitbildern.

Ich habe eine Druckerpresse gegen Marken und Münzen zu vertauschen. Hermann Polko in Schweidnitz (Schlesien).

Münzen und Steine tauscht Fritz Kamlah in M.-Gladbach, Gastrastraße 12.

Carl Richter in **Breslau, Gravestraße 9,** kann eine Druckerpresse abgeben und bittet um Angebote.

Ich habe eine Lokomobile und einige Spiele gegen eine Laterna magica oder einen Elektromotor abzugeben. Arthur Bein in Oberhausen (Rheinland).

Fritz v. d. Osten in **Hersfeld (Fulda),** vertauscht seine Laterna magica gegen ein paar weiße Mäuse.

Suche Terrariumtiere und **Muscheln;** gebe dafür Textbücher mit Figurenbogen zu Schreibers Puppentheater; ferner englische Münzen und Ganzsachen. W. von Jecklin in Berlin W., Kurfürstenstraße 129.

Wünsche viele seltene, alte Münzen, namentlich alte Baden gegen Münzen zu vertauschen. Rudolf Reiß in Karlsruhe, Bismarckstraße 27.

Ludwig Bloch in **Teplitz, Breitegasse 5,** möchte mit einem englischen Kameraden in Korrespondenz treten.

Ich habe mehrere russische Münzen (alte) und möchte sie gegen Briefmarken tauschen. Am liebsten möchte ich Thurn und Taxis, Mecklenburg und Oldenburg haben. Die Adresse: Nikolai Althausen in Moskau, Haritonjewsche Gasse, Haus Medinzew, Kw. 4.

Ludwig Hamburger in **Guben N. L.,** tauscht Münzen.

Bitte die guten Kameraden um Zusendung ihrer Briefmarkendubletten. Gust. Last in Kiel, Holsteinstraße 21.

Um Zusendung von Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel bittet Bruno Wahl in Salzburg, Ritzerbogen 10.

B. Wasels in **Enge b. Zürich, Tunnelstraße 7,** vertauscht seine Dampflokomotive gegen ein Bunsen- oder Danielelement.

Wünsche mit ausländischen Kameraden in Briefmarkentauschverbindung zu treten. Walter Paap in Rendsburg, Thorstraße 2.

Eine noch ganz neue Farbenschachtel habe abzugeben. Otto Bauer in Heilbronn, Karlstraße 28.

Max Warming in **Hamburg, Eimsbüttel, Belle-Alliancestraße 2,** sammelt und tauscht Briefmarken. Hat auch eine Siegelsammlung zu vertauschen. Erbittet Angebote.

Habe alte österreichische Marken gegen ausländische zu vertauschen. Oskar v. Alböri in Triest.

Hamburger und **Bochumer** Privatpostmarken hat zu vertauschen Otto Straßer in Stuttgart, Weißenburgstraße 15.

Sammle und tausche Münzen. Besitze viele römische. E. Wagner in Cilli, (Steiermark).

Heinrich Lunge in **Zürich, Engl. Viertel 18,** möchte gern mit türkischen und griechischen Kameraden Marken tauschen.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Wir empfehlen als schönstes Festgeschenk

Das Neue Universum,

reich illustriert, Preis geb. M. 6. 75,

ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.

Jeder unsrer jungen Freunde kennt das aus einem verschiebbaren Gitterwerk von Holzstäbchen bestehende Zeicheninstrument, den sogenannten Storchschnabel, vermittelst dessen Zeichnungen in beliebiger Vergrößerung oder Verkleinerung kopiert werden können. Einen ähnlichen Kopierapparat kann man mit wenigen Kosten selbst anfertigen: Man nimmt hierzu einen nicht zu großen Vorhangring aus Holz oder Metall, welcher unter gleichen Abständen an drei Punkten durchlöchert werden muß, und zieht durch diese Löcher je ein Gummischnürchen von beiläufig 20 cm Länge. Das eine Ende dieser Schnur wird mit einem kleinen Nagel oder Stift auf dem Reißbrett, das andre Ende an einem Bleistift befestigt; hierauf steckt man durch das dritte Ringloch eine Stricknadel derart, daß die Spitze gerade den Mittelpunkt des Ringes bildet. Nun nimmt man die Nadel mit dem Ringe in die linke Hand, spannt die Gummischnur an, und fährt mit der Nadelspitze die Linie der Zeichnungen nach. Die den Bleistift führende rechte Hand folgt bei gespannter Schnur den Bewegungen der linken Hand und führt die Zeichnung aus.

Je weiter der Ring nach links geschoben ist, desto größer wird die Kopie, je weiter derselbe dagegen nach rechts kommt, desto kleiner fällt die Zeichnung aus.

Hübsch ausgeführte

Einbanddecken

zu

Spemanns Illustrierter Knaben-Zeitung

„Der Gute Kamerad"

sind zum Preise von **90** Pfg. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 17.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

„Dieser Neger ist wie verschwunden,“ knirschte Abd el Mot. „Wir haben bis jetzt nicht die geringste Spur von ihm entdeckt.“

„Aber du hast ihn doch vorher gesehen!“ wurde ihm gesagt.

„Ganz deutlich sogar! Aber welches Menschenauge kann die Fährte eines nackten Fußes im Walde erkennen! Dieser Wald ist übrigens groß und zieht sich stundenweit am Wasser hin. Wer soll da suchen und finden!“

„So ist uns der schwarze Hund sogar lebend entgangen, während der andre wenigstens von et Timsah gefressen wurde!“

„Nein. Entkommen ist er nicht. Von hier aus zieht sich der Fluß fast gerade nach Sonnenaufgang, während Ombula gegen Süd und West liegt, wo wieder eine sehr große, freie Ebene ist. Ueber diese muß der Schwarze gehen. Wenn wir ihn haben wollen, brauchen wir nur hinauszureiten, um ihn dort zu erwarten.“

„Er wird des Nachts kommen, wenn wir ihn nicht sehen können!“

„So breiten wir uns aus, und bilden eine Kette. Dann muß er sicher auf einen von uns stoßen. Also vorwärts jetzt!“

Sie bestiegen ihre Pferde wieder und ritten gegen Süden davon. Der Umstand, daß er irrtümlicherweise überzeugt war, Tolo gesehen zu haben, hatte diesem vielleicht das Leben gerettet. Man hatte nur nach vorwärts, nicht aber nach rückwärts gesucht, wo die beiden Bäume standen. Hätte man auch die letztere Richtung eingeschlagen, so stand zu erwarten, daß der Neger bei der Aufregung, von der er wegen der Gefahr, in welche sich sein Freund für ihn gestürzt hatte, ergriffen worden war, entdeckt worden wäre. — Aber wo befand er sich? Noch auf dem Baume? Und war der todesmutige Lobo wirklich von dem Krokodile erfaßt und verzehrt worden?

Das hätte man am besten auf dem

> Lerne zeichnen, mein Sohn, auch wenn die Schule es nicht von Dir verlangt. Du wirst davon später viel Vergnügen haben und großen Nutzen, denn ein paar Bleifederstriche belehren oft rascher und besser als seitenlange Beschreibungen.
>
> Friedrich von Esmarch.

„Et Timsah, et Timsah, das Krokodil, das Krokodil!“ –

Flachboote erfahren können, welches um die Mittagszeit, oder kurz vor derselben, vom Negerdorfe Mehana den Fluß herabgerudert kam. Es war nicht groß und auch nicht allzuklein; es hätte wohl dreißig Personen fassen können, trug aber heute nur dreiundzwanzig. Davon waren zwanzig Neger, je zehn an jeder Seite, die Ruder führten. Am Steuer saß ein vielleicht sechzehn Jahre alter Jüngling von hellerer Hautfarbe, welche entweder auf arabische Abstammung oder gemischtes Blut schließen ließ. Die übrigen beiden waren Weiße.

Die Neger waren alle nur mit dem gebräuchlichen Lendenschurze bekleidet; sie hatten die wolligen Haare in kurzen, dünnen, wohl eingeölten Flechten rings um den Kopf hängen. Der Knabe am Ruder hatte schlichtes, dunkles Haar. Seine Kleidung bestand aus einem großen, hellen Tuche, welches er wie eine Toga um sich geschlungen hatte.

Daß die Fahrt keine friedliche war, oder daß diese Leute sich auf Feindseligkeiten gefaßt gemacht hatten, zeigten die Waffen, welche am Schnabel des Bootes zusammengehäuft waren. Dort saßen auch die beiden Weißen.

Der eine von ihnen trug einen Haïk mit Kapuze und hohe Stiefel, ganz genau der Anzug, welchen Doktor Schwarz getragen hatte. Er besaß auch die hohe, breite Gestalt desselben, und beider Züge hatten eine große Aehnlichkeit miteinander. Kurz, dieser Mann war Doktor Joseph Schwarz, welcher seinem Bruder den „Sohn der Treue“ entgegengeschickt hatte, und ihm nun selbst entgegenfuhr, weil ihm die Ankunft desselben zu lange währte, und er besorgt um sein Schicksal geworden war.

Der andre trug graue Zeugschuhe, graue Strümpfe, eine graue, sehr weite und sehr kurze Hose, eine graue Weste, eine graue Jacke und einen grauen Turban. Grau war auch der Shawl, den er sich um die Hüfte geschlungen hatte. An ihm schien alles grau zu sein, selbst die Augen, die Gesichtsfarbe, das lange, bis auf die Brust herabhängende Halstuch und das dichte Haupthaar, welches unter dem Turban hervor bis zum Rücken niederfiel. Das Sonderbarste an ihm aber war seine Nase, eine Nase, wie man sie nur einmal im Leben, und auch das kaum, zu sehen bekommt.

Diese Nase war unbedingt ein sogenannter „Riecher“. Sie war entsetzlich lang, entsetzlich gerade und entsetzlich schmal und lief in eine förmlich lebensgefährliche scharfe Spitze aus. Sie glich dem Schnabel eines Storches, nur daß dieser nicht von grauer Farbe ist. Wer in Faschodah Gelegenheit gehabt hatte, den „Sohn der Treue“ von Abu Laklak, dem „Vater des Storches“ sprechen zu hören, der mußte hier unbedingt auf den Gedanken kommen, diesen Mann vor sich zu haben. Die beiden Weißen musterten mit Kennerblicken die Oberfläche des hier sehr breiten Flusses. Nichts entging ihren Augen, und besonders war der Graue wie elektrisiert, wenn irgend ein Vogel sich aus dem Schilfe erhob oder von einem Ufer nach dem andern kreuzte. Dabei ließen sie die Unterhaltung keinen Augenblick ruhen. Sie bedienten sich der deutschen Sprache, Schwarz des reinen Hochdeutsch, der Graue aber eines sehr kräftigen und dabei doch zutraulichen Dialektes, welcher irgendwo zwischen dem Thüringerwald, Böhmerwald, Innsbruck, dem Algäu und der württembergischen Grenze zu Hause sein mußte.

„Da gebe ich dir vollständig recht, lieber Doktor,“ sagte Schwarz. „Wir haben daheim noch eine ganz falsche Vorstellung von diesen Sudanvölkern. Um sie kennen zu lernen, muß man zu ihnen kommen.“

„So gefallens dir gut, he?“ fragte der Graue.

„Gar nicht übel.“

„Auch wanns Menschen fressen?“

„Auch dann, wenn sie nur mich nicht fressen. Sie haben gar keine Vorstellung von der Abscheulichkeit dieses Genusses; sie muß ihnen erst beigebracht werden. Nach geschlagener Schlacht verzehren sie die getöteten Feinde und behaupten dabei, es sei sehr gleichgültig, ob man dieselben in den Magen, oder in die Erde begräbt.“

„Na, mein G'schmack wär' das schon nit. Ich will doch lieber in der Erden liegen, mit einer hübschen Kapellen drauf, als im Magen eines solchen Kannibalen!“

„Ich auch, lieber Doktor. Du mußt aber wohl unterscheiden zwischen — —“

„Halt!“ unterbrach ihn der Graue, indem er seine Nase wie ganz aus eigener, völlig selbständiger Initiative auf und nieder senkte. „Wannst mich nochmals Doktor nennst, so bekommst halt sogleich eine Waatschen, daß't denkst, deine paar Knöcherln halten Kaffeevisit! Du bist auch Doktor, aber nenn' ich dich so? Wozu die Komplimenten zwischen Leutln, die Brüderschaft trunken haben, wenn auch bloß in dera Merissah, die mir g'stohlen werden kann, nämlich aber nur dann, wenn ich einen guten Spatenbräu dagegen hab'. Du weißt doch, wie ich heiß'?“

„Allerdings,“ lächelte Schwarz.

„Na also! In dera g'lehrten Welt bin ich als Herr Doktor Ignatius Pfotenhauer bekannt. Daheim, wo ich z'Haus bin, nennens mich nur den Vogel-Nazi, weil ich nun einmal eine ganz b'sondere Liebhaberei hab' für alles was da fleugt, aber nit kreucht. Hier z'Land heißens mich gar Abu el Laklak, den Vater des Storches, wegen meiner Nase, die mir aber ebensowenig feil ist, wie dir die deinige. Nachhero, weil ich dich einfach Sepp nenne, weil dein Vorname Joseph ist, so kannst mir auch die Lieb' und Güt' erweisen, mich Nazi, oder Naz, zu heißen, was bedeutend kürzer ist als Ignatius, mit vier Silben. Hast's verstanden?“

„Sehr wohl! Hoffentlich verspreche ich mich nicht wieder.“

„Das möcht' ich mir halt ausg'beten haben! Weißt, ich bin einmal ein b'sonderer Kerl, und so — — halt, siehst ihn fliegen?“

„Wen? Wo?“

Der Graue war eifrig aufgesprungen und rief erregt, indem er mit der Hand nach aufwärts deutete:

„Dort — hier — da kommt er g'flogen! Kennst ihn schon?“

„Ja. Es ist ein Perlvogel, Trachyphonus margaritatus.“

„Richtig! Hast's schon g'wußt. Weg ist er!“ stimmte der Graue bei, indem er sich wieder niedersetzte. „Aber weißt auch wie die Eing'bornen ihn nennen?“

„Noch nicht.“

„Da hast wieder aan' Beweis, daß sie gar gute und auch g'spaßige Beobachter sind; sie benennen ihn und sie nach der Stimme, wanns schreien. Er schreit nämlich: bescherrrretu, bescherrrretu! Weißt, was das in dera hiesigen Sprachen bedeutet?“

„Ja, hast dein Kleid zerrissen, hast dein Kleid zerrissen!“

„Richtig! Das Weibchen sieht nämlich dunkel aus, und hat weiße Flecken drauf, was grad so ausschaut, als ob sie Löcher in dera Toiletten hätt'. Sie aber antwortet ihm hernach: bak-si-ki, bak-si-ki! Was heißt das?“

„Näh's zusammen, näh's zusammen!“

„Auch das ist richtig. Wann der Volksmund mit solcher Naivität von denen

Vögeln spricht, so möcht' man diese Leutln nur schwer für Menschenfresser halten."

„Man bezeichnet die Niam-niam als solche. Aber ich habe nichts davon bemerken können."

„Weils halt wissen, daß wir solchen Schmaus verabscheuen, drum lassens gar nix merken davon. Dennoch sind wir vollständig sicher bei ihnen. Sie thun uns alles mögliche z'lieb'. Das muß man anerkennen. Sie jagen Tag und Nacht, um mir Vögel zu bringen. Ich hab' sonst in Jahreszeit nit so viel g'sammelt, wie jetzt in aan' einzigen Monat."

„Das wird wieder ein umfangreiches, gelehrtes Werk geben, nicht?"

„Ja, ich werd' schon was zusammenschreiben. Es hat noch keinen 'geben, der sich um die hiesige Vogelwelt groß kümmert hat. Diese Lück' möcht' ich ausfüllen."

„Du bist der geeignete Mann dazu. Woher kommt denn eigentlich deine große Vorliebe für die Vogelwelt? Hat sie einen besonderen Grund?"

„Daß ich nit wüßt! Und woher's kommen ist? Hm! An meiner Wiegen hat man mir's freilich nicht g'sungen, daß ich mich mal so auf die Ornithologie verinteressieren würd', und fünfzehn Jahre später auch noch nicht. Ich selber hab' auch nit dran gedacht, und erinnere mich noch heute mit Schreck an das erste ornithologische Abenteuer, das ich damals erlebte."

„Was war das?"

„Das war — nun, dir kann ich's ja erzählen; sonst aber red' ich nimmer gern davon — das war, da ich als Gymnasiast in der Quart g'sessen bin. Der Professor für die Naturgeschicht' hat mich nit gern g'habt, weil ich ihn in meiner Dummheiten immer nach Dingen g'fragt hab', die kein Mensch beantworten kann."

„Das kommt in diesem Alter häufig vor, ist aber meist ein Beweis von regem Wissensdrang."

„Wissensdrang? Der Professor hat's halt immer Voreiligkeit und Neugierd' g'nannt, und nur auf eine G'legenheiten gesonnen, es mir heimzugeben. Das war zum Osterexamen. Ich hab' a neues Vorhemd ang'legt, und den neuen blauseidenen Schlips drumrum, und nachhero g'meint, daß ich mit diesem Staat das Examen schon b'stehen muß. Es ist auch ganz leidlich 'gangen, bis hin zu dera Naturg'schicht'n. Die Fragen wurden reihum g'richtet; als ich dran komm, erheb' ich mich, und was wird mich da der Professor fragen, he?"

„Nun, was denn?"

„Warum die Vögel Federn haben."

„Ja, da hat er dir's freilich heimzahlen wollen. Was hast du ihm denn geantwortet?"

„Was ich g'antwortet hab'? Nun, zunächst hab' ich mir denkt, daß er — — halt, dort sitzt er! Siehst du ihn?"

Er war wieder aufgesprungen und deutete erregt nach dem Ufer, wobei seine Nase sich zur Seite bog, als ob sie sich ganz speciell für diese Gegend interessiere.

„Wer? Wo?" fragte Schwarz.

„Dort oben auf dem Sunutbaume*), ganz auf der Spitze."

„Ach so, ein Flußadler, Haliaetus vocifer, ein prachtvolles Tier!"

„Das ist er. Die Eingeborenen nennen ihn Abu Lundsch. Er frißt fast ausschließlich Fische, und weißt, wie die Leut' hier sein Geschrei verdolmetschen?"

„Nein."

„Sef**), Charif***), jakull hut, hut. Wie heißt das auf deutsch?"

„Im Sef und Charif verzehre ich Fische."

„Richtig! Auch hier hast wieder aan Zeichen von liebevoller Beobachtung der Natur. Die Negern sind gar nit so stupid und verständnisarm, wie man sie beschreibt. Wenn ich an deiner Stell' wär', so thät ich a Buch zu ihrer Ehrenrettung verfassen."

„Das wird vielleicht geschehen, wenn ich die Zeit dazu finde."

Jetzt wurde die Aufmerksamkeit der beiden auf den Steurer gelenkt, welcher ein kurzes Kommandowort aussprach, worauf die Schwarzen ihre Ruder einzogen.

„Wollen wir landen?" fragte ihn Schwarz, natürlich nicht in deutscher Sprache.

„Nein, Effendi," antwortete er. „Hier landet man nie sofort, sondern man legt den Kahn erst für einige Zeit in das Schilf, um zu erspähen, ob sich keine Feinde am Lande befinden."

„Und das willst du thun? Warum fahren wir nicht weiter?"

„Weil wir sonst zu weit an die Seribah Omm et Timsah kommen, wo Abd el Mot wohnt. Sieht er uns, so macht er uns zu Sklaven."

„Da sollte er versuchen!"

„Er würde es nicht nur versuchen, sondern wirklich thun. Ihr beide seid kühne und kluge Männer, und wir verstehen auch unsre Waffen zu gebrauchen; aber er hat über fünfhundert Sklavenjäger bei sich, die wir nicht überwinden können. Wir würden dreißig oder vierzig, vielleicht auch noch mehr töten, von den übrigen aber erdrückt werden."

Das klang so ruhig, klar und überlegt. Der Jüngling war gewiß seinen Jahren vorausgeschritten.

„So meinst du, daß wir nur des Nachts vorüberfahren können?" fragte Schwarz.

„Ja."

„Aber das können wir doch auch am Tage thun. Wir rudern schnell und nehmen das Segel dazu."

„Niemand kann wissen, wie der Wind in einer Stunde weht. Kommt er uns entgegen, so würde das Segel uns nur hindern, und auf die Ruder darf man sich nicht verlassen. Abd el Mot hat ein Schiff im Flusse liegen, welches er zwar geheim hält, aber ich weiß es doch. Er kann von seinem Ufer aus den Fluß aufwärts weit überblicken. Er würde uns also sehr zeitig bemerken, und braucht dann nur das Schiff nach der Mitte des Flusses zu steuern und die Trommel schlagen zu lassen, um uns sicher zu bekommen. Nein, wir müssen hier anlegen und die Nacht abwarten, dann können wir die gefährliche Stelle passieren."

„Er kann uns auch dann zufällig bemerken."

„Wenn wir Schilf und Zweige quer über das Boot legen, wird man es für eine losgerissene schwimmende Grasinsel halten. Erlaubst du also, daß ich gegen das Ufer steure?"

„Ja, thue es."

Das Boot trieb mit dem Strome dem linken Ufer zu, fuhr an der bereits genannten, auf der Schlammbank lagernden Grasinsel vorüber, und gewann sodann den Rand des spitzen Feldes von Omm Lufah und Schilf, welches auch schon erwähnt wurde. Dort ließ man den eisernen, scharfen Bongoanker nieder, welcher sofort im Grunde festgriff und das Boot zum Stehen brachte.

Vom linken Ufer, in dessen Nähe es lag, konnte man es unmöglich sehen, weil das sehr hohe und dichte Rohr dazwischen stand. Das rechte Ufer war zwar weit entfernt, aber ein sehr scharfes Auge hätte

*) Acacia nilotica.
**) Heiße Jahreszeit.
***) Regenzeit.

es doch vielleicht zu erkennen vermocht; darum schnitten die Neger so viel Schilf und Rohr ab, um es vollständig in eine kleine Insel verwandeln zu können, welcher man es nicht ansah, daß der Grund derselben in einem vor Anker liegenden Kahne bestand.

Gesprochen wurde nur leise; dabei strengte man das Gehör an, um sich kein Geräusch am Ufer entgehen zu lassen. Man hatte die Maskierung des Bootes noch nicht beendet, da drangen unverständliche Laute herbei, welche einer menschlichen Stimme anzugehören schienen. Die Insassen des Bootes lauschten mit angestrengtester Aufmerksamkeit, bei sich selbst jedes Geräusch vermeidend.

Der junge Dumandschi*) erhob sich von seinem Sitze, um besser hören zu können.

„Es sind zwei Neger, welche dort am Ufer sprechen, nicht weit abwärts von uns," sagte er leise.

„Woher weißt du das?" fragte Schwarz.

„Ich verstand nur wenige Worte, welche der Sprache der Belanda angehören, die nur von Schwarzen gesprochen wird."

„Was sprachen sie?"

„Das weiß ich nicht. Die Worte gehörten mehreren Sätzen an. Rettung — sterben — Sklavenjäger, das habe ich gehört."

„Ach! Vielleicht sind es verfolgte Sklaven."

„Dann sind sie gewiß Abd el Mot entsprungen."

„So müssen wir sie retten. Wir nehmen sie in unser Boot auf."

„Das müssen wir uns vorher überlegen, Effendi. Ich bin bereit, jeden verfolgten Menschen zu retten, vorher aber muß ich überzeugt sein, daß ich mich damit nicht dem gewissen Tode in die Arme werfe. Gefahr kann ja dabei sein, vor ihr schrecke ich nicht zurück; aber einem sichern und voraussichtlichen Tode weihe ich mich nicht, denn dann wäre ja auch der, den ich retten will, mit verloren."

„Du sprichst wie ein gelehrter und erfahrener Mann."

„Spotte nur, aber gib mir recht. Horch!"

Man hörte jetzt wütendes Hundegebell und rufende Menschenstimmen.

„Scheitan! Da läuft einer, und weiter vorn der andre, wenn ich mich nicht irre. Schnell nach, schnell nach!" klang es deutlich herüber.

Das war der Ausruf Abd el Mots, als er Lobo erblickte. Dann folgte wütendes Hundegeheul und durcheinander brüllende Männerstimmen.

„Laß doch den Hund los!" rief jemand.

„Zwei Sklaven sind es, welche verfolgt werden!" sagte Schwarz. „Wir müssen sie retten!"

Er griff nach seiner Büchse. Auch der Graue nahm sein Gewehr und stimmte bei:

„Schießen wir die Halunken nieder!"

„Still, still," bat der Steuermann. „Es scheinen der Verfolger gar viele zu sein, und jedenfalls gehören sie zu Abu el Mot. Wollen wir uns ihnen zeigen, ohne die Neger retten zu können? Das würde unklug sein. Und ehe wir den Kahn vom Anker losbringen und das Ufer erreichen, kommen wir zu spät, weil die Jagd schon vorüber ist. Horch! Ein Schrei. Da starb einer. Er sprang in das Wasser. Lebt er noch, so holen ihn die Krokodile!"

Er trat auf die Steuerbank; die andern stellten sich auf die Ruderbänke, um über das maskierende Schilf hinwegsehen zu können. In diesem Augenblicke kam Lobo um die Spitze des Schilffeldes geschwommen. Der Steuermann schob das Rohr mit den beiden Armen auseinander, um von ihm gesehen zu werden und winkte ihm. Lobo stutzte. Das war der Augenblick, an welchem seine Verfolger sagten, er müsse etwas gesehen haben. Der Schuß Abd el Mots fiel.

„Schnell, schnell — die Krokodile!" rief der Steuermann dem Neger zu.

Dieser sah einen Menschen scheinbar oberhalb des Wassers stehen. Seine Kräfte verdoppelten sich, und er schnellte sich mit einigen starken Stößen herbei. Schon ergriff er mit den Händen den Rand des Bootes, und mehrere Arme streckten sich aus, ihn hereinzuziehen; da warnte einer der Ruderer, welcher zufällig einen Blick hinaus auf den freien Strom und nach der Grasinsel geworfen hatte:

„Et Timsah, et Timsah, amal, amal — das Krokodil, das Krokodil, macht, macht!"

Glücklicherweise war der Mann so vorsichtig gewesen, nicht in lautem Tone zu sprechen.

„Von welcher Seite?" fragte der Steuermann schnell.

„Links," antwortete der Ruderer.

„Schnell alle auf diese Seite nach links, sonst wirft es das Boot um!"

Lobo wurde förmlich emporgerissen; aber schon war das Tier da — ein gewaltiger Stoß gegen die linke Bootswand — hätten die Insassen rechts gestanden, so wäre das Fahrzeug umgeworfen worden; so aber widerstand ihr Gewicht dem Stoße des gierigen Tieres — Lobos Unterschenkel geriet doch noch zwischen die vordern Zähne desselben, aber noch ehe es den Rachen vollständig schließen konnte, wurde er ihnen entrissen. Der Neger stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, den seine Verfolger für seinen Todesschrei hielten, und flog herein in das Boot, doppelt blutend, nämlich am Arme, wo ihn der Hund gepackt hatte, und am Beine, von welchem ein ganzes Stück der Wade fehlte. Er schloß die Augen. Es war über seine Kräfte gegangen, und eine Ohnmacht nahm ihn in ihre mitleidigen Arme.

„Ist er tot?" fragte Schwarz.

„Nein," antwortete der Graue, welcher sich neben den Neger niedergekniet hatte, um ihn zu untersuchen. „Ein Biß in den Arm, ein Stück Fleisch aus dem Beine und Bewußlosigkeit, das ist alles."

„Still," sprach der Steuerer. „Man spricht am Ufer."

Sie horchten und vernahmen die Worte, welche dort gesprochen wurden. Sie hörten sogar die Schritte der sich dann Entfernenden.

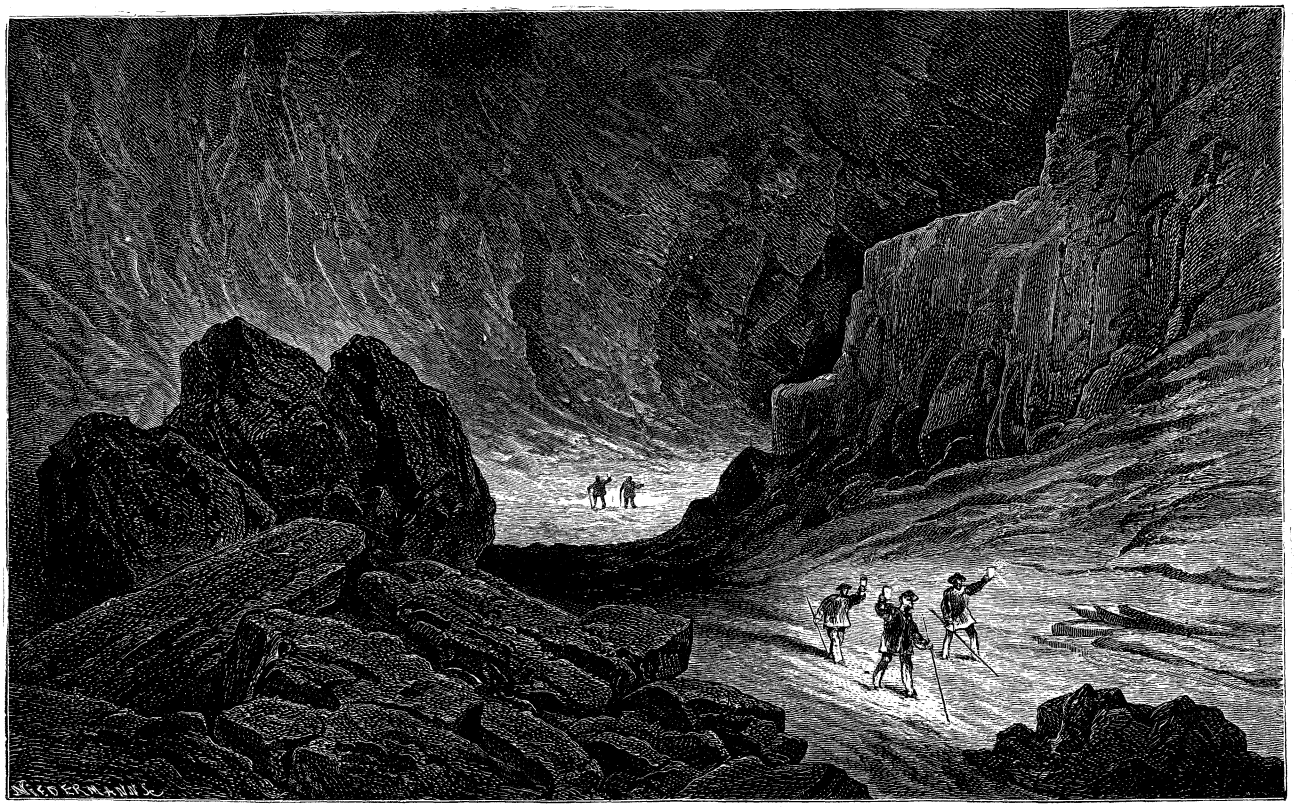
„Einer ist gerettet, Gott sei Dank!" sagte Schwarz. Aber der andre wird in ihre Hände fallen. Wie können wir das verhüten?"

„Wir brauchen es nicht zu verhüten," antwortete der junge, kluge und umsichtige Steuermann. „Sie werden ihn nicht fangen."

„Wie kannst du das behaupten?"

„Weil ich ihre Worte gehört habe. Sie haben zwei Hunde verloren. Dieser Neger hat ganz sicher einen getötet, denn er hält selbst jetzt noch das Messer fest in der Hand. Gäbe es noch ein Tier bei den Verfolgern, so wäre er nicht entkommen, sondern zerfleischt worden; auch wäre ihm der Hund gewiß ins Wasser nachgesprungen, um ihn festzuhalten. Gekämpft hat er mit so einem Negerfänger, das zeigt hier die Wunde an seinem Arme. Aus dem allen schließe ich mit Sicherheit, daß es dort am Ufer keinen Hund mehr gibt. Wie wollen sie da den andern Flüchtling finden, da der Wald viele

*) Steuermann.



Partie aus der Mammuthöhle in Kentucky.

Stunden lang ist, und sie seine Fährte nicht riechen können!"

„Du scheinst recht zu haben."

„Ich glaube nicht, daß ich mich täusche. Warten wir hier also in unsrer Sicherheit ganz ruhig ab, was noch geschieht; dann werden wir wissen, was wir zu thun haben."

Die beiden Deutschen mußten diesen Sudanesen aufrichtig bewundern. Er machte trotz seiner Jugend den Eindruck eines gereiften Denkvermögens, fast hätte man sagen können, den Eindruck von Ueberlegenheit. Dabei waren seine Bewegungen und Gesten so ruhig und sicher, wie seine Art, sich auszudrücken.

Der Graue hielt dem besinnungslosen Neger ein Riechfläschchen an die Nase. Das wirkte. Lobo begann sich zu bewegen.

„Tolo — halte den — — Stamm fest," flüsterte er, doch ohne die Augen zu öffnen.

Selbst jetzt, noch in halber Ohnmacht, war er nur auf die Rettung seines Freundes bedacht! Pfotenhauer ließ das flüchtige Salz noch einmal wirken; da öffnete der Neger die Lider. Sein noch verschleierter Blick fiel in das männlich schöne, wohlwollend ernste Gesicht Schwarz'. Er schloß die Augen wieder und sagte lächelnd:

„Tolo — du lebst — und ich bin bei — — bei dem guten Schech über — — über den Sternen!"

„Er meint jedenfalls Gott," sagte Schwarz. „Ob er ein Christ ist?"

„Christ oder Heide; er ist Mensch, und es soll ihm geholfen werden," antwortete der Graue.

Er hob den Bugsitz empor, unter welchem sich ein Kasten mit Medikamenten und Verbandzeug befand und begann die beiden Wunden kunstgerecht zu verbinden, wobei ihm Schwarz mit gleicher Geschicklichkeit half.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in der Mammuthöhle zu Kentucky.

(Schluß.)

Gerettet verfolgte er nun den Gang 140—180 m weit, dann aber war derselbe durch einen Erdsturz geschlossen. Der junge Abenteurer kehrte um, band sich wieder am Seile fest und entdeckte nun die Mündung eines zweiten Ganges gerade gegenüber, konnte dieselbe aber nicht erreichen. Deshalb ließ er sich wieder emporziehen. Er hatte noch 27 m zurückzulegen, als er über sich Ausrufe des Schreckens hörte und allmählich merkte, daß das Seil durch die Reibung auf der Unterlage zu zerreißen drohte. Eine furchtbare Katastrophe schien unvermeidlich, doch gelang es mit unendlichen Mühen, den Wagehals wieder heraufzuziehen. Sein ganzer Erfolg bestand darin, daß er seinen Namen auf den Grund des „Maalstroms" eingeschrieben, den aber niemand bis heute gelesen hat.

Vor acht Stunden sind wir in die Höhle eingetreten und haben einen Weg von über 12 km zurückgelegt; kein Wunder, daß nun Müdigkeit und Abspannung folgt; kein Wunder auch, daß sich jetzt stillschweigend die Taschen der müden Wanderer entleeren von den zahlreich eingesteckten Gipskrystallen, die zum Andenken vom Boden aufgehoben worden waren! Die Führer überwachen aber streng, daß nichts von den Wänden abgebrochen wird. So wird derselbe Weg wieder durchgewandert und nach etwa zwölf Stunden oder mehr kehrt endlich die Gesellschaft an das Tageslicht zurück, oder vielmehr nun in die Nacht, die sich unterdessen auch außerhalb der Höhle über die Erde gelagert hat. Nicht für jeden ist die Aus-

führung einer so langen Entdeckungsreise möglich; viele ziehen vor, nur die sogenannte „kleine Route" zurückzulegen, wir aber, als gewissenhafte Beobachter, die zudem nicht ermüden, lassen uns obendrein auch diese zeigen. Wirklich bietet auch sie sehr viel Merkwürdiges und Neues. Etwa anderthalbtausend Meter weit vom Eingange ab haben wir denselben Weg zurückzulegen, den wir schon kennen, dann wenden wir uns rechts, treten einige Treppenstufen abwärts und gelangen in das sogenannte Labyrinth, einen engen, gewundenen Gang, passieren hierauf eine Brücke, steigen eine Leiter aufwärts und blicken nun durch ein Fenster in eine weite Halle von 60 m Höhe und 18 m größtem Durchmesser. An einer Seite hängt von der Decke ein mächtiger Tropfstein von oben bis auf 12 m vom Boden herab. Wahrhaft magisch aber erscheint jetzt die Halle, wenn sie von einem andern Seitenfenster aus bengalisch beleuchtet wird. Steigt das Wasser des früher erwähnten Echoflusses, so steht auch der Boden dieser Halle unter Wasser. Ein langer, 9—30 m breiter und auch in der Höhe sehr wechselnder Gang, von welchem verschiedene, bis jetzt nur zum Teil erforschte, Seitengänge abzweigen und in dem stellenweise auch schöne Gipskrystallbildungen, sowie merkwürdige Formen von Stalaktiten gefunden werden, nimmt uns auf und geht zuletzt in einen andern Gang über, dessen einzelne weiteren Teile besondere Namen erhalten haben. Abermals erreichen wir eine sehr große weite Halle von 75 m Höhe, aber wohl der fünffachen Länge. Auch hier sind wieder zahlreiche Seitengänge, die nur selten besucht oder noch gar nicht erforscht sind; einzelne der ersteren zeichnen sich durch ein prachtvolles Echo aus, andre durch kleine Wasserfälle; manche sind auch mit Wasser angefüllt, in welchem sich dunkel gefärbte Fische und Krebse finden, welche von außen in die Höhlengewässer gelangt sind. Ein merkwürdiger Raum, das „Sternzimmer", ist 18 m hoch, 21 m breit und wohl 150 m lang. Die Decke ist mit dunklen Gipskrystallen überzogen, welche stellenweise von Ausblühungen weißen Glaubersalzes überdeckt werden und bei günstiger Beleuchtung wie Sterne aussehen; stellenweise ist auch die Gipsdecke herabgebrochen.

Ein prachtvoller, sehr regelmäßig gebildeter Tunnel, mit senkrechten Wänden und gewölbten hohen Decken, führt etwa 1 km weit nach einer großen Straße von 30 m Durchmesser. Viel größer ist eine benachbarte Rotunde, mit einem merkwürdigen Gewölbe, aus ihr führt der Weg nach einer andern Halle von riesigen Dimensionen, die besonders bei bengalischer Beleuchtung, wenn man die riesige Höhle übersehen kann, einen großartigen Eindruck macht. In einem der zahlreichen Seitengänge dieses Teiles wurde vor Jahren die Mumie eines Indianerweibes gefunden. Sie saß in einer Nische in der Mauer, die gerade für sie groß genug war. Ihre Kleidung bestand aus Fellen. Nahe dabei entdeckte man auch ein Indianerkind, das gegen die Wand gelehnt und ähnlich gekleidet war. Offenbar hatten beide sich in der Höhle verirrt und waren umgekommen. — Auch die neuere Zeit weiß Beispiele, daß einzelne Besucher sich von ihrer Gesellschaft trennten, und sich verirrten. Einer, dem dabei die Lampe erlosch, wurde, wie es scheint, aus Angst irrsinnig, verkroch sich, und antwortete den Führern nicht, die ihn suchend, mehrmals nahe bei ihm vorbei kamen. Als sie ihn nach Stunden fanden, entfloh er, war aber zu schwach, um zu entrinnen. Aehnlich erging es einer Dame, welche hinter ihrer Gesellschaft zurückgeblieben war; beim Nacheilen stürzt sie und löschte ihre Lampe aus, die Angst machte sie ohnmächtig. Freilich ward sie schon nach wenigen Minuten gefunden, aber vom Augenblick ihres Erwachens an war sie irrsinnig, und wurde erst nach mehreren Jahren wieder hergestellt. Derartige Fälle kommen fast jedes Jahr vor. Nur selten sind die Verlassenen und Verirrten klug genug, ruhig am Platze, wo sie zuletzt verlassen wurden, zu bleiben, und die Rückkehr der sie sogleich suchenden Führer abzuwarten. — Doch verfolgen wir unsren Rückweg weiter. Wir gelangen in einen 90 m langen, ganz ebenen Gang, dessen Wände über und über mit Namen beschrieben sind, was mit den früher üblichen rußenden Lichtern ausgeführt wurde. Weiterhin wird die Decke durch Stalaktitbildungen mehr und mehr bedeckt. Es ist der Anfang der großartigen Tropfsteinbildungen, welche den Namen „die gotische Kapelle" erhalten haben. In diesem Raume erreichen die Stalaktitenmassen eine geradezu ungeheure Größe, und wir wollen die Gelegenheit benutzen, die Art und Weise ihrer Bildung etwas näher kennen zu lernen. Die sogenannten Tropfsteine kommen nur in Kalksteinhöhlen vor. Das Wasser, welches sich dort seinen Weg sucht, löst einen Teil des kohlensauren Kalks auf, und führt ihn mit sich fort. Wo die Wassertropfen an der Decke der Höhle hängen bleiben, und in Zwischenräumen herabfallen, scheiden sich die Kalkteilchen aus, und bilden einen anfangs ganz unmerkbaren Niederschlag, der aber, weil immerfort neue Wassertropfen anlangen, allmählich größer wird, und zuletzt wie ein Eiszapfen aussieht. Jelänger dieser ganze Vorgang dauert, um so größer wird dieser Tropfstein, und er kann im Laufe vieler Jahrhunderte eine mächtige Länge und Dicke erhalten. Man nennt diese Bildungen Stalaktiten. Das herabtropfende Wasser, welches also unter einem solchen Stalaktiten den Boden erreicht, führt aber auch noch Kalkteilchen mit sich, und diese häufen sich ebenfalls auf, und bilden endlich einen nach aufwärts wachsenden Tropfstein, welchen man Stalagmit nennt. Wenn das Wasser fort und fort niedertropft, und ein genügend langer Zeitraum verflossen ist, so muß der Stalaktit zuletzt mit dem Stalagmiten zusammentreffen, und es entsteht nun eine Bildung, die wie eine Röhre oder eine Orgelpfeife aussieht. Solcher Formationen trifft man in den Tropfsteinhöhlen viele vor und sie beweisen, daß diese Höhlen schon sehr viele Jahrhunderte existieren müssen, ja, wohl viele „Jahrtausende", weil solche Zeiträume erforderlich waren, um die Kalksteinabsätze zu bilden. In der That sind die uns bekannten Höhlen schon vor undenklichen Zeiten vom Wasser hergestellt worden, denn man hat im lehmigen Boden solcher Höhlen Knochen von riesigen Tieren der Vorwelt gefunden, von Tieren, die gegenwärtig gar nicht mehr auf der Erde angetroffen werden. In mehreren Höhlen Deutschlands, auf die wir wohl später einmal zurückkommen werden, fanden sich Knochen und Zähne von ungeheuren Löwen und Tigern, sowie eines riesigen Bären, gegen den unser heutiger brauner Bär sehr klein und schwach erscheint. Darüber wollen wir uns jedoch später einmal unterhalten; für jetzt müssen wir unsre Höhlenwanderung schließen, und uns wieder an das goldige Tageslicht begeben. Denn wie interessant auch die unterirdische Höhlenwelt ist, fühlt sich doch jeder erleichtert, wenn er aus dem ewigen Dunkel wieder in den Tag hinaustritt und mancher ruft dann unwillkürlich mit dem Dichter aus:

„Es freue sich, was da atmet im rosigen Licht."

Das Licht.

„Und Gott sprach: es werde Licht! Und es ward Licht." — Das haben wir in dem Buch aller Bücher gelesen. Aber habt ihr auch schon nachgedacht, wie sehr das Licht auf alles Lebendige, auf unser Wachstum und Gedeihen, unsre Gesundheit wirkt? Geh in den Garten oder stell dich an das Fenster vor das Blumenbrett und sieh, wie die Pflanze sich stets dem Lichte zuneigt, wie alle im Freien wachsenden Blumen, Sträucher, Bäume sich in die Höhe richten, weil sie von oben herab vom Licht bestrahlt werden. Nimm einen Blumentopf und drehe ihn, so daß die Blüte sich vom Licht abwendet; schon nach einigen Tagen wirst du bemerken, daß die Blume wieder nach der andern Seite, dem Lichte zustrebt. Wird einer Pflanze auf die Dauer das Licht entzogen, so wird sie erbleichen und verwelken. Es sind nur niedere Pflanzen, die im Finstern wuchern oder an tiefschattigen Orten gedeihen.

Blicke hin auf die Tiere, sie wachen zumeist bei Tag und schlafen in der Nacht. Nur wenige leben in Räumen, abgeschlossen vom Licht oder brüten als Eingeweidetiere im Innern andrer Wesen. Auch die Nachttiere, die erst dann aus ihrem Schlaf erwachen, wenn das Licht erloschen ist, sind Geschöpfe einer tieferen Lebensordnung.

Was Tag und Nacht in der großen Natur, das bedeutet Wachen und Schlaf, Thätigkeit und Ruhe im Leben des Menschen. Hast du es noch nicht an dir selbst erfahren, daß man bei Tageshelle unruhig schläft, beim Aufgang des Sonnenlichts erwacht, nach dem Untergang ermüdet? Eine Umkehr dieser Ordnung kann für uns nur nachteilig sein. Und gewiß hast du schon in der Schule oder Kirche wahrgenommen, wie, wenn an einem trüben Tag sich mit einemmal der Himmel aufhellt und nun plötzlich ein Sonnenstrahl auf eine zahlreiche Versammlung fällt, aller Augen sich dem unerwarteten, aber willkommenen Gaste zuwenden! Mit den länger werdenden Frühlingstagen, mit dem erwärmenden Sonnenschein, der die ganze Natur zu neuem Leben wachruft, kehrt auch in manches düstere Gemüt frischer Mut und ein fröhlicherer Blick für das Dasein zurück. Die ersten Sonnenstrahlen bringen auch manchem Kranken nach trüben, nebeligen Tagen, welche die Seele in Trauer hüllten, Hoffnung und Trost. Licht bringt Leben, Freude; Trauer, Kummer, Gram und Sünde scheuen das Licht. Vielleicht hast du schon Gefangene gesehen, welche lange Zeit in dunkle Kerker gesperrt waren. Wie abgehärmt schleichen diese oft jammervollen Gestalten einher, selbst wenn sie hinreichende Nahrung, Bewegung und Pflege gefunden haben.

Nun wirst du einsehen, daß unsre Fenster dazu da sind, nicht nur Luft, sondern auch das belebende Sonnenlicht hereinzulassen. Menschen in finsteren Wohnungen, engen Gebirgsthälern, Grubenarbeiter werden blaß, leicht krank, und daß die Schattenseite einer Straße mehr Kranke liefert, als die sonnige, ist den Aerzten bekannt. Licht, Luft und Nahrung sind das Dreigestirn, das unsrem Leben, unsrer Gesundheit voranleuchtet. Mit Recht sagt daher das Sprichwort: Wo Luft und Licht nicht hinkommen, da kommt der Arzt hin.

Diese Betrachtung lehrt, daß Licht und Aufklärung der Menschheit auch in Fragen der Gesundheit gewiß überall Nutzen, Finsternis und Aberglauben aber Schaden bringen. Es hat daher für körperliche, geistige Gesundheit und Wohlbefinden eine tiefe Bedeutung, daß unser großer deutscher Dichter aus dem Leben schied mit den zwei schönen, inhaltsschweren Worten:

„Mehr Licht!"

Deutsche Hansa.

Wenn ihr unser Schiffsbild ansieht, so soll es euch an eine Zeit deutschen Lebens mahnen, in der es einen Bürgerstand gab, wie ihn bis dahin kein Reich der Welt gehabt und einen Handel desselben, wie er bis zu der Gegenwart in so selbständiger Kraft niemals wieder sich entwickelte.

Das war die Zeit des großen Reichtums und daher der Macht der deutschen Städte im 14. und 15., auch noch im 16. Jahrhundert, damals, als die große Handelsstraße Europas vom Norden nach Italien über Ulm und Augsburg ging, welche die Stapelplätze für alle Waren der Welt bildeten und sie von Süd und Nord, aus dem Orient und Rußland empfingen, um sie wieder nach Regensburg, Wien, Böhmen, Schlesien, Polen und Ungarn zu verschicken. Wie solch betriebsamer Handelsgeist auch den Kunstfleiß weckte, so geschah es in bedeutender Art in diesen und andern deutschen Städten. In Gold- und Silberarbeit, in Färbereien, in Schreinerei und Holzschnitzen leistete der Bürgerstand das Beste; in Nürnberg lieferten mehrere hundert Gelbgießer Messingwaren von Weltruf.

Der Handel zur See wurde von den deutschen Ost- und Nordseestädten, wetteifernd mit den niederländischen, so betrieben, daß er ihnen einen außerordentlichen Wohlstand verlieh. Zu ihrem Schutz gegen die Piraten, wie auch zur größeren Ausbreitung ihres See- und Landhandels, schlossen sie schon im 13. Jahrhundert einen Bund, zu welchem Lübeck den ersten Anstoß gab und dessen Haupt es auch verblieb. Hansa nannten sie diese Vereinigung, was soviel wie Handelsgilde bedeutete. Nach und nach erstreckte sich dieser Bund von dem Ausflusse der Schelde bis nach Esthland und umfaßte mehr als siebzig Städte, auch solche, die nicht an der See lagen, wie Magdeburg, Berlin, Köln, Thorn, Kulm. Gemeinschaftliche Verteidigung gegen Angriffe, die namentlich von Dänen und Schweden zu befürchten waren, Sicherheit der Straßen zu Wasser und zu Lande, in letzterem Fall gegen die Raubritter, schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten der Glieder des Bundes untereinander, vor allem aber die Aufrechthaltung und Bewahrung der in fremden Ländern erlangten Handelsprivilegien, bildeten die Hauptzwecke der Hansa. In Lübeck fanden auch allgemeine Hansatagungen statt, auf denen über alle Angelegenheiten des Bundes beraten und beschlossen wurde. Derselbe war in vier Gruppen geteilt, in die wendische, zu der Mecklenburg, Pommern und Brandenburg mit Lübeck und Hamburg gehörten, in die preußisch-livländische mit Danzig als Hauptort, in die kölnische und in die sächsische unter dem Vorsitz von Braunschweig.

Der Seehandel der Hansa ging vornehmlich nach Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark. Dort hatte sie überall Niederlassungen und Hafenstationen und genoß zum Betrieb ihres Handels, der diese Länder mit den Kulturerzeug-

nissen Deutschlands, Frankreichs und Italiens versorgte, großer Vorrechte und Begünstigungen, zu deren Erweiterung und Behauptung sie auch den Kampf mit den nordischen Königen nicht scheute, sondern kühn und glücklich gegen sie auftrat. Sie hatte dazu eine stattliche Flotte von Orlogschiffen und führte ihre Kriege auf eigene Hand, ohne alles Zuthun von Kaiser und Reich, die ihnen ja auch keinen Beistand gegen ihre Feinde leisteten.

So erklärte die Hansa z. B. im Jahre 1361 auf einer Tagfahrt in Greifswald den Krieg an König Waldemar Atterdag von Dänemark. Eine Flotte, unter der Führung von Johann Wittenborg, dem Lübecker Bürgermeister, lief aus und überfiel Kopenhagen. Bei Helsingborg erlitt sie aber eine schlimme Niederlage, wofür Wittenborg mit dem Leben büßen mußte. Er wurde auf öffentlichem Marktplatz in Lübeck enthauptet. Auch setzte die Hansa den Krieg fort und zwang schon durch das Aufgebot ihrer Macht Waldemar zur Flucht aus seinem Reiche. In Norwegen, weil es den Dänen Beistand leistete, wurden zweihundert Ortschaften verwüstet, die Küsten von Jütland, Seeland und Schonen verheert und 1369 auch die Städte Kopenhagen, Helsingör und andre erobert. Dänemark mußte daraufhin einen für die Hansa sehr vorteilhaften Frieden schließen, der norwegische König aber einen Waffenstillstand annehmen. Mit der Hansa war eben nicht zu spaßen.

Erst durch den unseligen Dreißigjährigen Krieg, der Deutschland so schrecklich verwüstete und Handel und Wandel niederlegte, sank die stolze Macht der Hansa. Holland und England traten mit ihrem Seehandel an ihre Stelle; die Entdeckung Amerikas und der Seehandel nach Indien hatten zudem die alten Handelswege durch Deutschland nach Italien eingehen, die reichen süddeutschen Städte verarmen lassen. Nur noch dem Namen nach bestand im Ausgang des 17. Jahrhunderts die Hansa. Hamburg, Lübeck und Bremen, die schon 1630 ein besonderes Bündnis geschlossen hatten, blieben auch späterhin in einer Schutzverbindung, auf welche dann der Name des größeren Vereins übertragen wurde.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Olof achtete nicht im mindesten auf die Einreden meines Freundes, er war halb toll vor Aufregung.

„Nehmen Sie eine von den Angelruten," sagte er, „und werfen dem Bären die Leine über den Kopf!"

Wenn Charles auch den Zweck dieses Befehls nicht begriff, so gehorchte er doch unwillkürlich. Olof mußte eine neue Art des Bärenfangs entdeckt haben, nämlich dies Tier zu angeln. Mein Freund nahm die Rute in die eine, den Angelhaken in die andre Hand und schwang die Leine in einem weiten Bogen auf das Wasser, holte sie dann straff und überzeugte sich nun, daß Olofs Anordnung so toll nicht wäre. Die Leine hatte sich um die Brust des Bären gelegt, und dieser war vergeblich bemüht, sich von ihr zu befreien; er schnob gewaltig bei der Anstrengung, zog aber das Boot langsam mit sich fort. Endlich behagten ihm die Vorspanndienste nicht mehr; er wandte sich um, ward dadurch frei, schlug Charles die Angelrute aus der Hand und setzte dann ohne das Boot sein Schwimmen fort.

„Du siehst, er will sich nicht angeln lassen," sagte Charles. „Laß uns in die Bucht zurückkehren!"

„Gewiß, junger Herr, doch immer nur im Gefolge des Bären," versetzte Olof. „Greifen Sie nach der Harpune und versuchen Sie unsren Petz auf diese Weise zu fangen!"

Charles sah den Schweden erstaunt an; er fürchtete, derselbe hätte den Verstand verloren, und ihm ward recht unbehaglich zwischen einem Wahnsinnigen und dem immer grimmiger werdenden Raubtier.

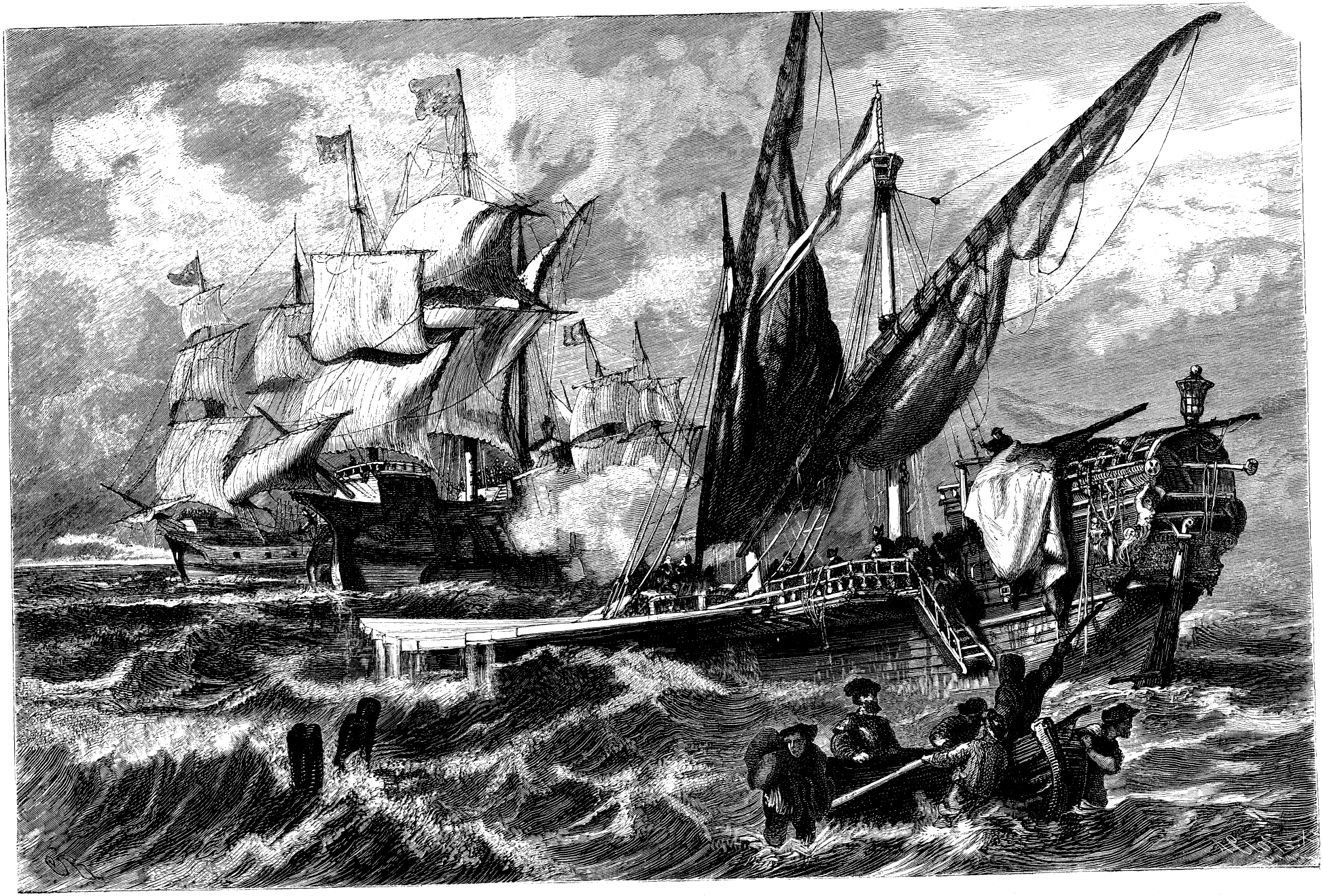
„Eilen Sie, Charles!" trieb Olof ihn an. „Später will ich Ihnen Rechenschaft ablegen."

Als mein Freund nun wirklich den Dreizack aufnahm, zog Olof die Ruder so kräftig an, daß das Boot sich wieder zur Seite des Bären befand, und Charles benutzte diesen Augenblick, um die eisernen Zacken in den breiten Rücken zu bohren. Die Wut des Bären kannte nun keine Grenzen; er hob sich hoch aus dem Wasser heraus, stieß ein kurzes, gellendes Geschrei aus und schritt ernstlich zum Angriff gegen die Störenfriede vor. In seinem ersten Schrecken ließ Charles die Harpune fahren, Olof aber entfernte sein Boot geschickt aus der gefährlichen Nähe. Als der Bär einsah, daß die bösen Feinde schneller wären als er, gab er die Verfolgung auf und schwamm weiter; Olof fuhr natürlich hinterdrein.

„Die Harpune darf er nicht behalten," sagte er dann mit grimmigem Lachen, „die müssen wir uns wieder holen. Achten Sie auf den günstigen Augenblick und greifen Sie entschlossen zu! Sie haben sich wohl nachgerade überzeugt, daß diese eigentümliche Jagd ganz ungefährlich ist, weil sich der Bär trotz seines meisterhaften Schwimmens doch in dem flüssigen Elemente nicht heimisch genug fühlt, um den Kampf mit uns aufzunehmen."

„Das habe ich keineswegs, Olof," entgegnete Charles. „Der Bär hat höchstens eingesehen, daß er an Schnelligkeit nicht mit uns wetteifern kann. Kommen wir ihm aber zu nahe, so wird er bittere Rache nehmen."

„Thun Sie nur, wie ich gesagt habe," erwiderte Olof und trieb das Boot beinahe hart an die Seite des Bären. Hätte dieser sich jetzt umgesehen, so wäre das Rindenboot in Fetzen zerrissen worden. Schaudernd bog sich Charles weit über den Bordrand hinaus und versuchte die Harpune aus dem Fell zu ziehen; es glückte ihm auch, den Stiel zu erwischen, aber das Eisen saß zu fest. Der Bär wandte sich jetzt um, brüllte entsetzlich und schlug mit den Vordertatzen nach der Wand des Bootes. Charles sah die furchtbaren Krallen kaum zwei Fuß von sich entfernt, jede derselben war ein förmliches Hakenmesser; und die in dem geöffneten Rachen sichtbar werdenden Zähne drohten das zu zermalmen, was die Krallen übrig ließen. Aber in der größten Not findet der beherzte Mann auch seine volle Geistes-



Deutſche Hanſa.

gegenwart wieder. So sehr das Tier auch tobte, Charles hielt den Stiel umklammert und sorgte dafür, daß sich immer ein paar Fuß Wasser zwischen dem Bären und dem Boote befanden.

„Halten Sie um Gotteswillen fest, junger Herr!“ schrie Olof, welcher beide Ruder für den Fall bereit hielt, daß Charles der Stiel entgleiten sollte.

Dies geschah nun freilich nicht; aber der Bär warf sich so verzweifelt herum, daß die Widerhaken sich lösten und Charles die leere Harpune in seinen Händen hielt. Nun, hoffte mein Freund, wäre Olof zufriedengestellt. Doch der Bär hatte seinen nassen Weg kaum wieder aufgenommen, so war der Schwede auch wieder dicht hinter ihm.

„Wenn du den Bären harpuniert haben willst, so besorge das allein!“ sagte nun Charles, fest entschlossen, den Launen des Wagehalses nicht länger nachzugeben.

„Warum ließen Sie ihn fahren, da wir ihn doch schon sicher hatten?“ warf Olof ihm vor.

„Auch du würdest ihn nicht haben halten können,“ erwiderte Charles, „wenn die Harpune ausreißt. Uebrigens spiele ich nicht mehr mit, ich habe es satt, deine Tollheiten ausführen zu helfen.“

„Das heißt, Sie fürchten sich?“ antwortete Olof mit Achselzucken. „Dann hätten Sie lieber daheim bleiben sollen. Allein freilich kann ich meinen Zweck nicht erreichen, muß also die beinahe sichere Beute fahren lassen. Doch nach dem Ufer hin können wir Petz ja noch das Geleite geben; es ist wirklich keine Gefahr dabei.“

Charles begriff nicht gleich, daß der leidenschaftliche Olof ihn überlisten wollte. Er gab seine Einwilligung zu der weiteren Verfolgung, dachte aber bei sich selbst: geht er ans Land und dem Bären nach, so bleibst du im Boote. Indessen kam der Bär immer langsamer vorwärts; er war unverkennbar erschöpft, ein Zustand, auf dessen Eintreten Olof gerechnet hatte. Dicht an dem Vorsprunge, welcher unsre Bucht südlich begrenzte, auf etwa zehn Fuß Wasser, rief Olof plötzlich, indem er eins von den schweren Rudern bei der Schaufel ergriff:

„Jetzt haben wir ihn sicher! Fassen Sie nur noch einmal die Harpune an; Sie sollen auch gar nicht stoßen, sondern nur die Bestie von unsrem Boot abwehren. So wahr ich Olof heiße, der Bär soll das Ufer nicht lebend erreichen.“

Im nächsten Augenblicke stand der tollkühne Mann auf der Bank — eine sehr gefährliche Sache, wie jeder einräumen wird, der ein Komantschenboot gesehen hat — und hielt das Ruder zum Hiebe bereit. Der Bär keuchte neben uns, er sehnte sich gewiß danach, festen Boden zu erreichen; da versetzte ihm Olof von hinten einen so furchtbaren Schlag auf den Kopf, daß der Bär unter der Oberfläche versank und das Boot auf der einen Seite Wasser schöpfte. Dicht an dem Boot tauchte das Tier wieder auf und hätte diesmal, trotz der Abwehr durch die Harpune, den Bordrand erfaßt, wenn es nicht betäubt gewesen wäre. Olof ließ ihm auch nicht viel Zeit; er holte zu einem neuen Hiebe aus, traf wieder glücklich und versenkte den Bären zum zweitenmal. Der dritte Schlag endete den ungleichen Kampf, regungslos lag der Bär in dem flachen Wasser da.

Nachdem Olof schleunigst die Netze heraufgeholt hatte, kehrten die beiden Genossen nach dem Lagerplatze zurück und berichteten ihr Abenteuer. Den vereinten Kräften von Olof, Yarundi und Swen gelang es, das Tier, dessen Schädel zerschmettert war, so hoch an den Strand hinaufzuwälzen, daß sie ihm die Haut abziehen konnten. Auch die Krallen brachte Olof mit, schenkte sie meinem Freunde Charles und sagte dabei:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich mich auf der Verfolgung so stellte, als wäre ich nicht mit Ihnen zufrieden. In der That haben Sie sich sehr brav gemacht, junger Herr; ich hätte keinen bessern Genossen finden können.“

10. Die indianischen Teufel.

Sir Macdonald beteiligte sich weniger als sonst bei gefährlichen Jagdunternehmungen; Charles und ich merkten wohl, daß er dies aus Rücksicht auf uns thäte; wir verzichteten jetzt aber gern auf solche aufregende Vergnügungen, da es uns ja vergönnt war, Tag für Tag die Gesellschaft dieses an Erfahrung und Wissen so reichen Mannes zu teilen. Mit der größten Aufmerksamkeit lauschten wir seinen Erzählungen und Vorträgen, begleiteten ihn auf weiten Ausflügen zu Pferde und zu Fuß, besuchten auch die entfernter wohnenden Komantschen, gingen auf den Anstand, fischten, kletterten in den Bergen herum und kehrten stets bei guter Zeit wieder nach Hause zurück, wo wir uns nach einem Bade in dem klaren, kühlen See die inzwischen von Swen bereitete Mahlzeit trefflich schmecken ließen.

So verflossen uns die Tage in dem steten Wechsel von Beschäftigung und Erholung sehr schnell, und wir rückten dem Zeitpunkt immer näher, wo wir die schöne Alpenlandschaft wieder verlassen sollten. Sir Macdonald schien gar nicht mehr an die Panther zu denken, welche wir auszurotten beschlossen hatten. Trafen wir nicht auf diese Unholde, so kehrten wir ohne die gelobten Trophäen heim und die schweren Doppelbüchsen, ebenso die eigens zum Verderben der bösartigen Katzen angefertigten Sprengkugeln, waren umsonst mitgenommen. Das würden mein Freund und ich lebhaft bedauert haben; gleichwohl wagten wir nicht, unsern Gönner an seine früher geäußerten Rachegelüste zu erinnern. Es sollte sich aber bald ein Anlaß zur Pantherjagd finden, und zwar ein recht trauriger.

Wir lagen abends vor unsrem Blockhause, beobachteten die scheidende Sonne, deren Strahlen noch eben den See zu unsern Füßen vergoldete und die Kämme der gegenüberliegenden Bergzüge, übergossen mit purpurrotem Lichte, und verabredeten, was am nächsten Tage vorgenommen werden sollte, als ein von zwei Komantschen geruderter Kahn in der Richtung auf unsern Lagerplatz in schneller Fahrt den See durchschnitt.

„Die haben etwas Wichtiges,“ sagte Sir Macdonald, „sonst würden sie sich nicht so spät auf den Weg gemacht haben. Bin doch begierig, dies zu erfahren.“

„Was sollte die Männer zu uns führen?“ sagte ich. „Täusche ich mich nicht, so ist der Häuptling Inamaduk einer von den beiden; wirklich, ein später und vornehmer Besuch.“

„Kommt mit mir!“ bat Sir Macdonald, erhob sich und schritt in unsrer Mitte nach dem Ufer hinab. „Da wird sich ein Unglück ereignet haben, und sie verlangen Hilfe von uns. Möge es uns denn vergönnt sein, dieselbe zu leisten, da wir hier eine so herzliche Gastfreundschaft genießen!“

Das Kanoe stieß auf den Sand, Inamaduk sprang ans Ufer und begrüßte uns ehrfurchtsvoll. Dann folgte er Sir Macdonalds Einladung ins Haus, warf sich hier auf eine wollene Decke, nahm ein Glas Wein, zündete eine Cigarre an und sprach:

„Der braune Häuptling kommt noch

ut abends zu seinem Freunde, dem großen Jäger, welcher bei ihm in den einsamen Bergen weilt. Sage vorerst, du weißer Häuptling, ob dir auch mein Besuch in so vorgerückter Stunde störend ist, und befiehl dann, daß ich morgen in der Frühe wiederkomme!"

„Mein Freund Inamaduk kommt nie zu spät," ließ ihm Sir Macdonald durch Yarundi in der Komantschensprache antworten. „Pocht Inamaduk nachts, wenn ich schlafe, an meine Thür, so springe ich von meinem Lager auf und lasse ihn ein; wünscht er dann, daß ich ihn begleite, so ist mir kein Weg zu weit und keine Finsternis zu dicht. Darum rede getrost, brauner Häuptling, melde, ob ich dir nützen kann, und sei versichert, daß ich und alle meine Genossen dies mit Freuden thun!"

„Du sprichst so freundlich und gütig zu mir, wie ich es erwartet habe," versetzte Inamaduk, leerte sein Glas und ließ sich von neuem einschenken. „Du irrst auch nicht in der Annahme, daß ich eure Hilfe in Anspruch nehmen will. Denn wisse, daß einer der ‚Teufel', von deren Anwesenheit in unsern Bergen ich schon öfter sprach, heute einen unsrer besten Krieger, den tapfern Morowita, getötet hat. Vor einer Stunde holten wir seine Leiche von dem Kampfplatze, sie ist übel zugerichtet."

„Ich wünschte, du brächtest mir keine so schmerzliche Nachricht, Inamaduk," entgegnete Sir Macdonald, „wenigstens nicht gleich die Meldung von dem bereits eingetretenen Tode des Unglücklichen. Wäre er nur verwundet, so würde ich gern versuchen, ob ich sein Leben zu erhalten vermöchte; nun aber kann ich nur mit euch trauern."

„Und die Teufel, welche im Westen von uns hausen," erwiderte der Häuptling, „solltest du wohl bereit sein, uns von ihnen zu befreien?"

„Sobald wie möglich, brauner Freund!" antwortete Sir Macdonald. „Gib uns genau die Gegend an, wo wir den Mörder deines Stammesbruders zu suchen haben, und wir beginnen morgen mit der Verfolgung. Finden wir ihn, so wollen wir den Unglücklichen blutig rächen."

„Der Mörder ist bereits tot," sagte nun unser Gast. „Ihn streckte Ailak, der noch nicht wehrhafte Sohn Morowitas, mit der Flinte, die Ihr seinem Vater geschenkt habt, nieder. Der tote Vater ruht auf dem gelben Fell des Teufels, welches ihn als rühmliche Zier in die jenseitigen schönern Fluren begleiten soll."

„Das freut mich, Inamaduk; doch, von welchen Panthern redest du sonst noch?" fragte Sir Macdonald.

„Ach, weißer Häuptling," versetzte der Gast, „du mußt uns Komantschen nicht für feige halten, weil wir uns vor dem Teufel fürchten. Der Bär, der Wolf und die Giftschlange schrecken uns nicht; doch der Böse selber, wenn er Tiergestalt angenommen hat, ist uns überlegen; er mordet, solange er sich in unsrer Gegend aufhält und wir sind unvermögend, ihn siegreich zu bekämpfen. Ihr aber seht in ihm nicht den bösen Geist, ihr besitzet auch Waffen, denen er unterliegen muß, und versteht diese Waffen zu führen. Darum hilf uns in unsrer großen Not, befreie uns von der entsetzlichen Plage, und unsre Kinder werden noch in späten Tagen von den tapfern weißen Männern erzählen, welche einst unter uns ihre Wohnung aufschlugen."

„Nun erst verstehe ich dich, Inamaduk. Ihr seid also noch von andern Unholden dieser verwünschten Gattung bedroht?" fragte Sir Macdonald.

„Das Unglück will es so," entgegnete Inamaduk. „Dieser eine, eine Teufelsmutter, welche wohl gerade nach dem Lager ihrer Jungen zurückkehrte, als Morowita und Ailak dort vorübergingen, ist getötet, auch eins der Jungen. Doch es leben noch die übrigen Jungen, welche herangewachsen unsre Berge als angestammte Heimat betrachten werden, wenn ihr sie jetzt nicht unschädlich macht. Und dann haben wir frische Spuren, groß und klein, noch weiter im Westen gefunden, ein wahres Nest voll schrecklicher Ungeheuer. Beide Eltern leben mit den halberwachsenen Jungen zusammen, es sind im ganzen sechs oder sieben."

„Nun, Quincy, das verlohnte sich schon der Mühe," sagte Sir Macdonald zu mir. „Wir haben ja noch immer ein altes Gelübde einzulösen; fürwahr, die Gelegenheit dazu ist günstig. Sage mir doch, Inamaduk," wandte er sich dann wieder an den braunen Bittsteller, „können wir die euch bekannte Stelle zu Pferde erreichen?"

„Ja, weißer Häuptling, und ihr könnt noch vor Untergang der Sonne wieder in dieser großen Hütte sein, wenn ihr um Mittag ausreitet," erwiderte Inamaduk.

„So nimm unser Wort, daß wir morgen in aller Frühe aufbrechen werden!" tröstete Sir Macdonald unsern besorgten Gast. „Da wir den halben See umreiten müssen, treffen wir wohl zwischen Morgen und Mittag bei euch ein und erwarten, daß einer von deinen Kriegern uns als Wegweiser dient. Er soll in keinen Kampf verwickelt werden, darf wieder heimkehren, sobald er uns den Platz bezeichnet hat."

„Dann will ich dich selbst mit einigen meiner Leute begleiten, weißer Häuptling; an deiner Seite fürchte ich die bösen Wesen nicht," antwortete Inamaduk und atmete erleichtert auf. „Ohne Zweifel tötet ihr die abscheulichen Feinde, sühnt dadurch Morowitas jämmerliches Ende und bewahret uns übrigen vor dem gleichen Schicksale."

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Maskerade.

Mitten im Sommer war's und sehr heiß, als ich in Gesellschaft eines Freundes von meinem Wohnorte einen Ausflug nach einem benachbarten fürstlichen Residenzstädtchen unternahm, das sich durch seine angenehme Lage, seinen dunkelschattigen Park und seinen altersgrauen, mit Zinnen und Türmen gekrönten Schloßbau in der ganzen Gegend hervorthut. Die uralten Buchen, welche die Landstraße zu beiden Seiten einfaßten, streuten Schatten und Kühle auf unsern Weg. Zwischen den Lücken der dicken grauen Stämme, welche wie aus Granit gemeißelt dastanden, schimmerten die goldenen Saaten der Ceres, untermischt mit blauen Cyanen und roten Mohnblumen. Das Geklinge und Gesinge unzähliger Grillen und andrer Insekten erfüllte die Luft, die über den fernen Giebeln der Bauernhäuser flimmerte und zitterte, wie sich's für einen echten rechten Sommertag geziemt. Nein, wir konnten nicht zweifeln, daß wir mitten in den Hundstagen steckten — und doch faßten wir uns bei unsrem Eintritt in das fürstliche Residenzstädtchen zweifelnd an die schweißbedeckte Stirn, denn das Städchen steckte — in voller Fastnacht. Da liefen Leute über die Straße, welche sich grüne, blaue, rote oder weiße Mäntel um die Schultern geworfen hatten; große Kreuze von Gold- und Silberpapier, welche auf diesen Mänteln schimmerten, sprachen von Kreuzfahrern und Ordensrittern. Wie sonderbar! Gleich

darauf erschien ein Junge, über dessen Kopf eine so mächtige Allongeperücke gestülpt war, daß man an einen langmähnigen Löwen denken mußte, der im Cirkus gelernt auf zwei Beinen zu gehen. Der junge Löwe lief hinter einem kleinen Mädchen drein, das nachlässig ein großgeblümtes Schleppkleid über seinen zarten Körper geworfen hatte; die Schleppe sowohl, als die über das Pflaster schleifenden Falten des Rockes, behinderten derart die Schritte der Kleinen, daß sie unfehlbar vom Löwen gepackt, zerrissen und aufgefressen worden wäre — wofern sie es mit einem richtigen Löwen zu thun gehabt hätte. Ein paar Gespenster in langen Hüllen und Schleiern guckten den Leuten am hellen Tage in die Fenster hinein, während „Samiel" in pechschwarzem Anzug und scharlachrotem Mantel vor einem Hunde — ja, vor einem Hunde, einem ganz erbärmlichen gelben Kläffer — Reißaus nahm, er, der Fürst der Finsternis!

Mit Scepter und Reichsapfel in der Hand, schritt, von rotem Sammetmantel umwallt, Kaiser Carolus über den Marktplatz, wo er sich bei einer alten Aepfelfrau ein Mäßchen Sommerkalvillen für einen Nickel in die Rocktasche schütten ließ. Was sollten wir davon denken? Aber schon schlugen die Töne eines Triangels an unser Ohr, und als wir uns umblickten, sahen wir einen ganzen Haufen von lustigen Bajazzos, Gärtnerburschen, Fischern und Soldaten über den Marktplatz tanzen. Ihnen folgten ernstere Leute, ja ganz ernste, biedere, sinnige Männer, denen das Vernünftigsein sozusagen aus allen Knopflöchern herausguckte — und gleichwohl hatten sie ihre Arme und Schultern mit allem möglichen bunten Plunder beladen. Als endlich gar eine mächtige Waldcoulisse heranspaziert kam, d. h. eine Coulisse, welche ein Bengel in Holzschuhen und kurzer Jacke vor sich hertrug, da stürzten mein Freund und ich in das Gasthaus zum „Weißen Lamm" mit dem Rufe: „Um Gotteswillen, Herr Wirt, was hat das alles zu bedeuten? Feiern sie hier denn Fastnacht mitten in den Hundstagen? Man wird ja ganz konfus von diesen Geschichten!"

In ein schallendes Gelächter brach der dicke Wirt aus, so daß sein Körper wackelte und zitterte wie ein Stärkepudding; dann faltete er seine dicken Finger, welche an Knackwürstchen erinnerten, über der Wölbung des Leibes zusammen, und uns mit seinen kleinen grauen Aeugelein anblinzelnd, sagte er gutmütig: „Nein, meine Herren, wenn wir auch ein wenig abseits der großen Welt liegen, so feiern wir doch keine Fastnacht in den Hundstagen. Wir haben denselben Kalender, dieselben Festzeiten wie andre Christenmenschen. Das, was Sie für Fastnacht in unsrem Städtchen halten, erklärt sich in ganz einfacher und natürlicher Weise dahin: unser Fürst Alfred hielt sich in früheren Jahren ein Theater in seinem Schlosse, auch Schauspieler dazu, Tänzer und Sänger, denn seine Mittel erlaubten ihm das, wie man zu sagen pflegt. Nun ist aber der Fürst alt geworden, dazu von Krankheit heimgesucht, und deshalb läßt er durch seinen Rentmeister heute den ganzen Theaterplunder öffentlich versteigern. Die kostümierten Leute, die Ihnen begegneten, sind solche, die sich einen Brocken für billiges Geld von der Auktion erhascht haben, denn teuer werden solche Sachen hier nicht, weil unser Städtchen keine Konkurrenz, keine Aufkäufer und Spekulanten kennt. Es geht hier noch etwas patriarchalisch zu. Die Käufer wollen sich meist einen ‚Anzug' für die nächste Fastnacht sichern, andre werden ihren Kindern aus dem bunten Kram vernünftige Werktagshöschen und -Röckchen schneiden lassen, wieder andre werden mit den Sammetmänteln der Ritter und Edeldamen ihre Sofas überziehen. Darum ist die Auktion gut besucht, und die Theatersachen gehen ab wie frische Semmeln beim Bäcker."

Jetzt war die Reihe zu lachen an uns, worauf wir durch ein zweistimmiges langgedehntes „Ah, so!" zu verstehen gaben, daß wir von unsrer irrigen Auffassung, im fürstlichen Residenzstädtchen werde Fastnacht in den Hundstagen gefeiert, vollkommen kuriert seien.

Nachdem wir uns durch ein Glas Bier erfrischt, bemerkte der Wirt: „Die Auktion ist noch in vollem Gange, und wenn die Herren Vergnügen finden, sich dieselbe anzusehen, so brauchen sie nur quer über den Marktplatz zu gehen und dort in die Seitenstraße einzubiegen; sie gelangen dann direkt auf den Schloßhof, wo die Versteigerung stattfindet."

Ich blickte meinen Freund, mein Freund blickte mich an; ich nickte zustimmend, und zustimmend nickte mein Freund. „Wer weiß," sagte ich lachend, „vielleicht erstehen wir uns jeder noch einen Ritteranzug und kehren als Richard von der Normandie und Raimund von Toulouse nach Hause zurück."

„Graf Richard von der Normandie
Erschrak in seinem Leben nie" —

deklamierte pathetisch mein Freund, und dann verabschiedeten wir uns von dem dicken gutmütigen Wirte und suchten den Schloßhof auf.

Welch buntes Leben und Treiben dort! Lange Tische waren aufgestellt und darauf lagen in buntem Wirrwarr tausenderlei Dinge: vielfarbige Kleider, Mäntel, Perücken, Masken, Hüte, Helme, Panzer, Schilde, Schwerter, Hellebarden — überhaupt alles, was sich in einem Zeitraum von fünfzig Jahren in einem Theater ansammelt. Du gütiger Himmel, was für Summen mochten für diese Sachen verausgabt sein, die jetzt als „Plunder" förmlich fortgeschleudert wurden, für wenige Nickel und Marken! Der Rentmeister des Fürsten und einige andre Beamten des Schlosses bewegten sich unter der plaudernden, lachenden Menge der Käufer, während der Auktionator des Städtchens, ein langer dürrer Herr, mit einer hörnernen Brille auf der Habichtsnase, hinter den Tischen auf einem Stuhle stand und mit scharfer Stimme schrie:

„Zum ersten, zum zweiten ... Niemand besser? ... Ein gut erhaltener Harnisch von weißem Blech ... eine Mark zwanzig!"

Er hob den Harnisch in die Höhe.

„Eine Mark vierzig!“ rief eine Stimme aus der Menge.

„Eine Mark vierzig!“ wiederholte der Auktionator. „Zum ersten . . . zum zweiten . . . Niemand besser? . . . Und zum drittenmal. Anton Bernhard Tübbecke hat ihn!“

Der Genannte, ein junger Bursch mit roten Haaren, zahllosen Sommersprossen und einer aufgestülpten Nase, nahm triumphierend den Harnisch in Empfang. Sofort drängten sich vier bis sechs Freunde um den Besitzer des blinkenden Rüstungsstückes, worauf sie durch Betasten und Beklopfen der Ware deren Vortrefflichkeit bestätigten.

Die Versteigerung nahm ihren Fortgang. Es war mir auffallend, daß unter den Käufern sich viele Knaben und Jünglinge befanden, die sich durch buntfarbige flache Mützen als Schüler des fürstlichen Gymnasiums kennzeichneten. Bald erkannte ich, daß sie sogar zu den flottesten Käufern gehörten. Der eine erstand eine lange buntgeblümte Weste, der andre eine Kniehose von schwarzem Sammet, der dritte einen spitzen Banditenhut mit roter Feder, der vierte eine ellenlange Gardine von grünem Nessel, der fünfte einen himmelblauen Mantel von leichtem Wollstoff ꝛc., dazwischen ließen sie laut ihre frischen Stimmen erschallen:

„Fünfzig Pfennig!“

„Siebzig Pfennig!“

„Eine Mark!“

„Eine Mark zwanzig!“

„Eine Mark zwanzig!“ wiederholte der Auktionator. „Eine Mark zwanzig für diesen prachtvollen Ritterhelm mit Straußenfedern, ein wahres Spottgeld! Eine Mark zwanzig . . . zum ersten . . . zum zweiten . . . und zum drittemal: Arnold Kellermann, nicht wahr?“

Gerade fragte ich mich, ob es auch passend und erlaubt sei, daß Gymnasiasten sich an diesem sonderbaren öffentlichen Ereignisse aktiv beteiligten, als hinter mir eine sonore Stimme sprach: „Guten Tag, meine Herren!“

Wir beide wandten uns um und blickten in das Gesicht eines werten Bekannten, welcher seit Jahren eine Stelle als Oberlehrer am fürstlichen Gymnasium bekleidete.

Nachdem wir uns herzlich begrüßt, bemerkte der Herr Oberlehrer, als hätte er meine Gedanken von vorhin erraten: „Sie dürfen, meine Herren, keinen Anstoß daran nehmen, daß auch unsre Studenten sich an der Versteigerung beteiligen. Es geschieht letzteres mit der besonderen Erlaubnis des Herrn Direktors. In unsrem kleinen, abgelegenen Städtchen, wo noch ganz patriarchalische Verhältnisse herrschen, ja, wo die gesamte Einwohnerschaft gewissermaßen eine einzige große Familie bildet, findet niemand etwas Unpassendes darin, daß auch die muntere Jugend sich den Gelegenheitskauf nicht entgehen läßt. In einer größern Stadt mit modernen Verhältnissen wäre das was andres. Wir haben hier zudem so wenige öffentliche anregende Begebenheiten, daß —“

Hier nahm der Herr Oberlehrer eine Prise, weshalb ich die Pause mit der Frage ausfüllte, was denn die Schüler mit den erstandenen Sachen machen wollten.

„Ja, sehen Sie,“ lautete die Antwort, „die Sachen sollen zur nächsten Fastnacht verwendet werden — allerdings nicht in dem Zustande, wie sie hier vom Versteigerungstische kommen. Meine Jungens — Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, daß die meisten der hier erschienenen Schüler Zöglinge meines Pensionats sind — pflegen ihre freien Stunden mit allerlei Handarbeiten auszufüllen: mit Schnitzeln, Pappen, Kleben und dergleichen; aber auch die Fastnachtsanzüge machen sie mit kunstgeübten Händen sich selbst — denn am Abend des Rosenmontags gibt's allemal eine Faschingsfeier im Pensionat, wobei es in Gegenwart meiner Familie recht lustig und ungezwungen zugeht, selbstverständlich ohne daß die Schranken der guten Sitte übersprungen würden. Wenn Sie beide Vergnügen fänden, einmal teilzunehmen, so sind Sie, meine Herren, hiermit freundlichst eingeladen.“

„Wir nehmen dankend an!“ antworteten wir, wie aus einem Munde — denn wer wollte nicht gern mit fröhlicher Jugend fröhlich sein?

„Aber, wenn Sie erlauben,“ bemerkte mein Begleiter, „so sprechen wir im Laufe des Winters noch einmal vor, um zu sehen, wieweit die Vorbereitungsarbeiten ihrer jungen Handarbeiter — nein, ich sage besser: Künstler — gediehen sind. Ich interessiere mich nämlich sehr für derartige jugendliche Handarbeiten und Handfertigkeiten, bei denen auch der Geist, das Ueberlegen, Ersinnen und Kombinieren nicht zu kurz kommt.“

„Bitte,“ erwiderte der Herr Oberlehrer verbindlichst, „kommen Sie getrost zu uns, Sie werden Ihr blaues Wunder erleben, und zwar möchte ich Ihnen die Weihnachtsferien zu einem Besuche empfehlen. Meine auswärtigen Zöglinge pflegen nämlich meist nicht in die Ferien zu reisen, da sie allzuweit von Hause sind. Da wird denn

so recht nach Herzenslust geschneidert, geschustert, geklebt und gepappt."

Wir versprachen, in den Weihnachtsferien zu kommen, und dann trennten wir uns mit herzlichem Händedruck, worauf wir den Rückweg antraten.

— — — — — — — — — — —

Der Herbstwind streifte die gelben und braunen Blätter von den Buchen, welche die Landstraße nach dem fürstlichen Residenzstädtchen umsäumten und wirbelte sie weit hinaus auf die kahlen Stoppelfelder, über denen in erhabener Höhe die Rufe der Wandervögel tönten. Dann verhüllten wallende graue Nebelschleier die ganze Gegend, bis endlich eine klare Nacht mit unzählig blinkenden Sternen heraufzog. Am andern Morgen war die Erde hart gefroren, und überall funkelten die Krystalle des Rauhreifs. Weihnachten, das fröhliche Fest, zog wie auf Engelsschwingen über die schlummernde Erde und streute anfangs zierliche Schneesternchen, dann Flocken weich und weiß wie die Wolle der Schäfchen von Bethlehem über die stille Landschaft. Da erinnerten wir uns, mein Freund und ich, des geplanten Ausflugs nach der kleinen Residenz und des versprochenen Besuches im Pensionat des Herrn Oberlehrers. Und als die Tage des Festes vorüber waren, stiefelten wir los, mit Behagen die kalte, stärkende, stählende Winterluft atmend und uns an den Reizen der verschneiten Landschaft ergötzend. Die Kälte beflügelte unsre Schritte, und bereits um zwei Uhr nachmittags erreichten wir das Ziel unsrer Wanderung.

Diesmal herrschte in den Straßen der kleinen Residenz die Ruhe eines Wintertages. Keine Spur des Karnevals, der uns in den Hundstagen so sehr überrascht hatte. Ja, kaum daß sich Menschen zeigten in den Straßen; alle hielten sich in den Häusern, und wir sahen, wie neugierige Gesichter hinter den Scheiben uns nachblickten. Nur Spatzen und Gelbgänschen trieben sich haufenweise auf dem Marktplatz herum, um ein verlorenes Bröselein oder Haferkörnchen zu erhaschen. Der dicke Wirt zum „Weißen Lamm" schien uns bei der nahrhaften Winterkost und den Produkten des „weißzahnigen Schweines" (wie Vater Homeros sagt) noch dicker geworden zu sein, während sein joviales Wesen dasselbe geblieben war. Der Kaffee, den er uns auftrug, erfüllte das ganze Gastzimmer mit seinem aromatischen Duft und erfrischte, aus goldgeränderten Tassen geschlürft, unsre Lebensgeister. Und als nun gar ein Präsentierteller mit knusperigen Brötchen und frischer Butter, neben rot und weiß marmoriertem Schinken erschien, da machten wir's, wie die Helden Homers: wir erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle und freuten uns in unsrem erhabenen Gemüte.

(Schluß folgt.)

Die Zauberschnur.

Die Zauberschnur.

Zu diesem überraschenden Kunststücke bedient man sich zweier ziemlich langen Hölzer, welche nachbeschriebener Vorbereitung unterzogen werden müssen:

Die Hölzer a und b sind hohl, daß man in ihnen eine mittelstarke Schnur beliebig hin und her schieben kann; auf der Seite c und d befindet sich je eine Oeffnung durch die man die beschriebene Schnur hindurchzieht (wie die Abbildung zeigt). Auf der Seite e ist eine kleine Höhlung angebracht, in welche man ein Stückchen einer Schnur befestigt (ebenso auf der Seite f), um die Zuschauer glauben zu machen, daß hier die Schnur durchgehe.

Bevor man die Vorstellung beginnt, nimmt man die Hölzer so in die Hand, daß dieselben mit den Enden g und h nach unten kommen.

Hierauf durchschneidet man scheinbar die Schnur bei e, f, welches sich dadurch bewerkstelligen läßt, daß man mit einem gewöhnlichen Taschenmesser rasch zwischen die beiden Hölzer fährt; alsdann ergreift man die Schnur bei c, zieht sie schnell durch, worauf man sie als unverletzte Schnur präsentieren kann. Während der Aufführung macht man natürlich den üblichen Hokuspokus.

Anagramm.

Eine alte Waffe
Und ein deutscher Fluß,
Die sind fabrizieret
Aus demselben Guß,
Mit verstellten Zeichen
Die sich sonst doch gleichen.

Homonym.

Seufzer eines Quartaners: Was meine Schwestern nie wollen, besonders auf Bällen, was oft die Kuchen thun, das wollen leider so oft die bösen Regeln nicht, so daß ich fast fürchte, es wird mir blühen.

Scharade.

Wie ich heiße, willst du wissen,
Nun, das wirst du raten müssen.
Ein Gewicht nimm und dazu
Noch ein Maß, dann hast es du.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in Nr. 16.

„Eros
Seerose, Theerose."

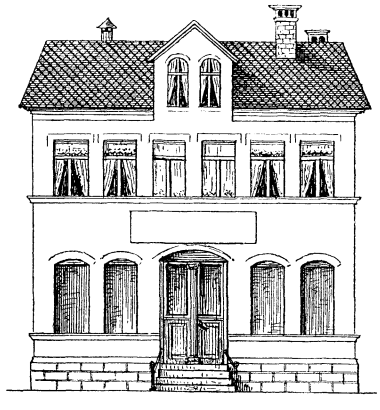
Auflösung des Logogriphs in Nr. 16.

„Wunder, Wunden."

Auflösung des Abstrichrätsels in Nr. 16.

„St. Gotthard Tunnel."
„Steg Ort Thau Rad Thun an elf."

Ergänzungsrebus.



Welchen Namen muß man in das leere Schild schreiben, damit man unter Einschluß des Wortes „Haus" ein unter Knaben ungern gesehenes Wesen erhält? Der Kaufmann, der in dem Hause wohnt, handelt mit der Ware, die das eingezeichnete Wort bedeutet.

Fragen und Antworten.

F. v. Wiltberg in Worms. K. M. in München. Die Anmeldung zum Eintritt als Kadett in die deutsche Marine hat bei der kaiserlichen Admiralität zu Berlin in den Monaten August und September zu geschehen. Die Einstellung als solcher erfolgt einmal im Jahre, gewöhnlich im Monat April. Hinsichtlich der Vorbildung gilt die Bestimmung, daß der junge Mann, wenn er das Abiturientenexamen bestanden hat, das Lebensalter von 19 Jahren, und wenn er dieses noch nicht bestanden, das Alter von 18 Jahren nicht überschritten haben darf. Im letzteren Falle hat er eine Prüfung abzulegen und ein Zeugnis einzubringen, in welchem die Reife für die Prima bestätigt ist. Näheres findet ihr in den „Allerhöchsten Bestimmungen für die Ergänzung des Seeoffizierscorps", erschienen bei C. S. Mittler & Sohn in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung. In der deutschen Kriegsmarine wird sich, aller Voraussicht nach, in der nächsten Zeit ein großer Bedarf an Seeoffizieren, Technikern und Verwaltungsbeamten ergeben, wodurch sich gute berufliche Aussichten eröffnen dürften.

Clarence Linden in Teplitz sendet an Peter Schnäuzchen einen Neujahrsglückwunsch, aufgebaut in zierlichen Reimlein.

Nimm den Wunsch zum neuen Jahre
Den Dir meine Liebe beut,
Peter Schnäuzchen! stets erfahre
Frohsinn, Glück und Dankbarkeit.
Jeder junge Morgenhimmel,
Dessen Prunk die Erde weckt,
Und des Sonnenheers Gewimmel,
Das im Tau die Fluren deckt,
Gieße aller Freuden Fülle
In Dein fühlend Herz hinein;
Bin Dein Freund, mein fester Wille
Ist, Dich immer zu erfreun;
Nicht wie andre spott ich Deiner,
Sondern sag' es, daß man's weißt:
„Unser Peter ist ein feiner,
Ist ein tiefer, edler Geist." *)

A. Fuchs in Wien. Unter „Ganzsachen" versteht der Briefmarkensammler ganze Couverts mit aufgedruckter Marke, Postkarten, Kreuzbandschleifen, Geldanweisungskarten und dergl.

Ferdinand. Das sieht ja beinahe aus wie eine Mausefalle. Nee, darauf geht Schnäuzchen schwerlich ein.

Hermann B. in Hamburg. Werden uns Deinen Vorschlag wegen dem „Extrazettelchen" überlegen. Grüße erwidern freundlichst.

L. v. B. O Du Schlaukopf! Das geschieht Dir übrigens recht — ein gebranntes Kind scheut das Feuer.

*) Ja es ist sehr warm und helle,
Unter meiner Zwillichjuppe,
Das Verkanntsein und das Spötteln
War mir immer völlig schnuppe.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Echte Briefmarken! Billig! 6 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

1000 echte Briefmarken wor. 200 **verschiedene**, ent. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türk., Ceylon, Arg., Cap, Java, Austr. etc. **nur eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Casse voraus. **Paul Siegert in Hamburg.**

100 versch. Briefm.: Aegypten, Brasilien, Venezuela, Türkei 2c. nur **1 M.** **Gg. Buck, Ulm a. D.** Preisliste gratis.

Von **Mey & Widmayer, München,** zu beziehen:

Anleitung zur Holzschnitzerei besonders der **Kerbschnitzerei 60 Pf. Vorlagen zur Kerbschnitzerei à 15 Pf.** Bildhauerwerkzeugkasten für Kerbschnitzerei. Illustr. Preiskour. 20 Pf. Briefm. franko.

Militär-Pädagogium Dr. Killisch
früher **Berlin**, jetzt **Schloss Wackerbarths-Ruhe**
Kötzschenbroda-Dresden.
Die über **40** Jahre bestehende Anstalt bereitet in **schnellster** u. **sicherster** Weise z. **Fähnrichs-Ex.** (im letzten Jahre bestanden **sämtliche** Zöglinge) u. z. **Einj.-Ex.** vor. Ebenso z. **Abiturium** u. f. alle Kl. höherer Lehranstalten. Sorgfältige Pflege für Körper u. Geist. Die **vorzüglichsten** Referenzen stehen zur Disposition. Ausführliche Prospekte gratis u. franko.
Direktor **Killisch.**

Bilder für Laterna magica z. Abziehen auf Glas von 3—9½ cm Höhe. Viele Neuheiten, sowie Chromotropen 2c. **C. Hesse, Leipzig. Preislisten gratis und franko.**

Das Versandtgeschäft von
*** A. Müller ***
Fröbelhaus, Dresden,
verschickt d. neuest. Katalog über *Jugendbeschäftigungen* gratis und franko.

Für
Aquarien, Grotten, Blumentische, Zimmerdekorationen 2c. vers. **prachtvoll gebildete Vulkansteine** in 5 Klo. Körbe franko gegen Nachnahme zu
1 Mark 75 Pfg.
C. Zillgen, Gillenfeld (vulk. Eifel).
Größere Posten nach Vereinbarung.

Das passendste Geschenk für einen Knaben ist **Handharmonika.** Ich versende eine in Deutschland einzelne Stücke zu Dutzend-Preisen. Diese Handharmonikas wurden wegen ihres starken Tones und dauerhaften Bauart auf den Weltausstellungen zu Sydney und Melbourne preisgekrönt. Bunte Zeichnungen und Preisliste umsonst und postfrei, ebenso für **Zithern, Violinen** und **Guitarren.**
Ernst Hess in Klingenthal i. S.

Kletternder Neger.
Der Cocosnuss-Dieb. D. R.-P.
Preis M. 1. 50 pro Stück; zu kaufen in jeder Spielwarenhandlung, auch direkt vom Fabrikanten **Adalbert Hawsky in Leipzig** zu beziehen zum Preise von 2 Mark incl. Frankatur innerhalb Deutschland und Oesterreich-Ungarn.

Deutsche Lehrmittel-Anstalt, Frankfurt a. M., versendet illustrierten Katalog kostenfrei.

Solid und praktisch, für Festgeschenke passend!
Wegen gänzlicher Auflösung der **Tussischen** Britaniafilberfabrik gebe ich nachsteh. Speisegarnituren, besteh. aus 50 St., v. welchen jed. Stück den echten Fabriktempel trägt, um d. staunend bill. Spottpreis von **nur M. 13. 50.**

ECHT VERBESSERTES BRITANIA

6 Stück vorzügl. Tafelmesser Britaniafilberheft mit engl. Klinge.
6 „ Gabeln, Britaniafilber aus einem Stück.
6 „ Britaniafilb. Speiselöffel massiv.
12 „ Britaniafilb. Kaffeelöffel beste Qualität.
12 „ Britaniafilb. Eierlöffel feinste Sorte.
1 „ massiver Britaniafilb. Suppenlöffel.
1 „ massiver Britaniafilb. Milchschöpfer.
6 „ massive Britaniafilb. Messerleger.

Alle **50** Prachtgegenstände sind aus dem feinsten gediegensten Britaniafilber angefertigt, welches selbst nach 25jähr. Gebrauche ebenso weiß bleibt wie das echte 13löth. Silber, wofür garantirt wird.
Diese Garnitur hat früher Mark 40.— gekostet und ist jetzt um den staunend billigen Spottpreis von nur **M. 13.50** bei mir zu haben. Ich kann diese Garnitur ihrer Eleganz halber jedem Haushalt, wie auch als das passendste
Gelegenheits-Geschenk
besonders anempfehlen. Wegen erforderlicher rascher Abwickelung werden schriftliche Aufträge nur gegen mitfolgende Cassa, eventuell gegen k. k. Postnachnahme effektuirt und sind Aufträge an
Balsam,
Wien II, Stefaniehof, Bureau 61, S. S. zu richten.

Bruno Wahl in Salzburg. Rußland: Handelsflagge weißblaurot (von oben nach unten) horizontal gestreift; Kriegsflagge weiß, von einem blauen Andreaskreuz geteilt. Spanien, Kriegs- und Handelsflagge: rotgelbrot, horizontal gestreift, oben und unten gelber Saum. Portugal, Kriegs- und Handelsflagge: inneres Drittel blau, die beiden äußeren weiß, auf der Farbenscheide der Wappen. — Bruno bedeutet: Der Braune, der Berühmte. — Wegen den Marken erhole Dir Rat bei A. Beddig, Briefmarkenhandlung in Hannover.

Max Böttcher. Der „G. K." soll Dir einige Aquarien- und Terrarienhandlungen nennen. Das wäre: J. F. G. Umlauf in Hamburg, Terrarientiere, namentlich Schildkröten. Gebr. Lasse in Berlin, Aquarien, Terrarien, Reptilien, Amphibien. Anton Mulser in Bozen (Tirol), namentlich südeuropäische Tiere. Karl Hagenbeck, Hamburg, Neuer Pferdemarkt Terrarientiere. Fontänen-Manufaktur zu Gohlis bei Leipzig. Lehl in Stralsund, Verschiedenes, auch Seewasseraquarien. Paul Matte, Lankwitz-Berlin, Zuchtanstalt für Fische, Amphibien, Wasserpflanzen. (In den meisten der genannten Handlungen sind auch Aquarien und Terrarien zu haben.)

St. U. F. P. . nn. Du fragst, wie Du Dir für photographische Zwecke einen Hintergrund herstellen könntest. Am einfachsten, Du nimmst Rollenpapier, sogenanntes endloses Zeichenpapier und spannst es in geeigneter Weise auf. Dann nimm Kohle und Brot und jetzt zeige, was Du kannst. Es lassen sich mit diesem einfachen Material ganz effektvolle Landschaften herstellen, namentlich wenn Du den Karton mit der Kohle ganz schwarz anstreichst und dann beginnst die lichten Stellen mittelst Brot herauszuarbeiten. Du kannst den Hintergrund auch auf Schirting oder Leinwand mit Wasser- oder Oelfarben machen, doch ist das schon schwieriger und erfordert Uebung und Geschick. — Das Eisenvitriol für Entwicklungszwecke soll chemisch rein sein.

Max S. in Hamburg. Ei sich einmal, Deine Goldfische haben es ja wirklich recht gut bei Dir, namentlich was ihre Unterbringung anbelangt. Es fragt sich nur, ob das zufließende „frische" Wasser nicht ein wenig „zu frisch" ist, kälter als 10 bis 12° R. darf es nicht sein und dann mußt Du auch möglichst viel Wasserpflanzen in dem Bassin haben, denn diese sind den Fischen sehr dienlich. Brot darfst Du niemals füttern, das kann kein Goldfisch vertragen. Füttere nur Ameisenpuppen, aber recht wenig, nie mehr als die Fische innerhalb einer guten Stunde verzehren; was dann noch vorhanden ist, mußt Du entfernen. Hin und wieder gib den Fischen einen zerschnittenen Regenwurm, oder einige kleine, frisch gehäutete Mehlwürmer, oder ein wenig rohes Rindfleisch recht fein geschabt, aber stets sehr wenig. Du brauchst auch nicht alle Tage füttern, wenigstens nicht im Winter, zwei- oder dreimal in der Woche genügt völlig. Du wirst Deine Fische wohl, wie leider so viele Deiner Kameraden, überfüttert haben. Den Zufluß des Wassers mußt Du so regeln, daß nur wenig zufließt, denn gerade die Goldfische können einen zu starken Wasserzufluß nicht vertragen.

Otto L. Spefuchs in München. Du führst eine Sprache, als wärst Du wie Methusalem, lustigen Angedenkens, bereits ein bemooster Haupt. In Deine selbstgereimten Burschenlieder werden wir mit Interesse Einsicht nehmen, wiewohl von einem Abdruck im „Guten Kameraden" die Rede kaum wird sein können; sende, wollen sehen, was sich machen läßt, vielleicht, daß sich die Sache (um Deinen Ausdruck zu gebrauchen), „doch deichseln läßt". Wie steht's, wenn die Frage erlaubt ist, mit dem Lernen? Dahinter bist Du doch ebenso fleißig, als hinter Deinen Reimereien?

L. E. in Frankfurt a. M. Kommt uns auch etwas teuer vor. Der „Gute Kamerad" erinnert sich, als Junge einmal ein Pärchen um einen, sage einen süddeutschen Gulden gekauft zu haben. Das war allerdings vor 25 Jahren und in einem kleinen Landstädtchen. Ist der Käfig so sehr hübsch?

Maxl. Lieber Freund, man muß nur kräftig wollen, dann kann der Mensch unendlich viel zuwege bringen. Versuch's, Du wirst über Deine Kräfte staunen.

Ludwig Hamburger in Hamburg. Wenn Du uns die Münzen einsendest, wollen wir sie gerne bestimmen.

Ein Kamerad aus Hamburg schreibt: „Es wird gewiß die Elektricität treibenden Kameraden interessieren, zu erfahren, wie man sich einen Multiplikator verfertigt. Ich habe mir einen solchen gemacht, und er thut mir bei meinen Versuchen die besten Dienste. Man nimmt zuerst zwei Nähnadeln, macht sie magnetisch und steckt sie parallel so durch ein Zündhölzchen, daß sie etwa 1—1½ cm voneinander entfernt sind und das Oehr der einen der Spitze der andern gegenüber steht. Man nennt solches Nadelpaar ein astatisches. An dem oberen Ende des Zündhölzchens befestigt man mittels Siegellack einen dünnen Seidenfaden. Dann nimmt man die Umhüllung einer Zündholzschachtel, schneidet an den beiden Streichseiten je ein rechteckiges Loch von etwa 1 cm Breite und der Länge der Nadeln. Auf die obere Fläche schneidet man in der Mitte einen ebenso langen, als schmalen Schlitz. Nun nimmt man umsponnenen Kupferdraht (je weniger, desto dicker) und wickelt ihn parallel dem Schlitze so um die Schachtel, daß der Schlitz und die langen Seitenwände freibleiben und auf beiden Seiten gleichviel Draht ist. Dann nimmt man ein kleines Brett, befestigt hierauf zwei Hölzer in Form eines Galgens und bringt unter dem äußersten Ende des letzteren die Schachtel an dem Brette an. Nun hängt man die Nadel mit dem Faden so an den Galgen auf, daß die untere Nadel in der Umhüllung der Schachtel frei schwebt, während die obere über dem Drahte dasselbe thut. Verbindet man nun die Enden des Drahtes mit einem ganz schwachen Element, so wird die Nadel abgelenkt." Die Kameraden werden Dir für die Mitteilung jedenfalls sehr dankbar sein. Gruß

Oskar K. in **B.** Hermes, Klavier-Unterrichtsbriefe, Erster Kursus Brief 1—10 Mark 3.—. Zweiter Kursus Mark 4.— erschienen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig und durch jede Musikalienhandlung zu beziehen. — Gute Lehrbücher über Darstellende Geometrie gibt es eine Menge und zu allen Preisen. Am besten, Du läßt Dir von Deiner Buchhandlung eine Anzahl zur Ansicht und Auswahl vorlegen.

R. Himmel in **Wien.** Für das hübsche Silbenrätsel besten Dank.

Iwan Gutmann in **H.** Der Vorname Leo ist lateinischen Ursprungs und bedeutet: Löwe. Iwan ist die russische Bezeichnung für Johann.

L. M. N. O. Besser ein ehrliches Nein, als ein verschämtes halberlogenes Ja!

B. W. in **Zürich.** Dein Wunsch wird sich durch einen illustrierten Aufsatz, den wir im „G. K." bringen werden, bald erfüllt haben. Gruß!

Hans J. in **Hamburg.** 1) Da hat man Dir ganz recht berichtet. Brot darfst Du niemals füttern, denn dieses versäuert das Wasser und macht es für Deine Lieblinge unbrauchbar. Füttere, wie wir an Max S. in Hamburg auf voriger Seite berichtet haben. 2) Die Grotte(?) aus Muscheln und Korallen muß recht hübsch aussehen, nur hättest Du, wenn Dir der „Gute Kamerad" raten soll, auch angeben müssen, welcher Art der verwendete Kitt ist. Am besten eignet sich dazu Cementbrei; 3 Teile Cement, 1 Teil Sand, werden trocken gemischt, sodann 1 Teil dieser Mischung mit Wasser zu einem dicken Brei verrührt. Du darfst aber immer nur wenig anrühren, da der Cement sehr schnell erhärtet, und dann nicht mehr bindet. Du kannst Dir auch aus Spiritus und Schellack eine dicke Lösung machen, diese dann mit geschlossenem Bimsstein versetzen bis die Masse dick-breiig ist. Dies ist auch ein sehr guter Kitt, der schnell trocknet und den Tieren nicht schadet. Welchen Kitt Du von beiden auch verwendest, stets mußt Du Deinen Bau nach dem Erhärten etwa acht Tage lang in Wasser stellen und das Wasser täglich erneuern, dann erst kann Dein Kunstwerk in das Aquarium kommen. 3) Wann Du Dein Aquarium hübsch mit Pflanzen ausgestattet hast, namentlich die Grotte, auf welcher sich doch die Laubfrösche aufhalten, mit Farn und drgl. gut bewachsen ist, so kannst Du wohl die Freude erleben, daß Deine Schützlinge laichen, wenn sie schon alt genug dazu sind. Am besten werden sie sich jedoch in einem reich bepflanzten feuchten Terrarium, noch besser in einem Aquarium fortpflanzen. Sieh darüber das Buch: Herm. Lachmann, das Terrarium (Preis 3 Mk., Creutzsche Buchhandlung, Magdeburg). Im Aquarium würden Deine Fische den Laich der Laubfrösche auffressen.

H. H. Der wilde Mann. Du hast einen fremdländischen, fast nackten Hund zum Geschenke bekommen, den Du neuerdings „Vater der elf Haare" getauft hast. Du besitzest damit ohne Zweifel den Cannis f. africanus, auch „ägyptischer Hund" genannt; er stammt aus Innerafrika, also ebendaher, wo zur Zeit der richtige „Vater der elf Haare" sein Unwesen treibt; Du kannst auf die Seltenheit Deines Besitzes stolz sein. Gruß freundlich erwidert!

(a + b²) L'hafen. Wollten wir jetzt Deine Anfrage bezüglich der Kur von X-Beinen erschöpfend beantworten, so müßte sich dieses Blatt in ein medizinisches Fachblatt und — um uns zu verstehen — alle Leser in studierende oder studierte Mediziner umwandeln, wogegen — wir hoffen es! — wohl alle Kameraden protestieren. Wir wiederholen daher, was wir schon früher einmal über diesen Fall gesagt haben: daß eine eingehende, sachkundige ärztliche Untersuchung und Behandlung je nach Lage des einzelnen Falles mit Gymnastik, Orthopädik, mit chirurgischen Eingriffen, unter Berücksichtigung des allgemeinen Körperzustandes, einzutreten hätte. —

Max Michel. Diese Arbeit ist selbstentworfen. Da mußt Du Dich schon an den Verfertiger selber wenden. (Aachen, Alexianergraben 14.)

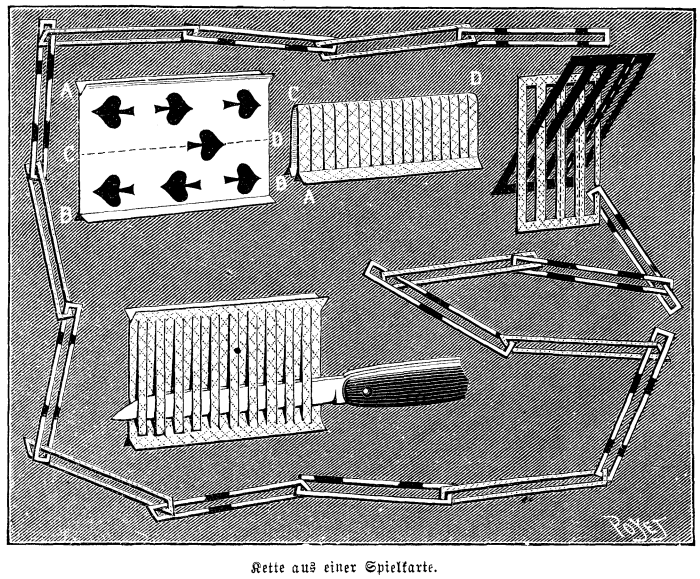
Ηήτεος **aus Kiel.** Besten Dank für diese hübsche Anleitung. Soll den Kameraden gelegentlich demonstriert werden. Macht der Draht den Ballon nicht zu schwer?

Karl Buttmann. Verlange von der genannten Handlung, ehe Du auf den Kauf eingehst, eine genaue Spezifikation dieses Angebotes.

C. K. in **Graz.** Dem Großmeister und dem Ritter sind in diesem Gedichte keine Namen beigelegt. Besten Dank für das Silbenrätsel.

Hermann Grombacher. (? ?) Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Deine Wissensbegierde ist sehr lobenswert, fahre nur so fort, so wirst Du es dereinst zu etwas bringen. ad 1. Nein, überhaupt nicht mit Sicherheit nachgewiesen. ad 2 und ad 3. Einige besitzen sehr empfindliche Geruchsnerven, empfindlichere als der Mensch, viele aber wieder, namentlich die niederen Wirbeltiere und tieferstehenden Organismen, sind damit sehr schlecht bestellt. Die Speicheldrüsen sind bei den Pflanzenfressern am stärksten ausgebildet. Siehe darüber die Nachweise in jedem neueren guten zoologischen Lehrbuch.

Grombacher in **Heilbronn.** Das Reichspostmuseum zu Berlin besitzt über 10000 Stück Briefmarken; genaue Angaben wird der „G. K." bald einmal vom Stapel lassen.



Kette aus einer Spielkarte.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Wir empfehlen als schönstes Festgeschenk

Das Neue Universum,

reich illustriert, Preis geb. M. 6. 75,

ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.

Kaum werdet ihr es für möglich halten, daß aus einem so kleinen Kartonstück, wie es eine Spielkarte ist, eine mehr als einen Meter lange Kette geschnitten werden kann, deren Glieder zugleich ohne irgend ein Klebemittel vereinigt sind. Mittels Beihilfe eines Federmessers, welches sehr scharf geschliffen sein muß, und einer Schere könnt ihr aber dieses Kunststück selbst ausführen, zu dessen Gelingen freilich große Vorsicht vonnöten ist. Seht euch die Figuren der beigegebenen Abbildung genau an und beginnt: 1) damit, die Spielkarte an den breiten Rändern A und B der Länge nach bis auf einen halben Centimeter Breite mit dem Federmesser zu spalten, was leicht bewerkstelligt werden kann, da jede Karte aus zwei aufeinander geklebten Blättern besteht; 2) hierauf werden diese offenen Ränder bei A und B nach beiden Seiten umgebogen, so daß eine geradlinige Falte entsteht; dann wird 3) die Karte in der Mitte bei C, D zusammengebogen, worauf 4) mit der Schere die gebogene Karte längs der in der Figur gezeichneten senkrechten Linien in einer jedesmaligen Entfernung von 5 mm derart einzuschneiden ist, daß diese Einschnitte nur bis zu der gespaltenen und umgebogenen Kante reichen. 5) Nun wird die Karte auseinander gelegt, auf ein Reißbrett gegeben, das Federmesser abwechselnd über und unter die eingeschnittenen Streifen geschoben, wobei letztere von dem einen gespaltenen Rand loszuschneiden sind. In ähnlicher Weise, aber umgekehrt, wird auf der zweiten Seite vorgegangen, so daß hier die andern dazwischen liegenden Streifen vom Rande losgeschnitten werden. Nun läßt sich die Karte in zwei ineinander geschobene und zusammenhängende Teile auseinandernehmen. 6) Schließlich wird mittels der Schere vorsichtig ein Kettenglied nach dem andern längs der angedeuteten Linien losgeschnitten, worauf man eine zusammenhängende Kette von acht, zehn oder zwölf Gliedern erhält, je nachdem die Karte in zehn, zwölf oder vierzehn Streifen zerschnitten wurde.

Jakobische Handelsschule, Kempten.

Erziehung fürs berufliche Leben und zum **Einjährig-Freiwilligen-Examen.** Herrliche Lage. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkräfte. Sittlichreligiöse Erziehung. — Vortreffliche Verpflegung. Beste Referenzen. Prospekt und sonstige Auskunft durch die **Direktion.**

Tauschmarkt.

Suche eine Elektrisiermaschine und gebe dafür eine Münzensammlung. Rolf Schlunisrege in Leitmeritz (Böhmen).

Wünsche ein neues Theater gegen einen guten photographischen Apparat zu vertauschen. Andere Angebote erwünscht. R. Fritzweiler in Neustadt a. H., Rheinbayern.

Wünsche mit ausländischen Kameraden in Markentauschverbindung zu treten. E. Klötzle in Stuttgart, Hohenheimerstraße 39.

Möchte meine fast neue Laterna magica vertauschen, am liebsten gegen eine Dampfmaschine. Tausche auch Marken. Paul Sorge, in Magdeburg, Kaiserstraße 32 I.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 18.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

In den oberen Nilgegenden werden selbst leichte Wunden, wenn sie eine Vernachlässigung finden, leicht lebensgefährlich. Das erhöht die Sterblichkeit dieser unter der Kriegs- und Mordlust ihrer Nachbarn leidenden Völker bedeutend.

Die Krokodilszähne hatten Fleischfetzen zurückgelassen, welche mit dem Messer entfernt werden mußten. Das konnte nur unter Schmerzen geschehen, infolge deren Lobo erwachte. Er sah sich im Kreise um.

„Weiße Männer und Sandeh!“ sagte er, die Niamniam an ihrer eigenartigen Haartracht erkennend. „Das sind keine Sklavenjäger!“

„Nein, wir sind keine,“ beruhigte ihn Schwarz. „Du bist unter Freunden.“

„So — so ist Lobo nicht — gestorben?“

„Du lebst. Da draußen liegt das Ufer, von welchem aus du in das Wasser gesprungen bist.“

„Das ist ein — — ein Boot! Ja, ihr habt Lobo hereingezogen. Lobo besinnt sich jetzt. Ihr seid gute Leute. Aber wo ist Tolo?“

„Er wird auch gerettet sein, denn sie haben ihn sicher nicht gefunden.“

„Dann gleich, schnell zu den Bäumen gehen, wo er sich befindet!“

Er wollte aufspringen, aber die schmerzenden Wunden hinderten ihn daran; sie waren noch nicht einmal vollständig verbunden. Das Schicksal seines Gefährten bereitete ihm solche Sorge, daß er kaum beruhigt werden konnte; doch sah er ein, daß man nur sein Bestes wolle, und er sich fügen müsse. Während sein Verband vollends ausgeführt wurde, wobei er männlich die Schmerzen verbiß, mußte er erzählen, was geschehen war. Rührend war

— „Er war aufgesprungen und deutete erregt auf eine Vogelschar, welche quer über den Fluß geflogen kam.“ —

> Sammle Erinnerungen in der Jugend,
> Im Alter führen sie Dir die Jugend zurück.
> Ernst Pasqué.

es dabei, ihn von dem guten Schech über den Sternen, von dessen Sohn, der für die Menschen gestorben sei, und auch von sich selbst, daß er sich für seinen Freund dem Tode geweiht hätte, erzählen zu hören. Als er geendet hatte, sagte Schwarz:

„Also Abu el Mot ist nicht auf seiner Seribah, aber nach derselben unterwegs? Das macht mich für meinen Bruder bange. Und Abd el Mot ist auch schon aufgebrochen? Da steht die Seribah fast verwaist da!"

„Man läßt stets fünfzig Mann daselbst zurück," bemerkte Lobo.

„Die können uns nicht bange machen. Wir haben nun nicht nötig, den Abend zu erwarten und können noch am Tage weiterfahren."

„So will Lobo heraus aus eurem Boote. Er muß bei Tolo sein!"

„Du? Du kannst nicht heraus. Du vermagst ja nicht einmal zu stehen, viel weniger zu gehen. Du mußt dich äußerst ruhig verhalten, wenn die Wunden sich nicht entzünden und lebensgefährlich werden sollen. Darum werden wir dich bei uns behalten und erst dann entlassen, wenn du vollständig geheilt sein wirst."

„Das ist unmöglich! Lobo muß bei Tolo sein. Wo ist dieser?"

„Beruhige dich! Er ist gerettet. Du sagst, daß der Subakh- und Lubahnbaum da rechts am Ufer stehen. Dorthin sind eure Verfolger nicht zurückgekehrt. Wir werden nach ihm suchen."

„Er muß gefunden werden, denn er soll nach Ombula eilen, um die Leute dort zu warnen, da Lobo nicht mehr gehen kann!"

„Ich werde das Ufer betreten, um zu sehen, ob die Sklavenjäger noch da sind," erklärte der Steuermann.

„Wir gehen alle; wir rudern das Boot die kurze Strecke hin," antwortete der „Vater des Storches".

„Das wäre unvorsichtig. Das Boot darf erst dann landen, wenn wir wissen, daß die Araber fort sind. Ich begebe mich allein hinüber."

„So müßtest du schwimmen und würdest von den Krokodilen erfaßt werden."

„Nein. Ich mache mir aus Schilf und Rohr schnell ein Kelek*), auf welchem ich hinüberfahre. Das greift kein Krokodil an, wenn es nicht allzu klein ist. Ist es so groß, daß ich vollständig darauf Platz finde und kein Teil meines Körpers über den Rand weg in das Wasser ragt, so wird keins dieser Tiere sich um mich bekümmern."

Er trieb mittels des Steuers das Boot etwas tiefer in das Schilfdickicht hinein und begann dann, Rohr für das Floß zu schneiden. Die Ruderer halfen ihm.

„Aber wenn sie noch da sind, kannst du leicht gesehen werden, und dann bist du verloren, denn entweder töten sie dich, oder sie machen dich zum Sklaven und führen dich fort," warnte Schwarz.

„Sie werden keins von beiden thun," antwortete der mutige Knabe. „Ich verstehe es, sie zu beobachten, ohne daß sie mich bemerken."

Die Neger entwickelten eine große Fertigkeit im schnellen Flechten einer hinlänglich großen und dicken Matte, unter welche starke Schilfbündel befestigt wurden, die mehr als nur einen Menschen getragen hätten. Der junge Steuermann bestieg dieses Floß; er nahm ein Ruder mit, um es lenken zu können.

Er vermied es, aufwärts nach der Spitze des Schilffeldes zu rudern. Dort war Lobo in das Wasser gesprungen, und es stand zu erwarten, daß die Sklavenjäger, falls sie noch anwesend waren, ihre Aufmerksamkeit auf diese Stelle gerichtet hielten. Er gebrauchte vielmehr das Ruder einstweilen nur als Steuer. Auf dem Flosse kniend, ließ er dasselbe geräuschlos abwärts gleiten, bis er eine Stelle erreichte, welche frei vom Schilfe war und ihm erlaubte, das Floß an das Ufer zu treiben.

Die Zurückbleibenden waren nicht ohne Sorge um ihn. Sie hätten sein Wagnis lieber selbst unternommen, mußten sich aber sagen, daß es für ihn nicht so groß sei, wie es für sie gewesen wäre. Im Falle eines Angriffs konnte er sich viel mehr auf ihre Hilfe, als sie sich auf diejenige ihrer afrikanischen Begleiter verlassen. Schwarz sagte in deutscher Sprache zu dem Grauen:

„Ein wackerer, kleiner Kerl! Beim geringsten Zeichen, daß ihm ein Unfall droht, heben wir den Anker und eilen ihm zur Hilfe!"

„Das versteht sich ganz von selbst," stimmte der Genosse bei. „Der Junge ist mir ebenso lieb g'worden wie dir. Er hat so was Appartes, so was Vornehmes an sich. Möcht' wissen, was für ein Landsmann er ist. Ein Niam-niam g'wiß nit. Dazu passen seine G'sichtszüg' und auch die Hautfarben nit."

„Auch ich werde nicht klug. Einmal möchte ich ihn für einen Mulatten, da andre Mal für einen Somali halten. Wenn ich ihn nach seiner Abkunft gefragt habe, wußte er mir stets auszuweichen."

„Mir auch. Nit mal die Niam-niam, bei denen er doch wie ein Stammesgenosse lebt, wissen zu sagen, wo seine Heimat liegt. Er scheint sich also auch ihnen gegenüber in das G'heimnis g'hüllt zu haben. Aber daß sie ihn Abd es Sirr*) nennen, das läßt vermuten, daß sie seine Abkunft für eine arabische halten."

„Dann wäre er also Mulatte, denn ein reiner Araber ist er nicht. Mir scheint, er hat Schreckliches erlebt. Er lacht nie; höchstens sieht man einmal ein kurzes, leises Lächeln auf seinen Lippen. Hast du ihn jemals spielen und tollen sehen wie andre seinesgleichen bei den Niam-niam?"

„Nie."

„Ich auch nicht. Der finstere Ernst, den er stets zeigt, läßt vermuten, daß er die Erinnerung eines tragischen Ereignisses, unter welchem seine junge Seele schwer gelitten haben muß, in sich bewahrt. Den wenigen religiösen Uebungen nach, die man bei ihm beobachtet, ist er Mohammedaner. Hast du ihn einmal beten hören?"

„Im Gebet gesehen hab' ich ihn bereits, g'hört aber noch nit. Er betet nit zu den vorg'schriebenen Zeiten, sondern nur dann, wann er meint, nit g'sehen und beobachtet zu werden."

„Ich habe ihn zweimal belauscht. Er betete die Fathha; hinter den beiden Worten Weltenherr und Allerbarmer fügte er die gar nicht in diese Sure gehörenden Ausdrücke 'Mir itakam**) und Sabit el meglis***) hinzu. Das deutet darauf, daß er sich mit einer Rache trägt."

„Das hab' auch ich schon gedacht. Wann er glaubt allein zu sein, so brütet er finster vor sich hin und ballt und dreht dabei die Fäust', als ob er einen da hätt', den er erwürgen wollt'. Dabei verdreht er die Augen und knirscht mit den Zähnen, daß man schier meinen möcht', er — — — halt, schau mal! Da kommens g'flogen! Kennst sie auch bereits?"

Er war aufgesprungen, und deutete erregt auf eine Vogelschar, welche quer über den Fluß geflogen kam. Indem er mit den Augen dem Fluge derselben folgte, bewegte sich auch seine lange Nase von der rechten nach der linken Wange, als

*) Floß.

*) Sohn des Geheimnisses.
**) Herr der Rache.
***) Oberster des Gerichtes.

ob sie für sich ebenso diese genaue Beobachtung machen wolle.

„Ja, ich kenne sie," antwortete Schwarz. „Es sind Bienenfresser, Merops caeruleocephalus. Herrliche Vögel! Siehst du ihr prachtvolles Gefieder in der Sonne wie lauter Smaragde und Rubine funkeln?"

„Natürlich schau ich das gerade so wie du. Weißt auch ihren hiesigen Namen?"

„Ja. Man nennt sie Dschurull."

„Warum?"

„Weil ihre Stimme gerade wie diese zwei Silben klingt."

„Hast recht; bist kein übler Vogelkenner. Jetzt sinds weg, in die Bäum' hinein." Er setzte sich wieder nieder, wobei seine Nase sich in ihre ordnungsmäßige Lage zurückbegab, und fuhr fort: „In Europa gibt's nur a einzige Art des Bienenfressers Merops apiaster, mit weißer Stirn, blauem Augenstreif, blaugelbem Kinn, meerblauer Brust und grünblauen Handschwingen. Ich thu mich gerade für diese Vögerl außerordentlich verinteressieren, weil so a Merops der erste Vogel war, den ich 'zeichnet und dann wieder auf den Rücken g'malt erhalten hab."

„So? Von wem?"

„Vom Professor'n der Naturg'schichten. Ich hatt' mir von ihm a Buch ausg'borgt, in dem ein Bienenfresser in Holzschnitt abg'bildet war. Es hat mich verdrossen, daß er so schwarz ausg'schaut hat; darum nahm ich schnell den Malkasten her und hab' das Bild so bunt ang'strichen, daß dabei die Farben fast ausgang'n sind. Nachher hat der Professor das entdeckt und mich mit in seine Stub' g'nommen, wo er mir mit dem Lineal den Merops so nachhaltig auf den Rücken koloriert hat, daß mir darüber das G'sicht und G'hör vergangen ist. Dieses Konterfei konnt' ich zwar nicht sehen, weil's eben auf dem Rücken war, aber so grün und blau wie der Merops ist's sicher g'wesen, und g'fühlt hab' ich's noch wochenlang. Dieser Professor hat überhaupt einen g'heimen Blitz auf mich g'habt, weil ich ihn immer nach Dingen g'fragt hab', die er nit beantworten konnt'. Dafür hat er mich dann im Examen tüchtig ausg'wischt. Hab' ich's dir vielleicht schon verzählt?"

„Nein," antwortete Schwarz sehr ernst.

„Nun, ich sprech gar nie davon, dir aber kann ich's schon mal sagen. Das war, als ich in der Quart' g'sessen bin. Weil's Examen 'geben hat, hab' ich ein reines Chemisetten umg'bunden und dazu den neuen, schönen Schlips um den Hals, denn ich hab' denkt, daß es mir, so trefflich herausg'putzt, gar nit fehlen kann. Aber es ist halt anders kommen. Nämlich als ich an die Reihe kam und deshalb aufg'standen bin, um die Frag' in schuldiger Ehrfurcht entgegen zu nehmen, was hat der Professorn da g'sagt?"

„Nun, was?"

„Warum die Vögel Federn haben, hat er mich g'fragt."

„Das war freilich für dich eine heikle Sache. Was hast du geantwortet?"

„Was ich für eine Antworten geben hab'? Nun, zunächst hab' ich die Augen zug'drückt und g'wartet, ob mir vielleichten ein Einfall kommen will, und sodann, als keiner 'kommen ist, hab' ich — — —"

„Abd es Sirr!" rief in diesem Augenblick einer der Ruderer, den Grauen unterbrechend, indem er mit der Hand flußaufwärts deutete.

Der Steuerer kehrte zurück. Er hatte sein Floß am Ufer aufwärts geschafft und kam nun auf demselben um die Spitze des Schilffeldes und auf das Boot zu getrieben. Als er dasselbe erreicht und sich hineingeschwungen hatte, meldete er:

„Der Wald ist leer; ich habe keinen Feind gesehen."

„Auch Tolo nicht?" fragte Lobo besorgt.

„Nein; aber wir werden nun nach ihm suchen und ihn gewiß finden. Ich ging bis vor die Bäume hinaus und sah Reiter, welche sich über die Chala*) entfernten."

„In welcher Richtung?" fragte Schwarz.

„Zwischen Süd und West."

„So sind sie fort. Hoffentlich befindet sich Tolo nicht als Gefangener bei ihnen. Wir wollen sofort an das Ufer und nach ihm forschen."

Der Anker wurde aufgewunden und das Boot an das Land gerudert. Lobo konnte nicht den Führer machen, da ihn seine Wunde am Gehen verhinderte. Er blieb also bei den beiden Schwarzen, welche zur Bewachung des Fahrzeuges zurückgelassen wurden, beschrieb aber den Ort, an welchem der Subakh- und der Lubahnbaum stand, so genau, daß die Suchenden nicht fehlgehen konnten.

Schwarz hatte sein Fernrohr mitgenommen. Er führte seine Begleiter zunächst bis an den Rand des Waldes, um sich zu überzeugen, daß der Steuermann richtig beobachtet habe. Er kam noch zeitig genug, um die abziehende Sklavenjägerschar durch die Gläser zu erkennen. Dann wurden die beiden Bäume aufgesucht.

Es war im Walde kein Laut zu hören; nur vom jenseitigen Ufer klang das „Nuk-nuk, kur-nuk" eines Pfauenkranichs herüber. Doch als sie die erwähnten Bäume erreichten, hörten sie ein leises, leises Wimmern in der Luft. Es kam aus den dichten Zweigen, deren Belaubung die Gestalt des Obensitzenden nicht zu erkennen erlaubte.

„Tolo, bist du da oben?" fragte Schwarz.

Es erfolgte keine Antwort, doch wurde das Wimmern lauter. Da die Wiederholung der Frage denselben Erfolg hatte, schwang Schwarz sich auf den untersten Ast und kletterte dann weiter hinauf. Er sah den Schwarzen über sich sitzen, die Arme krampfhaft um den Stamm geschlungen.

„Wir suchen dich; komm herab!" rief er ihm zu.

Der arme Mensch schrie wie in höchster Todesgefahr auf und antwortete:

„Tolo tot machen, immer Tolo tot machen, aber nur Lobo leben lassen. Lobo ist gut, hat Tolo retten wollen!"

„Ihr seid beide gerettet. Komm herab; es geschieht dir nichts. Wir sind deine Freunde und werden dich beschützen."

„Das ist nicht wahr. Du bist weiß; du bist ein Araber, ein Sklavenjäger; du gehörst zu Abd el Mot!"

„Nein, ich bin sogar sein Feind. Ich meine es gut mit dir; ich will dich retten. Komm mit mir herab!"

„Tolo kann nicht klettern; Tolo ist jetzt viel zu schwach dazu."

„So werden wir dir helfen."

Der Schwarze war durch die Anstrengung der Flucht und die darauf folgende große Angst um seinen Freund so ermattet, daß er sich wirklich kaum mehr festzuhalten vermochte. Schwarz rief zwei Niam-niam zu sich herauf und dann gelang es der vereinten Kraft der drei Männer, den armen Menschen vom Baume auf die Erde zu schaffen.

Er sah noch immer nicht ein, daß er gerettet sei. Er wollte es trotz aller Versicherung nicht glauben und wimmerte unaufhörlich fort. Er konnte kaum gehen und mußte unterstützt werden, als man jetzt zu dem Boote zurückkehrte. Am Ufer angekommen, sah er Lobo auf der Ruder-

*) Steppe, Gelände, welches Grün erzeugt.

bank liegen. Einen lauten Schrei der Freude ausstoßend, brach er bewußtlos zusammen. Er mußte in den Kahn getragen werden.

Lobo war außer sich vor Entzücken, als er sah, daß sein Freund gerettet sei. Zugleich aber verursachte ihm die Bewußtlosigkeit desselben große Sorge. Die beiden Deutschen beruhigten ihn durch die Versicherung, daß Tolo bald wieder erwachen werde.

Dies geschah allerdings in sehr kurzer Zeit; der Schwarze erwachte, aber die Besinnung war ihm nicht zurückgekehrt. Er wand sich hin und her, stöhnte und wimmerte, und bat unausgesetzt um Gnade für seinen Freund Lobo. Die Gefangenschaft, die Anstrengung der Flucht und die Aufregung während der Verfolgung hatten ihn so angegriffen, daß seine Kräfte nun zu Ende waren. Der Arzneikasten mußte wieder geöffnet werden; der Neger erhielt ein beruhigendes Mittel, worauf er in Schlaf verfiel. Er wurde neben Lobo gebettet, welcher die Ruderbank verlassen mußte, und in der Mitte des Bootes einen Lagerplatz erhielt.

Jetzt wurde über das, was vorzunehmen sei, eine Beratung gehalten. Lobo drang darauf, daß ein Bote zu den Bewohnern des Dorfes Ombula gesendet werde, um diese vor den Sklavenjägern zu warnen. Er selbst konnte nicht gehen, Tolo ebensowenig. Von den Niam-niam wollte sich keiner dazu verstehen, den gefährlichen Auftrag zu übernehmen, sie kannten den Weg nach Ombula nicht und hatten überhaupt keine Lust, das Risiko zu übernehmen, unterwegs in Gefangenschaft und Sklaverei zu geraten. So blieben nur die beiden Deutschen übrig. Abd es Sirr, der „Sohn des Geheimnisses", hörte den Verhandlungen zu, ohne ein Wort zu sagen. Er war überhaupt ein schweigsamer Mensch, und pflegte nur dann zu sprechen, wenn er gefragt wurde, oder wenn er es für nötig hielt.

„Was ist da zu thun?" fragte Schwarz in deutscher Sprache. „Die Sorge für unsre eigene Sicherheit verbietet, uns mit dieser Angelegenheit zu befassen; aber die Menschen- und Christenpflicht gebietet das Gegenteil. Sollen wir ein ganzes großes Dorf, welches wir retten können, der Vernichtung anheimfallen lassen? Was sagst du dazu, Doktor?"

Die Nase des Grauen stieg mit ihrer Spitze in die Höhe, als ob sie mit ihren beiden weiten Löchern den Sprecher zornig anblicken wolle; die Augenbrauen zogen sich finster zusammen, und dann erklang es im unwilligsten Tone:

„Weißt, wannst mich in dera Wildnis nochmal Doktor schimpfst, so hau ich dir a Backpfeifen ins Fenster, daß alle Scheiben entzwei gehen, du Malefizbub, du! Ich sag' Sepp zu dir, folglich hast du mich Naz zu nennen, und wann dir das

Labyrinth der Kathedrale zu Sens.

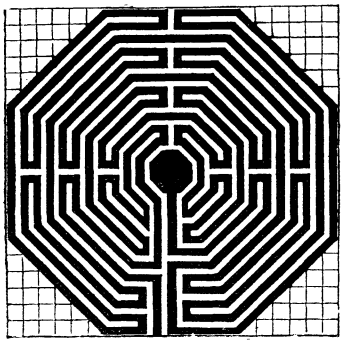
nit g'fallt, so kannst gehen, wohin d' willst! Verstanden?"

„Entschuldige noch dieses Mal; es soll nicht wieder geschehen!" lachte Schwarz.

„Das will ich mir ausg'beten haben. Man muß jedem seine Ehr' geben; aber unter Freunden bedarf es keiner Titel und Komplimenten. Oder willst die Brüderschaft, die wir g'macht haben, etwa wieder aufheben?"

„Das kann mir nicht einfallen!"

„Schön! Wärst auch übel dabei weggekommen, denn ich hätt' dich von nun an nicht wiederum Sie, sondern blos nur Er



Labyrinth der Kathedrale zu St. Quentin.

genannt. Und was nun dieses Ombula betrifft, so werd' ich mal nachschauen, ob ich es auf dera Karten find'. Ich weiß nur, daß es im Gebiet der Belandaneger liegt."

Er zog eine alte, vielgebrauchte und abgegriffene Karte aus der Tasche, faltete sie auseinander, breitete sie auf seine Kniee aus und begann sie zu studieren, wobei sich seine Nase so eifrig von einer Seite nach der andern bewegte, als ob sie die Absicht habe, den Ort noch eher zu entdecken, als der Name desselben von den Augen erblickt wurde.

„Steht nicht da," sagte Pfotenhauer nach einer Weile, indem er die Karte wieder zusammenlegte und in die Tasche steckte. „Die Belanda wohnen zwischen den Bongo und den Niam-niam, also südwestlich von hier, wohl gegen die Pambisaberge hin; aber wo das Dorf Ombula steht, davon find' ich auf dera Karten nix und in meinem Kopf noch viel weniger."

„Pambisa!" rief Lobo, welcher zwar kein Wort der deutschen Rede verstanden, aber diesen Namen herausgehört hatte. „Dort ist Ombula."

„Also dort?" antwortete Schwarz. „Wie weit von hier?"

„Drei Tagereisen von der Seribah Omm et Timsah."

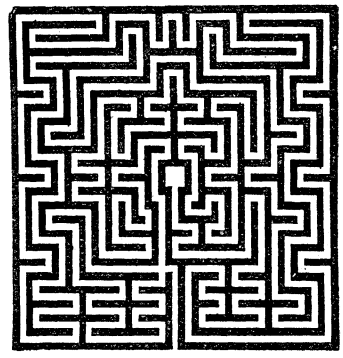
„Also zwei und eine halbe von hier aus. Eine Warnung unsrerseits würde zu spät kommen. Die Sklavenjäger haben Reittiere, wir aber nicht. Wollte einer von uns diesen Weg machen, so müßte er gehen, und sie würden also vor ihm dort sein." (Fortsetzung folgt.)

Labyrinthe.

Mit dem Ausdruck Labyrinth bezeichnen wir, wie unsre lieben jungen Kameraden wissen werden, irgend was Verwickeltes und Unentwirrbares, und in erster Linie jene eigentümlichen unterirdischen Bauten und Anlagen im grauen Altertum, welche nur einen einzigen Ein- und Ausgang hatten, aber durch ihre verwickelten und vielfach gewundenen Gänge denjenigen verwirrten, der sie betrat. Labyrinthe nennen wir ferner auch die nach ähnlichem Princip angelegten künstlichen Irrgärten, welche vor Zeiten bei uns in der Gartenkunst in die Mode kamen; mit demselben Ausdruck bezeichnen wir auch gewisse künstliche Pflasterungen in den Stein- und Backsteinfliesen mancher mittelalterlicher Kirchen und Kathedralen. Letztere „Labyrinthe" waren musivische Bodenverzierungen in der Mitte des Hauptschiffs in vielen, namentlich französischen Kirchen (noch erhalten im Dom zu Chartres, in der Kirche St. Bertin zu St. Omer, in

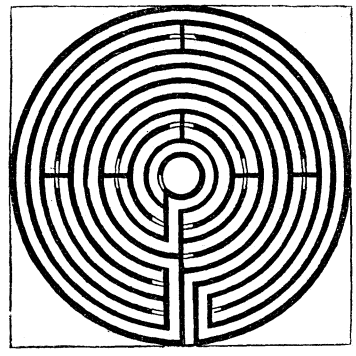
den Pfarrkirchen zu St. Quentin und Amiens 2c.), und dienten denjenigen, welche zur Sühnung ihrer Sünden eine Wallfahrt nach Jerusalem unternehmen sollten, aber an der wirklichen Ausführung dieser Reise verhindert waren, als Ersatzmittel, indem sie unter gewissen Gebeten die Irrgänge dieses Buntpflasters auf den Knieen rutschend zurücklegten.

Allein gleichviel, ob Baudenkmal, Garten oder Pflasterung, mit dem Begriff des Labyrinths verbündet sich immer der Begriff eines Gegenstandes, in dem sich zahlreiche Linien und Gänge in allen Richtungen kreuzen und durchschneiden. In den Schriftstellern des Altertums finden wir zahlreiche Beschreibungen jener teilweise unterirdischen Baudenkmäler, welche entweder zu Grabstätten oder zu Tempeln gedient haben sollen. Plinius allein zählt deren vier auf: das ägyptische, kretische, lemnische und italische. Das älteste und berühmteste war das ägyptische, ein ungeheures Gebäude in der Nähe von Arsinoë in Mittelägypten, ganz von Stein erbaut und unter einem Dach zwölf große Höfe mit 3000 Gemächern umschließend, von welch letzteren die Hälfte unterirdisch waren. Laien und Fremde durften nur die oberirdischen Gemächer betreten, die Herodot und Strabo noch selber gesehen haben. Welchem besonderen Zwecke dieser riesige Monumentalbau diente, ist niemals genau ermittelt worden; Herodot und Diodor sind der Ansicht, das ägyptische Labyrinth sei ein Grabdenkmal seiner Erbauer gewesen; Plinius ist eher geneigt, es für ein Pantheon der ägyptischen Gottheiten zu halten, und soviel ist jedenfalls sicher, daß mit demselben irgend ein religiöser Zweck verbunden war. Da von diesen großen Bauten nichts mehr übrig geblieben zu sein schien, um nur annähernd den Ort anzudeuten, wo das Labyrinth stand, so haben schon Ende vorigen Jahrhunderts die ägyptischen Altertumsforscher die Ansicht ausgesprochen, es sei verschüttet worden und werde später noch einmal zum Vorschein kommen, wie Herculanum und Pompeji. Diese Prophezeiung scheint denn auch in Erfüllung gegangen zu sein, denn der verdiente deutsche Gelehrte Lepsius hat in der Nähe von Fayûm die noch vorhandenen Reste desselben in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wieder aufgefunden. Das von den Dichtern des Altertums am meisten gefeierte Labyrinth war das kretische, welches angeblich Dädalus nach dem Plane des ägyptischen vom Moerissee auf Befehl des Königs Minos erbaute, damit es dem Minotaur zum Gefängnis diene. Es soll ein oberirdischer Bau ohne Dach gewesen sein; allein da man keine Spur mehr gefunden hat, so sind viele Gelehrte geneigt, anzunehmen, daß es niemals in Wirklichkeit, sondern nur in der Sage existiert habe. Diesem Zweifel halten andre entgegen:



Labyrinth der Kathedrale zu St. Omer.

es sei einmal vorhanden gewesen, aber in seinen äußeren oberirdischen Teilen etwa im Trojanischen Kriege zerstört worden, und es sei nichts mehr davon vorhanden, als der unterirdische Teil, nämlich jene ausgedehnte Höhle mit offenen Galerien, welche der französische Botaniker Tournefort vor beinahe zweihundert Jahren besuchte, und die am Fuße des Berges Ida auf der Insel Kandia (dem alten Kreta) noch vorhanden ist. Da von dem Labyrinth von Lemnos auf Samos (von welchem Plinius noch Ueberreste gesehen hat)



Labyrinth der Kathedrale von Bayeux.

und von dem italischen bei Clusium (eigentlich dem riesenhaften Grabmal des Porsena, unter dem sich ein verwickeltes System von Grabkammern befand), keinerlei erkennbare oder verbürgte Ueberreste mehr vorhanden sind, so übergehen wir dieselben und kommen auf die schon erwähnten Labyrinthe in den Kirchen des Mittelalters zu sprechen. Daß sie dem schon von uns bezeichneten Zwecke als Ersatz einer Wallfahrt dienten, geht auch daraus hervor, daß man diese Pflasterungen aus schwarz und weißen Steinen im gemeinen Sprachgebrauch auch „Jerusalemsweg", „Meilenweg", „Mäander", „Dädalus" 2c. nannte.

Ueber ihren Ursprung wissen wir nichts Gewisses. Einige Altertumsforscher wollen sie auf irgend eine heidnische Ueberlieferung zurückführen; allein wir finden sie in den ältesten Schriftstellen über Kirchenbau nicht einmal erwähnt, und die ältesten bekannten Labyrinthe der französischen Kirchen scheinen nicht vor dem Ende des 12. Jahrhunderts, also jedenfalls nicht vor den Kreuzzügen, existiert zu haben, und sind möglicherweise durch Kreuzfahrer erst nach Europa gebracht worden. Einige Altertumsforscher haben in den Kombinationen von konzentrischen Linien, welche diese Labyrinthe zeigen, nur ein Spiel der Werkmeister und Erbauer jener Kirchen sehen wollen und stützen sich dafür auf die Thatsache, daß drei von diesen Labyrinthen: diejenigen von Chartres, Rheims und Amiens, in einzelnen Abteilungen die Figuren der Erbauer dieser Kathedralen enthielten. Wir enthalten uns eines Urteils hierüber. Die kleine Basilika des heiligen Renatus zu Orleansville in Algerien zeigt in ihrem Fliesenbelag ein Mosaik, das man für eines dieser Labyrinthe, nämlich für einen sehr komplizierten Mäander halten kann. Diese Basilika soll, nach F. Prevost, aus dem Jahr 328 unsrer Zeitrechnung stammen, was auf einen Brauch zurückdeuten würde, welcher schon lange vor den Kreuzzügen im Schwange war. Die meisten dieser Kirchenlabyrinthe stammen aber nachweislich erst aus dem 14. Jahrhundert, und viele derselben sind so enge (wie z. B. das in der Abteikirche von Toussaint, Marne, das nur 0,25 m breit ist), daß sie kaum als „Kreuzweg" zum Gehen oder dem Knierutschen gedient haben können.

Das Labyrinth der Kathedrale von Sens war kreisrund, mit Blei inkrustiert und hatte einen Durchmesser von 20 m. Der vorgezeichnete Weg im Kreise hatte eine laufende Länge von 2000 Fuß und man brauchte beinahe eine Stunde, um diese Strecke zu durchlaufen. Es ist im Jahre 1768 zerstört worden und zeigte große Aehnlichkeit mit demjenigen in der Kathedrale von Chartres, welches man noch heute den „Meilenweg", la lieue, nennt. Dieses folgt ebenfalls im wesentlichen der Kreisform, hat aber bis zu

seinem Mittelpunkt nur etwa 225 m laufende Länge und ist in blauem Senlisstein ausgeführt.

Das Labyrinth der St. Bertingruft in der Kathedrale von St. Omer bestand aus gelben oder weißen und blauen oder schwarzen Backsteinfliesen, war in ein Viereck eingeschlossen und bildete in seinem Verlauf ein unter rechten Winkeln fortlaufendes Pflanzenzierat. Man zählte auf jeder Seite 49 solcher Fliesen, und wenn wir uns dieselben in einer Breite von je 0,40 m denken, so hätte die Seite dieses Labyrinths gegen 18 m, seine Gesamtfläche also etwa 300 qm, und die ganze Länge des zu durchlaufenden Weges hin und zurück ungefähr eine Strecke von 1000 m betragen.

Unsre dritte Abbildung veranschaulicht das Labyrinth von St. Quentin, das achteckig ist und demjenigen von Amiens und Arras sehr gleicht; es wurde schon 1792 zerstört, die andern erst 1825. Da die Kinder darin spielend miteinander um die Wette liefen, wer den Weg am schnellsten zurücklege, so störte dies den Gottesdienst und man entfernte sie aus der Kirche.

Das Labyrinth von Bayeux ist von sehr kleinem Maßstab, denn es hat nur einen Durchmesser von 3,80 m, ist kreisrund und aus emaillierten Fliesen hergestellt. Der Weg besteht aus Fliesen mit schwarzem Grund, welche gelbe, aus Greifen, Rosetten und Wappen bestehende Zieraten tragen und in diesem Gebiete der Fliesen einen besonders schönen und seltenen Typus bilden.

Eines der merkwürdigsten Kirchenlabyrinthe war auch dasjenige der Kathedrale von Rheims, welches urkundlich ungefähr ums Jahr 1240 hergestellt und im Jahre 1779 zerstört worden war.

(Schluß folgt.)

Behüte dein Auge.

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die roten Firnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück.

Blind geboren! Welches Mißgeschick! Aber blind geworden durch eigene Unachtsamkeit oder die Nachlässigkeit der Nebenmenschen, welche entsetzlichen Klagen und Vorwürfe häufen sich auf den, der solches Elend verschuldete. Redner haben das Auge gepriesen, Dichter haben es besungen, aber den vollen Wert desselben kennt erst derjenige, der es besessen und verloren.

Zahlreiche Fälle von Erblindung lassen sich durch Vorsicht vermeiden. Was zu dieser Verhütung von Staat und Gemeinde geschehen kann, soll hier unberücksichtigt bleiben. Der Erwachsene ist oft bei den Berufsarbeiten leichten oder schweren Verletzungen des Auges ausgesetzt; grobkörniger oder feiner Staub, ätzende Dämpfe, große Hitze, grelles Licht führen solche leicht herbei. Vor allem sind jene Handarbeiter gefährdet, bei deren Beschäftigung das Eindringen fremder Körper in das Auge leicht vorkommen kann, wie z. B. bei Schlossern, Schmieden, Maschinen-, Metallarbeitern, Büttnern, Steinmetzen, Steinklopfern u. a. Ihre Beschäftigung bringt es mit sich, daß von den zu bearbeitenden Gegenständen größere oder kleinere Stückchen, Funken abspringen, welche nur zu oft den Weg in das Auge finden und hier größere oder geringere Wunden verursachen. Schutzbrillen verhüten solche Gefahren. Es sollten daher in keiner Fabrik, in keiner Werkstatt, bei keiner Arbeit oder Betrieb, der das Auge durch abspringende Körperchen schädigen kann, Arbeiter ohne Schutzbrille geduldet werden. Und dieser gute Rat betrifft auch dich, mein lieber junger Freund, wenn du aus dieser oder jener Veranlassung eine ähnliche Arbeit unternehmen solltest, sei es als Mineraloge, sei es an der Drehbank oder sonst einem Apparat deiner häuslichen Werkstätte.

Ein Steinklopfer ging unter furchtbaren Schmerzen zum Arzt, der das Steinstückchen, welches ins Auge gedrungen war, glücklich entfernte. Dies sah ein andrer Kranker und hörte, daß eine Schutzbrille aus weißem Muschelglas vor solchen Gefahren sicher stelle. Aus Dankbarkeit für die eigene Heilung von einem schmerzhaften Uebel zahlte der Menschenfreund dem Arzt eine namhafte Summe, um auf seinen Landtouren die Steinklopfer mit Sicherheitsgläsern zu versehen. Dies geschah schon einige Tage nach empfangenem Betrag. Aber wie staunte der Arzt, als in kurzer Zeit einer der Leute, denen er Brillen zur Benützung übergeben hatte, zu ihm kam, mit einem eingedrungenen Steinsplitter, welcher das Sehvermögen vernichtete. „Ihr kennt doch die Gefahren eures Berufes; habe ich euch nicht alle mit Schutzgläsern versehen? Wo ist die Brille?“ fragte der Arzt. „Die habe ich in der Tasche, ich glaubte, es werde ein Unglück nicht vorkommen, nachdem ich jahrelang unversehrt geblieben bin,“ lautete die Antwort. Wie leichtsinnig war dieser Mensch!

Es ist nicht einmal notwendig, so weit zu greifen, als wir das gethan haben; wie häufig sind im täglichen Leben durch Werfen mit Steinen, Gläsern und Porzellanstücken, Eisballen, Kastanien, durch einen Faustschlag, Peitschenhiebe, Fußtritte, stechende und schneidende Instrumente, Schußwaffen und dergl. Verletzungen des Auges und Verlust des Sehvermögens entstanden, traurige Fälle, die bei gehöriger Achtsamkeit hätten vermieden werden können. Namentlich hat die entsetzliche Unsitte, vor Billetschaltern, im Gedränge, auf belebten Straßen mit dem Stock oder Regenschirm unter dem Arm zu stehen oder zu gehen, im Herumdrehen schon Tausende des Augenlichts beraubt. Ein solches Benehmen deutet auf Mangel an Bildung und wird mit Recht von den Umstehenden gerügt. Ihr selbst, liebe Freunde, könnt durch Achtsamkeit und Vorsicht zahlreiche Unglücksfälle und Verletzungen der Augen verhüten. Laßt euch warnen, insbesondere vor unpassenden Spielen, mit allerlei Gegenständen, die geeignet sind, eurem Körper, euren Augen Schaden zuzufügen. Zündhütchen, spitze Bolzen und Pfeile, Blasrohre, Knallerbsen, Pulver, Waffen, Schießwerkzeuge sollst du niemals als Spielzeug ohne Erlaubnis oder Beaufsichtigung Erwachsener benützen. Welcher entsetzliche Kummer, welche Sorgen für deine armen Eltern, wenn du durch einen unbedachtsamen Streich ein Auge verlierst. Ebensowenig wirst du andern

Gespielen derartige gefährliche Dinge oder stehende, schneidende Instrumente und Werkzeuge in die Hände geben, oder kleine Kinder, die kaum laufen können, mit zerbrechlichen Flaschen und Gläsern im Haus oder auf der Straße spielen lassen.

Auch im übrigen wird eine geeignete Pflege der Augen dich vor manchen Erkrankungen derselben bewahren. Zu diesem Zweck beachte jeden Schmerz. Schmerz zeigt dir an, daß schädlicher Staub oder Rauch, oder grelle Beleuchtung das Auge belästigen und in Reizung versetzen; er sagt dir, daß irgend ein fremder Körper, sei es eine verschwindend kleine Mücke, ein Sandkörnchen oder irgend ein andrer Gegenstand in das Auge eingedrungen ist. Eine solche schmerzhafte Empfindung, Jucken, Beißen, Brennen und andre unangenehme Gefühle sollst du nicht durch vieles Reiben, Drücken, Betasten des Auges, vielleicht auch noch mit verunreinigten Händen oder mit einem unsauberen Taschentuch zu bekämpfen suchen; vermeide vielmehr zunächst die Ursache jener lästigen Gefühle: Staub, Rauch, grelles Licht, und wenn mutmaßlich ein fremder Körper dich quält, so sollst du niemals mit schmutzigen Fingern oder Tüchern das Auge betasten; drehe dein Auge, nicht aber deinen Kopf, im Kreis herum, oft gelangt der Gegenstand dann von selbst nach außen; benutze ein reines Taschentuch oder leinenes Läppchen; kannst du oder andre auf einfache Weise aber nicht helfen, so geh sofort zum Arzt.

Der Schmerz warnt dich auch vor Ueberanstrengungen der Augen, was besonders geschieht, wenn du bei zu starkem oder zu schwachem Licht arbeitest oder das Auge zu sehr der Arbeit näherst. Solche Schädlichkeiten sollst du vermeiden, sie führen leicht zu Kurz- und Schwachsichtigkeit, um so mehr, wenn auch die Eltern daran leiden. Wenn du während deiner Arbeit von Stunde zu Stunde einmal dich erhebst und in die Ferne siehst, um irgend einen Gegenstand, seien es Menschen, Tiere, ein Baum, die Fenster, das Firmenschild eines Hauses, wenn auch nur auf eine Minute, scharf und deutlich ins Auge zu fassen, wenn du täglich ins Freie gehst und dich ergötzest in Gottes herrlicher Natur beim Anblick von Wiesen, Waldesgrün und Himmelblau, so wirst du dir, wie Jäger, Hirten, Soldaten und andre, die viel in die Ferne sehen, ein scharfes Auge bewahren. Halte in allen Stücken auf dein Auge. Das Gesicht ist neben dem Gehör dein edelster und höchster Sinn, das Auge der Spiegel der Gesundheit und Jugendfrische — ein blanker Spiegel, dem ein Fenster schlecht ansteht.

Der Aufzug der Gladiatoren.

Gladiatoren waren im alten Rom jene mit tödlichen Waffen ausgerüsteten Sklaven, welche bei den von den vornehmen Römern und den Kaisern veranstalteten Kampfspielen einander meist paarweise auf Leben und Tod bekämpften und damit ihr möglichstes thaten, um ihre Fechterkünste ins günstigste Licht zu stellen. Diese Fechter wußten auch, daß sie bei diesen Kampfspielen dem Tode verfallen waren, da sicher immer der eine der beiden Kämpfer, häufig aber auch beide das Leben dabei einbüßten. Der Ursprung dieser grausamen, blutigen und doch so beliebten Spiele läßt sich auf den bei den Griechen und Römern schon seit den frühesten Zeiten herrschenden Glauben zurückführen, daß das Vergießen von Menschenblut den Göttern angenehm sei. Daher schildert uns Homer den Achilles, wie er zwölf trojanische Gefangene erschlägt und ihre Leichen auf den Scheiterhaufen des Patroklos wirft, während Aeneas in gleicher Weise acht von seinen Gefangenen opfert, um die Manen von Pallas, dem Sohn des Evander, zu versöhnen. Gehen wir zu den geschichtlichen Zeiten über, so erfahren wir, daß die Sitte dieser Kampfspiele aus Etrurien in Rom eingeführt worden sei, und zwar von Marcus und Decimus Junius Brutus, als sie, bei den Leichenfeierlichkeiten ihres Vaters, im Jahr 264 v. Chr., derartige Fechter gegeneinander auftreten ließen. Diese Sitte gewann allmählich Boden, und so hören wir schon im Jahr 216 von förmlichen öffentlichen Fechterspielen, wobei zweiundzwanzig Paare Fechter öffentlich miteinander auf Leben und Tod kämpften, welche Zahl schon im Jahr 183 auf sechzig Paare stieg. Als die Vorliebe für diese Fechterspiele zunahm, fanden sie nicht allein bei Leichenfeiern statt, sondern bildeten einen Teil von jeder öffentlichen Festlichkeit und wurden gelegentlich sogar bei Privatgelagen aufgeführt. Julius Cäsar führte bei einem Feste dem Volke dreihundertundzwanzig Paare dieser Fechter vor, und als Trajan seine siegreiche Heimkehr aus Dacien mit Festen feierte, welche hundertundzwanzig Tage währten, hat er, der Sage nach, sogar zehntausend derartiger Kämpfer gegeneinander auftreten lassen. Diese Gladiatoren waren zumeist Kriegsgefangene oder unbotmäßige Sklaven, welche von ihren Herren an den lanista, den Unternehmer oder Vorsteher einer Fechterschule, verkauft wurden. Die Fechter bildeten sich zu einem besondern Stand aus, wie heutzutage unsre Schauspieler, Kunstreiter, Seiltänzer ꝛc., und wurden in eigenen Schulen eingeübt und eingepaukt, um dann zu den Fechterspielen ausgeliehen zu werden. Dieses Spiel kam immer mehr in Aufnahme, und es wurden riesige Summen darauf verwendet, da sie einen wesentlichen Teil der sogen. circenses bildeten, mit denen man das römische Volk belustigte, und es erschienen später verschiedene Gesetze, welche diesen Luxus der ludi beschränken sollten. Allein unter der Regierung der ausschweifenderen Kaiser wurden diese Spiele immer noch bevorzugt und erst unter Konstantin dem Großen untersagt, unter Honorius endlich ganz unterdrückt.

Diese Fechter schieden sich in verschiedene Klassen, je nach ihrer Ausrüstung und Bewaffnung und wurden in vielen Fällen nach der Nation benannt, deren kennzeichnende Waffen sie trugen. So nannte man diejenigen Thraces oder sicarii, welche nach thracischer Sitte mit einem leichten runden Schilde, parma, und einem kurzen, gekrümmten Schwert bewaffnet waren. Die Samnites führten nach Art der alten Samniter einen oben breiten, nach unten sich verjüngenden konvexen Schild, scutum, einen ausgepolsterten Brustharnisch, einen Helm mit Kamm (galea cristata), und eine Beinschiene am linken Bein. Die mirmillones (ein Wort von unerkanntem Ursprung), waren nach gallischer Weise bewaffnet; die hoplomachi trugen eine vollständige Rüstung wie die Krieger, welche in der vordersten Reihe der griechischen phalanx fochten. Die retiarii waren mit einem Netz (rete oder jaculum) versehen, das sie über den Gegner hereinzuwerfen versuchten, und führten als Waffe einen langen Speer, welcher in drei Spitzen wie ein Dreizack endigte, fuscina, waren aber mit keiner Schutzwehr versehen; sie kämpften in der Regel mit einem schwerbewaffneten Gegner, z. B. mit einem Mirmillo, welcher in diesem Fall secutor hieß. Da der retiarius seinem Gegner im Handgemenge und Einzel-

kampf nicht gewachsen war, bemühte er sich, wenn ihm ein solcher nahte, ihm das Netz so über den Kopf zu werfen, daß derselbe sich in dessen Maschen verstrickte, und stieß ihn dann, wenn ihm dieses gelang, mit der fuscina nieder. Gelang ihm aber der Wurf nicht, so mußte er fliehen, ward von dem Gegner verfolgt (der deshalb secutor hieß) und wurde, wenn ihn derselbe einholte, leicht niedergemacht. Meist kämpften zwei verschieden bewaffnete miteinander.

Die ersten Fechterspiele fanden auf dem forum Boarium und, falls sie bei Leichenfeiern aufgeführt wurden, immer in der Nähe der Scheiterhaufen statt. Bildeten sie einen Teil der großen öffentlichen Festlichkeiten, so wurden sie im circus Maximus abgehalten, aber später errichtete man für sie eigene Amphitheater, als die für solche Kämpfe geeignetsten Räumlichkeiten.

Bevor das Festspiel begann, traten die Gladiatoren zu einem großen Zug zusammen und hielten unter rauschender Musik einen feierlichen Umzug in der Arena (siehe unsern Holzschnitt). Kamen sie dabei der kaiserlichen Tribüne gegenüber, so begrüßten sie den Kaiser oder den Festgeber mit ausgestrecktem Arm und dem Rufe: „Morituri te salutant, Caesar!“ (die zum Tode Bestimmten begrüßen dich, Cäsar), wurden nach dem Umzuge paarweise zusammengestellt, wie sie miteinander kämpfen sollten, und ihre Waffen und Ausrüstungen genau untersucht. Dann erfolgte ein Vorspiel mit hölzernen Schwertern und stumpfen Speeren, worauf erst die ernsten Einzelkämpfe begannen. Sobald ein Fechter seinem Gegner eine entschiedene Wunde beigebracht hatte, so rief er: „hoc habet.“ Der Editor (Kampfrichter), eilte hinzu, betrachtete die Wunde, um zu sehen, ob sie den Verwundeten kampfunfähig mache, und rief in diesem Falle: „habet!“ worauf der Verwundete zum Zeichen seiner Unterwerfung den Finger emporhob. Aber Leben oder Tod des Verwundeten hing nun vom Belieben des Vorsitzenden ab, welcher aus Artigkeit die Entscheidung gewöhnlich den Zuschauern überließ. War der verwundete Fechter beliebt, hatte er sich tüchtig geschlagen und keine Zeichen von Furcht gezeigt, so bezeugte ihm die Zuschauermenge durch Zuruf und Klatschen ihren Beifall und er durfte sich zurückziehen. Hatte er sich aber auf irgend eine Weise das Mißfallen der Zuschauer zugezogen, so streckten diese alle den Daumen nach unten (pollice verto) und der siegende Fechter gab nun auf einen Wink des Editors dem wehrlosen Verwundeten den Gnadenstoß. Dann traten die Wärter der Arena herein, schleppten die Leiche mittels eines Hakens nach der Totenkammer (spoliarium), streuten frischen Sand in die Arena und räumten dann den Platz weiteren Kämpfern, um ähnliche Tragödien aufzuführen.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Es wäre vergebliche Mühe gewesen, wenn Sir Macdonald seinen Gast hätte überzeugen wollen, daß der Panther ein natürliches, irdisches Wesen wie alle andern Tiere, und daß der diesbezügliche Aberglaube der Komantschen nur ein Beweis von Feigheit wäre. Für sie hatte der Bär trotz seiner viel größeren Kraft bei weitem nicht das Schreckliche, wie der von ihnen Teufel genannte Panther. Der Bär griff die Menschen selten an, zeigte bei aller Raubluft eine gewisse Gutmütigkeit und, wenn es zum Kampfe mit den Menschen kam, nicht mehr Gewandtheit als diese selbst. Der Teufel dagegen überfiel die auserkorenen Opfer stets aus einem ungeahnten Versteck, aus dem Dickicht, von einem Baume herab, oder hinter einem Felsen hervor; er überraschte sie jedesmal und erschreckte sie gewaltig. In dem katzenartigen Anschleichen des Panthers, in seinen weiten Sprüngen und seinem furchtbaren Gebiß lag für die Komantschen etwas Dämonisches, was ihr Entsetzen um so mehr erregte, weil ihnen die kleineren Vertreter des Katzengeschlechtes, auch die zahme Hauskatze, unbekannt waren. Der Panther mußte ein zur Vernichtung der Menschen bestimmtes überirdisches Wesen sein, ihnen von der zürnenden Gottheit als Geißel zugesandt.

Aus dieser abergläubischen Furcht der Indianer erklärt sich auch die Dreistigkeit des Panthers in unsern Wäldern. In ganz Südamerika, wo man ihn Puma oder Löwe nennt, und wo ihn der Weiße, der Gaucho, der Indianer wegen des großen Schadens, welchen er unter den Schafherden und dem eßbaren Wilde anrichtet, ernstlich verfolgen, geht der Panther dem Menschen gern aus dem Wege, während er sich hier seiner Ueberlegenheit bewußt ist.

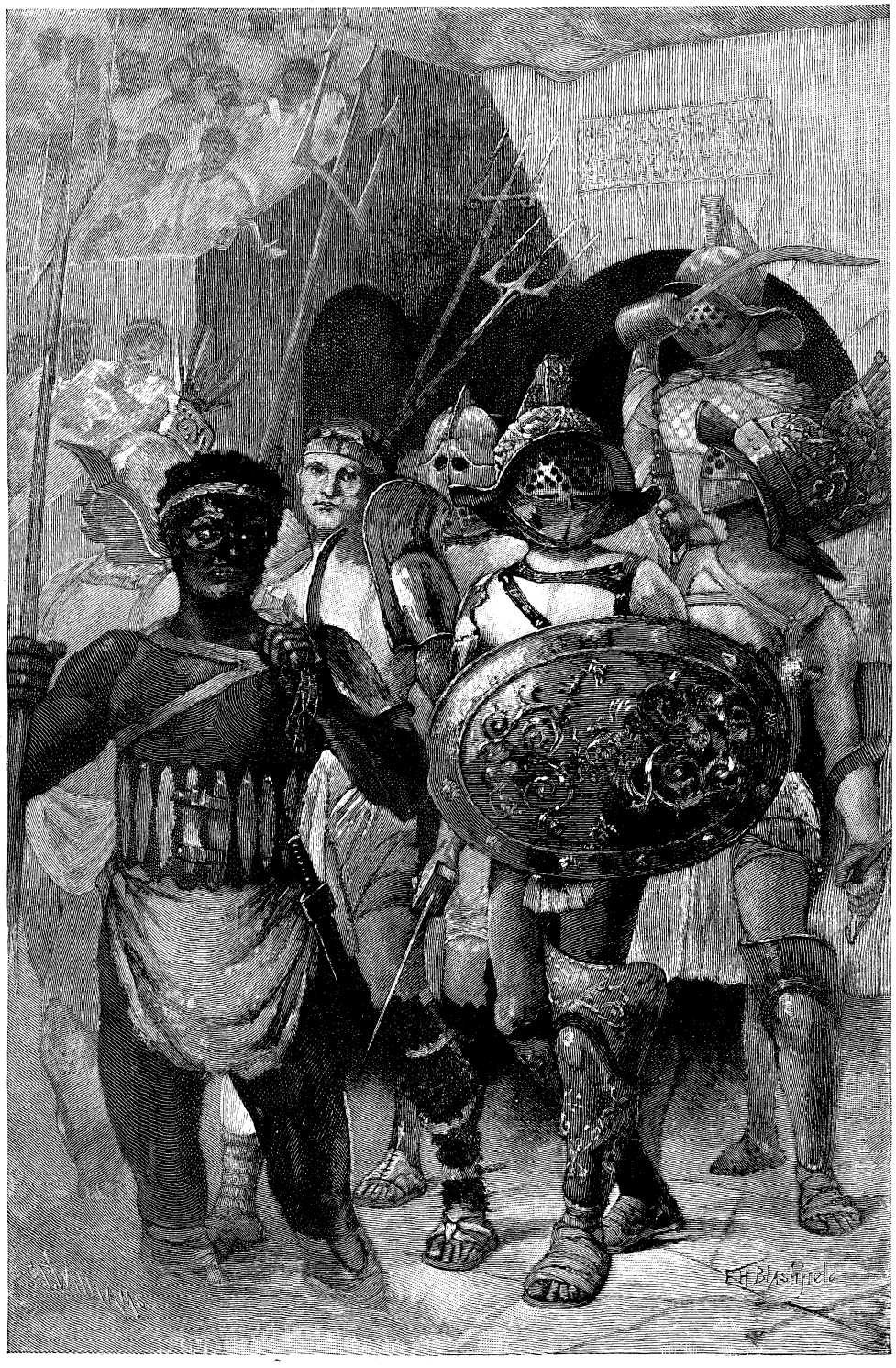
Als Inamaduk die erbetene Zusage erhalten hatte, erzählte er nach Aikals Bericht den Kampf, welcher Morowita das Leben gekostet hatte. Ich will den traurigen Vorgang hier kurz wiedergeben.

Vater und Sohn kehrten nachmittags aus den Bergen heim, mit einem erbeuteten Bergschaf, einer sogenannten Gazelle, beladen, welche Morowita mit der Flinte erlegt hatte. Beide waren ermüdet von dem achtstündigen Klettern, jedoch recht froh darüber, daß die jüngst erworbene Feuerwaffe sich so glänzend bewährt hatte. Unterwegs auf einer schmalen Hochebene, auf deren einer Seite sich eine steilwandige, dicht verwachsene Schlucht befand, überraschte die Jäger ein Unwetter. Morowita schätzte seine nützliche Waffe viel zu hoch, als daß er sie sollte verregnen lassen, verwahrte sie schleunig in dem hohlen Stamme eines abgestorbenen Baumes und suchte mit seinem Sohne und der Jagdbeute unter dem grünen Laubdach eines nahe an dem Rande der Schlucht stehenden Baumes Schutz. Etwa in der Mitte zwischen den beiden gewählten Bäumen lag ein oben abgeflachter, bröckliger Granitblock von zehn Fuß Höhe und dieser war auf drei Seiten von einem mittelhohen Fichtendickicht umgeben. Vater und Sohn dachten nicht entfernt daran, daß eine Panthermutter das Bett für ihre Jungen unter dem riesigen Steine aufgeschlagen haben könnte.

Es regnete nur noch wenig; Aikal trieb schon zur Fortsetzung des Marsches an, Morowita aber zögerte, weil er wähnte, daß seine kostbare Flinte Schaden nehmen

könnte. Da hörten sie plötzlich von dem Felsen her einen langgezogenen heiseren Schrei und erblickten nun einen mächtigen Panther, welcher eine über den Felsblock hin geneigte Fichte erkletterte und sich zum Anſprung auf die Menſchen fertig machte. Der verlockende Geruch des frisch erlegten Bergschafes mochte ihn aus seinem Schlafe erweckt haben; wenigstens schielte er gierig nach demſelben hin und ließ dabei ein grimmiges Knurren hören.

Wie gern würden die beiden Indianer ihm ihre Beute überlaſſen haben, wenn sie sich dadurch nur selber hätten aus der Gefahr ziehen können! Aber die mit Rehposten geladene Flinte, welche ihnen Rettung gebracht hätte, war wenigstens fünfzig Schritte von ihnen entfernt, und der Panther verſperrte ihnen den Weg dorthin. Außer kurzen Messern beſaßen sie nichts; was ſollten ihnen aber dieſe gegen den anſpringenden Teufel nützen! Viel Zeit zur Ueberlegung ließ ihnen das Raubtier auch nicht; es ſprang wieder aus der Fichte auf den Felsen ſelbſt, wühlte sich mit den Krallen in deſſen Oberfläche, kratzte dabei wütend die dicke Moosdecke ab und kauerte zum Abſprung nieder, als es einen ſichern Halt für ſeine Füße gewonnen hatte.



Der Aufzug der Gladiatoren.

Den Indianern pochte das Herz gewaltig. Vor ihnen gähnte der dreißig Fuß tiefe, mit dornigem Geſtrüpp bewachſene und mit Felsbrocken in allen Größen überſäete Abgrund; hätten ſie den Sprung gewagt, ſo würden ſie wahrſcheinlich dort unten mit zerſchmetterten Gliedern ein klägliches Ende gefunden haben; hinter ihnen lauerte die aus ihrem Lager aufgeſtörte Panthermutter, welche, ſelber hungrig, für ihre hungrigen Jungen ſorgen mußte, vielleicht auch dieſelben für bedroht hielt. Das war eine ſehr ernſte Lage. Der erſte Schritt, welchen ſie nach der Flinte hin wagten, führte ohne Zweifel das wilde Tier herbei; harrten ſie aus, ſo mochte dasſelbe ſich eines Beſſeren beſinnen.

Mehr für ſeinen Sohn als für ſich ſelber beſorgt, ſchob Morowita dieſen langſam hinter den ſtarken Baum, wo ihn der Panther nicht ſehen konnte, und griff nach dem Stamm einer hart am Rande der Schlucht in einem Felsſpalt wurzelnden ſchwachen Fichte. Er rechnete darauf, daß der Panther ihn ſelber zum Ziele nehmen würde, hoffte aber, ſich in dem

Augenblick des Sprunges zur Seite wenden zu können und so den Panther allein zum Sturz in die Tiefe zu veranlassen. Auch wenn das Tier ihn traf und er mit über den Rand fortgerissen würde, sollte ihm der zähe Baum als Halt und als Leiter für den Rückweg nach oben dienen.

Diese Aenderung hatte sich beinahe schneller vollzogen, als es gesagt werden kann. Der Panther sprang mit weit vorgestreckten Beinen von dem Felsen herab, aber zu kurz, mußte deshalb noch einen zweiten Sprung thun. Morowita wich zur Seite aus und duckte sich gleichzeitig, so daß der Rumpf und die gefürchteten Vorderbeine über seinem Kopfe hinflogen. Leider aber traf ihn eine der Hintertatzen im Gesicht und riß ihm die rechte Backe vom Auge bis zur unteren Kinnlade auf. Mensch und Tier verschwanden hinter dem Rande der Schlucht.

Aikal hatte hinter seinem Baume hervor den entsetzlichen Vorgang mit angesehen; jetzt stürzte er herbei und suchte jammernd nach seinem Vater. Derselbe hatte die zähe Fichte noch umklammert, doch nur mit der rechten Hand, weil der linke Arm bei dem Sturz schwer beschädigt war; mit den Füßen hatte er eine schmale Felsenleiste erfaßt, welche aus der beinahe senkrechten Wand herausragte, und vermochte sich so für kurze Zeit zu halten. Doch war Hilfe dringend notwendig, weil die Fichte, rechtwinklig über die scharfe Kante gebogen, jeden Augenblick abbrechen oder ihre Wurzeln sich lösen konnten. Geschah eins von beiden, so stürzte Morowita dem Panther nach, welcher von dem Grunde der Schlucht her ein verzweifeltes Wutgebrüll ertönen ließ und die Felswand zu erklimmen versuchte, um sein auserwähltes Opfer zu erreichen.

Als der Knabe seinen Vater mit blutüberströmtem Kopfe zwischen sich und dem Panther schwebend erblickte, glaubte er freilich nicht, daß derselbe noch zu retten sei, wollte aber der eigenen Gefahr trotzen und thun, was in seinen Kräften stand.

„Ich halte den Baum, Vater," rief er und neigte sich vornüber. „Schwinge dich herauf; du bist nur wenige Fuß von dem Rande entfernt!"

„Dazu bin ich nicht im stande," versetzte Morowita. „Ich kann die linke Hand nicht gebrauchen und halte mich nur noch mit den Zehen fest."

„So will ich dich zu heben suchen," entgegnete Aikal. „Halte nur noch wenige Augenblicke aus!"

Mit seinem Messer schnitt der Knabe eilig einige starke Ranken wilden Weins, knotete sie fest aneinander und um den großen Baum und ließ sich soweit herab, daß er neben seinem Vater auf der Felsleiste stand. Hier bückte er sich und sprach:

„Nun tritt geschwind auf meine Schultern, Vater! Der Panther klettert bereits den Abhang herauf."

„Dann würde ich dich nur mit mir in den Abgrund hinabreißen," erwiderte Morowita. „Rette dich selber und überlasse mich meinem Schicksal!"

Doch Aikal bat so dringend und beteuerte so heilig fest zu stehen, daß Morowita endlich nachgab. Nun richtete sich der Sohn vorsichtig empor, hob den Schwerverletzten auf sicheren Boden und eilte zunächst nach dem hohlen Baume, um sich der geladenen Flinte zu versichern. Auf dem Felsblock spielten gerade die halberwachsenen Jungen, schon recht ansehnliche Raubtiere, und knurrten Aikal drohend an. Dieser aber feuerte einen der Läufe zwischen sie und streckte ein Junges tot nieder, die andern zogen sich zurück. Darauf kam er noch eben früh genug an den Rand der Schlucht, um die schon beinahe heraufgekletterte Mutter mit dem zweiten Schusse abzuthun. In Kopf und Brust getroffen, rollte sie in den Abgrund zurück und verendete dort nach kurzem Kampfe.

Als von diesem schlimmsten Feinde keine Gefahr mehr drohte, wandte Aikal seine Sorge dem Vater zu, welcher die furchtbaren Schmerzen ohne jede Klage ertrug. Er legte ihm kühlende Kräuter auf das zerfetzte Gesicht und versuchte, den linken Arm wieder einzurenken, wobei sich ergab, daß derselbe gebrochen war.

„Du kannst mir nicht weiter helfen, Aikal," sagte der Vater. „Eile nach Hause und hole Leute, welche mich fortschaffen."

„Ja, Vater, doch erst will ich die Flinte wieder laden und neben dich legen," versetzte Aikal, „damit du nicht ganz wehrlos bist, falls sich die Jungen in meiner Abwesenheit heranwagen sollten. — So, Vater, das ist geschehen, nun laufe ich, so geschwind meine Füße mich tragen und bringe die Hilfe mit."

„Möchtest du bald zurück sein, mein Sohn!" sagte Morowita mit schwacher Stimme, als Aikal sich noch einmal über ihn beugte und einen Armvoll Laub unter seinen Kopf schob, „sonst findet ihr mich nicht mehr am Leben."

Dies blieben die letzten Worte, welche der Vater sprach; denn als Aikal nach kaum einer Stunde mit acht Komantschen zurückkehrte, hatte Morowita bereits das Bewußtsein verloren und starb auf dem Wege nach seinem Heimatdorf.

Bald nachdem Inamaduk seinen traurigen Bericht abgeschlossen hatte, leuchteten zahlreiche Fackelbrände über den inzwischen mit Finsternis bedeckten See her; die Komantschen ruderten mit einer förmlichen Flotte heran, um ihren so ungewöhnlich lange ausbleibenden Häuptling heimzuholen. Durch die Arme einiger seiner Stammesbrüder gestützt, wankte Inamaduk, welchen die wenigen Gläser Wein nahezu berauscht hatten, nach dem Ufer zurück, bestieg sein Kanoe und ließ sich nach Hause rudern.

Wir wollten uns aufs Lager werfen, um desto früher am nächsten Morgen aufbrechen zu können, als Olof und Yarundi die thörichte Bitte aussprachen, noch in der Nacht den Versteck der Panther mit Hilfe der Hunde aufsuchen zu dürfen. Sir Macdonald aber schlug ihnen dies einfach ab.

„Ihr würdet die Panther vorzeitig verscheuchen und uns morgen die Jagd stören," sagte er. „Zudem sehen die Panther besser bei Nacht als ihr und die Hunde, Olof, sie könnten euch in eine üble Lage bringen. Sparet Mut und Kräfte bis morgen; thut ihr dann eure Pflicht, so will ich ganz zufrieden sein. Verschließt die Hausthür und legt euch zum Schlafe nieder; in fünf Minuten lösche ich die Lichter aus."

11. Die Ausräucherung der Panther.

„Hallo, ihr Burschen mit dem blonden Haar! Länger darf ich auch euch nicht schlafen lassen!" Mit diesen Worten weckte uns Sir Macdonald am nächsten Morgen um fünf Uhr. Als Charles und ich aus dem Schlafe auffuhren, sahen wir unsern väterlichen Freund bereits mit den Zurüstungen zu der bevorstehenden Pantherjagd beschäftigt, er füllte die Sprengkugeln und verwahrte sie einzeln sehr sorgfältig. Swen bereitete draußen vor dem Blockhause das erste Frühstück, Olof und Yarundi fütterten und putzten die Pferde. In wenigen Augenblicken waren auch wir in die Kleider geschlüpft und

leisteten Hilfe, wo man uns gebrauchen konnte.

„So recht, Quin," sagte Sir Macdonald. „Haltet die Kugeln wohl auseinander, da unsre Büchsen nicht alle dieselbe Laufweite haben; diese größeren sind für dich, Olof, Swen und mich, die etwas kleineren für Charles und Yarundi. Suche die Patrontaschen, welche jeder an seinem Gurt befestigen soll, und stecke in jede Tasche ein Dutzend! Du, Charles, packe in die Satteltaschen trockenen Proviant und etwas Getränk; rechne darauf, daß wir vor Abend nicht wieder zurück sein werden!"

„Ich dächte, an so einer Kugel hätte ein Löwe genug," äußerte ich bei meiner Arbeit.

„Gewiß, Quin, wenn die Kugel an der rechten Stelle in den Körper eindringt," entgegnete Sir Macdonald. „Elefant und Nashorn müssen fallen, wenn eines dieser höllischen Geschosse in ihrer Brust zerplatzt. Aber die Panther verdienen es wirklich nicht besser; du, Charles und ich, wir alle drei haben ja mit diesen Bestien abzurechnen, ganz abgesehen davon, daß wir den Tod des armen Morowita sühnen und unsren indianischen Wirten eine Gefälligkeit erweisen müssen."

Es war noch nicht sechs Uhr, als wir unser Frühstück eingenommen hatten und mit der Büchse über der Schulter neben den marschfähig bepackten Pferden standen, um dieselben auf einen Wink Sir Macdonalds zu besteigen. Letzterer zögerte noch immer, er hatte noch viele einzelne Fragen zu thun und Aufträge zu erteilen.

„Habt ihr zwei Beile bei euch, Swen? Nehmt einen Spaten mit! Jeder muß sich mit Feuerzeug versehen!"

Als die Ausrüstung bis ins kleinste vervollständigt war, verschlossen Swen und Yarundi beide Blockhäuser, wir stiegen auf und ritten langsam das Eronethal entlang um die nördliche Bucht des Tabukiasees herum. Vier mächtige Hunde, unter diesen auch Kastor und Pollux, welche ich als die meinigen betrachtete, begleiteten uns. Wir alle waren voll Jagdlust und fest überzeugt, daß der heutige Tag ein sehr günstiges Ergebnis liefern würde. Sir Macdonald gab uns verschiedene Weisungen, wann und wie wir von der Feuerwaffe Gebrauch machen und wie die Hunde zur Verwendung kommen sollten, und gab wiederholt seiner Freude Ausdruck, daß er nun doch nicht aus der Bergwildnis zu scheiden brauchte, ohne sein Gelübde eingelöst zu haben. Nachdem wir den Sigerafluß an der seichtesten Stelle durchkreuzt hatten, wobei die Pferde kurze Strecken schwimmend zurücklegen mußten, setzten wir uns in Trab und erreichten schon um 8 Uhr das Zeltdorf der Komantschen.

Inamaduk hatte uns kommen sehen und sich mit dem größten Teil seiner Krieger zu unsrer Begleitung fertig gemacht; auch Aikal wollte sich dem Rachezuge anschließen. Die Indianer besaßen zum Teil Feuerwaffen, meistens nur Bogen, Pfeile und Lanzen. Als Sir Macdonald alle die berittenen braunen Krieger sah, hatte er nicht übel Lust, die meisten von ihnen zurückzulassen, that dies aber nicht, weil er wiederum glaubte, daß sie ihren Wahn von der Unüberwindlichkeit der sogenannten Teufel verlieren würden, wenn sie sähen, wie der weiße Mann diese Raubtiere bekämpfe. Nach kurzer Begrüßung setzten wir uns wieder in Bewegung. Sir Macdonald und der Häuptling Inamaduk ritten an der Spitze, dann folgten Charles, Aikal und ich mit Yarundi, welcher die Unterhaltung zwischen uns Knaben verdolmetschen mußte; den Schluß bildeten Olof und Swen mit etwa zwanzig Komantschen.

Aikal war freilich noch recht betrübt, daß er seinen Vater auf so gräßliche Weise verloren hatte, doch tröstete ihn die Aussicht, daß er Gelegenheit zur Rache an den mordlustigen Teufeln haben sollte, und die durch Erbschaft in seinen Besitz übergegangene Doppelflinte machte ihn nicht wenig stolz. Wir verabredeten, daß Charles, Aikal und ich nahe bei einander bleiben wollten, wenn Sir Macdonald dies erlaube, und versprachen, ihm alle Felle derjenigen Tiere zu überlassen, welche unter dem Feuer unsrer Büchsen zusammenbrechen würden, damit er auch diese seinem Vater mit in das Grab legen könnte.

Es hatte schon wochenlang eine bedeutende Hitze geherrscht, kein Tropfen Regen war gefallen; je höher wir in die Berge hinaufkamen, desto trockener war der Boden. Die Quellen waren versiegt, Büsche und Gras förmlich ausgedörrt und trocken wie ein Baumwollenballen. Mit großer Genugthuung machte Sir Macdonald uns Knaben darauf aufmerksam; wir aber verstanden ihn nicht eher, als bis er sagte:

„Kinder, eine günstigere Zeit hätten wir nicht wohl finden können; das Holz brennt wie Zunder, ich hoffe, daß uns das Feuer von großem Nutzen sein wird."

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Maskerade.

(Schluß.)

Unser Freund, der Oberlehrer, tadelte uns zwar gewaltig, als wir nach dem Eintritt in sein Haus gestehen mußten, daß wir bereits den Durst gelöscht, auch jeder zwei Schinkensemmeln hinter den Zaun der Zähne geschoben hätten. Was das für Gäste seien, meinte er unwillig, die ihm nicht einmal die Freude des Bewirtens gönnten!

„Biete uns geistige Erquickung, mein Bester," baten wir, „und geleite uns zu deinen jungen Künstlern, wie du's versprochen!"

„Ihr trefft es ausgezeichnet," lautete die Antwort, „denn gerade sind zehn der jungen Faschingsfreunde mit Lappen und Pappen, mit Bügeln und Striegeln, mit Schnitzeln und Kritzeln eifrig beschäftigt. Wenn ihr mir gütigst folgen wollt, so geleite ich euch in den oberen Saal."

Bald standen wir in einem grünen Saal, der durch drei auf den verschneiten Hausgarten gehende Fenster sein Licht erhielt. In der Mitte des Raumes waren lange Tische aufgeschlagen, welche sich mit allerlei buntem Kram beladen zeigten, und hinter den Tischen — nun, da erhoben sich blonde, schwarze, braune, krause und glatte Knabenköpfe neugierig von der Arbeit. Die munteren Jungen schienen meinen Freund und mich sofort wiederzuerkennen, wie ein zuthunliches Lächeln auf ihren frischen roten Lippen bewies, und freundlich erwiderten sie unsern Gruß. Auf einem Seitentische saß ein kleiner Knirps wie ein Pascha mit untergeschlagenen Beinen oben auf der Platte; nein, nicht wie ein Pascha, sondern wie ein richtiger Schneider! Gerade ließ der Kleine seine blanke scharfe Schere

durch ein Stück roten Nessels sausen; als er unser Lachen hörte, rief er mit fröhlicher Offenheit:

„Die Nadel und Scher'
Hält viel in Ehr'!"

„Richtig, mein Junge," erwiderte ich, und da mir gerade nichts anders einfiel, deklamierte ich: „Früh übt sich, wer ein Meister werden will." Das mußte seinen Kameraden gefallen, denn sie sangen plötzlich in fröhlichem Chorus:

„Schneider Wippup
Sett 'en Flick up,
Sett hier eenen,
Sett do eenen,
Do auk eenen" —

wobei sie sich mit den Händen auf Brust, Knie und jenen Körperteil schlugen, den die gütige Mutter Natur dem Menschen zum Sitzen gegeben hat.

Wir schritten langsam um den langen Tisch herum und erkundigten uns bei diesem und jenem der jungen Künstler, was er denn da verfertige und wie er das anstelle.

„Ich habe mir," sagte ein großer, breitschulteriger Bursche, „für Fasching die Maske des Seegreises und Meerkönigs Neptun ausgewählt. Hier ist bereits meine Krone, welche ich mir aus Pappdeckel und Goldpapier klebte; über der Stirn befestigte ich eine Muschel, welche den lateinischen Namen Pecten nigen führt."

„Viktor Böken, der zukünftige Seegreis," bemerkte der Oberlehrer lächelnd, „ist mein Bester in Naturwissenschaften."

„Den Mantel," fuhr Viktor Böken fort, „habe ich aus den blauen Vorhängen geschnitten, die ich im Sommer auf der Schloßauktion erhandelte, und um das Kleidungsstück meiner Charakterrolle entsprechend zuzustutzen, hab' ich es mit aus Silberpapier geschnittenen Fischen beklebt."

„Famos!" beteuerte ich. „Die Silberfische müssen namentlich bei Lampenlicht eine malerische Wirkung erzielen."

„Ganz wie ein Harung im Salze!" summte der kleine Schneider auf dem Seitentische.

Wir wandten uns an den nächsten der jungen Künstler, einen hoch aufgeschossenen Jüngling mit angenehmen Gesichtszügen. — „Und du, Fritz Vogel, was hast du dir für eine Rolle gewählt?" fragte der Oberlehrer.

„Münchhausen," antwortete Vogel; „wir lasen kürzlich unter uns die Lügenabenteuer des Freiherrn, und —"

„Da gefiel dir der Mann," meinte der Oberlehrer, wobei ein bezeichnendes Lächeln über sein Gesicht glitt. „Ja, das Flunkern ist auch deine schwache Seite — oder soll ich sagen, deine *starke* Seite? Vogel, Vogel, du bist mir ein netter Vogel! Aber laß sehen, was du von deinem Anzuge fertig gestellt hast!"

„Den Dreimaster," erwiderte Vogel mit gutmütigem Lächeln, „hab' ich mir aus einem gewöhnlichen runden, weichen Filzhut hergestellt, indem ich die Krempen an drei Stellen festheftete. Die Kanonenkugel, auf welcher der Freiherr seine berühmte Luftreise machte, bin ich im Begriff mir aus einer Kegelkugel herzustellen, die ich mit Ofen-Eisenfarbe anstreiche."

„Höchst sinnreich!" lobte der Oberlehrer. „Aber nun kann ich mir erklären, weshalb der Ofen im Speisezimmer so rotverbrannt aussieht — die alte Ursula hat alle Ofen-Eisenfarbe an Münchhausen den Zweiten verabreicht. Ha, ha, ha!"

Der dritte der fleißigen Burschen, ein schwarzhaariger Geselle mit gelblicher Gesichtsfarbe, stellte sich uns mit komischer Grandezza als „Beppo, Bandit aus Calabrien" vor. Danach stülpte er einen alten spitzen Filzhut mit Pfauenfedern auf seinen Scheitel, schlug einen Mantel von braunem Biber um die Schultern und steckte sich eine Pistole in den Gürtel, eine Pistole, die der Herr Oberlehrer lachend als das alte schwarzlederne Etui seiner schon längst zerbrochenen Meerschaumspitze erkannte. „Meine Fußbekleidung richte ich mir augenblicklich," sagte Beppo mit freundlichem Blicke, worin nichts Banditenmäßiges lag, „aus festen Lappen her, die ich viereckig zuschneide, worauf ich die Ecken mit Bindfaden über dem Fuße zusammenschnüre."

„Du lebst aber auf großem Fuße, Beppo," sagte der Oberlehrer lächelnd, indem er einen der gewaltigen Lappen mit den Fingerspitzen in die Höhe hob.

„Meine Mittel erlauben mir das," entgegnete Beppo mit angenommener Würde, und zeigte auf einen Dolch — der übrigens eine ganz verzweifelte Aehnlichkeit mit einem alten schartigen Brotmesser hatte.

Wir lachten über den drolligen Jungen, worauf sich uns sein Nachbar mit den Worten vorstellte:

„Ich bin der Doktor Eisenbart,
Kurier die Leut' nach meiner Art:
Kann machen daß die Blinden gehn
Und daß die Lahmen wieder sehn."

Dabei stülpte sich Doktor Eisenbart eine mächtige Perücke über den fuchsroten Schädel, wobei er uns schalkhaft zuflüsterte: „Selbstgemacht aus Hanf, aber vor Feuer in acht zu nehmen!" Dann zeigte er uns einen langen scharlachroten Rock: „Des Fürsten alter Bratenrock!" Hierauf eine Weste: „Meines Großvaters geblümte Sommerweste!" Und nun hob er wieder mit lauter Stimme an:

„Des Küsters Sohn in Dideldum,
Dem gab ich zehn Pfund Opium;
Drauf schlief er Jahre, Tag und Nacht,
Und ist bis jetzt nicht erwacht!"

„Gnade, Gnade, verschon' uns mit den übrigen Strophen!" meinte der Oberlehrer, indem er komisch mit den Händen abwehrte.

So machten wir bei all den jungen Künstlern die Runde, und überall empfingen wir den angenehmen Eindruck von harmloser Fröhlichkeit, guter Erfindungsgabe und nicht geringer Handfertigkeit. Mit ungeheuchelter Freude vernahm die muntere Gesellschaft meine Mitteilung, daß mein Freund und ich auf die freundliche Einladung des Herrn Oberlehrers hin an ihrer Faschingsfestlichkeit des Rosenmontags teilnehmen würden.

* * *

Die Flucht der Zeiten führte nach Wochen winterlicher Erstarrung und Oede die ersten Regungen des Lenzes herbei — und zugleich auch den lustigen Fasching. Am Abend des Rosenmontags befanden wir uns richtig im Hause des Oberlehrers und inmitten der buntkostümierten, lebhaften, lustigen, jugendlichen Gesellschaft. Der jugendlichen? Allerdings waren auch jugendliche Charaktermasken vertreten, dazwischen wimmelte es aber von alten Meergreisen mit wallenden Bärten, von hochgelahrten Doktoren mit mähnenartigen Perücken, von uralten Zauberern mit kegelartigen

Spitzhüten — ja sogar ein vorsündflutlicher Drache war erschienen! Die grause Rieseneidechse stolzierte aufrecht auf zwei Beinen im Saale umher, ihren langen Schuppenschweif hinter sich herschleifend und — heißen Punsch nebst Berliner Pfannkuchen am reichbesetzten Büffett vertilgend! „Der heiße Punsch," raunte mir das schreckliche Untier mit unheimlichem Augenblinzeln zu, „paßt so recht in meine Rolle, Herr Doktor! Das Getränk gibt mir nämlich jenen echten, rechten, heißen Drachenatem, von dem die alten Ritterbücher mit ihren Lindwürmern so voll sind. Der berühmte Drache in Schillers bekannter Ballade „Der Kampf mit dem Drachen" war ein ganz naher Verwandter von mir, Herr Doktor! ‚Ein Drache schien er von Gestalt, mit weitem Krokodilesrachen' — der arme Junge, daß er so früh ins Gras beißen mußte! Ich für meine Person habe mich besser konserviert —"

Als in diesem Augenblick des Oberlehrers Töchterlein, als Tirolerin verkleidet, vorüberhüpfte, legte der wohlkonservierte Drache seine rechte Tatze mit so komischer Grandezza sich aufs Herz, daß ich laut auflachen mußte.

Dieses Lachen blieb nicht das einzige des Abends, denn an komischen Vorträgen, drolligen Musikstücken, heiteren Nationaltänzen und dergleichen Dingen war kein Mangel. Aeltere und jüngere Damen, ältere und jüngere Herren aus der Stadt, waren in großer Anzahl von der Familie des Oberlehrers eingeladen worden, so daß es an einem zahlreichen Kreise von Zuschauern und Zuhörern nicht mangelte. Die Gäste kargten nicht mit ihrem Beifall, und dieser Beifall spornte zu „immer höheren Thaten" an. Plötzlich ging der Ton einer Klingel schrill durch den Saal. „Aha, Theater!" rief man sich gegenseitig zu und nahm auf den bereit gestellten Stühlen Platz. Der mit Faschingsemblemen verzierte Vorhang einer hübschen Bühne rauschte empor. Man erblickte eine hellerleuchtete ägyptische Landschaft — Hintergrund und Coulissen von den Jungens selbst gemalt, wie mir der Oberlehrer zuflüsterte. Freiherr von Münchhausen trat auf, seine blanklackierte Kanonenkugel unter dem Arm, den langen und dünnen Zopf (an welchem er sich einstmals selbst aus dem Sumpfe gezogen) im Nacken. In allerliebsten Knittelversen (selbstverfertigt!) erzählte er einige seiner Lügenabenteuer, darunter solche von der allerneuesten, letzten Ausgabe, so z. B. daß er mit dem Klang seiner Geige ein Krokodil aus dem Nil gelockt und so gezähmt habe, daß es wie ein abgerichteter Affe tanze. In diesem Augenblick erschien unter Donner und Blitz „Samiel" und schrie: „Du lügst, Münchhausen, du lügst immerfort, und weil du auch diesmal gelogen, so muß ich dich holen!" — „Was gilt die Wette?" antwortete Münchhausen ganz unverfroren und griff nach seiner Geige, um sofort Melodie und Text des Liedes anzustimmen:

Ein luft'ger Musikante
Marschierte einst am Nil,
O tempora, o mores!
Da kroch wohl aus dem Wasser
Ein großes Krokodil,
O tempora, o mores!
Der wollt' ihn gar verschlucken,
Wer weiß, wie das geschah?
Juchheirassassa!
O tempo-tempora!
Gelobet seist du jederzeit
Frau Musika!

Und siehe da! ein großes Krokodil (der Drache von vorhin) kroch aus dem Wasser, stellte sich auf die Hinterbeine und tanzte zum Klange der Fiedel:

Menuett, Galopp und Walzer,
Wer weiß, wie das geschah?

Da erschien plötzlich ein harmloser Wanderer — nein, Beppo, der Bandit, aber harmlos spazierend — auf der Bühne. Das Krokodil griff ihn an; es entspann sich ein Kampf, der damit endigte, daß beide, die Rieseneidechse wie der Bandit, verwundet zu Boden sanken. Da trat Samiel, der sich als müßiger Zuschauer im Hintergrunde gehalten, an Münchhausen heran und sagte ihm, weil er, Münchhausen, die Wette gewonnen, so wolle er ärztliche Hilfe herbeischaffen. Er holte den Neptun für das Krokodil, und den Doktor Eisenbart für den Banditen. Nun begann auf beiden Seiten ein höchst komisches Pulsfühlen und Quacksalbern. Die Verwundeten erholten sich nach und nach unter den drolligsten Grimassen, und das Ende vom Liede — auch das Ende der Komödie — war, daß die ganze Gesellschaft: Krokodil, Bandit, Samiel und Doktor Eisenbart — daß also die ganze Gesellschaft nach Münchhausens Geige ein höchst komisches Ballett aufführte:

Menuett, Galopp und Walzer,
Wer weiß, wie das geschah?
O tempora, o mores!

Unter bengalischen Flammen fiel der Vorhang. Ein rasender Beifallssturm lohnte die Spieler und das Spiel, welch letzteres ich nur in den Hauptumrissen gezeichnet habe. Leider muß ich es mir versagen, auf die Einzelheiten und die köstlichen Knittelverse näher einzugehen, da solches zu weit führen würde. In zwanglosem Geplauder sprachen wir dann noch den Spielern und dem Herrn Oberlehrer den Dank für den genußreichen Abend aus.

Mitternacht war nahe, als mein Freund und ich in bester Laune den Postwagen bestiegen, der uns durch die schweigende Landschaft unserm Wohnorte zuführen sollte.

Unangenehme Ueberraschung.

Bis vor einigen Jahrzehnten noch gehörte das inzwischen eingegangne Hotel de Pologne zu den besten und vornehmsten Gasthäusern der sächsischen Residenz Dresden. Eines Tages fuhr dort ein Reisewagen vor, dem ein einfach gekleideter Fremder und dessen Diener entstiegen, die einige Zimmer auf mehrere Tage forderten. Nach einer kurzen Erholungspause fragte der Fremde den Portier nach einem guten Kaffeehaus und dieser wies ihn nach dem bekannten Engelhardtschen Kaffeegarten, in welchem die besten Kreise der Stadt verkehrten. Das Lokal war dicht besetzt, nur an einem runden Ecktisch, an welchem eine Anzahl alter, vornehmer Herren saß und ihre Pfeifen rauchten, war noch ein einziger Stuhl frei. Der Reisende ver-

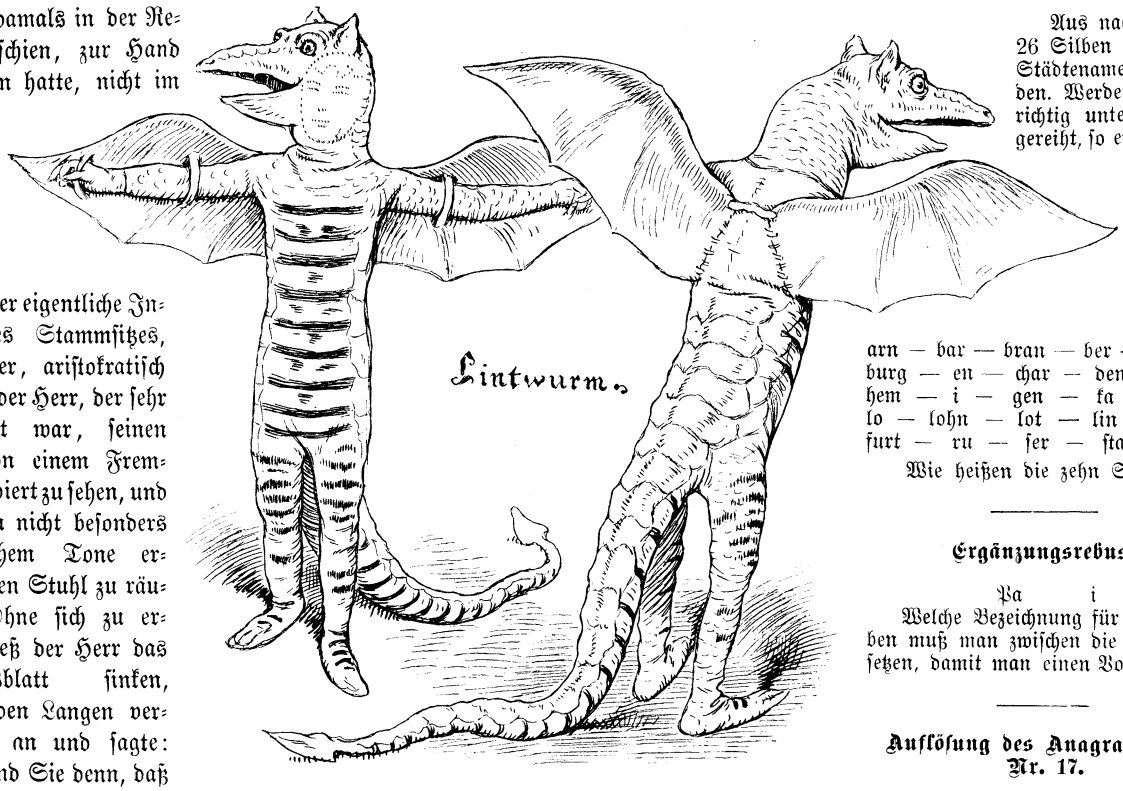
beugte sich leicht und nahm Platz. Augenblicklich verstummte die vorher sehr lebhafte Unterhaltung, zornige Blicke wandten sich dem Eindringling zu und schließlich fielen spitze und anzügliche Bemerkungen, die indessen den Angekommenen, welcher den Dresdener Anzeiger, das einzige Blatt, welches damals in der Residenz erschien, zur Hand genommen hatte, nicht im geringsten aus seiner Ruhe brachten.

Da erschien der eigentliche Inhaber des Stammsitzes, ein langer, aristokratisch aussehender Herr, der sehr überrascht war, seinen Platz von einem Fremden occupiert zu sehen, und diesen in nicht besonders freundlichem Tone ersuchte, den Stuhl zu räumen. Ohne sich zu erheben, ließ der Herr das Zeitungsblatt sinken, schaute den Langen verwundert an und sagte: „Wer sind Sie denn, daß Sie es wagen, mir eine solche Zumutung zu stellen?“

„Ich bin der Finanzminister Graf von Wallwitz,“ versetzte der Gefragte, sich stolz emporrichtend.

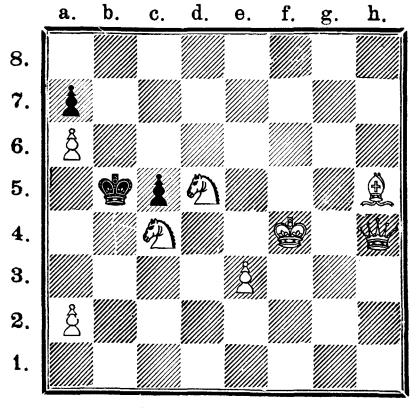
„Derartige Leute habe ich vier in meinen Diensten,“ erwiderte der andre mit imponierender Ruhe, „ich bin Gustav IV., König von Schweden, und Sie werden ruhig abwarten, bis es mir beliebt, mich zu erheben.“

Damit begann er weiter zu lesen,



während der Minister einige Entschuldigungen stammelte, und sich dann mit einer tiefen Verbeugung entfernte. Auch die übrigen Herren schlichen sich einer nach dem andern verstohlen fort, so daß der König nur noch allein übrig blieb, was ihn sichtlich belustigte.

Schachaufgabe Nr. 5.



(8 + 3 = 11.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 4.

1. T e 1 — e 4 K d 5 — e 4:
2. L b 5 — c 6 ‡.
1. . . . . K d 5 — d 6:
2. T e 4 — d 4 ‡.

Zur Charakteristik der jungen Engländer

kann nachstehende Anekdote dienen: In dem Café de Paris rauchte der junge Lord B. und die Asche von seiner Cigarre fiel mehrmals auf seine Atlaskrawatte. Sir Ed. St., der in einem eleganten Paletot an dem Kamin stand, machte ihn dreimal auf diesen kleinen Unfall aufmerksam. Bei dem vierten Mal endlich rief Lord B. ärgerlich, in seinem Gespräche so oft unterbrochen zu werden, aus: „Herr, was geht es Sie an? Ihr Paletot brennt seit einer halben Stunde und ich habe Ihnen nichts davon gesagt.“

Kapselrätsel.

Ein orientalischer Herrscher, einer der Brüder Josephs, ein weiblicher Vorname, ein Schillerscher Held und ein Maß. Das alles ist in einer Art von Kleinigkeit enthalten.

Geographisches Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 26 Silben sind neun Städtenamen zu bilden. Werden dieselben richtig untereinandergereiht, so ergeben ihre zweiten Buchstaben den Namen einer Residenzstadt:

Af — arn — bar — bran — ber — burg — burg — en — char — den — dol — hem — i — gen — ka — kla — lo — lohn — lot — lin — na — furt — ru — ser — stadt — ten

Wie heißen die zehn Städte?

Ergänzungsrebus.

Pa i

Welche Bezeichnung für einen Knaben muß man zwischen die Buchstaben setzen, damit man einen Vogel erhält?

Auflösung des Anagramms in Nr. 17.

„Speer, Spree.“

Auflösung des Homonyms in Nr. 17.

„Sitzenbleiben.“

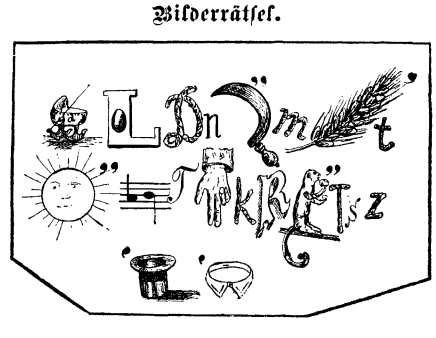
Auflösung der Scharade in Nr. 17.

„Lothar.“

Auflösung des Ergänzungsrebus in Nr. 17.

„Senf,
Hasenfuß.“
(Ha Senf us.)

Bilderrätsel.



Fragen und Antworten.

Paul Weber in **Berlin.** Es freut uns, daß das von uns empfohlene Buch seinen Zweck erfüllt hat. Was nun den Unterschied zwischen einer Dynamomaschine und einem elektrischen Motor anbelangt, so ist zu bemerken, daß principiell jede dynamoelektrische Gleichstrommaschine auch als elektrischer Motor zu benutzen ist. Wie das zugeht, läßt sich nicht durch einige Zeilen erklären. Vielen unsrer lieben Kameraden wird es gewiß von Interesse sein, wenn wir ihnen demnächst in einigen Abhandlungen die Grundsätze der Elektrotechnik klar darlegen. — Ein Taschenaccumulator läßt sich nicht durch eine Taschendynamomaschine mit Uhrwerk ersetzen, das würde ein viel zu schwerfälliger und unpraktischer Apparat werden. — Eine entmagnetisierte Kompaßnadel muß durch Streichen mit den Polen eines genügend kräftigen Magnets wieder magnetisiert werden. — Eine Glühlampe wird durch einen zu stark gespannten Strom zerstört, das heißt: ihr Kohlenfaden brennt durch.

J. G. in **Karlsruhe.** Freilich, lieber Kamerad, nisten Zeisige und Distelfinken in der Gefangenschaft recht gut, vorausgesetzt allerdings, daß Du sie in einem zweckmäßig eingerichteten Raum hältst und sie verständnisvoll verpflegst. Anleitung dazu findest Du in dem oftgenannten „Handbuch für Vogelliebhaber" II. (einheimische Stubenvögel) von Dr. Karl Ruß. Hauptbedingnis für den Erfolg ist einerseits die genaue Kenntnis ihrer Bedürfnisse und die sorgsame Befriedigung derselben, andrerseits möglichst liebevolle Behandlung, so daß sie eben ihre Gefangenschaft nicht mehr fühlen.

Bellachini. Dann hast Du Deinem Auditorium nicht genug Hokuspokus vorgemacht. Diese Griffe müssen blitzschnell vor sich gehen und immer in dem Augenblick, als man dem Publikum heitere Bemerkungen hinwirft, oder lustige Gesten zeigt, daß seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand gelenkt werde. Geschwindigkeit ist keine Hexerei, aber geübt will sie sein; probier's wieder und immer wieder, mit der Zeit wird's schon gehen.

Fr. Roth. Ueber die Bauchrednerei hat sich der „G. K." schon einmal ausgesprochen. Er sagte damals einem Kameraden, der wie Du Lust bezeugte, sich diese brotlose Kunst anzueignen, daß es sich dabei um die Fertigkeit handelt, Töne und Worte so hervorzubringen, daß die Täuschung entsteht, als käme die Stimme beispielsweise aus einer seitabgelegenen Ecke oder abseits stehenden Person. Um dies zu bewerkstelligen, geht der Bauchredner mit ähnlichen Mitteln zu Werke, wie solche von jedem Sänger angewendet werden müssen, freilich in nicht so eigentümlich berechnetem Maße. Er atmet die Luft tief ein und läßt die Tonfülle je nach Bedürfnis langsam oder kräftiger ausströmen; dabei versteht der Bauchredner mit den Kehlkopfmuskeln und durch das Aufschlagen der Luftwellen an den Wänden der Mundhöhle den Ton der Stimme derart zu modulieren, daß eben die Worte oder der Gesang bald aus größerer, bald aus geringerer Entfernung zu kommen scheinen. In der Regel werden, um die Täuschungen vollständig gelingen zu lassen, Kopfwendungen, wohlberechnete Gesten, Puppen oder sonstig Flitterwerk zur Anwendung gebracht. Willst Du Dich thatsächlich damit befassen, laß Dir eine der nachstehenden Schriften empfohlen sein: Lund, Bauchrednerkunst, 50 Pfg., erschienen bei C. A. Koch, Leipzig; Schulz, Die Kunst des Bauchredens, 2 Mk., bei Bartholomäus in Erfurt.

Alfred N. in **Baden, Fr. Roth** in **Straßburg.** Hübsche Knacknüsse, danken schön.

J. D. in **Berg.** Wende Dich mit Deinem Wunsche an die Verlagsbuchhandlung von Mey & Widmayer in München.

Richard S. in **Steglitz.** Diesen Flecken, lieber Kamerad, gänzlich zu tilgen, das dürfte vergebliche Mühe sein. Bitte doch Deinen Buchhändler, er möchte den Verleger um Nachlieferung des betreffenden Bogens ersuchen; hast Du ihn, so gehe zum Buchbinder, laß das beschmutzte Blatt ausschneiden und dafür das neue einsetzen.

A. H. in **Chemnitz.** Domino sollst Du mit jemand spielen, der es in allen seinen Variationen kennt. Alle diese hier aufzuzählen, fehlt es uns an Raum. In der Hauptsache gelten die nachverzeichneten Spielregeln. Zu Beginn derselben werden sämtliche Steine verdeckt auf den Tisch gelegt, also so, daß die Augen nach unten zu liegen kommen. Die Mitspieler ziehen oder wählen von den verdeckten Steinen eine bestimmte Anzahl und stellen dieselben nun auf der schmalen Kante vor sich auf. Der Rest derselben bildet den Talon. Der höchste Pasch beginnt zu setzen, an den sich nun der Reihe nach Stein für Stein von gleicher Augenzahl reiht. Fehlt dem Spieler der geeignete Stein, so hat er aus dem Talon zu kaufen. Wer seine Steine zuerst abgesetzt hat, ist der Gewinner der Partie. Die Augenzahl, welche den übrigen Mitspielern verbleibt, kann als Maßstab zur Berechnung des Gewinns dienen, das Spiel überhaupt modifiziert werden.

Henry E. in **W.** Dein Kerbschnittmuster für den Rücken einer Haarbürste ist sehr hübsch. Herzlichen Dank.

An J. B. in **Halle a. S.** schreibt ein Kamerad: „Gefundene, also abgeworfene Hirsch- und Rehstangen kann man aufsetzen, indem man sie auf einen, der Stellung des Geweihes an der Wand entsprechenden Keil von Fichtenholz, Ahorn 2c. schraubt und die Schädeldecke mit Oelkitt imitiert. Sind es jedoch besonders starke und schöne Stangen, so thut man am besten, sich aus einer der betreffenden Fabriken (in Jagdzeitungen häufig Annoncen!) naturgetreue Schädel aus Holz, Thonmasse u. s. w. kommen zu lassen und die Stangen aufzuschrauben." Kameradschaftlichen Gruß vom Forstmann inspe, jetzt Realgymnasiast in A.

Karl in **O.** Solchem Viehzeug streckt man aber auch nicht den Finger hin! Bist doch gleich zum Doktor gegangen? Gute Besserung!

Karl Westhoff in **Pohorella.** Wie Du siehst, sind wir recht gern bereit, Deine Moose zu bestimmen. Mit den Namen der beiden ersteren befindest Du Dich im Irrtum. Das zuerst genannte Moos ist nicht Thamium alopecurum, sondern Climacium dendroides. Das zweite mit den 4 Fruchtstielen ist weder Cinclidium noch Rhodobryum, sondern Mnium affine. Die dritte Art ist Hylocomium stellatum. Wir müssen aber immer wieder betonen, daß zum Bestimmen auch die Fruchtexemplare gehören.

W. Eggeling in **Edinburg.** Deinen Ratschlag haben wir dem Kameraden in H. direkt mitgeteilt, da er uns an dieser Stelle zu viel Raum weggenommen hätte. Kameradschaftlichen Gruß und Dank.

„Liebe Kameraden!" Ich möchte mir gern zu meiner Modell-Dampfmaschine, welche einen Springbrunnen treibt, etwas andres, was ich mit derselben in Thätigkeit setzen kann, selbst anfertigen. Wolltet ihr vielleicht so gut sein und mir raten, vielleicht auch eine kleine Anleitung geben? Mit Gruß Euer Kamerad Albert Schäfer in Karlsruhe (Baden).

K. Bergmann in **Leipzig.** Eine Anleitung zur Herstellung mikroskopischer Präparate findest Du im dritten Jahrgang des „G. K." Seite 523 und Folge.

Lieutenant in **spe.** Nur raus damit — der „G. K." weiß alles.

? ? Für die Anleitung und das Modell Deines Spannbrettchens schönsten Dank. Scheint sehr praktisch zu sein. Du gibst weder Chiffre noch Namen an.

M. Richter. Ja, Quincy ist ein schneidiger Junge. Wie er und Charles dem Raubzeug zu Leibe gehen! Ein paar Prachtsbengels das.

Astronom. Sehr gerne, lieber Freund, so bald uns der Mond einmal auch die andre Seite wird zugekehrt haben.

Kamerad in **W.** Briefmarken willst Du? Just alle verschenkt.

P. Lipinsky. Werners Koroplastik wird von R. Lechners K. Hofbuchhandlung in Wien, Graben 31 auf den Markt gebracht und kann entweder direkt oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Lasse Dir einen Prospekt, der Preisangabe enthält, senden.

Max. in **K.** Kommt, kommt, noch hat's Zeit damit. Hoffentlich verschläft der Frühling heuer nicht; ist er aber da, heiza! dann soll uns auch nichts mehr halten, dann geht's Tag für Tag hinaus in Wald und Feld.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Echte Briefmarken! Billig! 5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Oftind. 25 Pf 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108.** (Eing. Johannisstr. 23.)

1000 echte Briefmarken wor. 200 **verschiedene,** ent. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türk., Ceylon, Arg., Cap, Java, Austr. etc. **nur eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Casse voraus. **Paul Siegert** in **Hamburg.**

Taubald's int. Knaben-Erz.-Institut **Coburg.**

Von **Mey & Widmayer, München,** zu beziehen:

Anleitung zur Holzschnitzerei besonders der **Kerbschnitzerei 60 Pf. Vorlagen zur Kerbschnitzerei à 15 Pf.** Bildhauerwerkzeugkasten für Kerbschnitzerei. Illustr. Preiskour. 20 Pf. Briefm. franko.

Schule für Zuckerindustrie zu Braunschweig.

Errichtet 1876. Bish. Besuch 462 Pers. **Beginn des Cursus am 12. März.** Die Direktion: *Dr. R. Frühling. Dr. Julius Schulz.*

Kgl. Fachschule mit Lehrwerkstätten zu Remscheid (Rheinprovinz)

Gründlicher theoretischer und praktischer Unterricht für Maschinentechniker.

Kursus zweijährig. Beginn am 1. Mai.

Haus-Gymnastik

von

E. Angerstein, Dr. med., Stabsarzt a. D., Städt. Oberturnwart. und **G. Eckler,** Oberlehrer der Königl. Turnlehrer-Bildungsanstalt.

Eine Anweisung, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie krankhafte Zustände zu beseitigen.

Preis 3 Mark.

Die **„Deutsche Medicinal-Zeitung"** sagt zum Schlusse der Besprechung über das Buch:

Die Kollegen werden, wenn sie von dem Buche Kenntniss genommen haben, mit uns überzeugt sein, dass es für den Hausarzt eine gewisse hygienische Pflicht ist, dasselbe in seiner Clientel einzuführen durch warme Empfehlung bei Eltern und Lehrern.

Zu beziehen ist die Haus-Gymnastik durch jede Sortimentsbuchhandlung, sowie durch die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung von Mk. 3. —

Berlin W. Steglitzerstrasse 90. ***Hermann Paetel,*** Verlagsbuchhandlung.

Im Verlag der **„Union" Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Jugendgarten.

Eine Festgabe für die Jugend

(Knaben und Mädchen im Alter von 9 bis 15 Jahren).

Gegründet von

Ottilie Wildermuth.

Mit zahlreichen farbigen und Tondruckbildern.

Preis elegant kartoniert M. 6. —, in glänzendem Prachtband mit Rücken- und Deckelvergoldung M. 6. 75.

Der neue Band enthält wieder eine Fülle anziehender Erzählungen, Biographien, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, Gedichte, Rätsel, belehrender Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten und gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung.

Otto F. in **Prag**. Deine Frage, wie man sich einen gut funktionierenden Elektrophor macht, beantworten wir durch die Mitteilung eines Kameraden. „Man kauft sich," so schreibt er, „bei einem Droguisten 8 Dekagr. Kolophonium, 1 Dekagr. Schellack und 1 Dekagr. venetianisches Terpentin. Das Ganze kostet etwa 15 bis 20 Pf. Dann bittet man seine Mutter um einen kleinen, vielleicht schon unbrauchbaren, sonst aber reinen Topf, füllt das Ganze in denselben, stellt ihn auf den geheizten Herd, bis die Masse flüssig ist, worauf man sie in einen flachen Deckel einer Schachtel (vielleicht gibt uns die Mutter den Deckel ihrer Muffschachtel, der wegen seiner runden und flachen Form am brauchbarsten ist), den man zuvor mit Stanniol (von einer Schokolade oder Seife) ausgekleidet hat, gießt und erkalten läßt. Aus Pappe schneidet man hierauf ein Stück von der Form und Größe eines Harzkuchens, beklebt es auf beiden Seiten ebenfalls mit Stanniol; nun befestigt man daran mit Siegellack eine Handhabe aus Pappe, und der Elektrophor ist fertig. Einen Fuchsschwanz erhält man um 15 bis 20 Pf.; in Ermangelung dessen thut's auch ein Katzenfell." Wie man mit solch einem Ding experimentirt, das wird Dir wohl bekannt sein.

Gottfried mit der großen Nase. So, sie ist so sehr groß? — Na, mit dem „Vater des Storch," zubenannt Vogel-Nazi, wirst Du noch immer nicht konkurriren können. Oder? — Pinus silvestris = gemeine Kiefer; mit der letzteren Bezeichnung dürfte jeder Tischler zurecht kommen.

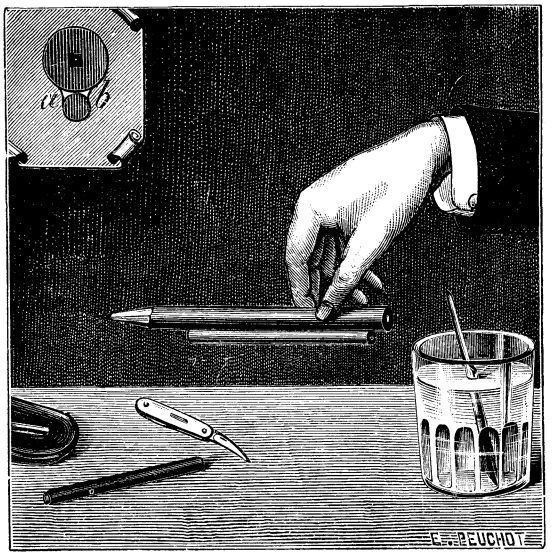
Oskar. Kränzchentante hat erst bedenklich den Kopf geschüttelt und dann „nein" gesagt. Na, das wird einen quicken Jungen nicht sonderlich schmerzen.

Otto H. in **München** 1) Korkstopfen kannst Du leicht auf folgende Weise wasser- und luftdicht machen: Lasse die Korke auf der Platte eines warmen Ofens gut austrocknen und bringe sie dann in ein Blechgefäß, in dem sich geschmolzenes Paraffin befindet. In diesem lasse sie ca. $^1/_2$ Stunde liegen, nimm sie dann heraus und befreie sie von dem anhängenden Paraffin durch Abreiben mit Fließpapier. — 2) Die zum Experimentieren notwendigen Chemikalien, sowie alle Apparate und Utensilien liefert die Firma E. Leybolds Nachf. in Cöln a. Rh. — 3) Der „Gute Kamerad" hat bereits im 2. Jahrgang, S. 13 einen Aufsatz über Apparate für das Laboratorium gebracht und in diesem auch die Herstellung eines Retortenhalters näher beschrieben. Auf folgende Weise kannst Du Dir einen solchen aus Holz anfertigen. Nimm ein abgehobeltes Brettchen von etwa 230 mm Länge, 120 mm Breite und 25 mm Dicke. Auf diesem befestige — am besten mittels 2 Schrauben — senkrechtstehend, einen flachen, ca. 15 mm dicken Holzstab, in den Du in Abständen von je 120 mm 3 Löcher bohrst. Nun biege das eine Ende eines 3 mm dicken Eisendrahtes über einem passenden Dorn zu einem Ring und befestige das frei gebliebene, ca. 50 mm lange andre Ende in einer der Durchbohrungen. Damit der Ring, der zum Aufstellen der verschiedensten Gefäße dient, auch einen gewissen Halt besitze, darf er sich nur mit starker Reibung in den Durchbohrungen bewegen lassen. — 4) Ueber die Elektrisiermaschine wird der „G. K." bald einmal eine Abhandlung bringen. Gruß freundlich erwidert.

Heinrich Grant. Die höchste Bergspitze des Mondes, lieber Freund, die kennt man zur Zeit noch nicht, wohl aber die Maximalerhebungen der uns zugewandten Massengebirge. Wir wollen Dir einige dieser Höhen nennen: Karpathen 1940 m, Alpen 3620 m, Altai 4050 m, Apenninen 5500 m, Kordilleren 5850 m, Berge Leibnitz 7260 m. — Der Superior Lake in den Vereinigten Staaten Nordamerikas z. B. hat einen Flächenraum von 83420 qkm; die Raumverhältnisse der deutschen Staaten kennst Du jedenfalls um Dir das erwünschte Gegenbild zu machen. — Die „Rosenkreuzer", das waren eine geheime Gesellschaft des 17. Jahrhunderts mit vorgeblich reformatorischen Grundsätzen für Staat und Kirche.

Tauschmarkt.

Hch. Brauer in **Karlsruhe i. B., Westendstraße 55,** sucht ein Pärchen Meerschweine.



Experiment über die Anziehungskraft der Wasserteilchen.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Wir empfehlen als schönstes Festgeschenk

Das Neue Universum,

reich illustriert, Preis geb. M. 6. 75,

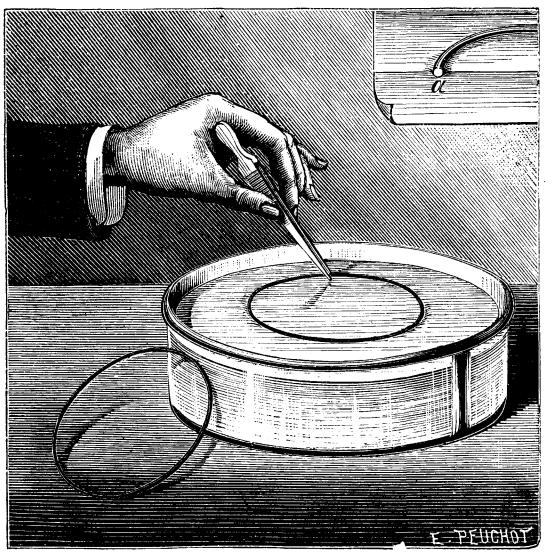
ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.

(Aus dem Inhalt des „Neuen Universums".)

Das Vorhandensein der Anziehungskraft an der Oberfläche einer Flüssigkeit wird durch folgende einfache Experimente klar bewiesen:

Man nimmt einen dicken und einen dünnen Bleistift aus leichtem Holz, legt dieselben der Länge nach aufeinander und bringt sie mit einigen Tropfen Wasser in Berührung, worauf letzteres die Form einer kleinen konkaven Kurve annehmen wird, wie in der oberen Figur ersichtlich ist. Der untere Bleistift hängt nun am oberen vermöge der Adhäsionskraft, welche auf beiden Kurven der Wasserschicht herrscht.

Ein nicht minder interessantes Experiment ist das durch untenstehende Figur veranschaulichte. Ein Ring aus blankem Kupferdraht von 1 mm Dicke und 8 cm Durchmesser wird, wenn er vorsichtig auf eine Wasserfläche gelegt wird, auf derselben schwimmen, obgleich er 8 × 8 mal schwerer ist als Wasser; der Ring schwimmt vermöge des Widerstandes, den ihm die Kohäsion des Wassers entgegensetzt.



Experiment über die Widerstandsfähigkeit der Wasserteilchen.

Ich tausche 400 chilenische Marken. August Smitmans in San Jerardo, Los Sauces (Chile).

Suche eine Dampflokomotive, gebe dafür, ein Puppentheater mit mehreren Stücken. Adolf Malchow in Hamburg, Katharinenstr. 51.

Paul Kleinsteuber in **Eisenach, Kasernenstraße 15,** bittet die Kameraden um Zusendung von Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel.

M. Liebe in **Breslau, Neue Taschenstraße 1 b,** vertauscht ein Paar Malteserstauben und einen Weißschwanztäuber; sucht dafür Marken und Münzen.

R. von Vahl in **Greifswald, Beinstraße 36,** bittet seine ausländischen Kameraden um Marken ihres Landes, sendet dafür deutsche.

Berliner Privatpostmarken und Ganzsachen hat zu vertauschen Martin Heckmann in Duisburg a. Rh., Düsseldorferstraße 129.

Eine gut funktionierende Elektrisiermaschine und einen Induktionsapparat vertauscht gegen einen Morse'schen Telegraphenapparat. Carl Motz in Mülhausen i. E., Baselg. 2.

Carl Lohr in **Saargemünd, Neubrückenstraße 7,** hat zu vertauschen: ein kleines Dreirad, eine Dampfmaschine und eine Laterna magica. Dagegen erwünscht: ein photographischer Apparat, eine größere Dampflokomotive oder Elemente.

Habe eine Druckerpresse mit Lettern und 62 Stempel zu vertauschen. Georg Landsberg in Frankenstein i. Schl.

Ein Aquarium mit Felsen und Springbrunnen möchte gegen ein Fernrohr oder hübsche Bücher umtauschen. Rudolf Rudl in Prag, Kleinseite 23.

Ich habe ein Paar echte, ganz weiße Pfautauben zu vertauschen. Jos. Beier in Mainz, Heidelbergerstraße 18.

Richard Schreiber in **Königsberg i. Pr., Lange Reihe 3,** hat 2 amerikanische und 1 indischen Stempel abzugeben.

Ich habe alte und neue Haitimarken abzugeben; suche dafür Schmetterlinge. H. Neubert in Hamburg, Schäferkampsallee 39.

Ich suche eine Druckerpresse und gebe dafür ein Briefmarkenalbum (mit 500 St.) und Mineralien. Ludwig Horvath in Lugos (Ungarn), Marktgasse 113.

Arthur Unger in **Wien, Margarethenstraße 30 IV Tr.,** hat eine Mineraliensammlung, mineralogische Bücher, Guckkasten mit Verwandlungsbildern, Markensammlung, Druckerpresse mit Lettern am liebsten gegen elektrische Beleuchtungsgegenstände zu vertauschen.

Wünsche mit einem griechischen oder türkischen Kameraden in Korrespondenz zu treten. Karl Stöhr in Offenbach a. M. (Hessen). Göthestr. 11.

Karl Reichwald in **Krefeld, Dampfmühlenweg 5,** möchte mit Briefmarken sammelnden Kameraden in Korrespondenz treten.

Vertausche meine doppelte Laterna magica mit 35 Bildern. K. Koch in Lübeck, Fleischhauerstr. 46 II.

Ich gebe ein Herbarium und eine Mineraliensammlung gegen eine Druckerpresse mit Lettern oder gegen Marken. Alfred Kohner, Baden, Hildegardgasse 3.

Möchte meine Dampfmaschine gegen einen photograph. Apparat vertauschen. Walter Baumbach in Berlin, Gneisenaustr. 82 II.

Tausche Käfer, Steine, Marken und Münzen gegen chemische Apparate, C. Müller in Straßburg i. E. Kalbsgasse 1.

Vertausche 20 echte, sehr wertvolle römische Münzen gegen eine Druckerpresse mit Lettern. Karl Heß in Flunternzürich, Freiestr. 3.

Richard Hummel in **Coethen i. A.** sucht eine echte sächsische 3 Pfg.-Marke rot und gibt dafür eine Dynamomaschine mit Messingfontäne und Element, sowie einen elektr. Induktionsapparat.

Winand Jansen in **Bonn, Wenzelgasse Nr. 47, tauscht seltene Briefmarken,** Pflanzen, Mineralien und Versteinerungen, sucht Schmetterlinge und eine Druckmaschine mit Lettern.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 19.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

„Nein,“ sagte der Steuerer, indem er sich zum erstenmal in dieser Angelegenheit hören ließ. „Man kann doch noch eher hinkommen, als die Araber.“

„In welcher Weise?“

„Auf einem schnellen Reitkamele.“

„Aber wir haben doch keins.“

„Das Volk der Dschur besitzt in dieser Jahreszeit Kamele. Ich kenne ein Dschurdorf, welches westlich von der Seribah Omm et Timsah liegt. Wenn wir es aufsuchen, können wir ein Kamel, oder auch mehrere kaufen, oder geliehen bekommen.“

„Liegt dieses Dorf weit von der Seribah?“

„Nein. Die Bewohner sind von Abu el Mot bezwungen worden; sie müssen ihm dienen, er bezahlt sie dafür; aber wenn sie können, ohne daß es verraten wird, sind sie sehr gern bereit, ihn in Schaden zu bringen.“

„Würden sie wohl dazu zu bringen sein, aus ihrer Mitte einen Boten nach Ombula zu senden?“

„Nein, denn sie befinden sich mit den Bewohnern des Belandalandes in Feindschaft. Sie würden sich von dir bezahlen lassen, und den Boten auch wirklich vor deinen Augen absenden; aber er würde gewiß sehr bald umkehren. Wir sind gezwungen, einen von uns zu senden. Ich hätte mich dazu bereit erklärt, aber ich muß im Boote bleiben, da keiner von euch den Fluß kennt, und also steuern könnte.“

„So kommen nur wir beide in die engere Wahl,“ sagte Schwarz zu dem Grauen. „Meinst du, daß wir uns mit dieser Angelegenheit befassen?“

„Natürlich! Erstens ist es unsre Pflicht, den Bedrohten zu helfen, und zweitens wird es mir eine wahre Passion sein, diesem Abd el Mot eine Nase zu drehen, die fast noch größer ist, als die meinige. Ich werde also schauen, daß ich ein Kamel bekomme, und dann nach Ombula reiten.“

„Das kann ich nicht zugeben. Ich habe dieselbe Verpflichtung, wie du. Die Sache ist außerordentlich gefährlich, und so mache ich den Vorschlag, daß wir losen.“

„Hab' nix dagegen. Gefahr gibt's hier überall. Ob ich mit dem Boote deinem Brudern entgegenfahr', oder ob ich nach Ombula reit', das ist schnuppe; denn hier wie dort kann's einem ans Leben gehen.“

„So nehmen wir zwei Stücke Schilf, ein langes und ein kurzes, und dann —“

„Nein!“ fiel ihm Pfotenhauer in die Rede. „Wir selbst wollen das Los nit machen. Die Vögel mögen zwischen uns entscheiden. Paß auf, wann wieder einer

– Sie befanden sich im Norden der Seribah, welche als ein großer qualmender Trümmerhaufen vor ihnen lag. –

Sei fleißig, daß man Dich stets zu den Ersten setzt,
Und so bescheiden dann, als säßest Du zuletzt.
Alb. Roderich.

über den Fluß kommt. Fliegt er von drüben herüber, so gilt's für dich; fliegt er aber von hier hinüber, so mußt du die Botschaft übernehmen. Soll's so gelten?"

„Ja, ich bin einverstanden. Zugleich wollen wir die unterbrochene Fahrt wieder aufnehmen, damit wir sobald als möglich das Dorf der Dschur erreichen."

Die Niam-niam erhielten den Befehl, zu den Rudern zu greifen. Auch wurden sie aufgefordert, auf die Vögel aufzupassen. Der „Sohn des Geheimnisses" erklärte:

„Da nur fünfzig Männer in der Seribah zurückzubleiben pflegen, so brauchen wir uns nicht zu fürchten. Wir können uns sehen lassen und ganz offen vorüberrudern. Dann legen wir am linken Ufer unterhalb der Seribah an, verbergen das Boot im Schilfe, und ich führe euch zu dem Dorfe, dessen Schech ich kenne."

Er steuerte das Boot nach der offenen Mitte des Stromes, und dann flog es, von den Rudern getrieben, wie ein Pfeil den Fluß hinab.

Die Arznei hatte gewirkt. Tolo lag im tiefen Schlaf, und auch Lobo schloß die Augen und schlief ein. Er wußte, daß jemand seine Landsleute warnen werde und fühlte sich nun von der Sorge frei, welche ihn so schwer bedrückt hatte.

Die beiden Deutschen saßen still am Bug des Fahrzeuges. Die bevorstehende Trennung sollte nur eine kurze sein, konnte aber auch eine lebenslängliche werden. Der „Vater des Storches" arbeitete innerlich; das war seinem Gesichte abzunehmen, welches sich von Minute zu Minute in andre Falten legte. Die Nase war unausgesetzt thätig. Bald blickte sie nach rechts und bald nach links, bald hob und bald senkte sie sich. Er half mit der Hand nach, schob sie herüber und hinüber, räusperte sich, schluckte und knurrte leise vor sich hin und sagte endlich:

„Wann's einem so zu Herzen geht, da mag der Teufel Schlittschuh fahren! Wir müssen bald aus'nander, und keiner weiß, ob er seinen guten Kameraden jemals wiederschaut. Aber was soll man machen? Ich würd' mich für den Schuldigen halten, wenn diese Schwarzen getötet oder in die Sklaverei geschleppt würden, ohne daß wir den Versuch g'macht hätten, sie zu warnen."

„Mir ergeht es ebenso. Uebrigens darf man sich die Sache nicht so gefährlich vorstellen. Es reitet einer von uns nach Süden, und gibt sich Mühe, unterwegs nicht in feindliche Berührung zu kommen. Das ist doch nicht allzu schwer."

„Nein. Doch wenn die Mühe vergebens ist, und er kommt doch mit Feinden zusammen, so ist er allein und wird ausg'löscht, ohne daß der andre ihm helfen kann. Ich wollt', das Los thät' mich treffen. Lieber will doch ich derjenige sein, den es trifft."

„Nimm es doch nicht so schwer, alter Freund!"

„Schweig! Wann ich einen lieb hab', so seh' ich ihn nicht gern einer Gefahr entgegengehen, in der ich ihm nit beistehen kann. Das kannst dir doch denken, und — — halt, schaust sie? Da kommen's g'flogen!"

Er war aufgesprungen und deutete nach dem jenseitigen Ufer, von welchem eine ganze Schar schreiender und kreischender Vögel herübergeflogen kam. Seine ausgestreckte Hand folgte der Richtung ihres Fluges, und seine Nase, welche sich erhoben hatte, that ihrerseits ganz dasselbe.

„Kennst sie?" fragte er.

„Ja. Es sind Sporenkibitze, Hoplopterus spinosus."

„Richtig! Du bist gar kein übler Vogelkenner. Es ist selten, daß sie um diese Zeit so hoch in die Luft gehen. Jedenfalls sind's da drüben von einem Nilpferd aufg'scheucht worden. Weißt auch, wie sie hier zu Lande heißen?"

„Sikſak."

„Und warum?"

„Weil sie so schreien."

„Hast recht. Dieses Sik-sak, sik-sak, wann man's am Morgen aus hundert Schnäbeln hört, klingt grad so, als ob der Fuchs seinen Namenstag feiert. Jetzt sind's herüber und im Schilf verschwunden, wo sie im Morast nach Schnecken suchen."

Da er die Vögel nicht mehr sah, setzte er sich wieder nieder und fuhr fort:

„Ich will hoffen, daß wir im Dorf der Dschur wirklich a schnelles Kamel bekommen. Der von uns, den es trifft, hat sich für sechs Tag' mit Proviant zu versehen. Der andre aber hat zu warten und auf deinen Bruder aufzupassen. Aber wo soll er das thun? In der Nähe von der Seribah Omm et Timsah kann er es nicht thun."

„Nein, das kannst du nicht, weil die Besatzung der Seribah dich nicht sehen darf," antwortete Schwarz, indem er leise lächelte. „Du wirst vielmehr weiter hinab bis nach der Seribah Madunga fahren, deren Bewohner unser Steuermann kennt. Er sagte, daß wir dort gut aufgenommen würden. An dieser Seribah muß mein Bruder vorüberkommen; du kannst ihn gar nicht fehlen, falls er eher kommt, als ich von Ombula zurückkehre."

„Du?" fragte der Graue erstaunt.

„Ja, ich!"

„Du willst nach Ombula? Nit ich soll hin? Wer hat denn das g'sagt?"

„Du selbst hast es so angeordnet."

„Ich? Ist mir im ganzen Leben gar nit eing'fallen!"

„Oho! Wer hat denn bestimmt, daß der Flug der Vögel entscheiden soll?"

„Ich."

„Nun, er hat doch entschieden!"

„Davon weiß ich nix. Willst mir wohl 'was weiß machen? Denkst wohl, daß ich so a Firlfax bin, der — — —"

Er hielt inne, machte den Mund weit auf und starrte den Gefährten eine ganze Weile sprachlos an. Die Spitze seiner Nase hob sich auch empor, als ob sie ebenso betroffen sei wie ihr Herr. Dann platzte er los:

„Meiner Seel', daran hab' ich ja gar nit mehr g'dacht! Die Sporenkiebitz' sind doch übers Wasser g'flogen!"

„Na, also! Und in welcher Richtung?"

„Von drüben herüber."

„Also bin ich es, auf den das Los gefallen ist. Das gibst du doch zu?"

„Ich muß wohl. Aber dieses nixnutzige G'sindel hätt' auch was Bessers thun können, als da herüber zu kommen. Wär' mir die Flint' zur Hand g'west, so hätt' ich sie alle mit'nander derschossen! Wollen wir nit lieber nochmal losen?"

„Nein. Ich bin für den Ritt bestimmt und werde ihn also ausführen."

„So mag sich von heute an kein Kiebitz mehr vor mir sehen lassen, sonst knall ich ihm eins auf den Frack, daß ihm der Atem vergeht! Wer hätt' denken können, daß das Los dich treffen thät!"

„Warum sollte es dich leichter als mich treffen?"

„Weil ich's so schlau darauf ang'fangen hab'."

„Wieso?"

„Ich hab' g'sagt, wann der Vogel von hier hinüberfliegt, so soll ich g'meint sein. Ich hab' mir natürlich g'dacht, daß wir auf unsrer Seiten hier mit dem Boote die Vögel aufstören werden."

„Dann hast du dich freilich verrechnet, denn ein aufgestörter Vogel wird nicht

über unser Boot hinweg nach dem fernen rechten Ufer fliegen, sondern vielmehr das nahe, linke aufsuchen."

„Dann darf's nix gelten, weil meine Dummheit schuld ist, daß dich's 'troffen hat."

„Nein, lieber Freund, es gilt. Gib dir keine Mühe! Sie würde unbedingt vergeblich sein."

„Wirklich?"

„Ja."

„So lang mal her und gib mir aane Ohrfeigen, aber a tüchtige! Ich hab's verdient. Wann dir was Böses g'schieht, so werd' ich nie im Leben wieder Ruhe finden! Aber so ist's! Man denkt wunder wie g'scheit man ist, und daß man den Sack bei allen vier Zipfeln hat, und doch macht man Fehler, die kein Schulbub' größer machen kann."

Er senkte den Kopf und zog die graue Bedeckung desselben so tief in die Stirn, daß man von seinem Gesichte nur die Nase sah. Aus der fortwährenden Bewegung, in welcher sich dieselbe befand, war zu schließen, daß er sich mit allerhand reuevollen Gedanken beschäftigte, denen er aber keinen Ausdruck gab. Er blieb von jetzt an in beharrliches Schweigen versenkt und erhob selbst dann den Kopf nicht, wenn eine Schar von Vögeln über ihn dahinrauschte. Das war das sicherste Zeichen, daß er ungewöhnlich tief in sich versunken sei.

Der Strom floß rasch, und die muskulösen Arme der Neger setzten die Ruder so kräftig in Bewegung, daß es schien, als ob die Ufer an dem Boote vorüber förmlich aufwärts flögen. Dabei veränderte sich die Scenerie nicht im mindesten. Drüben, zur rechten Hand, sah man nur Schilf und wildes Zuckerrohr, während am linken Ufer der Wald ununterbrochen folgte.

So verging die Zeit. Die Sonne hatte den Zenith längst hinter sich und warf bereits die Schatten der Bäume über die Flut. Da lenkte der Steuerer das Boot mehr dem rechten Ufer zu. Schwarz bemerkte das und fragte ihn nach der Ursache.

„Die Seribah Omm et Timsah ist nahe," antwortete der Jüngling. „Wenn wir unbemerkt vorüberkommen wollen, müssen wir uns möglichst nahe an das jenseitige Ufer halten."

Jetzt erhob der Graue den Kopf zum erstenmal wieder, um sich die gefährliche Gegend zu betrachten. Da schien seine Nase sofort einen Grund zu ganz besonderer Thätigkeit zu finden. Sie bewegte sich nach allen möglichen Richtungen und schnüffelte die Luft mit hörbarem Geräusche ein.

„Was gibt's? Riechst du etwas?" fragte Schwarz.

„Ja. Du nicht?" antwortete Pfotenhauer.

„Nein. Ich bemerke nicht das Geringste, was mir auffallen könnte. Auch die Neger arbeiten nur mit den Armen und nicht mit den Nasen. Die deinige wird sich also wohl im Irrtum befinden."

„Was? Wie meinst? Meine Nasen soll sich täuschen? Du, da kennst sie schlecht! Die nimmt mehr Luft ein, als ihr alle mit 'nander. Auf sie kann ich mich verlassen."

„Nun, was riechst du denn?"

„Es riecht nach Brand."

„Schwerlich! Ich merke nichts."

„Ja, du! Was willst auch merken mit deinem Naserl, was man kaum mit dem Fernrohre derkennen kann!"

„Vielleicht hat dort am Ufer irgendwer ein Feuer angemacht, um sich einen Vogel, einen Fisch oder sonst etwas zu braten?"

„Nein, das ist kein Braten; das riecht versengt, verbrannt, nach Holz und Lehm und Stein, wie wann ein Haus ang'steckt worden ist. Ich wett' auf meinen Kopf, daß da drüben links aan Gebäud' verbrannt ist."

Auch Schwarz spürte jetzt den Geruch, die Niam-niam wurden aufmerksam. Der Steuerer erhob sich auf seinem Platze, wendete das Gesicht dem linken Ufer zu, sog die Luft laut ein und sagte dann:

„Es brennt auf der Seribah Omm et Timsah. Anderswo kann es nicht sein. Es ist ein großer Brand, denn der Rauch steigt so hoch auf, daß er dort über den Bäumen liegt."

Er deutete mit der Hand nach der betreffenden Stelle, an welcher man den Rauch dick über die Wipfel steigen sah. Die Schwarzen zogen die Ruder ein, so daß das Boot nur mit dem Strome trieb, und sahen den „Sohn des Geheimnisses" an, erwartend, was er thun oder befehlen werde. Er prüfte mit scharfen Sinnen die Gegend, die Luft, den Geruch und meinte dann:

„Die ganze Seribah brennt. Das ist nur dann möglich, wenn man sie mit Absicht angezündet hat. Bricht in einem einzelnen Tokul Feuer aus, so liegt der Fluß nahe genug, es schnell zu löschen. Die Weißen haben sie vielleicht ganz verlassen, um weiter im Süden eine neue anzulegen. Wir müssen Lobo fragen."

Der Neger wurde geweckt. Als er erfuhr, was man von ihm wissen wollte, war er sehr erstaunt. Er erklärte, ebenso wie der fest schlafende Tolo nichts davon zu wissen, daß man die Absicht gehabt habe, die Seribah ganz zu verlassen und gar niederzubrennen. Und doch blieb der Steuermann bei seiner Behauptung, daß die ganze Seribah brenne. Er meinte, daß man alle Veranlassung habe, so vorsichtig wie möglich zu sein. Darum ließ er das Boot an ein Schilfdickicht treiben und dort festlegen. Es wurde da Rohr geschnitten, um das Fahrzeug so zu maskieren, daß man es vom Ufer aus für eine kleine schwimmende Insel halten mußte. Dann wurde die Fahrt fortgesetzt, aber so, daß das Boot nur mit dem Strome trieb und von dem Steuer in der Richtung erhalten wurde.

Je weiter man kam, desto schärfer wurde der brandige Geruch. Die Leute saßen still auf ihren Bänken und beobachteten das linke Ufer, indem sie durch das Schilf blickten, welches rund um das Boot angebunden war. Als man dem Herde des Feuers nahe gekommen war, deutete der „Sohn des Geheimnisses" hinüber und sagte:

„Dort hinter den Bäumen liegt die Seribah! Seht ihr den dicken Qualm, welcher da aufsteigt? Das ist nicht von einer einzigen Hütte, sondern die ganze Niederlassung hat in Flammen gestanden. Die Reste derselben, welche aus Erde bestehen, qualmen noch. Und auf dem Flusse hat es auch gebrannt. Seht ihr die Stelle in der Nähe des Ufers, wo das Schilf schwarz aussieht und der Rauch noch aufsteigt?"

„Der Fluß kann doch nicht brennen," entgegnete der Graue.

„Der Fluß nicht, aber das Schiff, der Noqer, welcher da verborgen lag. Auch er ist angesteckt worden. Das können nur Feinde gethan haben. Sollte man die Seribah überfallen haben?"

„Das müßte ganz unerwartet geschehen sein!"

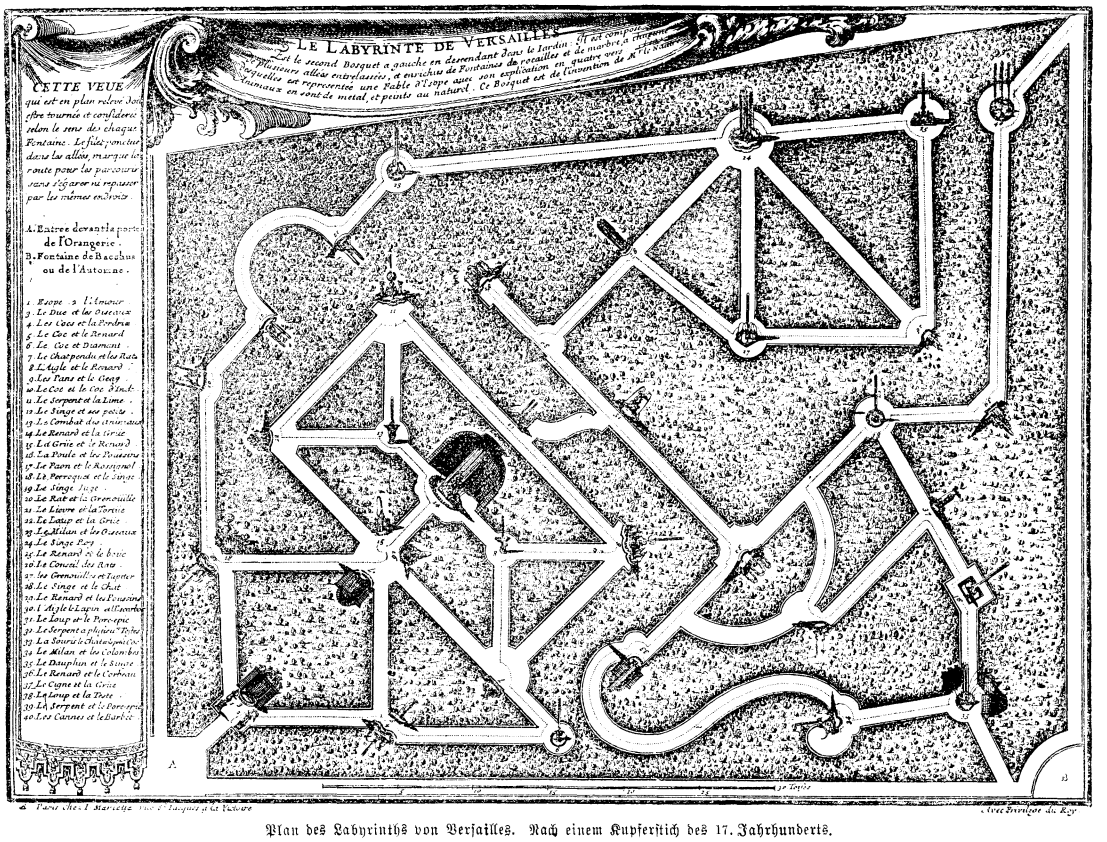
„So etwas geschieht stets unerwartet. Der Feind braucht gar nicht stark gewesen zu sein, da die Seribah nur noch fünfzig Verteidiger hatte. Vielleicht sind es gar die Dschur gewesen, zu denen wir wollen. Wir müssen unbedingt erfahren, was sich ereignet hat."

„Aber direkt fahren wir nicht hinüber," warnte Schwarz.

„Nein. Wir treiben so weit abwärts bis wir nicht mehr bemerkt werden, und legen dann im dichten Rohre an."

Es war wirklich der Gestank von verbranntem Mauerwerk, welcher hier auf dem Flusse lag. Die beiden Deutschen mußten also die Ansicht des jungen Steuermannes zu der ihrigen machen. Voller Erwartung harrten sie des Augenblickes, an welchem sie das Ufer erreichen würden.

Dies geschah nach kurzer Zeit. Abd es Sirr lenkte das Boot nun nach rechts dem Lande



Plan des Labyrinths von Versailles. Nach einem Kupferstich des 17. Jahrhunderts.

entgegen. Dort, wo er es erreichte, stand die Omm Sufah wie ein Maisfeld so dick und hoch im Wasser und bis an das Ufer heran. Das Boot wurde, ohne daß man den Anker fallen ließ, mit Hilfe eines starken Palmseiles an den Stamm eines Baumes gebunden. Die Schwarzen durften es nicht verlassen und der Steuermann sagte ihnen, was sie thun sollten, falls sie von Fremden oder gar Feinden entdeckt würden. In diesem Falle sollten sie sofort vom Ufer stoßen, die Mitte des Stromes gewinnen und sich da abwärts treiben lassen, bis er ihnen vom Ufer aus, an welchem er dem Laufe des Bootes folgen wolle, ein Zeichen zum Landen gebe.

Dann stieg er mit den beiden Deutschen aus, sich nur mit dem Spieße und der Wurfkeule bewaffnend. Die Weißen nahmen ihre geladenen Gewehre, Schwarz auch sein Fernrohr mit. Sie stiegen zwischen den nicht dicht stehenden Bäumen am Ufer empor und schritten vorsichtig durch den schmalen Wald bis an den Rand desselben. Bis hierher hatten sie nichts Verdächtiges bemerkt.

Nun sahen sie die Ebene vor sich liegen, die ihnen einen weiten Ausblick erlaubte. Sie befanden sich im Norden der Seribah, welche als ein großer, qualmender Trümmerhaufe vor ihnen lag, und zwar so nahe, daß sie dieselbe in fünf Minuten erreichen konnten. Ein lebendes Wesen war nicht zu sehen; selbst die Vögel waren von den Flammen und dem spätern Geruche des Brandes verscheucht worden.

Die drei Personen schritten näher, sich immer unter den Bäumen haltend und von Stamm zu Stamm vorsichtig auslugend, ob nicht etwa ein feindliches Wesen vor ihnen verborgen sei. Die Umzäunung war vollständig niedergebrannt. Bald konnte man das Innere der Seribah überblicken. Da wo eine Hütte gestanden hatte, lag jetzt ein rauchender Erdhaufen, und zwischen diesen Haufen bewegten sich, wie erst jetzt zu erkennen war, dunkle Gestalten.

„Es sind Menschen da!" sagte der Steuermann. „Wer sind sie? Bewohner der Seribah können es nicht sein. Wüßte ich nur, ob sich Weiße bei ihnen befinden."

„Das werde ich gleich erfahren," antwortete Schwarz, indem er sein Fernrohr auszog. Als er mit Hilfe desselben den Platz genau betrachtet hatte, fuhr er fort: „Ich sehe nur Schwarze; auch sind ihrer nicht viele; ich zähle kaum zwanzig."

„Sind diese Leute bewaffnet?"

„Sie haben Stangen, mit denen sie in den Trümmern herumstöbern."

„Sie werden für sich holen wollen, was zu retten ist. Wie sind sie gekleidet?"

„Keiner trägt mehr als nur den Schurz um die Lenden. Das Haar liegt wie ein Kranz um den Kopf."

„Dann sind es Dschur, also Freunde von mir. Ich werde mich an sie schleichen. Irre ich mich und werde ich überfallen, so werde ich laut den Namen Abu Laklak rufen. Dann kommt ihr, mir zu helfen. Eure Gewehre sind mehr als genug, sie alle zurückzutreiben."

Er legte sich auf die Erde nieder und kroch vorwärts, in den langen Aschenstreifen hinein, welcher die frühere Umzäunung bezeichnete. Dann sahen sie ihn hinter einem Trümmerhaufen verschwinden. Sie hielten ihre Gewehre bereit, um, falls er rufen werde, ihm sofort zur Hilfe zu eilen. Minuten vergingen. Dann sah Schwarz durch das Fernrohr, daß die Leute alle sich an einer Stelle versammelten. Zu dem Haufen, der sich dort bildete, traten zwei Männer, welche er bisher noch nicht gesehen hatte. Beide trugen graue Haïks. Der eine war ein

Schwarzer, der andre schien kein Neger zu sein.

Nach einiger Zeit löste sich der erstere mit einem Begleiter von der Gruppe und kam mit demselben schnellen Schrittes auf die Gegend zu, in welcher die Deutschen standen.

„Sie kommen zu uns," erklärte Schwarz seinem Gefährten.

„Doch nit in feindlicher Absicht?" fragte dieser.

„Nein. Den einen halte ich für den Anführer der Schwarzen; der andre ist unser Steuermann."

„So haben wir nix zu befürchten. Ich bin neugierig, mit welcher Art von Menschen wir es zu thun haben werden. Wann's Leute vom Stamme der Dschur sind, so werd' ich's loben."

Die beiden waren jetzt so nahe gekommen, daß man ihre Gesichter deutlich sehen konnte. Der „Sohn des Geheimnisses" lächelte sehr befriedigt. Der andre war ein dicker Neger, dessen wohlgenährtes Gesicht vor Freundlichkeit glänzte. Er hob schon von weitem die Hände empor, legte sie zusammen und bewegte sie grüßend auf und nieder. Dann blieb er gar stehen, verbeugte sich bis zur Erde nieder und rief:

„Salam, salam aleïk! Ich heiße euch willkommen! Allah gibt mir große Gnade, indem er euch zu mir sendet. Ich und mein Haus, mein ganzer Stamm mit allen seinen Kriegern steht zu eurer Verfügung."

„Das ist freilich nicht ernstlich zu nehmen," meinte der Graue leise. „Dieser Kerl weiß von Allah gewiß ebensowenig wie sein Kamel von der Sternkunde."

Laut aber erwiderte er den Gruß mit großer Herzlichkeit, und Schwarz stimmte ein. Der Dicke kam darauf näher, verbeugte sich abermals und fuhr fort:

„Ich bin der Schech des Stammes der Dschur, welcher hier in der Nähe wohnt. Wir erblickten heute ein großes Feuer in der Gegend der Seribah und eilten herbei, den Weißen zu helfen. Als wir kamen, waren sie fort, und nun retten wir, was gerettet werden kann."

„Wo sind sie hin?" fragte Schwarz.

„Allah weiß es, ich nicht."

Der Mann war ein Heide, glaubte aber, in den beiden Mohammedaner vor sich zu sehen; darum bediente er sich des Wortes Allah.

„Kennst du die Bewohner der Seribah?" erkundigte sich Schwarz.

„Ich kenne sie alle."

„Wann warst du zum letztenmal hier?"

„Gestern ist es ein Tag gewesen."

„Was hattest du da zu thun?"

„Abd el Mot ließ mich kommen, um mit mir wegen der Reittiere zu verhandeln, welche ich ihm zu dem Zuge liefern mußte."

„Wohin ging der Zug?"

„In das Land der Belanda."

„Nach welchem Orte?"

„Das weiß ich nicht. Den Ort sagt er nie, so wenig wie Abu el Mot."

„Wo befindet sich der letztere?"

„Im Lande der Homr, doch kehrt er bald zurück."

„Bist du ein Freund von ihm?"

Der Schech zog den Mund von einem Ohre bis zum andern, was wohl ein diplomatisches Lächeln sein sollte, griff sich verlegen nach dem rund um seinen Kopf liegenden Haarwulste, welcher die Gestalt eines aufgeblasenen Luftkissens besaß, und antwortete:

„Herr, ein armer Mann muß der Freund aller großen Herren sein, wenn er nicht aufgefressen werden will. Auch dir diene ich gern, denn ich weiß, daß du mich gut bezahlen wirst."

„Ob ich dich überhaupt bezahle kommt nur auf deine Aufrichtigkeit an. Weißt du, wann Abd el Mot die Seribah verlassen hat?"

„Am frühen Morgen; ich mußte ihm meine Tiere bereits am Nachmittage vorher bringen."

„Hat er eine Besatzung zurückgelassen?"

„Ja. Er thut das stets und sagte auch diesmal, daß er es thun werde."

„Wo sind diese Leute?"

„Fort. Wohin, das weiß ich nicht," wiederholte er.

„Wer hat die Seribah angebrannt?"

„Die Besatzung ist es gewesen. Sie wird sich empört haben, denn sie ist fort und hat alle Rinder und Schafe mit fortgenommen."

„Ah! Ist es so! Dann ist also Abu el Mot ein armer Mann, wenn er zurückkehrt!"

„Er wird bald wieder reich sein, Herr. Als er ging, sagte er, daß er viele Krieger der Nuehr anwerben und mitbringen wolle, denn er werde bei den Niam-niam Sklaven fangen. Wenn er kommt und sieht, daß die fünfzig Männer die Seribah ausgeraubt und verbrannt haben, so wird er ihnen nachjagen, um sie zu töten und ihnen alles wieder abzunehmen."

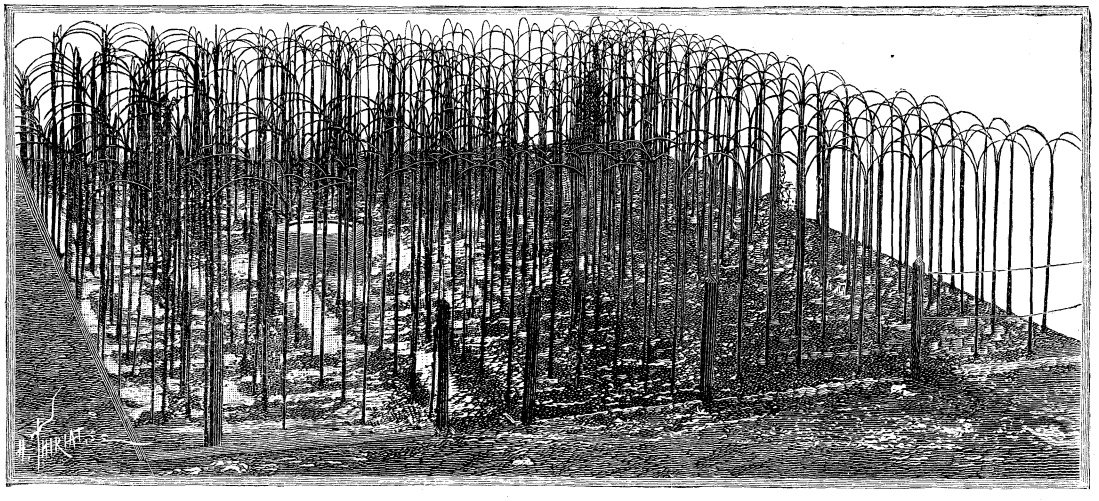
„Hat vielleicht Abd el Mot den Brand anbefohlen?"

„Nein, Herr, gewiß nicht, denn er ist dem Besitzer der Seribah treu."

„So treu wie du!"

Er sah bei diesen Worten dem Negerhäuptling scharf in das fette Gesicht. Dieser verbeugte sich, lachte verlegen und antwortete:

„Herr, ich bin einem jeden treu, der mich gut bezahlt."



Labyrinth eines Gartenliebhabers. Aufriß, um die Anordnung der eisernen Bögen zu zeigen, die etwas mehr als Manneshöhe haben und im Sommer mit Schlinggewächsen dicht bewachsen sind.

„Womit lässest du dich bezahlen? Mit Zeug oder mit Rindern?"

„Mit beidem, aber der Abu Noktah *) ist mir noch lieber."

„So ist es möglich, daß du einen oder mehrere von mir bekommst. Bist du mit den Belanda in Feindschaft?"

„Ja, Herr; die Blutrache ist zwischen ihnen und uns."

„Aber du kennst den Weg nach ihren Dörfern?"

„Jeder Dschur kennt diese Wege."

„Ich will nach Ombula. Kennst du es?"

„Ja. Es liegt an den Bergen, welche Pambisa genannt werden."

„Hast du vielleicht einen Mann, welcher mich dorthin führen kann."

„Jeder Dschur kann dich führen. Wenn du drei Abu Noktah bezahlst, will ich dir einen guten Führer geben."

„Ich zahle sie, vorausgesetzt, daß der Mann seine Pflicht erfüllt."

„Er wird sie gewiß erfüllen."

„Nun gut! Er soll mich hin- und auch wieder zurückbringen. Ich zahle ihm freiwillig vier Abu Noktah, aber er bekommt sie erst dann, wenn wir zurückgekehrt sind."

Da schlug der Mann die Hände zusammen und rief aus:

„Allah schütze dich, Herr! Was hast du für Gedanken! Du mußt sie sofort bezahlen!"

„Nein, das thue ich nicht."

„Da werde ich sie ja nie erhalten!"

„Warum?"

„Weil du nie wiederkommen wirst. Die Belanda werden dich ermorden und den Führer auch. Darum wird dieser nur so weit mitgehen, als er seines Lebens sicher ist."

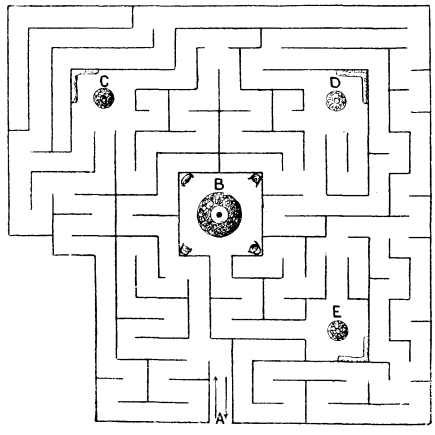
„Ah, das ist sehr aufrichtig von dir! Ich werde also gar keinen Führer nehmen und du wirst keinen Abu Noktah bekommen." (Fortsetzung folgt.)

*) Mariatheresienthaler.

Labyrinthe.

(Schluß.)

Kommen wir nun zu den Irrgärten oder Gartenlabyrinthen. Man versteht darunter Anordnungen von engen, dicht nebeneinander befindlichen konzentrischen Gängen, deren Windungen von dichtgepflanzten und beschnittenen Hecken gebildet werden, in denen sich Thüren oder Eingänge befinden, welche den Besucher zu großen Umwegen veranlassen, und ihn häufig weit vom Ausgange des Labyrinths abführen. Derartige Irrgärten scheinen ein Erzeugnis der italienischen Gartenkunst der späteren Renaissancezeit zu sein, allein wer sie erfand und wo sie zuerst aufkamen, darüber fehlen uns zuverlässige Nachrichten. Die ersten derartigen Irr-



Grundriß des Irrgartens auf Seite 257.

gärten finden wir in Frankreich, wo sie zur Verzierung von Parks und Lusthainen angewandt wurden, und die ersten, von denen wir schriftliche Kunde haben, sind das Labyrinth im Pflanzengarten von Paris und dasjenige bei dem alten Schloß Choisy le Roi, sowie dasjenige im Schloßgarten von Versailles, bei welchem wir länger verweilen wollen.

Dieses Labyrinth galt seiner Zeit für ein solches Wunderwerk, daß ein eigenes französisches Buch darüber erschien, dessen Titel lautet: „Das Labyrinth von Versailles, von Sebastian Leclerc. Paris, königliche Druckerei, 1679". Wir entlehnen diesem Buch den vorstehenden Grundriß in einer verjüngten Holzschnittkopie des beigegebenen Kupferstichs.

Leclerc sagt in der Vorrede zu seinem Werke: „Unter allen Buschpartien des kleinen Parks von Versailles ist besonders diejenige, welche man das Labyrinth nennt, empfehlenswert durch die Neuheit der Zeichnung und die Menge und Mannigfaltigkeit seiner Springbrunnen. Man nennt es das Labyrinth, weil sich darin eine Unendlichkeit derartig ineinander verschlungener kleiner Wege findet, daß man es beinahe nicht vermeiden kann, sich darin zu verirren; aber auch damit diejenigen, welche sich darin verirren, sich auf eine angenehme Weise verlieren können, bietet es dem Blicke bei jeder Biegung des Weges mehrere Springbrunnen zu gleicher Zeit dar, so daß man fast bei jedem Schritt durch ein neues Bild überrascht wird.

Man hat zum Gegenstand der Figuren an diesen Springbrunnen einen Teil der Fabeln des Aesop auserlesen, und dieselben sind so naiv ausgedrückt worden, daß man nichts sinniger Ausgeführtes sehen kann. Die Tiere, aus Erz hergestellt, das je nach der Natur verschieden gefärbt ist, sind so vorzüglich gezeichnet, daß sie in der Handlung selbst begriffen zu sein scheinen, welche sie darstellen, um so mehr, als die Wasserstrahlen, welche sie auswerfen, gleichsam das Wort nachahmen, welches die Fabel ihnen in den Mund legt."

Wenn wir mit den Augen die punktierte Linie verfolgen, welche auf unsrem Bild den Weg bezeichnet, den man durchlaufen muß, um die 39 Springbrunnen zu sehen, welche in diesem Labyrinth angebracht und geschickt verteilt waren, so werden wir leicht den kürzesten Weg entdecken, um diesen Irrgarten beinahe so schnell zu verlassen, als wir ihn betreten haben. Allein was uns auf dem Papier einfach erscheint, konnte es in der Wirklichkeit nicht sein, da dichte Hecken und Anpflanzungen die Aussicht, die Uebereinstimmung der Wege und ihr Zusammentreffen am Endpunkt verbargen.

Es ist sehr zu bedauern, daß dies alles teilweise zerstört, oder wenigstens so verändert worden ist, daß es kaum mehr den Namen verdient und nur an seine Vergangenheit noch erinnert. Heutzutage ist das Labyrinth von Versailles nur noch ein kleines Gehölz, in welches mehrere Pfade führen, die sich dann in fast regelmäßigen Linien fortsetzen, so daß man sich unmöglich mehr verirren kann. Die wenigen Statuen, welche sich noch darin befinden, üben durchaus nicht mehr den Reiz aus, den jene Sammlung der schönsten Gegenstände mit Aesop darbieten mußte, von welchen Sebastian Leclerc in seinem obenerwähnten Prachtwerke erzählt, das von jedem dieser Springbrunnen und Bildwerke eine sehr genaue Abbildung in Kupferstich liefert. Wenn man sieht, wie viele derartige merkwürdige Kunstwerke im Laufe der Zeit verschwunden sind, so möchte man glauben, die heutige Zeit habe der Vergangenheit nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen.

Es wäre nicht unerwünscht, wenn auch in unsren Tagen unsre Parks und Gärten

mit derartigen Anlagen ausgestattet würden. Ein reicher Liebhaber ist derselben Ansicht gewesen und hat in seinem Garten ein kleines Labyrinth geschaffen, von dem wir gleichfalls eine Ansicht geben; er geht von der Idee aus, in seinem Garten eine jener originellen Erholungen zu schaffen, welche darin besteht, daß man bei einem angenehmen Spaziergang im Laubschatten sich zeitweilig verirren und der Illusion hingeben kann, man lustwandle in einem weiten Wald, während das durchschrittene Terrain kaum einige 20 m im Geviert hat. Unser Holzschnitt stellt nur das Skelett des Labyrinths im Winter dar. Die Gänge werden durch eiserne Bögen gebildet, deren beide Enden in der Erde befestigt sind, die sich untereinander so verbinden und paaren, wie in Fig. 7 wiedergegeben. Diejenigen Räume, welche die Zwischenwände dieser durch Draht und Gitterwerk verbundenen Eisenstangen bilden sollen, werden mit Schlinggewächsen bepflanzt, die im Frühjahr diese Wände rasch mit Grün bedecken und den Ausblick in die anstoßenden Pfade und parallelen Gänge verhindern. Es wird dann sehr angenehm sein, diesen Irrgarten durch die einzige Thür zu betreten, die demselben aufgespart ist, und den Versuch zu machen, durch alle Irrgänge den Mittelpunkt zu erreichen, den ein prächtiger Springbrunnen bildet. Um aber dahin zu gelangen, muß man — wer weiß wie oft — dieselben Wege wandeln und trifft auf diesem Gang glücklicherweise verschiedene Ruhebänke, auf denen man rasten und sich wieder in Geduld fassen kann. Unsre jungen Freunde werden uns zugeben, daß ein solcher Irrgarten eine recht hübsche Erholung bietet und denjenigen füglich zur Herstellung empfohlen werden darf, welche ein kleines Grundstück zur Anlage eines solchen besitzen. Man braucht ja diesen Typus nicht in allen Punkten zu kopieren, sondern jeder einzelne kann denselben — angemessen der Oertlichkeit und den Hilfsquellen, über die er gebietet, — nach eigener Laune und Geschmack abändern.

Die Reiterkunststücke der Kurden.

Als ich mir nach fleißigem Studium endlich den Doktorhut erworben hatte, ließ mich mein guter Vater zur Belohnung eine seit Jahren heiß ersehnte und lange schon geplante Orientreise unternehmen. Ich hatte Palästina bereits kreuz und quer durchwandert und es war an der Zeit, meinen Reiseplan, der als nächstes Ziel Bagdad und Hillah mit dem Ruinenfelde von Babylon aufwies, näher festzustellen. Je mehr ich diesen Plan überdachte, je mehr wandelte mich die Lust an, bei dieser Gelegenheit den nördlichen Nachbarn der Araber in Mesopotamien, dem Mischvolke der Kurden, einen Besuch abzustatten und zwar gedachte ich die felsigen Gebirgslandschaften, welche die Grenzgebirge der asiatischen Türkei, Persiens und Rußlands umfassen, zu durchstreifen. Das war nun leichter geplant als ausgeführt, denn in dem Maße, als ich für andre Linien reichlich mit Empfehlungen und verläßlichen Anknüpfungsgelegenheiten ausgestattet war, wiesen sie für einen Zug durch Kurdistan eine gähnende Lücke auf. Zudem war mir das Gefährliche eines solchen Unternehmens auf eigene Faust sehr wohl bekannt. Unter den kurdischen Halbnomaden wird der Raub, nicht selten Mord und Totschlag, namentlich von den Assireda oder Kermani, wie die adelige Kaste heißt, virtuos ausgeübt und ich hatte wenig Lust, meine junge Haut zu Markt zu tragen. Da erinnerte ich mich, daß ich in Paris mit dem Sohne eines reichen Kaufherren aus Damaskus auf der Schulbank saß, und daß mich dieser intelligente junge Mann oftmals geradezu beschworen hatte, wenn ich dereinst den Orient besuche, bei ihm Einkehr zu halten und er, der Einheimische, sollte mir die nötigen Winke geben. Gedacht, gethan! In wenigen Tagen schon weilte ich in dem paradiesischen Damaskus, unter dem gastlichen Dache meines ehemaligen liebenswürdigen Studiengenossen Omar.

Meine Bitte, die ich ihm bei der ersten passenden Gelegenheit vortrug, fand Gehör, in einer Weise, die über meine Erwartungen ging. Omar selbst wollte mich mit einer Anzahl arabischer Diener bis Mossul geleiten und von dort aus sollte ich mich bis Bagdad einer Karawane seines Vaters anschließen, die flußabwärts nach den Hafenorten des persischen Meerbusens zog.

Nach einer verhältnismäßig kurzen und glücklichen Reise, entlang den malerischen schluchtenreichen Hängen des Anti-Libanon, dann durch weite Gebiete, teils voll landschaftlichen Reizes, teils ohne alle Kultur, leuchtete uns endlich das felsige Kastell von Orfa entgegen, und in der Nähe dieser Stadt war es, daß ich das intelligente Nomadenvolk zum erstenmal in seiner ganzen Eigentümlichkeit beobachten und unter anderm kurdische Reiterkunststücke kennen lernen sollte, wie ich sie kühner nie gesehen habe.

Omar wurde von den türkischen Beamten und den wohlhabenden Kaufherren der Stadt, mit denen er durch seines Vaters Beruf schon öfter in persönliche Berührung gekommen war, mit allen Zeichen lebhaftester Sympathie empfangen und auch ich, sein Trabant, genoß alle Ehre einer ausgezeichneten Gastfreundschaft.

Am zweiten Tage unsres dortigen Aufenthaltes führte uns eine Vogeljagd, die uns zu Ehren veranstaltet wurde, weit ab von der Stadt, in ein aus mehr als hundert Zelten gebildetes kurdisches Dorf. Dem Besuch eines gleichzeitig daselbst weilenden befreundeten Stammeschef verdankten wir, einem Reiterfest beiwohnen zu können, wie es der Europäer wohl nur selten zu schauen bekommt.

Wir passierten, nachdem wir Kaffee eingenommen hatten, die lange Reihe der Zelte und betraten am Ende derselben angelangt, ein weites vegetationsloses Terrain. Hier bot sich uns ein überraschender Anblick. Auf einem leicht ansteigenden Gelände hielten etwa hundert Reiter, bewaffnet bis an die Zähne, in überaus malerischer Tracht. Ihre Bekleidung bestand aus roten, blauen, gelben oder weißen Jacken, mit weiten offenen Aermeln, reich besetzt mit Goldstickereien und Seidenschnüren, aus ebenso reich verzierten Beinkleidern, die in hohen roten Stiefeln steckten, den Kopf bedeckt mit einem riesenhaften farbigen Turban. Fast jeder der Reiter führte eine große Lanze, die er mit bewundernswertem Geschick und spielender Leichtigkeit handhabte; an seiner Seite hing ein mächtiger Sarras, ein um die Hüfte gewundener bunter Shawl bildete eine Art Gürtel, in dem mehrere Pistolen staken.

Noch war ich ganz in diesen fremdartigen Anblick versunken, als diese Reitermassen plötzlich in wilde Bewegung gerieten. Sie stürmten auf ihren schnellen Rennpferden schnurgerade auf uns zu, schwenkten ungefähr 200 Schritte vor uns blitzschnell in kleine Trupps auseinander und führten nun einige Evolutionen aus, die uns unsre vollste Bewunderung für diese kühnen Reiter abnötigte. War ich davon höchlich überrascht, so sollte ich bald

noch mehr staunen. Ohne daß ich ein Signal wahrgenommen hätte, sammelten sich die einzelnen Trupps mit Windeseile wieder auf ihrem vorherigen Standpunkte. Nur eine kurze Rast wurde den Tieren gegönnt, plötzlich brach der rechte Flügel der mehrgliedrigen Front mit Ungestüm wieder hervor und jagte in wildem Rennen im Halbkreise an uns vorbei, denen sich die ganze Reitermasse truppweise anschloß. Was nun folgte und in toller Hast an meinen Augen vorübersauste, spottet aller Beschreibung. Der vorderste Reiter stand während der ganzen wilden Jagd thatsächlich mit dem Kopfe im Sattel, die nächstfolgenden warfen ihre langen Lanzen mit großer Kraft weit von sich und fingen sie während des Rittes teils im Fluge, teils vom Erdboden wieder auf; wieder andre standen aufrecht im Sattel, um sich im nächsten Augenblicke mit erstaunlicher Behendigkeit auf den Rücken des Tieres, das Gesicht nach oben gekehrt, niederzulegen, kurz, eine groteske Stellung und Bewegung folgte der andern, bis endlich der letzte Mann, der gleichfalls mit dem Kopfe im Sattel stand, an uns vorbeistürmte. Ich atmete erleichtert auf, als der Troß sich endlich wieder auf seinem vorherigen Platze sammelte und mein suchendes Auge auf der Rennstrecke nichts entdecken konnte, das auf einen Unfall hätte schließen lassen; in dem aufregenden Eindruck, den das unerwartete Schauspiel auf mich machte, hatte ich die Befürchtung nicht unterdrücken können, daß der eine oder andre der Reiter den tollkühnen Ritt mit einem solennen Rippen- oder Genickbruch werde bezahlen müssen.

Omar lächelte über meine Verblüffung und belehrte mich später, als wir in dem Zelte des Stammesältesten auf seidenen Polstern und wertvollen Teppichen, vor einem schmackhaften Hammelbraten mit Plow, der obligaten orientalischen Reisspeise, saßen, daß wir heute ganz besonderes Glück gehabt, und es gut getroffen hätten, denn nicht überall im weiten Kurdistan wären die Kurden gleich kühne und gute Reiter.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

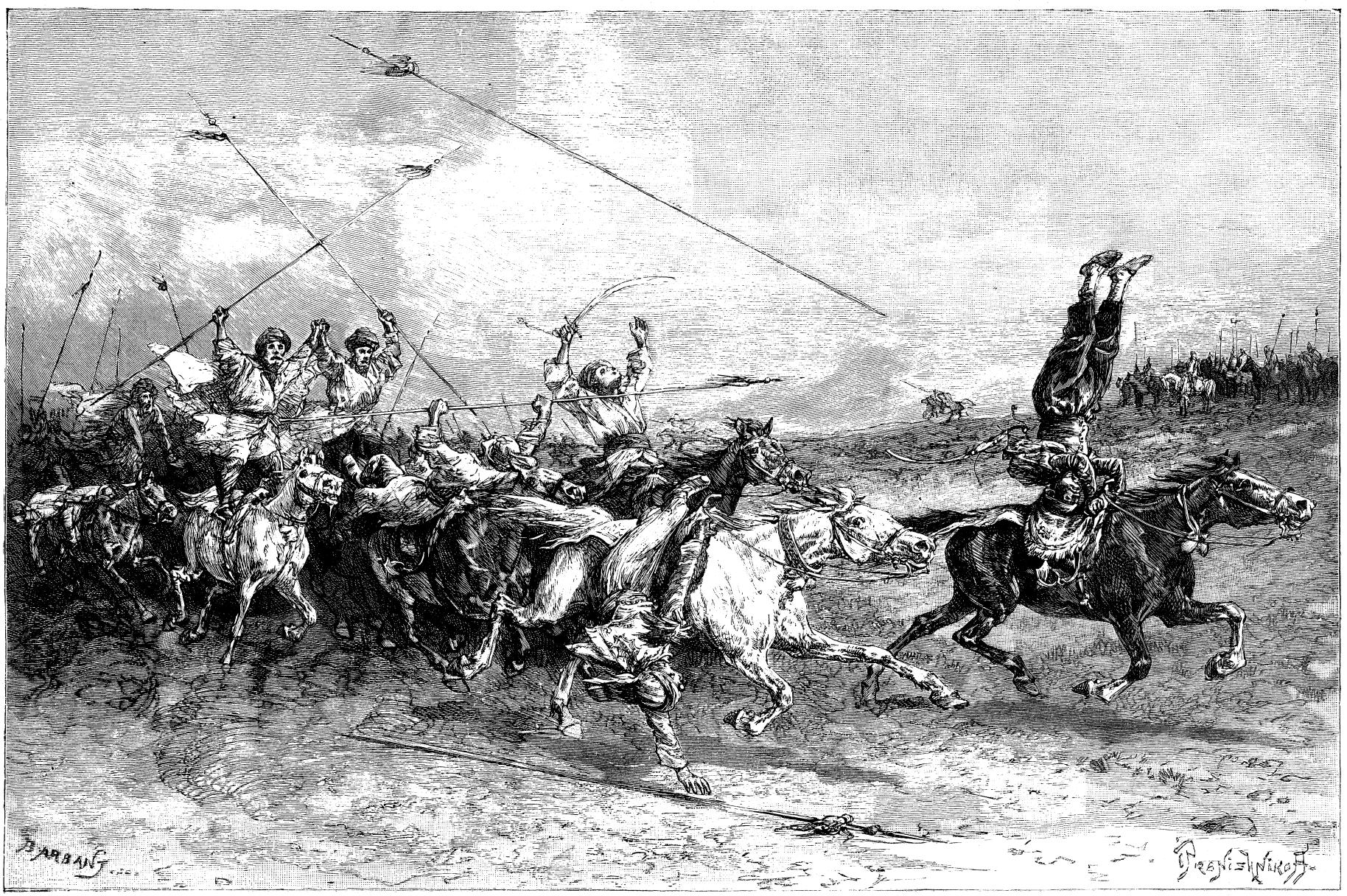
Voll Spannung strebten wir dem von Inamaduk bezeichneten Ziele zu, hielten endlich in einem lichten Walde, stiegen ab und banden unsre Pferde an die Bäume. Die Hunde wurden an die Leine genommen; Sir Macdonald, Olof, Charles und ich führten je einen von ihnen. Langsam näherten wir uns zu Fuß dem Versteck der Panther, ein Platz, welcher nicht günstiger gewählt werden konnte. Zwischen mehreren hundert Fuß hohen, nicht bewachsenen Wänden, lag eine vielleicht fünfzig Fuß breite Schlucht, welche allmählich in die Berge hinaufführte. Sie war mit krüppelhaften Bäumen und Buschwerk dicht bewachsen, und zahlreiche Steinhaufen, welche ein versiegter Gießbach seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hatte, bildeten den Untergrund für die Vegetation. Kein Wunder, daß die Raubtiere diese mit vielen natürlichen Höhlen ausgestattete Felsenschlucht, fern von den Wohnungen der Menschen, zur Erziehung ihrer Jungen ausgewählt hatten.

Sir Macdonald und Olof, welche vorausgingen, brauchten nicht lange nach frischen Pantherspuren zu suchen; dieselben führten sämtlich in das mit Buschwerk bewachsene Steingewirr hinein, ein Beweis, daß die nur bei Nacht auf Raub ausgehenden Tiere auch diesmal drinnen steckten. Jedes unnötige Geräusch ward vermieden; auch die Hunde verhielten sich ruhig, als wüßten sie, daß der geeignete Augenblick von ihrer Anwesenheit Kunde zu geben, noch nicht gekommen sei. Sir Macdonald hatte uns vorläufig alle an dem unteren Ausgange der Schlucht zurückgelassen mit dem Befehl, nur dann zu feuern, wenn ein einzelnes Tier den Durchbruch versuchen sollte; er kroch mit Olof die Schlucht hinauf und blieb während der nächsten halben Stunde unsren Blicken entschwunden. Dann kamen beide Männer zurück; sie hatten das ungeheure Versteck umkreist und wahre Tummelplätze der wilden Tiere gefunden, auch Knochen, Haare und Federn in großer Menge. In die Berge hinauf führten keine Spuren, die Panther durften also auch heute bei ihrem Fluchtversuch gerade dort, wo wir standen, erwartet werden.

Während Sir Macdonald Charles, Swen und mich hinter geeigneten Bäumen der Mitte der Schlucht gegenüber aufstellte, sich selber den Platz am rechten Flügel vorbehielt, Olof und Yarundi den linken Flügel anwies, forderte er die Komantschen auf, sich zu entscheiden, ob sie an der Jagd teilnehmen oder abziehen wollten. Als sie sich ohne Ausnahme zum Bleiben entschlossen, wurden sie zwischen uns verteilt und Aikal kniete denn auch zwischen Charles und mir, kaum fünf Schritte von jedem von uns entfernt. Rechts neben, durch zwei Komantschen von mir getrennt, stand Swen an einem weitverzweigten krüppeligen Walnußbaume, noch weiter rechts Sir Macdonald, von Inamaduk begleitet. Links von Charles waren Yarundi und Olof aufgestellt, dazwischen Komantschen; einige der nur mit Pfeil und Bogen bewaffneten Indianer hatten einen Absatz an der Felswand erklommen und wollten von da aus ihre Geschosse herabsenden. So bildeten wir eine durchaus nicht verächtliche Schützenkette, welche die heraustretenden Panther gebührend empfangen konnte.

„Keiner verläßt seinen Platz!“ sagte Sir Macdonald. „Die Hunde werden nur freigegeben, wenn junge Tiere entwischen wollen! Doch damit brauchen wir vorläufig noch nicht zu rechnen. Ich gehe mit Olof und Yarundi noch einmal hinauf, Quin, um den Teufeln ihr Fegfeuer anzuheizen; sonst kommen die Ungeheuer nicht heraus. Wir werden aber bald wieder hier sein, jedenfalls eher, als das Wild seine Lagerstätte verläßt.“

Die drei Jäger schlichen die Schlucht zum zweitenmal hinauf, und unsre Blicke suchten ihnen vergeblich zu folgen. Bald indessen sahen wir deutliche Spuren ihrer Anwesenheit; denn hie und da stieg Qualm von dem Boden der oberen Schlucht empor, welchen der nur schwache Westwind thalwärts zu uns herabführte. Dem anfänglichen Qualm folgten nach und nach erkennbare Flammen, und in weniger als einer Viertelstunde brannte das oberste



Die Reiterkunststücke der Kurden.

Buschwerk lichterloh. Die Flamme breitete sich nach allen Seiten hin aus und rückte langsam, viel Qualm erzeugend, in die untere Schlucht hinab. Sir Macdonald, Yarundi und Olof kehrten zu uns zurück und nahmen ihre früheren Plätze wieder ein; wir waren einander so nahe, daß wir uns sehen und zurufen konnten; aller Augen waren auf den raucherfüllten Busch gerichtet, von dem aus unser Wild erwartet wurde.

Da krachte der erste Schuß auf dem linken Flügel. Olof hatte ein paar junge Panther gerade vor sich erblickt und, statt den ihm anvertrauten Hund loszulassen, Feuer gegeben. Wir sahen, wie das getroffene Tier sich am Boden wand, und hörten ein paar Augenblicke sein klägliches Schreien. Damit war aber auch gleichsam das Signal für alle Bewohner des Dickichts gegeben, ihr Versteck zu verlassen; ein rotgelbes Fell nach dem andern wurde sichtbar, Schuß folgte auf Schuß. An ein Durchbrechen unsrer Linie war nicht zu denken, solange der dichte Rauch uns nicht völlig umhüllte; die Tiere, welche unsre Anwesenheit merkten, krochen trotz Qualm und Hitze immer wieder in ihre Höhlen zurück, wenn sie nicht tödlich getroffen zusammenbrachen. Wir jüngeren Jäger hatten ganz besonderes Glück, insofern drei Panther, ein alter und zwei junge, gerade vor uns aus dem Rauch hervortraten und nun durch die Kugeln aus unsren vier Büchsen beinahe zu gleicher Zeit begrüßt wurden. Das Prasseln der Flammen, das Knattern der Gewehre, das gellende Geschrei der schwerverwundeten Tiere, das Rufen der Jäger und das Winseln der ungeduldig an ihren Leinen zerrenden Hunde, vereinigte sich zu einer wirklich höllischen Musik.

Aber der Qualm ward immer dichter, so daß wir schließlich weder das Wild noch uns selber erkennen konnten. Auf Sir Macdonalds Befehl wurden die Hunde losgelassen und bedurften nicht erst der Aufmunterung vorzugehen; wir zogen uns etwa zehn Schritte weit in den Wald zurück, um Atem schöpfen zu können; denn an dem Walde brach sich der Qualm, stieg senkrecht auf und zog über den Wipfeln hin.

„Schießt um Gottes willen nicht, wenn ihr nicht sicher seid, einen Panther vor euch zu haben!“ bat ich Charles und Swen, meine Nachbarn links und rechts. „Ihr könntet sonst leicht einen unsrer Hunde treffen.“

Die Flamme rückte uns immer näher und mit ihr der dichte Qualm; wir sahen überhaupt nichts mehr, hörten nur dann und wann noch das verzweifelte Gebrüll der alten Panther, welche ihre Rettung verloren gaben, und das Knurren und Winseln unsrer Hunde, welche nach kurzem Vordringen immer wieder zu uns zurückkehrten, weil der dichte Qualm am Ausgange der Schlucht sie am Atmen verhinderte. Da hörte ich plötzlich in unmittelbarer Nähe einen furchtbaren Aufschrei und sah, durch den Qualm undeutlich gemacht, die Umrisse eines großen Panthers, welcher gerade auf Swen lostrabte. Einen Augenblick später war das Tier von allen vier Hunden umringt, die ihm den Weg versperrten, es mußte im Laufe innehalten. Swen konnte nicht schießen, da er einen Hund getroffen haben würde; ich zielte auf die Hinterschenkel, den einzigen Körperteil, welcher nicht durch die Hunde gedeckt war, und gab Feuer. Ob der Panther zusammenbrach, ward mir vorläufig nicht klar; ich wußte nicht einmal, ob ich getroffen hatte, bezweifelte dies sogar, da das wütende Tier die mächtigen Hunde abschüttelte und gerade auf Swen losging. Springt der Schwede nicht zurück, sagte ich bei mir, so ist er verloren. Ich hetzte die Hunde, daß sie mutig anpacken sollten, warnte Swen und rief Charles an meine Seite, damit er mit mir den Hunden zu Hilfe käme. Aber ehe wir noch nach der Stelle hin tappten, wo wir Swen vermuten mußten, hörten wir das Gebell der Hunde schon zwanzig Schritte weiter in den Wald hinein und kurz darauf das entsetzliche Angstgeschrei eines Menschen.

„Faß, Kastor, pack an, Pollux!“ schrie ich und stürzte, wiederholt stolpernd, zwischen den mit immer dichterem Qualm umgebenen Bäumen durch, Charles blieb an meiner Seite.

„Hilfe! Kommt zu Hilfe! Ein großer Panther hängt an mir!“ schrie Swen. „Ich kann mir nicht helfen.“

„Wir kommen schon, Swen!“ erwiderte ich. „Rufe nur weiter, damit wir dich nicht verfehlen!“

In demselben Augenblick rannte ich aber mit dem Gesicht gegen den Stumpf eines dürren Astes, daß mir Hören und Sehen verging; ich konnte nicht weiter.

„Charles, rette unsren Swen!“ rief ich. „Sobald ich mich erhole, bin ich wieder bei dir.“

Meine Stirn blutete so stark, daß ich die Augen schließen mußte, bis ich das Taschentuch gezogen und die Augen gesäubert hatte. Dies Unglück mußte mir auch gerade jetzt begegnen, wo das Leben eines Genossen, wie ich fürchtete, von meinem sofortigen Eingreifen abhing. Swen schrie, Charles antwortete ihm beinahe ebenso laut; die Gewehre knatterten, die Hunde heulten, so daß mein schwacher Ruf den andern Jagdgenossen unverständlich blieb. Endlich gelang es mir, mein Tuch so fest über die Stirn zu knoten, daß das Blut nicht mehr in die Augen rinnen konnte, und ich stürzte Charles nach; es konnten seit unsrer Trennung kaum drei Minuten verflossen sein. Bei jedem Schritte vorwärts ward der Qualm weniger dicht, die Luftströmung mußte sich geändert haben; ich konnte die Hindernisse vermeiden und geradeswegs dem Bedrängten zu Hilfe eilen. Und nun entwickelte sich vor mir ein Bild, welches ich in meinem ganzen Leben nicht wieder vergessen werde.

Auf einem wagerechten Aste, etwa zwölf Fuß über dem Erdboden, lag Swen Lindholm mit der Brust und klammerte beide Arme mit ganzer Kraft um diesen Ast; an seinen gottlob sehr derben Stiefeln hing der Panther mit den Krallen seiner Vordertatzen; unter diesem wiederum sprangen die Hunde wild in die Höhe, vermochten aber die fürchterliche Katze nicht zu erreichen. Hätte meine Kugel nicht vorher den einen Hinterschenkel des Panthers zerschmettert, wie ich jetzt bemerkte, so würde derselbe bei seinem Sprunge höher an Swen hinaufgekommen sein und ihn gefährlich verwundet, wenn nicht völlig heruntergezerrt haben. Charles stand mit angelegter Büchse neben den Hunden, wagte aber aus Furcht, daß er Swen träfe, nicht zu schießen.

„Schießt nicht, wenn ihr eures Zieles nicht sicher seid!“ bat Swen Lindholm. „Ich kann mich noch einige Minuten halten, bis Sir Macdonald oder Olof kommen, um mich zu erlösen. Das Tier scheint schwer verwundet, weil seine Bemühungen, an mir emporzuklettern, erfolglos bleiben.“

„Du sollst nicht länger warten, Swen,“ erwiderte ich keck; „andre Retter gebrauchen wir nicht.“

Mit der ganzen Ruhe, welche der Ernst der Lage erforderte, nahm ich die Brust des laut heulenden Panthers aufs Korn und gab Feuer. Einen Augenblick

hielten sich die Krallen des Panthers noch, dann ließ er los, fiel, wahrscheinlich dem Tode nahe, unter die Hunde und ward von diesen abgethan.

„Das war ein Meisterschuß, junger Herr!“ rief Swen erfreut. „Nun kann ich meine Glieder doch wieder gebrauchen.“

Er reckte ein Bein nach dem andern, vermochte aber noch lange keins derselben auf den Ast hinaufzuziehen. Endlich erholte er sich soweit, daß er auf dem Ast entlang rutschen konnte und nun, von uns unterstützt, an dem Stamm hinunterglitt. Die Aufregung, welche er durchgemacht hatte, war noch deutlich auf seinem fahlen Gesichte zu lesen, als er matt auf dem Erdboden saß und sich die in der Not weggeworfene Büchse reichen ließ. Swen wollte lächeln, aber dies gelang ihm nicht.

„Sage uns doch, wie du in diese absonderliche Lage kamst,“ sagte ich zu ihm.

„Sehr einfach, junger Herr,“ erwiderte Swen. „Der Panther nahm mich an und ich feuerte, langsam zurückweichend, beide Läufe auf ihn ab, ohne zu treffen, weil mir die Hunde im Wege waren. Dann strauchelte ich und wäre nun sicher eine Beute des wütenden Tiers geworden, wenn nicht die Hunde, durch euren rechtzeitigen Zuspruch angespornt, dasselbe gepackt und mir so die nötige Muße zum Ersteigen dieses Baumes verschafft hätten. Kaum aber hatte ich den rettenden Ast erreicht, als der Panther sich auch aus den Zähnen der Hunde losmachte und mir nachzuklettern versuchte. Als ihm dies nicht gelang, weil sein rechter Hinterschenkel zerschmettert war, that er einen verzweifelten Sprung und klammerte sich so an meinen Beinen fest, wie ihr ihn gefunden habt.“

„Dann bedanke dich bei den Hunden, Swen,“ entgegnete ich ihm scherzend, „und bleibe künftig mit der sicheren Waffe in deinen Händen lieber so lange stehen, bis der hinkende Panther mit seiner Brust an dem Lauf deiner Büchse scheuert! Du hättest dir und uns diese Angst ersparen können.“

Swen blieb zurück, Charles und ich traten wieder in die Schützenlinie, fanden aber nun nichts mehr zu thun. Das Buschdickicht war zu Asche verbrannt, die glühenden Reste qualmten kaum noch, sondern strahlten nur noch Hitze aus. Als die Luft klar ward, sammelten sich die weißen und farbigen Jagdgenossen und umringten mich mit stürmischen Fragen, wie ich zu der Verwundung gekommen wäre. Nachdem ich den Hergang erzählt und mein väterlicher Freund meine Geistesgegenwart rühmend anerkannt hatte, ließen wir die toten Tiere durch die Komantschen zusammentragen und setzten uns unweit von ihnen auf dem Erdboden nieder, weil wir alle gleich sehr ermüdet waren. Fünf große und neun junge Panther waren zur Strecke gebracht worden, ein recht erfreuliches Ergebnis.

„Damit können wir wohl zufrieden sein, Jungens,“ sagte Sir Macdonald, „wir und Morowita sind ausreichend gesühnt, und mein Freund Inamaduk darf sich der Hoffnung hingeben, daß die etwa entwischten Tiere die Gegend sobald als möglich verlassen werden, wo ihnen so übel mitgespielt wird.“

Mit Ausnahme des einen Pantherfells, welches der besondere Feind Swen Lindholms getragen hatte, und welches sich dieser zur Erinnerung an sein grausiges Erlebnis aufbewahren wollte, überließen wir den Komantschen sämtliche Felle, damit sie dieselben Morowita ins Grab legen könnten. Während unsre Wirte mit der Abhäutung beschäftigt waren, gingen wir zu unsren Pferden zurück, nahmen schnell ein kleines Frühstück ein und ritten dann von den stürmischen Danksagungen unsrer farbigen Freunde begleitet, mit Aikal jener Stelle zu, wo sein Vater durch den Panther getötet worden war. Die Fichten wurden mit Beilen umgehauen, der Eingang zu der nun sichtbaren Höhle erweitert, und Olof, von Yarundi und Swen unterstützt, erlegte noch drei schreiende hungrige Junge, deren schmucke Felle Aikal mit sich nahm.

So verlief der Rachezug gegen die vierbeinigen Teufel zu unsrer allseitigen größten Zufriedenheit; die Komantschen blickten getröstet in die nächste Zukunft und versprachen Sir Macdonald, daß sie von jetzt an den Panthern auch zu Leibe gehen würden, nachdem sie gesehen hätten, wie man den Teufeln beikommen könnte.

Abends fuhren wir, Sir Macdonald, Charles und ich in einem Kanoe über den See, um der Beerdigung Morowitas beizuwohnen und gleichzeitig die Gebräuche dieser Indianer bei der Trauerfeier kennen zu lernen. Inamaduk empfing uns mit ausgesuchtester Freundlichkeit und führte uns auf den großen kreisrunden Platz, welcher rings von den Zelten des Dorfes umgeben war. Die Leiche von Aikals Vater ruhte, mit Zeugstücken und Matten bedeckt, auf einem Stangengerüst in der Mitte des Platzes, und rund umher waren gewaltige Holzmassen aufgetürmt, so daß ich schon glaubte, die Leiche sollte verbrannt werden. Dazu aber war die Entfernung zwischen ihr und den Holzscheiten zu groß. Auch vor dem Eingang zu jedem einzelnen Zelte waren Holzscheite aufgebaut, nur waren die Haufen hier bedeutend kleiner. Weiber, in zerfetzte Lumpen gekleidet und mit wirr herabhängendem Haar, kauerten zwischen der Leiche und dem größern Holzstoß auf dem Erdboden und stießen laute Klagetöne aus; die Krieger waren mit Ausnahme weniger, welche um Inamaduk und uns beschäftigt blieben, in ihren Zelten.

Als mit Untergang der Sonne völlige Finsternis eingetreten war, belebte sich das Bild. Aus allen Zelten traten die Komantschen mit brennenden Fackeln hervor. Sie entzündeten zunächst die Holzscheite vor ihren eigenen Wohnungen, liefen dann in die Mitte des Platzes, trieben die Weiber aus dem Zwischenraum hinaus und setzten nun auch den großen kreisrunden Holzbau in Brand. Bald war der ganze Platz tageshell erleuchtet, und wir sahen die Komantschen in ihrem seltsamen Aufzuge das lodernde Feuer umtanzen. Alle hatten ihren schönsten Schmuck angelegt, d. h. Gamaschen von farbigem Tuch, lange baumwollene Hemden und um die Schultern rotwollene Decken; um die Stirn war ein buntes baumwollenes Tuch geschlungen, dessen Zipfel über den Nacken hinabfielen. Wohl zwei Stunden, bis der Holzstoß niedergebrannt war, dauerte der Kriegstanz um die Leiche herum; mit dem Erlöschen der letzten Flammen waren die bösen Geister gewichen, welche die Ruhe des toten Kriegers hätten stören können. Der blendenden Helligkeit war tiefe Finsternis gefolgt, so daß wir nicht sahen, wie die Komantschen nun den Körper Morowitas von seiner luftigen Bahre abhoben und in das außerhalb des Dorfes ausgehobene Grab senkten. Dies vollzog sich unter vollkommenem Schweigen.

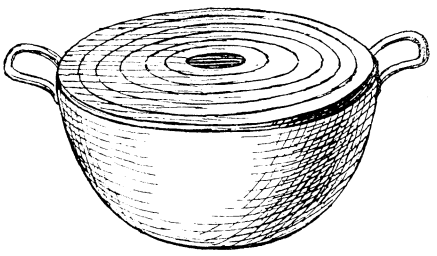
Einige Tage später, als wir wieder über den Tabukiasee fuhren, führte uns Inamaduk nach dem Grabe Morowitas. Gewaltige Steine bekrönten den Hügel und junge Bäumchen waren um denselben herumgepflanzt. Die Köpfe

und Tatzen der auf der Jagd getöteten Panther bleichten auf der Steindecke, als sollten sie anzeigen, daß Morowita im Kampfe mit diesen gefürchteten Tieren seinen Tod gefunden habe.

(Fortsetzung folgt.)

Chemische Experimente.

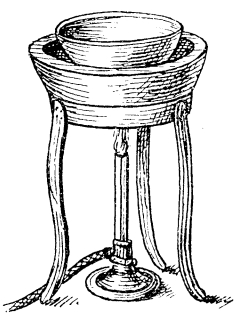
III.



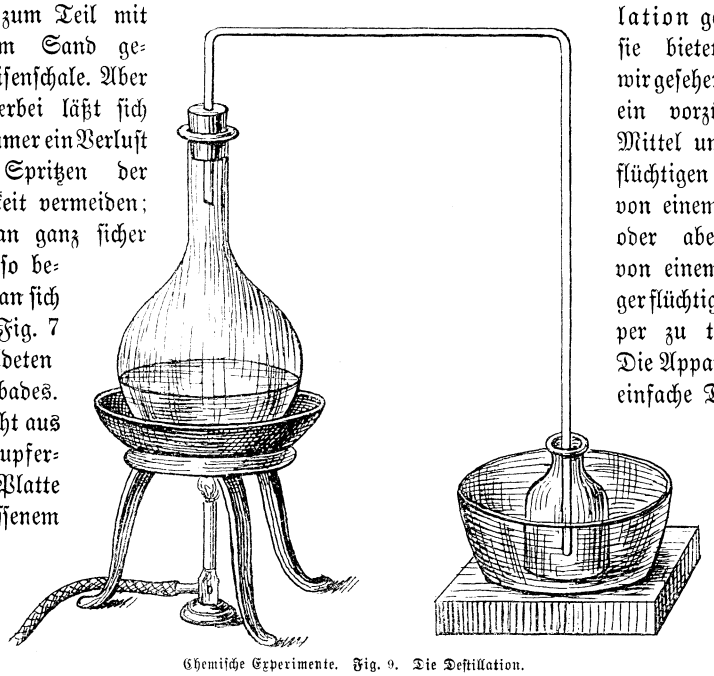
Chemische Experimente. Fig. 7. Das Wasserbad.

Wenn wir Wasser in der Wärme mit einem Salz, z. B. mit Kupfervitriol sättigen, so wissen wir, daß beim Erkalten sich ein Teil des Kupfervitriols in Form von Krystallen abscheidet. In der von den Krystallen abgegossenen Mutterlauge befindet sich aber noch eine reichliche Menge Kupfervitriol gelöst und wollen wir diese wiedergewinnen, so müssen wir das Lösungsmittel in Gasform bringen, d. h. verdampfen. In den meisten Fällen geschieht dies durch Erhitzen; man bringt die Flüssigkeit in eine dünnwandige Porzellanschale und erhitzt sie direkt über der Weingeist- oder Gasflamme, oder was sicherer ist, man gibt der Porzellanschale als Unterlage eine flache, zum Teil mit trockenem Sand gefüllte Eisenschale. Aber auch hierbei läßt sich nicht immer ein Verlust durch Spritzen der Flüssigkeit vermeiden; will man ganz sicher gehen, so bedient man sich des in Fig. 7 abgebildeten Wasserbades. Es besteht aus einem kupfernen, mit Platte verschlossenem Kessel, welcher mehrere kreisförmige Oeffnungen zum Einsetzen der Gefäße besitzt. Man füllt den Kessel mit Wasser und bringt dieses zum Kochen, wobei die Dämpfe die Gefäße umspülen und deren Inhalt gleichmäßig erwärmen.

Wenn wir die Temperatur einer Flüssigkeit bis zu einem gewissen Grad erhöhen, so geht sie in die Form des Dampfes, d. h. in den luftförmigen Zustand über und nehmen wir dem Dampf Wärme, so kehrt er wieder in den ursprünglichen, flüssigen Zustand zurück. — Paßt man in den durchbohrten Kork einer zur Hälfte mit Wasser gefüllten Kochflasche, Fig. 9, den kürzeren Arm einer an beiden Enden nach abwärts gebogenen Glasröhre, läßt den längeren Arm der Röhre in ein leeres offenes Fläschchen tauchen, das in recht kaltem Wasser steht, und erwärmt nun die Kochflasche, so verwandelt sich das Wasser in Dampf, gelangt durch die Röhre in das kaltgehaltene Glas und wird in diesem wieder tropfbar flüssig. Im gewöhnlichen Brunnenwasser sind Erden, Salze und organische Materien gelöst, wodurch es für manche Zwecke unbrauchbar ist. Bringen wir aber das Brunnenwasser in dem oben beschriebenen Apparat in Dampfform, so bleiben die Verunreinigungen als Rückstand zurück, und die übergegangene Flüssigkeit ist vollkommen rein. Die Arbeit, welche wir damit ausgeführt haben, wird Destillation genannt; sie bietet, wie wir gesehen haben, ein vorzügliches Mittel um einen flüchtigen Körper von einem festen, oder aber auch von einem weniger flüchtigen Körper zu trennen. Die Apparate für einfache Destillation sind sehr verschieden; für kleinere Arbeiten wendet man eine Retorte mit Vorlage, wie es Fig. 10 zeigt, an. Die Retorte, gewöhnlich aus Glas gefertigt, besteht aus einem eiförmigen Gefäß, mit engem, zur Seite gebogenem Halse, das oben oft mit einer Oeffnung (Tubulus) zum Einfüllen oder Verbinden mit andern Apparaten, versehen ist. Mit der Retorte wird ein kugelförmiges Gefäß (Vorlage), das von außen abgekühlt werden muß, in der Weise lose verbunden, daß der Hals der Retorte bis in die Mitte der Vorlage hineinreicht. Beim Füllen darf der Hals der Retorte nicht von der Flüssigkeit benetzt werden; man steckt deshalb ein weites Rohr bis in den Bauch der Retorte und in dieses ein Trichterrohr (siehe Fig. 11), welches nach dem Füllen zuerst wieder herausgezogen wird. Bequemer sind die tubulierten Retorten, besonders bei Destillationen, die innerhalb einer vorgeschriebenen Temperatur ausgeführt werden sollen, indem dann das Thermometer durch den Tubulus eingesenkt werden kann. Nur in Ausnahmefällen erhitzt man die Retorten über direktem Feuer, sicherer ist es, wenn man sie auf eine Unterlage: Drahtnetz, Sandbad oder Wasserbad stellt. — Hat man sehr flüchtige Substanzen zu destillieren, so genügt die Retorte nicht, man bedient sich dann des in Fig. 12 abgebildeten sogen. Liebigschen Kühlers. Die Konstruktion des letzteren zu erläutern bedarf nur weniger Worte: Das Rohr b, durch welches die aus der Kochflasche entweichenden Dämpfe treten, liegt in der Achse des weiteren, mit durchbohrten Korken versehenen Rohrs a; durch e wird kaltes Wasser zum Abkühlen zugeführt, während das erwärmte Wasser durch d abfließt. — Mischungen von Flüssigkeiten mit nahezu gleichen Siedepunkten lassen sich durch einfache Destillation nicht trennen; beim Beginn des Siedens gehen vorzugsweise Dämpfe der flüchtigeren Substanz über, später immer mehr solche der schwerer flüchtigen, bis diese ganz vorwalten. Die Trennung solcher Flüssigkeiten gelingt aber leicht durch mehrmalige oder fraktionierte Destillation. Man befestigt in dem Destillationsgefäß (Retorte oder Kochflasche) ein Thermometer und fängt, mit Rücksicht auf die Siedepunkte der zu trennenden Flüssigkeit, das Destillat in mehreren Portionen auf. Jede einzelne Portion muß gewöhnlich einer noch ein- oder mehrmaligen fraktionierten Destillation unterworfen werden, um einen oder mehrere Bestandteile der



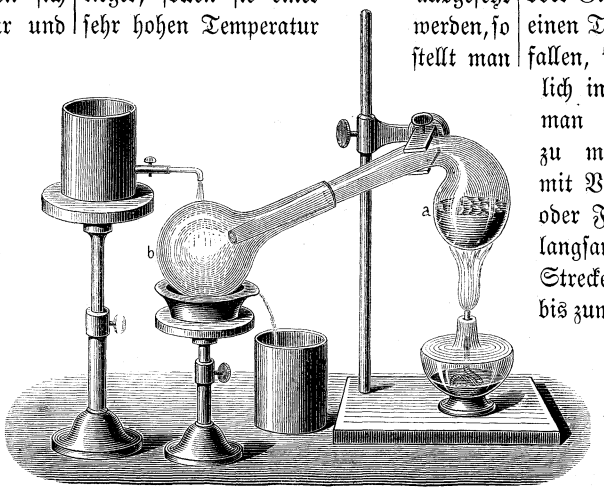
Chemische Experimente. Figur 8. Das Abdampfen im Wasserbad.



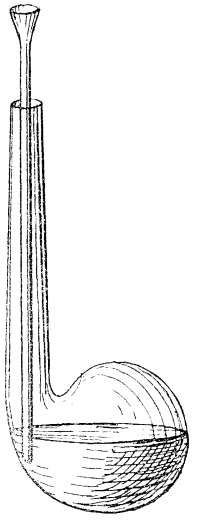
Chemische Experimente. Fig. 9. Die Destillation.

ursprünglichen Flüssigkeit rein zu erhalten.

Was die Destillation für flüchtige, ist die Sublimation für viele starre Körper. Einige dieser letzteren, wie Naphthalin, Kampfer u. a. verflüchtigen sich schon bei gewöhnlicher Temperatur und lassen sich daher besonders leicht sublimieren. Bringt man in ein lose verstopftes Kochfläschchen einige Messerspitzen Naphthalin und erwärmt sie im Wasserbad, so bemerkt man bald an den Wänden des Fläschchens weiße Punkte, welche sich rasch vergrößern und zu herrlichen, das ganze Fläschchen erfüllenden, großen, glänzenden Blättern anwachsen. — Auch Jod läßt sich leicht als Sublimat erhalten. Man bringt in einen Kolben einige Gramm Jod und erhitzt den untern Teil des Kolbens vorsichtig auf dem Sandbad; derselbe erfüllt sich alsbald mit dicken veilchenblauen Dämpfen, die sich an den kalten Wänden in Form metallisch glänzender Blättchen ansetzen. Mit großer Leichtigkeit sublimiert auch das Alizarin, ein roter Farbstoff, der noch vor wenigen Jahrzehnten aus der Krappwurzel dargestellt wurde, jetzt aber wie so viele andre sich durch ihre Farbenpracht auszeichnenden Körper seinen Ursprung dem schwarzen, übelriechenden Steinkohlenteer verdankt. Man bringt 1—2 g trokkenes Alizarin auf ein Uhrglas, bedeckt es mit einem andern gleich großen Uhrglas, so daß sich die Ränder beider Gläser genau decken und setzt das Ganze auf ein Sandbad. Hierauf erhitzt man letzteres vorsichtig und schon bald bemerkt man, wie gelbe Dämpfe emporsteigen, die sich in der Höhlung des obern Uhrglases zu prächtig rotgelben Kryställnadeln verdichten.



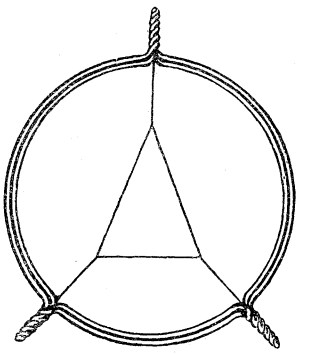
Chemische Experimente. Fig. 10. Einfacher Destillationsapparat.


Chemische Experimente. Fig. 11. Das Füllen der Retorte.

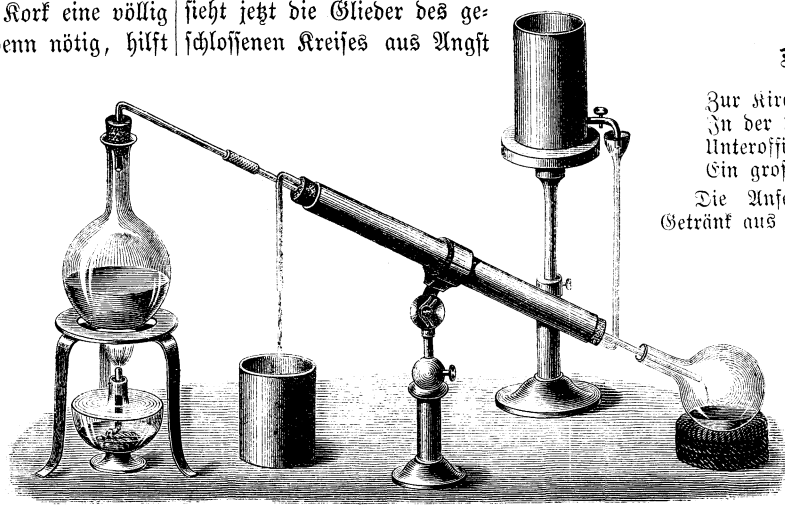
Wenn ein fester Körper durch Hitze in flüssige Form übergeführt werden soll, so geschieht dies durch Schmelzen. Je nach Umständen benutzt man hierzu Porzellan-, Schamotte-, Platin-, oder Silbertiegel; sie werden in ein Dreieck von Platindraht, das in einem Eisendrahtring befestigt ist (Fig. 13.), gehängt und direkt über der Weingeist- oder Gasflamme erhitzt. Am gebräuchlichsten sind die glasierten Porzellantiegel, sollen sie einer sehr hohen Temperatur ausgesetzt werden, so stellt man sie in etwas größere Schamottetiegel (hessische T.), füllt den Raum zwischen den Wandungen mit Magnesiapulver und erhitzt im Ofen mit Holzkohle. Viele Metalle, besonders Blei, dann auch Substanzen, welche Chlor entwickeln oder salpetersaure Salze, dürfen nicht in Platintiegeln geschmolzen werden; das Platin wird entweder angegriffen oder es entstehen mit den Metallen leicht schmelzbare Legierungen, welche den Tiegel vollständig unbrauchbar machen. Ist ein Platintiegel unrein geworden, so wird er mit feuchtem Seesand gereinigt, oder, was noch besser ist, man schmelzt saures schwefelsaures Kali in dem Tiegel, spült mit heißem Wasser aus und poliert ihn zuletzt mit Seesand.

Um Gase aus einem Apparat weiter zu leiten, oder um Verbindungen mit andern Apparaten herzustellen, benutzt man leicht schmelzbare Glasröhren, sogen. Biegeröhren. Sie haben gewöhnlich eine lichte Weite von 5—7 mm; um sie zu teilen, macht man mittels einer dreikantigen scharfen Feile an passender Stelle einen Einschnitt und zerbricht die Röhre dann, indem man sie mit beiden Händen so faßt, daß die beiden Daumen dem Einschnitt gegenüber an der Röhre fest anliegen und indem man gleichzeitig etwas zieht. Röhren weiteren Durchmessers werden auf folgende Weise geteilt: Man ritzt die Röhre an der Stelle, wo sie geteilt werden soll, mit einer Feile und umwickelt sie dicht an jeder Seite des Einschnitts fest mit einem Streifen feuchten Fließpapiers. Erhitzt man nun den Raum, welcher zwischen den auf diese Weise gebildeten Papierwülsten liegt, unter fortwährendem Drehen in einer Weingeist- oder Gasflamme, und läßt dann vorsichtig einen Tropfen Wasser auf den Einschnitt fallen, so teilt sich die Röhre augenblicklich in zwei Teile. — Sehr oft kommt man in die Lage, Glasröhren biegen zu müssen; dazu bedient man sich mit Vorteil einer Gaslampe mit Spalt- oder Fischschwanzbrenner. Man erhitzt langsam drehend eine hinreichend große Strecke der wohlausgetrockneten Röhre bis zum anfangenden Erweichen und sucht dann durch vorsichtiges Nähern der beiden Schenkel die Biegung herzustellen. Stärkere Glasröhren lassen sich nur über dem Gasgebläse biegen, dünnwandige Röhren werden vorher mit reinem, trockenem Sand gefüllt und die Mündungen mit Papierpfropfen lose verschlossen. — Spitzröhrchen werden hergestellt, indem man eine Röhre an einer Stelle unter langsamem Drehen in der Weingeist- oder Gasflamme erhitzt und erst langsam, dann aber sehr schnell in zwei Teile auszieht.

Um Glasröhren in Flaschenmündungen zu befestigen, dienen Korke, die, um luftdicht zu schließen, möglichst frei von Poren sein müssen. Der Sicherheit wegen überzieht man dieselben, nachdem sie in den Apparaten befestigt werden, außerhalb mit geschmolzenem Siegellack. Sehr gut eignet sich dann auch eine ganz dicke Lösung von Kolophonium in Weingeist, die man mit einem Pinsel aufstreicht. — Zum Durchbohren der Korke dienen die Mohrschen Korkbohrer, hohle Cylinder von Messingblech, welche am untern Ende geschärft sind. Man setzt die Schneide auf die zu durchbohrende Stelle des Korks und dreht den Bohrer vorsichtig durch den Kork hindurch, der dabei zweckmäßig auf einer Pappscheibe aufsteht, damit die


Chemische Experimente. Figur 13. Das Platindreieck für den Schmelztiegel.

Schneide in diese eindringe, wenn sie aus dem Korke hervortritt. Ist die Schneide gehörig scharf — man schärft sie außen mit einer gewöhnlichen Feile, innen mit einer Rundfeile, einem sogen. Rattenschwanze — so erhält man in gutem Kork eine völlig glatte Durchbohrung; wenn nötig, hilft man mit der Rundfeile nach. — Sehr praktisch, wenn auch etwas teuer, sind Kautschukstopfen, welche fertig geschnitten in den verschiedensten Größen durch alle Handlungen chemischer Apparate zu beziehen sind. Man durchbohrt die Kautschukstopfen gleichfalls mit den oben beschriebenen Bohrern, nachdem deren Schneide mit Natronlauge befeuchtet worden ist.



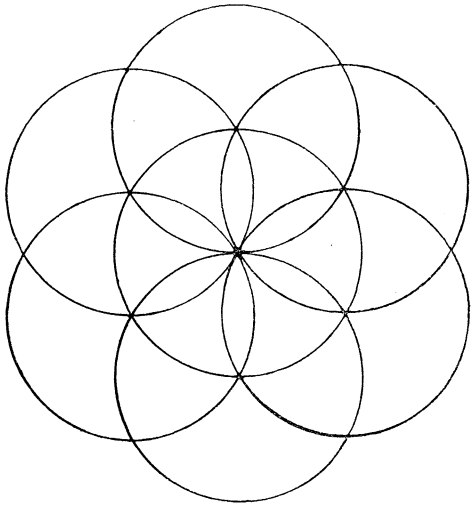
Chemische Experimente. Figur 12. Destillation mit dem Liebigschen Kühler.

Kreishüpfen.

Ein Spiel im Freien.

Einer aus der Schar stellt sich mit einem Stricke, an dessen äußerstem Ende ein mit Sand gefüllter Beutel befestigt ist, an einem beliebigen Punkte auf, faßt den Strick mit beiden Händen, dreht sich auf demselben Punkte um seine eigene Längenachse herum und versetzt dadurch den Sandbeutel in kreisende Bewegung. Dessen Entfernung vom Erdboden darf dabei zwei Fuß betragen. Sobald der Beutel eine regelmäßige Bewegung angenommen hat, rücken die Mitspieler heran und zwar so nahe, daß ihre Beine getroffen werden würden, wenn sie nicht bei Annäherung des Sandbeutels rechtzeitig in die Höhe sprängen. Man sieht jetzt die Glieder des geschlossenen Kreises aus Angst vor Berührung durch den Sandbeutel nacheinander in die Höhe springen und sich sofort wieder zu neuem Sprunge rüsten, da der geschwungene Beutel in wenigen Sekunden wieder bei ihnen anlangen wird. Wer sich treffen läßt, wird vorläufig vom Mitspielen ausgeschlossen und das Spiel ist beendet, wenn der letzte durch den Sandbeutel getroffen wurde.

Figur, in einem Zuge zu zeichnen.



Leicht abgeholfen.

Ein Bühnendichter erhält seine neueste historische Tragödie von dem Theaterdirektor, dem er sie eingereicht hatte, mit der Bemerkung zurück: „Ihre Tragödie ‚Ramses II.' liegt dem Verständnis unsres Publikums etwas allzufern. Können Sie nicht einen Stoff wählen, der uns zeitlich etwas näher gerückt wäre?" — „Gewiß," antwortet der Dichter nach kurzem Besinnen, „Ihre Ansprüche sollen ganz und voll befriedigt werden." — Am nächsten Tage erhält der Direktor die ägyptische Königstragödie mit der Aufschrift zurück: „Ramses III."

Ein schlechter Lateiner.

Vater: „Na, Buben, jetzt habt ihr ja Lateinisch in der Schul'; wer übersetzt mir, was ich da in der Zeitung las: habent sua fata libelli?"

Maxl: „I', Vata!"

Vater: „Nun, was heißt's denn?"

Maxl: „Auch die Libell'n hab'n ihren Vata!"

Reimrätsel.

Zur Kirche geht man in die —
In der Rheinprovinz liegt —
Unteroffiziere tragen —
Ein großes Herzogtum ist —

Die Anfangsbuchstaben ergeben ein Getränk aus alter Zeit.

Ergänzungsrebus.

A r

Welchen Vogel muß man zwischen die Buchstaben zeichnen, damit man zusammen einen Bekenner des Islam erhält?

Scharade.

Ein Römerherz, ein Griechenbein,
Vereint ergeben auf Latein
Ein animalisches Gebein;
Wie kann das nur wohl möglich sein?

Buchstabenrätsel.

In die Ladung eines Schiffleins
Wirf ein kleines n hinein,
Ei! da wird es der Bemannung
Oftmals recht willkommen sein!

Auflösung des geographischen Silbenrätsels in Nr. 18.

„Akka
Barcelona
Brandenburg
Klagenfurt
Iserlohn
Arnhem
Rudolstadt
Charlottenburg
Berlin."

Auflösung des Ergänzungsrebus in Nr. 18.

Einen „Pagen" (Papagei).

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 18.

„Bagatelle."
(Aga, Gat, Agate, Tell, Elle.)

Fragen und Antworten.

M. H. in **Gmünd.** Einen Platin-Benzinapparat für Holzbrandarbeiten erhältst Du in jeder größeren Zeichenrequisitenhandlung, ein solcher kostet etwa 20 Mark. Eine verläßliche Bezugsquelle ist die Dilettanten-Spezialitätenhandlung Mey und Widmayer in München, Theatinerstraße 11.

H. Bachfeld. Die nähere Adresse jenes Kameraden lautet: Hamburg, Johannisbollwerk 21. — Daß der schneidige Turning-sti-king-kuan-to-fu-tsi-tsiang mit der Götterdämmerung was zu thun hatte, davon ist uns und wird auch ihm nichts bekannt sein. Mit den chinesischen Göttern ist's was andres, da sind schon gewisse Beziehungen nachgewiesen worden. Du erinnerst Dich doch noch der Räucherkerzchenaffaire. Tsching, tsching!!

P. S. in **Triest.** Als Du, um ein chemisches Wetterglas zu machen, „Kampfer, Salmiak und Salpeter lösen wolltest, blieb ein gut Teil dieser Chemikalien ungelöst". Das Auflösen, lieber Freund, geschieht mit gewöhnlichem Alkohol, befördert durch Reiben in einer Reibschale mit dem Pistill. — Anleitungen zu Experimenten, wie die erwünschten, wirst Du in Deinem Leibblatt noch eine Menge kennen lernen. Freundlichen Gruß!

J. J. in **München.** Der Kitt ging flöten? Ei das soll nicht vorkommen. — Deine Wünsche sind bemerkt; wir werden denselben nach Thunlichkeit entsprechen. — Schnäuzchen läßt wieder grüßen, doch läßt er gleichzeitig sagen, Du sollst seine Ohren in Ruhe lassen.

August Carstanjen in **Graz, Hilmteichstraße 6,** bittet seine lieben Kameraden um die Adressen der ihnen bekannten Taubenzüchter. — Der III. Jahrgang des „G. K." bringt über die Taubenzucht eine große ausführliche Schilderung.

Otto St. in **Zürich.** Lieber Freund, so lange Du nicht versichert bist, ob O. D. Kamerad ist, möchten wir eine Adressenaufforderung doch nicht wagen. Es wäre uns beiden auch nicht angenehm, wenn unsre Namen in wildfremden Blättern umhergeschleift würden.

Aus Tilsit erhalten wir ein Schreiben folgenden Inhalts: Lieber „Guter Kamerad!" Als Abonennt Deines mir so sehr lieb gewordenen Blattes, erlaube ich mir die Bitte auszusprechen, Du möchtest die Frage in dasselbe aufnehmen: ob ein Kamerad in meinem Alter, 14½ Jahre, der sich gleich mir für Elektrotechnik interessiert, geneigt wäre, mit mir in Briefwechsel zu treten. Ich besitze mehrere Apparate und habe viele Fabrikanlagen gesehen und Bücher gelesen, so daß ich hierin einige Kenntnisse gesammelt habe. Mit kameradschaftlichem Gruße Dein F. Albrecht, Obertertianer des Königl. Realgymn. I. Ordnung in Tilsit, Mittelstraße 45, 2 Treppen. — Was Deine andre Frage betrifft: geworfenes Holz läßt sich in den seltensten Fällen wieder ebnen. Frage doch diesfalls einen Tischler oder Drechsler. Gruß kameradschaftlich erwidert!

W. L. in **Wiesbaden.** Photographien auf Papier eignen sich nicht zu Laternamagicabildern, da bloßes Lackieren dieselben nicht genügend durchscheinend macht. Es müssen Glaspositive sein, welche eigens für diesen Zweck direkt in der photogr. Camera oder durch Kopieren auf Glas (Glasdiapositive) angefertigt werden.

Pechvogel. Wo Du ein Ringlein für den Pantographen herbekommen könntest? Frage doch mal Deine Frau Mama darum; von einem Vorhangzug, Regenschirm oder dergl. ist sicherlich eins vorhanden. — Druckerschwärze, für Deinen Bedarf, erhältst Du durch Gefälligkeit in jeder Buchdruckerei. Mit einem Löffel voll kannst Du schon viel anstellen.

Die korrespondierenden Mitglieder des Naturw. Vereins „Linné" werden ersucht fleißiger zu schreiben. Verein „Linné".

L. J. in **H.** Ein derartiger Apparat, zu diesem Preise, das kann nur eine Spielerei sein.

Langer Rudi. O mijn Holland en Nederland! — wat zeggt het woordenboek? Nur in einem solchen wirst Du ausreichende Belehrung finden können. Hast Du keins, leih Dir eins! Tsching! Tsching!!

U. X. M. in **W.** Ein Specialwerk über brasilianische Schmetterlinge gibt es nicht, und größere illustrierte Werke (wie z. B. das von Dr. Staudinger), in denen ein großer Teil von Brasilianern abgebildet sind, stehen sehr hoch im Preise. Kannst Du die Schmetterlinge nicht zur Bestimmung an eine Dir bekannte Naturalienhandlung senden?

Hans Pichler in **Wien I.** Wohl nähren sich die Lurche in ihrem ersten Jugendzustande als Larven oder sog. Kaulquappen nebenbei von vegetabilischen Stoffen, sehr bald jedoch gehen sie zu rein animalischer Nahrung über. Du kannst dies im Freien leicht beobachten, wenn Du einen Knochen in das von Kaulquappen bewohnte Gewässer wirfst; Du wirst dann bald bemerken, daß sich die Kaulquappen um den Knochen versammeln, um diesen zu benagen, gleichzeitig ein leichtes Mittel, sie zu fangen. Aus diesem Grunde hast Du Deine Kaulquappen ganz richtig behandelt, denn selbst diejenigen, welche Du an den Blättern sitzen siehst, haben es hauptsächlich auf die dem Laub anhaftenden Infusorien abgesehen. II. Deine zweite Frage ist unklar. Meinst Du ausgestopfte Bälge oder rohe Häute? Daß erstere steif werden, liegt an dem zum Ausstopfen verwendeten Material und schadet auch nicht; die Tiere behalten dadurch um so besser die ihnen gegebene Stellung bei. Willst Du aber die rohen Häute dauernd geschmeidig erhalten, so mußt Du sie mit den Haaren ꝛc. gar machen, d. h. gerben lassen, was Dir jeder Gerber sehr billig besorgt. Du kannst dies zwar selbst bewerkstelligen, es ist aber sehr umständlich und leicht kannst Du Dir die Häute verderben. Im III. Jahrgang des „Guten Kameraden" in den Nummern 39, 41, 44 und 45 ist die Kunst des Ausstopfens von Vögeln und Säugetieren genau beschrieben und durch Abbildungen erläutert. III. Daß eine Postkarte mit „Tipp-Topp-Stempel" eine ist, der unser kameradschaftliches Erkennungszeichen aufgedrückt ist, wirst Du inzwischen erfahren haben. Grüße ausgerichtet, sie werden herzlich erwidert!

E. M. in **Darmstadt.** I. Unter allen Mäusearten, überhaupt wohl bei den meisten Tieren, kommen „weiße" sogenannte Kakerlaken oder Albinos vor. Diese unterscheiden sich bezüglich ihrer Lebensweise nicht von der Stammform und pflanzen sich sowohl wieder mit normal gefärbten Tieren ihrer Art, als auch meist in der Albinoform fort. II. Die Zucht der weißen Mäuse ist sehr leicht. Du mußt den Tieren einen hübschen hellen, nicht zu kleinen Behälter herrichten, diesen gut rein und trocken halten. In diesen Behälter bringst Du ein kleines längliches Häuschen am Boden an, das Du in mehrere Abteilungen scheidest und mit nicht allzuweiten Schlupflöchern versehen kannst. Der „G. K." benutzt gegenwärtig zwei hübsche Brandmäuse (Mus agrarius), diese sind in einem kleinen Terrarium untergebracht, in dem sie sich sehr wohl fühlen. Längs einer der Schmalseiten steht das erwähnte kleine Häuschen, aus Holz erbaut; es ist mit Watte, Moos, Werk und dergl. ausgefüttert und so den Tieren ein warmes Nestchen geschaffen. In der Mitte des Terrariums befindet sich ein astiger Baum (trockene Krüppeleiche), auf dem die Tierchen munter umherklettern; in je einer Ecke stehen der Futter- und Trinknapf. Der Boden ist mit feinem Sand etwa handhoch bedeckt. In diesem Behälter, welcher im warmen Zimmer steht, vermissen die Tierchen ihre Freiheit nicht, sind sehr munter und schon recht zahm geworden. Hältst Du Deine weißen Mäuse ebenso, so wirst Du Deine Freude an ihrem lustigen Treiben haben.

Walter Mörlitz. Ein deutsches Handbuch über Ganzsachen gibt es zur Zeit nicht! Moschkaus Katalog (Verlag Gebrüder Senf, Leipzig) führt nur Couverts und Streifbänder an; für Postkarten soll ein besonderer Katalog herausgegeben werden, vielleicht übers Jahr.

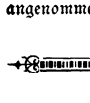
Wer von meinen lieben Kameraden die Herstellung eines Schokolade-Automaten kennt, möge mir den Gefallen thun und seine Adresse im „Guten Kameraden" unter *Δόχτμονδ* angeben.

Der Berliner. Einzelne Nummern des „G. K." können freilich nachbezogen werden (20 Pfg.). Erbitten Adresse.

O. Th. K. in **Frankfurt a. M.** Kameradschaftlichen Gruß und Dank für das hübsche Experiment.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.



Echte Briefmarken! Billig: 3 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 1.- Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 2.- Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 4.- Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf 4 Westaustr. 35 Pf. ꝛc ꝛc. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

1000 echte Briefmarken wor. 200 **verschiedene,** ent. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türk., Ceylon, Arg., Cap, Java, Austr. etc. **nur eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Casse voraus. **Paul Siegert** in **Hamburg.**

100 versch. Briefm.: Aegypten, Brasilien, Venezuela, Türkei ꝛc. nur **1 M.** **Gg. Buck, Alm a. D.** Preisliste gratis.

Von **Mey & Widmayer, München,** zu beziehen:

Anleitung zur Holzschnitzerei

besonders der **Kerbschnitzerei 60 Pf. Vorlagen zur Kerbschnitzerei à 15 Pf.** Bildhauerwerkzeugkasten für Kerbschnitzerei. Illustr. Preiskour. 20 Pf. Briefm. franko.

Für Kinder zum Arbeiten sind Tische und lose Stühle unpassender Höhe gesundheitschädlich; die Kinder werden kurzsichtig und schief, Rückgratskrümmungen entstehen, bei Schwächlicheren Brust- und Lungenleiden. — Preisgekrönte **Kinderpulte,** für jede Größe stellbar, mit Bücherspind 28 Mark, frachtfrei Deutschland. Ausw. Prospekte franko.

Max Herrmann, Berlin,
Niederwallstraße 10.

Pensionat,

Wegen Abganges älterer Zöglinge, können zu Ostern d. J. einige Knaben, die das Katharineum (Gymnasium und Realschule) besuchen sollen, in meinem Pensionat Aufnahme finden.

Pastor em. Ebers,
Lübeck, Burgfeld 10 a.

70 Kinderlieder.

Gemütvolle **Kindergedichte** und **Spieliedchen** nach den schönsten **Volksweisen** f. 1 kindliche Singstimme mit leicht. Klavierbegleitg. v. **W. Tschirsch.** M. 1,20. In Prachtband mit Golddruck M. 2,—.

Steingräber Verlag, Leipzig.

Soeben erschien:

Lesebuch der Erdkunde für Schule und Haus.

Abgerundete Charakterbilder aus der Länder- und Völkerkunde. Nach den besten und neuesten Quellen bearbeitet von

Johannes Meyer.

3 starke Bände. Lexikon-Format.

Eleg. geh. 16 Mk. — Eleg. geb. 20 Mk.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Man verlange Prospekte grat. u. franko.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag v. Emil Behrend in Gotha.

Streichinstrumente u. Zithern vers. **„zur Probe"** ohne Nachnahme **Otto Jäger, Frankfurt a. O.** Illustr. Preisliste gratis und franko.

Berechtigte Landw. Schule Marienberg zu Helmstedt.

Beginn des Sommersemesters **Dienstag, 15. April.** Frequenz 89/90 **286 Schüler.** Kleine Klassen, weil Parallelkurse. A. **Landwirtschaftsschule** (Kl. III—I), lateinlos. **Berechtigung z. einj.-freiw. Militärdienst.** B. **Landw. Fachschule** (Kl. 3—1) mit je halbj. Kurs. C. **Vorschule** (Kl. VI—IV.) Jede nähere Auskunft durch den Direktor

Dr. Kremp.

Pfeifer'sches Institut, Jena,

berechtigt zur Ausstellung gültiger Zeugnisse für den einjährigen Militärdienst. — Beginn des Schuljahres 1890 am **15. April.** Kleine Klassen, erprobte Lehrkräfte, mäßige Pensionspreise. Prospekte übersendet auf Wunsch

der Direktor Pfeiffer.

Im Kreise

einer jeden musikalischen Familie können ungezählte genußreiche Stunden durch **Voll's Musikalischer Haus- und Familienkalender** für nur **1 Mk.** geschaffen werden. Der Kalender enthält u. A. **18** neue Musikstücke beliebtester Komponisten und illustrirte Novellen berühmtester Schriftsteller. Die höchst elegante Ausstattung stempelt den Kalender zum schönsten und **billigsten** Festgeschenk von **dauerndem** Wert. Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen, sowie von dem Verlag **R. Boll, Berlin N.W.** Gegen Einsendung von 1 M. 20 Pf. erfolgt direkte Zusendung.

A. E. in **R.** Ob die Witterung auf Deinen selbstverfertigten Barometer wirklich einen Einfluß haben kann, da die Flasche doch luftdicht verschlossen ist? Die Beobachtungen werden Dich davon überzeugen, denn, so müssen wir entgegen fragen: weshalb steigt denn das Quecksilber in der zugeschmolzenen Glasröhre des Thermometers? Es wäre sogar noch besser, wenn man beim chemischen Wetterglas letzteres ebenfalls oben zuschmelzen könnte.

Kamerad in **Dortmund**. Wir möchten mit Faust sagen: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. An eine solche „humoristische Ecke", an der nur Kameraden Mitarbeiter sein sollen, haben wir oft schon gedacht und waren einigemale sogar schon nahe daran, ein Plätzchen dafür zu reservieren. Aber — — nun, es sollen mal alle Kameraden ihre besten Witzraketen*) einsenden, dann wollen wir gleich mal sehen, ob wir was Gutes zustande bringen, aber nichts Abgeschriebenes schicken, sondern nur solche Sachen, die in Schule und Haus passierten und noch nie gedruckt wurden. Deine köstlichen Ueberlegungen legen wir als erste Nummer einstweilen zurück.

Flügelmann in **spe.** Eine solche Größe — — das läßt sich hören! Nun sieh nur zu, daß Du beizeiten auch in die Breite gehst. Zu welchen körperlichen Uebungen Du Dich entschließen sollst, darüber laß Dich von Deinem Hausarzt beraten.

August Hammer. Gaze-Wände für Deinen Nebelbilderapparat werden käuflich kaum zu haben sein, die wirst Du in der erwünschten Größe eigens anfertigen lassen müssen. Es bedarf hierzu eines einfachen Holzrahmens, der mit dünnem weißem Stoff straff überspannt wird, sei es durch einzuhängende, am Stoffe angenähte Ringelchen, oder durch festes Aufspannen. Wer die Kosten nicht zu scheuen braucht, der nehme zum Aufspannen Pauseleinwand, gerollt in Rollen ohne Brüche; sonst thut's aber auch gewöhnlicher dünner Baumwollstoff, der kurz vor dem Projizieren mittels Wasser und Schwämmchen gleichmäßig, doch nicht zu stark befeuchtet wird. Hiedurch wird ein gefirnißter Stoff überflüssig. Zu Deinen Aufführungen wünschen wir viel Glück.

Wer sich gerne selbst eine Hängematte, Fischnetze oder dergl. anfertigen will, wende sich an den Kameraden Otto Büdgen jun. in Mülheim a. d. Ruhr.

H. B. in **D.** Der Betrieb von Musik überhaupt ist einigermaßen nervösen Personen zu widerraten. Für eine schlecht gebaute, bloß schwache Brust kann das Spielen eines Blasinstrumentes nützlich, für chronische Entzündungen im Kehlkopf und in den Luftröhrenverzweigungen, dann für Herzfehler schädlich werden.

August Hammer zu Saaz in **Böhmen, Lange Gasse 185** schreibt: „Da ich im Besitze einer Batterie von 6 Bunsen-Elementen bin, möchte ich die lieben Kameraden freundlichst bitten, mir mitzuteilen, welche Experimente sich damit anstellen lassen."

Ich möchte mit einem deutschen Kameraden in Korrespondenz treten, und zwar mit einem, welcher zwischen 13 und 15 Jahre alt ist. Otto Schoof, pr. Adr. Herrn G. Weber Aachen, Neupforte 16.

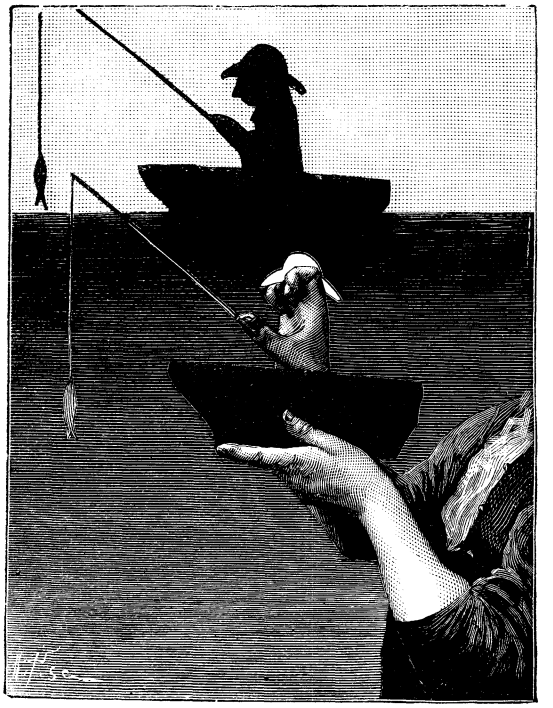
Guido Stein in **Prag, Stadtpark 5 II.** bittet seine lieben Kameraden ihm mitzuteilen, wie man sich eine Leydener Flasche macht. — Die Politur des Steines nach der in Nr. 41 an Mar B. gegebenen Anleitung ist Dir also nicht ganz gelungen? Nun da war der Stein entweder noch feucht oder zu kalt; er muß vor dem Lackieren gut erwärmt und der Lack gleichmäßig, aber nicht zu dick aufgetragen werden. Sollte der Glanz nach dem erstmaligen Auftragen nicht genügend ausfallen, so wird ein zweites, nötigenfalls auch ein drittes Lackieren vorgenommen.

F. H. Realschüler in **Prag.** Wie man sich eine elektrische Klingel macht, das steht im III. Jahrgang beschrieben, Seite 253.

Tauschmarkt.

Gustav le Bell in **Hamburg,** Johannisbollwerk 21, hat eine Scheibenelektrisiermaschine zu vertauschen.

*) Anm. des Setzerlehrlings. Ich, Peter Schnäuzchen, werde hie und da gerne auch eine abbrennen.



Lustige Schattenbilder.

Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Wir empfehlen als schönstes Festgeschenk

Das Neue Universum,

reich illustriert, Preis geb. M. 6. 75,

ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.

(Aus dem Inhalt des „Neuen Universums".)

Alt und doch immer wieder gern gesehen im geselligen Kreise sind die Schattenspiele. Der obenstehende Holzschnitt veranschaulicht ein solches, und zwar einen Fischer bei Ausübung seines Gewerbes. Es ist dieses Bild bei guter Ausführung eine höchst ergötzliche Scene, bei welcher durch gutgeschulte Fingerfertigkeit das Schaukeln des Schiffes, die gespannte Erwartung eines guten Fanges, dann das behagliche Schmunzeln des Fischers beim Erblicken des an der Leine zappelnden Fisches, endlich die triumphierende Miene desselben bei dem Einziehen der Angelschnur, zum getreuen Ausdrucke gebracht werden kann.

Zur Wasserfläche benutzt man ein Stück größeren viereckigen Karton. Schiff, Hut und Fischchen werden aus ebensolchem geschnitten, zur Angelrute nimmt man ein dünnes Stäbchen, an das ein Bindfaden geknüpft wird. Endlich bedarf man noch eines ca. 1 cm breiten Daumenringes aus dünnem Blech, an dessen Mitte eine kleine Hülse außen zum Einstecken des Stäbchens angelötet ist. Der Ring wird, um ihn bequem an den Daumen passen zu können, an den aneinanderstoßenden Rändern nicht verlötet.

Als Zuschauerraum ist ein gänzlich verdunkeltes Zimmer zu wählen, in welchem zur Vermeidung störender Lichtreflexe selbst noch etwa darin befindliche Spiegel verhängt werden sollen. Zur Wand, auf der die Schattenbilder erzeugt werden, dient am bequemsten ein größerer, mit weißem Papier, oder noch besser mit Baumwollenstoff bespannter Schirmrahmen, und wird zur schärferen Wiedergabe des Schattens der Stoff, falls solcher gewählt wurde, kurz vor Beginn der Vorstellung mittels eines Schwammes mit Wasser benetzt. Besitzt das Zimmer ein Seitengemach, so wird am bequemsten ersteres als Zuschauerraum, letzteres als Bühne benutzt und derart knapp in die Thüröffnung gepaßt, daß zwischen beiden kein Lichtstreifen durchdringen kann. Wir werden öfter noch über solch hübsche Schattenbilder berichten.

Jeder, der mir 10 Ganzsachen seines Landes schickt, erhält eine gleiche Anzahl alte und neue deutsche. O. Schmidt in Crefeld, Lohstr. 215.

Ich habe 246 Siegel gegen Marken oder elektrische Apparate zu vertauschen. Emil Danjezek in Prag, k. Weinberge, Brandgasse 12 II.

Habe meine Stempelsammlung, enthaltend 310 Stück meist sächsischer Stempel, zu vertauschen. H. Winkler, Freiberg (Sachsen), Fischerstraße 49 II.

Seltene Marken und Ganzsachen hat abzugeben W. Bachmann in Leer (Ostfriesland).

J. Weiß, per Adr. Wien-Wieden postlagernd, bittet die Kameraden um Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel.

Ich habe eine laterna magica zu vertauschen und möchte dafür einen Springbrunnen oder sonst ein mit einer kleinen Dampfmaschine in Bewegung zu setzendes Werk. Robert Eigendorf in Hamburg, Gr. Burstah 46 p.

Hugo Reich in **Bielitz (Oesterreich),** Tempelstr. 12, tauscht Briefmarken.

Bitte württembergische und bayerische Kameraden um Weltpostkarten. Fritz Lüders in Leipzig, Inselstr. 11.

Kameraden des Auslands werden um Zusendung von Postkarten mit Tipp-Topp-Stempeln gebeten von Georg Kratoschiner in Breslau, Ohlauerstr. 61.

Willy Mack in **Montabaur** sucht Sachsen 3 Pf. rot und 10 Ngr. blau; ferner alle R-, R R- und R R R-Marken, von Baden, Bayern, Württemberg, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Hannover, Lübeck, Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Thurn- und Taxis — gibt dafür den $1\frac{1}{2}$ bis 2fachen Wert in besseren ausländischen bezw. überseeischen Marken. Jede Marke verschieden!

„Habe eine elektrische Klingel mit Salmiakelement, Druckknopf und 20 m Leitungsdraht gegen einen andern elektr. Apparat oder gegen gestempelte seltene Briefmarken zu vertauschen." H. Koch, per Adr. Herrn Rektor Röder in Graudenz.

Walter Werner in **Posen, Wilhelmstr. 3 a,** möchte eine Druckerpresse mit zahlreichen Lettern, 400 außereuropäische Briefmarken, eine Steinsammlung und verschiedene gut erhaltene Bücher tauschen. Sucht dafür alte deutsche Briefmarken, Ganzsachen, besonders Sachsen 3 Pf. rot.

Habe ein Markenbuch mit circa 600 seltenen Marken gegen eine Druckerpresse (200 Lettern) zu vertauschen. E. Jaklin, pr. Adresse L. Méttélet in Cilli, Schulgasse Nr. 11.

Fritz Hobus in **Angermünde** (Ostpreußen) sucht Briefmarkentauschverbindung mit Kameraden in Südamerika, Dänemark, Oesterreich und andern Ländern.

Hugo Pollak in **Troppau, Herrengasse 32,** gibt ein Album mit vielen seltenen Briefmarken, eine Laterna magica mit 40 Bildern, 5 griech. und türkische Münzen, verschiedene Mineralien, ein Schmetterlingsbuch und andre neue Bücher für einen Induktionsapparat, eine Stirnsche Geheimcamera oder eine Druckerpresse.

Rud. Gaiszler in **Iglau, Hauptplatz 4** und **Osc. Gatnar** in **Iglau, Prager-straße, Thonfabrik,** tauschen Briefmarken, Stempel, Käfer und Schmetterlinge.

Leo Rosenbacher in **Hamburg-Pöseldorf, Mittelweg 33,** gibt seinen fast neuen, kompletten Laubsägekasten gegen eine Sachsen 3 Pfennige rot von 1850.

Carl Borchers in **Osnabrück, Neuer Graben 8,** erbittet sich Angebote auf eine fast ganz neue Druckerpresse mit vollzähligen Lettern. Steine, Marken, Münzen nicht erwünscht, dagegen Muscheln oder irgend ein elektrischer Apparat.

Ich habe soeben eine Briefmarkensammlung angefangen, bitte großmütige Kameraden um Zusendung einiger Dubletten. Walter Zingler in Berlin SW., Gneisenaustraße 25.

Liebe Kameraden! Ich habe viele seltene Markendubletten und ganze Postkarten. Suche dafür Preußen 1857, 2 Silbergr., blau (glatter Grund) und 1858, 4 Pfennige grün (ohne Wasserzeichen). Chile 1853, 1 Centavo gelb und 20 Centavo grün.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 20.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Der Neger sah ein, daß er keineswegs schlau gewesen sei. Um das Geld für sich zu retten, sagte er:

„Kein Dschur wird anders als mit Heeresmacht zu den Belanda gehen; aber der Führer wird dich bis zur Grenze ihres Landes geleiten. Dort muß er umkehren. Daß es dann für ihn zu gefährlich ist, wird dir auch der Sejad ifjal sagen, wenn du ihn fragen willst.“

Sejad heißt Jäger; ifjal ist der Plural von Fil = Elefant, ein Sejad ifjal ist also ein Elefantenjäger. Einen solchen unter den Dschur zu wissen, war für Schwarz höchst unerwartet, darum fragte er:

„Womit tötet dieser Jäger die Elefanten?“

„Mit seinem Gewehre.“

„Gibt es denn in deinem Stamme diese Art von Flinten?“

„Bei meinem Stamme? Nein. Er gehört ja gar nicht zu uns.“

„Zu welchem Stamme denn?“

„Das weiß ich nicht. Er ist gar kein Neger, sondern ein Weißer. Wir kannten ihn nicht, sondern nur seinen Namen. Er ist ein sehr berühmter Mann, von welchem alle Menschen erzählen. Er kam heute zum erstenmal zu uns, gerade als wir das Feuer bemerkten. Da ging er mit uns, um sich die Seribah anzusehen.“

„Wohin will er von hier aus?“

„Das weiß ich nicht. Wir hatten noch keine Zeit, davon zu sprechen.“

„Auch wir wollen die Seribah sehen. Zeige sie uns!“

„Kommt mit, und seid meine Gäste. Feuer ist da, und Fische haben wir auch gefangen; so gibt es also ein Mahl, welches wir euch vorsetzen können.“

Er machte den Führer, und sie folgten ihm. Es gab nicht viel zu sehen. Asche und verbranntes Mauerwerk, welches nur aus Nilschlamm bestanden hatte. Was in den Hütten zurückgelassen und nun gerettet worden war, hatte man auf einen Haufen zusammengetragen, nicht etwa, um es Abu el Mot später auszuhändigen, sondern um es selbst zu behalten.

Schwarz schickte den Steuermann zu dem Boote zurück, um die Ruderer zu benachrichtigen, daß nichts zu befürchten sei, und dann auf seine Ankunft zu warten. Die Dschurneger standen jetzt beisammen. Bei ihnen befand sich ein Mann, dem es anzusehen war, daß er nicht zu ihnen gehörte. Seine Haut war zwar von der Sonne verbrannt, aber doch viel heller als

> Soll uns das Leben zum Heil gereichen,
> So muß es einem Tagebuch gleichen,
> Darin, soweit die Blätter gehn,
> Nur gute Werke verzeichnet stehn.
>
> Friedrich Bodenstedt.

„So ein Geschenk wagt ihr mir anzubieten?“ rief der Häuptling in zornigem Tone. „Ich brauche keine Perlen. Hängt sie euch selbst um die Hälse, wenn ihr solche Weiber seid! Allah sende euch schlechten Wind auf eurer Fahrt und tausend Krokodile, die euch fressen!“ —

die ihrige, und seine Gesichtszüge zeigten ebensoviel arabischen, wie Negertypus. Seine Gestalt war nicht hoch, aber sehr breit und ungemein kräftig gebaut. Gekleidet war er in einen lichten Haïk, dessen Kapuze seinen Kopf bis zur Stirn bedeckte. An den Füßen trug er Bastsandalen, und in der Hand hielt er ein doppelläufiges Gewehr von demselben starken Kaliber wie die einläufige Elefantenbüchse des Slowaken, welcher Vater der elf Haare genannt worden war. Ein langer, grauer Bart hing ihm fast bis auf den Gürtel herab. Sein Gesicht war tief eingefallen. Es machte den Eindruck inneren Leidens und äußerlicher Anstrengungen und Entbehrungen; doch war der Blick seines dunklen Auges lebhaft und von ungewöhnlicher Schärfe.

„Das ist der Sejad ijsal," sagte der Häuptling, indem er auf ihn deutete. „Er wird mir bezeugen, daß es gefährlich ist, zu den Belanda zu gehen."

„Ihr wollt zu den Belanda?" fragte der Neger, indem er die Deutschen mit einem langen Blicke musterte.

„Nur ich allein will hin," antwortete Schwarz.

„Dann bist du ein kühner Mann. Darf ich erfahren, welchem Stamme du angehörst?"

„Keinem. Ich bin ein Nemsawi *), welches Volk du wohl nicht kennen wirst."

„Ich kenne es, denn ich habe bei einem Nemsawi gewohnt, welcher mich aus großer Gefahr errettet und mir dann von seiner Heimat erzählt hat. Dein Vaterland zerfällt in mehrere Länder, deren jedes einen großen, mächtigen Sultan hat; aber der oberste Schah, welcher über sie alle herrscht, wird Uilelem auwalani **) genannt. Ist es so?"

„Ja," stimmte Schwarz bei.

„Sein oberster Wesir heißt Bisemar ***), und sein berühmtester Dschanaral †) ist Moltika ††) geheißen?"

„So ist es."

„Du siehst, daß ich dein Land und dein Volk kenne. Ihr habt große Kriege gehabt und alle Schlachten gewonnen, sogar den Sultan von Feransa †††) gefangen genommen. Ich liebe die Völker, welche tapfer sind, und ich liebe ganz besonders euch, weil ich einem der eurigen das Leben zu verdanken habe."

*) Deutscher.
**) Wilhelm der Erste.
***) Bismarck.
†) General.
††) Moltke.
†††) Frankreich.

„Darf ich erfahren, welcher Mann das ist?"

„Du darfst es. Ich trage seinen Namen stets auf der Zunge, um ihn zu preisen und ihm dankbar zu sein. Er nennt sich Emin Pascha und beherrscht das Land Wadelai. Kennst du ihn vielleicht?"

„Ja; er ist ein hochberühmter Mann, welcher alles thut, um den Wohlstand seiner Unterthanen zu begründen und zu heben. Besonders duldet er keinen Sklavenhandel, den er in seiner Provinz aufgehoben hat."

„Das ist recht von ihm, und darum bin ich doppelt sein Freund, obgleich er einer der Eurigen und nicht ein Anhänger des Propheten ist."

„Wie? Ich halte dich für einen Araber, und so wundert es mich, daß du ein Gegner des Sklavenhandels bist."

„Ich bin aus Dar Runga und besaß früher viele Sklaven, welche mich bedienten, aber ich hatte einen Feind, welcher mir aus Rache meinen Sohn, mein einziges Kind raubte und in die Sklaverei führte. Da gab ich sämtlichen Sklaven die Freiheit, vertraute meine Zelte und Herden meinem Bruder an und reiste fort, um den Geraubten zu suchen."

„Und du hast ihn noch nicht gefunden?"

„Nein. Viele Jahre sind vergangen, und ich sah weder meinen Sohn noch meine Heimat wieder. Ich wandere umher wie der Jahudi el Abadi*), von welchem die Christen erzählen, daß er in Ewigkeit wandern muß, weil er Isa Ben Marryam **) die Ruhe versagt hat. Auch den Feind, welcher mir meinen Sohn raubte, habe ich nicht wieder gesehen; nicht die geringste Spur fand ich von den beiden. Nun kann ich nichts anderes thun, als von Land zu Land, von Stamm zu Stamm ziehen, um es dem Zufalle zu überlassen, mir Kunde von dem Verlorenen zu geben. Jetzt komme ich von dem Idris und will zu den Belanda und Babukur."

„Du sagst aber doch, daß es sehr gefährlich sei, die ersteren aufzusuchen!"

„Von hier aus, ja, weil sie mit den hiesigen Negern in Feindschaft leben. Ich werde ihnen aber nicht sagen, daß ich von hier, von den Dschur, komme. Was willst denn du bei ihnen?"

Schwarz antwortete ihm so leise, daß die Neger es nicht zu hören vermochten:

„Ich will sie vor Abd el Mot warnen, welcher ausgezogen ist, das große Dorf Ombula zu überfallen."

*) Ewige Jude.
**) Jesus, Mariens Sohn.

„Wissen diese Dschur hier von dieser deiner Absicht?" fragte der Elefantenjäger ebenso leise.

„Der Häuptling kann es erraten; gesagt aber habe ich es ihm noch nicht."

„Sprich nicht davon, denn die Dschur sind Freunde des Abu el Mot. Du mußt gewärtig sein, daß sie dir heimliche oder gar gefährliche Hindernisse in den Weg legen. Kommt lieber zur Seite, damit wir ungehört darüber reden können."

Er führte die beiden so weit von den Schwarzen fort, daß sie von diesen nicht beobachtet werden konnten, und fragte, indem er sich mit den Händen auf sein Gewehr stützte, und die Deutschen forschend anblickte: „Warum wollt ihr den Belanda diesen Gefallen thun? Kann es euch nicht gleichgültig sein, ob sie Sklaven werden oder nicht? Seid ihr vielleicht befreundet mit ihnen?"

„Nein," antwortete Schwarz. „Wir waren niemals dort und kennen sie nicht. Aber nicht nur unsre Religion, sondern auch unser Herz gebietet uns, sie zu warnen."

„Dann seid ihr nicht diejenigen Christen, welche in andre Länder gehen, um die Völker derselben zu unterjochen und auszunützen, sondern wie Emin Pascha, welcher gekommen ist, seine Leute glücklich zu machen. Aus welchem Grunde aber seid ihr überhaupt in diese Gegend gekommen?"

„Um die Menschen, Tiere und Pflanzen, welche es hier gibt, kennen zu lernen."

Der Araber schüttelte den Kopf und antwortete: „Das kann euch doch gar keinen Nutzen bringen!"

Schwarz wußte sehr wohl, daß es fremde ausgebildete Völker gibt, deren Angehörige es nicht begreifen können, daß ein Mensch sich den Gefahren ferner Länder aussetzen kann, nur um des Wissens willen. Dennoch antwortete er:

„Du hast doch von den verschiedenen Ulum*) gehört, mit denen sich die Gelehrten beschäftigen?"

„Ja, ich kannte einen, welcher alle Nächte durch ein Rohr die Sterne anschaute. Was hatte er davon?"

„Er berechnete den Lauf der Sterne und bestimmte nach demselben die Zeiten, Jahre, Monden, Tage und Stunden."

„Das war ein guter Zweck. Aber ich habe gesehen, daß Emin Pascha Steine

*) Plural von Ilm=Wissenschaft.

und Pflanzen sammeln ließ. Wozu könnte das dienen?"

„Um die Heilkräfte dieser Pflanzen zu untersuchen und dann mit Hilfe derselben die Kranken gesund zu machen. Die Steine wollte er kennen lernen, um zu erfahren, ob es wertvolle unter ihnen gibt oder gar Erze, Gold und Silber."

„Wenn du es so erklärst, so erkenne ich freilich, daß die Wissenschaft ihre sehr guten Zwecke hat. Gehört ihr auch zu den Gelehrten?"

„Ja. Wir wollen bei den Niam-niam eine Station, einen Ort errichten, von welchem aus wir das Land untersuchen, um diejenigen Tiere, Pflanzen und Steine zu entdecken, deren Verkauf den Bewohnern Nutzen bringen kann. Wenn sie mit Hilfe eines solchen Handels das verdienen, was sie brauchen, so werden sie von dem verderblichen Sklavenhandel lassen."

„Diese eure Absicht billige ich, denn sie ist sehr gut. Ihr seid als die wahren Freunde der hiesigen Völker gekommen."

„Allerdings. Und weil dies der Fall ist, wollen wir die Belanda vor ihren Feinden, den Sklavenjägern warnen. Vielleicht ist es gar nicht nötig, daß ich zu ihnen gehe. Konntest du es nicht übernehmen, ihnen die Botschaft zu überbringen?"

„Nein. Ich würde verloren sein, da sie dann wüßten, daß ich hier bei den Dschur gewesen bin."

„Dann bin ja ich ebenso verloren."

„Nein, denn du bist nicht ein Araber, sondern ein Fremder. Ich werde nach dem Volke behandelt, bei welchem ich mich zuletzt aufgehalten habe. Darum muß ich aus Klugheit die Leute, welche ich aufsuche, stets in der Weise täuschen, daß ich behaupte, von einem befreundeten Stamme zu kommen. Bei euch ist das nicht nötig. Ihr als Fremde seid den Gesetzen der Blutrache nur dann verfallen, wenn ihr selbst, also in eigener Person, das Blut eines hiesigen Mannes vergießet. Woher wißt ihr denn so genau, daß Abd el Mot nach Ombula will?"

Schwarz erzählte ihm das heutige Abenteuer und gab ihm auch über sich und Pfotenhauer soweit Auskunft, daß der Araber am Schlusse der Auseinandersetzung sagte: „Bei Allah, ihr seid gerechte, menschenfreundliche und auch sehr mutige Leute! Ich werde gern mit dir nach Ombula reiten, wo ich vielleicht eine Spur meines Sohnes oder seines Entführers finde. Nur mußt du dort verschweigen, daß du mich hier bei den Dschur getroffen hast, da ich sonst, weil ich Gast derselben gewesen bin, bei den Belanda als Feind aufgenommen würde. Erfahren sie es nicht, so vermag ich dich vor Feindschaft zu schützen, denn mein Name ist ihnen gar wohl bekannt. Alle Völker von hier bis hinunter zu den Leuten am Ufer des Tanganyikasees haben Ehrfurcht vor dem Manne, welcher überall nur Sejad ijal genannt wird."

„So preise ich den Zufall, welcher mich mit dir zusammengeführt hat."

„Ja, du magst ihn preisen, denn ohne mich würdest du nie aus dem Gebiete der Belanda zurückgekehrt sein, denn du wärst ganz gewiß in die Hände der Sklavenjäger gefallen, da du nicht wissen kannst, wie dieselben reisen."

Das klang so selbstgefällig, daß Schwarz es für geraten hielt, zu entgegnen:

„So schlimm wäre es wohl nicht geworden. Ich habe mit Menschen zu thun gehabt, welche wenigstens ebenso gefährlich waren, wie diese Jäger es sind, und wenn ich auch die Gegend nicht kenne, so wäre das doch nicht das erste Mal, daß ich mich durch ein feindliches Gebiet zu schlagen hätte."

„Ja, ich weiß es, ich weiß es," nickte der Araber, indem ein überlegenes, aber wohlwollendes Lächeln um seine bärtigen Lippen spielte; „die Gelehrten wissen alles und können alles, und also ist es wohl möglich, daß Allah dir geholfen hätte, den dir hier drohenden Gefahren zu entgehen; aber ich denke, daß ich dir immerhin von einigem Nutzen sein werde. Du bist ein Deutscher; ich wünsche, dein Freund zu sein, und hoffe, daß du mich nicht zurückweisen werdest."

„Dich zurückweisen? Das kann mir gar nicht einfallen! Ich gebe dir vielmehr hiermit die Hand, dich willkommen zu heißen, und sage dir aufrichtig, daß ich mich sehr darüber freue, dich getroffen zu haben."

Der Sejad ijal schlug in die dargebotene Hand ein und sagte in wohlwollendem Tone: „Ich erkläre, daß ich mit dir gehen und dich beschützen werde. Du scheinst ein mutiger Mann zu sein; aber die Gelehrten verstehen es nicht, gegen den Löwen und Panther, den Elefanten, das Nashorn und Flußpferd zu kämpfen. Ich jedoch lebe von der Jagd dieser Tiere und kann dich von ihnen befreien. Mit deiner kleinen, dünnen Flinte könntest du nicht eins dieser Tiere erlegen. Da sieh dagegen einmal mein Gewehr an!"

Er hielt ihm die alte, schwere Waffe vor die Augen. Jetzt war es Schwarz, welcher mit einem leise ironischen Lächeln antwortete:

„Ja, es ist noch einmal so dick wie das meinige; aber Allah gibt zuweilen auch dem Schwachen Stärke. Doch freut es mich, überzeugt sein zu dürfen, daß ich mich auf deinen Schutz verlassen kann. Es ist fest beschlossen, daß wir zusammen reisen; wann aber bist du zum Aufbruche bereit?"

„Sobald ich mich bei den Dschur hier mit einem neuen Reittier versehen habe. Mein Ochse, der mich hierherbrachte, ist abgetrieben, und da unsre Reise schnell vor sich gehen muß, so werde ich ein Kamel oder ein Pferd kaufen."

„Das muß ich auch thun. Bist du mit Geld versehen?"

„Nein. Geld habe ich nie. Ich bezahle alles mit Elefantenzähnen und Nashornelfenbein. Ich kam mit zwei Tieren. Das eine trug mich, das andre die Zähne, welche ich erbeutet hatte. Das reicht mehr als hin, zwei Pferde oder Kamele und auch Proviant für uns einzutauschen. Ich werde den Handel machen, und du kannst mich dann mit Geld bezahlen, damit ich auch einmal ein Silberstück in die Hand bekomme."

„Schön! Aber du wirst es erlauben, daß ich mir mein Tier selbst auswähle!"

„Nein, das darf ich nicht erlauben. Wir dürfen keine Unklugheit begehen. Diesen Dschur ist nicht zu trauen. Sie halten es mit Abu el Mot, welcher in jedem Augenblicke zurückkehren kann. Wenn sie ihm sagen, daß du nach Ombula willst, wird er dich töten. Es ist ein Fehler von dir, daß du nach diesem Orte gefragt hast. Du mußt ihn dadurch wieder gut machen, daß du dir den Anschein gibst, als ob du diese Absicht aufgegeben hättest. Wie du siehst, beladen sich die Dschur soeben mit den Gegenständen, welche sie dem Feuer entrissen haben. Sie werden mit denselben in ihr Dorf zurückkehren, und ich begleite sie. Sobald ich dann den Handel abgeschlossen habe, komme ich wieder, um dich abzuholen."

„So soll ich hier auf dich warten?"

„Ja; aber du mußt dich verbergen, damit Abu el Mot, wenn er je schon jetzt ankommen sollte, dich nicht finden kann. Du sagst jetzt dem Schech der

Dschur, daß du nicht nach Ombula wolleſt, da dieſer Weg für dich zu gefährlich ſei. Ihr kehrt in euer Boot zurück und fahrt mit demſelben ab. Sobald man euch von hier aus nicht mehr ſehen kann, legſt du wieder am Ufer an, um auszuſteigen und heimlich hierher zurückzukehren. Siehſt du dort links den hohen Hegelik *) über die andern Bäume ragen? An ſeinem Stamme magſt du auf mich warten, während dein Boot nach der Seribah Madunga weiterführt, wo du mit deinen Gefährten wieder zuſammentreffen wirſt."

Schwarz erklärte ſich einverſtanden, fügte aber hinzu:

„Ich darf mich doch auf dich verlaſſen? Denke dir meine Lage, wenn mein Boot fort wäre und du nicht kämeſt!"

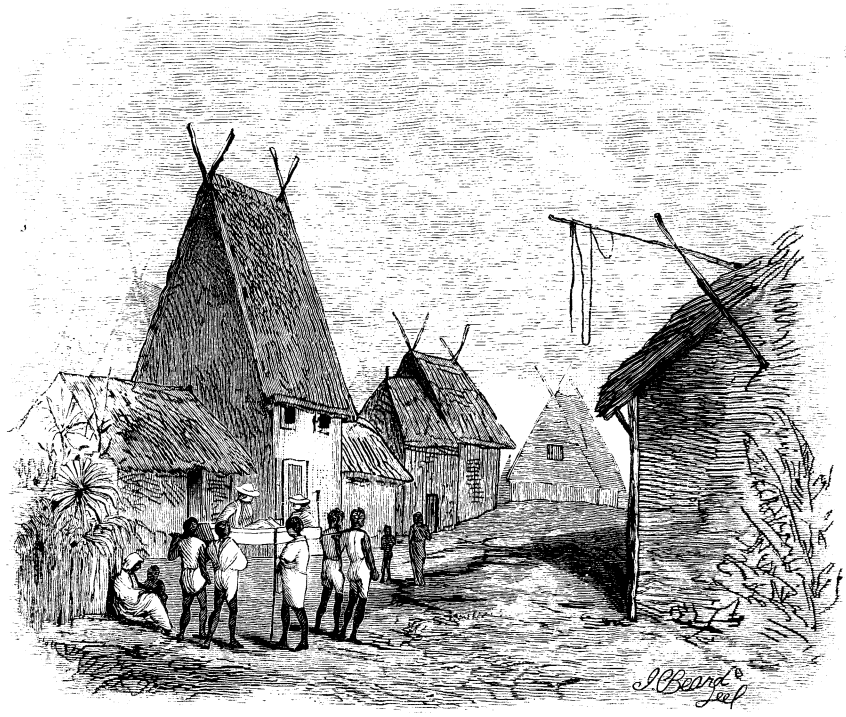
„Habe keine Sorge! Ich gebe dir hiermit meine Hand und ſchwöre dir bei Allah und dem Propheten, bei meinem Barte und bei allen meinen Vätern, daß ich jetzt alles, was du brauchſt, für dich beſorgen und dann zu dir zurückkehren werde!"

Dieſen heiligen Schwur bricht ein Mohammedaner nie; er gibt vielmehr ſein Leben daran, ihn zu halten. Darum fühlte Schwarz ſich vollſtändig beruhigt. Gut war es übrigens, daß die Verabredung zu Ende war, denn jetzt kam der Schech herbei, welchem es aufgefallen war, daß die drei Männer ſo abſeits heimlich miteinander verhandelten. Auf ſeinem Geſichte lag das deutlichſte Mißtrauen, als er fragte: „Darf ich hören, was hier geſprochen wird? Wir gehen jetzt nach unſrem Dorfe. Wenn der fremde Herr wirklich zu den Belanda will, ſo werde ich ihm einen Führer auswählen, der ihn bis an die Grenze bringt."

„Das hat ſich erledigt," antwortete der Elefantenjäger. „Dieſe Männer haben eingeſehen, daß es gefährlich iſt, jetzt ihren Vorſatz auszuführen. Sie werden alſo aufbrechen, um ihre Reiſe fortzuſetzen."

„Aber es wurde mir doch Geld verſprochen!" meinte der dicke Schwarze enttäuſcht.

„Für den Führer, ja; aber da ſie ihn nun nicht brauchen, haſt du nichts zu verlangen."



Eine Straße des Dorfes Biforana auf Madagaskar.

„Wohin wollen ſie von hier aus?"

„Den Fluß abwärts, bis ſie ein Schiff erreichen, mit welchem ſie nach Chartum fahren können."

„So erfordert es die Höflichkeit, daß ich ſie bis an ihr Boot begleite, um ihnen dort Heil für die Reiſe zu wünſchen."

Sein Mißtrauen war nicht geſchwunden. Er wollte ſich von der Abfahrt der Weißen überzeugen. Der Jäger verabſchiedete ſich ſogleich von ihnen, wobei er durch eine heimliche Pantomime zu verſtehen gab, daß er ſicher Wort halten werde. Der Schwarze aber ging mit ihnen bis zur Stelle, an welcher ihr Fahrzeug angebunden lag. Er betrachtete die Inſaſſen desſelben genau und ſagte dann:

„Ich muß auf das Geld verzichten; aber ihr werdet nicht abreiſen, ohne mir ein Geſchenk gegeben zu haben. Ich bin der Schech des Dorfes und habe von jedem Fremden, welcher unſer Gebiet betritt, den Tribut zu fordern."

„Wir haben nur die Seribah, nicht aber dein Dorf betreten," antwortete Schwarz. „Dennoch will ich dir eine freiwillige Gabe nicht verweigern, damit du Gelegenheit findeſt, in Freundlichkeit an uns zu denken. Hier nimm!"

Er hatte, wie jeder Europäer, der die dortigen Länder bereiſt, einen Vorrat von Handels- und Tauſchartikeln bei ſich und entnahm demſelben mehrere Perlenſchnüre, die er dem Neger reichte. Aber in neuerer Zeit ſind ſo viele Glasperlen durch die Händler nach dem Bahr el Dſchur gebracht worden, daß dieſe Ware ihren früheren Wert dort faſt ganz verloren hat. Der Häuptling hielt die Schnüre einige Augenblicke in der Hand, warf ſie dann in das Boot zurück und rief in zornigem Tone:

„So ein Geſchenk wagt ihr mir anzubieten? Ich brauche keine Perlen. Hängt ſie euch ſelbſt um die Hälſe, wenn ihr ſolche Weiber ſeid! Allah ſende euch ſchlechten Wind auf eurer Fahrt und tauſend Krokodile, die euch freſſen!"

Dann rannte er, ſo ſchnell es ihm ſeine Korpulenz geſtattete, von dannen. Die Ruderer lachten ihm nach; die Weißen aber nahmen die Sache ernſter. Als das Boot vom Ufer geſtoßen war und der Mitte des Stromes zuſtrebte, ſagte Schwarz:

„Dieſer Menſch hatte ſich wohl den Empfang einiger Thereſienthaler eingebildet. Nun mag ich mich nur vor ihm und ſeinen Leuten in acht nehmen."

„Ja, vorſichtig wirſt du ſein müſſen," antwortete der Graue. „Nun darfſt dich von ihnen nit derblicken laſſen. Sie ſchaffen jetzt die Sachen von der Seribah fort, kehren aber gewiß nochmals zurück, um vollends aufzuräumen. Wenn ſie dich dabei entdecken, ſo will ich zwar nit ſagen, daßt verloren biſt, doch halt' ich's für beſſer, daß ich bei dir bleib', bis der Araber kommen iſt und ihr glücklich abgreiſt ſeid. Was denkſt du dazu?"

„Ich gebe dir nicht unrecht; du magſt mich alſo begleiten. Damit auch du dich dann nicht allein befindeſt, nehmen wir

*) Balanites aegyptiaca.

noch einen Ruderer mit. Uebrigens wollte ich es den Negern nicht raten, mich zu überfallen; sie würden vor meinen Kugeln bald davonlaufen."

Das Boot hatte jetzt die Strömung erreicht und trieb mit derselben so schnell abwärts, daß man das Ufer bald wieder aufsuchen konnte. Dort wurde das Fahrzeug im Schilf verborgen, und Schwarz versah sich mit den Gegenständen, welche ihm als notwendig erschienen. Dann brach er auf, begleitet von dem Grauen und einem bewaffneten Schwarzen. Der Steuermann erhielt den Befehl, die Rückkehr der letzteren zwei hier zu erwarten und dabei den Fluß im Auge zu behalten.

Auch hier besaß der Wald nur eine sehr geringe Breite, so daß die drei Männer schon nach wenigen Schritten den Rand desselben und die offene Ebene erreichten. Dort schritten sie nun südwärts der Seribah wieder zu.

Nach Verlauf einer Viertelstunde sahen sie die Trümmer derselben, aus denen sich noch immer ein leichter Rauch erhob. Sie mußten, um unbemerkt zu bleiben, ihren Weg nun zwischen den Bäumen fortsetzen und erreichten glücklich den Hegelikbaum, unter dessen Dach sie sich niederließen, um die Ankunft des Elefantenjägers zu erwarten.

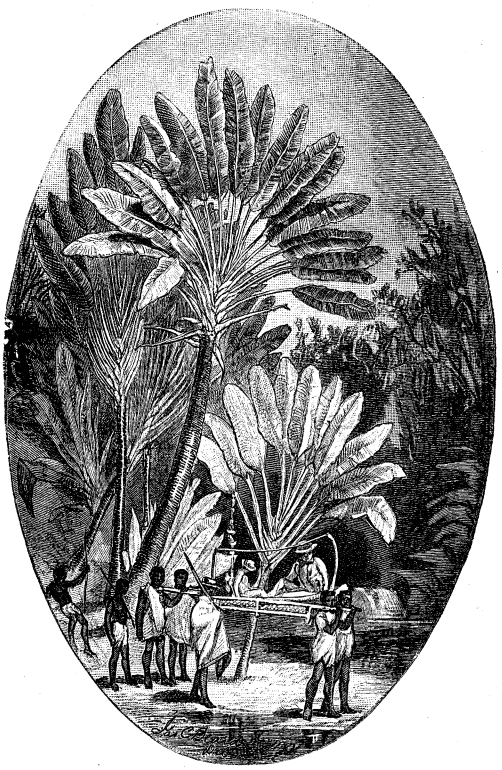
Die baldige Rückkehr desselben mußte ihnen um so erwünschter sein, als der Tag schon weit vorgeschritten war und die Sonne sich dem westlichen Horizonte schnell zuneigte.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Madagaskar.

Alle unsre jungen Kameraden kennen ohne Zweifel von der Landkarte her die große Insel Madagaskar, welche nur 42 geographische Meilen von der Ostküste Afrikas entfernt, 260 geographische Meilen lang, stellenweise bis zu 80 geographische Meilen breit, somit die drittgrößte Insel unsrer Erde ist und zu ihrem größten Teile noch innerhalb der Tropen liegt. Der große Flächenraum der Insel, welcher 10750,85 geographische Quadratmeilen = 591964 qkm umfaßt, und ihr ganzer eigenartiger Charakter in Beziehung auf Aufbau, Pflanzen- und Tierwelt würde es berechtigen, daß unsre Geographen und Naturforscher, welche Madagaskar als zu Afrika gehörig betrachten, diese Insel als einen eigenen selbständigen Kontinent behandeln würden, und sie werden dies auch ohne Zweifel seiner Zeit thun, wenn Madagaskar erst genauer untersucht ist, was bis jetzt noch nicht der Fall. Ja, obwohl die Franzosen erst vor einigen Jahren einen erfolglosen Versuch gemacht haben, sich dieser großen reichen Insel zu bemächtigen, obwohl wir wissen, daß weitaus die Mehrzahl ihrer Bewohner zum Christentum bekehrt sind und auf den untersten Stufen der Civilisation stehen, und daß Missionare aller christlicher Konfessionen auf Madagaskar thätig sind, ist unsre Kunde von der Insel doch erst eine sehr beschränkte, aber eine in hohem Grade interessante, welche immer fesselnder wird, je mehr wir sie erweitern. Wir wollen daher unsre lieben jungen Kameraden in Kürze mit dieser merkwürdigen Insel etwas näher bekannt zu machen suchen.

Madagaskar ist von verschiedenen Gebirgsketten durchzogen, welche sich in einzelnen Spitzen bis zu 2500 und 2728 m Meereshöhe erheben, und zwischen diesen meist noch unerforschten Höhenzügen erstrecken sich große Hochebenen (z. B. das Imerina-Plateau, auf welchem mindestens zwei Drittel der ganzen Bevölkerung wohnen), welche von großen Flüssen durchzogen werden, und auf welchen auch bedeutende Seen sich finden. Das Klima ist ein vorwiegend tropisches, auf den Höhen frisch und gesund, in den Niederungen und in der Nähe der Seen fieberreich und ungesund. Beinahe um die Küste der ganzen Insel erstreckt sich eine schmale Waldzone, umgeben von einer Oede und Wüste; dann zieht sich über den größten Teil des Innern dichter tropischer Wald von teilweise sehr wertvollen Nutzhölzern hin, unter denen wir nur das Ebenholz und Mahagoni hervorheben. Auf dem mittleren Plateau aber sind die Wälder beinahe ausgerodet. Unter den der Insel eigentümlichen und einheimischen Gewächsen sind manche, welche ein besonderes Interesse beanspruchen, z. B. der sogenannte Ranivala oder der Baum der Reisenden, die Urania speciosa der Botaniker, von welchem unsre lieben Kameraden wohl schon gehört haben werden, und die Spitzenblatt- oder Gitterpflanze, Ouvirandra fenestralis u. a. m. Die Ravenala oder Ranivala ist der Art nach eine dem Pisang ähnliche prächtige Pflanze, welche 3½ bis 6 m hoch wird und an geeigneten Stellen gesellig lebend und kleine Haine bildend vorkommt, deren einen wir unsren jungen Kameraden auf beistehendem Holzschnitt vorführen. Die Ravenala hat sehr langgestielte große Schaufelblätter, welche den Stamm nicht einwickeln, sondern sich auf dessen Spitze sichelartig erheben. In den Blattstielscheiden sammelt sich reines frisches Wasser, welches, wenn man die Hülle durchsticht, dem Reisenden jederzeit ein gutes Trinkwasser liefert; daher denn der Trivialname des Baumes. Dieser leistet aber den Bewohnern der Insel noch viele andre wichtige Dienste. Die Blätter (jedes derselben ist ½ m breit und 6½ bis 10 m lang) dienen auf der ganzen Ostseite der Insel zum Dachdecken, aus den Blattstielen flicht man die Hauswände, mit der harten Außenrinde, welche weich geklopft wird, bedeckt man den Fußboden anstatt eines Fußteppichs, und das grüne Blatt benutzt man zum Verpacken, als Tischtuch, Teller, als Teil von Musikinstrumenten, zusammengelegt als Löffel, Trinkgeschirr, besonders wenn man sich des Wassers in den Blattstielhüllen bedienen will. Auf der Westseite der Insel ist der Baobab häufig, an der Küste Akazien, Casuarinen, Pandanus, prächtige Baumfarne, Strychnosbäume ꝛc., auf deren Kronen prächtige Orchideen vorkommen.



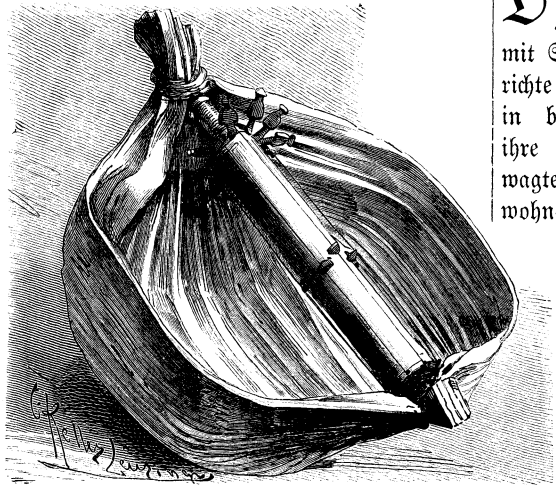
Ein Ravenala-Hain.

Andre wertvolle Bäume sind der Ampaly, mit dessen harten Blättern Holz poliert wird, die Avoha, aus welcher man grobes Papier macht, die Tapia edulis, auf welcher die einheimische Seidenraupe lebt, die Azaina, aus deren Stamm man Einbäume (Kähne) verfertigt und deren Saft das gelbe leimartige Kitty-Gummi liefert, sowie die Voahena, aus der man reichlich Gummielastikum gewinnt. An Nahrungspflanzen erzeugt Madagaskar Reis, die Hauptnahrung des Volkes, Zucker, Gewürz, Brotfrucht, Kokosnüsse, Plantanen (Paradiesfeigen), Bananen, Yams, Ananas, Pfirsiche, Orangen und eine Menge andrer Früchte, dazu Tabak, Baumwolle, Indigo und Kaffee, welcher dort neuerdings eingeführt worden ist. Nicht minder zahlreich an Arten und Individuen ist das Tierreich, worunter drei nur der Insel eigentümliche Familien und 20 Genera, und unter diesen einige höchst eigenartige, wie die affenartigen Lemuren und das seltene Aye-Aye (Chiromys madagascariensis), mehrere Vögel, große Schlangen und Krokodile vorkommen. Letztere beleben alle Flüsse und werden beinahe heilig gehalten.

Madagaskar hat eine Einwohnerzahl von ungefähr dritthalb Millionen Menschen, welche Malagasi oder Malgaschen genannt werden, die sich in folgende Stämme teilen: 1 700 000 Howas (mit Einschluß von 200 000 Ibaras und 300 000 Betsileseu), 500 000 Sakalawas (schwarze Ureingeborene und die schönsten dieser Rassen) und 300 000 Betsimasarakas. Die beiden letztgenannten leben teilweise im Kriege mit der herrschenden Rasse der Howas, welche dermalen (seit 1883) von einer beinahe schwarzen jungen Königin Namens Rasendronovo Ranavolona III. regiert wird, welche in der Hauptstadt Antananarivo residiert. Diese ist Christin, wie die Mehrzahl ihrer Unterthanen, und beschützt die verschiedenen Missionäre, welche sich auf der Insel aufhalten und das Christentum ausbreiten helfen.

Von einem derartigen englischen Missionar, Namens Steedman, will ich nun meinen jungen Kameraden etwas erzählen. Derselbe wohnte in dem aus einer einzigen Straße von Bambushütten bestehenden Dorfe Biforana (wovon wir andrerseits eine Ansicht gaben und das auf halbem Wege zwischen Antananarivo und der Ostküste liegt) und mußte eines Tags eine Reise in das Innere der Insel machen, um einen schwer erkrankten Kollegen zu besuchen. Diese Reise will ich nun meinen lieben jungen Kameraden flüchtig beschreiben, um ihnen einen ungefähren Begriff von der Natur der Insel Madagaskar und der Art, wie man dort reist, zu geben.

Herr Steedman wollte den Ausflug nicht allein machen und nahm deshalb seinen elfjährigen Sohn Harry mit, der ihn schon auf mehreren kleinen Reisen ins Innere begleitet hatte. Landstraßen und gute Wege gibt es auf Madagaskar nicht, und man kann sich daher weder der Räderfuhrwerke, noch selbst der Reitpferde und Maultiere, und nur auf ganz wenigen kurzen Strecken der Reiteselbedienen. Die gewöhnlichste Art zu reisen ist nächst den Fußwanderungen die im Palankin oder der Sänfte, welche in einem aus Bambus geflochtenen länglichten Korbe besteht, der mit abgenähten oder gesteppten Schaffellen ausgelegt ist. Zu beiden Seiten dieses Korbs laufen lange Stangen, die auf den Schultern von vier Madagassen ruhen, und vier andre gehen als Ablösung neben der Sänfte her. Ueber der letzteren ist eine aus Palmfasern geflochtene Matte als Schutzdecke ausgebreitet. In einer solchen ruhte nun Herr Steedman, während Harry traulich zu seinen Füßen saß. So zogen sie, von einem Führer geleitet,



Sesando. Musikinstrument der Eingeborenen von Madagaskar.

aus dem Dorfe Biforana hinaus und zunächst durch den benachbarten Sumpf, bis der Schlamm so dick und zäh wurde, daß die Sänfte nicht mehr leicht getragen werden konnte, weshalb denn Vater und Sohn je von einem stämmigen Eingeborenen auf die Schultern genommen und auf diese Weise getragen wurden, bis der Weg sich etwas besserte.

Herr Steedman verband mit dieser Reise noch einen andern Zweck, nämlich die schon obenerwähnte Spitzenblattpflanze oder Wasseryam aufzusuchen, welche angeblich in den Wäldern jenseits Biforana wachsen sollte, und die er in ihrem natürlichen wilden Zustande sehen und seinem Sohne zeigen wollte. Harry hatte sich aus diesem Grunde und aus andern so sehr gewünscht, seinen Vater zu begleiten, da er sich eine solche Reise in einer Sänfte ungemein angenehm und behaglich vorstellte, und anfangs schien auch alles gut zu gehen; allein als er erst eine Stunde lang auf den Schultern eines vierschrötigen Madagassen tüchtig herumgeschüttelt worden und dann wieder in die Sänfte gestiegen war, welche von den Trägern mit unsäglicher Mühe und Anstrengung einen steilen, steinigen Berghang emporgeschleppt wurde, so daß die beiden Reisenden bis zur Ermüdung gerüttelt und hin und her geschleudert wurden, da wünschte Harry im stillen lieber zu Hause geblieben zu sein.

(Schluß folgt.)

Eine Jagd im hohen Norden.

Du kennst, mein lieber Kamerad, das Land der Mitternachtssonne und hast mit Staunen und Begeisterung die Berichte der kühnen Reisenden gelesen, die in bewunderungswürdiger Aufopferung ihre Gesundheit und ihr Leben daran wagten, jenes Wunderland und seine Bewohner aufzusuchen, zu erforschen und zu ergründen. Zahllos sind die Gefahren, zahllos die Probleme, die dem Forscher da entgegentreten, unbeschreiblich die Eindrücke, die er empfängt, wenn er unser Tagesgestirn bald ganz missen muß, wenn es wieder monatelang als ein roter Feuerball am dunklen Horizonte schwebt, wenn er über ungeheure Eisfelder zieht, wenn dunkle Bergriesen vor ihm auftauchen, nackte Felsenwände und ungeheure, kühn geformte Eisberge, die glutumrandet zum nächtlichen Himmel emporragen, wenn die magnetischen Feuersäulen am Firmamente aufsteigen, die Landschaft plötzlich mit einem Flammenmeer übergießen, ein Feuerwerk

der Natur, wie es sich die kühnste Phantasie nicht herrlicher und großartiger vorzustellen vermag.

Wir wollen, veranlaßt durch unser prächtiges Bild, das du auf der nächsten Seite vorfindest, diesem geheimnisvollen Wunderlande einen kurzen Besuch abstatten, der heute nicht jenen phänomenalen Lichterscheinungen, sondern seinen weltabgeschiedenen, ebenfalls sehr interessanten tierischen Bewohnern gelten soll.

Sieh dort, auf dem mächtigen Gletschereis, das sich in entzückend schönen grotesken Formen weit hinaus ins Meer schiebt, das zottige Tier, mit dem langsam bedächtigen Gang. Es trottet die steile Eisfläche hinab, einem Streifen offenen Wassers zu, gefolgt von seinen Jungen, die sich mit dem Uebermute der Jugend in tölpischer Weise zausen und balgen. Du kennst den Bewohner dieses mit ewigem Eis bedeckten nordischen Küstenstriches, es ist der Eisbär, den du so oft schon im Zoologischen Garten und in der Menagerie beobachtet hast. Gemächlich traben die Tiere bergab, sie sind nicht mehr weit von der Eisgrenze entfernt, dort, wo der leuchtende Gletscher in die dunkle Flut taucht. Jetzt steht die Bärenmutter still, ihr mächtiger Kopf hält sich unverwandt der See zu, sie scheint scharfen Auslug nach einer Beute zu halten. Plötzlich nimmt sie ihre unterbrochene Promenade wieder auf, jetzt aber in einem Tempo, daß ihr der Mensch nicht mehr zu folgen vermöchte. Ihr spähendes Auge hat trotz des Halblichtes, das über der Landschaft liegt, draußen auf dem offenen Wasser, eine Anzahl kleiner dunkler Punkte entdeckt, die sich mit ziemlicher Geschwindigkeit, von Süden her nördlich bewegen. Es sind die Köpfe einer Robbenherde, die sich vielleicht vor Wochen schon auf einem Eisfelde nach dem Süden treiben ließen, ihr blinkendes Floß aber verlassen mußten und nun der arktischen Heimat wieder zuschwimmen. Die Bärin hat ihre Schnelligkeit verdoppelt, gewandt klimmt sie über Blöcke und Risse, jetzt hat sie den Rand des Eises erreicht, geräuschlos steigt sie in die Flut. Sie hält indes nicht auf ihr Jagdwild, sie schwimmt nordwärts, denn sie will der Herde den Wind abgewinnen. Sie legt in größter Stille einen weiten Bogen zurück, jetzt ändert sie ihren Kurs. Die Robben scheinen ihr entgegen zu kommen und immer näher, sie taucht unter das Wasser, wohl an zehn Minuten hält sie sich unter demselben, da schneidet ein gurgelnder Ton durch die Luft, fast wie ein Menschenlaut anzuhören, weißer Gischt spritzt auf, er bezeichnet die Stelle eines kurzen Kampfes, mit Gedankenschnelligkeit tauchen die schnauzbärtigen Schwimmer mit den großen klugen Augen unter oder stieben ängstlich auseinander, einen aber hat die Bärin von unten her mit ihren mächtigen Kinnbacken erfaßt und nun rudert sie mit ihrer Beute der Stelle zu, wo die Jungen unruhig ihrer harren. Mit kräftigem Ruck zerrt und schleppt sie das fette Tier, das dabei schlottert wie ein Stärkepudding, auf den Gletscherhang, die Jungen mit drolligem Ungestüm hinterdrein. Daß nunmehr die Mahlzeit ohne Umstände und in ausgiebigster Weise vor sich ging, bedarf wohl keiner Versicherung.

Madagassischer Trinkbecher, aus einem Ravenalablatt gebildet.

Menschliche Größe und Schwere.

In seiner Schrift, betreffend die menschliche Größe und Schwere, sagt Professor Broca, daß nach seiner Berechnung ein normal ausgewachsener Mensch so viel Kilogramm schwer sein müßte, wie er Centimeter an Höhe mißt, nach Abzug des ersten Meters. Ein Mensch also, der 1 m 75 cm mißt, sollte 75 kg wiegen. Ist er schwerer oder leichter, so ist er entweder zu stark oder zu mager.

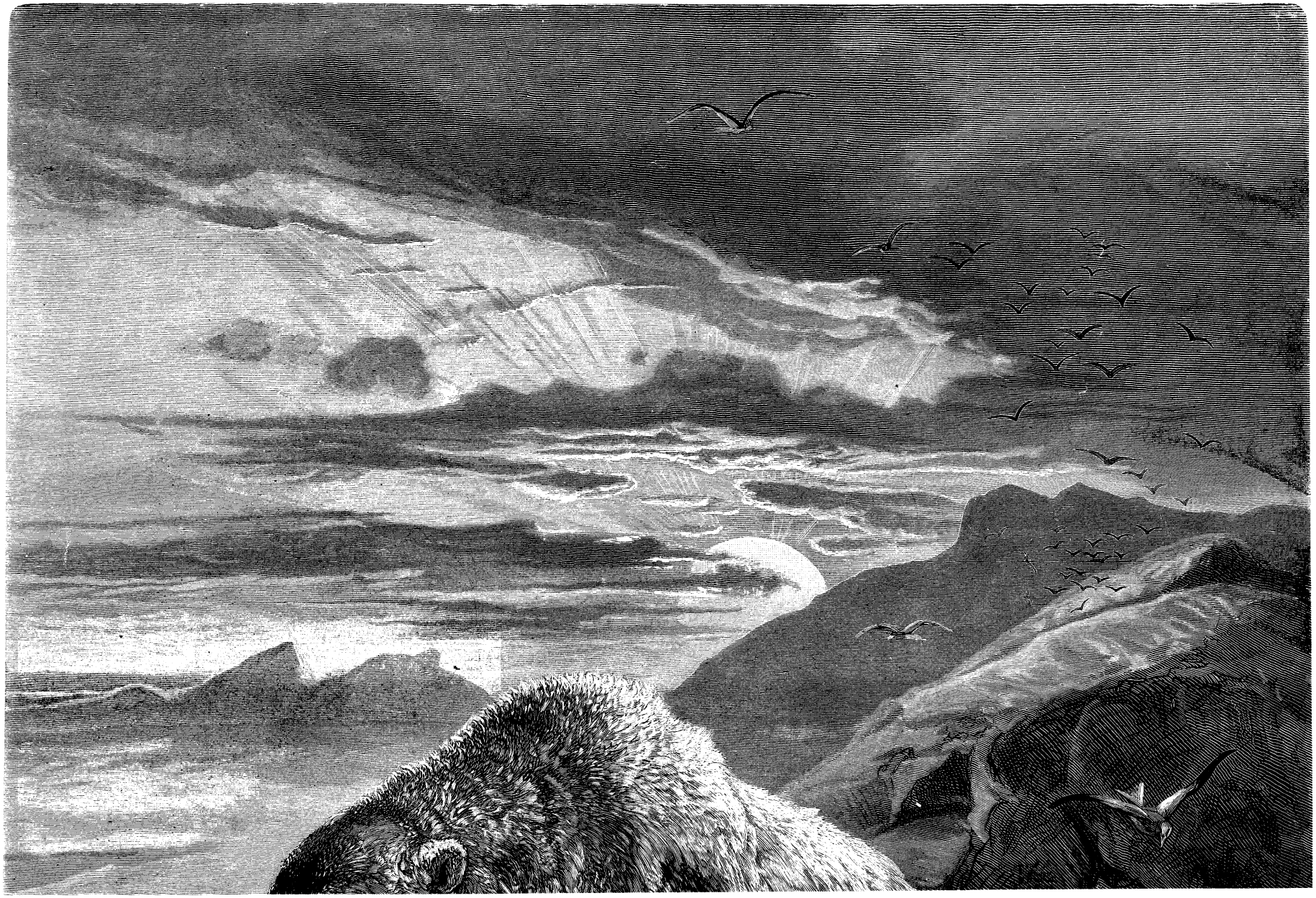
Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

12. Auf der Verfolgung von Pferdedieben.

Als ich ein andermal während der Sommermonate in Begleitung von Sir Macdonald einen kurzen Ausflug in die westlichen Berge unternahm, und alles auf der Faktorei mit Erntearbeiten beschäftigt war, wurde mein Vater eines Morgens mit der unangenehmen Nachricht überrascht, daß sämtliche jungen Pferde während der Nacht aus der Koppel gestohlen worden wären. Mein Vater erschrak nicht wenig, weil es durchaus an Zeit fehlte, den Dieben nachzusetzen, zumal man nicht wußte, wohin sich diese mit ihrem Raube gewandt haben könnten. Waren die Diebe Indianer gewesen, was mein Vater nicht recht glaubte, so blieb die Verfolgung über die Pike-Peak-Berge ausgeschlossen, weit dort in der Reservation bald alle Spuren verloren gehen mußten; waren es weiße Spitzbuben gewesen, so hatten diese sicher den Weg nach Süden gewählt, um die gestohlenen Tiere nach Texas zu bringen. Die endlosen Prairien im Osten und Süden unsrer Heimat begünstigten die Flucht der Diebe, welche nur einen der zahlreichen Büffelpfade einzuschlagen brauchten, um unentdeckt zu bleiben.

Nichtsdestoweniger beschloß mein Vater die Verfolgung und übertrug die Leitung derselben einem energischen Offizier mit Namen Oldham, da er selber die Faktorei nicht verlassen konnte. Noch vor Mittag saßen die Verfolger in den Sätteln; es waren im ganzen zehn, der Lieutenant, ein Unteroffizier, fünf Soldaten und drei von unsern Taglöhnern oder



Der Eisbär über seiner Jagdbeute.

Knechten, welche die Pferde kannten, auch wenn inzwischen die den Tieren aufgebrannte Marke verändert sein sollte. Alle waren wohlbewaffnet und saßen, wenn auch nicht auf besonders schnellen, so doch auf ausdauernden Pferden. Auch Olof Römann befand sich unter den Verfolgern.

Mr. Oldham war ein durchaus geeigneter Mann für die ihm von meinem Vater gestellte Aufgabe. Er hatte in früheren Jahren die Kämpfe der amerikanischen Truppen gegen die Indianer in Neu-Mexiko mitgemacht, kannte deshalb die Gegenden, welche durchritten werden mußten, und war entschlossen, die Räuber zu verfolgen, bis er sie eingeholt hätte. An den Ufern des Arkansas fand Mr. Oldham auch wirklich die ersten deutlichen Spuren, daß ein größerer Trupp von Pferden in den Fluß hineingetrieben und andrerseits wieder an dem lehmigen Ufer emporgestiegen wäre. Nun bestand bei ihm kein Zweifel mehr, daß er es mit weißen Spitzbuben zu thun hätte, welche die halbedlen Tiere nach Texas oder Neu-Mexiko auf den Markt zu bringen gedachten. Die Spur konnte südlich noch weiter verfolgt werden, so lange es Tag blieb; während der Nacht jedoch regnete es in Strömen, und alle Spuren mußten verwaschen sein. Mr. Oldham ward indessen nicht mutlos, als seine Begleiter ihn hierauf aufmerksam machten; er ließ mit dem ersten Tagesgrauen wieder satteln und setzte die Verfolgung fort, weil er hoffte, daß er jenseits der Zone, wo dieser Regen gefallen, die Spur der Diebe wiederfinden würde.

Als der Abend hereinbrach, ohne daß dies geschehen war, beschloß Mr. Oldham seine kleine Truppe zu teilen; eine Hälfte sollte südlich nach Texas hinein, die andre südwestlich auf Santa Fé zu reiten. Olof Römann, welcher uns hierbei am meisten interessiert, wurde der Abteilung zugewiesen, welche unter dem Befehl des Lieutenants blieb. Am nächsten Morgen trennten sich die Verfolger wirklich. Mr. Oldham, drei Soldaten und Olof Römann setzten über den Canadian River und wandten sich nach Süden, der Unteroffizier ritt mit den übrigen Männern südwestlich ab. Ich folge nun im weiteren dem Berichte Olofs, welcher bei dieser Gelegenheit ein eigentümliches Abenteuer erleben sollte.

Nach einem angestrengten Ritt — erzählte er mir — erreichten wir abends die schönen Ufer des Frioflusses und befanden uns schon sechs Stunden auf texanischem Gebiet. Ohne die mindeste Spur gefunden zu haben, waren wir bis hierher gelangt und hatten nicht die geringste Aussicht, in den nächsten Tagen glücklicher zu sein. Von den Entbehrungen ganz abgesehen, war der Marsch ungeheuer ermüdend für Roß und Reiter; zur Abwechselung waren die sandigen Prairien statt mit struppigen Büschen mit wilden Kakteen oder indianischen Feigenbäumen bestanden; fortwährend waren wir zu Umwegen gezwungen, weil unsre Pferde das stachlichte Dickicht nicht durchdringen konnten. Der Marsch in der Sonnenglut hatte uns so gewaltig ermüdet, daß wir den dichten, dunklen Baumgürtel, welcher die Ufer des Frio umgibt, mit gerechtester Freude begrüßten. Ohne Zeit zu verlieren, tränkten wir unsre Pferde, versicherten uns derselben auf texanische Art, indem wir eine aus mehreren Lassos bestehende Umzäunung herstellten, zündeten daneben ein Feuer an und nahmen selber unser Abendbrot ein.

Unser Lagerplatz war so schön, wie wir ihn nur wünschen konnten, zumal der Vollmond am Himmel stand, wie immer, wenn die Indianer auf Raub ausgehen. Durch die schmalen Lücken zwischen den Kronen der Bäume, unter welchen unser Lagerfeuer fröhlich knisterte, warf der Mond sein Licht auf den Boden herab; die gewaltigen Wipfel der Eichen und schwarzen Walnußbäume, welche grell durch das Mondlicht beleuchtet waren, bildeten einen schroffen Gegensatz zu dem düstern Schatten, welchen die dichtbelaubten Aeste auf den Erdboden warfen. Nur so weit der Feuerschein reichte, vermochten wir die starken, dunklen Stämme zu unterscheiden, darüber hinaus drang unser Auge nicht.

Bis Mitternacht blieben wir sämtlich munter und unterhielten uns von Indianern oder räuberischen Mestizen, einer noch gefährlicheren Klasse von Menschen, welche in den westlichen Staaten mit jedem Jahre zahlreicher wurde. Um Mitternacht wurden die Wachen verteilt, und ich erhielt die erste, bis zwei Uhr morgens dauernde. Ich war gewaltig müde und rüttelte mich gerade aus einem Halbschlummer auf, als ich in der Dunkelheit die Umrisse eines noch dunkleren Körpers wahrzunehmen glaubte. Aber dieselben waren so undeutlich und unsicher, daß ich meinen Sinnen nicht traute und meiner erregten Einbildungskraft schuld gab, bis ich denn bemerkte, daß jener Körper sich wirklich bewegte und ein Paar feuriger Augen durch die Dunkelheit auf mich her gerichtet waren. Ich weckte schnell den Lieutenant und die Kameraden; auch sie griffen zu ihren Waffen und machten sich bereit, den vierfüßigen Räuber abzuweisen. Wir hatten ja kein einziges Pferd übrig, auch keine Lust, das hungrige Raubtier auf unsre Kosten zu sättigen. Regungslos saßen wir da, verrieten durchaus nicht, daß wir auf unsrer Hut wären, obwohl schon in größerer Nähe einige dürre Zweige knackten und die heranschleichende Katze ein leises Knurren hören ließ. Ein Kommando wäre auch unnötig gewesen, da jeder von uns die feurigen Augen ganz von selbst verfolgte und an ihnen ein sicheres Ziel fand. Die gespannte Büchse im Arm, den Revolver neben uns im Grase, lagen wir auf den Knieen da und warteten, daß der Puma, der mähnenlose Löwe Amerikas, näher herankommen sollte. Wieder krachten dürre Zweige, und die ungeheure Katze ließ ein zweites Knurren hören, welches durch die tiefe Stille der Nacht wie das abgeschwächte Grollen eines fernen Donners tönte.

Wir waren lange zur Unthätigkeit verurteilt und deshalb in leicht begreiflicher Sorge. Hätte der Puma sich während des Tages eingestellt, so wäre es leicht gewesen, ihn abzuweisen; nun aber hinderte uns die Dunkelheit an dem Ueberblicken des Waldbodens; die schattenhafte Gestalt war zeitweilig ganz aus unsern Augen verschwunden, und wir mußten froh sein, wenn wir sie endlich wiederfanden. Ein Angriff von uns wäre unter diesen Umständen eine Thorheit gewesen; wir hätten uns nur in Gefahr gestürzt, ohne auf einen Erfolg rechnen zu können. Darum duldeten wir uns, so peinlich dies war, und hofften, daß der Puma endlich auf eine mondbeschienene Stelle vorkriechen würde, wo er dann eines Schnellfeuers von unsrer Seite sicher sein durfte.

„Wenn nur die Gäule nicht davonlaufen!“ flüsterte mir Lieutenant Oldham zu. „Das wäre eine verteufelte Geschichte; ich wüßte wahrhaftig nicht, wie wir uns aus dieser pfadlosen Wildnis retten sollten.“

Die Befürchtung des Offiziers war nicht ungerechtfertigt, denn die Pferde wurden immer unruhiger, schnoben laut und schlugen mit den Hufen auf den Boden, um uns zu ihrer Hilfe herbeizurufen.

Ihrem Andrängen waren die um die Bäume geschlungenen Lassos nicht gewachsen.

„Soll ich zu den Pferden durchkriechen?“ fragte ich Mr. Oldham. „Sie würden wohl ruhiger sein, wenn einer von uns bei ihnen bliebe.“

„Nein, Olof,“ erwiderte er mir. „Dazu ist es zu spät; der Puma darf von uns nichts merken.“

Schon während dieser Antwort machten die Pferde ernstliche Anstrengungen, die Umzäunung zu durchbrechen, gewannen endlich die Freiheit und stürzten auf uns zu, weil sie sich in unsrer Nähe sicherer fühlten. Das Feuer war verlöscht worden, als die vier Kameraden sich zum Schlafe niederstreckten, so daß wir und nun auch die Pferde hinter uns durch den Schatten des Baumes versteckt waren. Der Puma war durch die von den Pferden verratene Angst nur dreister und sein Blutdurst nur gesteigert worden; daß sich Menschen in der Nähe befänden, hatte er wahrscheinlich nicht ausgewittert, den Pferden sollte sein Angriff gelten. In ein paar Sprüngen hätte er die entsetzten Pferde erreichen können, kroch aber noch immer auf dem Erdboden entlang, gar nicht wie Katzen sonst zu thun pflegen.

Wir warteten gerade auf den Moment, wo er sich zum Sprunge fertig machen sollte, waren aber auch nicht böse darüber, daß er immer näher kam. Endlich, kaum zwölf Schritte von uns entfernt, duckte sich das Tier, zog alle Glieder an und wäre im nächsten Augenblicke über unsre Köpfe hinweg auf die Pferde, wenn nicht gar auf uns selber eingesprungen. Dieser Moment mußte benutzt werden. Fünf Schüsse krachten beinahe zur selben Zeit und weckten einen donnernden Wiederhall in dem stillen Walde; aber beinahe noch lauter als das Krachen unsrer Feuerwaffen ertönte das schreckliche Brüllen des zum Tode getroffenen Pumas.

Nun hielten die Pferde nicht mehr aus. Erschreckt durch den Knall, noch mehr vielleicht durch das Gebrüll des Raubtiers, stoben sie davon, wir konnten sie an der Flucht nicht hindern. Noch lange hörten wir aus der Ferne das Krachen des Unterholzes, durch welches die entsetzten Tiere sich Bahn brachen. Wir waren aufgesprungen und standen ratlos da. Was sollten wir jetzt beginnen? Den Puma vergaßen wir völlig, solange wir noch etwas von unsern Pferden hörten, weil ja von ihnen unser Wohl und Wehe abhing. Als die letzten Laute auf der nahen Prairie verklungen waren, nahm der Puma wieder unsre Aufmerksamkeit in Anspruch, wir mußten uns wohl mit ihm beschäftigen. Dem ersten Brüllen, welches mehr ein Schmerzgeheul gewesen war, folgte nun ein zweites, aus welchem wir schließen mußten, daß er den Kampf mit uns weiterzuführen gesonnen sei. Das schwerverwundete Tier nahm seine letzten Kräfte zusammen, kroch noch ein paar Schritte vorwärts und schickte sich aufs neue zum Sprunge an. Zwischen dem Ausbrechen der Pferde, unsrem Schießen, der Flucht der Pferde und dem neuen Angriff des Panthers, hatten wir kaum soviel Zeit und Ruhe gehabt, um neue Patronen in den Lauf zu schieben, was wir jetzt eiligst thaten.

„Gebt acht auf euer Leben!“ rief nun auch bereits der Lieutenant. „Der Puma ist in seinem Schmerze zu allem fähig. Rettet euch hinter den Baum!“

Wir sprangen zurück, noch gerade zur rechten Zeit, denn in demselben Moment stürzte die rasende Bestie nach den noch eben von uns eingenommenen Plätzen; wie es mir schien, gruben sich ihre Krallen gerade da in den Boden hinein, wo ich gestanden hatte. Als der Körper regungslos liegen blieb, wagten wir uns näher heran und fanden nun, daß der Puma tot sei; der Sprung hatte ihn sein Leben gekostet.

Aber waren wir auch von diesem Feinde befreit, so befanden wir uns doch keineswegs in einer erfreulichen Lage. Die Schüsse, durch welche wir unsre Pferde gerettet hatten, waren auch der Hauptgrund ihrer Flucht gewesen; nun waren sie fort, ihre Verfolgung während der Nacht wurde für uns trotz des Mondlichtes zur Unmöglichkeit, da sie sicher meilenweit gelaufen waren. Wir fügten uns vorläufig mit Ergebung in unser Los und streckten uns zum Schlafe nieder.

Erst das vielfache Geräusch, mit welchem der erwachende Tag von den friedlichen Bewohnern des Waldes begrüßt zu werden pflegt, erweckte uns. Die kleinen Sänger zwitscherten bereits und die Fischreiher ließen ihr heiseres Geschrei ertönen, obwohl die Sonne kaum ihr erstes Dämmerlicht über den Horizont hinwarf. Mit dem Bewußtsein, daß von dem Glück oder Unglück dieses Tages viel für uns abhing, sprangen wir auf, zündeten wieder ein Lagerfeuer an und bereiteten uns einen warmen Frühtrunk. Mr. Oldham hatte angeordnet, daß einer von den Soldaten bei dem Gepäck zurückbleiben sollte oder vielmehr zum Schutz derjenigen Dinge, welche wir andern an Ort und Stelle lassen mußten. Dazu gehörten der Proviant, die Sättel, die Zäume, die Büchsen, Röcke und Mäntel; so leicht wie möglich mußten wir gekleidet sein, da wir nicht wußten, eine wie große Strecke wir zu Fuß zurückzulegen hätten, ehe wir den Pferden begegneten.

Die Spuren unsrer entflohenen Tiere waren anfangs deutlich genug; geknickte junge Bäume, niedergetretenes Buschwerk und tiefe, in den weichen Waldboden getretene Löcher zeigten uns nicht nur den Weg, welchen die Pferde genommen hatten, sondern auch die Hast ihrer Flucht. Schlimmer gestaltete sich die Verfolgung der Spuren, als wir aus dem Walde auf die hier mit struppigen Gewächsen bestandene Prairie hinaustraten; das stachlichte Gestrüpp schien nur den Boden zu bedecken, um uns das Auffinden der weiteren Spuren unmöglich zu machen. Nur da, wo kahle Flächen mit den dornigen Sträuchern wechselten, fanden wir die Fußtritte wieder und folgten der uns von ihnen angegebenen Richtung. Obgleich es bereits völlig hell war, sahen wir rings umher keinen einzigen Gegenstand, welchen wir als Pferd hätten deuten können, gaben schon die Hoffnung auf, daß wir wieder in den Besitz unsrer Tiere gelangen würden, und sprachen davon, daß wir uns auf einer der nächsten Ansiedelungen nach Hilfe umsehen müßten. Aber, wie sollten sich Kolonisten in diese traurige, unfruchtbare Gegend verirren! Viele Meilen weit hätten wir zu Fuß nach Südosten wandern müssen, vielleicht gar bis in die Nähe von Dallas am Rio Trinidad oder südlich noch viel weiter bis zum Rio Pecos. Beide Aussichten waren gleich wenig erfreulich.

Da tauchte in der Ferne ein einzelner Reiter auf, dessen Weg auf uns zuzuführen schien. Man kann sich denken, daß wir uns alle mögliche Mühe gaben, uns diesem Reiter bemerkbar zu machen; endlich bekamen wir die Gewißheit, daß er uns gesehen habe; denn er schwenkte seinen Hut und trabte schneller auf uns zu. Don Juan, wie er sich nannte, hielt ein paar Augenblicke später zwischen uns, that, als wundere er sich gewaltig, daß er vier Fußgänger mitten in der öden Steppe fände, und ließ sich erzählen, wie wir in diese Lage geraten wären. Der Kerl hatte ein abscheuliches Gesicht, so auffallend ab-

schreckend, als könnte man alle schlimmen Verbrechen auf seinen Zügen ablesen. Er war ein Mestize, ein Mischling aus spanischem und indianischem Blut, hatte hellgelbe Hautfarbe und kleidete sich wie die berittenen wilden Indianer aus Neu-Mexiko. Von der englischen Sprache verstand der Señior kaum so viel, daß er unser Unglück begriff; seine Antworten waren spanisch, und wir konnten von Glück sagen, daß Mr. Oldham ein wenig von dieser Sprache kannte. Mitgefühl verriet der Mestize nicht, ein stetes Grinsen lag auf seinen Zügen, und mehrfach lachte er laut, wie wenn er uns Unglückliche noch verspotten wollte. Von den Pferden, welche in Colorado gestohlen und nach Texas hinübergejagt sein mußten, behauptete der Steppenreiter nichts zu wissen, schalt uns Thoren, daß wir diese noch suchten, und warnte uns höhnisch vor weiterer Verfolgung. Unsre während der Nacht ausgebrochenen fünf Pferde hatte er auf seinem Ritt getroffen und meinte, es könnten wohl fünf Meilen nach Osten hin bis zu dem Platze sein, wo er sie grasend gefunden habe. Vergeblich baten wir ihn, uns dieselben zuzutreiben, vergeblich boten wir ihm zehn Dollar Belohnung; er grinste und sagte, er habe keine Zeit, um so nichtsnutzige Gäule einzufangen.

Mr. Oldham war wütend, als der lumpige Señior sich von uns trennte.

„Wenn dieser Mensch nicht selber ein Straßenräuber ist," sagte er zu uns, „so ist er jedenfalls einer ihrer Spione, welcher ausgeschickt ist, um sich zu überzeugen, ob die Pferdediebe verfolgt werden und wie stark die Zahl der Verfolger ist. Wüßte der Schurke nichts von den gestohlenen Pferden, so würde er ganz gewiß die ihm gebotene Belohnung nicht ausgeschlagen haben; nun kann ihm ja nur damit gedient sein, daß seine Konsorten einen noch größeren Vorsprung gewinnen, während wir hier durch das Einfangen unsrer Gäule aufgehalten werden. Aber, was hilft's, Leute! Wir müssen uns selber helfen und dürfen froh sein, daß der Spitzbube die grasenden Pferde nicht noch verscheucht hat."

„Oder daß er nicht aus einer Entfernung, welche ihn vor den Kugeln unsrer Revolver schützt, uns einige Grüße aus seiner langen Büchse herübersendet!" setzte ich hinzu. „Darum, Mr. Oldham, möchte ich nicht glauben, daß er mit den Pferdedieben unter einer Decke steckt, so wenig mir sein Gesicht gefällt."

(Fortsetzung folgt.)

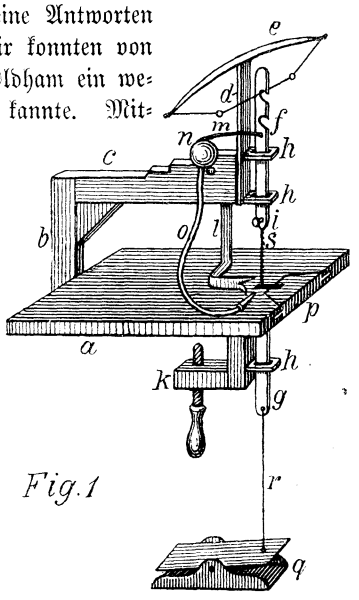


Fig. 1

Die Anfertigung einer einfachen Laubsägemaschine. Der fertige Apparat.

Die Anfertigung einer einfachen Laubsägemaschine.

Von einem unsrer lieben Kameraden wurde die Redaktion einmal gefragt, ob die Laubsägerei der Gesundheit nachteilig sei. Diese bis jetzt noch offene Frage kann der „Gute Kamerad" auf Grund vieljähriger Erfahrungen dahin beantworten, daß die Laubsägerei, wenn maßvoll und unter gewissen Vorsichten betrieben, der Gesundheit ebensowenig schädlich ist, als alle andren Beschäftigungen. In nachstehendem wollen wir einmal alle jene Vorsichtsmaßregeln aufzählen, die bei der Laubsägerei zu beobachten sind, um etwaige Gesundheitsstörungen zu vermeiden.

1) Eine aufrechte Haltung des Oberkörpers, welche bei der Wahl eines passend hohen und bequemen Stuhles leicht eingehalten werden kann.

2) Die gleichmäßige Bewegung des Armes bei Verwendung eines Handsägebogens, ebensolche Bewegungen der Füße, wenn man zum Arbeiten eine Maschine für Fußbetrieb zur Verfügung hat.

3) Das Wegblasen des Sägemehles hat nur zeitweilig, und zwar erst dann zu geschehen, wenn es die Konturen des Sägemusters so stark bedeckt, daß letzteres nicht mehr gut wahrgenommen werden kann. Es ist selbstverständlich, daß man sich dabei nach Möglichkeit vor dem Einatmen des Staubes behüten soll. Hat sich ziemlich viel Sägmehl aufgehäuft, leistet ein guter weicher Pinsel zum vorsichtigen Abkehren, am besten in ein untergehaltenes Säckchen, gute Dienste. Das lästige Wegblasen des Sägestaubes entfällt übrigens bei der Verwendung einer Maschine mit Blasevorrichtung.

Der Ankauf einer Laubsägemaschine verursacht immerhin bedeutendere Auslagen, denen die Sparbüchse manches Kameraden nicht gewachsen sein dürfte, und wir wollen daher in nachstehendem schildern, in welcher Weise sich jeder, der die Tischlerwerkzeuge einigermaßen zu handhaben versteht, mit unerheblichen Kosten eine bequeme und tadellos funtionirende Laubsägemaschine selbst anfertigen kann.

Der Vorteile einer solchen Maschine sind es ziemlich viele: Ein vollkommen senkrechter Sägeschnitt; das Ein- und Ausspannen des Sägeblattes geht sehr rasch und sicher von statten, durch eine einfache Vorrichtung entfällt das Wegblasen des Sägestaubes, durch die Trittvorrichtung wird, ohne daß eine Ermüdung der Füße eintritt, der Arm der Führung des Sägebogens enthoben und es ist dadurch ermöglicht, daß sich beide Hände am Dirigieren des auszusägenden Brettchens beteiligen können. Zudem beansprucht die Maschine nur geringen Platz und kann kurz vor dem Arbeiten an jedem Tische angeschraubt werden.

Was die Größe dieser Maschine betrifft, so haben wir eine Sägeweite von 30 cm ins Auge gefaßt, welche für die meisten Arbeiten auch ausreichen wird; wer sich eine noch größere wünscht, kann den Arm c um so viele Centimeter verlängern, als zur bestimmten Weite erforderlich ist; selbstverständlich muß dann auch die Größe des Brettes a der Verlängerung des Sägearmes entsprechen.

Fig. 2

Detail zur Laubsägemaschine.

Um sich über die anzufertigenden Teile klar zu werden, sollen vorerst die Maschinenbestandteile nach obenstehender Abbildung 1 aufgezählt werden: a ist das als Sägetisch dienende Brett, an dessen schmaler Rückenkante der Arm b, c befestigt ist. Dieser Arm b c trägt an der Stirnseite die Bogenstütze d mit dem Spannbogen e, dessen Enden mit einem starken Darmseile in Verbindung stehen, welche in den Einkerbungen der Schubstange f eingehängt werden kann. Letztere

ist beweglich, gleitet in den zwei Hülsen h h, und besitzt am unteren Ende die Eisenkluppe i, in welcher durch eine Stellschraube das obere Ende des Sägeblattes s eingespannt werden kann. Ferner befindet sich noch an der Schubstange f das seitlich ausbiegende Stäbchen m, welches auf den als Gebläse dienenden Gummiball n drückt, um aus diesem die Luft in den mit letzterem verbundenen Gummischlauch o zu pressen, dessen Spitze gegen das Sägeblatt hingeleitet wird. Das am Arme c unter dem Gebläse n ersichtliche Hebelteil l ist beweglich, mit dem Arme durch einen Stift verbunden und dient zum Niederhalten des auszusägenden Brettchens. Da dieser Hebel nicht unbedingt notwendig, ja sogar manchmal hinderlich ist, so kann er ohne Nachteil bei der Anfertigung der Maschine fortgelassen werden.

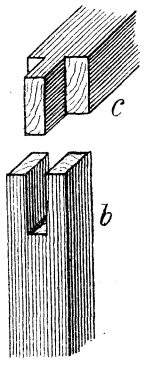


Fig. 3
Detail zur Laubsägemaschine.

An der Vorderkante des Sägetisches a befindet sich das eingeschobene Stück p, welches in einer Nute läuft und bei dem Einspannen des Sägeblattes s herausgenommen, dann aber wieder an die frühere Stelle gegeben wird.

Zum Feststellen der Maschine auf einer Tischplatte dient die unter dem Brette a angebrachte Schraubzwinge k. An der Vorderseite dieser Schraubzwinge sind ebenfalls zwei Hülsen h, deren obere in der Abbildung 1 durch die Sägetischplatte verdeckt ist, und in welchen das untere Sägeblattstäbchen g gleitet. Dasselbe hat oben gleichfalls eine Klemmvorrichtung wie bei f, in welche das untere Ende des Sägeblattes s gespannt wird. Die am Boden befindliche Trittvorrichtung q besteht aus zwei gleich großen Brettchen, von denen das untere zwei geschweifte Seitenleisten hat, in deren Mitte sich das obere Brettchen mittels eingesteckter Zapfen dreht. Die Verbindung dieses Trittes q mit dem Sägehalter g ist durch die dünne Stange r hergestellt, deren Enden hakenförmig gebogen sind.

Die Maschinenbestandteile sind mit wenigen Ausnahmen von Holz. Man nimmt dazu recht trockenes Weißbuchen oder Ahorn. Die rechtwinklige Platte a erhält eine Länge von 35 cm, und eine Breite von 18 cm bei einer Dicke von 1 bis 15 cm und muß recht gleichmäßig eben und glatt gehobelt sein. In Mitte der schmalen Vorderkante wird das Einschubplättchen p mit 6 cm Länge und 5 cm Breite eingesetzt. Es muß an den zwei kürzeren Seiten je einen Mittelfalz erhalten, der genau in die herzustellende Nute der Platte a paßt, jedoch mit der Oberfläche der Platte a in einer Ebene liegen. Figur 2, Seitenansicht, veranschaulicht das eben Gesagte näher. Das daneben befindliche Schlitzplättchen wird erst später eingesetzt.

Der kleine senkrechte Pfosten b erhält eine quadratische Grundfläche mit 2½ cm auf einer Seite und eine Länge von 16 cm; ein gleich starkes Teil wird für den Arm c hergerichtet, welches jedoch 28 cm Länge bekommt. Die Verbindung beider Teile zu einem Bogen geschieht durch Schlitz und Verzapfung (Figur 3) und das Einsetzen eines Keiles, welcher ebenfalls mit einer Nute einzulassen ist. Ueberdies erhält der Arm c vorne durch aufgelegte Plättchen noch eine Verstärkung von mindestens 3 cm Höhe. Eine Hauptbedingung bei diesem Sägearm ist, daß die Stirnfläche von c, an welcher sich die Verstärkung befindet, zu jener des Pfostens b genau parallel und beide zur Platte a nach dem Zusammensetzen senkrecht stehen.

Zur Bogensäule d richtet man ein 18 cm langes quadratisches Stäbchen, dessen jede Seite 1½ cm mißt. Dieses Stäbchen ist später an die Stirnseite von b zu schrauben und muß dann ebenfalls, wie auch der Teil f senkrecht zur Bodenplatte stehen. Der Bogen e kann entweder aus gestählten Eisenstäbchen oder aus zähen Holzleisten gemacht werden. Im letztern Falle nimmt man eine sogenannte Plankette von 21 cm Länge und 2 bis 3 cm Breite, welche in jeder Weißwarenhandlung erhältlich ist; als Bogensehne verwendet man eine starke Darmsaite.

Die durch f bezeichnete Schubstange wird in der Stärke der Leiste d mit 21 cm

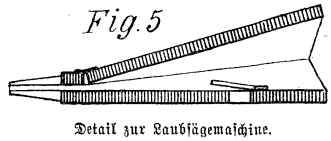


Fig. 5
Detail zur Laubsägemaschine.

Länge hergestellt, erhält oben 2 bis 3 Einkerbungen zum Einhängen und Spannen des Bogens und unten die Klemmvorrichtung i zum Einspannen des Sägeblattes s. Dieselbe muß aus gut gestähltem Eisen sein. Es kann als solche jede aus einem Handsägebogen entnommene verwendet werden.

Die vier Hülsen h können von Eisen oder Holz sein, sind aber so genau anzufertigen, daß die Sägestangen leicht und sicher in denselben hin und hergleiten, ohne locker zu sein. Am einfachsten werden sie aus starken Blechstreifen nach in Figur 4 ersichtlicher Form geschnitten und gebogen und an den betreffenden Stellen aufgeschraubt. Bei diesem Anschrauben ist jedenfalls darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie, um die Auf- und Abwärtsbewegung der Sägehalter nicht zu hindern, in entsprechender Entfernung angebracht werden müssen, was durch Versuche festzustellen ist. Der Plättchenhalter l wird aus einem ungefähr ½ cm breiten und 16 bis 18 cm langen, starken Eisenblechstreifen gebogen und das obere Ende im Arme d durch einen Eisenstift festgehalten.

Die Herstellung der Schraubzwinge k ist des Schraubengewindes wegen nicht anzuraten, man verwende lieber eine schon vorhandene, oder verschaffe sich eine solche von passender Größe aus einer Werkzeug- oder Eisenwarenhandlung.

Der untere Sägeblatthalter g bekommt die Dicke des oberen (f) bei einer Länge von 15 cm. An seinem obern, in Figur 1 durch die Platte a verdeckten Ende, wird, wie beim oberen Sägeblatthalter, ebenfalls eine Klemmvorrichtung in schon früher erwähnter Weise eingesetzt.

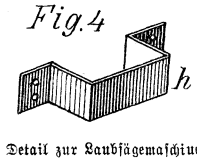


Fig. 4
Detail zur Laubsägemaschine

Zur Trittvorrichtung q nimmt man zwei quadratische Brettchen mit je einer Seitenlänge von 20 cm und einer Dicke von 1 cm. Das untere Brett erhält zwei 6 cm hohe Seitenleisten, welche in der Mitte oben durchbohrt werden, um zur Verbindung des oberen Brettchens die Zapfen durchstecken zu können, welche in letzterem als Scharniere eingelassen werden müssen. Zur Trittstange r nimmt man starken Eisendraht, dessen Enden man zu Häkchen umbiegt und in bei g und q eingeschraubte eiserne Schlingen einhängt. Dieser Draht darf nicht länger sein als es genügt, um das Trittbrett beim Ruhen der Maschine in der Höhe zu halten.

Sind alle erwähnten Teile angefertigt, so werden die oberen mittels Eisenschrauben zusammengestellt, wobei besonders darauf zu achten ist, daß alles genau klappt. Hierauf wird das Stäbchen f heruntergelassen, so daß die Spitze der Kluppe die

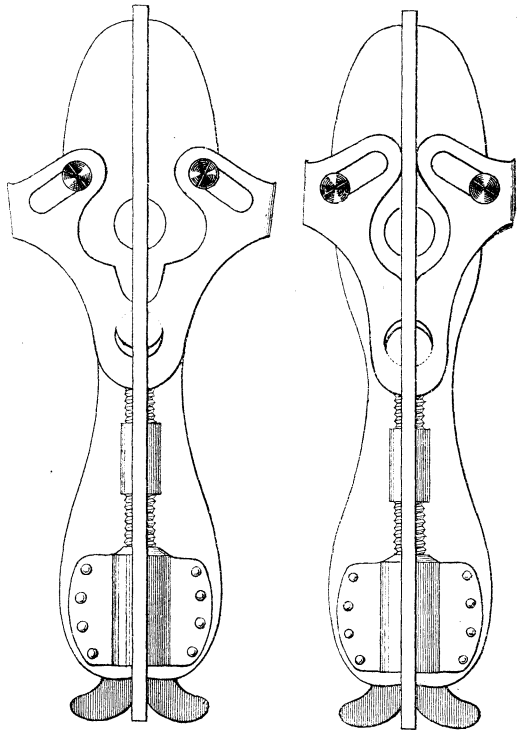
Platte a berührt. Diese Stelle wird nun genau bezeichnet und an selber ein ungefähr 1 cm langer und 2 bis 3 mm breiter Schlitz durch die Platte gesägt, welcher, wenn genau gearbeitet, die Kante des Schiebeplättchens p berühren wird. Es ist nun eine leichte Arbeit, die Schraubzwinge k mit der an derselben durch die zwei Hülsen h verbundenen Sägestange g an den richtigen Platz zu bringen und zu befestigen.

Es erübrigt nur mehr, die Blasevorrichtung herzustellen. Hierzu verwendet man einen mäßig großen Gummiball n, welcher mit einem langen Gummischlauch o verbunden ist, und oben auf der Verstärkung des Sägearmes b angebracht wird. Am Stabe f wird ein horizontales Drahtstäbchen m eingesetzt, an dessen Ende man ein kleines Blech- oder Holzscheibchen befestigt, welches durch die Abwärtsbewegung des Stabes f auf den Gummiball drückt und hierdurch die Luft aus dem Schlauche o preßt. Das Ende des letzteren erhält ein konisches Blechröhrchen, welches, wenn die Maschine in Thätigkeit gesetzt wird, gegen das Sägeblatt s zu richten ist.

Ein ebenfalls recht praktisches, noch bequemeres Gebläse erhält man durch Verwendung eines kleinen Blasebalges von der Form unsrer Figur 5, das seiner Einfachheit wegen ohne viele Mühe angefertigt werden kann.

Er wird an die Stelle des Gummiballes gesetzt, wobei jedoch die Vorsorge zu treffen ist, daß unter dem Ventile die Luft frei zutreten kann.

Das Einsetzen des Sägeblattes s in die Kluppen geschieht nach Herausnahme des Schiebers p bei nicht gespanntem Bogen l, vorerst oben bei f (i) und dann unten bei g, wobei die Kluppe des Stäbchens g hart an den Plattenschlitz stoßen soll, um eine richtige Spannung zu erzielen. Nach diesem Einspannen wird der Schieber p geschlossen und die Bogensehne d in f eingelegt. Ist die Maschine außer Thätigkeit, so soll der Bogen immer schlaff gehalten werden. Es ist selbstverständlich, daß das Sägeblatt immer mit nach auswärts gekehrten und nach unten gerichteten Zähnchen eingesetzt werden muß. Zur Beförderung besseren Gleitens können die Reibungsstellen zeitweilig mit trockener Seife eingerieben werden.



Der Schlittschuh im Winter 1889—90.
Im Oktober. Im Februar.
Originalzeichnung von Franz S., Obertertianer in Greifswald.

Rätselhafte Inschrift.

Unterschied.

Max: „Da wird aber dein Vater einen panischen Schrecken gehabt haben, als du vom Apfelbaum herunterfielst?"

Fritzchen (kläglich): „Nein, das nicht, aber einen — spanischen Stecken!"

Geschichtliches Palindrom.

Mancher Papst trug mich als Name;
Rückwärts — ohne Haupt gelesen —
Bin im Jahr elfhundertdreißig
König ich indes gewesen.

Füllrätsel.

Wer — stets weiß zu üben,
— manches Leid;
— nimmt ja doch ein Ende,
Freude folgt auf Traurigkeit.
Die fehlenden Worte ergeben ein Sprichwort.

Rätsel.

Niemand hat es, doch es schließt
Alle Erdenfreuden,
Stets im Winter du es siehst
An den Trauerweiden.
Sturm und Nebel haben's nicht,
Such's nicht in der Stube,
Wie's dem Mädel d'ran gebricht,
Hat's auch nicht der Bube.
In der Mutter Morgenkuß
Ruht es stillverborgen;
Soll auch gelten als der Schluß
Aller, aller Sorgen.

Auflösung des Reimrätsels in Nr. 19.

„Messen, Essen, Treffen, Hessen." (Meth.)

Auflösung des Ergänzungsrebus in Nr. 19.

„Rabe" (Araber).

Auflösung der Scharade in Nr. 19.

„Corpus"
(cor und πους.)

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 19.

„Ladung, Landung."

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 18.

Wie das Leiden sich mehrt, so naht die Kraft es zu tragen.

Fragen und Antworten.

K. Y. Z. Zum Bemalen Deiner Glasfenster kannst Du Oelfarben nehmen, d. h. nur die sogenannten Lasurfarben, die durchscheinend sind, also nicht decken; um eine glatte Fläche herzustellen, ist es gut, einen Stupfpinsel anzuwenden und die aufgetragenen Farben damit zu vertreiben. Solche Malerei ist aber, mein lieber junger Freund, nicht gerade sehr dauerhaft; sind Deine Fenster z. B. der Sonne ausgesetzt, so kann Dein Kunstwerk Sprünge erhalten, oder sich sogar in kleinen Blättchen abrollen. Vielleicht versuchst Du es lieber gleich mit Glasfarben, die eingebrannt werden und unzerstörbar sind. Vielleicht bringt der „Gute Kamerad" über diese Arbeit bald einmal eine ausführliche Anleitung. Das einfachste wäre, wozu Du keine Kenntnisse und Uebung in der edlen Malkunst, wohl aber in der Klebekunst haben müßtest, die sogenannte „Diaphanie" in Anwendung zu bringen, mittels der man farbige Glasfenster herstellen kann, die den gemalten täuschend ähnlich sehen. Bei Grimme und Hempel in Leipzig erhältst Du farbig gedruckte, durchsichtige Papierblätter: Ritter, Wappen, Ornamente 2c., die schon den Klebestoff in sich haben, nur anzufeuchten und dem Glasfenster aufzulegen sind; so hergestellte farbige Fenster können wie jedes andre gewaschen werden und vertragen Regen und Sonnenschein besser, wie mit Oelfarben bemalte.

Albr. Sch. in **L.** Du bist ein erfinderischer Kopf, herzlichen Dank für die wohlgemeinten Vorschläge; wir haben bereits einige neue Entwürfe zu gedachtem Zweck machen lassen. — Schnäuzchen haben wir's gesagt, unter dem gehörigen Nachdruck. — Du schreibst uns noch: „Vor zwenigen Wochen traf es sich, daß wir für ein und denselben Morgen nicht nur den ganzen Goetheschen Erlkönig zu lernen, sondern auch noch eine durchaus nicht leichte Arbeit zu machen hatten. Da mußte ich denn an einen nicht gerade fixen Kameraden denken, ob es dem wohl nicht zu viel würde. Und wirklich sagte er mir am andern Morgen, daß er erst sehr spät beides überwältigt hätte. Da habe ich denn durch folgendes Gedichtchen, welches ich ihm überreichte, seinen anerkennenswerten Fleiß geehrt. Aeußerlich hat es die größtmöglichste Aehnlichkeit mit Goethes Erlkönig, sogar dieselbe Anzahl Verse. (Mit größtmöglichst bezeichne ich natürlich: soweit es mir möglich war.)

Die Arbeit.

Frei nach Goethes Erlkönig.

Wer bekrixelt so spät das Papier noch geschwind?
Es ist des Vaters ältestes Kind.
Es hält die Feder wohl in der Hand;
Der Vater aber liest unverwandt:

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?"
„Sieh, Vater ich kann meine Aufgabe nicht;
Um sieben schon macht' ich mich über sie hin,
Nicht klüger wie vor einer Stunde ich bin."

„Mein Junge, was kann aber ich denn dafür,
Daß grade für dich ich so schwer, sieh' hier!
Die andern haben mich längst schon gemacht"
Zu den fleißigen Knaben die Aufgabe sagt.

„Mein Vater! mein Vater!" so ruft er verstimmt,
Hörst du nicht, wie sie zum besten mich nimmt?"
„Sei ruhig, sei ruhig, mein liebes Kind,
Die Arbeit ist sicher nicht bös dir gesinnt."

„Beginne wie heute der Lehrer es that;"
Die Arbeit zu ihm da gesprochen hat.
„Doch zeih' ich dir: Bist du nicht klug und behend,
So kommst du mit mir überhaupt nicht zum End'."

„Mein Vater! Mein Vater! und höre du nicht,
Was mir die Arbeit leise verspricht?"
„Mein Sohn, mein Sohn, ich hör' es genau;
Drum eile dich, denke und sei nur recht schlau."

„Ganz richtig! So weiter! Jetzt geht es, nicht wahr?
Was meinst du, so schrecklich ich doch gar nicht war."
„Mein Vater! mein Vater! die Lösung ich kann;
Daß ich mich darauf nicht schon früher besann!"

Den Vater, den wundert's, dann lächelt er lind;
Er hält in den Armen das jubelnde Kind.
Die kommende Mutter noch beide so sah;
Das Kind war befriedigt, die Arbeit war da.

O. P. in **B.** Ohne Fleiß, kein Preis! Du wirst auch die besten Sprachbücher fleißig studieren müssen, ob sie nun Plötz oder anders heißen. Siehe unsre Notiz an W. S. in D. in Nr. 12 dieses Jahrganges. Es wird Dir übrigens jede Buchhandlung gerne mit gewissenhaftem Rat dienen; Du wirst jedenfalls auch auf die Preisunterschiede Rücksicht nehmen wollen, diese sind sehr groß. Wünschen besten Erfolg.

Julius R. in **Halle a. S.** Herzlichen Dank für die Beschreibung Deiner selbsterfundenen Fensterdekoration. Wir werden diese Erfindung gerne einmal zum Gegenstand einer Besprechung machen. Kameradschaftlichen Gruß.

B. D. M. D. W. Du schreibst uns:

Was der Setzerlehrling sagt
Viele Kameraden plagt.

Hat er Dir gewiß auch schon mal eins angeflickt?

Albert König. Für Deinen Königszug herzlichen Dank, Gruß freundlich erwidert!

Karl E. Du möchtest Deinen Einjährig-Freiwilligen-Dienst zur See abdienen? Das können nur Seeleute von Beruf, welche die Befähigung zum Steuermann auf großer Fahrt nachweisen. Kannst Du das letztere nicht, wirst Du also wohl Landratte bleiben müssen.

Fritz B. Da wird es wohl am besten sein, Du läßt die betreffende Stelle des Fußbodens von geschickter Hand übermalen und frisch lackieren. — Ja, freue Dich, die Geschichte: „Der Schatz im Silbersee" wird hochinteressant werden; vielleicht daß wir bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft Old Shatterhands und einiger andern Westmänner erneuern! Prosit!

Max in **E.** Eine Vorstellung und Besprechung mit dem dortigen Theater-Regisseur wird Dir am ehesten die erwünschten Aufschlüsse geben. Stülpe also Deinen Felder auf und klopfe dreist bei ihm an. Herzklopfen hast Du nicht, denn das muß einem dereinstigen Bühnenhelden ganz fremd sein.

Felix L. in **Fraureuth.** Die Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig kann Dampfcylinder mit Kolben in jeder Größe liefern, ebenso Einzelteile an andern Maschinenmodellen, wie Pfeifen, Regulatoren, Wasserstandsgläser u. a., kurzum: die Einzelteile aller jener Maschinchen und Apparate, die in dem bekannten Kataloge verzeichnet stehen. Du hättest bei Bestellung des Cylinders die Größe des Durchmessers in m/m anzugeben.

Dicker in **Breslau.** Bei Bromsilberpapier kann auch Hydrochinon mit Erfolg angewendet werden. — Als Fixage dient Natron unterschwefligsaures. — Die Tasse für den Hektographen muß nicht gerade von Zink sein, wiewohl es für diesen Zweck das beste Material ist. Du kannst sogar eine Holzschachtel, wenn sonst der Form nach passend, dazu verwenden. — Ueber Deine drolligen Zeichnungen haben wir herzlich gelacht, lieber Dicker!

Ein Jüngling am Meeresstrand, mit dem Bügeleisen in der Hand, um einen Fleck aus seinem Buche herauszubügeln — das muß ein wunderbar idyllisches Bild sein. Freundchen, wir glauben nicht, daß Du das Buch wieder heil machen kannst, zumal wenn der Flecken auf einer bedruckten Stelle sitzt. Aus welchen Materialien ist denn dieser Lack zusammengesetzt? Versuch's mal mit Terpentin — nimm einen Tropfen auf ein Läppchen und betupfe und reibe damit in sanfter vorsichtiger Weise. — **Gertrud,** altdeutsch, die Speerkämpferin, Zauberin.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Echte Briefmarken! Billig 5 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 30 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 40 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

Die Preusker'sche Militär-Vorbereitungs-Anstalt, Dresden,
Katharinenstrasse 5,
welche sich seit 25 Jahren d. besten Rufes erfreut, ist auf Unterzeichneten übergegangen. Derselbe wird fortfahren, zum **Fähnrichs- u. Einjährig-Freiwilligen-Examen** die ihm anvertrauten Zöglinge mit Hilfe tüchtiger Lehrkräfte sicher und schnell vorzubilden. Neuer Kursus 10. April.
Prospekte gratis.
Der Dirigent Beheim-Schwarzbach, Hauptmann a. D.

Auf einem Gute der Schweiz (Genfer See), in gesundem Klima und prächtiger Gegend, wäre einem od. mehrer. jung Leuten, aus guter Familie, Gelegenheit geboten, Pension zu erhalten; sei es zur Uebung der franz. Sprache, sei es zur Erholung oder Uebung der Landwirtschaft. Pension je nach Ansprüchen und Uebereinkunft. Adresse: **E. von Prittwitz, Blonay,** bei Vevey.

Geräthe für Insektenfang.
Nadeln, Netze, Kasten, Spannbretter, Torf u. s. w.
Preislisten postfrei.
R. Standfuss, Breslau.

Höh. Privatlehranst. m. Pensionat in Ober-Ingelheim am Rhein.
Die Anstalt bezweckt eine gründliche Vorbereitung für das Einjährig-Freiwilligenexamen und für die höheren Klassen der Gymnasien. Ausgezeichnete Erfolge. Prospekte 2c. durch den Direktor
O. Hoffmann.

Vorgez. **Holz-, Terracotta- 2c. Malereiartikel,** auch für Ungeübte, empfiehlt (Illustr. Preisliste). **G. A. Noll,** Halle a. S.

Baufach.
Brieflicher Unterricht.
Brochüre durch j. Buchhdl. kostenl.
Dir. **Hittenkofer** in **Buxtehude.**

Werkmeisterschule Dortmund.
Programm frei durch den Inhaber und Dir. **H. Pamp.** Beste Empfehlungen.

Nicht versetzte, zurückgebliebene, e. beständig. Aufsicht bedürftige Schüler werden in m. **Erziehungsanstalt** ausgebild. u. f. höhere Klassen vorbereitet.
Dir. **H. Büchler, Rastatt.**

Vorbereitungsinstitut f. höhere Schulen u. Freiwill.-Examen zu **Lausigk** (Sachsen). Sehr günst. Bed. Gute Empfehlungen. Prospekte frei. **A. Erdmann.**

Wetzell, Laubach b. ***Giessen.*** Pension für Gymnasiasten. (Aufsicht und Nachhilfe.)

Geistig Zurückgebliebene
aus bess. Ständen finden in m. sehr gesund geleg. Erziehungsanstalt sorgfältige Pflege u. Erziehung, individ. Unterricht u. ev. Vorbildung z. e. Lebensberufe. Dir. **W. Schröter, Dresden-N.,** Oppellstraße 44.

Zoppot bei Danzig
Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben. Prospekte 2c. durch **Dr. A. Hohnfeldt.**

Pensionat für Schüler höherer Schulen, schon seit 11 Jahren bestehend, beste Referenz. Fr. Prof. **Köhler, Halle a. S.,** Zinksgartenstraße Nr. 9.

Vorbereitung für **Kadettenanstalten, hohe Empfehlungen, stets gute Erfolge.** Einige Pens. finden noch Aufnahme bei Neustadt a. R. Hauptm. **v. Berckefeldt** Hannover. u. dem Rektor **Wilke.**

Schmetterlinge, Käfer
und **Conchylien** aus allen Teilen der Erde in grösster Auswahl, verkauf. wir einzeln und in Centurien billigst und kaufen davon Originalsendungen.
Dr. O. Staudinger & A. Bang-Haas (gegründet 1858). **Blasewitz-Dresden.**

Wichtig für Briefmarkensammler!
Unsrer Anstalt für Epileptische sind von Freunden aus allen Weltteilen seltene Briefmarken geschenkt worden, die wir zum Besten unsrer armen Kranken verkaufen. Sammler erhalten auf Verlangen Preisliste franko.
Der Vorstand der Kolonie Bethel bei Bielefeld.

Herminenhof (Lipik).
Sanitätsrat Dr. Kern's
Pensionat für kranke Kinder in LIPIK.
Prospekte und Auskünfte gibt **Sanitätsrat Dr. Kern,** seit 15 Jahren funktionierender Badearzt in Lipik.

Von **Stein** in **Rostock.** Direktes Sonnenlicht ist bei photographischen Zeitaufnahmen nicht günstig, da die Aufnahmen zu grell werden. Wähle irgend einen Platz, der einigermaßen Licht hat. Ist die Linse gut und richtig exponiert, so gibt es auch klare Bilder. — Das Tonen dauert, wenn die richtige Temperatur der Flüssigkeiten vorhanden ist, ca. 10 Minuten. Bleiben die Bilder zu rothraun, so sind die Bäder zu kalt gewesen, oder es war zu wenig Goldlösung darin.

Ich möchte gern mit einem Kameraden in Oesterreich in Korrespondenz treten. Quartaner Hans Guyet in Weimar, Brauhausstraße 40.

Gymnasialobertertianer R. Schuppenhauer z. Stargard i. Pommern, Hobymarktstraße 9, schreibt: „Liebe Kameraden, würdet ihr nicht so gut sein und mir von euren Selbsterfindungen, die man mit einer Dampfmaschine treiben kann, Mitteilung machen. Ich wäre euch sehr dankbar."

Haus Holzmüller, ad 1) Der Harzkuchen eines Elektrophors wird aus 8 Gewichtsteilen Harz, 1 Teil Schellack und 1 Teil venetianischem Terpentin hergestellt. Man kann aber auch eine beliebige andre nicht zu spröde und nicht zu klebrige Harzmischung dazu benutzen; es läßt sich der Kuchen ferner auch aus geschmolzenem Schwefel gießen. ad 2) Gute und billige elektrische Apparate lieferte vor mehreren Jahren der Optiker und Mechaniker Gottfried Lossau in Hamburg, Eilbeck, Wielandstraße 2. Derselbe hat auch — und dies beantwortet Deine 3. Frage — ein Büchlein (Preis Mk. 1,50) im Verlag von Wolf Peiser in Berlin (1881) — herausgegeben, welches den Titel führt: Anleitung zur billigen Selbstanfertigung von elektrischen Apparaten.

A. F. in **D.** Chromsäure für ein galvanisches Element bereitest Du, indem Du 12 g doppeltchromsaures Kali (ein gelbrotes krystallisiertes Salz von giftiger Eigenschaft!) in 100 g Wasser löst und dann allmählich unter Umrühren (Vorsicht!) 25 g konzentrierte Schwefelsäure zusetzest. Das Zugießen der Schwefelsäure muß, wie schon angedeutet, recht vorsichtig geschehen, da sich die Flüssigkeit dabei stark erhitzt. Ueberhaupt möchten wir von der Alleinherstellung dieser Säure ernstlich abraten. Ein Apotheker oder bekannter Chemiker, am besten wohl einer Deiner Herren Lehrer wird sicherlich gerne dabei behilflich sein.

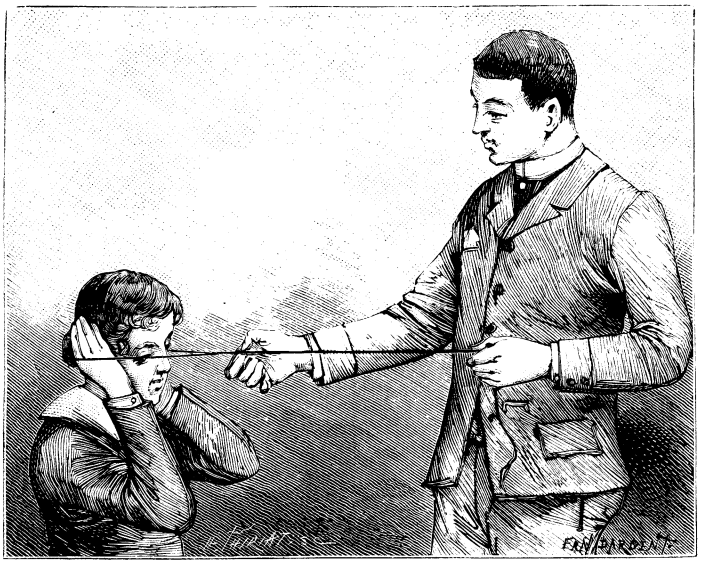
R. v. B. auf **L.** Alles schon dagewesen, was Dich, lieber Freund, aber nicht hindern soll, die Sache noch mal durchzudenken. Prost!

„Lieber guter Kamerad! Du hast schon so vielen Kameraden ihren Bitten Gehör geschenkt, nun habe ich Dir auch eine Bitte vorzutragen. Einige von meinen Freunden und ich haben einen Klub gegründet, der sich Voracitas nennt. Dieser hat den Zweck, allen Kameraden bei ihrem Puppentheaterspiel behilflich zu sein. Kameraden, die sich an uns wenden, erhalten umgehend Antwort, in Bezug auf Puppentheater, über schwierige Szenerien, Verwandlungen u. s. w. Wir haben genügende Kenntnisse darin, es können aber nur solche Briefe beantwortet werden, die mit entsprechendem Rückporto versehen sind. Unsre Adresse ist: Klub Voracitas in Altona, Große Bergstraße 253, part. links."

R. v. C. in **F. a. M.** Du wünschest eine Anleitung zur Selbstanfertigung von Nebenapparaten für eine Dampfmaschine von vier Atmosphären. Wir glauben gar nicht, daß diese Dampfmaschine vier Atmosphären hat, denn eine Maschine mit solchem Druck wäre ein recht gefährliches Spielzeug. Wie groß ist denn der Kolbendurchmesser und Kolbenschub und wieviel Umdrehungen macht die Maschine in der Minute? Und was die Apparate betrifft: Hübsch ist es, eine kleine Wasserpumpe zum Betrieb eines Springbrunnens zu erbauen. Das „Wie" müssen wir vorläufig Dir überlassen.

E. S. in **F.** Du willst also Schiffsjunge werden. Die Ausbildung in der Schiffsjungenabteilung der kaiserlichen Marine dauert 3 Jahre und kann ausnahmsweise auch auf ein viertes ausgedehnt werden; nach vollendeter Ausbildung haben die Mannschaften 9 Jahre aktiv zu dienen, vom Tage der Vereidigung auf die Kriegsartikel ab gerechnet, welche nach dem dritten Jahre erfolgt. Erscheint der Schiffsjunge für den Marinedienst nicht geeignet, hat er der gewöhnlichen Armeedienstverpflichtung nachzukommen. Wer die Absicht hat, in die Schiffsjungenabteilung einzutreten, meldet sich persönlich bei dem Bezirkskommandeur des Landwehrbataillons seiner Heimat unter Vorlage des Geburtszeugnisses und des Konfirmationsscheines, sowie der schriftlichen Einwilligung des Vaters oder Vormundes, worin ausgesprochen sein muß, daß sie mit den Aufnahmebedingungen und Entlassungsvorschriften vollständig bekannt sind, und ihrem Sohne oder Mündel erlauben, sich zur Aufnahme in die Schiffsjungenabteilung einschreiben zu lassen, beglaubigt durch die Ortsbehörde. Der einzustellende Junge soll für gewöhnlich 15 bis 16 Jahre alt sein, bei großer Körperstärke ist ausnahmsweise die Einstellung im Alter von 14 Jahren gestattet. Er muß vollkommen gesund und kräftig gebaut (starke Knochen, kräftige Muskulatur) und frei von körperlichen Gebrechen und wahrnehmbaren Anlagen zu chronischen Krankheiten sein, scharfes Auge, gutes Gehör und fehlerfreie Sprache, unter 14½ Jahren eine Größe von mindestens 1,42 m und einen Brustumfang von mindestens 0,69 m, über 15 Jahre eine Größe von mindestens 1,47 m und einen Brustumfang von mindestens 0,73 m haben. Es existieren noch eine Reihe andrer Bestimmungen, mit denen Du Dich vorher notwendigerweise bekannt machen solltest. Lasse Dir von E. S. Mittler & Sohn in Berlin, Kochstraße 68—70 das betreffende Schriftchen kommen. Es kostet wenige Pfennige.

Wilhelm H . . . . in **E.** Kadett willst Du werden? Bei welcher Truppengattung? Das mußt Du dem „G. K." sagen, wenn er Deine Frage beantworten soll. Gruß freundlich erwidert!



Künstliche Kanonenschläge.

Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Wir empfehlen als schönstes Festgeschenk

Das Neue Universum,

reich illustriert, Preis geb. M. 6. 75,

ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.

(Aus dem Inhalt des „Neuen Universums".)

Künstliche Kanonenschläge und anhaltendes Donnerrollen lassen sich in höchst einfacher, aber staunenswerter Weise mittels eines Bindfaden auf folgende Weise hervorbringen. Man läßt jemand sich mit den flachen Händen beide Ohren fest zuhalten, nimmt den Bindfaden (am besten ziemlich dünnen, festgedrehten) doppelt, legt ihn um den Kopf der Versuchsperson, so daß er quer über die Mitte der Hände geht und straff angespannt ist. Mit der einen Hand hält man die losen Enden des Bindfadens fest, dann schlägt man ihn an wie eine Saite. Geschieht dies durch den Fingernagel, so werden Kanonenschläge oder heftiges Donnertosen gehört werden. Beliebig verkürzen kann man den Ton, indem man die Schwingungen des Stranges durch Dämpfen (Zusammendrücken zwischen Daumen und Zeigefinger) unterbricht. Je länger der Bindfaden, um so besser ist die Resonanz.

Wie man Glockengeläute nachahmt, werden unsre lieben Leser wohl schon wissen. Man hängt einen eisernen Stab (Schüreisen 2c.) an einem doppelt genommenen Bindfaden auf, dessen beide Enden man um die Zeigefinger wickelt und mit diesen alsdann sich die Ohren zuhält. Läßt man das Eisen an einen Gegenstand anschlagen, so hört man einen mächtigen Glockenton, aber weit schöner, als den einer wirklichen Glocke.

H. E. in **Duderstadt.** Da es hinsichtlich dieses Berufes gar so viele specielle Bestimmungen gibt, so thust Du am besten, Du läßt Dich von einem dortigen höheren Beamten beraten. Die Bedingungen sind im weiten Deutschen Reich, wohl der Hauptsache nach, aber nicht im einzelnen dieselben. Es kommt auch darauf an, ob Du die höhere oder niedere Carriere ergreifen willst.

Walther. Eine populäre und ausschließlich die Schmetterlingskunde behandelnde Zeitung ist uns nicht bekannt, dagegen existieren eine Anzahl streng wissenschaftlicher Journale, die das genannte Wissensgebiet mitbehandeln, wie z. B. die „Entomolog. Nachrichten v. Karsch" jährl. 24 Nummern (Friedländer & Sohn B.); „Berliner entomolog. Zeitschrift v. Kolbe" pro anno 2 Hefte à 8—18 Mk. (Friedländer & Sohn); „Deutsche entomolog. Zeitschrift v. Kraatz" in Heften à 7—10 Mk. (Nicolai, Berlin); „Wiener entomolog. Zeitung v. Ganglbauer, Reiter & Wachtl" jährl. 12 Hefte (Hölder, Wien), Preis pro anno Mk. 8. — Wir sollen Dir ferner einige Schmetterlings- und Käferbücher nennen. Da wären zu empfehlen: für Anfänger „Hofmann, Der Käfersammler," mit ca. 500 kolor. Abb. Mk. 4 —; und „Hofmann, Der Schmetterlingsfreund" mit 236 kolor. Abb. Mk. 4 — (beide Werke in C. F. Thienemanns Verlag, Stuttgart, erschienen.) Ausführlicher sind: „Berges Schmetterlingsbuch", 50 Tafeln mit 900 kolor. Abb., kart. Mk. 18 —; „Calwers Käferbuch" mit 1054 kolor. Abb. Mk. 20 —; „Schenkling, Deutsche Käferwelt" Mk. 14 —. Deine Buchhandlung wird Dir diese Bücher sehr gerne zur Ansicht vorlegen.

G. L. in **H.** Eine reiche Auswahl von Kerbschnittmuster bieten folgende Werke: „Lehrgang für den Kerbschnitt von P. Neumann". 1887 in Leipzig bei Dr. Oskar Schneider zum Preise von 3 Mk. erschienen. Auf 9 Tafeln werden in diesem Buche 48 Uebungsmuster und eine Reihe Anwendungsgegenstände, die vom Leichten zum Schweren fortschreiten, geboten. Außerdem gibt es genaue Anweisung zum Entwerfen der Zeichnung, wie Fertigstellung der Arbeiten. Es empfiehlt sich ferner: „Kerbschnittvorlagen der Hamburg-Hohenfelder Schilerwerkstatt von G. Volkers." Preis 2,40 Mk. (1889 Kloß in Hamburg, A-B-C-Straße 17). Hier sind auf 11 Blättern gleichfalls Vorübungen und Anwendungsarbeiten, entsprechend der zunehmenden Kunstfertigkeit, dargestellt. Wir nennen noch das „Vorlagewerk der Leipziger Schülerwerkstatt", zu beziehen vom Selbstverleger Kantor A. Kehrfeld in Leipzig, Mühlgasse 4. Von den 12 Heften der Sammlung à 1,20 Mk. enthalten die 6., 11. und 12. Abteilung Kerbschnittmuster, entworfen vom Bildhauer Sturm.

Leopold in **Baden-Baden.** Laß Dir doch von E. S. Mittler & Sohn in Berlin, Kochstraße 68—70, die Broschüre „Allerhöchste Verordnung über die Ergänzung des Seeoffizierscorps" kommen, darin findest Du alle Deine Fragen beantwortet. Ein Abdruck jener Vorschriften an dieser Stelle würde uns zu viel Raum wegnehmen.

Liebe Kameraden, die ihr im Gebiete des sächsischen Erzgebirges wohnet, seid so gut und sendet mir Gedichte eurer Mundart. Es brauchen keine selbstgemachten zu sein. Im voraus dankt herzlich, H. Siegel, Gymnasiast zu Freiberg in Sachsen, Untermarkt 2 I.

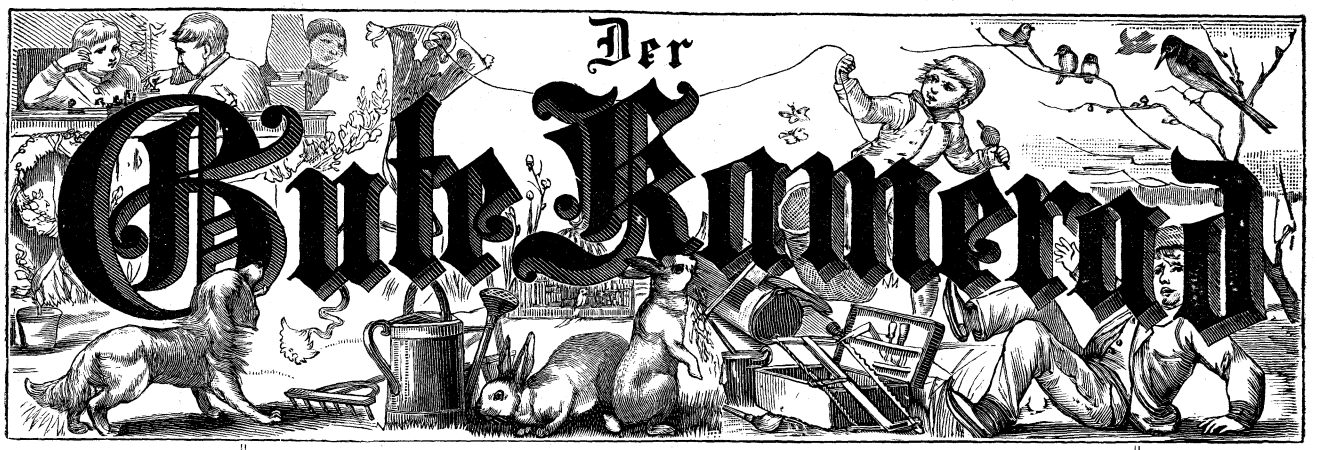
Max und **Moritz.** Setzet euch doch mal 24 Stunden auf unsren Redaktionsstuhl, ob euch die Mätzchen dann nicht vergehen werden und ihr darüber anders denken werdet?

Fritzchen. Wenn Du mal ein erfahrener Seebär sein wirst, à la Turnerstiking, dann lassen wir uns lange Zöpfe wachsen und machen auch mal so eine Spritztour ins Chinesische Reich. Der schneidige Gottfried von Bouillon muß natürlich auch mit.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 21.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Der Schwarze hatte sich aus Ehrerbietung in einiger Entfernung von den Weißen niedergesetzt. Die beiden letzteren sprachen von ihrer bevorstehenden Trennung, wobei der Graue nicht umhin konnte, seinen Gefährten allerlei gute Ratschläge zu erteilen.

„Hast doch g'nug Patronen eing'steckt, daßt brav schießen kannst, wannst ang'fallen wirst?“ fragte er.

„Versteht sich ganz von selbst,“ antwortete Schwarz. „Bei einem Ritte, wie ich ihn vorhabe, ist ausreichende Munition das Notwendigste.“

„Und wie g'fallt dir der Elefantenjäger? Als Begleiter muß er dir willkommen sein. Ich möcht' ihn für ehrlich halten, hätt' aber doch beinahe g'lacht, als er seine alte Haubitz'n mit deinem G'wehr verglich und dabei versprach, dich mit derselben zu beschützen. Wann's auf den Treffer kommt, wirst halt du es sein, der ihn in Schutz zu nehmen hat.“

„Möglich. Er ist mir wirklich höchst willkommen, und ich schenke ihm alles Vertrauen. Sein Schicksal erregt mein Beileid. Ein Vater, welcher lange Jahre hindurch nach seinem geraubten Sohne sucht!“

Die rechten Freuden kannst Du nimmer
Dir ohne Müh' erkaufen
Willst Du, mein Sohn, im warmen
Zimmer Schlittschuh laufen?

Alb. Roderich.

„Ja, man zählt diese Leut' zu den Halbwilden; aber sie haben ebensogut wie wir Herz und G'müt. Der Mann thut mir wirklich leid, und — — halt, schaust sie? Da kommen sie! Es ist a Manderl und a Weiberl. Kennst sie auch schon?“

Er deutete auf zwei regenpfeiferartige Vögel, welche unter den Bäumen dahergelaufen kamen und, als sie die Männer

– Die Sterne des Ostens wichen dem dort aufsteigenden Glanze; er Elefantenjäger kniete auf seine ausgebreitete Decke, um sein Morgengebet zu sprechen. –

erblickten, vorsichtig stehen blieben. Ihr Rücken war schwarz, ihr Bauch sandfarben, Schwanz und Flügel aber schwarz, weiß und grau gezeichnet.

„Ja, ich kenne sie," antwortete Schwarz. „Krokodilswächter, Pluvianus aegypticus. Dieser Vogel wird schon von Herodot erwähnt."

„Hast recht. Aber weißt auch, wie er von den Leuten hier genannt wird?

„Ter-, Habobd- und Ghafir- et Timsah" *).

„Richtig! Bist gar kein übler Vogelkenner, und kannst mir helfen, wann ich später mein Buch schreib'. Schau, da gehen's wieder fort. Hast auch schon zug'schaut, wann so a Vogel sich dem Krokodil in den offenen Rachen setzt, um das darin befindliche G'würm zu fressen? Die riesige Eidechs' sperrt dabei das Maul sperrangelweit auf, und es fällt ihr gar nit ein, das kleine Viecherl zu stören oder gar zu verschlingen; sie weiß vielmehr recht gut, daß dasselbige sein Wohlthäter ist. Dazu g'hört nit bloß Instinkt, sondern die wirkliche Ueberlegung, die man diesen Geschöpfen so gern absprechen möcht'. So a Tier hat auch Gedanken; es versteht zu folgen und Erfahrungen zu sammeln, und es kann vorkommen, daß so a Wesen klüger handelt als a Mensch, der sich für g'scheit und weise hält."

„Daß du da recht hast, habe ich nicht nur einmal an mir selbst erfahren."

„Wieso?"

„Ganz so wie du: wie oft ist uns ein Vogel oder sonst ein Tier entgangen, welches wir fangen oder erlegen wollten. Es war eben vorsichtiger und klüger als wir."

„Das ist sehr richtig. Es gibt Vögel, welche große Versammlung und Unterredungen abhalten. Ich hab' kürzlich g'sehen, daß wohl an die dreißig Pfauenkraniche im Kreise standen und aaner in der Mitt' von ihnen, der in einem fort g'schrieen hat. Die haben Reichstag oder Abiturientenexamen g'habt, denn einzelne riefen, wann der in der Mitt' mal pausiert hat, ihr Kurnuknuknuknuk dazwischen, als ob sie auf seine Frag' die Antwort zu geben hätten. Vielleicht sind diese Antworten klüger ausg'fallen als manche, die man in unsern Schulen zu hören bekommt."

„Hoffentlich denkst du dabei nicht an dich selbst," antwortete Schwarz, indem ein leises Lächeln um seine Lippen spielte.

„Warum nit? Denkst etwa, daß ich stets hab' richtig antworten können? Freilich sind die Fragen oft so g'stellt gewesen, daß man ganz verblüfft dag'standen hat. Da denk' ich gleich an damals, als ich in der Quarta g'sessen bin. Weißt das vielleicht schon?"

„Daß du auch diese Klasse besucht hast, kann ich mir doch denken!"

„Das mein ich nit, sondern ich ziel' auf die Frag', welche ich damals bekommen hab'. Ich glaub's nit, daß ich es dir schon verzählt hab'. Es sollt' nämlich Examen sein, und ich hab' a saubres Vorhemd umgebunden und die neue, bunte Kravatt' um den Hals. Als ich dann in den Spiegel schau, hab' ich 'dacht, daß es um mich gar nit fehlgehen kann. Aber, es ist doch anders kommen."

„Wie denn? fragte Schwarz, als der Erzähler eine Pause machte.

„Das wirst gar nit vermuten können. Der Naturg'schichtsprofessorn hat's nämlich auf mich g'spitzt gehabt, weil ich ihm immer mit Fragen 'kommen bin, die ka vernünftiger Mensch beantworten kann. Dafür hat er mich im Examen auszahlen wollen. Als die Reih' an mich 'kommen ist, bin ich voller Ehrerbietung aufg'standen und hab g'meint, daß man sich wohl über meine Kenntnissen wundern werd'. Aber was sagst dazu, wannst derfährst, daß der Professorn mich g'fragt hat, warum die Vögel Federn haben?"

„Das war freilich hinterwärts gemeint!"

„Ja, er hat mich tüchtig hereinlegen wollen."

„Jedenfalls ist es dir gelungen, dich brav herauszubeißen. Was hast du denn für eine Antwort gegeben?"

„Zunächst hab' ich gar nix g'sagt, sondern nur das Maul aufg'macht, um meine sieben Gedanken in Ordnung zu bringen, und dann, als die Frag' zweimal wiederholt worden ist, hab' ich — — — —"

„Dir bahlak!" *) raunte in diesem Augenblicke der Schwarze den beiden Weißen zu, indem er mit der rechten Hand nach der Stelle deutete, wo der Weg vom Flusse nach der Seribah aus dem Walde trat.

Der Erzähler verstummte sofort, denn er erblickte zwei wohlbewaffnete Männer, welche dort standen und starren Blickes den Schutt- und Trümmerhaufen betrachteten. Sie schienen vom Schreck gelähmt zu sein; dann aber rannten sie unter lauten Ausrufen und lebhaften Gestikulationen auf die Brandstätte zu.

„Zwei Weiße!" sagte der „Vater des Storches", indem er ihnen mit den Augen folgte, wobei seine Nase sich zur Seite bog wie der Kopf eines Vogels, welcher von einem Aste herab eine verdächtige Erscheinung betrachtet. „Wo kommen's her, und wer mögen's sein?"

„Europäer sind sie nicht," antwortete Schwarz. „Ich halte sie für Leute, welche zur Seribah gehören. Ich vermute das aus dem Entsetzen, welches sie bei dem Anblicke der Trümmerhaufen verrieten."

„Kannst recht haben! Sollten's zur Schar des Abu el Mot gehören? Sollten's etwa voraus sein, um seine Ankunft zu melden?"

„Das ist möglich, sogar wahrscheinlich. Ich werde sie beobachten."

Er zog sein Fernrohr aus und richtete es auf die beiden so unerwartet Erschienenen. Sie rannten eine Zeitlang auf der Brandstätte umher; dann folgten sie eine kurze Strecke weit den Spuren der abgezogenen Sklavenjäger, und endlich liefen sie in höchster Eile westwärts davon.

„Sie gehen nach dem Dorfe der Dschur, um sich nach dem Vorgefallenen zu erkundigen," sagte Schwarz, indem er das Rohr wieder zusammenschob. „Das gibt uns Zeit, nachzusehen, woher sie gekommen sind. Ich vermute, daß ihr Boot unten am Flusse liegt. Komm mit!"

Als die beiden an das Wasser kamen, erblickten sie einen kleinen, schmalen, zweiruderigen Kahn, welcher mit einem Baststricke an eine in das Wasser ragende Baumwurzel befestigt war. Die Stelle, an welcher er lag, war vom Schilfe frei. Die Ruder lagen auf dem Boden, sonst war er leer.

„Es ist so, wie wir dachten," sagte Schwarz.

„Diese Kerls sind vorausgesandte Boten Abu el Mots. Es steht zu erwarten, daß sie schleunigst zurückkehren, um ihm zu melden, was geschehen ist, und ihn zur Eile anzuspornen."

„Das müssen wir zu verhüten suchen. Meinst nicht, daß wir ihnen das Boot zerbrechen?"

„Nein, denn sie würden daraus ersehen, daß Leute hier waren, welche ihnen feindlich gesinnt sind. Wir binden den Kahn los und lassen ihn abwärts treiben. Dann können sie denken, daß sie ihn nicht fest angebunden hatten."

*) Vogel, Großmutter und Wächter des Krokodiles.

*) Nimm dich in acht!

Er machte den Strick los und gab dem leichten Fahrzeuge einen kräftigen Stoß, daß es weit hinaus in das Wasser schoß. Dort wurde es von der Strömung erfaßt, einige Male rundum und dann schnell weitergetrieben.

Die beiden kehrten nach dem Baume zurück, an welchem die Niam-niam zurückgeblieben waren. Sie warteten mit Sehnsucht auf die Rückkehr des Arabers, doch vergeblich. Es verging noch eine Stunde; die Sonne berührte den westlichen Horizont, und noch immer war der Sejad ifjal nicht zu sehen. An seiner Stelle kamen die beiden Sklavenjäger schnellen Laufes zurück. Sie beachteten die Brandstätte gar nicht und verschwanden im Walde, auf dem Wege, den sie gekommen waren.

„Sie wollen wieder fort," sagte Schwarz. „Wenn sie sehen, daß der Kahn weg ist, werden sie ihn wohl suchen. Damit sie uns nicht etwa sehen, müssen wir uns verstecken, bis sie fort sind."

Es gab kein Unterholz, in welches man sich hätte verbergen können. Darum stiegen die fünf auf Bäume, deren Wipfel dicht genug war, den beabsichtigten Zweck zu erfüllen.

Vom Ufer her ertönten die Stimmen der enttäuschten Männer. Sie schienen, wie Schwarz vorausgesehen hatte, überzeugt zu sein, daß sie den Strick nicht gehörig befestigt gehabt hatten, denn sie zeigten keinen Verdacht und kehrten ebenso eilig, wie sie gekommen waren, nach dem Dorfe zurück. Die fünf aber stiegen wieder von den Bäumen herab.

Die kurze Dämmerung ging vorüber, und der Abend brach herein; noch immer ließ der Araber auf sich warten. Die beiden Deutschen wurden um so besorgter, je mehr die Zeit verstrich. Stunde um Stunde verging; es wurde Mitternacht. Da endlich hörte man draußen auf der Ebene das Geräusch von nahenden Schritten.

„Das ist er!" atmete Schwarz tief auf. „Es sind die Schritte von Pferden oder Kamelen. Ich wüßte nicht, wer außer ihm mit solchen Tieren hieher kommen sollte."

Er hatte recht, denn vom Rande des Waldes her erscholl der Ruf:

„Ja ishab elbet — he, Leute!"

Schwarz erkannte die Stimme des Erwarteten, dennoch fragte er:

„Min haida — wer ist da?"

„El Sejad ifjal. Ta' a lihene — der Elefantenjäger. Komm hieher!"

Die beiden Weißen folgten mit dem Schwarzen diesem Rufe, doch vorsichtig. Ihr Mißtrauen war überflüssig, denn als sie die letzten Bäume erreichten, sahen sie zwei an der Erde liegende Kamele, bei denen der Elefantenjäger stand. Die Sterne leuchteten hell genug, um sehen zu lassen, daß er allein war.

„Ich habe gedacht, daß du nicht allein kommen würdest," sagte er, als er die Begleiter Schwarzens erblickte. „Ihr habt mit Schmerzen auf mich gewartet, wie ich mir denken kann; aber es war mir nicht möglich, eher zu kommen."

„Warum nicht?" fragte der Graue.

„Der Schech war mißtrauisch dadurch, daß ich mit euch abseits gesprochen hatte, und euer karges Geschenk hatte seinen Zorn erregt. Er wollte mir keine Tiere verkaufen. Dann kamen die Boten des Abu el Mot, welche unsern Handel unterbrachen."

„Es waren also wirklich Boten von ihm?"

„Ja. Sie sollten verkünden, daß er in zwei Tagen ankommen werde. Als sie hörten, was geschehen war, beschlossen sie, zu ihm zurückzukehren, um ihn zur Verfolgung der Verräter und Brandstifter aufzufordern. Aber sie konnten diesen Vorsatz nicht ausführen, weil sie ihr Fahrzeug nicht sorgsam angebunden hatten. Der Fluß hat es mit sich fortgerissen."

„Nein, sondern wir haben das Boot losgebunden und dem Strom übergeben, weil wir vermuteten, wer die beiden seien und was sie thun würden."

„Das war klug von euch. Es ist kein Fahrzeug vorhanden, welches sie benutzen könnten, und die Dschur besitzen nicht die erforderlichen Werkzeuge, schnell ein Boot zu bauen. Darum wird Abu el Mot unbenachrichtigt bleiben."

„Wo befindet er sich?"

„Heute ist er zwei Tagereisen abwärts von hier. Er kommt auf dem Wasserwege. Er hat in Diakin zwei Fahrzeuge gefunden und gemietet, einen Sandal und einen Noqer, auf denen er über dreihundert gut bewaffnete Nuehrs nach der Seribah bringt. Der mitgenommene Proviant ist ihm ausgegangen; darum sandte er die Boten auf dem leichten Kahne voraus, um Fleisch und Mehl von der Seribah zu beordern. Er muß nun, wie die Sachen stehen, mit den Nuehrs hungern. Von hier aus kann er nichts erhalten, und in der Seribah Madunga, dem einzigen Orte, an welchem er noch vorüber kommt, darf er sich nicht sehen lassen, weil er mit dem Besitzer derselben in Feindschaft lebt. Er ist also auf das Fischen und Jagen angewiesen, was seine Ankunft sehr verzögern wird. Wenn ihr mit eurem Boote nach Madunga wollt, so rate ich, euch vor ihm in acht zu nehmen. Ihr müßt, sobald ihr seine Schiffe erblickt, anlegen und euch am Ufer verbergen, bis sie vorüber sind."

„Wir werden gleich jetzt aufbrechen und die ganze Nacht fahren. Da wir die Strömung für uns haben, werden wir eher in Madunga sein als er. Du beginnst doch auch gleich jetzt den Ritt mit meinem Gefährten."

„Nein, nicht jetzt, sondern erst wenn der Morgen graut."

„Warum erst dann?" fragte Schwarz.

„Aus zwei sehr triftigen Gründen. Ihr seid Christen und wißt also wohl nicht, daß der Moslem jede Reise um die Zeit des Asr, drei Stunden nach Mittag anzutreten hat. Ist das nicht möglich, so darf er ausnahmsweise zum Fagr aufbrechen, früh wenn der Strahl der Sonne erscheint. Keineswegs aber ist es ihm gestattet, nach el Aschia, dem Nachtgebete, eine Reise zu beginnen. Von dieser Regel darf er nur in der höchsten Not abweichen. Ich erlaube dir, nach den Satzungen deines Glaubens zu leben, aber du mußt mir auch gestatten, die Gebote des meinigen zu befolgen. Und selbst wenn ich gleich jetzt mit dir reiten wollte, wozu könnte das nützen? Wir müssen der Fährte der Sklavenjäger folgen, welche des Nachts ja doch nicht zu erkennen ist."

„Aber wenn wir warten, bis es hell geworden ist, so werden die Dschur wieder hierher kommen und mich sehen."

„Sie kommen nicht. Sie sitzen noch jetzt beisammen und trinken berauschende Merissah, worauf sie dann gewiß bis in den Tag hinein schlafen werden. Der Schech war schon vorhin betrunken, und das war ein Glück für mich und dich, denn nur der Rausch machte ihn willig, mir diese zwei Kamele abzutreten. Das eine ist mit samt dem Sattel dein Eigentum, du hast mir dafür fünf Abu Noktah zu zahlen. Dieser Preis ist sehr gering, weil die Kamele hier doch in der baldigen Regenzeit zu Grunde gehen werden; aber dafür fordere ich, daß deine Abu Noktah keine Fehler haben."

Der Mariatheresienthaler wird nämlich im Sudan nur dann angenommen, wenn die Prägung deutlich ist; außerdem müssen

sich die sieben Punkte des Diadems, von denen der Thaler seinen Namen hat*), ferner auch die Agraffe und die Buchstaben S. F. scharf zeigen. Fehlt eines dieser Merkmale, so wird der Thaler entweder gar nicht angenommen, oder um mehrere Piaster billiger berechnet.

Fünf Thaler für ein gesatteltes Kamel war gar kein Preis. Schwarz hatte Geld zu sich gesteckt, als er das Boot verließ, und bezahlte die Summe sofort. Da es zu dunkel war, als daß die Prägung gesehen werden konnte, so versprach er, ein etwa minderwertiges Stück am Morgen ohne Widerrede auszuwechseln.

Das Reisen im Palankin und seine Schattenseiten.

Er konnte nichts gegen die religiösen Anschauungen des Arabers thun, und sah sich also gezwungen, die vier Stunden bis zum Morgengrauen hier zu bleiben. Anders war es mit Pfotenhauer. Da dieser noch vor Abu el Mot die Gegend der Seribah Madunga erreichen wollte, so durfte er keine Zeit verlieren; er mußte nach dem Boote zurückkehren, und sich also jetzt von Schwarz verabschieden.

„Geb's Gott, daß wir uns bald und glücklich wiedersehen!" sagte er, als er dem Gefährten die Hand reichte. „Nun ich dich fortlassen muß, denk' ich doch, daß die Belanda es gar nicht wert sind, daß't dein Leben für sie wagst. Sie gehn uns eigentlich gar nix an. Aber, wannst denkst, daß dein G'wissen es gebietet, sie zu warnen, so reit in Gottes Namen zu. Oder willst mir's derlauben, an deiner Stell' es zu thun? Jetzt ist's noch Zeit dazu!"

„Nein, lieber Doktor, es kann mir gar nicht einfallen, dich — —"

„Willst gleich schweigen, du Malefizbub' du!" fiel ihm der Graue zornig in die Rede. „Nennst mich schon wieder Doktor! Und zwar gerade beim Abschiednehmen, wo du dir alle Müh' geben sollst, mich nit zu verzürnen!"

„Es war nicht so gemeint; ich habe mich versprochen; es fuhr mir so schnell heraus!"

„So nagel es drinnen fest an, daß es nit heraus kann! Wannst mich nit kurzweg Ignaz oder Naz, oder noch kürzer, Vogelnazi heißen willst, so brauchst gar nimmer wiederzukommen! Hab' ich etwa darum mit dir Brüderschaft g'macht, daß't mir immer den Titel an den Kopf wirfst, und mich als hoffährtigen Kerl behandelst! Wann dies auch später so fortgehen soll, so bleib' lieber bei den Belanda, und laß dich von ihnen als Friseur und Komplimentenfex anstellen. Jetzt weißt, woran du bist. Leb' also wohl; laß dir nix Böses widerfahren, und denk' recht oft an deinen Nazi, der die Augenblick' zählen wird, bis er dich wieder bei sich hat!"

Er eilte davon, gefolgt von dem Schwarzen. Schwarz blickte ihm in tiefer Rührung nach, bis er im Dunkel der Nacht verschwunden war. Der alte, originelle Kauz war ihm ja ungewöhnlich lieb und wert geworden.

Der Sejad ifjal hatte sich niedergesetzt, und der Deutsche nahm nun an seiner Seite Platz. Sie unterhielten sich über ihr Vorhaben, doch war über dasselbe nicht viel zu sprechen. Ihr Plan bestand einfach darin, den Sklavenjägern zu folgen; sobald sie denselben nahe genug gekommen waren, wollten sie zur Seite weichen und einen Bogen reiten, um vor ihnen Ombula zu erreichen.

Dann saßen sie still bei einander. Wovon hätten sie sprechen sollen? Jeder hätte sehr gern über die Verhältnisse des andern etwas Näheres erfahren, aber beide hielten es für unhöflich, danach zu fragen.

So verging ihnen die Zeit in stillem Sinnen und zeitweiligem Einnicken, bis die lautschallende Stimme eines Kranichs den nahenden Morgen verkündete. Einige Reiher flogen über die Bäume; ein Sporenkibitz kreischte sein „Sik-sak"; das niedrige Volk der Enten und Klaffschnäbel wurde dadurch aus dem Schlafe geweckt, und fiel in allen möglichen Tönen ein. Die Sterne des Ostens wichen dem dort aufsteigenden Glanze, und der Elefantenjäger kniete auf seine ausgebreitete Decke, um sein Morgengebet, el Fagr, zu sprechen.

Auch Schwarz faltete die Hände. Wer könnte in dem Augenblicke, an welchem eine solche Natur rundum erwacht, nicht dessen gedenken, der sie geschaffen hat!

Nach dem Gebete stieg der Araber, ohne ein Wort zu sagen, in den Sattel; Schwarz folgte diesem Beispiele. Die Kamele sprangen auf und trugen ihre Reiter südwärts, auf der Fährte der Sklavenjäger hin. Der Ritt hatte begonnen, wer vermochte zu sagen, wie er enden werde!

Die Morgendämmerung hatte kaum zehn Minuten gewährt; dann brach der lichte Tag herein. Man konnte weithin die Ebene überblicken. In der Gegend, nach welcher hin das Dorf der Dschur lag, war kein Mensch zu sehen; der Aufbruch der beiden Männer erfolgte also unbemerkt.

Schwarz sah jetzt, daß sein Gefährte sich mit Nahrungsmitteln ziemlich reichlich versehen hatte. Am Sattelknopfe desselben hingen einige geschlachtete Hühner und zwei Ledersäcke, welche wohl mit Mehl gefüllt waren. An ein Hungerleiden brauchte also für jetzt nicht gedacht zu werden.

Weniger beruhigend wirkte die Beobachtung der beiden Kamele. Sie waren außerordentlich mager und trugen tiefe Geschwürsnarben in der Haut. Waren sie den Krankheiten und Plagen der letzten Regenzeit nicht zum Opfer gefallen, so mußte das in der nächsten Zeit sicher geschehen. Der dicke Schech hatte wohl seine beiden schlechtesten und schwächsten Tiere verkauft. Sie waren zu keinem schnellen Schritte zu bewegen, weder durch Zureden, noch durch Schläge. Ein guter Fußgänger hätte recht gut mit ihnen Schritt halten können.

So kam es, daß sie erst gegen Mit-

*) Abu Noktah = Vater des Punktes.

tag die Gegend erreichten, in welcher gestern Lobo und Tolo gerettet worden waren. Man sah die Fährte deutlich; sie bog von hier nach Südwest ab, während sich der Nil mit dem Walde in einem weiten Bogen ostwärts wendete.

Die beiden Reiter ließen, ehe sie sich von dem Flusse wendeten, ihre Tiere tüchtig trinken, auch hieben sie mit den Messern einen Vorrat von grünen Zweigen ab, welche den Kamelen am Abende als Futter gegeben werden sollten. Dann ging es wieder der Fährte nach, und zwar in der Ueberzeugung, daß man heute weder Schatten noch Wasser mehr finden werde.

Die Hitze des Mittags wurde so drückend, daß die Kamele noch langsamer als vorher gingen. Das erregte in Schwarz die ernstesten Besorgnisse. Er hatte bisher geschwiegen, um seinen Gefährten nicht zu beleidigen; nun aber sagte er:

„Hatten die Dschur keine besseren Kamele? Oder hättest du nicht lieber Pferde kaufen sollen?“

„Pferde gab es nicht mehr; Abd el Mot hat sie alle gemietet,“ antwortete der Araber. „Und von den Kamelen mußte ich diejenigen nehmen, welche ich bekam.“

„Aber Reitochsen gab es noch?“

„Auch nicht; Abd el Mot hat sie mit. Allah weiß, was geschehen soll!“

„Und ich weiß, was geschehen wird. Wir werden nämlich Ombula zu spät erreichen. Wir kommen nicht schneller vorwärts als die Fußtruppen Abd el Mots, und diese haben einen vollen Tagesvorsprung voraus! Es scheint, daß unsre Tiere eher zusammenbrechen, als rascher gehen werden. Sie sind weder durch Worte, noch durch Schläge anzutreiben.“

„So weiß ich noch ein Mittel, welches helfen wird. Wir haben die Zweige der Suffarah abgeschnitten, welche uns helfen sollen.“

Er zog sein Messer hervor und schnitt aus der Anschwellung eines dieser Zweige eine kleine Pfeife. Als sie fertig war, und er diesem Instrumente einen Ton entlockte, spitzten die Kamele die Ohren. Er pfiff weiter, und da setzten sich die Tiere freiwillig in einen ausgiebigen Trott, welchen man ihnen vorher unmöglich hatte zutrauen können.

„Siehst du!“ lachte der Araber. „Ich werde auch dir so eine Suffarah anfertigen; dann können wir einander ablösen, um bei Atem zu bleiben.“

„Thue es,“ stimmte Schwarz in heiterer Laune bei. „Hoffentlich gelingt es uns, die Hedschahn*) bis Ombula zu pfeifen. An mir soll es nicht fehlen.“

Er erhielt seine Suffarah, und dann blies bald der eine, bald der andre, als ob sie es bezahlt bekämen. Sobald die Pfeifen schwiegen, fielen die Kamele in den entsetzlichen, langsamen Gang, welcher Zustände erweckt, die denen der Seekrankheit höchst ähnlich sind. Ließen sich aber die schrillen Instrumente hören, so verwandelte sich der Schaukelschritt sofort wieder in den schnellen Trott.

So pfiffen sich die beiden Reiter während des Nachmittages über eine weite, dürre und vegetationslose Ebene, bis sie am Abend einen kleinen, fast ganz ausgetrockneten Sumpf erreichten, welcher sich zur Regenzeit wahrscheinlich in einen ganz respektablen See verwandelte.

Da gab es trockenes Schilf zum Feuer genug, aber kein tierisches Leben, außer den halbverhungerten Krokodilen, welche den Schlamm bevölkerten, und in Ermangelung einer andern Nahrung, jedenfalls gezwungen waren, während der heißen Jahreszeit von ihresgleichen zu leben.

Der Elefantenjäger war am Mittag und Nachmittag abgestiegen, um das vorgeschriebene Gebet zu verrichten. Jetzt war el Mogreb nahe, das Gebet bei Sonnenuntergang; darum hielt er am Sumpfe an und erklärte, daß er hier bleiben werde.

Schwarz fügte sich in das Unvermeidliche. Er war übrigens mit dem heutigen Ergebnisse nicht ganz unzufrieden. Die Pfeifen hatten so gewirkt, daß man den Sklavenjägern ein gut Teil näher gekommen war. Der Deutsche hatte an den Spuren gesehen, daß sie ihr Nachtlager eine nicht unbedeutende Strecke rückwärts gehabt hatten.

Toilettengegenstände der Eingeborenen von Madagaskar.

Nach Einbruch der Dunkelheit wurde ein Feuer angebrannt, teils um ein Huhn zu braten, teils zur Abwehr wilder Tiere. Die Kamele durften wegen der Krokodile nicht allzu nahe an den Sumpf. Sie wurden gefesselt und bekamen die mitgenommenen Zweige vorgelegt. Wasser gab es nicht. Da das Feuer während der ganzen Nacht hell brennen mußte, so konnten die beiden Männer nicht zu gleicher Zeit schlafen; sie waren gezwungen, einander zum Wachen abzulösen.

Darum, und weil der Ritt ermüdet hatte, wurde nur das Notwendigste gesprochen. Als das Huhn, welches dem Deutschen gar nicht mundete, weil es schon in Fäulnis übergegangen war, verzehrt war, konnte ersterer schlafen, während der Araber die erste Wache übernahm.

Nach Mitternacht wurde Schwarz durch einen Schuß aufgeweckt. Er sprang sofort empor, und griff nach seinem Gewehr.

„Ma fi schi, bess timsah — es ist nichts, nur ein Krokodil,“ sagte der Araber, welcher ruhig am Feuer saß, die rauchende Flinte in der Hand.

Er deutete seitwärts, wo ein riesiges Krokodil sich in Todeszuckungen wand. Der Hunger hatte es aus dem Sumpfe nach dem Feuer getrieben, wo ihm die Kugel des Elefantenjägers in das Auge gedrungen war.

„Das ist höchst einladend!“ antwortete Schwarz. „Wollen wir uns nicht etwas mehr entfernen?“

„Ich halte es nicht für nötig. Der Schuß hat die Bestien so erschreckt, daß sich keine mehr heranwagen wird. Lege dich getrost nieder. Du hast noch eine halbe Stunde zu schlafen, um dann bis zum Morgen zu wachen.“

„Unter solchen Umständen beginne ich lieber gleich die Wache. Ich will lieber einige Krokodile erschießen, als mich von ihnen fressen lassen.“

„Wie du willst. Du hast aber gesehen, daß du unter meinem Schutze sicher bist. Ich hoffe, daß ich es unter dem deinigen auch sein werde.“

Er lud den abgeschossenen Lauf wieder und wickelte sich dann in seine Decke. Dieser Mann war jedenfalls kaltblütiger und brauchbarer, als Schwarz bisher ge-

*) Reitkamele.

glaubt hatte. Der letztere warf einen Haufen Schilf in die Flamme und übernahm sein Wächteramt.

Die Nacht war für ihn einsam wie noch selten eine. Von fernher tönten undeutliche Stimmen von Tieren, welche sich nicht herbeiwagten, weil sie die Anwesenheit der gefräßigen Krokodile kannten, und außerdem vom Feuer zurückgescheucht wurden. Hyänen und Schakale sind ungefährlich. Löwen oder Panther waren nicht zu erwarten, da sich selbst für sie kein genießbares Wasser hier befand. Er hatte also seine Aufmerksamkeit nur gegen den Sumpf zu richten, um, falls abermals ein Saurier sich lüstern nähere, ihm eine Kugel zu geben. Doch erfolgte auch von dieser Seite kein weiterer Angriff.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Madagaskar.

(Schluß.)

Der jähe Berghang ward jedoch bald überstiegen und nun ging es auf der andern Seite etwas sanfter hinab und durch einen hübschen Hain von Ravenalas und von hier auf einen leidlichen Pfad, welcher zum Ufer eines Flusses hinunterführte. Dieser war angeschwollen und ziemlich reißend und die Sänftenträger weigerten sich daher, den Fluß durch eine Furt zu passieren, welche der Führer nicht sogleich finden konnte, um so mehr als das Wasser voll tiefer Löcher und voll häßlicher Krokodile war. Rahé, der Führer, mußte daher ein Stück weit am Flusse hinaufgehen und einem Fährmann rufen, der denn auch bald mit seinem Lakana oder Einbaum kam, d. h. mit einem Kahn, welcher aus dem ausgehöhlten Stamme eines Azainastammes verfertigt war.

Harry und sein Vater vertrauten sich nicht ohne einiges Bangen dem gebrechlich aussehenden Fahrzeug an, gelangten jedoch samt ihren Leuten trocken an das jenseitige Ufer. Als alle samt der Sänfte glücklich drüben und der Ferge für seine Mühe bezahlt war, betrat die Reisegesellschaft den großen Wald von Alamazaotra, welcher eine Fläche von mehr als 60 km einer wilden gebirgigen Landschaft bedeckte.

Der Pfad führte sie zunächst durch eine Schlucht, welche so eng war, daß die Seiten der Sänfte an den felsigen Wänden kratzten, und die ineinander verwachsenen und verfilzten Laubmassen über ihren Häuptern beinahe das Tageslicht ausschlossen. Die Träger hielten hier einen Augenblick, um etwas zu verschnaufen, ehe sie den steilen Anstieg emporkletterten, welcher aus diesem unheimlichen Paß hinausführte, und dann mußten Harry und sein Vater Ihrer Bewunderung und ihrem Staunen über die eigenartige Schönheit des wilden tropischen Waldes lauten Ausdruck geben.

Riesige Palmen bildeten ringsum mit ihren stattlichen Häuptern eine grüne Kuppel, welche ganz mit rankenden Schlinggewächsen ausgekleidet war. Lange Gewinde von Moosen und kriechenden, rankenden Gewächsen liefen an diesem laubigen Dom hin und her, und an den starken Blattrippen der Baumkronen schaukelten sich große Massen von grauen Moosen und Flechten und zwischen dem kühlen Grün und Grau der Unterseite der Blätter und des Mooses glänzten und funkelten tropische Blüten und Früchte in hellen Strahlen von Scharlach und Gold.

Myriaden von zarten Waldblumen versteckten ihre bleichen Köpfchen unter den fiederigen Farnwedeln, welche um die Wurzeln der Bäume herumwucherten, die abgestorbenen Palmen waren zart eingehüllt in wachsblätterige Schlinggewächse, und über ihren gestürzten, anmutigen Kronen erhoben sich Massen von grünen Farnen, untermischt mit den zarten blauen und hochroten Farben seltener Orchideen. Auf allen Seiten sah man kleine Haine oder Dickichte von Bambus, deren hellgrüne, fransenartige Blätter sich freundlich von den dunkleren Wedeln des stattlichen Baumfarn abhoben.

Tiefes Schweigen herrschte in dieser Einöde, und auf Harrys junges Gemüt drückte diese Stille so bange machend, daß er sich zu fürchten begann. Allein sein Vater machte ihm begreiflich, daß während der nassen Jahreszeit, in welcher sie reisten, das Insektenleben in diesen tropischen Wäldern ruht, und Harry selbst wußte, daß es auf Madagaskar außer den Wildschweinen, von denen die Insel den Namen hat, nur wenige wilde Tiere und namentlich keine reißenden oder Raubtiere gibt. In der That sind ja mit Ausnahme jenes erwähnten Aye-Aye, welcher ein Mittelding zwischen Fuchs, Eichhorn und Affe ist, dessen nächtliches Treiben und planloses Herumjagen ihm etwas Geheimnisvolles und Gespenstiges geben, die meisten der einheimischen Tiere eingeführt, und so namentlich die größeren Haustiere: der Buckelochse und das Fettschwanzschaf, welche aus Afrika herübergebracht worden sind.

Aber die Sänftenträger kletterten unaufhaltsam weiter, bald über steile moosbedeckte Felsen, bald über große Baumwurzeln, welche sich wie Schlangen am Boden hinzogen, jetzt bergan durch dichtes Unterholz, dann bergab an steilen Hängen, hier seichte Flüsse durchwatend oder auf Trittsteinen über dieselben hinwegschreitend, bis der arme Harry so zusammengerüttelt und müde war, daß ihn alle Glieder schmerzten und er nicht mehr wußte, wo er seinen Kopf oder seine Füße habe.

Endlich aber erschien eine Lücke in der langen Strecke von Felsen und Wald, und als die Sänftenträger auf einem Stückchen ebenen Boden Halt machten, um einen Augenblick auszuruhen, sprang der Führer Rahé plötzlich mit dem fröhlichen Rufe „rano!“ (Wasser) vorwärts, und als alle stille lauschten, unterschieden sie deutlich das Rauschen eines muntern Stroms.

Von Rahé aufgemuntert, drangen die Träger von neuem vor und standen bald an den Ufern eines schönen Flusses, welcher lustig über Felsen und umgestürzte Bäume dahinbrauste und mit einem großen Gefäll in dem Schatten des mächtigen Waldes verschwand. Am jenseitigen Ufer lagerte sich ein Dörfchen aus Lehmhütten hin, welches von befreundeten Howas bewohnt war, über das Dörfchen hinaus dehnten sich Felder mit dem wogenden grünen Reis. Die Howas sind die herrschende Rasse der Insel und die civilisierteste; ihre Hauptstadt Antananarivo liegt in der Mitte der Insel, sie ist eine wohlgebaute Stadt von mehr als 100 000 Einwohnern.

Ein Baumstamm war über den Fluß hinüber gefallen und ruhte mit seiner Krone auf dem jenseitigen Ufer, und diese natürliche Brücke war über und über mit den hochroten, blauen und weißen Blüten von Orchideen bedeckt, welche wie aus Wachs gebildet erschienen. So schön und

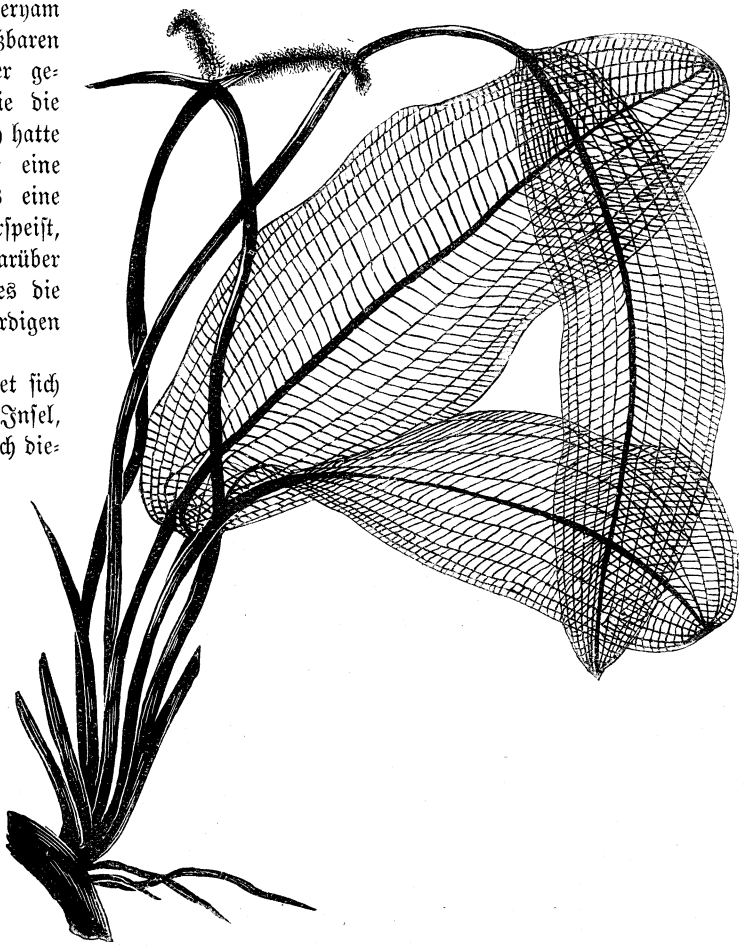
anziehend dieser Anblick aber auch war, so blieb er doch von Harry und seinem Vater unbeachtet, denn zu ihren Füßen im Wasser bemerkten sie ein Gewächs, welches für sie ein größeres Interesse hatte, nämlich die Spitzenblattpflanze oder Wasseryamswurzel, wie sie auch zuweilen heißt, die Ouvirandra fenestralis.

Diese Spitzenblattpflanze ist eine erst 1856 von Petit Thouars entdeckte gänzlich untergetauchte Wasserpflanze, die wegen ihrer eigentümlichen Blattbildung merkwürdig ist. Ihre langgestielten Blätter, 24—32 cm lang und 8 cm breit, bestehen nämlich nur aus den Blattrippen und Adern ohne alles Mesophyll oder Zellgewebe der Blattspreite, so daß das Blatt wie ein Gitterwerk oder Blattskelett aussieht, von welchem das Zellgewebe abgefault ist, weshalb das Blatt ein prächtiges netz- oder sehr regelmäßiges spitzenartiges Gewebe darstellt. Wasseryam heißt sie wegen ihres eßbaren Wurzelknollens, welcher geröstet oder gesotten wie die Kartoffel schmeckt; Harry hatte erst einige Tage zuvor eine solche Wurzelknolle als eine vermeintliche Kartoffel verspeist, bis ihn sein Vater darüber aufgeklärt hatte, daß es die Wurzelknolle der merkwürdigen Gitterpflanze sei.

Die Ouvirandra findet sich in vielen Flüssen der Insel, aber die Schwierigkeit, sich dieselbe zu verschaffen, macht sie für die Europäer zu einer seltenen Pflanze. Der Wohlgeschmack und Nährwert der Wurzel hatte Herrn Steedman schon längst den Gedanken eingegeben, ob es nicht möglich wäre, die Ouvirandra auch künstlich anzubauen und zu einem Volksnahrungsmittel zu machen, und daher hatte er sich vorgenommen, sie an ihrem natürlichen Fundorte aufzusuchen. Und nun hatte er sie gefunden, wie sie in phantastischem Tanze gerade oberhalb der kreisenden Wirbel des mächtigen Wasserfalles auf ihren langen Blattstielen hin und her schwankte. Sobald er sie erkannte, sprangen Herr Steedman und sein Sohn im Nu auf den Boden und beugten sich über das klare Wasser, das so rein und hell war, daß man jeden Kiesel darin zählen konnte, und nun sahen sie in der kühlen, klaren Strömung zu ihrem Vergnügen ein vollkommenes Labyrinth des schönsten Spitzenwerks, denn Dutzende von Spitzenblättern, grün, goldig, olivenfarbig und braun, schwammen hier unmittelbar unter der Oberfläche des Wassers.

„O Papa, hast du jemals schon etwas so Liebliches gesehen!“ rief Harry aufgeregt.

„Ja, mein Sohn, diese Pflanze ist sowohl lieblich als eigenartig und selten,“ erwiderte der Missionar. „Sieh, die jungen Blätter sind hellgrün und gelb, die ältern Blätter dunkler, Schattierungen in Grün und Olivenfarb, einige wenige sogar schon schwarz, und alle wachsen aus derselben Wurzel. Wie vollkommen ist jedes Blatt, trotz seiner zarten Textur! Einige von diesen größern Blättern müssen 28 bis 30 cm lang sein. Die starke Mittelrippe von jedem dient zum Stützpunkt für die gebrechlichen Adern und Fäden, welche das netzförmige Gitter zu beiden Seiten bilden.“



Die Spitzenblattpflanze auf Madagaskar.

Harry griff nun mit den Fingern kräftig in das spitzenähnliche Gewebe und erwartete halb, es werde unter seinem Griff zerreißen. Aber nein! Das zähe, kleine gelbe Blatt, das er aus dem Wasser zog, blieb in seiner Form vollkommen, und ein Sonnenstrahl, welcher auf die glänzenden Maschen fiel, verwandelte sie in Fäden von glitzerndem Golde. Er entdeckte nun, als er sie genau untersuchte, daß die untern Flächen der Blätter von kleinen perlenartigen Luftbläschen glänzten.

„Sieh nur, Papa!“ rief er, und hielt „die funkelnden Maschen in die Höhe, „die Spitzenblätter sind mit Juwelen besetzt!“

„Allerdings, Harry,“ versetzte der Vater; „diese diamantenartigen Tropfen rühren von dem Atmen der Pflanzen her.“

Herr Steedman versuchte die Wurzel einer der Ouvirandrapflanzen aus ihrem Schlammbett loszureißen, allein die kleinen Ranken, welche nach allen Seiten hin von ihr auszweigten, hielten den Wurzelknollen fest an seiner Stelle. Endlich gelang es ihm, die kleinen weißen fadenartigen Ranken, eine nach der andern herauszuziehen und die ganze Pflanze ans Ufer zu bringen. Die Wurzel glich auffallend derjenigen des Ingwer und hatte eine zähe hellbraune Haut. Harry legte die Blätter sorgfältig in sein Herbarium, der Vater aber packte die Wurzel mit etwas von ihrem natürlichen Boden in eine Blechkapsel, um sie mit nach Hause zu nehmen und sie in dem Flüßchen zu Biforana zu acclimatisieren.

„Auf dem Rückwege wollen wir noch einige Wurzeln mitnehmen,“ sagte er zu Harry; „ich will einige an die Botanische Gesellschaft in London schicken, denn die Pflanze muß sich in unsern Gewächshäusern leicht züchten lassen, da sie nur Wasser und Wärme bedarf. Allein komm; wir wollen aufbrechen! Rahê ruft uns: maly massandro (die Sonne ist tot, d. h. untergegangen, und es wird noch zwei ‚Reiskochen‘ (zwei halbe Stunden) bedürfen, bis wir jenen Berg dort überstiegen und den Ort erreicht haben, wo wir zu übernachten gedenken!“

Erfreut über seine botanische Ausbeute, und die daran geknüpfte Belehrung, schöpfte Harry mit seinem aus einem Ravenalablatt gemachten Reisebecher noch einen Trunk frischen Wassers aus dem klaren Flusse, dann stieg er zu dem Vater in die Sänfte und sie setzten ihre Reise fort.

Schneeblockaden im amerikanischen Westen.

Wirbelt der Schnee in dicken Flocken zur Erde nieder und regt sich dabei kein Lüftchen, so nimmt der Eisenbahner nicht viel mehr Notiz davon, als wir andern Menschenkinder, zeigt sich uns aber Herr Winter in seinem grämlichsten Gesichte und läßt er zugleich einen stürmischen Nord oder West über Land fegen, dann schütteln die Herren vom Eisenbahnbetriebe bedenklich die Köpfe. Da hat es sich denn auch in Deutschland und namentlich in den nordischen Tiefebenen schon oft begeben, daß mächtige Schneewehen die Bahnlinien eindeckten, und jeden Eisenbahnverkehr auf mehrere Tage hinaus aufhoben, was für Handel und Wandel und für das mannigfache Bedürfnis unsrer großen Städte sehr empfindlich werden kann. Tritt dieser Fall ein, sind in unsern dichtbevölkerten Landen Tausende und Tausende von Maschinen und Menschenhände eifrig beschäftigt, die Schneehindernisse aus dem Weg zu räumen und in der Regel gelingt das in verhältnismäßig kurzer Zeit. Anders ist das im Westen von Nordamerika. Dort durchziehen die Eisenbahnstränge weitgestreckte Prairien, unbewohnte Hochebenen und Tafelländer, die alljährlich mehr oder weniger von orkanartigen Gewalten heimgesucht werden. Die Schneewehungen und Verheerungen, die diese unwillkommenen Naturkräfte anrichten, übersteigen unsre Begriffe. Vor wenigen Wochen erst, zu einer Zeit, da wir uns in Deutschland das Vergnügen einer Schlittenpartie ganz versagen mußten, meldete der Telegraph aus Sierra Newada: „Die Schneeblockade ist heuer beispiellos. Fünf Bedienstete der Central Pacificbahn wurden dadurch getötet, daß Züge durch die Macht des Windes vom Geleise geweht wurden. Mehrere Züge sind durch Eis entgleist. Der Schnee liegt 15—20 Fuß hoch und die Telegraphenstangen sind, obwohl sie eine Höhe von 22 Fuß haben, 10 Fuß unter dem Schnee begraben. Der Sturm war der heftigste seit der Herstellung der Eisenbahn. Einige Züge staken zehn Tage im Schnee fest und in einer Anzahl von Orten sind sie völlig mit Schnee bedeckt. 2500 Arbeiter sind mit der Freimachung des Geleises beschäftigt."

Welche Anstrengungen solche Arbeiten in diesen wenig bewohnten Gegenden kosten, wo die Stationen oft halbe Tagereisen auseinander liegen, braucht nicht betont zu werden. Stecken die Züge längere Zeit fest, treten zu allem Ungemach auch noch Mangel an Lebensmittel und Feuerungsmaterial ein.

Unser Bild schildert uns eine solche Schneeblockade. Ist die Wehung eine nur geringe, und auf unsrer Illustration scheint uns der Maler noch lange nicht das Schlimmste vor Augen geführt zu haben, genügt ein sogenannter „Schneeräumer" und einige starke Maschinen die Bahn frei zu legen, ist die Blockade aber eine große, so wird der „Räumer" einer großen Anzahl Dampfrosse vorgespannt, die unter vollem Dampf mit mächtigen Vorstößen den Schneewall zu durchbrechen suchen.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

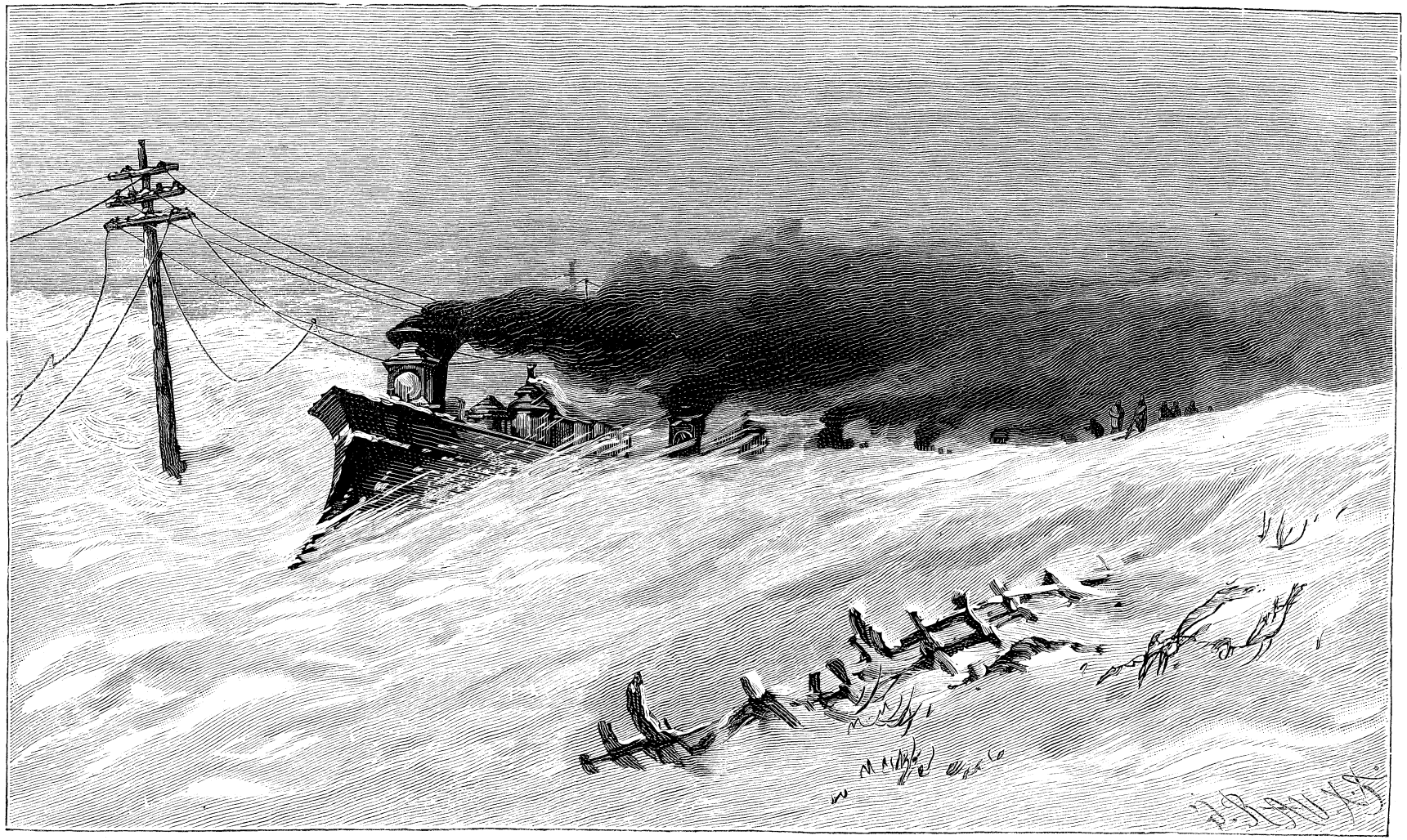
(Fortsetzung.)

Die Zeit wird lehren, wer von uns beiden in diesem Augenblicke recht hatte. Vorläufig blieb uns nichts andres übrig, als nach Osten vorzudringen. Es war ein fürchterlicher Weg für uns Fußgänger durch das niedrige Gestrüpp; mehr als einmal hielten wir an, und es bedurfte eines neuen Entschlusses, um weiter vorzudringen, bis wir uns endlich sagten, daß der Weg nach dem waldigen Ufer des Frio zurück noch weiter sei. Ich will mich nicht dabei aufhalten, zu erzählen, wie wir wieder in den Besitz unsrer Pferde gelangten. Gottlob waren sie müde von den gewaltigen Anstrengungen der Flucht, ließen sich eins nach dem andern beschleichen und mit dem Lasso einfangen. Doch zum Erbarmen sahen sie aus; Beine, Brust und Leib waren vielfach geritzt und geschunden, hie und da tropfte noch Blut auf die Erde herab. Wir konnten die Tiere ja unser selbst wegen nicht schonen, knoteten die Lassos um ihre untere Kinnlade, schwangen uns hinauf auf den Rücken und ritten langsam dem Friosflusse zu, wo wir die Wunden wuschen und kühlten.

Auch bei der Lagerwache hatte sich der schurkische Mischling eingefunden, hatte dem Soldaten erzählt, daß er uns die Pferde nachgewiesen habe, und sich so in dessen Vertrauen hineingestohlen. Dies benutzte er wohlweislich, um den arglosen Soldaten auszufragen, wie stark wir wären, ob noch andre Haufen nach den gestohlenen Pferden suchten, und welche Richtung die Abteilungen eingeschlagen hätten. Von allem, was er zu wissen wünschte, vollkommen unterrichtet, nahm der Mestize Abschied von dem Soldaten, ritt an einer seichten Stelle durch den Fluß und war bald darauf verschwunden.

Mr. Oldham hatte nun nicht viel Mühe, uns zu seiner Ansicht zu bekehren, daß Don Juan zu den Räubern gehöre, war aber noch immer nicht entschlossen, die Verfolgung aufzugeben, so wenig Aussicht uns verblieb. Die Diebe mußten wenigstens einen Vorsprung von sechsunddreißig Stunden haben und bewegten sich wahrscheinlich ungestört vorwärts, während der Zustand unsrer Tiere eine schnelle Gangart verbot. Kurz nach Mittag ritten auch wir durch den Fluß und wandten uns weiter nach Süden hin. Wohl zwei Stunden später trafen wir ein totes Roß am Wege liegen, welches mit den Buchstaben C. I., also der Marke Ihres Vaters, gezeichnet war; wir wußten also, daß die Spuren, denen wir folgten, die richtigen wären; ganz desselben Weges waren die Räuber gezogen.

Abends lagerten wir auf der offenen Prairie an einer Stelle, wo unsre Pferde sich an saftigem Grase gütlich thun konnten. Ueberhaupt verlor die baumfreie Ebene hier mehr und mehr den Charakter der



Schneeblockade im amerikanischen Westen.

Unfruchtbarkeit; nur einzelne sandige Stellen waren noch von dem kriechenden Eichengestrüpp und dornigen Kakteen bedeckt. In weiter Entfernung vor uns sahen wir große Viehherden, vermochten aber nicht zu unterscheiden, ob dies Büffel oder ob es zahme Rinder wären. Ansiedlungen konnten wir nicht entdecken; es war ja aber möglich, daß einzelne Hütten in den Gehölzen verborgen lagen, mit denen die Prairie hier und dort besiedelt ist.

Unsre Pferde waren müde und durch die Verwundungen geschwächt, welche sich mehr und mehr entzündeten; namentlich mein Tier hatte zuletzt kaum noch mit fortkommen können; eine Wunde unten an der Brust machte ihm bei jedem Schritt viel Schmerzen, es konnte die Vorderbeine kaum heben. Mr. Oldham schüttelte bedenklich den Kopf, als er sah, daß ich nicht folgen könnte. Die Pferde in den Händen der Räuber zu lassen, dazu konnte er sich gleichwohl nicht entschließen; er meinte, ich müßte, wenn sich der Zustand meines Tieres nicht bessere, zurückbleiben und entweder warten, bis sie wieder des Weges kämen, oder auf eigene Faust den Heimweg antreten.

Junger Herr, ich sage Ihnen, ich erschrak nicht wenig, als ich dies hörte. Auf einem Tier, welches in jeder nächsten Stunde völlig lahm werden konnte, in einer so abscheulichen Wildnis zurückgelassen zu werden, — das war kein Spaß. Die ganze Nacht hindurch kühlte ich die Wunde meines Pferdes, knetete seine Beine und schloß selber kein Auge. Während die Kameraden schliefen, plagte ich mich mit der Sorge, was aus mir und meinem Pferde werden sollte, wünschte die ganze Verfolgung zum Kuckuck und schalt im stillen auf den herzlosen Führer, welcher mich hilflos zurücklassen wollte, dem das Leben eines einfachen Ackerknechtes nicht mehr wert wäre als fünfzig Pferde, deren Wiedererlangung außerdem noch sehr in Frage stand.

So ward es Morgen, und die Zurüstungen zum Abmarsch begannen in der gewohnten Weise. Die Pferde meiner Begleiter hatten sich erholt und waren marschfähig, das meinige noch lahmer als zuvor. Ich nahm es am Kopf und leitete es umher, mußte aber zu meinem Schrecken bemerken, daß es bei jedem Schritt einknickte; nur mit Gewalt war es dahin zu bringen, daß es die Vorderbeine hob, und stand endlich ganz still. Mein Schicksal war entschieden, als Mr. Oldham mir wiederholte, daß er mit den drei Soldaten weiterreiten müßte.

„Füge dich in Geduld, Olof!“ sagte er. „Dein Pferd wird sich in wenigen Tagen erholen, wenigstens soweit, daß du die nächste Farm erreichen kannst, wo man dir gegen Bezahlung ein gesundes Tier überlassen wird. Findest du keine Kolonisten, so kehre nach dieser Straße zurück und warte, bis wir dich mit uns nehmen!“

Mit abgewandtem Haupte hatte ich ihm zugehört, hielt es unter meiner Würde, ihm zu antworten. Was unser Trupp noch an trockenem Proviant und Getränken besaß, das ließen sie mir großmütig genug, damit die erste Not von mir abgewendet wäre, auch etwas Geld und setzten dann ihren Marsch in südlicher Richtung fort. O, wie verwünschte ich den harten Menschen, der mich dem Verderben preisgab! Wie sollte ich mich schützen, wie die Heimat wiedergewinnen, von der ich wenigstens hundertundfünfzig Meilen entfernt war! Die zurückgelassenen Lebensmittel reichten vielleicht für drei bis vier Tage aus, wenn ich sparsam verfuhr; — aber, was sollte werden, wenn sie verzehrt waren und mein Pferd noch immer dienstuntauglich ist!

Tag und Nacht vergingen, ehe mein Brauner überhaupt aufstand; mit meinem Scheidemesser schnitt ich das Futter für ihn und warf es vor ihm hin; in meinem Filzhut holte ich Wasser aus dem nahen Tümpel, welcher uns zum Lagern an dieser Stelle veranlaßt hatte, tränkte mein Tier und wusch seine Wunden. Es sah mich so dankbar an, als hätte es ein Verständnis von seiner Lage und wisse, daß es ohne mich verloren wäre. Am zweiten Morgen machte es schon einen Versuch sich zu erheben, fiel aber wieder zurück. Unermüdlich fuhr ich in meiner Pflege fort und machte zu meinem nicht geringen Troste die freudige Wahrnehmung, daß mein Brauner dem Futter schon mit größerer Begierde zusprach, eine Besserung in seinem Befinden also zu erwarten war. Und was dann? fragte ich mich. Was sollst du thun, wenn dein Gaul wieder marschfähig wird? Ich muß offen gestehen, daß ich wenig Lust verspürte, den vorausgerittenen Genossen zu folgen; nach Hause trachtete ich und schätzte die Gefahren gering, welche mit diesem langen Marsche verbunden waren; den Weg glaubte ich schon wiederzufinden und vielleicht schneller zurückzulegen als vorher.

Abends stand mein Brauner wirklich auf und ließ sich langsam herumführen. Ich brachte ihn nach dem Wassertümpel, ließ ihn saufen, kühlte seine Wunde und freute mich, zu sehen, daß er sogar freiwillig einige Schritte that, um unter den Gräsern die ihm am meisten zusagenden auswählen zu können. Bis Sonnenuntergang ließ ich ihn grasen, leitete ihn dann nach dem Lagerplatze zurück und verband die vorderen Unterschenkel durch meinen Lasso, damit mir das Tier nicht nächtlicherweile entwischen könnte, wenn es wieder durch eine Gefahr in Schrecken gesetzt werden sollte. Mit ihm hätte ich ja alles verloren. Todmüde, weil ich schon mehrere Nächte nicht geschlafen hatte, streckte ich mich neben meinem Braunen in das Gras, legte meine Schußwaffen zur Hand, schlang das andre Ende des Lassos ein paarmal um meinen rechten Arm und verfiel in einen tiefen Schlaf, in welchem ich während der Nacht gottlob durch nichts gestört wurde.

Die Sonne war schon aufgegangen, als mich ein ungestümes Zerren an meinem Arm erweckte. Der Gaul stand vor mir, bog den Kopf zu mir herab und wieherte freudig, als er mich aufstehen sah. Er und ich schienen beide gleich gut zu wissen, daß einer ohne den andern verloren wäre; sein freudiges Wiehern beantwortete ich durch freundlichen Zuspruch und klopfte ihm zärtlich den schönen Hals. Als ich die Fesseln an den Füßen löste, schritt der Braune schon ganz munter nach dem Wasser hin, soff und suchte sich dann auf der Prairie sein Futter. Ich aß ein wenig, um den größten Hunger zu stillen, und schob den bescheidenen Rest besorgt in die Satteltasche zurück; ach, ich konnte höchstens noch zwei sehr karge Mahlzeiten davon halten.

Als der Braune freiwillig zu mir zurückkam, sattelte und zäumte ich ihn, belud mich selber mit meinen Waffen und schlug, neben meinem Rosse hergehend, langsam den Weg nach Norden ein. Das Tier zu besteigen mochte ich noch nicht wagen; ich mußte es erst wieder an die Anstrengung des Marsches gewöhnen. Wo unsre Kräfte uns verließen, da schlugen wir unser Lager für die nächsten Nächte auf, bald in einem Gehölz, bald auf offener Prairie, stets aber in der Nähe einer Quelle oder eines Flusses. Kein Feind störte unsre nächtliche Ruhe, mein Pferd erholte sich täglich mehr. Schon am zweiten Marschtage hatte ich auf einige Stun-

den im Sattel sitzen können und abends ein nach der Tränke eilendes Reh erlegt, an dessen zartem Wildbret ich mich nach Herzenslust sättigte. Was ich nicht verzehrte, bewahrte ich auf und war für die nächsten Tage aller Not überhoben. Am dritten Tage griff mein Brauner schon wieder kräftig aus, ohne daß ich ihn antrieb; er merkte es wohl, daß wir der Heimat zueilten. Nur mittags machte ich eine Pause von zwei Stunden, um mein Tier fressen zu lassen und mir selber die Mahlzeit zu bereiten; dann ging es wieder vorwärts.

Aber so leicht, wie ich gehofft hatte, sollte mir die Rückkehr doch nicht werden.

Am fünften Nachmittage zeigte mein Brauner keine Lust mehr vorwärts zu gehen, hielt wiederholt an und wollte endlich gar nicht mehr von der Stelle. Uebermüdung oder Unfähigkeit überhaupt konnte der Grund nicht sein; denn das Tier zeigte Verlangen umzukehren und setzte sich, als ich ihm für einen Augenblick seinen Willen ließ, sofort in Galopp. Entweder witterte es also vor sich eine Gefahr und wollte mich davor warnen oder es fürchtete, daß wir uns auf falschem Wege befänden. Da uns noch eine ziemliche Strecke offener Prairie von dem nächsten Gehölze trennte, so daß ich weit vorausblicken konnte, mußte ich den Gedanken aufgeben, daß wir uns einer nahen Gefahr gegenüber befänden, und nahm an, daß das Pferd sich verirrt zu haben glaubte. Weil ich indessen meiner Sache ganz sicher war, zwang ich den Braunen vorwärts, obgleich er sich schüttelte und hoch aufbäumte. Das Gehölz, welches vor uns lag, sollte vielleicht das Ziel unsres heutigen Marsches sein, wenn ich es auch noch vor fünf Uhr nachmittags zu erreichen hoffte.

Je näher ich demselben kam, desto unwilliger gebärdete sich mein Gaul, und mit Gewalt brachte ich ihn von der Stelle. Wollte ich dort auch nicht übernachten, so führte doch der Weg durch dies kleine Eichengehölz, welches mir von dem Ausmarsche her im Gedächtnis geblieben war; ich fand dort Wasser und wahrscheinlich Gelegenheit zum Schuß auf ein neues Stück Wild. Und danach sehnte ich mich recht sehr, weil ich nachgerade Ekel vor dem in der Sonnenhitze rüchig gewordenen Rehfleisch empfand. Fortwährend mit den Schenkeln nachhelfend, brachte ich mein Pferd vorwärts, hatte die Büchse schußfertig unter dem rechten Arm und war begierig zu erfahren, wovor sich der Braune wohl ängstigen möge. Der Wind stand von dem Gehölze zu uns herüber, so daß er vielleicht die Witterung von einem versteckten Raubtier hatte; aber einem Puma war es nicht zuzutrauen, daß er uns bei hellem Tage angreifen sollte, und fehlte ich ihn wirklich, was ich nicht glaubte, so konnte er uns doch auf der Verfolgung schwerlich ereilen.

Endlich hatte ich den Eingang zu der natürlichen Straße erreicht, welche in ziemlicher Breite und mit manchen Biegungen durch das Wäldchen führte. Nun stand mein Gaul still, war durch gütliche Mittel nicht weiterzubringen. Er machte mehrfach den Versuch, umzukehren und mit mir davonzulaufen, bäumte sich und schlug hinten aus, als wollte er mich abwerfen und wenigstens sich selber in Sicherheit bringen. Lange Zeit gab ich mir Mühe, ihn zu beruhigen, setzte ihm aber endlich die Sporen in die Seiten und zwang ihn vorwärts. Schnaubend, den Kopf gesenkt, trabte mein Tier in die Lichtung hinein, stand jedoch schon nach mehreren Minuten wieder still. Und nun erkannte ich zu spät, daß ich die Warnung des treuen Freundes hätte beherzigen müssen. Zu beiden Seiten, auch vor uns und hinter uns, tauchten menschliche Gestalten zwischen den Bäumen auf, vielleicht im ganzen zwanzig. Sie hatten farbige Gesichter, trugen eine Büchse im Arm und führten ihr Pferd am Zügel. Rings umgeben, und von den Mündungen der Büchsen bedroht, konnte ich an Widerstand nicht denken; schon bei dem geringsten Versuch wäre ich aus dem Sattel geschossen worden.

Wenn mir auch gar nicht wohl zu Mute war, als ich mich von diesen Leuten gefangen sah, welche ich für Indianer hielt, erheuchelte ich doch eine gewisse Kaltblütigkeit. Ich senkte meine Büchse, stellte mich mehr überrascht als erschreckt, lüftete meinen Schlapphut und redete den mir zunächst stehenden Kerl in englischer Sprache an. Eine Antwort bekam ich nicht, doch senkten sich auf den Befehl eines Mannes, in welchem ich den Häuptling der Bande erkannte, die auf mich angelegten Büchsen. Der Häuptling trat näher an mich heran und lud mich ein, abzusteigen.

Ich weiß nicht, wie schnell ich nun handelte; nur wenige Minuten können vergangen sein, seit der Mann mich anredete, und ich benutzte dieselben, um einen in mir aufsteigenden Gedanken flüchtig zu überlegen. Was ich von der Grausamkeit der umherstreifenden Komantschen gegen gefangene Weiße gehört hatte, rief die entsetzlichsten Befürchtungen in mir wach; barbarischen Martern wollte ich mich nicht preisgeben, lieber durch die Kugeln ihrer Büchsen fallen. Nicht weit vor mir bog der Waldweg links um, so daß ich hoffen durfte, ich würde durch die Bäume gedeckt sein, ehe die Feinde Zeit fänden, auf mich zu zielen. Sie hatten ihre Waffen auf den Boden gestellt und standen neben ihren Pferden; ich saß im Sattel und mußte einen bedeutenden Vorsprung gewinnen, ehe sie mir nachsetzen konnten.

Diese Erwägung gab den Ausschlag; es war doch möglich, daß ich meine Freiheit, mein Leben rettete; eine Unentschlossenheit in dem verhängnisvollen Momente wollte ich später nicht zu bereuen haben. Ich legte die Zügel auf den Nacken meines Pferdes, als sei ich zum Absteigen bereit, gab ihm aber in demselben Moment die Sporen, und es raste mit mir auf dem Waldwege dahin. Meine Feinde waren anfangs gewiß verblüfft, daß ich es wagte, ihren Kreis zu durchbrechen und zu fliehen. Die Bäume zur linken Hand schützten mich, ehe sie von ihren Waffen Gebrauch machen konnten, und ich glaubte bereits, daß sie mich ungeschoren lassen würden. Mein Brauner griff aus, als verstände er, daß von seiner Schnelligkeit unser Schicksal abhinge, und trug mich bald in die offene Prairie hinaus. Als ich rückwärts blickte, konnte ich keinen Reiter hinter mir sehen, und mein Vertrauen auf das Gelingen des Fluchtversuchs wuchs mit der zunehmenden Entfernung von dem Wäldchen. Mein gutes Pferd brauchte ich nicht anzutreiben, ich richtete meine Augen auf den Weg vor mir, um etwaigen Hindernissen auszuweichen. Die Abendsonne stand hinter mir am westlichen Horizonte und warf den langen Schatten von Roß und Reiter auf die Prairie. Da — fühlen Sie mir meinen Schrecken nach, — da entdeckte mein Auge etwas, was mein Blut beinahe zum Erstarren brachte; ich gewahrte einen andern Schatten neben dem meinigen. Die Feinde waren mir also nicht nur nachgesetzt, sondern einer von ihnen hatte mich auch bereits eingeholt, mein trauriges Schicksal schien besiegelt zu sein.

Meine gerechte Angst beherrschend, blickte ich zur Seite und sah dicht neben mir denselben Mann, welcher vorher als Häupt-

ling zu mir gesprochen hatte. Er ritt ein prachtvolles schwarzes Pferd, dem es augenscheinlich nicht die geringste Mühe machte, mit meinem durch den Tagmarsch ermüdeten Tiere gleichen Schritt zu halten. Der Häuptling ritt an mir vorüber, zügelte sein schönes Roß und lächelte so überlegen, als wolle er mir die Ungleichheit unsres Wettkampfes durch seine spöttische Miene noch deutlicher zum Bewußtsein bringen. In diesem Momente, ich gestehe es gern, plante ich allen Ernstes einen Mord; ich überlegte, ob ich dem höhnischen Sieger nicht eine Kugel durch den Kopf schießen und mich auf seinem schnellen Pferde retten sollte. Meine Hand griff bereits nach dem Revolver, ich blickte auf meinen Begleiter, überzeugte mich, daß es für mich ein Leichtes wäre, ihn zu töten, konnte mich aber doch nicht zu der blutigen That entschließen. Hätte ich damals geahnt, was mir noch alles bevorstehen sollte, so würde ich wahrscheinlich nicht gezaudert haben, obgleich ich darauf gefaßt sein mußte, daß ich den Rappen vielleicht nicht erwischte und dann der furchtbaren Rache jener Räuber zum Opfer fallen würde, da die Kraft meines Pferdes schon bedeutend abnahm.

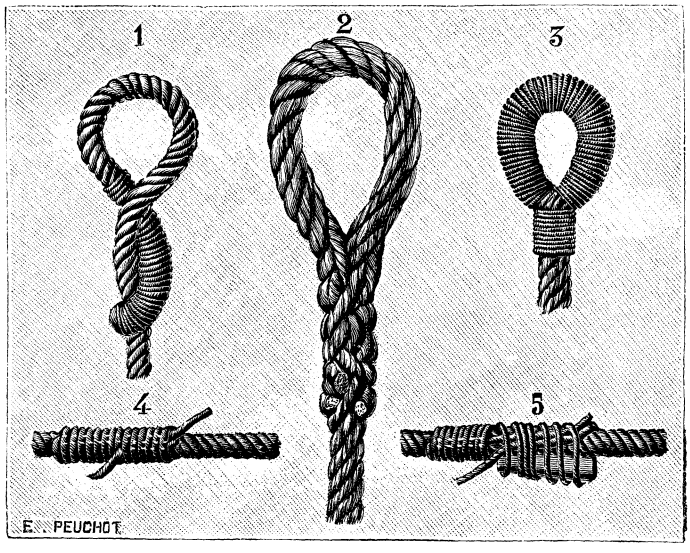
Notgedrungen hielt ich an, stieg ab und erwartete, was sich weiter ereignen würde; ich war ja gefangen und sah kein Mittel der Rettung mehr. Wenige Minuten später waren auch die übrigen Banditen zu uns gestoßen, nahmen mir Pferd und Waffen ab und zogen sich dann mit ihrem Häuptling zu einer kurzen Beratung zurück. Was wird dein Los sein? fragte ich mich, da ich wohl wußte, daß Indianer keine Gnade an gefangenen Feinden üben. Ich mußte ja froh sein, wenn sie mich auf der Stelle töteten, statt mich zu ungewissen Qualen mit sich zu schleppen. Als ich noch mit diesen bangen Zweifeln beschäftigt war, kehrten die Banditen zu mir zurück, und einer von ihnen, in welchem ich nun den Mestizen Don Juan wiedererkannte, zog spöttisch seinen gewaltigen Strohhut vor mir ab und teilte mir in höflichster Form mit, daß sie durch die Notwendigkeit gezwungen würden, mich als ihren Gast zu betrachten.

„Ja, Señor," bestätigte der Häuptling. „Sie werden bei uns bleiben müssen; da Sie aber vorher eine so entschiedene Abneigung gegen unsre Gastfreundschaft zeigten, so müssen Sie schon verzeihen, wenn wir Ihnen dieselbe gewaltsam aufdrängen."

„Unser Gast wird sich bald überzeugen, daß er in die Gesellschaft braver Bursche geraten ist," fiel der Mestize wieder ein. „Seine Anhänglichkeit an uns wird sich schon einstellen."

„Vielleicht," sagte der Häuptling. „Um unsrem neuen Freunde indessen den gezwungenen Schritt ein wenig zu erleichtern, wollen wir ihm sogleich zeigen, wozu ein paar ungegerbte Riemen gut sind. Schnell, Kerle, thut, was beschlossen worden ist!"

(Fortsetzung folgt.)



Gewöhnliche Schleifen und Umwicklungen von Seilenden. Figurentafel I.

Knoten und Schleifen.

Ueber so unscheinbare Dinge, wie Knoten und Schleifen, zu sprechen oder gar zu schreiben, ist, sollte man meinen, eine unfruchtbare Sache, und dennoch bietet dieses Thema viel des Interessanten, wenn man in Erwägung zieht, wie viele Arten derselben es gibt, zu welchem Zwecke sie dienen, und in welcher Weise sie geknüpft oder geschlungen werden. Freilich wird hier nicht von dem unentwirrbaren gordischen Knoten die Rede sein, den selbst der große Alexander nur durch einen Gewaltstreich zu lösen vermochte, auch nicht von jenen vielen Knoten und Schleifen, welche die Gewerbetreibenden zu schlingen wissen, da solches zu weit führen und unsre lieben jungen Leser ermüden würde, sondern im allgemeinen nur von jenen, deren sich die Fischer und Matrosen bedienen. Auch können wir alle weitläufigen Erklärungen, in welcher Weise die Knoten und Schleifen gemacht werden, um so eher auf das Notwendigste beschränken, da unsre Darstellung durch zwei Figurentafeln unterstützt wird, die solches besser zur Anschauung bringen, als umständliche Beschreibungen.

Bevor wir die verschiedenen Arten der Knoten und Schleifen aufzählen, muß vorausgeschickt werden, daß bekanntlich jedes Tau, Seil u. s. w., aus mehreren Strängen besteht und jeder derselben wieder aus gedrehten Schnüren, welche im Sinne des Uhrzeigers um sich selbst, und bei der Vereinigung mit den andern diesem wieder entgegengesetzt zusammengedreht werden, um so die nötige Widerstandskraft zu erreichen. Um das Aufdrehen des Seilendes zu verhindern, wird es gewöhnlich mit einer Bindeschnur umwickelt.

In der Figurentafel I zeigen 1, 2 und 3 gewöhnliche Schleifen, 4 und 5 die soeben erwähnten Umwicklungen der Seilenden. Es sind aber auch die gleichen Figuren in bedeutender Verkleinerung auf der Figurentafel II mit den Bezeichnungen 1 bis 4 dargestellt, da sie zur besseren Vergleichung in der Reihe der nachfolgenden nicht fehlen dürfen. 5 und 6 zeigen die Elemente der Knoten und Schleifen, welche allen andern zu Grunde liegen.

Die verschiedenen Knoten können eingeteilt werden in einfache, in Verbindungs- und in Ankerknoten. Die Kategorie der ersteren besteht aus dem einfachen Knoten im wahrsten Sinne des Wortes, dem Doppelknoten, dem einfachen Schleifenknoten, dem deutschen und dem Fischerknoten.

In 7 bis 12 sind ersichtlich: 7 ein einfacher Knoten, 8 ein Doppelknoten, 9 ein einfacher Schleifenknoten, welcher schwerer zu lösen ist als der vorgenannte, 10 der deutsche Knoten, 11 der Schleifenknoten für Seile zum Aufziehen von Lasten. Der Fischer- oder Ringknoten 12 ist ein Schlei-

fenring, der erhalten wird, wenn man an der Spille in einem gegebenen Punkte eines Seiles eine Schlinge macht.

In die Klasse der Verbindungsknoten, mittels welchen zwei Seile aneinandergeknüpft werden, gehören der gerade Knoten, der gerade Schleifenknoten, der Weber-, der englische, der Spließknoten, mit dem zwei Taue ineinander geflochten, d. i. gespließt werden, und der künstliche Knoten.

13 zeigt den geraden Knoten, 14 den geraden Schleifenknoten, welcher nur mit zwei Seilen von geringem Durchmesser geschlungen werden kann. Der Weberknoten 15 kommt hauptsächlich zur Anwendung, um zwei Seile von ungleicher Dicke zu verschlingen, 16 und 17 zeigen zweierlei Arten des englischen Knotens, der meist nur bei dünnen Seilen gemacht wird und sehr fest hält. Der Spließknoten 18 und 19 dient zur Verbindung zweier Seile von gleicher Dicke und geschieht das Knüpfen desselben durch Verschlingung der Enden derselben, so daß beide schließlich nur ein Ganzes geben. Andern Knoten verdient er deshalb vorgezogen zu werden, weil mittels desselben keine Schlinge notwendig wird und bei großer Haltbarkeit ein langes Seil ohne irgend eine Unterbrechung hergestellt werden kann. 18 zeigt den kurzen, 19 den langen Spließknoten nebst der Art des Flechtens. Der künstliche Knoten wird, wenn einfach, nach 20, doppelt aber nach 21 geschlungen.

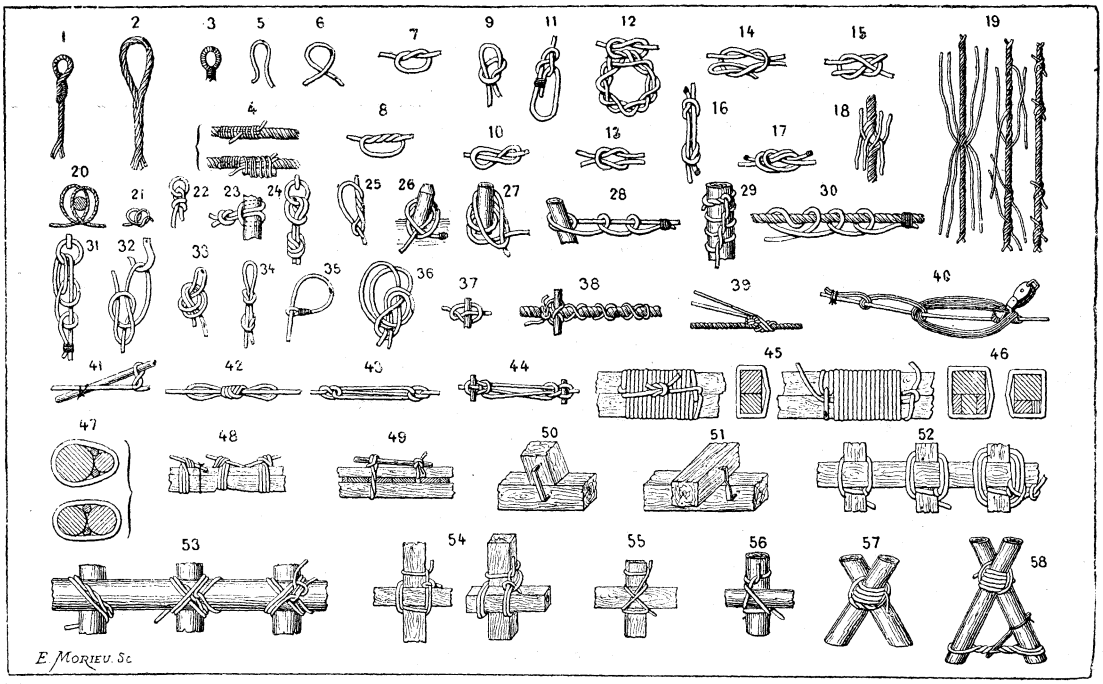
22 bis 44 zeigen verschiedene Verankerungsknoten und zwar 22 den einfachen Henkerknoten, 23 und 24 den Verankerungsknoten, um das Seil um einen Pfahl zu schlingen, und 25 ebenfalls einen Henkerknoten, welcher auf beiden Seiten leicht beweglich ist. Der künstliche Schifferknoten 26 und 27, der Dockenknoten 28 und 29 sind bei der Schiffsverankerung gebräuchlich. 30 zeigt eine Verankerung im Knotenpunkte und dient, um ein Seil auf einem gespannten Tau zu befestigen. Soll ein Seil an einem Ringe festgemacht werden, so wird der Ankerknoten 31, bei einem Haken aber der Schiffswindeknoten 32 geschlungen, 33 zeigt wieder einen Schifferknoten, 34 den Schlingenknoten und 35 den laufenden Schlingenknoten.

Der zweifach geschlungene Knoten 36 wird angewendet, wenn ein großer Widerstand geleistet werden soll, der Galeerenknoten 37 um ein Seil, dessen Enden nicht frei sind, an einem Pfahle zu befestigen. Ist aber das Seil zu straff gespannt und hierdurch solches nicht möglich, so wird es, wie 38 zeigt, am Pflocke mittels eines dünnen Seiles angebunden. Einen Riemen auf ein gespanntes Seil zu knüpfen, ist in 39 ersichtlich. In 40 wird der Knoten am Helmstocke des Steuerruders vorgeführt und kann auch bei Flaschenzügen Verwendung finden. Der Knebelknoten 41 dient, um ein schlaffes Seil straff anzuspannen, 42 zeigt den vollen Knoten auf drei Seilen, 43 wird geschlungen, wenn ein Seilende frei ist, 44 ergibt die doppelte Anwendung des schon früher erwähnten Galeerenknotens 37.

45 bis 58 zeigen Knoten und Schleifen, mittels welcher zwei Balken und Stangen miteinander verbunden werden.

Sind zwei viereckige Balken mit aufeinanderliegenden Flächen und von gleichem Querschnitte zu verbinden, so werden sie in bei 45 ersichtlicher Weise mit Seilen umschlungen, bei ungleichen Berührungsflächen aber wird der Hohlraum durch Hinzufügen von Holzstücken ausgeglichen, 46, und hat das Umschnüren in größerer Ausdehnung zu geschehen. Sind Rundhölzer zu verbinden, so werden die seitlichen Hohlräume zwischen beiden mit kleineren runden Holzstücken ausgefüllt; 47, um das Seil bei dem Umwickeln möglichst fest anzulegen. 48 zeigt die Verbindung der Bruchstellen eines Balkens, 49 die Balkenvereinigung, wie solche bei dem Hebewerk einer Brücke angewendet wird. Bei 50 und 51 werden vorerst die Balken mittels Eisenklammern aufeinander befestigt und dann mit Seilen umwunden. Sind Balken unter rechtem Winkel zu vereinigen, so geschieht dies, wie in 52 bis 56 ersichtlich ist, sollen sie abergekreuzt werden, so wird nach 57 und 58 verfahren.

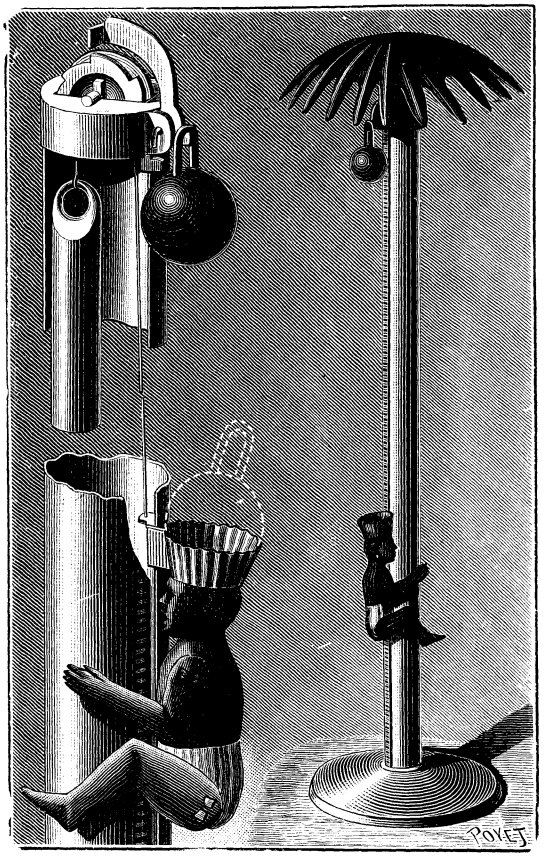
Damit hätten wir unsern lieben Kameraden wieder einmal einen gewiß willkommenen Beitrag nicht nur zum Kapitel der „Häuslichen Werkstatt" dargeboten, sondern auch fürs praktische Leben geeignet, denn wie oft schon hat in diesen oder jenen kritischen Lebenslagen, bei Unfällen und dergleichen, ein Stückchen Leine, richtig



Die hauptsächlichsten Arten der Knoten und Schleifen, deren sich die Fischer und Matrosen bedienen. Figurentafel II.

und fest verknotet, unschätzbare Dienste geleistet.

Der kletternde Nigger.



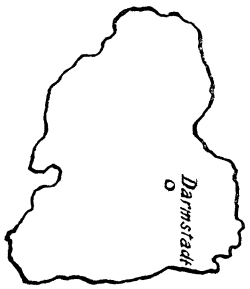
Der kletternde Nigger.

Dieses Spielzeug besteht aus einem kleinen, ungefähr 40 cm hohen Palmbaum aus Blech, der an seinem oberen Teile eine Metallkugel trägt, welche die Frucht darstellen soll. Unten am Baume befindet sich ein Neger in kletternder Stellung. Wenn man nun den Baum mit dem Finger anstößt, so steigt der Neger sofort an dem Stamme hinauf, stößt die Frucht an, diese löst sich, fällt in den Korb, den unser Kameruner Landsmann auf dem Kopfe trägt, und läßt sich dann wieder hinabgleiten. Die Bewegungen des Negers werden hauptsächlich durch eine Winde hervorgebracht, welche sich über einer aus Blech verfertigten Röhre befindet. Ueber diese Winde läuft eine Schnur, die an einem Ende ein in der Röhre verstecktes Gewicht und an dem andern den aus Blech gearbeiteten Neger trägt. Da das Gewicht schwerer ist als der Neger, so müßte es immer diesen nach oben ziehen; dies wird jedoch durch ein Zahnrad und einen Schneller, der an dem oberen Teile angebracht ist, verhindert. Wenn man oben an den Schneller ein eisernes Täfelchen hängt, so ist dieser frei und löst die Winde ab. Diese kann sich dann unter dem Druck des Gewichts umdrehen und der Schwarze klettert an dem Baum hinauf. An der Seite der Röhre, welche den Stamm darstellt, befindet sich eine Reihe Löcher, in welche die Zähne eines kleinen Rades eingreifen, das im Innern der Figur in der Höhe des Leibes angebracht ist. Das auf diese Weise in Bewegung gesetzte Zahnrad läßt den Schwarzen die Arme und Beine gerade so bewegen, wie ein Junge, der an einer Kletterstange emporklimmt.

Das Hinabgleiten der Figur bewirkt die Kugel, die des Niggers Gewicht vergrößert, während der Schneller, der nun wieder auf das Rad zurückgefallen ist, jede Bewegung nach der entgegengesetzten Richtung verhindert. Man kann dem Kameruner auch die Kugel aus dem Korbe nehmen, ohne daß er sich rührt, und erst nachdem man sie wieder angehängt hat, kann er seine Kletterübungen von neuem beginnen.

Unsre lieben Kameraden werden wohl bereits gemerkt haben, daß die Schnelligkeit, mit welcher der Neger (an dessen Stelle, nebenbei bemerkt, auch ein munteres Aeffchen oder sonst ein drolliger Kauz placiert werden könnte) hinauf und hinab klettert, durch seine eigene Schwere, durch das Gegengewicht und die kleine Kugel bewirkt wird. Es gelangen in diesem Spielwerk somit dieselben Kräfte, welche in der Maschine des Engländers Attwood wirken, die er zwecks Verlangsamung des Falles der Körper erfand, zur Anwendung.

Wie würde sich der Erfinder wundern, wenn er wüßte, daß sein vor mehr als hundert Jahren erfundener Apparat zur Entstehung eines so belustigenden Spielzeugs die Veranlassung gegeben hätte!



Eine Länderskizze aus Karlchens Mappe.

Unsre Voreltern.

Jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern, 32 Voreltern in der fünften Generation, 64 in der sechsten, 128 in der siebenten, 256 in der achten, 512 in der neunten und 1024 in der zehnten Generation. In der sechzehnten Generation hat jeder schon 65 532 Voreltern. Sechzehn Generationen nehmen einen Zeitraum von 500 Jahren ein. Unter den 65 532 Voreltern, die jeder der jetzt lebenden Menschen im 14. Jahrhundert hatte, befinden sich gewiß Personen aller Stände und Klassen, Arme und Reiche, daher der Unterschied in der Herkunft der Menschen wohl kein großer sein dürfte.

Kapselrätsel.

Bist du darin zu finden,
Hilft's schwerer überwinden;
Doch fehlst du ihm, da ist es schön,
Recht sparsam damit umzugehn.

Gleichklangrätsel.

Was jedes Schiff gar vielfach hat,
Dran trinkt im Mai sich mancher satt.

Buchstabenrätsel.

Worin mit i mich hüllte ein
Vor Zeiten die Mama,
Mein ganzes Lebenlang soll sein
Es fleckenlos mit a.

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 20.

So bist da Toni, du mußt mir a Bier holen.

Auflösung des geschichtlichen Palindroms in Nr. 20.

„Gregor, Roger."

(Roger II., erster König v. Neapel u. Sizilien, 1130 n. Chr.)

Auflösung des Füllrätsels in Nr. 20.

„Geduld überwindet alles."

Auflösung des Rätsels in Nr. 20.

Ein kleines n.

Karlchens Rundgloſſe zu nebenstehender Landkarte.

Fragen und Antworten.

J. M. in **H.** Die Herstellung einer Wundercamera ist denn doch nicht so ganz leicht, wie Du Dir lieber Kamerad denkst. Die Hauptsache dabei ist ein gutes (in geeigneter Weise aus zwei in verschiebbarem Rohr angebrachten Glaslinsen bestehendem) Objektiv und ein guter metallener Hohlspiegel, sowie eine geeignet eingerichtete Petroleumlampe. Da sich im Apparat durch die starke Lampenflamme bedeutende Hitze entwickelt, so muß der Kasten aus Blech bestehen. Ein Pappoder Holzkasten würde sich dazu nicht eignen. Der Verschwindungsmechanismus ist ganz ähnlich der bekannten Schere eingerichtet, mit der man Soldaten u. a. marschieren lassen kann, das heißt, dieser Mechanismus besteht aus vier mit Scharnieren verbundenen Schenkeln, die ein verschiebbares Parallelogramm bilden und in geeigneter Weise mit Handgriffen versehen sind. — Lichtdruckbilder werden hergestellt, indem man mittels photographischen Negativs eine aus Chromgelatin bestehende, ein Positiv ergebende Druckplatte anfertigt, welche auf gewöhnliche Weise gleich einem Holzschnitt in der Buchdruckpresse zum Drucken von Bildern benutzt werden kann. Eine ausführliche Beantwortung beider Fragen würde hier zu weit führen. Vielleicht, daß wir über dieses Thema bald einmal das Wort ergreifen. Möglich aber, daß Du, lieber Freund, statt Lichtdruckbilder — „Abziehbilder" meinst. Ist dem so?

A. N . . ch. Ct. in **B.** Du thust am besten, das Chromsäureelement fertig zu kaufen, ebenso die dazu gehörigen Apparate. Der „Gute Kamerad" wird in nächster Zeit das Wichtigste und Interessanteste aus dem Gebiete der Elektrotechnik in einem ausführlichen illustrierten Aufsatz behandeln, aus dem Du Dich dann, lieber Kamerad, über all das Erwünschte unterrichten kannst.

Hans L. in **M.** Daß Du chrgeizig bist und Primus werden willst, dagegen weiß der „G. K." nichts einzuwenden; daß Du Dich durch die Ueberlegenheit Deines Schulgenossen R. aber zu gehässigen Reden hinreißen lässest, das ist zum mindesten recht unritterlich. Wenn er hie und da die Aufgaben besser zu lösen weiß wie Du, so sollst Du das im Gegenteil anerkennen und ihm nachzustreben suchen. Daß ihm der liebe Gott ein Quintchen mehr Grütze verliehen hat als andern Menschenkindern, kannst Du das ändern? Fort mit dem häßlichen Neid und dem falschen Ehrgeiz! Im Gegenteil, suche seine Freundschaft zu erringen, Du kannst dadurch nur gewinnen.

O. v. D. Du weißt ein Mittel, „um Tintenflecken aus*) den Fingern zu kriegen." Man mische, schreibst Du, schwarze Seife, Silbersand und Soda, reibe damit die Hände ein und wasche mit warmem Wasser nach. Für diesen guten Rat werden Dir (viele Kameraden**) recht dankbar sein. — Die schönste und billigste Sammlung mikroskopischer Präparate liefert Dir das optische Institut von Paul Wächter in Berlin, Köpenickerstraße 112. Die Firma führt zwei Sammlungen à 12 Mk., jede enthält 50 Stück. — Wir sollen Dir ferner ein Buch für allgemeine Anleitung zum Mikroskopieren nennen. Da wäre zu empfehlen: „Hager, Das Mikroskop und seine Anwendung", 7. Aufl. 4 Mk.

A. Lucullus. Der „G. K." wird bald auch mal auf Tischlerarbeiten zu sprechen kommen und dann soll auch dem „Polieren" ein Kapitel gewidmet sein. Jetzt an dieser Stelle diese Frage zu erörtern, das ist ob des vielen Raumes, den wir dazu benötigten, nicht möglich. — Der Name Albert entstammt dem Altdeutschen und bedeutet: Der durch Adel Glänzende, der Edelgeborene. Tsching!!

F. Tiemann, Sekundaner in **G.**, hat eine hübsche Entdeckung gemacht, die er seinen Kameraden im nachfolgenden mitteilt: „Lege auf eine Stuhllehne einen etwa 1 m langen, leichten Holzstock (an demselben darf sich jedoch kein Stahl oder Blech befinden; auch muß derselbe vollständig im Gleichgewicht liegen), nimm ein etwas starkes Stück Papier (vielleicht eine Spielkarte) und erhitze dieselbe über der Lampe oder an dem Ofen. Sodann streiche mit der Karte einigemal rasch unter dem fest an die Brust gepreßten Arme durch, halte dann die Karte schnell vor den Stock und ziehe dieselbe langsam weg, so wird der Stock zu Deiner Ueberraschung gehorsam folgen. Immer gelingt's allerdings nicht."

B. F. in **B.** Du willst mit dem „G. K." Schmollis machen? Das ist ihm eine große Ehre. Prosit!

Aus Berlin erhält der „G. K." von einem erfinderischen Kopfe das nachfolgende Schreiben: „Mein lieber guter Kamerad! Die langen Winterabende sind noch immer da und manche meiner lieben Kameraden haben die Abendzeit frei und brauchen sich nicht mit notwendigen Arbeiten zu beschäftigen. Ich will ihnen daher ein recht hübsches und lehrreiches Experiment beschreiben, dessen Thema lauten soll: Eine Gasfabrikation im kleinen! Man nehme zu diesem Zwecke eine Thonpfeife, die bei jedem Materialwarenhändler für wenige Pfennig erhältlich ist, und fülle sie ¾ voll mit Steinkohlenstiks (gestampfte Steinkohle) oder, was noch besser geht, mit einigen Holzstückchen. Alsdann nehme man Thon oder Lehm, und fülle damit das übriggebliebene Viertel der Thonpfeife aus und lasse nun das Ganze trocknen. Nach einer ½ Stunde ist es zum Gebrauch fertig. Will man nun Gas erzeugen, so stellt man die Pfeife über eine Spiritusflamme und wartet, bis sich endlich gelblich-grauer Rauch erzeugt. Nach Verlauf einer Minute ist das Gas bis zum Anstecken (Anbrennen mit einem Streichholz) fertig. Ist alles nach dem Vorgeschriebenen genau befolgt, so wird auch der Erfolg nicht ausbleiben. In der Hoffnung, daß dieses Experiment viel Nachahmer findet, verbleibe ich Dein treuer Abonnent Paul Schreiter in Berlin SW., Wilhelmstraße 9." — Für diesen hübschen Beitrag des „G. K." schönsten Dank und freundlichsten Gruß!

Marx in **München.** Das ganze Gedicht abzudrucken, werden wir uns schön hüten — die Schlußreime mögen hier Platz finden, wiewohl ihr Inhalt auch noch recht gewagt ist:

— — — — — — — — — — — —

Für den Peter schwärmend, ruf ich
Vivat hoch! es leb' das Schnäuzchen,
S' ist doch ein fideles Künzchen!
Eins nur kann ich nicht verschmerzen
Und das wälz ich jetzt vom Herzen:
Kommt! Wir wollen ihm zum Nutzen
Seine Ohren etwas stutzen!*)

H. Wedde. Darüber stehen in der heutigen und in den letzten Nummern mehrere orientierende Mitteilungen.

Pipin der Kleine. Alle Wetter! Das muß geknallt haben. Solche Kunststücke solltet ihr aber doch lieber bleiben lassen — eine kleine Unvorsichtigkeit begangen und es knallt euch mal die Nasenspitze weg.

Von Maltzahn in **M.** Im Winter können mit der Geheim-Camera nur im hellen Sonnenschein Momentaufnahmen gemacht werden, Zeitaufnahmen sind bei jedem Wetter zu erzielen, es muß dann nur z. B. im Freien 4—6 Sekunden exponiert werden. — Eine rote Laterne muß sehr genau nach Vorschrift gemacht sein, damit kein Nebenlicht durchkomme, man kauft dieselbe am besten in einem guten Geschäft für phot. Utensilien, sonst bei Rudolf Stirn, Berlin S. Sebastianstr. 34. — Ein Karton = 6 runde Trockenplatten kostet bei der letztgenannten Firma 1 Mk. 80 Pf. Ein Anleitungsbuch und eine Preisliste liegt jeder Sendung bei. — Eine Anleitung über die Behandlung der Hyazinthen 2c. findest Du im „Kränzchen" (Nr. 1, erster Jahrgang), dem Schwesterblatt des „Guten Kameraden". Du hast gewiß eine bekannte Familie, deren Töchter diese Backfischzeitung halten, andernfalls wird Dein Buchhändler die betr. Nummer gern besorgen. — Frage bei Alex. Bau direkt an, es wird Dir bereitwilligst Auskunft gegeben werden. Gruß kameradschaftlich erwidert!

L. v. N. in **G.** Geht ganz gut. Müssen eben öfter üben und aufpassen, Herr Obertertianer!

*) Anm. des Setzerlehrlings: !?
**) — alle Kameraden, die mehr mit den Fingern als mit der Feder schreiben. —

*) Anm. des Setzerlehrlings:
Mit den Löffeln solcher Bauart
Läßt sich's wunderprächtig lauschen.
Eh' mir Marx sie (verhunzet)
Will zuvor noch einer tauschen?

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Echte Briefmarken! Billig! 3 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf 10 Ostind. 25 Pf 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transb. 4 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

Für meine Buchhandlung suche ich sofort baldigem Eintritte einen Lehrling.
Rudolstadt i. Th. **K. Keil.**

100 versch. Briefm.: Aegypten, Brasilien, Venezuela, Türkei 2c. nur **1 M.** **Gg. Buck, Ulm a. D.** Preisliste gratis.

Taschenspielerkünste.
Preiscourant, gratis und franko, versendet **Barnewold-Altona**, gr. Freiheit 75.

Militär-Musikschule
Berlin S.W., Jerusalemerstrasse 9.
Vorbereitungsanstalt zum Militärkapellmeister, genehmigt vom Königl. Kriegsministerium am 26. Juni 1882. Nach beendetem Kursus erhalten die ausgebildeten Kapellmeister-Aspiranten ein Zeugnis der Reife. Theoretischer Unterricht auch brieflich.
H. Buchholz, Direktor d. Anstalt.

Wissenschaftlich technische Vorbereitungsanstalt f. angehende Kadetten z. S.
(vorm. **Dr. Schlichting.**)
1. **Abteilung:** Ausschließliche Vorbereitung auf das Kadetten-Eintrittsexamen.
2. **Abteilung:** Vorbereitung auf die Prima eines Gymnasiums und Realgymnasiums in verhältnismäßig **sehr kurzer Zeit.**
Kiel. *Dr. Schrader.*

Stottern
heilt gründl. Honorar nach Heilung. **Rudolf Denhardt's Anstalt Eisenach** Prosp. gratis.
(früher Burgsteinfurt).
Gartenlaube 1878 No. 13. 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., die mehrf. staatl. ausgezeichn.

Bad Muskau, O/L.
Höhere Knabenschule mit Pensionat. Prospekt durch Institutsvorsteher *Neumann.*

Kaufe Briefmarken.
Max Gerstenberger, Chemnitz i. Sachsen.

Wiesbaden Villa Schönblick.
Pensionat Eibach.
Aufnahme einer beschränkten Zahl von Zögl., daher sorgfält. Eingehen auf die Bedürfn. jed. Einzelnen, bei guter wissenschaftl. u. auf Wunsch wirtschaftl. Ausbild. Zahlreiche Empfehlungen.

GENF. — Schweiz.
Collège international — Pensionat
„La Châtelaine" à Morillon.
37. Jahr.
Handelsschule. — Gründl. Unterricht in fünf Sprachen. — Vorbereitung f. Polytecknikum u. Freiw.-Prüfung. **Bestes Französisch.** Direktor **Thudichum.**

Volks-Zither.
(Neueste Erfindg. patent. i. a. Staat. Europas.)
Die **V.-Z., 49 cm** lang, hat 24 Saiten, über diesen sind 6 Pedale befestigt; drückt man diese nieder u. streicht über d. Saiten, so ertönen die schönst. Akkorde. Das Spielen eines Liedes, Melodien u. Begleitg., ist auf d. **V.-Z.**, ohne Notenkenntnis, **thatsächlich** in 1 Stunde zu erlernen. Bisher Absatz 38000 Stück. Preis inkl. Schule, Schlüssel, Karton u. 1 Heft enth.: Lieder, Tänze, Choräle Mk. 15, bei Einsendg. des Betr. **portofrei** in Deutschl. Extraheft enth. 50 d. schönst. Lied. m. vorgedruckt. Text Mk. 1. 60. General-Depôt bei
H. Bredt Nachf. (J. Müller), Greiz.
Buch-, Kunst- u. Musik-Instrum.-Handlung.

Oeffentliche Handelslehranstalt der „Dresdner Kaufmannschaft".
Das neue **(36.)** Schuljahr beginnt am 14. April. Die Zöglinge erlangen mit dem Reifezeugnis die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Der Unterzeichnete erteilt nähere Auskunft und nimmt Anmeldungen entgegen.
Dresden, im Februar 1890. Prof. Dr. **Benser,** Direktor.

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig.
Beginn des 60. Schuljahres am 14. April d. J.
Die Reifezeugnisse der **höheren Abteilung** der Anstalt (3jähriger Kursus) berechtigen zum **einjährig-freiwilligen Dienst.**
Für junge Leute, welche sich den Berechtigungsschein zum einjährig-freiwilligen Dienst erworben haben, ist ein **fachwissenschaftlicher Kursus** von Jahresdauer bei 34 Lehrstunden in der Woche eingerichtet. Unterricht in allen Zweigen der Handelswissenschaft. Französische und englische Sprache obligatorisch, italienische und spanische Sprache fakultativ.
Schulgeld **240 Mk.** für das Jahr.
Prospekte der Anstalt, sowie weitere Auskunft wolle man von dem Unterzeichneten verlangen.
Leipzig, im Februar 1890. **Carl Wolfrum,** Direktor.

Ernst Schranzhofer. Feldhasen oder Kaninchen? Ueber die Pflege der letzteren steht im dritten Jahrgang des „G. K." eine große ausführliche Schilderung.

Liebe Kameraden! Ich möchte mit einem von euch in Korrespondenz treten. Theodor Förster in Kempen am Rh., Burgstraße Nr 11. — In diesem Berufe betragen die Gehalte im Durchschnitt wie folgt: Schulräte Mk. 5550, Verwaltungsräte Justitiare 5100, Gymnasialdirektoren 5200, Gymnasiallehrer 3000, Reallehrer 2700, Seminardirektoren 4200, Erste Seminarlehrer 3000, Ordentliche Lehrer 2200, Hilfslehrer 1200, Lehrerinnen 1500, Vorsteher von Präparandenanstalten und erste Lehrer 2200, Zweite Lehrer 1500, ohne daß dabei Wohnungsgeldzuschüsse, Diäten, Zulagen und Nebenämter berücksichtigt wären.

Liebe Kameraden! Erlaubt, daß ich auch einmal eure Gefälligkeit in Anspruch nehme. Mein Vater hatte sich anläßlich des Weihnachtsfestes mit den verschiedenen Sachen zum Anhängen von Gegenständen, insbesondere mit den Kerzenhaltern, die bei uns üblich sind, sehr geärgert und da er erzählte, durch Zufall kurz vor Weihnachten derartige Gegenstände, aus Deutschland stammend, gesehen und als sehr praktisch gefunden zu haben, welche er jedoch hier nirgends bekommen konnte, so habe ich mir vorgenommen, euch liebe Kameraden zu bitten, mir mit Erlaubnis eurer Eltern Muster solcher Sachen zu schicken und bin ich bereit, hiefür, da ich im Besitze sehr vieler Briefmarken, Ganzsachen und Vignetten bin, solche abzugeben. Also schicket bald, eurem kameradschaftlich grüßenden Fritz Schüß in Wien, IX. Viriotgasse Nr. 6.

13jähriger Obertertianer. Du rufst in Deinem Tauschgesuche ein uns andermal: „Hilfe, Hilfe, Hilfe!" und übersiehst, Deine Adresse anzugeben. Wie und wo sollen Dir denn die Kameraden beispringen?

Liebe Kameraden! Ich möchte mit einem Kameraden (15—16 Jahr alt) in Korrespondenz treten, am liebsten mit einem solchen, der in der Nähe des Riesengebirgs wohnt, oder schon dort gewesen ist, oder im kommenden Sommer dorthin fahren will. Mit bestem Gruß Otto Tank in Stargard i. Pomm., Bahnhofstraße 22, I. Etage.

F. B. v. R. in **R-Z. SW.** *Τερπάνερ* fragt seine lieben Kameraden: „Wie könnte man bei einem Kadettenmanöver durch etwas Ungefährliches starken Rauch erzeugen, um einen angenommenen Feind zu markieren?"

M. Niedermann i. Winterthur (Schweiz), Oberer Graben 109 schreibt: „Kann mir ein Kamerad irgend jemand in Montenegro nennen, mit dem ich über Verschiedenes in Korrespondenz treten könnte?" Soviel der „G. K." weiß, können wir einige Kameraden zu Cattaro in Süddalmatien und zu Risano (Bocche di Cattaro) verzeichnen; vielleicht vermögen diese Deinen Wunsch zu erfüllen. Beim Maskenumzug gut amüsiert? Kameradschaftlichen Gruß!

Kamerad aus Dessau. Wenn die jungen Herren ihre Namen nur recht deutlich schreiben wollen, dem Peter gucken wir scharf genug auf die Finger, daß er möglichst keinen Druckfehler macht. — Die Anleitung, wie Du Dir eine elektrische Klingel machen kannst, findest Du im dritten Jahrgang, Seite 253. — Wegen des Mikroskops wende Dich an Paul Wächter in Berlin, Köpenickerstraße 112.

Franz L. Du hast versucht, Alaunkrystalle zu erzeugen, doch sind alle Deine Versuche, wie Du sagst „pitsch" gegangen. Da wollen wir gleich abhelfen. Schlage Nummer 16 des laufenden Jahrganges auf, in dem Aufsatz „Chemische Experimente" Seite 222, dritte Spalte findest Du die herrlichste Anleitung.

P. in B. Da mußt Du den Herrn schon selber darüber fragen.

An Otto Nairz, Innsbruck. Ich bin bereit, Dir über die Takelage Deines Schiffes brieflich genaue Auskunft zu geben. Ich habe schon viele Schiffe zu meinem Vergnügen aufgetakelt. Mit kameradschaftlichem Gruß Willy Rosenthal in Dresden, Ferdinandstr. 18 I.

Puma. Der Preis gehört dem Fleiß. Du hast den Kasten gemacht, ergo gehört das Buch Dir. — Wenn Du nicht zu viel für die Drehbank anlegen willst, dann inseriere doch mal im Stadtblatt. Man erhält auf diesem Wege mitunter recht günstige Angebote. Befrage doch auch mal die Kameraden im Tauschmarkt!

Lustige Schattenbilder.

Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Wir empfehlen als schönstes Festgeschenk

Das Neue Universum,

reich illustriert, Preis geb. M. 6. 75,

ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere für reifere Knaben.

(Aus dem Inhalt des „Neuen Universums".)

Wir haben in Nr. 19 versprochen, wieder einmal ein Schattenbild zu bringen, ähnlich dem dort dargestellten, und lösen unser Versprechen heute schon ein. Unsre Abbildung stellt ein harmloses Gefecht zwischen einem alten Herren und einer mit einem Besen bewaffneten Frau dar. Es wird nicht schwierig fallen, die Scene recht drastisch vorzuführen und der Dank der Zuschauer ist dann sicher. Wie man sieht, werden hierzu beide Hände in Thätigkeit gesetzt. Die beiden Hüte sind ebenfalls aus dünnem Karton zu schneiden, der Besen in den Händen der alten Frau ist ein flachgeschnitztes Holzstückchen, auch kommen, wie schon in Nr. 19 besprochen, hierbei zwei Daumenringe zur Verwendung.

Ein Kamerad, der sich viel mit chemischen Versuchen abgibt. Da kommen des „Guten Kameraden" chemische Experimente ja wie gerufen. Dein Kühlapparat ist hübsch erdacht; sich Dir auch den unsren an. Gruß!

Ungelukkiges Nilpard in Leipzig. Du hast wirklich etwas Pech, denn der „Gute Kamerad" kann das betreffende Wort nicht finden. Daß Du ihn vielleicht veranlassen wolltest, den ganzen III. Jahrgang durchzulesen, Freund, das wäre wirklich eine recht ungelukkige Idee und diese Absicht wäre Dir wieder nicht gelungen. Sei also so gut und gib uns die Seitenzahl an. Vielleicht entsprechen die nachfolgenden Bedeutungen: Aureöla (lateinisch. „goldig"), der Heiligenschein der Märtyrer. Aureölus, Marcus, Acilius, Gegenkaiser des römischen Imperators Gallienus. Prosit!

Kann mir einer von den Kameraden einen guten Kitt für Stanniol auf Pappendeckel und Glas sagen? Mit kameradschaftlichem Gruß M. Bing in Cöln a. Rh., Hohestr. 47.

Dem Kamraden Fritz B. in **Sp.** will ich eine sehr interessante Mitteilung machen. In unsrem Stadtpark finden sich sehr viele Singvögel: Finken, Amseln, Rotkelchen, Meisen u. s. w. Von den Bewohnern unsrer Stadt werden sie reichlich gefüttert. Sie sind dadurch so zutraulich geworden, daß sie das Futter aus der Hand nehmen; selbst die Amseln, die sonst sehr scheue Vögel sind. Mit bestem Gruße bleibe ich der Tierfreund in Graz.

Tauschmarkt.

Für eine größere laterna magica oder Nebelbilderapparat gebe ich ein Markenalbum oder seltene Versteinerungen und Mineralien. Näheres brieflich. Wilhelm Müller in St. Johann a. Saar, Bahnhofstraße 76.

Harry Jeschke, Cleveland, Ohio Public Squarre 24, United States of America wird von Wilhelm. Müller, St. Johann a. Saar, Bahnhofsstraße 76, um baldige Sendung gebeten.

M. Mantey in **Crefeld, Jungfernweg 36,** hat eine sehr große Muschelsammlung nur gegen Briefmarken zu vertauschen.

Briefmarken tauschen: W. Herzog in Breslau, Berlinerstr. 71 III (besonders Postkarten und Ganzsachen gegen preußische). Adolf Pohl in Orel, Rußland. F. Krausschneider in Wien, II., Rueppgasse 10 (hat bulgarische Korrespondenz-Karten). Adolf Kančič in Triest, Spiridios Nr. 10 (gibt österr., bosnische und italienische) M. Herstatt in Köln a. Rh., Hohenzollerring 21 I. O Meyer in M. Gladbach, Crefelderstr. 1 (hat Sandwich-Insel 13 C.). Franz Müller jr. in Konstantinopel (besitzt seltene türkische, bulgarische, griechische und russische). Franz Jaques in Hamburg, Brandsende 6. Ludwig Bassermann in Mannheim, L. G. Nr. 3.

Ich sammle für meine Schwester Liebigbilder, und möchte meine Kameraden bitten, mir solche zu schicken. Für jedes zehnte Bild gebe ich einen Beitrag für die Steinsammlung, Jos. Thywissen in Neuß a. R., Breitestr. 49.

A. Kämpfer in Dresden, Nackuitzstr. 5 III, bittet Kameraden in Italien, ihm so bald als möglich, Briefmarken ihres Landes zu senden. Eilt!

Mit Kameraden, welche Käfer- und Schmetterlingssammler sind, möchte ich in Tauschverbindung und Korrespondenz treten; Werner Stacherow in Dortmund, Heiliger-Weg 7.

Leopold Lepman, Kasernenstr. 35 in Stuttgart, schickt jedem ausländischen Kameraden für Ganzsachen seines Landes ebensoviele neue Württembergische Ganzsachen. Sucht ferner eine größere Laterna magica und gibt dafür eine fast neue Druckerpresse mit vielen Lettern.

Möchte meine Druckerpresse, Freimarken und silberne Münzen vertauschen gegen Sachsen 3 Pfennig-Marke rot. R. Buch, Tornquistst. 55, Hamburg, Eimsbüttel.

Paul Künkler in **Frankfurt a. M., Stallburgstraße 10,** bittet seine Kameraden um gefl. Zusendung von Bilder aus Katalogen, Zeitschriften 2c., besonders Portraits, und revanchiert sich mit Briefmarken. Wer die schönsten Bilder sendet erhält als Preis außer zehn seltenen Marken eine hübsche Erzählung.

Max Trautmann i. Riga, Weberstraße 14, gibt gute Briefmarken gegen gute Münzen.

O. Troeger, per Adr. Bergdir. Troeger in Schneeberg im Erzgeb., tauscht Tauben.

Da ich anfange Briefmarken zu sammeln, bitte ich großmütige Kameraden um ihren Dublettenüberfluß. Rudolf Lignitz in Frankfurt a. M., kleine Wiesenau Nr. 8.

Vertausche mein einmastiges Schiff, 50 seltene Münzen und seltene Schmetterlinge gegen einen Kanarienhahn oder gegen das Handbuch für Vogelliebhaber I. oder II., Georg Pfaul in Frankfurt a. M., Sandweg 115 I.

Liebe Kameraden! Umzugshalber habe ich circa 30 feine Tauben, Pfauentauben. Möwchen, Flugtauben in vielen Farben paarweise zu vergeben. Bei Angabe der Adressen teile ich näheres mit. Mit Gruß R. E., Schulstr. 13 in Frankfurt a. Main.

Hans Bachfeld in **Berlin N. W., Melanchtonstr. 28 III r.,** hat ein Puppentheater mit 3 Stücken zu vertauschen.

G. Scharf in **Wien, Wipplingerstr. 38,** möchte einen Bulderia-Hund (weißen Rattler).

Tausche 35 Liebigbilder gegen Schmetterlinge. Eugen von Maltitz in Köln, Hohenzollernring 92.

A. Reichelt in **Berlin S. W. B, Neuenburgerstr. 18 a,** tauscht Syenit und Marmorstücke am liebsten gegen Briefmarken.

A. Wäldike in **Greifenberg, Posen,** vertauscht 1) ca. 300 verschiedene unverletzte Präge-Siegel, 2) 22 gut erhaltene eingebundene Bücher. Angebote auf jeden beider Teile getrennt erbeten.

Carl Collmann in **Greiz i. V.,** sendet an ausländ. Kameraden für Briefmarken, Karten und Couverts ihres Landes die gleiche Anzahl neue deutsche. Bittet auch um freundl. Zusendung von Dubletten.

Hans Brand in **Bern, Wallgasse 2,** bittet um freundliche Zusendung von Briefmarkendubletten.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 22.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Mong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Die Nacht verging, und kurz vor dem Morgengrauen weckte Schwarz seinen Gefährten, damit dieser die ihm vorgeschriebene Morgenandacht nicht versäume. Vorher hatte er den Kamelen als Futter Schilf vorgeworfen.

Die unverzehrten Hühner waren mittlerweile vollständig ungenießbar geworden; in jenen Gegenden hält Fleisch sich nur stundenlang. Der Araber hatte sie mitgenommen, weil man sie ihm umsonst gegeben hatte. Es gibt dort Stämme, welche Hühner in Menge haben, aber das Fleisch derselben nicht genießen. Er warf sie in den Sumpf, wo sich augenblicklich ein wahrhaft scheußlicher Kampf um das Aas erhob. Die Krokodile verletzten einander dabei selbst. Schwarz sah, daß dem einen ein Bein herausgerissen, dem andern der Schwanz, und einem dritten ein Stück des Rachens abgebissen wurde.

Nun entfesselte man die Kamele, um den Ritt von neuem zu beginnen. Er war heute nicht so beschwerlich, die Gegend nicht so trostlos wie gestern.

Der Fluß kehrte von seiner großen Krümmung zurück, und die Fährte, welcher man zu folgen hatte, suchte seine Nähe wieder auf. Da gab es Wasser zum Trinken, Grün für die Tiere, und

> Gelassen bedacht,
> Kräftig vollbracht.
>
> Robert Byr.

— Enten für die Menschen. Schwarz erlegte auf einen Schuß zwei derselben.

Die Kamele waren, durch die Pfeifen aufgemuntert, heute noch fleißiger gewesen, als gestern. Man erreichte schon kurz nach Mittag die Stelle, an welcher die Sklavenjäger in voriger Nacht Halt gemacht hatten. Das veranlaßte die beiden Reiter, ihren schwachen Tieren eine Ruhestunde zu gönnen. Sie stiegen ab, machten ein Feuer und brieten eine Ente.

Auch während dieses Haltes wurde nur wenig gesprochen. Der Elefantenjäger

– Schon senkte das Tier den Kopf, um seinen Gegner mit den Hörnern zu fassen. –

schien ein höchst schweigsamer Mann zu sein, und Schwarz hatte keinen zwingenden Grund, ihn zur Beredsamkeit zu bringen.

Am Nachmittage wurde der bisher ebene Boden wellenförmig, und später sah man zur rechten Hand Höhen liegen, welche nach dem bisherigen Maßstabe ganz respektabel erschienen. Von dorther lief ein Chor*) herab, welchem die Fährte aufwärts folgte. Einige Stellen dieses in der Regenzeit einen Fluß bildenden Bettes waren feucht; in andern stand sogar noch Wasser. Da gab es pflanzliches und tierisches Leben in Menge. Aber zur Beobachtung desselben war keine Zeit vorhanden, da die Sklavenjäger bis spätestens morgen mittag überholt werden mußten. Aus diesem Grunde wurden die Suffarah heute noch anhaltender als gestern benutzt, und die Wirkung war, daß die Kamele fast über ihre Kräfte liefen.

Der weitere Weg führte zwischen den erwähnten Höhen hindurch und senkte sich dann wieder abwärts nach dem Flusse, welcher abermals einen Bogen gemacht hatte, der durch die Fährte abgeschnitten worden war. Doch blieb die Fährte nicht am Flusse, sondern lief am Rande einer Maijeh hin, um deren äußerste Spitze sie bog. An dieser Stelle mußten die beiden Reiter halten, weil der Abend hereinzubrechen drohte.

Der Nil bildet weit in das Land gehende Buchten, ähnlich den Bayous des Mississippi, welche zur Regenzeit mit Wasser gefüllt sind. Kehrt der Nil dann zu seiner ursprünglichen Breite zurück, so bleibt das Wasser in diesen Buchten stehen, wo es eine lebhafte Vegetation erweckt, um dann später mehr oder weniger auszutrocknen. Viele dieser Vertiefungen sind so energisch eingeschnitten, daß sie selbst in den heißesten Monaten Wasser halten. Sie werden Maijeh genannt, und an einem derselben hielten die beiden Reiter.

Mehrere hundert Schritte vom Rande desselben stand eine riesige Homrah**), deren Stamm gewiß über fünfzig Fuß Umfang hatte. Dabei war sie kaum zwanzig Ellen hoch, und ihre jetzt kahlen Aeste und Zweige senkten sich mit den Spitzen fast wieder bis zur Erde nieder, so daß der Wipfel eine hohle Halbkugel bildete, in deren Mitte sich der ungeheure Stamm befand. Dorthin leiteten die beiden ihre Tiere, um da die Nacht zuzubringen. Hier konnten sie sich durch das Feuer leichter vor den Nachtmücken schützen, deren Plage am Wasser viel ärger gewesen wäre.

Während Schwarz eine Sporengans zum Mahle schoß, holte der Araber Brennmaterial herbei, welches in großer Menge vorhanden war. Dann verrichtete er sein Gebet, nach welchem er vier Feuer anbrannte, zwischen denen sich die Reiter und Kamele lagerten. Dies letztere war notwendig wegen der hier vorhandenen Mücken, und weil man aus der Nähe der von Tausenden Vögel belebten Maijeh auf das Vorhandensein größerer Raubtiere schließen konnte.

Während der Deutsche die Gans rupfte, sie ausnahm und dann an einen über dem einen Feuer improvisierten hölzernen Bratspieß steckte, sah ihm der Araber zu, ohne ein Wort zu sprechen. Er schien auch heute noch nicht aus sich herausgehen zu wollen.

Die Kamele waren am Maijeh getränkt worden, und hatten dann ihr Futter erhalten. Als die Gans gar war, schritten auch die Reiter zum leckeren Mahle. Der Schein der Feuer drang zwischen den Zweigen der Homrah hinaus ins Freie, doch reichten die Blicke der beiden Männer nicht so weit, da sie von vier Flammen geblendet wurden.

Während sie schweigend aßen, hörten sie vor sich ein Knacken der Aeste, und darauf ein tiefes, unruhiges Schnaufen. Sie blickten auf und griffen nach ihren Gewehren.

„Allah akbar, dschamus, dschamus — Gott ist groß, ein Büffel, ein Büffel!“ rief der Araber.

Im Nu hatte er den Kolben an der Wange und drückte ab, beide Läufe schnell hintereinander, doch leider ohne den erwarteten Erfolg, da er in seiner Aufregung und von den Feuern geblendet, nicht genau gezielt hatte.

Der afrikanische Büffel ist noch viel stärker, wilder und unbändiger als der indische. Er liebt die Sümpfe, schwimmt ausgezeichnet und bricht sich durch das dichteste Unterholz im schnellen Laufe Bahn. Erfahrene Jäger halten seine Jagd für noch gefährlicher als diejenige des Elefanten, Nilpferdes und Nashornes. Selbst auf den Tod verwundet, kämpft er fort. Besonders gefährlich sind die einzelnen Umherstreicher, welche wegen ihrer wahnsinnigen Wildheit von ihresgleichen nicht geduldet und aus den Herden ausgestoßen werden. Von ihnen sagt der Sudanese: „Wenn du eine Herde Büffel erblickst, so flieht sie vor dir; findest du mehrere Büffel, so brauchst du sie nicht zu fürchten; begegnest du aber einem einzelnen, so sei Gott dir gnädig!“

Und ein solcher einzelner, ein solcher Umherstreicher war es, der so plötzlich seinen dicken Kopf mit den mächtigen Hörnern und niederhängenden Ohren durch die Zweige steckte. Die Feuer hatten, anstatt ihn zu verscheuchen, vielmehr herbeigelockt. Sie erregten seinen Grimm. Er sah die Männer und die Kamele und wollte sich auf sie stürzen, gerade als der Elefantenjäger ihm die beiden Kugeln entgegenschickte. Sie trafen ihn zwar, aber nur leicht. Er stand einen Augenblick unbeweglich, wie erstaunt, daß man es gewagt habe, an Gegenwehr zu denken, dann senkte er den Kopf, und warf sich unter wütendem Gebrüll vorwärts.

„Rette dich hinter den Baumstamm!“ rief Schwarz dem Araber zu.

Es bedurfte dieser Aufforderung gar nicht, denn der Jäger war bereits hinter der Homrah verschwunden. Der Deutsche aber blieb kaltblütig stehen, das Gewehr in der Hand. Schon senkte das Tier den Kopf, um ihn mit den Hörnern zu fassen, da sprang Schwarz blitzschnell zur Seite, seine Schüsse krachten — der Büffel stand wie vom Schlage getroffen, unbeweglich; ein Zittern ging durch seine mächtigen Glieder, seine kolossale Gestalt, dann brach er auf demselben Fleck zusammen, auf welchem die Kugeln des Deutschen ihm Halt geboten hatten.

Dieser letztere war nicht von der Stelle gewichen. Um das zu wagen, mußte er seines Schusses außerordentlich sicher gewesen sein. Er griff in die Patronentasche, lud von neuem, und sagte dabei zu dem Araber in so ruhigem Tone, als ob es sich nur um die Tötung einer Fliege gehandelt habe:

„Du kannst nun wiederkommen, denn er ist tot.“

„Tot?“ fragte der andre, indem er sehr vorsichtig nur die Nase sehen ließ. „Das ist nicht möglich!“

„Ueberzeuge dich!“

„So habe ich ihn also doch gut getroffen!“

„Du? Das glaube ich nicht! Du scheinst ja gar nicht zu wissen, wo sich die verletzbarsten Stellen eines Büffels befinden. Wohin hast du gezielt?“

*) Regenbett.
**) Baobab, Affenbrotbaum.

„Nach der Stirn.“

„So wollen wir sehen, welche Wirkung deine Kugeln gehabt haben.“

Er kniete vor das Ungetüm nieder, um die Stirn desselben zu untersuchen.

„Allah jisallimak — Gott behüte dich!“ schrie der Araber entsetzt. „Willst du dich ermorden? Wenn er noch nicht völlig tot ist, bist du verloren!“

„Habe keine Sorge! Ich weiß sehr wohl, was ich thue. Schau her! Deine eine Kugel hat das Ohr durchlöchert, und die andre ist vom Hörnerwulste abgeglitten. Du kannst es ganz deutlich sehen.“

Der andre kam nur zagend herbei; er streckte die Hand weit aus, um das Tier zu betasten; er faßte es am Schwanze und dann am Beine, um sich zu überzeugen, daß es wirklich nicht mehr gefährlich sei; dann erst näherte er sich dem Kopfe, um die Stellen zu betrachten, welche er getroffen hatte.

„Allah, Allah!“ rief er aus. „Du hast recht. Ich habe ihn nicht einmal verwundet, denn das Loch im Ohre hat gar nichts zu bedeuten. Wo aber hast du ihn getroffen? Er stand mitten im Laufe, wie von Allahs Faust erfaßt, und sank dann zitternd zur Erde nieder, um sich nicht mehr zu regen.“

„Ich habe ihm den letzten Halswirbel zerschmettert, das hielt ihn fest, und ihn dann ins Herz getroffen, das warf ihn nieder. Ich hatte keine andre Wahl, da er mit gesenktem Kopfe auf mich zukam.“

„Du wolltest ihn wirklich an diesen beiden Stellen treffen?“ fragte der Elefantenjäger erstaunt.

„Natürlich!“

„Aber du hast ja gar nicht gezielt!“

„Besser wie du. Man kann sehr genau zielen, ohne das Gewehr an das Auge zu nehmen. Ich habe die Mündungen gerade an die Stellen gehalten, die ich treffen wollte. Das muß freilich blitzschnell geschehen, wenn man sich nicht von den Hörnern fassen lassen will. Und seines Gewehres muß man absolut sicher sein, sonst ist man des Todes.“

Der Araber stand auf, starrte ihn mit einem geradezu ratlosen Blicke an, und rief dann aus:

„Das begreife ich nicht! Du bist ein Gelehrter. Wie darfst du so verwegen bei dem gefährlichsten der Tiere sein!“

„Es ist dies nicht der erste Büffel, den ich erlege. Ich war mit meinem Bruder in Amerika, einem Lande, wo es Herden von Tausenden von Büffeln gab, die wir verfolgt haben. Von mir selbst will ich nicht sprechen; aber glaubst du auch jetzt noch, daß dein Gewehr besser sei, als das meinige, weil es größer und stärker ist?“

„Herr, was ich glauben soll, das weiß ich jetzt noch nicht. Ich weiß nur, daß ich jetzt eine Leiche wäre, wenn du dieses Ungeheuer nicht so schnell erlegt hättest. Es hätte mich und dich, und dann auch noch die Kamele getötet, die nicht fliehen konnten, weil wir ihnen die Füße gefesselt haben. Wenn das kein Zufall ist, wenn du stets so gut triffst, wie jetzt, so wirst du mich besser beschützen können, als ich dich!“

„Wir sind Gefährten, und auf gegenseitige Hilfe angewiesen. Keiner darf den andern in der Not verlassen. Wenn wir das zu unsrem Grundsatze machen, so brauchen wir die Gefahren, denen wir entgegengehen, nicht zu fürchten. Jetzt wollen wir unser Mahl fortsetzen. Da liegt die Gans, um welche es jammerschade wäre, wenn wir sie den Geiern oder Schakals überließen.“

Er setzte sich nieder und schnitt sich ein Stück von dem Braten ab. Der Sejad ifjal wußte nicht, was er zu dieser bewunderswerten Ruhe und Kaltblütigkeit sagen solle. Er hielt es für das beste, dem Beispiele des Gefährten zu folgen; darum legte er erst neues Holz in die Flammen, und setzte sich dann nieder, um seinerseits auch der Gans die ihr gebührende Ehre zu erweisen. Er konnte es aber nicht über das Herz bringen, schon nach einiger Zeit zu fragen:

„Was thun wir nun mit diesem Abu kuruhn*)? Wenn er hier liegen bleibt, wird er alle Raubtiere der Umgegend herbeilocken.“

„Jetzt noch nicht. Blut ist fast gar nicht geflossen, und da wir ihn nicht öffnen, wird der Geruch während der Nacht nicht bedeutend sein. Uebrigens wird kein Löwe sich zwischen diese vier Feuer wagen. Das konnte nur ein so störrisches Tier, wie dieser Ochse war, thun.“

„Aber die Kamele fürchten sich vor ihm.“

„Sie sind jetzt freilich noch ängstlich, werden sich aber bald beruhigen. Das Fleisch dieses alten Kerls ist ungenießbar. Wir müssen es für die Geier liegen lassen. Unter gewöhnlichen Umständen würde ich das Skelett des Kopfes mit den prächtigen Hörnern mitnehmen; das kann ich aber jetzt nicht, da wir uns auf einem nichts weniger als wissenschaftlichen Ausfluge befinden. Also lassen wir diesen Vater der Hörner liegen, wie er ist, und begnügen uns mit dem Bewußtsein, den Plan, den er gegen uns hegte, zu Schanden gemacht zu haben.“

„Effendi, du bist gerade so ein mutiger und zugleich ruhiger Mann, wie Emin Pascha. Ich bewundere und achte dich. Darf ich deinen Namen erfahren, damit ich weiß, wie ich dich nennen soll?“

„Du würdest ihn nicht richtig aussprechen können; darum will ich ihn dir in arabischer Uebersetzung sagen. Nenne mich Aswad*); das wird genügen.“

„Ist er nicht länger?“

„Nein. In meiner Heimat führt man nicht so lange Namen, wie bei euch. Ein Mann mit dem kürzesten Namen kann bei uns ein berühmter Held oder Gelehrter sein. Nun darf ich wohl auch deinen Namen erfahren?“

„Noch nicht, Effendi. Als ich Dar Runga verließ, schwor ich bei Allah, meinen Namen abzulegen, bis ich die Spur meines Sohnes finden würde. Da dies noch nicht geschehen ist, darf ich ihn nicht über die Lippen bringen. Man nennt mich überall den Elefantenjäger. Willst du das nicht auch thun, sondern mir einen Namen geben, so nenne mich Bala Ibn**); das ist ein Wort, welches auf mich paßt.“

„Ich werde mich dieses Namens bedienen, wenn ich von oder mit dir spreche. Aber hast du auch geschworen, darüber zu schweigen, unter welchen Umständen du deinen Sohn verloren hast?“

„Nein, Effendi. Wie könnte ich jemals hoffen, ihn wiederzufinden, wenn ich nicht davon sprechen dürfte. Ich habe schon Hunderten mein Unglück erzählt, doch keiner hat vermocht, mir einen Fingerzeig zu geben. Ich glaube nun, daß mein Sohn gestorben ist, aber ich bleibe dennoch meinem Schwur getreu, und werde nach ihm und seinem Entführer suchen, bis Allah mich aus dem Leben nimmt.“

Er legte die Hand über die Augen, wie um die tiefe Trauer, welche in seinem Blicke lag, zu verbergen, und fuhr dann fort:

„Ich war der reichste und angesehenste Mann meines Stammes, der Anführer unsrer Krieger, und der Oberste im Rate der Weisen; ich pries mich glücklicher als

*) „Vater der Hörner“ = Büffel.

*) Schwarz.
**) Ohne Sohn.

alle, die ich kannte, und ich war es auch, bis derjenige kam, welcher mein Unglück verschuldete. Ich liebte mein Weib und mein einziges Kind, einen Sohn, dem wir den Namen Mesuf et Tmeni Sawabi-Jlidschr*) gaben. Da sandte — — —"

„Wie hieß dieser Knabe?" unterbrach der Deutsche ihn. „Mesuf et Tmeni Sawabi-Jlidschr? Warum hast du ihm diesen Namen gegeben?"

„Weil er nur vier Zehen an jedem Fuße hatte. Ich weiß nicht, ob das bei euch auch vorkommt; bei uns ist es selten."

„Bei uns auch. Aber ich habe Personen gekannt, welchen Finger oder Zehen von der Geburt an fehlten, und auch einen Mann, der sechs Finger, also einen zu viel an jeder Hand hatte."

„Die Finger meines Sohnes waren vollzählig, doch fehlte ihm die kleine Zehe an jedem Fuße; dafür aber hatte Allah ihm eine um so reichere Seele gegeben, denn er war das klügste Kind im ganzen Stamme. Als er noch nicht drei Jahre zählte, begab es sich, daß ein Baija'l abid**) in unser Duar***) kam, um Sklaven zu verkaufen. Es waren Knaben und Mädchen, auch Frauen, lauter Neger, außer einem Knaben, welcher helle Haut, auch schlichtes Haar und keine Negerzüge besaß. Der Händler errichtete einen Markt bei uns, um seine Waren zu verkaufen, und aus der ganzen Gegend kamen die Beni el Arab herbei, mit ihm zu handeln. Der helle Knabe weinte stets, aber sprechen konnte er nicht, denn man hatte ihm die Zunge herausgeschnitten."

„Entsetzlich! Wie alt war er?"

„Vielleicht vierzehn Jahre. Als der Händler eine Woche bei uns gewesen war, kam plötzlich ein Mann mit mehreren Begleitern aus Birket Fatma zu uns, und klagte den Händler an, ihm seinen Sohn gestohlen zu haben. Der Vater war der Spur des Schurken gefolgt, und so zu uns gekommen. Der Händler leugnete; er schwor bei Allah, den Mann gar nicht zu kennen. Da er unser Gast war, mußten wir ihn in Schutz nehmen; aber die Erzählung der Männer aus Birket Fatma klang so wahrhaftig, daß wir sie glauben mußten. Es wurde eine Beratung abgehalten, in welcher ich bestimmte, daß der Knabe, welcher eingesperrt gehalten wurde, dem Fremden vorgeführt werden solle. Dieser letztere erhielt den strengen Befehl, dabei ganz ruhig zu erscheinen, und kein Wort zu sagen. Der Knabe wurde gebracht. Als er den Fremden erblickte, stieß er Jubeltöne aus und sprang auf ihn zu, ihn zu umarmen und zu küssen. Auch die übrigen Männer aus Birket Fatma begrüßte er mit großer Freude. War das nicht ein Beweis, daß er der Sohn des Fremden sei?"

Edisons Phonograph. Die Aufnahme eines Musikstückes.

„Ganz gewiß!" antwortete Schwarz.

„Außerdem beschworen die Leute die Wahrheit ihrer Aussage. Der Händler hatte den Sohn eines gläubigen Moslem gestohlen und zum Sklaven gemacht, welches Verbrechen mit dem Tode bestraft wird. Sodann hatte er dem Knaben die Zunge geraubt, damit dieser ihn nicht verraten könne; darauf mußte eine weitere Strafe erfolgen. Die große Versammlung trat also wieder zusammen, um ihm das Urteil zu sprechen. Dieses lautete auf den Tod für den Raub. Für das Herausschneiden der Zunge sollte er täglich die Peitsche erhalten. Und für den Verlust seiner Sprache sollte der verstümmelte Knabe die Sklavenware des Verbrechers empfangen."

„Wurde dieses Urteil vollstreckt?"

„Nur ein kleiner Teil desselben. Nach dem Gesetze mußte der Schuldige dem Vater des Knaben ausgeantwortet werden. Dies konnte erst nach einer Woche geschehen, denn er war unser Gast, als welcher er für vierzehn Tage in unserm Schutze stand. Darum sperrten wir ihn ein, um ihn nach sieben Tagen den Rächern auszuliefern; aber bis dahin sollte er an jedem Tage durchgepeitscht werden. Dies geschah zweimal unter meiner eigenen Aufsicht. Am dritten Morgen war er entflohen, ohne eine Spur zurückzulassen. Unsre Krieger bestiegen sofort ihre Pferde, um ihn zu verfolgen, aber sie kehrten alle zurück; ohne daß einer ihn gesehen hatte. Die Leute aus Birket Fatma kehrten mit dem Knaben und den Sklaven dorthin zurück, auf die Ausführung des Todesurteils hatten sie verzichten müssen."

„Und dieses Ereignis steht im Zusammenhange mit dem Verluste deines Sohnes?"

„Ja. Nach wenigen Wochen brachte mir ein Bote aus Salamat einen Brief, welcher mit Ebrid Ben Lassa, dem Namen des Sklavenhändlers, unterzeichnet war. Dieser Hund schrieb, er sei unschuldig verurteilt worden, und er werde sich an mir rächen, daß ich bis an mein Ende an den geraubten Knaben aus Birket Fatme denken solle. Einen Monat später war ich mit meinen Kriegern vom benachbarten Stamme zu einer großen Fantasia*) eingeladen. Kaum befanden wir uns dort, so kam uns ein Bote mit der Nachricht nach, daß mein Sohn verschwunden sei. Er war in der Nacht geraubt worden, und am Morgen hing an der Zeltstange ein Brief, in welchem Ebrid Ben Lassa mir mitteilte, daß er sich meinen Knaben an Stelle des andern geholt habe, und daß ich das Kind im Leben nicht mehr erblicken solle.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mesuf mit acht Zehen.
**) Sklavenhändler.
***) Zeltdorf.

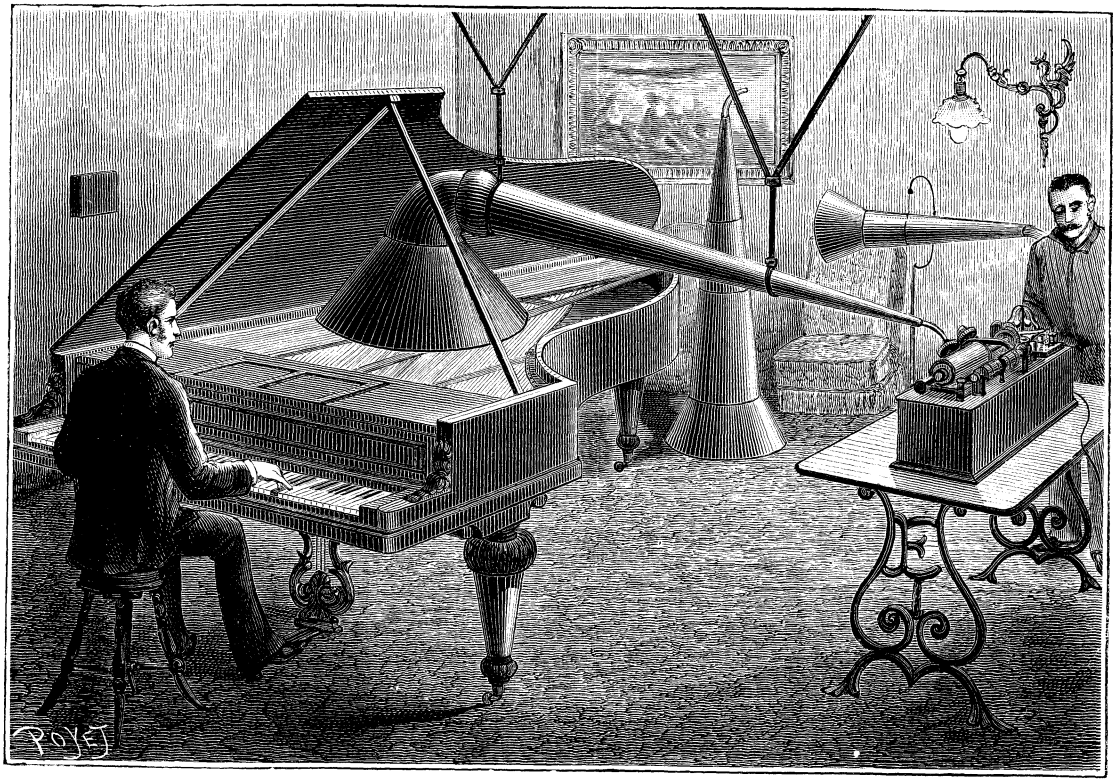
Noch etwas von Edisons Phonograph.

Nachdem die neueste Erfindung Meister Edisons, der Phonograph, nunmehr in den meisten großen Städten des Kon-

*) Kriegerische Festlichkeit.

tinents die Runde gemacht und überall die lebhafteste Bewunderung aller gefunden hat, die so glücklich waren, einer phonographischen „Sitzung“ anzuwohnen, wird es euch gewiß freuen, wenn der „Gute Kamerad“ in Ergänzung seiner früheren Schilderungen noch einige weitere Abbildungen bringt. Auf einer derselben ist der Moment zur Anschauung gebracht, da die Klänge eines Flügels vermittelst eines Riesenhörrohrs zum Wachscylinder des Phonographen geleitet werden. Im Vertrauen gesagt, ist der Pianist eben dabei, das schöne Lied „Ei, du lieber Augustin!“ phonographisch aufzunehmen. In ganz derselben Weise, wie auf unsren Illustrationen wiedergegeben, ist der Apparat in allen neueren Ausstellungen zur Verwendung gelangt. Handelt es sich darum, Musikstücke aufzunehmen, die vermittelst eines Messinginstrumentes erzeugt worden sind, so genügt — wie ersichtlich — mit Rücksicht auf den intensiveren Ton ein entsprechend kleineres Hörrohr.

Das große Bild führt uns eine interessante Gruppe vor. All diese Männer, die uns hier entgegensehen und vermittelst doppelter Hörrohre auf die Wiedergabe eines Phonograms lauschen, verdienen auch unser besonderes Interesse insofern, als wir in ihnen die Gesamtheit der hervorragenden Mitarbeiter Edisons zu erblicken haben. Dieselben ließen sich in der Pariser Weltausstellung photographisch aufnehmen und gruppierten sich absichtlich derart, daß jeder einzelne vom Publikum gesehen werden kann. Auch haben sie dafür Sorge getragen, daß das lebensgroße Bildnis ihres Herrn und Meisters, sie alle überragend, im Hintergrund nicht fehle. Ob die Erfindung des Phonographen wohl Aussicht hat, allgemein in Gebrauch zu kommen? wird's nicht am Ende eine wissenschaftliche Spielerei bleiben, die für die Praxis einen geringen Wert repräsentiert? so hört man täglich fragen. Wir hegen die Ueberzeugung, daß wenn es dem unermüdlichen Erfinder gelingt, die Apparate *wohlfeiler* herzustellen, der Phonograph sich rasch Bahn brechen und sich bald ebenso einbürgern wird, wie sein Geschwisterkind, das Telephon. Freilich, solange ein phonographischer Apparat auf Mk. 500 zu stehen kommt, wird es mit der Einführung seine Häkchen haben, denn angenommen, es wollten zwei von euch auf diesem bis jetzt ungewöhnlichen Wege verkehren, so würden hierzu zwei Apparate à Mk. 500, also Mk. 1000 erforderlich sein und über solche Summen verfügen unsre Sparbüchsen denn doch nicht. Nun wohl, wir können warten!



Edisons Phonograph. Die Aufnahme des Klavierspiels.

Jedenfalls aber sollte keiner von euch versäumen, den Phonographen und seine Leistungen kennen zu lernen, sobald sich jemals die Gelegenheit bietet.

Mein alter Freund Bill.

Es war ein stürmischer Januarabend des Jahres 1876. Der kalte Nordwind heulte durch die menschenleeren Straßen und jagte den wenigen, in Geschäften rasch Dahineilenden den feinen Schnee schneidend ins Gesicht. Drinnen, in dem Gastzimmer des Overtan-Hotels von Deadwood, einer Stadt des zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehörigen Territoriums Dakota, am Fuße der im Westen gelegenen Rocky Mountains, verbreitete der gut geheizte Ofen eine behagliche Wärme. Die Insassen richteten ihre Blicke durch die mit feinem Schneestaub bedeckten Fenster nach der soeben angefahrenen Postchaise, welche die Passagiere von der fernen Missouri-Valley-Eisenbahn brachte. Fröstelnd treten sie ein und drängen sich um den warmen Ofen, um die von der Kälte blau gefärbten Gesichter und halb erstarrten Glieder aufzutauen. Ach, wie sie jammern, die armen Pilgrime, über die schreckliche Reise, die furchtbaren Strapazen, die sie auf ihrer Fahrt während der letzten 40 Meilen ausgestanden haben! In einer Ecke des Gastzimmers saß, jüngst zu Besuch bei mir in meinem Hotel angekommen, mein alter Freund und Leidensgefährte Bill. Nach seiner Gewohnheit, halb spöttisch, halb gutmütig

lächelnd, betrachtete er die sich in Klagen ergießenden Ankömmlinge, hatte er selbst doch in seiner langjährigen, wechselvollen Laufbahn in Amerika ganz andern Gefahren und Strapazen sich unterziehen müssen, als diese Fremden mit ihrer, wenn auch kalten Fahrt in der Postchaise!

Bill, ein herkulisch gebauter Hannoveraner, blondhaarig, mit buschigem, rötlichgrauem Bart, war einer der alten, im Jahre 1849 vom Goldfieber erfaßten Einwanderer von Kalifornien. Seine einzige Beschäftigung war dort das Goldsuchen. Nach dem Grundsatz: „Wo es mir gut geht, ist mein Vaterland" war er in allen Niederlassungen der Goldgräber zu Hause, vom heißen Arizona bis hinauf nach Brittisch Kolumbia und Aluska vom südlichen Kalifornien bis zu den Gewässern des Yellowstone. Aber daß es ihm dort irgendwo gut gegangen sei, möchte ich bezweifeln. Lange, lange mußte er warten und suchen, arbeiten und darben, bis er es endlich erreichte. Mit wechselndem Erfolg betrieb er die Goldgräberei; was er ergraben hatte, ging bald wieder bei den übermäßig teuren Lebensmitteln und dem oft langen Warten auf besseren Erfolg verloren, bis ihm nach langem Harren und Hoffen, Schaufeln und Wandern nichts übrig blieb, als die Ehre und das alternde Haupt. Endlich vor 6 Jahren faßte er einen weisen Entschluß, heiratete eine tüchtige Lebensgefährtin und wurde Farmer. Er verließ Montana, kam nach den Black Hills und ließ sich dort auf seiner jetzigen Heimstätte nieder, einer der ersten Ansiedler, wo er, in einer Hand den Pflug, in der andern die Büchse zum Schutz vor den in der Nähe lauernden Sioux-Indianern, sein Land urbar machte, die erste Ernte erzielte und mehr Erfolg hatte, als in dem jahrzehntelangen Suchen nach den edlen Metallen. Jetzt hat Wilhelm Maier, das ist sein nicht ganz ungewöhnlich deutscher Name, gegen 700 Morgen schönes, fruchtbares Land im Dakota-Territorium, und, trotz all der unzähligen Strapazen noch rüstig und gesund, kann er mit Ruhe den Herbst seines ereignisreichen Lebens genießen.

Als ich ihn hier in seiner Ecke so dasitzen sah, mit Geringschätzung auf die, wie er sich ausdrückte, frisch von Muttern kommenden Zartfüße des Ostens herabblickend, da wußte ich schon, alter Bill, was diese geringschätzigen Blicke meinten. Du denkst wohl an den Marsch, den wir, beide noch jung an Jahren, einmal miteinander machten, auf dem wir mit knapper Not dem ungemütlichen Tode des Erfrierens entgingen und an den uns unsre alten Füße heute noch erinnern.

Unsre erstarrten Ankömmlinge hatten an dem dampfenden Kaffee ihre Lebensgeister wieder aufgefrischt, sie hatten sich's bequem gemacht und waren nun Mitteilungen und Gesprächen wieder zugänglich geworden. Ich rief meinen alten Bill zu der Gesellschaft herbei, wir steckten Cigarren an, und ich stellte ihn den Anwesenden als meinen in Lebensgefahr erprobten treuen Freund vor. „Sie bestanden eine Lebensgefahr zusammen?" fragte neugierig eine deutsche Dame, die, ihren Bruder im fernen Lande zu besuchen, ihm treu zur Seite zu stehen, frisch von Deutschland herübergekommen war. „Bitte, erzählen Sie's uns!" wandte sie sich an Bill. Doch dieser, wortkarg wie immer, lehnte die Aufforderung bestimmt, aber höflich ab, und so unterzog denn ich mich der Aufgabe, die junge Landsmännin zufrieden zu stellen. Aufmerksam lauschten auch die übrigen auf meinen Bericht.

Es war im Winter 1865—66 in einer Goldgräber-Blockhütte in Silverbow; auch ich war damals aufs Goldsuchen ausgegangen, in der Nähe der nachmals entdeckten und durch ihren Silber- und Kupferreichtum so berühmt gewordenen Minen von Butte City in Montana, als wir unser drei, des langen Eingesperrtseins im einsamen Gebirge, wo wir nach Metallen gruben, müde, kurz nach Neujahr Vorbereitungen trafen, einen Ausflug nach den etwa 70 Meilen entfernten, neu entdeckten Goldminen bei Elkeruck in der Nähe des Deerlodge-Thales zu machen. Seit Neujahr hatten wir das herrlichste Wetter. Vor dem warmen Wind verschwand der letzte Rest des Schnees, den uns die heftigen Dezemberstürme brachten. Es litt uns nun nicht mehr in der dumpfen Hütte; wir mußten hinaus ins Freie, die von der langen Winternacht steif gewordenen Knochen in Bewegung zu setzen und den Uebermut unsrer auf der weiten Prairie umherstreifenden Reitpferde durch einen tüchtigen Ritt auszutreiben.

Die Morgensonne des folgenden Tages fand uns im Sattel, und munter ging's über die Prairie hinweg dem 30 Meilen entfernten Deerlodge zu. Dort wurde übernachtet, um am nächsten Tage die Nähe unsres Reiseziels zu erreichen. Der Weg zieht sich durch ein breites, auf beiden Seiten von hohen Gebirgsketten eingeschlossenes Thal und brachte uns gegen Abend in die Ansiedlung einiger Kaliforniagräber, die sich hier ihre Winterquartiere aufgeschlagen hatten, um bis zu Anbruch des Frühjahrs sich die Zeit mit Jagen und Fischen zu vertreiben. Hier ließen wir unsre Pferde und Gepäck zurück, denn die letzten 15 Meilen in die hoch im Gebirge liegenden Minen mußten zu Fuß gemacht werden. Ein jeder versah sich mit dem Wollteppich, einer Büffelhaut und etwas Proviant; so ging's am nächsten Morgen ans Bergsteigen.

Doch über Nacht hatte sich das Wetter geändert. Anstatt der warmen Südwestbrise blies ein eisiger Schneewind von Norden durch das weite Thal, und unsre Kalifornier Freunde rieten uns, die Reise ins Gebirge bei dem nahenden Schneesturm zu unterlassen. Doch, da wir einmal unterwegs waren, wollten wir uns, dem Unwetter zum Trotze, die neuen Goldentdeckungen dennoch besehen.

Bald fing es auch an, tüchtig zu schneien, was das mühsame Bergsteigen sehr erschwerte. Doch munter ging's vorwärts, und gegen Abend erreichten wir, ermüdet und mit Schnee bedeckt, glücklich das Ziel unsrer Reise. Der fortwährende Schneesturm verhinderte uns, die Minen am nächsten Tage zu besichtigen, und da unser Proviant auf die Neige ging und die wenigen dort wohnenden Goldgräber, selbst nur kärglich mit den nötigen Lebensmitteln versehen, nicht zu bewegen waren, uns das zu längerem Bleiben Nötige zu verkaufen, mußten wir wohl oder übel am dritten Tage unsern Rückweg antreten.

Der Schnee lag mehrere Fuß tief; von dem engen Pfad, der über das Gebirge in das Thal zurückführte, war keine Spur mehr zu sehen. Nur an den mit der Axt gemachten Einschnitten in die Bäume des Wegs entlang konnten wir die Richtung halten. Und immer noch heulte der Sturm und blies uns die wirbelnden Flocken ins Gesicht. Nur langsam konnten wir uns durch den tiefen Schnee arbeiten, und als wir abends todmüde das Ende des Waldes erreichten, von wo wir durch die offene Prairie einen Marsch von 6 Meilen bis an den Deerlodgefluß vor uns hatten, beschlossen wir, obwohl erst 5 Meilen zurückgelegt waren, zu kampieren, solange wir noch in der Nähe des Holzes waren. Bald war auch ein mächtiges Feuer angemacht, und trefflich

schmeckte das aus dem letzten Rest unsres Proviantes, der aus Brot, Speck und Kaffee bestand, zubereitete Abendbrot, das freilich nur halb im stande war, unsre knurrenden Mägen zu sättigen. Unsre Büffelhäute, auf Tannenzweige ausgebreitet, in der Mitte das hell lodernde Feuer, gewährten uns die nötige Ruhe, und bald waren wir in tiefen Schlaf versunken trotz Sturm und Schneegestöber. Mit leerem Magen, und noch müde vom erschöpfenden Marsch des vorigen Tages, nahmen wir früh am nächsten Morgen unser nasses Bettzeug auf den Rücken, um heute womöglich unser Ziel zu erreichen. Und immer wilder tobte der Sturm.

Solch ein Blizzard, wie er je und je in den Rocky Mountains und den Prairien Dakotas und Montanas ausbricht, ist ein ganz ander Ding, als das unschuldige Schneegestöber unsres deutschen Vaterlands oder auch der östlichen Staaten Nordamerikas, wo die weichen Flocken meist sanft und gemütlich träge auf die Mutter Erde sich herablassen. Wenn aber bei einer Temperatur von bis 40° unter Null der gewaltige, mit einer Schnelligkeit von 50 Meilen und darüber in der Stunde heranbrausende Nordweststurm die kahlen Ebenen durchfegt, den feinen, hartgefrorenen Schnee in dichten Schichten durch die Lüfte jagt, wenn der eisige, alles erstarrende Hauch, dem keine Kleidung standhält, bis ins innerste Mark dringt und dem sich mühsam durch den immer tieferen Schnee schleppenden Wanderer den Atem raubt, wenn die riesigen Schneewolken das Auge blenden, jede Aussicht auf zehn Schritte hinaus dicht verschleiern und die eisigen Flocken wie spitze Nadeln ins Gesicht dringen, da findet gar oft des einsamen Wanderers Laufbahn mit all den Leiden und Freuden dieser Welt nach dem erschöpfendsten Kampfe ihr Ende.

Es war eine mühsame, im höchsten Grad erschöpfende Arbeit, sich unter all diesen Martern durch den tiefen Schnee Bahn zu brechen, und nur sehr langsam kamen wir vorwärts, mit jedem Schritt bis an die Hüfte in die weiche Decke sinkend. Keine Spur des Wegs war mehr zu sehen, und nur vermittelst des Kompasses konnten wir die Richtung nach dem Deerlodgefluß halten. Wir marschierten einer nach dem andern, unser langbeiniger Bill voran, mit seinen gewaltigen Stiefeln uns armen Schwaben Bahn brechend, und als ich mich so hinter ihm dreinschleppte, konnte ich nicht umhin, trotz unsrer schlimmen Lage, ihm mein Bedauern auszudrücken, daß seine Talente nicht dem deutschen Vaterlande zu gut kommen, denn bei uns in Schwaben hätte man, mit Bill an der Spitze, den Gemeindebahnschlitten erspart.

Immer tiefer wurde der Schnee, immer lauter heulte der Sturm, immer dichter flogen die eisigen Flocken, immer schwächer wurden die Knochen. Mein Landsmann Weber, der hinterste im Gänsereihen, konnte, wie es schien, Bills gewaltigen Schritten nicht mehr nachkommen, und als ich mich umsah, erblickte ich ihn ein gutes Stück Weges zurück, mit dem Rücken in den tiefen Schnee gelehnt, den gespannten Revolver in der Hand. Schnell rief ich Bill; wir kehrten um und näherten uns dem armen Ermatteten. Wir fanden ihn völlig entmutigt und dem Erfrieren nahe. Er winkte uns, ihn nur allein zu lassen, und meinte, den Blick auf den Revolver gerichtet, er ziehe einen rascheren Tod dem langsamen des Erfrierens vor. Bill entriß ihm die Waffe; wir sprachen ihm Mut ein, und mit den Worten: „Komm nur, mein Junge, mache mir doch keine schlechten Witze!“ nahm ihn unser baumstarker Führer ins Schlepptau, bis er sich allmählich wieder ermannte und ohne Hilfe weitermarschierte.

Der arme Landsmann! möge ihm Arizonas heiße Erde leicht werden, wo er, wie ich Jahre später erfuhr, den wilden Apaches-Indianern zum Opfer fiel!

Endlich, es fing schon an zu dämmern, erreichten wir dicht an den Ufern des Deerlodge ein Gehölz voll trockener Stämme und Aeste. Der Sturm hatte sich gelegt, die Luft war so klar, der Himmel so blau — aber, wie gewöhnlich in jener Gegend, folgte dem Blizzard eine wahrhaft sibirische Kälte. Bald war ein geeigneter Platz zum Kampieren gefunden. Die Bündel wurden abgeworfen, das Handbeil herausgenommen und Holz herbeigeschleppt. Jetzt nur rasch ein Feuer, ehe die Knochen ganz erstarren! Einiges trockene Reisig war schnell bei der Hand, und vor Kälte zitternd umstanden wir unsern Feuerplatz, bis über die Kniee im Schnee, während Bill versuchte, ein Feuer zu entzünden. Es war schon dunkel, tiefe Stille herrschte ringsum, unterbrochen nur von dem schauerlich tönenden Geheul der Wölfe. „Die verwünschten Bestien haben wohl Hunger,“ brummte Bill, während er sich mit dem geringen und feuchten Vorrat von Streichhölzern vergeblich abmühte, den Holzstoß anzuzünden. „Nur ein Wolfshunger könnte sich an deinen harten Knochen und zähem Leibe vergreifen!“ rief ich ihm mit meinem letzten Reste von verzweifeltem Humor zu, — „und leider sind unsre Feinde nicht gar zu fern mehr!“

Immer verzweifelter wurde unsre Lage, als Zündholz um Zündholz den erstarrten Fingern das Feuer versagte. Immer lauter ertönte das langgezogene Geheul der sich nähernden Wölfe. Ich dachte an unser, mir jetzt ganz komfortabel dünkendes Blockhaus in Silverbow, wo wir beim Scheine des lustig flackernden Feuers so manch gemütlichen Abend verbrachten. Bills Gedankengang schien die gleiche Richtung genommen zu haben, „denn,“ meinte er, „wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis.“

Bills und Webers Streichhölzer waren alle vergeblich verbraucht — und noch kein Feuer! Verzweifelnd, mit starren Fingern durchsuchte ich meine Taschen, der Hölzer wurden immer weniger, kein einziges spendete den rettenden Funken, und ohne Feuer — das wußten wir — waren wir unrettbar verloren. Zuletzt fand ich noch ein einziges Streichholz in der tiefsten Ecke meiner Westentasche, und zitternd reichte ich es Bill mit den Worten: „Bill — es ist das letzte!“ Ruhig, ohne das geringste Zittern nahm er es zwischen die Finger, strich es über die innere Seite seines groben Wollhemds — hurra! es brannte. Das Reisig wurde entzündet, und bald hatten wir ein lichterlohes Feuer, das zu unterhalten wir die ganze Nacht Sorge trugen. Von Schlafen war keine Rede. Schweigend saßen wir auf einem Baumstamm, vorne gebraten, im Rücken frierend, seit 24 Stunden nichts im Leibe, zu Tod ermattet, Kleider und Bettzeug eisig und naß, unsrer Berechnung nach noch 4 Meilen von der ersehnten Ansiedlung entfernt, und 3 Fuß hoher Schnee dazwischen. Es war eine der kältesten Nächte des ausnahmsweise strengen Winters. In Deerlodge City war, wie wir später erfuhren, das Quecksilber im Barometer gefroren. Jeder fragte sich: reicht wohl die Kraft noch aus für den Kampf ums Leben am nächsten Tage?

Endlich brach der Morgen an, hell und klar, aber beißend kalt, und der eisige Ostwind kam gerade von der Richtung, die wir zu nehmen hatten. Matt schien die von kleinen Ringen, die man hier zu

Lande sundogs heißt, umgebene Sonne. Oh, dieser 16. Januar! nie werde ich ihn vergessen, und du wohl auch nicht, mein guter Kamerad Bill, — es war die schwerste Tagesarbeit meines an Mühen und Nöten reichen Lebens.

Mühsam schleppten wir uns dahin, jeder so gut er konnte. Es war „Every body for himself and the devil take the hindmost — jeder mußte sich selbst helfen, und der Teufel holt den hintersten — und der war leider ich diesmal. Keuchend brach sich der müde Körper Bahn durch den tiefen Schnee. Immer langsamer ging's vorwärts. Todesmüde legte ich mich in den Schnee, um auszuruhen. Es wurde Nachmittag, und immer war noch keine Ansiedlung zu sehen. Die zwei Kameraden, Weber und Bill, waren voraus, schon außer Sicht. Das einzige lebende Wesen war ein grauer Wolf, der mir in einer gewissen Entfernung hartnäckig folgte. Ruhte ich, so stand er stille und beobachtete mich mit lüsternem Blicke, als wollte er sagen: „Du bist mein Abendessen, guter Junge!"

Endlich — es war schon gegen Abend, glaubte ich der Erschöpfung erliegen zu müssen. Mich fror nicht mehr, kalt und ohne Gefühl waren die Füße. Matt und schläfrig legte ich mich in den Schnee — nur Ruhe, Ruhe wünschte ich mir. Noch einen Blick nach Osten, nach der Heimat — und dann einschlafen. — — Halb träumend war ich in meinen Gedanken daheim, im alten Pfarrhause, wo meine Wiege gestanden. Die Bilder des liebenden Vaters, der zärtlich sorgsamen Mutter, der muntern, mit mir einst so eng verbundenen Geschwisterschar umschwebten mich — ich sah die Christtagslichter erglänzen, welche uns, den jubelnden Geschwistern, die Geburt des Heilands verkündeten und mit ihrem Leuchten das dunkle Leben erhellten. Mitten in diesen Träumen durchblitzte mich der Gedanke: „Ich bin doch einst glücklich gewesen, ich hatte eine fröhliche Kindheit im alten, lieben Vaterhause." Ich war entschlossen gewesen, mich dem Schlaf, dem sichern Tode widerstandslos zu überlassen — der Gedanke an meine Jugendzeit, an meine traute schwäbische Heimat, rief mich zum Leben zurück. Ich raffte mich auf — warf einen Blick über die kahle, schneebedeckte Prairie, auf den Wolf mit den gierigen Augen — und erhob mich. Doch halt! was ist das? Ist das nicht Rauch? Ist es Wirklichkeit — oder träume ich? Ja, vor mir, drunten am Fluß, noch eine halbe Meile entfernt, liegt die Ansiedlung! So nahe am Ziele konnte ich doch den Kampf nicht aufgeben. Noch eine Stunde, es war gerade dunkel geworden, vor Schwäche taumelnd wie ein Betrunkener kam ich bei meinen beiden Kameraden im warmen Blockhaus an, mit erfrorenen Händen und Füßen zwar, die mich heute noch an jene schwersten Stunden meines Lebens gemahnen, aber doch — gerettet.

Stille war's in der Gesellschaft geworden, die aufmerksam auf die Erzählung gelauscht hatte; der jungen Dame aber rannen stille Thränen über die blühenden Wangen. Die Männer sahen ernst vor sich nieder oder warfen schüchtern bewundernde Blicke auf den Hotelbesitzer und auf den stämmigen Farmer Bill.

„Hast nicht schlecht erzählt," ließ sich Bill endlich vernehmen, indem er das warme Getränke in seinem Glas mit kräftigem Zuge leerte und es wieder neu füllen ließ; „bin damals dabei gewesen und habe nichts vergessen. Aber die Worte brächte ich nicht so zusammen wie du, das kommt daher, daß du ein Pfarrersohn bist und in deinen jungen Jahren Latein gelernt hast."

Der Hotelbesitzer lachte nach seiner Art heiter auf, und mit ihm die zuvor so ernst gestimmte Gesellschaft. Der stämmige Farmer aber sagte ihm in unerschütterlicher Ruhe: „Könntest noch manch solch Gespinst aus deiner Erinnerung preisgeben, alter Schwabe; wie das Dampfschiff mit dir in die Luft fliegen wollte, und wie sie dir ein andermal in New Orleans den Arm wegsägen wollten und der alte Neger dich gerettet hat!"

„Ein andermal, alter Bill, habe jetzt andres zu thun," beschied ihn der Hotelbesitzer, indem er die Gaststube verließ.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

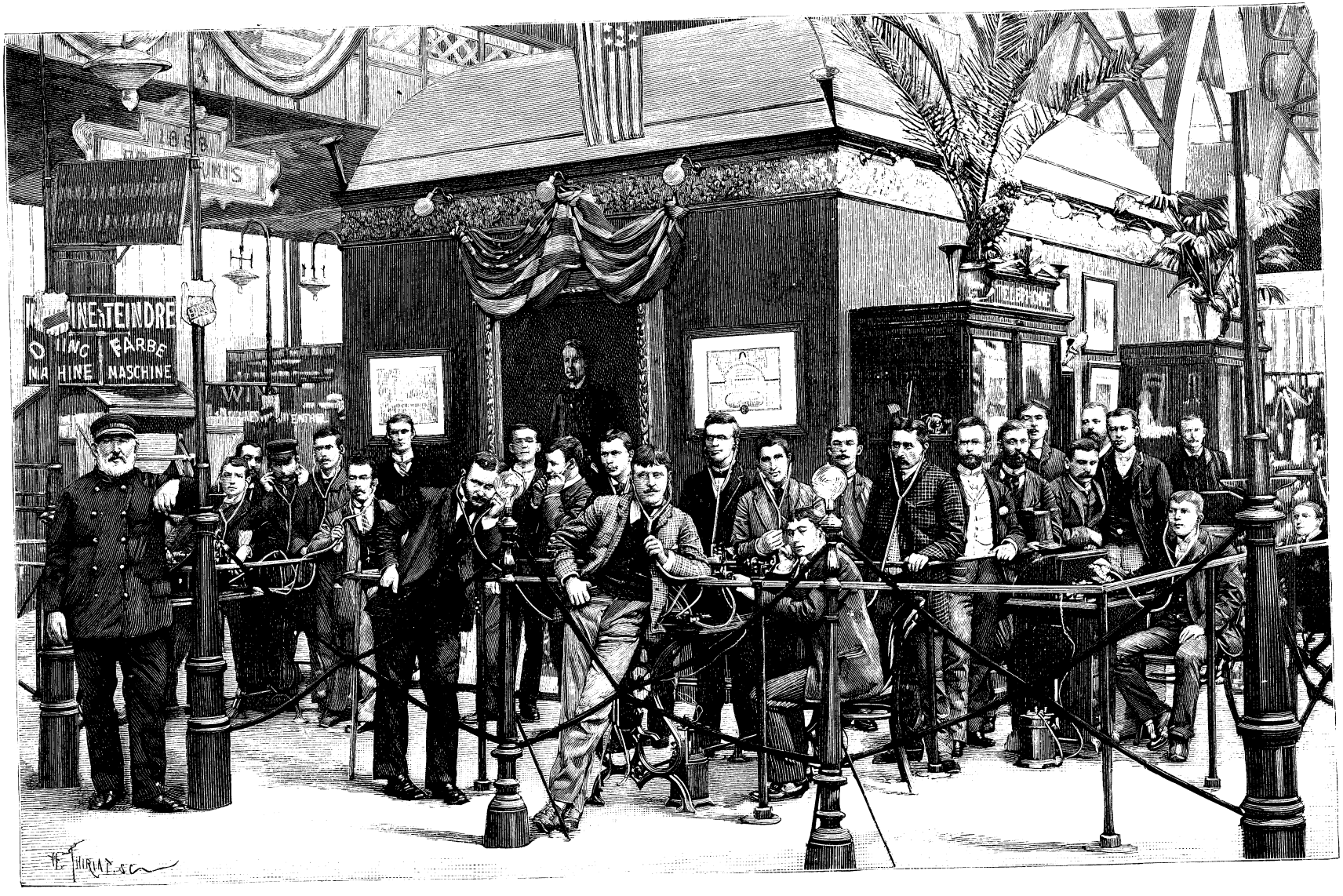
(Fortsetzung.)

Bis auf Hemd und Beinkleid nahmen die Räuber mir alles, was ich besaß, sogar den Hut; ich mußte es als eine besondere Gnade betrachten, daß ich mein baumwollenes Tuch behielt und dasselbe zum Schutz um meinen Kopf knoten durfte. Mein Pferd wurde des Sattels und Zaumes beraubt; nur die Satteldecke ließ man ihm und befestigte dieselbe mit einem Gurt. Ich bekam nun den Auftrag, mein Pferd wieder zu besteigen und mußte es mir gefallen lassen, daß meine Füße, als ich oben auf der Decke saß, beiderseits mit Lederriemen an dem Gurt befestigt wurden.

„Benimm dich höchst liebenswürdig!" sagte nun der Häuptling mit drohender Miene. „Sonst würde ich mich dazu gezwungen sehen, dir auch die Hände binden zu lassen. Habe übrigens guten Mut, mein Sohn, dir wird kein Leid geschehen, wenn du uns nicht reizest; Flucht und Verrat bringen dir den Tod!"

Nachdem auch meine zukünftigen Gebieter auf ihre Pferde gestiegen waren, bewegte sich der Zug zu meiner freudigen Ueberraschung nach Norden hin und zwar auf derselben Straße, welche ich eingeschlagen haben würde. Erst als die Sonne sich zum Untergange anschickte, bogen die Reiter östlich in ein Gehölz ab, wo etwa ein Dutzend Zelte aufgeschlagen war. Weiber und Kinder, von jedem Alter und der verschiedensten Hautfarbe, fand ich hier, noch fünf oder sechs Pferde, einige Hunde, Kühe und Hühner. Man löste die Fesseln von meinen Füßen, damit ich absteigen könnte, band dieselben aber sogleich wieder, auch meine Hände.

In diesem Zustande verbrachte ich die erste Nacht, unter freiem Himmel zwischen den Zelten liegend, ohne daß mir jemand vorher zu essen oder zu trinken gegeben hätte. Mich fror entsetzlich in den dünnen Kleidern; Hunger und Sorgen verscheuchten vollends allen Schlaf. Die Ereignisse der letzten Stunden beschäftigten mich, und ich suchte mir Antwort auf die Frage zu geben, was die Banditen mit mir bezweckten. Schon auf der Prairie, als ich meiner Waffen und Kleider beraubt wurde, hatte ich gesehen, daß sich nur zwei bis drei



Die Mitarbeiter Edisons auf der Pariser Weltausstellung 1889.

wirkliche Indianer unter dem Trupp befänden, daß die übrigen, soweit sie nicht Neger waren, sich hellbraun bemalt hatten, um als Indianer zu gelten. Vielleicht — und diesem Umstande hatte ich die Rettung meines Lebens zu verdanken — bestand die große Mehrzahl aus reinblütigen Weißen, flüchtigen Verbrechern, welche in der unwirtlichen Prairie vor jeder Verfolgung sicher waren und hier vom Raube lebten. Die Schwarzen waren augenscheinlich gleichfalls Sträflinge, welche zur Vermehrung der Bande aufgenommen wurden. Und nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen: — ich war aufgegriffen worden, weil man mich für geeignet hielt, der Bande zu nützen; ich sollte gleichfalls für das Räuberhandwerk erzogen werden.

Nach einer fürchterlichen Nacht ging endlich die Sonne auf, und ich konnte hoffen, daß man mir die peinigenden Fesseln abnehmen würde. Um die Zelte her wurde es lebendig, neugierige Weiber und Kinder versammelten sich bei mir und unterhielten sich in der mir unbekannten spanischen Sprache. Endlich näherte sich der Mestize, trieb die Kinder davon, setzte einen Blechtopf mit Thee, einen Teller mit Fleisch und Brot neben mir auf die Erde, durchschnitt die Stricke, mit welchen meine Hände gebunden waren, und forderte mich auf, zuzugreifen. Ich ließ mich nicht lange nötigen und fand, daß Essen und Trinken vorzüglich bereitet wären. Don Juan erklärte mir, während ich frühstückte, daß er von dem Hauptmann beauftragt sei, noch einige Erkundigungen über das Verbleiben meiner früheren Genossen einzuziehen, und brach in lautes Lachen aus, als ich ihm erzählte, daß dieselben noch weiter südlich geritten wären. Dabei erfuhr ich, daß die Ihrem Vater gestohlenen Pferde den Räubern auf dem Wege nach Dallas, wohl drei Tagemärsche vor der Stadt, entflohen, und daß dieselben wahrscheinlich schon wieder nach der Faktorei zurückgekehrt wären. Der Räuber fluchte entsetzlich, ich aber freute mich, bedauerte nur, daß ich auf der Suche nach den geraubten Pferden selber in die Hände der Räuber geraten wäre.

„Wenn du bei uns zu bleiben versprichst," sagte endlich der Mestize und reichte mir die Hand so warm, als wollte er innige Freundschaft mit mir schließen, „so sollst du keine Fesseln mehr tragen. Aber, sei vorsichtig! Der Hauptmann kennt keine Gnade, wenn du den mindesten Verdacht auf dich lenkst; vergiß niemals, daß fünfzig argwöhnische Augen auf dich gerichtet sind!"

„Die Freiheit hätte ich lieber," erwiderte ich, und machte gute Miene zum bösen Spiel, „als diese schreckliche Gefangenschaft hier unter euch. Aber, wenn ich mich doch nicht retten kann, so will ich wenigstens nicht so thöricht sein, mein Los noch zu verschlimmern. Ich bin noch jung, Juan, bin arm und doch nur zum Dienste andrer verurteilt; da kann ich ja einer von den euren werden, wenn ihr mich haben wollt, was sagt Ihr dazu?"

„Der Hauptmann," versetzte Don Juan, „hält große Stücke auf dich, weil du dich gestern so entschlossen zeigtest, und hofft, daß du ihm Dankbarkeit dafür erweisen wirst, daß er dein Leben schonte."

„Er soll mit mir zufrieden sein," entgegnete ich. „Mein Körper ist gesund und an Beschwerden gewöhnt, Furcht habe ich nimmer verraten, soviel ich weiß. Sag ihm, daß ich bei euch zu bleiben gedenke."

„So sei unser Bund geschlossen!" rief der Mestize freudig und reichte mir die Hand.

Mit Widerwillen ergriff ich sie, den Geboten der Vernunft mich beugend.

Der Mestize durchschnitt nun auch die Fesseln an meinen Füßen und sagte mir, daß ich mich innerhalb des Waldes und fünfhundert Schritte in die Prairie hinein ungehindert bewegen, nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang aber das Zelt nicht verlassen dürfte, welches ich mit zwei andern Kameraden teilen würde. Er führte mich nach diesem Zelte, wo ich meine Kleider, den Sattel und die Zügel meines Pferdes wiederfand; die Waffen sah ich nicht, diese wollte man mir also noch vorenthalten.

Am ersten Tage blieb ich unbehelligt, sollte mich aber in dem Zeltlager umsehen und mir merken, welche Vorrichtungen der jüngste in der Bande zum Besten des Ganzen dort vorzunehmen hätte. Diego, ein Neger, dessen Herz noch schwärzer war als seine Haut, wurde durch mich von den Pflichten des Neulings erlöst. Er zeigte mir, wie ich das Pferd des Häuptlings pflegen, putzen und satteln müßte, um es dem stolzen Gebieter zu Dank zu machen, daß ich auch die Reservepferde zu füttern und zu putzen, Holz zu fällen und den Häuptling zu bedienen hätte. Drei Tage blieb Diego an meiner Seite, dann war ich allein, mit der unerfreulichen Aussicht, diesen Dienst als Pferdeknecht so lange zu versehen, bis ein andrer Neuling an meine Stelle träte. Oft hatte ich es wochenlang viel leichter, weil der Häuptling mit dem größeren Teil der Schar auf Unternehmungen ausging, zu denen ich noch nicht hinzugezogen wurde. Mit reicher Beute kehrten die Räuber jedesmal heim; entweder hatten sie eine Karawane oder einige Postwagen überfallen oder die Rinder und Pferde der Ansiedler geraubt und mit sich genommen. Die verwegenen Unternehmungen der Banditen erstreckten sich bis über die Grenzen von Louisiana im Osten und bis Kansas und Colorado im Norden. Entbehrungen lernte ich in dem Zeltlager dieser Raubnomaden nicht kennen; denn ich bekam von allem, was erbeutet wurde, meinen Anteil, wurde zu den Schmäusen und Beratungen zugezogen und bald wie ein vollberechtigtes Mitglied der Bande betrachtet.

Wenn der Häuptling daheim war, befanden sich immer ein paar Spione unterwegs, teils um für die Sicherheit der Bande zu wachen, teils um sich nach einer Gelegenheit zu einem lohnenden Beutezuge umzusehen. Zu diesem Dienst wurden immer nur die schlausten unter den älteren Räubern ausgewählt, so namentlich der Mestize Juan, Miguel und Pedro, zwei Weiße. Die Räuber befürchteten, daß die Ansiedler des südlichen Texas, denen sie unendlich viel Schaden zufügten, sich vereinigen würden, um eine allgemeine Jagd gegen sie zu unternehmen, beschlossen deshalb ihren augenblicklichen Zufluchtsort zu verlassen und noch weiter in die nördlichen Einöden hineinzuziehen. Ehe der Aufbruch erfolgte, beschied mich der Häuptling zu sich, überreichte mir eine kleine Flasche mit einer braunen Flüssigkeit, daneben auch einen Schwamm und sagte mir, daß ich mit dem Inhalt der Flasche alle sichtbaren Körperteile, Gesicht, Hals, Nacken, Hände, Unterarme und Füße zu beizen, auch meinen Bart stets glatt zu rasieren hätte. Ich erschrak, weil ich aus diesem Befehle ersah, daß nunmehr auch ich mit auf Raub ausreiten sollte, und fand bald die Bestätigung in den Klagen Diegos, daß der Häuptling ihm eröffnet habe, er solle wegen verschiedener Unvorsichtigkeiten vorläufig wieder im Lager bleiben.

Wir zogen nördlich bis an die felsigen Ufer des Rio Gualpa und fanden in einer bewaldeten Schlucht ein herrliches Versteck, von dem aus nun verschiedene Züge nach Santa Fé in Neu-Mexiko abgeordnet wurden. Dort hatte der Hauptmann nämlich seine Hehler, welche das geraubte Gut

übernahmen und verkauften. Bepackte Handpferde trugen Ballen von Wertsachen, Zeuge, feine Leinwand, Geräte und was sonst erbeutet worden war. Mit dem baren Erlös kehrten wir wieder heim und bekamen jeder unsern Anteil an dem Gewinn.

Sie können sich denken, wie wenig dies Verbrecherleben meinem Geschmacke entsprach. Unaufhörlich sann ich auf ein Mittel, wie ich mich der Gesellschaft entziehen könnte, fand aber lange nicht die gewünschte Gelegenheit dazu. Wenn meine Genossen mich auch nicht argwöhnisch behandelten, so sagte ich mir doch selber, daß sie von meiner Treue nicht überzeugt sein könnten und jeden meiner Schritte aufmerksam beobachteten. In Santa Fé ward ich niemals mit weißen Männern allein gelassen, wohl weil man verhüten wollte, daß ich den Lagerplatz der Bande verriete; und Diego hatte, wie ich mehr und mehr einsah, den Dienst als Pferdeknecht nicht auf dem Wege der Bestrafung zugewiesen erhalten, sondern weil es gefährlich schien, daß ich mit der Pflege der Pferde betraut sei. Natürlich verriet ich nicht im mindesten, daß ich ungern bei der Bande bliebe; ich war einer der vergnügtesten bei den Gelagen, schnell und willig bei allen Aufträgen und scheinbar verstimmt darüber, daß man mich noch immer nicht für würdig erachtete an den Raubzügen teilzunehmen. Damit hätte ich ja eine ausgezeichnete Gelegenheit zur Flucht gehabt und hätte dieselbe sicher benutzt. Leider war auch der Hauptmann schlau genug, meine Empfindungen und Wünsche zu erraten, und verwandte mich zu derartigen Unternehmungen nicht.

So vergingen zwei volle Monate für mich, den Gefangenen der Räuber. Zweihundertundvierzig englische Meilen war ich von der Heimat entfernt, nach welcher ich die größte Sehnsucht empfand und die ich auf einem schnellen Pferde in sechs bis sieben Tagen hätte erreichen können. Die Sorge, welche meine Eltern und Geschwister um mich zu erdulden hatten, quälte mich Tag und Nacht, und dabei mußte ich meinen Genossen eine freudige Miene zeigen. Wo ich verwandt wurde, trug ich freilich meine eigenen Waffen, behielt aber auch meinen Braunen, welcher es an Schnelligkeit mit dem geringsten Pferde der Räuber nicht aufnehmen konnte. Wollte ich einen Fluchtversuch machen, so mußte ich dies treue Tier in den Händen der Feinde lassen und mich des Rappens bemächtigen, welcher dem Häuptling gehörte. So oft ich dies schöne Tier sah, trat die Versuchung zu entfliehen immer erneut an mich heran; und auf ihm konnte ich den Fluchtversuch mit der Aussicht auf Gelingen unternehmen. Aber seit ich den Dienst wieder mit Diego getauscht hatte, konnte ich mich dem Schuppen, unter welchem das Pferd des Häuptlings stand, auch nicht nähern, ohne Argwohn zu erregen. Meine Geduld wurde auf eine sehr schwere Probe gestellt, die trostlose Gefangenschaft schien kein Ende nehmen zu wollen.

Da kam eines Tages Juan mit der Meldung zurück, daß eine Schar von fünfundzwanzig Reitern von Dellas her im Anzuge sei; der Mestize hielt diese Reiter für Kolonisten aus dem südöstlichen Texas, welche die Absicht hätten, die Bande zu zersprengen oder nach Neu-Mexiko hinüberzudrängen. Andre Spione brachten die Nachricht von einem Reitertrupp, welcher am Rio Pecos, südlich von uns, lagere und gleichfalls in der Richtung auf uns zu marschiere. Nun herrschte in der Bande kein Zweifel mehr, daß diese beiden Reiterabteilungen gemeinsam gegen uns vorgehen wollten; in drei bis vier Tagen mußten wir auf ihre Ankunft gefaßt sein. Der Zufall wollte, daß ich vor vierzehn Tagen bei einem Ritt nach Süden hin beteiligt gewesen war und mit Kolonisten am Rio Colorado in der Nähe des Städtchens Austin gesprochen hatte, mit denen unser Häuptling freilich in friedlichen Beziehungen stand. Als die Spione nun die Ankunft der Verfolger meldeten, lenkte sich sofort der Verdacht auf mich, daß ich Angaben über den augenblicklichen Versteck der Bande gemacht hätte. Der Hauptmann und Don Juan nahmen mich ernstlich ins Verhör, konnten mich aber nicht überführen.

Es war spät abends, als ich von dem Hauptmann entlassen wurde und mein Zelt mit dem Bewußtsein betrat, daß der auf mir ruhende Verdacht mir wahrscheinlich das Leben kosten würde. Trotzdem aß ich mit meinen Zeltgenossen gemeinsam und plauderte so heiter, wie wenn ich nicht die geringsten Befürchtungen hegte, legte mich dann auf mein Lager und stellte mich, wie wenn ich sorgenlos schliefe. Unschuldig war ich ja an dem Verrat, dessen man mich beschuldigte; aber meine Aufregung war doch viel zu groß, als daß ich hätte schlafen können, und mein regelmäßiges Schnarchen war auf die Täuschung meiner Zeltgenossen berechnet. Während der Nacht gelobte ich mir, daß ich am nächsten Morgen auf jeden Fall zur Flucht schreiten wollte; die drohende Miene des Hauptmanns und das spöttische Lächeln Juans hatten mir ja wenig Hoffnung gelassen, daß man mein Leben verschonen würde.

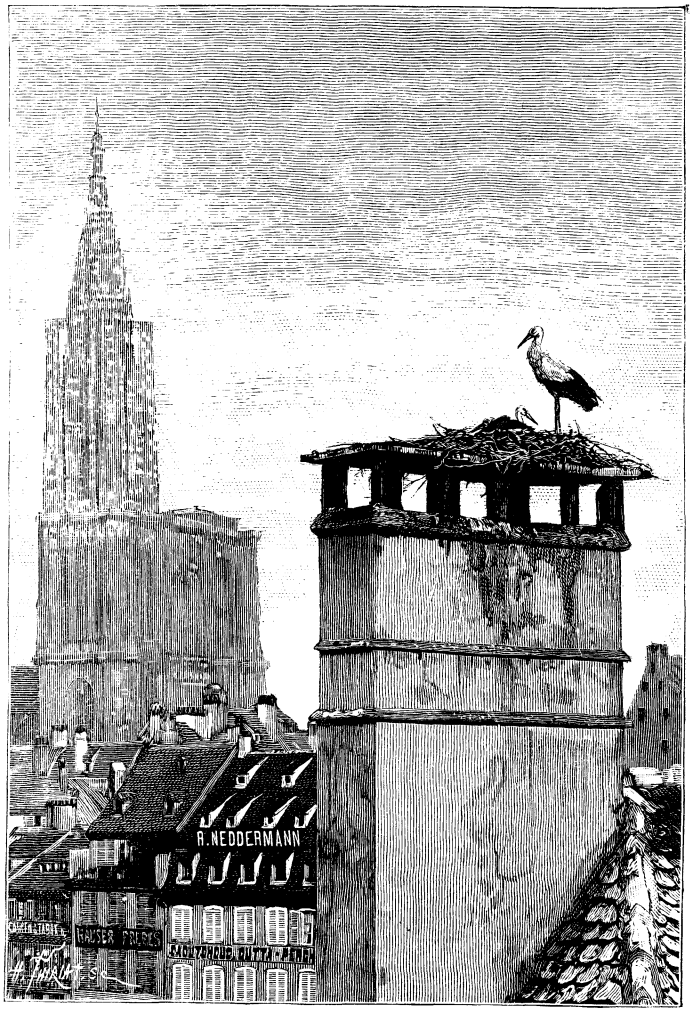
(Fortsetzung folgt.)

Die Fauna des Straßburger Münsters.

Viele monumentale Gebäude, z. B. das Colosseum in Rom und der alte Rechneihof (die Ruinen des früheren Cour des Comptes) in Paris, haben ihre eigene Flora und Fauna, welche die Beachtung der Naturforscher verdienen, und dies ist auch bei dem Straßburger Münster der Fall. Außer den Storchen, welche sich auf den Schornsteinen seiner Umgebung angesiedelt haben, nisten auf dem ehrwürdigen Baudenkmal der Vorzeit acht verschiedene Vogelarten, von denen vier das ganze Jahr hindurch anwesend sind. Hierzu kommen dann noch drei oder vier Arten von Fledermäusen, nebst gewöhnlichen Mäusen und Kirchenratten, ein Schmetterling, mehrere Spinnen und Ameisen. Die örtliche Flora der behauenen Steine wird dargestellt durch ungefähr zwanzig Arten mikroskopischer Flechten. Erforscht man ferner den ganzen Riesenbau in allen seinen Ecken und Winkeln, vom untersten Grunde bis zum Dachfirst und der höchsten Turmspitze, so würde man leicht noch die eine oder andre Art Tier oder Pflanze finden, die man auf die Liste dieses Standorts setzen könnte, die ein scharfsinniger Freund der Naturkunde, Herr Ferdinand Reiber, für das „Bulletin der Kolmarer Naturwissenschaftlichen Gesellschaft" zusammengestellt und worin er auch die Fauna der Wassertiere von Straßburg veröffentlicht hat, welch merkwürdige Arbeit ein naturkundiger Fischer das 17. Jahrhundert Namens Baldner zusammenstellte. Die Wiedergabe einiger Augenblicksphotographien von Störchen, welche ein Herr Schweitzer von einem Dach in der Nähe des Münsters aus, aufgenommen hat (Fig. 1 bis 4), veranlaßt uns, einen Blick auf diese merkwürdige zoologische Station zu werfen. Von den seßhaften Vögeln bleiben hier das ganze Jahr hindurch der Turmfalke, Falco tinunculus, die Schleier-

eule, Strix flamea, der Hausſperling, die gemeine Taube, welchen ſich als vorübergehende Gäſte die Dohle, die Rauchſchwalbe, der Mauerſegler und das Rotſchwänzchen anſchließen. Der ſpitze Steinturm, welcher ſich kühn 142 m über das gegenwärtige Pflaſter der Stadt erhebt, iſt das Stelldichein von Tauſenden in der Luft verirrter Inſekten. Die durchbrochene Turmſpitze ſcheint, einem rieſigen Leuchtturme gleich, dieſe geflügelten Geſchöpfe anzuziehen und wie eine Leuchte in der Nacht anzulocken.

Der weiße Storch, Ciconia alba, welcher als Frühlingsbote im Monat März im Elſaß eintrifft, niſtet in gleicher Weiſe auf Bäumen wie auf hohen Gebäuden. In den Wieſen am Ufer der Sauer kann man häufig den Storch auf niederen Bäumen, nur wenige Meter über dem Boden, niſten, brüten und ſeine Brut aufziehen ſehen. Auf hohen Gebäuden ſind ſie allerdings in größerer Sicherheit; die Fürſorge der Eigentümer dieſer Häuſer bereitet ihnen auf dem Firſt derſelben die Zimmerung oder die Unterlage zu ihrem Neſte. Wie der Ibis den alten Aegyptern, ſo erſcheint der Storch dem Elſäſſer als eine Art heiliger Vogel, und die ganze Bevölkerung beſchützt ihn mit emſiger, beinahe eiferſüchtiger Sorgfalt.



Storchenneſt in der Nähe des Straßburger Münſters. Nach einer Augenblicksphotographie.

Noch heutzutage mißt der Volksglaube ihm die Eigenſchaft bei, er bringe dem Hauſe, worauf er niſte, Glück und beſchütze es vor dem Blitzſchlag. Wenn ein junges Mädchen den Storch mit ſeinen langen Beinen auf ſich zukommen ſieht, ſo iſt dies ein Anzeichen, daß das Mädchen ſich bald verheirate. Aber auch überall im weiten Deutſchen Reiche und faſt auf dem ganzen Kontinente wird Freund Langbein namentlich vom Landmann mit großer Zuneigung ausgezeichnet und manch artiges Mährlein von ihm erzählt.

Minder günſtig ſind auf den Storch die Jäger und Jagdfreunde zu ſprechen, denn ſie ſagen dem gefräßigen Langbein nach, er verſchlinge ebenſo gern einen jungen Haſen, ein junges Kaninchen oder das Junge einer Schnepfe oder Wildente, wie eine einfache Maus oder die Fröſche aus dem Sumpfe. Allein wir möchten einem erbitterten Jäger nicht raten, deshalb ſeinem ſtillen Mitjagdpächter einen Schuß Schrot auf den Leib zu brennen. Der elſäſſiſche Bauer verſteht darin keinen Spaß, und wenn ein ſolcher Streich dem vermeſſenen Schützen nicht eine derbe Tracht Prügel einträgt oder vor dem Geſetze nicht dem Morde eines Menſchen gleich geachtet und geahndet wird, wie es früher in einigen Schweizer Kantonen der Fall war, ſo zieht es ihm doch einen ſchlimmen Ruf und den allgemeinen Unwillen zu. Um die Wanderzeit der Zugvögel fand man daher die Züge der weißen Störche zu Tauſenden auf den großen Eichen des Reichſtetter Forſts bei Straßburg ſich einſchwingen, um daſelbſt zu übernachten und dann ihre Wanderung dem Rheine entlang, wahrſcheinlich nach Holland hinunter fortzuſetzen. Diejenigen Störche, welche im Lande bleiben, kommen paarweiſe an und wählen ſich wieder die alten verfügbaren Neſter auf den Dächern oder Schornſteinen der Häuſer. Das Recht der erſten Beſitzergreifung ſcheint in den Sitten dieſer Vogelart gültig zu ſein, was Wohnſitz anlangt, denn die Neſter werden meiſt von denſelben Vögeln wieder bezogen, welche dieſelben im Vorjahr innegehabt hatten. Allein zuweilen kommt es auch vor, daß ein andres fremdes Paar von einem leeren Neſte Beſitz ergreift und wenn dann die früheren Bewohner desſelben kommen, ſo gibt es erbitterte Kämpfe um ein ſolches Neſt. Die ganze Dauer ihres Aufenthalts hindurch, während des Brütens und der Erziehung ihrer Jungen, jagen die Störche in den naſſen Wieſen und ſumpfigen Niederungen und vertilgen bei ihrer Gefräßigkeit eine Unmaſſe kleinere Tiere: Fröſche, Kröten, Mäuſe, Waſſerratten, Schlangen, Blindſchleichen, Nacktſchnecken ꝛc., und mögen dadurch manches Gute ſtiften; allein es iſt nicht in Abrede zu ziehen, daß ſie an den kleinen jagdbaren Tieren auch Schaden anrichten. Beim Herannahen des Herbſtes, meiſt ſchon im Verlauf des Monats Auguſt verlaſſen ſie unſre Gegenden, um ſich ihre Nahrung und ihr Winterquartier in ſüdlicheren Gegenden zu ſichern. Der in den Sumpfwäldern von Oſteuropa lebende ſchwarze Storch, Ciconia nigra, erſcheint im Elſaß zuweilen nur zufällig.

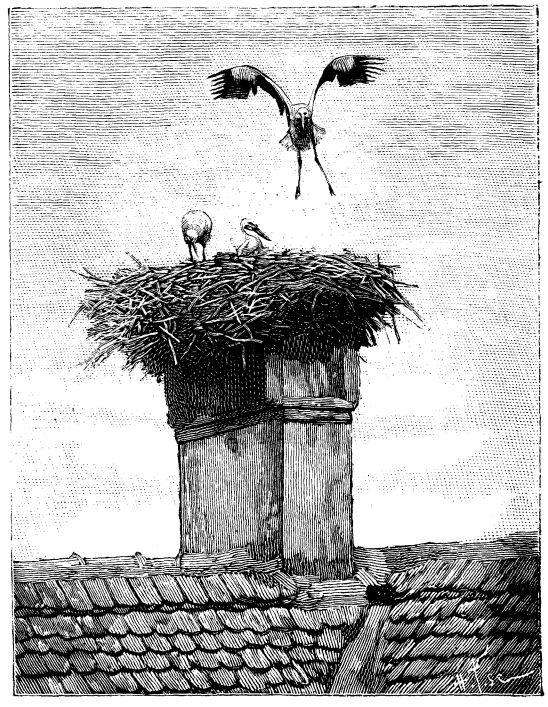
Die Naturgeſchichte der Störche iſt zu bekannt, als daß wir hier darauf eingehen ſollten. Wir werden uns daher nur mit der Erzählung zweier Thatſachen begnügen, welche in Straßburg und in Kolmar beobachtet worden ſind, und die einen Beitrag zur Kunde der Lebensweiſe derſelben abgeben können. Der Turmwächter auf der Martinskirche in Kolmar erzählte uns: Die auf dem Dachfirſt dieſer Kirche wohnenden Vögel haben eines Tags unter

Storch im Auffliegen. Nach einer Augenblicksphotographie.

ihrer Brut einen Vogel von einer andern Art entdeckt, welcher durch einen Zugvogel als Ei in ihr Nest gelegt worden sei. Das Männchen fand sich beim Anblick dieser seinem eigenen Stamme fremden Nachfolgerschaft nicht allein nicht dazu bewegt, den Eindringling an Kindesstatt anzunehmen, sondern warf ihn mit allen Anzeichen einer unbezweifelbaren schlechten Laune zum Neste hinaus. Ja noch mehr, weil er vielleicht sein treues Weibchen beargwöhnte oder dieser darüber zürnte, daß sie den Wechselbalg ausgebrütet habe, vollzog er an der Ehehälfte eine kräftige Bestrafung durch tüchtige Schnabelstöße. In Straßburg wurde auf der Plattform des Münsters mehrfach ein Kampf zwischen Turmfälkchen, welche in den Giebeln wohnen, und einem Storch aus der Nachbarschaft beobachtet. Dieser über die Stadt hinstreichende Storch wurde von zwei Turmfalken angegriffen. „Das Falkenpaar," erzählt uns Herr Reiber, „griff ihn offenbar nur zum Spaß oder neckend an, um seine Gewandtheit zu zeigen, denn es hätte niemals einen so großen Vogel wegzutragen vermocht. Abwechselnd stießen die beiden Raubvögel auf den dummen Stelzvogel, welcher sich nur auf ein Dach zu setzen gebraucht hätte, um den Angriffen seiner Gegner zu trotzen. Die Turmfalken wurden hitzig und trieben und erhielten den Storch immer in denselben Luftkreisen. Dieses Spiel dauerte lange und lockte eine Menge Zuschauer auf die Illbrücke. Plötzlich aber hörte der Kampf in einer unvorhergesehenen Weise auf. Im Moment, wo der eine Turmfalke sich auf den Storch stürzte, durchbohrte ihm dieser mit einem Schnabelstoß den Unterleib. Der verwundete Falke stieß sogleich seinen bekannten gellenden Schrei aus und strich dem Münster zu, während er ein ganzes Netz seiner eigenen Eingeweide zwischen den Fängen hielt. Der andre Turmfalke hielt es nun auch für geraten, die Verfolgung aufzugeben, worauf der von seinen Bedrängern befreite Storch sich sogleich auf einem Dache niederließ und mit gespreizten Beinen und halboffenem Schnabel Zeichen der heftigsten Aufregung an den Tag legte."

Der Turmfalke des Münsters nistet sowohl auf den Gesimsen als in den Mauerlöchern. Wenn man die oberen Galerien des Münsters betrachtet, kann man regelmäßig sehen, wie sie ihre auf den nackten Stein gelegten Eier dicht neben dem Abgrunde bebrüten. Zu ihrer Nahrung begnügen sie sich nicht mit Insekten und großen Feldmäusen, sondern auch die Feld- und Singvögel, die Meisen, die Distel- und Buchfinken in den Gärten der Stadt, die Sperlinge, welche sich unter die Dächer flüchten und sogar die erwachsenen Tauben sind nach ihrem Geschmack. Diese Vögel jagen sowohl über den steilen Uferböschungen droben am Weißen See in den Vogesen, als drunten in der Rheinebene. Es gibt im ganzen Elsaß keine einzige Burgruine, in der sie nicht ihren Aufenthalt nehmen, um von dort aus ihre Raubzüge in vollständiger Sicherheit fortzusetzen. Auf dem Dachspeicher des Münsters wohnt die Schleiereule, Strix flammea, neben und unter ihnen, ohne in ihrem nächtlichen Treiben belästigt zu werden. Jedes Frühjahr brüten etwa zwanzig Paar Dohlen, Corvus monedula, ebenfalls auf dem Münster, um sich dann im Sommer mit ihren Jungen über das Land zu zerstreuen und sich unter die andern Krähenarten zu mischen. Solang die junge Brut noch nicht flügge ist, müssen die Eltern weite Flüge machen, um ihre Nachkommenschaft zu ernähren. Der Haussperling, Fringilla domestica, die Rauchschwalbe, Hirundo rustica, und das Hausrotschwänzchen, Sylvia tithis, wohnen am liebsten im untern Teil des Münsters, in den Löchern, auf den Gesimsen, in den Winkeln der Spitzbögen sämtlicher Fassaden. Der Mauersegler, Cypselus murarius, ebenfalls ein Zugvogel, welcher anfangs Mai bei uns eintrifft und schon im Monat August wieder fortzieht, baut sein Nest am liebsten in dunklen Höhlungen, unter die Fußbodenplatten der Plattform, unter einen großen Deckstein, an Orte, welche sogar dem Vogel nur mit Mühe zugänglich sind. Endlich bevölkern viele Haustauben, welche den Taubenschlägen der Nachbarschaft entflogen sind, wohin sie manchmal zurückkehren, den Münster und gefallen sich darin, auf den höchsten Punkten der Kathedrale ihre Eier zu legen und ihre Jungen auszubrüten, so daß man an gewissen Teilen des Baudenkmals wahre Lager von Guano und Taubenmist finden kann.

Diese acht Vogelarten verleihen den oberen Regionen des Münsters eine große Belebtheit, besonders da mehrere von ihnen sehr zahlreich sind und an den verschiedenen



Storch im Abstreichen vor dem Nest. Nach einer Augenblicksphotographie.

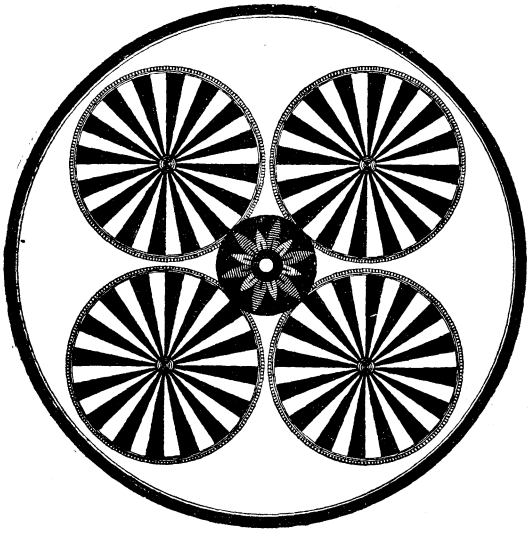
Teilen miteinander nisten. Die Raubvögel und die andern scheinen in gutem Einverständnis miteinander zu leben und vertragen sich wie Hunde und Katzen in demselben Haus. Das Glockengeläute erschreckt und verscheucht sie nicht, und selbst die wuchtigen Schläge der großen Glocke flößen ihnen kein Grauen ein. Hier haben wir wieder ein merkwürdiges Beispiel von der Leichtigkeit, mit welcher sich die Tiere an ihre Umgebung gewöhnen, worin wir vielleicht den ersten Schritt zu ihrer Zähmung und Domestizierung sehen dürfen.

Neben diesen Vögeln sind die drei im Elsaß heimischen Arten von Fledermäusen in den dunklen Winkeln des Straßburger Münsters vertreten, und es kommen noch einige andre Arten vereinzelt vor, worunter die große Speckmaus und die kleine Pipistrelle. In den Sammlungen des „Elsässischen Museums" in Straßburg finden sich alle Arten vertreten, von Professor Schimper gesammelt.

Wenden wir uns dann zu den niedrigeren Klassen des Tierreichs, so bietet uns die zoologische Station nach den Wirbeltieren mehrere Arten großer Spinnen von der Familie Epeira, deren Gespinste alle Gesimse, Säulchen, Statuen ꝛc. überziehen und untereinander verbinden, während die reizenden kleinen Wanderspinnen aus der Familie der Attiden oder Hüpfspinnen auf die Insekten Jagd machen, welche den Gespinsten größerer Verwandten derselben zu entgehen vermochten. Die Menge der Insekten aller Art, welche in den Wasserbehältern der Plattform ertrinken, beweist, wie verschieden, reichlich und mannigfaltig die Nahrung ist, welche die Schwalben und andre insektenfressende Vögel hier oben in den Lüften finden. Herr Reiber hat hier oben unter andern auch den Walker-, Müller- oder Gerberkäfer, Polyphylla fullo, gefunden, dessen nächster Standort im Hagenauer Walde, mindestens sieben Wegstunden entfernt, ist. Auch ein hübscher Schmetterling, der Distelfalter, Vanessa cardui, kommt von fernher, um auf der Plattform einzusprechen und die andern Schmetterlinge zu verjagen, welche ihm den Platz streitig machen wollen. Nur ein kleiner Eulenschmetterling, Briophila muralis, welcher sich von mikroskopischen Flechten nährt, widersteht seinen Verfolgungen, weil er auf dem Münster ausschlüpft und von den formlosen winzigen Gewächsen lebt, mit welchen die Steine des Baues, wenn sie auch nackt und kahl erscheinen, überzogen und gefärbt sind.

Storchennest. Nach einer Augenblicksphotographie.

Ein neuer Beitrag zur Tompsonschen optischen Täuschung.
(Die Täuschung tritt vor Augen, wenn der Beschauer das Papierblatt in drehende Bewegung setzt.)



Geistesgegenwart.

Zu Ludwig XIV. eilte ein Offizier mit einer angenehmen Siegesnachricht und bat um das Ordenskreuz des heiligen Ludwig. Der König sagte zu ihm: „Aber Ihr seid noch sehr jung." — Der Offizier antwortete voller Geistesgegenwart: „Sire, man lebt in dem Regiment, in welchem ich stehe, nicht lange."

Reimrätsel.

In Preußen fließt der —
Der Bader setzt oft —
Schwer lernt sich manche —
Dicht bei Berlin liegt —
Ein Philosoph heißt —

Die Anfangsbuchstaben ergeben eine Stadt Australiens.

Logogriph.

Mit a es viele Bäume sind,
Mit e ist es fast jedes Kind.

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 21.

„Ge.du'ld, Geld."

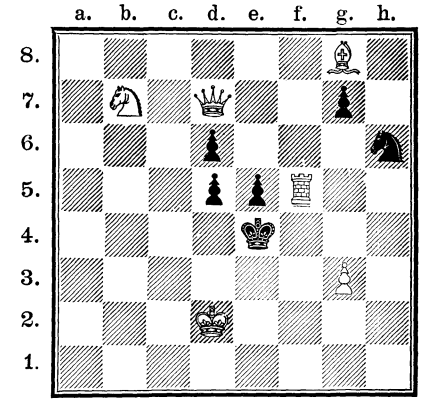
Auflösung des Gleichklangrätsels in Nr. 21.

„Bohlen, Bowlen."

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 21.

„Windel, Wandel."

Schachaufgabe Nr. 6.



(6 + 6 = 12.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 5.

1. D h 4 — h 1 — K b 5 — c 4:
2. L h 5 — e 2 ♯.
1. . . . . — K b 5 — a 6:
2. S e 4 — c 7 ♯.
1. . . . . — K a 4 oder c 6:
2. L h 5 — e 8 ♯.

Berichtigung.

In der Schachaufgabe Nr. 3 in Nr. 13 des „Guten Kameraden" ist ein Druckfehler untergelaufen. Der Läufer auf dem Felde e 4 muß ein schwarzer, nicht ein weißer Läufer sein.

Fragen und Antworten.

Einer unsrer lieben Kameraden in Kiel schreibt: „Einen Drachen kann wohl jeder Junge machen, aber einen Luftballon, der bei völliger Windstille sich selbständig erhebt, den hat er, glaube ich, noch nicht zu verfertigen versucht. Wie man nun einen solchen machen kann, will ich euch, liebe Kameraden zeigen. Nehmt euch ein 120 cm langes Stück feinen Drahtes und biegt dasselbe zu einem □; dann schneidet 4 Stücke dickeren Drahtes von je 60 cm und befestigt das Ende von jedem an einer Ecke des □, die andern Enden verbindet so, daß eine vierseitige Pyramide entsteht. Alsdann verbindet das □ noch mit 2 Stücken dünnen Drahtes, auf die Weise, wie meine Zeichnung Figur 1 das zeigt. Das Gestell ist nun fertig, hierauf beklebet das Ganze mit Seidenpapier und laßt nur das z und das kleine □ frei (siehe die Abbildung 1 und 1a). An dieses freigelassene z hänget nun ein in Sprit getauchtes Stück Wolle oder Watte an einem Haken. Ist nun alles getrocknet, so zündet die Wolle (oder Watte) an, und der Ballon wird sich, gehoben durch die verdünnte Luft, bis zu einer beträchtlichen Höhe emporheben. An der Spitze könnet ihr noch einen Hacken befestigen, an den ihr einen Bindfaden (kein Tau natürlich) anknüpfet, um den Ballon in Gewalt zu haben. Herzlichen Gruß dazu von eurem Kameraden *Hyreos.*

Durchgebrannter Homer el Arab. Nun, Du feast ja daher wie der Sturmwind! Ob sich Schnäuzchen das Vorhaben des Antijchnäuzchenbundes gefallen lassen wird, das glaub n wir trotz alledem nicht. Das Kerlchen hat Mut im Leibe und wenn's um seine Ohren geht, dann wird er erst recht nicht stillhalten. Uebrigens hat er Freunde die ihm beistehen, sogar aus Deiner Vaterstadt Troppau läuft soeben ein Brief ein, der Dir doch einiges Bedenken einflößen möchte — da heißt es:

Auf Kameraden! Seid nicht feige
Zieht das Schnäuzchen aus dem Teige,
Sattelt euern Pegasus
Seinen Feinden zum Verdruß.
Und durch Spott- und Schmähgedichte
Schlagt die feigen Bösewichte,
Jaget sie nach Asiens Küste,
Grabt sie in den Sand der Wüste,
Mit des Wortes Macht natürlich,
Sonst wär's ja sehr unmanierlich.

Da hast Du's! Salem aleikum!

Schneidiger Obertertianer in spe. In spe? Nun dann bist Du zweifellos ein noch recht junges Blut und dafür sind die Verse schon recht gut. Des Rates ob Du ein richtiger Reimschmied werden sollst, enthalten wir uns; Du denkst wohl, da geht man einfach bei einigen Reimkünstlern in die Lehre, wie etwa bei Gevatter Handschuhmacher. Wir haben so oft mit angesehen, daß die ersten Positionen der Künstlerlaufbahnen (auch der Dichter ist ein Künstler) im Sturmschritt genommen wurden, und sollte es dann erst recht losgehen, den wahren Künstler aus sich herauszuschälen, dann ging's auf einmal nicht mehr. Folge Deinem innern Drängen, fabuliere und dichte nach Herzenslust, doch vergiß dabei nicht, Dich auch für einen praktischen Beruf fein säuberlich herzurichten, daß Du Dir und Deinem Nächsten auf alle Fälle die notwendigen Brotbrocken ins Haus schaffen kannst. Einige Deiner Verse seien, um den Kameraden zu zeigen, was ein schneidiger Obertertianer in spe alles kann, in bunter Reihe hieher gesetzt.

An einen Freund.

Das waren meine schönsten Stunden,
Wo ich dein edles Herz gefunden,
Ein Herz, das mich verstand.
In Eins verschwimmen beide Seelen,
Nichts darf der Freund dem Freund verhehlen,
Den er als wahren Freund erkannt.

Du fragest: „Kann ich bessern mich?"
Es sei dir nicht verhehlt.
„Ich glaub', vergebens quälst du dich
Wenn dir's am Willen fehlt.
Und wenn dir's Fragen nötig scheint,
Dann hast du's auch nicht ernst gemeint."

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Echte Briefmarken! Billig; 5 Aegypt. 20 Pf 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 1 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kav 2 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß 25 Pf 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 4 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr. 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

Militär-Vorbildungs-Anstalt zu Kassel.
Seit Stiftung der Anstalt im November 1866 hat dieselbe unter der Leitung desselben Dirigenten die großartigsten Erfolge aufzuweisen.
Es werden nur junge Leute, die aktive Offiziere werden wollen, zur Vorbereitung zum Portepeefähnrich-Examen aufgenommen.
Alles Nähere im Programm.
von Hartung,
Königlicher Lieutenant a. D. und Instituts-Vorsteher.

Militär-Vorbereitungs-Anstalt zu Görlitz, Wilhelmsplatz 2.
Staatlich konzessioniert. Vorbereitung sichre auf Grund zwölfjähriger Erfahrung zum Fähnrichs-, Primaner- u. Freiwilligen-Examen, sowie für die oberen Klassen des Gymnasiums und Kadettenkorps. — Prospekte und Referenzen durch den Dirigenten **G. Brink.**

Für meine zu mögl. **Buchhandlung** suche ich baldigem Eintritte einen **Lehrling.** lichst
Rudolstadt i. Th. **K. Keil.**

Schwachsinnige u. geistig zurückgebliebene **Kinder jeder Konf.** finden stets beste Pflege u. individ. Unterricht: **Leipzig, Grassistraße 107 b.** **Lehrer Wolf.**

Neu-Photograph. **Einziger Apparat,** ohne jede Vorkenntnis **schöne Photographien in wenigen Minuten herzustellen.** Auch für Kinder. Prachtvolles, nützliches Geschenk. Apparat, sämtliches Material, Gebrauchsanweisung und Frankozusendung Mk. 4, hocheleg. Mk. 5. Versand gegen Betragseinsendung oder Nachnahme.
B. Zimmer, Berlin N., Veteranenstr. 17.

Privatschule Camburg a. S.
Unter staatlicher Aufsicht.
Sexta, Quinta, Quarta, kleine Klassen, gesunde Lage, gebirgige Gegend; gute und billige Pension in den besten Familien. Beginn des neuen Schuljahres 14. April. Auskunft durch **Bürgermeister Bock.**

Echte Briefmarken
aller Länder **billigst.** Preisliste **gratis.**
Carl Mönster, Kopenhagen.

Coburg. Intern. Knaben-Erz.-Institut v. **R. Blanckmeister.**

Pädagogium Wollstein.
Gründliche Vorbereitung für die oberen **Gymnasial- u. Realklassen u. z. einjähr. Dienste. Energische Förderung.** Pensionspreis einschl. Schulgeld 690 M. jährlich
Dir. **Dr. Schwarzer.**

Erziehungsanstalt.
Das **Pestalozzistift in Leipzig,** gegründet 1853, ist eine Erziehungsanstalt für solche Knaben aus gebildeten Ständen, welche sich der Zucht des Elternhauses und der Schule nicht willig fügen wollen. — In gesunder evangelischer Weise erstrebt das Institut die sittliche und geistige Hebung der ihm anvertrauten Kinder. Der Schulunterricht wird im Hause erteilt und steht derselbe unter Aufsicht der kgl. Bezirksschulinspektion. Der Lektionsplan (32 Unterrichtsstunden) umfaßt alle gesetzlich vorgeschriebenen Fächer für eine Bürgerschule, eingeschl. Unterricht in französischer Sprache. Befähigten Schülern, die sich dann auch durch Fleiß und gutes Betragen auszeichnen, wird, auf Wunsch der Eltern, auch Unterricht in englischer Sprache erteilt, damit denselben die Möglichkeit geboten ist, sich später noch das Zeugnis für den einjährigen Militärdienst zu erwerben. Die Schularbeiten werden unter Aufsicht angefertigt, wie überhaupt die Ueberwachung der Zöglinge eine **stete** und **sorgfältige** ist. Der Körperpflege wird, wie in jedem wohlgeordneten Haushalte, ebenfalls bes. Aufmerksamkeit gewidmet (kräftige Kost, Bäder, Exerzierübungen). Die Herren Prof. Dr. R. Hofmann, Justizrat Berger, Dr Tzschirner, Kaufmann H. Flinsch, Pastor Dr. Suppe, Dr. med. von Zimmermann in Leipzig werden nähere Auskunft über die Anstalt gern erteilen. Behufs Aufnahme (Prospekt) wolle man sich gefälligst an den Unterzeichneten wenden. **Demuth,** Direktor.

Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Der Naturfreund.
Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.
Herausgegeben von
Dr. Otto Dammer.
Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.
Erster und zweiter Jahrgang.
Gebunden à Mark 6. 75.
Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.
Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Universalbibliothek
für die
Jugend
enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.
Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.
(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)
Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur: u. a. den **Campeschen „Robinson", „Coopers Lederstrumpfgeschichten",** den **Ferryschen „Waldläufer"** und **Marryats berühmten „Steuermann Ready"** oder **„Der Schiffbruch des Pacific"**, sowie dessen **„Jakob Ehrlich"** und **„Peter Simpel".** Ferner **Coopers „Roter Freibeuter", Birds Erzählung „Der Waldteufel", Marryats „Japhet, der seinen Vater sucht"** und **„Onkel Toms Hütte", Murrays „Prairievogel", „Gullivers Reisen"** von **Swift** und des **Cervantes „Geschichten von Don Quichotte".** Weiter **Beckers „Erzählungen aus der alten Welt", „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums"** von **Gustav Schwab, Friedrich Jacobs „Feierabende in Mainau"** und **F. P. Hebels „Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes".** Neben **Andersens Märchen** finden sich die **„Volksmärchen der Deutschen"** von **Musäus** und die **Hauffschen** vertreten. Auch **Cristoph von Schmids „Rosa von Tannenburg", „Die Ostereier", „Heinrich von Eichenfels"** u. a. fanden Aufnahme.
Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen. Wo keine solche sich befinden, wende man sich direkt an die Verlagshandlung von
der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nimmt man mir alles auch hienieden,
Mein letztes Gut, mein letztes Glück,
Bist, Mutter du, mir doch geblieben,
In dir kehrt alles mir zurück.

Nimmt man mir alles, auch das letzte
Von dem, was ich dereinst besessen,
Trifft mich dein lieber, süßer Blick,
Dann sind die Schmerzen all vergessen.

Treuer Abonnent B. B. P. in Plauen. Deinem Wunsche, die Einrichtungen der Automaten kennen zu lernen, will der „G. K." recht gerne entsprechen, doch gehören zum Verständnisse derselben mancherlei Kenntnisse über die Konstruktion der Wagen. Diese letzteren, welche die Grundlage für die Automaten bilden — denn es sind die Automaten doch nichts andres als selbstthätig wirkende Wägemaschinen — wird der „G. K." also demnächst besprechen. Ob er auch den erwünschten Cognac-Automaten in seine Schilderung einbeziehen wird, das — das will er sich erst überlegen.

Fritz Adam. Raten zum Croquet, ein hübsches und interessantes Spiel an dem auch Damen teilnehmen können. Die Requisiten kann jede Spielwarenhandlung liefern.

Ilen volapükа. Der Erfinder der Weltsprache hat mehrere Lehrbücher herausgegeben. Am passendsten wäre zunächst: „Schleyer, Mittlere Grammatik", Mk. 1,50 in jeder Buchhandlung käuflich.

G. Groß in **L.** Leider nur 3.

Kamerad Eckstein in **Göttingen** wird von **Untertertianer Otto Heinrich** in **Weimar, Markt 24,** um die genaue Beschreibung des Apparates gebeten, mit dem er seinen Eiffelturm beleuchtet.

Liebe Kameraden! Wer kann mir eine in München wohnende Persönlichkeit nennen, die den Wert meiner Siegesammlung schätzen könnte? Mit kameradschaftlichem Gruß H. St. in München.

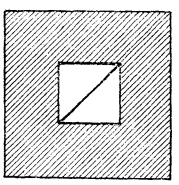


Fig. 1a

Die Anfertigung eines pyramidenförmigen Luftballons. Unterer Abschluß. (Beschreibung unter Fragen und Antworten.)

O. B. in **Hannover.** Herr R. W. soll sich doch mit uns bekannt machen. Interessantes ist uns immer willkommen.

P. S. in **Kaiserslautern.** Kommt, kommt!

Juan; Franz v W . . . . . r; Arthur B—S.; C. K. in **Graz.** Für die hübschen Knacknüsse besten Dank.

Langjähriger Abonnent und **Tertianer.** In Dir einen langjährigen Abonnenten begrüßen zu dürfen, das hat uns viele Freude bereitet — hinter dem „langjährigen Tertianer" dürfen wir hoffentlich nur einen lapsus vermuten.

Leo H. in **F.** Bravo! hübsche Reime. Wir verstehen Dich und Deinen patriotischen Sinn recht gut, können aber den Erguß nicht drucken; seien wir froh, daß die Kriegstrommel am Nagel hängt. Freundlichen Gruß!

Emil D. in **S.** Hast schon wieder einen 'rangetrommelt, bist ein Tausendsasa — schönsten Dank und dem neuen Kameraden freundlichen Gruß! Mög' es ihm unter uns recht gefallen. Mit den 100 000 Abonnenten hat's noch gute Weile, schade daß sich das Jubelfest damit so weit hinausschiebt — aber ganz ins Wasser fallen soll's doch nicht, was meinst Du?

M. Kögel in **Görlitz.** Der Seidenschwanz ernährt sich in der freien Natur von Beeren und Insekten. In der Gefangenschaft gibt man ihm Mischfutter aus geriebener Semmel, geriebenen Möhren und Ameisenpuppen, auch wohl gekochte und zerdrückte Kartoffeln beigemengt. Dazwischen gibt man Beeren, wozu Du jetzt die als Mehlbeeren bekannten roten Beeren des Weißdorns benützen kannst, die der Seidenschwanz sehr gerne verzehrt. Mach' ihm nur eine gehörige Portion zurecht, denn er ist ein arger Vielfraß. — Die Schiffsgerippe erhältst Du vielleicht bei Bischoff, Lehrmittelhandlung, Berlin, Oranienburgerstraße oder bei Dr. Schneider, Lehrmittelanstalt in Leipzig.

Axel A. v. M. Um mit der Stirn'schen Geheimcamera im Winter gute Momentaufnahmen zu machen, bedarf es guten Lichtes, also vollen Sonnenschein; für Zeitaufnahmen ist dies weniger notwendig, man muß dann eben länger exponieren. Im Zimmer, wenn dasselbe recht hell ist, kann man mit diesem Apparat nur Zeitaufnahmen machen, keine Momentaufnahmen. Hast Du von der Handlung nicht auch eine gedruckte Anleitung bekommen? In ihr ist alles das gesagt. Ein Karton, enthaltend 6 Stück Trockenplatten, kostet bei Rudolf Stirn, Berlin S., Sebastianstr. 34, Mk. 1.80. — Die Sammelmappe für den „Guten Kameraden" mußt Du Dir schon selber machen, wir haben vorläufig nur Einbanddecken anfertigen lassen.

Edit. Paul Schreyer. Hans Böhm. Die Stempel sind zur Zeit vergriffen, eine Neuherstellung ist aber bereits im Gange. Etwas Geduld, die Versendung wird in kurzer Zeit stattfinden.

An **Karl Nys** in **Essen.** Abgemacht! — Bitte mir die Maschine sofort zu schicken (weil ich bald abreise) nebst Ihrer vollen Adresse, da Sie letztere im Briefe vergessen haben anzugeben. Gruß! F. Eckmann.

A. Schürdorff. Freund, verschaffe oder leihe Dir von einem Kameraden den zweiten Jahrgang. In diesem findest Du über das Süßwasseraquarium einen großen Artikel, der alle Deine Fragen beantwortet.

Ludwig P. Du hast wieder eine gute Censur erhalten. Das ist recht, gratulieren! Nur so fortgemacht!

Primaner aus **H. G. 50.** Wie man Münzen reinigt, das haben wir an dieser Stelle wiederholt gesagt. In allernächster Zeit wird darüber übrigens ein größerer Aufsatz erscheinen; bitten daher um etwas Geduld!

H. Z. in **Hagen.** Ueber das Puffspiel bringt das weitverbreitete „Spemann'sche Schatzkästlein des Guten Rats" ausführliche Anleitung. Das Buch ist in Deinem Bekanntenkreise sicherlich zu haben; frage nur mal Deinen Herrn Papa.

Hugo Kämpfe in **Gotha, Friedelsstraße Nr. 11 II,** bittet Kamerad Max Gellert um Briefadresse.

Nieny in **Rostock.** Soll uns sehr willkommen sein. Wenn nur die Zeichnungen deutlich sind, kein Mißverständnis aufkommen lassen, im übrigen ist es völlig gleichgültig, welches Material dazu verwendet wird.

Paul Wächter in **Stettin** wird von C. v. Kurnatowski I. (Familie Callenberg), wohlbestallter Quintaner zu Bunzlau, um die Briefadresse gebeten, da er ihn um die Beschreibung seines Kriegsschiffes bitten möchte.

S. Sch. in **München.** Du hast also auch so große Ohren wie Schnäuzchen *)? Den kollegialischen Gruß haben wir ihm ausgerichtet.

Max M. in **D.** Gib uns Deine Briefadresse oder Buchhandlung an, dann sollst Du den Stempel schleunigst erhalten. (Bezeichne mit der Adressenangabe nochmals Deinen Wunsch, der „G. K." kann all das nicht im Kopf behalten.)

R. B. in **Berlin.** Des „G. K." Fechtkursus soll bald beginnen, an tüchtigen Beulen soll's dann nicht fehlen. Präpariere Dich einstweilen.

M. H. in **Wien, Währing.** Verlange von Deiner Buchhandlung die Hausgymnastik von Angerstein. — Der Aufsatz über den Kanarienvogel erscheint in Bälde. — Tur-ning-fli-ting-kuan-to-fu-tsi-tsiang hat sich über Dein Brieflein sehr gefreut, läßt Dich schönstens wieder grüßen!

*) Anm. des Setzerlehrlings: Schadt nix, was? Mit unsren Ohren hört man für sechse. Tsching! Tsching!

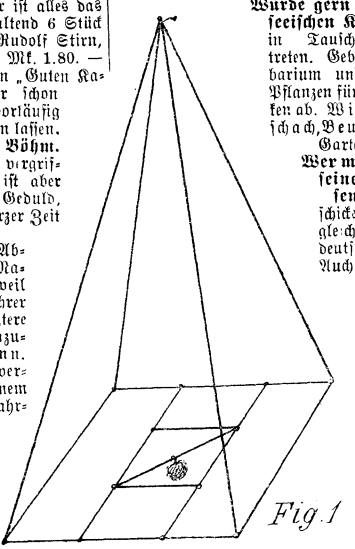


Fig. 1

Die Anfertigung eines pyramidenförmigen Luftballons. Das Gestell. (Beschreibung unter Fragen und Antworten.)

Tauschmarkt.

Ein großes chemisches Laboratorium (Neuwert ca. 40 Mk.), sowie ein gutschließendes Tesching, wünsche gegen gutes Handwerkszeug, elektrische oder andre interessante Apparate, einzutauschen. Steglitz, postlagernd unter X. Y.

Fritz Wolff in **Wien, I. Eßlingasse 9, 3. Stock, Thüre 7,** erbittet Beiträge für seine Mineraliensammlung; gibt dafür Briefmarken.

Ferd. Fischer, Adr. Frau Hoas in **Flensburg,** Hafendamm 37, hat eine noch neue Buchdruckerpresse zu vertauschen.

Wer tauscht württembergische Postkarten gegen bayrische? Paul Glaser in Neustadt a. S.

Würde gern mit überseeischen Kameraden in Tauschverbindung treten. Gebe ein Herbarium und ca. 150 Pflanzen für Briefmarken ab. Willy Woitschach, Beuthen O.S., Gartenstraße 3.

Wer mir Marken seines Landes sendet, dem schicke ich die gleiche Anzahl deutsche Marken. Auch möchte ich mit einem ausländischen Kameraden in Tauschverbindung treten. Nicol. Pitroff, per Adr. A. Hermann in Hof a. S., Altstadt 671 B. (Bayern).

J. Meier in **Wohlau, Langestr. 138,** tauscht Stempel gegen Briefmarken.

Infolge gekürzter Wiedergabe der Anzeige haben verschiedene Kameraden an **Maximilian de Terra** in Zürich auch deutsche und österreichische Briefmarken eingesandt, für welche jener keine Verwendung hat. Wer deren Rücksendung wünscht, wolle dieselben unter Beifügung des Rückportos zurückverlangen.

Rud. Oplustil in **Olmütz, Oberring 26 II (Mähren),** bietet den Kameraden für Briefmarken ihres Landes die gleiche Anzahl österreichische.

Karl Graf Pocci in **Straßburg, Münsterg. 5,** hat ein Puppentheater, eingerichtet nach Angabe des „G. K.," mit Gelatine-Tafeln zur Beleuchtung und mit Dekorationen für „Zar und Zimmermann" zu vertauschen.

Herm. Oehme z. **Freiberg i. S., Stolling. 5,** tauscht Münzen, gibt dafür auch ein Paar Klubschlittschuhe, Bücher, ein photogr. Objektiv und eine Farbenkarte zu Philathelia.

Habe meine Sachsen 3 Pf.-Marken rot schon vertauscht. Siegfr. Kann in Wien, Maria-Theresienstr. 10.

Ernst van der Zypen in **Mülheim a. Rhein,** hat zwei zahme, schöne Eichhörnchen, ferner schön gebundene Bücher gegen alte Münzen und Freimarken oder ausländ. Schmetterlinge zuvertauschen.

R. Fröhlich in **St. Johann a. Saar,** möchte seine Druckerpresse gegen eine gute Laterna magica tauschen.

Wer sendet mir vor dem 25. Februar zu einem bestimmten Zweck leihweise eine Anzahl alter Silber- und Kupfermünzen? Werde mich dafür sehr erkenntlich zeigen. Näheres brieflich. Adresse: An Herrn W. Stevan von Benzing in Budapest, III. Bezirk, Wienerstr. 6.

Hermann Gall in **Klausenburg (Siebenbürgen), Königsstr. Nr. 21,** gibt für eine gut funktionierende, große Dampfmaschine 400 Marken mit Album, 80 Pflanzen und 10 Stück Sachsen 3 Pfg. rot.

Ernst Eckhard in **Gießen, Bahnhofstr. 56,** tauscht 35 verschiedene Römermünzen gegen eine elektr. Klingel mit Element oder andre elektr. Apparate.

An die Kameraden des Auslandes! Walther Wagner am Gymnasium in Plauen i. V., vertauscht 200 Postkarten, 5 Pf. Emission 1880.

Wer will gegen ein Album mit 400 Briefmarken und 2 neue Geschichtenbücher eine Dampfmaschine oder einen elektr. Apparat eintauschen? Bruno Prehn in Meppen.

Suche einzelne Induktionsrollen. Gebe dafür unter anderm einen hochfeinen Storchschnabel. Genaue Größenangabe der Rolle erbeten. Paul Weber in Berlin W., Krausenstr. 2.

Vertausche eine Sammlung von über 1000 verschiedenen Briefmarken. Ernst Becker in Aken a. Elbe.

Gebe eine Stempelsammlung, (300 Stück) gegen Zierfische, Schildkröten oder Gegenstände für Aquarien", W. Zangner in Liegnitz, Breslauerstr. 38 I.

Um Marken zu tauschen suchen mit ausländischen Kameraden in Korrespondenz zu treten: H. Tölle jun. in Hamburg, St. Pauli, Langereihe 22 (besonders nach Rußland oder Türkei, hat alte deutsche). Emil Nellenberg jr. in Bohwinkel bei Elberfeld (besonders nach Amerika, wünscht Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel). Heinrich Wieland in Pforzheim (nach China, Türkei, Griechenland). Josef Robiniohn in Bielitz, Oesterr. Schlesien, Tempelstr. Nr. 12. (nach China, Japan, Amerika; hat alte österr. und ungar.). Johann Schürmann in Bergedorf. Walther Wittig in Cöthen i. A., Kastanienstr. 5 (hat viele alte deutsche). Anton Piccardt in Prag, Jungmannstr. 29 II. (besonders nach Ungarn, gibt für unfrankierte ungarische Paketmarke 1888, 3 kr. golden, 20—50 verschied.). Max Braun in München, Blumenstr. 33 I. (nur Ganzsachen, am liebsten Postkarten).

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken bitten um Unterstützung und Einsendung von Dubletten: Der „Gute Kamerad," für einen seiner jungen Freunde. (Etwaige Sendungen wie sonst an die Redaktion erbeten.) Oswald Barber in Hamburg, Hohenfelde, Max Vetter in Essen a. Ruhr, Ostfeldstr. 5. Ludwig Schmidt bei A. Reisenberger in Hof, Unterkotzauerweg 311. Walter Frendenberg in Essen a. R., Ottilienstraße 3 (Stempelmarken). Arthur Kahlbaum in Stuttgart, Kreuzerstr. 12 (gewöhnliche). F. Schmelzer, Handelsakademie in Graz (der Einsender der 40., 80., 120., 160. Marke erhält je zwei schöne Städtesiegel). Jos. Heckel, Tertianer in Mies, Böhmen.

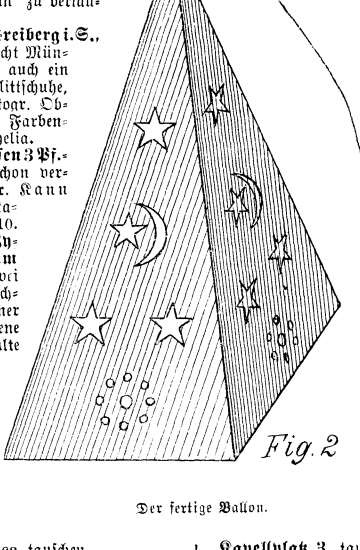


Fig. 2

Der fertige Ballon.

J. Vogtherr in **Frankfurt a. M., Wöhlerstraße 15,** möchte seinen großen photographischen Apparat gegen irgend eine kleine Geheimcamera vertauschen.

Rudolf Mayr v. Baldegg, Luzern (Schweiz) **Kapellplatz 3,** tauscht Schmetterlinge.

Ich fange an Münzen zu sammeln und bitte großmütige Kameraden um Unterstützung. Erich Kuwert in Tilsit Deutsche Straße 6, I Tr.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt und das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 23.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

> Arzneien gibt's zur Genüge
> Für Vergiftung des Seelenlebens;
> Doch gegen das Gift der Lüge
> Sind alle Mittel vergebens.
>
> C. Freitag.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

„Das ist ja teuflisch; das ist geradezu höllisch!" rief der Deutsche schaudernd aus.

„O, er schrieb außerdem, daß er meinen Sohn für die zweimaligen Schläge täglich peitschen, und ihm außerdem auch die Zunge nehmen werde. Ich war wie ein Wahnsinniger. Alle meine und auch die benachbarten Krieger streiften weit umher, um diesen Teufel zu ergreifen — vergeblich! Als wir nach Wochen zurückkehrten, lag mein Weib im Fieber, und da ich ihr den Sohn nicht brachte, starb sie nach wenigen Tagen. Als ich sie begraben hatte, that ich den Schwur, den du kennst. Ich gab meinen Sklaven die Freiheit, vertraute alle meine Habe meinem Bruder an und wanderte fort, um meinen Sohn zu suchen. Kein Negerfürst, der unter dem Chedive steht, darf einen weißen Sklaven kaufen; ich mußte also im Norden und Westen suchen. Darum wanderte ich nordwärts durch Wadai, durch die Wüste nach Borgu, wieder zurück nach Kanem und Bornu, nach Bagirmi und Adamaua. Ich frug und forschte an allen Orten, doch stets umsonst. Wenn ich einmal glaubte, die Spur entdeckt zu haben, grinste mir die Enttäuschung bald entgegen. Dann ging ich nach Osten, wo ich ganz Kordofan und Dar Fur durchsuchte; aber auch das war vergebens. Die Jahre schwanden, mein Herz lag im Blute, und mein Haar wurde grau. Der einzige Erfolg, der sich nur zeigte, war die nunmehrige Einsicht, daß ich dreizehn Jahre lang in falscher Richtung geforscht hatte. Ich wandte mich nun doch dem Süden zu, von Habesch aus bis zu den

– „Sage mir, ob du mein Freund, mein Bruder sein willst?" – „Gern herzlich gern! Hier hast du meine Hand darauf!" –

Galla und den größten Seen, dann zu den Völkern, die im Westen davon wohnen. Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Ich lebte von der Jagd. Von den Leiden, die ich überstand, und den Gefahren brauche ich dir nicht zu erzählen. Seit mehreren Monaten durchforsche ich die Gegenden der vielen Wasser, aus denen sich der Bahr el Abiad bildet. Ich bin da als Sejad ifjal bekannt geworden, aber meinen Sohn werde ich auch hier nicht finden, ich habe darauf verzichtet, denn er wird seinen Leiden längst erlegen sein. Doch bitte ich Allah täglich um das eine, mich mit Ebrid Ben Lassa, falls er noch lebt, zusammenzuführen. Sollte ich diesem hundertfachen Teufel begegnen, so siebenmal siebenmal wehe ihm! Die Hölle wird keine der Qualen haben, die er von meiner Hand erdulden soll!"

Diese letzten Worte hatte der unglückliche Vater in einer Weise durch die Zähne geknirscht, daß es seinen Nachbar schauderte; dann senkte er den Kopf und legte sein Gesicht in die Hände. Er fuhr fast erschrocken aus seinen düstern Gedanken auf, als Schwarz nach einiger Zeit in mildem Tone sagte:

„Allah ist allmächtig und allbarmherzig. Vielleicht hast du einst deine Sklaven hart behandelt, und da hat er dir zeigen wollen, welch ein unbeschreibliches und unendliches Herzeleid das Wort Sklaverei umfaßt."

Der Araber stöhnte auf; dann seufzte er schwer:

„Ich war ein jähzorniger Gebieter. Mancher Schwarze ist unter meiner Peitsche gestorben; einigen habe ich die Hände abhauen, einem auch die Zunge nehmen lassen, weil er mich mit derselben beleidigte. Nach dem Verschwinden meines Sohnes kam die Reue über mich, und ich gab sie alle frei."

„So hat meine Vermutung mich nicht getäuscht. Alle Menschen, die weißen und die schwarzen, sind Gottes Kinder. Allah hielt Gericht über dich; nun er aber deine Reue gesehen, und deine Leiden gezählt hat, wird er Gnade walten lassen. Ich bin überzeugt, daß du deinen Sohn wiedersehen wirst, vielleicht schon bald."

„Nie, nie!"

„Sprich nicht so! Warum willst du an Gottes Gnade verzweifeln? Bietet dein Glaube dir keine Versöhnung zwischen der göttlichen Liebe und dem reuigen Sünder? Du glaubst nicht an den großen Erlöser aller Menschen, welcher am Kreuze auch für dich gestorben ist, so sei wenigstens überzeugt, daß Allah alle deine Klagen, auch die jetzigen, vernommen hat, und daß seine Hilfe sich vielleicht schon unterwegs zu dir befindet."

„Das ist undenkbar," antwortete Bala Ibn. „Wollte er mir helfen, so hätte er es schon längst gethan."

„Er allein weiß es, warum er es noch nicht that. Vielleicht hast du deine frühere Härte noch niemals so erkannt wie heute."

Es fiel dem Araber sichtlich schwer, hierauf eine Antwort zu geben. Er sah eine Weile schweigend vor sich nieder und gestand dann:

„Niemand wagte es, mich darauf aufmerksam zu machen, und ich selbst war nicht ganz aufrichtig gegen mich. Du bist der erste, der mir in deutlichen Worten sagt, daß ich mich an meinen Sklaven versündigt habe, und gerade, daß du es bist, der Fremde, der Christ, der keine meiner früheren Grausamkeiten kennt, und den ich eigentlich als einen Giaur verachten sollte, das zeigt mir die Vergangenheit in ihrer ganzen blutigen Beleuchtung. Ich kann nie wieder gut machen, was ich that; ich verdiene es nicht, meinen Sohn wiederzufinden. Und doch würde ich mich im höchsten Himmel Allahs fühlen, wenn es mir vergönnt wäre, ihn noch einmal zu sehen, selbst wenn — — wenn ihm die Zunge fehlte, so daß er nicht einmal den Vaternamen lallen könnte!"

Er hatte mit tief ergreifender Innigkeit, mit einer wahren Inbrunst gesprochen. Der Deutsche legte ihm leuchtenden Auges und freudeglänzenden Angesichtes die Hand auf die Achsel und sagte:

„So ist es recht; so will Allah es hören, und nun darfst du die Ueberzeugung hegen, daß er den Wunsch deines Herzens erfüllen wird. Schon sehe ich die Erhörung nahen, und vielleicht wird sie dir dadurch zu teil, daß du dich mir so aufrichtig geoffenbaret hast."

„Durch dich? Welch ein Wunder wäre das! Die Männer meines Stammes und befreundeter Stämme haben vergebens mit mir nach dem Verlorenen gesucht. Dann habe ich fünfzehn Jahre lang fast diesen ganzen Erdteil ohne Resultat durchforscht; tausend Einheimischen habe ich die Geschichte meiner Leiden erzählt, worauf sie ihre Mühe mit der meinigen vereinten, und trotzdem ist mir auch nicht der kleinste Hoffnungsschimmer geworden. Da habe ich dich, den Abendländer getroffen, der unsre Länder, unsre Völker und unsre Verhältnisse gar nicht kennt und sich erst so kurze Zeit hier befindet. Ich spreche zu dir von meinen Wünschen, weil du mich zufällig nach meinem Namen erkundigt hast, und dennoch solltest gerade du der Auserwählte sein, durch den mir Erhörung beschieden ist? Ich wiederhole, daß dies ein unbegreifliches Wunder wäre."

„Es geschehen noch täglich Wunder, doch auf viel einfachere Weise, als sie früher zu geschehen pflegten. Wie nun, wenn ich deinen Sohn gesehen hätte, wenn ich ihm begegnet wäre? Kommt dir das so undenkbar vor?"

„Nein; aber es kann, es kann nicht sein!"

„So bist du dem Allerbarmer gegenüber ein Giaur, und ich bin der Gläubige. Willst du der Botschaft Allahs nur deshalb nicht glauben, weil ein Christ der Bote ist?"

Bala Ibn warf einen langen, forschenden Blick in das vor Genugthuung strahlende Gesicht des Deutschen; seine düstern Züge gewannen mehr und mehr Licht; seine Augen wurden größer und größer, und seine Stimme zitterte, als er sagte:

„Allah gibt den Tod; er sendet auch das Leben. Dein Gesicht sagt mir, daß du deine Worte nicht ohne Grund gesprochen hast. Vielleicht glaubst du, mir eine frohe Nachricht geben zu können; ich bin überzeugt, daß du dich irrest, daß es wieder eine jener Täuschungen ist, deren ich hunderte überwunden habe; aber rede, sprich! Kennst du eine Person, welche mein Sohn sein könnte?"

„Ja."

„Wie alt ist er?"

„Ungefähr achtzehn Jahre."

„Wo befindet er sich?"

„Er lebt bei den Niam-niam."

„Wie heißt er?"

„Er wird Abd es Sirr, ‚Sohn des Geheimnisses' genannt; das ist ein Beweis, daß er von unbekannter Herkunft ist. Der Sohn des Fürsten der Niam-niam ist sein Busenfreund. Ich habe einst ein Gespräch dieser beiden belauscht und dabei bemerkt, daß dieser ‚Sohn des Geheimnisses', wenn kein andrer es hört, sich von seinem Freunde Mesuf nennen läßt."

„Allah ist groß! Aber das wird nur ein Zufall sein."

„Ich glaube nicht. Kommt der Name Mesuf so häufig vor?"

„Nein. Ich habe außer meinem

Sohne keinen zweiten gefunden, der ihn führt."

„Und ich hörte ihn bei jenem Gespräche zum ersten und heute von dir zum zweitenmal."

„Von welcher Farbe ist der Jüngling?"

„Er ist vielleicht etwas dunkler als du in seinem Alter gewesen bist."

„Das stimmt, das stimmt! Er mußte dunkler sein. Vielleicht ist es doch ein Strahl, der mir heute von dir in meine Dunkelheit geworfen wird. Aber die Hauptsache, die Hauptsache! Hast du die Füße dieses Jünglings gesehen?"

„Ja. Er hat nur vier Zehen an jedem Fuße; die beiden kleinen Zehen fehlen."

„Gott ist groß; Gott ist barmherzig und gnädig!" rief der Araber fast überlaut. „Mein Herz gewinnt neues Leben, und ich habe ein Gefühl, als ob mein Haar in diesem Augenblicke wieder dunkel werden wolle. Ich möchte vor Wonne jauchzen, aber ich darf es nicht, denn wenn ich auch jetzt mich wieder irrte, so würde meine Kraft, es zu ertragen, vielleicht zu Ende sein. Ich darf es nicht wagen, mich mit Zuversicht an deine Worte zu hängen. Ich muß kalt und ruhig bleiben, um das, was du mir mitteilst, wie ein Fremder, den es gar nichts angeht, erwägen zu können. Ich muß alle möglichen Bedenken aufbringen, welche gegen deine Botschaft gefunden werden können."

„Das sollst du auch. Du sollst ebenso genau erwägen wie ich. Wenn du Bedenken hast, so teile sie mir mit!"

„Ich werde es thun. Du hast mir gesagt, daß dieser Jüngling der Freund des Sohnes des Fürsten sei, daß er mit demselben gesprochen habe. Ich bin aber überzeugt, daß mein Sohn, falls er noch lebte, gar nicht sprechen könnte."

„Wohl weil der Sklavenhändler dir damals gedroht hat, ihm auch die Zunge herauszuschneiden?"

„Ja."

„Wahrscheinlich hat er es in der Absicht gethan, dein Leid dadurch zu vergrößern. Die Klugheit aber riet ihm, die Drohung nicht auszuführen. Früher gab es ja wohl Verhältnisse, welche einen stummen Sklaven als brauchbar erscheinen ließen; das ist aber heute nicht mehr der Fall. Ein Diener muß sprechen können, um im stande zu sein, alle Aufträge seines Herrn auszuführen. Einen Sklaven, welcher stumm, also nur in beschränkter Weise brauchbar ist, wird in der jetzigen Zeit nur selten jemand kaufen. Das wußte der Sklavenhändler. Folglich vermute ich, daß er deinen Sohn nicht verstümmelt hat."

„Dagegen ist einzuwenden, daß er ihn aus Rachsucht, nicht aber des Geldgewinnes wegen, geraubt hat. Er mußte ihn stumm machen, um nicht von ihm verraten zu werden."

„Ich wollte mich dieser Meinung anschließen, wenn der Knabe älter gewesen wäre. Und selbst in diesem Falle würde die Stummheit dem Händler keine genügende Sicherheit gewährt haben. Ein Stummer kann schreiben lernen und dann das, was er nicht mit dem Munde zu sagen vermag, zu Papiere bringen. Der Knabe war aber kaum drei Jahre alt. In diesem Alter genügen Monate, die bisherigen Eindrücke aus der Seele zu verdrängen. Der Sklavenhändler hat sich gewiß gesagt, daß der Knabe, wenn er in vollständig neue Verhältnisse komme, bald alles Bisherige vergessen werde."

„Effendi, deine Einwürfe beglücken mich, obgleich ich aus ihnen entnehmen muß, daß der betreffende Jüngling sich der ersten Zeit seiner Kindheit und also auch seiner Eltern nicht mehr erinnern kann."

„Was das betrifft, so bin ich nicht im stande, dir genaue Auskunft zu geben. Der ‚Sohn des Geheimnisses' spricht niemals von seiner Vergangenheit; aber ich weiß, daß er eine heimliche Rache im Herzen trägt, und vermute, daß sich dieselbe auf den Mann bezieht, der ihn geraubt hat."

Der Araber saß längst nicht mehr an der Erde. Er war aufgesprungen, und auch Schwarz hatte sich aufgerichtet. Der erstere stand vor dem letzteren, welcher sein Glück, sein Leben von jedem Worte, welches er hört, abhängig weiß.

„Eine Rache, eine Rache also hat er!" sagte er. „Vielleicht hat er alles, alles vergessen, nur das eine nicht, daß er geraubt worden ist. Wie lange befindet er sich bei den Niam-niam? Kam er schon als Knabe zu ihnen?"

„Nein, sondern erst vor zwei Jahren. Er kam ganz allein und blieb da, ohne jemals mitzuteilen, wer er sei und woher er komme. Daher erhält er den Namen ‚Sohn des Geheimnisses'."

„Und was thut er bei diesen Schwarzen? Womit ernährt er sich?"

„Der Sohn des Fürsten war ihm im Walde begegnet und hatte ihn zu seinem Vater gebracht. Der fremde Knabe verstand mit den Waffen umzugehen und zeigte sich gleich in der ersten Zeit so mutig und überaus anstellig, daß der Fürst ihn in seine Leibwache aufnahm. In dieser Stellung befindet er sich so wohl, wie es unter solchen Verhältnissen nur möglich ist. Er hat sich die Zuneigung aller, die ihn kennen, schnell erobert. Er ist sehr schweigsam, aber meine Beobachtungen lassen mich vermuten, daß er trotz seiner Jugend ein viel bewegtes Leben hinter sich hat. Er kennt fast alle Völker vom Bahr el Abiad bis zu den großen Seen; er spricht mehrere ihrer Sprachen und Dialekte — —"

„Auch arabisch?" fiel der Jäger ein.

„Ja, auch arabisch. Ferner ist er in vielen Dingen geschickt, welche seinen jetzigen Genossen völlig unbekannt sind; kurz, er weiß soviel und ist so gewandt, daß ein jeder Niam-niam ihn beneiden würde, wenn er ihn nicht lieben müßte."

„So ist er also ein guter Mensch und steht überhaupt nicht so tief wie ein gewöhnlicher Neger?" fragte Bala Ibn, indem zum erstenmal ein freudiges Lächeln über sein ernstes, hageres Gesicht glitt.

„Ja, sein Herz ist gut und rein," antwortete Schwarz. „Er weiß, daß er den Schwarzen überlegen ist; dieses Bewußtsein spricht sich in seinem Wesen, in seiner ganzen Erscheinung aus, aber sein Stolz ist ein derartiger, daß er nicht verletzen kann. So oft ich ihn beobachtete, ist er mir vorgekommen wie ein junges, edles Roß, welches sich mit gewöhnlichen Pferden auf derselben Weide befindet. Es grast mit ihnen, es gehört zu ihnen, es verträgt sich mit ihnen, und doch sagt der erste Blick, den man auf dasselbe wirft, daß es einst einen schönern Sattel und einen vornehmern Reiter tragen werde, als die andern."

„Allah, o Allah!" rief der Jäger, indem er die Hände faltete. „Wenn er mein Sohn wäre, wenn er es wirklich wäre! Ich muß zu den Niam-niam, um ihn zu sehen!"

„Du hast ihn schon gesehen."

„Ich? Wo?" klang es erstaunt.

„Zwischen den Trümmern der Seribah Abu el Mots. Hast du den jungen Mann nicht bemerkt, der bei uns war, der allein zum Schech ging, um uns bei demselben anzumelden?"

„Ich habe ihn gesehen und großes Wohlgefallen an ihm gehabt. Als mein Auge auf ihn fiel, ging es wie ein fernes Licht in meinem Herzen auf, wie wenn ein verirrter Wanderer den Schein eines Lager-

feuers von weitem erblickt. Der also, der ist's, den du meinst. Oh Mohammed und alle ihr heiligen Kalifen! Der Jüngling ist in meiner Nähe gewesen, ich habe ihn gesehen, ich hörte seine Stimme und habe nicht geahnt, daß er vielleicht derjenige ist, den ich so lange Jahre hindurch mit Schmerzen suche! Wo befindet er sich jetzt? Wo ist er hin?"

„Nach der Seribah Madunga. Er ist der Steuermann meines Bootes."

„So kennt er den Fluß? So sind ihm die Ufer und Länder desselben bekannt?"

„Sehr genau. Aber wie und bei welchen Gelegenheiten er sie kennen gelernt hat, davon spricht er nicht."

„Er muß trotz seiner achtzehn Jahre ein außerordentlicher Charakter sein. Mein Herz klopft in freudiger und doch zugleich banger Erwartung, als ob es die Brust zersprengen wolle. Ich weiß, daß deine Leute in der Seribah auf dich warten sollen. Er wird bei ihnen bleiben, bis du kommst?"

„Natürlich! Ohne ihn könnte ich meine Reise nicht vollenden."

„So gebe ich mein Suchen auf. Ich gehe jetzt mit dir nach Ombula, um die dortigen Leute zu warnen, und dann kehre ich in deiner Begleitung nach der Seribah Madunga zurück, um mit diesem ‚Sohne des Geheimnisses' zu sprechen. Ja, Herr, du hast recht gehabt, als du sagtest, man dürfe an der Gnade Allahs nicht verzweifeln, als du behauptetest, daß vielleicht gerade du es seiest, durch den mir Hoffnung werden könne. Ich fühle diese Hoffnung jetzt in mir. Ich bin plötzlich ein ganz andrer, ein ganz neuer Mensch geworden. Und das habe ich nächst Allah dir zu verdanken. Wir wollen Freunde sein. Wir wollen die Gefahren unsres Weges redlich miteinander teilen und uns in keiner Not verlassen. Sage mir, ob du mein Freund, mein Bruder sein willst?"

„Gern, herzlich gern! Hier hast du meine Hand darauf." — Er reichte ihm die Hand entgegen. Der andre schlug ein und sagte:

„Da ist auch die meinige. Weißt du, mit welchen Worten man einen Bund auf Leben und Tod schließt? Mit den Worten ‚es suhbi l' es suhbi, el umr la umr'*). Sage sie mir nach!"

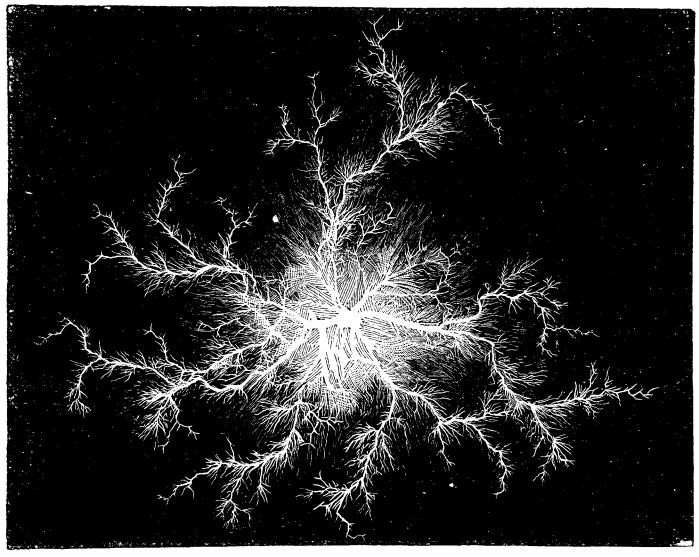
Schwarz wiederholte diese Formel; dann schlang der Araber die Arme um ihn, küßte ihn und rief:

„Jetzt sind wir eins, eine einzige Person. Du bist ich, und ich bin du. Wehe dem Feinde, welcher dich oder mich beleidigt! Nun aber ist's genug der Aufregung. Setzen wir uns wieder nieder, und dann magst du mir alles erzählen, was du von dem ‚Sohne des Geheimnisses' weißt."

Sie nahmen wieder am Feuer Platz, und Schwarz begann, den verlangten Bericht zu erstatten. Er mußte den Jüngling auf das Genaueste beschreiben und jedes Wort berichten, welches er mit demselben gesprochen hatte. Darüber verging eine lange Zeit, es wurde Mitternacht, und als dann der Stoff doch endlich ausgegangen war, mußte der Deutsche an die Ruhe denken, die ihm nach der Anstrengung der beiden Tage so nötig war.

(Fortsetzung folgt.)

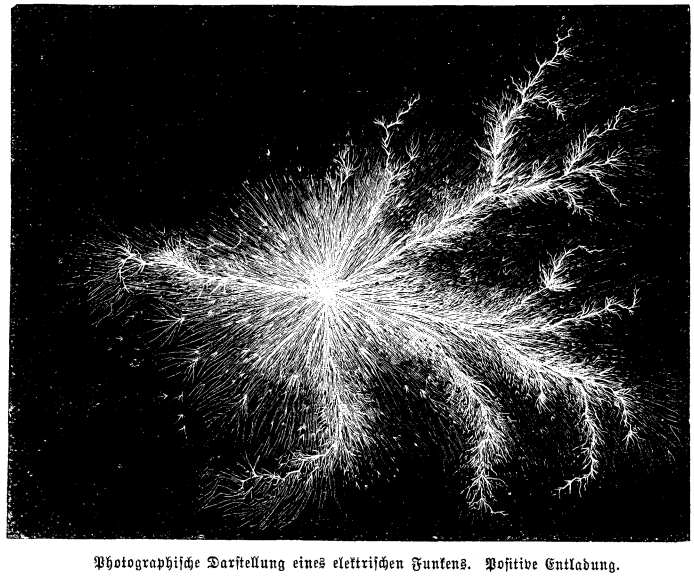
*) Freundschaft gegen Freundschaft, Leben gegen Leben.



Photographische Darstellung eines elektrischen Funkens. Positive Entladung.

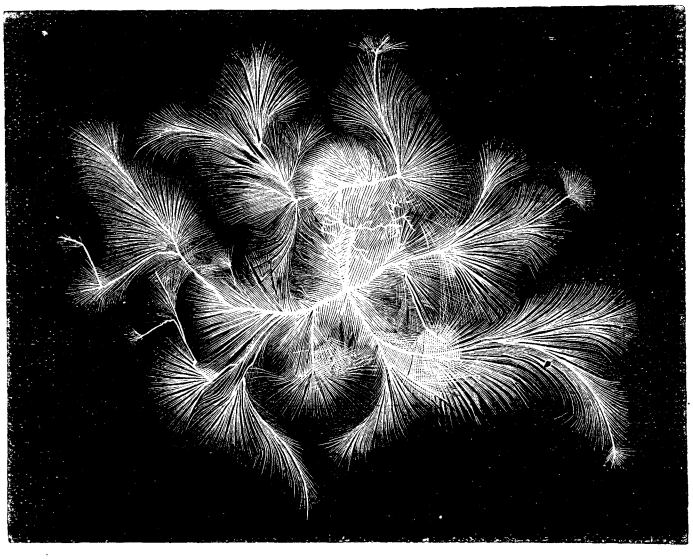
Die photographische Darstellung des elektrischen Funkens.

Im vorigen Jahrgang des „Guten Kameraden" haben wir unsre jungen Freunde damit bekannt gemacht, wie es in neuester Zeit der Photographie gelungen ist, von dem Blitze sehr genaue und klare Bilder zu liefern. Inzwischen sind über diesen Gegenstand mit Hilfe der Photographie wieder einige recht interessante Beobachtungen und Erfahrungen gemacht worden, die wir unsren lieben Lesern nicht vorenthalten dürfen. Die photographischen Bilder, welche die Entladung der positiven Elektricität erzeugt, sind denen der negativen völlig unähnlich. Während die ersteren krumm und eigentümlich verzweigt sind und gewissen Flechten oder Algen ähneln, sind die letzteren mit oft gebrochener Linie durch ihre Gestalt den zierlichen Blättern gewisser Palmenarten zu vergleichen. Wenn sich nun auch alle Funken derselben Elektricität ähnlich sehen oder ein gemeinsames Kennzeichen besitzen, so weichen sie doch in gewissen Punkten voneinander ab, je nachdem die Maschine, welche sie hervorbrachte, größer oder klei-



Photographische Darstellung eines elektrischen Funkens. Positive Entladung.

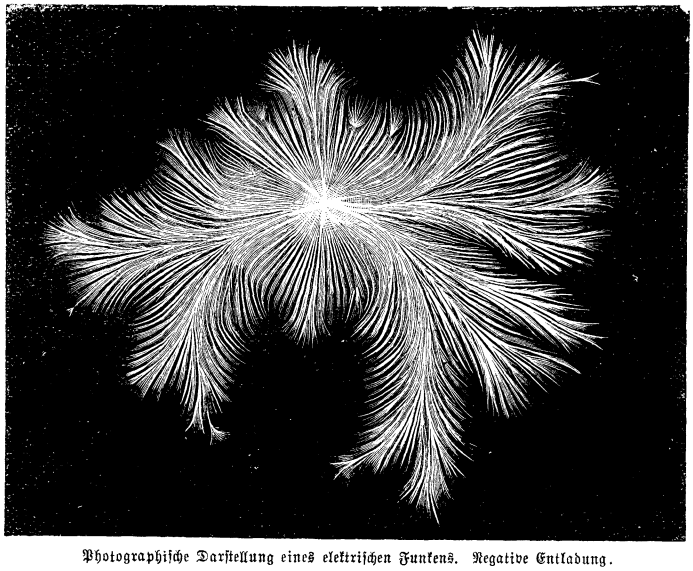
ner oder anders gebaut war. Die photographischen Platten selbst bringen auch eine gewisse, wenn auch sehr leichte Aenderung in die Gestalt des elektrischen Funkens, je nachdem sie so oder so geschliffen worden sind. Man sollte denken, daß die Form der Elektroden auch gewisse Umwandlungen in der Form des Funkens hervorbrächte, wenn das aber wirklich der Fall ist, so müssen dieselben sehr gering sein, da man bis jetzt nichts davon wahrgenommen hat. Die Photographien des elektrischen Funkens dienen auch zur Erforschung des inneren Ganges der entgegengesetzten Elektricitäten und der engen Beziehung, die zwischen ihnen besteht. Ein elektrischer Funke, sei er positiv oder negativ, gibt selten ein reines, und von jeder Mischung freies Bild. Vielmehr sind die beiden Bilder gewöhnlich verbunden und das ist besonders bei den Bildern der Fall, die aus den Entladungen des negativen Poles entstehen.



Photographische Darstellung eines elektrischen Funkens. Negative Entladung.

Eine Kirche aus Eisen,

im reinsten gotischen Stil, wurde von einer belgischen Gesellschaft fertig gestellt und ist für Manila (bekanntlich Hauptstadt der spanischen Philippinen-Inseln) bestimmt, wohin sie demnächst versandt wird. Die Philippinen werden durch häufige und starke Erdbeben heimgesucht, und die früheren dortigen Kirchen aus Stein und Mörtel wurden jedesmal vollständig zerstört. So kam man auf den Gedanken, die Kirche ganz aus Eisen zu bauen, in welcher Form sie auch den stärksten Erdbewegungen Widerstand leisten dürfte. Die Kirche ist 54 m lang, 22 m breit, die Decke des Schiffes 20 m hoch. Die beiden Türme sind je 50 m hoch; das Gesamtgewicht beträgt 1 600 000 kg oder 32 000 Centner.



Photographische Darstellung eines elektrischen Funkens. Negative Entladung.

Ein Gang über Feld.

Unser Spaziergang, begünstigt von milder Witterung, führt uns an einen Brachacker, den bei seiner erhöhten Lage der Wind der vorigen Woche ganz frei vom Schnee gefegt hat, und da zugleich die Strahlen der Mittagssonne auf dem offenen Gebreite sich sammeln können, so sprossen aus der fetten, braunen Ackererde bereits die niedlichen Gebilde der Flora hervor: kleine Blumen, kleine Blätter, über, daß wir sogleich unsern Wanderschritt hemmen, den Brachacker betreten und unser Auge und Herz den niedlichen Pflänzchen zuwenden. Alte Bekannte sind's, die wir noch im tiefen Spätherbste, als andre Pflanzen schon längst zur Ruhe gegangen waren, in munterm Grün und buntem Blütenschmucke fanden; alte Bekannte, die wir auch im ersten Frühling des verflossenen Jahres grünend und blühend sahen. Also sind sie in ihrem Wachstum an keine bestimmte Jahreszeit gebunden, weshalb sie auch die „zeitlosen Pflanzen" heißen. Zählen wir die Namen der einzelnen auf: Vogelmiere, kleiner Ehrenpreis, purpurroter Bienensaug, Hirtentäschel, Kreuzkraut, sonnenwendige Wolfsmilch und Hellerkraut.

Nach dieser allgemeinen Umschau betrachten wir die Pflänzchen im besonderen.

Die Vogelmiere, Stellaria media, ist ein gering geschätztes Unkraut und doch ist das Pflänzchen bei näherem Zusehen ein gar reizendes Gebilde; die frischgrünen, gestielten Blättchen sind so scharf wie mit der Schere in der Form von niedlichen Eiern ausgeschnitten, auch stehen sie sich gar brüderlich immer zu zweien gegenüber; die Stengel liegen nieder und stricken in Verbindung mit den zahlreichen Blättchen ein grünes Polster über den Boden; und der Ring der winzigen weißen Blüte mit seinen zehn tiefen Kerben — sieht er nicht aus wie eine niedlich gefältelte Halskrause für irgend einen kleinen Käferprinzen in grüngoldigem Panzerröckchen? Aus den weißen Blütchen entwickeln sich niedliche, grüne, spitze Samenkapseln wie kleine Urnen, die aufspringend die winzigen Körnchen entlassen. Daß die Miere ein gutes Futter für Stubenvögel ist, weiß wohl jedermann; wird sie in frischem Zustande auf das obere Drahtgitter des Käfigs gelegt, so schnäbelt unser gelbes Kanarienmätzchen den Boden mit frischem Grün und winzigen weißen, blauen, gelben und purpurnen Blüten überstrickend. So frisch und munter, so unverzagt und gläubig vertrauend blicken die hübschen Florakinder in den Wintertag hinein und zu uns her-

mit Begierde nach dem Salat der grünen Blättchen. In größeren Städten wird die Vogelmiere von ärmeren Leuten förmlich feilgeboten und bildet so einen kärglichen, aber immer sprießenden Nahrungszweig der vom Glück Enterbten; in Paris soll jährlich mehr als eine halbe Million Frank durch den Verkauf der Pflanze erzielt werden. In den verschiedenen Gegenden Deutschlands führt sie die verschiedensten Namen: Vogelmeier, Mäusedarm, Mäusegeschirr, Mäusegezetterich, Hühnerdarm, Hühnerbiß, Hahnentritt, Hühnerfiel, Hühnersalbe, Hühnerraute, Hühnermyrte, Hennidarm (in der Schweiz). In der allgemeinen Winteröde, bei Schnee und Eis und rauhen Winden, hat das frische Grünen und Blühen der Vogelmiere auf dem weiten Brachacker etwas Erfreuliches, Tröstliches: es erinnert uns an ein armes Dasein, das trotz mancher Hindernisse und Schwierigkeiten sich durchringt und zum Glücke gelangt.

Mit den grünen Polstern der Vogelmiere wechseln die kleinen Beetchen vom Ehrenpreis. Zwei Arten dieser weitverzweigten Gattung Veronica sind es, die mit ihrem sprossenden Grün am öden Wintertage unsren Brachacker schmücken: der dreiblättrige Ehrenpreis, Veronica triphyllos, und der Frühlings-Ehrenpreis, Veronica verna. Beide sind niedrige und zierliche Kräutchen. Noch schlummern die kleinen Blüten in den Knospen; aber schon beim ersten Hauche des Lenzes öffnen sich diese Knospen, um Blümchen von wunderbarem Himmelblau zu entlassen. Dann bilden diese reizenden Blauäugelein die angenehmste Abwechselung mit den weißen Blütentäubchen der Frühlingshungerblume, den gelben Blumenkrönchen des Fingerkrautes und den rosenroten Sternchen des Reiherschnabels. Bald darauf entfaltet sich auch die köstlichblaue, reichbesetzte Blütentraube des auf Wiesen wachsenden Gamander-Ehrenpreises, Veronica Chamaedrys; es schießt die stattliche, saftige Bachbunge, Veronica beccabunga, empor, mit zahlreichen, aber winzigen blauen Blümchen wie mit Fünkchen übersät und es richtet der am Boden unsrer Wälder kriechende gebräuchliche Ehrenpreis, Veronica officinalis, seine blaßblauen Blütenähren zum Lichte empor. Die letztere Art hat besonders den Ruf der Gattung als Arzneikraut begründet; man nannte die Art „vera unica", d. i. die „wahre, einzige" Arznei — woraus der Gattungsname Veronica wurde. Die heutige Heilkunst hat den gebräuchlichen Ehrenpreis entthront; nur das Volk verwendet ihn noch als Thee gegen Engbrüstigkeit, Husten und ähnliche Uebel, wo allerdings heißes Zuckerwasser dieselben Dienste verrichten würde. Der Saft vom Ehrenpreis hat einen auffallend bittern Geschmack. Die Sage erzählt: „Es litt einst ein König jahrelang an einem Eitergeschwür, welches trotz aller Mittel nicht zuheilen wollte. Ein Hirte des Königs hatte bemerkt, daß ein Hirsch seine Wunde dadurch heilte, daß er von einem Kräutlein fraß und sich auch mit der Wunde auf dasselbe legte. Er kochte nun aus diesem Kräutlein einen Saft und brachte ihn dem König. Dieser rieb den kranken Fuß damit ein. Schon am nächsten Morgen war das Geschwür viel kleiner geworden, und nach wenigen Tagen war der Fuß ganz geheilt. ‚Das Kräutlein ist aller Ehrenpreis!' sagte der König. So ist das zierliche Pflänzchen zu seinem schönen Namen gekommen."

Einen auffälligen Gegensatz zu dem frischen Grün der Vogelmiere und der Ehrenpreisarten bildet auf unsrem Brachacker das bräunliche oder braunrote Blattwerk vom purpurnen Bienensaug, Lamium purpureum. Aus den gedrängten, fast kopfigen Blütenständen brechen, gelockt vom Strahl der Wintersonne, Lippenblümchen vom köstlichsten Purpur hervor. Als Kinder nannten wir den roten Bienensaug wie auch den weißblumigen „taube Nesselen", weil die Blätter beider denen der Brennessel ähnlich sahen und wir uns doch die Finger nicht daran verbrannten. Uebrigens ist der Name „Taubnessel" auch in die Wissenschaft übergegangen. Die rote, weiße und gefleckte Taubnessel, wie überhaupt sämtliche Taubnesseln, gelten im Volksglauben als Beruf- und Zauberkräuter. Wir indes halten es mit dem süßen Zauber, der für den Naturfreund entsteht, wenn einer der ersten Schmetterlinge des Jahres — das dunkelweinrote, mit vier bläulich schillernden großen Augenflecken gezierte Pfauenauge — sich an die purpurroten Blüten der Taubnessel hängt, um den entrollten Saugrüssel in die honigreichen Blumenröhrchen zu tunken, — fürwahr ein farbenprächtiges Frühlingsbildchen en miniature!

Bedeutend unscheinbarer als die rote Taubnessel ist das Hirtentäschel, Capsella bursa pastoris. Der aufrechte, einfache oder ästige Stengel ist mit zerstreuten, einfachen oder gabelspaltigen Haaren bekleidet; die untern Blätter bilden eine Rosette, sind gestielt, länglich und fiederspaltig, die mittleren dagegen kleiner und sitzend. Die Gesamtfarbe der Pflanze ist grün, nur die winzigen Kreuzblüten zeigen je vier weiße Blumenblätter. Aus diesen Blüten entwickeln sich flache, dreieckige Schötchen oder Kapseln, in denen man das verkleinerte Abbild einer Hirtentasche erblicken kann. Daher der Name der weit über die Erde verbreiteten Pflanze. Auch in der Französischen Schweiz gilt dieser Name: Capselle bourse à pasteur; ebenso in England: Shepherds purse. Statt der Benennung „Hirtentäschel" ist auch die Bezeichnung „Täschelkraut" im Gebrauch.

Höchst ungern wird der Landmann auf seinem Brachacker eine auch in Wintertagen gelbblühende Pflanze entdecken, welche den Namen gemeines Kreuzkraut, Senecio vulgaris, oder Frühlings-Kreuzkraut, führt. Denn dieses Gewächs ist ein äußerst lästiges, weil massenhaft wucherndes und sich schnell verbreitendes Unkraut. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß das Kreuzkraut aus dem Osten Europas, wahrscheinlich aus Galizien und den angrenzenden Ländern, zu uns herübergekommen ist. Der große Botaniker Linné kannte die Pflanze noch nicht. Die erste Erwähnung findet sie beim Professor Gilibert in Grodno, welcher sie im Jahre 1781 in Litthauen beobachtete. Im Jahre 1822 wurde sie in Schlesien gefunden, 1824 in der Provinz Preußen, in der Mitte der vierziger Jahre in der Provinz Posen, 1854 in Pommern, 1850 an der Ostgrenze von Brandenburg, seit 1859 in der Nähe Berlins. Seitdem ist das Unkraut auf seinem Eroberungszuge unablässig nach Westen fortgeschritten. Diese Wanderungen werden der Pflanze ganz bedeutend durch die Beschaffenheit ihres Samens erleichtert: aus der gelben Körbchenblüte entwickelt sich nämlich ein weißhaariger Samenkopf, der, sobald er sich völlig ausgebildet hat, nach der Richtung des Windes Millionen fliegender Samenkörner entsendet. — Da übrigens im Umsehen schnell, bei warmem Sonnenschein in wenigen Stunden, aus der gelben Blüte der weißhaarige Samenkopf wird, so nennt man die Pflanze auch Baldgreis oder Greiskraut. — Die gesamte Erscheinung der Pflanze ist folgende: Blätter beiderseits wollhaarig, länglich, buchtigfiederspaltig mit eirunden Zipfeln, am Rande kraus; äußere Hüllblätter drei-

bis viermal kürzer als die inneren, schwarzspitzig; Wurzel faserig. Kleine Pflänzchen mit ungeteilten, buchtig gezähnten Blättern, einköpfig, größere mit kahl werdenden Blättern und lockerer Doldentraube.

Einen Nutzen wissen aus dem üppigen Unkraut nur die armen Leute großer Städte zu erzielen, indem sie es in kleinen Bündchen an die Besitzer von Kanarienvögeln verkaufen, von welchen letzteren es zur Abwechselung verzehrt wird.

Neben dem Kreuzkraut zieht auf unserm winterlichen Brachacker ein nur spannenhohes Pflänzchen unsre Blicke sowohl durch sein frisches, munteres, gelbliches Grün, als durch seine regelmäßige, nach der Kreisform gebaute Gestalt an. Es ist die sonnenwendige Wolfsmilch, Euphorbia helioscopia, mit spateligen oder verkehrt eirunden Blättern; oben verzweigt sich der Hauptstengel in fünf Strahlen mit zierlichen gelblichgrünen Gebilden: die Blütendolde. Die Pflanze ist ein Mitglied jener Pflanzengattung Euphorbia, die, wie kaum eine zweite Gattung, über den größten Teil der Erde verteilt ist. Bei uns gibt es freilich nur krautartige, in wärmeren Gegenden aber strauch- und baumartige Wolfsmilchgewächse — zumal am Kap der guten Hoffnung — mit fleischigen, kaktusähnlichen Stengeln, bald mit Blättern, bald ohne solche. Die bei uns einheimischen Arten haben sämtlich einen beblätterten Stengel, welcher einen weißen und ätzenden, harzige Stoffe führenden Milchsaft enthält. Auch die südamerikanischen oder afrikanischen Arten haben diesen Milchsaft, der dann nicht selten ein starkes Gift ist. Zu solchen, durch giftigen Milchsaft berüchtigten Euphorbiaceen gehört außer der Hyaenanche der Kapländer die besonders auf Haiti häufige Manschinelle (Hippomane mancinella), die einem Apfelbaum gleicht. Ihre apfelförmigen, rotbackigen Früchte, sowie auch alle andern Teile des Baumes enthalten einen brennenden, tödlichen Giftsaft. Die Regentropfen, welche von den Blättern rinnen, erzeugen, wenn sie auf die Haut fallen, Blasen und Geschwüre. Ein Tröpfchen des Milchsaftes, ins Auge geraten, bewirkt ein mehrere Tage anhaltendes Erblinden. Selbst die Ausdünstung des Baumes ist schädlich. Ebenfalls ein gefährlicher Giftbaum ist der Sandbüchsenbaum (Hura crepitans) Südamerikas, dessen Fruchtkapseln mit einem Geräusch beinahe von der Stärke eines Pistolenschusses aufspringen. Ein andrer südamerikanischer Waldbaum, besonders des Amazonenstromgebietes, ist der Kautschukbaum (Siphonia elastica), dessen Milchsaft zu Kautschuk gerinnt. Ein Strauchgewächs aus der Familie der Euphorbiaceen, die Cassave oder der Maniok, liefert in ihren Knollen, nachdem diese ausgepreßt und geröstet sind, den Bewohnern Südamerikas eines der gewöhnlichsten Nahrungsmittel, das Farinamehl. Aus Indien stammt der mehr staudenartige Wunderbaum (Ricinus communis), der bereits durch das ganze wärmere Asien, Afrika und Amerika verbreitet ist und eine beliebte Zierpflanze europäischer Gärten bildet.

So hat uns die kleine sonnenwendige Wolfsmilch unsres Brachackers durch die fernsten Zonen geführt.

Weniger zu erzählen ist von der letzten Pflanze unsres winterlichen Botanisierfeldes, dem Hellerkraut, Thlaspi arvense. Dasselbe ist ein naher Verwandter des schon oben geschilderten Hirtentäschels; doch sind die Schoten des Hellerkrautes kreisrund (an die Form eines Hellers erinnernd) und geflügelt, während sie sich beim Hirtentäschel als verkehrt dreieckig erweisen. Der ½ bis 1½ Fuß hohe, bald einfache, bald verzweigte Stengel des Hellerkrautes ist mit länglichen, am Grunde pfeilförmigen Blättern besetzt. Dieser Blätter wegen wird das Hellerkraut, das bei uns gewöhnlich unbeachtet bleibt, in der Moldau und Walachei gemeinschaftlich mit dem gemeinen Hirtentäschel als Salat- und Gemüsepflanze benutzt.

Und nun habt Dank, all ihr kleinen Gewächse, die ihr am öden Wintertag, selbst unter Eis und Flocken, munter fortgrünt, — die ihr beim schwächsten Sonnenstrahl erblüht! Mut und Kraft und frohe Zuversicht habt ihr uns ins Herz gelächelt; wie euch des Winters Stürme nicht kümmern, so wollen auch wir den Stürmen des Lebens eine mutige Brust entgegentragen.

Bei der Audienz.

Ein Gesandter, der vor König Heinrich IV. (von Frankreich) eine Rede zu halten hatte, begann mit den Worten: „Sire! Als der große Scipio vor Karthago ankam — —“

„Freund,“ unterbrach ihn der König, aus dieser Einleitung eine lange Rede ahnend — „als der große Scipio vor Karthago ankam, hatte er schon gespeist, ich aber bin noch nüchtern.“

Wandernde Sandmassen.

Das klingt etwas absonderlich und doch ist damit kein Jota zu viel gesagt, ja noch mehr, diese Naturerscheinung zählt zu den Eigentümlichkeiten und der Bodenbeschaffenheit unsres deutschen Vaterlandes. Der Strand der Nordsee und die langgestreckten Küstengebiete der Ostsee sind fast ganz umsäumt von mächtigen Sandwällen, die thatsächlich weder rasten noch ruhen. Sie sind zum Teil von großer Mächtigkeit, an 40 m hoch und mehrere Kilometer breit und nicht selten liegen mehrere Reihen solcher Wälle hintereinander. Der unaufhaltsame Wandertrieb dieser ungeheuren Massen läßt sich am besten auf den Friesischen Inseln beobachten; hier brechen die Winde mit wildem Ungestüm in die Hügelketten ein, sie heben den trockenen, mehlartigen Sand in die Lüfte, tragen ihn weiter, um auf diese Weise immer wieder neue Hügel und Wälle zu bilden; treiben die Winde die Sandwolken landeinwärts, sind sie der Schrecken des Landmannes, denn vor ihrer verwüstenden und begrabenden Gewalt muß er zurückweichen; werden sie seewärts getrieben, sind sie der Schrecken des Küstenfahrers, denn sie versanden ihm im Laufe der Zeiten das Fahrwasser. Es ist berechnet, daß der Dünenwall um etwa 6 m im Jahre von seiner Stelle rückt. Menschliche Anstrengungen vermögen gegen die alles Leben ertötende Macht der Düne nicht anzukämpfen und nur in Ausnahmsfällen und an wenig mächtigen Stellen war es schon möglich, ihr durch das Anpflanzen von Heckengesträuchen ein wirksames Hemmnis entgegenzusetzen. Die Thatsache, daß die Bewohner dieser Küstenländer sogar ihre Wohnsitze verlassen mußten, und daß die Dörfer bis zur Höhe der Kirchturmspitzen, ja daß ganze Wälder von mächtiger üppiger Vegetation eingesandet wurden, steht in der Geschichte nichts weniger als vereinzelt da. Einen geradezu wehmütigen, friedhofgleichen Anblick gewährt dieser letztere Fall, ein begrabener Wald, eine weite blendende Sandfläche, aus der

die dürren Aeste der Baumkronen melancholisch emporragen.

Unter diesen wandernden Sandbergen vermag keine aller dieser Dünenlandschaften einen tiefern Eindruck auf den Reisenden zu machen, als die Sandwelt der „Kurischen Nehrung", jener schmalen und langen Landzunge, die das „Kurische Haff" bildet und von unsern jungen Geographen ob ihrer seltsamen Form gewiß schon oft mit Interesse auf der Landkarte betrachtet wurde. Hier erreichen die Dünenwälle eine Höhe, Breite und Seltsamkeit der Form, wie sie merkwürdiger nicht wieder vorkommen. Unser Bild Seite 317, das nach der Natur aufgenommen wurde, gibt unsern jungen Freunden eine Vorstellung dieser fast 100 m langen Sandschlange. Eine Wanderung entlang dieser Hügelkette ist namentlich im Frühjahr nicht ungefährlich. Es finden sich steile Sandüberhänge, zumeist auf der Haffseite, die durch den geringsten äußeren Einfluß mit lawinenartiger Gewalt abstürzen und den Wandersmann begraben; nicht weniger gefährlich sind die weitgestreckten Triebsandstellen und sprudelartigen Trichter, denen schon manches Menschenleben zum Opfer gefallen ist. Im Frühjahr ist der Triebsand weich, wehe der Kreatur, die sich der trügerischen glatten Fläche anvertraut hat, denn sie vermag das Gewicht des Menschen nicht zu tragen! Wer versinkt, ist rettungslos verloren; je mehr er sich emporzuarbeiten bestrebt ist, je tiefer bettet er sich, und Hilfe darf der einzelne wohl kaum erwarten, denn die menschlichen Ansiedlungen liegen meilenweit auseinander. Im Sommer ist der Marsch auf dem Triebsande mit weniger Gefahren verbunden, denn die oberste Schichte ist völlig ausgetrocknet, und auch im Winter gewährt die Eiskruste, die sich über die Flächen legt, ausreichenden Widerstand. Der Fußwanderer nimmt am besten seinen Weg über den Kamm des Sandhügels, wo es fast immer trocken ist, und wer Wagen und Pferde zu benutzen hat, fährt auf der breiten Palwe, wo Weiden und Pfähle die Richtung des Weges andeuten.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

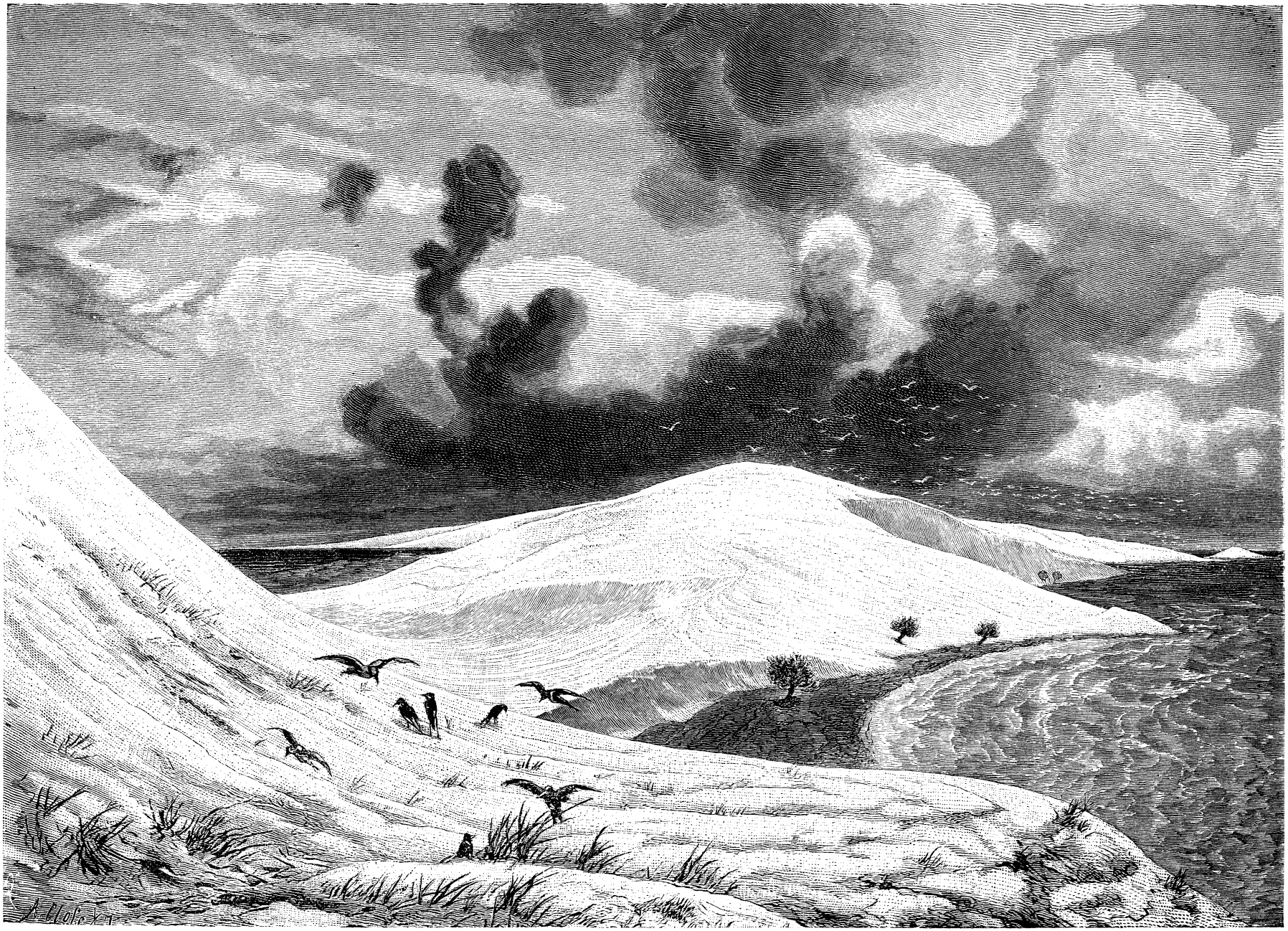
(Fortsetzung.)

Früh am Morgen, als der erste Imbiß eingenommen worden war, rief ein Signal sämtliche Genossen zur Beratung. Diese wurde gewöhnlich unter einer gewaltigen Steineiche abgehalten, welche etwa fünfzig Schritte von dem Zelte des Häuptlings entfernt war; der Weg dorthin führte zwischen den Zelten hindurch und an dem Schuppen vorbei, unter denen die Pferde standen. Da in den Beratungen oft über Unternehmungen Beschluß gefaßt wurde, welche sofort zur Ausführung kamen, so war es Sitte, daß sich dort sämtliche Genossen zum augenblicklichen Abmarsch fertig einfanden. Auch ich sattelte mein Pferd, nahm meine Waffen und schritt, von meinen Zeltgenossen begleitet, der Eiche zu. Da der Häuptling und einige Kameraden noch nicht eingetroffen waren, fand ich Muße, die anwesenden Banditen zu zählen und überzeugte mich, daß noch vier fehlten. Endlich trafen auch diese ein, und der Häuptling eröffnete die Versammlung. Er begann damit, daß sich unter uns ein Verräter befinden müßte, welcher den Feinden heimlich Nachrichten über unsern Zufluchtsort habe zugehen lassen, und sagte, es sei unsre vornehmste Pflicht, den Schuldigen so schnell wie möglich zu bestrafen. Ich erhielt den Befehl abzutreten und so lange in meinem Zelte zu verharren, bis man mich rufen würde. Während ich davonging, hörte ich noch, wie meine Nachbarn einander zuflüsterten, daß ich der Verräter wäre, und sah die Fäuste drohend gegen mich geballt.

Langsam wandte ich mich wieder dem Zeltlager zu, wo auch die Frauen und Kinder mich mit dem Titel Verräter begrüßten, und kam dicht bei den Stallungen der Pferde vorbei. Wie die Männer, so waren auch deren Pferde für den sofortigen Ausmarsch fertig gehalten, das wußte ich wohl. Mit einem schnellen Satze war ich unter dem Schuppen des Häuptlings, löste den Halfter seines Rappen, legte diesem das Gebiß ins Maul und schwang mich in den Sattel, noch ehe das Zetergeschrei der Weiber und Kinder die Räuber von diesem Vorgange benachrichtigen konnte. Dem gehorsamen Tiere die Sporen einsetzend, sprengte ich davon, aus dem Lager hinaus und erreichte in wenigen Augenblicken das jenseitige, gleichfalls bewaldete Ufer des Flusses. Mehrere Schüsse hörte ich wohl und einzelne Kugeln schlugen neben mir in die Bäume ein, doch mich oder mein Pferd traf keine.

Das Entzücken zu beschreiben, welches mich beseelte, als ich die langentbehrte Freiheit wiederkostete, wäre mir nicht möglich. Jede Gefahr war ausgeschlossen, wenn mein Roß nicht stürzte; denn aus dem Bereich der Kugeln hatte ich mich sehr bald entfernt und eine Verfolgung kaum zu fürchten, weil die Räuber selbst am besten die Leistungsfähigkeit dieses ausgezeichneten Tieres kannten. Der scharfe Luftzug machte mir auf die Dauer das Atmen schwer und ich empfand Sausen in den Ohren, stürmte jedoch unaufhaltsam weiter, geradeswegs nördlich über die traurige Prairie dahin. Einen Augenblick hielt ich an, um zu sehen, ob mir die Verfolger auf den Fersen wären, konnte indessen, soweit der freie Raum reichte, keinen Reiter erblicken. Langsam ritt ich nun vorwärts, um meinem Pferde Zeit zur Erholung zu gönnen, und erreichte gegen Mittag den Red Forte, in dessen Nähe wenigstens mein Roß seinen Hunger stillen konnte. Dann trabte ich weiter, bis es dunkel ward und fürchten mußte, den Weg zu verfehlen.

Fünf Nächte habe ich im ganzen unterwegs zugebracht und jedesmal, mit Dank gegen Gott erfüllt, den neuen Tag begrüßt, weil ich mich und das Pferd gegen ernstliche Gefahren nicht hätte schützen können. Meine Büchse hatte ich nämlich im Zeltlager der Räuber gelassen, um nicht durch sie am schnellen Fortkommen gehindert zu werden, besaß nur meinen Revolver, mit dem ich keine Jagdbeute zu gewinnen hoffen durfte. Und doch gelang es mir am dritten Tage, als ich mich vor Hunger kaum noch auf dem Rücken meines Pferdes halten konnte, an einem kleinen Bach ein Rehkalb zu erlegen, welches mit seiner Mutter zur Tränke gekommen war. Auch die Alte, welche ihren Liebling nicht verlassen wollte, hätte ich töten können, bedurfte ihres Fleisches aber nicht. Von neuem Mute beseelt, sprengte ich vorwärts, bis ich die Watova-Berge links neben mir hatte; mit dem Ueberschreiten der Grenze von Kolorado traf ich nun auch einzelne



Dünenlandschaft. Partie auf der Kurischen Nehrung.

Farmer, welche mich gastlich aufnahmen, mich beherbergten und für den nächsten Tag mit Nahrung versahen. Sie wissen, junger Herr, in wie abgerissenem Zustande ich hier ankam, — schloß Olof Römann seinen Bericht — ich war um eine wichtige Erfahrung reicher geworden, nämlich, daß böse Menschen viel schlimmere Feinde sind als die wildesten Tiere. Daß Ihr Vater mir das schöne Pferd großmütig ließ, welches mir die Flucht aus der trostlosen Knechtschaft möglich machte, hat mich nicht wenig für all die ausgestandene Sorge und Angst getröstet. Den Rappen werde ich nimmer von mir lassen, auch wenn ihn jemand mit Gold aufwägen wollte, und, kann er mir nicht mehr dienen, so erhält er das wohlverdiente Gnadenbrot.

Auf der Faktorei war Olof Römann längst aufgegeben worden, seit die Begleiter des Mr. Oldham mit der Meldung zurückkamen, daß der Unglückliche mit seinem verwundeten Pferde allein auf den unwirtlichen Prairieen von Texas gelassen wäre; seine Eltern und Geschwister hatten bereits Trauerkleider angelegt. Schon drei Tage, nachdem Mr. Oldham seinen kleinen Trupp geteilt hatte, waren die gestohlenen Pferde mit Ausnahme des einzigen, welches tot auf der Prairie angetroffen wurde, heimgekehrt, hatten sich also gar nicht mehr im Besitze der Räuber befunden, als Don Juan auf die Verfolger stieß. Zunächst nach den Pferden kehrte der Unteroffizier mit seinen vier Leuten heim; er war bis Santa Fe in Neu-Mexiko vorgedrungen, hatte aber keine Spur von den Pferden entdecken können. Mr. Oldham war gleichfalls auf dem Rückzuge begriffen, als er in den gebirgigen Schluchten des Kecheaquenono von lauernden Indianern überfallen wurde. Nach tapferer Gegenwehr mußten die Weißen sich zur Flucht entschließen; die andern retteten sich, Mr. Oldham aber fand, von einem Pfeile durchbohrt, seinen Tod in dem Flusse. Seine drei Begleiter langten, nach unendlichen Mühseligkeiten und Gefahren, mit der doppelten Trauerbotschaft zu Hause an.

---

13. Eine Büffeljagd in der Prairie.

Vielleicht eine Woche mochte ich seit dem Beginn der ersten Ferienzeit wieder im elterlichen Hause zugebracht haben, hatte alle meine alten Bekannten begrüßt, alle Lieblingsplätze wieder aufgesucht, da hieß es eines Tages: „Die Büffel kommen!“ Einige Nachbarn hatten das Brüllen am Morgen gehört, andre wollten bereits einzelne der den Vortrab bildenden Stiere gesehen haben. Diese freudige Nachricht brachte schnell die ganze Umgegend in Aufregung; denn die Büffeljagd, welche im Sommer vorgenommen wird, gehört bei groß und klein, hoch und gering, zu den hauptsächlichsten Freuden des ganzen Jahres.

Wohl habe ich Ursache, mit Genugthuung und lebhaftem Vergnügen an manche Erlebnisse aus meiner Jugendzeit zurückzudenken; nichts aber hat sich so fest in meiner Erinnerung bewahrt, als die erste Büffeljagd, an welcher ich als vierzehnjähriger Knabe teilnehmen durfte. Ich glaubte spät dieses Vorzugs teilhaftig zu werden, da ich selber einen ziemlich hohen Begriff von mir als Reiter und Jäger besaß; mein Vater jedoch mußte bisher andre Ansichten gehabt haben. Vielleicht hätte er mir auch diesmal die Teilnahme noch nicht erlaubt, wenn ich mich nicht an Sir Macdonald gewandt und dieser sich als Fürsprecher für mich aufgeworfen hätte. Er konnte ja der Wahrheit gemäß behaupten, daß ich schon in viel gefährlicheren Lagen gewesen wäre, als die Büffeljagd sie böte, und fügte sicherlich hinzu, daß er mich als unerschrocken und umsichtig kenne. Genug, mein Vater eröffnete mir, daß ich ihn auf die Jagd begleiten dürfe, und machte mich dadurch unendlich glücklich. Die traurigen Zeiten waren also vorbei, wo ich den zur Jagd ausziehenden Reitern mit blutendem Herzen nachsehen mußte, und ich kam mir vor wie jemand, welcher zum Ritter geschlagen war.

Im Anfang der sechziger Jahre, von denen ich hier berichte, zogen noch Hunderttausende dieser gewaltigen wilden Rinder durch die weiten Prairieen, welche sich zwischen den Felsengebirgen und dem Missouri erstrecken. Früher bis an den Atlantischen Ocean gehend, waren sie durch die andrängenden Weißen immer mehr nach Westen gescheucht worden; in dem inneren Teile des nördlichen Kontinents, namentlich in Dakotah, Nebraska, Colorado, Kansas, Neu-Mexiko und Texas waren sie zu gewissen Jahreszeiten regelmäßige Gäste. Die endlosen, mit saftigen Gräsern und Kräutern bewachsenen, äußerst fruchtbaren Ebenen an der Grenze von Colorado und Kansas, und hier wiederum hauptsächlich nördlich von dem Arkansasfluß, gefielen den Tieren so ausnehmend, daß sie auf ihren Wanderungen in unsrer allernächsten Nähe dauernden Aufenthalt nahmen, und zwar kamen sie in so unglaublichen Mengen, daß wir damals noch nicht auf den Gedanken verfallen konnten, die Tiere möchten binnen weniger Jahre so gewaltig zusammenschmelzen, wie dies jetzt geschehen ist. Unsrer Faktorei kamen sie mitunter sehr nahe; wir konnten morgens und abends ihr Gebrüll deutlich hören, und ein flotter Ritt von einer einzigen Stunde hätte uns mitten zwischen sie gebracht.

Da der Büffel kein Standwild ist, sondern sich eigentlich immer auf der Wanderung befindet, besuchte er unsre Gegend auch nur zweimal im Jahre. Mit Beginn des Frühlings ziehen die Herden bis an den Sklavensee im nördlichen Britisch-Amerika, kehren aber bald wieder um und benutzen den Sommer zu der Wanderung nach Süden, wo sie bis an den Mexikanischen Meerbusen gelangen sollen. Zogen sie im Frühling nordwärts, so waren sie mager, auf dem Rückwege jedoch feist und rund. Die ungeheuren Strecken werden nur langsam zurückgelegt; der Büffel weidet, während er wandert, trabt zur Abwechselung höchstens einige Stunden am Tage. Die ältesten, erfahrensten und mutigsten Stiere bilden die Anführer der Herde; diese schlagen die einmal gewählte Richtung immer wieder ein. Jeder hat wohl schon von den Büffelpfaden gehört, breiten und in geraden Linien fortlaufenden Straßen, welche an den fruchtbarsten Weideplätzen vorbeiführen und die Flüsse und Gebirge gerade an solchen Stellen schneiden, wo sich die bequemsten Furten und Uebergänge befinden. Der Büffel klettert ebensogut, wie er schwimmt, so daß ihn weder Gebirge noch Ströme oder Sümpfe aufhalten, und er findet in den Wäldern so gut seine Nahrung wie auf der offenen Prairie.

Wird die Wanderung beim Antreffen einer besonders schmackhaften Weide unterbrochen, so löst sich die zwanzig bis dreißigtausend Stück zählende Herde in eine große Menge von kleineren Gesellschaften auf, welche sich nach allen Richtungen hin verteilen, aber nicht so weit, daß sie die Fühlung mit den benachbarten kleinen Trupps verlieren. Wird die Wanderung wieder aufgenommen, so sammelt die Herde sich, die kleinen Gesellschaften verschwinden in

dem Ganzen. Das Eintreffen der Büffel bei uns fiel mit ziemlicher Regelmäßigkeit in die letzten Tage des Juli oder in die ersten Tage des August. Bald hatten sich dann die kleineren Gesellschaften gebildet, Familien von hundert bis hundertundzwanzig Tieren, Stiere und Kühe mit ihren drei bis vier Monate alten Kälbern.

An dem Zusammenschmelzen dieser gewaltigen Rindermassen haben die Indianer am wenigsten schuld, da sie selber nicht zahlreich genug waren, um die Büffel auszurotten, und dieselben nur töteten, weil sie ihr Fleisch, ihre Haut und Wolle zur Ernährung und Bekleidung bedurften. Für den Indianer bildeten die Büffel beinahe Haustiere; sicher konnte er darauf rechnen, daß dieselben sich einstellen und er seinen Jahresbedarf durch die Jagd auf sie decken könnte. Er ließ nichts umkommen, benutzte sogar die Hörner, Knochen und Sehnen. Erst die weißen Einwanderer, namentlich die Jäger vom Beruf, haben den Bestand dieses wertvollen Wildes arg vermindert und sind der Anlaß gewesen, daß die traurigen Ueberreste ihre ursprüngliche Heimat östlich von den Felsengebirgen verließen und eine Zuflucht in den Einöden westlich von denselben suchten. Der gewinnsüchtige Weiße führte nicht nur selber einen wahren Vernichtungskrieg gegen die Büffel, sondern stachelte auch die kurzsichtigen Indianer zur Mithilfe an. Er gab den Rothäuten Feuerwaffen und Branntwein, zwei Dinge, denen diese nicht widerstehen können, nahm oft nur das Fell, die Hörner und die Zunge von dem erlegten Wilde und ließ den Körper zum Fraß für die Wölfe in der Prairie liegen. Monatelang währte die Verfolgung der geängstigten Tiere und das damit verbundene Gemetzel, wobei Tausende sinnlos hingeschlachtet wurden. Zu spät sahen die verführten Indianer ein, wie thöricht sie gehandelt hatten, nämlich erst dann, als ihnen mit dem Verschwinden der Büffelherden ein wesentlicher Teil ihrer Nahrungsmittel ausging und sie in bittere Not gerieten.

Neben den menschlichen Feinden können die Raubtiere gar nicht in Betracht kommen. Es wird freilich behauptet, daß der Bär, namentlich der graue Bär, den Büffel angreife und besiege. Indessen ist dies kaum glaublich, wenn der Bär seinen Raub aus einer vollzähligen Herde holen wollte. So gutmütig und verträglich die Büffel sind, wenn sie nicht behelligt werden, so grimmig und tapfer sind sie in gereiztem Zustande; sie würden den Grisli jedenfalls mit vereinten Kräften abgeschlagen und mit ihren Hörnern durchbohrt haben. Glücklicher schon konnte der Grisli sein, wenn er in Wäldern oder Gebirgspässen vereinzelt weidende Tiere oder Nachzügler beschleicht; jedenfalls aber kann der Schade, welchen er anrichtet, nur ganz unbedeutend sein. Auch dem Wolf fallen wohl nur zurückbleibende kranke Tiere zur Beute. Wollte er es versuchen, ein Kalb niederzureißen, so würde er seine Frechheit bitter zu bereuen haben; denn die Kühe verteidigen ihre Kleinen mit verzweifelter Wut selbst gegen berittene Jäger. Wieviel mehr sollten sie nicht den Kampf mit dem Wolfe aufnehmen, welchen sie mit großer Geringschätzung behandeln. Wäre dies nicht der Fall, so könnten nicht die Indianer, welche zu Fuß an die Büffelherde heranschleichen, eine Wolfshaut als Vermummung benutzen. Die Büffel schenken diesem verächtlichen Feinde nicht die geringste Aufmerksamkeit, halten es nicht einmal für nötig, denselben zu vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Musikanten.

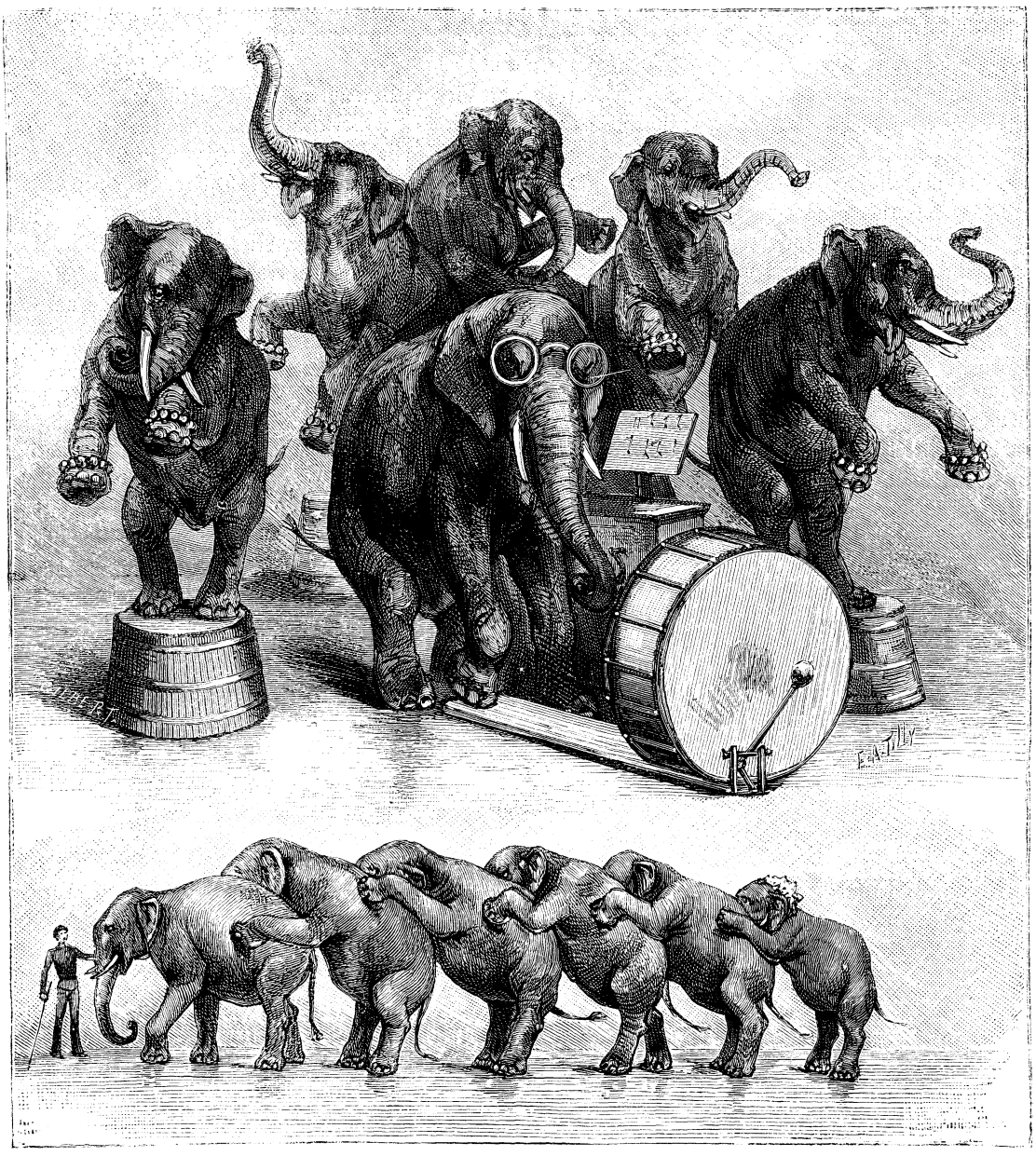
Zieht man zwischen einem Cirkus von ehemals, d. h. vor etwa zwei bis drei Jahrzehnten, und von heutzutage einen Vergleich, so würde derselbe für ersteren, gegenüber den jetzt stattfindenden großartigen Cirkusschaustellungen, sehr kläglich ausfallen. Unsern jungen Lesern sind freilich nur letztere bekannt und werden daher nicht wissen, daß der Cirkus Renz, welcher nebenbei bemerkt, einen Weltruf errungen hatte, einer der ersten war, welcher neben einer beträchtlichen Anzahl bestgeschulter Rassepferde auch Tiere der Tropenländer zu Produktionen heranzog. Unter diesen wieder ist es stets der kluge und äußerst gelehrige Elefant, welcher durch seine Kunststücke den meisten Beifall der Zuschauer erntet.

Im Cirkus des berühmten Elefantenzähmers Sam Lokart, welcher seine Schauvorstellungen zur Zeit in den Hauptstädten des Kontinents veranstaltet, befinden sich sechs dressierte Elefanten verschiedenen Alters, welche an Kunststücken teils einzeln, teils gemeinsam Erstaunliches leisten. Wir wollen unsern lieben jungen Freunden einiges davon erzählen, daß sie sich über die Gelehrigkeit und Klugheit dieser Dickhäuter einen Begriff machen können.

Bei Beginn der Produktion marschieren sie im Gänsemarsch und nach dem Takte der Musik auf, beschreiben einen Kreis, stellen sich hierauf in eine Reihe und senken unter Niederknieen zur Begrüßung der Zuschauer die Köpfe, worauf sie sich wieder erheben und im Hintergrunde in Reih und Glied antreten. Nun tritt der älteste nach vorne, die Füße nach dem Takte bewegend, und legt sich nieder, worauf der zweite herzuschreitet und die Vorderfüße auf den Rücken des ersten setzt. Dann werden zwei umgestürzte Holzkübel zu beiden Seiten derselben placiert, auf welche sich zwei weitere Tiere stellen und allerlei Kunststücke bald mit einem, dann wieder mit zwei Füßen ausführen. Ein andrer Elefant legt sich nieder, wobei er die Vorderfüße ausstreckt, auf welche sich dann Sam Lokart stellt und ein Taschentuch fallen läßt. Letzteres wird vom kleinsten Tiere aufgehoben, um es seinem Nachbar zu reichen und so in der Runde herumzugeben. Ist es rund herumgegangen, gibt es einer unter Kniebeugung dem Herrn zurück.

Bemerkenswerter sind aber noch die gemeinsamen Kunststücke und Gruppierungen. Der größte steigt auf eine Estrade und eine Kübelpyramide, die zwei nächstgrößten reihen sich nebenan, unter diesen knieen die kleinsten nieder und alle, auf nur zwei Beinen stehend, verhalten sich in dieser schwierigen Stellung mehrere Minuten lang unbeweglich. Endlich wechseln sie die Stellung; die beiden zur Seite befindlichen Elefanten erheben die Vorderfüße um sie auf den Rücken des größten, in der Mitte befindlichen zu setzen, während die andern ein Gleiches bei den vor ihnen befindlichen Kameraden vornehmen. Auf ein gegebenes Zeichen erheben sich nun alle und stellen sich hochaufgerichtet auf die Hinterfüße, so daß sie wie eine Familie von Riesen anzusehen sind.

Es folgen noch viele andre Kunststücke, deren merkwürdigstes der Tanz, wie in unsrer Abbildung dargestellt, ist. Eine Drehorgel nämlich, und eine große Pauke wird von dem größten Tiere gravitätisch in Bewegung gesetzt, unter deren Klängen die andern auf den nebengesetzten Kübeln ein Tänzchen aufführen und mit den ihre Füße zierenden Schellenkränzen klirren. Den Beschluß der Vorstellung bildet ein



Lustige Musikanten.

Defilé dieser Künstler, wobei sie die Vorderfüße auf den Vordermann stellen.

Unter diesen sechs Elefanten spielt der kleinste auch die Rolle des Clown, indem er mit ausgesuchter und studierter Ungeschicklichkeit die Kunststücke der andern nachäfft und ihnen boshafte Streiche spielt. Während z. B. alle Elefanten sich niederlegen und totstellen und sich Master Sam Lokart auf den Kopf des größten setzt, erhebt sich hinter dessen Rücken der kleinste und ahmt solches auf dem Kopf seines Nachbars nach, was von letzterem durch leises Grunzen mißbilligt wird. Sobald Sam Lokart den Kopf wendet, flieht der kleine in komischer Eile und legt sich schnell wieder an seinen Platz. Ferner ergreift der kleine Spaßmacher während des Tanzes plötzlich den Schwanz seines Vordermannes und dreht ihn wie dessen Drehorgelkurbel. Der eifrige Musikant läßt sich zwar in seiner Kunstbeschäftigung nicht stören, stößt aber ein zorniges Brummen aus, welches Master Lokart veranlaßt, nach der Ursache zu sehen und den Kopf zu wenden; der kleine aber läßt sofort die improvisierte Drehorgel fahren, um seine Ballettbewegungen mit der unschuldigsten Miene wieder aufzunehmen. Bei der Mahlzeit hat der kleine Clown die Aufgabe, seine größeren Kameraden zu bedienen; er bietet ihnen wohl die vollen Schüsseln an, nimmt sie aber wieder vor deren Nasen — will sagen Rüsseln — weg, um sie in größter Hast und unbekümmert um das Geschrei der Betrogenen in gebückter Stellung aufzuzehren.

Dieser kleine Hanswurst scheint sich in seiner Rolle sehr zu gefallen und der komischen Streiche bewußt zu sein, denn stets weiß er den richtigen Augenblick zu treffen, um seine Gefährten ungestraft zu foppen und das Lachen der Zuschauer zu erregen.

Diese Verschmitztheit liegt übrigens auch im Charakter des Elefanten, von welcher neben Beispielen seines Edelmutes viele Hindugeschichten erzählen und davon ihr schon oft gelesen haben werdet. Ein derartiger Fall ereignete sich auch in einem großen Tiergarten, als jemand einen Elefanten geneckt hatte und dieser aus dem Rüssel seinen Peiniger mit einem dichten Strahle kalten Wassers abfertigte. Nicht immer läuft es aber so harmlos ab. Ein andrer Elefant drückte den ihm verhaßten Wärter bei der Ausführung eines Kunststückes unvermerkt so an die Wand, daß der Wärter tot vom Platze getragen wurde. Die Geschichte von dem Elefanten in Kairo, der von einem Schneider im Vorübergehen mit der Nadel geritzt, von dem Tier dafür aber später ganz empfindlich bestraft wurde, ist euch ja genugsam bekannt. Es sind eben kluge, doch auch rachsüchtige Tiere, diese Elefanten.

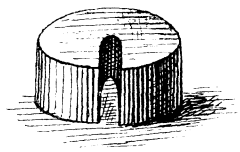
Habt ihr einmal Gelegenheit, den Cirkus Sam Lokart zu sehen, so versäumt solches nicht, und ergötzet euch an den Kunststücken dieser wohldressierten Dickhäuter.

Chemische Experimente.

IV.

Die chemischen Gerätschaften. Der Sauerstoff.

Vielen unsrer jungen Kameraden, die sich mit chemischen Experimenten zu beschäftigen anfangen, dürfte es schwer fallen, bei der Auswahl der dazu nötigen Apparate und Gerätschaften sogleich die zweckmäßigsten von den minder geeigneten, die notwendigen von den entbehrlichen zu unterscheiden. Die folgende Zusammenstellung von Apparaten, welche zur Ausführung chemischer Arbeiten durchaus erforderlich sind, wird daher gewiß vielen willkommen sein.



Chemische Experimente. Fig. 14. Kork zum Füllen von Flaschen mit Gas.

1 Weingeistlampe, oder wenn Leuchtgas zur Verfügung steht, eine Bunsensche Gaslampe.

1 Satz Bechergläser à 5 Stück.

1 Dreifuß von Eisen zum Aufsetzen der Schalen, Kochflaschen u. s. w., welche man über der Weingeist- oder Gaslampe erhitzen will.

2 Drahtdreiecke aus Eisendraht.

1 Drahtnetz von Eisen oder Messing.

1 Filtriergestell von Holz für 2 Trichter.

½ m Gummischlauch.

Einige Glasröhren und Glasstücke. Letztere werden mit einer dreikantigen Feile in Stücke verschiedener Länge zerschnitten und an den Enden über der Weingeistlampe rundgeschmolzen.

4 Kochflaschen à 60, 125, 250 und 500 g Inhalt.

1 Gestell mit 12 Probierröhrchen.

1 Spritzflasche von 400—500 g Inhalt.

2 Berliner Schmelztiegel à 8 und 15 g Inhalt.

1 Tiegelzange aus Eisen oder Messing.

3 Trichter von Glas, à 40, 50 und 80 mm Durchmesser.

6 Uhrgläser à 37 und 50 mm.

3 Abdampfschalen von Porzellan, à 30, 60 und 90 g.

1 Mörser (Reibschale) von Porzellan mit Ausguß. Sein Durchmesser sei etwa 65 mm.

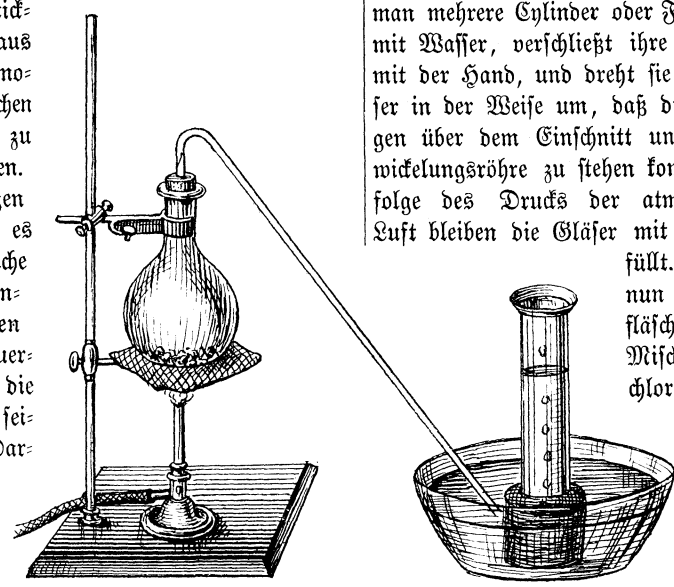
1 Satz à 6 Stück Korkbohrer, aus gezogenem Messing.

1 Korkfeile, sogen. Rattenschwanz.

Aus dem Vorhergehenden wissen wir bereits, daß der Chemiker, mit „einfache Stoffe" oder „Elemente" diejenigen Körper bezeichnet, welche sich durch die jetzigen zu Gebote stehenden Mittel nicht in andre Stoffe zerlegen lassen. Noch Anfang dieses Jahres (1889) glaubte man das Nickel unter die Elemente zählen zu dürfen, bis A. Krüß in diesem die Anwesenheit eines zweiten, bis jetzt nicht bekannten Elementes nachwies. Man kennt bis jetzt 68 einfache Stoffe, von denen jedoch etwa die Hälfte in der Natur nur höchst selten vorkommt. Von allen Elementen ist der

Sauerstoff

in der Natur am verbreitetsten und zugleich derjenige Körper, welcher die größte Anzahl von wichtigen Verbindungen eingeht. Die Atmosphäre, die Luft, welche die starre und flüssige Masse unsres Planeten umgibt, besteht nahezu aus einem Gemenge von ⅕ Sauerstoffgas und ⅘ Stickstoffgas. Ferner ist der Sauerstoff ein Bestandteil des Wassers, das eine chemische Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff ist und fast aller Gebirgsarten und Erden, aus denen die Erdrinde besteht. Trotz der großen Verbreitung des Sauerstoffs hat man bis jetzt kein Mittel gefunden, ihn unmittelbar, frei von Stickstoff, aus der atmosphärischen Luft zu isolieren. Dagegen gibt es zahlreiche Verbindungen des Sauerstoffs, die sich zu feiner Darstellung eignen. Im Handel findet sich unter dem Namen chlorsaures Kali ein Salz, welches aus Chlorsäure und aus Kaliumoxyd besteht. Die Chlorsäure selbst ist eine Verbindung von Chlor mit Sauerstoff. Durch Einwirkung der Hitze wird das chlorsaure Kali leicht zerstört, wobei aller darin enthaltener Sauerstoff gasförmig entweicht und eine Verbindung von Kalium mit Chlor, das Chlorkalium, zurückbleibt. Will man Sauerstoffgas darstellen, so reibe man das chlorsaure Kali in einem reinen, trokkenen Porzellanmörser zu einem feinen Pulver und mische es mittels einer Federpose auf einem Bogen Schreibpapier mit der gleichen Gewichtmenge fein gepulverten Braunstein. Das schwarze Gemisch bringt man in ein vorher ausgetrocknetes Kochfläschchen, befestigt im Halse desselben eine Gasleitungsröhre und stellt übrigens den Apparat zusammen, wie es Fig. 15 zeigt. Schon bei mäßigem Erhitzen erfolgt lebhafte Entwickelung von Sauerstoffgas, so daß die Temperatur sorgfältig reguliert werden muß, damit der Gasstrom nicht zu heftig wird. Das Gas findet keinen andern Ausweg als durch das kurzgebogene Rohr, welches dicht unterhalb des Korkes endet; das äußere Ende des Rohrs ist mit einem Stück Gummischlauch verbunden, in welchem ein zweites Rohr steckt, das in eine mit Wasser gefüllte, sogenannte pneumatische Wanne taucht. Diese besteht aus einer gläsernen oder irdenen Schale (Schüssel), auf deren Boden eine mit Einschnitt versehene Kork- oder Holzscheibe (Fig. 14) als Brücke mittels Siegellack befestigt ist. Will man nun das Sauerstoffgas auffangen, so füllt man mehrere Cylinder oder Flaschen ganz mit Wasser, verschließt ihre Oeffnungen mit der Hand, und dreht sie unter Wasser in der Weise um, daß die Mündungen über dem Einschnitt und der Entwickelungsröhre zu stehen kommen. Infolge des Drucks der atmosphärischen Luft bleiben die Gläser mit Wasser gefüllt. Erhitzt man nun das Kochfläschchen mit der Mischung von chlorsaurem Kali und Braunstein, so steigt das Sauerstoffgas in Form von Gasblasen in dem Wasser des Cylinders in die Höhe, sammelt sich im oberen Teil desselben an, gleichzeitig das Wasser verdrängend. Sobald das auf die Brücke der pneumatischen Wanne gestellte Gefäß mit Sauerstoffgas gefüllt ist, wird ein andres an dessen Stelle gesetzt und so fort, so lange noch Gasblasen aufsteigen.

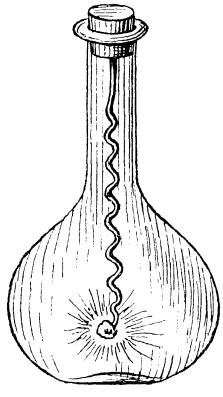


Chemische Experimente. Fig. 15. Darstellung von Sauerstoff aus chlorsaurem Kali und Braunstein.

Alle Körper verbrennen in Sauerstoff weit lebhafter als in atmosphärischer Luft; ein glimmendes Zündhölzchen in eine mit Sauerstoff gefüllte Flasche gesenkt, entzündet sich sogleich und verbrennt mit glänzendem Lichte.

Bringt man in ein rundes, eisernes Löffelchen, das an einem langen Draht befestigt ist, etwas Schwefel, entzündet ihn über der Lampe und senkt ihn dann in eine mit Sauerstoff gefüllte, mehrere Liter fassende Glasflasche, so verbrennt der Schwefel mit blendend blauem Glanze und weit lebhafter als unter gewöhnlichen Umständen (Fig. 16).

Höchst interessant ist die Verbrennung des Eisens in Sauerstoff (Fig. 17). Man schiebt durch einen Kork einen dünnen, ausgeglühten Eisendraht (eine Klaviersaite), dem man vorher durch Wickeln um ein Bleistift die Gestalt einer Spirale gegeben hat, und befestigt an seinem unteren Ende ein Stückchen Feuerschwamm. Zündet man nun letzteren an und taucht den Draht in eine größere, mit Sauerstoff gefüllte Medizinflasche, so fängt zuerst der Feuerschwamm an, lebhaft zu brennen, von diesem überträgt sich das Feuer auf den Eisendraht, der nun unter glänzendweißer Lichtentwicklung und unter Umherschleudern verbrannter Eisenkügelchen bis in die Nähe des Korkes abbrennt. Das Eisen hat sich mit dem Sauerstoff verbunden; es ist ein neuer Körper, Eisenoxyd entstanden.



Chemische Experimente. Fig. 17. Verbrennung von Eisen in Sauerstoff.

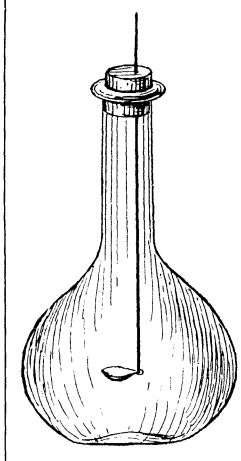
Ein Kunststückchen.

Wie kann man Fragen, Namen, Zahlen u. s. w., die auf einem zusammengelegten Zettel stehen, lesen ohne diesen zu entfalten. Der Künstler bringt eine Anzahl Papierstücke, etwa 8 cm lang und 5 cm breit. Dieselben sind unbeschrieben. Er verteilt sie und bittet die Zuschauer, auf jedes der Stücke eine Frage, einen Namen, eine Zahl oder sonst etwas zu schreiben und die Zettel dann zusammenzufalten. Dann erbittet der Künstler die Zettel zurück und legt sie in einen Hut. Nun nimmt er einen Zettel aus dem Hute, legt ihn an die Stirn und gibt, ohne ihn geöffnet zu haben, an, was darauf steht. Ist es eine Frage, so beantwortet er dieselbe auch. Er legt den Zettel jetzt auf den Tisch und fährt so fort, ab und zu fragend, wer denselben beschrieben hat, worauf dann die Person sich melden wird.

Erklärung. Das Kunststück kann auf mehrfache Weise und zwar ohne Gehilfen ausgeführt werden: der Künstler hat vorher auf ein gleiches Stück Papier eine Frage geschrieben, das Papier zusammengefaltet und unter das Leder, inwendig am Rande des Hutes, gesteckt. Hier bleibt es bis zum Schluß sitzen. Sind die übrigen Zettel eingesammelt, so nimmt er einen derselben, hält ihn vor die Stirn, nennt seine eigene Frage und gibt die Antwort. Nun öffnet er den Zettel, als wolle er sehen, ob er richtig geraten. Dabei liest er diesen Zettel und benutzt das Gelesene für den folgenden u. s. w. Er fragt jetzt auch mitunter, wer den Zettel beschrieben hat. Am Schluß hat er für die letzte Frage seinen eigenen Zettel, den er in den Hut hinabfallen läßt. Sind wenige Zuschauer da, so benutzt man einen Gehilfen.[1] Dieser schreibt auf seinen Zettel eine verabredete Frage und legt ihn auf eine Weise zusammen, daß der Künstler ihn sofort erkennt. Nun benutzt dieser die Frage als erste für einen fremden Zettel und der Zettel des Gehilfen ist der letzte, den er aus dem Hute nimmt.

Fuchs und Glucke.

Ist etwa ein Dutzend gleichaltriger Knaben beisammen, so bietet nachstehendes Spiel viel Vergnügen. Ein Knabe macht den Fuchs, ein andrer die Glucke und die übrigen schließen sich in langer Reihe, einer hinter dem andern, als Küchlein an die Glucke an, indem jeder Hintermann beide Hände auf die Hüften des Vormannes stützt und die Augen aufmerksam auf den von vorn anrückenden Fuchs gerichtet hält. Die Glucke gilt für unverletzlich, und der Fuchs darf immer nur das hinterste Küchlein rauben, was ihm auf jede Weise erschwert wird, indem die Glucke sich ihm fortwährend entgegenwirft und die in langer Kette mit ihr verbundenen Küchlein sich den seitwärts ausgeführten Angriffen des Fuchses durch Ausweichen nach der entgegengesetzten Seite zu entziehen suchen. Je länger die Kette ist, desto leichter wird es dem Fuchs, die unaufhörlich zu großen Bogen gezwungenen äußersten Glieder zu ermüden und eins nach dem andern loszureißen, welche er einzeln nach seinem Bau schaffen muß. Hat er die ermatteten Küchlein sämtlich geraubt, so ist das Spiel beendet und kann nach Wahl eines andern Fuchses fortgesetzt werden.



Chemische Experimente. Fig. 16. Verbrennung von Schwefel in Sauerstoff.

Rätsel.

Notwendig ist es, o glaubt es mir,
Euch allen, ihr Schüler, zum Leben,
Doch wenn ihm sein Haupt zu Füßen liegt,
Da wird's euch zum Aufsatz gegeben.

Logogriph.

Max und Hans, die bösen Knaben,
Heute es zerschlagen haben;
Flugs verwandelt' da, o sieh!
Sich's in das mit r statt i.

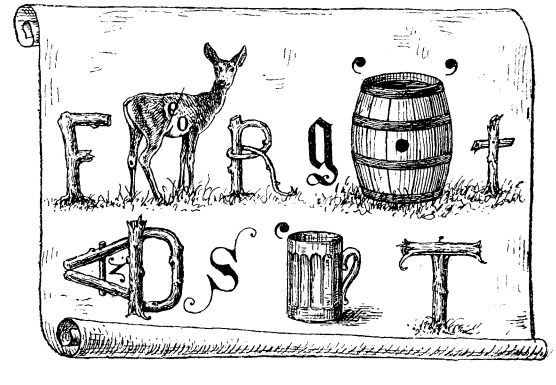
Auflösung des Reimrätsels in Nr. 22.

„Pregel, Egel, Regel, Tegel, Hegel."
(Perth.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 22.

„Harzig herzig."

Bilderrätsel.



Fragen und Antworten.

Münzensammler in **Magdeburg.** Die Frage, welches die besten Bücher über Numismatik und Wappenkunde sind, ist wohl nicht wörtlich zu nehmen, denn die „besten" sind auch geradezu unerschwinglich teuer, wie z. B. der neue Siebmacher (Wappenbuch). Ueberhaupt möchten wir abraten, das Augenmerk auf ein allumfassendes Werk über Münz- oder Wappenkunde zu richten; Bücher über die bekannteren und beliebteren Zweige sind leichter zu beschaffen. Für viele Münzsammler ist ausreichend: C. Schwalbach, Die neuesten deutschen Münzen unter Thalergröße vor Einführung des Reichsgeldes. Mit 262 Lichtdruckabbildungen. Leipzig 1879. Preis 7 Mark. — Ferner sei empfohlen: O. Kowatsch, Wappenbüchlein zur Erklärung der auf den neuesten deutschen Goldstücken vergangener Währung vorkommenden Schilde und Kleinode. Leipzig 1886. Preis 70 Pfg. — Für Sammler deutscher und ausländischer Münzen ist von Wert ein (nicht eigentlich numismatisches) Buch: Das Münzenbuch oder die im Weltverkehr kursierenden, gängigsten Gold- und Silbermünzen aller Welttheile und Staaten in natürlicher Größe und Zeichnung. (2436 Stück.) Bremerhaven 1868. Preis antiquarisch etwa 2 Mark. — Dem Anfänger nützt auch wohl: Falke, Einleitung in die Numismatik, 1882. — Wir bringen übrigens über das Münzsammeln bald einen umfassenden Aufsatz, aus dem Du manches lernen wirst. Freundlichen Gruß!

Max Ph. Dein Vorname entstammt dem Lateinischen: Max, Maximilian = der Größeste, Allergrößeste. Mach Deinem Namen viel Ehre.

Richard N. in **G.** Du schreibst: „Der Hobble-Frank muß ein großartiger Kerl sein." Das ist er auch, lieber Freund, das sollst Du bald erfahren — nicht lange dauert's mehr, dann wird das schneidige Männchen wieder seine Büchse auf den Rücken nehmen, seinen Sarraß umschnallen und mit uns gen Westen ziehen. Heidi! da soll's aber mal rumoren. Und das Gedicht, das Du gemacht hast, das soll der „Gute Kamerad" drucken? Gern thut er's nicht, da es eine Schmeichelei enthält, aber da Du darauf bestehst, und da er gerade heute seinen Geburtstag hat, sei's darum:

Was ist's das wohl jeder Knabe begehrt
Und keiner, der was von ihm weiß, entbehrt?
So fragte schon mancher von fern und nah,
Und es ertönt als Antwort ein lustig Hurra!
„Es ist unser ‚Guter Kamerad'
Der tausend und tausend Freunde hat."
Hoch lebe der Mann, der damit uns erbaut,
Hoch! Hoch und Hurra! so rufen wir laut,
Es bleib uns noch lange erhalten,
Sein fürsorglich mühevoll Walten.

Er thut's gern, liebe Kameraden, und sein größter Stolz wird sein, wenn ihr dereinst als erwachsene Männer sagen werdet: „Ja, er war uns als Jungens wirklich ein ‚Guter Kamerad!'" Prost!!

Mäxchen. Wie oft schreibst Du uns das schon? Dir ergeht es bald wie dem Vogel-Nazi, der uns nun schon zum Xtenmal die Geschichte seines Examens und die Frage berichtet: Warum d' Vögel Federn haben. Bezähme Dich, Mäxchen!

B. B. in **M.** Da müßten wir, wenn wir richtig raten sollen, den Apparat in Augenschein nehmen und das Verfahren durch einen Versuch erproben. Wende Dich an den Fabrikanten, der ihn gebaut hat.

Robert in **Innsbruck.** Schwesterchen soll Dir ihr Leibblatt „Das Kränzchen" auf eine kleine Weile überlassen. Darin stehen eine ganze Anzahl solcher Anleitungen.

Carl H. in **C.** Die gewünschten Auskünfte erteilt das Rektorat der Anstalt. Unires Wissens erfolgt der Eintritt in das Friedrich-Wilhelmsinstitut zu Berlin nach bestandenem Maturitätsexamen. Der Eleve erhält einen kleinen Gehalt, freie Wohnung, Holz und Licht und die volle Ausbildung. Dafür verpflichtet er sich, nach erfolgter Approbation acht Jahre als Assistenzarzt in der Armee zu dienen.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Echte Briefmarken! Billig; 5 Aegypt. 20 Pf 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kay 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic. 40 Pf 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß 25 Pf 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr. 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

Militär-Vorbereitungs-Anstalt

zu Görlitz, Wilhelmsplatz 2.

Staatlich konzessioniert. Vorbereitung sichre auf Grund zwölfjähriger Erfahrung zum Fähnrichs-, Primaner- u. Freiwilligen-Examen, sowie für die oberen Klassen des Gymnasiums und Kadettenkorps. — Prospekte und Referenzen durch den Dirigenten **G. Brink.**

Susette Köpke, Ludwigslust, M.-S.

empfiehlt ihre Anstalt für

geistig zurückgebliebene Kinder.

Refer.: Pastor **Dr. Krabbe, Ludwigslust,** **Dr. med. Willemer, Ludwigslust,** Konf.-Rat **Dr. Dibelius, Dresden, Dr. med. C. Molwo, Lübeck.**

In allen Buchhandlungen ist vorrätig:

Unterrichtshefte

für den gesamten Maschinenbau u. die ihm verwandten Geschäftszweige.

Mit zahlreichen in Farben ausgeführten Konstruktionszeichnungen und vielen Hunderten in den Text gedruckten Holzschnitten.

Herausgegeben von

C. G. Weitzel,

Direktor des Technikum Mittweida.

Dritte Auflage. — 1. Lieferung à 50 Pfg.

Jeder strebsame Arbeiter der Maschinenbranche findet in Weitzels Unterrichtsheften das beste Mittel, seine technischen Kenntnisse zu erweitern, desgl. sind dieselben für Schüler technischer Schulen das beste Hilfs- und Nachschlagebuch.

Leipzig 1890. **Moritz Schäfer.**

Staatlich konzessioniert. **Militär-** Begründet 1878.

Vorbildungs-Anstalt.

Dr. Guillemain. Berlin W., Bülowstr. 87.

Die neuen Kurse beginnen am **7. Oktober.** Prospekte durch den Dirigenten.

In m. **Familienpensionat** können z. Ost. 2 einige Knaben, w. d. hies. evang. luth. Gymnasium besuchen sollen, Aufn. finden. **Eule,** Pastor em., **Eisenberg** SA.

Wirtschaftseleven oder Volontäre (können Jagdfreunde sein) finden hier, größere intensive Wirtschaft, unter meiner Leitung angenehme Aufnahme. — Pension p. a. Mk. 1000. **Poblotz** b. **Zezenow,** Pomm. **Witt,** Administrator.

Für meine **Buchhandlung** suche ich zu mög- lichst bal- digem Eintritte einen **Lehrling.**

Rudolstadt i. Th. K. Keil.

Nicht versetzte, zurückgebliebene, e. beständig. Aufsicht bedürftige Schüler werden in m. **Erziehungsanstalt** ausgebild. u. f. höhere Klassen vorbereitet.

Dir. **H. Büchler, Rastatt.**

In einem Landpfarrhaus, in gesunder und schöner Gegend im Walde gelegen, wünscht man einen od. mehrere Knaben v. 9—12 Jahr in Pension zu nehmen. **P. Kratzenstein, Stülpe** bei Luckenwalde.

Gute Pension

für Schüler und Waisenkinder. Schularbeiten stehen unter Kontrolle des Herrn Dr. phil. **Voigt.** Beste Referenzen.

Dresden-A., Portikusstr. 1 a, III.

Ich versende direkt von meiner sehr beliebten, von hohen Behörden begutachteten und empfohlenen

Kopier-, Kanzlei- u. Schultinte

2 Originalfl., à 1 Liter, inkl. Kiste franko nach allen Poststationen für **3 Mk.** gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages.

Richard Lange, Braunschweig, Tinten-Fabrik.

Vorbereitungskursus

für die **Postgehülfen-** und

Eisenbahnaspirantenprüfung

in **Waren (Mecklenburg).**

Vorbedingungen: Kenntnisse eines Schülers, der eine gute Volks- (Bürger-) Schule durchgemacht oder drei Jahre eine höhere Lehranstalt mit Erfolg besucht hat.

Dauer des Kursus: 1 Jahr. Beginn am 10. April d. J. Bahnverbindung nach fünf Richtungen (Berlin, Stettin, Hamburg, Rostock, Schwerin 2c.). Näheres durch ***Dr. Sander,*** Gymnasiallehrer.

In der Familie eines Gymnasiallehrers, die 6 Pensionäre aufnimmt, sind durch Abgang von Abiturienten Ostern zwei Plätze frei. Schönste Gegend Schlesiens. Näheres durch **v. U., Jena,** Jüdengraben 3, part.

Zu Ostern finden einige **Knaben,** welche hies. höh. Lehranst. bes. sollen, bei mir freundl. Aufnahme. Schon früher 18 Jahre in gleicher Thätigkeit, sichere ich auch jetzt gewissenh. sorgfält. geistige u. körperl. Pflege zu. Güt. Anmeld. an **H.** verw. Prof. **Löbe, Altenburg,** Wilhelmstr. 1, part.

Junge Herren, welche in **Lausanne** studieren wollen, finden billige Pension und ländlichen Aufenthalt bei Fr. Pfarrerswittwe **Boehmer,** Villa petite Borde, nahe der Akademie.

Beste Referenzen.

Unsre Soldaten! 50 Darstellungen versch. Truppenteile des Deutschen Reichsheeres. — Infanterie. — Kavallerie. — Artillerie. — Unter diesem Titel haben wir eine **Mappe mit Militärbildern** (Format 25:33 cm) aus dem Werke „Das Deutsche Reichsheer" zusammengestellt. Die Bilder sind in 14 farbigem Aquarelldruck prachtvoll ausgeführt. Die Zeichnungen sind künstlerisch und die Darstellung der Uniformierung ist zuverlässig treu. **Gegen Einsendung von Mk. 3,20 liefern wir die Militärmappe überallhin franko.**

Berlin NW., Mittelstraße 63.

H. Toussaint & Cie.

Pädagogium Lähn

b. Hirschberg in Schles., langbewährte Erziehungsanstalt, gewährt in **kleinen Klassen (gymnas. u. real., Sexta bis Prima)** gewissenh. Pflege u. Ausbildung. Prospekt kostenfrei. Oberlehrer **Lange. Dr. Hartung.**

A. v. H. Das hast Du brav gemacht! Werden die hübsche Arbeit den Kameraden gelegentlich mitteilen.

J. B. — **Karl G.** in **C.** — **Schlangenmensch.** Die bezeichneten Apparate sind uns nicht bekannt. Derlei ist oft nur zum Kopieren, nicht aber zu Aufnahmen eingerichtet. Kostet ein Apparat für Aufnahmen unter 20 Mark, so kann das unmöglich was Gutes sein. — Karl = der Starke, Kraftvolle; Laura = die Lorbeerbekränzte.

R. G. in **Naumburg.** Stempelfarbe bekommst Du in jeder Schreibmaterialienhandlung zu kaufen.

D. R. aus **M.** Freund, Du fragst viel. Wer soll alle diese Gedichte kennen!

Henry M . . . . in **F.** Wenn Du einmal ein berühmter Mann bist, dann wirst Du uns sehr interessante Beschreibungen dedicieren. Darauf freut sich der „Gute Kamerad" schon jetzt — er wird Dich dereinst beim Wort nehmen.

A. K. in **Berlin.** Unter der Bezeichnung (Perpetuum mobile) versteht man einen sich unaufhörlich fortbewegenden Körper, einen Apparat, der die Bewegungshindernisse aus eigener Kraft überwindet, also eine Unmöglichkeit. Willst Du's dennoch erfinden?

Eugen v. M. Bravo! Ein flotter Bursche von der deutschen Flotte. Den jungen Seebären kleben wir in Karlchens Mappe, um ihn gelegentlich wieder hervorzuholen. Freundlichen Gruß!

Ernst G. in **Teschen.** Du hast doch schon gefunden, daß wir Deinem Wunsche entsprochen haben? Werden noch mehr so Hexereien loslassen.

Richard Schuppenhauer, Obertertianer in **Stargard** fragt: wo der naturwissenschaftliche und der elektrotechnische Verein, von denen an dieser Stelle schon die Rede war, ihre Sitze haben. Bittet um Adresse.

A. F. in **R.** Freilich kann man das, es gibt doch genug Teichfische. Ueber die unerläßlichen Bedingungen orientiere Dich durch die Fachlitteratur, die Dir Dein Buchhändler gern namhaft macht.

Aus **Ribnitz** sendet uns ein Kamerad einen sehr interessanten Beitrag zur Naturgeschichte der Ameisen. „Den vielen Beobachtungen, welche in Naturgeschichtsbüchern angeführt werden, um den Verstand bei den Ameisen nachzuweisen, möchte ich eine Beobachtung anreihen, die vielleicht wert ist, in unsrem Leibblatte zum Abdruck zu kommen und vielleicht manchen meiner Kameraden interessieren wird. Im April vorigen Jahres fand ich in einem Graben am Waldesrande einen zerstörten Ameisenhaufen, welcher mit seinem Fuße auf der Grabensohle gestanden hatte und dessen eine Seite gegen die Böschung des Grabens gelehnt gewesen war. Durch die Zerstörung, die vielleicht von dem Fußtritte eines mutwilligen Jungen herrührte, war eine nach der Grabensohle hin steil abfallende Wand entstanden. Es war jetzt also Aufgabe der Ameisen, ihr künftiges Heim rasch wiederherzustellen. Um dies schnell und sicher zu erreichen, verfuhren die klugen Tiere in folgender Weise: Sie teilten sich in zwei Abteilungen, deren eine sich oben am Rande des Grabens und deren andre sich unten auf der Grabensohle aufhielt. Mit eiliger Hast schleppte nun die obere Abteilung Tannennadeln, Grashalme und kleine Holzstückchen aus dem nahen Walde herbei, um dieselben vom oberen Teile des Grabens aus den unten harrenden Gefährten zuzuwerfen. Diese ergriffen sogleich alles ihnen Zugeworfene, um damit ihr künstliches Haus zu erbauen. A. N." — Schönsten Dank und freundlichen Gruß!

P. K. in **Eisenach.** Ein vorzügliches Buch zum Erlernen der Chemie ist „Stöckhardt, Schule der Chemie". Jede Buchhandlung kann Dir das Werk zum Preise von M. 6,50 besorgen.

J. J. in **B.** Laß Dich von Deiner Buchhandlung beraten. Es gibt botanische Werke zum Preise von zwei Mark an aufwärts bis zu 200 Mark. Es fragt sich, ob Du ein Lehrbuch oder ein umfassendes Werk mit Atlas haben willst, welche Flora u. s. w. Dein Buchhändler wird Dir gerne zu Diensten stehen, auf Wunsch die Werke auch zur Ansicht vorlegen.

Max und Moritz. Eine photogr. Linse für Plattengröße 12 × 16 cm hat 42 mm Durchmesser und circa 17 cm Brennweite und kostet ohne Fassung M. 5. — mit Messingfassung und Blenden M. 9. —

W. Janesch: Lachtauben füttert man mit allerlei kleinen Sämereien, vornehmlich aber mit Hirse, Kanariensamen, dazu ein wenig Hanf und zur Abwechselung etwas kleinkörniges Getreide: Weizen, Roggen, selbst Buchweizen, Linsen, Wicken u. a., zuweilen auch ein wenig Mohnsamen, dann ferner vom zeitigen Frühjahr bis zum Spätherbst etwas Grünkraut, besonders Vogelmiere und zur Aufzucht der Jungen Zugabe von Ameisenpuppen, letztere entweder frisch oder angequellt. Zum Nisten wird eine flache hölzerne Schale, vielleicht ein Holzteller oder ein geeigneter Strohkorb geboten. Nähere Anleitung zur Behandlung während des Nistens ist in dem oft genannten „Handbuch für Vogelliebhaber" von Dr. Karl Ruß zu finden.

Kamerad W. Flothmann in **Kettwig.** Besten Dank für Deinen Beitrag, den wir gern hier wiedergeben. Du schreibst: „Im Anschluß an Deinen Artikel ‚Chemische Experimente' möchte ich Dir noch eine bequemere Art des Filtrierens mitteilen, wobei wenigstens das Nachfüllen wegfällt. Man befestigt in diesem Falle die Flasche an dem Stativ mit dem Hals nach unten, daß die Oeffnung in den Trichter zu stehen kommt; soweit letztere in denselben hineingesenkt wird, soviel Flüssigkeit wird auch im Trichter sein. Das Nachschütten fällt also weg und man kann während der Zeit ruhig andre Arbeiten vornehmen. Vielleicht ist dieser Wink einigen Kameraden willkommen!"

Tauschmarkt.

Briefmarken tauschen: Gust. Bergner in Bergedorf b. Hamburg. J. Schuhmacher in Innsbruck, Museumstr. 4. (Emmissionen vor 1862). Oskar Busch in Riga (Rußl.), Pauluccistr. 6. Ernest A. Westermann, Englisches Viertel 24 in Hottingen-Zürich (gibt Siegel und Münzen). A. Witt in Mitau, Curland. Otto Wehrhahn in Hamburg, Papenhuderstr. 13 (hat Chile). Herm. Schröder in Guttenberg, Jowa, U. S. A. (hat Amerika 1890). Otto Franke und Franz Schwalbe in Jüdewein-Pöznek, Thüringen. Friedr. Petřina in Prag, Nikolandergasse 10. Joh. Bergner in Merseburg, Dammstr. 30. Herm. Gohn in Broos (Siebenbürgen) Herrenstr. 54. Walter Plenk in Wien I. Rathausstraße 21. Ernst van der Zypen in Mülheim a. Rhein b. Köln (sucht auch Münzen und ausländische Schmetterlinge, gibt dagegen zwei schöne Eichhörnchen und Bücher). C. Finger, pr. Adr. L. Kämmerer in Greifenberg i. Pommern. Egon Kunhardt in Hamburg, Harvestehude, Sophien-Terasse 19 (sucht Helena, Samoa, Tunis). Walther von Thull in Brünn, Jesuitengasse 6. Edgar Simon in Basel, Züricherstr. 13 (hat Schweden, sucht Niederl. und Tauschverb. nach Konstantinopel).

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken bitten um Einsendung von Dubletten: Friedr. Arvay in Graz, Glacisstr. 65 II. Franz Weidert in Hanau a. M., Neue Anlage 15. Ad. Bayer in Ansbach, Karolinenstr. D 326. Gust. Kornherr in Linz, Bischofstr. 3 I. Ernst Schranzhofer in Wien, III. Wassergasse 26. Max Grüters in Crefeld, Luisengasse 86. Ad. Kančič in Triest, St. Spiridionstr. 10. (Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel). Erich Stuerz in Breslau, Schweidnitzerstadtgraben 23 III. G. Kramer in Hamburg, Hansaplatz 13 I.

Eugen von Maltitz (in?) tauscht ca. 500 Druckelettern gegen Schmetterlinge u. a.

Vertausche einen elektrischen Motor gegen eine größere Dampfmaschine. Georg Freße in Kassel, Orleansstraße 17.

Habe 50 römische Münzen (nicht alle verschieden) und 160 verschiedene Briefmarken gegen eine Schneckenhäusersammlung umzutauschen. Franz Rötzer in Budapest V, große Kronengasse 14 II.

F. W. Geelen in **Aachen, Hotel Nuellens,** sucht eine möglichst große Menge Postkarten, auch Deutschland und Oesterreich. Gibt dafür seltene Briefmarken.

Emil Grüber Fr. Sohn, Lösenbach zu Brügge i. W., hat zwei Druckerpressen mit je 80 und 485 Lettern zu vertauschen.

Kameraden! Ich sammle Münzen und gebe dafür Briefmarken, Ganzsachen, einen Induktionsapparat, Bücher u. s. w. Christian Horstmann in Berne, Großherzogtum Oldenburg.

Alfred Haueisen in **Stuttgart, Reinsburgstraße 7,** tauscht eine Camera obscura gegen eine Dampfmaschine.

Rob. Stepic im K. K. Gymnasium in Cilli, Steiermark, vertauscht sein Herbarium, am liebsten gegen Marken.

Fritz Bade, Realschüler in **Marburg, Steiermark,** wünscht mit einem Kameraden in China oder Rußland in Korrespondenz zu treten.

Fritz Mann in **Crossen a. O., Schloß,** gibt für eine Doppelkassette in Plattengröße 13 × 18 cm eine alte Münze von Polen.

Das Ausnehmen der Raubvogelnester in den Alpen.

Arno Staberow in **Dortmund, Heiliger-Weg Nr. 7,** sammelt zu einem wohlthätigen Zweck Briefmarken und bittet, ihm solche vor dem 1. Juni zu senden.

Hans Pichler in **Wien, I., Stefansplatz 6,** gibt viele schöne Mineralien für ein Paar norwegische Schneeschuhe.

F. Tillmann in **Mülheim a. Rhein, Holwerderstr.,** hat ca. 500 zum Teil sel ene Briefmarken gegen eine Sammlung gut aufgespannter und unlädierter Schmetterlinge zu vertauschen.

Bis Ende März möchte ich 1000 ausländ. Briefmarken haben. Unterstützet mich, Kameraden! Karl Bertols in Triest, Via Benvenuto 2.

Rich. Fröhlich, per Adr. Dr. Fröhlich in **St. Johann a. Saar,** möchte ein selbstverfertigtes Theater (Schreiber) vertauschen. Decorationen zu „Tell" und „Freischütz" 55 Coulissen, 11 Hintergründe 2c.

Tausche Schmetterlinge und Freimarken, Robert Ferber in Hamburg, Großer Fontenay 12, Harvestehude.

Adolf Ammon in **Augsburg, Gartenstr. 9,** möchte mit einem Schmetterlingsfänger in Verbindung treten.

Otto Funkenstein in **Mannheim L. 84,** hat ein fast neues Theater und gibt es gegen einen photograph. Apparat oder eine Druckerpresse.

Phil. Reuter in **Nürnberg, Paniersplatz 9 I,** sucht eine Stirnsche Geheimcamera oder andren photogr. Apparat. Gibt schöne Bücher.

Es geben Briefmarken für andre Gegenstände ab: Emil Gutmann in Wien, I. Elisabethstr. 6 (gegen Münzen). A. von Reitzenstein in Freiburg i. B., Lorettostr. 6 (1 Sachsen 3 Pf. rot und Italien 100 L. grün gegen Terrarientiere). Leo Heller in Teplitz, Giselastr. 29. Raphaël Barbé in Le Visiers Mer, Ille & Vilaine. Eugen Lehner, Präparand in Nürtingen a. N. (gegen Käfer und Schmetterlinge). M. Moser in Hamburg, Hallerstr. 2 I. (5 außerdeutsche für einen Laubfrosch). Siegfried Schwarzschild in München, Kaufingerstr. 7 II. (Mineralien, gestempelte Eisenbahnbillete, Münzen). Ulrich von Sodenstjern in Thorn (Westpr.), Bromberger Vorstadt 131. (50 für ein Paar Rotkehlchen).

Fritz Wolff in **Wien I. Eßlinggasse 9 III,** ersucht infolge einer Wette um eilige Einsendung von Mineralien, gibt für jedes zweite eine seltene überseeische Marke.

Walter Stöhr, Dresden-A., Blochmannstr. 19 IV., hat eine Schiffsdampfmaschine mit Schaufelrädern zu vertauschen, am liebsten gegen Lokomotive, Chemikalien u. drgl.

Rich. Lohde in **Thorn, Bromberger Vorstadt 340 a** gibt für einen guterhaltenen Totenkopf-Schwärmer eine Mineraliensammlung von 50 Ex.

Willy Zimmermann in **Darmstadt, Eichbergerstraße 8,** möchte seinen photograph. Apparat gegen eine Stirnsche Geheim- oder Budcamera oder auch andre Gegenstände vertauschen.

Erich Blankenhorn in **Karlsruhe, Bahnhofstr. 8,** sucht einen gut erhaltenen Laubsägekasten, gibt einen größeren Vogelkäfig.

Viktor Boelke in **Schweidnitz** möchte seine Laterna magica gern dem Kameraden aus Oesterreich, der ihm 12 Bronce- und 50 Silbermünzen dafür bot, abgeben, hat jedoch dessen Adresse verloren.

Liebe Kameraden! Ich bitte euch um Uebersendung eurer Schmetterlingsdubletten, ich kann euch dafür Pflanzen geben. Habe auch eine fast neue Laterna magica mit 15 Bildern abzugeben. Johann Jacobs, Bremen, Bauernstr. Nr. 2.

M. Haurwitz in **Hamburg** dankt Rob. Reimann für gesandte Briefmarken, hat leider seine Adresse verloren.

Paul Kleinsteuber in **Eisenach, Kasernenstr. 15,** hat eine französ. Bibel aus dem Jahre 1731 und Versteinerungen zu vertauschen.

H. Thoms in **Hamburg, Schützenpforte 3,** möchte seine Laterna magica gegen eine Dampfmaschine oder Druckerpresse vertauschen.

Welcher Kamerad in **Wien** wäre geneigt, für eine Reihe interessanter Bücher einen schönen jungen Hund abzugeben. M. Cubak, pr. Adr. Jul. Werner in Wien IX, Lichtensteinstr. 57.

Suche mit deutschen Kameraden an der Nord- und Ostsee zur Vervollständigung meiner Sammlungen in Tauschverbindung zu treten. Franz Glanz in Graz (Steiermark), Schützenhofgasse 13.

Emil Schneider in **Hamburg, Düsternstraße 20,** sucht ein Lehrbuch zum Selbstunterricht in der Stenographie.

Alex. Claassen in **Warschau, Alexanderplatz,** bittet Kameraden um Postkarten mit einigen selbstgemachten Versen; beantwortet alle.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt und das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 24.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

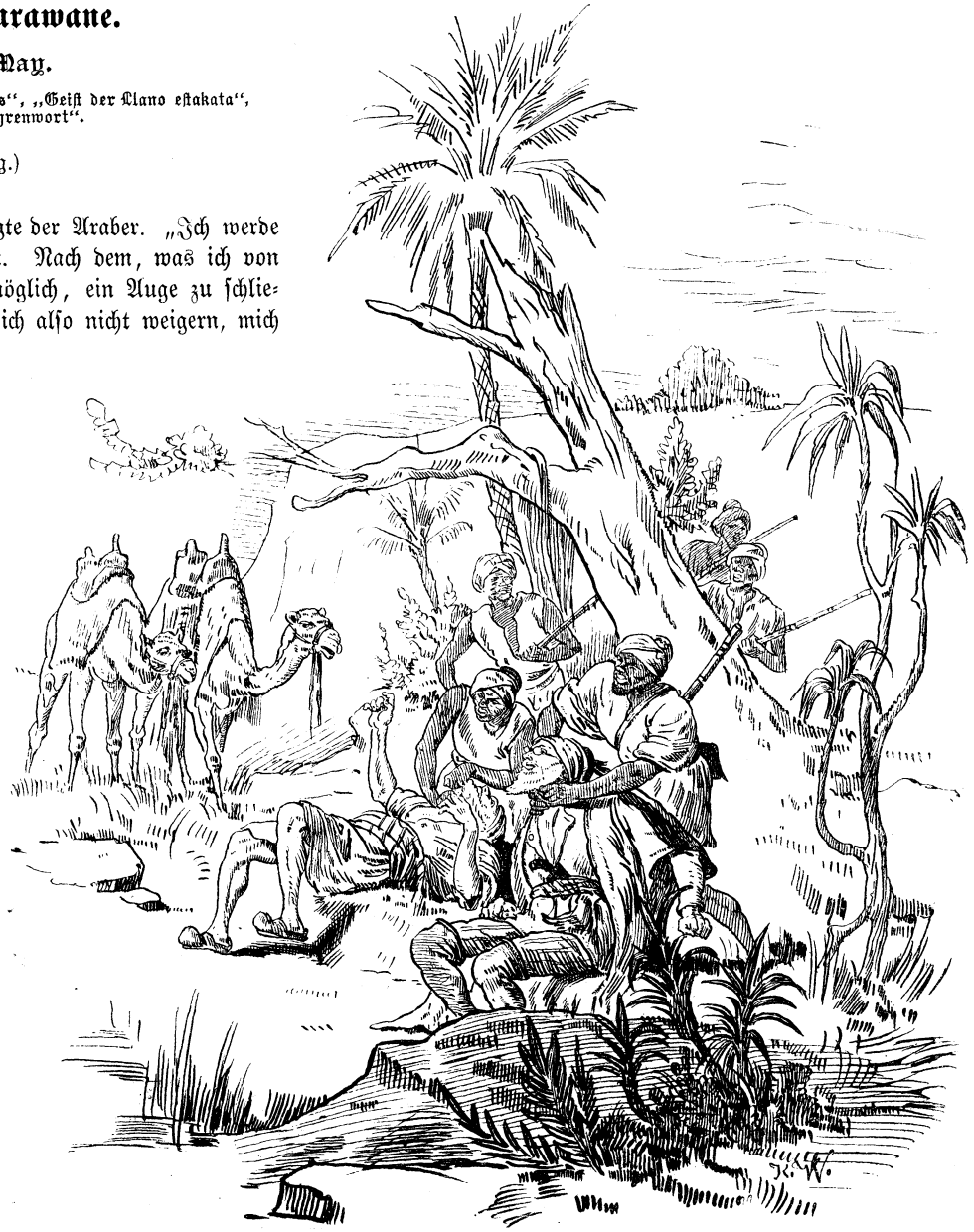
„Schlafe in Allahs Namen!“ sagte der Araber. „Ich werde wachen und dich nicht wecken. Nach dem, was ich von dir erfahren habe, ist es mir unmöglich, ein Auge zu schließen. Du wirst das begreifen und dich also nicht weigern, mich an deiner Seite wachen zu lassen.“

Schwarz sah ein, daß bei dem aufgeregten Manne an Schlaf unmöglich zu denken sei, darum ging er ohne Widerrede auf den Vorschlag ein, wickelte sich fest in seine Decke und schloß die Augen.

Die Nacht verging ohne jedwede Störung von außen her. Der Deutsche wurde nicht geweckt; er erwachte von selbst, als der Moslem bei Tagesanbruch laut seine Morgenandacht verrichtete. Die Feuer glimmten noch, und in der heißen Asche derselben wurden aus dem mitgebrachten Mehle eine Anzahl der landesüblichen Fladen gebacken, welche für den ganzen Tag ausreichten, zudem auch noch ein Stück der gestern gebratenen Gans übrig war.

Während der Araber diese Arbeit verrichtete, fütterte und tränkte Schwarz die Kamele. Dann wurde aufgebrochen.

Dem Elefantenjäger war keineswegs anzusehen, daß er die ganze Nacht nicht geschlafen hatte. Er sah fast jünger aus als gestern



– Die Asaker fielen über die beiden auf das Aeußerste überraschten Männer her. Es gab ein kurzes Ringen und ein Durcheinander von schreienden Stimmen – der Ueberfall war gelungen. –

und behauptete, seit langen Jahren sich nicht so wohl befunden zu haben wie heute. Von so großem Einflusse ist der Gemütszustand eines Menschen auf seinen Körper!

Die beiden waren überzeugt, daß sie die Sklavenjäger um die Mittagszeit einholen würden. Es sollte aber anders kommen. Als sie den Maijeh hinter sich hatten, führte die Fährte, welcher sie folgten, wieder in die Nähe des Flusses. Dort stand ein dichter Wald, welcher zahlreiche Büsche als Vorposten in eine grasreiche Ebene sandte. Zwischen diesen Sträuchern schlängelte sich die Fährte hin.

Hier auf dem verhältnismäßig leichten Boden sah man deutlicher als bisher, aus wie vielen Spuren dieselbe bestand; sie wurde bedeutend breiter. Die vielen Rinder, welche die Brandstifter der Seribah mitgenommen hatten, waren hier, wo die Büsche ihnen Leckereien boten, schwer zusammenzuhalten gewesen.

Die beiden Männer ritten, sich laut unterhaltend, nebeneinander. Sie hatten keine Veranlassung, in dieser vermeintlichen Einsamkeit ihre Stimmen zu dämpfen. Eben hatten sie eine Stelle passiert, an welcher die Büsche enger zusammentraten, und wollten nun auf einen freieren Platz einlenken, als Schwarz, welcher für diese kurze Strecke vorangeritten war, sein Kamel plötzlich mit einem jähen Rucke anhielt, es schnell umlenkte, um wieder hinter das Gesträuch zu kommen, und dabei hastig, aber leise sagte:

„Alle Wetter! Einen Augenblick später, und wir wären entdeckt worden!“

„Von wem?“ fragte Bala Ibn.

„Von Menschen, welche sich da draußen auf der Ebene befinden und ihre Herden weiden.“

„Schwarze?“

„Schwarze und Weiße.“

„Wer könnte das sein?“

„Werden es gleich sehen. Schauen wir uns diese Leute einmal aus dem Verborgenen an!“

Er ließ sein Kamel niederknieen und stieg ab. Der Araber that dasselbe. Hinter dem Gesträuch versteckt, blickten sie hinaus auf die vor ihnen liegende Scene.

Nach rechts hin, also nach West, dehnte sich eine weite, freie Ebene. Links, am Waldesrande, lagerten wohl gegen vierzig Menschen von allen Farben und in den verschiedensten Gewändern. Nahe bei sich hatten sie ihre Gewehre zusammengestellt. Gerade aus und nach rechts hin von den beiden heimlichen Beobachtern weideten zahlreiche Rinder nebst einigen Pferden und Kamelen. Unter den ersten Bäumen des Waldes lagen Waren aufgehäuft. Vielleicht zehn Männer befanden sich draußen vor den weidenden Tieren, um dieselben in Ordnung zu halten und sie zu verhindern, nach der Ebene auszubrechen. Hätte Schwarz sein Tier nur noch wenige Schritte machen lassen, so wäre er von diesen Leuten gesehen worden.“

„Weißt du, wer diese Leute sind?“ fragte er seinen Kameraden.

„Ja,“ nickte dieser.

„Nun?“

„Die zurückgelassene Besatzung der Seribah, welche die letztere verbrannt und geplündert hat.“

„Das vermute ich auch. Aber ich kann nur nicht begreifen, wie diese Menschen es wagen können, sich hier festzusetzen. Ich kann mir überhaupt nicht sagen, aus welchem Grunde sie dieselbe Richtung wie Abd el Mot eingeschlagen haben. Sie müssen ihm doch in die Hände laufen.“

„Oder er ihnen!“ bemerkte der Araber, indem er die Geste des Erstechens machte.

„Wie meinst du das?“

„Ich weiß nicht, ob ich mit meinen Gedanken das Richtige treffe. Ich habe bei den Dschur gehört, daß Abd el Mot bei seinen Untergebenen keine Beliebtheit besitzt, weil er grausam und ungerecht ist. Darum wird die Besatzung von ihm abgefallen sein. Aber außer diesen fünfzig Männern wird es noch viele andre geben, welche ebenso denken wie sie und ebenso wünschen, frei zu werden, wenn sie dabei auch noch einen anderweiten Vorteil finden. Auf diese Gleichgesinnten wird der alte Feldwebel, der Anführer der Empörer, rechnen. Was soll er mit den entführten Gütern und mit den fünfzig Mann thun? Er kann sie nur in dem Falle, daß er eine neue Seribah gründet, recht verwerten, und ich vermute, daß dies auch wirklich seine Absicht ist. Zum Sklavenjagen sind fünfzig Personen viel zu wenig; er muß sich also nach mehr Leuten umsehen. Woher will er sie nehmen, und wo kann er sie leichter finden, als bei seinen bisherigen Kameraden?“

„Da magst du freilich recht haben,“ stimmte Schwarz bei.

„Nur auf diese Weise,“ fuhr der Jäger fort, „läßt es sich erklären, daß er der Spur Abd el Mots gefolgt ist. Er will auf die Rückkehr seiner Gefährten warten und diese veranlassen, zu ihm überzugehen. Die meisten werden dies thun, denn er wird ihnen natürlich einen viel höheren Sold bieten, als sie bisher erhalten haben.“

„Und was wird mit Abd el Mot geschehen?“

„Wahrscheinlich wird man ihn ermorden und sich dabei all seines Eigentums bemächtigen. Bei alledem habe ich natürlich angenommen, daß der Ueberfall von Ombula gelingt.“

„Es ist schrecklich, welche Verhältnisse der Sklavenhandel im Gefolge hat. Der Mensch wird zum Ungeheuer!“

„Das habe ich eingesehen. Also ich bin überzeugt, daß diese Leute hier auf Abd el Mot warten, um ihn zu töten. Aber falls ihnen das gelingt, wird die Strafe auf dem Fuße folgen.“

„Inwiefern?“

„Denke an Abu el Mot, welcher nach zwei Tagen mit über dreihundert Ruehrs auf seiner Seribah ankommen wollte! Er wird dieselbe in Trümmern finden und bei den Dschur erfahren, was geschehen ist. Was wird er darauf thun?“

„Er wird den Empörern nachjagen.“

„Natürlich. Er findet sie hier, wo wir sie sehen, und wird sie alle niedermachen. So zerfleischen sich die Geier untereinander, wofür man Allah doch nur danken kann. Für uns aber ist es nicht angenehm, daß diese Menschen sich hier gelagert haben. Wir dürfen uns von ihnen natürlich nicht sehen lassen und sind also zu einem Umweg gezwungen, welcher viele Zeit erfordert.“

„Das ist leider wahr. Auf unsern Kamelen sind wir weithin sichtbar, zumal heute die Luft von einer außerordentlichen Reinheit ist. Wir müssen eine bedeutende Strecke zurück, um dann draußen auf der freien Ebene einen weiten Bogen zu reiten. Bevor wir die Spur Abd el Mots wieder erreichen, werden drei oder vier Stunden vergangen sein.“

„Weniger nicht. Aber wir können nicht anders. Laß uns aufbrechen, damit wir so wenig wie möglich Zeit verlieren.“

Sie stiegen wieder auf und kehrten so weit, als sie es für erforderlich hielten, zurück; dann ritten sie nach West, um hierauf nach Süden einzubiegen. Auf diese Weise gelangten sie in die offene Ebene, von wo aus sie den Wald, an welchem sich das Lager des Feldwebels befand, als einen dunkeln, langen Strich liegen sahen. Schwarz sah durch sein Fernrohr da hinüber und erkannte die weidenden Tiere und die bei denselben befindlichen Menschen. Mit dem bloßen Auge hätte er sie

nicht erreichen können, also war es gewiß, daß auch er mit dem Araber von dorther nicht bemerkt wurde.

Später mußten die beiden Reiter ihre Richtung ändern, indem sie wieder ostwärts hielten, um auf die verlassene Fährte zurückzukommen. Als sie dieselbe erreichten, waren von dem Augenblicke an, an welchem sie das Lager vor sich gesehen hatten, vier und eine halbe Stunde vergangen; sie befanden sich aber nun höchstens drei Viertelwegsstunden jenseits dieses Lagers und hatten also fast vier volle Stunden verloren.

Dieser Verlust war schwerlich einzubringen. Sie trieben ihre Tiere möglichst an; aber die Kamele waren gleich anfangs schwach gewesen, und die bisherige Anstrengung hatte sie nichts weniger als gekräftigt; sie hörten kaum mehr auf die Töne der Suffarah, welche doch vorher einen so aneifernden Eindruck auf sie gemacht hatte.

Noch im Laufe des Vormittages brach die Fährte plötzlich von ihrer bisherigen Richtung ab und wendete sich fast gerade nach West. Je weiter sie sich vom Flusse entfernte, desto härter und öder wurde das Land, bis sie endlich gar fast eine Stunde lang durch Felsgeröll führte. Es war, als ob man hier einen ganzen Berg in faustgroße Stücke zerschlagen und diese mit großer Gleichmäßigkeit über die weite Fläche verteilt habe.

Dann traten unbestimmte Linien über den Horizont empor. Anstatt des Gerölles gab es wieder Erde, welche aber auch hart und trocken war. Später stieg der Boden allmählich an; leicht geschweifte Berge, welche zur Regenzeit wohl mit Gras bewachsen waren, traten von rechts und links heran. Zwischen ihnen gab es gewundene Thäler, durch welche der Weg führte. Je weiter man kam, desto bestimmter wurden die vorher am Horizonte bemerkten undeutlichen Linien. Der lang gestreckte Raum, den sie abwärts umfaßten, färbte sich erst grau, dann weißlich blau, bis er dunkler und dunkler wurde und dabei immer mehr an Höhe gewann.

„Die Pambisaberge," sagte Bala Ibn, indem er mit der ausgestreckten Hand in die angegebene Richtung deutete.

„An deren Fuß Ombula liegen soll? Weißt du genau, daß sie es sind?"

„Wissen kann ich es nicht, denn ich war noch nicht dort; aber ich vermute es."

„Wie weit meinst du, daß wir noch bis zu diesem Gebirge haben?"

„Vor Abend ist es unmöglich zu erreichen."

„So kommen wir zu spät!"

„Das darfst du nicht denken. Kein Sklavenjäger überfällt ein Dorf am hellen Tage. Man wartet vielmehr am liebsten bis gegen Morgen. Es bleibt uns also Zeit, die Bedrohten zu warnen; wenigstens hoffe ich das."

„So wird Abd el Mot ein verborgenes Lager bezogen haben, in welchem er wartet, bis es Nacht geworden ist."

„Das glaube ich nicht. Die Ghasuah verfährt ganz anders. Du mußt den Umstand berücksichtigen, daß diese Gegend nur spärlich bevölkert ist. Es gibt keine zahlreichen Städte und Dörfer wie in Aegypten und anderswo. Wasser gibt es außer im Nile und in dessen Nähe nur selten, und doch kann ein Dorf nur da existieren, wo Wasser vorhanden ist. Am Flusse wohnen die Neger ungern, weil sie dort den Besuchen der Sklavenhändler mehr ausgesetzt sind. Sie lassen sich also lieber an einsamen Regenbetten oder an fern vom Nile liegenden Maijehs nieder. So wird es auch mit Ombula sein. Der Schech der Dschur sagte mir, daß es in einsamer Gegend, am Fuße der Berge in der Nähe eines großen Sumpfes liege, welcher zur Regenzeit einen mehrere Stunden langen und ebenso breiten See bilde. Eine solche Lage macht es nicht nötig, daß die Sklavenjäger sich vorsichtig verstecken. Sie gehen vielmehr gerade auf ihr Ziel los."

„Aber da werden sie doch bemerkt!"

„Nein, denn so weit nähern sie sich am Tage nicht."

„Wie aber, wenn ihnen Bewohner des Dorfes, welches überfallen werden soll, begegnen?"

„Die läßt man nicht entkommen. Sie werden sofort niedergemacht oder gefesselt; sie können also nicht zurückkehren und die Ihrigen warnen. Die Sklavenjäger ziehen nie in einer kompakten Masse an. Ist man dem betreffenden Orte auf eine halbe Tagereise nahe gekommen, so werden die geschicktesten Leute als Späher vorangesandt. Ihnen folgen andre, welche sich zerstreuen und eine Kette bilden, durch welche kein Feind schlüpfen kann. So umringt man von weitem das betreffende Negerdorf, ohne daß die Bewohner desselben es ahnen, und des Nachts wird der Ueberfall ausgeführt. Dieser geschieht meist so, daß die das Dorf umschließende Dornenhecke an vielen Stellen angebrannt wird. Sie steht sehr bald rundum in Flammen. Die Bewohner erwachen; sie können nicht entkommen, weil sie umringt sind. Wer von ihnen sich zur Wehr setzt, wird niedergeschossen. Ueberhaupt werden gewöhnlich alle Männer getötet, weil sie sich selten in ihr Schicksal fügen und also den Transport erschweren. Auch die älteren Frauen werden erschlagen, weil niemand sie kauft. Die Knaben, Mädchen und jungen Frauen bilden die erwünschte Beute. Auch die Herden sind hoch willkommen. Es kommt vor, daß man schon auf dem Rückwege nach der Seribah die erbeuteten Leute verkauft oder gegen Elfenbein vertauscht. Geht der Zug durch das Gebiet eines Stammes, welcher das Fleisch der Menschen demjenigen der Tiere vorzieht, so schlachten die Sklavenjäger die fettesten der erbeuteten Neger und verhandeln sie an die Menschenfresser."

„Herrgott! Ist so etwas denn möglich?"

„Möglich? Herr, es ist wirklich und kommt sehr häufig vor. An den Zuflüssen des Bahr el Abiad und weiter nach Süd und West gibt es genug Völkerschaften, denen Menschenfleisch die größte Delikatesse ist. Ich kenne einen Häuptling, welcher versicherte, daß nichts besser schmecke als die innere Fläche einer gebratenen Menschenhand. Er führte mit den benachbarten Völkern Krieg, nur um Gefangene zu machen, welche geschlachtet wurden; auch seine eigenen Toten und Schwerverwundeten wurden verzehrt. Die Hände derselben wurden ihm abgeliefert; die übrigen Körperteile überließ er seinen Untergebenen. Ich sprach mit einem Sklavenhändler, welcher behauptete, daß in Afrika die Menschenjagd täglich wenigstens sechstausend Opfer fordere, was für jedes Jahr weit über zwei Millionen ergibt. Dieser Mann kannte das Geschäft und hat mit dieser Schätzung sicher nicht zu hoch gegriffen. Ebrid Ben Lassa, jener Halunke, welcher meinen Sohn raubte, erzählte uns, daß er nur am Bahr Kuta jage; er hatte also nur ein kleines Gebiet, und doch behauptete er, jährlich über tausend Sklaven zu fangen. Dazu kommen gewiß ebensoviele andre, welche dabei getötet werden."

„Woher war dieser Mensch eigentlich?"

„Aus Bagirmi."

„Hast du dort nach ihm gesucht?"

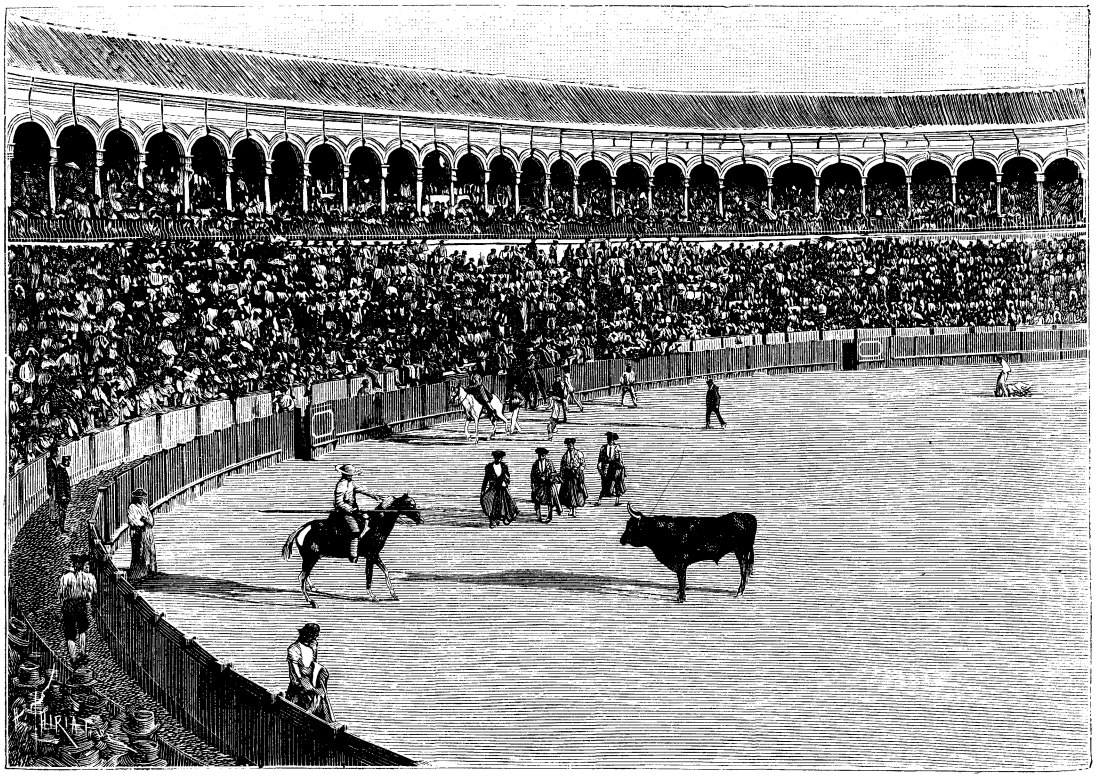
„Natürlich. Ich bin sofort hin und dann später noch viele Male dort gewesen; aber er hat sich nie wieder in dieser seiner Heimat sehen lassen."

„Würdest du ihn erkennen, wenn du ihm begegnetest, nach so vielen Jahren?"

„Ja. Er hat ein Gesicht, welches man nie vergessen kann und dessen Ausdruck das Alter nicht zu verändern vermag. Doch schau einmal den dunklen Strich da vor uns. Ob das Bäume sind? In diesem Falle gibt es dort einen Chor, welcher von den Bergen kommt und stellenweise noch Wasser enthält. Das lieferteinen Trunk für uns und die Tiere, welche vor Schwäche kaum weiter können."

Seine Voraussetzung hatte ihn nicht betrogen. Quer über die Richtung, welcher sie folgten, zog sich ein tiefes, breites Flußbett, von den Wassern gerissen, welche zur Regenzeit von den Pambisabergen herab dem Nile zuströmten. Solche im Sommer trockene Flüsse werden, wie bereits erwähnt, Chor, im Plural Cheran, genannt.

Als die beiden Reiter das Ufer desselben erreichten, befanden sie sich zwischen hohen Kafalahbäumen*), von deren Stämmen und Aesten lose Epidermisfetzen hingen, welcher Umstand ihnen die botanische Bezeichnung papyrifera verliehen hat. Die dünneren Zweige trugen eine Menge kunstvoller Nester, welche von zahlreichen Orangewebervögeln bevölkert waren. Auf der Sohle des breiten Flußbettes stand ein fast undurchdringliches Dickicht von Ambag**), welcher Strauch in der heißen Jahreszeit bis auf die Wurzel abzusterben, und während oder nach der Ueberschwemmung sich zu erneuern pflegt. Diese Büsche standen noch, weil es an diesem Orte zurückgebliebenes Wasser gab. Man ersah aus der deutlichen Fährte, daß die Sklavenjäger am diesseitigen Ufer hinab, an diesem Wasser vorüber und jenseits wieder hinaufgegangen waren, ohne anzuhalten und ihre Tiere zu tränken.



Die spanischen Stiergefechte: Der Picador dem Stier gegenüber.

„Ich begreife nicht, warum sie das nicht thaten," sagte Bala Ibn. „Unsre Kamele sind jedenfalls müder als die ihrigen, und wir müssen ihnen hier eine kurze Ruhe gönnen."

Die beiden stiegen ab und leiteten ihre Tiere die Steilung hinunter bis an das Wasser. Dort setzten sie sich an einem Busche nieder, welcher von dichten Cissuswinden durchschlungen war. Während sie ihre Tiere trinken und dann an den Sträuchern knuspern ließen, sprachen sie über die Absicht ihres gegenwärtigen Rittes miteinander, und zwar nicht in leisem Tone. Sie glaubten sich vollständig allein, befanden sich dabei aber leider im Irrtume.

Auf der Höhe des andern Ufers stand ein Schedr es simm*), an dessen Stamm zwei Männer gesessen hatten. Die Euphorbie war von ihnen angebohrt worden, und der Saft tropfte in ein untergestelltes Trinkgefäß. Beide waren Neger, nur mit dem Schurz bekleidet; aber ihre Bewaffnung, welche aus Messer und Flinte bestand, bezeichnete sie als Asaker*), die zu Abd el Mot gehörten.

Schwarz und der Araber ahnten, als sie sich dem Regenbette näherten, nicht, daß sie sich ganz in der Nähe der Sklavenjäger befanden. Sie hatten nicht sehen können, daß es jenseits des Chors einen Maijeh gab, dessen Wasser der Entstehung eines kleinen Waldes günstig gewesen war. In diesem letzteren hatte Abd el Mot, welcher die Gegend von früher her kannte, sein Lager aufgeschlagen. Er hatte nicht die Absicht, das Dorf in der von dem Elefantenjäger beschriebenen Weise zu überfallen. Er sendete weder Kundschafter noch Posten aus, sondern er wollte mit allen seinen Leuten hier bis gegen Abend versteckt bleiben, um dann im Schutze der Nacht den Rest des Marsches zu unternehmen.

Beim Passieren des Regenbettes hatte einer der Asaker die Euphorbie gesehen und war dann mit einem seiner Kameraden zurückgekehrt, um sich in den Besitz des Saftes zu setzen, mit welchem man Messer, Lanzen und Pfeile zu vergiften pflegt. Während diese beiden Männer mit dieser Arbeit beschäftigt waren, erblickten sie zu ihrem Erstaunen die zwei Reiter, welche auf ihren müden Kamelen sich langsam dem Chor näherten.

„Zwei Weiße!" sagte der eine. „Wer

*) Boswellia papyrifera.
**) Herminiera.

*) Giftige Euphorbia.

*) Soldaten.

sind sie, und was können sie hier nur wollen?"

„Zu uns gehören sie nicht," antwortete der andre. „Bleib ruhig hinter dem Stamme sitzen, damit sie uns nicht sehen. Wohin können sie anders wollen als nach Ombula? Abd el Mot darf sie nicht vorüber lassen. Er wird sie kommen sehen und anhalten. Wir müssen hier verborgen bleiben, damit sie nicht vor der Zeit bemerken, daß sich die Ghasuah hier befindet."

Hinter dem Giftbaume versteckt, sahen sie, daß die beiden Fremden das Flußbett nicht sofort durchquerten, sondern sich unten am Wasser niedersetzten.

„Das ist gut," flüsterte der erste. „Sie sitzen hinter dem Ambag, durch dessen Zweige sie nicht sehen können. Wir werden erfahren, wer sie sind, und was sie in dieser Gegend wollen. Bleib hier, und mach kein Geräusch! Ich schleiche mich hinab an den Busch, um zu hören, was sie sprechen."

Der Schwarze huschte schlangengleich am Ufer hinab und erreichte den Ambag, ohne von Schwarz und dessen Gefährten bemerkt worden zu sein. Dort niedergekauert, lauschte er ihren Worten; dann kam er zu seinem Kameraden zurückgekrochen und sagte: „Wer und woher sie sind, das habe ich nicht erfahren; sie sprachen nicht davon. Aber was sie wollen, das weiß ich. Sie wissen, daß wir nach Ombula gehen, um Sklaven zu machen, und wollen vor uns hin, die Belanda zu warnen. Komm schnell fort! Wir müssen das Abd el Mot berichten."

Sie eilten fort, dem Maijeh zu, und meldeten Abd el Mot, was sie gesehen hatten. Er saß unter einer hohen Talha*), seine Unteroffiziere neben sich. Weiterhin standen, saßen oder lagen die andern Leute bei ihren angebundenen Tieren. Als er die unerwartete Meldung hörte, sprang er auf und rief: „Zwei weiße Reiter, welche arabisch sprechen? Sie wollen uns verraten? Sie müssen unser sein! Kann man sie sehen, ohne von ihnen bemerkt zu werden?"

„Ja, Herr. Wenn du willst, so werde ich dich führen," antwortete derjenige, welcher die beiden belauscht hatte.

„Du wirst mir die Stelle zeigen. Wenn wir sie auf das hohe Ufer lassen, finden sie vielleicht Zeit, uns zu entfliehen, oder sie verteidigen sich und töten einige von uns. Darum werden wir sie lieber überfallen, wenn der Platz, an welchem sie sich befinden, es erlaubt. Nehmt Stricke mit!"

Er wählte ein Dutzend seiner gewandtesten Leute aus und begab sich mit ihnen nach dem Chor. Vom Rande desselben vorsichtig hinablugend, musterte er die Stelle. Die Personen konnte er nicht sehen, da sie hinter dem Ambag saßen.

„Es ist nicht schwer, sie zu beschleichen," entschied er. „Macht euch leise hinter sie, und fallt über sie her, so daß sie keine Zeit zur Gegenwehr finden! Gelingt es, so schenke ich euch den Betrag eines kräftigen Sklaven. Mißrät es aber, so wird derjenige, welcher daran schuld ist, erschossen. Vorwärts!"

Er sah zu, wie die Asaker einzeln hinabglitten und sich dann hinter dem Busche sammelten. Als der letzte von ihnen dort angelangt war, brachen sie hervor und fielen über die beiden auf das Aeußerste überraschten Männer her. Es gab ein kurzes Ringen und Durcheinander von schreienden Stimmen — der Ueberfall war gelungen. Abd el Mot kehrte nach dem Maijeh zurück und setzte sich wieder unter der Talha nieder. Seine Leute versammelten sich um ihn.

„Die Hunde haben uns verraten wollen," sagte er. „Sie müssen sterben, und zwar augenblicklich, wer sie auch sein mögen!"

Nach wenigen Minuten brachten die Asaker die Gefangenen geführt; sie hatten denselben die Ellbogen auf den Rücken geschnürt. Zwei Soldaten leiteten die Kamele hinterher.

(Fortsetzung folgt.)

*) Acacia gummifera.

Stiergefechte.

Die Pariser Weltausstellung des Jahres 1889 hat so viele Sehenswürdigkeiten aus aller Herren Länder in Paris vereinigt, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn darunter auch mehrere corridas, d. h. Amphitheater für Stiergefechte waren, denn die Stierkämpfe sind nicht allein ein nationaler Zeitvertreib der Spanier, sondern auch bei den Bewohnern mehrerer Provinzen des südlichen Frankreich, namentlich den Provençalen und den Bewohnern der Landes sehr beliebt, mit dem einzigen Unterschied, daß bei den sogenannten courses landaises die Stiere nicht getötet werden. Gleichwohl haben der französische Tierschutzverein und noch einige andre Gesellschaften Einsprache gegen die öffentliche Vorführung von Stiergefechten erhoben, aber keinen Erfolg erzielt, denn die Franzosen wollen immer etwas Neues sehen und waren fest überzeugt, daß diese Stiergefechte eine Menge neugieriger Zuschauer herbeilocken würden. So erschienen denn mit der Eröffnung der Ausstellung vier verschiedene Stierfechterbanden in Paris, nämlich je eine in der Rue Pergolese, der Rue de Fédération, in der Avenue de Suffren und eine auf dem Quai de Billy, und zwar fanden in der letzteren die sogenannten courses landaises statt, bei welchen der Stier nicht getötet werden darf.

Die spanischen Stiergefechte: Ein Matador.

Unsre jungen Kameraden haben gewiß schon viel von den spanischen Stiergefechten gelesen, welche ja dem Volke so liebgeworden sind, daß sich ein Spanier lieber das Mittagsbrot als den Besuch eines Stiergefechts versagt, und daß jede Stadt, jedes Städtchen auf der Iberischen Halbinsel seine Amphitheater für Stier-

gefechte hat, und wäre es auch nur eine große Bretterbude, während dieselben in den großen Städten solid und prächtig von Stein gebaut sind und zehn- bis zwanzigtausend Zuschauer fassen. Wir erwähnen daher nur in Kürze der spanischen Stiergefechte und ihrer Geschichte, welche auf die alten Kampfspiele der Römer im Cirkus, der berühmten Circenses, zurückdatieren und von den erobernden Römern in Spanien eingeführt und volkstümlich gemacht wurden. Während der Herrschaft der Araber oder Mauren auf der Iberischen Halbinsel wurden keine corridas oder Stierkämpfe geduldet, wenigstens nicht wo die Mauren in der Mehrzahl seßhaft waren. Allein nach der Vertreibung der Mauren aus Spanien wurden die corridas de toros der volkstümlichste Zeitvertreib, und die Stierkämpfer, toreadores, galten beinahe für Helden. Die Söhne der vornehmsten Häuser versuchten sich selbst als Stierkämpfer und nannten sich mit Selbstgefühl caballeros en plaza. Kaiser Karl V. sogar soll öffentlich als Toreador aufgetreten sein; die Könige Philip III. und IV., Karl II. begünstigten die Stiergefechte, und wenn zur Zeit von Phillip V. der Adel sich auch von diesen Vergnügungen etwas zurückzog, so hat dagegen Ferdinand VII., der spanischen Ueberlieferung treu, im Jahr 1830 in Sevilla eine Schule für Stierkämpfer errichtet, und also herrscht noch bis zum heutigen Tage die Vorliebe für Stierkämpfe in Spanien allmächtig und läßt leider keinen Widerstand dagegen aufkommen.

Wenn eine corrida stattfindet, drängen sich alle Alter, Geschlechter und Stände begierig herbei, um demselben anzuwohnen. Im Mittelpunkt des Cirkus befindet sich die elliptische Arena, mindestens 120 m lang und 60 m breit; rings um diese herum verläuft eine 1½ m hohe Wand von rotbemalten Bohlen, welche man los tablas nennt, und die am Fuße der Tribünen und der stufenweise erhöhten Sitze einen schmalen Rundgang bildet. Diese Bohlenwand ist unten und auf der Seite der Arena, mit einer Art kleinem Auftritt versehen, der dem bedrängten, vom Stier verfolgten Toreador gestattet, sich mit einer meist erstaunlichen Leichtigkeit über die Bohlenwand zu schwingen und vor den Angriffen des wütenden Tieres zu retten. An dem einen Ende der Arena ist die Thür, durch welche die Toreros eintreten, am andern die Thür, durch welche der Stier auftritt. Wir können natürlich in dieser kurzen Skizze hier keine Einzelheiten über die wohlbekannte Tracht der Toreros geben, noch erläutern, was man in der Sprache der Arena unter den Cuadrilla, unter den Espadas oder ersten Stierfechtern, unter den Banderilleros, Picadores, Matadores und den andern Bediensteten des Cirkus versteht. Wir wollen uns aber daran erinnern, daß das Kennzeichnende des spanischen Torero der besondere Kopfputz, la montera oder die Tuchmütze, und el moño, der aus den Nackenhaaren geflochtene aufgeschürzte Zopf ist. Der Schlüssel des Toril oder Stierzwingers wird dem Alguazil übergeben und der Toril aufgeschlossen und der Kampf beginnt. In Spanien züchtet man die Stiere in großen Herden oder ganaderias, von denen es gegen 300 ganz bekannte gibt, welche mit Hilfe von eigens zu diesem Gebrauch abgerichteten Ochsen, cabestros, gezüchtet und von Hirten gehütet werden. Ein Kampfstier, toro de plaza, kostet 1000 bis 2500 Franken und dient nur für einen einzigen Kampf. Es ist interessant, in Handbüchern der Tauromachie über die verschiedenen Typen von Stieren nachzulesen, welche man nach ihren Vorzügen oder ihren Mängeln oder ihrem Charakter unterscheidet.

(Schluß folgt.)

Bambusrohrbriefe.

In der Gegenwart wird als Schreibstoff zu Briefen fast allgemein das Papier verwendet. Nur in wenigen Gegenden unsres Erdballs ist noch immer die Benutzung andrer Schreibstoffe im Gebrauch. So wird beispielsweise im Innern des Britisch-Indischen Kaiserreiches vielfach das Palmblatt statt des Schreibpapiers verwendet, und die indische Postverwaltung hat sich sogar genötigt gesehen, auf Palmblätter geschriebene Briefe zur Postbeförderung zuzulassen. Weniger bekannt als die Benutzung des Palmblattes als Briefschreibstoff ist die gleichartige Verwendung des Bambusrohres, wie sie sich bei den Eingeborenen der Sundainseln findet. Einige Exemplare solcher Bambusrohrbriefe, welche von der Insel Sumatra stammen, befinden sich im Reichs-Postmuseum zu Berlin. Dieselben sind Geschenk eines Deutschen Namens Blumenthal, welcher seit Jahren als Verwalter einer Plantage bei Deli an der Nordostküste von Sumatra ansässig ist.

Die Schrift auf dem Bambusrohr ist in der Weise hergestellt, daß die Buchstaben mit einem spitzen Instrument, einer Art Griffel, in die äußere Bastschicht des Rohres eingeritzt sind. Da das Bambusrohr durch Trocknen hart wie Stein wird und die Schale desselben sich nicht leicht ablöst, so ist die Schrift auf dem Rohr ziemlich haltbar. Zwei der Bambusrohrbriefe des Postmuseums rühren von einem Eingeborenen des Nordosten von Sumatra her, welcher auf einer an der Meeresküste belegenen Plantage wohnt und seinen Stammesangehörigen im Innern der Insel von seinem Ergehen Kunde gibt. Die beiden Briefe bestehen aus je einem runden Bambusrohrstück von 23 cm Länge und 2½ bis 3 cm Durchmesser. Die Schrift ist sehr sauber und macht in ihrer Anordnung auf das Auge einen angenehmen Eindruck.

Die Beförderung derartiger Briefe, wenn man sie überhaupt so nennen kann, erfolgt in der Regel gelegentlich durch Stammesverwandte des Absenders. Zu einer solchen Beförderung findet sich häufig Gelegenheit. Die Bewohner des Innern, soweit dieselben friedlicheren Stämmen angehören, begeben sich nämlich alljährlich in großer Zahl von ihren Bergen hinab nach der Küste, um sich den Besitzern von Plantagen als Arbeiter anzubieten. Dort verbleiben sie 1 bis 2 Jahre und kehren dann in das Heimatdorf zurück, um sich daselbst mit ihren Ersparnissen einen eigenen Hausstand zu gründen. Bei der Auseinandersetzung mit ihrem Arbeitgeber, beim Verkauf der Felderzeugnisse an die Häuptlinge und Pflanzungsbesitzer und bei ähnlichen Geschäften geht es nicht immer friedlich zu, und es kommt leicht zu Gewaltmitteln, feindlichen Angriffen, Ueberfällen und Brandstiftung. Bevor jedoch die Eingeborenen zu solchen Gewaltthaten schreiten, pflegen sie dem Bedrohten einige Tage vorher einen Drohbrief, in der Landessprache, „Mussu bringan“ genannt, zuzufertigen, den sie nachts an einer in

die Augen fallenden Stelle des Besitztums des Bedrohten aufhängen, und in welchem sie ihre Forderung auseinandersetzen und bei Nichtbezahlung ꝛc. binnen dreier Tage Mord und Sengen in Aussicht stellen. Zu derartigen Drohbriefen wird meist das Bambusrohr verwendet. Im Postmuseum befinden sich zur Zeit zwei Stücke solcher Drohbriefe. Der eine besteht aus 2,20 cm langen und 4½ cm breiten, fast flachen Bambusrohrstücken, auf welchen die Drohung eingekratzt ist. Beide Rohrstücke sind durch einen Bindfaden, der durch ein in jedes Rohrstück geschnittenes Loch gezogen ist, aneinandergeknüpft. An den Rohrstücken hängt noch ein geschnitztes scheibenförmiges Stückchen Holz von etwa 9 cm Länge und 4 cm Breite, ferner eine aus den Fasern der Zuckerpalme gefertigte Lunte von 10 cm Länge und drei geschnitzte Stäbchen aus Bambusrohr, von denen eins 14 cm lang, ein Messer und die beiden andern, je 11 cm lang, Spieße darstellen sollen.

Der zweite Brief besteht aus einem einzigen 25 cm langen und 4 cm breiten Stück Bambusrohr. An demselben ist mittels Bambusrohrbastes eine 30 cm lange Lunte aus Zuckerpalmfasern und ein geschnitztes Stück Rohr von 18 cm Länge, welches einen Spieß darstellt, befestigt.

Interessant ist auch die Fassung der Drohbriefe, welche ein Streiflicht auf den Charakter und Kulturstand jener Stämme wirft. Der eine Drohbrief lautet in deutscher Uebersetzung: „Wenn der Herr mir nicht die Dollars für Reis, die Dollars für Scheuernbauen, die Dollars für Waldroden zahlt, so werde ich morden und brennen. Fünf Jahre sind verflossen, und ich habe meinen Lohn nicht empfangen. Wenn ich jetzt nicht alles erhalte, so werde ich morden und brennen, auch bei dem Fürsten der Berge mich beklagen und mich im Walde und im hohen Grase verbergen. So spricht Simutch.“ Der andre Drohbrief lautet zu deutsch, wie folgt: „Wenn Siblang mir nicht meinen Lohn für den Reis bezahlt, spricht Sigombang zu Siblang, so werde ich seine Scheuern in Brand stecken, spricht Sigombang.“ Der letzte Brief ist kurz und bündig, und es ist bezeichnend, in welch unzweideutiger Weise auch die äußere Form der Drohbriefe schon auf ihren Inhalt schließen läßt.

Goldene Lebensregeln.

Es ist auf Erden kein beff're List,
Als wer seiner Zunge ein Meister ist.
Viel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen;
Rede wenig und mach's wahr,
Was du borgst, bezahle bar,
Laß einen jeden sein, wie er ist,
So bleibst du auch wohl, wer du bist.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

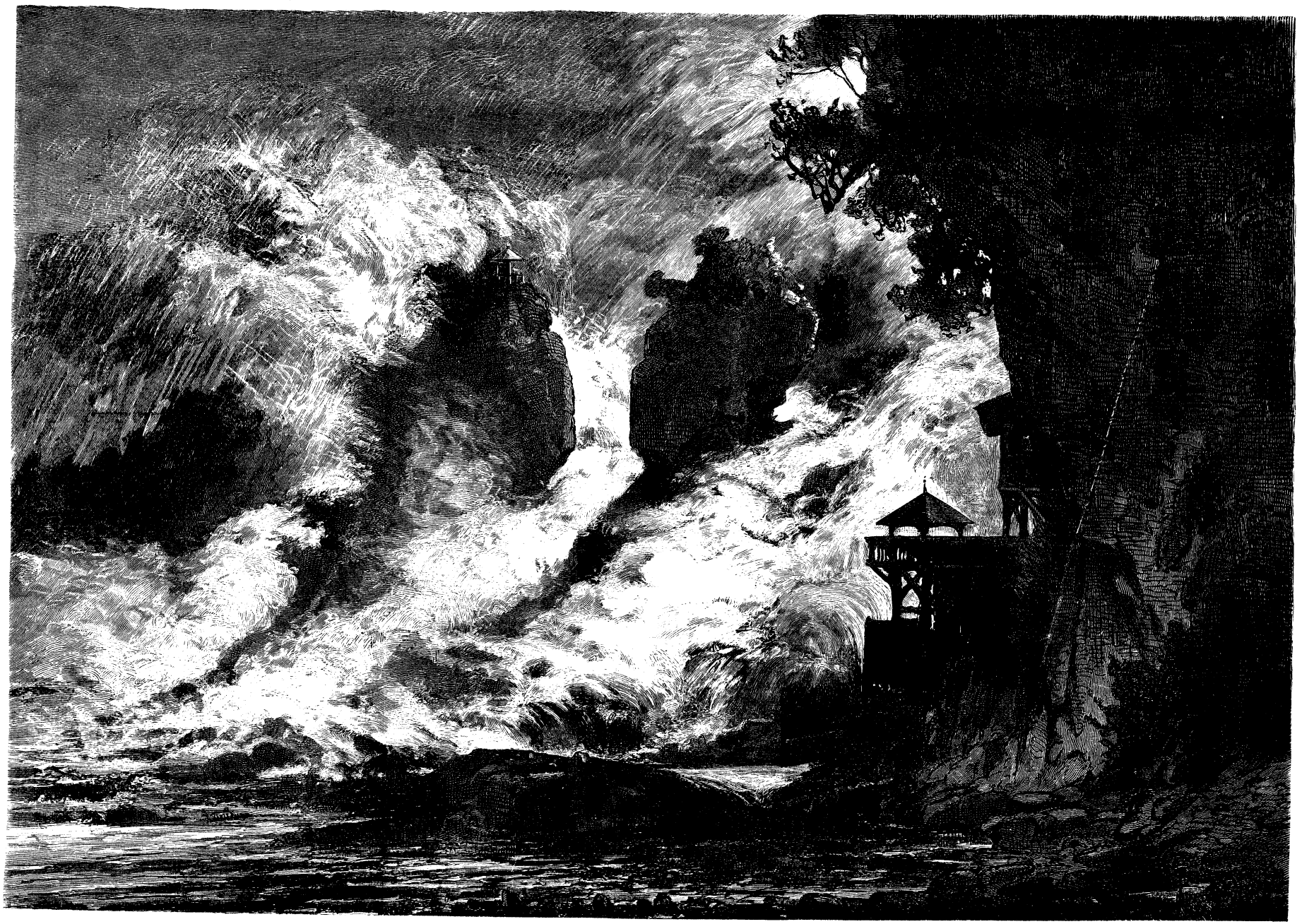
(Fortsetzung.)

Doch nun zurück zu unsrer Jagd und zu unsren Vorbereitungen für dieselbe. Vor allen Dingen bedarf der Büffeljäger eines schnellen, mutigen und ausdauernden Pferdes und einer Waffe, welche er wohl zu führen versteht. In den Tagen vor der Jagd muß das Pferd ganz besonders gepflegt und seine Ausdauer durch größere Märsche in schneller Gangart gesteigert werden; denn auf der Büffeljagd sind meilenweite Strecken zu durchlaufen, wenn der Jäger Beute machen will. Mein Hektor bedurfte dieser Probe kaum, doch unterwarf ich ihn derselben und überzeugte mich dabei, daß auch ich als Reiter wohlthäte, mich an langdauernde Anstrengung im Sattel zu gewöhnen, da ich in St. Louis wenig Gelegenheit zum Reiten gefunden hatte. Büchsen und Revolver werden geputzt, Hirschfänger und Dolchmesser geschärft und gespitzt, der leichteste Sattel und der dünnste Zaum aus allen ausgewählt.

Von dem Umfang, welchen diese sich auf Hunderte von Quadratmeilen erstreckende Jagd nimmt, hat der Fernstehende kaum einen Begriff. Von Norden und Süden, von Westen und Osten drängen die jagdlustigen Männer an, sobald sie aus den Zeitungsberichten das Eintreffen der Büffelherden erfahren haben. Da nun viel davon abhängt, daß die Jagd an demselben Tage unternommen wird, so bilden sich Vereine in den größeren Städten an dem Umkreise des ungeheuren Jagdgebietes, setzen die wesentlichen Bestimmungen fest und beauftragen einzelne Vertrauensmänner in den kleineren Ortschaften mit ihrer Vertretung. So hatten wir in dem nahen Bents Fort, in Smithfield, Denver City, Kearney in Nebraska und in allen Städten und Flecken der weiten Runde einen bestimmten Herrn, welcher sich den Geschäften unterzog. Dieser nahm die Meldungen der Teilnehmer an und trug die gemeldeten Jäger zu Roß und zu Fuß in seine Listen ein.

Wenn das Jagdrecht auch ungehindert ausgeübt werden kann, so gilt es doch für unschicklich, daß man sich unangemeldet einfindet und sich mit den getroffenen allgemeinen Bestimmungen nicht rechtzeitig bekannt macht, weil durch eigenmächtiges und willkürliches Eingreifen von Jagdgesellschaften, welche ihre Weisungen nicht einholen, oft den übrigen ihr Vergnügen gestört werden würde. Der Vertrauensmann berücksichtigt bei der Anweisung des Jagdgebietes den Wohnort desjenigen, von welchem die Meldung ausging, damit sich niemand mehr als nötig von seiner Heimat zu entfernen braucht, bestimmt Tag und Stunde und macht noch einmal die gültigen Regeln bekannt. Niemand darf z. B. Hunde mitbringen, darf vor sechs Uhr morgens die Jagd beginnen oder bis nach zwei Uhr fortsetzen; Stiere können nach Belieben erlegt werden, doch nicht mehr Kühe oder Kälber als drei. Jeder Bezirk erhält seinen Obmann, welchem die Beobachtung der Regeln von seiten seiner Begleiter empfohlen wird. In unsrem Bezirk war mein Vater schon viele Jahre mit diesem Amt betraut.

Die mächtigen Rinder haben sich weit und breit zerstreut, grasen friedlich und zeigen den ihre Trift passierenden Reitern großes Vertrauen. Wer nahe genug wohnt, versäumt nicht, den Jagdbezirk mehrmals zu durchreiten, welchem er zugeteilt ist. Dadurch lernt er nicht nur die Lagerplätze der einzelnen Familien genauer kennen, sondern gewöhnt auch sein Pferd an den furchterregenden Anblick des zottigen Wildes. Ich traute meinen Augen kaum, als ich zum erstenmal an der Seite meines



Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Vaters und des Sir Macdonald über die von den Büffeln eingenommene Prairie dahinritt. So weit ich blicken konnte, war die endlose Steppe von braunen Gruppen erfüllt, welche sich bei unsrer Annäherung kaum ein wenig zur Seite wandten. Die Kälber sprangen und scherzten in ausgelassenem Uebermut, die Muttertiere ästen ruhig weiter, nur die Stiere gaben durch dumpfes Brummen oder Grunzen zu verstehen, daß sie nicht gern gestört werden wollten. Wir hüteten uns wohl davor und freuten uns, daß auch die Stiere bald wieder zur Ruhe kamen und die Zärtlichkeiten gegen die ausgewählten Kühe wieder aufnahmen. In ihrem feisten Zustande schienen die Büffel überhaupt wenig Lust zu schnellen Bewegungen zu haben; denn wenn eine Familie einmal ins Traben kam, hielt sie bald wieder an, begann wieder zu weiden oder legte sich nieder. Unsre Pferde waren beinahe mehr erstaunt über die Begegnung als die Büffel; sie stutzten, schnoben, standen still und gewöhnten sich erst an den Anblick, als sie merkten, daß das brummende Wild keine feindseligen Absichten gegen sie hege. Wir wiederholten den Ritt durch unsern Bezirk täglich, beruhigten Pferde und Büffel immer mehr und konnten schließlich unsern Weg schon im Galopp zurücklegen, ohne die Büffel in die Flucht zu jagen.

Endlich nahte die Zeit zum Ausrücken aus der Faktorei. Packpferde und Karren, mit trockenen und flüssigen Nahrungsmitteln, mit Kochgeschirren, Zeltdecken und Ersatzwaffen beladen, waren schon nach dem Platze vorausgeschickt, wo wir für einige Tage unser Lager aufschlagen wollten. Die Schar, welche sich um meinen Vater gebildet hatte, bot ein recht buntes Bild; zahlreiche Häuptlinge der Komantschen mit einzelnen Kriegern ihres Stammes, teils zu Pferde, teils zu Fuß, begleiteten uns, und diese führten wiederum ihre Weiber und halb erwachsenen Kinder mit sich. Wer auf unsrem Gehöft, auf den benachbarten Agenturen, im Dorfe und von den Soldaten im Blockhause irgend entbehrt werden konnte, schloß sich uns an, so daß unser Zug allein mehrere Hundert stark war.

Auf dem Sammelplatze für unsern Bezirk, welcher etwas nördlich von Bents Fort gelegen war, fanden sich von allen Ecken und Enden Teilnehmer ein, selbst aus den östlichen und südlichen Staaten; Weiße und Mischlinge, Indianer und Neger, ja, selbst heißblütige Señoritas aus Neu-Mexiko stießen zu uns und baten um Aufnahme in unsre Jagdgesellschaft. Wenn mein Vater auch von den sonstigen Beamten der Reservation, von den Offizieren und Soldaten unterstützt wurde, so hatte er doch viel Mühe davon, all die Fremdlinge unterzubringen, welche seine Gastfreundschaft als etwas ganz Selbstverständliches in Anspruch nahmen. Bescheiden mußte natürlich jeder sein, welcher nicht in einem Bürgerhause zu Bents Fort oder bei einem der benachbarten Grundbesitzer Aufnahme fand. Ein Platz im Zelt oder in einer schnell aufgeschlagenen Laubhütte war alles, was wir zu bieten vermochten. Die Indianer krochen in ein nahes Gehölz, banden ihre Hängematten von Baum zu Baum und spannten darüber zum Schutz gegen Tau und Regen einige Felle aus.

Noch lag ein ganzer Tag zwischen unsrem Eintreffen und dem Beginne der Jagd, ein Zeitraum, welcher mir unendlich lang wurde. Wir waren kaum eine englische Meile von den nächsten Büffeln entfernt, sahen und hörten sie und brannten vor Ungeduld die Jagd zu beginnen; statt dessen wurde ich zu vielen mir überflüssig scheinenden Diensten der Gäste wegen verwandt, mußte wieder nach Hause, nach Bents Fort und wer weiß wohin reiten, um Bestellungen zu machen oder nötig gewordene Dinge herbeizuholen. Nachmittags endlich war alles soweit in Ordnung, daß mein Vater mit uns den letzten friedlichen Ritt nach Norden hin in die Prairie unternahm; auch jetzt verhielten die Büffel sich ruhig, weil sie sich an die Witterung der Menschen und Pferde bereits gewöhnt hatten. Mein Vater benutzte diese Gelegenheit gleichzeitig, um den Jägern, welche sich gewöhnlich paarweise vereinigen, den für sie bestimmten Trupp anzuweisen. Wo sich Büffelfamilien in der Nähe von Gehölzen niedergelassen hatten, da bekamen die zu Fuß ausrückenden Indianer ihren Platz, lauter Komantschen aus unsrer Reservation, deren Schnellfüßigkeit wir bereits kennen. Doch nicht jedes Gehölz eignete sich zum Ausgangspunkt für die unberittenen Jäger; es mußte darauf geachtet werden, daß dasselbe unter dem Winde läge, weil die einmal in Aufregung versetzten Büffel sich leicht in die Prairie zurückziehen konnten, wenn sie die Witterung der Menschen aus dem Gehölz bekamen.

Pünktlich um sechs Uhr bestiegen wir in leichtester Kleidung und mit Zurücklassung aller irgend entbehrlicher Gegenstände unsre Pferde und rückten zur Jagd aus. Ich befand mich an der Seite meines Vaters, welcher mir auf die Seele gebunden hatte, daß ich mich nur im Notfall von ihm trennen sollte. Ganz von dem Bilde in Anspruch genommen, welches sich nun vor meinen Augen entwickelte, hatte ich vorläufig keine Zeit, nach den links und rechts jagenden Reitern zu sehen. Sir Macdonald, mein Freund Charles, Olof oder wer sonst zu Pferde saß, die kamen mir gar bald aus dem Gesichte. Wir ritten gleich anfangs in schnellem Trabe auf die uns zugefallene Familie zu, den Zaum in der linken, den gespannten Revolver in der rechten Hand haltend.

Waren die Büffel auch in den vorherigen Tagen ruhig geblieben, weil wir nur an ihnen vorbeiritten, so ward es ihnen doch bedenklich, daß wir jetzt gerade die Richtung auf sie einschlugen. Sie erhoben sich, blickten furchtsam nach uns herüber und schienen zu überlegen, ob sie uns Platz machen sollten. Zum Glück ergriffen sie noch nicht die Flucht, sondern wandten sich zur Seite, standen dann wieder still und kehrten uns drohend ihren dichtbehaarten Vorderleib zu. Dabei senkten sie den breiten, mit krauser Wolle dicht bedeckten Kopf; ihre glänzendschwarzen, spitzigen Hörner hielten sie uns entgegen und peitschten mit dem bequasteten Schwanz die Weichen. Wir ließen uns durch den uns gedrohten Empfang nicht schrecken, sondern trieben unsre Pferde wieder in gerader Richtung auf die ausweichenden Büffel zu.

Ein tausendstimmiges Brüllen erschallte jetzt auf allen Punkten der weiten Prairie, ein Warnungsruf für die allzu vertraulichen Genossen. Auch unsre Familie antwortete brüllend auf die Mahnung, setzte sich in Trapp und, da wir nun scharf hinterdrein ritten, bald in Galopp. Man traut den schwerfälligen Rindern nicht zu, daß sie so schnell von der Stelle kommen können. Die Kälber befanden sich in den ersten Reihen, ihnen folgten die meisten Kühe und einzelne Stiere; so ging das wilde Rennen nach Norden hin, wir dicht hinter unsern Opfern her. Links und rechts von uns erblickte ich noch immer ganz ruhig dastehende Trupps, welche nicht behelligt worden waren und die sich scheinbar um das Toben in ihrer Nähe nicht kümmerten; vorbei ging es an ihnen, immer den Flüchtlingen nach, welche wir etwa in einer halben Stunde eingeholt

hatten, da die Pferde aus eigenem Antrieb unaufhaltsam vorwärtsstürmten.

„Halte den Hektor fest, Quin!“ rief mir mein Vater zu. „Du mußt die Gewalt über ihn behalten. Und dann vergiß nicht, daß du zur linken Seite auszubiegen hast, sobald deine Kugel sitzt.“

„Nein, Vater, ich will daran denken,“ erwiderte ich. „Sei nur meinetwegen nicht in Angst!“

Dem Beispiele meines Vaters folgend, spornte ich meinen Hektor in die hinterste Reihe der vor uns hersprengenden Büffel hinein und näherte mich von links her dem aufgesuchten Opfer. Tüchtige Jäger scheuen sich vor den größten Stieren nicht; wem es aber um Fleisch zu thun ist, der nimmt die glatten feisten Kühe und jüngere Stiere aufs Korn. Damit wollte ich mich wenigstens vorderhand nicht begnügen, weil mein Roß selber von Kampfesmut beseelt war und ich seiner Zuverlässigkeit unbedingt vertrauen durfte. Ich hatte mir einen großen, schweren Stier auserkoren, das gewaltigste Stück in der ganzen Familie, und war lange vergeblich bemüht, demselben von der linken Seite beizukommen. Inzwischen sah und hörte ich, wie mein Vater seinen ersten Schuß abgab und, von dem verwundeten Tiere aufgenommen, zurückblieb. Erpicht auf mein Opfer, welches mir viel zu schaffen machte, da es fortwährend die Reihe der neben ihm laufenden Tiere durchbrach, mußte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf sein Verbleiben lenken und hatte nicht Zeit für meinen Vater. Die Flüchtlinge, welche völlig den Kopf verloren hatten, machten mir aber willig Platz und Hektor gehorchte dem leisesten Schenkeldruck. So kam ich endlich dem Stier nahe genug, um von meiner Waffe Gebrauch zu machen. Ich setzte den Lauf meines Revolvers beinahe dicht auf das zottige Fell, gleich hinter der linken Schulter, und drückte ab. Die Kugel mußte am rechten Fleck und zwar tief eingedrungen sein; denn das Tier stürzte vor Schmerz fast in demselben Augenblick in die Kniee, und mein Hektor raste bei ihm vorbei. Dann sprang der Stier auf, ließ ein grimmiges Brüllen hören, suchte nach mir und schritt, nachdem er mich gefunden hatte, sofort zum Angriff. Die andern Büffel waren schon weit vorausgeeilt, als ich mein Pferd umwandte und dem zornigen Tiere auswich, welches, mit Blut überströmt, bald in seiner Schnelligkeit nachließ und dann zurückblieb.

Mein Vater war bereits wieder hinter den Büffeln drein, wie ich nun sah; ich folgte ihm und holte ihn ein, als er mit der Abwehr des zweiten tödlich getroffenen Tieres beschäftigt war.

„Das hast du brav gemacht, mein Junge!“ rief er mir zu. „Nun denke aber auch an Harriet!“

Einer Anstachelung meines ohnehin glühenden Jagdeifers bedurfte es nicht. Die Rinder hatten einen großen Vorsprung gewonnen, welchen Hektor wieder nachholen mußte; ich ließ ihm die Zügel schießen, und er trug mich mit Windeseile dahin. Diesmal währte es keine halbe Stunde, bis ich die hinterste Reihe wieder erreichte und, beinahe ohne die Verbindung mit dem Trupp zu verlieren, noch einen jungen Stier und zwei Kühe schoß. Die Büffel waren schon merklich ermüdet, die verwundeten vermochten mir in gerader Linie nicht mehr zu folgen. Bei der einen Mutter blieb anfangs ein Kalb zurück, welches ich aber nicht erlegte; es wird sich später wohl wieder mit der Familie vereinigt haben. Die Büffel waren müde, ich selber vielleicht noch mehr, so daß ich beschloß, langsam nach Hause zu reiten, obwohl es kaum neun Uhr morgens war. Während ich noch auf der Prairie hielt, kam mein Vater zurück und sagte mir, ich sollte die schöne Gelegenheit benutzen, um die zu Fuß jagenden Indianer bei ihrem Treiben zu beobachten; er selber wolle mich begleiten. So ritten wir denn nach Westen auf die Gehölze zu, von denen aus unsre Komantschen ihre Angriffe gegen die Büffel richteten.

Was waren wir berittenen Jäger gegen diese beherzten Jäger zu Fuß! Wir vertrauten der Schnelligkeit unsrer Pferde, ihnen fehlten die ausgezeichneten Tiere, und sie verließen sich mehr auf die Schnelligkeit ihrer eigenen Füße als auf die ihrer schlecht genährten, langhaarigen Klepper. Sie behielten die Jagdweise bei, welche ihre Vorfahren geübt hatten, lange bevor noch das Pferd und das Feuergewehr nach der Neuen Welt hinübergeschafft worden waren, und bewiesen dabei eine unendliche Geduld. Ein paar berittene Komantschen trieben, mit dem Winde kommend, die Büffel vor sich her in die Nähe der Gehölze, in welchen sich die eigentlichen Jäger versteckt hielten. Stundenlang mußten sie treiben, um ihren Zweck zu erreichen; jede Beschleunigung hätte die Flucht der Büffelfamilien zur Folge haben können. Deshalb kamen wir früh genug, um ein Gesamtbild von dieser Jagdart zu gewinnen.

Ist den versteckten Jägern die kleine Herde nahe genug gelangt, so werfen sie sich eine Büffel- oder Wolfshaut über Kopf und Schultern, nehmen Bogen und Pfeile in die Hand und schleichen auf allen vieren bis auf Schußweite heran. Da sie sich unter dem Winde befinden, merkt der Büffel ihre Annäherung nicht, zumal das Gesicht der schlechteste seiner Sinne ist. Den Stieren fallen freilich die heranschleichenden Gestalten auf; sie schütteln mit dem Kopf, brummen, als wollten sie die Kühe und Kälber warnen, kommen dabei aber immer näher heran, weil sie die berittenen Jäger in ihrem Rücken weit mehr fürchten. In einem Augenblick nun, wo die Stiere ihm wenig Beachtung schenken, sucht der vermummte Komantsche Deckung hinter einem Strauch oder einer Erderhöhung und schießt von dort aus entschlossen seinen ersten Pfeil ab. Hat dieser auch getroffen und springt das verwundete Tier wie rasend umher, so beunruhigt dies doch die übrigen Büffel seltsamerweise durchaus nicht, solange sich der Schütze nicht durch eine unvorsichtige Bewegung als Mensch verrät. Stumm glotzen die unverwundeten Tiere ihre Genossen an, welche röchelnd ihr Leben ausatmen, und lassen sich immer näher an die Jäger herantreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Kaum, daß der Rhein den Bodensee verläßt, stellt sich, wie unsre jungen Geographen ja ganz genau wissen, seinem raschen Laufe bei Schaffhausen ein mächtiges Hindernis entgegen, eine Felsenbank, 300 Fuß breit und 85 Fuß hoch, die früher noch riesiger und vor allem noch höher gewesen sein muß, wie die beiden wildumschäumten Felsenreste bezeugen, die gleich Säulen aus dem gigantischen Bilde aufragen. Mit dreistem Uebermut stürzt sich der jugendliche Rhein auf die Felsenquere, überwindet sie und donnert hellfunkelnd hinab in die Tiefe. Dieses herrliche Naturschauspiel hat der Stift unsres Künstlers auf unsrem Bilde in ganz trefflicher und künstlerischer Weise wiedergegeben.

Ostereier.

Der „lange Heinz“, alias Heinrich Winkelmann, Primus der Ober-Sekunda, hat am ersten Nachmittag der Osterferien einige gute Kameraden auf seine Bude geladen. Sie sind alle gekommen: „Bruder Tuck“, alias Reinhold Doppelstein, „Philipp der Schöne“, alias Philipp Günther, das „Wichtelmännchen“, alias Felix Wichmann — und wie sie alle heißen. Ostereier wollen sie herstellen, bunt bemalte und drollig kostümierte; der lange Heinz hat diese Kunst von seinem Vetter Franz, einem lustigen Düsseldorfer Maler, gelernt, und nun brennt er vor Begierde, seine Weisheit an den Mann zu bringen, d. h. seinen guten Kameraden eine „Unterrichtsstunde in der Ostereier-Kunst“ zu erteilen.

„Ich glaube, wir haben was Großes zu erwarten,“ sagte lachend das Wichtelmännchen zu seinem Nachbar, dem Bruder Tuck, „denn der lange Heinz macht ein Gesicht so ernst und wichtig, als hätte er schon bei der Schöpfung der Erde mitgeholfen!“

Alle lachen — der lange Heinz jedoch lächelt bloß, während er trocken bemerkt: „Keine schlechten Witze!“

Die ganze Gesellschaft sitzt um einen runden Tisch, auf dessen Platte ein mächtiger Napf mit gekochten Eiern steht; neben der Schüssel sieht man einen gewöhnlichen Farbkasten, einige Reibschälchen, eine Auswahl feiner Haarpinsel, allerlei bunte Läppchen und Papiere, etwas Flachs, etwas Wachs und andres mehr.

„Während wir die Eier ein wenig abdampfen lassen,“ sagt der lange Heinz, „will ich euch erzählen, wie ich in den Besitz eben dieser Eier gelangt bin. Sie sind nämlich nicht auf dem gewöhnlichen Wege des Marktverkehrs erworben. Ich hatte neulich nachmittags mit Philipp dem Schönen einen Ausflug unternommen, um die Erstlinge der Schmetterlingswelt — Citronenfalter, Pfauenaugen, kleine und große Füchse — zu fangen. Frühlingsluft macht müde, das empfanden auch wir, nachdem wir wie Jagdhunde kreuz und quer durch die Felder gejagt hatten. Wir sehnten uns nach einem Ruheplätzchen — und nicht minder nach einem erquickenden Trunke. Der kastalische Quell, alias der Lehmbach, der unsre Feldmark durchquert, sah nach der Schneeschmelze so gelb und trübe aus wie Erbsensuppe. Kein Wunder, daß wir solches Wasser verschmähten. In der Nachbarschaft krähte ein Hahn und erinnerte uns an den Buchenhof — wißt ihr, das große Bauerngut mit den fünfzig schleppfüßigen Kühen. Der Gedanke an saure Buttermilch, die den Durst so herrlich löscht, stieg sozusagen mit elementarer Gewalt in unsren Köpfen auf, und wunderbarerweise verliehen wir gleichzeitig diesem Gedanken Worte. „Buttermilch, ach, hätten wir Buttermilch!“ hauchten unsre trockenen Lippen. Aber hatten wir denn auch Geld, diesen Labetrank zu bezahlen? Wir stellten sofort in unsren Börsen und Taschen eine unvermutete

Ritter Kuno von Schreckenstein.

Kassenrevision an. Dieselbe ergab, daß Philipp der Schöne im Besitze von 37 Pfennig war, und daß meine Wenigkeit über ganze 50 Pfennig verfügte. Machte in Summa: 87 Pfennig. Damit konnten wir es wagen, frisch, frei, fromm und froh. Wir pilgerten also nach dem Buchenhof, und bald saßen wir unter den uralten, allerdings noch winterlich kahlen Buchen vor dem runden Tische, der aus einem Mühlsteine hergestellt ist und eingeritzte Namenszüge nebst Inschriften aus zwei Jahrhunderten trägt. Die Frühlingssonne schien warm in unser Eckchen. Die Bäuerin brachte die verlangte Buttermilch — hei, wie die schmeckte! Die gute Frau warnte vor zu hastigem Genusse. Damit kamen wir ins Gespräch, welches nach Verlauf weniger Minuten in der natürlichsten Weise von der Welt auf Hühner verfiel, indem nämlich eine dreiste gelbe Henne plötzlich auf unsren Tisch hopste, um zu sehen, ob dort nicht ein Bröselein zu picken sei. „Ja, zum Fressen bist du immer bei der Hand,“ schalt die Bäuerin ihr Tier, „aber deine Eier versteckst du so, daß keiner sie finden kann!“ Darauf erzählte die redselige Frau uns ein weites und breites von der gelben Henne, und daß man die Eier, welche sie lege, nur für verloren halten könne. Dies reizte den Forschungstrieb der beiden Zuhörer und wir boten der Bäuerin 30 Pfennig für die Eier, ob wir sie fänden oder nicht. Die Bäuerin war mit dem Handel zufrieden: sie erhielt ihren schnöden Mammon, und wir machten uns sofort ans Suchen. Ich will euch, liebe Freunde, mit der eingehenden Schilderung unsrer Streifzüge und Nachforschungen nicht ermüden; nur das will ich hervorheben, daß ich endlich auch an ein Ställchen geriet, worin jene Borstentiere befindlich, welche den berühmten westfälischen Schinken liefern. In meinem blinden Eifer, der überall den Schatz der gelben Henne vermutete, öffnete ich die Thür und — heraus stürzte fast im selben Moment ein mächtiger Eber, und zwar so, daß er mir zwischen die Spazierhölzer geriet. Im nächsten Moment saß ich wie ein Reiter, jedoch rücklings, auf dem grunzenden Borstentier. Mechanisch schnappte ich nach einem Haltepunkt und griff — das Schwänzlein, worauf ich zum größten Ergötzen der Bäuerin und meines Freundes Philipp auf meinem sonderbaren Reittier rund um den Hof herumgaloppierte. Die beiden Zuschauer kriegten fast Krämpfe vor Lachen. Plumps! da flog ich in einen Haufen Brennesseln — der Eber raste weiter — aber in demselben Augenblick flatterte schreiend und gackelnd aus den Nesseln die gelbe Henne! Meine von den Brennhaaren der Nesseln arg geprickelte Rechte lag förmlich — in dem gesuchten Neste! Vierundzwanzig Eier befanden sich nach genauer Zählung darin, und diese vierundzwanzig gehörten uns laut dem vorhin geschlossenen Kaufkontrakt. Seht, Freunde, das sind die Eier, die hier in der Schüssel dampfen, und die jetzt soweit abgekühlt sind, daß wir unsre Arbeit beginnen können.“

Der lange Heinz greift in die Schüssel und holt ein schlichtes weißes Ei heraus. „Die Eier,“ bemerkte er, „müssen so gekocht sein, daß sie nicht fettig wurden, weil solches die Annahme von Farbe ver-

eitelt. Die Wärme, welche noch in den gekochten Eiern steckt, wird bewirken, daß die aufgetragenen flüssigen Farben um so schneller trocknen. Wir reiben jetzt einige der kleinen Farbkuchen, zunächst sepiabraun und karminrot, in diesen mit Wasser angefeuchteten Porzellannäpfchen; wenn wir eine Kleinigkeit Gummiarabikum in die Flüssigkeit geben, so wird letztere um so besser auf der Eierschale haften bleiben. Mit der also hergerichteten Farbe befeuchte ich diesen feinen und spitzen Haarpinsel — zunächst mit Braun. Nun ziehe ich die Konturen der Gesichtszüge. Es schwebt mir nämlich vor, aus diesem Ei den Kopf des Raubritters Kuno von Schreckenstein zu machen; die Augen recht boshaft verkniffen, die Nase dick und breit wie eine mißratene Gurke, die Unterlippe wulstig. Warten wir einen Augenblick, bis die Linien getrocknet sind! Nun tunke ich einen zweiten, reinen Pinsel in den hellroten Karmin und lasse auf Nase, Wangen und Unterkinn des Raubritters die Morgenröte der Leidenschaft des Trunkes erscheinen. Denn ein echter Raubritter trinkt den gestohlenen Rebensaft nur eimerweise. Aus Flachs, den ich mit Gummiarabikum anklebe, stelle ich Schnauz- und Knebelbart her. Um nun das Haupt mit einem Helm zu krönen, färbe ich zunächst die obere (stumpfe) Hälfte des Eies mit grauer Eisenfarbe — derselben, womit man den Ofen schwärzt; dann schneide ich aus Zeichenpapier den Kamm und die Krempen, bemale dieselben gleichfalls mit Eisenfarbe, und klebe sie mit Gummi an die Eierschale, beziehungsweise die Rundung des Helmes. Um das Ankleben zu erleichtern, mache ich an den innern Kanten des Papieres kleine Einschnitte, welche an die Eierschale gedrückt werden. So, nun wäre der Kopf des Raubritters fertig! Um demselben ein Piedestal zu verleihen, schneide ich aus weißem Kartonpapier einen konisch verlaufenden Spitzenkragen; derselbe wird vorn zusammengeklebt, und in die obere Halsöffnung das Ei hineingesteckt; etwas Klebstoff sorgt dafür, daß der mit der Sturmhaube bewehrte Kopf nicht aus dem feingezackten Spitzenkragen herausfällt. Es würde nämlich von übler Vorbedeutung sein, wenn der Kopf des sündigen Raubritters nicht fest auf den Schultern säße. Ihr versteht mich doch, Kameraden, — he, was sagt ihr zu meinem Opus?"

Samiel.

„Der Bursche ist ja ganz famos!" lautet die einstimmige Antwort. „Man sollte kaum erwarten," setzt das Wichtelmännchen hinzu, „daß sich ein so nettes Figürchen aus einem Ei verfertigen ließe. Die reine Metamorphose nach Ovid! Was würde die gelbe Henne vom Buchenhofe sagen, wenn sie ihr Ei in dieser Vollendung sähe? Sie würde gewiß vor Stolz und Vergnügen die ganze Sippe derer von Gockel, Hinkel und Gackeleia zusammengackeln!"

Poeta laureatus.

„Ich stelle euch," fährt der lange Heinz, ein wenig geschmeichelt, in seinem Vortrage fort, „das Figürchen als Modell hier auf den Tisch, — versucht, Kameraden, es nachzubilden! Aller Anfang ist schwer, sagte Till Eulenspiegel, als er einen Amboß stahl, — aber jemand anders sagt auch: ‚Um Fleiß und Mühe beschert uns Gott Kühe'. Darum geht mir nur flott an die Arbeit! Währenddessen will ich als euer Lehrmeister in der Anfertigung neuer Modelle fortfahren."

So geschieht es, und bald sind alle eifrig an der Arbeit, die nur hin und wieder durch einen guten Witz unterbrochen wird. Nach Verlauf einer halben Stunde kann der lange Heinz seinen Schülern ein neues Figürchen vorstellen: den Kopf des schwarzen Samiels. Mit allgemeinem Bravo wird diese neue Leistung begrüßt, — sie ist aber auch sehr wirkungsvoll. Das Ei ist nämlich mit chinesischer Tusche völlig schwarz gefärbt, bis auf eine kleine Fläche, worin das Gesicht gezeichnet steht. Dieses Gesicht leuchtet feuerrot aus der schwarzen Umrahmung hervor, während die Umrisse von Nase, Augen und Mund mit schwarzen Linien gezogen sind. In dem roten Munde stehen grell die schneeweißen Zähne. Auf dem Scheitel des Kopfes funkelt eine Art Hahnenkamm von gezacktem Goldpapier, das doppelt genommen (damit es auf beiden Seiten leuchte) und mit Gummi angeklebt ward; an Stelle der Ohren entfalten sich gezackte Fledermausflügel, ebenfalls aus Goldpapier. Die untere Partie des Kopfes steckt in einem eingekerbten Flaschenstöpsel, der sinnreich als Piedestal dient. Unten im Stöpsel steckt wieder ein Klumpen Blei, damit das Ei nicht das Uebergewicht bekomme.

Der Erzlügner Freiherr von Münchhausen.

Sofort machen sich die Schüler, die mehr oder minder gut mit dem Raubritter fertig geworden, an die Nachahmung des neuen Modells. „Samiel hilf!" ruft dabei Bruder Tuck, als er sich die rote Farbe über seine hellgraue Hose schüttet.

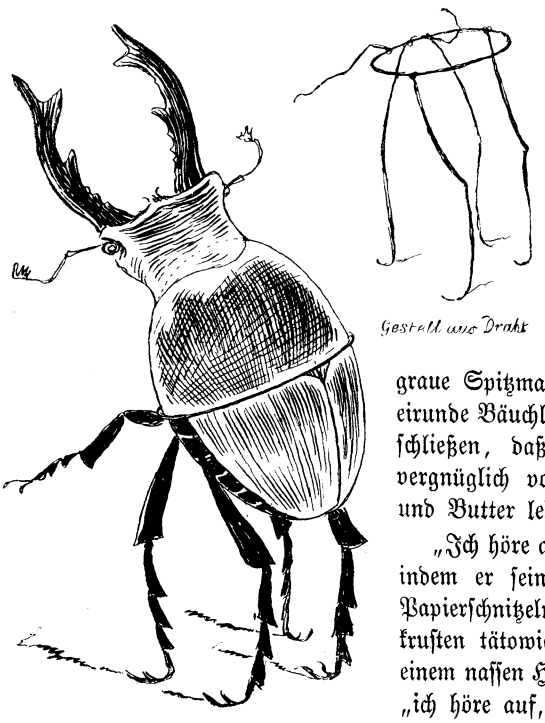
Die Eier in der Schüssel mögen wohl

erkalten, aber nicht erkaltet der Eifer des langen Heinz. Nach Verlauf einer Stunde hat der Künstler wieder ein paar köstliche Figuren zu stande gebracht: das Haupt eines Poeta laureatus, mit wallendem flachsblondem Haupt- und Barthaar und vergißmeinnichtblauen Augen; den bezopften Kopf des Erzlügners Münchhausen mit federgarniertem Dreitimp; und den Schädel jenes protzigen Bauern, welcher einst die denkwürdigen Worte gesprochen:

„Mein Herr Maler, will er wohl
Mich abkonterfeien?
Mich, den reichen Bauern Kroll,
Und mein Weib Mareien?"

Selbstverständlich finden diese Charakterköpfe den Beifall, welchen sie verdienen. Philipp der Schöne schlägt sogar vor, ob man nicht mit den Gummiflaschen und Reibschälchen einen kräftigen Salamander reiben solle auf das Wohl des langen Heinz, des erfindungsreichen Künstlers. Dieser wehrt jedoch mit Händen und Füßen ab, da Papa im unteren Stockwerk sein Nachmittagsschläfchen halte, — worauf sich alle ruhig wieder an die Arbeit begeben.

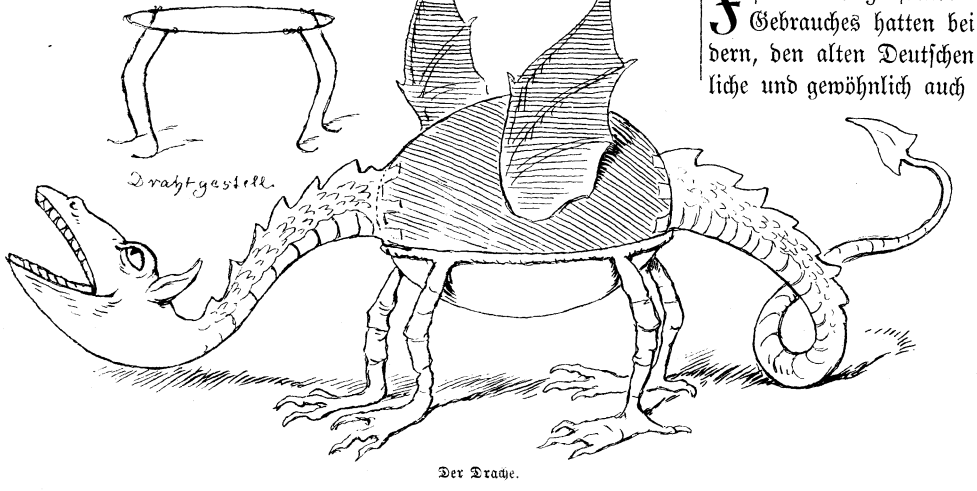
Mit Hilfe von Drahtgestellen richtet der unerschöpfliche junge Meister jetzt ein paar absonderliche Gestalten her: einen Hirschkäfer und einen Drachen. Die Schüler lassen einer nach dem andern ihre Arbeit ruhen, um dem langen Heinz die Kunstgriffe abzulauschen. Die Beine des Hirschkäfers, vulgo das Drachengestell, überkleidet Heinz mit dunklem Wachs; den Kopf mit den beiden Hirschhörnern schnitzelt er aus weichem Holze und klebt ihn an das stumpfe Ende des Eies, das in einem runden Ringe des Drahtgestelles ruht; dann überzieht er den ganzen Käfer mit brauner Farbe, zeichnet mit schwarzer die Linien der Flügeldecken sowie des Nackenschildes hinein und trägt auf das Ganze, nachdem es getrocknet, einen glänzenden Firnis. Auch der eirunde Leib des Drachen ruht in einem Drahtgestell, welches zugleich die Beine hergibt. In diesem Falle sind nun die Beine mit grünem Wachs von einem alten Weihnachtskerzchen überzogen. Der Rücken des Drachen ist grün, der Bauch weiß gehalten; grün sind auch die beiden gezackten Flügel von angeklebtem Papier. Kopf und Ringelschwanz, mit greulichen Zacken und Schuppen, sind aus steifem Zeichenpapier geschnitten, hell- und dunkelgrün bemalt und endlich an die Eierschale geklebt.



Der Hirschkäfer.

„Der lange Heinz," spricht Bruder Tuck, „schwingt sich zu immer höheren Idealen empor, — ich glaube nicht, daß wir ihm auf das Gebiet dieser geflügelten Viehcher folgen können."

„Dann vielleicht auf das Gebiet der kriechenden?" meint gutmütig der lange Heinz und hantiert an einem neuen Ei herum. Zunächst wird dasselbe über und über mit Rot bemalt. Was mag das nur geben? Ach, jetzt werden aus rotgefärbtem steifem Papier ein paar Dinger angeklebt, welche täuschend an Krebsscheren erinnern, — ja, ein Krebs, ein gesottener Krebs soll hier dargestellt werden! Schwanz, Beine und Fühler werden gleichfalls von rotgefärbtem Papier geschnitten und angeklebt. Das Kunstwerk sieht wirklich einem Krebse so ähnlich, wie ein Ei dem andern.



Der Drache.

Die letzte Leistung, welche aus den Händen des langen Heinz hervorgeht, ist eine graue Spitzmaus. Das dicke, eirunde Bäuchlein läßt darauf schließen, daß das Tierchen vergnüglich von lauter Speck und Butter lebt.

„Ich höre auf," sagt Heinz, indem er seine mit Farben, Papierschnitzeln und Gummikrusten tätowierten Hände an einem nassen Handtuch abreibt, „ich höre auf, denn sonst verbringt ihr eure ganze Zeit mit Zusehen. Ihr habt jetzt hinreichend Modelle, Kameraden, und darum frisch an die Arbeit! Frisch gewagt ist halb gewonnen, und:

Mit Zusehen und Feiern
Gelangt man nicht zu Ostereiern!"

Etwas vom Hammer.

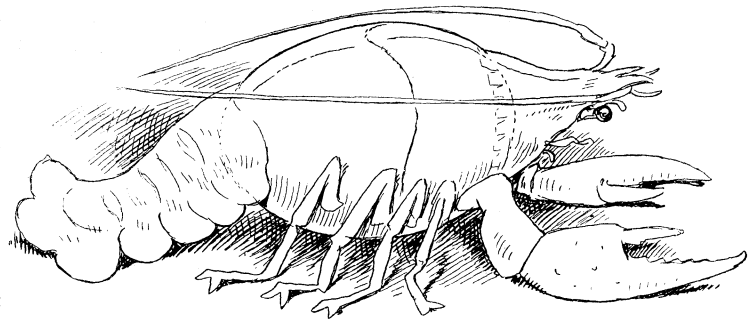
Fast alle Gegenstände des alltäglichen Gebrauches hatten bei unsern Altvordern, den alten Deutschen, eine sinnbildliche und gewöhnlich auch religiöse Bedeutung. So war es auch mit dem Gegenstand, den ihr so gern, sei es zum Zeitvertreib, sei es zu nützlicher Beschäftigung, in die Hand nehmt: dem Hammer. Warum thut der Schmied beim Schmieden immer den vierten oder fünften Schlag auf den Amboß? Warum erfolgt bei Versteigerungen der Zuschlag mit dem Hammer?

Das sind Ueberbleibsel von sinnbildlichen Handlungen, deren sich übrigens in früheren Zeiten noch verschiedene andere, allmählich verloren gegangene, an den Hammer knüpften.

Eine Art Hammer, der sogenannte Streithammer, dessen spätere Entwicklung die Streitaxt war, bildete die vorzüglichste Waffe der alten Germanen. Ihr Kriegs- und Donnergott Donar (Thunar, der nordische Thor) war daher auch mit einem Hammer ausgerüstet. Donar wirft mit diesem Hammer, der aber nach jedem Wurf von selbst wieder in seine Hand zurückkehrt. Dies deutet darauf hin, daß die Germanen den Hammer auch als Wurfgeschoß brauchten und ihn dabei wahrscheinlich an einem langen Riemen befestigt hatten. Da nun Donar auch der Gott der Gerechtigkeit, der Gott des Rechtes war, so wurden auch viele Rechtsverhältnisse besonders hinsichtlich des Grund und Bodens, durch das Werfen des Hammers geregelt. Neue Ansiedler erhielten soviel Grund und Boden, als sie durch den Wurf des Hammers erlangen konnten. Wo der Hammer niederfiel, war ihre Grenze. Später war jede Besitzergreifung von Grundstücken, auch der durch Kauf erworbenen, vom Werfen des Hammers begleitet. Auch bei Erwerbung von Wassergerechtigkeiten kommt diese sinnbildliche Handlung vor. Der Müller durfte stromauf und stromab so weit fischen, als seine Hammerwürfe auf und ab reichten. Der Erzbischof von Mainz hatte das Recht, so weit über den Rhein zu gebieten, als er in den Fluß hineinreiten und dann noch mit dem Hammer werfen konnte.

Der reiche Bauer Kroll.

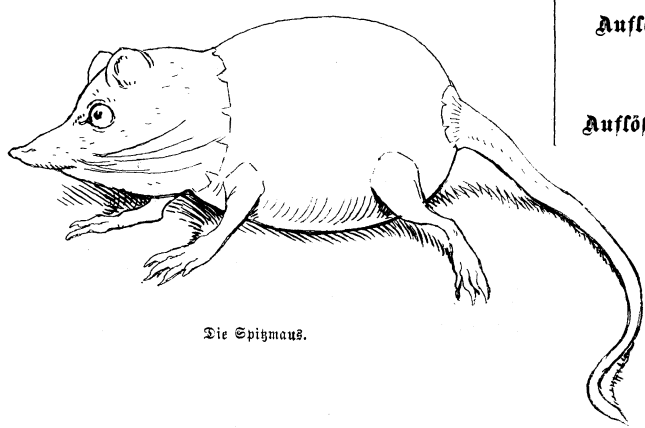
Der in manchen Gegenden noch bis in die neueste Zeit hinaufreichende Brauch, daß der Dorfrichter oder Dorfschulz, wollte er die Gemeindemitglieder zu einer Beratung oder zum Gericht zusammenberufen, den Gerichtsdiener mit einem Hammer, später auch mit einem Beil, herumschickte, hängt ebenfalls mit der in Rede stehenden uralten Bedeutung dieses Geräts zusammen.



Der Krebs.

Jagdspiel.

Zum Spielplatze dieses munteren Spieles wählt man eine hügelige, mit Strauchwerk bewachsene Gegend, oder ein kleines Buschwäldchen. Ein flinker Kamerad wird als Jäger bestimmt; er wählt sich, je nach der Größe des Jagdreviers, zwei bis vier Jägerbursche und einige Hunde. Jäger und Hunde machen sich durch irgend ein Abzeichen kenntlich: die einen tragen die Mützenschirme vorn, die andern hinten, oder sie binden das Taschentuch um den Arm oder tragen einen grünen Zweig auf der Mütze. Alle übrigen Kameraden gehören zum Wild. Im Freimal haben sich alle versammelt, nun gibt der Jäger durch den Ruf: „Auszug!“ das Zeichen, daß sich das Wild zerstreuen und so gut als möglich decken und verstecken soll. Nun beginnt die Jagd. Die Hunde bellen und suchen und stellen das Wild; d. h. sie halten es fest bis der Jäger kommt und es mit drei leichten Pumpsackschlägen abfängt. Ueberhaupt ist jedes Wild gefangen, welches drei Schläge erhält. Des Wildes Bestreben geht dahin, wieder in das Freimal zu kommen, woran es die Hunde und die Jäger zu hindern suchen. Ist das erste Treiben vorüber, also kein Wild mehr im Walde, sondern alle im Freimale versammelt, dann beginnt das zweite Treiben, bei welchem die Gefangenen des ersten Treibens ebenfalls als Hunde mitwirken und das betreffende Abzeichen bekommen. So folgt Treiben auf Treiben, bis schließlich nur noch ein nichtgefangenes Stück Wild übrig ist, welches dann im neuen Spiele Jäger wird.

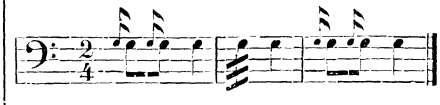


Die Spitzmaus.

Signale in der deutschen Armee.

Abschlagen,

zum Marsch ohne Tritt oder zum Auseinandergehen, z. B. einer abgelösten Wache.



Buchstabenrätsel.

Mit e ward's in der Taufe
Als Name mir gegeben;
Wenn ich's mit a nicht hätte,
Wie traurig wär' mein Leben!
Nicht schaute ich, lieb' Brüderlein,
Dir in die holden Aeugelein!

Logogriph.

Mit l schmückt es die Bäume
Für eine Spanne Zeit;
Wär' ich's mit t, nicht lauscht' ich
Der Nachtigall erfreut.
Mit c wirst du es schnell erraten,
Gedenkest du Held Blüchers Thaten.

Auflösung des Rätsels in Nr. 23.

„Atem, Thema.“

Auflösung des Logogriphs in Nr. 23.

„Scheiben, Scherben.“

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 23.

F Roh R g(f)as(s)t
Nim A an D s (G)last.

Froher Gast, niemands Last.

Fragen und Antworten.

„Stieglitz." Warum sollten wir Deinen Wunsch nicht erfüllen, zumal Du so liebenswürdig bitten kannst! Um Vögel, gleichviel welche, bei guter Gesundheit zu erhalten und rechte Freude an ihnen zu erleben, ist es eine Hauptbedingung, daß man alle ihre Eigentümlichkeiten und zumal ihre Lebensweise und Ernährung genau kennen lerne. So mußt Du über den Stieglitz in einer guten Naturgeschichte nachlesen; am ausführlichsten wirst Du das erfahren aus dem hier schon so oft genannten und empfohlenen „Handbuch für Vogelliebhaber" von Dr. Karl Ruß II. (Einheimische Stubenvögel), in dem zugleich die Anleitung zur Verpflegung gegeben ist. Bis auf weiteres fütterе Deine Stieglitze nur mit Rübsamen und blauem Mohn, unter zeitweiliger Zugabe von wenig gequetschtem Hanf und abwechselnd andern Sämereien, wie Hirse, Kanariensamen, auch wohl mal ein wenig Leinsamen und dann im Sommer reifende Wegerichrispen, Knospen von Vogelmiere und schließlich Distelköpfe. — „Schnäuzchen" haben wir Deinem Wunsche entsprechend grüßen lassen.

Primaner W. B. in **Hagen.** Wer als Einjährig-Freiwilliger beim Train dient, muß, wie jeder andre Einjährig-Freiwillige, für seine Bekleidung und seinen Unterhalt selbst sorgen. Außerdem zahlt er für die Benützung eines Dienstpferdes jährlich 150 Mark, ein Pauschquantum für Hufbeschlag und Pferdearznei und den Marktdurchschnittspreis einer Ration (im ganzen etwa 36 Mark monatlich). Da eine jede Compagnie nur vier Einjährig-Freiwillige einstellt, und da es an Bewerbern nicht fehlt, so ist es nicht leicht, angenommen zu werden.

E. A. Westermann. Kommt, kommt!

E. K. in **Nischnij-Nowgorod.** Du leidest an einem Augenübel, armer Kamerad! Was Deine Frage betrifft, so sei gesagt, daß jede größere Universität Deutschlands oder Oesterreichs sehr vertrauenswürdige Kliniken für Augenkranke besitzt, und wahrscheinlich auch die bedeutenderen Universitäten Deines eigenen Vaterlandes. Solltest Du aus besonderen Gründen gerade eine deutsche Anstalt vorziehen, so sind wir gern zu weiterem Rate bereit. Inzwischen unsre besten Wünsche für Dein Wohlergehen, wird schon besser werden.

Fr. Sch. in **Lüneburg.** O Du Schäcker. Würde uns das Esaus Sohn nicht sehr verübeln?

A. B. in **Leer.** Die oftgenannte Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig.

v. M. 307 in **Frankfurt a. M.** Die Tipp-Topp-Stempel, welche vergriffen waren, liegen nun wieder in einer Neuauflage vor. Sende Deine Adresse ein.

P. in **Schneeberg.** Du möchtest die Zusammensetzung des Hydrochinonentwickler kennen lernen; den kannst Du Dir nach folgendem Rezept leicht selbst herstellen:

5 g Hydrochinon,
40 „ schwefligsaures Natron,
75 „ Kohlensaures Kali (Pottasche),
1 l destill. Wasser.

Zuerst löst man das schwefligs. Natron, dann das Hydrochinon und hierauf das kohlensaur. Kali. — Dann fragst Du, wie man sich einen photographischen Verstärker und Abschwächer herstellt. Die Rezepte hierfür sind:

Verstärker.
10 g Quecksilberchlorid,
300 „ destill. Wasser.

Abschwächer.
10 g Kaliumferrid-Oxalat,
50 „ unterschwefligsaures Natron,
600 „ destill. Wasser.

Die Negative hättest Du so lange in die betreffende Lösung zu legen, bis sie die richtige Dichtigkeit haben und dann sehr gut auszuwaschen. Die genannten Chemikalien liefern Alb. Glock & Cie. in Karlsruhe.

Liebe Kameraden! Ich teile euch hiermit eine sehr einfache Methode mit, den Hektographen aufzufrischen, wenn sich Runzeln 2c. zeigen. Man nehme etwas Spiritus und gieße ihn über die Hektographenmasse, so daß derselbe überall höchstens 1 mm hoch steht. Dann zünde man den Spiritus an, er wird 1—2 Minuten brennen und die Masse soweit auflösen, daß sie wieder eine glatte Oberfläche bilden kann. Wenn erkaltet, ist der Hektograph wieder wie neu. Bestes Gelingen wünscht euer Kamerad Th. Foerster, Kempen a. Rh.

Ein Vogelliebhaber (Fritz Schürch): Mit dem nahenden Frühjahr ist die beste Zeit zur Züchtung der Stubenvögel gekommen, Du mußt Dich also umthun, wenn Du heuer noch einen Erfolg haben willst. Die Adressen von zuverlässigen Vogelhändlern sind: G. Voß Vogelhandlung „Zur gefiederten Welt" in Köln a. Rh.; Christiane Hagenbeck in Hamburg; Kumß in Warmbrunn; Reiß in Berlin, Königs-Kolonnaden; Mathias Rausch, Wien.

Möchte den lieben Kameraden Karl Kollesa in **Wien** um die Beschreibung seines Neefschen Blitzrades bitten, welches er im 3. Jahrgange als Preisarbeit an die Redaktion des „Guten Kameraden" eingesendet hat; würde ihm sehr dankbar dafür sein. Mit freundschaftlichem Gruß an alle Kameraden Eduard Müller in Harburg a. Elbe, Sand 22.

Heinrich S. Du schreibst, „daß Du seit 3/4 Jahren den Pegasus reitest" und was Du uns an Poesie vorlegst, verrät schon eine ganz elegante Gangart, nur will uns bedünken, es geht in Deinen Reimen etwas sehr stürmisch zu, z. B. gleich in der ersten Strophe:

Der Sturmwind saust und peitscht die Wellen nieder,
Wild schwankt und schaukelt meines Glückes Kahn,
Auf dem erregten Lebensocean
Reißt Woge mich empor und Woge nieder.*)

E. R. Deine Frage über den Bau eines Mäusestalles gibt uns Veranlassung, dieses Thema in einer der nächsten Nummern in einem illustrierten Artikel besonders zu behandeln, da wir an dieser Stelle nicht den ausreichenden Platz zu finden vermögen. Also gedulde Dich ein wenig.

Kieler Geograph. Pet. Der „Gute Kamerad" kann nur sagen, daß ihm der Name Sihsur bisher völlig unbekannt war, und daß er ihn noch auf keiner Karte gelesen hat. Indes sind vor wenigen Jahren mehrere neue hohe Gipfel im Himalaja entdeckt worden, und es ist nicht unmöglich, daß der Sihsur einer derselben ist. Auch kommt es vor, daß im Himalaja ein Berg mehrere Namen führt, die oft wenig bekannt sind. Es könnte also auch sein, daß Sihsur ein Name eines sonst unter einer geläufigeren Bezeichnung bekannten Gipfels ist.

Er. S. in **Straßburg i. Els.** Das ist hübsch von Dir! nur immer tapfer gelernt, damit Du ein tüchtiger Stenograph wirst. — Ein Buch über „weiße Mäuse" ist dem „Guten Kameraden" nicht bekannt. Alles was Du darüber wissen willst, wirst Du einem demnächst erscheinenden Aufsatz entnehmen können. Gruß!

Anonymus: 1. Um die kleinen Prachtfinken, welche man japanische Möwchen nennt, mit Erfolg zu züchten, bedarf es gar keiner großen Mühe und Umstände, denn dieselben gehören zu den am leichtesten nistenden Stubenvögeln überhaupt. Deine Frage, ob Du sie aus dem Gesellschaftskäfig entfernen mußt, oder sie in demselben belassen darfst, ist indessen keineswegs leicht zu beantworten, denn es kommt doch vor allem darauf an, welche Vögel sich außer den Möwchen in dem Käfige befinden werden. Sind dies bloß Prachtfinken oder auch andre kleine und friedliche Vögel, so dürfen sie ruhig bei den Möwchen bleiben, weil diese einerseits selber harmlos sind, andrerseits aber sich auch nicht von fremdem Gefieder im Nisten stören lassen. Anleitung zur Pflege und Zucht findest auch Du in dem „Handbuch für Vogelliebhaber" I. (Fremdländische Stubenvögel) von Dr. Karl Ruß, auf welches wir für alle solche Zwecke hinweisen müssen. 2. Mit Deiner Frage über fremdländische Käfer und Schmetterlinge wende Dich an Herrn Alexander Bau, Schriftsteller und Naturalist in Berlin S., Hermannplatz 4.

O. Weigand. Wende Dich mit Deinen Wünschen an die oftgenannte Firma Rudolf Stirn in Berlin, Sebastianstr. 34.

*) Anm. des Setzerlehrlings. Ei herrjeh, da muß man ja ganz dipplich werden!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer am vorangehenden Montag.

Echte Briefmarken! Billig; 5 Aegypt. 20 Pf 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 5 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf. 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß 25 Pf 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf 30 Spanien 40 Pf. 4 Transb. 40 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c. 2c. alle verschieden. Preisl. grat. Illustr Katalog 30 Pf. **E. Hayn,** Berlin, N. 24 Friedrichstr. 108. (Eing. Johannisstr. 23.)

Eberswalde-Berlin.

Wirtschafts-Institut und Familien-Pensionat. Gründliche Ausbildung in allen Zweigen des Hauswesens. Sorgfältigste Ueberwachung u. Pflege. Inniges Familienleben. Geistige Anregung jeder Art. Beste Referenzen. Prospekte jederzeit. Frau **Helene Dormeyer,** geb. Kleinwächter. Verfass. des Buches: „Zur Stütze der Hausfrau v. Hedwig Dorn" (Verl. Paul Parey, Berlin).

In m. **Familienpensionat** können z. Ost. einige Knaben, w. d. hies. evang. luth. Gymnasium besuchen sollen, Aufn. finden. **Cyle,** Pastor em., **Eisenberg,** S/A.

Pension

finden Kinder und junge Mädchen, die sich in **Hamburg** ausbilden sollen, in der Familie von Frau und Frl. **Tollens,** Hamburg, Elisenstr. 5.

Bad Ems.

Nehme in mein Haus 3—4 Pensionäre Sommer u. Winter. Auf Wunsch Familienanschluß. Krankheiten des Atmungs- und Verdauungssystems.

Dr. Händel, prakt. Arzt u. Bade-Arzt.

Weimar. **Pension** f. Schüler höh. Lehranst., sowie Vorber. z. **Einj.-Fr.-Prüfung** (Anf. 7. Okt.). Langj. Erfahrung. Beste Referenzen. **Dr. Rindtorff.**

Nicht versetzte, zurückgebliebene, e. beständig. Aufsicht bedürftige Schüler werden in m. **Erziehungsanstalt** ausgebild. u. f. höhere Klassen vorbereitet.

Dir. **H. Büchler, Rastatt.**

Zum 1. Mai, event. auch früher, nehmen wir wieder zur gründlichen Ausbildung in allen Zweigen eines großen Haushaltes, bes. der ff. Küche, einige Scholarinnen auf. Zweijährige Verpflichtung ohne gegenseitige Vergütung. Die Verwaltung der **Dr. Driverschen Heilanstalt, Reibolds grün** i. S.

Familien-Pensionat f. Kinder u. junge Mädchen von Frau Balthasar, geb. von Wolffradt, Berlin W., Derfflingerstr. 20 a. Franz. u. engl. Konverj., Anleit. in Musik, Handarb. u. im Haushalt. Gesellschaftl. Ausbild. Empfohlen durch Herrn Hofprediger Dr. Frommel, Berlin. Prospekte a. Wunsch.

Pension für schwache Knaben. Beste Bildung. Familie. **Dr. Herz, Jena.**

Ostern 1890 nehme Knaben zur Vorbereitung bis Quarta **in Pension.** Gesunde Luft und Wohnung. Liebevolle Aufnahme in der Familie kann zugesichert werden. 900 Mk. Superint. **Neymann, Hochkirch** b. **Nd. Langenau,** Kr. Görlitz.

2 Knaben, 9—10 Jahre alt, werden für höhere Schulen vorbereitet und mit liebevoller Energie erzogen von einem pädagog. erf. Geistlichen in **schönem, sehr gesunden** Pfarrhause zu **Capelle,** Kr. Bitterfeld, Pens. 1000 Mk.

Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen mit Pensionat i. Weimar.
Ostern Aufn. neuer Schülerinnen.
Minna Schellhorn.

Zu Ostern finden einige **Knaben,** welche hies. höh. Lehranst. bes. sollen, bei mir freundl. Aufnahme. Schon früher 18 Jahre in gleicher Thätigkeit, sichere ich auch jetzt gewissenh. sorgfält. geistige u. körperl. Pflege zu. Güt. Anmeld. an **H.** verw. Prof. **Löbe, Altenburg,** Wilhelmstr. 1, part.

Vorzügl. empfohlene **Pension. Berlin,** Hedemannstr. 6 bei Frau Sanitätsrat **Prietsch.** Auch geteilten Salon à 75 Mk.

Technikum Hildburghausen. Getrennte Fachschulen für **Maschinentechniker** etc. **Baugewerk & Bahnmeister** etc. Hon. 75 Mk. Vorunterr. frei. Rathke, Dir.

An der **Webschule zu Heidenheim** (Württ.) findet wieder Schüleraufnahme statt. Der theoretische und praktische Unterricht erstreckt sich auf **alle Branchen** der Schaft- und Jacquardweberei mit Hand- und Dampfbetriebe, Muster- und Maschinenzeichnen, Buchführung 2c. Kursdauer 1 Jahr. Schulgeld 150 Mk. Auskunft erteilt **C. Leopold,** Vorstand der Webschule **Heidenheim** (Württ.).

Knaben-Institut Lucius
auf dem Forsthaus bei Echzell i. d. Wetterau.

In meinem staatlich anerkannten Privatinstitut werden jederzeit Knaben aufgenommen zur Vorbereitung für unsre Gymnasien und Realschulen von Sexta bis einschl. Obersekunda. Liebevolle Erziehung in christlichem Sinne, strenge Aufsicht, besondere Berücksichtigung zurückgebliebener Knaben, einfache kräftige Kost, sehr gesunde Lage am Waldessaum. Preis vierteljährlich Mk. 300. — Beste Empfehlungen. Prospekte gratis.

Julius Lucius, Großh. hess. Präzeptor.

Postschule Lommatzsch (Kgr. Sachsen).

Billigste Vorbereitung für Leute von 14—20 Jahren zur
mittleren Postcarrière (Gehülfenprüfung),
1jähriger Cursus; wenn erfolglos, 2. Cursus umsonst.
Auskunft kostenfrei durch den
Magistrat zu Lommatzsch.

Eugen Dickertmann in **Hestert bei Haspe, Westfalen,** fragt: „Wer hat Lust, mit mir in Korrespondenz zu treten?"

Vater in **Ch.** Die Ausführung des betreffenden Gegenstandes zeugt von vielem Fleiß und Verständnis für die Sache, doch ist das keine besonders hervorstechende Leistung. Derlei wird von vielen Jungens gemacht. Einen beruflichen Rat zu erteilen, ohne die Qualifikationen und Charaktereigenschaften Ihres Sohnes zu kennen, es wäre leichtsinnig, wollten wir das wagen.

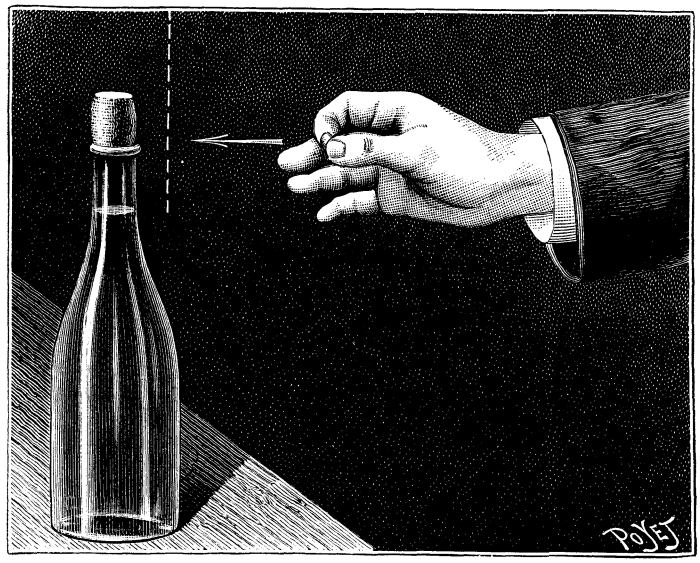
Ein Kamerad aus Landsberg a. W. schreibt: „Soeben lese ich in unserm Leibblatt den Artikel über die Widerstandsfähigkeit der Wasserteilchen. Ich habe mir nun ein hübsches Experiment ausgesonnen, welches vielleicht mancher von den Kameraden nachmachen wird. Nachdem ich eine feine Nähnadel trocken gerieben und magnetisch gemacht hatte, legte ich dieselbe vorsichtig auf die Oberfläche des Wassers in einem Glase und hatte auf diese Weise einen vorzüglichen Kompaß. Freundschaftlich grüßend G. Groß." — Für diesen Wink schönen Dank, Gruß kameradschaftlich erwidert.

Ein Kamerad in **Gießen.** Die schwarze Färbung im Innern Deines Mikroskops kannst Du nicht selbst herstellen, sondern Du mußt das Rohr dem Optiker geben. Wie kann denn aber diese Färbung nur beschädigt werden? Mit dem Mikroskop muß man recht fein säuberlich umgeh.n! — „Deckelgläschen", solche gibt es nicht beim Mikroskopieren. Die dünnen Gläschen heißen Deckgläschen. Das Aufkleben derselben wird verschieden ausgeführt. Liegt das Präparat in Kanadabalsam, so klebt das Deckelgläschen ohne weiteres. Bei andern Konservierungsmitteln kannst Du verschiedene Lacksorten anwenden, die Du in jedem mikroskopischen Institut kaufen kannst.

r² π und E. Pfennig in **Z.** Der „Gute Kamerad" wird euch mit einem großen Aufsatz überraschen, wollet nur noch ein klein wenig Geduld üben. — Wie man bei angeriebener Tusche erkennt ob sie schwarz ist? Wenn ein unter dem Probefleck befindlicher schwarzer Strich nach dem Trocknen nicht mehr durchscheint, der Fleck dagegen einen tiefschwarzen Glanz zeigt.

Flodur in **Olmütz.** Die Farben des Spektrum kennst Du jedenfalls. Die Anzahl der prismatischen Farben aber genau festzustellen ist unmöglich, da sie in ihrem Ineinandergehen unzählige Nuancen bilden.

Gustav Sch. in **Wien.** Der höchste Berg des Mondes heißt Curtius und ist nach neuesten Ermittelungen 7200 m hoch. — Um Deine andre Frage zu beantworten, brauchst Du nur die Erdkarte aufzuschlagen und ein geographisches Lehrbuch zu Hilfe nehmen. Der „Gute Kamerad" müßte auch erst Vergleiche anstellen.



Zum Zeitvertreib.

Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, in einem geselligen Kreise ein hübsches Experiment ausgeführt zu sehen, das ebensoviel Spaß, als Verwunderung bei den Anwesenden hervorrief. Stellte da ein Herr auf den Tisch eine Flasche, und auf deren Hals einen Korkstöpsel, der vermöge seiner Dicke auf dem Hals der Flasche nur auflag. Nun richtete er an uns das Ersuchen, „es solle dieser Stöpsel von der Flasche heruntergeschnellt werden, so zwar, daß man die ursprünglich ca. 60 cm in wagerechter Linie vom Stöpsel entfernte Hand rasch in der Richtung des Stöpsels ausstrecke." — „Ei, wenn sonst nichts verlangt wird, das wollen wir gleich haben!" riefen die meisten der Anwesenden. Aber potztausend! die Folge lehrte, daß unter zehn Versuchen höchstens einer das gewünschte Resultat erzielte, insofern der Schneller fast immer über den Stöpsel hinweg ins Blaue hineinging. „Das wollen wir gleich besser machen," höre ich auch euch ausrufen. Nun, hier ist euch nun einmal Gelegenheit geboten, Schnippchen zu schlagen, soviel ihr wollet! Ihr werdet dabei bald herausfinden, daß das öftere Mißlingen eurer Versuche durch zwei Ursachen bedingt ist: Zunächst durch die instinktive Besorgnis, bei zu niedrig gehaltenem Schnippchen den Hals der Flasche zu treffen und letztere dadurch umzuwerfen. Diese Besorgnis steigert sich, wenn das Experiment auf einem Tisch mit Marmorplatte, wobei beim Umfallen die Gefahr des Zerbrechens größer ist, oder auf einem gedeckten Tisch ausgeführt wird, in welch letzterem Falle leicht anderweitige Beschädigungen eintreten könnten. In zweiter Linie und ganz besonders lassen sich diese häufigen Mißerfolge durch die schwer ins Gewicht fallende Besorgnis erklären, sich durch einen solchen raschen und heftigen Stoß an das Glas die Finger zu verletzen. Daß dieser zweite Grund vorwiegend maßgebend ist, läßt sich am besten und überzeugendsten nachweisen, wenn man es versucht, das Experiment auszuführen, nachdem die erstere Besorgnis durch Befestigung der Flasche beseitigt ist. Auch jetzt wird man noch oft zu hoch schnellen.

Tauschmarkt.

Vertausche meinen Taschenspieler-Apparat gegen ein Paar Sporen, eine Dampfmaschine oder Druckerpresse mit Lettern. Karl Westhoff in Rinaszombat, pr. Adr.: Herrn Prof. Jos. Forköly, Ungarn (Gömör).

Eugen Kantorowicz in **Posen, Sapiehaplatz 4,** möchte sein Tisch-Croquet für eine gute Dampfmaschine abgeben.

Ich möchte gern meine gut erhaltene Dampfmaschine (Neuwert 13,50 M.) gegen einen Werkzeugschrank oder Buchdruckerpresse vertauschen. Theodor Schumacher, pr. Adr. C. A. V. Schumacher, Bielefeld, Bahnhofstr. Nr. 50.

Jak. Holtz in **Mülhausen i. Els., Baselgasse 2,** gibt Bücher für ein photographisches Stativ.

Ich möchte mit einem Historiker, mit einem vorzüglichen Lateiner, und überhaupt mit Kameraden, welche in diesen beiden Fächern sehr bewandert sind, in Korrespondenz treten. Harry Jeschke, pr. Adr. 42 Pub. Sq., in Cleveland, Ohio, Cuyahoga County, U. S. of A.

O. Flothmann in **Kettwig a. Ruhr** hat eine Steinsammlung zu vertauschen, am liebsten gegen Münzen.

Kann mir einer der Kameraden Bilder schicken? Zu Gegendiensten gern bereit. Max Perutz in Prag, Florenzg. 25.

Paul Schreyer, Obertertianer in **Zerbst (Anhalt), Alte Brücke 8 I.,** möchte mit Kameraden, die sich für Chemie und Physik interessieren, in Korrespondenz treten.

Emil Stöhr in **München, Königinstraße 5 p. r.,** bittet um Probenummern illustr Zeitschriften. Wer 5 schickt, erhält eine antike Münze, wer 10 sendet, 3 seltene Marken.

Lőrinczy Bodog in **Oedenburg, Spitalsbrücke 2,** bei Frau von Kiß Lajos sucht seltene Schmetterlinge gegen Versteinerungen.

Berthold Ihrke in **Altona, Schulterblatt 115,** hat eine laterna magica im Werte von 9 Mark zu vertauschen.

Alfred Kleinsteuber in **Eisenach, Kasernenstr. 15,** wünscht Tauben einzutauschen. Möchte auch mit einem Kameraden in Rußland in Korrespondenz treten.

Otto Meyer in **Bremerhaven, Grünestraße 29,** hat Steinbaukasten, Laubsäge, Theater, Bleisoldaten und Spiele gegen Bücher und physikal. Apparate, ferner eine Dampfmaschine mit Karussel, Fabrik und Fontäne gegen eine größere solche mit oscillierendem Cylinder zu vertauschen.

F. Wels in **Bremen, Brookstraße 10,** tauscht seinen Induktionsapparat gegen eine Batterie.

Max Boettcher in **Thorn, Brückenstr. 33,** gibt für ein Zweirad eine Druckerpresse, Bücher, eine Mineraliensammlung u. a.

Suche eine gut erhaltene Zither nebst Zubehör. Gebe dafür ein großes Kubus-Spiel; einen Kreisel mit 16 Farbenscheiben, einen guten Hektographen, wertvolle Mineralien und Kupferdraht. A. Wassler in Kolmar i. E., Stadthaus, Schlüsselstraße.

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken bitten um Einsendung von Dubletten: Wilh. Dorfmüller in Ansbach, Promenade. Fritz Hiller von Gärtringen in Magdeburg, Regierungsstraße 24 (Berliner Rohrpostmarken). Camillo Petri in Detmold, Lemgoerstr. 21 (deutsche Briefmarken für wohlthätige Zwecke). Harry Maywald in Elbing, Fleischerstr. 9. A. Moshagen in Braunschweig, Maschstr. 6 I. Ad. und G. Franke in Bremen, Bleicherstr. 31. Rud. Gaiszler in Iglau, Mähren, Hauptplatz 4 (gibt für die 50ste eine Java, für jede 100ste eine Bulgarien od. Serb.).

Es geben Briefmarken für andre Gegenstände ab: Fritz Schindler, Drechslermeistersohn in Regensburg (Schwanebergers Album mit 350 Briefmarken für eine Münzensammlung). Max Siebe jun. in Breslau, Neue Taschenstr. 1 b II. (für Münzen). Werner Esch in Duisburg a. Rh., Buchenbaum 16 (ein Album mit 700 Briefmarken). Walter Kehse in Reichenbach i. Vogtl. Aeußere Zwickauerstr. 11 (Album mit 1000 Briefmarken und eine elektr. Klingel am liebsten gegen Münzen). Aug. Nitzen in Altona, Zeiestr. 183 II. (Album mit 600 Briefmarken gegen eine Dampfmaschine).

Rudolf Werner in **Wien IX, Liechtensteinstr. 57,** möchte gern einige schöne Bücher gegen einen Hund umtauschen.

Habe 5 Stück alte, echte römische Münzen. Suche dafür Terrarientiere. F. Faber in Magdeburg, Johannisbergstr. 7 a.

Briefmarken tauschen: Karl Eder in Mannheim L 111 (gibt eine laterna magica). Alphonse Ströbel in Heilbronn, Kirchbrunnenstr. 5 (für Sachsen 3 Pf. rot 50 selt. Briefmarken). Lorenz Pfau in Heilbronn, Weinsbergstr. 33. G. Eisler in Prag 1246 II. (gibt ein Flobert-Gewehr, auch Münzen, Mineralien, Herbarium 2c.). E. Riecke in Göttingen, Bühlstr. 22 (hat Oranje, Cap). Rich. Ehrlich in Stettin, Deutschestr. 62 III. (gibt eine Siegelsammlung, bittet um Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel). Herm. Matheusche pr. Adr.: Joh. Matheusche in Triest. Adolf Pohl in Oret, Rußland. Max Bally in Basel, Birmannsg. 5. (gibt für Sachsen 3 Pf. rot eine Druckerpresse). Heinr. Lazar, Gymnasiast IV in Pitests, Rumänien. Franz von Wocher in Wien, V. Margarethenplatz 4 (sucht Sachsen 3 Pf. rot gegen rumän. Marken). Hugo Kämpfe in Gotha, Fritzels-Straße 11 II. (gibt auch Bücher u. a.). Ernst Wolgast pr. Adr.: Arnold Wolgast in Bergedorf b. Hamburg.

Fritz Euslin Berlin N. W. Werftstr. 15 möchte eine Dampflokomotive gegen einen Induktionsapparat oder auch gegen eine Dampfmaschine vertauschen.

Alb. Boesche in **Leer, Ostfriesland, Werderstr. 23,** tauscht seine laterna magica gegen seltene deutsche Münzen und wünscht, mit ausländischen Kameraden in schriftlichen Verkehr zu treten.

Wilh. Hagen in **Linz, Untere Donaulände 8,** tauscht eine laterna magica mit 26 Bildern.

Otto Heinrich jun. in **Weimar, Markt 24,** tauscht Mineralien, hat auch eine gebrauchte Dampfmaschine abzugeben. Bittet um Dubletten für seine angefangene Schmetterlingssammlung.

W. Wedde in **Hildesheim, Dammstr. 1379,** sucht einen Induktionsapparat gegen ein Herbarium und Bücher.

Emil Hüll in **Wiesbaden, Mainzerstraße 13,** möchte einige Vögel und einen großen Drahtkäfig eintauschen.

Rud. Flemming in **Bremerhaven B. M.-Str. 53,** sucht einen photogr. Apparat.

Wünsche mit süddeutschen und österreichischen Kameraden Käfer zu tauschen. H. Ehlers in Göttingen, Rosdorferweg 1.

Pietro Studiati, Piazzo S. Francesco in **Pisa,** Italien, sucht einen Induktionsapparat gegen eine laterna magica und alte Marken.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt und das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 25.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Schwarz befand sich in einem eigentümlichen traumhaften Zustande, der Elefantenjäger ebenso. Das Unglück war so plötzlich und unerwartet über sie gekommen, daß es ihnen fast unmöglich war, ihre Gefangenschaft für Wirklichkeit zu halten. Aus den triumphierenden Worten, welche die Asaker einander zuriefen, erfahen sie, daß Abd el Mot hier sei, und daß sie zu ihm geführt werden sollten.

„Wir wissen nichts,“ raunte der Araber dem Deutschen zu. „Laß nur mich sprechen!“

Er verzweifelte nicht. Er hatte in noch größeren Gefahren immer Rettung gefunden und hielt die gegenwärtige keineswegs für groß. Was hätten die Sklavenjäger für Gründe haben können, zwei ihnen unbekannte Weiße zu ermorden. Daß sein und seines Gefährten Gespräch belauscht worden war, daran dachte er nicht. Uebrigens sollte es noch ganz anders kommen. Er stand, ohne es zu ahnen, vor dem Augenblicke, nach welchem er sich seit fünfzehn Jahren gesehnt hatte; freilich aber war die Situation gerade umgekehrt als er sie sich stets vorgestellt hatte.

Vom Chor bis zu der Maijeh war es gar nicht weit. Die beiden wurden von den Soldaten in rohester Weise vorwärts gestoßen und geschoben; sie nahmen das ruhig hin, in dem Glauben, daß es nur einer ernsten Vorstellung bei dem Anführer bedürfe, um der Fesseln entledigt zu werden. Beide waren gespannt auf die Person desselben. Sie hatten so viel von ihm gesprochen; nun sollten sie ihn zu sehen bekommen.

Jetzt standen sie vor ihm. Die Menschenjäger drängten sich rundum heran, um zu hören, was gesprochen werde.

„Herr,“ begann der Elefantenjäger in

– Es wurde eine zweite Schebah gebracht und die Gabel desselben Schwarz um den Hals befestigt. –

stolzem Tone, „wie kommt es, daß deine Leute — —“

Er hielt mitten in dem angefangenen Satze inne. Sein Mund blieb offen, und seine Augen vergrößerten sich. Seine Gestalt und seine Glieder schienen die Fähigkeit jedweder Bewegung verloren zu haben. Er stand da, ein Bild starren Entsetzens.

Abd el Mot war, als der Gefangene zu sprechen begann, auch vor Schreck aufgesprungen; aber sein Schreck schien ein freudiger zu sein, denn seine Augen leuchteten auf; seine Wangen röteten sich, und sein Gesicht nahm den Ausdruck des Entzückens an.

„Der Emir!“ rief er, nein, sondern er schrie es förmlich überlaut. „Barak el Kasi*), der Emir von Kenadem!“

„Ebrid Ben Lassa, der Sklavenhändler!“ stieß der Araber hervor.

„Ja, der bin ich!“ jubelte Abd el Mot. „Ich bin Ebrid Ben Lassa. Erkennst du mich, du Hundesohn, du Enkel aller Hunde?“

„E — — brid — — Ben — — Laf — — sa — —!“ wiederholte der Elefantenjäger, indem er den Namen kaum hervorbrachte, so daß die einzelnen Silben nur auseinandergerissen über seine Lippen kamen. „Oh Allah! Er ist es; er ist es!“

„Ja, ich bin es; ich bin es! Schau mich an! Schau mir ins Gesicht, wenn du es nicht glaubst! Ich bin der, den du zum Tode verurteiltest, dem du die Sklaven wegnehmen ließest! Ich bin der, den du zweimal peitschen ließest, der unter deiner Peitsche hätte sterben müssen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, zu entfliehen! Ich bin der, welcher seit fünfzehn Jahren seine Heimat meiden mußte, weil du mich dort verklagt hast, so daß ich hingerichtet worden wäre, wenn man mich dort gesehen und ergriffen hätte! Ich bin der, welcher sich diese langen Jahre hindurch gesehnt hat, dir einmal zu begegnen und dich in den Staub zu treten. Jetzt führt Allah dich in meine Hände. Ihm sei Preis und Dank!“

„Wo — wo — — ist mein Sohn?“ fragte der Araber, ohne auf die Drohung zu achten, welche in Abd el Mots Worten lag.

Das Gesicht des letzteren verzog sich zu teuflisch-höhnischer Fratze, als er antwortete:

„Dein Sohn? Ah, du willst wissen, wo er ist? Soll ich dir das wirklich sagen?“

*) Barak der Strenge.

„Sage es! Sage es schnell!“ bat der Araber mit fliegendem Atem.

„Unter den Negern ist er.“

„Wo?“

„Tief unten im Süden bei den Menschenfressern.“

„Ist das wahr?“

„Ja, ich sage die Wahrheit.“

„So lebt er also noch! Allah ist barmherzig. Ihm gebührt Preis in Ewigkeit!“

„Halt ein mit deinem Preise! Es wäre besser für diesen achtzehigen Hund, wenn er tot wäre, denn er ist der niedrigste, armseligste Sklave eines schwarzen Häuptlings, dem ich ihn unter der Bedingung geschenkt habe, daß er ihn täglich prügeln und immerwährend hungern lassen soll. Ich habe ihn kürzlich gesehen. Sein Leib ist voller Geschwüre; seine Augen sind erblindet; er stirbt in großen Qualen langsam hin und kann es doch niemandem klagen, weil ich ihm damals die Zunge herausgerissen habe; merke wohl auf: nicht herausgeschnitten, sondern herausgerissen!“

Er stieß diese Rede hastig hervor; er konnte gar nicht schnell genug sprechen, um seinen Feind möglichst rasch niederzuschmettern. Dieser wollte antworten, brachte aber vor Entsetzen kein Wort hervor. Nur ein schneidender, unartikulierter Laut rang sich über seine Lippen.

„Freu' dich also darüber, daß er noch lebt!“ höhnte Abd el Mot. „Sein Tod wird ein fürchterlicher sein, trotzdem ihn derselbe von unsagbaren Leiden erlöst. Und doch wird dieser sein Tod eine Wonne sein gegen denjenigen, den du nun sterben wirst. Du bist in meiner Gewalt, und es soll keine Qual der Erde geben, die ich dir nicht zu kosten gebe.“

„Allah 'l Allah!“ hauchte der Emir, indem er in die Kniee niedersank.

„Knieest du vor mir nieder, um mich um Gnade anzuflehen? Kniee nur, und jammere nur! Aber eher wird der Schetan*) eine Seele aus der Hölle entkommen lassen, ehe ich auf dein Zetern höre!“

Nicht die Furcht und nicht die Angst, sondern das Entsetzen über die Schilderung des Zustandes, in welchem sein Sohn sich befinden sollte, hatte den Araber niedersinken lassen. Als Vater konnte er Schwäche fühlen; als Mann aber war er stolz und stark. Er sprang schnell auf, richtete sich hoch empor und antwortete, indem seine Augen blitzten:

„Was sagst du? Ich soll jammern und zetern vor dir? Dich um Erbarmen anflehen? Hund, wie kannst du wagen, dies zu sagen. Ich bin Barak el Kasi, der Emir von Kenadem, und habe nur vor Allah gekniet. Du aber bist Ebrid Ben Lassa, ein elender Kadaver, den nicht einmal der Racham*) fressen mag. Nie sollst du sehen, daß ich ein Glied vor dir beuge!“

Hund genannt zu werden, ist für den Mohammedaner eine der größten Beleidigungen. Es war ein großes Wagnis von dem Araber, sich dieses Wortes gegen Abd el Mot zu bedienen, und die Umstehenden waren vollständig überzeugt, daß der letztere darüber in Wut ausbrechen werde. Dies geschah aber nicht. Zwar ballte er die beiden Fäuste und erhob den Fuß, als ob er sich auf seinen Gegner stürzen wolle, aber er setzte den Fuß wieder nieder und antwortete in spottendem Tone:

„Das hattest du dir gut ausgedacht; aber ich durchschaue deine Absicht und sie wird dir nicht gelingen. Du willst deinen Qualen, welche dir bevorstehen, entgehen, indem du mich reizest, dich im Zorne auf der Stelle zu töten. Aber sage, was du willst, es wird mich nicht ergrimmen. Töten werde ich dich. Monatelang aber sollst du sterben. Schimpfest du mich noch einmal, so lasse ich dir die Zunge ausreißen; das merke dir!“

„Reiß sie heraus!“ gab der Araber ihm zurück. „Du bist ein Hund, den alle andern Hunde fliehen, weil er räudig ist!“

Auch bei dieser gesteigerten Beleidigung blieb Abd el Mot ruhig. Er sagte:

„Ja, sie soll dir ausgerissen werden, doch nicht jetzt, nicht heute, sondern erst dann, wenn wir Zeit dazu haben. Einen Verwundeten kann ich jetzt nicht brauchen. Später wirst du täglich bis auf die Knochen gepeitscht werden; jetzt muß ich damit noch warten, weil du stark sein mußt, um mit uns marschieren zu können. Aber vergessen sind deine Worte nicht. Jetzt frage ich, woher du kommst und wohin du willst?“

„Frage soviel dir beliebt; von mir erhältst du keine Antwort!“

Er wendete sich ab.

„Du wirst noch antworten lernen,“ lachte Abd el Mot. „Holt eine Schebah für ihn herbei!“

Unter Schebah versteht man einen schweren Ast, dessen eines Ende eine Gabel bildet. In diese Gabel wird der Hals

*) Teufel.

*) Aasgeier.

der Sklaven während des Transportes gesteckt und durch ein Querholz festgehalten. Der Ast geht nach vorn; an ihn werden die Hände des Gefangenen, mit denen dieser ihn tragen muß, gebunden. Dadurch behält der Gefesselte den freien Gebrauch der Füße und ist dennoch am Entrinnen verhindert. Eine solche Schebah wurde dem Emir angelegt. Dann wendete sich Abd el Mot mit finsterer Miene an Schwarz:

„Jetzt sage nun du, wer du bist! Aber lüge nicht, sonst erhältst du die Peitsche!"

Hätte der in dieser Weise Angeredete die Gefühle, welche er jetzt empfand, beschreiben sollen, er wäre nicht fähig dazu gewesen, er hätte keine Worte zu finden vermocht. Haß, Ekel, Abscheu, Zorn — die Summe aller dieser Begriffe deckte sich nicht mit dem, was ihn jetzt erfüllte. Er wußte, daß man auch ihn an eine Schebah fesseln werde; aber er wußte ebenso, daß man gezwungen war, ihn gerade so wie den Emir einstweilen zu schonen. Darum sah er keine augenblickliche Veranlassung, durch höfliche oder gar kriechende Antworten eine mildere Behandlung, die ihm ja doch nicht geworden wäre, zu erstreben. Darum sah er Abd el Mot wie von oben herab an und sagte:

„Welches Recht hast du zu dieser Frage?"

Der Sklavenjäger war sehr erstaunt über diese Worte; das sah man ihm deutlich an. Er mußte sich erst besinnen, wie er sich verhalten solle; dann lachte er höhnisch auf:

„Allah thut Wunder! Solltest du etwa der Sultan von Stambul oder wenigstens der Chedive von Kahira*) sein? Deine Worte lassen so etwas vermuten. Ich frage, weil du mein Gefangener bist."

„Mit welchem Rechte hast du mich überfallen und binden lassen?"

„Es hat mir so beliebt. Jetzt weißt du es. Du siehst uns hier auf einer Ghasuah, bei welcher man keine Spione duldet."

„Ich bin keiner!"

„Lüge nicht! Ihr habt die Belanda vor uns warnen wollen."

„Wer hat dir das gesagt?"

„Ihr selbst. Meine Leute haben es gehört, als sie unten im Chor standen, um euch zu belauschen. Von wem habt ihr denn erfahren, daß wir nach Ombula wollen?"

„Von Leuten, welche es wissen."

„Wer sind diese Leute?"

„Das wirst du vielleicht später erfahren. Ich habe dir keine Auskunft zu erteilen."

„Nicht?" rief Abd el Mot in zornigem Tone. „Dann ist deine Zunge überflüssig; ich werde sie dir also auch herausnehmen lassen!"

„Pah! Das wirst du nicht wagen; es wäre zu deinem Verderben."

„Wieso?"

„Ich bin kein Araber, sondern ein Europäer. Meine Regierung wird dich zur Rechenschaft zu ziehen wissen. Ich verlange augenblicklich frei gelassen zu werden. Gehorchst du dieser Forderung nicht, so kommen die Folgen über dich!"

Da schlug Abd el Mot ein lautes Gelächter auf und rief:

„Ich sehe, du bist ein Narr! Meinst du denn wirklich, daß ich deine Drohungen fürchte? Du bist ein Franke, folglich ein Christ?"

„Ja."

„Allah verderbe dich! Ein Christ, ein Giaur! Und du wagst es, mir zu drohen! Wer hindert mich, dich augenblicklich erschießen zu lassen?"

„Das Gesetz."

„Hier gilt kein Gesetz, sondern nur mein Wille. Wenn ich dich töte, wie will deine Regierung es erfahren? Und wenn sie es erfährt, wie will sie mich fassen und bestrafen? Nicht einmal die Macht des Großherrn oder des Vicekönigs reicht bis hieher, viel weniger die Gewalt der ungläubigen Schakals, welche du meinst, wenn du von deiner Regierung redest. Wir haben dich bei dem Emir gefunden. Du bist sein Freund und Gefährte und wirst also ganz dasselbe Schicksal wie er erleiden. Du kannst dasselbe nur dadurch mildern, daß du alle meine Fragen beantwortest und ein offenes Geständnis ablegst. Wie lautet dein Name?"

„Ich nenne ihn nicht, denn er ist zu gut und zu ehrlich für deine Ohren!"

„Seit wann befindest du dich bei dem Emir?"

„Das geht dich nichts an!"

„Wo und von wem habt ihr erfahren, daß wir nach Ombula wollen?"

„Wenn ich dir das sagte, so wäre ich ein ebenso großer Schurke wie du!"

„Mensch," brauste Abd el Mot auf, „du wagst zu viel! Der Emir kann mich beleidigen, ohne daß ich ihn sofort töte, denn ich habe mich an ihm zu rächen und will mir das für später aufsparen. Mit dir aber habe ich nichts vor. Ich kann dich sofort töten, ohne mir dadurch ein späteres Vergnügen zu rauben. Wenn du mich noch ein einziges Mal beleidigst, so bist du verloren!"

„Das mag sein, du kannst mich ermorden, denn ich bin gefesselt und vermag mich nicht zu wehren. Hätte ich aber die Arme frei, so wollte ich dir zeigen, wie man mit einem Abendländer zu sprechen und zu verkehren hat! Uebrigens denke ja nicht, daß du mir ungestraft das Leben nehmen kannst! Ich befinde mich nicht allein in dieser Gegend. Es sind Männer bei mir, welche die Macht besitzen, dich mit einem einzigen Fingerzeig zu vernichten!"

Dieser Trumpf wirkte. Abd el Mot machte eine weniger zuversichtliche Miene, als er fragte:

„Wer sind diese Leute?"

„Auch das geht dich nichts an. Ich gestehe dir überhaupt kein Recht zu, mich zu verhören und auszufragen. Ich will mich aber herbeilassen, dir freiwillig zu sagen, daß sie wissen, wo ich mich befinde und wohin ich will. Kehre ich nicht zurück, so nehmen sie an, daß du mich ermordet hast."

„Warum wolltest du die Belanda warnen?"

„Weil ich ihr Freund bin."

„Du kannst unterwegs verunglückt sein, ohne mich getroffen zu haben. Niemand wird mir etwas beweisen können!"

„Täusche dich nicht. Man wird jeden einzelnen deiner Leute streng verhören. Und wie wolltest du meinen Tod bei Abu el Mot verantworten? Kehre ich binnen vier Tagen nicht zurück, so wird man ihn gefangen nehmen. Du bist sein Untergebener, und was du thust, ist also gerade so gut wie seine eigene That."

„Kennst du ihn?"

„Ja."

„Und er dich?"

„Nein. Aber er wird, selbst wenn du mich tötest, mich und die Meinen kennen lernen!"

Das feste, sichere Auftreten des Deutschen blieb nicht ohne Eindruck. Er sah es wohl und beeilte sich, diesen Erfolg zum Vorteile seines so schwer bedrohten Gefährten auszunützen. Darum fuhr er fort:

„Ich verlange losgebunden zu werden, und fordere meine Waffen und alles zurück, was deine Leute mir abgenommen haben! Uebrigens ist der Emir von Kena-

*) Kairo.

dem mein Freund, und was ihr ihm thut, rechne ich so, als ob es mir geschehen sei. Er wird ebenso gerächt werden, wie man mich rächen würde!"

Er mußte sofort erkennen, daß er zu weit gegangen war, denn Abd el Mot fuhr zornig auf:

„Mann, nimm dich in acht! Wenn einer hier zu fordern und zu gebieten hat, so bin ich es allein! Wer überzeugt mich denn, daß du die Wahrheit redest! Wer hindert mich, anzunehmen, daß du mich belügst, um freizukommen! Ist alles, was dem Emir geschieht, für dich so gut, als ob wir es an dir gethan hätten, nun so betrachte ich alles, was er gethan hat, auch so, als ob es von dir begangen worden sei. Soll ich ihn als deinen Freund behandeln, nun gut, so behandle ich auch dich als den seinigen. Du wirst also ganz dasselbe Schicksal haben wie er, und ich will ruhig abwarten, ob es wirklich so mächtige Leute gibt, welche ihn und dich an mir rächen können. Bringt auch für diesen Christenhund eine Schebah und bindet sie dann beide aneinander!"

Es wurde eine zweite Schebah gebracht und die Gabel desselben Schwarz um den Hals befestigt. Die Enden der beiden Stangen band man dann vorn an den Spitzen zusammen. Als dies geschehen war, höhnte Abd el Mot:

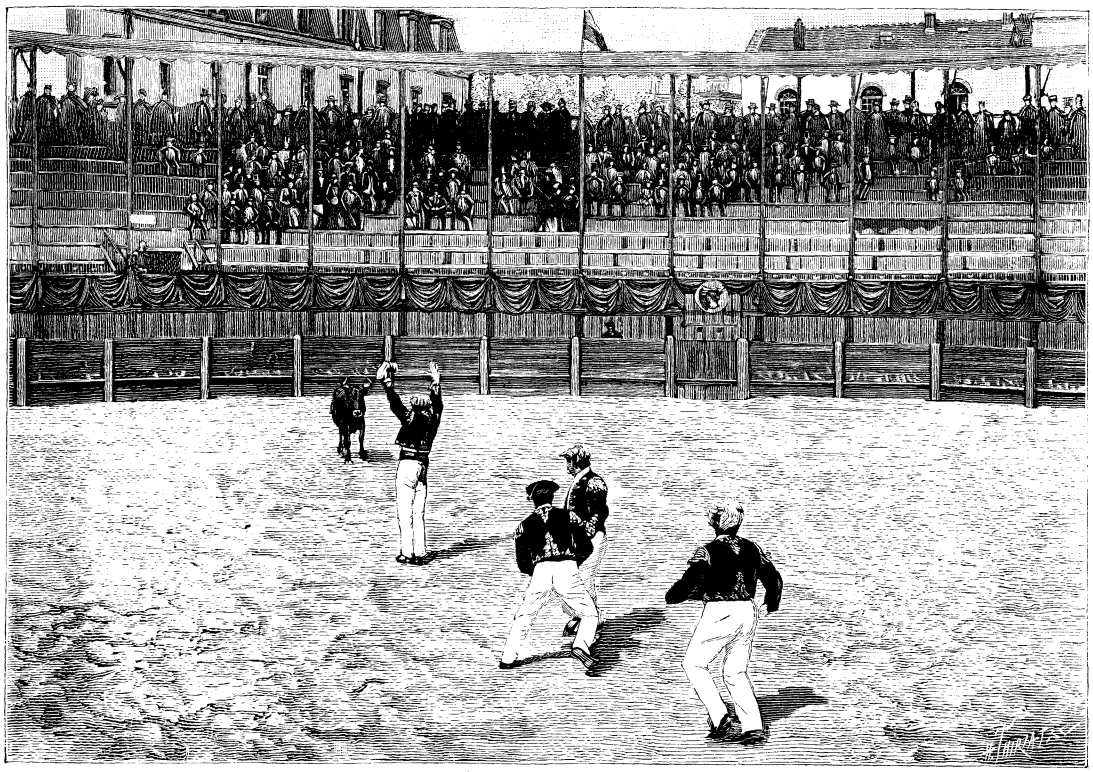
„So! Jetzt seid ihr als Freunde vereint, und ich will es gern erlauben, daß ihr euch euer Schicksal gegenseitig so viel wie möglich erleichtert. Es thut mir sehr leid, daß es euch unmöglich wird, die Belanda vor uns zu warnen. Da ihr darauf verzichten müßt, werde ich euch als Ersatz dafür eine andre Freude bereiten. Ihr sollt nämlich dabei sein, wenn wir das Dorf überfallen. Ich werde euch einen Platz anweisen, an welchem ihr alles genau beobachten könnt. Für jetzt aber wird man euch an einen Baum binden, damit euch nicht etwa der Gedanke kommt, mitsamt der Schebah lustwandeln zu gehen!"

(Fortsetzung folgt.)

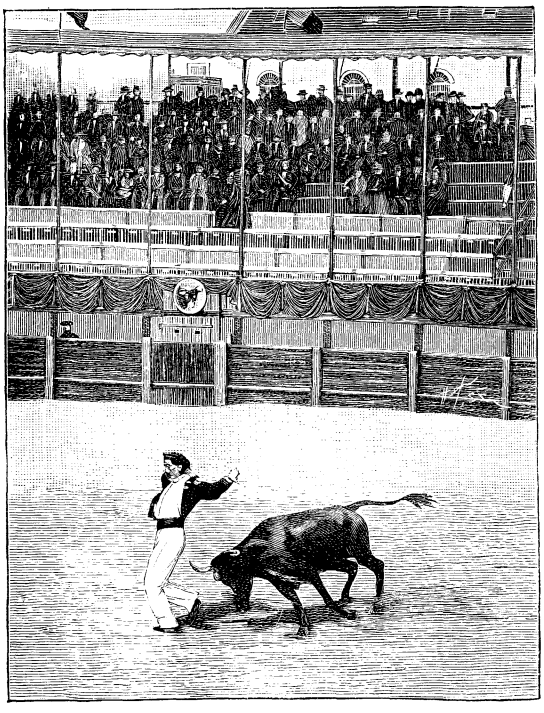
Stiergefechte.

(Schluß.)

Endlich ist der Stier in die Arena heraus und den Toreadores gegenübergetreten, und nun beginnt der Kampf zwischen dem Menschen und dem Tier, ein Wettkampf von Schlauheit und Gewandtheit, welcher verschiedene Phasen durchläuft. Den Angriff beginnen die berittenen Picadores, aber zuerst neckt sich ein Torero, meist der Espada, gewissermaßen mit dem Stier. Anstatt einer Waffe führt er nur die Capa, den großen spanischen Mantel von schreienden Farben, der ihm dazu dient, den Stier zu reizen und seine Hornstöße auf sich zu ziehen; wenn aber das Tier der Bewegung des Mantels folgt und in der Meinung, seinen Gegner zu treffen, nach dem Körper des Torero stößt, so genügt eine leichte Wendung von diesem, um den Stoß erfolglos zu machen; die Capa dient während der ganzen Dauer des Kampfs nur dazu, die Aufmerksamkeit des Stiers abzulenken, wenn er einen Torero zu hart bedrängt. Dann kommt die Reihe an den berittenen Picador, der seinen Namen von der Pica oder Vara hat, einer buchenen Stange von $3\frac{1}{2}$ m Länge, welche in einer zollangen dreikantigen Eisenspitze endigt, aber mit einem Bausch versehen ist, damit die Spitze nicht zu tief eindringt. Der Picador muß den Stier am Widerrist treffen und sein Pferd so geschickt herumzuwerfen verstehen, wenn der wütend gewordene Stier einen Hornstoß nach ihm führt, daß der Stoß ins Leere geht; allein häufig wird dem Pferd auch der Bauch aufgeschlitzt und der Torero stürzt unter dasselbe, mehr oder minder schwer verwundet. Die Pferde, deren man sich zu den Stiergefechten bedient, sindmeist wertlose Mähren, welche von einem Unternehmer geliefert werden. Wenn der Picador kampfunfähig ist, wird er durch einen andern ersetzt und wenn der Stier eine Anzahl Lanzenstöße erhalten hat, gibt man das Signal für die Banderillas. Die Banderilla ist ein leichter Holzstab von ungefähr 65 cm Länge, ganz mit gefaltetem Papier umgeben, kann auch sonst irgendwie ver-



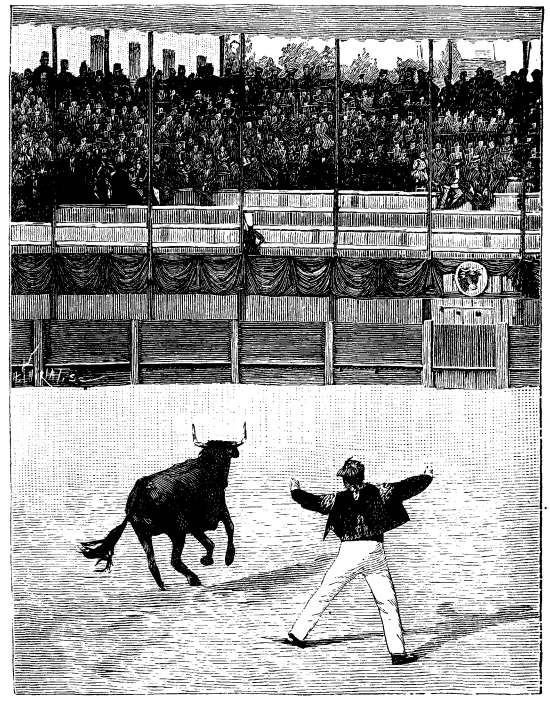
Die courses landaises oder südfranzösische Stiergefechte. Der Stier wird gereizt.



Die courses landaises in Paris. Der Angriff des Stiers.

ziert sein; die Hauptsache aber ist, daß sie an ihrem Ende eine mit Widerhaken versehene Eisenspitze oder eine Angel trägt. Der Banderillero ist derjenige Stierkämpfer, welcher dem Stiere die Banderillas anzuhängen hat; zu diesem Zweck läuft er dem Stiere nach, stößt mit dem Instrument gegen denselben, so daß das Eisen durch die Haut dringt und mittels seines Angel- oder Widerhakens hängen bleibt, worauf der Torero sogleich beiseite springt, um dem Stoß des Stieres auszuweichen. Der Banderillero setzt sich auf einen Stuhl und läßt den Stier herankommen, um ihm die Banderillas anzuhängen; allein er muß sie immer an seinem Widerrist anheften. Man begreift, daß der Stier nach all diesem Reizen mit Pica und Banderillas in eine solche Wut versetzt ist, daß man notwendig ein Ende mit ihm machen muß. Auf ein Zeichen mit der Glocke tritt nun der Espada auf, der anerkannte Anführer der Cuadrilla oder Truppe, der Meister in der Kunst des Stierkampfs. Er tritt vor, in der rechten Hand einen kleinen Degen von ungefähr 90 cm mit einer Klinge, welche etwa 80 cm lang ist; in der Linken hält er die Muleta, ein kleines Viereck von scharlachrotem Stoff, das wie ein Fähnchen an einem Stock von 50 cm Länge befestigt ist. Die Muleta vertritt einigermaßen die Stelle der Capa, denn mit ihr lenkt der Espada die Aufmerksamkeit des Stieres auf sich, welcher mit dem Kopf diese Farbe verfolgt, die ihn ärgert und der gleichsam seinen Hals selbst dem Torero darbietet; dieser erspäht in der That den günstigen Augenblick und stößt seinen Degen in das Widerrist des Tieres, welches in den meisten Fällen zusammenbricht, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. (Dieser letzte Stoß ist in den Stiergefechten in Paris verboten.) Der abgefangene Stier wird dann durch prächtig aufgeschirrte Maultiere aus der Arena geschleppt. — Wir können hier keine weiteren Einzelheiten über die Stiergefechte geben, es wird aber genügen, um unsern jungen Kameraden einen Begriff davon zu geben und zu zeigen, daß dieses Schauspiel zwar etwas Grausames und Blutdürstiges hat, daß man ihm aber etwas Aufregendes und Großartiges nicht absprechen kann und die Männer anstaunen muß, welche beständig in Lebensgefahr sind.

Die südfranzösischen Stierkämpfe auf dem Quai de Billy, der sogenannten courses landaises, welche von den Bewohnern der Landes im südwestlichen Frankreich (zwischen Bordeaux und Bayonne) aufgeführt werden, sind weit friedlicher und unblutiger. Die Hirten der Landes leben beständig unter ihren Herden und haben oft mit sehr widerspenstigen und wilden Tieren zu thun, gegen welche man sich mit Geschicklichkeit verteidigen muß. Durch die auf ihren Weiden stets geübte Kunst des „Ausweichens" sind sie auf ganz natürliche Weise dahin gekommen, daß sie dieselbe in regelrecht organisierten Vorstellungen an den Tag legen können. Namentlich gibt eine Phase ihres Hirtenlebens ihnen Gelegenheit, ihre Gewandtheit in Behandlung ihrer halbwilden Rinder zu zeigen, nämlich die ferrade, das „Zeichnen" derselben mit dem Brandstempel. Diese ungeheuren Rinderherden, welche in den Landes weiden, müssen mit den Anfangsbuchstaben ihrer Eigentümer gebrandmarkt werden, um Diebstahl und Irrungen zu vermeiden, und zu diesem Zwecke muß man die halbwilden Tiere erst einfangen, niederwerfen und am Boden halten, bis man ihnen den rotglühenden Stempel aufgebrannt hat. Das ist auch eine Art Stierkampf, der berittene Hirte, mit einer langen Stange bewaffnet, an deren Ende eine Gabel angebracht ist, muß das Rind umwerfen; aber die andre Art von Stierkampf ist noch häufiger und hat mancherlei Aehnlichkeit mit der spanischen Corrida, wie aus der Vorstellung im Cirkus auf dem Quai de Billy hervorgeht. In dem Augenblick, wo der Stier oder die Kuh hier in die Arena tritt, wird sie von acht bis zehn Hirten angegriffen, welche alle dieses eine Tier angreifen und so lange necken, bis es ermüdet wird. Zuweilen werden ihm Banderillas angehängt, allein noch häufiger vertreten die Stelle derselben Kokarden, die mit Pech beschmiert sind, und welche man dem Tiere zwischen die Hörner klebt. Auch der Gebrauch der Capa findet sich hier. Allein das wirklich Originelle ist das Ausweichen: der Mann erwartet festen Fußes, ja manchmal mit zusammengebundenen Füßen, oder mit beiden Füßen auf seiner Mütze stehend, die Kuh oder den Stier welcher im Galopp auf ihn einsprengt; allein in dem Augenblicke, wo er beinahe von dem Tier berührt und in die Luft geschleudert wird, biegt er durch eine einfache Bewegung des Oberkörpers nach rechts oder links aus und die Hörner



Die courses landaises in Paris. Der Angriff des Menschen

gleiten an ihm vorüber, ohne ihn zu berühren. Manchmal bedient er sich auch einer langen Sprungstange und springt über den Kopf der Kuh hinweg, wie er über die Gräben seiner Heiden setzt, oder endlich erwartet er das Tier unbeweglich und nimmt in dem Augenblicke, wo es die Stirn zum Stoße senkt, seinen Anlauf und springt mit einem gewaltigen Luftsprung der Länge nach über dasselbe hinweg.

Die courses landaises sind im südlichen Frankreich ebenso beliebt, wie die corridas in Spanien; jedes Dorf in den Landes hat, wie schon früher gesagt, seine Arena, manchmal nur einen von Pfahlwerk umgebenen Vieh- oder Bauernhof; alle jungen Leute üben sich in diesen courses, aber nur wenige machen ein Handwerk daraus.

Wir unsresteils — und hierin sind wohl die meisten unsrer jungen Kameraden mit uns einverstanden — ziehen diese friedlicheren Stierspiele um vieles den spanischen Stierkämpfen mit den blutigen Scenen von schwerverwundeten Stierkämpfern, von getöteten Pferden mit aufgeschlitzten Bäuchen 2c. vor, denn der Mensch kann seine Gewandtheit und Geschicklichkeit, seine Kühnheit und Geistesgegenwart auch auf das Glänzendste an den Tag legen, ohne ein paar arme Tiere systematisch und langsam zu Tode zu martern.

Rowland Hill und die Erfindung der Briefmarken.

Am 27. August 1879 starb im hohen Alter von 84 Jahren in Hampstead bei London ein Mann, dessen Name mit unauslöschlichen Lettern in die Geschichtsbücher des modernen Postwesens nicht bloß seines englischen Vaterlandes, sondern aller Kulturvölker eingetragen ist, der Reformator des englischen Postwesens Rowland Hill, und am 4. September zu Mittag wurden seine irdischen Ueberreste in der Westminster-Abtei zu London inmitten der Grabstätten der großen Staatsmänner, Krieger, Dichter und Gelehrten Englands feierlich beigesetzt. In der Vorstadt Hampstead sowohl, wie in allen Straßen der Weltstadt, durch welche sich der schmucklose Leichenzug bewegte, hatte man zum Zeichen des Beileids die Läden geschlossen und stille Teilnahme offenbarte sich auf allen Gesichtern. Vor und in der Abtei stand das Trauergefolge Kopf an Kopf. In nächster Nähe der Gruft hatten sich der Sohn des berühmten Verstorbenen und die übrigen Verwandten aufgestellt. Unter den Leidtragenden, die gekommen waren, Rowland Hill die letzte Ehre zu erweisen, hatten sich die höchsten Würdenträger des Staates eingefunden, vor der Abtei standen 400 Mann vom freiwilligen Schützencorps der Postbeamten als Ehrenwache.

So ehrte eine große Nation einen Mann eigener Kraft, denn ein solcher war der Heimgegangene. Sein Hauptverdienst war die Einführung des sogenannten Penny-Porto-Systems, d. h. einer einheitlichen Briefporto-Taxe für alle Entfernungen.

Es ist übrigens eine merkwürdige Erscheinung, daß diese epochemachende Neuerung von einem Manne ausgehen mußte, der in einer untergeordneten, dem Postwesen fern liegenden Lebensstellung sich befand.

Rowland Hill, geb. am 3. Dezember 1795 in Kidderminster bei Birmingham, als Sohn eines Dorfschullehrers, war anfangs Schreiber, später Hilfslehrer an einer Elementarschule, dann Expedient bei einer Lebensversicherungsgesellschaft und hierauf Sekretär der „Kommission für die Kolonisation Süd-Australiens".

In dieser letzten Stellung veröffentlichte er im Jahre 1837 auf eigene Kosten eine Flugschrift, in der er ausführlich und mit voller Sachkenntnis alle Nachteile der damaligen hohen Briefporto-Taxe in England darlegte.

Ermutigt durch den Beifall, den seine Schrift beim Publikum fand, überreichte er im Jahre 1839 dem Parlament einen, auf umfangreiche, von ihm mühsam gewonnene, statistische Materialien gestützten Antrag auf Einführung eines gleichmäßigen Portosatzes von einem Penny für jeden innerhalb Englands zu befördernden Brief. Der Antrag erhielt jedoch nicht die Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaft. Hill war derselben von den Gegnern der Reform, zu denen die Postverwaltung selbst gehörte, als „ein übergeschäftiger Dilettant" bezeichnet worden, der sich herausnehme, geschäftskundige, praktische Männer zu unterweisen, „ein Mann, der von Birmingham komme, um andre Leute über ihr eigenes Geschäft aufzuklären".

Hill ließ sich jedoch nicht zurückschrecken. Er verfaßte und verbreitete neue Flugschriften, richtete besondere Schreiben an einzelne einflußreiche Parlamentsmitglieder und wirkte auch sonst, insbesondere durch öffentliche Vorträge unermüdlich für die Ausführung seines Vorschlages.

Endlich hatte er die Freude und Genugthuung, seine Bestrebungen mit Erfolg gekrönt zu sehen, indem vom 10. Januar 1840 ab das von ihm beantragte Pennyporto eingeführt wurde, durch welches sich die bisherigen Portosätze namhaft ermäßigten.

Um ihn an der Organisation und Fortentwicklung der Reform persönlich mitwirken zu lassen, erhielt Hill eine untergeordnete und schlecht bezahlte Stellung im Schatzamte. Er wurde aus derselben jedoch nach kurzer Zeit wieder entlassen, weil „sein Werk nun vollendet und seine Arbeit gethan sei".

Als sich dann sehr bald die Vorteile des neuen Systems zeigten, war man schließlich doch bedacht, das Verdienst Hills zu belohnen. Es wurde daher im Jahre 1845 zu seinen Gunsten eine National-Supfkription veranstaltet, die ihm 13 000 Pfund Sterling eintrug. Gleichzeitig erhielt er wieder eine Anstellung im Generalpostamte, und i. J. 1847 die Stelle des Superintendanten bei dem Moneyoffice (Geld-Anweisungsamte).

In die Zeit der ersten postalischen Thätigkeit Rowland Hills fällt eine andre für das moderne Postwesen wichtige Erfindung, die der Briefmarke, die zwar unter Ludwig XIV. in Paris eine Art Vorläufer gehabt hat; jene Postwertzeichen waren jedoch in Vergessenheit geraten. Hill gebührt das Verdienst, für die Einführung von Freimarken auf die Anregung des schwedischen Artillerie-Lieutenant von Treffenberg ausgiebig gewirkt zu haben, nicht aber das Verdienst der Erfindung. Erfinder ist vielmehr James Chalmers, ein Buchhändler in Dundee in England, wie durch die unermüdlichen Forschungen des jüngsten Sohnes, Patrik Chalmers, unzweifelhaft nachgewiesen worden ist.

James Chalmers war im Jahre 1782 zu Arbroath in Schottland geboren und starb 1853 in Dundee. Im Jahre 1834 — also zu einer Zeit, als sich R. Hill noch nicht mit Postreformen befaßte, — ließ Chalmers in seiner Druckerei Marken setzen

und drucken und sodann auf der Rückseite mit einer klebrigen Masse versehen. Diese Marke legte er verschiedenen angesehenen Personen in Dundee, darunter dem damaligen Postmeister vor, indem er zugleich erkärte, es sei besser, eine aufklebbare Marke (im Werte von 1 p.) für Portozwecke zu benutzen, statt eines auf den Umschlag aufzudruckenden Wertzeichens. Diese Thatsachen sind aktenmäßig festgestellt und seiner Zeit durch das Zeugnis von drei ehemals bei Chalmers bedienstet gewesenen Personen erhärtet worden. Im Jahre 1837, als R. Hill seine berühmte Broschüre über die Postreform erscheinen ließ, die zur Folge hatte, daß eine eigene staatliche Kommission mit der Beratung dieses Gegenstandes betraut wurde, sandte Chalmers — es geschah dies im November des genannten Jahres — einen Bericht über seinen Plan nebst Muster der aufklebbaren Briefmarke dem Vorsitzenden dieses Ausschusses, Mr. Wallace, ein, ebenso im Februar des nächstfolgenden Jahres an das kaufmännische Komitee der Stadt London, welches mit der Untersuchung des vorgeschlagenen Reformsystems betraut war. Dieses Dokument wurde — und das ist von historischer Wichtigkeit — nach dem Tode des damaligen Sekretärs dieses Ausschusses, Henri Cole, von letzterem dem South Kensington-Museum vermacht. In diesem Aktenstücke erörtert Chalmers ausführlich seinen Gedanken der aufklebbaren Marke und klebte einige Muster dazu. Diese Muster sind etwa 1 Quadratzoll groß. Darauf ist gedruckt (wörtlich übersetzt): „General-Postamt — nicht über eine halbe Unze — Ein Penny" und ebenso „Nicht über eine Unze — Zwei Pence". Ein Zwischenraum trennt jede Marke, so daß man sie einzeln abschneiden kann. Die Rückseite des Streifens ist gummiert. Eins der Muster ist probeweise überstempelt mit „Dundee, 10. Februar 1838", als Beispiel, wie zu verhindern sei, daß die Marke nochmals verwendet werde.

Als R. Hills System, welcher vorgeschlagen hatte, das Wertzeichen selbst auf die Briefbogen oder Briefumschläge zu drucken (Mulready-Couverts) keinen Anklang fand, forderte das Schatzamt durch Erlaß vom 23. August 1839 zur Einsendung von Verbesserungsvorschlägen seitens des Publikums auf.

Abermals sandte Chalmers eine Entwicklung seines Planes. Gleichzeitig gingen jetzt aber noch 49 andre auf Chalmers Grundsatz basierende Vorschläge ein, und mittels Erlaß vom 26. Dezember 1839 wurde das System der aufklebbaren Briefmarke angenommen. Man beauftragte die Graveure Bacon und Petch mit der Herstellung von Briefmarken, die am 6. Mai 1840 zur Ausgabe gelangten (Kopf der Königin 1 p schwarz).

Leider hat Chalmers die verdiente Würdigung für seine Erfindung nicht gefunden; um so mehr verdient sein Name aber in der Geschichte der modernen Post mit Ehren genannt zu werden.

Mehr Anerkennung fand sein Zeitgenosse R. Hill, der im Jahre 1854 zum Generalsekretär des Generalpostmeisters ernannt wurde und seit 1856 unter dem Herzoge von Argyll die Funktionen des General-Postmeisters versah. In der letzteren Stellung wurde ihm in Anerkennung seiner Verdienste der Bath-Orden verliehen, mit welchem der Titel Sir verbunden ist.

Im Jahre 1864 sah sich Hill aus Gesundheitsrücksichten genötigt, in den Ruhestand zu treten. Bei dieser Gelegenheit votierte ihm das Parlament für seine Verdienste einen feierlichen Dank und bewilligte ihm eine große Belohnung, sowie den Fortbezug seines vollen Gehaltes von 2000 Pfd. St. bis zu seinem Lebensende.

Er erhielt außerdem die erste goldene Albert-Medaille der Society of Arts, und die Universität ehrte ihn durch Verleihung des Diploms als Doktor des bürgerlichen Rechts. Noch kurz vor seinem Tode ernannte ihn die City von London zum Ehrenbürger. Das Diplom erhielt er auf seinem Krankenbett.

So lange Hill dem Postwesen angehörte, war er fortgesetzt und mit Erfolg bestrebt, Verbesserungen im Postverkehr einzuführen, namentlich durch Vermehrung der Postverbindungen und der Postanstalten, sowie durch Erweiterung des Wirkungskreises der Post und durch Einrichtung einer regelmäßigen, häufigeren und beschleunigteren Briefbestellung. Auch die Anregung zur Anbringung von Hausbriefkasten ist von R. Hill ausgegangen. Sein Werk ist ferner die Einteilung Londons in Postbezirke.

Das größte Verdienst Hills bleibt aber die bereits erwähnte Anregung zur Einführung des Penny-Portosystems gegeben zu haben. Die dadurch hervorgerufene Vermehrung des Briefverkehrs ist erstaunlich. Im Jahre 1839, dem letzten vor Beginn des Penny-Portos, hat die Zahl der in England beförderten Briefe 75 907 572 Stück betragen. Schon im nächsten Jahre war sie auf 168 768 344 Stück, also um 122,3 %, gestiegen. 1842 betrug sie über vierhundert Millionen. Die Einnahme der englischen Postverwaltung vermehrte sich allerdings nicht sogleich, sondern ging anfangs zurück und zwar von 2 390 763 Pfd. St. im Jahre 1839 auf 1 359 466 Pfd. St. im Jahre 1840. Erst 1851 betrug sie 2 422 168 Pfd. St., also etwas mehr, als im Jahre 1839. 1855 war sie jedoch bereits auf 2 716 420 Pfd. gestiegen. Der Reinertrag von 1 633 764 Pfd. im Jahre 1839 war, da die Verwaltungskosten größer wurden, noch 1855 nicht erreicht, zu welchem Zeitpunkt er nur 1 065 050 Pfd. betrug. Erst im Jahre 1859 ging er über den von 1839 hinaus und stieg von da ab stetig weiter.

Wenn infolge der Einführung des Penny-Portos die Postverwaltung sonach auch während einer längeren Reihe von Jahren Einbuße gegen früher erlitten hat, so ist dieselbe doch längst wieder eingebracht. Was will aber jene anfängliche Einbuße sagen gegenüber dem unberechenbaren Nutzen, welcher durch Verbilligung des Portos und durch Vermehrung und Erleichterung des Briefverkehrs der Allgemeinheit erwachsen ist?

Die Grundsätze, auf welche Hill seine Portoreform gründete, haben sich als das allein richtige erwiesen, und sind deshalb nach und nach von den Postverwaltungen der übrigen Kulturstaaten angenommen worden. Dieses Prinzip zuerst aufgestellt und durchgeführt, und dadurch allen andern Postverwaltungen den Antrieb zur Nacheiferung gegeben zu haben, ist das ausgezeichnete und unbestrittene Verdienst Rowland Hills.

Der Haifischfang an den Küsten von Florida.

Ende März jeden Jahres beginnt an den Küsten von Florida der meist von Negern ausgeübte Haifischfang, wozu starke Leinen und ein mächtiger Angelhaken benutzt werden, an dem letzteren als Köder ein Seebarsch befestigt. Hat der Hai angebissen und der Haken sich

in dessen Fleisch eingebohrt, so entwickelt sich zwischen dem wütend sich gebärdenden Seeungetüm und den Fischern ein hartnäckiger Kampf. Die Leine wird nachgelassen und angezogen bis das Tier, ermattet, endlich an Land gezogen werden kann. Nun wird die Beute an den Gerüsten aufgehängt, die Leber ausgeschnitten und an den Feuern der Thran ausgekocht, der ebenso geschätzt wird, wie jener vom Walfisch. Oft werden im Tage 20—30 dieser Meerungeheuer erbeutet.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Aber jetzt erhebt sich ein Komantsche zur unrechten Zeit und wird über der Deckung sichtbar. Sofort stürzen die leichter verwundeten Tiere beiderlei Geschlechts auf die Stelle zu, wo sie ihn entdeckten, und wollen sich an dem Feinde rächen. Ein lauter Pfiff schallt die lange Linie entlang, und sämtliche Jäger begeben sich auf die Flucht, hart verfolgt von dem ganzen Trupp. Der Büffel ist schnellfüßig, aber auch der Komantsche leistet hierin Bedeutendes und er weiß, daß es jetzt sein Leben gilt. Erreicht er das einige tausend Schritt entfernte Gehölz nicht vor den Büffeln und erklettert einen Baum, so durchbohren ihn die spitzigen Hörner des wütenden Tiers sicher und dessen Hufe zertreten ihn völlig. Wir kamen gerade zur rechten Zeit, um einem so aufregenden Schauspiele beizuwohnen.

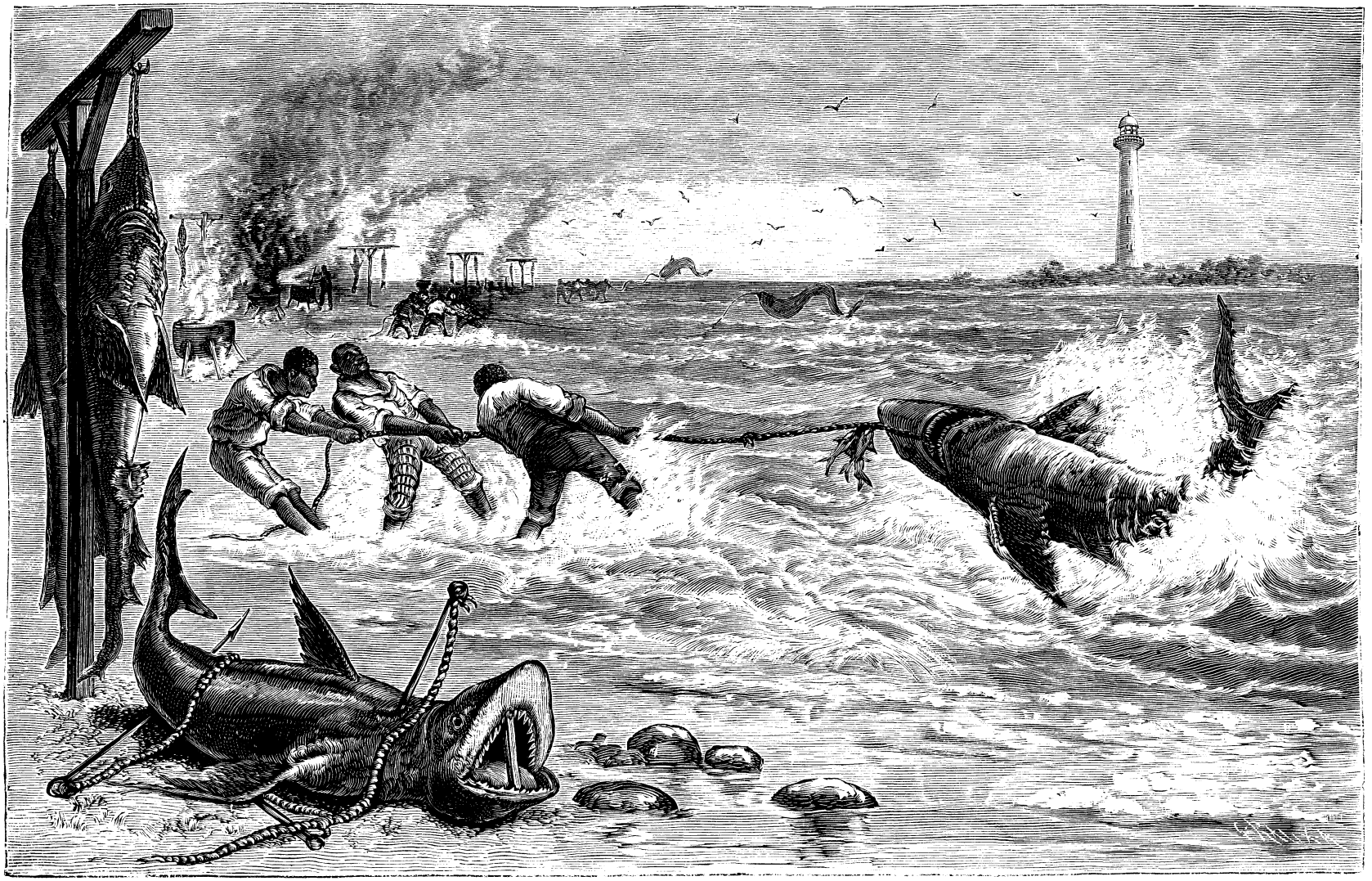
Mit gewaltigen Sätzen sprengte ein grimmiger Büffel, in dessen Seite ein Pfeil bis zur Hälfte seiner Länge eingedrungen war, hinter einem Komantschen her, und es schien uns, als liefe dieser beinahe ebenso schnell wie sein vierbeiniger Verfolger. Bald jedoch minderte sich die Entfernung zwischen beiden, so daß mein Vater schon Lust hatte, dem Büffel nachzusetzen und dessen Wut gegen sich selber zu lenken. Da warf der Indianer zu seinem Glück die hinderliche Wolfshaut von seinen Schultern und lief nun noch schneller davon. Einen Augenblick später hatte der verfolgende Stier die Haut gefunden und kühlte vorläufig seinen Zorn an dieser unschuldigen Maske. Er zerstampfte sie mit den Vorderhufen, durchbohrte sie mit den Hörnern und war dabei so unglücklich, daß die weich gegerbte Haut sich um seinen Kopf legte und er für eine Zeitlang vollständig am Sehen verhindert war. Er mochte schütteln, soviel er wollte, die Haut schmiegte sich an den Hörnern fest, und er ward nicht eher frei, als bis es ihm gelang, mit den Vorderhufen auf die Haut zu treten und dieselbe auf diese Weise zu zerreißen.

Doch, wo war inzwischen der Indianer geblieben, welchem die Verfolgung gelten sollte! Grimmig brüllend blickte sich der Büffel nach allen Seiten um, fand aber keine Spur mehr von dem verhaßten Feinde. Von Schmerzen gequält und durch den Blutverlust geschwächt, brach er zusammen, und er wird diesen Platz, welcher durch die umherliegenden Fetzen der Wolfshaut kenntlich gemacht war, auch wohl nicht wieder verlassen haben.

Als wir uns nun auf den Heimweg begaben, trafen wir schon mit den meisten berittenen Jägern zusammen. Alle waren gleich zufrieden mit dem Ergebnis ihrer Jagd und erzählten einzelne Abenteuer. Der eine war mit seinem Pferde gestürzt, als ein verwundeter Büffel ihn verfolgte, und hätte sicher samt seinem Pferde das Leben eingebüßt, wenn der Büffel nicht etwa zwanzig Schritte vorher zusammengebrochen wäre. Das Pferd eines andern hinkte; es hatte, wie sich zeigte, eine tiefe Schramme an dem rechten Hinterschenkel. Der Büffel war dem ungeschickten Pferde also nahe genug gekommen, um zum Stoße auszuholen; doch war das Horn zum guten Glück von dem Schenkel des davontrabenden Pferdes abgeglitten. Ein dritter Jäger hatte sich, nachdem er einmal in den dichten Haufen der fliehenden Tiere hineingeraten war, nicht wieder aus demselben zu befreien vermocht und ward nicht eher erlöst, als bis er die ganze Tiefe des schnaubenden Trupps durchmessen hatte. Er versicherte, daß ihm in dieser schauerlichen Enge doch recht peinlich zu Mute gewesen sei, und er links und rechts auf die ihn zunächst begleitenden Tiere geschossen habe, um sich ein wenig mehr Raum zu schaffen. Vor ihm wäre immer eine Lücke geblieben, aber er habe, da sein Pferd ängstlich und matt geworden und die Büffel ihn in rasendem Laufe begleiteten, diesen Ausweg zu seiner Rettung nicht benutzen können. So sei er fortgeschoben worden, bis die Büffel sich keuchend niedergeworfen hätten, und habe erst auf dem Heimwege gesehen, welch furchtbares Blutbad er, zur Gegenwehr gezwungen, unter ihnen anrichtete. Wir hatten gottlob von keinem besonderen Abenteuer zu erzählen.

Doch ich muß noch einmal auf die verschiedenen Waffen zurückkommen, welche die berittenen Jäger bei dieser Jagd verwenden, zunächst die Weißen. Einige führen Revolver wie wir, andre kurze Büchsen, noch andre ein langes Dolchmesser, Sir Macdonald sogar einen Degen. Die Büchse empfiehlt sich schon ihres Eigengewichtes wegen nicht, und der Jäger verliert, da er zu ihrer Handhabung beider Hände bedarf, gerade in dem verhängnisvollsten Augenblicke die Herrschaft über sein Pferd. Springt dasselbe unerwartet zur Seite, so ist er verloren, da sein Pferd in wilder Flucht davoneilt und ihn seinem Schicksale überläßt. Revolver von größtem Kaliber, wie wir sie führten, erfüllen denselben Zweck und bringen den Reiter nicht in Gefahr.

Am verwegensten kommen mir diejenigen Jäger vor, welche ein Dolchmesser benutzen. Dasselbe ist spitz wie eine Nadel und zweischneidig geschliffen; an dem Berührungspunkte von Heft und Klinge ist ein eiserner Ring angebracht, durch welchen eine an dem Sattel des Pferdes befestigte kurze Leine führt. Es gehört viel Mut und Sicherheit dazu, wie Olof Römann sie besaß, wenn man diese Waffe ohne Gefährdung des eigenen Lebens handhaben will. Olof erzählte mir, daß er ganz ebenso wie alle andern an sein Opfer heranritte, sich im geeigneten Augenblicke nach rechts hinüberwürfe und den Stoß in den Rücken des Stiers, dicht hinter dem linken Schulterblatt, ausführte. Dann wende er sein Pferd nach links und ließe



Der Haifischfang an den Küsten von Florida.

dadurch das Dolchmesser aus der Wunde reißen, welche nun bedeutend erweitert würde und beinahe immer das sofortige Zusammenbrechen des Tiers zur Folge hätte. Es mag wohl richtig sein, daß die Anwendung des Messers die Todesqualen des Büffels abkürzt; ich aber wäre nicht verwegen genug, um deshalb mein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen. Wie leicht kann der seitwärts überhängende Reiter bei der rasenden Schnelligkeit seines Pferdes und der Wucht, mit der er den Stoß vollführen muß, das Gleichgewicht verlieren und zu Boden stürzen! Olof dachte an diese Möglichkeit nicht, und er freute sich, daß er nicht zu einem Feuergewehr zu greifen brauchte, um Beute zu machen.

Sir Macdonald, unser vornehmer Gast, zeichnete sich auch auf dieser Jagd durch die Wahl seiner Waffe vor allen andern aus. Swen Lindholm, welcher seinen Herrn begleitete, führte einen Revolver, Sir Macdonald selber einen mittellangen Degen aus feinstem Stahl. Erst in dem Augenblicke, wo er diesen Degen zum Stich vorstrecken konnte, trieb er sein Pferd zur größten Eile an und schob dabei den Degen beinahe bis ans Heft durch den Leib des Büffels. Ein kurzer Ruck und eine gleichzeitige Schwenkung seines Pferdes — und die biegsame Klinge befand sich zu sofortiger Wiederverwendung in seiner Faust, während das zu Tode getroffene Tier auf dem Platze liegen blieb. In der That war Sir Macdonald auch der erste, welcher wieder auf dem Sammelplatz erschien, nachdem er drei alte und ebenso viele junge Stiere erlegt hatte. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß auch die Anwendung des Degens mit großen Gefahren verbunden ist; ein kaltblütiges Herz und eine sichere Hand gehören jedenfalls dazu; ich hätte nicht den Mut, einen fliehenden Büffel mit einer solchen Toledoklinge zu durchbohren.

Noch anders verfuhren die Herdenbesitzer aus den südlichen Staaten, welche zur Teilnahme an unsren Büffeljagden nach den Prairien von Kansas kamen. Von Jugend an gewöhnt, den Lasso zu handhaben, bedienten sie sich desselben auch beim Einfangen dieses Wildes. Jeder dieser Estancieros ist von einem Diener begleitet, mit dem er gemeinsam jagt. Freilich habe ich ihnen selber nicht zusehen können, mir aber von meinem Vater erzählen lassen, wie diese Kreolen spanischen Geblütes, oder wohl auch Mestizen, zu Werke gehen.

Auf leichten, schnellen Pferden stürmen Herr und Diener der fliehenden Herde nach und bemühen sich, dieselbe durch fortwährendes Knallen mit einer kurzen, starken Peitsche, welche sie dann und wann auch wohl auf den Rücken der Tiere niederfallen lassen, in Verwirrung zu bringen. Gelingt es ihnen, die Herde zu zerstreuen oder wenigstens einzelne Tiere von derselben zu verscheuchen, so haben sie gewonnenes Spiel. Der Stier, welcher sich von zwei Reitern zu gleicher Zeit angegriffen sieht, deren gewandten Bewegungen er mit seinen durch das Wollhaar verschleierten Augen kaum zu folgen vermag, ist so verwirrt durch das Knallen der Peitschen und die schmerzhaften Hiebe, daß er nicht weiß, wohin er sich wenden soll. Er thut ein paar Sätze, steht dann wieder still oder dreht sich im Kreise um sich selber.

Der Herr hat längst die an dem Gurt seines Pferdes befestigte Wurfschlinge in die rechte Hand genommen und wartet, etwa zwanzig Schritte von dem Opfer entfernt, auf den Augenblick, wo dasselbe sich wieder in Bewegung setzt; der Knecht, welcher mit seiner Peitsche von hinten auf den Büffel einhaut, gibt diesem die Richtung an, in welcher er laufen soll. Kaum hat der Stier ein paar Sätze gethan, als auch die gefährliche Schlinge schon durch die Luft saust und dann gerade auf dem Fleck den Erdboden berührt, wo der galoppierende Stier bei einem der nächsten Sätze seine Vorderhufe aufstemmen muß. Nun wendet der Estanciero sein Pferd nach links, holt gleichzeitig mit der Hand die Schlinge steif und fängt dadurch die Vorderbeine des Büffels unterhalb der Kniee ein. Das gefesselte Tier stürzt, in vollem Laufe plötzlich aufgehalten, zu Boden und wird hier von dem wohldressierten Pferde festgehalten, welches sich mit seinem ganzen Körpergewichte gegen den Lasso stemmt.

Schneller als es gesagt werden kann, hat inzwischen der Diener auch die Hinterbeine des sich mühsam wieder aufrichtenden Büffels eingefangen, treibt sein Pferd nach der entgegengesetzten Seite, beraubt den Büffelkörper dadurch seiner letzten Stütze und schnürt ihn zu Boden. Das Tier gerät in Verzweiflung; vor Wut und Angst macht es die tollsten Anstrengungen, um sich von den lästigen Fesseln zu befreien; die Zunge hängt feurig rot aus dem schäumenden Maule heraus; es schüttelt den Kopf und stößt ein markdurchdringendes Angstgebrüll aus. Doch die Jäger kennen kein Erbarmen, und die Pferde halten jedes ihren Lasso so steif, daß der Büffel nicht mehr als einen Ruck zuwege bringt. Inzwischen steigt der Knecht von seinem Pferde, welches auch ohne ihn an dem Platze ausharrt, tritt an den Büffel heran, zieht sein Messer aus dem Gürtel und gibt dem rasenden Tiere den tödlichen Stoß in das Genick. Der Stier hat ausgelitten, seine Glieder bleiben auch ohne den Lasso in ihrer gestreckten Lage, und das mähnenumwallte Haupt ruht auf der grünbewachsenen Prairie.

Einige unsrer Häuptlinge besaßen schnelle und ausdauernde Pferde und wagten auf ihnen den Ritt hinter den Büffeln drein. Was den Tieren an edlem Blute abging, das ersetzten sie durch vollendete Schulung und unbedingte Folgsamkeit. Ich staunte, als ich diese Komantschenhäuptlinge, welche sich sonst nur in ihrem schönsten Schmucke zu zeigen pflegten, früh am Morgen mit uns ausrücken sah. Sie selber waren beinahe nackend, nur ein von einem Gürtel festgehaltener Schurz umgab die Hüften, und das Pferd hatte weder Sattel noch Zaum. Der Häuptling trug in der linken Hand eine lange, aus ungegerbten Hautstreifen geflochtene, dünne Schnur, deren eines Ende um die untere Kinnlade seines Pferdes geschnürt war, in der rechten führte er Bogen und Pfeile.

Sobald das Pferd ihn in die Nähe der verfolgten Büffel getragen hat, läßt der Häuptling die Schnur zu Boden fallen, lenkt das Pferd mit den nackten Schenkeln, spannt den Bogen und sendet den ersten Pfeil auf das erste Opfer. Für den Fall, daß der nur leicht verwundete Büffel ihn verfolgt, sein Pferd scheuen und ihn abwerfen sollte, schleppt ja die lange Schnur neben dem Pferde auf dem Erdboden hin; er braucht dieselbe nur mit der Hand zu ergreifen oder sie mit seinem Körpergewichte zu belasten, so gelangt er wieder in den Besitz seines Pferdes und kann sich nun aus der drohenden Nähe des Büffels entfernen. Der Häuptling jagt, solange sein Roß, gewöhnlich ein auf der Prairie eingefangenes Füllen, zu laufen vermag und der Vorrat seiner Pfeile ausreicht. Diese nackten braunen Reiter sind immer diejenigen, welche zuletzt von allen Teilnehmern nach dem Sammelplatze zurückkehren; sie halten gewiß auch die vorgeschriebene Zahl der zu erlegenden Tiere nicht ein. Mein Vater wenigstens behauptete dies, ließ es aber hingehen,

weil die Indianer, wie er sagte, viel mehr Recht an diesem Wilde besäßen als wir und er es grausam fände, ihnen Einschränkungen aufzuerlegen, deren Vernünftigkeit sie doch nicht einsähen.

Unglücksfälle bei solchen Büffeljagden sind nicht gerade selten, weil sich manche Teilnehmer einfinden, welche nicht den mindesten Beruf dazu haben; unvorsichtige, schreckhafte und unsichere Reiter, zumal wenn ihre Pferde die erforderlichen Bedingungen auch nicht erfüllen, sollten von der Büffeljagd fern bleiben; nirgends sind die sogenannten Sonntagsjäger weniger am Platze, als gerade hier. Entweder holt der verwundete Büffel das in große Angst geratene Pferd ein oder letzteres stürzte mit seinem Reiter oder der Reiter fällt ab. Der verwundete Büffel aber ist ein furchtbarer Feind, welcher mit seinen kurzen, spitzigen Hörnern Roß und Reiter durchbohrt, wenn er ihrer habhaft werden kann. Mancher Unglücksfall ereignet sich aber auch durch unvorsichtige Annäherung an einen auf dem Boden liegenden und für tot gehaltenen Büffel, welcher kaum den verhaßten Feind vor sich erblickt, als er aufspringt und seine letzten Kräfte anstrengt, um blutige Rache zu nehmen. Das Pferd wird dann gewöhnlich scheu, zittert an allen Gliedern und überliefert sich und seinen Reiter dem sicheren Tode. Wir hatten gottlob keinen einzigen ernsten Unfall zu beklagen, doch selten finden solche Prairiejagden statt, ohne daß sie eine Trauerbotschaft zu verkünden hätten.

Nachdem die befreundeten Jäger sich in dem Zeltlager eingefunden und sich gesäubert haben, teilen sie sich in Gruppen und verzehren gemeinsam das bereitgehaltene Gabelfrühstück, strecken dann ihre von dem langen, scharfen Ritt ermüdeten Körper auf weichem Lager aus und ruhen eine Stunde. Dann werden sie ohne Erbarmen geweckt, besteigen, wenn sie zwei Pferde mitbrachten, ein frisches Pferd und reiten nun langsam wieder in die Prairie hinein. Es gilt jetzt, die von jedem Teilnehmer erlegten Büffel aufzusuchen und als Eigentum des Jägers zu bezeichnen. Zu diesem Zweck führt jeder Reiter ebensoviel lange leichte Holzstäbe, an denen kleine Fähnlein in den von ihm gewählten Farben befestigt sind, über den Sattel gelegt mit sich und wendet sich nach der Richtung hin, wo seine Opfer verendet sein müssen. Mein Vater und ich hatten nicht viel Mühe; unsre blaugelben Fähnlein staken bald sämtlich vor den krausen Häuptern unsrer Beutestücke, wir konnten getrost heimkehren und unsren Knechten das weitere überlassen. Hierbei muß ich bemerken, daß uns der Sitte gemäß auch die Beutestücke zufielen, welche den unsre Gastfreundschaft ansprechenden Fremden gehörten; auch diese erbaten sich Fähnlein mit unsren Farben und bohrten die Fahnenstangen neben ihren Opfern in den Boden.

Ein wie andres Bild bot jetzt die Prairie als vor sechs Stunden! Eine Menge von Karren und Wagen, mit Reitern und Fußgängern untermischt, durchkreuzte die wellige Ebene nach allen Richtungen hin; indianische Weiber und Kinder heimsen die Beute ihrer Gatten und Väter ein; überall herrscht ein reges, aber wenig ansprechendes Leben. Was nicht vor Einbruch der Dunkelheit auf der meilenweiten Strecke gefunden und in Sicherheit gebracht wird, das fällt dem schwarzen Wolfe anheim, welcher in großen Scharen die Büffelherden umlauert und seinen Anteil verlangt. Trotz gewissenhaften Suchens wird mancher verendete Büffel nicht gefunden, und andern Tages schon beginnen die abgenagten Gebeine desselben im Sonnenlicht zu bleichen, ein Beweis, daß die hungrigen Wölfe ein leckeres Mahl gehalten haben.

Wir konnten die ungeheuren Fleischmassen, welche uns von rechtswegen zufielen, nicht verwenden, weshalb mein Vater eine Auswahl treffen ließ und teils die Soldaten, teils die Kolonisten, welche nicht mitgejagt hatten, teils die Indianer seiner Reservation mit dem überflüssigen Wildbret beglückte. Trotzdem gingen und kamen unsre Wagen bis zum späten Abend, beladen mit Fellen, Hörnern, Zungen, Höckern und den saftigsten Fleischstücken der jüngeren Tiere. Zu Hause fanden Miß Bridget und meine Schwester Harriet mit ihren Mägden und den Frauen der Kolonisten alle Hände voll zu thun, da das Fleisch bei der heißen Jahreszeit schleunig zerlegt und entweder eingesalzen oder zum Trocknen aufgehängt werden mußte. Die letzten Wagen und die letzten schwer bepackten Fußgänger verließen den Jagdbezirk erst, als wir uns um acht Uhr abends, bei den Klängen der Militärkapelle, zur Hauptmahlzeit niedersetzten.

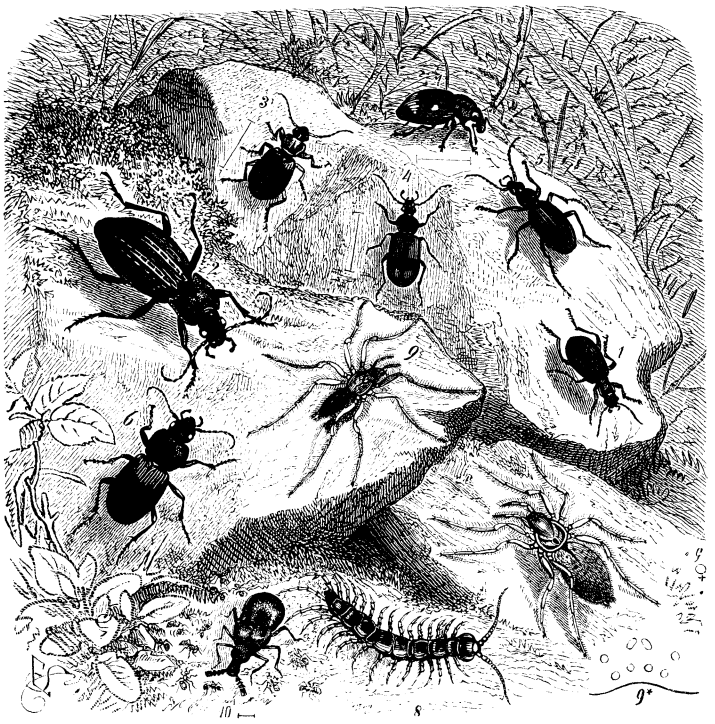
An der Seite meines Freundes Charles, welchen ich während des ganzen Tages wenig zu Gesicht bekommen hatte, unsren Vätern und dem Sir Macdonald gegenüber, saßen wir auf der bloßen Erde und hatten vor uns saubere Matten, auf denen riesige Schüsseln mit frischen Braten, Gemüsen und Früchten standen. Ringsum uns her loderten die Lagerfeuer lustig auf und erhellten die einfache Tafel; Indianer umschwärmten uns, lauschten auf die Klänge der Musik und warteten auf die ansehnlichen Reste gebratenen Fleisches, welche ihnen nach Abräumung unsrer Tafel zuzufallen pflegen. Je dunkler es ward, desto mehr beruhigten sich die Büffel in der Prairie und desto näher rückten sie wieder an unsern Lagerplatz. Wir hörten deutlich ihr Gebrüll, wenn die Musikanten eine Pause machten, und wurden schließlich auch durch dies Brüllen in den Schlaf gesungen. Charles lag neben mir; wir hatten einander noch lange von unsren Erlebnissen erzählt und dabei bedauert, daß dies große Vergnügen nur einen einzigen Tag währte. Doch der ganze Bezirk war für Monate mit dem trefflichsten Fleisch versorgt; einen Vertilgungskrieg gegen die unschuldigen Büffel zu unternehmen, wäre ja eine abscheuliche Handlung gewesen.

Tags darauf brachen wir unsre Zelte ab, und jeder kehrte mit dem Versprechen, sich im nächsten Jahre wieder zu der Büffeljagd einzufinden, in seine Heimat zurück. Nur einige Tage blieb ich noch im Elternhause, dann reiste ich mit Sir Macdonald nach Belseys Castle, um dort die Hälfte meiner Ferienzeit zuzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

In Offizierskreisen

erzählt man sich vom Kaiser Wilhelm II. eine launige Anekdote. Nach einer militärischen Uebung nahm der Kaiser an der Offizierstafel teil. Die Unterhaltung kam auf die deutsche Sprache. „Es ist doch noch sehr schlimm mit ihr bestellt!“ meinte der Kaiser; „Sie können gewiß auch nicht die Orthographie beherrschen!“ wendete er sich an einen jüngeren Offizier. Als dieser das Gegenteil behauptete, veranlaßte ihn der Kaiser zu schreiben: Der Müller mahlt; darauf: Der Maler malt. Das führte der Offizier richtig aus. „Nun schreiben Sie mal: Beide malen (mahlen)“ sagte der Kaiser. Da legte der Offizier die Feder hin.



Einige Bewohner des offenen trockenen Landes.

1. Bombardierkäfer (Brachinus crepitans). 2. Laufkäfer (Carabus cancellatus). 3. Laufkäfer (Lebia chlorocephala). 4. Kreuzlaufkäfer (Panagaeus cruxmajor). 5. Laufkäfer (Anchomenus prasinus). 6. Laufkäfer (Feronia melas). 7. Rüsselkäfer (Alophus triguttatus). 8. Bandassel (Lithobius forficatus). 9. Steinspinne (Drassus lapidicola), Mann und Weib, 9* die Augenstellung der Steinspinne. 10. Keulenkäfer (Claviger foveolatus).

Der Käferfang im Winter und im Vorfrühling.

Mancher unter unsren Käfersammlern dürfte der Meinung sein, daß der Winter für den Käferfang nicht geeignet sei. Dies ist aber ein Irrtum, und aus dem Folgenden werdet ihr erkennen, daß man seine Sammlung auch in dieser Jahreszeit mit guten und oft seltenen Käfern bereichern kann.

Ein großer Teil der deutschen Käfer stirbt nicht im Herbste, sondern pflegt zu überwintern. Um sich aber gegen die Strenge des Winters zu schützen, suchen sich die Käfer Winterquartiere. Aber nicht alle Käfer beziehen Winterquartiere. Viele Arten trifft man wohlgeborgen unter Steinen, abgefallenem Laube, Moose, an den südlichen Abhängen von Bergen, an Rainen und Gartenzäunen, andre unter den Wurzeln alter Bäume, besonders der Eichen, Buchen und Obstbäume oder unter der losen Rinde derselben, in losem vermodertem Holze alter Bäume, in den Nestern der Ameisen und in den abgestorbenen Stengeln und Kapseln größerer und mittelgroßer Pflanzen: z. B. Rohr, Distel, Malve, Lichtnelke u. a. m. Die Untersuchung geschieht am besten und bequemsten, wenn man an schönen warmen Wintertagen, wo die Erde an sonnigen Stellen nicht gefroren ist, mittels der Finger oder eines kleinen Spatens das abgefallene, halb vermoderte Laub, Moos, Holzreste, Pflanzenteile u. s. w. in einen kleinen Sack füllt und, wenn Mama nichts dagegen hat, alles mit in die Wohnung nimmt. In dieser angekommen, stellt man den gefüllten Sack in die Nähe des warmen Ofens, denn da die meisten Käfer von der Kälte erstarrt sind, so erwachen dieselben durch die angenehme Wärme des Zimmers sehr bald.

Will man nun die darin enthaltenen Käfer fangen, so breitet man auf dem Tische einen großen Bogen hellen Papieres aus und nimmt den Inhalt des Sackes in ganz kleinen Partien heraus. Jede Handvoll streut man über eine größere Fläche des Bogens, und man wird staunen über die vielen Tiere, welche eiligst laufend, emporfliegend, hüpfend oder springend da zum Vorschein kommen, denn nicht nur Käfer, sondern auch Spinnen, Fliegen, Mücken, Baumwanzen, Asseln und sonstiges kleines Getier hat ebenfalls an den genannten Orten sicheren Schutz gesucht. Nun aber heißt es eilen, denn nur dann wird es möglich sein, Tiere zu erbeuten. Die Käfer sammelt man in bereitstehende Fläschchen, um dieselben nachher durch geeignete Mittel schnell zu töten. Was man der Sammlung nicht übergeben will, wirft man wohl in ein größeres Gefäß, um den Inhalt dann in der Mittagssonne wieder in die Freiheit zu setzen. Das Zimmer wird in dieser Weise keineswegs durch lästige Gäste verunreinigt. Nachdem alle Käfer ergriffen und dazwischen liegende Pflanzenreste zerbrochen sind, betrachtet man noch einige Zeit die ausgestreuten Teile, denn mancher Käfer, welcher die Kunst der Verstellung besitzt und sich tot zu stellen pflegt, wird erst bei vollkommener Stille davoneilen wollen, wie z. B. einige Rüsselkäferarten. Die sorgfältig durchgesuchten Pflanzenteile schiebt man vorläufig zur Seite, um dieselben nachher in einem größeren Gefäß, welches man sicher zugebunden hat, noch einige Tage aufzubewahren. Die übersehenen Tiere kommen in diesem Behälter an die Oberfläche und können hier abgelesen werden. In dieser Weise betrachtet man den ganzen Inhalt des Sackes und was an einem Tage nicht vollendet ist, wird am nächsten Tage nachgeholt. Wer solches Sammeln im Winter öfter vornimmt, der wird sich gewiß mit einer größeren Anzahl guter Käfer bereichern.

Da aber dieses Verfahren durch die vielen Pflanzenreste, welche man mitnehmen und durchsuchen muß, ein ziemlich mühevolles ist, so sucht man sich durch Anwendung eines Insektensiebes*) die Arbeit bedeutend zu erleichtern. Ein solches Insektensieb kann mannigfach gestaltet sein. Das gebräuchlichste besteht aus einem cylindrischen Sacke aus weißem, dichtem und festem Wollstoffe, von 30 cm Durchmesser und 80 cm Länge, der unten offen ist. Der obere Rand ist mit einem 6 mm starken Eisendrahtringe gefaßt und mit festem Handgriff versehen; ein zweiter, ganz ähnlicher Ring, der mit einem Messinggeflechte von 6 mm Maschenweite ausgefüllt ist, befindet sich 24 cm unter dem oberen, im Sacke festgenäht, so zwar, daß dessen Handgriff gegen den oberen im rechten Winkel absteht. Beim Sieben wird der Griff des oberen Ringes stets in der linken Hand gehalten, der rechte, untere, mit dem Siebe in Verbindung stehende, ist für die rechte Hand bestimmt. Mit der rechten Hand geschieht die Einfüllung des Siebmaterials und dessen Durchschüttelung. Die untere Sacköffnung wird vor dem Sieben mit einer Schnur fest geschlossen. Die Länge des Sackes gestattet, daß das Gesiebe im Sacke während der Thätigkeit am Boden aufliegen kann, was die Kräfte des Sammelnden schont. Wird die Füllung zu umfangreich, so wird das Gesiebe durch die untere Oeffnung des Sackes in einen andern Sack überfüllt. Die nach längerem Schütteln im oberen Teile des Sie-

*) Ein Insektensieb kostet 3 Mark.

bes zurückbleibenden Pflanzenreste werden herausgenommen und da größere Käfer nicht durch das Sieb hindurchfallen können, einer Durchsicht unterzogen.

Die Verwendung des Siebes ist eine vielfache und je nach der Oertlichkeit eine verschiedene. Bei der Wahl der Siebestellen hat man als erste Bedingung auf genügende Feuchtigkeit zu sehen, man siebe eher zu feucht, als zu trocken. Die trokkenen Stellen enthalten selten reichlich Käfer und gewöhnlich nur gemeine Arten. Bei großen Laublagern wird die oberste, ganz dürre Schicht entfernt, hingegen die feuchte mittlere und die unterste in das Sieb gethan. Das Laub der Eichenwälder pflegt besondere Arten zu beherbergen, jedoch auch das Laub der Nadelhölzer birgt an feuchten Stellen ausgezeichnete Kleinkäfer. Die sonnig gelegenen Auen in der Nähe der Bäche und Flüsse und das Moos geschützter Waldwiesen sind im ersten Frühjahre ein vortreffliches Siebterrain. Zu derselben Zeit ist unter dem Gebüsch an sonnigen Gartenmauern, oder in den Gärten selbst mit dem Siebe gute Ausbeute von solchen Käfern zu machen, die man im Walde vergeblich sucht. Man versäume auch nicht, die Nester der Ameisen aufzusuchen, und ohne dem Bau einen wesentlichen Schaden anzuthun, einzelne Teile aus der Mitte ihres Baues herauszuholen, d. h. durch einige rasche Handgriffe in das Sieb zu schaffen, denn zahlreiche Käferarten leben nur in den Wohnungen der Ameisen. Es leben z. B. bei der schwarzen Holzameise ca. 150 Käferarten und bei der roten Waldameise ca. 100 Arten. So unangenehm der Fang der Ameisenkäfer erscheint, so ist er doch äußerst lohnend und verdient volle Beachtung.

Das Aussuchen der Käfer aus dem Gesiebe wird in derselben Weise in der Wohnung vorgenommen, wie bei dem Sammeln ohne Sieb, nur daß das Gesiebe aus den Ameisennestern in einem Gartenhause oder im Freien durchgesehen werden muß.

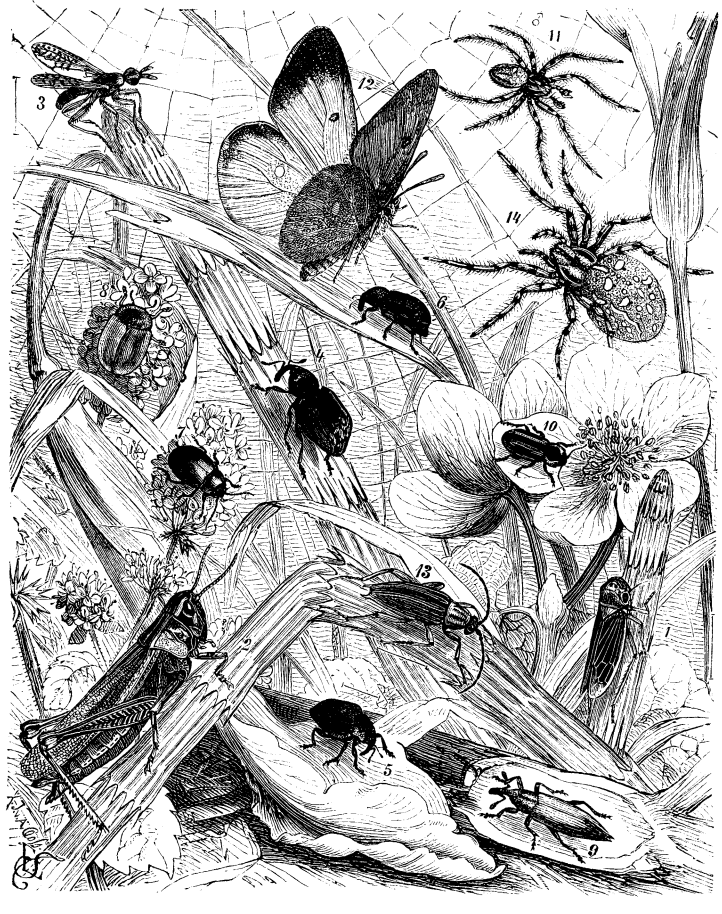
Die fast alljährlich vorkommenden Frühjahrsüberschwemmungen liefern die beste Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, wie viele Käfer im vollkommenen Zustande den Winter durchleben. Die kleinen Holzstückchen, Schilf- oder Rohrstengel, Pflanzensamen und sonstiges Gespüle, welches die Fluten emporheben und durch den Wind an das Ufer getrieben werden, sind vermengt mit Hunderten von Insekten, vornehmlich Käfer, die aus ihren Verstecken herausgespült und auf so klägliche Weise aus dem Winterschlaf erweckt werden. Wenn sich dies angetriebene Röhricht allmählich aufstaut und von dem wieder zurücktretenden Wasser trocken gelegt wird, erwachen viele der armen Schiffbrüchigen, einige Stunden Mittagsonne thun ihnen so wohl, daß sie sichtlich an Lebenskraft gewinnen und sich bald so gestärkt fühlen, daß sie dem nassen Grab entfliehen können. Für den Käfersammler ist eine zahllose Menge, zum Teil ausgezeichneter Käfer, in dem Anspülicht zu finden. Da das gewöhnliche Käfersieb sich bei dem Durchsieben des Anspülichtes als zu engmaschig erweist, so benutzt man hierbei Siebe mit größerer Maschenweite, oder man trägt das Gespüle in Säckchen in die Wohnung, um es hier bequemer auszusuchen. Nicht nur den Frühjahrsüberschwemmungen, sondern auch den Ueberschwemmungen in der wärmeren Jahreszeit wird ein Käfersammler stets besondere Aufmerksamkeit widmen.

Die Anwendung des Insektensiebes ist hiermit noch lange nicht erschöpft, doch wird jeder eifrige Käfersammler bald geeignete Stellen zum Gebrauch des Siebes herausfinden. Ist die Mehrzahl der mit dem Siebe erbeuteten Tiere auch nur klein, so sind viele von ihnen doch sehr selten, und recht wertvoll. Gerade die kleineren Tiere, die man auf den sommerlichen Exkursionen so leicht übersieht, oder absichtlich unberücksichtigt läßt, weil man andre Zwecke verfolgt, werden nur durch diese Sammelmethode gefangen. Im Sommer ist dagegen die Verwendung des Siebes für gewöhnlich zwecklos, aber die Benutzung des Hamens, Streifsackes oder Kätschers sehr zu empfehlen.

Solltet ihr, Kameraden, von nun an auch im Winter und im ersten Frühjahre das Käfersammeln nach dem angegebenen Verfahren betreiben, so wird bestimmt reichliche Beute euer Lohn sein, und dies Letzte wünsche ich euch allen, ihr jungen Käferfreunde!

Die Erziehung der chinesischen Kaiser.

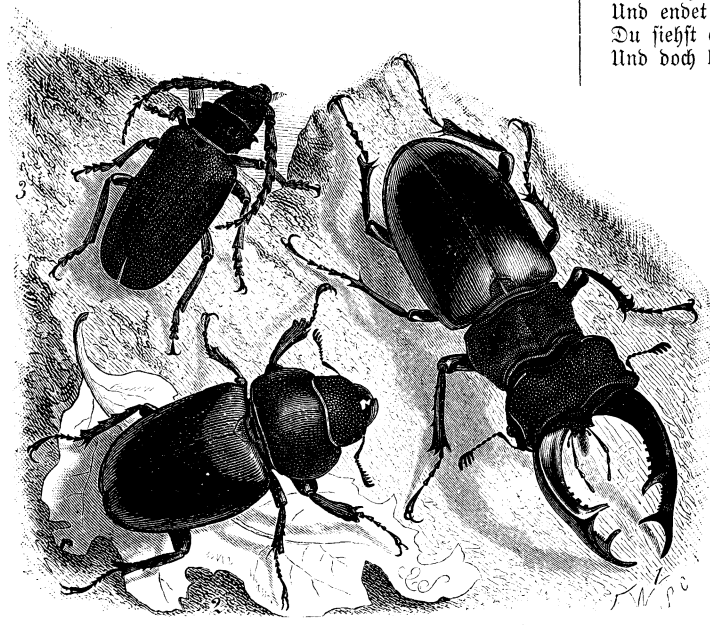
Kaiser Kwang-Su, der Herrscher über das Reich der Mitte, feierte am 23. Juli des Jahres 1889 seinen 17. Geburtstag, ein Alter, in welchem es nach unsrer Anschauung wohl kaum



Einige Bewohner des sumpfigen Bodens.

1. Sumpfcicade (Tettigonia viridis). 2. Sumpfheuschrecke (Stethophyma grossum). 3. Rohrstiege (Sepedon spinipes). 4. Schachtelhalmrüßler (Grypidius equiseti). 5. Sumpflilienrüßler (Mononychus pseudocori). 6. Rohrrüßler (Phytonomus arundinis). 7. Blauer Blattkäfer (Chrysomela violacea). 8. Schildkäfer (Cassida equestris). 9. Stengelrüßler (Lixus paraplecticus). 10. Schmalzblumenblattkäfer (Prasocuris phellandrii). 11. Sumpfkreuzspinne (Epeira quadrata), Männchen. 12. Sumpfpostillon (Papilio palaeno). 13. Schachtelhalmblattkäfer (Haemonia equiseti). 14. Weibchen von 11.

ratsam ist, einem Thronerben die Lenkung des Staatsschiffes anzuvertrauen. Doch der Orientale denkt hierüber anders. Wie wir ja wissen, bestieg der jugendliche Kaiser von China am 4. März 1889 in offizieller Weise den Thron. Er war somit noch nicht völlig 17 Jahre alt, als sein hoher Vormund ihn für fähig erklärte, für die Geschicke eines Volkes, welches etwa ein Viertel der gesamten Bevölkerung der Welt ausmacht, Sorge zu tragen. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Orientalen und Occidentalen hinsichtlich der Regierungsfähigkeit erklärt sich aus dem Erziehungssystem, welches in den betreffenden Ländern gang und gäbe ist. Die Erziehung der Söhne der Mandschu-Kaiser ist von ihrem zartesten Alter an eine äußerst strenge. Sie stehen täglich etwa um vier Uhr auf und ihre erste Lektion ist chinesische Litteratur, die ihnen von ihrem einzigen Hofmeister, der den Titel shifu oder Lehrherr hat, gegeben wird. Dieser Hofmeister steht von seinem Sitze auf, sobald der kaiserliche Schüler hereintritt, letzterer macht aber zuerst eine Höflichkeitsverbeugung, die dann von dem Lehrer erwidert wird. Der Hofmeister nimmt den Ehrensitz ein, und sobald die Lektion gelernt ist legt der Schüler sein Unterrichtsbuch vor dem Lehrer nieder, kehrt auf seinen Platz zurück und sagt die Aufgabe auswendig her. Falls die Lektion nicht gelernt ist, gibt der Hofmeister einem der begleitenden Eunuchen den Auftrag, die Rute zu bringen und macht Anstalten, eine kleine Züchtigung auszuteilen, jedoch nicht dem Prinzen selbst. Jeder kaiserliche Schüler ist von acht Schulgenossen begleitet, die man in der Mandschusprache „ha—ha—tschu“ nennt, und die dieselben Lektionen wie ihr junger Herr studieren. Kommt es mal vor, daß der letztere eine scharfe Rüge verdient, so werden die „ha—ha—tschus“ mit der Rute durchgeprügelt; hat andrerseits der kaiserliche Schüler seine Aufgabe gut gelernt, so werden sie gelobt und belohnt. Ein Prinz, der sich als ein hartnäckiger Faulpelz erweist, wird dem Kaiser vorgeführt, der einem Eunuchen befiehlt, die Wangen des jungen Taugenichts zu kneifen. Dies ist das einzige Züchtigungsmittel. Die chinesische Lektion nimmt zwei Stunden in Anspruch, und sodann folgen mandschurische und mongolische Aufsätze; die Lehrer, welche in diesen Gegenständen Unterricht erteilen, stehen in nicht so hohem Ansehen als der erstgenannte; sie müssen auch ihrem kaiserlichen Schüler bis zur Thüre entgegenkommen und sich vor ihm zuerst verbeugen. Nach diesen Lektionen kommt der Sprachunterricht in mandschurisch, mongolisch und tangutisch, auch in chinesischen Ortsmundarten. Nach Beendigung dieser Lehrgegenstände wird das Bogenschießen zu Fuß und zu Pferde geübt, Fechten, Turnen u. s. w.; hierzu sind eine Anzahl besonderer Lehrer angestellt. Den ganzen Tag über müssen die jungen Prinzen sich entweder geistig oder körperlich beschäftigen, gehen aber sehr früh zu Bett. In passenden Zwischenräumen wiegt man ihnen ihre Mahlzeiten aus; doch unter keinen Umständen dürfen sie dieselben an einer Tafel zu sich nehmen.



1. Hirschkäfer, Männchen (Lucanus cervus). 2. Hirschkäfer, Weibchen. 3. Gerberbock (Prionus coriarius).

Dem alten Dessauer

(Leopold von Dessau) brachte ein Adjutant einen schriftlichen Befehl wieder, der ihm von demselben erteilt worden war und den er trotz aller Mühe nicht entziffern konnte. Der alte Dessauer sah lange sein Geschriebenes an, konnte es aber ebenfalls nicht herausbekommen und gab es endlich dem Adjutanten wieder, indem er sagte: „Aber Schwerenot, ich hab's auch nicht geschrieben, daß ich es lesen soll, sondern Ihr!“

Rätsel.

Den Tag beginnt's, es schließt die Nacht,
Und endet alle Frühlingspracht,
Du siehst es nie in Freud' und Leid,
Und doch liegt's da in Herrlichkeit.

Rätsel.

Nimm je eine Silbe von den Worten:

Klavier — Eden — Allerlei — Lerche — Ohren — Zustand — Tanne — Weine — Segen — Zuversicht; füge diese Silben zu Worten aneinander, und du erhältst einen Ausspruch eines Fürsten.

Wie lautet der Ausspruch?

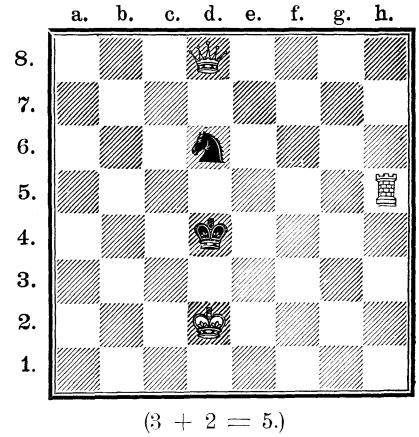
Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 24.

„Eugen, Augen.“

Auflösung des Logogriphs in Nr. 24.

„Laub, taub, Caub.“
(Rhein-Uebergang bei Caub.)

Schachaufgabe Nr. 7.



(3 + 2 = 5.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 6.

1. D d 7 — g 7:	K e 4 — f 5:
2. S b 7 — d 6: ♯.	
1.	K e 4 — d 4
2. T f 5 — f 4 ♯.	
1.	d 5 — d 4
2. S b 7 — d 6: ♯.	
1.	S h 6 — f 5:
2. D g 7 — g 4 ♯.	

Fragen und Antworten.

Julius Misch, Berlin. Zu Deinem selbstgedichteten Theaterstück „Von Sansibar nach Kamerun zu Lande", wünscht Dir der „G. K." vor allem Glück, noch mehr aber gratuliert er Dir dazu, daß Du schon eine Bühne gefunden hast, welche Deine Dichtung aufführen wird. Solch glückliche Leute gibt es nicht viel, frage nur die deutsche Schriftstellergilde, die Dir davon ein Liedlein singen kann, wie es um die „Nicht-Aufgeführten" bestellt ist. Was Deinen liebenswürdigen Antrag betrifft, Dein Stück zu lesen, hat der „G. K." so viel Vertrauen, es auch ungelesen für ausgezeichnet zu halten. — Nun zu Deinen Fragen: A. Daß Mohren kohlpechrappelschwarz sein müssen, das versteht sich von selbst. Mit Tinte oder Tusch ließe sich schon ein Prachtexemplar herstellen, aber der Mohr soll doch nach der Aufführung reingewaschen werden können, was bei dieser Färbemethode auf einige Schwierigkeiten stoßen würde. Du mußt also schwarze Theaterschminke haben. Diese bekommst Du in der Garderobe jedes Theaters entweder zu kaufen, oder Du erhältst dort wenigstens die Auskunft, wo Du welche zu kaufen bekömmst. Meist ist der Verkauf der Theaterschminke der Nebenerwerb eines Theaterangestellten. Diese Schminke besteht aus etwa einer 20 cm langen, etwa 2 cm dicken Stange, mit deren einem Ende man sich das Gesicht so einreibt, als wolle man Tusche in der Reibschale anreiben. Diese Schminke geht nicht ab, weder durch Reiben noch durch Schweiß, sie spannt nicht im Gesichte und hat überhaupt keine belästigende Wirkung. Nur das Reinigen nach der Vorstellung ist sehr unangenehm. Wasser und Seife nützen da nichts. Die Schminke wird nämlich nur so von der Haut entfernt, daß man sich mit groben Leinentüchern, die mit Schmalz stark bestrichen sind, abreibt. Du magst es Dir selber ausmalen, wie angenehm diese Procedur ist. Hast Du dann die afrikanische Kruste glücklich mit den „Schmalztüchern" herabgerieben, dann gebrauche tüchtig Seife und Schwamm, um Dich von dem überflüssigen Fette zu reinigen. Dies ist zwar ein unangenehmes Thun, aber tröste Dich damit, daß die leuchtendsten Sterne am Theaterhimmel, ob Damen ob Herren, es genau ebenso, und zwar tagtäglich machen. B. Wo einen Urwald hernehmen? — Wenn Dir da der „G. K." raten soll, müßte er eigentlich wissen, ob Du eine Bühne hast, daher nur soviel: Entweder Du malst Dir die Dekoration zu einem Urwald selbst, auf zusammengeklebten Bogen Zeichenpapiers, das oben und unten mit einer Holzlatte versehen ist, ähnlich den Landkarten, welche an Wänden eures Schulzimmers hängen, oder Du verschaffst Dir Tapeten, aus denen Du Dir den Urwald zusammenklebst. — In allen größeren Tapetenhandlungen erhältst Du solche Landschaftsbilder, welche groß genug sind, für Haustheater zu Hintergründen zu dienen. Unter diesen ist leicht irgend ein tropisches Waldstück zu finden. An Stelle der Coulissen leihst Du Dir gegen geringe Entschädigung von dem nächstbesten Handelsgärtner eine Gruppe von Blattpflanzen und Palmen, welche das Bild des Urwalds im Hintergrund ganz prächtig umrahmen und plastisch gestalten wird. Zum Schluß noch den Wunsch: Viel Glück zur Aufführung und donnernden Applaus!

Ein Freund des Kameraden. Um Deine von Milben angefressenen Schmetterlinge zu retten, stecke dieselben in eine Schachtel, deren Boden fingerdick mit ordinärem, starkem, zerriebenem Tabak bedeckt ist, und stelle die Schachtel 3—4 Tage an einen warmen Ort (z. B. in die Nähe des Stubenofens). Nach dieser Zeit werden die Milben durch den Einfluß des Tabaks getötet sein.

Paul Gast. Das Modell Deines selbsterfundenen Betriebswerkes hat ganz unsern Beifall. Wir werden die Kameradschaft gelegentlich damit bekannt machen. Prosit!

F. G. in **Graz.** Schicke uns Deinen Aufsatz — wird uns sehr interessant sein.

Dackel. Ja Freund — zu viel Leim hält nicht fest. Frage doch Deinen Herrn Professor.

W. in **Pehlitz.** Du willst Förster werden. Deine erste und zweite Frage beantwortet am besten das von J. Springer in Berlin für 0,50 Mark zu beziehende neue Regulativ vom 1. Februar 1887 über die „Ausbildung, Prüfung und Besetzung der unteren Stellen des Forstdienstes in Verbindung mit dem Militärdienst im Jägercorps. — Die Försterschule in Gr. Schönebeck nimmt allerdings in erster Linie Förstersöhne auf, aber wenn die Stellen ausreichen auch andre. Der Besuch der Schule in Proskau bei Oppeln steht jedem frei. 3. Eingeschriebene Forstamtskandidaten gibt es in Preußen nicht. Die reitenden Feldjäger — alle Offiziere — verfolgen die höhere Forstcarriere. 4. Das Hannöversche Jägerbataillon in Goslar, das westfälische in Bückeburg, das rheinische zu Zabern im Elsaß, die sächsischen, bisher in Naumburg, kommen am 1. April zusammen mit den lauenburgischen, bisher in Ratzeburg, nach Kolmar im Elsaß. 5. Ohne Zweifel ist es vorteilhafter als Einjährig-Freiwilliger zu dienen.

Heinr. Uebel . . . . . Du willst wissen, welche Vorkenntnisse und Studien erforderlich sind, um als Astronom eine Anstellung an einer Sternwarte zu erhalten. Da wäre nötig: 1) Das Abganszeugnis vom Gymnasium. 2) Dreijähriges Studium der höhern Mathemathik und Astronomie an einer Universität. 3) Das Avancement ist langsam und nur bei sehr großem Talent zu erhoffen, der Gehalt gering. Auch in der Astronomie ist zur Zeit Ueberfluß an sehr tüchtigen Kräften. Wer also nicht in der angenehmen Lage ist, aus eigenen Mitteln zu leben, der unterlasse es, diesen Beruf zu ergreifen.

K. v. B. Wollen darauf bedacht sein, Deinen Wunsch bald erfüllen zu können. Prosit!

Hugo K. in **Köln.** Dank für den Beitrag — bist eine lustige Haut. Tsching, tschong, tschang!!

Otto in **Kempten.** Deine Zündhölzchenkunststückchen sind sehr hübsch — der „G. K." hat auch welche in der Tasche, da können wir sie ja mal zusammen bringen! — Toussaint-Langenscheidt, französ. Unterrichtsbriefe kann man in 2 Kursen à 18 Mark oder komplett, beide Kurse zu 27 Mark, durch jede Buchhandlung beziehen. Die einzelnen Briefe kosten 1 Mark.

Ein alter Abonnent in **L.** Du hast inzwischen gelesen, lieber Freund, daß der neue Edisonsche Phonograph 500 Mark kostet — da wär's also vorläufig noch nichts damit, oder, ist Deine Sparbüchse dazu reich genug besetzt?

R. v. B. in **F. a. M.** Deine Dampfmaschine ist allerdings kaum mehr ein Spielzeug zu nennen, und wir glauben nun gern, daß sie ihre 4 Atmosphären Dampfspannung hat. Aus Deinen Angaben geht es allerdings noch nicht hervor, da Du den Kolbenschub (die Strecke, um welche der Kolben von der tiefsten bis zur höchsten Stellung — bei Vertikalcylinder — sich verschiebt) nicht mitgeteilt hast. Auch fragt es sich, ob Du den Cylinderdurchmesser (6½ cm) innen gemessen hast (im lichten), so daß er zugleich der Kolbendurchmesser ist. Du kannst, wenn Du Deinem Manometer nicht traust, selbst prüfen, ob die Dampfspannung 4 Atmosphären beträgt. In diesem Falle wird Deine Maschine stündlich 15 Liter Wasser verbrauchen, um die Arbeit einer Pferdekraft (75 Meterkilogramm) zu leisten (also ein Liter stündlich zu 5 Meterkilogramm). Du weißt doch, was ein Meterkilogramm Arbeit ist? Sonst kannst Du es auch anders machen: Bestimme den Kolbenschub in Centimeter; zähle ferner die Kolbenschläge, bis die Maschine ein Liter Wasser verbraucht hat. Dann multipliziere beide Zahlen miteinander; das Produkt muß bei 4 Atmosphären Spannung etwa 12350 geben. — Stimmt das, so hast Du also eine Hochdruckmaschine, welche sogar bis zu 8 Atm. vorkommen. — Die Namen, nach denen Du fragst, sind recht volltönend: Ernst (arnust?), der Kämpfer; Rüdiger rhuot, Ruhm — gêr, Speer), der Speerberühmte; Eugen (εὐγενής) von edeln Vorfahren stammend. — Freundlichen Gruß!

Ein Ratloser. In Norddeutschland wiegen bei weitem die Stolzeaner, in Süddeutschland die Gabelsbergianer über, das wirst Du bei Deinem Entschlusse berücksichtigen müssen.

Halifax. Für Deine Witzrakete besten Dank. Warten auf noch mehr!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billig: 5 Aegypt. 20 Pf 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic. 40 Pf 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß 25 Pf 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr. 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

Stuttgart.
Institut Rauscher.
Wissenschaftliche Vorbereitungsanstalt für jeden Lebensberuf. — *Berechtigung* zur *Ausstellung* v. *Zeugnissen* zum *einjährigen Dienst.* — *Fachschule* für *Militär* u. *Marine. Gute Erfolge* beim *Abiturienten-, Fähnrichs-, Primaner-* u. *Einjährigen-Examen.* Eintritt jeder Zeit.

Königl. Gymnasium
zu Luckau
2 Stunden von Berlin, Berlin-Dresdener Bahn. Beginn des neuen Schuljahres am 14. April. Jede weitere Auskunft durch den **Direktor Dr. Ebinger.**

Postfachschule
Berlin C, Neue Friedrichstraße 15,
Hannover, Grünstraße 16.
Schnelle, sichere und billigste Vorbereitung junger Leute mit Elementarkenntnissen zu Postgehilfen.
Dir.: **Alb. Schaacke,** Postsekretär a. D.
Hannover.

Knaben-Erziehungsanstalt,
auch **Sommerpensionat** für schwächliche Schüler höhr. Lehranst., beste Empf. Näheres in den Prospekten.
Bad Sachsa a. Harz.
Dr. Wiecke, Schuldirektor.

Zeitgemäße Bildung f. Knaben, franz. in 1 Jahr. Näheres **Dr. Rossbach, Altenburg.**

Nicht versetzte, zurückgebliebene, e. beständig. Aufsicht bedürftige Schüler werden in m. **Erziehungsanstalt** ausgebild. u. f. höhere Klassen vorbereitet.
Dir. **H. Büchler, Rastatt.**

Photographische
Apparate von Mk. 25. an — wertlose Spielereien führe ich nicht — empfiehlt
Ludwig Schaller,
Stuttgart, Marienstraße 14.
Preisliste frei.

Universalbibliothek
für die
Jugend
enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur.

Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Der Naturfreund.

Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.
Herausgegeben von
Dr. Otto Dammer.
Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.
Erster und zweiter Jahrgang.
Gebunden à Mark 6. 75.
Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.
Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Max Emil W. Das Münzenkästchen ist hübsch. Danken schön!

Preisgekrönter Schlittschuhläufer. Mit dem Schlittschuhlaufen dürfte es jetzt aus sein — sieh lieber bald mal nach Deinen Schwimmhosen. — Gutes Zahnpulver erhältst Du in jeder Apotheke.

Leonhard Kolle, pr. Adr.: Kaufmann Hoffmann in **Wolfenbüttel, Löwenstraße 5,** möchte mit Kameraden, die sich für Naturkunde und für die Geschichte des deutschen Mittelalters interessieren, in Briefwechsel treten.

„A. F. M." Wir gratulieren Dir zu Deinen 36 jungen Feuersalamandern — bist ein Glückspitz! Um den Alten zur Annahme von Futter zu bewegen, dazu gehört vor allem Geduld. Du mußt ihm den Regenwurm so lange vorhalten, bis er zuschnappt und dies immer wiederholen. Da Du aber so viel Zeit nicht haben wirst, so genügt eine Portion Regenwürmer, Mehlwürmer, Küchenschaben, Kellerasseln, Nacktschnecken u. drgl. in das Terrarium zu werfen, er wird sich davon sein Teil schon holen. Wenn Du einige Borkenstücke von einem abgestorbenen Baum erhalten kannst, so lege diese so ins Terrarium, daß sich der Salamander darunter verkriechen kann. In solcher morschen Borke sitzen immer allerlei Würmer, welche ein gutes Futter für Deinen Liebling abgeben. Die Jungen kannst Du mit allerlei Wassertieren, fein geschabtem rohem Fleisch, ganz dünnen zerschnittenen Regenwürmern und ganz kleinen Mehlwürmern füttern. Wünschen bestes Gedeihen!

H. M. in **Sch.** Du willst Kunsttischler werden. Das ist, wenn Du das Zeug dazu hast, ein vernünftiges und lobenswertes Vorhaben, dessen Ausführung Dir später einmal viele Befriedigung gewähren kann. Was die Vorbildung für diesen Beruf betrifft, so wäre der Besuch einer Realschule zu empfehlen, wobei auf das Zeichnen (Freihand, auch geometrisches) besonders Gewicht zu legen ist. Diesem Schulbesuch würde der Eintritt in die 3jährige Lehre bei einem tüchtigen Meister zu folgen haben, aber bei einem wo Garantien dafür geboten sind, daß Du nicht mit allgemeinen Geschäften Deine Zeit hinbringst, sondern thunlichst unter persönlicher Anleitung des Meisters praktisch eingelernt und ausgebildet wirst; nach Feierabend wäre, wenn Deine Zeit und Deine Kräfte es gestatten, eine Zeichenschule (Fortbildungsschule) zu besuchen. Nach Vollendung der Lehre käme der 2jährige Besuch einer Kunstgewerbeschule (Abteilung Möbelzeichnen) daran. Die Stuttgarter Kunstgewerbeschule z. B. ist sehr empfehlenswert. In den großen Sommerferien (10 Wochen) solltest Du in einer großen Möbelfabrik als Schreinergeselle praktizieren, um nicht aus der Uebung zu kommen. Hast Du Aussicht, dereinst ein eigenes Geschäft zu erlangen, so hättest Du Dir nebenbei auch die notwendigen kaufmännischen Erfahrungen und Kenntnisse anzueignen. Viel Glück, Handwerk hat einen goldenen Boden!

Wilh. H. in **Passau.** Chemiker willst Du werden und was dazu nötig ist? Darüber enthält „Spemanns Schatzkästlein des guten Rates" eine längere Belehrung. Halte bei Deinen Bekannten Anfrage, gewiß kann Dir jemand dieses vielverbreitete Buch auf eine Viertelstunde zur Verfügung stellen.

Waldbummler. Guten Appetit. Ob's der „G. K." auch versuchen möchte? Nee — brr! Dazu muß man schon ein ganzer Waldmensch sein.

Lira Zara ziu Karara Casanova di Karemba aus **Madrid** fragt: wo man Circon-Stöcke mit Bienen bekommen könnte; er möchte im Frühjahr welche aufstellen.

Heinrich John in **Gießen, Frankfurterstraße 6,** möchte mit einem Kameraden, der sich einen photographischen Apparat selbst erbaut hat, in Briefverkehr treten.

F. v. W. Frisch gepflückte Knacknüsse willst Du schicken? — sehr angenehm!

P. W. in **Guben** schreibt: „In Nr. 16 brachte der ‚G. K.' chemische Experimente und hat dabei die Spritzflasche beschrieben. Gestatten Sie vielleicht, daß ich meinen Kameraden beschreibe, wie man sich die dazu nötigen Glasröhren herrichtet. Zum Schneiden der Röhren bedient man sich einer dreikantigen Feile, man macht 4—5 Feilstriche und bricht dann mit Daumen und Zeigefinger beider Hände das Rohr einfach ab. Das Biegen der Glasröhren geschieht, indem man den Docht der Spirituslampe 3 cm breit drückt und die Röhre dann in die Flamme hält. Sie biegt sich durch ihr eigenes Gewicht und ist überall schön gleich weit, genau so, wie der ‚G. K.' es in Nr. 16 gezeichnet hat. Biegt man die weichgemachte Röhre mit der Hand, so bekommt die Biegung einen häßlichen Knick". — Besten Dank für Deine Mitteilung. Inzwischen hat auch der „G. K." in Nr. 19 Seite 265 eine Anleitung zum Biegen von Glasröhren gebracht, zu welcher jedoch die von Dir gemachten Erfahrungen über Behandlung der Glasröhren unsren Kameraden gewiß eine willkommene Ergänzung bieten werden.

A. Rodatz. Deine Buchhandlung wird Dir den Stempel gerne liefern, verlange ihn nur nochmals. Jeder Abonnent erhält ein Exemplar unsres kameradschaftlichen Erkennungszeichens.

Kann mir ein Kamerad das Prinzip des von Siemens und Halske erfundenen Elektricitätszählers angeben? Schon längere Zeit habe ich mich vergeblich nach einer Beschreibung desselben umgesehen. Um Aufklärung bittet Walter Heym, Tertianer in Neuhaldensleben, Regierungsbezirk Magdeburg.

Max Baumgärtel zu Plauen i. V. Moritzstr., wünscht mit einem gleichaltrigen Kameraden (14 Jahre) in französische Korrespondenz zu treten. Ferner bittet er die Kameraden Hans Siewert in Danzig und Fritz Henniger in Leipzig um Angabe ihrer Adresse.

R. T. Trüm. Deine Angaben sind unzulänglich um beantwortet werden zu können. Das, was Du ein Wappen nennst, ist keines, sondern nur die Nachahmung eines solchen, es sei denn, daß Du es mangelhaft kopiert hättest. Um zu erfahren, wer jener Herr ist, den Dein Oelbild darstellt, ist es das beste, Du läßt Dein Bild von einem Kunstkenner prüfen, um zu wissen, welcher Maler es gemalt hat. Weißt Du einmal mit Bestimmtheit den Künstler, so ist dann die Aufgabe Deines Forschens, wo dieser Künstler gemalt hat, das heißt, in welchem Land, welcher Stadt. Mit diesen Anhaltspunkten beginnt dann die weitere, sehr mühsame Forschung, die Du allein kaum dürfiest zu einem befriedigenden Ende führen können. Es gilt nämlich jetzt, an den betreffenden Orten, wo dieser Maler lebte, die Nachforschungen fortzusetzen und dort zu suchen, ob sich Anhaltspunkte ergeben; nämlich, ob sich dort das wappenähnliche Monogramm irgendwo findet, ob im Archive des Rathauses oder der Behörden sich Anknüpfungspunkte ergeben u. drgl. m. Der beste Rat, den Dir der „G. K." geben kann, ist darum der: Du gehst mit Deinem Bilde zu einem tüchtigen Kunsthändler oder Kunstantiquar Deines Wohnortes und trägst ihm Deine Frage vor. Dort wird Dir — wenn der Mann nicht durch Geschäfte zu sehr in Anspruch genommen ist — entschieden die verläßlichste Auskunft. Noch zweckdienlicher wäre es, Deine Frage bei der Direktion der nächsten öffentlichen Gemäldegalerie, oder bei der Leitung einer öffentlichen Bibliothek oder musealen Kunstsammlung vorzutragen.

Naturforscher in spe. In Deinem Terrarium, in dem Du Reptilien und Amphibien halten willst, ist die Einrichtung doch wohl eine derartige, daß Du überhaupt keine Fische darin halten kannst, diese gehören also in ein Aquarium. Das Wasserbassin in Deinem Terrarium ist für die Fische viel zu klein; Reptilien und Amphibien passen schon ohnehin nicht zusammen. Du darfst, wenn Du Freude am Gedeihen Deiner Tiere haben willst, nicht alles in einen Topf werfen. Entweder halte nur Reptilien oder nur Amphibien, welche gleiche Lebensbedingungen haben, und sich untereinander vertragen. Willst Du Fische halten, so mußt Du Dir für diese ein Aquarium bauen oder kaufen. Im Bassin Deines Terrariums würden Dir die letzteren den Laich der Frosch- und Schwanzlurchen auffressen, und das willst Du doch auch nicht. — Der „Gute Kamerad" soll Dir dann noch sagen, welches Futter Du Deinen verschiedenen Tieren reichen, und welche Pflanzen Du in Deinem Terrarium halten sollst. Da hättest Du ihm mindestens Deine Tiere näher bezeichnen müssen. Und die Pflanzen? ja wenn Dir der „Kamerad" die hier alle nennen und beschreiben wollte, welche Du event. aufnehmen könntest, würde die heutige Nummer für die Beantwortung Deiner Frage nicht ausreichen. Du hättest auch angeben müssen, ob Dein Terrarium ein trockenes oder feuchtes, ein kaltes oder heizbares ist, und welche Temperatur in demselbendurchschnittlich herrscht. Es ist am besten, Du kaufst Dir das Buch: „Das Terrarium" von Herm. Lachmann (Verlag: Creutzsche Buchhandlung, Magdeburg, Preis geb. M. 3,60) darin wirst Du alles, was Du wissen willst, klar und deutlich angegeben finden.

H. W. und **K. O.** in **Br.** Die Erbsteinschen „Blätter für Münzfreunde" (jährlich 8 Nummern, 6 Mark) sind sehr zu empfehlen. Man erhält dazu als Beilage jährl. 4 lithograph. oder Lichtdruck-Tafeln und vierteljährlich Thiemes „Numismatischen Verkehr", ein Verzeichnis von bei Thieme in Leipzig käuflichen Münzen 2c. Wer die in diesen Listen angebotenen, im Preise etwas hoch stehenden Münzen nicht erwerben kann, dem empfehlen wir den Privat-Münzverkehr des Herrn Stadt-Syndikus Quensell in Goslar, der deshalb besonders Billiges bietet, weil nur die Auslagen berechnet werden, also kein Geschäft damit gemacht wird. — Als kleines numismatisches Blatt ist auch zu empfehlen: Numismatisch-sphragistischer Anzeiger"; Hannover, Karl Meyer. Jährlich 12 Nummern für 2 Mark.

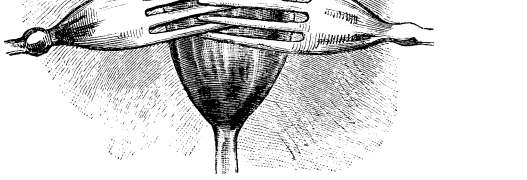
Philatelist. Ein Handwerkskasten für Briefmarkensammler kostet 13 M. und ist zu haben bei Max Schmidt in Lübeck. Philatelistische Bücher sollen wir Dir nennen? Es sind solche in französischer Sprache bei J. B. Moens in Brüssel 42 Rue de Florence erschienen, ferner deutsch: Fachzeitschrift: „Der Philatelist", Verlag von Hans Naumann in Dresden, Viktoriastr. 6. „Die Kunde von den Postwertzeichen", Verlag von Dr. H. Breudicke, Berlin W. 57. Dann „Großes Handbuch der Philatelie", Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig, womit die Liste dieser Litteratur noch lange nicht geschlossen ist.

R. B. in **Berlin.** Ein Marine-Ingenieur, d. h. einer, der die Leitung der Dampfmaschine unter sich hat, muß in allen Fächern ausgebildet sein, die hier in Betracht kommen können. Sicherste Auskunft hierüber gibt die „Instruktion für die Ergänzung des Maschinistenpersonals der Kaiserl. Marine, Berlin, Ernst Mittler & Sohn". — Der Maschinen-Unteringenieur hat Unterlieutenantsrang, der Maschineningenieur den des Lieutenants zur See; der Oberingenieur: Kapitänlieutenants- und der Stabsingenieur Korvettencapitänsrang- und -Abzeichen.

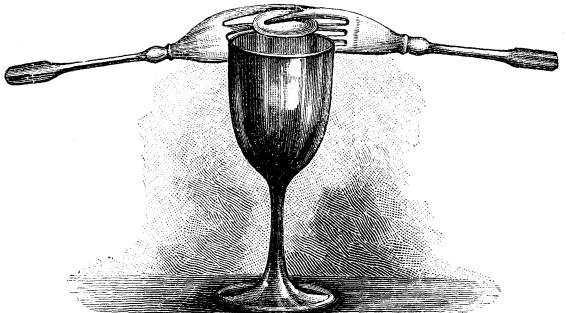
Mäxchen. Flinke Füße, treue Hände, wahrer Mund und rüst'ger Fleiß; wer die drei vereinigt fände, hätte aller Diener Preis. Schreibe Dir das über Dein Bett, daß es Dir jeden Morgen und Abend in die Augen fällt. Gruß freundlich erwidert.

Kunststücke mit der Gabel.

Die beiden nebenstehenden Bilder bedürfen keiner weitläufigen Auslegung. Nimm ein Weinglas, ein Markstück, stecke die Zinken zweier Gabeln über das Geldstück hinweg, lege als-



dann den Rand der Münze auf die Kante des Glases und du wirst nach einigem Probieren leicht den Punkt finden, auf daß



Markstück und die daran hängenden Gabeln frei schweben. Auf welchem physikalischen Gesetz beruht diese Erscheinung?

Tauschmarkt.

S. Löbell in **Freiburg i. B., Steinstr. 5,** tauscht gegen einen ausgezeichneten photographischen Apparat ein hohes Zweirad, gegen seltene Marken ein Eichhörnchen.

Ich habe eine Stempelsammlung gegen ein Reisehandbuch von Mittel- und Norddeutschland zu vertauschen. Otto Tank in Stargard i. Pommern, Bahnhofstr. 22, I. Etage.

„Ich habe schöne technische Apparate, einen Insektenkasten, Marken 2c. gegen andre technische Apparate zu vertauschen. Alfred Neumann, Cottage bei Wien, Karl-Ludwigstraße 12, 1. Stock."

Anton Regele in **München Sonnenstr. 8 III,** tauscht eine Buchdruckerpresse mit Lettern gegen eine Dampfmaschine oder andere Apparate.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt und das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 26.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

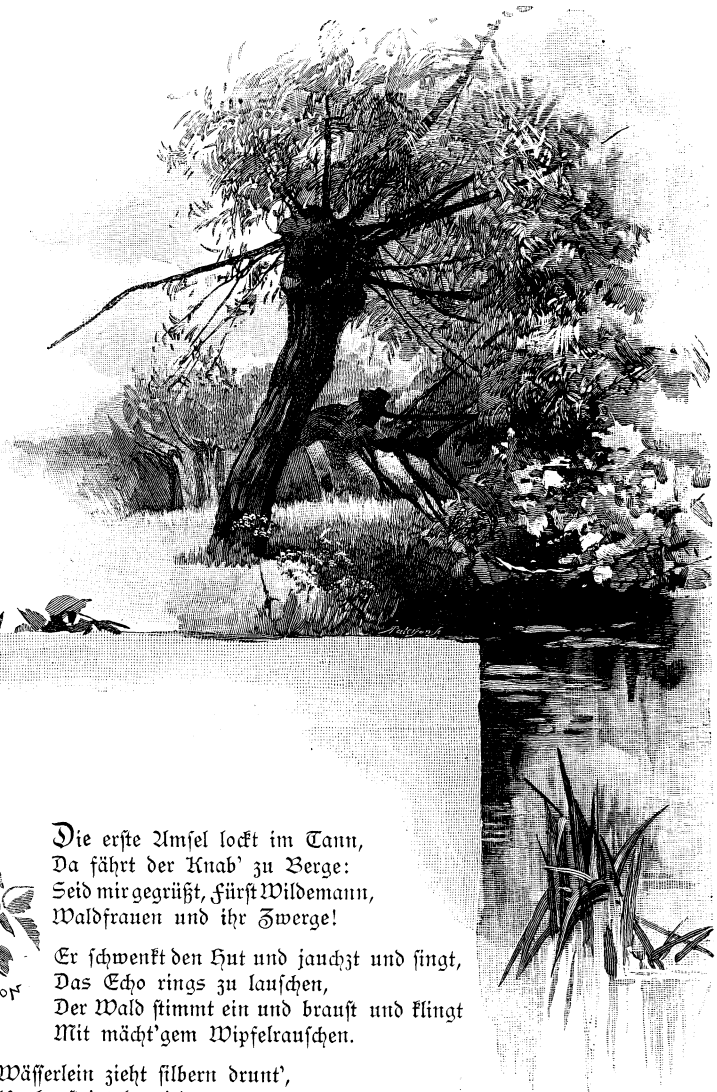
Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Schwarz und Barak el Kasi wurden zu einem Baum geführt und dort angebunden. In dieser Situation an Flucht zu denken, wäre geradezu Wahnsinn von ihnen gewesen. Man denke sich zwei Menschen, welche an einen Baumstamm gefesselt sind, und dazu zwei schwere, hölzerne Deichseln, zwischen deren hintern, gespaltenen Teilen ihre Hälse stecken; diese Deichseln sind vorn in spitzem Winkel zusammengebunden, und außerdem hat man den Männern die Hände an dieselben gefesselt, so daß jeder von ihnen die Last seiner Deichsel halten und tragen muß.

So standen Schwarz und Barak el Kasi jetzt im Lager der Sklavenjäger.

Die einzige Erleichterung gewährte ihnen der Umstand, daß man sich jetzt nicht mehr um sie zu bekümmern schien. Die Leute waren mit den Vorbereitungen für den heutigen Abend beschäftigt, und keiner stand nahe genug, um hören zu können, was die beiden miteinander sprachen.



Die erste Amsel lockt im Tann,
Da fährt der Knab' zu Berge:
Seid mir gegrüßt, Fürst Wildemann,
Waldfrauen und ihr Zwerge!

Er schwenkt den Hut und jauchzt und singt,
Das Echo rings zu lauschen,
Der Wald stimmt ein und braust und klingt
Mit mächt'gem Wipfelrauschen.

Ein Wässerlein zieht silbern drunt',
Der Knabe steigt hernieder,
Waldweiber tauchen aus dem Grund,
Der Bach singt Zauberlieder.

Die Welle tanzt um ihn den Reihn,
Dreht alles sich im Kreise,
Und golden lacht der Sonnenschein:
Glückauf zur Lenzesreise!

Hermann Kiehne.

„Welch ein Unterschied!“ knirschte der Emir. „Wie ganz anders hatte ich mir den Augenblick gedacht, an welchem ich den Räuber meines Kindes sehen würde! Ich wollte ihm als Richter und Rächer gegenübertreten, und nun befinde ich mich in seinen Händen! Statt daß er den Tod von meiner Hand empfängt, wird er mich langsam und grausam zu Tode martern!“

„Ob er es wagt!“ warf der Deutsche ein, weniger weil er Hoffnung hegte, sondern um den Gefährten zu trösten.

„Er wird es wagen; darauf kannst du dich verlassen. Allah hat es gewollt; ich ergebe mich darein. Aber es betrübt meine Seele, daß ich dich mit in das Verderben gezogen habe.“

„Sprich nicht so! Auch ich trage die Schuld. Wir sind so unbegreiflich unvorsichtig gewesen, daß ich mich über das, was geschehen ist, gar nicht wundern kann. Wir hätten, bevor wir lagerten, die Umgegend absuchen sollen. Und sodann hatten wir uns ungeschickter Weise gerade so gesetzt, daß wir der Richtung, aus welcher allein eine Gefahr kommen konnte, den Rücken zukehrten. Ich habe unter wilden Völkerschaften gelebt und weiß ganz genau, was man in einer Lage, wie die unsrige war, zu beobachten hat.“

„Wenn sie uns nur nicht gar so plötzlich überfallen hätten!“

„Wir wären dennoch verloren gewesen. Einer Schar Neger hätten wir wohl widerstehen können, nicht aber mehreren Hundert solcher Teufel, die so gut bewaffnet sind. Ein Glück ist es, daß man uns wenigstens unsre Kleider gelassen hat. Nimmt man uns auch diese noch, so wird die Lage doppelt schlimm und grausam.“

„Bei Allah, ich würde gern sterben und gern alle Qualen erdulden, welche dieser Mensch sich nur ersinnen kann, wenn mein Sohn nicht ebenso wie ich zu leiden hätte!“

„Du glaubst also, was Abd el Mot dir von ihm sagte?“

„Du etwa nicht?“

„Nein.“

„Ich zweifle nicht!“

„Und ich halte seine Worte für Lüge. Er hat die Unwahrheit gesagt, um dich zu quälen, um dich doppelt unglücklich zu machen.“

„Meinst du? Es wäre ihm wohl zuzutrauen.“

„Glaube mir, es ist so, wie ich sage. Ich bin vollständig überzeugt, daß der ‚Sohn des Geheimnisses‘ dein Mesuf ist. Ich hoffe sogar, dir beweisen zu können, daß Abd el Mot gelogen hat.“

„Wie willst du das anfangen?“

„Warte nur, bis er wieder mit uns spricht!“

„Du spannst meine Seele auf die Folter. Und wenn du recht hättest, wenn der ‚Sohn des Geheimnisses‘ der Gesuchte wäre, was könnte es mir nun nützen? Ich bekomme ihn nun doch nicht zu sehen, und er wird niemals erfahren, wer sein Vater war. Wir beide werden ermordet, und da wir die Einzigen sind, welche davon wissen, so kann dann niemand es ihm sagen.“

„Noch sind wir nicht tot; noch leben wir!“

„Jetzt, heute, ja! Aber wie lange?“

„An eine Flucht ist unter den jetzigen Umständen freilich nicht zu denken; aber Abd el Mot selbst hat uns die Hoffnung gemacht, daß man sich während einiger Tage nicht an uns vergreifen werde. Er will dich mit Genuß martern, was doch nur daheim in der Seribah geschehen könnte. Bis dahin muß er bestrebt sein, uns die zum Marsche nötigen Kräfte zu erhalten. Heute wird Ombula überfallen; morgen gibt es einen Fest- und Jubeltag, und übermorgen hat man noch vollauf mit der Vorbereitung zum Rückzuge zu thun, welcher jedenfalls länger dauert, als der Ritt hieher. Sieben oder gar acht Tage sind also von heute an nötig, um die Seribah zu erreichen. So lange Zeit hätten wir Frist. Aber nun bedenke, was auf der Seribah geschehen ist! Wir werden uns natürlich hüten, Abd el Mot auch nur ein Wort davon zu sagen.“

„Meinst du, daß uns daraus ein Vorteil erwachsen könne?“

„Ganz natürlich! Wenn die Absicht gelingt, welche wir dem alten Feldwebel unterlegen, so ist es um Abd el Mot geschehen und wir sind frei.“

„Allah kerihm — Gott ist gnädig! Du träufelst Balsam in mein Herz.“

„Vielleicht können wir uns von der Schebah befreien. Dazu ist weiter nichts nötig, als daß es einem von uns beiden gelingt, die Hände los zu bekommen.“

„Das ist bei mir unmöglich. Man hat die meinigen so fest an das Holz gebunden, daß der Strick mir in das Fleisch schneidet.“

„Dies ist auch bei mir der Fall; aber der Strick wird nach und nach locker werden, und lieber werde ich mir das Fleisch von den Händen würgen, als mich töten lassen, ohne wenigstens den Versuch zu machen, dem Tode zu entgehen.“

Jetzt begannen die Sklavenjäger den Pferden, Kamelen und Ochsen die Reit- und Packsättel aufzulegen. Man rüstete zum Aufbruche, denn es waren nicht zwei volle Stunden mehr bis zum Anbruche des Abends. Abd el Mot kam zu den beiden und fragte:

„Ich darf euch wohl höflich um Verzeihung bitten, daß ich euch nicht erlauben kann, zu reiten? Ihr werdet gehen müssen. Dafür aber soll euch die große Auszeichnung widerfahren, daß ihr an mein eigenes Pferd gehangen werdet. Ich liebe euch so sehr, daß ich euch in meiner Nähe haben muß. Du, Emir kannst dich dabei deines Sohnes erinnern, welchen ich damals in ganz derselben Weise transportiert habe.“

„Das wissen wir,“ antwortete Schwarz in ruhigem Tone.

„Du, Giaur? Was willst du wissen?“

„Was du mit dem Knaben Mesuf vorgenommen hast.“

Abd el Mot warf einen langen, forschenden Blick auf den Deutschen und sagte dann höhnisch:

„Du träumst! Wo warst du denn zu jener Zeit?“

„Daheim in meinem Vaterlande. Doch Allah ist allmächtig und allweise und leitet die Menschen durch tausend Wunder. Ich kenne den Knaben, den du raubtest.“

„Unmöglich!“ rief der Sklavenjäger, indem er einen Schritt zurücktrat.

„Ich sage die Wahrheit; ich lüge nicht wie du. Du hast deinen Zweck nicht erreicht, sondern das Gegenteil. Indem du den Emir kränken wolltest, hast du ihm das größte Entzücken bereitet.“

„Ich verstehe dich nicht!“

„So will ich deutlicher sprechen. Ich kenne den Emir erst seit drei Tagen, nicht aber seine früheren Schicksale. Da sprachst du vorhin mit ihm von seinem Sohne, das erweckte meine Aufmerksamkeit; nachdem wir hier angebunden worden waren, fragte ich ihn, und er erzählte mir alles. Allah hat es gewollt, daß ich seinen Schmerz in Freude verwandeln konnte, denn ich kenne seinen Sohn.“

Abd el Mot vermochte nicht, sich zu beherrschen; er machte eine Bewegung der Ueberraschung und rief aus:

„Wo ist er? Wo befindet er sich?“

„Nicht dort, wo du sagtest.“

„Wo sonst?“

„In sehr guten Händen, nämlich bei

meinen Freunden und Gefährten. Er ist nicht blind und krank; er kann auch sprechen, denn du hast ihm die Zunge nicht herausgerissen! Er ist ein prächtiger Jüngling geworden, und sein Vater wird ihn mit Wonne an das Herz drücken."

„Das soll er bleiben lassen!" brauste Abd el Mot auf. „Noch seid ihr meine Gefangene, und ich werde dafür sorgen, daß Vater und Sohn sich erst jenseits dieses Lebens zu sehen bekommen. Wer konnte ahnen, daß das Weib des Fürsten mit dem Knaben fliehen werde!"

Schwarz hatte ihn dahin, wohin er ihn hatte haben wollen. Der Zorn entreißt dem Menschen manches unbedachte Wort; darum war der Deutsche bestrebt, den Aerger des Sklavenjägers zu erhöhen, indem er sagte:

„Du hattest es nicht klug genug angefangen. Daß du den Knaben nicht weiter fortschafftest, läßt mich vermuten, daß Allah dir ein sehr kleines Gehirn gegeben hat."

„Schweige, Schakal! Liegt der Mukambasee nicht weit genug von der Runga? Muß man nicht mehrere Monate reisen, um von da bis zu dem Volke der Matwa zu gelangen?"

„Das bestreite ich nicht. Aber der Erfolg sagt dir, daß du ihn noch weiter nach dem Süden hättest bringen sollen. Es war eine Dummheit, ihn an den Fürsten der Matwa zu verkaufen."

„Schimpfe nicht, sonst sollst du noch vor mir zittern! Der Fürst zahlte den Preis von zehn schwarzen Sklaven für ihn; er wollte ihn mästen, um einmal das Fleisch eines Weißen kosten zu können. War ich schuld, daß sein Weib ihn nicht liebte, weil er sie geraubt hatte, daß sie ihm entfloh und den Knaben mitnahm, den sie liebgewonnen hatte?"

„So hättest du später nach ihr und ihm forschen sollen!"

„Gib mir keinen Rat! Ich brauche ihn nicht; ich weiß selbst, was ich zu thun habe. Die Frau ist niemals zu ihrem Volke zurückgekehrt. Ich war bis jetzt überzeugt, daß sie unterwegs mit dem Kinde umgekommen sei."

„Nun, so kann ich dich eines andern belehren; sie leben beide, und die Frau hat erzählt, daß du ihn an den Fürsten verkauft hast. Sie hat dich vor einiger Zeit gesehen und erkannt."

„Wo? Wo ist sie jetzt?"

„Daß ich ein Narr wäre, dir das mitzuteilen."

„Sprich, ich befehle es dir!"

„Darüber brauche ich dir keine Auskunft zu geben. Ich liebe den Knaben, welcher zum Jüngling herangewachsen ist, und nun ich ganz zufällig seinen Vater gefunden habe, werden beide bald vereinigt sein."

„In die tiefste Hölle werden sie miteinander fahren, und du mit ihnen, Giaur!" schrie Abd el Mot, indem er sein Messer zog und gegen Schwarz zückte.

Dieser blickte ihm groß und ruhig in die Augen und sagte:

„Stoß zu, wenn du es wagst! Dieser Stoß aber würde auch dein Leben mit vernichten, denn indem du mich tötest, ermordest du den einzigen, der dich retten kann!"

Es war ein ganz außerordentliches Staunen, mit welchem der Knabenräuber fragte:

„Retten? Du mich, du? Vor wem und vor was denn?"

„Vor der Rache Mesufs, des von dir entführten Knaben. Dieser Rache wegen ritt ich dir nach, um die Belanda zu warnen und dich zu verderben. Du hörst, daß ich ohne Furcht und aufrichtig bin. Allah fügte es, daß ich dabei auf seinen Vater traf, welchen er bisher vergeblich gesucht hatte. Er hat mächtige Beschützer bei sich, welche sich seiner angenommen haben, weil er der Sohn eines Emirs ist. Kehrst du zurück, so bist du des Todes, und dein Ende wird ein doppelt schreckliches sein, wenn man mich nicht wiedersieht und im Gegenteil erfährt, daß ich von deiner Hand gefallen bin."

Der Deutsche sagte das in einer so überzeugenden Weise, daß Abd el Mot eine ganze Weile in schweigender Bestürzung dastand. Dann sagte er halb fragend, halb behauptend:

„Du lügst, um dich zu retten?"

„Denke, was du willst," antwortete Schwarz, indem er die Achsel zuckte. „Dein Schicksal steht in deiner Hand!"

„So wartet man also auf mich?"

„Ja."

„Wo?"

„Wie kannst du Fragen aussprechen, die du selbst an meiner Stelle nicht beantworten würdest! Meinst du, ich sei weniger klug wie du?"

„Ja, klug bist du, so klug und listig, daß man nicht weiß, ob du die Lüge oder die Wahrheit sagst."

Er blickte finster vor sich nieder. Gern hätte er die Behauptungen des Deutschen angezweifelt; aber diese wurden in einer solchen Weise und mit solchem Nachdrucke gegeben, daß es schwer war, ihnen nicht zu glauben. Dann hob er langsam den Kopf, fixierte Schwarz mit einem durchbohrenden Blicke und fragte:

„Wenn es so ist, wie du sagst, wie wolltest du mich retten können. Wo will ich hin, wenn dieser Zug beendet ist? Ich muß zurück zu Abu el Mot, zur Seribah, denn dort habe ich mein Vermögen. Wollte ich auf deine Worte hin von hier entfliehen, so wäre ich zum Bettler geworden."

Schwarz jubelte innerlich auf; er glaubte schon gewonnen zu haben und antwortete:

„Nun man einmal entdeckt hat, daß du der Entführer bist, nun man weiß, daß Abd el Mot der damalige Ebrid Ben Lassa ist, kannst du nicht mehr entkommen. Du könntest gehen, wohin du wolltest, man würde dich finden. Es sind fünfzehn Jahre des Jammers, des Unglücks an dir zu rächen; bedenke das! Sage ich aber den Meinen, daß wir uns in deiner Gewalt befanden und du uns dennoch verschontest, so wird man auch gegen dich mild sein."

„Dieser da aber nicht!"

Er deutete auf den Emir, welcher bisher kein Wort gesagt hatte und auch jetzt keine Antwort gab. Darum richtete er nun direkt an ihn die Frage:

„Was würdest du thun, wenn ich dir jetzt die Freiheit schenkte? Würdest du dich dann an mir rächen?"

Diese Frage wog schwer. Die Antwort darauf konnte, oder vielmehr sie mußte über das Schicksal der beiden Gefangenen entscheiden. Wenn der Emir seinem Feinde Verzeihung verhieß, so stand zu erwarten, daß dieser sie beide freigab. Aber sollte er auf seine Rache verzichten? Sollte der elende Missethäter straflos ausgehen? Nein, lieber sterben!

„Allah weiß es!" murmelte der Emir zweideutig.

„Das ist weder ein Ja, noch ein Nein," antwortete Abd el Mot. „Ich frage dich im Namen des Propheten und der Kalifen und fordere dich auf, die Wahrheit zu sagen! Würdest du mir verzeihen oder dich dennoch rächen?"

„Allah weiß es!" wiederholte der Gefragte.

„Ist das die einzige Antwort, welche du für mich hast?"

„Ja."

„So habe ich nichts mehr zu fragen.

— Schwarz und der Elefantenjäger wurden mit der Spitze der beiden Halsgabeln an den Sattel eines Lastochsen gebunden. —

Allah entscheide zwischen dir und mir!" — Er wendete sich ab und ging fort. Da holte der Emir tief, tief Atem. Er mußte sich bezwingen, nicht laut aufzujubeln:

„Freund, Bruder, du hattest recht! Mein Sohn lebt; er lebt! Er ist nicht tot und auch nicht verstümmelt!"

„Ich wußte es," nickte Schwarz, selbst bis ins tiefste Herz erfreut. „Und wie schön hat er uns alles gesagt, ohne zu ahnen, daß wir gar nichts wußten!"

„Ich sage dir, daß ich an seiner Stelle mir auch alles hätte entlocken lassen. Du bist wirklich listiger als Talab*), der heimlich Schleichende. Wärst du ein Kadi, so würdest du alle Verbrechen entdecken. Aber sage, lebt die Frau wirklich noch, die mit meinem Sohne von ihrem Manne floh?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe von ihr ja gar nichts gewußt! Aber warum beantwortetest du seine letzte Frage nicht?"

„Weil ich unmöglich konnte."

„Ein Ja hätte uns vielleicht die Freiheit sofort wiedergegeben!"

„Und ein offenes Nein hätte zum sichern Tod geführt. Ich konnte keins von beiden sagen. Oder meinst du, daß ich meine und sogar auch deine Rettung einer Lüge verdanken möchte?"

„So kannst und wirst du nicht vergeben?"

*) Fuchs.

„Nie!"

„Auf keinen Fall?"

„Niemals! Es würde eine Sünde gegen das Gesetz der Wüste, ja gegen das Gesetz des Propheten sein. Und selbst wenn ich diese beiden Vorschriften übertreten wollte, so würde mich mein Schwur daran verhindern. Ich habe Rache geschworen, und ich werde mich rächen. Was thätest du an meiner Stelle?"

„Nein. Unser Kitab el mukaddas*) befiehlt uns, die Rache Gott zu überlassen."

„Auch wenn ihr geschworen habt?"

„Kein frommer Christ thut einen solchen grausigen Schwur, denn Isa Ben Marryam hat uns befohlen: ‚Liebet eure Feinde, segnet die, welche euch fluchen; thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!' Und hätte jemand dennoch einen solchen Schwur gethan, so würde er Gott bitten, ihn zurücknehmen zu dürfen."

„Eure Lehre ist schön; sie ist gut für euch, falls ihr eure Feinde wirklich zu lieben vermögt; aber sie paßt nicht für diese Länder, nicht für die Wüste, nicht für uns. Auge um Auge, Blut um Blut, Leben um Leben, das ist unser Gesetz; wir müssen ihm gehorchen, und du darfst mir nicht zürnen, wenn ich es erfülle."

„So bleiben wir also gefangen!"

*) Bibel.

„Ja. Ich habe dich lieb, aber ich kann selbst dich nicht durch eine Sünde retten. Werde ich schuld an deinem Tode, so mag Allah es mir vergeben, der ja auch der Gott der Christen ist."

„Nun, was das betrifft, so brauchst du dir jetzt noch keine Vorwürfe zu machen. Ich weiß, daß meine Worte und Vorstellungen bei Abd el Mot haften geblieben sind; sie werden sicher, wenn auch langsam wirken. Ich habe ihn in Zwiespalt mit sich selbst versetzt, und wir müssen nun das Ergebnis in Ruhe erwarten."

Er hatte die Worte kaum gesagt, so zeigte sich schon die erste der Wirkungen. Abd el Mot kam wieder herbei und fragte:

„In einigen Minuten brechen wir auf. Habt ihr Hunger oder Durst?"

„Nein," antwortete Schwarz.

„Unterwegs erhaltet ihr nichts. Ihr seid also selbst schuld, wenn euch während des Marsches hungert oder dürstet."

Er band sie los und führte sie zu den Lasttieren. Er selbst schlang einen Strick um die Spitze der beiden Halsgabeln und band denselben an den Sattel eines Lastochsen. Schwarz warf seinem Gefährten einen befriedigten Blick zu. Ohne die Mahnungen des Deutschen hätte der Sklavenjäger ihnen wohl nicht Speise und Trank angeboten und sie auch jetzt nicht an den Ochsen gebunden, nachdem

er vorher gesagt hatte, daß er sie an sein eigenes Pferd fesseln werde. Es war also wohl Grund vorhanden, die Hoffnung auf Befreiung nicht ganz aufzugeben.

Jetzt erteilte Abd el Mot seine Befehle, und zwar laut, daß die Gefangenen es hören konnten. Von jetzt an befolgte er die Taktik, von welcher der Emir gesprochen hatte. Zwanzig Späher mußten auf den schnellsten Pferden voranreiten; ihnen folgten hundert andre, welche nach ihrer Ankunft das Dorf in weitem Kreise zu umstellen hatten. Darauf setzten sich die übrigen in Bewegung, teils zu Fuß, teils auf Ochsen reitend.

Diese Ochsen sind nicht die langsamen störrigen Tiere wie die unsrigen. Sie besitzen ein intelligenteres Auge und einen viel schnelleren und dabei sehr sicheren Schritt. Sie sind das Ergebnis hundertjähriger Zucht und dürfen keineswegs mit dem wilden Büffel verglichen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ostern.

Frühling erwache, Blumenflor lache
Hier in den Feldern, dort in den Wäldern!
Rosen, Violen, duftend verstohlen,
Streut in die Lüfte würzige Düfte!

Lasset das hohe Lied sich erschließen,
Alles in frohen Sang sich ergießen:
„Christ ist erstanden aus Todesbanden,
Wie er gelehret, wiedergekehret!“

So besingt schon im 14. Jahrhundert, wo die Freude an der Naturschönheit noch nicht eine so allgemeine war wie in unsren Tagen, ein Dichter die Zeit des wiederkehrenden Lenzes und der meist in diesen Lenz entfallenden Osterfesttage, und gibt damit ebenso kurz als sinnig die Gefühle wieder, die das dankbare Menschengemüt bewegen müssen bei dem Jugendhauche, der uns um diese Zeit aus den Werken der Schöpfung entgegenweht.

Ulfilas übersetzt die Bibel.

Wohin wir blicken, sind Spuren des wiedererwachenden Lebens — Zeichen der Auferstehung aus dem Todesbanne des Winters. Wärmer und wohliger scheint die Sonne hernieder, und laue Lüfte sprengen den Bann des Eises. Heller und länger werden die Tage, muntere Vögel kehren wieder aus fernen Landen und lassen ihre Gesänge gleich preisenden Psalmen erschallen. Die starren Stachelzweige des Schlehdorns schmücken sich mit weißen Blütenknospen gleich Perlengeschmeiden, und der Mandelbaum streut rosige Blütenflocken auf die Gartenbeete, wo flammendgelber Krokus seine Kelche erschließt und dunkelblaue Veilchen ihre Düfte gleich Weihrauch verstreuen. Auferstanden! scheint das Lied der Lerche zu jauchzen, das über den grünenden Saaten gen Himmel steigt. Auferstanden! scheint das Bächlein zu murmeln, das von den Fesseln des Eises befreit, mit flinken Wellen zu Thale hüpft. Auferstanden! scheinen die gelben und braunen Schmetterlinge mit den Wellen- und Zickzacklinien ihres Fluges wie mit riesengroßen Lettern durch die blaue Frühlingsluft zu schreiben. Auferstanden! scheinen die Zweige der Linden zu säuseln, die aus roten Knospenschuppen das zartgrüne, feingerippte Laub entlassen. Auferstanden! scheinen leise die Blumenglöckchen zu läuten, die weiß und rot, und blau und gelb in der dürren Blätterstreu des knospenden Waldes oder zwischen den sprießenden Gräsern der Wiese erblüht sind.

Draußen preisen Gras und Blume,
Laub und Klee des Lenzes Macht —
Oder ist es ihm zum Ruhme,
Der uns löst aus schlimmrer Nacht?
Der zum Lebensquell geworden
Allem, was im Tod wir ja'n,
Daß wir selbst an Friedhofspforten
Schreiben dürfen: Auferstehn!

Ja, es ist ihm zum Ruhme: die wiedererwachte Natur ist ein Abbild der Auferstehung des Herrn, — die wiedererwachte Natur wird dem Christen zur Erklärerin des hehren Geheimnisses der Auferstehung des göttlichen Siegers!

Nur durch den Glauben erhält die Osterfeier ihre hohe, wunderbare, himmlische Bedeutung.

Die Auferstehung der Natur allein kann die Wonnen nicht erklären, die dem Osterfeste eigen sind; das Knospen und Blühen,

das Werden und Wechseln, die ganze Lenzesherrlichkeit würden den größten Teil ihrer Reize einbüßen, wenn nicht der Gedanke der Auferstehung des Heilandes damit verbunden wäre — dieser glorreichen Auferstehung, welche auch den welkenden und sterbenden Menschenblumen das Wiederaufleben aus dem schaurigen Dunkel der Gräber verheißt.

In solchem Lichte betrachtet, gewinnt das Erwachen der Natur aus dem Winterschlafe eine ganz andre Bedeutung; der Jubellaut der Lerche, der Flötenton der Drossel, der Duft des kleinen Veilchens, die Farbenpracht der Hyacinthen und Tulpen, alles wird verklärt vom himmlischen Glanze und gemahnt an das neue Eden, das in unvergänglicher Herrlichkeit aus den Trümmern dieser dornbesäeten Welt erstehen wird. „Siehe, ich mache alles neu!" also lauten die Worte der göttlichen Verheißung.

Drum zu frohen Lenzeschören,
Zu der Waldesvögel Sang
Eint sich, lieblich anzuhören,
Osterglocken Festesklang.
Wonnigste der Jahreszeiten
Mit dem schönsten Fest im Bund:
Künft'ge Himmelsherrlichkeiten
Machst im Spiegelbild du kund!

Wenn wir aber der künftigen Himmelsherrlichkeiten teilhaftig werden wollen, so müssen wir zunächst hienieden für unsre geistige Wiedergeburt, für eine Auferstehung des Herzens aus dem Schlafe der Untugenden und Gleichgültigkeit Sorge tragen. Ostern muß es auch in aller Herzen sein. Möge der Klang der Osterglocken so recht hineindringen, sie aufzuwecken zu neuem Streben, neuem Vollbringen, zu Werken des Schönen und Guten. Je tugendreicher, vollkommener, geheiligter sich unser irdisches Leben gestaltet, um so höher wird die zukünftige Osterfreude steigen. Aber auch schon hienieden wird derjenige, der aus dem Grabe seiner Untugenden aufersteht, es kosten, wie beglückend dies ist.

Die Keule

ist in Berlin das neueste Turngerät. Sie ist dazu bestimmt, die Hanteln zu ersetzen, einen ½ m lang, 2½ Pfund schwer und hat die Gestalt eines schlanken Kegels. Die Leipziger Turner haben dieses sehr empfehlenswerte Turngerät bereits eingeführt, und üben schon seit einem halben Jahr damit. Jeder Drechsler dürfte im stande sein, ein solches Paar Keulen für ein Billiges herzustellen.

Die älteste germanische Bibelübersetzung.

Die älteste christliche Kirche kannte als Kirchensprache im Westen nur das Lateinische und im Osten nur das Griechische. Trotzdem machte sich von Anfang an das Bedürfnis geltend, Erbauungsbücher in den verschiedenen Volkssprachen zu verfassen, und auch die Bibel, namentlich die Evangelien und die Episteln wurden mehrfach übersetzt. Daß diese Uebersetzungen nicht als beweiskräftig in Glaubenssachen betrachtet wurden, ist wohl begreiflich, und es ist nicht zu verwundern, daß die lateinische Uebersetzung des heiligen Hieronymus aus dem Hebräischen und Griechischen in fast ganz Südeuropa vom Volke verstanden wurde: in Spanien, im heutigen Ungarn und Rumänien und andern romanischen Ländern. Als aber germanische Stämme das Christentum annahmen, da war diesen die römische und griechische Bibel unverständlich. So erklärte es sich, daß die älteste Uebersetzung der Bibel in eine Volkssprache eine germanische ist, und zwar eine gotische.

Seit dem 2. Jahrhundert hatten die Goten ihre Sitze im heutigen Preußen verlassen und sich quer durch's jetzige Rußland nach den Küsten des Schwarzen Meeres gewandt. Als die Völkerwanderung dann durch den Einbruch der Hunnen aus Asien einen erneuten Antrieb erhielt, wurden die Goten von allen Europäern zuerst in den Strudel hineingezogen. Sie mußten dem Drängen der Hunnen weichen und erzwangen sich Wohnsitze auf dem Boden des Römischen Reiches, zunächst auf der Balkanhalbinsel, dann in Italien, Südfrankreich und Spanien. Die Reiche, welche sie begründeten, leiten die mittelalterliche Geschichte ein.

Das Volk der Goten war, wie alle Germanen, kräftig und kriegslustig, aber vor den übrigen Stämmen unsres Volkes durch leichte Beweglichkeit des Geistes und Heiterkeit ausgezeichnet. Nicht nur schnell bereit, sondern auch in hohem Maße befähigt, fremde Kultur anzunehmen, eigneten sie sich bald die griechisch-römische Bildung an. Zu dieser gehörte aber im 4. Jahrhundert auch das Christentum. Der Uebertritt der Goten zum christlichen Glauben fällt in eine Zeit, in welcher die heftigsten Kirchenstreitigkeiten ausgefochten wurden. Die Goten waren zum arianischen Christentum übergetreten, und namentlich war ihr Bischof Ulfilas (Wulfila, d. i. Wölflein) ein eifriger Verfechter des arianischen Bekenntnisses. Im Jahre 311 geboren, wählte Ulfilas den Priesterstand zu seinem Beruf und erlangte schon in seinem 30. Lebensjahre die Bischofswürde. Von nun an zog er predigend durch das Land, um seine heidnischen Volksgenossen zu bekehren. Aber der heidnisch gebliebene Gotenfürst Athanarich verfolgte die Christen und diese suchten und fanden nun unter Kaiser Konstantin Aufnahme im heutigen Bulgarien. Dort faßte Ulfilas den Entschluß, die Bibel in seine Muttersprache zu übersetzen.

Er war ein gründlicher Kenner des Griechischen und Lateinischen und besaß eisernen Fleiß und Liebe zur Sache. So konnte er denn allein das große Werk unternehmen, das zu vollenden ihm ein langes Leben gestattete — er starb im hohen Alter von 80 Jahren. Die Goten hatten zu jener Zeit längst ihre nationale Runenschrift ausgebildet; aber diese war zum Schreiben auf Pergament nicht recht geeignet, weshalb sich Ulfilas entschloß, das Alphabet mit Benutzung griechischer und römischer Schriftzüge umzugestalten. So entstand das altgotische Alphabet von 26 Buchstaben, mit dem aber unsre moderne, sogenannte gotische Schrift gar nichts zu schaffen hat. Ulfilas soll die ganze Bibel — Alten und Neuen Testaments — übersetzt haben, mit Ausnahme der Bücher der Könige, die er fortließ, um nicht durch die darin enthaltenen Kampfschilderungen sein ohnehin kriegerisches Volk noch mehr anzureizen.

Von Ulfilas' Uebersetzung ist der größte Teil der Evangelien, ein Teil der Episteln und Bruchstücke des Alten Testaments erhalten. Man hat diese Stücke an verschiedenen Orten aufgefunden. Entstanden sind die erhaltenen Schriftstücke zweifellos in Italien. Die prächtigste der erhaltenen gotischen Handschriften ist die jetzt in Upsala aufbewahrte, wegen ihres silbernen Deckels die sogenannte „silberne Handschrift", 177 Blätter purpurfarbenes Pergament, auf das die Buchstaben in Silber, die Versanfänge in Gold geschrieben sind.

Das kostbare Denkmal altdeutschen Geistes und Fleißes hat freilich mancherlei

durchlebt, ehe es im germanischen Norden eine Stätte fand. Um das Jahr 500 geschrieben, wurde das Buch nach dem Kloster Werden a. d. Ruhr verschlagen, von dort am Ende des 16. Jahrhunderts nach Prag. Als der General Königsmark mit den Schweden im Jahre 1648 Prag einnahm, führte er das Buch mit sich nach Stockholm, von wo es gestohlen und nach Holland geschleppt wurde.

Der schwedische Kanzler Graf de la Gardie erwarb es jedoch für Schweden wieder und schenkte es im Jahre 1669 der Universität Upsala.

Die übrigen handschriftlichen Ueberreste Ulfilas' bieten ein weniger großes Interesse, wenngleich sie für den Gelehrten unschätzbar sind.

Wie klang denn aber nun jenes uralte Deutsch, das wir uns gar zu leicht als rauh und mißtönend vorstellen?

Nun, eine Probe mag das zeigen: „Sai, urrán sa saiands du saian fraiva seinamma. Jah warth, mitthanei saiso sum raihtis gadraus fau wig, jah kwemun fuglos jah fretum thata.“ Das heißt Wort für Wort: „Siehe, ausrannte der Säende, zu säen Samen seinen. Und (es) ward, mit dem daß (er) säete, etwas recht fiel auf (den) Weg und kamen Vögel und fraßen das.“

Es wird niemand behaupten, daß diese alte Sprache schlecht klingt, im Gegenteil wird man bemerken, daß die Worte voller lauten, als das Deutsch unsrer Tage. Das Gotische jener Zeit war ungemein reich an Formen.

Meyerbeer

versäumte in seinen Knabenjahren keine Oper und hatte ein so vorzügliches Gedächtnis, daß er sofort nach Besuch des Theaters sich an den Flügel zu setzen pflegte und dieselbe aus dem Gedächtnis nachspielte. Im Jahre 1808, zur Zeit der französischen Invasion Berlins, bewohnte er den zum väterlichen Hause gehörigen großen Gartenpavillon und hatte zum Zimmernachbar einen französischen Obersten, welcher bei Meyerbeers Vater einquartiert war. Der Oberst benutzte gewöhnlich die Nacht zum kriegswissenschaftlichen Studium, und da der junge Giacomo in der Regel bis 1 Uhr nachts am Flügel phantasierte, so beschwerte sich der Oberst und bat, wenigstens in den Stunden der Nacht die musikalischen Uebungen einzustellen; doch vergebens. Da entschloß sich der Oberst, sich selbst Ruhe zu schaffen. Er ließ abends die sämtlichen Tamboure des Regiments in den Pavillon kommen, und als der junge Meyerbeer nach der Heimkehr aus dem Theater die Oper wiederholte, schlugen plötzlich die Tambours einen Wirbel. Meyerbeer mußte aufhören, alsbald hörten auch die Tambours auf; als Giacomo sein Spiel aufs neue begann, fingen auch die Trommler mit ihrem Wirbel wieder an und dies wiederholte sich. Meyerbeer und der Oberst gerieten in ernste Zerwürfnisse und der Vater des jungen Komponisten sah sich genötigt, den französischen Colonel in einem andern Quartier unterzubringen.

Der Eclaireur.

„Eclaireur“ — wir bitten des Fremdwortes wegen um Entschuldigung, wiewohl wir nicht dafür verantwortlich gemacht werden können, denn es steht im Reglement; wir wüßten wohl ein deutsches Wort, welches jenes fremde vollständig ersetzen könnte, und wenn wir bei einer etwaigen Neubearbeitung der Vorschrift befragt würden, soll also unser Vorschlag sein.

Es heißt „Späher“ und bezeichnet ganz genau die Aufgabe, welche dem Eclaireur obliegt. Wollte man die letztere Benennung wörtlich übersetzen, so würde „Aufklärer“ herauskommen, da das aber ein im Deutschen ungebräuchliches Wort ist, so würden wir Späher vorziehen.

Zum Spähen sind sie da, zum Sehen und Hören, zum Kundschaften und zum Aufmerken und zur Mitteilung des Erschauten und Erlauschten an die Truppenabteilung, zu welcher sie gehören.

Auf das Kommando des Rittmeisters „Eclaireurs vor!“ reiten die dazu vorher bestimmten Leute in raschester Gangart aus dem Glied heraus und so weit vor, daß sie ihre Abteilung noch sehen und von dieser gesehen werden können. Je weiter, desto besser. Sie wissen schon, was sie zu thun haben. Sie haben ihre Aufgabe zweierlei aufzufassen und auszuführen. Sie sollen auf den Feind achtgeben und sollen das Gelände erkundigen. Das erstere in doppelter Absicht: damit der Gegner nichts unternimmt, wovon wir selbst nichts wissen und worauf wir nicht vorbereitet sind, und daß wir keine Gelegenheit versäumen, ihm Schaden zuzufügen, und im Gelände haben sie den Weg zu weisen, die Stellen zu bezeichnen, wo ein Graben zu überschreiten ist, der nicht übersprungen oder durchklettert werden kann, zu verhindern, daß ein Bach, ein steiler Abhang, ein Hohlweg oder ähnliches Hindernis die Schwadron, welche in vollem Rosselaufe zum Angriff heranstürmt, auf ihrer Siegesbahn aufhält oder in Unordnung bringt. Man hüte sich vor Schaden! Der Feind liegt auf der Lauer, einen solchen Augenblick der Schwäche zu benutzen.

In der Regel sind bei einer jeden Schwadron zwei Mann für das Geschäft bestimmt; meist stehen sie unter einem Unteroffizier oder Gefreiten; beim Regiment pflegt ein Offizier mit ihrer Leitung betraut zu sein. Sie müssen ein scharfes Auge und ein offenes Ohr haben, kaltblütig überlegen und rasch handeln, gewandte und kühne Reiter sein. Zu fechten ist nicht ihre Aufgabe, aber sie dürfen das Feuer nicht scheuen, denn das bekommen sie jetzt schon aus weiter Entfernung. Wenn die Linie zum Angriff vorgeht, so machen sie die Front frei und fahren fort, zu beobachten.

Ihre Wahrnehmungen teilen sie durch Winke und verabredete Zeichen mit; wenn diese nicht ausreichen, reitet ein Mann zur Meldung zurück. Der Ulan, den wir auf dem Bilde sehen, muß eine solche erstattet haben, sonst dürfte er sich nicht so nahe vor der Front seiner in der Bewegung begriffenen Schwadron befinden. Wir kennen ihn: er ist vom 1. Württembergischen Ulanenregiment König Karl, welches im deutschen Reichsheere die Nummer 19 führt. Seine Ulanka ist dunkelblau, der Kragen, die Aufschläge, die Vorstöße, der Besatz an der dunkelblauen Satteldecke sind ponceaurot, die Knöpfe, die Monde der Epauletten und die Metallbeschläge der schwarzen Czapka sind weiß, rot und schwarz sind die Farben, welche die Lanzenflagge zeigt.

Jetzt ist er bemüht, den vorgeschriebenen Abstand von der ihm folgenden Schwadron wieder zu gewinnen; ein Graben kreuzt die Bahn, die er einzuschlagen hat; schon hat sein edles Roß sich erhoben denselben

in mächtigem Satze zu überwinden. Nur vorwärts! „Furchtlos und trew," wie die Inschrift auf dem Devisenbande der Czapka unter dem weißmetallenen Landeswappen mit Löwe und Hirsch als Schildhaltern lautet:

Der Sprung gelingt,
Nimmt nur das Herz den Graben!

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

14. Die heilige Hütte in Dakota.

Seit ich das Elternhaus mit der Pension in St. Louis vertauschte, trug sich auch daheim manche Veränderung zu. Zunächst starb der Agent Sanford, der Vater meiner beiden Freunde Joe und Frank, mit denen Charles und ich trotz der großen Entfernung vielfach gespielt und gejagt hatten. Da die Witwe nur ein bescheidenes Gehalt von der Regierung bezog, räumte ihr mein Vater auf seinem Grund und Boden ein leerstehendes Häuslein und gab ihr so viel Land, daß sie Kartoffeln und Gemüse für ihren Haushalt bauen und einige Kühe halten konnte. Anfangs blieben Joe und Frank bei der Mutter, halfen ihr das neue Gehöft in stand setzen, arbeiteten um Tagelohn und erwarben in ihren Mußestunden noch manchen Dollar durch Jagen und Fallenstellen. Da der Vater nichts hinterlassen hatte, meine Freunde also keine Mittel besaßen, um eine bescheidene Farm zu schaffen, sannen sie darauf, Ersparnisse zu machen.

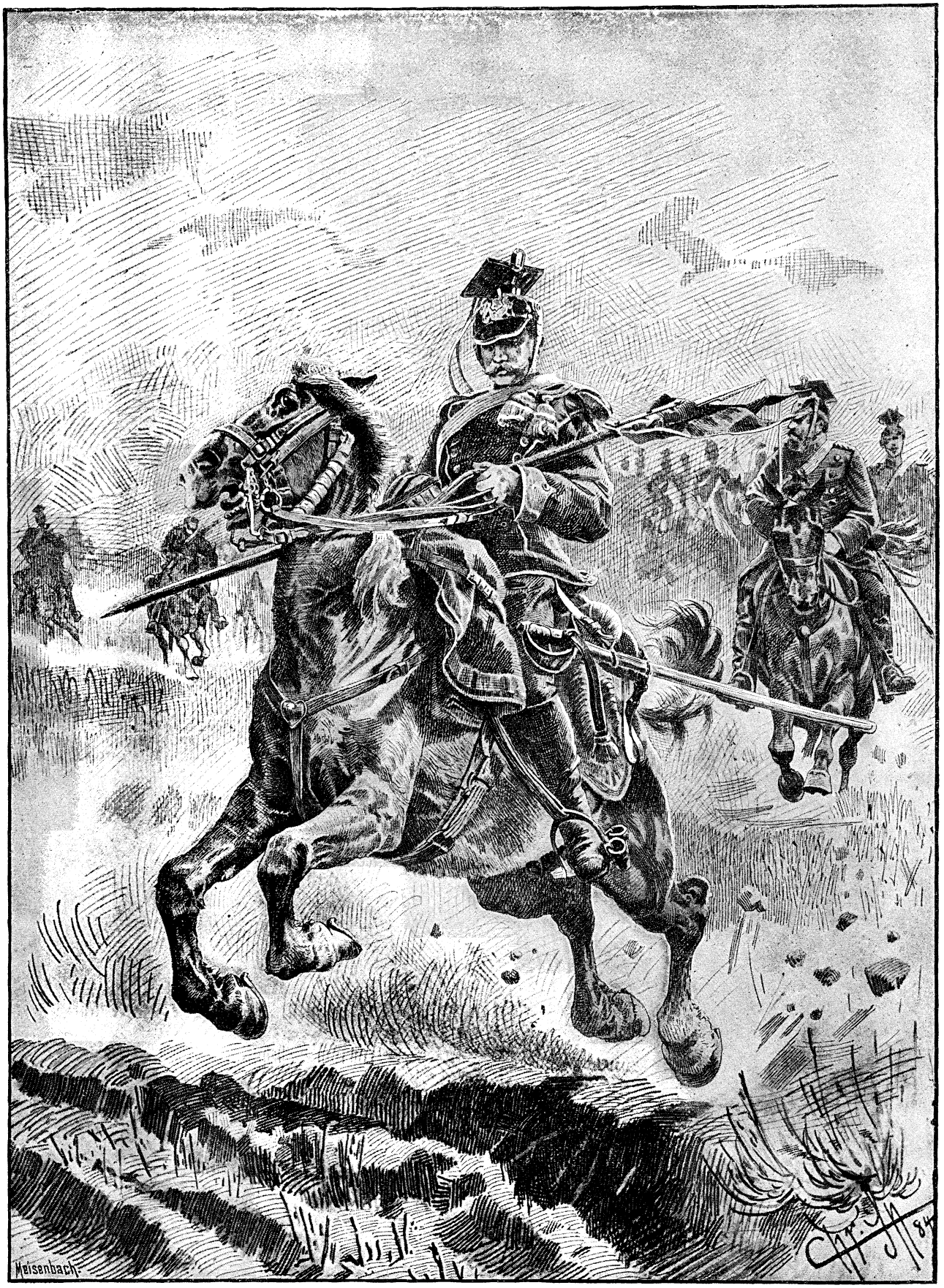
Die Umstände waren ihnen günstig. Etwa dreihundert englische Meilen nordöstlich von uns, in den im Staate Dakota liegenden „Schwarzen Bergen", waren vor einigen Jahren bedeutende Goldadern entdeckt worden, welche zahlreiche Abenteurer aus den östlichen Staaten herbeizogen. Joe und Frank wollten nun allerdings nicht den fragwürdigen Beruf der Goldgräber wählen, hofften aber dort in andrer Weise lohnende Beschäftigung zu finden. Entschlossen, die Stätte der großen Goldfunde aufzusuchen, fragten sie meinen Vater um Rat, und dieser ritt mit ihnen nach Dakota hinüber, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen. Die rauhe Wildnis hatte sich wie durch Zauber belebt, Flecken und Städte waren um das Fort Berthold herum entstanden, und wo sonst nur die friedlichen Indianerstämme der Mandanen, Hidatsa und Arikaris mit Pfeil und Bogen durch die Wälder zogen, da erklang jetzt die Axt des neu hinzuziehenden Goldgräbers, die Picke und Schaufel der schon in voller Thätigkeit befindlichen Goldsucher.

Da ein spärlich bewohntes, unangebautes Land nicht mit einemmal Tausende neuer Ankömmlinge ernähren kann, herrschte unter den Goldgräbern oft Mangel an den nötigsten Nahrungsmitteln, wenn auch Spekulanten für getrocknetes Rind- und Büffelfleisch, für Hartbrot und Branntwein sorgten. Gemüse, Butter, Federvieh und Eier waren gewaltig teuer; eine Ente ward mit drei, ein Huhn mit zwei, und ein Dutzend Eier mit anderthalb Dollar bezahlt. Mein Vater hatte genug gesehen. In der Nähe des Städtchens Deadwood, welches ausschließlich von Goldgräbern und Schenkwirten bewohnt war, in einer waldigen Gebirgsgegend, wo so bald das Erscheinen der nach Schätzen lüsternen Arbeiter nicht erwartet werden konnte, wählte mein Vater für Joe und Frank den Baugrund aus. Mit dem Rücken gegen eine herüberhängende Felswand, dem Sage Creek, einem wasserreichen Bache, gegenüber, sollten sie die unentbehrlichen Baulichkeiten aufführen und von hier aus ihre Erzeugnisse nach Deadwood bringen. Zum Gemüsebau konnten sich die beiden jungen Männer nicht entschließen; um so mehr gefiel ihnen der Vorschlag, Federvieh zu halten und die von demselben erzielten Eier zu den verlockenden Preisen in Deadwood oder einem der sonstigen Barackendörfer zu verkaufen. Demgemäß wurden nach der Heimkehr die Vorbereitungen getroffen.

Mein Vater lieh den unternehmungslustigen Jünglingen Pferde und Karren, so lange sie derselben bedürftig wären, gab ihnen Werkzeuge und Futterkorn, kurz, er unterstützte sie in jeder nur möglichen Weise. Von Yarundi und dem schwarzen Jack begleitet, fuhr die mit allem Nötigen wohl ausgestattete Karawane mitten im Winter nach Dakota ab. Die vier Männer waren beritten, die beiden Karren schwer beladen; zweihundert Hühner und fünfzig Enten wurden mitgeführt. Wohlbehalten langten die neuen Bewohner an der ausgewählten Stelle an und gingen sofort ans Werk. Eine Hütte zu ihrer eigenen Wohnung und ein Stall, welcher den Pferden und dem Federvieh Obdach gewähren sollte, wurden in ziemlicher Entfernung voneinander mit der Rückenseite an die Felswand gelehnt und durch ein hohes Geländer miteinander verbunden; der so gewonnene Hofraum sollte als Tummelplatz für Enten und Hühner dienen, wenn das Wetter rauh und stürmisch wäre; denn die hohe Felswand bot bedeutenden Schutz gegen Wind und Kälte.

Schon acht Tage später konnten Yarundi und Jack mit der Meldung nach der Faktorei zurückkehren, daß Joe und Frank ziemlich gut eingerichtet wären. Die Hütte zeigte freilich Spuren roher Arbeit, war aber gemütlich warm, da das Feuer auf dem großen steinernen Herde während des ganzen Tages unterhalten wurde und Brennholz aus allernächster Nähe leicht zu beschaffen war. Sobald der Sage Creek seine Eisdecke verlor und die Schneemassen schmolzen, begann die Ernte. Hühner und Enten fanden im Walde Gewürm und Schnecken genug, bedurften nur abends einiger Hände voll Gerste. Sie legten Eier, viele Dutzende an jedem Tag, und einige von ihnen schickten sich zum Brüten an. Mitte April fuhr Joe zuerst nach Deadwood hinab und kam schon mittags mit dem erlösten Gelde zurück; die ersten hundertundzwanzig Dollar waren verdient, und Joe hatte Auftrag zu noch weiteren Lieferungen bekommen. Wöchentlich zweimal brachte einer von den Brüdern die Eier, bald auch junge Hähne in die Stadt, und der Gewinn mehrte sich in erfreulicher Weise.

So kam der Sommer und mit ihm die ersten Einfälle der westlich von den Schwarzen Bergen hausenden Sioux-Indianer, welche große Vorsicht nötig machten. Die Goldgräber hatten die geladene Büchse bei der Arbeit neben sich liegen, und ihre Dörfer wurden nachts sorgsam bewacht. Wenn schon größere Gesellschaften in Angst versetzt wurden, so kann man sich leicht denken, wie gefährlich die Lage der einsam wohnenden Brüder Joe und Frank war. Trotzdem konnten sie sich nicht entschließen, ihren abgelegenen Platz zu verlassen, hofften vielleicht auch, daß sie keinen



Eclaireur.

Ulanen-Regiment König Karl (1. Württ.) No. 19.

Anziehungspunkt für das raublustige Gesindel böten. Aus Vorsicht verstärkten sie den Palissadenzaun und hielten die Pforte Tag und Nacht verschlossen; das Federvieh schlüpfte an einigen absichtlich gelassenen Lücken durch. Ihr bares Geld vergruben sie in die Erde, bedeckten es mit Brettern und stapelten Brennholz darüber.

Anfangs Juli war Joe wie gewöhnlich in aller Frühe aufgebrochen, um die hungrigen Städter zu versorgen. Frank war mit Bello, einem großen Neufundländerhunde, welcher sich bei ihnen angefunden hatte, zu Hause geblieben und beschäftigte sich im Stall mit der Anfertigung neuer Legekästen für die Hühner. Da diese Arbeit sehr geräuschvoll war, hörte Frank nicht, was in größerer Entfernung von ihm vorging, bis ihn endlich ein lauter Büchsenknall aufschreckte. Ehe er aber noch nach seiner Feuerwaffe greifen und hinauseilen konnte, sprangen schon drei schrecklich bemalte Sioux-Indianer mit Flinten und Messern bewaffnet durch die offene Stallthür und warfen sich auf ihn. Der älteste von diesen Wilden, anscheinend ein Häuptling, rief dem wehrlos festgehaltenen Frank einige Worte zu, welche dieser nicht verstand, und gab dann seinen Leuten das Zeichen, den weißen Mann zu binden.

Anfangs war Frank um sein Leben besorgt gewesen, beruhigte sich aber bald, als die Wilden ihm nichts zuleide thaten, und sah lächelnd zu, wie sie den Stall durchsuchten. Die vorgefundenen Eier verzehrten sie roh, wollten auch einige Hühner erwischen, doch diese flüchteten ins Freie. Als sie sahen, daß im Stall keine ausgiebige Beute zu machen wäre, schleppten sie Frank mit sich nach der Hütte hinüber, wiesen auf dem Wege dorthin grinsend auf den toten Bello, den eine Kugel niedergestreckt hatte, und setzten drohend ihre Büchsenläufe auf die Brust des weißen Mannes. Frank nahm eine freundliche Miene an und versuchte sich ihnen auf englisch verständlich zu machen, doch vergeblich. In der Wohnhütte fanden die Wilden schon mehr dasjenige, wonach sie Verlangen trugen, Brot, Fleisch, Käse, Butter und vor allen Dingen Branntwein. Schnell war eine Literflasche des beliebten Getränkes geleert und dazu schmausten die drei Eindringlinge, als hätten sie eine volle Woche gefastet. Aus ihren Reden konnte Frank entnehmen, daß sie bis jetzt zufriedengestellt wären; er aber wollte sich ihre Freundschaft vollends sichern und wies, da seine Hände gebunden waren, mit dem Kopf nach einer Borte hin, auf welcher neben andern Flaschen mit Kaffeeextrakt und Arzneien auch einige noch nicht geöffnete Rumflaschen standen. Begierig griffen die Wilden nach denselben, vermochten den Kork aber nicht herauszuziehen. Sie lösten deshalb Franks Arm und bedeuteten ihm, daß er eine Flasche öffnen sollte. Der junge Mann zog den Stöpsel heraus, holte ein paar Gläser und schenkte den unwillkommenen Gästen so fleißig ein, daß sie bald ihr Haupt auf die Brust senkten und trotz alles Ankämpfens gegen die Müdigkeit einschliefen.

Vorläufig war alle Gefahr für Frank beseitigt; er konnte sich frei bewegen und hatte die Wilden in seiner Gewalt. Sollte er sie binden, um sich ihrer zu versichern? Unbedenklich konnte er dies thun, ohne daß sie erwachten, konnte sein Pferd besteigen, nach Fort Berthold reiten und dem befehlführenden Obersten Meldung bringen. Aber dies schien ihm Verrat zu sein, sein gutes, redliches Herz wollte die Betrunkenen lieber als Gäste betrachten wie als böswillige Feinde. Es ward ihm nicht schwer, ihren Einbruch in sein Besitztum zu entschuldigen; waren es doch Wilde, die in ihren Mitteln nicht wählerisch waren und sich unstreitig im Recht befanden, wenn sie die in ihre Berge eindringenden Weißen bekämpften. Darum wollte Frank keine Rache an ihnen nehmen.

Aber die Sorge um die Selbsterhaltung verlangte Vorsicht von ihm; denn es war nicht unmöglich, daß die aus ihrem Rausch erwachenden Wilden zu neuen Gewaltmaßregeln schritten. Frank mußte sich also sichern und seinen gefährlichen Gästen die Mittel, ihm zu schaden, nehmen. Nach kurzem Besinnen schlich er aus dem Blockhause hinaus, die Büchsen und Messer der Indianer mit sich nehmend. Er verrammelte die Thür von außen, eilte mit den entwendeten Waffen in den Wald und verbarg sie dort in einem Busch. Die Pferde der Sioux, welche sich bei seiner Annäherung durch Wiehern verrieten, knüpfte er von den Bäumen los und führte die halb wilden Tiere nicht ohne große Mühe in seinen Stall. Dann verschloß er die Geländerpforte und hielt hinter derselben mit geladener Büchse Wache.

Die Minuten wurden dem einsamen Frank zu Stunden, sehnlichst wünschte er den abwesenden Bruder herbei, um mit diesem gemeinsam einen Entschluß zu fassen. Je länger Frank wartete, desto mehr drängte sich ihm die Besorgnis auf, daß Joe inzwischen andern umherstreifenden Wilden in die Hände gefallen wäre; er mochte sich das traurige Schicksal desselben nicht weiter ausmalen. Auch er selber mußte auf eine neue Ueberrumpelung oder auf das Erwachen der gefangenen Wilden gefaßt sein. Was sollte er in diesem Falle thun, wenn er ein Blutvergießen vermeiden wollte? Frank lauschte auf jeden aus dem Walde herüberdringenden Laut, ob nicht etwa Tritte von Indianern zu vernehmen wären, und schlich dann wieder an die Wand seines Blockhauses, um sich zu überzeugen, ob die Gäste noch schliefen. Hüben und drüben blieb alles still, er horchte vergeblich, doch seine Befürchtung minderte sich nicht.

Da war es ihm plötzlich, als höre er auf dem Wege von Deadwood einen Wagen herrollen; es mußte der heimkehrende Joe sein. Immer deutlicher unterschied er das Geräusch des Wagens und das Stampfen der Pferde; es blieb kein Zweifel mehr, daß Joe käme. Frank öffnete die Pforte, um dem Ankommenden entgegen zu eilen, sah sich aber getäuscht; denn es war nicht dieser, sondern der rote Toby, ein Irländer, welcher vom Zwischenhandel lebte und gelegentlich ihren Hühnerhof besuchte, um Eier und junges Federvieh aufzukaufen. Ist's auch mein Bruder nicht, — dachte Frank — so ist's doch ein befreundeter Weißer, immerhin ein Trost in meiner mißlichen Lage. Frank lief dem Wagen entgegen, damit derselbe hielte und die Schläfer nicht durch sein Geräusch erweckte.

„Um Gotteswillen, Toby, fahret nicht weiter!" rief Frank ihm leise zu. „Ich habe in unsrer Hütte einige Sioux eingesperrt, welche mich überfielen, sich dann berauschten und nun wie Leichen auf dem Boden liegen."

„Und den Landstreichern schneidet Ihr nicht die Hälse ab, Mr. Sanford?" entgegnete Toby mit höhnischer Miene. „Man merkt wahrhaftig, daß Ihr noch nicht lange den gemütlichen Familienherd in Kolorado verlassen habt. Nein, junger Mann, hier macht man so viele Umstände nicht. Führt mich hinein zu den mordlustigen Gesellen, und Ihr sollt sehen, wie schnell ich mit meinem Messer das Versäumte nachholen werde. Die Leichen könnt Ihr dann verscharren."

„Toby, Ihr seid ein ganz entsetzlicher

Mensch!" erwiderte Frank und wollte sich mit Abscheu von ihm wenden.

„Ha, ha, ha!" lachte der wilde Toby. „Bleibt nur noch einige Sommer hier, so denkt Ihr ganz wie ich. Narrenspossen, wahre Narrenspossen, solch Gesindel zu schonen! Wo in aller Welt bringt man die Mörder nicht auf diese oder jene Weise um? He, sagt mir das, Ihr milchbärtiger Schwächling! Und nun gar hier zu Lande, wo nur das Recht des Stärkeren gilt, da wolltet ihr die treffliche Gelegenheit, solche Taugenichtse unschädlich zu machen, unbenutzt vorübergehen lassen? Sollen sie denn etwa erwachen, um Euch im letzten Augenblicke Eures Lebens begreiflich zu machen, daß ihr Haß gegen die Weißen recht gründlich ist, gründlicher als Eure Gerechtigkeitsliebe? Nein, Mr. Sanford, daraus wird nichts. Fehlt es Euch an Mut, so laßt mich hinein, ich will für fünf Dollar Eure Pflichten übernehmen."

„Pfui, Toby, Ihr wolltet die wehrlos Schlafenden morden?" versetzte Frank. „Für so schlecht habe ich Euch nimmer gehalten. Komme über mich, was kommen will; ich werde meine Hand nur dann mit Menschenblut beflecken, wenn ich zur Gegenwehr gezwungen werde. Fahret nur weiter und laßt mich allein! Einen derartigen Genossen kann ich nicht gebrauchen."

Damit kehrte Frank dem roten Strolch den Rücken und ging gefaßt auf den Hof zurück. Toby fuhr ihm nach, sprang vor der Pforte vom Wagen herab und begehrte Einlaß.

„Nein, Toby, heute nicht," antwortete ihm Frank. „Ihr könntet meine Gäste stören." Damit verriegelte er die Pforte.

„So behaltet die Wilden, wenn ihr Bekanntschaft mit deren Messern machen wollt!" rief Toby höhnisch. „Will wünschen, daß Ihr es nicht bereut. Aber laßt mich ein, wir können handeln, da ich gerade hier bin. Ich fahre nach Swinburne und den andern Barackenlagern im Westen, wo man gern Eure Eier und Kücken mit Goldquarz aufwägt."

„Laßt es nur, Toby!" entgegnete Frank und blieb unbeweglich hinter seiner Pforte stehen. Mir fehlt es heute morgen an Ruhe und Lust zum Handeln. Kommt ein andermal wieder, wenn Ihr etwas braucht, ich weiß auch nicht, welche Lieferungen mein Bruder in Deadwood abgeschlossen hat, und möchte ihn nicht in Verlegenheit bringen."

„Begreife Euch heute ein andrer, Mr. Sanford!" versetzte der rote Toby. „Nehmt mir's nicht übel, Ihr scheint den Verstand verloren zu haben, daß Ihr Freunde erzürnt, welche Euch nützen können, und unversöhnliche Feinde zu Freunden machen wollt. Das ist nicht die Weisheit von Männern, Mr. Sanford, sondern von Schulbuben!"

Frank erwiderte nichts; er ließ den Raufbold fahren und freute sich, als das knarrende Geräusch seines Wagens sich in der Ferne verlor. Wieder war er allein mit seinen Sorgen, aber jetzt doch froh, daß er die Gesellschaft eines so abscheulichen Menschen abgewehrt hätte. Joe blieb noch immer aus; was konnte ihn fernhalten! Gern hätte Frank den Toby gefragt, ob er seinen Bruder nicht in Deadwood getroffen hätte, aber die hochgradige Entrüstung über die Mordpläne des Irländers und dann der Wunsch, denselben bald los zu werden, hatten ihn diese Frage vergessen lassen. Auf den Zehen schlich er nach dem Blockhause hin und lauschte; zu seinem Trost schnarchten die Wilden noch laut, es war also vorerst keine Gefahr zu fürchten. Frank kehrte auf seinen Posten zurück und setzte das peinliche Warten fort. Alle von den Sioux verübten Grausamkeiten, von denen er jemals gehört hatte, zogen in seiner Erinnerung vorüber. Ganze Familien hatten sie in Stücke geschnitten, um die Ansiedler vor weiterem Vordringen abzuschrecken, andre hatten sie lebendig in ihren Hütten verbrannt, auch wohl Weiber und Kinder zu schmählicher Knechtschaft mit sich geschleppt. Je mehr er sich die Rachethaten dieser Wilden vergegenwärtigte, desto verständlicher wurde ihm die gottlose Absicht Tobys; die Weißen mußten freilich zu grimmigem Zorn aufgestachelt werden, wenn ihnen jeden Tag ein ähnliches Los durch die Hand der Sioux bevorstand. Mordgedanken verunreinigten Franks Seele nicht, wohl aber überlegte er noch einmal, ob er nicht doch nach Fort Berthold oder nach Deadwood reiten und Hilfe holen sollte, ehe es zu spät wäre.

Jetzt kam Joe aber wirklich und zwar in schnellem Trabe die Straße daher. Frank lief ihm eilig entgegen, berichtete ihm alles, was vorgefallen war, und fand zu seiner großen Freude nur Billigung von seiten des älteren Bruders. Sie ließen den Wagen stehen, wo er hielt, führten die Pferde leise in den Stall, verschlossen die äußere Pforte wieder und traten dann, die Büchse im Arm, in ihren Wohnraum ein. Die durch die Thür eindringende Helligkeit ermunterte die Schläfer, und langsam richtete sich einer nach dem andern auf. Der reichlich genossene Branntwein hatte seine Wirkung noch nicht verloren, wenigstens mißglückte der Versuch der Wilden sich aufzurichten, so besorgt sie auch der Hinblick auf den zweiten Weißen machte. Daß ihre Waffen beiseite geschafft worden wären, merkten sie nicht gleich; der Häuptling aber wies auf seinen Mund und gab zu verstehen, daß er trinken wollte.

„Was soll ich ihm geben, Joe?" fragte Frank. „Er scheint nach Rum zu verlangen."

„Beileibe nicht, Frank," antwortete Joe. „Dann werden wir die Gäste gar nicht los. Hole einen Topf mit frischem Wasser; ich will inzwischen eine Flasche mit Kaffee-Extrakt öffnen, das wird ihnen wohlthun."

Als Frank zurückkam, mischten die Brüder den trunkenen Wilden eine Schale voll Wasser, Kaffee und Zucker und hießen sie tüchtig davon trinken. Der Aufforderung bedurfte es kaum; das erfrischende und belebende Getränk war bald verkostet; eine Schale nach der andern mußte gefüllt werden, ehe die Sioux ihren Durst gestillt hatten. Mit Hilfe der Weißen richteten sie sich nun empor, schüttelten ihren Wirten dankbar die Hände, und ihr Gesicht strahlte vor Glück, als Frank aus einer Schieblade einige Cigarren hervornahm und ihnen dieselben anbot. Bald waren Weiße und Indianer wirkliche Freunde geworden, keiner fürchtete mehr etwas von dem andern. Die Wilden aßen noch einmal Speck und Brot und wurden immer glücklicher; sie bedauerten ebenso wie Joe und Frank, daß keine Verständigung möglich wäre.

„Wie bringen wir die Sioux nur dazu, unser Gehöft zu verlassen? fragte Frank. „Nach dem, was Toby hier ausgesprochen hat, muß ich erwarten, daß er im Laufe des Tages mit mehr Leuten seines Schlages zurückkehrt, um seine Rachegelüste zu kühlen. Die Goldgräber werden ihm leichter zu willen sein als wir und unsre Gäste morden, wenn sie können."

„Wenn sie können, Frank," entgegnete Joe. „Sie müßten indessen recht zahlreich kommen, wenn sie das Gehöft erobern wollten; ich bin ganz deiner Ansicht, daß wir die Pflichten der Gastfreundschaft an diesen Männern üben, selbst auf die Gefahr hin, daß wir uns mit den

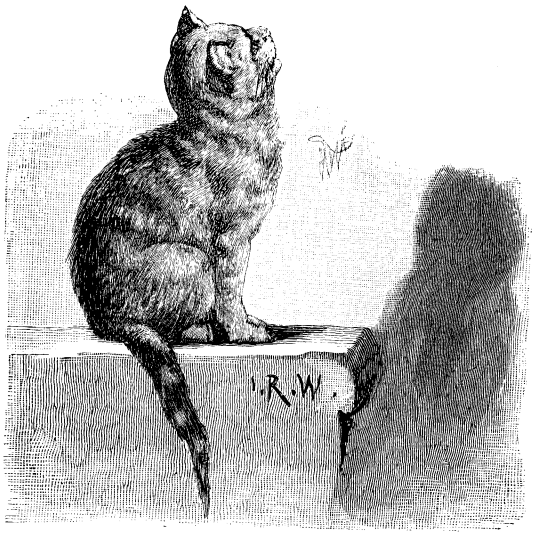
weißen Nachbarn verfeinden. Aber wünschenswert ist auch dies nicht. Geh in den Wald und hole die Waffen zurück! Ich werde die Zeit benutzen, um Gastgeschenke für die Indianer zusammenzupacken. Dann werden sie uns verstehen."

Eine Flasche Rum, ein Dutzend Cigarren, ein faustgroßes Stück Zucker, Streichhölzer und andre Kleinigkeiten that Joe in jedes der drei Pakete, schnürte dieselben sorgfältig zu, überreichte sie den braunen Gästen und zeigte mit der Miene des Schreckens auf die geöffnete Thür, an welche Frank bereits die Büchsen der Indianer gelehnt hatte. Mit dem Gesichte nach Osten hin spreizte Joe mehreremal beide Hände, um anzudeuten, daß drei- oder viermal zehn Weiße erwartet würden, und berührte zugleich die Büchsen, als kämen die Erwarteten in feindlicher Absicht. Der Häuptling verstand, was gemeint war, nahm Joes Hand und drückte sie an seine linke Brust, als wollte er damit sagen, daß er die Erinnerung an diese großmütige That tief in sein Herz graben werde. Frank führte inzwischen die Ponies der Wilden aus dem Stall heraus; die Sioux schwangen sich in den Sattel, reichten ihren Wirten zum letzten Abschied die Hand und sprengten durch die Pforte in den Wald hinein, wo sie den Blicken sofort, bald auch dem Ohr der beruhigt zurückbleibenden Brüder entschwunden waren.

Kaum eine Stunde verfloß seit dem Aufbruch der Sioux, da sprengte eine aus zwanzig Reitern bestehende Schar mit dem roten Toby an der Spitze die Straße entlang, hielt vor dem Palissadenzaun und begehrte Einlaß. Es waren Goldgräber aus Swinburne, welche kurzen Prozeß mit den Indianern machen wollten. Frank öffnete die Pforte.

„Seid uns willkommen!" sagte er. „Auch Ihr seid da Toby?" setzte er erstaunt hinzu. „Ich fürchtete schon, daß wir Euch in unsrem Gehöft sobald nicht wiedersehen würden. Habt Ihr jetzt Lust zu handeln, so bin ich bereit, weil mein Bruder wieder zu Hause ist. Die Schulbuben geben Euch Eier und Ihr, weiser Mann, gebt uns bares Geld, wenn Ihr Ware braucht."

(Fortsetzung folgt.)



Auf der Lauer.

Stubenvogelzüchtung für kleine Leute.

Von Dr. Karl Ruß.

I.

Es gibt im ganzen wohl nicht viele Vergnügungen, welche euch zugleich reiche Belehrung und auch praktischen Nutzen gewähren können; eine solche aber haben wir zweifellos in der Züchtung von Stubenvögeln vor uns. Deshalb will ich es mir angelegen sein lassen, euch Anleitung zu derselben darzubieten.

Von vornherein sollt und dürft ihr jungen Herren freilich den Ertrag an materiellen Werten noch nicht sehr eifrig als erstrebenswert ansehen, und keinenfalls soll er für euch als Hauptsache gelten; vielmehr sollt ihr in der Vogelzucht zu allererst harmlose Freuden an den munteren Vögeln, ihrem lieblichen Wesen, ihren bunten Farben und ihrem herrlichen Gesang finden; sodann sollen euch die Vögel Anregung zu Beobachtungen und Studien bringen, Anreiz zum tieferen Eindringen in eine der bedeutsamsten Wissenschaften: die Kenntnis der Natur, und dann schließlich mögt ihr immerhin auch den Versuch machen, ob es euch gelingen werde, zunächst die Kosten, welche ja natürlich jede Liebhaberei verursacht, durch den Erfolg zu decken.

Nach Beherzigung dieser Vorbemerkungen sollet ihr nun tapfer und mutig an das Werk gehen.

Zu allererst muß ich eine allgemeine Regel aufstellen, welche so sehr wichtig ist, da ihr ohne Befolgung derselben irgend einen Erfolg nach keiner der erwähnten Richtungen hin erlangen könnt. Dies Erfordernis ist das Streben nach einer möglichst umfassenden Kenntnis der betreffenden Vögel. Nur wenn ihr den Vogel, gleichviel, welcher es sei, nach allen seinen Eigentümlichkeiten hin genau kennen gelernt habt, könnt ihr wahre Freude an ihm erleben; nur wenn ihr alle seine Bedürfnisse wisset und dieselben zu befriedigen vermögt, werdet ihr ihn in voller Gesundheit und im Wohlgefühl und Wohlbehagen erhalten, so daß er vor euren Augen seine höchste und schönste Lebensthätigkeit entfaltet und zur Brut schreitet.

Jetzt wende ich mich den Anleitungen, die ich euch geben will, im einzelnen zu.

Als den uns am nächsten stehenden gefiederten Gast in unsrer Umgebung haben wir den Kanarienvogel zu betrachten, und ihn fassen wir daher für unsre Züchtungsbestrebungen auch zuerst ins Auge. Die Kanarienvogelzucht in Deutschland ist ein Gegenstand von hoher wirtschaftlicher Bedeutung, denn in ihrer Gesamtheit bietet sie einen Ertrag, welcher

auf jährlich mehrere hunderttausend Mark geschätzt werden darf. Nächst dem Kanarienvogel sehen wir sodann noch eine beträchtliche Anzahl andrer mehr oder minder beliebter Stubenvögel vor uns, welche sich erfolgreicher Züchtung zugänglich zeigen, so vor allen andern die bekannten allerliebsten Prachtfinken, auch manche Webervögel, einige andre Finkenarten, sodann mancherlei kleinere Papageien, Täubchen und Wachteln, viel weniger aber als alle übrigen die kerbtierfressenden Vögel in ihrer außerordentlich vielgestaltigen Mannigfaltigkeit. Selbstverständlich werde ich alle diese verschiedenen Vögel im nachstehenden, ihren besonderen Eigentümlichkeiten gemäß, besprechen.

Wohl nur selten wird es einem von euch, liebe Kameraden, vergönnt sein, daß ihr eine ganze Stube oder auch nur ein Kämmerchen für die Züchtung von Kanarienvögeln oder von Stubenvögeln überhaupt zu eurer Verfügung erlangen könnt, sondern ihr werdet euch begnügen müssen mit dem, was die Eltern euch einzuräumen vermögen, also mit einer Stelle in der Wohnstube oder unter Umständen und eigentlich viel besser in einem Schmuckzimmer oder der sogenannten Putzstube. Hier wird der Heckkäfig aufgestellt und zwar in verschiedener Gestalt und Größe, je nach der Bestimmung, welche er haben soll.

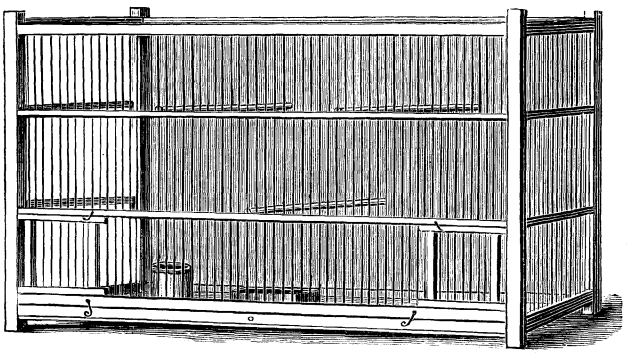
Der Heckkäfig für Kanarienvögel muß am besten 95 cm lang, 48 cm tief und 55 cm hoch sein; die Hinterwand ist aus Brettern, ebenso der Fußboden und die Schublade, alles übrige aus Drahtgitter. So bezieht man dies Heckbauer vom Tischlermeister Konrad Lange in St. Andreasberg a. H. Der Reinlichkeit wegen wählt man diesen, wie alle Vogelkäfige überhaupt, eigentlich immer am besten ganz von Metall; wer indessen billiger fortkommen will und bei größter Gewissenhaftigkeit es sich zutraut, die entsprechende Reinlichkeit erreichen und erhalten zu können, mag immerhin einen solchen Holzkäfig anschaffen. Ihn besetzt ihr nun mit einem Männchen und drei bis vier Weibchen. Während die Züchter der kostbarsten Kanarien im Harz ihre Vögel in der Regel schon im Februar in einem geheizten Raum in die Hecke bringen, so braucht ihr die letztere nicht eher zu bevölkern, als bis dauernd gleichmäßiges mildes Wetter eingetreten ist, also etwa zu Ende März, Anfang oder Mitte April. Dann gebt ihr aber die Vögel erst in die Heckbauer, nachdem alles bis auf das Geringste fertig eingerichtet ist.

Für fast alle Vögel, beinahe nur mit Ausnahme der Papageien, darf als die beste Nistvorrichtung, welche wir gewähren können, das allbekannte sogenannte Harzerbauerchen, in welchem ein mit Leinwand ausgenähtes Korbnest befestigt ist, gelten, und von diesen Nestern müssen wir, wenn möglich, für jedes Weibchen zwei Stück in die Hecke geben, indem wir sie an passenden Stellen an der Hinterwand und an den Seiten, doch falls irgend thunlich, alle in gleicher Höhe, befestigen. Wie der Fußboden eines jeden Vogelbauers, so muß namentlich der des Heckbauers mit sauberem, trockenem Stubensand überstreut werden, damit dasselbe äußerst reinlich gehalten werden kann, und nächstdem ist sorgfältigste und verständnisvolle Pflege durchaus notwendig. Um für dieselbe die erforderlichen Kenntnisse zu gewinnen, müßt ihr eine stichhaltige Belehrungsquelle zur Hand haben, und als solche darf ich euch für den gelben Hausfreund mein Buch „Der Kanarienvogel“ und mein „Handbuch für Vogelliebhaber“ für alle übrigen züchtbaren Vögel nennen.

Die Fütterung der Heckvögel sei zunächst ganz dieselbe, welche sie als Stubenvögel für gewöhnlich bekommen; also beim Kanarienvogel nichts weiter als bester süßer Sommerrübsen, zum vierten Teil mit Kanariensamen gemischt und ein wenig hartgekochtes Hühnerei oder Löffelbiskuit hinzu, von diesem wie jenem für den Kopf nur wie eine Bohne groß täglich, zeitweise auch ein wenig Grünkraut, am besten Vogelmiere oder ein Stückchen von der als Schmuckpflanze gehaltenen Doldenrieschе oder Tradeskantia. Sodann aber, mit dem beginnenden Nisten, müssen ihnen einige besondere Zugaben gereicht werden. Sie erhalten entweder einfach hartgekochtes Hühnerei, Gelb und Weiß zusammen fein zerrieben, oder ein Gemisch aus diesem selben Ei mit fein zerriebenem Weizenbrot oder auch mit Eierbrot zu gleichen Teilen.

Als Stoffe zum Nestbau für die Kanarienvögel geben die meisten Züchter nur saubere, in Kalkmilch getauchte und wieder scharf ausgetrocknete und weich geriebene Kuhhaare. Ihr dürft auch etwas mit Sorgfalt selbst gesammeltes und gut getrocknetes weiches Waldmoos, einige dünne, kurze Heuhalme und weiche, ganz kurz ausgezupfte Wundfäden von alter sauberer Leinwand hinzuthun. Alle übrigen Gaben zum Nestbau dürften die Kanarien gefährden und sind daher besser fortzulassen.

Sobald die Brut ihren Anfang nimmt, d. h. also, wenn der Hahn die Weibchen schnäbelt und füttert und diese in die Nester zu tragen beginnen, muß die Hecke vor jeder Störung besonders sorgfältig geschützt werden. Der Käfig hat seinen Standort am besten auf einem hohen Schranke oder hängend an starken in die Wand geschlagenen Haken, an einer Stelle, wo die Vögel nicht durch häufiges und rasches Vorübergehen u. s. w. beunruhigt werden können, gefunden. Hier müssen auch einerseits alle Störenfriede aus der Tierwelt, wie die Hauskatze oder umgekehrt Mäuse, welche letzteren nur zu gern hineinschlüpfen, den Vögeln das Futter fortzufressen, in ihre Nester dringen, sie nachts aufstöbern und sich selber gern einnisten, ferner andre Vögel, wie z. B. ein frei umherfliegender Papagei, und andrerseits kleine neugierige Menschen, welche wohl gar durch häufiges Nachsehen am meisten stören, durchaus ferngehalten werden. Nur bei Befolgung aller dieser Ratschläge und Vorsichtsmaßregeln dürft ihr wirklich auf eine gut gedeihende Kanarienvogel-Züchtung hoffen.



Langes Kanarienheckbauer.
(Aus Dr. Ruß' Handbuch für Vogelliebhaber, Creutzsche Verlagshandlung, Magdeburg.)

Der Mützenraub.

Ein Bewegungsspiel im Freien.

Genau 65 Schritt voneinander entfernt werden zwei parallele Linien auf dem Erdboden angemerkt, ein Knabe

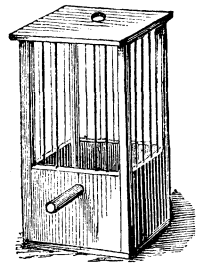
wird Spielordner, die Schar der übrigen Spieler teilt sich in zwei Hälften, von denen die eine hart neben diesem, die andre neben jenem Striche Aufstellung nimmt. In dem Raum zwischen den beiden Grenzlinien, und zwar 25 Schritte von dem einen und 40 Schritte von dem andern Mal entfernt, wird ein Stab in die Erde gebohrt und auf denselben eine Mütze gehängt, natürlich nicht gerade die beste Sonntagsmütze. Beabsichtigt ist dabei, daß die vor dem näheren Mal stehenden Knaben nach der Mütze haschen, die auf dem entfernteren Mal stehenden aber dieselbe verteidigen oder wenigstens den Räuber derselben auf seinem Rückwege einholen und bestrafen sollen, zu welchem Zwecke sich bei einem von ihnen ein Plumpsack befindet. Ehe der Kampf beginnt, tritt der Spielordner zwischen die beiden Parteien und bestimmt laut die Reihenfolge, in welcher die einzelnen Knaben laufen sollen. Dann zählt er bis drei und achtet darauf, daß keiner der beiden Läufer seinen Platz vorzeitig verläßt. Mit schnellen Sätzen hat der Räuber den Stock erreicht und die Mütze erhascht, ist aber, am Ziele angelangt, zu einer kurzen Wendung gezwungen, was Zeit wegnimmt. Der Rächer, welcher durch nichts aufgehalten wurde, eilt mit geschwungenem Plumpsack und dem Rufe: „Mein ist die Mütz'!" hinter ihm drein, überflügelt ihn meistens und verfolgt ihn jedenfalls bis an das Mal. Holt er den Räuber unterwegs ein, so hagelt es Hiebe auf dessen Rücken; wenn nicht, so muß er sich damit begnügen, daß ihm die Mütze aus dem feindlichen Male herausgereicht wird, welche er auf dem Wege nach seinem eigenen Male wieder auf den Stock hängt. Dann tritt ein andres Paar in den Kampf; ein neuer Räuber greift nach der Mütze, ein neuer Rächer schwingt den Plumpsack, bis endlich, nachdem alle gelaufen sind, die Rollen wechseln, d. h. die Räuber zu Rächern und die Rächer zu Räubern werden.

Nestkörbchen.
(Aus Dr. Ruß' Handbuch für Vogelliebhaber, Creutzsche Verlagshandlung, Magdeburg.

Ihr werdet, liebe Kameraden, so ihr das Spiel nur erst einmal unternommen habt, sehr viel Vergnügen daran finden, dabei sind solche Bewegungsspiele von wohlthätiger, gesundheitlicher Wirkung.

Der Hund im Patrouillendienst.

Die gehegten Erwartungen, eine dem alten Bernhardiner gleichgeartete Rasse herzustellen, die, wie dieser ausgerüstet und dressiert, im Felde dazu verwendet werden könnte, in Büschen und Kornfeldern zerstreute Verwundete aufzufinden und mit Erquickungen zu versehen, sind nicht in Erfüllung gegangen. Dagegen versprechen die Versuche, den Hund im Felde zu Boten- und Patrouillendiensten zu verwenden, bessere Resultate, und von einzelnen Truppenkörpern, speziell auch in der italienischen Armee, ist bereits ein so befriedigendes Urteil darüber abgegeben worden, daß die Einstellung von Regimentshunden in die Ausrüstung der modernen Armeen möglicherweise bald zur Thatsache wird. Außerdeutsche und deutsche Züchtereien, unter diesen insbesondere die großen Zuchtanstalten in Zahna bei Wittenberg, haben passendes Material für diese Versuche züchten müssen. Nachdem der meist in Betracht gekommene Berghund und noch andere größere Rassen nicht tauglich befunden wurden, hat schließlich eine Lieferung der Friedrichschen Züchterei in Zahna von fünfzig einjährigen, im Herrendienst noch nicht verwendeten deutschen Schäferhunden eine Entscheidung dahin herbeigeführt, daß der kleine, gemeine deutsche Schäferhund der Patrouillenhund der Zukunft sein soll. Diese Militärtauglichkeit hat den meist geringgeschätzten Plebejer plötzlich interessant gemacht, und macht ihn vielleicht auch bald genug bei uns zum Modehunde der Damen und Sportswelt. In England spielt der Schäferhund diese Moderolle schon seit Jahrzehnten.



Harzer Nestbauerchen.
(Aus Dr. Ruß' Handbuch für Vogelliebhaber, Creutzsche Verlagshandlung, Magdeburg.)

Anagramm.

Wenn ich herrsche, welken bald
Strauch und Baum in Feld und Wald;
Wird ein Zeichen umgestellt,
Rühmt als Maler mich die Welt.

Magische Silbenquadrate.

	a	a	li	a	brin	i	
I	ne	re	pel	na	si	si	III
	mo	mo	ne	di	di	na	
	ca	ca	cor	gal	i	i	
II	na	si	si	re	se	se	IV
	da	e	na	ne	ne	lu	

Die in den vier kleinen Quadraten eingetragenen neun Silben sollen derartig geordnet werden, daß in jedem derselben drei dreisilbige Wörter entstehen, welche sowohl von links nach rechts, als auch von oben nach unten, gelesen werden können.

Diese Wörter nennen:

im I. Quadrat: 1. eine Südfrucht,
2. eine Halbinsel in Südeuropa,
3. eine Stadt in Südeuropa;

im II. Quadrat: 1. eine Insel im Mittelmeer,
2. eine Stadt in Italien,
3. ein amerikanisches Land;

im III. Quadrat: 1. eine Stadt in Italien,
2. eine Gottheit,
3. einen bekannten Berg;

im IV. Quadrat: 1. einen Vornamen,
2. einen Vornamen,
3. einen Fluß in Afrika.

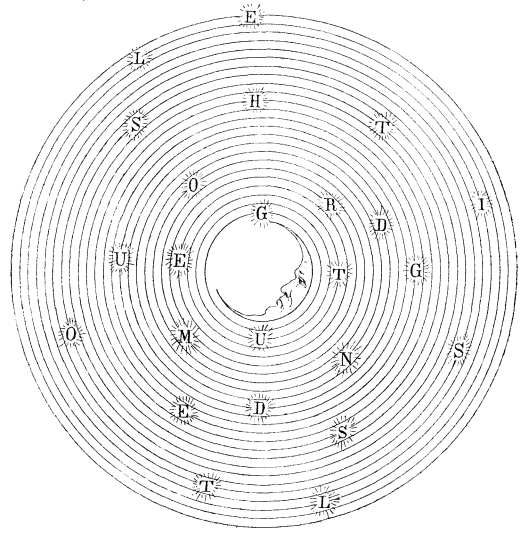
Auflösung des Rätsels in Nr. 25.

„Der Buchstabe t".

Auflösung des Rätsels in Nr. 25.

„Lerne zu leiden, ohne zu klagen."

Mondscheinrätsel.



In richtiger Reihenfolge aneinandergereiht, ergeben die Buchstaben den Anfang eines bekannten Liedes.

Wie lautet derselbe?

Fragen und Antworten.

X. Y. Z. Lieber Freund, laß Dir von den Direktionen aller dieser Gärtnerschulen die Aufnahmebedingungen und das Lehrprogramm mitteilen, was sehr gerne geschehen wird. Der „Gute Kamerad“ kann jede dieser Einzelheiten nicht im Kopfe haben und müßte sich daher auch erst erkundigen. Da Deine Angelegenheit so eilig ist, so empfiehlt es sich schon der Zeitersparnis halber, daß Du Dir diese Auskünfte direkt kommen läßt. Siehe auch: „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rates“, Abteilung: Beruf.

Arnold in **Proßnitz.** Der hochgeehrte Setzerlehrling ist entrüstet — er will von Deinen Ohrenschützern nichts wissen.

Untertertianer im Leipnizgymnasium. Du fragst, warum die Schulen bei den Landtagswahlen frei sind, nicht aber bei den Reichstagswahlen. Das wird wohl damit zusammenhängen, daß man die betreffenden Schulräumlichkeiten in dem einen Fall als Wahllokal benutzte, in dem andern nicht. Daß die Wahltage Schulfeiertage seien, davon ist uns nichts bekannt. — Der Unterschied der offenen und geheimen Wahl besteht darin, daß bei der preußischen Landtagswahl der Wähler den Namen seines Wahlmanns mündlich zu nennen hat, während bei der Reichstagswahl gefaltete Stimmzettel abgegeben werden, der Name des Gewählten im Gegensatz zum andern Wahlmodus also geheim bleibt.

Kleeblatt in **L.** Der „Gute Kamerad“ hat nichts dagegen, wenn nur eure Herren Väter einverstanden sind. Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.

Ernst W. in **Köln.** Die Randglosse ist herrlich — wird Karlchen sehr imponieren.

A. Doering. Welcher Art sollen die erwünschten Gesichtsabdrücke sein? — Eine ausführliche Anleitung zum Ausstopfen von Säugetieren und Vögel findest Du im dritten Jahrgang des „Guten Kameraden“ Seite 620 und Folge.

Fritz St. in **O.** Unsre Handelsschulen sind zumeist Privatanstalten, deshalb gibt es für die Aufnahmebedingungen keine einheitliche Norm. Lasse Dir von der Direktion jener Institute, wo Du einzutreten beabsichtigst, diese Bedingungen und den Lehrplan mitteilen, was sehr gerne geschehen wird.

Johann Nepomuk.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Liebe Kameraden! Wer von euch möchte wohl so freundlich sein, mir in einer der nächsten Nummern des „Guten Kameraden“ anzugeben, wie man aus einer Glasröhre eine Kugel blasen kann? Mit freundl. Gruß euer Kamerad F. B. in B.

Die korrespondierenden Mitglieder des Vereins „Linné“ in **Bremen** werden gebeten, nicht mehr an H. Wilkens zu schreiben, sondern an den jetzigen Schriftführer des Vereins: Herrn **C. Scholl, Bremen,** Doblenweg 5

Wilhelm Emmerich. Das elektrische Flugrad besteht aus Messingdraht, ist mäßig stark S-förmig gebogen, an den Enden spitz zugefeilt, hat genau in der Mitte eine konische Vertiefung, vermittelst der es auf der Spitze einer Nähnadel schwebt, die mit Kitt in eine senkrecht stehende Glasröhre eingebettet ist. Man kann auch zwei solcher Drähte nehmen, die man dann kreuzt. Dieses vierendige Flugrad muß im Kreuzungspunkte ebenfalls eine konische Vertiefung tragen, um das Kreuz auf der Nadel schweben zu lassen. Wird die letztere mit dem Konduktor Deines Elektricitätserzeugers in Berührung gebracht, dreht sich das Flugrad eilends wie eine Turbine und zwar in einer den Spitzen entgegengesetzten Richtung. — Materialien für Elemente erhältst Du u. a. von der Telegraphenbauanstalt K. E. Kaufholz in Stuttgart. Gruß kameradschaftlich erwidert.

Ernst Bartenwerfer. Hast Du selbst etwa einen solchen Artikel über die Takelung der Schiffe verfaßt? Ein solcher dürfte den Kameraden recht willkommen sein. Kostet nichts.

Obertertianer in **Baden-Baden.** 1) Die erstgenannte Firma ist allerdings auch uns fremd, doch eine Verlagsbuchhandlung Wilh. Engelmann in Leipzig gibt es. — 2) Lasse wegen des genannten Buches Deine Buchhandlung Nachfrage anstellen, die neueren Kataloge weisen dasselbe nicht auf. — 3) Was das Studium an sich betrifft, so wäre das gleichgültig, doch verpflichtet die Absolvierung der Pepiniere, weil auf Staatskosten, nach erlangter Approbation acht Jahre als Assistenzarzt zu dienen. Die Bestimmungen, welche für die Aufnahme als Marinearzt maßgebend sind, findest Du in den Allerhöchsten Verordnungen über die Organisation des Sanitätscorps. Bezugsquelle: E. S. Mittler & Sohn in Berlin, Kochstraße 68.

Fürst W. Ja, der Verfasser der Sklavenkarawane, Dr. Karl May, hat freilich sehr große Welt-Reisen gemacht. — Peter Schnäuzchen fühlte sich durch den freundlichen Gruß nicht wenig geschmeichelt.

Friedr. H. in **Judenburg.** Wie du siehst, bereits von andrer Seite besprochen. Herzlichen Dank.

A. S. Hamburg. Die Firma J. F. Schreiber in Eßlingen, Württemberg, liefert auch die auf jenem Theater aufführbaren Stücke. Bis jetzt sind deren mehrere Dutzend erschienen und einzeln käuflich.

Wirtschaftseleve. Das ist uns freilich sehr angenehm, wir erwarten den Aufsatz.

J. E. i. E. Bücher zur Erlernung von Zauberkunststücken kann Dir jede Buchhandlung zur Ansicht mitteilen und liefern.

Tummelkäfer. Siehe unsre heutige Schilderung „Der Käferfang im Winter und Vorfrühling“ — das war gut erraten, wie?

Ferkel in **St.** Was da wohl das Beste wäre? Reinlichkeit!

Tur-ning-sti-king-Kno-tiang-ta-fu-tsiang. Du hast bei Deinem letzten Ausflug auf den Himalaja eine tertiäre Riesenschildkröte entdeckt? Alle Achtung! — Uebrigens möchten wir Dich in der That gerne einmal mit Gottfried v. Bouillon zusammenkommen lassen, ob der nicht noch besser aufschneiden kann. Wir weiten, er kriegt dich klein.

Ernst Schilling. Rattengift, in der Apotheke zu erhalten, aber mit Vorsicht gestreut, namentlich dann, wenn noch andre tierische Hausbewohner vorhanden sind. — Tsching!

Kneisel. Nechtwaardige hemel, is deze Obertertianer dick. O mijn Holland en Nederland!

J. H. in **St. Pommern.** Kommt jetzt bald daran. Geduld, Geduld, wenns Herz auch bricht!

„Hadschi Halef Omar.“ Wenn er's thut, gerne. Salem!

Philatelist in **Zittau.** Du willst die Zahl Deines ungeheuren Besitztums an deutschen Briefmarken nach dem Gewicht bestimmen. Das ist sehr einfach. Wiege doch mal 100, 200 oder 500 auf einer erprobten Wage ab, wiege dann das ganze Quantum und die beiden Summen sind dann ja gegeben, um auf arithmetischem Wege das Gewünschte leicht herauszurechnen.

Johann A. Hochbedeutsame Unternehmungen auf dem Gebiete der Reiselitteratur sind zwei soeben erscheinende Lieferungswerke: „Vom Nordpol zum Aequator“, von Dr. A. E. Brehm, und die „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen“, herausgegeben von E. Falkenhorst. Diese beiden Werke seien nicht nur Dir, sondern allen älteren Kameraden bestens empfohlen. Jede Buchhandlung legt die ersten Lieferungen gerne zur Ansicht vor.

Auf die Bitte des Kameraden Guido Stein, in Nr. 19 des „Guten Kameraden“, ihm mitzuteilen, wie man eine Leydener Flasche macht, diene folgendes: „Da es durchaus nicht auf die Gestalt des Glases und der metallischen Belegungen ankommt, so gebraucht man oft eine Glasflasche oder einen Glascylinder, die von innen und außen bis auf den äußersten Rand mit Stanniol bekleidet sind. Die gewöhnlichen Einsiedegläser (auch Zuckergläser genannt), sind ihrer weiten Oeffnung wegen am besten für das Bekleben der inneren Fläche mit Stanniol geeignet. Man kann an Stelle solcher Gläser auch gewöhnliche Flaschen nehmen, die man anstatt mit Stanniol mit einer Schichte von Feilspänen, welche mittels Leim oder Firnis angeklebt werden, auskleidet; doch ist dies minder gut, weil die Feilspäne keine so zusammenhängende Masse bilden wie der Stanniol. Das Bekleben mit Stanniol

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billig; 6 Aegypt. 20 Pf 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf 5 Maurit. 40 Pf. 6 Meric. 40 Pf 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf. 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr. 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

Nicht versetzte, zurückgebliebene, e. beständ. Aufsicht bedürftige Schüler werden in m. **Erziehungsanstalt** ausgebild. u. f. höhere Klassen vorbereitet.
Dir. **H. Büchler, Rastatt.**

Kanarienvögel
ausgezeichnete Sänger versendet selbst bei Kälte ohne Gefahr das grösste Versandgeschäft
Frau L. Maschke.
St. Andreasberg i. H.
früher **R. Maschke.** Preisliste gratis.
Wiederverkäufern Vorzugspreise.

100 **elegante Visiten-Karten** von 70 Pf. an. Portofreie Zusend. geg. Einsend. des Betrages. Briefmark. a. Länder nehme in Zahlg. Muster z. Diensten.
Alb. Petersdorf in Kottbus.

Sprach- und Handels-Institut
L. Boillet & Fils, Lausanne (Les Figuiers), Schweiz.
Unterricht in neuen Sprachen, Handelsfächern, Musik etc. Prospekte zu Diensten. Referenz **Dr. Werder, Leipzig,** Klosterg. 5 (Vater eines früh. Zöglings).

Universalbibliothek
für die Jugend

enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

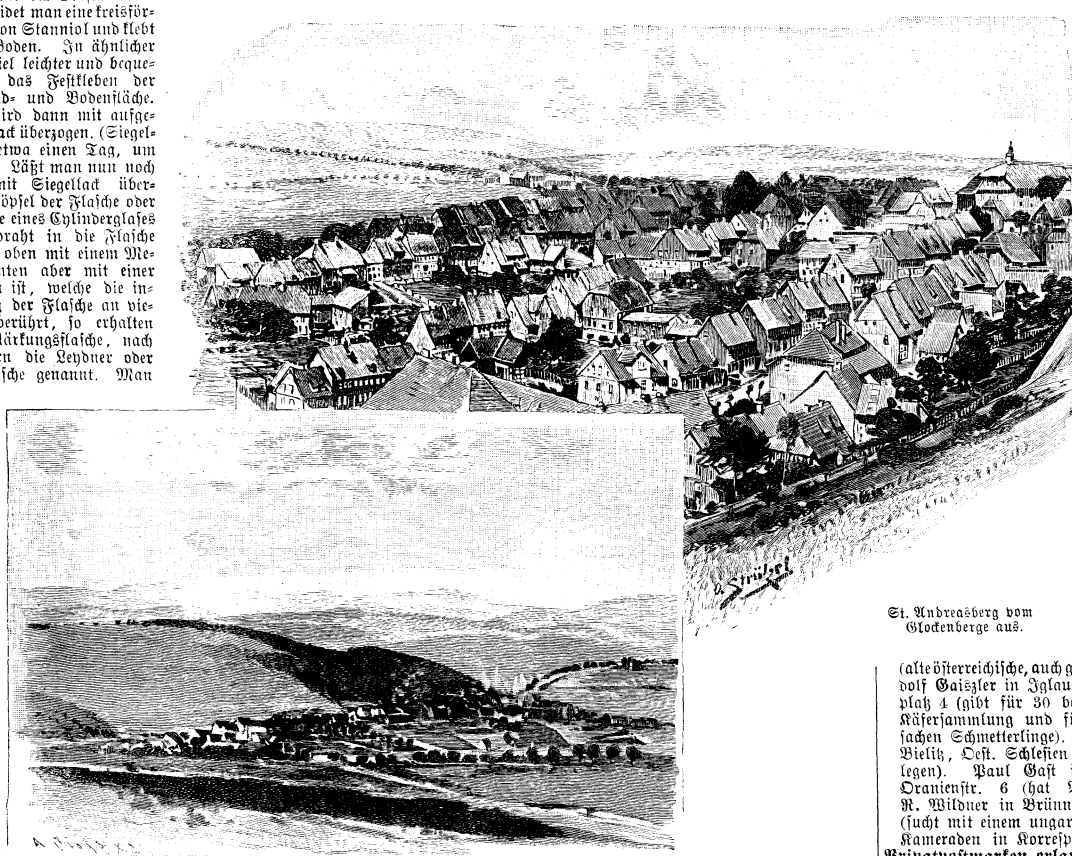
(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur: u. a. den **Campeschen „Robinson“, „Coopers Lederstrumpfgeschichten“,** den **Ferryschen „Waldläufer“** und **Marryats berühmten „Steuermann Ready“** oder **„Der Schiffbruch des Pacific“,** sowie dessen **„Jakob Ehrlich“** und **„Peter Simpel“.** Ferner **Coopers „Roter Freibeuter“, Birds Erzählung „Der Waldteufel“, Marryats „Japhet, der seinen Vater sucht“** und **„Onkel Toms Hütte“, Murrays „Prairievogel“, „Gullivers Reisen“** von **Swift** und des **Cervantes „Geschichten von Don Quichotte“.** Weiter **Beckers „Erzählungen aus der alten Welt“, „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums“** von **Gustav Schwab, Friedrich Jacobs „Feierabende in Mainau“** und **J. P. Hebels „Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes“.** Neben **Andersens Märchen** finden sich die **„Volksmärchen der Deutschen“** von **Musäus** und die **Hauffschen** vertreten. Auch **Christoph von Schmids „Rosa von Tannenburg“, „Die Ostereier“, „Heinrich von Eichenfels“** u. a. fanden Aufnahme.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen. Wo keine solche sich befinden, wende man sich direkt an die Verlagshandlung

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

geschieht auf folgende Weise: man schneidet Streifen von 4—6 cm Breite und solcher Länge, daß sie, wenn das eine Ende den oberen Rand der Belegung bildet, mit dem unteren Ende noch 1 cm weit auf den Boden des Gefäßes umgebogen werden können. Ein solcher Streifen wird mit Stärkekleister bestrichen und da festgeklebt, wo er den obern Rand der Belegung bildet. Dann wird er von diesem Rande nach dem unteren Teile zu festgedrückt, indem man ihn festhält, um ihn nicht zu verschieben. Nur bei ganz großen Flaschen kann man das Andrücken des Stanniols unmittelbar mit den Fingern machen, meistens muß man sich eines Stäbchens von der Größe eines Bleistiftes bedienen, um welches man an dem einen Ende ein Leinwand- oder Baumwollläppchen wickelt und festbindet. Ist der Stanniolstreif auf der Wandfläche des Glases bis an den Boden aufgeklebt, so drückt man den umgebogenen Teil des Stanniols auf dem Boden fest, ebenso klebt man die andren Streifen an, bis die innere Wand des Glases bedeckt ist, dann schneidet man eine kreisförmige Scheibe von Stanniol und klebt sie auf den Boden. In ähnlicher Weise, aber viel leichter und bequemer, erfolgt das Festkleben der äußeren Wand- und Bodenfläche. Der Rand wird dann mit aufgelöstem Siegellack überzogen. (Siegellack braucht etwa einen Tag, um sich zu lösen.) Läßt man nun noch durch den mit Siegellack überzogenen Korkstöpsel der Flasche oder die Pappscheibe eines Cylinderglases einen Metalldraht in die Flasche eintreten, der oben mit einem Metallknopfe, unten aber mit einer Kette versehen ist, welche die innere Belegung der Flasche an vielen Stellen berührt, so erhalten wir eine Verstärkungsflasche, nach ihren Erfindern die Leydner oder Kleistsche Flasche genannt. Man ladet dieselbe wenn man ihren Knopf mit einem Konduktor in Verbindung setzt, wodurch die innere Belegung Elektricität erhält, die äußere Belegung aber dadurch mit der Erde verbindet, daß man die Flasche in der Hand hält. Berührt man zugleich die äußere und innere Belegung, so erhält man einen elektrischen Schlag. Mittelgroße und kleine Flaschen kann man mittels des Elektrophors laden, indem man 50—100mal einen Funken aus dem Deckel in den Knopf der auf dem Tisch stehenden Flasche überspringen läßt. Bei sehr starker Ladung dünnwandiger Flaschen mittels Elektrisiermaschine kann es vorkommen, daß die Elektricitäten, infolge ihrer starken gegenseitigen Anziehung sich einen Weg durch die Glaswand bahnen; eine solche durchbohrte Flasche ist nicht mehr zu gebrauchen; versucht man sie zu laden, so springt die Elektricität durch die einmal gebildete Oeffnung sofort von einer Belegung zur andern über. Mit freundlichem Gruß und besten Wünsche zum Gelingen, Richard Tesarzte in Wien.



St. Andreasberg vom Glockenberge aus.

St. Andreasberg von der Jordanshöhe aus.

Tauschmarkt.

Briefmarken tauschen: J. Meyer in Bergedorf b. Hamburg, Sachsenstr. 18. Kurt Lüders in Leipzig, Inselstr. 11 (bittet um Weltpostkarten mit Tipp-Topp-Stempel). R. Olmers in Krefeld, Dionysiusstraße 62 (besitzt Sachsen 3 Pf. rot). H. Tölle jr. in Hamburg, St. Pauli, Langereihe 22. Karl Graf Pocci in Straßburg, Münsterg. 5. Brunnekow in Stettin, Grabowerstr. 34 II. R. Goose in Essen a. d. Ruhr (bittet um Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel). Wolfg. Wegener in Stettin, Moltkestr. 5. Karl Kohn in Augsburg, Rüdingerhaus (vertauscht auch Mineralien, Muscheln und Bücher). Wilh. Kubel in Altona a. E., kl. Gärtnerstr. 81 p. (ausländ. Postkarten). Jul. Zipper in Wien, VIII. Wickenburgg. 21 I. Th. 5 (tauscht auch seine laterna magica geg. eine Lokomobile). Herm. Fecht in Baden-Baden, Lichtenthalerstr. 9. Ulrich von Seebach in Bündorf bei Merseburg. Adolf und Gust. Franke in Bremen, Bleicherstr. 31. A. Jakob in Gera, Bachgasse 18 (mit einem südamerikan. Kameraden). E. Lexis in Göttingen, Herzberger-Chaussee 6. M. Born i. Berlin N.W., Lüneburgerstr. 2 II (mit Kameraden in Berlin). W. Hesebeck in Hamburg, Eimsbüttlerstr. 80. C. Daxer in Stuttgart, Werastr. 6 II (gibt dagegen seltene Münzen). Phil. Reuter in Nürnberg, Paniersplatz 9 I. Emile Séquin in Rüti (Zürich), Schweiz (tauscht seltene und Ganzsachen der Schweiz 2c., auch gegen Privatpostwertzeichen). Ernst Kuhn Sohn in Biel, Schweiz (300 alte schweizerische Briefmarken gegen andre). Paul Rost in Gotha, Schützenallee 5 (Briefmarken und Münzen, auch gegen andre Gegenstände). Eduard Ovid in Schloß Kroisenbach, Post St. Ruprecht, Unter-Krain (alte österreichische, auch gegen Münzen). Rudolf Gaiszler in Iglau, Mähren, Hauptplatz 4 (gibt für 30 bessere Marken eine Käfersammlung und für deutsche Ganzsachen Schmetterlinge). Moritz Tramer in Bielitz, Oest. Schlesien (Rückporto beizulegen). Paul Gast in Berlin S. O. Oranienstr. 6 (hat Privatpostmarken). R. Wildner in Brünn, Krapfengasse 31 (sucht mit einem ungar. und italienischen Kameraden in Korrespondenz zu treten).

Privatpostmarken erlangt, wer der neugegründeten „Vereinigung junger Privatpostwertzeichensammler" beitritt. Anfragen an Ed. Beck in Mainz, Fuststr. 19. Rückporto.

Wer von den Kameraden möchte mir für einen schön singenden Kanarienhahn eine Sachsen 3 Pf. rot geben. Theodor Neizert, Bonn a. Rhein.

Wien I. Babenbergerstr. 1. Wir ersehen aus Deinem Briefe keinen Namen. Die fehlende Nummer besorgt Dir Deine Buchhandlung.

Max Warming, Hamburg-Eimsbüttel, Belle Alliancestr. 2, sammelt und tauscht Briefmarken und bittet seine lieben Kameraden um Münzen; kann seltene Brief- oder Siegelmarken, eine ganz neue laterna magica und eine Siegelsammlung geben.

Fr. Brüggemann in Aachen sucht eine starke Dampfmaschine, gibt dagegen ein schwebendes Reck, Ringe, Bügel u. a.

Alfr. Moll in Brel (Kanton Bern), Obergasse 31, tauscht seine camera obscura gegen ein neues Schaubek-Album.

Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Der Naturfreund.

Anleitung zur Beschäftigung im Haus und Garten für Freunde der Naturwissenschaft, besonders für die reifere Jugend.

Herausgegeben von

Dr. Otto Dammer.

Mit vielen Illustrationen und mehreren Beilagen.

Erster und zweiter Jahrgang.

Gebunden à Mark 6. 75.

Inhalt der Bände: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mikroskopie.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Erziehungsanstalt.

Das **Pestalozzistift in Leipzig,** gegründet 1853, ist eine Erziehungsanstalt für solche Knaben aus gebildeten Ständen, welche sich der Zucht des Elternhauses und der Schule nicht willig fügen wollen. — In gesunder evangelischer Weise erstrebt das Institut die sittliche und geistige Hebung der ihm anvertrauten Kinder. Der Schulunterricht wird im Hause erteilt und steht derselbe unter Aufsicht der kgl. Bezirksschulinspektion. Der Lektionsplan (32 Unterrichtsstunden) umfaßt alle gesetzlich vorgeschriebenen Fächer für eine Bürgerschule, eingeschl. Unterricht in französischer Sprache. Befähigten Schülern, die sich dann auch durch Fleiß und gutes Betragen auszeichnen, wird, auf Wunsch der Eltern, auch Unterricht in englischer Sprache erteilt, damit denselben die Möglichkeit geboten ist, sich später noch das Zeugnis für den einjährigen Militärdienst zu erwerben. Die Schularbeiten werden unter Aufsicht angefertigt, wie überhaupt die Ueberwachung der Zöglinge eine **stete** und **sorgfältige** ist. Der Körperpflege wird, wie in jedem wohlgeordneten Haushalte, ebenfalls bes. Aufmerksamkeit gewidmet (kräftige Kost, Bäder, Exerzierübungen). Die Herren Prof. Dr. R. Hofmann, Justizrat Berger, Dr. Tzschirner, Kaufmann H. Flinsch, Pastor Dr. Suppe, Dr. med. von Zimmermann in Leipzig werden nähere Auskunft über die Anstalt gern erteilen. Behufs Aufnahme (Prospekt) wolle man sich gefälligst an den Unterzeichneten wenden.

Demuth, Direktor.

Pädagogium Lähn

b. Hirschberg in Schles., langbewährte Erziehungsanstalt, gewährt in **kleinen Klassen (gymnas. u. real., Sexta bis Prima)** gewissenh. Pflege u. Ausbildung. Prospekt kostenfrei. Oberlehrer **Lange. Dr. Hartung.**

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt und das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 27.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

> Der gute Sokrates hat offenbar unrecht, wenn er angeborene Ideen voraussetzt. Was der Junge nicht gelernt hat, wird er niemals wissen.
>
> Wannenmacher, Reallehrer.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

Die Gefangenen mußten ziemlich rasch ausschreiten, um mit ihrem Ochsen Schritt zu halten. Die Schebah, welche jeder von ihnen trug, war von hartem, unzerbrechlichem Holze und wog wohl über dreißig Pfund. Diese Last war nicht übermäßig; aber die Gabel berührte bei jedem Schritte den nackten Hals und rieb ihn in der Folge wund. Später stellte sich noch ein zweiter Uebelstand ein. Die vom Ellbogen aufwärts an die Schebah gefesselten Vorderarme waren diese Stellung oder Haltung nicht gewohnt und schliefen ein. Im übrigen war der Marsch mit keiner Beschwerde verbunden.

Abd el Mot hielt sich stets in ihrer Nähe und ritt meist hinter ihnen her, schien jedoch auf das, was sie sprachen, gar nicht zu achten. Uebrigens unterhielten sie sich wenig, und wenn sie es thaten, nur mit gedämpfter Stimme. Er hatte das Gewehr des Deutschen übergehängt und dessen Revolver in seinen Gürtel gesteckt. Mit diesen Waffen liebäugelte er so fleißig, daß man merken konnte, wie stolz er auf dieselben war. Das Fernrohr blickte aus der Satteltasche hervor, und die Uhr, den Geldbeutel und das übrige Eigentum Schwarz' hatte er auch an sich genommen.

Man kam über ödes, langsam ansteigendes Land. Von fernher winkten kahle Berge. Als man ihren Fuß erreichte, stand die Sonne am Horizont, und es

Abd el Mots und seiner Leute Aufbruch von dem niedergemachten Dorfe Umbula.

wurde angehalten und zum Mogreb abgestiegen. Diese gefühllosen Barbaren beteten zu Gott, obgleich sie im Begriff standen, eine himmelschreiende That auszuführen. Auch der Emir kniete trotz der ihn hindernden Sklavengabel nieder, um sein Gebet zu verrichten, und Schwarz folgte seinem Beispiele, vielleicht auch um die Moslemin nicht gegen sich aufzubringen, meist aber aus wirklichem Herzensbedürfnis.

Dann, als die Sonne verschwunden war, ging es weiter. Es wurde finster, und nun war es dem Deutschen nicht mehr möglich, die Landschaft zu sehen, durch welche sie kamen. Er bemerkte nur, daß es stets bergauf ging, oft über steile Gelände, oft durch enge Thäler. Einige Male kam man an Sümpfen vorüber, von denen sich Myriaden Stechfliegen erhoben, um sich auf Menschen und Tiere zu werfen und den Zug auf weite Strecken zu verfolgen. Dann fühlten die Gefangenen es schmerzlich, daß sie mit ihren gefesselten Händen nicht im stande waren, diese Blutsauger von sich abzuwehren.

Je später, desto heller wurde der Glanz der Sterne, der den Marsch wesentlich erleichterte. Zuweilen kehrte einer der Späher zurück, um eine leise Meldung zu machen. Endlich, vielleicht eine Stunde vor Mitternacht, gebot Abd el Mot Halt.

Schwarz strengte seine Augen an, vielleicht das Dorf zu sehen, doch vergeblich. Boten kamen und gingen wieder; der Anführer verkehrte leise mit ihnen. Sämtliche Reit- und Lasttiere wurden unter der Obhut einer Anzahl Wächter nach einem sicheren Orte geschafft; kleine Abteilungen der Asaker marschierten ab, geradeaus, nach rechts und nach links, und endlich hielt Abd el Mot nur noch mit zehn Männern bei den Gefangenen, welche natürlich von ihrem Ochsen losgebunden worden waren.

„In kurzer Zeit werdet ihr sehen, wie man es machen muß, um Sklaven zu bekommen," sagte er. „Denkt aber, wenn es losgeht, ja nicht, daß ihr diese Gelegenheit zur Flucht benützen könnt! Ihr würdet augenblicklich erschossen werden!"

Dem Deutschen war traurig zu Mute; er dachte nicht an sich, sondern an die armen, unschuldigen und nichts ahnenden Schwarzen, welche auf eine so entsetzliche Weise aus ihrer Ruhe gestört werden sollten.

„Liegt das Dorf in der Nähe?" fragte er, doch ohne Hoffnung, eine Antwort zu erhalten.

Er erhielt doch eine. Abd el Mot selbst gab sie ihm:

„Ja. Ihr werdet mit bis an die Umzäunung gehen und alles sehen."

„Ist der Ueberfall unwiderruflich beschlossen?"

„Allah! Wer soll ihn widerrufen, und warum?"

„Bedenke, daß sie dir nichts gethan haben und Menschen sind wie du!"

„Schweig!" erhielt er barsch zur Antwort. „Ich habe dich nicht gefangen, um mich von dir belehren zu lassen. Diese Schwarzen sind wie das Vieh. Sie fühlen nichts und lecken die Hand, von welcher sie geschlagen werden. Sage mir vielmehr jetzt, wie man dein Gewehr zu handhaben hat. Ich weiß, es ist besser als alle unsre Flinten, aber ich weiß nicht, wie es geladen wird."

„Willst du damit auf die Neger schießen?"

„Was soll ich sonst damit wollen!"

„So hänge es getrost wieder um! Ich will nicht durch eine solche Belehrung den Tod dieser Menschen verschulden."

„Hund! Wirst du gehorchen oder nicht?"

„Nein!"

„Ich töte dich!"

„Immer zu!"

Abd el Mot besann sich, hing das Gewehr wieder um und sagte:

„Jetzt nicht. Du wirst deine Strafe später empfangen. Vorwärts!"

Zwei Mann nahmen Schwarz und zwei andre den Emir bei der Gabel und zogen sie mit sich fort. Die andern folgten leise, bis sich eine hohe dunkle Masse vor ihnen erhob, welche nach beiden Seiten mauerähnlich in der Finsternis verlief. Das war die Dornhecke, von denen bekanntlich zwei, eine innere und eine äußere, das große Dorf Ombula umgaben.

Schwarz hatte während des ganzen Marsches bis hieher nachgedacht, ob es nicht doch ein Mittel gebe, das Dorf zu retten; aber es war ihm keins eingefallen. Jetzt kam ihm ein Gedanke, aber ein Gedanke, dessen Ausführung ihm unbedingt das Leben kosten mußte. Dennoch war er entschlossen, sein Leben für dasjenige vieler zu opfern.

„Ich rette das Dorf doch noch," raunte er dem Emir zu.

„Wie denn?" flüsterte dieser.

„Ich werde mit aller Macht meiner Stimme schreien, daß man es durch ganz Ombula hört und alle Schläfer davon erwachen."

„Allah behüte dich! Du gibst dein Leben hin, ohne einen einzigen zu retten. Das Dorf ist eingeschlossen, und kein Mensch kann entkommen. Dein Rufen würde das Elend nur erhöhen, denn es ist besser, im Schlafe, als im Wachen erschlagen zu werden."

Das waren triftige Gründe; dennoch öffnete Schwarz bereits den Mund, um seinen todesmutigen Vorsatz auszuführen, als einer der Unteroffiziere herbeikam, um dem Anführer zu melden:

„Es kann beginnen. Alle stehen bereit. Die Wächter des Eingangs sind still umgebracht worden, und auch der Pferch der Tiere ist umstellt."

Da mußte Schwarz freilich einsehen, daß sein Opfer vollständig nutzlos gewesen wäre.

„Brenn an, den andern zum Zeichen," gebot Abd el Mot dem Manne.

Dieser kauerte sich nieder — ein leiser Klang von Stahl und Stein — ein springender Funke — eine glimmende Flintenlunte und dann ein kleines Flämmchen, welches rasch anwuchs, sich zerteilte und dann in zehn, zwanzig Zickzackschlangen an der ausgedorrten Hecke emporlief. Wenige Sekunden später stand an dieser Stelle die Einfriedigung bereits mehrere Meter breit in Flammen, welche so schnell weiterliefen, als ob der Zaun aus geöltem Papier bestanden hätte.

Zur Rechten und zur Linken, fern und nahe, zuckten gleiche Flammen auf. Nach Verlauf von zwei Minuten stand die Umzäunung des ganzen Dorfes in hellen, haushoch emporschlagenden und keine Lücke lassenden Flammen. Von jenseits erschallten angstvolle Rufe, von Schüssen beantwortet.

„Die Wächter bei den Herden sind erwacht; sie werden erschossen," erklärte Abd el Mot mit teuflischer Freude. „Jetzt geht es los. Ihr werdet die Dscharahdin*) gleich winseln hören."

Ein starker Luftzug, von den Flammen aufgeweckt, begann zu wehen, und die Stimme des Feuers ging wie das Brausen einer fernen Brandung durch die grell erleuchtete Nacht. Hierein mischten sich einzelne Schreie, welche den Lippen derer entsprangen, die durch die Schüsse aus dem Schlafe geweckt wurden. Die Bewohner des Dorfes waren erwacht. Sie sprangen aus ihren Tokuls und erkannten mit Entsetzen, daß die Umzäunung brannte. Noch

*) Plural von Dschirdan = Ratte.

war ihnen die ganze Größe ihres Unglücks verborgen.

Sie weckten die noch Schlafenden, um im Vereine mit ihnen das Feuer von ihren Hütten abzuwehren. Aber die umherfliegenden Funken fielen auf die aus dürrem Schilfe bestehenden Dächer und steckten diese trotz aller Bemühung der Bewohner in Brand. Bald standen sämtliche Tokuls in Flammen. Die Neger konnten es in der Glut nicht aushalten. Aber wohin? Durch die brennende Umzäunung konnten sie nicht ins Freie; Ausgänge gab es nur durch die Thore. Diese pflegten des Tages offen zu stehen und des Nachts mit Schilfmatten verhängt und durch Krieger bewacht zu werden. Diese letzteren waren von den Sklavenjägern aber überrascht und ermordet worden. Die Matten hatten sich schnell in Asche verwandelt, da sie aus einem Materiale bestanden, welches vom Feuer in wenigen Augenblicken verzehrt wird. Darum waren die Thore die einzigen Punkte, wo man aus der alles versengenden Glut hinaus ins Freie konnte. Diesen Stellen eilten die Unglücklichen zu.

Aber die Sklavenjäger hatten das vorberechnet und sich in ausreichender Anzahl dort postiert. Jeder erwachsene Belanda, welcher vor einem der Thore erschien, wurde sofort erschossen; dasselbe Schicksal erlitten die alten Frauen. Die jüngeren Personen riß oder schlug man nieder und band sie mit Stricken, welche zu diesem Zwecke in großem Vorrate auf den Lasttieren mitgebracht worden waren.

Die Scene, welche das gab, läßt sich unmöglich beschreiben. Männer kamen gesprungen, mit Kindern auf den Armen, die sie retten wollten. Sie stürzten, von den Kugeln getroffen, nieder, und dann riß man die Kinder aus ihren Armen. Hier kam eine alte Frau durch das Thor gerannt, laut aufjubelnd, daß sie dem Feuer entgangen war; in demselben Augenblicke wurde sie mit dem Kolben niedergeschmettert. Ein junges Weib flüchtete sich, zwei Knaben nach sich ziehend, durch das Thor. Die Kinder wurden ihr sofort entrissen; sie selbst warf man sofort nieder, um sie an Händen und Füßen zu binden. Ein stämmiger Neger, welcher in weiten Sätzen zwischen den brennenden Tokuls nach dem Thore rannte, wurde von der Kugel nicht tödlich getroffen. Er erhielt mit dem Flintenlaufe einen Stoß vor den Magen, so daß er niederstürzte; dann schnitt man ihm die Achillessehne durch, so daß der Aermste nicht entspringen konnte.

Es geschahen ähnliche und noch viel schlimmere Thaten, so daß sich die Feder sträubt, sie zu beschreiben. Aus den einzelnen Schreien, welche man zuerst gehört hatte, war ein allgemeines Geheul und Gebrüll geworden. Die Neger hatten erkannt, daß sie es nicht mit einem zufällig ausgebrochenen Feuer, sondern mit einer Ghasuah zu thun hatten, welcher sie nicht entrinnen konnten. Die Männer wußten, daß sie dem unerbittlichen Tode verfallen seien. Viele von ihnen rotteten sich zusammen, um kämpfend zu sterben. Da sie aber keine Zeit gefunden hatten, ihre Waffen dem Feuer zu entreißen, so waren sie nur auf ihre Fäuste angewiesen und wurden schnell niedergemetzelt. Andre hatten ein Messer gefunden und benützten dasselbe, sich selbst den Tod zu geben, indem sie sich damit erstachen. Einige sprangen freiwillig in die lodernden Flammen und rissen ihre Frauen oder Kinder mit hinein, um sie vor der Sklaverei zu retten.

Schwarz war es unmöglich, solche Scenen anzusehen. Er wendete sich ab. Er fühlte sich unbeschreiblich unglücklich, nicht etwa aus Sorgen um sich selbst, sondern weil er gezwungen war, Zeuge dieser Grausamkeiten zu sein. Das Heulen der unglücklichen Neger, das Jauchzen der Sklavenjäger wollte ihm die Besinnung rauben. Die letzteren kamen ihm im Scheine der lodernden Flammen wie Teufel vor, welche um die Seelen der Verdammten ihre höllischen Reigen tanzen. Hätte es ihm ein Wort gekostet, sie alle in den Tod zu schicken, er hätte es gethan, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen.

Als seit dem Aufzucken der ersten Flamme eine halbe Stunde vergangen war, sah man das grausige Werk vollendet. Es erschien kein Neger mehr, um sich aus den Flammen zu retten. Wer sich nicht in den Händen der Sklavenjäger befand, war von denselben getötet worden oder im Feuer umgekommen.

Draußen vor dem brennenden Dorfe befanden sich die erbeuteten Herden, von einer Anzahl Asaker bewacht. Die andern hüteten die Gefangenen. Diese befanden sich in einem Zustande teils der größten Aufregung, teils der tiefsten Niedergeschlagenheit. Die meisten saßen am Boden, still weinend oder lautlos vor sich hinstarrend. Andre rasten zwischen diesen umher, gebärdeten sich wie wahnsinnig und brüllten vor Verzweiflung wie wilde Tiere. Sie wurden mit der Peitsche sehr bald zur Ruhe gebracht.

Nun gebot Abd el Mot die Beute zu zählen. Die Unteroffiziere gingen umher, um die Gefangenen mit Kennerblicken zu mustern. Die einzelnen „Arten“ wurden voneinander geschieden und zu Gruppen vereinigt. Man hatte gegen vierhundert Knaben, ebensoviel Mädchen und fast zweihundert jüngere Frauen erbeutet. Außerdem gab es noch viele kleine Kinder, welche man ihren Müttern einstweilen noch ließ. Im ersten Augenblick war es notwendig gewesen, den Gefangenen auch an die Füße Fesseln zu legen; dann aber hatte man sie von denselben befreit, um ihnen die notwendigste Beweglichkeit zu gestatten. Sie wurden wieder zusammengetrieben und mußten sich niedersetzen. An die Flucht dachte keine dieser unglücklichen Personen. Sie waren ja rund von bewaffneten Männern umstellt, und man hatte ihnen gedroht, daß wer es wage, von seinem Platze auch nur aufzustehen, augenblicklich erschossen werde.

An einen Schlaf war nicht zu denken, weder bei den Gefangenen, noch bei den Sklavenjägern. Diese letzteren hatten noch nie einen so reichlichen Fang gemacht. Beinahe tausend Sklaven, ohne das Vieh, welches eine ebenso wertvolle Beute war! Das machte diese Menschen beinahe wonnetrunken. Sie jubelten, lachten und scherzten und erzählten einander die Heldenthaten, welche sie ausgeführt hatten, indem sie die fliehenden Männer erschossen, erstachen oder niederschlugen.

Abd el Mot war stolz auf das Gelingen seines Raubzuges; er befand sich in der heitersten Laune. Die Folge davon war, daß er in fast freundlichem Tone zu dem Deutschen sagte:

„Ihr werdet Hunger haben. Soll ich euch zu essen geben lassen?“

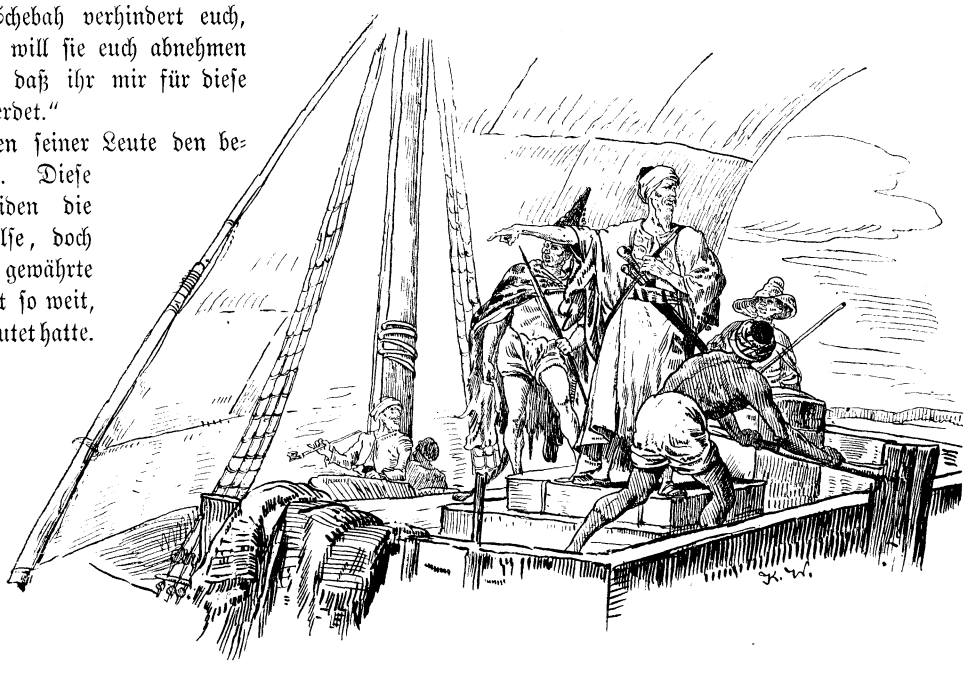
„Nein,“ antwortete Schwarz. „Ich bin satt, vollständig satt. Wer könnte jetzt ans Essen oder Trinken denken!“

„Ganz wie du willst! Freust du dich nicht, so viele Gefährten bekommen zu haben, denen du dein Unglück klagen kannst?“

„Spotte immerhin! Ich bin glücklicher als du. Wenn du einst über es Sfireth, die Brücke des Todes, gehst, werden die Seelen der heute Ermordeten dich in die grausigste Tiefe ziehen, und weder Allah noch dein Prophet wird sich dein erbarmen. Mir graut vor dir!“

„Du bist sehr aufrichtig. Eigentlich sollte ich dich dafür bestrafen, aber mein Herz ist heiter gestimmt, und so will ich dir verzeihen. Ich will dir sogar den Beweis einer Güte geben, zu welcher ich mich sonst nur schwer zu verstehen pflege. Ihr werdet ermüdet sein und der Ruhe bedürfen. Die Schebah verhindert euch, zu schlafen. Ich will sie euch abnehmen lassen und hoffe, daß ihr mir für diese Gnade danken werdet."

Er gab einigen seiner Leute den betreffenden Befehl. Diese nahmen den beiden die Gabeln vom Halse, doch erstreckte sich die gewährte Erleichterung nicht so weit, wie Schwarz vermutet hatte. Er mußte sich vielmehr mit dem Rücken auf die Schebah legen und wurde mit derselben so zusammengebunden, daß er lang ausgestreckt am Boden lag und sich nicht bewegen konnte.



Jetzt kam das erste Schiff um die Krümmung. Es war ein Sandal und hatte volle Segel an den zwei Masten.

Dem Emir erging es ebenso. Dann mußte sich ein Soldat zwischen sie setzen, um sie während der Nacht zu bewachen.

Diese Nacht war die schrecklichste, welche Schwarz jemals erlebt hatte. Er vermochte keine Auge zuzuthun, und wenn er die Lider je einmal schloß, so führte die aufgeregte Phantasie die erlebten Scenen an seinem Inneren vorüber. Die wenigen Stunden bis zum Morgen wurden ihm zur Ewigkeit, und er war unendlich froh, als der erste Schimmer des Tages die Sterne erbleichen ließ.

Aber wenn er der Ansicht gewesen war, daß der Tag ihn weniger Grausamkeiten werde sehen lassen als die Nacht, so hatte er sich geirrt.

Zunächst verrichteten die Sklavenjäger ihr Morgengebet. Dann wurde die Fahne aufgesteckt, und der Fakir las, an derselben stehend, die Sure des Sieges vor. Hierauf wurden mehrere Rinder und viele Schafe geschlachtet, um als Festspeise verzehrt zu werden. Die Gefangenen mußten die Orte angeben, wo ihre Matmurah und Siebah lagen.

Unter Matmurah versteht man große, tiefe Gruben, in denen die Durrah aufbewahrt zu werden pflegt. Siebah sind kleine, auf Steinen errichtete und gut zugedeckte cylindrische Bauten, welche dem gleichen Zwecke dienen.

Man schaffte ganze Haufen von Durrah herbei, welche die gefangenen Frauen mahlen mußten, um dann Kisrah daraus zu backen und Merissah zu bereiten. Für Abd el Mot, die Unteroffiziere und einige Soldaten, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, wurde Mararah gebraten.

Diese gilt im ganzen Sudan als großer Leckerbissen und wird aus der Leber, den Gedärmen und der Galle bereitet. Diese letztere Zuthat läßt es ganz selbstverständlich erscheinen, daß die Mararah einem Europäer unmöglich munden kann.

Während diese Vorbereitungen getroffen wurden, ereignete sich etwas, was Schwarz mit Schauder erfüllte. Die Gefangenen sollten natürlich nach der Seribah Abu el Mots transportiert werden. Kleinere Kinder waren dabei hinderlich und unbequem. Darum gab Abd el Mot den Befehl, alle Kinder, welche das Alter von vier Jahren noch nicht erreicht hatten, zu töten. Die Aufregung, welche dieses Gebot bei den unglücklichen Müttern hervorbrachte, läßt sich gar nicht beschreiben. Sie wollten die Kinder nicht hergeben; sie wehrten sich wie die Löwinnen, doch vergeblich. Man bezwang sie mit der Peitsche. Als dieses unmenschliche Morden gethan war, wurde die übrige Menschenbeute in der bekannten Weise aneinander gebunden, und dann erst ordnete sich die ganze Kolonne zum Abzug. Vorher kam aber Abd el Mot zu dem Emir und dem Deutschen, welche noch auf der Schebah an der Erde lagen, und sagte:

„So macht man es mit dem schwarzen Fleische, welches man nicht gebrauchen kann. Ihr werdet mir zugeben, daß dies sehr klug gehandelt heißt."

„Du bist ein Satan!" antwortete Schwarz in höchstem Zorn.

„Schimpfe und denke nicht, daß ich stets guter Laune bin."

„Stände ich mit freien Gliedern vor dir, so wollte ich dir zeigen, in welcher Laune ich mich jetzt befinde!"

„Was würdest du thun?"

„Ich erwürgte dich! Ich sage dir, der Augenblick, welcher mir die Freiheit wiedergibt, ist zugleich der Augenblick deines Todes!"

„Drohe und belle immerhin, du Hund!" lachte der Sklavenjäger höhnisch. „Du wirst die Freiheit nicht wieder verkosten. Jetzt schone ich dich; sind wir aber auf der Seribah angekommen, so werde ich euch meine Rache in einer Weise fühlen lassen, daß euch die Verdammnis der Hölle dagegen als Seligkeit erscheint!"

Drittes Kapitel.

Die Waka'a en nahr.*)

Als der „Vater des Storches" zu seinem Boote zurückgekehrt war, hatte er nicht mit dem Aufbruche gesäumt. Die Sterne leuchteten hell genug, die Stromfahrt trotz der Nacht wagen zu lassen. Das Boot wurde losgebunden und nach der Mitte des Flusses gesteuert, wo sich die Niam-niam kräftig in die Ruder legten. Sie hatten, während sie auf den Grauen warteten, gegessen und sich ausgeruht, so daß das Boot unter dem Drucke

*) Kampf zu Wasser, Flußgefechte.

ihrer muskulösen Arme mit der Schnelligkeit eines Fisches abwärts schoß, von der kundigen Hand des „Sohnes des Geheimnisses“ gesteuert.

Diese Leute waren an das südliche Klima und die hiesigen Verhältnisse gewöhnt; sie konnten selbst außergewöhnliche Anstrengungen vertragen. Anders ist es mit dem Fremden, dem die Sorge für seine Gesundheit die möglichste Schonung seiner Kräfte gebietet. Darum hüllte Pfotenhauer sich in seine Decke und legte sich im Vorderteile des Fahrzeuges nieder, um einige Stunden zu schlafen.

Er kannte den eigentümlichen Reiz, welchen die nächtliche Scenerie des gewaltigen Stromes gewährt, genug, um sich diesen Genuß für heute einmal versagen zu können. Sein Schlaf war tief und lang, denn als er erwachte, stand die Sonne schon hoch über dem Walde von Dalebpalmen, welcher am rechten Ufer stand, in dessen Nähe der „Sohn des Geheimnisses“ jetzt steuerte, und als er die Uhr zog, sah er zu seinem Staunen, daß er bis morgens zehn Uhr geschlafen hatte.

Die Niam-niam arbeiteten jetzt in der Weise, daß nur die Hälfte von ihnen ruderte, um von den andern, wenn diese ausgeruht hatten, abgelöst zu werden. Uebrigens hatte das Wasser hier einen so bedeutenden Fall, daß es, um schnell zu fahren, keiner anstrengenden Nachhilfe mittels der Ruder bedurfte.

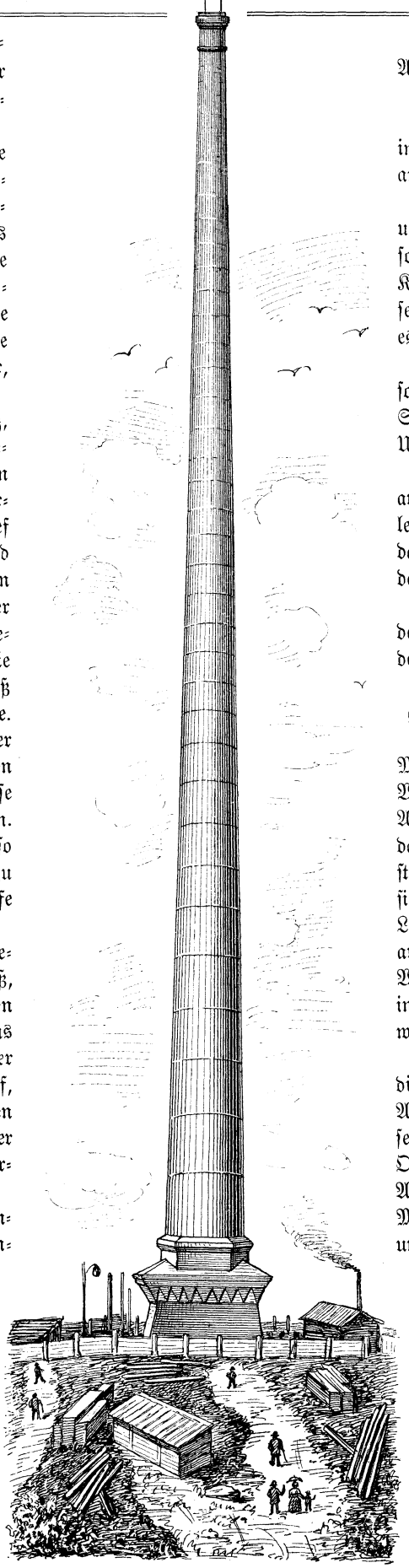
Zum Essen brauchte man keiner besonderen Pause; wer essen wollte, der aß, wenn er von der Arbeit abgelöst worden war. Getrunken wurde sehr einfach aus dem Flusse, und so suchte man das Ufer während des ganzen Tages gar nicht auf, bis man am späten Nachmittag durch einen Umstand dazu gezwungen wurde, welcher den Insassen des Bootes beinahe gefährlich geworden wäre.

Man näherte sich einer scharfen Krümmung des Flusses. Der konfex vorspringende Rand des rechten Ufers machte, daß man nicht sah, was jenseits dieser Krümmung lag und geschah. Da stand der Steuermann von seinem Platze auf, hielt die Hand muschelförmig an das Ohr, lauschte einige Augenblicke nach vorn und sagte dann:

„Schu haida! Rina — was höre ich! Einen Gesang!“

„Wo? Auf dem Flusse?“

„Ja. Es kommen Menschen. Wer mag das sein? Doch nicht etwa Abu el Mot mit seinen Schiffen!“



Die projektierte Esse der königl. sächsischen Schmelzhüttenwerke zu Halsbrücke, der höchste steinerne Bau der Welt.

„Wir dürfen uns nicht sehen lassen. Also rasch an das Ufer!“

„An welches?“

„An das linke, denn dort ist Schilf, in dem wir uns verbergen können; hier am rechten aber gibt es wenig davon.“

Der „Sohn des Geheimnisses“ gehorchte und steuerte nach links. Als das Boot so weit hinüber war, daß man um die Krümmung blicken konnte, nahm der Graue sein Fernrohr zur Hand. Kaum hatte er es angesetzt, so rief er erschrocken:

„Schnell zurück, zurück nach rechts, sonst werden wir entdeckt! Ich sehe zwei Schiffe, aber auch Menschen, welche am Ufer laufen.“

Sofort riß der Steuermann das Ruder auf die andre Seite, und die Schwarzen legten sich so mächtig in die Riemen, daß das Boot eine so scharfe Wendung machte, daß es fast gekentert wäre.

„Leute am Ufer?“ fragte der „Sohn des Geheimnisses“. — „Lagen die Schiffe denn vor Anker?“

„Nein, sie fuhren. Ich habe die Segel gesehen.“

„Dann haben sie das Liban*) am Maste, um schneller vorwärts zu kommen. Wenn es zwei Schiffe sind, so gehören sie Abu el Mot. Ich war sehr unvorsichtig, daß ich deinem Befehle, nach links zu steuern, gehorchte. Ich hörte die Leute singen. Das thun sie nur, wenn sie am Liban ziehen oder mit den Mitarah**) arbeiten. Zum Glück hat hier rechts das Wasser eine Gras- und Omm Sufah-insel angeschwemmt, welche uns verbergen wird.“

Er steuerte das Boot scharf mitten in diese Insel hinein und ließ dann den Anker fallen. Das war, so weit man sehen konnte, am rechten Ufer der einzige Ort, welcher Schutz gewähren konnte. Aber diese Insel war so niedrig, daß die Männer sich in das Boot legen mußten, um nicht gesehen zu werden.

Der Deutsche mußte das scharfe Gehör des jungen Steuermanns bewundern, denn er selbst hatte nichts von einem Gesange vernommen. Er hörte selbst jetzt noch keinen Ton, obgleich der Jüngling behauptete, das Singen jetzt sogar deutlicher als vorher zu vernehmen.

Bald jedoch drangen die Töne auch in Pfotenhauers Ohr. Es waren die zwei Silben heh — lih, heh —

*) Zugseil.
**) Stoßstangen.

lih, welche immerfort wiederholt wurden. „Heh" fiel auf den Grundton und „lih" auf die kleine Terz; die Tonart war also Moll.

Dann aber war eine längere Melodie, ein Lied zu hören, welches mehrere Strophen hatte. Die Worte der ersten waren noch undeutlich; bei der zweiten aber hatten sich die Schiffe schon so weit genähert, daß man den Gesang verstehen konnte. Der Deutsche vernahm die vier Verse:

„Gerebd el beled, gered laoda,
Tered ab schora a loba hamoda.
Ja Rabb, sber t'abil taragu,
De gib nau mah moktaf rafiqu."

Man sieht, daß diese Verse sich reimen. Ins Deutsche übersetzt, lauten sie:

„Immer näher der Heimat.
Singen und freuen wir uns herzlich,
O Gott, gib gute Fahrt,
Wind und den Ruderern Kraft!"

Jetzt kam das erste Schiff um die Krümmung. Es war ein Sandal und hatte volle Segel an den zwei Masten. Vom Vordermast ging das Zugseil nach dem jenseitigen Ufer, an dem man etwa ein Dutzend Männer sah, welche sich vorgespannt hatten. Hinten neben dem Steuermann standen zwei Personen, welche sehr in die Augen fielen, eine sehr lange und sehr dürre, in arabische Tracht gekleidete Gestalt und neben derselben ein Mann, dessen Kleidung aus drei Stücken bestand. Das erste war eine Art Badehose, welche kaum bis an das Knie reichte, das zweite ein Pantherfell, welches ihm hinten von den Schultern niederhing, und das dritte eine sehr hohe, zuckerhutförmige Kopfbedeckung, welche ganz mit Kaurimuscheln bedeckt war und von deren Spitze bunte Glasperlen herabhingen. Sein Gesicht war nicht ganz negerschwarz.

„Der Lange ist Abu el Mot," sagte der „Sohn des Geheimnisses".

„Ist er es?" antwortete der Graue. „Diesen Kerl muß ich mir genau betrachten."

Er legte sein Fernrohr auf den Rand des Bootes und richtete es nach dem berüchtigten Sklavenjäger. Dann fuhr er fort:

„Er hat freilich ganz das Aussehen des Todes. Dieser Mensch ist ein wahres Gerippe. Wer mag der andre sein, welcher neben ihm steht?"

„Er ist ein Beng-bid*) der Nuehr, denn bei ihnen dürfen nur die Anführer solche Mützen tragen. Siehst du die Schwarzen, welche mit den Stoßstangen arbeiten und dabei singen? Das sind Nuehr. Ich ersehe das aus der Art und Weise, wie sie ihr Haar tragen."

„So kommt dieser Abu el Mot viel eher, als ich dachte. Wie weit haben wir noch bis zur Seribah Madunga?"

Wir werden sie gerade mit Sonnenuntergang erreichen. Sie liegt am rechten Ufer des Stromes; darum hat Abu el Mot sich an das linke gehalten. Wären wir nicht so schnell umgekehrt, so hätten diese Leute uns jetzt schon entdeckt. Weil ihnen die Lebensmittel fehlen, beeilen sie sich sehr und verlassen sich nicht bloß auf den Wind.

Dieser war dem Sandal günstig, denn er kam aus Nord. Die Stoßstangen vermehrten die Geschwindigkeit des Fahrzeuges so, daß die Leute, welche am Ufer am Seile zogen, Trab laufen mußten.

Als der Sandal vorüber war, erschien das zweite Schiff, ein etwas kleinerer Noger, welcher auch unter vollen Segeln ging und überdies vom Ufer aus am Seile gezogen wurde. Sein Deck war von Nuehrs gefüllt.

Das Lied war zu Ende; man hörte wieder das einfache heh — lih, heh — lih, welches desto leiser wurde, je weiter sich die beiden Schiffe aufwärts entfernten. Doch erst nach einer Viertelstunde hatten sie eine so genügende Strecke zurückgelegt, daß der „Sohn des Geheimnisses" sagen konnte:

„Jetzt kann man uns nicht mehr sehen. Es war mir doch bange, als sie vorüberkamen. Allah sei Dank, daß wir nicht entdeckt worden sind!"

„Pah! Was hätte uns geschehen können!" meinte der Graue.

„Zu Sklaven hätte man uns gemacht."

„Auch mich?"

„Uns sicher."

„Wir hätten uns gewehrt."

„Wahrscheinlich ohne Erfolg. Deine Waffen sind vortrefflich, aber wir wären doch zu schwach gegen diese Uebermacht gewesen. Besser ist es auf jeden Fall, daß wir gar nicht gesehen worden sind. Jetzt wollen wir fort."

Der Anker wurde aufgenommen, und dann nahm das Boot die unterbrochene Fahrt wieder auf. Die Ruderer strengten ihre Kräfte doppelt an, um die versäumte Zeit einzubringen.

Als die Sonne hinter dem linken Ufer des Stromes und den dort stehenden Bäumen verschwunden war, zeigte es sich, daß der Steuermann ganz richtig geschätzt hatte. Man sah am rechten Ufer eine breite Mischrah, unter welchem Worte man eine Landestelle für Schiffe, eine Tränkstelle für die Herden und zugleich einen Weg versteht, welcher vom hohen Ufer herab nach dem Flusse führt.

„Das ist die Seribah," sagte der „Sohn des Geheimnisses."

„Das?" fragte der Graue, indem er den Platz betrachtete. „Man sieht doch nichts von ihr!"

„Weil sie nicht am Wasser, sondern auf dem Thaharah*) liegt. Ich kenne den Herrn, welchem sie gehört, und weiß, daß er uns willkommen heißen wird."

Er steuerte das Boot nach der Mischrah und legte an derselben an. Man ließ den Anker fallen und befestigte das Fahrzeug außerdem an einen der Pfähle welche zu diesem Zwecke eingerammt waren. Ein zur Seribah gehöriger Kahn lag nicht am Ufer. Man pflegt die Boote innerhalb der Umzäunung aufzubewahren, damit sie nicht weggeführt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Großer Herr" Häuptling.

*) Hohes Ufer, Landrücken.

Der höchste steinerne Bau der Welt.

Die höchsten Bauwerke der Erde sind bekanntlich die Paulskirche in London mit 111, die Kathedrale in Metz mit 118, die Michaeliskirche in Hamburg mit 131, die Stephanskirche in Wien mit 137, die Cheops-Pyramide in Egypten mit gleichfalls 137, das Straßburger Münster mit 142, der Kölner Dom mit 159 und das Washington-Denkmal in Washington mit 175 m. Dazu gesellt sich in neuester Zeit, alle diese weit überragend, der Eiffelturm der Pariser Weltausstellung mit nicht weniger als 300 m. Aber er nimmt insofern eine Ausnahmestellung ein, als er nicht aus Stein, sondern aus Eisen erbaut ist und trotz seiner Kosten von 7½ Millionen Frank wohl nicht lange Bestand haben wird, wenn man jetzt auch beschlossen hat, ihn zunächst 20 Jahre stehen zu lassen. Vom Eiffelturm also abgesehen, wird künftig eine Esse die Ehre haben, das höchste Bauwerk, und zwar steinerne, der Erde zu sein. Sie soll volle 200 m in die Höhe geführt werden und ihren Platz in den Anlagen

der königl. sächsischen Schmelzhüttenwerke zu Halsbrücke bei Freiberg finden. Ihr Zweck ist, daselbst die zum Teil sehr giftigen Gase, welche dem Hüttenwerke entweichen, in so hohe Luftschichten zu führen, daß dieselben für die Umgebung nicht mehr belästigend wirken. Bei ihrer noch nicht dagewesenen Höhe wird ihr diese Aufgabe auch mit Leichtigkeit gelingen, denn der Riesenschornstein allein, welcher auf dem rechten Muldeufer in Halsbrücke aufgeführt wird und schon mit seinem Fundament 60 m höher als die Hütte zu liegen kommt, soll bei einer lichten Weite von 5 m noch eine Höhe von 140 m erhalten. Der Fuß des Schornsteins, das Fundament, hat eine Ausdehnung von 12 m im Quadrat. Auf diesem erhebt sich das 9 m hohe reichverzierte Postament, auf welchem sich die 131 m hohe runde Säule aufbaut. Die Anfuhr sämtlicher Baumaterialien ist wegen der bergigen Oertlichkeit mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Das Hinaufbringen derselben auf den Schornstein geschieht durch einen selbstthätigen Aufzug, welcher durch eine Lokomobile angetrieben wird. An Eisen- und Kupferteilen läßt der Schornstein etwa 20000 kg in sich einmauern. Die Anzahl der Ziegelsteine, welche zur Verwendung gelangen, beträgt etwa 1500000. Die Herstellungskosten des riesigen Schlotes belaufen sich auf nicht viel mehr als 120000 Mark. Die Ausführung des Baues ist einem Chemnitzer Architekten übertragen, der sich in dem Fache der Schornsteinbauten einen besonderen Ruf im In- und Auslande erworben hat. Wünschen wir der Ausführung des eigenartigen Werkes, zu dem schon die Vorarbeiten vollendet sind, den glücklichsten Verlauf!

Der tapfere Rekrut.

Bei einer Belagerung der Feste Philippsburg durch die Franzosen wurde auch ein Sturmangriff auf die Werke unternommen. Zwölf Grenadiere erhielten die Ordre, den Wall heimlich, an einer ganz abgelegenen Stelle, die nicht besetzt war, zu ersteigen. Es stand hier außer einem einzigen Rekruten keine weitere Mannschaft von der aus der Reichsarmee entnommenen Besatzung, da der Kommandant nicht entfernt vermutete oder besorgte, daß gegen diesen Teil der Festung ein Angriff unternommen werden würde.

Dieser einsame Wächter aber, der Rekrut, war ein sehr schlauer Kopf und äußerst gewissenhafter Soldat, zugleich ein aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn vorging; er stand schlagfertig hinter der Brustwehr, seine große Hellebarde bereithaltend, als ob jede Minute ein ganzes feindliches Heer vorrücken würde. So steht er schon lange, lange, alles bleibt ruhig, von einem Feind ist weit und breit nichts zu sehen; ein andrer, weniger gewissenhafter Sohn des Vaterlandes hätte vielleicht sich ein bißchen Ruhe gegönnt oder hätte dem Schlaf nachgegeben, der sich durch wiederholtes Gähnen bei unsrem Rekruten bemerkbar machte, aber dieser unterlag der Versuchung nicht, er spitzte die Ohren fortwährend und riß die schlaftrunkenen Augen noch weiter auf — und siehe! da gewahrt er plötzlich ganz dicht vor sich ein schnurrbärtiges Gesicht, 's ist das Gesicht eines feindlichen Grenadiers, er kann sich nicht irren und dieser Grenadier erhebt gerade den Fuß, um auf den Wall zu steigen.

„Ho, ho," brummt der Rekrut vor sich hin, „das ist mal ein kecker Bursche, dem muß man den Weg weisen," und mit einem kräftigen Stoß des Speers stürzt er diesen frechen Gesellen von der Leiter hinunter. „So," sagt er, „dem ist für seine Keckheit gethan, dem fällt's nicht mehr ein, seine Nas' da herüber zu mir zu strecken, dir mögen die Knochen nicht übel weh' thun" aber sieh', gerade hat er das letzte Wort über die Lippen gebracht, da grinst abermals das bärtige Gesicht ihn an und zugleich saust eine Kugel an seinem Ohre vorbei: „Potz Donnerwetter, daß dich" — ruft der Rekrut, „bist schon wieder da, bist wieder aufg'stande mit heiler Haut und zahlst mir jetzt heim, aber wart', diesmal fehl' ich dich nicht," damit stößt er mit aller Wucht, ganz wütend über diese grenzenlose Frechheit des Grenadiers, seine Hellebarde auf die Brust des Feindes, der denn auch kopfüber hinunterstürzte von wo er heraufgeklommen war.

Unser Rekrut hatte kaum verschnauft und sich den Schweiß von der Stirn abgewischt, da — er traut seinen Augen nicht, 's muß Teufelslist und Blendwerk sein, am Ende gar der „Gottseibeiuns" in eigener Gestalt — erscheint über dem Wall zum drittenmal das bärtige Gesicht des Grenadiers. Jetzt geht unsrem Rekruten aber die Geduld aus, mit einem Stoß, zu dem er seine ganze Kraft zusammenrafft — und diese war nicht gering — thut er einen Ruck mit seiner Hellebarde, daß er ums Haar das Gleichgewicht verloren hätte und denkt dabei: „Nun, wenn der schon dreimal abgewiesene Naseweis damit nicht genug hat, dann steht er mit wer weiß wem im Bunde." Und — so scheint's wirklich zu sein, der Grenadier streckt den Kopf nach einem Weilchen wieder über den Wall — und erst nachdem er zwölfmal von unsrem erbosten, tapferen Verteidiger des Walles, der schließlich ganz rasend wurde, in den Graben hinabgestoßen worden war, zeigte er sich nicht mehr. „Jetzt hat er aber doch endlich g'nug, jetzt isch ihm der Spaß vergange, ich glaub' der muckst nicht mehr da unten," sagte der Rekrut, keuchend von der letzten Anstrengung, „ich hab's aber jetzt auch satt, bei Gott, mein Arm ist halb lahm, ich fürcht', zum dreizehntenmal hätt' ich den Schlingel nicht mehr abhalten können von seiner Visit'."

Nach Verlauf einiger Stunden erfolgte die Ablösung des einsamen Postens, und als der Weibel fragte, ob hier etwas vorgefallen sei, lautete die gleichmütige Antwort: „Nichts von Belang, nur hat ein naseweiser, feindlicher Grenadier die Frechheit gehabt, da über den Wall z'gucken, ja, ich glaub' fest, er hat sich erdreisten wollen, heraufzusteigen, ich hab' dem Sappernent zwar recht tüchtige Stöße versetzt, so daß er kopfüber in den Graben gepurzelt ist, aber der ließ sich nicht vertreiben, der muß Knochen von Eisen haben, er kam immer wieder, rein um den Narren mit mir z'treiben — aber ich hab' ihm doch endlich dafür gethan — als er zum zwölftenmal wieder sein' Schädel hat blicken lassen, hab' ich ihm versetzt mit meiner Hellebarde eins, daß er sein Lebtage dran denken wird, wenn ihm nicht 's Lebenslicht ausblasen ist."

Der Weibel ließ sofort im Graben nach dem feindlichen Grenadier suchen, aber was erblickte man, was fand man? Zwölf Grenadiere, welche der mutige, tapfere Rekrut nacheinander von der Sturmleiter ohne Ahnung hinuntergestürzt und getötet hatte. Er selbst war gar nicht so sehr erstaunt bei dieser Entdeckung! Er sagte: „Na, hätte es denken können, der müßte ja ein zähes Leben gehabt haben." Diese ruhmvolle, seltene That wurde dem Kommandanten der Festung gemeldet und dieser belohnte den treuen, braven Rekruten reichlich und belobte ihn vor der ganzen versammelten Mannschaft.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

„Nun ist die Reihe an mir, auf den Handel zu verzichten, Mr. Sanford," entgegnete Toby mit kaum verhaltener Wut, und versuchte vom Sattel aus einen Blick über den Palissadenzaun zu werfen. „Wir sind gekommen, um Lynchjustiz an den Sioux zu üben, und raten Euch zu Eurem eigenen Besten, dieselben ohne Umstände herauszugeben."

„Dann können wir nur bedauern, daß Ihr den weiten Weg umsonst gemacht habt," versetzte Frank mit der größten Ruhe. „Ihr kommt zu spät, unsre Gäste sind gleich nach dem Eintreffen meines Bruders abgeritten, mich wundert nur, daß Ihr ihnen nicht begegnet seid. Uebrigens mäßigt Euch, Toby! der Unterhäuptling, welcher mehrere weiße Frauen besitzt, hatte sich nur hiehergewagt, um uns und durch uns euch alle zu warnen; denn die Sioux haben in den nächsten Wochen einen ernstlichen Ueberfall vor, mit welchem die milder gesinnten Stammesbrüder nicht einverstanden sind."

Und nun tischte Frank dem rachedurstigen Irländer eine lange, äußerst glaubliche Geschichte auf, welche dessen mit Sommersprossen dicht bedecktes Gesicht völlig glättete.

„So hattet Ihr recht, Mr. Sanford," erwiderte der rote Toby, „und ich bitte Euch alle bösen Worte von ganzem Herzen ab. Aber einen kräftigen Schluck werdet Ihr mir und meinen Begleitern nicht versagen, Mr. Sanford?"

„Wenn Ihr bezahlen könnt, gewiß nicht, Toby!" antwortete Joe, welcher inzwischen auf den Hof getreten war und diese Zumutung mit angehört hatte. „Wir sind arm, Ihr wühlt im Golde, so daß es sich wohl geziemt, Eure Forderung mit klingender Münze zu begleiten. Kommt herein und steiget ab! Eine Flasche Branntwein mögen wir noch entbehren können."

Die Bestimmtheit, mit welcher die beiden jungen Leute dem Ungestüm der rohen Schar entgegentraten, namentlich aber die unerwartete Nachricht, welche Frank gegeben hatte, ernüchterte die Goldgräber völlig. Sie ritten auf den Hof, ohne abzusteigen, tranken ein Glas Brandy mit Wasser und Zucker, bezahlten dasselbe und empfahlen sich. Toby versprach an einem der nächsten Tage vorzusprechen und bat, ihm einige Schock Eier aufzuheben.

„Gott sei Dank, Joe, tausendmal Dank, daß diese drei Besuche so glücklich abgelaufen sind!" rief Frank erleichtert aus, als sich der von den Reitern aufgewirbelte Staub in der Ferne verlor. „Mein Lebtag will ich an die peinlichen Stunden denken, welche ich hier ohne dich zubringen mußte. Feinde drinnen, ein noch schlimmerer Freund draußen, und ich allein zwischen beiden; das war nicht angenehm, Joe."

„Und ich werde aller Welt erzählen, einen wie wackeren Bruder ich habe," erwiderte Joe. „Du hast dich brav gemacht und den Schurken gebührend behandelt. Man weiß wahrhaftig nicht, ob man die Sioux oder solche weiße Subjekte mehr fürchten soll. Eins aber wird mir heute klar, Frank, daß wir unser Gehöft lieber unbewacht lassen und beide nach Deadwood fahren müssen, um einander jeden Augenblick beschützen zu können."

Die nächsten Wochen verflossen ungestört; kein Sioux ließ sich blicken, und die Brüder trieben einen flotten Handel mit den Goldgräbern, auch mit Toby, welcher noch immer nicht dahinter gekommen war, daß der gutmütige Frank ihn durch List an der Ausführung seines mordlustigen Planes verhindert hatte. Da verbreitete sich eines Tages das Gerücht, die fürchterlichen Indianer zögen in großer Masse heran; umherstreifende Jäger waren auf einen Platz im Walde gestoßen, wo unverkennbar eine zahlreiche Horde gelagert hatte. Die Weißen waren auf ihrer Hut, auch Joe und Frank, soweit davon bei ihnen die Rede sein konnte. Tag und Nacht lagen Büchsen und Revolver schußbereit neben ihnen, und sie unternahmen die Fahrt nach den umliegenden Flecken nur gemeinsam.

Als sie einmal mittags von Deadwood heimkehrten, ward ihnen eine große Ueberraschung. Aus dem gegenüberliegenden Walde traten halb schüchtern, halb freudig drei weiße Kinder hervor, Knaben im Alter von zehn bis zwölf Jahren. Sie hatten jeder einen grünen Zweig in der Hand und waren von drei großen Hunden begleitet. Joe rief die Kinder nahe heran und erkundigte sich, woher sie gekommen wären und wohin sie wollten.

„O, Herr, die Sioux sind in der Nähe, und Dasfar, welchen Ihr neulich mit zwei seiner Krieger beherbergt habt, war an Eurer Pforte, fand dieselbe jedoch verschlossen," erwiderte der älteste Knabe in gutem Englisch.

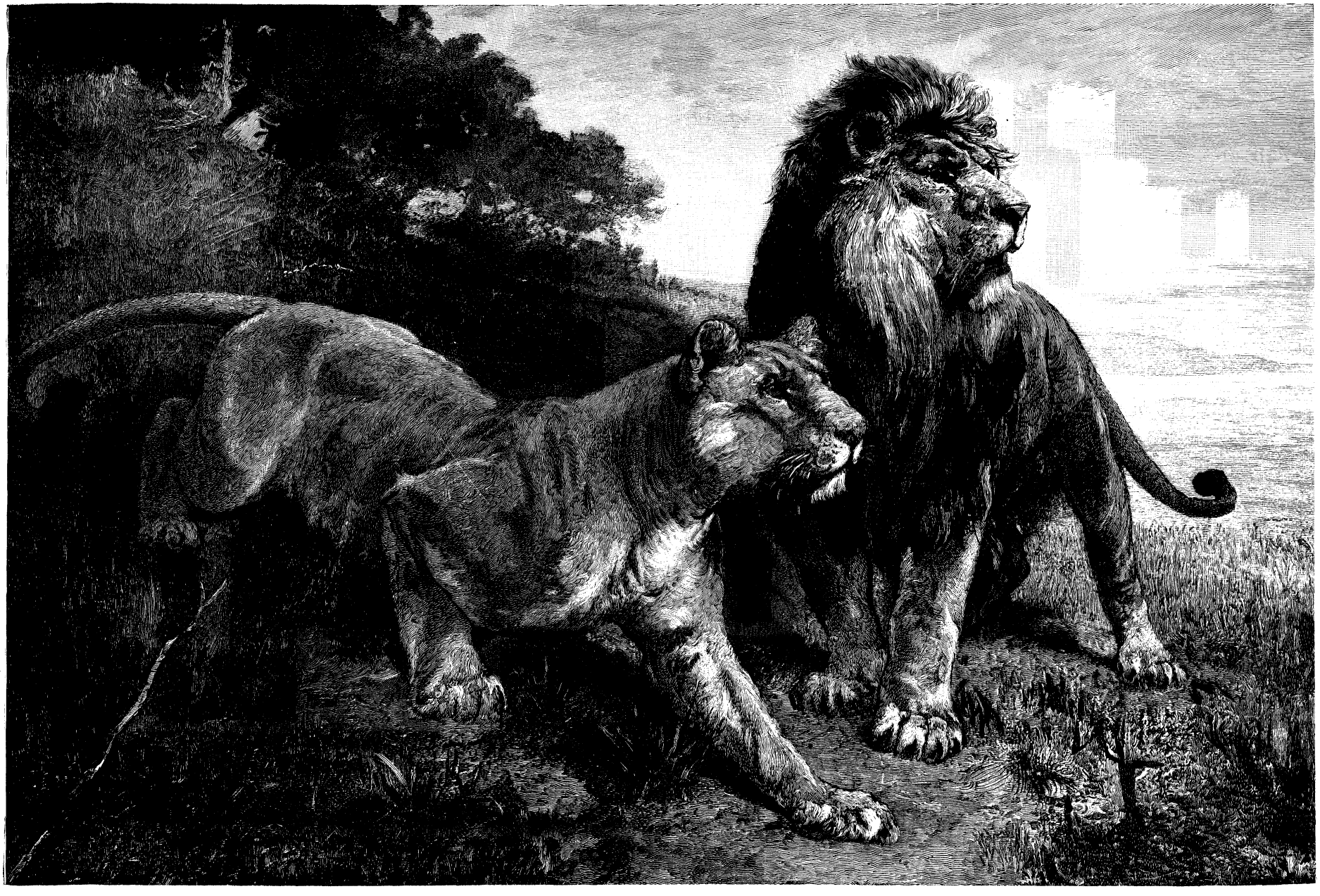
„Gehört ihr denn etwa zu den Sioux?" fragte Joe weiter.

„Wir sind vor zwei Jahren mitgeschleppt worden, nachdem unsre Eltern ermordet waren," versetzte der Knabe, „und sollten bei den Indianern bleiben. Doch Dasfar hat uns die Freiheit geschenkt zum Dank dafür, daß Ihr drei Sioux gerettet habt. Er ließ uns hier zurück, um Euch zu bitten, daß Ihr uns bei Euch behieltet."

„Nun behaupte noch jemand, daß diese von aller Welt verabscheuten Wilden keine Tugenden besäßen," sagte Joe zu seinem Bruder. „Dasfar stattet dir, lieber Frank, den schönsten Dank ab, welchen du wünschen kannst, du bist's, welcher diese drei lieben Kinder aus Knechtschaft und Elend gerettet hat! — Von Herzen gern wollen wir euch Aufnahme gewähren, arme Kinder," fuhr Joe dann fort. „Besitzet ihr noch Verwandte, so bringen wir euch zu diesen; steht ihr allein, so wollen wir nach Dasfars Wunsch die Sorge für eure Zukunft übernehmen."

„Ihr seid zu gütig Herr," entgegnete der älteste Knabe, welcher Albin hieß. „Wie sollen wir Euch jemals danken! Mark und Zacky, wir müssen den weißen Männern dienen mit all unsern Kräften, sie erweisen uns die größte Wohlthat."

Joe und Frank drückten die lieben Kleinen an sich, als wären es ihre eigenen jüngeren Geschwister, und versicherten dieselben, daß Dasfar ihnen keine größere Freude hätte machen können. Sie führten die Knaben in das Haus und kleideten sie, so gut dies in der Eile möglich war, gaben ihnen zu essen und zu trinken, bereiteten ihnen eine Lagerstätte und wiederholten ihnen immer aufs neue, daß sie sich im Mitbesitz alles dessen betrachten sollten, was sie hier sähen. Am nächsten Morgen schon fuhren die Brüder mit ihren Schützlingen nach Deadwood, kauften ihnen dort Hemden, Strümpfe, Schuhe und Kleider, und die Kinder kamen sich nach so langer Trübsal wie Wesen vor, denen die sorgsamen Eltern durch ein Wunder wieder gegeben wären. Was sie von den Sioux erzählten, konnte allerdings wenig für diese Wilden begeistern. Mord und Brand,



Der Herr mit dem dicken Kopfe und seine Frau.

Raub und Menschenraub waren die Zwecke, welche diese Indianer auf ihren Zügen nach Osten hin verfolgten; fünf weiße Weiber und etwa noch ein Dutzend Kinder befanden sich allein bei derjenigen Horde, deren Häuptling Oasfar war. An die Rettung dieser Unglücklichen konnten die Brüder nicht denken; sie hätten es so gern gethan, wenn sie dafür auch noch viel schlimmere Gäste als Oasfar und seine beiden Begleiter hätten aufnehmen und gegen die Wut der Weißen schützen müssen. Albin, Mark und Zacky machten sich auf dem Gehöft sehr nützlich. Sie besorgten die Pferde und das Federvieh, gingen auf die Jagd und hüteten das Haus, wenn Joe und Frank nach Deadwood fuhren.

„Uns geschieht kein Leid von den Sioux," versicherte Albin, als die Brüder Bedenken trugen, sie zum erstenmal allein zu lassen. „Wir sind jedem Manne des ganzen Stammes bekannt, und jeder weiß auch, daß wir und warum wir die Freiheit erhielten. Auch ihr habt nichts zu fürchten," fuhr Albin fort. „Die kaum sichtbaren Linien, welche Oasfar auf eure Pallisaden gezeichnet hat, beschützen euch vor allen Ueberfällen. Eure Hütte ist den Wilden heilig."

Jetzt erst wurden Joe und Frank auf die mit braunroter Erde ausgeführten Striche aufmerksam, welche die Pforte und die nächsten Pfosten links und rechts bedeckten; Oasfar hatte ihnen damit einen wertvolleren Schutz geschaffen, als wenn der Kommandant aus Fort Berthold zwanzig Soldaten in ihr Gehöft gelegt hätte.

Immer näher zogen die Sioux heran, trieben die Goldgräber zurück und brandschatzten schon östlich vom Sage Creek. Das Gehöft blieb verschont, kein Indianer, nicht einmal Oasfar, welchen die Brüder gern bei sich aufgenommen haben würden, sprach in der Hütte vor, die nun so manchen Flüchtlingen, unter diesen auch dem mehrfach hart verfolgten roten Toby, den sichersten Zufluchtsort bot. Der Knall der Gewehre in den Händen der sich bekämpfenden Soldaten und Indianer drang bis auf den Hühnerhof, welcher häufig von Truppen besetzt wurde; doch in diesem Falle zogen sich die Sioux zurück, als fürchteten sie, ihre weißen Freunde durch den Kampf in der nächsten Nähe ihres Wohnortes in Gefahr zu bringen. Niemand konnte sich auf die Straße hinauswagen, ohne sich der wahrscheinlichsten Todesgefahr auszusetzen, Joe und Frank wurden auf ihrer Fahrt nach Deadwood niemals belästigt. Albin und seine beiden Schicksalsgenossen schweiften auch während der heißesten Kampfestage in den Wäldern umher, suchten die befreundeten Sioux auf und brachten mehrfach einen Gruß von dem Häuptling Oasfar zurück, wenn Joe und Frank demselben eine Flasche Rum, Tabak und Cigarren zugeschickt hatte.

Ende August erst wurden die Truppen Herr über die Indianer, welche sich, in kleinere Horden aufgelöst, westlich in die unzugänglichen Berge zurückzogen. Alle weißen Bewohner atmeten auf, daß sie von dieser furchtbaren Geißel erlöst wären; die weißen Knaben aber blieben dabei, daß die Wälder noch voll von Indianern steckten, und daß diese aufs neue hervorbrechen würden, sobald sie die Truppen in Sicherheit gewiegt hätten. Die Knaben fanden wiederholt Spuren von indianischen Lagerplätzen, wo etwa zwanzig Krieger mit ihren Familien gerastet und abgekocht hatten, sprachen aber die Sioux nicht mehr; es war, als fürchteten diese von den freigelassenen Kindern verraten zu werden, wenn sie sich selber blicken ließen. Hie und da wurden ein paar Weiße erschlagen, die sich allzu sicher wähnten, und man schob die Mordthaten mit Recht auf die Sioux. Doch die Dörfer und Flecken wurden nicht mehr angegriffen, weil die Hauptmacht heimgezogen war.

15. Oasfar, der edle Sioux-Häuptling.

„Wir werden nun bald nach Südwesten zurückgehen, Kinder, um hier nicht den langen, harten Winter verleben zu müssen," sagte Joe im Spätherbst zu den drei freigelassenen Knaben.

„So nehmt uns mit, Joe!" antwortete Albin. „Auch in Eurer alten Heimat hoffen wir Euch nützlich zu werden."

„Gewiß, Albin!" versetzte Joe. „Ihr sollt uns begleiten. Vielleicht kehren wir zum nächsten Frühling hieher zurück, vielleicht erbauen wir uns auch in Colorado ein neues Haus. Und da könnt ihr dann schaffen nach Herzenslust."

„Auch Hühner und Enten pflegen?" erkundigte sich Mark, ein weißer Wildling, welcher sich noch immer nicht an ein seßhaftes, friedliches Leben gewöhnen konnte.

„Das wirst du da nicht nötig haben," entgegnete Frank lachend. „Du kannst jagen und fischen, kannst unsre Kühe versorgen und wertvolle Pelze erwerben, kannst Büffel und wilde Pferde beschleichen, Bären und Panther in ihren Höhlen aufsuchen. Auch an wilden Indianern fehlt es dort nicht, deren Freundschaft du bald erwerben wirst."

„Ach, Frank, wie schön!" erwiderte der elfjährige Mark. „Dann laßt uns doch sobald wie möglich aufbrechen! Hier ist es gar langweilig, seit die Sioux sich nicht mehr blicken lassen."

„Und unsre weißen Nachbarn gefallen mir gar nicht, weil sie immer nur von der Ausrottung der guten Indianer sprechen," sagte nun der noch jüngere Zacky.

„Aber diese haben dir doch Vater und Mutter erschlagen," antwortete Frank erstaunt. „Wie magst du sie nur gut nennen? Es sind doch Mörder und Räuber, und du würdest zu demselben Beruf herangebildet worden sein, wenn sie dich nicht freigegeben hätten. Oasfar mag edler denken als die andern Sioux, aber im Unrecht ist er doch."

Der kleine Zacky sah den jungen Mann, welcher nun wie ein Vater für ihn sorgte, mit großen, fragenden Augen an; er wußte nicht gleich, was er entgegnen sollte, billigte aber die ausgesprochene Ansicht nicht so ganz.

„Die Sioux sind Wilde, böse Wilde, wenn Ihr wollt," versetzte er dann. „Aber ich wünschte, daß Ihr sie einmal reden hörtet. Die weißen Männer haben sie aus ihren Jagdgründen verscheucht und in die schaurigen Berge zurückgetrieben, haben die Büffel ausgerottet und die braunen Männer, die rechtmäßigen Besitzer des Landes, dem Hunger preisgegeben. Ja, Frank, wir alle haben oft gehungert und waren nicht gerade freundlich gegen euch gesinnt, daß ihr dies Elend über uns brachtet. Nun saget selbst, wer hat die Indianer bös gemacht, wer ist schuld daran, daß sie immer erneut mit Gewalt die verlorenen Güter wieder zu erwerben trachten? Die weißen Krieger schießen dann erbarmungslos auf die hungrigen Indianer und treiben diejenigen ins Elend zurück, welche ihrem Blei entgingen. Nein, Frank, das ist grausam und ungerecht, das muß die Sioux aufs heftigste erbittern. Sie haben meine Eltern erschlagen, auch zwei meiner älteren Brüder, welche tags zuvor ein Nachtlager der Sioux überrumpelt hatten. Ich habe geweint, viele Wochen geweint, daß meine lieben Eltern eine so furchtbare Strafe treffen mußte; ich sehe es noch, wie sie einzeln fielen; ich duckte mich unter mein Bett in der Hoffnung,

daß die Wilden mich nicht finden würden. Da ging das Blockhaus in Flammen auf, und mir blieb nur die Wahl, lebendig zu verbrennen oder durch die Hand der Wilden zu sterben. Da ich den letzteren Tod vorzog, stürzte ich nackend ans Fenster hin und versuchte mich durch die Eisenstäbe hindurchzuzwängen, konnte aber nicht ins Freie gelangen und begann jämmerlich zu schreien. Da war es Dasfar, welcher mich rettete. Ohne lange zu fragen, ob ich bei den Sioux bleiben wollte, eilte er über den lichterloh brennenden Flur in das Zimmer, in welchem ich mich befand, griff nach mir und trug mich aus den Flammen hinaus, wobei ihm Haut und Haare versengten. Seine Weiber mußten mich pflegen, als wäre ich ihr eigenes Kind, ich erhielt immer die saftigsten Bissen. Ja, Frank, sie sind Mörder, aber Mörder aus Notwehr, sie sind noch lange nicht die schlimmen Mörder wie unsre weißen Soldaten, welche den ganzen Stamm vertilgen wollen. Meine armen Eltern und meine Brüder sind bei dem lieben Gott, sie haben bitter büßen müssen und doch kann ich noch heute den Sioux nicht böse sein."

„Du bist ein gutes, dankbares Kind, lieber Zacky," erwiderte Frank und drückte die Waise an sich, welche so jung aus der Gesellschaft der Weißen fortgeführt war und in dem Lager der Indianer auch deren Anschauungen in sich aufgenommen hatte. „Du vergibst denen, welche dir das Liebste auf Erden raubten, und verteidigst sie nach deiner Ueberzeugung. Laß uns denn hoffen, lieber Zacky, daß bald auch mit den Sioux ein ewiger Friede geschlossen werden wird, wie dies mit den Komantschen in unsrer Reservation geschah, und daß deine indianischen Freunde die Jagdgründe wiedererhalten, welche zu ihrer Ernährung nötig sind. Der weiße Mann, welcher Bildung und Gesittung mit sich über den ganzen Erdball bringt, hat ein gutes Recht zu verlangen, daß die wilden Völker sich ihm fügen und von ihm lernen. Bedauerlich aber ist es, daß die Vorposten für die aus dem Christentum entspringenden Tugenden wilde Jäger, unrechtmäßige Ansiedler oder rauflustige Goldgräber sind, welche den roten Mann schonungslos aus seinem Gebiet verdrängen. Das wird anders werden, Zacky, tröste dich! Es kommt die Zeit, wo auch die Sioux friedlich unter den Weißen leben."

„Und das habt Ihr bereits in Colorado erreicht?" fragte Albin erfreut. „Dort bekriegen sich die Weißen und Roten nicht mehr?"

„Wir haben eine Grenze gezogen," antwortete Joe, „die beide Teile achten. Wir besuchen einander, jagen zusammen, tauschen unsre Waren aus und halten gute Nachbarschaft."

„Dann wollen wir abbrechen, Joe, lieber heute als morgen!" riefen alle drei Knaben wie aus einem Munde, „und so nahe wie möglich bei Euren Komantschen unser neues Gehöft begründen!"

„Geduldet euch, bis die Männer kommen, welche uns auf dem Heimwege geleiten werden," sagte Joe. „Ein mächtiger Herr, welcher Vaterstelle an uns vertritt, der Oberst Carroll, hat uns durch einige seiner Leute hieher schaffen lassen und versprochen, daß er uns vor Einbruch des Winters wieder abholen lassen wollte, täglich können die Knechte kommen."

(Fortsetzung.)

Das Einsammeln und Präparieren der Pflanzen für das Herbarium.

Bei unsren lieben Kameraden hat sich zu keiner Zeit ein so reges Interesse für die Pflanzenwelt gezeigt, als in der gegenwärtigen. Wir zählen eine Anzahl recht eifriger Sammler zu den Unsrigen. Und dieser Art der Hinneigung zu den farbenprangenden Kindern Floras können wir unsre Anerkennung nicht versagen.

Von jedem, dem die Natur sich wahrhaft offenbaren soll, verlangt dieselbe auch, daß er sich unmittelbar mit ihr beschäftige, sie an der Quelle ihres Lebens aufsuche. Darum ist es die erste Pflicht des jungen Botanikers, selbst zu sammeln, selbst die Fluren zu durchforschen, sei es in der moorigen und heidigen Ebene, sei es in niederen Gebirgen oder auf den frostigen Alpen. Er lernt dadurch gleichzeitig die Pflanzen im Zusammenhange mit der ganzen Natur kennen. Neben den blühenden Pflanzen soll er darum auch einen Blick für den Bau der Erde, für die gesamte Pflanzenwelt, die Moose, Flechten, Pilze, Algen und Tierwelt haben, wenn er dieser auch keine speciellere Aufmerksamkeit zu widmen im stande ist. Wir brauchen nicht nach den Sternen zu greifen, um zu erkennen, wie wenig die Natur bedarf, um ihre Wunder zu entwickeln. Verweilen wir einen Augenblick bei der Pflanzenwelt.

Draußen auf dem Saatfelde, dem Raine und der Wiese grünt und blüht schon alles in bunter unentwirrbarer Herrlichkeit! Am Rande des Waldes, auf der Spitze einer wettergeprüften Föhre, sitzt ein Sauger, der von da oben herab so kraftvolle, so klangvolle und melodische Töne erklingen läßt, daß es gar feierlich, wie ein Kirchengesang in den stillen Wald hineinschallt. Dazwischen ertönt auf dem Felde draußen der Schlag der Wachtel, sanft und gleichmäßig und hell, gleich einem Liedchen der Ordnung. Des Abends, beladen mit gesammelten Schätzen aus der Blumenwelt, kehret ihr heim und freut euch des wiedererstandenen Frühlings.

Wie präpariert ihr nun die gesammelten Pflanzen mit wenig Kosten?

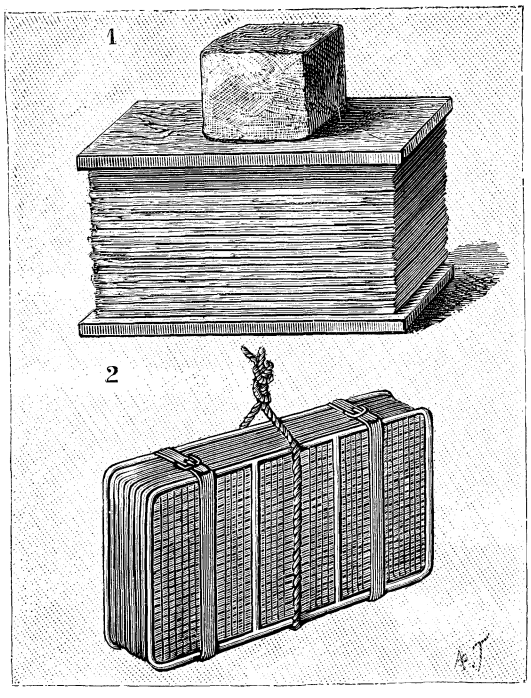
Diese Frage zu beleuchten, sei die Aufgabe nachstehender Zeilen. Um die gesammelten Blumen gut nach Hause zu bringen ist es am besten, wenn man sich der Botanisierkapsel bedient. Die zarteren Pflänzchen wickelt man noch besonders in Papier, damit sie nicht verletzt werden. Möglichst vermeide man auch Pflanzen einzusammeln, auf denen Tau und Regen liegt; sollte aber letzteres nicht zu vermeiden sein, so läßt man das Wasser erst abtrocknen, ehe man sie einlegt. Am besten thut man, die gesammelten Pflanzen nach der Exkursion sofort einzulegen. Ist man aber genötigt, diese Arbeit erst am nächsten Morgen vorzunehmen, so hat man darauf zu achten, daß sie inzwischen nicht verwelken oder auf eine andre Weise verderben. Vor allem sucht man zu umgehen, daß saftreiche Pflanzen nicht längere Zeit beisammen eingeschlossen bleiben, da sie sonst schwitzen und nachmals schwarz werden. Es ist entschieden vorteilhafter, wenn man sie aus der gedrängten Lage befreit und währenddem in eine mit etwas frischem Wasser gefüllte Blumenvase stellt. Die zarteren Pflänzchen kann man dagegen ruhig in der Kapsel bis zum andern Morgen liegen lassen.

Vor dem Einlegen kauft man sich eine Partie Strohpapier. Dasselbe ist dem gebräuchlichen Löschpapier aus verschiede-

nen Gründen vorzuziehen. Es hat den Vorzug, ungemein schnell zu trocknen, weil es die Feuchtigkeit weniger leicht an sich zieht, auch ist es von größerer Steifheit und Widerstandsfähigkeit, welche den zu pressenden Pflanzen eine platte Lage verleiht, dann ist es auch billiger, was man auch in Erwägung zu ziehen hat.

Hat man nun das Strohpapier so zurecht geschnitten, daß es genau die Größe besitzt, die man dem Herbar zu geben beabsichtigt, dann muß man noch eine Partie Zwischenlagen vorrichten, indem man fünf Bogen ineinanderlegt.

Nun legt man auf die eine Seite die Zwischenlagen und einfache Bogen, auf die andre die Kapsel mit den gesammelten Pflanzen. Auf je eine Zwischenlage kommt ein Bogen mit der eingelegten Pflanze, und so wechseln die Bogen bis das Paket ungefähr die Höhe von 25—30 cm erreicht hat.



Apparate für das Pressen der Pflanzen.

Das Einlegen selbst ist die schwierigste Arbeit und man muß diese sehr sorgfältig ausführen. Es soll dabei möglichst Sorge getragen werden, die natürliche Stellung der einzelnen Teile, trotz des flachen Ausbreitens, beizubehalten. Vor allem suche man das Uebereinanderliegen von Pflanzenteilen möglichst zu umgehen. Alle hinderlichen Zweige und dichtgestellten Blätter, Blüten und Knospen sind zu entfernen, dabei darf man aber nicht außer acht lassen, die Pflanzen dadurch nicht zu verunstalten. Ferner hat man bei dieser Arbeit sein Augenmerk darauf zu richten, daß immer auf eine Seite große und auf die andre kleine Exemplare zu liegen kommen, damit das Paket gleichförmig wird. Selbst bei den Auflagen der Zwischenlagen muß man so verfahren, daß der Bogenbruch einmal rechts und das andre Mal links zu liegen kommt, sonst würde ebenfalls eine Ungleichförmigkeit entstehen.

Hat nun das Paket die bereits angegebene Höhe erreicht, dann bringt man es zwischen ein Paar gleichgroße Brettchen, die entsprechend beschwert werden, wie ihr hier in Fig. 1 abgebildet seht.

Nachdem das oder die Pakete einen Tag unter Pressung gelegen, zieht man die Zwischenlagen hervor, um sie durch trockene zu ersetzen. Die Bogen mit der eingelegten Pflanze läßt man unberührt, da sich ihre Teile sonst leicht verschieben. Bei saftigen Pflanzen wechselt man die Zwischenlagen während des ersten Tages zweimal, später täglich nur einmal.

Die herausgenommenen nassen Zwischenlagen werden wieder getrocknet, um abermals gebraucht werden zu können.

Wenn die Pflanzen den größten Teil ihres Wassergehaltes abgegeben haben, braucht man sie nicht mehr so starkem Druck auszusetzen. Man kann sie dann in einen andern Apparat bringen, der sehr einfach aus zwei Rahmen von Metall gebildet ist, zwischen welche man ca. 20 Bogen mit Pflanzen ohne Zwischenlagen legen kann. Fig. 2 veranschaulicht diesen Apparat. Das Paket schließt man mit Gurten und hängt es an die Sonne oder an den Ofen oder an einen trockenen Luftort. Um das Austrocknen zu erleichtern, breitet man an einem luftigen Ort die Bogen aus, ehe man sie einpreßt.

Dieser Apparat liefert eine vorzügliche Pressung, zumal wenn man Sorge trägt, daß nicht zu viel Exemplare in ein Paket zusammen kommen, weil dann die mittleren Schichten leicht moderig werden.

Auf der Reise ist man oft sehr verhindert die Pflanzen in der angegebenen Art einzulegen, denn im Gasthofe kann man wegen Platzmangel weder Pflanzen noch Zwischenlagen trocknen. Fig. 3 zeigt einen Apparat, welcher bis zu einem gewissen Punkte diese Hindernisse beseitigt. Derselbe ist sehr einfach konstruiert und sehr leicht zu transportieren und kann auch in allen Teilen so zusammengelegt werden, daß er nur wenig Platz braucht, wie aus der Abbildung 4 näher zu ersehen ist.

Es erübrigt uns noch zu bemerken, daß es Pflanzen gibt, die sehr fleischig und lebenszäh sind, wie die Mauerpfefferarten, die Orchideen und viele Zwiebelgewächse und daher vor dem Einlegen eine besondere Behandlungsweise verlangen. Von solchen Teilen, die zu dick sind, z. B. die Knollen eines Gewächses (Fig. 5), schneidet man einen Teil der hinteren Seite hinweg; ebenso muß man mitunter ganze Stengel der Länge nach spalten. Dann müssen derartige Pflanzen oder Pflanzenteile zuvor einige Minuten in kochendes Wasser eingetaucht oder mit einem heißen Plätteisen zwischen Papier geplattet werden, ebenso vorteilhaft ist ein Bad in Alkohol.

Dagegen trocknen gewisse Pflanzen, wie die Gräser und Farne, äußerst schnell, man sucht sie daher von denjenigen zu sondern, welche saftreicher sind.

Die getrockneten Pflanzen bleiben in Paketen bis zum Einrangieren in das Herbar.

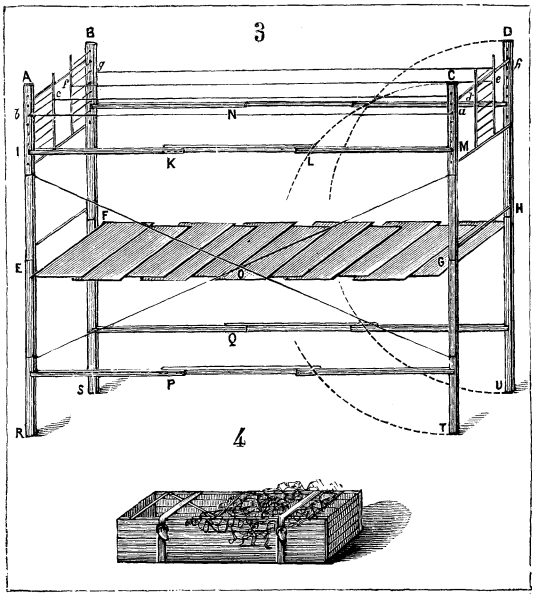
Das Einsammeln von Moosen und Flechten, sowie die Herstellung eines Herbariums macht noch weniger Mühe als bei den Blütenpflanzen, doch müssen wir in den meisten Fällen mit diesen ungemein zierlichen Gewächsen anders verfahren als in der soeben beschriebenen Art. Das Präparieren der fleischigen Schwämme hat euch der „Gute Kamerad" bereis gelehrt.

Einige Vorsichtsmaßregeln bei chemischen Experimenten.

Die Beschäftigung mit chemischen Experimenten, an welcher viele unsrer lieben Kameraden Gefallen finden, ist sicher eine sehr nützliche, weil dadurch das Interesse am Unterricht wächst und die dabei erworbenen Kenntnisse später von großem Nutzen sein können, nur darf man den Umstand nicht aus den Augen lassen, daß derartige Versuche zum Teil sehr gefährlich sind und, wenn nicht die nötige Vorsicht beobachtet wird, schwere Unglücksfälle, zumal bei Anfängern, herbeiführen

können. Es dürfte deshalb von Nutzen sein, einmal auf die hauptsächlichsten Gefahren hinzuweisen und die Vorsichtsmaßregeln anzugeben, durch welche solche Unglücksfälle verhütet werden können.

Zu den ersten und schönsten Experimenten in der Chemie gehören die mit Sauerstoffgas, bei dessen Darstellung indes schon häufig Unfälle vorgekommen sind. Man bereitet den Sauerstoff im kleinen, wie erst in einer der letzten Nummern mitgeteilt, gewöhnlich durch Erhitzen von chlorsaurem Kali, und zwar entweder allein oder mit Zusatz von Braunstein oder Sand. Da das chlorsaure Kali in Berührung mit oxydierbaren Körpern leicht explodiert, so muß dasselbe ebenso wie die etwaigen Zusätze vollkommen rein sein. Das chlorsaure Kali *selbst* kann man in jeder Droguenhandlung chemisch rein erhalten, den Sand durch Waschen und nachheriges Austrocknen von Staub ꝛc. befreien, dagegen kann es leicht vorkommen, daß der *Braunstein kohlehaltig* ist. Um sich gegen Gefahr zu schützen, ist es vorteilhaft, den Braunstein in der Apotheke zu kaufen oder sich auf folgende Weise zu überzeugen, daß derselbe keine oxydierbaren Substanzen enthält. Man erhitzt zu diesem Zwecke ein wenig des aus gleichen Teilen von chlorsaurem Kali und Braunstein bestehenden Gemenges in einem *offenen* Probiergläschen und beobachtet, ob die Gasentwicklung ruhig vor sich geht oder ob das Ganze unter Feuererscheinung plötzlich verpufft; ist ersteres der Fall, so ist keine Gefahr vorhanden, und man kann unbesorgt die Gasentwicklung vornehmen. Welches von den oben angegebenen Verfahren man am besten wählt, richtet sich ganz danach, welch ein Gefäß dazu benutzt werden soll. Ist dies ein Reagensglas, welches man direkt über der Spiritusflamme erhitzen muß, da sonst die Hitze in den oberen Teilen des Gläschens nicht stark genug wird, so wendet man am besten die Mischung mit Braunstein an, doch erfolgt dann die Gasentwicklung so leicht, daß die Flamme nur sehr klein sein darf und, wenn der Sauerstoff sich gar zu stürmisch entwickelt, zeitweise aber ganz fortgenommen werden muß. Wenn man bei dieser Gelegenheit die Mischung zu sehr erkalten läßt, so gibt dieselbe ein Geräusch von sich, welches dem des springenden Glases gleicht und dem Unkundigen leicht Besorgnis einflößen könnte; diese wäre jedoch ganz unbegründet, da dem Geräusch keinerlei Bedeutung beizumessen ist. Dasselbe rührt wahrscheinlich davon her, daß in der erkaltenden Masse infolge der Zusammenziehung kleine Risse entstehen. Weniger vorteilhaft ist es, chlorsaures Kali allein anzuwenden, ganz zu vermeiden ist aber (in einem Reagensglase) der Zusatz von Sand, da, wie wir zu beobachten Gelegenheit hatten, die *unteren* Schichten bereits schmelzen und Sauerstoff entwickeln, während die oberen erst anfangen weich zu werden und zu einer zähen Masse zusammenbacken, welche dem unten entwickelten Sauerstoff den Ausgang verwehrt. Dies geschieht so lange, bis der Druck des angesammelten Gases so groß wird, daß er das Hindernis gewaltsam in die Höhe treibt, wobei entweder der Kork aus dem Reagensglase herausgetrieben oder letzteres zersprengt wird. Entwickelt man das Gas in einer *Retorte* von *dünnem* Glase oder einer ebensolchen Kochflasche, welche man *direkt über der Flamme* erhitzt, so dürfte die Mischung mit *Sand* eher angemessen sein, beim Erhitzen im *Sandbade* aber *Braunsteinzusatz*. Hat man eine *eiserne* Retorte zur Verfügung stehen, welche ja gewöhnlich über einer *Gas*flamme erhitzt wird, so wendet man am besten *keine* beschleunigenden Zusätze an, weil die Hitze leicht zu hoch steigen und die Gasentwicklung zu stürmisch werden könnte; man nehme also chlorsaures Kali allein oder mit Sand; auch eine Mischung von 1 Teil Braunstein, 8 Teilen Kochsalz und 17 Teilen chlorsaurem Kali ist zu empfehlen, weil sie eine ruhigere Entwicklung bewirkt als die Mischung aus gleichen Teilen von chlorsaurem Kali und Braunstein.



Zusammenlegbare, leicht transportable Pflanzenpresse für Reisen.

Während beim *Sauerstoff* die *Darstellung* gefährlich ist, die *Experimente* mit diesem Gase aber ungefährlich sind, ist beim *Wasserstoff* das *Experimentieren*, wenn nicht genügende Vorsicht angewendet wird, mit Gefahr verbunden, da bekanntlich Wasserstoff mit atmosphärischer Luft ein Gemenge bildet, welches angezündet heftig explodiert. Zur Darstellung des Wasserstoffs benutzt man eine Flasche mit weitem Halse, in welchem ein doppelt durchbohrter Kork steckt. In den Kork passen zwei Glasröhren, von denen die eine, welche oben in einen kleinen Trichter ausläuft, beinahe bis auf den Boden der Flasche reicht, während die andre nur wenig unter dem Kork hervorragt, außen aber mit einem Gummischlauch verbunden ist, der in die pneumatische Wanne oder in die anstatt derselben benutzte Schüssel führt. In der Flasche befindet sich Wasser und gekörntes Zink (oder Eisenfeilspäne); nachdem man sich überzeugt hat, daß der Verschluß luftdicht ist, gießt man durch die Röhre etwas Schwefelsäure ein, worauf die Entwicklung beginnt. Das sich zuerst entwickelnde Gas läßt man entweichen, weil es noch mit Luft gemischt ist, und fängt es erst auf, nachdem alle Luft ausgetrieben ist. Um sich zu vergewissern, daß dies der Fall ist, fülle man ein *Reagensglas* mit dem Gase und zünde letzteres an, aber ohne dem Schlauch mit dem Feuer zu nahe zu kommen; verbrennt es *plötzlich* mit Verpuffen oder Knall, so enthält es noch Luft beigemischt; brennt es aber *ruhig* ab, so kann man ohne Gefahr das der Flasche entströmende Gas anzünden, nachdem man in den Gummischlauch noch eine Glas- oder Thonröhre eingeschoben hat, oder es auffangen, um es zu andern Experimenten zu verwenden.

Wenn man die Wirkung des Knallgases beobachten will, so menge man das Wasserstoffgas in einem Gefäß, welches *überall gleich weit* ist (also *nicht*

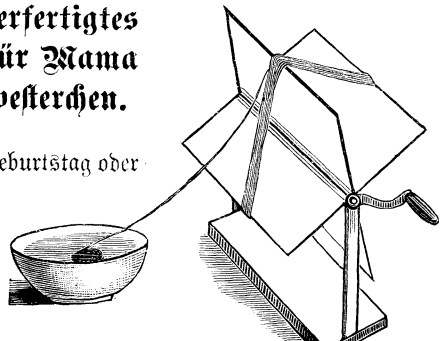
in einer Flasche, sondern in einem Reagensglas oder in einem Cylinder, wie man ihn zum Auffangen von Gasen benutzt, oder auch in einer Einmachekrause) mit Luft und zünde es an. Dies ist ganz ungefährlich, während eine gewöhnliche Flasche, durch deren Hals die gebildeten Wasserdämpfe von hoher Spannung nicht schnell genug entweichen können, zersprengt werden könnte. Die stärkste Mischung ist fünf Teile Luft und zwei Teile Wasserstoff.

Sehr interessant ist die Zersetzung des Wassers durch die Alkalimetalle Kalium und Natrium. Bei diesem Experiment hüte man sich, zu nahe an das Wasserbecken, in welchem der Versuch angestellt wird, heranzutreten, da die auf dem Wasser umherzischende Metallkugel oft unter knackendem Geräusch zerplatzt und die umherfliegenden Stücke des entstandenen heißen Alkalis, besonders wenn sie ins Auge treffen, eine ernstliche Verletzung verursachen können. Das Zerplatzen erfolgt oft gerade, wenn die Kugel schon so klein ist, daß man keine Gefahr mehr befürchtet; die Ursache desselben ist unsrer Meinung nach, daß die in den beiden Metallen enthaltenen Gase (von deren Vorhandensein man sich überzeugen kann, wenn man in ein unter Petroleum befindliches Stück des Metalles sticht, wobei viele kleine Bläschen entweichen) durch die Hitze ausgedehnt werden und die Kugel zerreißen, wie auch Holzkohle, welche Wasserdämpfe absorbiert enthält, durch die Expansion derselben beim Verbrennen platzt.

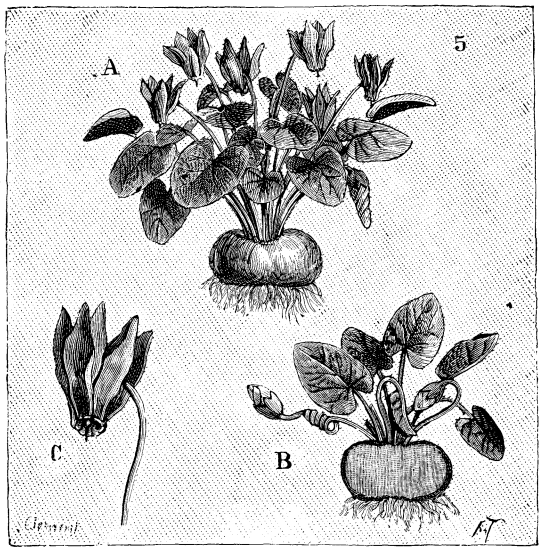
(Schluß folgt.)

Ein selbstverfertigtes Geschenk für Mama oder Schwesterchen.

Wenn ein Geburtstag oder sonst eine Familienfestlichkeit herankommt, an dem wir nach hergebrachter Weise dem lieben Familiengliede ein kleines Angebinde überreichen sollen und namentlich, wenn Mama oder Schwesterchen das Festkind sind, so gibt es immer viel Kopfzerbrechen darüber, was wir schenken sollen, denn es soll etwas Neues noch nicht Dagewesenes sein, dabei einfach und womöglich nichts Gekauftes. Da wird es denn sehr willkommen und einen sprechenden Beweis unsrer Geschicklichkeit bilden, wenn wir irgend einen praktischen oder Schmuckgegenstand auf dem Gebiete der Papparbeit, oder als Drechsler, Tischler oder Schnitzer herstellen und es ist dann auch ein ganz ander Ding, wenn wir bei der Ueberreichung sagen können: „Sieh', Mamachen, das hab' ich, ich ganz allein gemacht!" Darüber wird sie sich mehr freuen, als über einen Schmuck und wenn er aus dem ersten Juwelierladen käme. — Ein Modell zu solchem Angebinde wäre die neben wiedergegebene Garnspule, so einfach und leicht herzustellen, daß die Zeichnung eigentlich keiner weiteren Erläuterung bedarf. Wer mit Beizen oder mit Politur umzugehen weiß, kann für gefälliges Aeußere sehr viel thun. Wem die Herstellung der Schale Schwierigkeiten bereitet, der kann eine schöne große Muschel u. drgl. als Ersatz dienen lassen.



Die selbstgefertigte Garnspule, ein Geschenk für Mama oder Schwesterchen.



Das Beschneiden der Knollen vor dem Pressen.

Ergänzungsrätsel.

— en — — u n — ch —
in — — ut — e — — ast,
— o dan — — G — t — u —
d s — i — uf — — ed — —;

Die beiden Zeilen sind durch Einfügung der durch — bezeichneten Buchstaben zu ergänzen, und ergibt sich dann eine wohl zu beherzigende Mahnung — der Anfang eines bekannten Gedichtes.

Silbenergänzungsrätsel.

bo—	—gram
e—	—haut
go—	—ma
mar—	—ros
mo—	—sar
nord—	—sel
u—	—wehr

Zu den Silben der ersten Reihe soll eine zweite und zu den Silben der zweiten Reihe soll eine erste Silbe ergänzt werden, so daß vierzehn zweisilbige Wörter entstehen. Diese nennen, aber in andrer Ordnung: 1. einen Teil des Auges, 2. eine Stadt am Tigris, 3. einen Vogel, 4. einen Fluß in Ungarn, 5. einen Teil unsres Heeres, 6. ein Meer, 7. einen Fluß in Süddeutschland, 8. einen einheimischen Vierfüßler, 9. einen südamerikanischen Vierfüßler, 10. eine Schlange, 11. einen im Alten Testamente genannten Priester, 12. einen Fluß in Frankreich, 13. ein durch eine Schlacht unsres Jahrhunderts bekanntes Dorf in Oesterreich, 14. eine außereuropäische Besitzung Portugals.

Sind alle Wörter gebildet, so sollen dieselben derartig zusammengestellt werden, daß immer die letzte Silbe des ersten Wortes in Verbindung mit der ersten Silbe des zweiten ein neues Wort ergibt, z. B. **Maler, Chemie** = Lerche. Auf solche Weise entstehen folgende Wörter: 1. ein Fluß in Rußland, 2. ein fremdländisches Säugetier, 3. eine europäische Insel, 4. ein Baum, 5. eine Stadt am südchinesischen Meer, 6. ein Name aus der Zeit der römischen Bürgerkriege, 7. eine Stadt in Amerika.

Die Anfangsbuchstaben der zweiten Silben dieser sieben Wörter nennen einen deutschen Vornamen.

Auflösung des Anagramms in Nr. 26.

„Dürre, Dürer."

Auflösung des Mondscheinrätsels in Nr. 26.

„Guter Mond, du gehst so stille."

Man beginnt mit dem G in dem kleinsten Kreise, reiht daran das U in dem folgenden Kreise u. s. w., dann die Buchstaben bis zu dem E in dem größten Kreise.

Auflösung der magischen Silbenquadrate in Nr. 26.

	li	mo	ne	brin	di	si	
I	mo	ne	a	di	a	na	III
	ne	a	pel	si	na	i	
	cor	si	ca	lu	i	se	
II	si	e	na	i	re	ne	IV
	ca	na	da	se	ne	gal	

Fragen und Antworten.

Karl Wöhler in **Schwäb. Gmünd** bittet den Kameraden Gustav le Bell in Hamburg um Beschreibung seines Morse-Telegraphen und den Kameraden Paul Thieme in Chemnitz (Aue 11 I.) um recht genaue Beschreibung seines Dynamoelektromotors; er hat eine sehr große Batterie.

Wer von den Kameraden kann mir sagen, wie man sich einen Elektromotor mit nicht zu viel Kosten macht? Welche Elemente eignen sich hierzu am besten? Der Elektromotor soll einen kleinen Apparat (Springbrunnen oder ähnliches) treiben. Im voraus besten Dank **Bruno Spiesecke** in **Brandenburg**, Jakobstraße (Krumwiede).

X. Y. Braunschweig. Zur Herstellung des Kuchens für einen Elektrophor kann man Schellack oder Siegellack, oder auch eine Mischung von Harz, Schellack und venetianisches Terpentin nehmen. Wir haben darüber schon so oft und oft berichtet, wenn die jungen Herren nur etwas nachschlagen wollten. Eine Platte aus Schwefel thut dieselben Dienste, jedoch ist sie leicht zerbrechlich. Vorzüglich zu diesem Zwecke eignet sich eine Scheibe aus Hartgummi, jedoch muß man dieselbe von Zeit zu Zeit mit Ammoniak abwaschen und mit Paraffinöl einreiben, weil der darin enthaltene Schwefel leicht oxydiert und dann Feuchtigkeit anzieht. Dieser Kuchen ist am besten auf einen mit niedrigem Rande versehenen Teller aus Weißblech zu legen. Die zur Abnahme der Elektricität dienende Scheibe muß einen 3 bis 4 cm kleineren Durchmesser haben als der Kuchen; dieselbe muß ebenfalls aus Weißblech oder aus mit Stanniol überzogenem Holze bestehen und mit einem Glasgriff versehen sein. Zum Reiben kann man ein erwärmtes Wollentuch benutzen, wenn man kein Katzenfell oder keinen Fuchsschwanz zur Hand hat. Seide ist viel weniger gut.

Hermann Kabisch in **Berlin SO., Kottbuserstr. 17**, schreibt: „Lieber guter Kamerad! Zunächst bedanke ich mich herzlich bei Dir für den Stempel, den ich vorige Woche erhalten habe, und möchte mich dafür dankbar erzeigen, indem ich den Kameraden ein hübsches Experiment mitteile, wie man sich nämlich eine elektrische Schaukel oder Karussel macht: Man sticht zu diesem Zwecke eine Nähnadel senkrecht mit der Spitze nach oben in den Tisch oder auf ein Brett, legt ein dünnes Brett so auf die Spitze der Nadel, daß dasselbe wagerecht schwebt. Nun setzt man auf das Brett auf jede Seite eine Figur, z. B. einen Chenille-Affen, nimmt eine Glas-, Siegellack- oder Hartgummistange, reibt sie mit einem wollenen Lappen und hält sie in die Nähe des Brettchens; hält man sie über oder unter das Brett, so schaukelt dasselbe, hält man sie aber neben das Brett, so dreht es sich nach der betreffenden Seite, und man erhält ein Karussel." — Für die Beschreibung dieses Experimentes besten Dank, Gruß!

Kameraden! Wenn einer unter euch ist, der irgend eine Frage naturwissenschaftlichen Inhalts gern beantwortet hätte, so bietet sich der Unterzeichnete zu Beantwortung derselben an. Einige andre Kameraden in Bremen sind so freundlich gewesen, mich in schwierigeren Fällen unterstützen zu wollen. Rückporto beifügen! J. Graber in **Bremen**, Osterthorsteinweg 50.

R. v. Berlin. Der „G. K." soll Dir sagen was Du thun sollst, um dünner zu werden, denn Du bist so sehr dick. Du mußt Dir, mein lieber Dicker, recht fleißig Bewegung in frischer kühler Luft machen, Berge ersteigen, rudern u. a., Du sollst Dich auch nicht zu warm kleiden, überheizte Zimmer meiden, Wasser in kleinen Mengen, lieber öfter zu Dir nehmen. Bier, Brot, Kartoffeln, süße Speisen sollst Du nur mäßig genießen, doch sollen sie durchaus nicht gänzlich fehlen. Gewaltsame Entfettungskuren ohne sachkundige ärztliche Anleitung oder Ueberwachung sind höchst gefährlich für das sonstige Wohlbefinden und die Leistungsfähigkeit. In Fällen übermäßiger Fettbildung mit Blutarmut sind Eisenmittel angezeigt. Langes Schlafen taugt auch nichts.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billigst 5 Aegypt. 20 Pf 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic. 40 Pf 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Oltind. 25 Pf 4 Pers. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß 25 Pf 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr. 108.** (Eing. Johannisstr. 23.)

Nicht versetzte, zurückgebliebene, e. beständig. Aufsicht bedürftige Schüler werden in m. **Erziehungsanstalt** ausgebild. u. f. höhere Klassen vorbereitet.
Dir. **H. Büchler, Rastatt.**

Pädagogium Wollstein.
Gründliche Vorbereitung für die oberen **Gymnasial- u. Realklassen** sowie zum **einjähr. Dienste. Energische Förderung.** Pensionspreis mit Schulgeld 700 M. jährlich.
Dir. **Dr. Schwarzer.**

E. Oesten's Schüler-Pensionat, Rostock i. M.,
1 oder 2 Schüler, welche die hiesigen Schulen besuchen sollen, finden zu Ostern d. J. Aufnahme unter coulanten Bedingungen. Engster Familienanschluß, gewissenhafte Beaufsichtigung und geeignete Nachhülfe bei den Schularbeiten garantiert. Prospekte und 1. Referenzen stehen auf gefl. Anfragen zu Diensten.

Realprogymnasium Segeberg in Holstein.
Knaben, welche die höhere Schule einer kleinen Stadt, in gesunder Lage, besuchen sollen, können in der **Wilhelmsschule in Segeberg** in Holstein (Soolbad) Aufnahme finden.
Anmeldungen nimmt der Rektor Dr. Jellinghaus entgegen, auch werden von demselben gute Pensionen bei Lehrern der Anstalt, resp. bei Privaten nachgewiesen.

Militär-Vorbildungs-Anstalt zu Dresden,
Katharinenstr. 5, vom Pr.-Lt. Preusker 25 Jahre geleitet, fährt fort, zum **Fähnrichs- und Einjährig-Freiwilligen-Examen** wie bisher sicher und schnell vorzubilden.
Neuer Kursus 10. April. Prospekte gratis.
Der Dirigent Beheim-Schwarzbach, Hauptmann a. D.

Kgl. Conservatorium für Musik in Dresden.
Beginn des 35. Studienjahres am 10. April. — **Aufnahmeprüfung** am 9. April. — Prospekt, Jahresbericht, Lehrplan und Lehrerverzeichnis durch den Direktor
Dr. ph. H. Pudor.

Jacobson-Schule in Seesen am Harz.
Das neue Schuljahr an unsrer mit einem **Alumnat** verbundenen, zur Ausstellung von Zeugnissen für den Einj.-Freiwill.-Dienst **berechtigten Realschule** beginnt am **15. April.** Auskunft über Aufnahme von Pensionären erteilt der unterzeichnete Direktor der Anstalt
Dr. **E. Philippson.**

Höhere Knabenschule zu Friedrichshagen,
Friedrichstr. 85.
Beginn des Sommer-Semesters den 14. April. Anmeld. f. d. Vorschulkl. und Sexta täglich beim Schulvorsteher
Dr. Müller.

Das Pädagogium Ostrau
bei **Filehne,** Schule mit Pensionat, nimmt Schüler jeden Alters auf, und entläßt sie mit dem Einjähr.-Zeugnis. Prospekte grat.

Samsonschule in Wolfenbüttel.
Beginn des neuen Schuljahrs in unsrer lateinlosen Realschule und Erziehungs-Anstalt am 15. April. Auskunft über Aufnahme von Pensionären durch den Direktor
Dr. Tachau.

Ahn's Knaben-Pensionat u. Schul-Sanatorium
(Gegründet 1883. Vollständig lateinlose höhere Bürgerschule.)
zu **Bad Lauterberg am Harz.**
Beginn des neuen Schuljahres den 14. April. Prospekte mit Referenzen von Eltern, Professoren der medizin. Fakultät zu Göttingen und Leipzig, sowie von Schuldirektoren durch den Dirigenten **Dr. F. H. Ahn.**

Landwirtschaftliche Schule zu Quedlinburg am Harz
unter Aufsicht der Königlichen Regierung und der Provinzial-Verwaltung mit zweiklassigem Kursus beginnt Mittwoch, den 16. April 1890, einen neuen Kursus. Programm und jede weitere Auskunft durch
Direktor **Dr. Richter.**

G. Groß in **Landsberg.** Wende Dich an die Firma Glock & Comp. in Karlsruhe, Handlung für photographische Bedarfsartikel.

Liebe Kameraden! Ich möchte mit einem Kameraden (14—15 Jahre alt), der sich auf Hobeln versteht, in Korrespondenz treten. Mit besten Grüßen **Hans Molzen** jun. in **Flensburg**, Vordermarkt I.

„Liebe Kameraden! Es wird wohl mancher unter euch sein, der sich schon selbst Elemente von Bunsen, Leclanche u. a. hergestellt hat. Möchten diese nicht die Güte haben und mir die Anleitung zu diesen Elementen schicken? Ich bitte darum. Ebenso hätte ich auch gerne, wenn ich das Rezept zur Bereitung von Amalgam erhalten könnte. Schon im voraus dankend euer Kamerad **Otto Wappenschmitt** in **Passau**, Steinweg 236.

Alle die Kameraden, welche sich einen Elektromotor oder andre elektr. Maschinen gebaut haben, werden kameradschaftlich gebeten, mir möglichst bald **genaue** Beschreibungen und Zeichnungen zugehen zu lassen. Ferner möchte ich anfragen, wer von den Kameraden im stande ist, mir aus einer Gasanstalt Retortenkohle und starke Zinkplatten um ein Billiges zu verschaffen. Mit herzlichem Gruß **E. Sembritzki** in **Berlin W.**, Landgrafenstr. 15.

Ich möchte gern mit einem Kameraden, der sich für Schiffe und Schiffsbau interessiert, in Korrespondenz treten. **Ernst Bartenwerfer** in **Tilsit**, Deutsche Str. 66.

Ferdinand Fricker. Dein Wunsch soll bald erfüllt sein.

W. v. J. in **Berlin** teilt seinen Kameraden ein Kunststück mit. Er schreibt: „Meine Hexerei ist sehr einfach. Man sagt dem Publikum, man könne ein Geldstück aus einem Tuche verschwinden lassen und verfertigt sich vorher aus dünnem Messingdraht einen Ring, in der Größe eines Zehnpfennigstückes mit zugespitzten auseinander stehenden Enden, behält bei der Ausführung des Zaubers das Geldstück in der Hand und zeigt den Ring unter dem Tuch so, daß es aussieht, als wäre er die Münze. Man sticht nun mit der einen Spitze des Ringes durch das Tuch und schiebt den Ring langsam heraus, schwingt dann das Tuch in der Luft und die Zuschauer können sich nicht erklären, wie das Geldstück verschwunden ist." — Deinem Terrarium kannst Du freilich einen herausnehmbaren Blechboden geben, doch muß auf demselben wegen des Wassers und reinlichkeitshalber eine entsprechende Schichte Sand Platz finden. — Und rote Tinte willst Du auch fabrizieren? Gut! Dazu bringe 8 Teile Karmin mit 20 Teilen Gummi in eine weithalsige Glasflasche, welche in einem blechernen wassergefüllten Topfe steht, gieße 1000 Teile Aetzammoniak auf das Pulver, erwärme nun das in dem Topfe enthaltene Wasser bis nahe zum Sieden und erhalte die Flüssigkeit in dieser Temperatur etwa 10 Minuten lang. Die resultierende Lösung fülle nach Abkühlen sofort in ein Fläschchen und verkorbe selbes so gut als möglich.

Wo existieren kameradschaftliche Vereinigungen zu wissenschaftlichen und sonstigen Zwecken? Bitte, schreibet mir eine Postkarte über ihre Namen, Einrichtung, Zweck und Adresse. Zu Gegendiensten stets bereit **J. Sánchez Azcona** (aus Mexiko), per Adr.: Herrn **W. Roehrich** in Stuttgart, Augustenstr. 51.

Wer ist Vorstand des Vereins Linné? Bitte um Adresse. **Walter Borsche**, Untertertianer in Potsdam. — Mit der Anlage eines Aquariums bist Du an keine Jahreszeit gebunden.

Neugebackener in Fiume-Poufal. Recht so! Gruß und Handschlag.

Emil Dorbritz in **S.** Die beiden ersten Quartale des II. Jahrganges sind vergriffen. — Die „Allerhöchste Verordnung über die Ergänzung des Seeoffizierscorps" (Verlag von **C. S. Mittler & Sohn** in Berlin) kann Dir jede Buchhandlung besorgen. Das Schriftchen kostet 50 Pfg.

Felix Chudek in **Dresden, Gr. Brüderstraße 33 II,** möchte mit einem Kameraden in Korrespondenz treten, dem die Selbstherstellung eines Lichtdruckapparates geläufig ist oder aber einen solchen Apparat eintauschen.

W. D. in **H.** Für die Beiträge zur Witzecke besten Dank. — Frage doch mal Deinen Apotheker, ob es eine solche Flüssigkeit gibt. Die uns bekannten besten

Tintenfleckvertilgungsmittel haben wir an dieser Stelle schon genannt. Kameradschaftlichen Gruß!

F. Rover, Breslau. Um einen gewöhnlichen Induktionsapparat in einen Funkeninduktor umzuwandeln, sind zwei auf Glassäulen isolierte verstellbare Kondukoren anzubringen, zwischen deren verstellbaren Kugeln die Funken überspringen. Jeder Mechanikr, der ein wenig von Elektrotechnik versteht, kann Dir darüber nähere Auskunft geben. Prosit!

X. Y. Z. Du machst Dich verbindlich, eine Küchenschabe ohne weiteres aufzuessen — guten Appetit, Du Ferkel, Du!

Feuerteufel. Old Shatterhand, Jemmi, Winnetou sind drüben überm großen Wasser und lauern, ob's nicht bald wieder was Tüchtiges zu schaffen gibt. Wir können Dir im Vertrauen so viel verraten, daß es bald wieder einmal losgehen wird. Der Hopple, das fire Kerlchen, darf natürlich nicht fehlen.

Herm. Gr. in H. Daß Dein Hund sich gegen Deine Untersuchungen der Speicheldrüsen energisch wehrt, das ist dem Köter nicht übel zu nehmen. Gib nur acht, daß er Dich nicht in die Finger kneift. Die Speicheldrüsen lassen sich übrigens nur nach Entfernung der Haut, des fettreichen Zellgewebes zwischen den Muskeln 2c. frei präparieren. — Obwohl der „G. K." seit langem Hof-, Jagd- und Stubenhunde hält, bemerkte er doch nie eine Vorliebe derselben für bestimmte Grasarten, die sie bei bestehenden Verdauungsstörungen zu kauen pflegen Pilocarpin ist darin nicht enthalten; wohl aber bewirkt das Kauen und die Gegenwart des gekauten Gegenstandes schon an sich eine vermehrte Schleim- und Speichelabsonderung im Munde, Rachen 2c. und gesteigerte Produktion von Magensaft. Diese Wirkung tritt ebenso beim Menschen ein, ob er an Bonbons, Pastillen oder an Kieselsteinen saugt. Die Anleitung, ein Hygrometer zu bauen, liegt fertig in unsrer Mappe und kommt jetzt bald zum Druck. Gruß!

Friedrich K. in Pass. Danken Dir für die Mitteilung; wenn wir das nur geahnt hätten, würden wir die Antwort versagt haben.

W. Wolde, Hildesheim, Burghardt, Leipzig und C. Emmerich, Frankfurt. Wir raten von der Selbstanfertigung eines Induktionsapparates ab. Die Sache ist für den Anfänger zu schwierig und stellt sich jedenfalls kostspieliger, als wenn man sich an einen Mechaniker wendet.

Alfr. Heil, Berlin. Mit einem bloßen Chromsäure-Element läßt sich nichts weiter anfangen, als etwa einen Draht glühend machen. Zu weiteren Experimenten muß man sich entsprechende Apparate anschaffen. Dein Herr Physiklehrer wird Dir darüber gewiß gerne die nötige Auskunft geben. Hier würde eine ausführliche Besprechung zu viel Raum erfordern.

A. G. in P. Ueber die Pflege des Meerschweinchens findest Du im 3ten Jahrgang des „G. K." Seite 684 einige beachtenswerte Winke. Es heißt daselbst u. a.: „Was seine Nahrung anbetrifft, so ist es damit nicht wählerisch. Es frißt wie alle Nager hauptsächlich Pflanzenstoffe, Kohl, Rüben, Kartoffeln, Blätter und Körner, und zwar von den Pflanzen alle Teile. Nur muß man sorgen, daß in der Nahrung Abwechselung stattfindet. Sind die Pflanzen frisch und saftig, so kann es das Wasser entbehren, denn derartige Pflanzen, namentlich Klee, enthalten so viel wässerige Bestandteile, daß es nicht durstig wird. Will man ihm etwas zu gute thun, dann setze man ihm öfters Milch vor, denn diese trinkt es sehr gerne."

Tauschmarkt.

Kurt Müller in **Breslau, Friedrichstr. 102**, hat eine Druckerpresse zu vertauschen.

M. Schmidt, Wirtschafts-Eleve in **pom. Thauer bei Steinau a. Oder**, möchte Mineralien vertauschen.

G. A. Max Leon in **Hamburg, neue Rabenstr. 15**, tauscht oder verkauft sehr billig eine Laubsägemaschine, eine gute Dampfmaschine und ein sehr schönes großes Segelschiff.

Wer tauscht gegen 12—15 Paar verkreuzt gepaarte Rasse-Tauben reine Tauben um? W. Appenzeller in Karlsruhe, Kaiserstraße 51.

Ernst Schleffinger in **Gießen**, vertauscht ein Paar kaum gebrauchte Schlittschuhe.

Heinrich Ehlers in **Göttingen, Kosdorferweg 1**, bittet Kameraden in Kärnten und Krain um Zusendung von Käfer ihres Landes, er wird sich mit deutschen revanchieren.

Heinr. Vollweiler, pr. Adr.: Georg Frank in **Buckenberg-Pforzheim**, sucht eine Linse von 30 cm Brennweite und 6—8 cm Durchmesser.

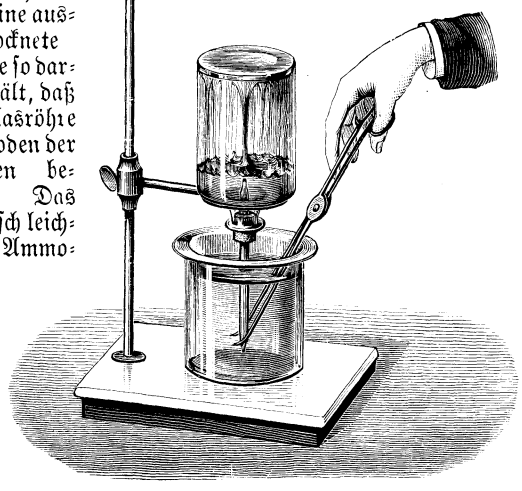
Fritz Sucher in **Berlin N. W., Kronprinzenufer 11**, vertauscht 600 Stempel und Siegel, eine laterna magica und Muscheln gegen eine kleine Dynamomaschine.

Eine Käfersammlung hat gegen seltene Münzen zu vertauschen: Rud. von Muschwitz in Leobschütz, Doktorweg (Oberschlesien). Auch möchte ich gern mit griechischen und türkischen Kameraden in Korrespondenz und Tauschverbindung treten.

R. Puschnigg in **Klagenfurt, Villacherstr. 2**, hat eine schöne laterna magica und einen Zauberapparat abzugeben; sucht dafür Bücher, Tiere, Muscheln und Utensilien für Zoologen. Möchte mit einem Kameraden, der Zoologe ist, korrespondieren.

Der Springbrunnen in der Flasche.

In ein Kochfläschchen bringe man starken Salmiakgeist (Ammoniakflüssigkeit), verschließe es mit einem Korke, in welchem eine nicht zu kurze Glasröhre luftdicht befestigt ist und erwärme das Fläschchen bis zur Gasentwicklung, während man eine ausgetrocknete Flasche so darüber hält, daß die Glasröhre den Boden der letzteren berührt. Das specifisch leichtere Ammoniak drückt die Luft aus der Flasche herab und verdrängt sie bald vollständig. Sobald man sicher sein kann, daß die Flasche gefüllt ist, hebe man sie ab und verschließe sie, ihre Mündung nach unten gekehrt, mit einem bereit gehaltenen Kork, durch den eine an beiden Enden spitz ausgezogene Glasröhre geht, die an dem in die Flasche reichenden Ende zu einer 2 mm weiten offenen Spitze ausgezogen ist, an ihrem andern Ende aber eine zugeschmolzene Spitze besitzt. In eine Schale oder in ein größeres Trinkglas bringe man kalte Lackmustinktur, die man mit etwas Essig vermischt, so daß sie schön rot erscheint und stelle die mit Ammoniak gefüllte Flasche so auf, daß sie mit der zugeschmolzenen Spitze tief in die Lackmustinktur taucht. Bricht man nun mittels einer Schere oder Zange die letztere Spitze ab, so dringt die Lackmustinktur in die Flasche, bildet anfangs einen prächtig blauen dünnen Strahl, dann wenn die Spitze mit der Flüssigkeit bedeckt ist, eine Garbe und füllt sie, indem das Ammoniak absorbiert wird, vollständig.



Der Springbrunnen in der Flasche.

Friedr. Matthias in **Deutz**, Lorenzstr. 2 I., bittet um Liebigbilder.

W. Reuter in **Euskirchen, Wilhelmstr.**, gibt seinen Raddampfer gegen einen Elektromotor nebst Element.

Suche eine photographische Camera mit elastischem Auszug zur Herstellung von Visitbildern ohne Objektiv. Hans Eckstein in Brandenburg a. H., Potsdamerstr. 1.

Axel von Versen in **Posen**, Bäckerstr. 17, sammelt Wappensiegel. Sucht eine dreieckige Neufundland von 1857.

Eine große Druckerpresse mit ungefähr 600 Lettern gebe ich für galvanisch-elektrische Apparate. Siegfr. Guggenheimer in Nürnberg, Kaiserstraße Nr. 23 I.

Fritz Schmidt in **Karansebes, Ungarn**, hat 1 Paar neue Schalenrappiere zu vertauschen gegen Marken, Mineralien, elektr. Apparate, Tierskelette u. a. Wünscht auch in Briefwechsel zu treten.

Rüdiger von Brüning in **Frankfurt a. M.**, Mainzer-Landstraße 80, gibt ein großes Bunsen-Element, elektr. Klingel, Zeigertelegraph, 50 m umsponnenen Kupferdraht gegen eine kleine Dampfmaschine, Nebenapparate, Lokomotive, Aquarien.

Tausche meine Münzensammlung und 2 Bücher gegen eine Stirnsche Geheimcamera oder andren photogr. Apparat. E. Frank in Lahr (Baden), postlagernd.

L. Grunert in **Osnabrück, Natruperstraße 2**, hat zwei Bücher zu vertauschen.

C. Kolmann in **Mülhausen i. E.** sucht gediegene Zauberapparate, sowie eine elektr. Glühlichtlampe auf Ständer, oder Briefmarkensammlung gegen ein Fernrohr oder Sciopticon zu tauschen. Adr.: Brubacherstraße 10.

Karl Lohr in **Saargemünd, Neubrückenstraße 7**, gibt eine Sammlung von 299 Briefmarken ab und tauscht sein Dreirad gegen eine größere Dampflokomotive und ein Flobert gegen Münzen.

W. Langner in **Liegnitz, Breslauerstraße 38 I**, tauscht eine Stempelsammlung von ca. 300 Stück gegen Tiere für Aqua-Terrarien.

Ernst Pollak in **Bubeneč** bei **Prag, Nr. 60**, hat eine Laubsäge samt Schraubstock abzugeben.

Wilh. Horstmann in **Passau, Theresienstraße 399**, sucht einen elektr. Apparat mit Element.

Max Michel in **Landau, Rheinpfalz, Oberer Garten 10**, vertauscht eine Buchdruckpresse am liebsten gegen eine Dampfmaschine.

M. Edinger, Gymnasiast in **Groß-Strelitz, O.-Schl.**, sucht ein Mikroskop mit Präparaten gegen „Des deutschen Knaben Handwerksbuch" und gut gepreßte Alpen- oder ausländ. Pflanzen gegen 500 altdeutsche oder 50 seltene ausländ. Briefmarken für jedes Exemplar.

Rich. Koltanig in **Hietzing** bei **Wien, Hetzendorferstraße 40**, hat zwei weiße Kaninchen abzugeben.

A. Vollmair in **Karlsruhe, Luisenstraße 4 III**, tauscht Bücher, Briefmarken, Theatercoulissen und einen Guckkasten gegen elektr. Elemente und Münzen.

Heinrich Lachenmayer in **Pirmasens** sucht Utensilien und Apparate für das chem. Laboratorium gegen Bücher, Spiele, Elektrisiermaschine, Elemente, Geißlersche Röhren.

Axel Albrecht von Maltzahn in **Metz, Poststr. 6**, hat eine neue Dampfbierbrauerei gegen einen photograph. Apparat, eine Dampfmaschine gegen ein zusammenlegbares Schmetterlingsnetz zu vertauschen.

Suche ein Paar Rapiere oder Fechtsäbel. Franz von Wocher in **Wien V.**, Margarethenplatz 4.

Otto Schlederer in **Kempten, Bayern**, möchte mit einem 15—16jährigen französischen Kameraden behufs Erlernung des Briefstils in Korrespondenz treten.

Hugo Steiner in **Klagenfurt, Wulfengasse 11**, vertauscht 6 Römermünzen und eine röm. Fibula; sucht ein Flobertgewehr und eine Laubsägemaschine zu kaufen oder einzutauschen.

Paul Schreiter in **Berlin S.W., Wilhelmstraße 9 II**, sucht eine Druckerpresse mit 300 Lettern gegen Marken, Bücher, Vertikalsöge.

Leo Pollack in **Wien, Babenbergerstr. 1**, gibt sein neues, 45 Zoll hohes Bicycle (Neuwert 75 fl.) gegen eine gleichwertige photograph. Reisecamera.

Ludw. Podgreischegg in **Wiener-Neustadt, Pfarrplatz Nr. 10**, gibt Angers ill. Geschichte d. K. K. Armee und andre ähnliche Bücher ab.

Otto Fauska in **Prag, schwarze Gasse Nr. 31**, tauscht seinen Elektrophor mit Fuchsschwanz gegen eine Dampfmaschine oder andres.

Wilh. Spindler in **Berlin, Wallstr. 58**, hat eine camera obscura zu vertauschen, erwünscht chem. Apparate.

Gotth. Schaal in **Stuttgart, hauptpostlagernd**, vertauscht zwei Zeigertelegraphen mit Element, eine schöne Buchdruckerpresse, elektr. Klingel mit Grenetiches Tauch- und Bunsenelement gegen eine große Dampfmaschine oder Induktionsapparat, Schiffsrumpf, Dampfer u. drgl.

Johannes de la Croix, Berlin, Hafenplatz 5 S.W., hat eine Druckerpresse gegen Elemente zu vertauschen.

H. Grohmann in **Straßburg, Schlossergasse 12**, sucht einen photograph. Apparat oder eine Druckerpresse.

G. Hellwig in **Wilhelmsthal** bei **Oppeln**, sucht eine Stirnsche Geheimcamera und ein Buch über Photographie für Dilettanten gegen einen selbstgefertigten photograph. Apparat, eine Stempelsammlung, Minerali n und Pflanzen.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt und das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 28.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Pfotenhauer glaubte, daß seine Ankunft von der Niederlassung gar nicht bemerkt worden sei; aber er irrte sich, denn kaum war er ausgestiegen, so scholl es hinter einem nahen Gebüsch hervor:

„Halt, nicht weiter! Wer seid ihr?“

Er blickte nach der Stelle hin und sah einige Flintenläufe durch die Zweige auf sich gerichtet. Seine Nase schwang sich sofort nach der entgegengesetzten Seite des Gesichtes, als wolle sie es verhüten, von einer Kugel getroffen zu werden.

„Thut die Flinten weg!“ antwortete er. „Wir kommen nicht in feindlicher Absicht.“

„Woher kommt ihr?“ lautete die weitere Frage, ohne daß ein Mensch sich sehen ließ. „Antwortet, oder ich muß schießen!“

> Die beste Sühne für ein Vergehen
> Ist, es offen eingestehen.
>
> Alb. Roderich.

Die Stimme des verborgenen Sprechers klang eigentümlich schnarrend, als ob er die Laute alle hinten am Gaumen bilde. Der „Sohn des Geheimnisses“ hatte sich noch im Boote zu schaffen gemacht. Jetzt stieg er als der Letzte aus und rief als Antwort nach dem Busche hin:

„Du kannst es glauben, daß wir Freunde

— Da sprang der Kleine aus dem Boote an das Ufer und rief im höchsten Grimme: „Ja, Sie jeinte dumm im Kopf, Ihrigem.“ —

sind. Ich erkenne dich an deiner Stimme, el Schachar*). Komm nur hervor!"

„Dieser junge Mensch kennt meinen Namen," erklang es wieder, „folglich habe ich nichts zu befürchten. Wir kommen."

Das Gesträuch teilte sich, und es erschien ein alter, graubärtiger Mensch, der eine lange Flinte in der Hand hielt. Ihm folgten drei andre. Sie waren Weiße, aber ganz so spärlich bekleidet, wie die Neger es gewöhnlich sind.

„Woher kennst du mich denn?" fragte er, indem er näher kam.

„Das wirst du dir gleich selbst sagen, wenn du mich genauer anschaust."

„So? Ich habe dich noch nie — —" er hielt inne, betrachtete den Jüngling noch einmal und fuhr dann fort: „Solltest du der Knabe sein, welcher damals so gern Abd el Mot kennen lernen wollte?"

„Ja, der bin ich."

„Allah! Bist du wirklich der Junge, welcher besser schießen konnte als ich? Dann hast du dich sehr zu deinem Vorteile verändert. Als ich dich nicht wiedersah, glaubte ich, dir sei bei Abd el Mot ein Unglück zugestoßen. Ich habe mich also geirrt, und das freut mich sehr. Sei mir willkommen!"

Er reichte dem jungen Manne freundlich die Hand. Dieser schüttelte ihm die seinige und fragte:

„Ist der Herr der Seribah daheim?"

„Nein. Er ist hinüber nach Jau geritten, um Pulver zu holen. Darum hat er mir selbst die Bewachung der Mischrah anvertraut. Du weißt, daß er sich auf mich verlassen kann."

„Ja, du bist der älteste Askari dieser Seribah. Sahst du zwei Schiffe vorüberseglen?"

„Wir sahen sie, haben sie aber nicht angesprochen."

„Weißt du, wer sich auf denselben befand?"

„Nein. Sie hielten sich hart an das andre Ufer, und der Fluß ist hier so breit, daß man wohl die Schiffe, nicht aber die Menschen, welche sich darauf befinden, sehen kann."

„Es war Abu el Mot."

„Dieser? Der Schetan mag ihn fressen! Wäre er näher vorübergekommen, so hätte ich ihm eine Kugel gegeben. Wer aber ist denn dieser fremde Mann, und was will er hier?"

Er deutete auf Pfotenhauer.

*) Der Schnarcher.

„Er ist ein väterlicher Freund von mir," antwortete der Steuermann, „und wünscht einige Tage hier bleiben zu dürfen, um Bekannte zu erwarten, welche ihn hier abholen wollen."

„Er wird willkommen sein. Führe ihn hinauf in die Seribah zum Lieutenant, welcher während der Abwesenheit des Herrn das Kommando führt! Das Boot könnt ihr hier lassen. Ich werde es bewachen."

Der „Sohn des Geheimnisses" wandte sich wie einer, welcher den Weg genau kennt, der Mischrah zu und forderte den Grauen auf, ihm zu folgen. Die Niam-niam kamen schweigend hinterdrein.

Es hatte früher hier Wald gegeben, doch war er so gelichtet worden, daß er diesen Namen nicht mehr verdiente. Das Ufer war ziemlich steil und sehr hoch, doch verursachte der Aufstieg keine Beschwerde, denn der Weg war von täglich nach dem Flusse zur Tränke geführten Herden breit ausgetreten.

Als Pfotenhauer oben ankam, sah er die Seribah vor sich liegen. Sie war von größerem Umfange als diejenige Abu el Mots und besaß etwas, was hier eine große Seltenheit genannt werden mußte, nämlich ein aus Stämmen und Brettern errichtetes Türmchen, um welches eine schmale Galerie führte. Das war das Minaret der Seribah.

Vor dem Thore, welches durch die starke Umzäunung führte, stand ein Wachtposten, welcher die Ankömmlinge eintreten ließ, ohne eine Frage auszusprechen. Jetzt konnte man die zahlreichen Tokuls sehen, aus denen diese Niederlassung bestand. Zwischen den Hütten herrschte ein reges, kriegerisches Leben. Es sah aus, als ob man sich hier zu einem Kriegszuge rüste.

Rechts und links von dem Minaret stand je ein größerer Tokul, nach welchem der „Sohn des Geheimnisses" seine Schritte lenkte, ohne auf die neugierigen Blicke zu achten, mit denen er von den Bewohnern der Seribah angeschaut wurde.

„Rechts wohnt der Herr und links der Lieutenant," erklärte er dem Deutschen. „Da der erstere nicht anwesend ist, müssen wir uns dem letzteren melden."

Sie hatten den links liegenden Tokul noch nicht ganz erreicht, als der Herr desselben aus der Thür trat. Er sah überrascht auf, als er die Nahenden erblickte; kaum aber hatte er den Jüngling gesehen, so rief er aus:

„Knabe, du bist es? Du lässest dich wieder einmal sehen! Wir glaubten dich verloren. Sei willkommen, und sage, wen du uns bringst! Das sind Niam-niam. Soll ich sie zu Sklaven machen?"

Er war vielleicht noch älter als der „Schnarcher", welcher unten am Flusse Wache stand. Auch er schüttelte dem Jünglinge die Hand; dieser antwortete:

„Sie sind meine Brüder, denn ich wohne bei ihnen. Ich komme, um dir diesen fremden Effendi zu empfehlen, welcher für einige Tage dein Gast sein möchte."

Er deutete auf den Deutschen. Der Lieutenant reichte auch diesem die Hand und sagte:

„Wer du auch bist, ich heiße dich willkommen, da dich dieser Knabe zu mir bringt. Er mag deine Niam-niam zu unsern Negern führen, bei denen sie sich wohlbefinden werden. Dir aber will ich den Tokul anweisen, welcher für unsre Besucher bestimmt ist. Folge mir!"

Er brachte den Grauen nach einer Hütte, deren Bestimmung man ihr bereits von außen anmerkte, denn sie war sorgfältiger gebaut und sah viel sauberer aus als die andern Bauwerke, obgleich sie aus dem gleichen Materiale bestand. Das Innere entsprach dem Aeußeren. Der Boden war mit Fellen belegt, und auf der sich rundum ziehenden Erhöhung, welche als Sitz und Schlafstätte diente, lagen weiche Decken. In der Mitte hing eine Lampe herab, und in der Wand waren sogar einige Fensteröffnungen angebracht.

„Dieses Haus ist dein," sagte der Lieutenant. „Mache es dir bequem! Ich gehe, dir einen Diener zu senden, welcher den Befehl erhält, dir alles zu bringen, was du bedarfst. Wenn du ausgeruht hast, werde ich dich besuchen."

Pfotenhauer konnte mit diesem Empfange sehr zufrieden sein. Er hatte ein eigenes Haus bekommen, ohne nach seinem Namen und seinen Absichten gefragt zu werden.

Als der Lieutenant den Tokul verlassen hatte, ertönte draußen der weithin hörbare Ton des Klangbrettes, und dann erscholl die Stimme des Ausrufers:

„Eilt zum Gebete! El Mogreb ist da, denn die Sonne will im Westen verschwinden. Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Bezeuget, daß es nur diesen einen gibt! Allah akbar, Allah hu akbar!"

Der Deutsche trat an das Fenster und erblickte den Ausrufer auf der Galerie des Türmchens. Unten lagen die Leute auf

den Knieen, um zu beten. Er konnte von seinem Fenster aus in gerader Richtung bis nach dem Thore sehen, durch welches er gekommen war. Eben als der Ausrufer seinen Spruch begonnen hatte, waren dort mehrere Männer erschienen, von denen anzunehmen war, daß sie nicht zu der Seribah gehörten. Auch sie waren auf die Kniee gesunken. Nach dem Gebete erhoben sie sich wieder und schritten auf den Tokul des Lieutenants zu.

Sie waren Soldaten, aber nicht etwa Asaker einer Seribah, sondern wirkliche Soldaten, denn sie trugen, nur einen ausgenommen, die Uniform des Vicekönigs. Der Voranschreitende war Offizier. Er trug die Abzeichen eines Kolarghasi*). Neben ihm ging ein kleiner Kerl, welcher auch in eine Uniform gekleidet war, aber in was für eine! Er hatte nämlich eine blaue Hose an, deren Beine nur das Knie erreichten. Darüber trug er einen uralten, roten, englischen Militärfrack, auf dessen Achseln mächtige wollene, französische Epauletten befestigt waren. Um den Kopf war eine Art Turban geschlungen, von dem lange Federn herabhingen. Da der Frack vorn weit auseinander ging, sah man, daß dieser Mann weder eine Weste noch ein Hemd hatte. Um die Taille ging ein Ledergurt, in welchem zwei Pistolen und ein Messer steckten; auch hingen mehrere Beutel an demselben, welche wohl verschiedene notwendige Kleinigkeiten enthielten. In der Hand trug er ein altes, schweres Gewehr, welches von ungewöhnlich großem Kaliber war.

Dieser Mann trat mit dem Offizier bei dem Lieutenant ein. Die vier Soldaten, welche mit ihnen gekommen waren, blieben vor der Thür stehen.

Das war es, was der Graue bei dem schnell scheidenden Tageslichte hatte sehen können; dann wurde es dunkel, und ein Neger kam herein, um die Lampe anzubrennen und zu melden, daß er der verheißene Diener sei. Er entfernte sich wieder, um gleich darauf dem Gaste einen Krug voll Merissah und einige neugebackene Fladenbrote zu bringen.

Kurze Zeit später kam der „Sohn des Geheimnisses“ zu dem Deutschen, um zu erfahren, ob es ihm in seiner Wohnung gefalle.

„Ganz gut,“ antwortete dieser. „Wo wohnst denn du?“

„In dem Tokul des ‚Schnarchers‘, welcher sich sehr darüber freuen wird, mich bei sich zu finden, wenn er abgelöst worden ist.“

„Ich war ganz erstaunt, zu hören, daß ihr einander kennt. Du warst schon hier?“

„Wie du gehört hast, ja.“

„Wie lange?“

„Mehrere Monate.“

„Wann?“

„Vor vier Jahren.“

„Was wolltest du hier?“

„Herr, das ist ein Geheimnis.“

„So! Ich hörte, daß es sich dabei um Abd el Mot gehandelt hat. Du hast also ihn und Abu el Mot schon früher gekannt?“

„Ja, Effendi.“

„Ohne mir ein Wort davon zu sagen!“

„Zürne mir nicht! Es ist das eine Sache, von welcher ich nicht spreche.“

„Ich beabsichtige keineswegs, in deine Geheimnisse zu dringen. Aber sage mir nur das Eine, ob du damals allein oder in Begleitung hieher gekommen bist!“

„Auch hiervon spreche ich nicht gern.“

„Gut! Hast du die Fremden gesehen, welche vorhin gekommen sind?“

„Ja. Ich war dabei, als der Lieutenant mit ihnen sprach. Der Offizier ist mit einer Dahabiëh*) bis in die Nähe der Seribah gekommen und hat angefragt, ob er unten an der Mischrah Anker werfen darf.“

„Woher kommt er?“

„Stromaufwärts. Er fragte, ob der Lieutenant nicht wisse, ob Abu el Mot auf seiner Seribah angekommen sei.“

„Hast du nicht gefragt, ob dieser Offizier vielleicht Reisende auf seinem Schiffe habe?“

„Nein. Er sprach mit dem Befehlshaber, nicht aber mit mir.“

„Es ist doch leicht möglich, daß sich der Bruder meines Gefährten auf dieser Dahabiëh befindet. Ich werde zu dem Hauptmann gehen, um ihn zu fragen.“

„Er ist nicht mehr hier, sondern mit seinen Soldaten wieder fort, um das Schiff herbeizuholen.“

„So muß ich warten, bis er zurückkehrt.“

„Das ist nicht notwendig, denn sein Begleiter, welcher das Kleid eines Babral**) trägt, ist hier geblieben. Soll ich ihn zu dir senden?“

„Ja, hole ihn!“

Der „Sohn des Geheimnisses“ ging, und bald darauf trat der Rotbefrackte ein. Sein Gesicht war voller Pockennarben, und vielleicht war es eine Folge dieser Krankheit, daß sein Bart nur aus wenigen Haaren bestand, welche er aber steif gummiert hatte, daß sie wie Borsten nach den Seiten standen. Er verbeugte sich auf orientalische Weise und sagte:

„Ich höre, daß du ein Effendi bist und mich sprechen willst. Was hast du mir zu sagen?“

„Ich wollte gern wissen, woher die Dahabiëh kommt, auf welcher du gefahren bist.“

„Sie kommt von Faschodah herauf.“

„Ah! Hast du dich gleich von Faschodah aus auf diesem Schiffe befunden?“

„Ja.“

„Wer sind die Passagiere?“

„Lauter Soldaten.“

„Sind keine Civilisten dabei?“

„Einige.“

„Wer sind diese Leute?“

„Vor allen Dingen ich!“

„Du bist also nicht Soldat?“

„Nein.“

„Trägst aber doch Uniform?“

„Weil es mir so beliebt, und weil meine Reise eine kriegerische ist.“

„Willst du mir deinen Namen sagen?“

„Meinen eigentlichen Namen würdest du nicht aussprechen können. Gewöhnlich werde ich Abu el Hadascht scharin, ‚Vater der elf Haare‘, genannt. Bei mir befindet sich mein Kamerad Abu Dihk, der ‚Vater des Gelächters‘.“

„Weiter niemand?“

„Noch einer, ein großer Gelehrter und Effendi, dessen Freund und Adjutant ich bin.“

„Wie heißt er?“

„Abu 'l arba ijun, ‚Vater der vier Augen‘.“

„Der vier Augen. So trägt er wohl eine Brille?“

„Ja.“

„Wo will er hin?“

„Zu den Niam-niam, und vorher nach der Seribah, welche Abu el Mot gehört.“

Bisher hatte der Deutsche gesessen; jetzt sprang er auf und rief:

„Er ist ein Fremder, ein Deutscher, und heißt Schwarz?“

„Das ist er, und so heißt er, ja. Kennst du ihn?“

„Nein; aber ich kenne seinen Bruder, der ihm entgegengefahren ist. Also er ist da; er ist hier; er wird mit der Dahabiëh kommen?“

*) Hauptmann.

*) Größeres Nilschiff.
**) Papagei.

„So ist es. Ich werde jetzt hinunter zur Mischrah gehen, um ihn zu empfangen."

„Ich begleite dich. Ich muß dort sein, wenn er aussteigt. Ich muß ihn begrüßen!"

„So komm! Deine Begleitung ist mir nicht unangenehm."

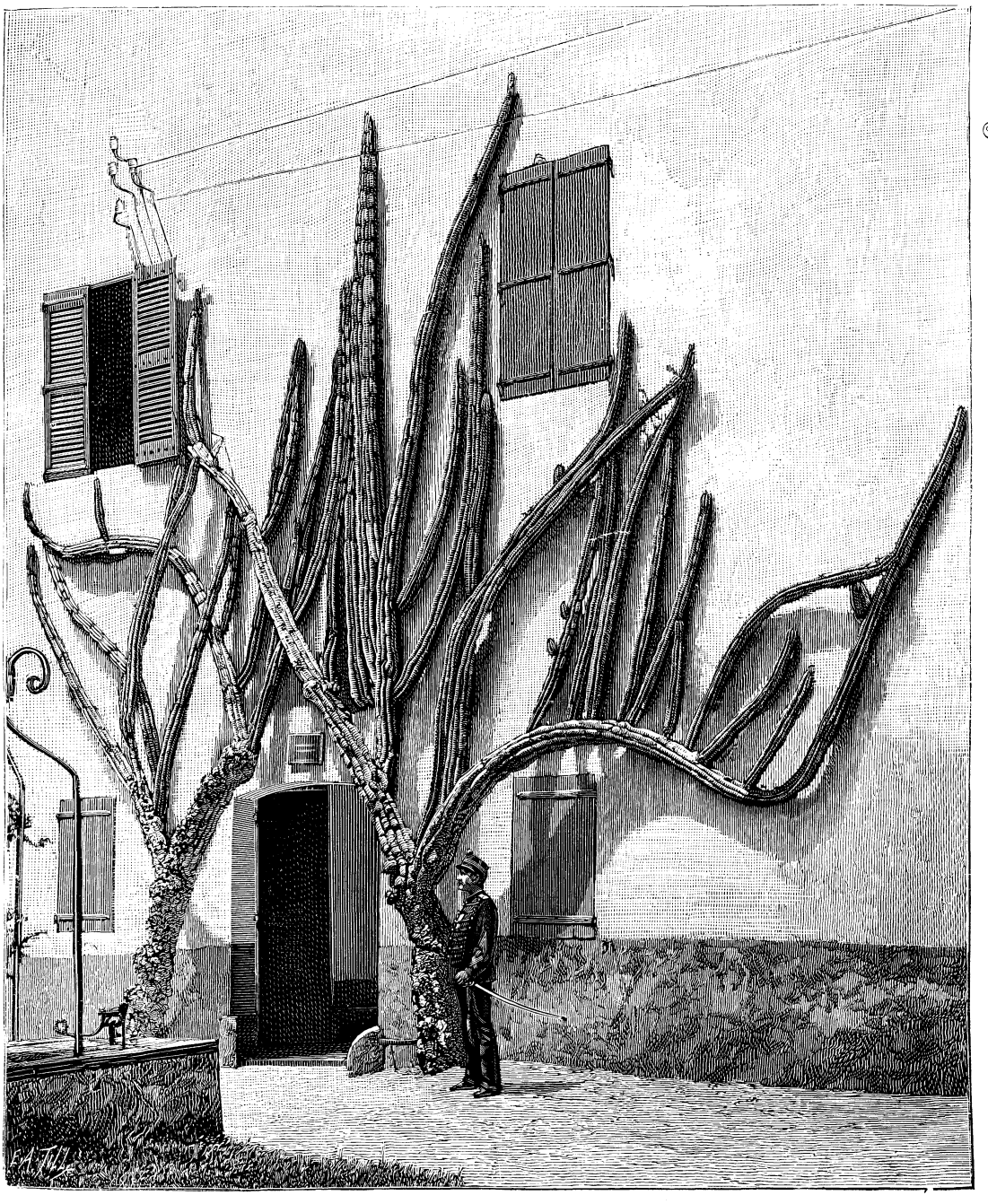
Er sagte das in dem Tone eines Gönners, welcher sich in guter Stimmung befindet. Pfotenhauer nahm das ruhig hin. Sie verließen den Tokul und auch die Seribah, ohne von dem Thorposten angehalten zu werden, und schritten zum Strom hinab. Dort stand der „Schnarcher" noch mit seinen Leuten. Das Boot, mit welchem der Deutsche gekommen war, lag am Ufer. Da es bequeme Sitze bot, setzten sich die beiden hinein.

„Also du bist sein Freund und Adjutant! Seit wann denn?" fragte der Graue.

„Seit Faschodah. Wir lernten uns in der Wüste kennen, wo wir zwei Löwen töteten und die Homr besiegten, welche uns überfallen wollten. Er ist ein außerordentlich tapferer und gelehrter Mann."

„Das weiß ich."

„Und er thut nichts ohne mich!" fügte der Kleine wichtig hinzu.



Der Riesenkaktus in Antibes.

„So! Dann seid ihr wohl recht vertraut miteinander?"

„Außerordentlich! Wie zwei Brüder! Das versteht sich auch ganz von selbst, da auch ich Gelehrter bin."

„Du?"

„Ja, ich! Glaubst du das?"

„Ich glaube es, da du mir bis jetzt das Gegenteil noch nicht bewiesen hast."

„Das wird auch nie bewiesen werden. Bei meinem Latein nehme ich es mit einem jeden auf."

„Latein?" fragte Pfotenhauer erstaunt. „Wie kommst du auf dieses Wort?"

„Wort? Ich spreche ja die ganze lateinische Sprache!"

„Unmöglich! Wo hättest du das gelernt?"

„Bei dem berühmten Mathias Wagner, mit dem ich den ganzen Sudan bereist habe. Er war mein Landsmann."

„Landsmann? Soviel ich weiß, war Wagner ein Ungar aus dem Eisenstädter Komitate!"

„Das stimmt. Auch ich bin ein Magyar, aus Nagy Mihaly bei Ungvar. Doktor Schwarz ist ganz glücklich, in dieser abgelegenen Welt mit mir deutsch sprechen zu können."

„Was, du sprichst auch deutsch?"

„Ausgezeichnet!"

„Wirklich, wirklich? Das freut mich ungemein, denn ich bin auch ein Deutscher!"

Der „Vater der elf Haare“ fuhr freudig erschrocken auf und rief, indem er sich sofort der deutschen Sprache bediente:

„Was? Wie? Ein Deutsches seinte Sie?“

„Ja, freilich!“ antwortete der Graue in derselben Sprache.

„Woher?“

„Aus Bayern.“

„O, das seinte schön, das seinte gut! Ich warrr gewesteauch in Land, bayrisches.“

„So! Das g'freut mich halt außerordentlich, wann's meine Heimat kennen.“

„Ja, ich seinte gebliebte in München, wo ich hatt trunkte Bier, Sedlmeirisches; ich hatt dazu gegeßte Rettich, schwarzigen, und Würstel, senftigte.“

„Ja, a gutes Bier mit Rettich und auch Würstel, das ist bei uns zu haben; darauf versteht man sich bei uns in Bayern. Aber wann's aan Ungar sind, so heißen's doch nicht von Haus aus ‚Vater der elf Haare‘. Wie ist denn Ihr Name?“

„Ich heißte Uszkár Istvánn. Und wie seinte Namen Ihriger?“

„Pfotenhauer. Aber, erlauben Sie, was sprechen Sie denn da für aan' Dialekt? So was hab' ich noch nie g'hört.“

„Dialekt? Ich sprechte kein Deutsch, dialektiges, sondern ein Deutsch, reinheitlichtes.“

„So! Das möcht' ich wohl bezweifeln. Wann Ihr Latein auch ein so reines ist, so könnten's Ihna für Geld hören lassen.“

„Ja, das hätt' ich gekonnte. Ich sein gewesteste Philolog, erstaunlicher, und Pomolog, bedeutender!“

„Alle Wetter! Das also ist Ihr Latein? Was ist denn eigentlich Philologie?“

„Philologie seinte Wissenschaft von Baum, mit Aepfel und Birnen.“

„Ah! Und Pomologie?“

„Das seinte Kenntnis von Lehre, weisheitlicher.“

„Na, alter Freund da sind's halt schön auf den Holzweg g'raten! Es ist ja grad umgekehrt!“

„Dann warrr es gewesteste Verwechstelung, wissenschaftliche. Ich hatt auffangte so viel Wissenschaft in Kopf, meinigen, daß, wenn wollte die eine heraus, sie bleibte ost steckte, und statt ihr kommte heraus Wissenschaft andre.“

„Ja, so geht's halt, wann man gelehrt ist und doch nit Zeit g'funden hat, die Akademie zu besuchen!“

„O, ich hatt kennte Akademie und Apoplexie!“

„Wirklich? Na, dann sind's ja a fürchterlich g'scheiter Pfiffikus! Was verstehen's denn unter dera Apoplexie?“

„Das seinte Hochschule, universitätliche.“

„Ach so! Und Akademie?“

„Das sein gewesteste Schlag; flüssiger, welcher treffte in Kopf und lähmte den Arm, linkigen, oder Bein, rechtiges.“

„Donner und Doria! So a G'schwätz hab' ich all mein Lebtag noch nit g'hört! Erstens was das für a Deutsch is! Welch Karnikel soll denn das verstehn? Und sodann haben's die G'schicht wiederum grad umdreht. Akademie ist Hochschule, und Apoplexie ist Schlagfluß oder meinswegen auch flüssiger Schlag, wie Sie sich auszudrücken belieben!“

„Das warrr gewesteste nur Umkehrung, zufällige. Das kann passierte Mensch, jedwedigen.“

„Aber Ihnen scheint es regelmäßig zu passieren! Und dabei sind's gar der Freund und Adjutant des Herrn Doktor Schwarz? Na, dem werd' ich gratulieren! Da hat er eine Acquisition g'macht, um die ich ihn nit beneid'.“

Er lachte laut und herzlich auf. Der „Vater der elf Haare“ fühlte sich beleidigt. Er fragte in scharfem Tone:

„Sein damit gemeinte Person, meinige?“

„Ja, wer denn sonst? Natürlich meine ich Person, Ihrige!“

„Das mußte ich verbitten mit Nachdruck, allergrößtem. Ich sein gewesteste stets Mann, respektabliger. Ich hatt ein gelaßte beleidigen Ehre, meinige, und wenn Sie nicht machte Abbitte, sofortige, dann ich werd' geforderte Satisfaktion, pistolige oder säbelige!“

Der Graue lachte lauter und anhaltender als zuvor und antwortete:

„Mann, was fallt Ihnen denn ein! Fordern wollen's mich? Also ein Duell, säbeliges oder pistoliges? Das lassen's lieber bleiben! Ich hab' gar nit Lust, mit Pulver und Blei Ihre schöne Wissenschaft und Ihr Latein zu verletzen. Wann's sich beleidigt fühlen, so kann ich nit dafür. Ich bin bloß Ornitholog und zieh' also nur Vögeln, aber nit den Menschen die Bälge ab!“

„Wenn Sie seinte Ornitholog,“ antwortete der Ungar noch zorniger als vorher, „so warrr ich gewesteste Gelehrter, noch viel größerer! Ich hatt' studiumtierte Ornithologie und Orographie!“

„Auch! Wissen Sie denn, was diese beiden Worte bedeuten?“

„Ich hatt gewußte es besser als Sie! Wenn Sie nicht kennte Wissenschaft, beidige, so will ich gegebte Aufklärung, augenblickliche!“

„Nun, heraus damit! Was ist Ornithologie?“

„Das seinte Beschreibung von Berg, karpathentlicher oder riesengebirglicher“.

„Und Orographie?“

„Das hatt zu bedeutente Naturgeschichte, vogelige und gefiederte.“

„Aber, Liebster, das ist ja wieder verkehrt!“ Sie sind ja der reine Taschenspieler, welcher einem mit seinem Hokuspokus ganz irre machen kann! Ich werd' wirklich davon ganz dumm im Kopf. Hören's auf, ich mag nix mehr davon hören!“

Da sprang der Kleine aus dem Boote an das Ufer und rief im höchsten Grimme:

„Ja, Sie seinte dumm im Kopf, Ihrigen! Sie seinte Hokuspokus in Person, eigener! Sie könnte nicht sprechen und nicht verstehende Deutsch, reinigendes! Sie wollte sein Gelehrter, wissenschaftlicher? Laßte nicht Sie auslachte sich! Ich konnte nur bedauerte geistigen Bankerott, Ihrigen. Ich willte nichts wißte mehr von Individuum, Ihrigem. Lebte Sie also wohl für ewig und für immerdar! Adieu, dobrau noc, poraucim se, gute Nacht, ich empfehlte mich, leletak sa'ide, Allah jisallimak!“

Er rannte davon.

Der Graue sah ein, daß dieser Mann vielleicht ein Original war, den man als solches zu behandeln hatte. Es reute ihn, nicht nachsichtig, sondern fast grob gewesen zu sein. Darum rief er ihm nach, doch zurückzukommen. Das hatte keinen Erfolg. Schon wollte er ihm nacheilen, da sah er abwärts von der Mischrah ein Licht auf dem Wasser erscheinen. Das mußte die Dahabieh sein, und darum blieb er im Boote sitzen.

Das Licht kam näher und näher; Pfotenhauer sah, daß es loderte. Es war ein Feuer, welches auf dem Deck brannte und die Segel beleuchtete. Das Schiff kam, vom Winde getrieben, langsam aufwärts geglitten, ging an der Mischrah vorüber, ließ dann die Segel fallen und sich vom Wasser zurück und an das Ufer treiben, wo es den Anker fallen ließ und die Taue warf, welche von dem „Schnarcher“ und seinen Leuten aufgefangen und am Lande befestigt wurden. Als die Landebrücke das Ufer berührte, kam der Graue herbei und rief in deutscher Sprache:

„Hallo! Ist Doktor Schwarz an Bord?“

„Ja,“ ertönte die Antwort. „Ein Deutscher auf Seribah Madunga? Das ist mir eine außerordentlich frohe Ueberraschung!“

„G'wiß, Landsmann, a Deutscher steht hier und heißt Sie willkommen. Wann's mich umärmeln woll'n, so schauen's, daß S' herüberkraxeln. Aber nehmen's sich in acht, daß mich etwa nit vor lauter Freud' zerdrucken!“

„Aus dem Bayernlande, wie ich höre! Gleich bin ich drüben bei Ihnen!“

Der Graue sah die hohe, breite Gestalt über die Brücke kommen. Er breitete die Arme aus, schlang sie um Schwarz, küßte ihn auf die Wange und sagte:

„Willkommen also, herzlich willkommen! Mich kennen's freilich nit, und ich hab' eigentlich kein Recht, Sie so zärtlich zu empfangen; aber dieser Kuß soll nit von mir, sondern von Ihrem Bruder sein.“

„Von meinem Bruder? Von Joseph? Kennen Sie ihn?“

„Den Sepp? Na, den werd' ich doch kennen! Ich bin sein Kamerad. Haben's nicht seinen Boten in Faschodah 'troffen?“

„Ja, und seinen Brief erhalten.“

„Na, ich bin der Pfotenhauer und Vogelfänger, von dem er wohl auch a Wort erwähnt haben wird. Oder hat er nix von mir mitg'schrieben.“

„Ja, freilich hat er es gethan. Ich habe mich auf Sie gefreut. Aber was thun Sie hier, den ich oben bei den Niamniam vermute, und wo ist mein Bruder?“

„Es hat ihm keine Ruh g'lassen, und so sind wir fort, um Ihnen entgegen zu fahren. Es konnt Ihnen leicht a Unglück g'schehen. Darum wollt' er lieber schau'n, Ihnen eher zu begegnen, als ausg'macht worden war.“

„Das sieht ihm ähnlich. So ist er also auch hier? Warum sehe ich ihn nicht?“

„Weil er noch nit hier ang'langt ist. Ich bin einstweilen voran, und er wird nachfolgen.“

„Warum blieb er zurück? Wo befindet er sich?“

„Davon nachher! Sagen's mir vorerst, ob's droben in dera Seribah oder hier unten im Schiff übernachten wollen. Man hat mir den schönsten Tokul überlassen, in welchem Raum g'nug ist für uns beide.“

„Ich danke Ihnen; aber ich ziehe doch vor, an Bord zu bleiben. Ich habe eine prächtige Kajüte, die mir kein Tokul ersetzen kann. Hoffentlich machen Sie mir die Freude, nicht nach der Seribah zurückzukehren, sondern bei mir zu bleiben?“

„Wann's Ihnen recht ist, so bleib' ich da. Oben oder unten, das ist ganz gleich; die Hauptsach' ist, daß wir beisammen sind.“

„So kommen Sie mit an Bord. Bitte!“

Er führte ihn hinüber und auf das Hinterdeck, wo ein schwarzer Diener die Thür der Kajüte öffnete, um sie eintreten zu lassen.

Schwarz erinnerte sich der Stelle des erwähnten Briefes, in welcher Pfotenhauer als ein sonderbarer Kauz und dabei doch wackerer, brauchbarer Mann beschrieben wurde. Er war neugierig, ihn kennen zu lernen.

Die Kajüte bestand aus mehreren fast prächtig eingerichteten Räumen. Eine Bronzelampe hing von der Decke nieder und beleuchtete die schwellenden Polster, den hohen Spiegel und die glänzenden Geräte, welche auf kleinen Tischen standen oder an den Wänden hingen.

„Was Teuxel fallt Ihnen ein!“ rief der Graue erstaunt. „Sie fahren a richtiges Damenboudoir spazieren? Im Sudan, auf dem oberen Nil? Sind's etwa Millionär g'worden?“

„Nein,“ lächelte Schwarz, indem er den Landsmann heimlich musterte. „Diese Herrlichkeiten gehören nicht mir, sondern dem Vicekönig von Aegypten. Dieses Schiff ist eine Regierungsdahabieh.“

„Auch nit übel! Wie aber kommen's zu diesem Regierungsschiff? Ist etwa a Pascha von drei Roßschweifen an Bord, der Sie als Gast mitg'nommen hat?“

„Nein. Die Dahabieh ist mir zur Verfügung gestellt worden. Augenblicklich bin ich der Herr derselben, dem die Bemannung zu gehorchen hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Riesenkakteen.

Unsre lieben Kameraden kennen alle die mannigfaltige Familie der Kakteen oder Fackeldisteln, welche sich durch ihre leichte Kultur und durch die Pracht ihrer Blüten, sowie durch ihren sonderbaren Habitus auszeichnen. Wir gehen wohl nicht irre in der Vermutung, daß viele unsrer jungen Freunde selbst eine kleine Sammlung von Kaktusarten besitzen und der Kultur derselben einen Reiz abgewinnen. Wo dies aber noch nicht der Fall ist, da möchten wir unsre lieben Kameraden ernstlich auffordern, sich eine solche kleine Sammlung anzulegen, zu deren Pflege wir ihnen gelegentlich einmal die Anleitung geben wollen.

Daß die verschiedenen Kakteen in den südlichen Ländern eine so hervorragende Rolle in der Pflanzenwelt spielen und auch eine kolossale Entwicklung annehmen, z. B. in Mexiko und Central-Amerika und im heißen Teile der nordamerikanischen Prairien, und daß man aus ihnen förmliche Hecken um Felder und Gärten anlegt, das wissen unsre lieben jungen Freunde aus Reisebeschreibungen. Aber auch im südlichen Europa nehmen einzelne Kaktusarten unter Umständen riesige Verhältnisse an, und namentlich der aus Neu-Mexiko stammende Säulenkaktus, Cereus giganteus, und seine Verwandten, Cereus grandiflorus und C. peruvianus, gewinnen schon auf Sizilien einen riesigen Umfang und tragen reichlich eßbare, feigenähnliche Früchte. Der fast astlose Säulenkaktus, welcher in seiner Heimat den waldlosen Felsengegenden ein so seltsames Ansehen gibt und sich wie eine Säule bis zu 20 m Höhe und 30—35 cm unterem Durchmesser erhebt, gedeiht auf Sizilien an Hauswänden und Mauern ganz vorzüglich und erreicht eine Höhe von mehreren Stockwerken.

Aber auch auf dem europäischen Festlande nimmt er unter Umständen kolossale Verhältnisse an und zum Beweis dafür geben wir auf Seite 382 die Ansicht eines Exemplars dieses Cereus giganteus, welcher in der Stadt Antibes im südlichen Frankreich (Departement der Seealpen) an einer Hauswand emporgezogen und nun etwas über dreißig Jahre alt ist und noch bis zur Stunde fröhlich fortwächst und weder Dünger noch irgend welcher Pflege bedarf.

Eine Besteigung des Großglockners.

Es war an einem schönen, warmen Augusttage, als ich in Heiligenblut, dem freundlichen Alpendorfe am Fuße des mächtigen Großglockner, ankam. Von hier aus beabsichtigte ich während eines mehrtägigen Aufenthaltes Streifzüge in die großartige Umgebung zu unternehmen und womöglich dem gewaltigen Bergriesen, dessen Gipfel eine der umfassendsten Fernsichten der Alpenwelt, die vielleicht nur von der des Montblanc übertroffen wird, gewährt, einen Besuch abzustatten. Die Verwirklichung dieses Planes hing freilich davon ab, ob sich genügende Reisegesellschaft finden werde, denn da die Besteigung des Großglockner nur in Begleitung mehrerer Führer ausführbar ist, so sind die Kosten für den einzelnen Touristen zu hoch, ganz abgesehen davon, daß eine größere Gesellschaft bei dem keineswegs gefahrlosen Aufstieg das Gefühl erhöhter Sicherheit gibt.

Als ich das Herrenzimmer des Gasthofes betrat, fand ich eine Anzahl Gäste vor, die augenscheinlich gleich mir Reisende waren. Es war am späten Nachmittag und an einen größeren Ausflug nicht mehr zu denken; ich beschloß daher, auszuruhen und abzuwarten, ob sich nicht eine passende Bekanntschaft mit einem der anwesenden Fremden anknüpfen lassen werde.

In einer lauschigen Ecke hatte ich Platz genommen und von hier aus konnte ich, ohne aufdringlich zu erscheinen, die Anwesenden mustern. An einem der Fenster saß eine lange, hagere Gestalt mit rotblondem Haar und langem, gleichfarbigem Backenbart, hatte sich weit in den Stuhl zurückgelehnt und die Füße an die Kante des vor ihm stehenden Tisches gestemmt, so daß die Kniee eine Art Thorweg bildeten, unter welchem sich ein paar Hunde herumbalgten. Der Mann hatte einen hohen grauen Cylinderhut auf dem Kopfe, den abzunehmen er nicht für notwendig hielt; der hellgrau und braun gestreifte Anzug gab ihm das Ansehen eines Zebras und die langen Finger, die aussahen wie Spinnenbeine, hielten eine Nummer der englischen Zeitung „Times", deren Riesenformat wie eine spanische Wand erschien. Der Fremde war zweifellos ein Engländer, das war schon aus der ungenierten Haltung zu entnehmen, die er eingenommen hatte.

Am nächsten Tisch saß ein auffallend dicker Herr im leichten Reiseanzug aus Leinenstoff. Sein rundes, glattrasiertes Gesicht erglänzte, als hätte er es mit Provenceröl eingerieben und der kahle Kopf erschien poliert wie eine Billardkugel. Er war offenbar eben erst von einer Bergpartie zurückgekehrt, denn er wischte sich unaufhörlich den Schweiß von der Stirn und schnaubte und pustete dabei wie ein Nilpferd. Er schien sich einen gewaltigen Schnupfen geholt zu haben, denn er benutzte sehr fleißig sein rotseidenes Taschentuch und dann klang es jedesmal wie ein gewaltiger Posaunenstoß, der die Gläser auf den Tischen erbeben machte.

Ganz in meiner Nähe hatte ein Reisender Platz genommen, welcher dem Künstlerstande anzugehören schien. Er trug braunes lockiges Haar und einen kleinen Schnurrbart, den er öfter nach beiden Seiten strich. Um seinen Mund schwebte ein stillvergnügtes Lächeln, welches vermutlich dem mit Tiroler Wein gefüllten Glase galt, welches er mit der rechten Hand zärtlich umschlungen hielt und von Zeit zu Zeit an die Lippen setzte. Güte und Wohlwollen leuchtete aus den graublauen Augen, die er zuweilen im Zimmer umherschweifen ließ und wiederholt mit fragendem Ausdruck auf mich richtete, als erwarte er die Aufforderung, näher zu rücken.

Zwei Studenten unterhielten sich mit jugendlicher Lebhaftigkeit so laut, daß man im ganzen Zimmer jedes Wort verstand und einzelne der Gäste sich hin und wieder unwillig umschauten, um den Musensöhnen anzudeuten, daß sie hier nicht allein seien. Aber sie hatten dem guten Schwechater Bier tüchtig zugesprochen und beachteten nicht im geringsten die mahnenden und strafenden Blicke.

Noch verschiedene andre Herren und auch einige Damen waren anwesend, denn Heiligenblut ist der Hauptausgangspunkt für die Besteigung des Großglockners. Aber die Kellnerin, Mirzl war ihr Name, brachte mir eben den gewünschten Imbiß, dem ich von diesem Augenblick an die ausschließliche und eingehendste Aufmerksamkeit widmete.

„Wird sich morgen wohl eine Gesellschaft zur Besteigung des Berges zusammenfinden?" fragte ich die dienende Hebe.

„O gewiß, dös kommt allemal z'samm," versetzte Mirzl. „Dort der lange Lord Mixpickles, oder wie er sonst hoaßt, hat schon zwa Führer ang'nommen, mit denen er morgen den Glockner auffi will."

Sie eilte davon, um einen durstigen Gast zu bedienen, aber in demselben Augenblick trat der lockenhaarige Künstler heran, verbeugte sich leicht und bat um die Erlaubnis, neben mir Platz nehmen zu dürfen.

„Sie wollen morgen den Gipfel des Berges erklimmen," sagte er mit auffallend ausdrucksvoller Stimme, an welcher ich den Schauspieler erkannte, „wenn Sie gestatten, schließe ich mich an."

Dabei stellte er sich mir vor; ich hatte mich nicht getäuscht, er war in der That ein Bühnenkünstler Namens Romberg und aus Sachsen gebürtig.

Er hatte sich kaum niedergelassen, als auch der Dicke an unsren Tisch herankeuchte und die gleiche Frage an mich richtete; mir konnte in diesem Augenblicke nichts willkommener sein, als dieses Anerbieten, durch welches meine Absicht der Verwirklichung näher gerückt wurde.

„Tres faciunt collegium und edle Seelen finden sich zu Wasser und zu Lande!" citierte der Schauspieler, indem er den Dicken mit einem prüfenden Blick musterte, in welchem die Frage zu liegen schien: wirst du auch im stande sein, den Bergriesen zu bezwingen?"

Der korpulente Herr hieß Facke und war Hotelbesitzer in einer Residenzstadt Thüringens. Er hatte sich auf kurze Zeit von seinem Geschäfte, das — wie er versicherte — in den Händen seiner Frau vortrefflich aufgehoben sei, losgerissen, um die Alpen zu sehen und zwar, wie er selbstbewußt hinzufügte, nicht bloß von unten.

„Der edle Lord hat die gleiche Absicht wie wir, und bereits zwei Führer gemietet," sagte ich, „wie wäre es, wenn wir ihm den Vorschlag machten, die Tour gemeinschaftlich zu unternehmen?"

Sofort erhob sich der Schauspieler.

„Dem Manne kann geholfen werden," rief er mit den Worten Karl Moors in Schillers Räubern, „ich gehe ihn zu fragen."

Er trat an den noch immer in seine Zeitung vertieften Engländer heran.

„Der Herr Lord beabsichtigen morgen den Großglockner zu besteigen?" fragte er mit seiner sonoren Stimme.

„Yes!" erwiderte jener ohne aufzublicken.

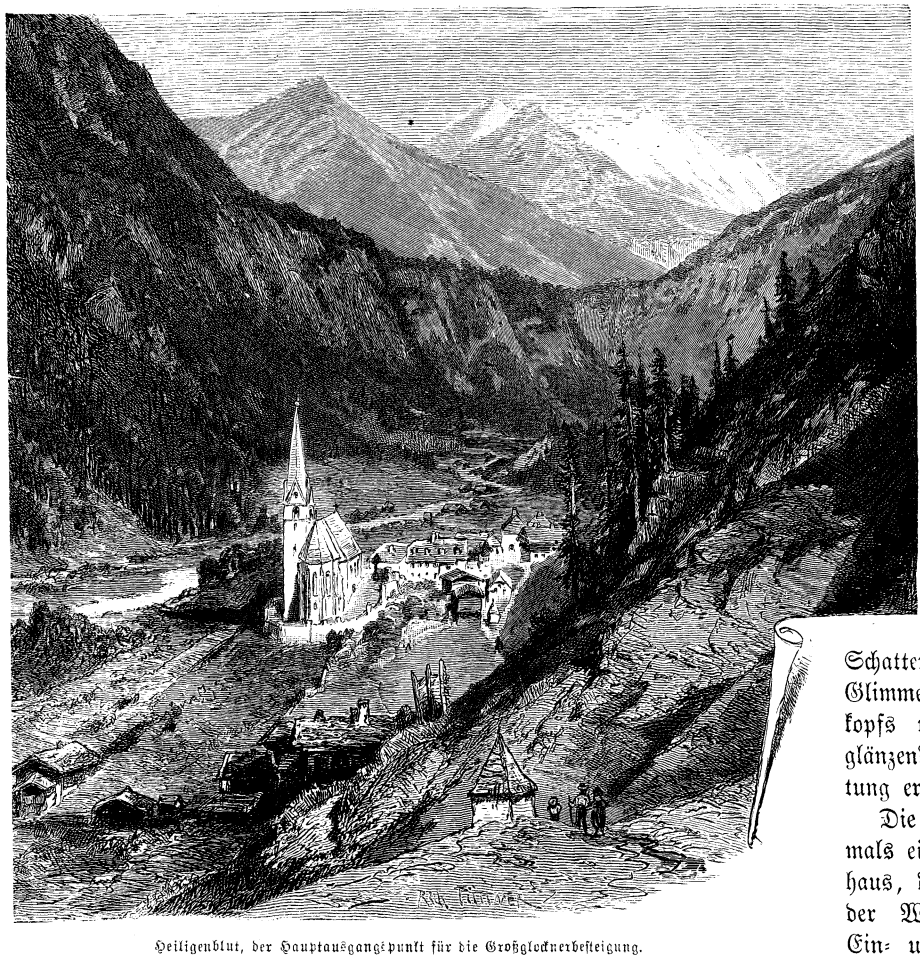
„Wäre es Ihnen vielleicht unangenehm, wenn wir uns anschlössen und die Partie auf gemeinschaftliche Kosten unternähmen?"

„Yes, Sie wären unangenehm," erklärte der Sohn Albions mit eiserner Ruhe, ohne die Augen von dem Zeitungsblatt zu wenden.

Der Schauspieler machte kehrt und den Arm nach rückwärts streckend, deklamierte er:

„Du hast's gewollt, Octavio — des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

Am nächsten Tage, nachmittags fünf Uhr, brachen wir in Begleitung von drei Führern auf, während Lord Mixpickles, oder — wie er mit seinem eigentlichen Namen in der Fremdenliste stand: Mitchipel, erst gegen sieben Uhr sich auf den Weg zu machen gedachte. Da man derartige Nachtwanderungen in die Alpenwelt selbstverständlich nur bei Mondschein unternimmt, so ist an irgend eine Gefahr nicht zu denken; aber man wählt hier um deswillen die Tageszeit, weil jeder Besteiger des Berges notgedrungen in der Leiterhütte, welche 6200 Fuß hoch liegt, übernachten muß, wenn er am folgenden Tag den Gipfel erreichen und auf der Rückkehr abends wieder unter Menschen sein will.



Heiligenblut, der Hauptausgangspunkt für die Großglocknerbesteigung.

Wie ein fröhliches, ausgelassenes Kind des Gebirges rauschte die Möll oder der Pasterzenbach uns zur Seite, bis wir links eine Brücke überschritten und nunmehr das Gewässer hinter uns ließen. Obgleich es erst eine halbe Stunde nach fünf Uhr war, hatte sich doch schon die Sonne hinter den Gößnitzkamm hinabgesenkt und tiefe Schatten lagerten bereits im Thal. Auf den Höhen aber, denen wir jetzt zusteuerten, war es noch heller Tag und der schöne Gößnitzfall zeigte sich in seiner ganzen wunderbaren Glorie.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, als wir nach zweistündigem Marsch das Leiterthal betraten, welches den einzigen Zugang zu dem Gipfel des Großglockners bildet, da auf der andern Seite die Steilheit und Zerklüftung der Gletscher jede Annäherung unmöglich macht. Das Leiterthal verengt sich zeitweise zu einer schmalen Schlucht, in deren Tiefe der wilde Leiterbach dahintost. Hier beginnt der sogenannte Katzenstieg, ein gefürchteter Hochgebirgspfad, der sich stellenweise äußerst steil über glatte Schieferblöcke am tiefen Abgrunde des Leiterbachs hinwindet.

Der Mond, dessen Scheibe sich an einem der nächsten Tage vollständig runden mußte, stieg in schweigender Majestät empor und übergoß die Krystallgipfel der Felsenkolosse mit flimmerndem Demantschein. In die Thäler freilich vermochte sein Licht nicht zu dringen; in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, streckten sie sich zu unsren Füßen dahin.

Unser dicker Gastwirt war bisher wacker bei uns geblieben und tapfer drauf los marschiert, mit zunehmender Steilheit aber ließ auch seine Ausdauer nach. Er keuchte und dampfte wie eine Lokomotive und an besonders stark geneigten Stellen entsagte er ohne Bedenken zeitweilig seiner menschlichen Würde und degradierte sich selbst zum Vierfüßler. Als er aber merklich zurückzubleiben begann und uns dadurch aufhielt, trat einer der Führer hinter ihn und schob ihn über die steilsten Stellen hinweg.

Endlich, nach vierstündigem anstrengendem Marsch, erreichten wir die Leiterhütte, das Ziel unsrer heutigen Wanderung. Neben einer riesigen, steil emporstrebenden Felswand erbaut, lag die Hütte im tiefsten Schatten, während der helle Glimmerschiefer des Leiterkopfs uns gegenüber in glänzender Mondbeleuchtung erstrahlte.

Die Leiterhütte war damals ein dürftiges Bretterhaus, durch dessen Wände der Wind ungehinderten Ein- und Ausgang fand. Es herrschte ununterbrochen ein leiser Zug in dem Raum, so daß wir, die wir erhitzt waren, uns in unsre Plaids hüllten. Es fehlte in der Hütte an nichts weniger als an allem; weder Tisch noch Stühle waren vorhanden und an den Luxus eines Bettes hätte die ausschweifendste Phantasie nicht zu denken gewagt. Das einzige, was das spähende Auge zu entdecken vermochte, waren einige hölzerne Schüsseln und ein Topf, von Messer, Gabel und Löffel keine Spur.

Wir waren mit genügendem Proviant versehen und auch ein kräftiger Trunk fehlte uns nicht; besonders unser Gastwirt kramte eine ganze Speisekammer aus. Wir nahmen direkt auf kaiserlich österreichischem Boden Platz und begannen mit bestem Appetit an unsren Vorräten das Vernichtungswerk. (Fortsetzung folgt.)

Die Spitze des Großglockners.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Bald war es in der ganzen Gegend bekannt geworden, daß die beiden Herren Sanford das Gehöft aufgeben und nach ihrer eigentlichen Heimat zurückkehren wollten; Kolonisten und Goldgräber, Schenkwirte und Händler waren alle gleich begierig, von dem Gehöft Besitz zu ergreifen, welches den unternehmungslustigen Männern in noch nicht Jahresfrist zu einem so bedeutenden Gewinn verholfen hatte. Man rechnete ihnen nach, daß sie wenigstens 5000 bis 6000 Dollar rein verdient haben müßten, und jeder sah ein, daß sein eigenes Geschäft auch bei aller darauf verwandten Mühe nicht so viel abwürfe. Dazu kam die Unverletzlichkeit des Grundstücks, welches ja unter den besonderen Schutz der Sioux gestellt war. Wer dasselbe erwarb, gelangte nicht nur zu Vermögen, sondern erfreute sich auch mitten in der Wildnis vollkommener Sicherheit.

Es dauerte nicht lange, so traten die ersten Kauflustigen mit der Frage hervor, was Joe und Frank für ihr Gehöft samt dem darauf befindlichen Federvieh verlangten; einer bestand noch stürmischer auf baldigen Abschluß des Geschäftes als der andre. Die Brüder hatten kaum daran gedacht, daß ihr Anwesen nach ihrem Fortgang bei Bestand bleiben könnte, hatten Hühner und Enten verkaufen und mit dem Erlös für dieselben ihre Einnahmen als abgeschlossen betrachten wollen. Nun wurden sie vorsichtig, vertrösteten die einzelnen Liebhaber des Gehöftes und setzten einen Tag fest, an welchem dasselbe öffentlich versteigert werden sollte. Und wer war der wirkliche Käufer! Kein andrer als der rote Toby, der grimmige Feind der Sioux, welcher es nach manchen gerade ihm geltenden Verfolgungen denn doch für geraten hielt, seine Person und seinen Besitz vor weiteren Gefahren zu schützen. Blockhaus, Stall, Hof und die allerdings beträchtlich angewachsene befiederte Schar bezahlte Toby mit baren 10000 Dollar, eine unter gewöhnlichen Verhältnissen ungeheure Summe, welche nur in so großer Nähe von Goldgräbereien verständlich wird. Sobald die beiden wohlhabend gewordenen Brüder abzogen, wollte der Rotkopf dort mit Weib und Kindern seinen Einzug halten.

Einige Tage, nachdem dieser günstige Verkauf abgeschlossen worden war, trafen aus der Faktorei Yarundi und statt des schwarzen Jack diesmal Olof ein. Sie fanden nicht viel mehr zu thun; die Karren und Zugtiere wurden auf den Wunsch des Obersten an Ort und Stelle verkauft, und die kleine Schar der Reiter war diesmal noch weniger an schnellem Fortkommen gehindert als bei dem Herzuge. Joe und Frank ward es beinahe schwer, nun plötzlich Abschied von der rauhen Gegend zu nehmen, welcher sie ein so großes Glück verdankten. Sie hatten sich zahlreiche Freunde erworben, ließen keinen einzigen Feind zurück, selbst die wilden Sioux hatten sich ihnen verpflichtet gezeigt. Wo blieben Oasfar und die beiden Krieger, welche vor vier Monaten als raublustige Feinde in das Gehöft eindrangen und es noch an demselben Tage als gute Freunde verließen! Sollte es den Brüdern wirklich nicht vergönnt sein, von dem edeldenkenden Häuptling Abschied zu nehmen und ihm für die Freilassung der drei Knaben zu danken? Vielleicht glaubt er genug gethan zu haben, daß er das Leben der drei Sioux-Krieger mit drei jungen Weißen und den erschossenen Bello mit drei großen langhaarigen Hunden bezahlte; vielleicht mied er das Gehöft, weil Joe und Frank, wenn auch seine einstmaligen Wohlthäter, doch weiße Männer waren, mit denen der stolze und Blutrache übende Sioux keine Gemeinschaft pflegt.

Es war spät am Abend und es herrschte beinahe völlige Finsternis, da pochte jemand an die äußere Palissadenpforte. Die auf dem Hofe befindlichen Hunde schlugen an, gingen aber bald von dem Bellen in ein freundliches Winseln über, als hätten sie in dem Ankömmling einen guten Freund erkannt. In der Stube des Blockhauses waren die vier Mäner mit den drei Knaben versammelt, um den Thee gemeinsam einzunehmen; sie sprachen gerade von Oasfar und bedauerten, daß der Häuptling nicht wiedergekommen wäre. Jetzt, als die Hunde laut gaben, nahm Frank seine Büchse und schritt über den Hof der Pforte zu, um nach dem Wunsche des späten Gastes zu fragen; auch die übrigen Männer griffen nach landesüblicher Sitte zu ihren Waffen und traten auf den Hof hinaus.

„Albin, Mark, Zacky!“ rief von draußen her eine tiefe Baßstimme. Die drei Knaben aber hatten nicht sobald ihre Namen rufen hören, als sie auch schon an Frank vorbeistürmten und mit dem Freudenschrei: „Er ist es! Es ist Oasfar selbst!“ die Pforte öffneten. In dem nächsten Augenblick hingen sie alle an dem wilden braunen Krieger, als wäre dies ihr lieber Vater, welchen sie nach jahrelanger Trennung zum erstenmal wiedersähen. Auch Frank trat hinaus; ihm war, als müßte er die herzliche Begrüßung der Knaben wiederholen. Er reichte dem Sioux-Häuptling beide Hände, führte ihn auf den Hof und dann den andern drei Männern zu, welche den Gast gleichfalls freudig willkommen hießen. Und nun begannen frohe Stunden in dem kleinen Blockhause um den großen Herd herum. Diesmal konnten die Weißen sich durch die Knaben mit dem Häuptling verständigen, ihm danken und seinen Dank entgegennehmen, konnten ihm erzählen, daß sie ihn längst erwartet hätten und sich nun freuten, daß es ihnen vergönnt wäre, ihn noch vor ihrem baldigen Abzug wiederzusehen.

Die Gefühle Oasfars waren geteilt zwischen Freude und Schmerz. Es freute ihn, daß er die drei kleinen Lieblinge so glücklich und zufrieden wiederfand, aber es schmerzte ihn die unerwartete Nachricht, daß sie schon in den nächsten Tagen mit den weißen Männern nach Süden reiten sollten. Abwechselnd wiegte er bald diesen, bald jenen Knaben auf seinen nackten braunen Knieen, das sonst so harte, wildblickende Auge nahm den zärtlichsten Ausdruck an, und es schien, als koste es dem Häuptling Mühe, die Thränen zurückzuhalten.

„Wir kommen wieder, Väterchen, wir besuchen dich!“ riefen die Kinder. „Wir bringen dir alles, wonach dein Herz sich sehnt. In wenigen Jahren werden wir erwachsen sein und dich in deinen Bergen aufsuchen können. Du warst so gut gegen uns, daß wir es nie vergessen werden; doch auch die weißen Männer vertreten Vaterstelle an uns, sie wollen uns glücklich machen. Traure nicht, Väterchen! Der Häuptling Oasfar wird uns stets die liebste Erinnerung sein.“

„Kinder, ich habe nicht geglaubt, daß wir uns jemals trennen müßten,“ versetzte Oasfar mit unverkennbarer Rührung und fuhr dem Knaben mit seiner braunen Hand über das blonde Haar. „Ihr kehrt zu den Wohnstätten der weißen Männer zurück, eine neue Zukunft erwartet euch, ein ganz andres Leben, als ihr zwischen unsren Bergen führtet, ist euch beschieden, ein Leben ohne Not und Gefahr. Vom Ueberfluß umgeben, werdet ihr die brau-

nen Freunde vergessen, bei denen ihr mehrere Jahre zubrachtet, und könnet nur glücklich sein, wenn ihr sie vergesset."

Die Knaben waren redlich bemüht, Oasfars Zweifel an ihrer Erkenntlichkeit zu verscheuchen; der Häuptling aber schüttelte ungläubig den Kopf, wandte sich an die weißen Männer und sprach:

„Der Krieg fordert blutige Opfer, auch die Eltern dieser Knaben haben im Kriege gegen uns ihr Leben verloren. Die Vaterstelle, welche ich an diesen Lieblingen versah, ist auf euch übergegangen, ihr werdet ihnen gute Väter sein. Als ich damals von eurem Gehöfte schied, überlegte ich reiflich, ob ich das Schicksal dieser Kinder in eure Hand legen sollte. Ihr hattet großmütig an gefangenen Feinden gehandelt, hattet uns vor den Reitern geschützt, denen wir eine halbe Stunde später begegneten. Darum durfte ich euch trauen, darum will ich auch heute mit dem harten Wechsel zufrieden sein, welchen ihr beschlossen habt. Aber versprecht mir bei der Gastfreundschaft, welche ich heute zum zweitenmal unter eurem Dache genieße, daß ihr euch nimmer von diesen Kindern trennen wollt! Sie sind dankbar, wie ihr seht, werden euch noch dankbarer sein als mir. Ich schenkte sie euch, weil ich mir sagte, daß sie nach unsrem Lager zurückkehren würden, wenn sie sich hier nicht glücklich fühlten, und ich weiß heute nicht, ob ich mich freuen soll, daß sie bei euch geblieben sind. Wer weiß, wie sich die Zukunft gestaltet! Darum bitte ich euch, daß ihr den Knaben kein Hindernis bereitet, falls sie, zu Männern herangereift, in unsre Berge zurückkehren wollen, wo jeder Sioux sie freudig begrüßen wird."

„Edler Häuptling," entgegnete Joe, „dich ehrt die Sorgfalt, welche du diesen Kleinen bewahrst, und ich verspreche dir gern, daß wir nach deinem Wunsche handeln werden. Die Knaben werden nur Gutes in den Hütten der weißen Männer erfahren, zu denen wir gehen, und werden, da dort viel mehr Indianer als weiße Männer sind, kaum in veränderte Verhältnisse kommen. Aber wir leben mit unsren braunen Brüdern in Frieden, keiner trachtet nach dem Leben oder dem Besitze des andern. Wir jagen und fischen, wir bestellen das Feld und treiben Handel; deine Lieblinge können also wählen, welchen Beruf sie wollen, und, wenn ihnen keiner von allen behagt, zu dir in die Berge heimkehren; wir selber wollen sie bis an dies Gehöft begleiten und dem Manne überliefern, welcher hier dann wohnen wird."

„Wer wird hier wohnen?" fragte Oasfar erregt. „Ich dachte, ihr würdet diese Hütte zerstören, welche wir die heilige nennen."

„Ein Mann, welchem ihr Sioux bisher manche Nachstellungen bereitet habt," erwiderte Joe. „Es ist der rothaarige Toby, welcher uns, deinen Freunden, viel Geld für das Gehöft gegeben hat. Schütze ihn, Oasfar, und schließe Freundschaft mit ihm, wie du es mit uns gethan hast, er wird dir vielfach nützen können!"

Der Häuptling schwieg, sein Gesicht zeigte eine recht finstere Miene, die weißen Männer hofften nichts Gutes.

„Ihr bittet für einen der verhaßtesten Weißen, welche in dieser Gegend leben," antwortete Oasfar endlich; „der hat eure Tugenden nicht. Er verfolgt uns Indianer mit der bittersten Wut, beschleicht uns, überfällt schwächere Horden und verrät uns an die Soldaten. Glaubt ihr, ich hätte nicht gesehen, daß der rote Toby die Männer führte, vor denen ihr uns damals warntet? Und mit diesem Mann soll Oasfar, sollen alle Sioux Frieden und Freundschaft schließen? Nein, Gastfreund, das verlangt Ihr nicht im Ernst. Euch zuliebe will ich versprechen, diese Holzwände zu achten, weil Ihr hinter denselben einstmals wohntet, und will meine Brüder bitten, sie gleichfalls nicht anzugreifen. Aber saget dem bösen Toby, er solle auf seiner Hut sein und keinen Verrat mehr üben. Der Sioux schleicht hinter den Bäumen heran und seine Büchse weiß den gefährlichen Feind zu treffen. Sagt ihm, daß Oasfar, der ihn verachte, diese Bedingungen an den Schutz knüpfe, welchen er durch Euch erhält!"

„Wir danken dir, Häuptling," versetzte Joe, „sprechen übrigens nur die Wahrheit, wenn wir dir berichten, daß Toby längst die feindseligen Absichten gegen dich und deine beiden Begleiter bereut hat; er wird sich euch als Freund erweisen."

„Ein Freund, den wir verschmähen, der nicht würdig ist, in dieser heiligen Hütte zu wohnen," entgegnete Oasfar mit Nachdruck. „Sein Todesurteil war bereits gesprochen; doch soll ihm sein bisheriger Wandel verziehen sein, weil ihr für ihn bittet. Es freut mich sehr, daß ihr mich und meine Brüder achtet; dies ist ein seltener Fall von seiten der Weißen: so sollt ihr denn auch sehen, daß ich eure Achtung verdienen und meinen vollen, gerechten Haß gegen diesen abscheulichen Menschen der euch geschuldeten Dankbarkeit zum Opfer bringen will."

Damit war die Zukunft des roten Toby sicher gestellt, er trat in alle Rechte der vorherigen Besitzer ein. Joe und Frank thaten alles mögliche, um ihrem braunen Gaste ihre Zufriedenheit nicht nur mit seinem Besuche, sondern namentlich auch mit seinem Verzicht auf die Rache an dem Irländer zu erkennen zu geben und ihm den Aufenthalt unter ihrem Dache so angenehm als möglich zu machen. Was sie an Speisen, Getränken und Genußmitteln besaßen, setzten sie ihm vor und nötigten ihn, zuzugreifen. Wieder bildete Joe ein Paket aus kleineren Habseligkeiten, welches Oasfar am nächsten Morgen mit sich nehmen sollte, ließ den Pony aus dem Walde in den Stall führen und ihm Futter vorwerfen, dem Häuptling ein weiches Lager bereiten, kurz, er that alles, wodurch er dem Gast zu erkennen geben konnte, daß dieser sich ihre Freundschaft erworben habe. Es war spät, als sich die Männer zur Ruhe legten, Oasfar zum letztenmal neben seinen schon schlafenden Lieblingen. Das Holzfeuer auf dem großen Herde erlosch und der Friede des Schlafes herrschte in dem noch niemals von so vielen Menschen bewohnten Raume.

(Fortsetzung folgt.)

Der praktische Briefmarken- und Ganzsachensammler.

Von Kamerad Karl Kollesa jr.

Ueber den Nutzen und die Zweckmäßigkeit des Marken- und Ganzsachensammelns ist schon genug geschrieben worden, so daß ich mich nicht weiter darüber verbreiten will, sondern gleich zu der Art und Weise, wie man sammeln soll, übergehe. — Da meinen nun die meisten, wenn sie ein Album, etwas Gummiarabikum und einen Pinsel besitzen, nun kann das Sammeln angehen; wo ihnen eine Marke unterkommt, sofort wird sie ins Album geklebt, denn diese Art „Sammler" trachtet nur dahin, eine möglichst große Anzahl von Marken zu erwerben. Wenn man nun so eine „Sammlung" einer näheren Betrachtung unterzieht, so findet man, daß viele Marken unrichtig eingeklebt, viele noch mit Couvertfetzen und sonstigen An-

hängseln behaftet, ja viele nur Fragmente gewesener Marken sind u. s. w. Daß diese Art Sammler der Philatelie nur Schaden bringen, ist klar, denn wer wird an so einem Album etwas nachahmenswert Schönes finden? Mit einem Wort, wer wird diese Art des Sammelns nachahmen, wer wird Markensammler werden wollen? Für diese Art Sammler habe ich nur die Bezeichnung „Markeneinkleber"! Doch, daß auch aus Markeneinklebern, die ja zumeist unter der Jugend sind, auch wahre und echte Sammler werden, ist unleugbar!

Dem wahren Sammler geht der Besitz eines „Handbuches" über den eines Albums; denn bevor er Marken sammeln will, muß er sich zuerst mit ihnen bekannt machen, gerade so wie ein Insektensammler sich zuerst eine Naturgeschichte kauft. Hat er sich nun ein solches, z. B. Moschkaus Handbuch, erworben, so studiert er die Art, die Kennzeichen, als: Zähnung, Wasserzeichen ꝛc. derselben, um erst dann, nachdem er sich über seine zukünftigen Lieblinge belehrt hat, mit dem Sammeln zu beginnen! Kann er sich gleich Schaubecks Album anschaffen, so ist es gut. Doch thut es in der ersten Zeit auch ein kleineres; ganz abraten aber möchte ich vor den Albums, die man schon um 1 oder 2 Mark erhält, wo keine Emmissionsjahre u. s. w. angegeben, sondern bloß einzelne Markentypen enthalten sind. Das sind nur Spekulationsprodukte an die ersten jugendlichen Sammler.

Vor allem gewöhne man sich an Sauberkeit und Ordnung; jede Marke muß vor dem Einkleben in das Album von allen fremden Bestandteilen, sowie von dem ihr anklebenden Gummi befreit werden, was man auf feuchtem (Prießnitzschen) Wege erzielt, nie durch gewaltsames Ablösen, worunter meistens die Marke zu Grunde geht. Lädierte Exemplare sollte man nie ins Album aufnehmen, ebenso zu stark beschmutzte. Die Dubletten verwahre man, sobald man deren nicht viele hat, in Couverten, später in kleinen Schachteln, oder in einem eigenen Hefte; doch soll man sie derart ordnen, daß man jede beliebige sogleich auffinden kann. Die Marken klebe man nur mit reinem selbstbereiteten, nicht zu starken Gummiarabikum auf, und betupfe nur jede Marke in der Mitte, damit man sie eventuell wieder vom Album entfernen kann, ohne dieses, noch die Marke zu zerreißen.

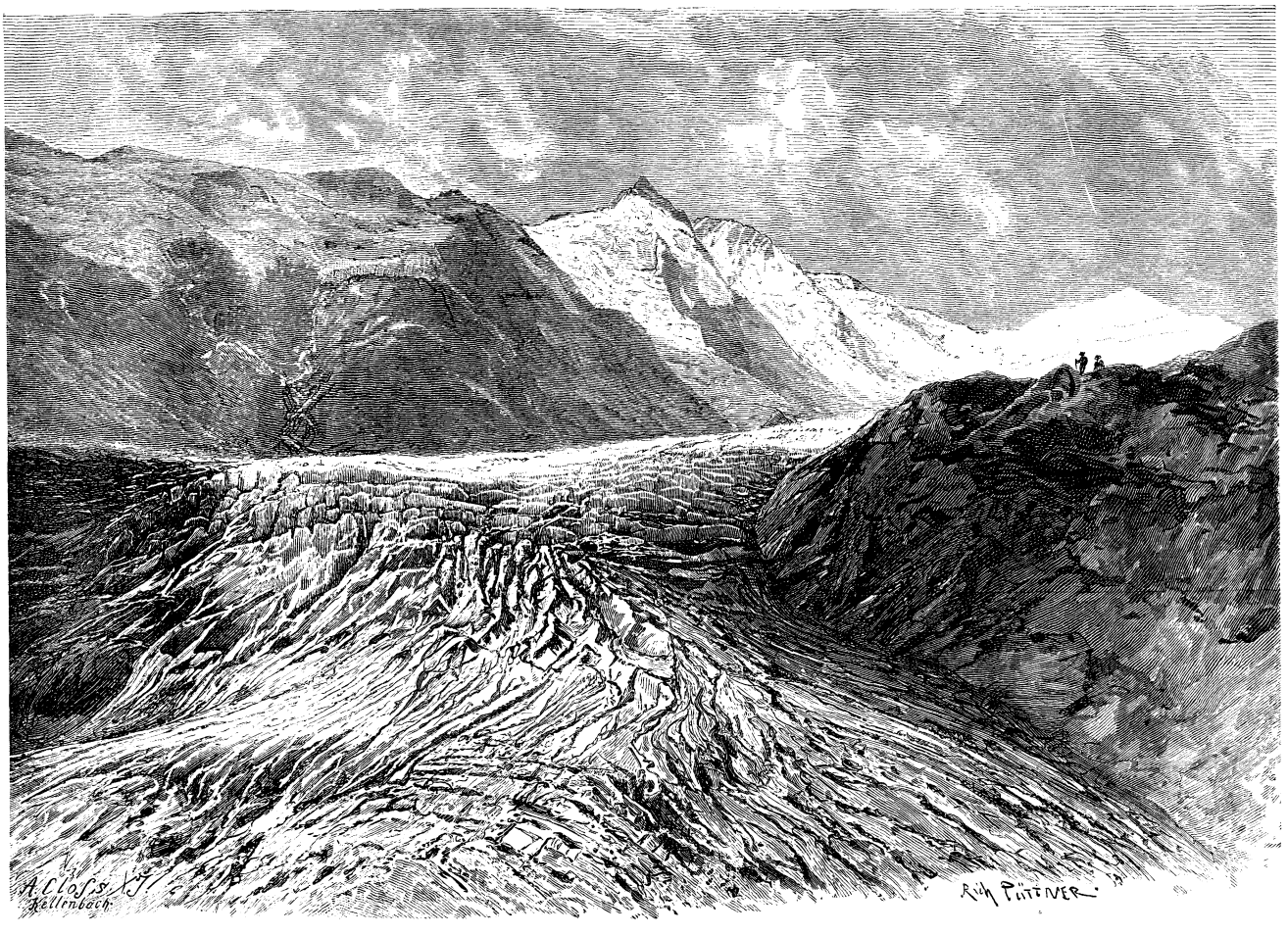
Da die größere Zahl der Sammler nicht über so große Geldmittel verfügt, um sich alles Fehlende kaufen zu können, so empfiehlt sich der Weg des Tausches mit andern Sammlern, wenn man sich eine größere Anzahl Dubletten, natürlich bessere, zurückgelegt hat. Doch sei man in der Auswahl seiner Tauschfreunde, besonders wenn solche in fremden Städten und Ländern wohnen, und dies ist ja zumeist der Fall, vorsichtig, denn es gibt ja überall Wölfe im Schafspelze! Es empfiehlt sich, die zu tauschenden Marken auf eigene käufliche (Florpostpapier-)Bögen zu kleben, denn man erspart dadurch an Porto, und jede Marke unterhalb mit dem Preise z. B. nach Moschkau zu versehen. So weiß jeder der beiden Tauschenden, was und ob er dem andern schuldet, und es ist nicht so leicht eine Uebervorteilung möglich. Ich sage, nicht so leicht, denn nirgends ist das Motto „Redlichkeit" mehr am Platze als beim Markentauschverkehr! Wie leicht wird man durch Versetzen, Ersetzen der Marken getäuscht, abgesehen davon, daß man Falsifikate, Faksimiles ꝛc. aufgeschwätzt bekommt, oder Stempelmarken. Dem allem kann man durch das Lesen eines Handbuches oder eines guten Briefmarkenjournals leichter begegnen, und durch gegenseitiges Vertrauen und gegenseitige Redlichkeit! Kurzum im Tauschverkehr muß man ein kleiner Kaufmann sein! Daß man den Inhalt seiner abgegangenen Briefe kurz notiert (kopieren), und die empfangenen aufhebt, wird Mißverständnissen ꝛc. vorbeugen. Seine Briefe soll man immer vollständig genügend frankieren, um dem andern Unannehmlichkeiten und Geldverluste zu ersparen. Couverte mit eingedruckter Marke zu benutzen, werden immer willkommen sein, zumal es den Brief nicht verteuert.

Bevor man seine Sammlung anlegt, soll man sich auch für die Art des Sammelns entscheiden, und zwar: 1) ob man bloß Marken, oder auch Ganzsachen sammeln will, 2) die letzteren ganz, oder in Ausschnitten (NB. man sammelt jetzt größtenteils alles ganz), postalische Formulare (d. s. solche ohne eingedruckten Wertstempel) werden von einer Ganzsachensammlung geschieden; 3) ob man „alles" oder nur einzelne Länder ꝛc. sammeln will, oder 4) ob Marken nur einzelner Jahrgänge. Die Entscheidung über Nuancen-, Aufdruck-Sammeln behalte man sich für später vor. Nachdem man sich nun so über das Feld (und die Größe) seiner Sammelthätigkeit endlich entschlossen hat, kann man mit dem Sammeln beginnen. Man sei nicht gleich entmutigt, wenn man im Anfange nur weniges und darunter nichts Seltenes zusammenbringt, denn auch hier heißt es: „Geduld führt zum Ziel!" — Wenn man dann seine, wenn auch kleine, aber gut geordnete und nette Sammlung durchblättert, wird man jedesmal eine Art Wohlbehagen und Befriedigung verspüren, gepaart mit dem Sporn weiter zu sammeln und so bald die übrigen leeren Felder des Albums zu füllen, und wird mit neuer Lust an das Sammeln gehen!

Bei Ankäufen sei man äußerst vorsichtig, nirgends wird man so leicht — übertölpelt, als beim Markenankauf. Die sogenannten Markenpakete sind nur Anfängern von Nutzen! Niedrige Preise einer Marke erwecken sofort den Verdacht ihrer Unechtheit, man wende sich deshalb nur an renommierte Firmen, unter andern: Beddig in Hannover, Gebr. Senf in Leipzig. Sobald man Auswahlbögen mit äußerst seltenen, zu niedrigen Preisen versehenen Marken zugesendet bekommt, sende man selbe sofort retour mit der Bemerkung, solche Sendungen in Zukunft zu unterlassen; mit solchen Sendungen ist man gewöhnlich schlecht daran. Denn es ist doch klar, daß ein reeller Händler wirklich seltene Marken nicht so ohne weiteres an einen ihm nicht näher bekannten Sammler (ohne Sicherstellung) senden wird; es ist gewöhnlich Schund, an dem der Mann nicht viel riskiert; sendet man die Sendung aber nicht innerhalb einer gewissen Zeit retour, so wird man von dem Zusender für die notierte Summe von so und so viel Mark verantwortlich gemacht und kann — zahlen!

Also Vorsicht! Ein großer Schwindel wird auch mit Novitäten getrieben, ebenso mit Aufdrücken, kurzum, man muß sich überall in acht nehmen! Abgesehen davon, daß man große Geldverluste erleidet, wird einem durch solche verunglückte Ankäufe auch die Sammellust verleidet. Im allgemeinen kauft man satzweise Marken am billigsten, ebenso Ganzsachen! Nun will ich mich den Ganzsachen näher zuwenden!

Im allgemeinen gilt für das Sammeln der Ganzsachen das für die Marken Gesagte. Für Ganzsachen existieren sogenannte Permanentalbums, auch solche, wo man die Sammelobjekte, ohne zu kleben, befestigen kann (Einsteckſystem). Von Ganz-



Der Pasterzengletscher.

sachen unterscheidet man solche mit eingedrucktem Wertstempel und solche ohne denselben (postalische Formulare); letztere gehören streng genommen nicht in eine Ganzsachensammlung, sie werden aber trotzdem gesammelt. Couverte u. dgl. sind vom anklebenden Siegellack gerade so wie die Marken vom Gummiarabikum zu befreien, da beide Stoffe mit der Zeit eine Zersetzung des Papiers und der Farbe bewirken. Hier dürfte auch eine postalische Bestimmung zu erwähnen am Platze sein; dieselbe besagt, daß Marken nur innerhalb Deutschland und Oesterreichs als Drucksache versendet werden können, Ganzsachen dagegen überhaupt nicht. Eine zwar etwas eigentümliche, trotzdem aber geltende Bestimmung!

Um sich über Neuigkeiten auf dem Laufenden zu erhalten, über Fälschungen unterrichtet zu sein, empfiehlt sich das Lesen eines guten Markenjournales; wenn es wirklich gut ist, wird es den Sammler oft vor Schäden bewahren, die den Abonnementbetrag zehnmal bezahlt machen.

Bevor man eine große Rarität kauft, oder im Tausche erwirbt, sende man sie an eine Firma zur Prüfung auf ihre Echtheit, was gegen eine kleine Gebühr gerne geschieht (z. B. Gebr. Senf in Leipzig).

Nun glaube ich das Wesentlichste über das praktische Sammeln gesagt zu haben, aber lange noch nicht alles; und so behalte ich mir vor, in einem späteren Aufsatze nochmals auf das Thema zurückzukommen! Inzwischen aber möge die Philatelie wachsen und gedeihen und viele neue Anhänger in allen Teilen der Welt gewinnen!

Einige Vorsichtsmaßregeln bei chemischen Experimenten.

(Schluß.)

Die Bereitung des Chlorgases ist, wenigstens bei Anwendung von Braunstein und Salzsäure oder Braunstein, Salz und Schwefelsäure, gefahrlos; sie wird am besten in einer Retorte oder Kochflasche vorgenommen, die man im Sandbade gelind erhitzt. Ein im Dunkeln bereitetes Gemisch von gleichen Teilen Chlor und Wasserstoff explodiert im direkten Sonnenlicht mit solcher Heftigkeit, daß das Gefäß, in welchem sich die Mischung befindet, zerschmettert wird; im gewöhnlichen (zerstreuten) Tageslicht erfolgt die Vereinigung allmählich. Man hat also, wenn man den Versuch machen will, sorgfältig darauf zu achten, daß die Flasche von keinem Sonnenstrahl getroffen wird.

Oft benutzt man das Chlorgas zur Entwicklung von Stickstoff, indem man dasselbe durch Ammoniakflüssigkeit (Salmiakgeist) leitet. Nach der Gleichung:

$$4\,NH_3 + 3\,Cl = 3\,NH_4\,Cl + N$$

bildet sich Chlorammonium, welches in der Flüssigkeit gelöst bleibt, und Stickstoff. Dies ist ungefährlich; fährt man aber, wenn kein Ammoniak mehr in der Flüssigkeit vorhanden ist, fort, Chlor hinein zu leiten, so bildet sich nach der Formel:

$$NH_4\,Cl + 6\,Cl = 4\,HCl + NCl_3$$

Salzsäure und Chlorstickstoff. Dieser Chlorstickstoff, welcher sich in öligen Tropfen am Boden des Gefäßes ausscheidet, explodiert bisweilen ohne merkliche Ver-

anlassung mit furchtbarer Gewalt; ein Tropfen davon schlägt bei der Explosion die Trümmer einer Porzellanschale tief in ein eichenes Brett. Er wurde im Jahre 1812 von Dulong entdeckt, welcher bei der Untersuchung dieses Körpers ein Auge verlor. Um die Bildung dieses gefährlichen Stoffes zu verhüten, darf man nicht zu wenig Ammoniak anwenden. Doch da sich mit Stickstoff keine besonders schönen Experimente anstellen lassen, so wird diese Darstellung desselben wohl selten versucht werden. Jedoch entsteht der Chlorstickstoff auch auf andre Weise, nämlich bei der Elektrolyse des Chlorammoniums, weshalb auch in dieser Hinsicht eine Warnung am Platze sein dürfte.

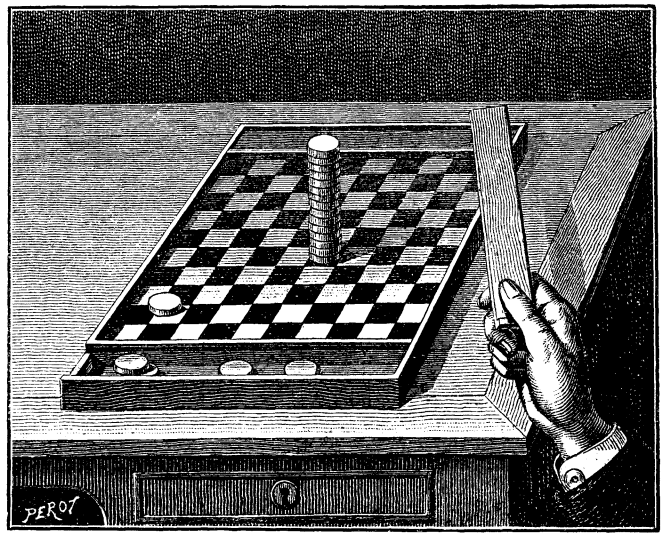
Außer den besprochenen gefährlichen Experimenten gibt es allerdings noch viele andre, welche indes weniger oder doch nur von Leuten versucht werden, welche schon etwas ausgedehntere chemische Kenntnisse besitzen und deshalb die Gefahr besser kennen und dieselbe zu vermeiden wissen; es sei rücksichtlich dessen an die Schießbaumwolle, das Knallsilber, Knallquecksilber u. s. w. erinnert. Auch die Versuche mit Aether, Alkohol und andern brennbaren leichtflüchtigen Stoffen verdienen ihrer Gefährlichkeit wegen hervorgehoben zu werden.

Bei chemischen Experimenten droht aber dem Unerfahrenen noch von einer ganz andern Seite her Gefahr als von den bis jetzt besagten Anlässen; außer den Verletzungen durch Explosionen und deren mechanischen Wirkungen kann er Schädigungen seiner Gesundheit durch Gifte erleiden, und zwar nicht nur durch feste und flüssige Stoffe, deren Einwirkung er sich durch einige Vorsicht entziehen kann, sondern auch durch Einatmung von giftigen Gasen, wie Schwefelwasserstoff, Chlor, Stickstoffoxydul und -dioxyd, Kohlenoxydgas u. a. m. Allein diese Gefahren, welche von seiten der Gifte drohen, und die Vorsichtsmaßregeln zu ihrer Vermeidung zu besprechen, würde hier zu weit führen und besser in einem besonderen Aufsatz besprochen werden.

Es sei zum Schlusse gesagt, daß sich jeder unsrer lieben jungen Freunde, ehe er an die Darstellung irgend einer chemischen Materie herangehe, sich bei einem erfahrenen Manne Rats erhole. Die Herren Lehrer werden gewiß gerne bereit sein, dem Lernlustigen jede Unterstützung zu leihen und vor allem auf das aufmerksam zu machen, was seine Gesundheit schädigen könnte.

Experiment über das Gesetz der Trägheit.

Nimm dein Damenbrett und baue mit den Steinen einen Turm. Wenn du nun mit einem schmalen Brettchen, etwa dem Deckel des Steinbehälters mit scharfem Schlage geschickt einen der untersten Steine triffst, so wird der Stein herausfliegen, ohne daß du den Turm umstürzest. Gelingt dir der Versuch das erste Mal nicht, dann hast du den Schlag nicht, wie nötig, in ganz wagerechter Richtung geführt.



Experiment über das Gesetz der Trägheit.

Füllrätsel.

	r			e	
	e			n	
	e			e	
	i			e	
	o			a	
	o			n	
	l			a	
	a			r	
	h			s	

Durch Ausfüllung der Lücken entstehen in den wagrechten Reihen folgende Wörter:

1) ein Kleidungsstück; 2) eine eßbare Frucht; 3) ein berühmter deutscher Astronom; 4) ein Musikinstrument; 5) und 6) zwei Vornamen; 7) eine Stadt in Preußen; 8) eine Krankheit; 9) ein aus der deutschen Kaisergeschichte bekannter Ort in der Rheinprovinz.

Ist alles richtig gebildet, so nennen die zwei senkrechten Mittelreihen von oben nach unten zwei durch die Schönheit ihrer Blüten bekannte strauchartige Pflanzen.

Rätsel.

Kannst du den Baum mir nennen,
Der keine Früchte trägt,
Und den, statt ihn zu fällen,
Man ab und zu nur schlägt? —
Er gibt dir keinen Schatten,
Er steht in keinem Wald,
Und doch hat seine Freude
Daran wohl jung und alt!

Scherzrätsel.

Brüd erch enwill ger nesp rech en,
K annje dochn ur rad ebre chen;
Br über chenist nochz ukle in,
Spr ich tnich tde utsch un dnich tla te in!

Auflösung des Ergänzungsrätsels in Nr. 27.

„Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott, und sei zufrieden."

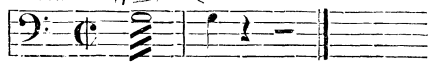
Auflösung des Silbenergänzungsrätsels in Nr. 27.

Marne, Wagram = Newa
Goa, Isar = Ai
Nordsee, Landwehr = Seeland
Boa, Hornhaut = Ahorn
Uhu, Esel = Hue
Mosul, Lama = Sulla
Eli, Maros = Lima
= Wilhelm.

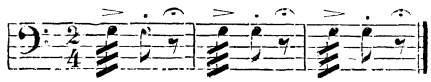
Signale der deutschen Armee.

Signal zum Stopfen des Schnellfeuers.

Trommel. *ff*



Locken zum Zapfenstreich.



Fragen und Antworten.

P. G. in **B.** Deine selbsterfundene Transmission ist eine famose Leistung, bravo! Die Bedingungen für den Beruf des Marineingenieurs haben wir in dieser Rubrik schon oft aufgezählt, willst Du Dich nicht ein wenig auf die Suche machen?

H. S. in **F.** Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen (Albertinische Linie) hat Medaillen, Gulden, halbe Thaler, ganze Thaler, Dukaten u. s. w. für das I. Augsburger Konfessions-Jubiläum schlagen lassen. Deine Münze scheint ein Gulden zu sein, der aber durch die Vergoldung an numismatischem Werte verloren hat. Der Preis dürfte je nach dem Erhaltungszustande 3 bis 6 Mark betragen.

Karl L. und **A. Muž** in **Teplitz.** Um Apotheker zu werden, ist in Oesterreich Absolvierung von 4 Gymnasialklassen erforderlich. Da in der 3. und 4. Klasse die griechische Sprache als obligater Unterrichtsgegenstand gelehrt wird, so ergibt sich daraus, daß der Kandidat einige Kenntnis derselben haben muß, soweit solche eben in den zwei Jahren erworben werden kann.

H. Ehlers. Für die Marken und die Knacknuß herzlichen Dank. An der letzteren sollen sich alle Kameraden alle Zähne ausbeißen? Das ist im Grunde wenig kameradschaftlich gedacht.

„Français." Französische Jugendschriften gibt es die Menge und sehr gute, doch eine Knabenzeitung im Stile des „Guten Kameraden" existiert in Frankreich nicht. Im übrigen laß Dich von Deinem Buchhändler beraten.

Paul in **N.**

Liegt Dir gestern klar und offen
Wirkst Du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Wer dem Verein für die Flora Gießens und Marburg a. L. beitreten will, melde sich. Alter 14—16 Jahre. Nur für solche, die sich für Botanik sehr interessieren. Näheres: Postlagernd W. M. 100, Marburg.

Tertianer Welsmann in **Hamm.** Mr. Hobble kehrt noch vor den Feiertagen aus Ostafrika zurück und wird Dir dann antworten. Der dicke Mijnheer hat sich bereit erklärt, in einer der nächsten Nummern eine „zeer goede, verstandige en ook ongemeen schilderachtige" Beschreibung seiner Villa Erdäpfelbusch zu liefern.

Chemiker in **spe.** Eine allgemeine Charakterisierung des Chemiker-Berufes findest Du in „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rates", im Kapitel über die Berufswahl. Halte unter Deinen Bekannten mal Umschau, das Buch kann Dir sicherlich einer derselben auf eine halbe Stunde leihen. — Was die Resultate Deiner Druckerpresse betrifft, so sind bessere Leistungen reine Uebungssache; Du sollst immer und immer wieder üben und üben, dabei beobachten und sinnen, wo der Fehler stecken mag. Dem richtigen Druckerlehrling geht's auch nicht anders.

Lothar in **Plauen.** Wie sich das verhält? Es ist ganz einfach im ersten Falle das Maximum bis zur vollen Randhöhe der Tasse, im zweiten aber das Minimum bis zur ungefähren halben Höhe angegeben.

Karl Schmitzhausen in **Wels.** Der „Schatz im Silbersee" ist prächtig illustriert und erscheint gleich mit Nummer 1 des nächsten Jahrgangs. Wer die Gebrüder Schwarz sind, und woher er Old Shatterhand kennt? Geduld Dich; wir dürfen nicht vorgreifen, Du wirst es noch erfahren.

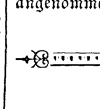
Ferdinand. Du thust sehr recht daran, die Rede Papas zu beherzigen, Schlummerköpfe *) passen zu solchen Berufsaussichten wenig.

S. A. K. in **Graz.** Eine Dynamomaschine von 8 Normalkerzen, womit also höchstens 6 achtkerzige Glühlampen zu betreiben sind, erfordert zum Betrieb etwa eine halbe Pferdekraft. Eine dazu ausreichende Dampfmaschine ist aber selbst im günstigsten Falle unter 100 Gulden nicht zu beschaffen.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: (alias Thranlampen! —)

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.



Echte Briefmarken! Billig; 5 Aegypt. 20 Pf 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kay 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic. 40 Pf 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Oftind. 25 Pf 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß 25 Pf 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr. 108.** (Eing. Johannisstr. 23.)

Nicht versetzte, zurückgebliebene, e. beständig. Aufsicht bedürftige Schüler werden in m. **Erziehungsanstalt** ausgebild. u. f. höhere Klassen vorbereitet.
Dir. **H. Büchler, Rastatt.**

Pflanzenpressen
v. Richard Hennig, Erlangen,
anerkannt und prämiiert als nur praktisch u. dauerhaft. Illustr. Beschreibung kostenlos.

In meinem seit Jahren bekeh. **Pens.** in ges. u. schön. Lage sind. Schüler, welche d. h. Gymnas. od. Realsch. bes. sollen, b. mäß. Honorar südl. Aufn. u. Unterstütz. b. den Schularbeiten.
Eckardt, Lehrer,
Naumburg a. S., Parkstr. 6.

Realprogymnasium Segeberg in Holstein.
Knaben, welche die höhere Schule einer kleinen Stadt, in gesunder Lage, besuchen sollen, können in der **Wilhelmsschule in Segeberg** in Holstein (Soolbad) Aufnahme finden.
Anmeldungen nimmt der Rektor Dr. Jellinghaus entgegen, auch werden von demselben gute Pensionen bei Lehrern der Anstalt, resp. bei Privaten nachgewiesen.

24tes Schuljahr. **24tes Schuljahr.**
Dir. Krieger's höh. Lehr-u. Erziehungsanstalt
nebst Pensionat für Knaben,
Meißnerstraße 47, **Kötzschenbroda-Dresden,** Meißnerstraße 47, bereitet **gründlich** für **Tertia** jeder höheren Lehranstalt oder für den **Eintritt** ins **praktische** Leben vor. Aufnahme zu jeder Zeit. Gewissenhafteste **Beaufsichtigung** und treue **Pflege** der Zöglinge. Angenehmes Familienleben. Gesunde, komfortabel eingerichtete Unterrichts- u. Wohnräume. Geräumiger Garten, großer Turnplatz, Bad 2c.
Bedingungen mäßig. Höchste Zahl der Pensionäre 12.
Vorzügliche Referenzen.

Höhere Handelsschule der Innungshalle zu Gotha.
Kursus vierjährig. Schulgeld 120 Mark jährlich. Jede Auskunft durch
Direktor Dr. Goldschmidt.

Militär-Pädagogium,
altrenommierte Anstalt seit 35 Jahren
Bellona,
bereitet selbst in den schwierigsten Fällen erfolgreich vor auf das
Abitur.-, Fähnrich-, Ober-, Unterprima, **Einj.-Freiw.,** Alle Schul-Ex.
Streng gesond. Klass. Schnellst. u. gediegenste Vorber. m. nachweisl. günst. Erfolg in allerkürzester Zeit. Für Schwachbegabte eigenartige Methode. Ueber 1550 Schül. erfolgreich vorbereitet.
Pension u. Halbpension. Vorzügl. Refer.
Berlin, Schmidstraße 25.
Die Direktion.

Handels-Lehranstalt
Friedrichstr. 196, III, nahe der Leipzigerstr. Gedieg. schnellfördernd. Unterricht in sämtl. Handelswissenschaften **(Buchführung auch für Landwirte und Industrielle),** Stenographie, Sprachen, für Damen u. Herren sep. **O. Klebba,** Lehrer an der kaufm. Fachschule. Näh. Prospekte.

Victoria-Institut zu Falkenberg i. d. Mark b. Eberswalde.
Der Lehrplan dieser in schöner und gesunder Umgebung auf dem Lande gelegenen Erziehungs-Anstalt für Söhne aus den gebildeten Ständen ist der eines Realgymnasiums, mit besonderer Berücksichtigung der neueren Sprachen. — **Berechtigung zum einjährigen Militärdienst.** Nähere Auskunft erteilen gütigst die Herren: Dr. W. Gallenkamp, Direktor der Friedrich-Werderschen Oberrealschule, Prof. Dr. Kern, Direktor des Königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, Prof. Dr. Kempf, Direktor des Friedrich-Gymnasiums zu Berlin und Prof. Dr. Heine, Direktor der Ritter-Akademie in Brandenburg an der Havel und Domherr des evangelischen Hochstifts, sowie der Dirigent der Anstalt.
Albert Siebert.

Pädagogium Jüterbog.
Vorbereitung f. d. Freiw.-Examen u. d. Gymnasium. Kleine Klassen; sorgfältige Berücksichtigung der einzelnen Zöglinge in der Schule und im Hause.
Dr. Müller.

W. P. in **Wien.** Du hast den berühmten Kapitän Turnerstick gesehen und gesprochen? Freund, Du bist beneidenswert!

Emil P. in **Wien.** Dein Vorschlag ist gut, wir werden das mal versuchen. Dank und Gruß.

Herbert E. Berlin W. Du willst mit einzelnen Deiner Kameraden korrespondieren und gibst keine Adresse an.

Fritz Freund. Wie man sich eine Leydener Flasche macht, das hat erst in der letzten Nummer ein Kamerad aus Wien ausführlich beschrieben.

A. B. aus **F.** Gute Mikroskope werden heutzutage in vielen Werkstätten gebaut und man kann durchaus nicht ohne weiteres sagen, welche Firma die besten Instrumente liefert. Jedenfalls kommt es auf die Vergrößerung allein keineswegs an. Ein stark vergrößerndes Mikroskop kann sehr viel schlechter sein als ein solches mit etwas schwächerer Vergrößerung. Aus eigener Erfahrung können wir die Wächterschen Instrumente angelegentlich empfehlen, sie leisten Vorzügliches und sind verhältnismäßig ungemein billig.

O. Wieck in **Berlin.** Die Abart Porrima kann man nicht künstlich züchten, dieselbe ist eine Zwischenform, welche sich teils der Stammform Levana, teils der Sommergeneration Prorsa nähert. Man findet sämtliche Uebergänge zwischen diesen beiden Formen. Einsammeln und Züchten einer möglichst großen Anzahl von Raupen dürfte am besten zum Ziele führen, schöne Porrima zu erhalten. Wenn Du einen Teil der Raupen möglichst kühl, den andern möglichst warm hältst, so kannst Du leicht beobachten, welcher Teil die meisten Abänderungen ergibt, nach der Zucht kannst Du dem „G. K." darüber Bericht erstatten. Die Raupen findest Du auf Brennesseln im Grunewald bei Berlin. — Schönen Dank für die Beiträge. Gruß!

Hans Labhardt in Basel. Ein Induktionsapparat dient eben nur zum Funkenerzeugen oder zum Elektrisieren für ärztliche Zwecke. Außer den Versuchen mit Geißlerschen Röhren läßt sich kein weiteres für Laien interessantes Experiment damit anstellen.

Theodor in **Luzern.** Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht; wer sich selbst nie befiehlt, bleibt immer ein Knecht.

Vater in **Köln.** Ja, mein Herr, Sie haben recht, die Jungens plagen uns ganz erschrecklich. Nun, der „G. K." kann's aushalten.

M. W. Liegnitz. Um als Elektrotechniker sich zu einer einträglichen Stellung emporzuarbeiten, muß man sehr viel lernen. Am besten ist es, erst als Schlosser und Mechaniker zu arbeiten und dann theoretische Studien zu machen. Nachher kann man wohl in einer elektrotechnischen Fabrik als Monteur Anstellung finden und sich allmählich emporarbeiten. Für den Fall, als Du gleich eine höhere Stellung im Auge hast, siehe auch unsre Notiz in Nr. 9 dieses Jahrgangs unter Chiffre „Elektrotechniker in spe."

Ernst Wagner. Du hast Dir nach des „Guten Kameraden" Anleitung eine Laubsägemaschine gemacht und findest nun, daß die Spannung der Säge eine zu geringe ist. Der Fehler liegt am Bogen e, der wahrscheinlich zu stark federt, d. h. zu nachgiebig ist; übrigens soll auch die Säge nur beim Abwärtszuge, niemals aber nach aufwärts schneiden. Ferner muß das Treten in ganz gleichmäßigem Tempo geschehen, soll also niemals überhastet werden.

J. B. L. Das Knacken mit den auseinander gezogenen Fingergelenken ist in des „Guten Kameraden" Augen eine häßliche Unart, welche zudem eine Abnahme der Greiffähigkeit der Hände zur Folge haben kann. Gymnastisches Fingerstrecken und Biegen erhöht die Beweglichkeit und die Temperatur der Hände. — Daß sich Peter Schnäuzchen, der naseweise Junge, im „Kränzchen" hat blicken lassen, hat uns auch nicht gefallen, darf's auch nimmer thun. Freund ichen Gruß!

Otto Straßer. Ueber Einlegearbeit werden wir bald einmal berichten. Etwas Geduld! Das Buch, von dem Du sprichst, ist für schon etwas mehr vorgeschrittenere Dilettanten berechnet. Gruß!

A. S. in **Heilbronn.** Was der „Vater der elf Haare" macht? Du sollst bald wieder von ihm hören.

Wiesbach. Schade, daß Du uns nicht Deine volle Briefadresse angibst, wir hätten Dir die bezügliche Verordnung gerne zur

Lektüre oder Abschrift zugeschickt, denn sie hier abzudrucken, dazu ist sie viel zu umfangreich. Um also in ein hessisches Volksschullehrerseminar aufgenommen zu werden, wird im allgemeinen geprüft über: Religion, Grammatik, Lesen, Aufsatz, Arithmetik, Geometrie, Geschichte, Geographie, Naturlehre, Naturgeschichte, Schönschreiben, Anfang im Zeichnen, Klavier, Violin und Gesang. In der schriftlichen Prüfung hat der Examinand 1) Betrachtungen über ein aus seinem Anschauungskreise gewähltes Thema, sowie ein Diktat, ohne grobe orthographische Fehler, rein und schön geschrieben abzuliefern; 2) vier bis fünf Aufgaben aus der Arithmetik zu lösen; 3) aus der Geschichte, Geographie und Naturkunde je eine Frage zu beantworten; 4) im Zeichnen und Schönschreiben auf Verlangen Probearbeiten zu fertigen. Die mündliche Prüfung ergänzt die schriftliche und verbreitet sich über die oben genannten Lehrfächer. Der Präparand muß bis zum 1. Oktober des Jahres, in dem die Aufnahmeprüfung stattfindet, das 16. Lebensjahr vollendet und darf das 24. noch nicht überschritten haben; Ausnahmen in besonderen Fällen gestattet.

G. B. in L. Dein Unternehmungsgeist ist zu loben, die Idee scheint uns aber für einen jugendlichen Dilettanten unausführbar; sich selbst einen Akkumulator zu bauen, das ist gar kühn. Gruß!

senpuppen, dazu auch etwas Mohn oder gequetschten Hanf ist das zuträglichste Futter für den Star. Zu reichliche und fette Nahrung (Mehl- und Regenwürmer u. drgl.) ist gefährlich; zwar wird sie gierig genommen, doch erzeugt sie bei der nicht ausreichenden Bewegung im Käfig leicht Fettsucht oder andre Krankheiten und baldigen Tod.

Terrarium. Deine Fragen, Terra-Aquarien betreffend, wird der „G. K." in einem Aufsatz baldigst eingehend beantworten. — Ausländische Terrarientiere bekommst Du gut und billig bei Anton Mulser in Bozen (Südtirol), Paul Jung, Zittau, J. F. G. Umlauff, Hamburg. Ausländische und Zierfische erhält man vorzüglich bei Paul Matte, Berlin-Südende-Lankwitz, H. Daimer, Berlin, Kochstraße 56. Tuffstein bei C. A. Dietrich, Clingen bei Greußen i. Thüringen. Terrarien, Aquarien, Terra-Aquarien aller Art baut auf Bestellung gut und billig Hermann Lachmann, Herpetolog, Bunzlau i. Schles.

Hierorts haben sich mehrere Kameraden und besonders sehr eifrige Schmetterlings-, Käfer-, Mineralien- und andre Naturaliensammler zusammengeschart um einen naturwissenschaftlichen Verein zu bilden. Nähere Auskunft erteilt Max Edlinger, Gymnasiast in Groß Strehlitz, Ober-Schlesien, Kurze Straße 3. Anmeldungen bis spätestens 15. April. Rückporto erbeten.

In Korrespondenz zu treten suchen: Emil Walter in Mühlhausen i. Th. Ob. Lindenbühlstr. 9 und Max Walter, untere Lindenbühlstr. 26 mit einem russischen od. türkischen Kameraden. Felix Wolff in Berlin W. 9, Eichhornstr. 9 II. mit einem Deutschen, Franzosen od. Engländer im Alter von 15—17 Jahren. Paul Francke in Cottbus, Turnstr. 3, mit einem engl. oder asiat. Kameraden. J. Korn in Weißkirchen, Mähren, Walgasse 17, mit einem 13—16jährigen Kameraden in Rußland od. der Türkei (besonders Markensammler). Rich. Müller in Stuttgart, Holzstr. 19 A, mit einem Kameraden in Peru und China.

Ersuche W. Scholz, Liegnitz, um seine Adresse, da die mir übersandte leider abhanden gekommen ist. Robert Erhardt, pr. Adr.: John Hafferberg in Riga.

Kameraden, bitte seid so gut und schickt mir Marken, die ihr zweifach oder dreifach habt. Ich sammle nämlich für einen Klassenkameraden und ich möchte demselben möglichst seltene und viele schenken. Mit Gruß euer Kamerad Willy Spemann, Hans Spemann in Stuttgart.

Briefmarken suchen einzutauschen: Christoph Arning in Hannover, am Bahnhof 17 III. l., gegen 60 selt überseeische Pflanzen. Alphonse Ströbel in Heilbronn, gegen Mineralien. E. Schröter in Ma-

Ein Nächtlicher Besuch.

Reisende, welche vor einigen Jahren den Chaco boreal, eine viele Meilen große im südöstlichen Teile Bolivias gelegene Ebene durchzogen, wissen von einer für uns Europäer seltsamen Naturerscheinung zu berichten. In einer Nacht nach einem jener oft geschilderten furchtbaren tropischen Gewitterstürme, als sich die Reisenden ermüdet zur Ruhe gelegt hatten, drang nämlich eine zahllose Menge von Kröten und Fröschen in ihre Zelte, die die Schläfer weckten und in wenig angenehmer Weise belästigten. Es bedurfte energischer Maßregeln um die Zelte wieder zu säubern. Eine der herbeigekommenen Froscharten, die man dort zu Lande unter dem Namen escuerzo kennt, war von erstaunlicher Größe und soll sehr gefürchtet werden. Dieser Frosch stürzt sich wie ein Raubtier auf die einmal ausersehene Beute und läßt sie nicht mehr los, wenn er sich einmal an ihr verbissen hat. Einige dieser sauberen nächtlichen Besucher besaßen die ansehnliche Körperlänge von 25 cm.

Nächtlicher Besuch.

A. G., Köln und **H. O., Freiberg i. S.** Münzen bestimmen ist nicht so einfach als Briefmarken bestimmen. Münzen sind im allgemeinen teurer als Briefmarken, ihre Aufbewahrung erfordert mehr Raum rc. Aus diesen erwähnten Gründen gibt es weniger Münzensammler als Markensammler, daher Werke numismatischen Inhaltes meist nur in kleinerer Auflage erscheinen und deshalb viel mehr Geld kosten als die philatelistischen. Das beste Werk über römische Münzen ist das von Cohen (1859—68, 7 Bände); vielleicht ist es auf einer öffentlichen Bibliothek in Köln zu haben. Freilich ist selbst nach diesem vorzüglichen Werke zu bestimmen immer noch eine saure Arbeit. Am besten ist es, sich an einen Spezialisten auf diesem Gebiet um Rat zu wenden. Ueber andre Münzwerke findet sich Näheres in dem bereits druckfertigen und bald erscheinenden Aufsatz: Ueber das Anlegen einer Münzsammlung und in der Mitteilung an „Münzensammler in Magdeburg" (Nr. 23), in der es übrigens Goldstücke statt Goldstücke heißen muß. Ein ähnliches numismatisches Werk wie Peltz-Lindenbergs Handb. rc. ist uns nicht bekannt.

Revilo Treffus: In Dr. Ruß' „Handbuch für Vogelliebhaber" II. (Einheimische Stubenvögel) heißt es: „Ein Gemenge aus Weißbrot und gehacktem oder geschabtem rohen Rindfleisch, dazu getrocknete Ameisenpuppen, dazu auch etwas Mohn oder gequetschten Hanf ist das zuträglichste Futter für den Star. Zu reichliche und fette Nahrung (Mehl- und Regenwürmer u. drgl.) ist gefährlich; zwar wird sie gierig genommen, doch erzeugt sie bei der nicht ausreichenden Bewegung im Käfig leicht Fettsucht oder andre Krankheiten und baldigen Tod.

Tauschmarkt.

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken erbitten Tubletten: Reinhold Knispel in Stettin, Gr. Wollweberstr. 20/21. Gust. Wüst in Frankfurt a. M. Grüneburgweg 96 p. (Ganzsachen); Ludw. Wermer in Meran, Villa Spechbacher: gewöhnl. Marken; wünscht auch mit einem lustigen Kameraden in Korrespondenz zu treten. A. Moshagen in Braunschweig, Maschstr. 6, I. Ernst Schomann, pr. Adr.: Herrn Gymnasiallehrer Götze in Rostock, Friedrich-Franzstr. 28. Oskar Schreiber in Wiesbaden, Karlstr. 28. A. Gebser in Nordhausen, Pfaffengasse 1. Hans Boddin, pr. Adr.: Fr. A. Wegrich in Berlin, S. W. Zossenstr. Nr. 27. Franz Stephan in Offenburg, Hauptstr. 200. Otto Heiß in München, Fraunhoferstr. 15 II. r. Gd. Funk in München, Dachauerstr. 9. R. Bethmann in Wiesbaden, Adolfsallee 21 p. (möchte bis 1. Mai 500 Marken besitzen). Wold. Braun in Frankfurt a. M. Mylinsstr. 30.

W. v. Jecklin in Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 124 II, wünscht mit einem Kameraden, welcher Pflanzen, Marken und Schmetterlinge sammelt und Neu-Stolzesche Stenographie schreibt, in Korrespondenz zu treten.

Wer von den Kameraden kann mir ein oder mehrere lebende Eichhörnchen im Tausch oder Kauf überlassen? Karl Andrießen in Krefeld, Westwall 184.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt und das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 29.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Der Graue schüttelte den Kopf und sagte, indem seine Nase sich nach rechts und nach links wendete, als ob sie sich diese Herrlichkeiten recht genau betrachten wolle:

„Dann sind's a wahrer Glückspilz! Uns Deutschen, und zumal uns Bücherfexen, wird es nit oft so wohl, wie es Ihnen da g'worden ist.“

„Sie haben freilich recht. Aber setzen Sie sich nieder und nehmen Sie fürlieb!“

Er hatte vorhin dem Schwarzen, welcher öffnete, einen Wink gegeben. Als er jetzt in die Hände klatschte, trat dieser Neger herein, zwei Tschibuks zu bringen. Hinter ihm kam ein zweiter Schwarzer, welcher dem Grauen Kaffee in einem silbernen Findschan*) bot. Als beide weitere Befehle erhalten hatten, entfernten sie sich.

„Wissen's, mir ist halt grad so, als ob ich jetzt einen Abend aus, Tausendundeine Nacht' erlebte,“ meinte der Graue, indem er den köstlichen Trank schlürfte und dann nach der Tabakspfeife griff. „Bei uns hat's immer nur Merissah und harte Fladen 'geben. Wann ich diesen Kaffee schmeck', so muß ich vermuten, daß Sie auch in Beziehung auf die Speisen nicht übel g'stellt sind.“

„Haben Sie schon zu Abend gegessen?“

„Nein; soupiert hab' ich noch nit.“

„So thun Sie es hernach mit mir, um sich zu überzeugen, daß Sie ganz richtig vermutet haben.“

„So sagen's nur, was für a Kunststück Sie g'macht haben, um diese Dahabiëh geliehen zu bekommen! Was zahlen's denn pro Tag oder Woch' dafür?“

„Keinen einzigen Piaster, keinen Pfennig.“

Der Graue machte ein ganz unbeschreibliches Gesicht, und seine Nasenspitze richtete sich auf, als ob sie Schwarz fragen wolle, ob er denn wirklich die Wahrheit gesagt habe.

„Nix, gar nix zahlen Sie? Wer soll Ihnen denn das glauben? Ich etwa?“

„Ja, Sie! Ich ersuche Sie ganz ergebenst darum,“ lachte Schwarz.

„Dann ist's eben a Kunststück, a richtiges und wirkliches Kunststück!“

„Dieses Kunststück bestand sehr einfach in einer glücklichen Kur. Ich befand mich bei Ali Effendi Abu Hamsah miah, dem Mudir von Faschodah. Ich hatte ihm

– Der „Vater des Storches“ wurde in seiner Rede unterbrochen, denn es klopfte und herein trat der „Vater der elf Haare“. –

*) Tasse.

gesagt, daß ich ein wenig Arzt bin. Zufällig verschluckte ein kleiner Sohn von ihm beim Spielen einen elfenbeinernen Würfel, welcher in der Speiseröhre stecken blieb. Das Kind war dem Erstickungstode nahe, als ich geholt wurde, und es gelang mir, den Gegenstand zu entfernen. Die Freude und Dankbarkeit des Vaters war so groß, daß er mir jeden Wunsch, dessen Gewährung nicht gerade zu den Unmöglichkeiten gehörte, erfüllt hätte. Dazu kam nun freilich noch der Umstand, daß es ein eifriges Verlangen von ihm war, Abu el Mot in seine Hand zu bekommen."

„Abu el Mot?" fragte Pfotenhauer ganz erstaunt, diesen Namen hier zu hören.

„Ja, so heißt der Mann, den Sie wohl nicht kennen, mit welchem Sie sich aber, falls Sie bei mir bleiben, in den nächsten Tagen zu beschäftigen haben werden."

„So! Kennen Sie ihn?"

„Leider! Er ist der berüchtigtste Sklavenjäger am oberen Nile und macht zugleich, falls es ihm einträglich erscheint, den Wüstenräuber. Er hat mich kurz vor Faschodah überfallen, um mich auszurauben und zu töten."

„Aber g'lungen ist's ihm doch nit?"

„Nein, wie Sie sehen," lächelte Schwarz. „Ich sitze ja lebend vor Ihnen."

„So haben's seinen Plan vereitelt?"

„Ich habe seine Helfershelfer gefangen genommen und nach Faschodah transportiert, wo ihnen ihr Recht geworden ist; ihm aber gelang es, zu entkommen."

„Das ist jammerschad' g'wesen. Hätten's ihn derwischt, so wär' ihm das Handwerk wohl für immer g'legt worden."

„Ganz gewiß. Es wäre um seinen Kopf geschehen gewesen. Der Mudir brennt darauf, ihn zu fangen. Ich belauschte den Sklavenjäger, als er bei den Seinen saß, und was glauben Sie wohl, was ich da hörte?"

„Ich glaub' alles, was Sie g'hört haben."

„Er hatte schon längst einen Raubzug zu den Niam-niam geplant und war durch einen Boten unterrichtet worden, daß jetzt zwei Weiße, zwei Naturforscher bei diesem Volke seien. Er schwur, diese beiden zu ermorden."

„Teuxel! Da war wohl gar ich und Ihr Bruder g'meint?"

„Ja. Ich zweifelte zwar zunächst daran, weil ich glaubte, daß mein Bruder sich allein dort befinde; aber als ich aus seinem Brief ersah, daß er in Ihnen einen Gefährten gefunden hatte, da wurde es mir zur Gewißheit, daß Sie es waren, von denen man gesprochen hatte. Natürlich nahm ich mir vor, schleunigst aufzubrechen, um Abu el Mot zuvorzukommen. Der Mudir, dem ich die Angelegenheit vorstellte, versprach, mich zu unterstützen. Er wollte mir eine Anzahl Soldaten mitgeben, und dafür sollte ich ihm Abu el Mot senden, falls dieser in meine Hände fallen werde. Da ereignete sich am nächsten Morgen der Unfall mit dem Knaben, und aus Dankbarkeit für die Rettung desselben ging der Mudir noch über sein Versprechen hinaus. Kurze Zeit später kam diese Dahabieh aus Chartum an, und er stellte sie mir zur Verfügung. Auch erhöhte er die Zahl der versprochenen Soldaten auf hundertfünfzig, welche unter einem Hauptmann mit mir gefahren sind. Sie haben diese Leute vorhin gesehen?"

„Ja. Das Verdeck wimmelte von ihnen. Also diesen Abu el Mot wollen's fangen! Das ist interessant, sehr interessant!"

„Aber nicht ganz ohne Gefahr! Er ist ein gewissenloser und verzweifelter Bösewicht. Leider war ich, wenn ich das Schiff benutzen wollte, gezwungen, einen vollen Tag länger, als sonst der Fall gewesen wäre, in Faschodah zu bleiben. Dadurch erhielt Abu el Mot einen Vorsprung, welcher nur mit Anstrengung eingebracht werden konnte. Wir hatten günstigen Wind. Wir mieteten Schilluks und dann Nuehrs, die Dahabieh von ihnen ziehen zu lassen, und doch war Abu el Mot, als wir Diakin erreichten, schon seit fast zwei Tagen fort. Ich erfuhr, daß er über dreihundert Nuehrs angeworben hatte, jedenfalls für den Raubzug zu den Niam-niam. In Diakin hatte er einen Sandal und einen Noger gemietet. Es galt nun, wer schneller segelte, seine Fahrzeuge oder unsre Dahabieh."

„Nun, wer war schneller?"

„Bis jetzt er, denn wir haben ihn noch nicht eingeholt."

„Und wissen's vielleicht, wie weit er Ihnen voran ist?"

„Nein. Kann ich zu Lande einer Fährte folgen, so ersehe ich aus der Spur sehr leicht, wie nahe ich den Gesuchten bin. Das Wasser aber läßt keine solchen Zeichen zurück. Wir haben die möglichste Geschwindigkeit entwickelt. Wenn die Beschaffenheit des Ufers es erlaubt, so arbeiten wir am Zugseile; die Stoßstangen sind während des ganzen Tages in Thätigkeit, und da unser Fahrzeug ein vortrefflicher Segler ist, so vermute ich allerdings, daß wir dem Sklavenjäger ziemlich nahe sind."

Der Graue nickte vor sich hin. Ein unbestimmtes Lächeln spielte um seinen Mund, und seine Nasenspitze drehte sich herüber und hinüber, als ob sie etwas sagen möchte und doch nicht sagen dürfe. Endlich fragte er:

„Wo ist denn der Bote, den wir Ihnen g'sandt haben?"

„Hier an Bord. Dieser ‚Sohn der Treue' ist zwar jung, aber ein außerordentlich brauchbarer Mensch. Ohne ihn wären wir noch weit zurück, denn er kennt den Nil und das Fahrwasser desselben so genau, wie ich meine Tasche kenne."

„Weil er mit seinem Freunde Abd es Sirr sehr oft Fahrten abwärts g'macht hat, deren Zweck man nit derfährt."

„Wer ist dieser Abd es Sirr, dieser ‚Sohn des Geheimnisses'?"

„Das werden's schon noch hören. Sagen's mir vorher, wer denn eigentlich der Heiduck ist, der sich Ihren Freund und Adjutant nennt?"

„Meinen Freund und Adjutanten? Ich habe keinen Adjutanten. Wen meinen Sie?"

„Nun, den roten Puthahn, der sich aufbläht, als ob er die Klugheit nur so mit Schneeschippen ausg'löffelt hätt'."

„Ah, der Ungar? Der ‚Vater der elf Haare'?"

„Ja, dieser ist's."

„Ein ganz vortrefflicher Kerl!"

„Wirklich?"

„Gewiß! Er ist treu, aufopfernd, klug und sehr mutig. Denken Sie, er hat mit mir zwei Löwen erlegt!"

„Das hat er mir freilich schon g'sagt, und ich bin begierig, zu derfahren, wie das g'schehn is. Aber auch klug soll er sein? Dafür möcht' ich ihn doch nicht gelten lassen."

„Warum nicht?"

„Weil man sich in seinen Quirlquatsch, wann er spricht, weder hinein- noch wieder 'rausfinden kann. Er will Latein verstehen und spricht doch a Deutsch, bei dem einem alle Zähne aus dem Munde springen möchten."

„So hat er also auch mit Ihnen schon angebunden? Er ist ein halbes Original und trägt sich mit der Marotte herum, ein gelehrter Kerl zu sein. Sie werden ihn schon noch kennen lernen. Ich habe noch einen andern da, einen Freund von ihm, welcher Hadschi Ali heißt und ‚Vater

des Gelächters' genannt wird. Dieser behauptet, alle Länder und Völker, alle Städte und Dörfer der Erde zu kennen. Solche Leute muß man mit Nachsicht behandeln. Wenn man ihnen ihre ‚Neunundneunzig' läßt, sind sie die besten Menschen."

„Da bin ich freilich voreilig g'wesen, denn ich hab' ihn tüchtig ausg'zankt."

„O weh!"

„Ja. Ich war fast grob mit ihm, und im Aerger darüber ist er auf und davong'laufen. Jetzund thut mir's leid. Ich hab' mir vorg'nommen, es ihm abzubitten."

„Das ist nicht nötig. Wenn Sie ihn freundlich behandeln, wird er es wohl vergessen. Die Sache ist mehr lustig als ärgerlich. Ich lasse ihn sprechen, und will mir je einmal die Geduld ausgehen, so denke ich daran, daß ich auch meine schwache Seite besitze und nicht immer klug und weise gehandelt habe."

„Ich auch nit," stimmte der Graue bei. „Ich hätt's wohl auch zuweilen g'scheiter machen können, besonders damals!"

„Damals? Was meinen Sie?"

„Nun, als ich in der Quart g'sessen bin."

Schwarz glaubte, daß es sich um etwas Besonderes und Wichtiges handle, und fragte:

„Was ist Ihnen da geschehen?"

„A arger Streich. Ich sprech' zwar nie davon, und niemand braucht's zu wissen, aber unter Freunden darf man schon offen sein. Wissen's, der Professor von der Naturgeschicht hat 'n Spitz auf mich g'habt, weil ich ihn immer nach Dingen g'fragt hab', welche selbst a G'lehrter nit beantworten kann."

„So, so!" dehnte Schwarz, vollständig überzeugt, daß er etwas Hochinteressantes erfahren werde.

„Ja, so ist's g'wesen. Er hat nur auf die Gelegenheit g'wartet, mich dafür in die Tinte zu bringen. Nachher ist's Examen kommen, und ich hab' die neue Chemisetten umg'bunden und den bunten Schlips dazu, weil es mir dann mit dem Antworten gar nicht fehlen kann. Die Fragen sind nach der Reih' an uns g'richtet worden, und als ich dran war, bin ich aufg'standen und hab' wunder denkt, was er mich fragen werd'."

„Nun, bitte weiter!"

„Ja, weiter! Jetzt kommt das Loch, in welches ich g'stolpert bin. Was denken's wohl, was er mich g'fragt hat?"

„Das kann ich nicht erraten."

„Nein, denn ich selbst hätt's nit derraten 'konnt. Er hat nämlich wissen wollen, warum die Vögel Federn haben."

Der Graue hatte seine Geschichte so ernst vorgetragen, als ob es sich um eine wichtige Staatsaffaire handle. Darum fühlte sich Schwarz jetzt ungeheuer enttäuscht. Er wußte sozusagen nicht, ob er lachen oder weinen solle, hielt es aber doch für seine Schuldigkeit, sich zu erkundigen:

„Welche Antwort haben Sie ihm denn gegeben?"

„Zunächst hab' ich gar nix g'sagt."

„Das wäre mir an Ihrer Stelle ganz ebenso passiert."

„Nit wahr! Sie sind halt ein verständnisvoller Mann. Ich hab' zwei große Augen g'macht und den Mund offen g'habt, damit mir eine richtige Antwort kommen soll, und nachhero bin ich — —"

Er wurde unterbrochen, denn es klopfte an, und der „Vater der elf Haare" trat herein. Er würdigte den Grauen keines Blickes und wendete sich an Schwarz, ihm eine Meldung zu machen. Er hätte dies in arabischer Sprache thun können; aber da Pfotenhauer behauptet hatte, daß sein Deutsch nichts tauge, bediente er sich dieses letzteren, um den schändlichen Beleidiger niederzuschmettern:

„Ich meldete Besuch, kommender!"

„Wer will kommen?" fragte Schwarz.

„Es sein Lieutenant von Seribah, hiesiger."

„Ah! Ist er schon da?"

„Noch nicht mit Vollständigkeit. Er kommte her hinter Rücken, meinigem."

„Du warst jetzt oben?"

„Ja. Ich seinte gegangte hinauf, weil unten hatt gesetzte Person, unhöfliche!"

Dabei warf er einen vernichtenden Blick auf den Grauen.

„Und da sprach der Lieutenant mit dir von mir?"

„Er willte haben gewißt, ob Sie wohnte auf Schiff, diesiges, oder herbergte in Seribah. Er hatt Absicht, freundliche, Sie einladente zu Mahl, abendliches. Er geschickte mich hieher, um zu erzählte von seiner Gegenwart, baldiger."

„Gut! Wenn er kommt, so öffnest du ihm die Thür."

„Es soll geschehente mit Vergnügen, allergrößtem!"

Er verbeugte sich und wendete sich zum Gehen, drehte sich aber wieder um, trat zwei Schritte näher und fragte Schwarz:

„Sie haben lernen kennte alle Fähigkeiten, meinige; ich bitt', mir zu gebte Zeugnis, wahrheitliches."

„Worüber?"

„Ueber Latein, meiniges."

„Für deinen Bedarf ist es mehr als ausreichend."

„Ich sagte Dankbarkeit, herzliche!"

Er warf dem Grauen von der Seite her einen triumphierenden Blick zu und fuhr fort:

„Und noch eine Censur über meine Sprache, germanische. Wie drückte ich mich aus in dieselbige? Mit Unkenntnis, wehmutsvoller, oder mit Leichtigkeit, außerordentlicher?"

„Ich verstehe dein Deutsch sehr leicht und vollkommen."

„Gut! Weiter willte ich nichts haben gehörte. Sie seint Retter, edler, von großer Ehre, meiniger! Person, feindselige, ist geschlagte in Flucht, schimpflichte!"

Er machte eine energische Seitenschwenkung und stolzierte so hart, daß er ihm beinahe auf die Füße trat, an dem Grauen vorüber und zur Thür hinaus. Kaum aber hatte er sie geschlossen, so riß er sie wieder auf und rief herein:

„Er kommte gegangte, Kommandeur von Seribah, lieutenantlicher!"

Der alte stellvertretende Befehlshaber kam unter tiefen Verbeugungen herein. Er hatte von seinen Leuten gehört, daß das Schiff eine vicekönigliche Dahabieh sei. Der Herr, den sie brachte, mußte also ein sehr vornehmer Beamter sein, welchem er unbedingt seine Aufwartung machen mußte.

Sein Besuch hatte freilich einen noch andern Grund, von welchem zu sprechen er sich aber sehr wohl hütete. Der Sklavenhandel war streng verboten worden, und doch war seine Seribah nur zu dem Zwecke errichtet und wurde zu dem Zwecke unterhalten, Neger zu fangen und zu verkaufen. Das war dem Mudir von Faschodah bekannt, und das mußte also auch der Effendi wissen, welcher jetzt auf der Regierungsdahabieh angekommen war. Was nun hatte seine Ankunft für einen Zweck? Wollte er die Seribah besichtigen? Wollte er nach gefangenen Negern suchen? Glücklicherweise waren solche gerade jetzt nicht vorhanden. Vielleicht war er gekommen, neue Gesetze und Verordnungen zu verkündigen. Was es auch sei, was ihn hiehergeführt hatte, die Klugheit erforderte, ihn in entgegenkommender, schuldiger Unterthänigkeit aufzusuchen, seinen

Amerikanische Bienenstadt mit den Bienenhäusern nach dem neuen System Langstroth.

Onkel Carrington mit Diamantstock und Honigeimer.

Befehlen entgegen zu sehen und bei dieser Gelegenheit listig nach seinen eigentlichen Absichten zu forschen.

Schwarz war klug und erfahren genug, ihn zu durchschauen und dem angemessen zu behandeln. Er ließ Kaffee und noch eine Pfeife kommen, lud den Alten ein, sich zu setzen, richtete an ihn die landläufigen Höflichkeitsfragen und vermied es, das Gespräch auf die Seribah und den Sklavenhandel zu bringen. Er sagte, daß er bis morgen bleiben und diese Nacht auf dem Schiffe schlafen werde. Auch teilte er ihm mit, daß Pfotenhauer nicht beabsichtige, nach der Seribah zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bienenvolk.

Der Kinder Heim war ein weites, geräumiges Haus, mit vielen großen Zimmern darin, zu denen lange Eingangssäle führten. Nach der Vorderseite des Hauses und die südliche Seite entlang zogen sich doppelreihige Hallen, mit Geländern rings herum, die bei feuchtem Wetter einen vortrefflichen Spielplatz boten. Das stattliche, braun angestrichene Haus stand mitten im Gebirge Virginiens. Den Eingang verschlossen gewaltige Kastanien- und Pappelbäume einheimischer Art, mit einem Stamm von 10 bis 12 Fuß im Umfang. Wartend standen die Kinder an dem südlich gelegenen Vorbau, Willy, Heinrich und die kleine Emilie. Sie umgab noch die wohlthuende Morgenfrische eines Sommertages, der heiß zu werden versprach. Willy hielt eine große Muschel in der Hand, die er wiederholt an seine Lippen hob, als ob er etwas zu verkünden hätte, und dann wieder senkte.

Frau Carringtons sanfte, weiche Stimme ließ sich aus dem Eßzimmer vernehmen, wo sie beschäftig war, den Zucker, die Butter, den Honig und die Sahne für das Frühstück zuzurichten. Sie trat dann heraus und sagte: „Jetzt kannst du zum Frühstück blasen.“ Willy hob seine Muschel und blies auf ihr einen gellenden markdurchdringenden Ton — und siehe, sogleich kam noch ein andrer Knabe mit plötzlichem Ungestüm aus der offenen Thür dahergestürmt.

„Willy,“ fragte der Neuangekommene, „wozu in aller Welt war das? ich dachte, es ginge das jüngste Gericht los.“ — „Das,“ erwiderte Willy sehr nachdrucksvoll, „galt dem Frühstück!“ — „Wie machst du das, alter Bursche?“ entgegnete Arthur, und machte mehrere vergebliche Versuche, einige Töne aus der durchbohrten Muschel hervorzubringen, welche ihm Willy reichte. „Ah, das geht sehr leicht, wenn du weißt, wie man es macht,“ antwortete Willy mit überlegener Miene. „Ich werde es dich nach dem Frühstück lehren. Jetzt ist keine Zeit dazu.“

Arthur, Willys Vetter, war am Abend vorher, weit vom Norden her, zu Besuch gekommen. Es war sein erster Ausflug, den er nach dem in der Kultur noch etwas zurückgebliebenen Virginien machte, und so zog er natürlich über jedes Ding Erkundigung ein, das ihm neu oder fremd erschien, während sich dagegen Willy sehr wichtig fühlte, alle von Arthur gestellten Fragen beantworten zu können. „Sage mir, Willy,“ rief wieder Arthur ganz erstaunt, „was sind das für wunderlich aussehende kleine kastenförmige Häuschen, dort unter den Bäumen? Ich sah noch niemals so eine ganze Stadt davon.“ — „Die kleinen Häuschen,“ sagte Willy sich wundernd und folgte den erstaunten Blicken Arthurs, „hm — das sind Bienenstöcke. Heinrich,“ fuhr er mit mehr Offenheit als Artigkeit fort, „was denkst denn du davon? Arthur wünscht zu wissen, was Bienenstöcke sind, er nennt sie kleine kastenförmige Häuschen.“ — „Bienenstöcke sind es, jetzt weiß ich's“, verbesserte sich Arthur stolz. „In New York freilich haben wir rundgespitzte Stöcke, so rund wie eine Eskimo-Hütte. Weißt du das?“ — „Oho,“ lachte Willy, „aber erzähle mir schleunigst, in welchem Teile von New York du solche vorsündflutliche Bienenstöcke gesehen hast?“ Da mußte Arthur freilich bekennen, daß er noch gar keine Bienenstöcke gesehen hatte; daß seine geringe Kenntnis nur einer Schilderung aus alten Schmökern entstamme. Und zur Ehre seines Heimatlandes gab er zuletzt widerstrebend zu, daß man vielleicht die Strohbienenstöcke abgeschafft und dafür den patentierten Langstroth-Bienenstock eingeführt habe, und

daß sich in New York kein Bienenzüchter mehr damit abgebe, jedweden Bienenstock durch Rauch zu überwältigen, um sich ihn als Winterhonigstock zu sichern. „Natürlich thun sie es nicht," bestätigte Heinrich. „Auch der Vater kaufte seine Stöcke in New York, ebenso wie seine italienische Bienenkönigin."

Der Knaben eifrige Unterhaltung über Bienen, Bienenzucht und Bienenjagd unterbrach das Dazwischentreten des Herrn Carrington, der aus dem Obstgarten kam, mit einem Korb voll großen rosigen Pfirsichen in der Hand. „Kommt, kommt Jungens," rief er launig und heiter, „zum Frühstück. Nachher ist genug Zeit zum Erörtern und zum Erzählen." — „Ja, und auch ein sicherer Platz als hier," fügte Arthur hinzu, indem er sich ins Haus zurückzog, um dem Gesumme einer Biene zu entgehen, die sich seinem Ohre gar zu sehr näherte. „Vater," versetzte Willy, die Stille unterbrechend, die den ersten Angriff auf die aufgetragenen Schlagkuchen, das reine Roggenbrot und die frischen Weizensemmeln begleitete, „kannst du, willst du Arthur, Heinrich und mich heute auf die Bienenjagd mitnehmen, und Arthur die Bienen und den Honig, den wir finden, geben, wie du es letzten Sommer mit mir und Heinrich thatest, willst du es, liebster Vater?" — „Ja," erwiderte Herr Carrington, „der Gedanke ist gut, sehr gut. Gerade heute ist so recht ein Tag zu einer Bienenjagd. Wenn sich Arthur von seiner langen Reise nicht zu ermüdet fühlt, so wollen wir es unternehmen und zusehen, ob wir einen Bienenbaum auffinden können. Ich habe ein halbes Dutzend wilder Bienen gefangen und auf Nahrung über den Berg gesandt; ich denke, der Baum kann nicht weiter als zwei Meilen von hier entfernt sein." — „Onkel Hugo," fragte Arthur verwundert, „was meinst du damit?" — „Ich werde es dir besser zeigen als sagen können, wenn du aufgelegt bist, etwas weit zu gehen," gab der Onkel zur Antwort. „Ich war schon vor dem Frühstück nicht müde," verwahrte sich Arthur, „natürlich gehe ich mit." — „In der Zwischenzeit will ich dich noch in einige Geheimnisse der Bienenstockzucht einweihen, sieh in dem Dorf da unten, unter den Kastanienbäumen, sobald wir mit dem Frühstücken fertig sind," fuhr der Onkel fort. „Werden sie stechen?" fragte Arthur ziemlich furchtsam." — „Nun, wir werden uns dagegen schützen," lächelte Herr Carrington schalkhaft, „und unser Panzerhemd anlegen, bevor wir ihre Wohnstätte angreifen."

Als die Knaben ihr Frühstück weggeräumt hatten und sehnsüchtig vor Verlangen fortzukommen, unruhig auf ihren Stühlen hin und her rutschten, ging Herr Carrington in eine Vorratskammer, das sogenannte Bienenzimmer, und brachte die Panzerhemden heraus. Dann erschien ein Helm, ein Cylinder aus Drahtgaze, 15 Zoll hoch und 9 Zoll in der Runde, gerade groß genug, um über Herrn Carringtons Kopf zu gleiten und bequem auf seinen Schultern zu sitzen. Es war dieser Bienenhut oben an seiner Spitze mit einem runden Stück Kattun geschlossen, unten hing, aus demselben Kattun genäht, eine Art Schleier oder Vorhang, der sich in zwei entgegengesetzt aufgeschnittene Enden trennte. Herr Carrington ordnete den Cylinder so, daß diese beiden gespaltenen Schlitze auf seine breiten Schultern fielen, indem er die eine Hälfte des Vorhangs hinten auf seinen Rock zusammennahm, die andre aber vorn über die Brust umknöpfte. Dann zog er ein Paar Panzerhandschuhe an, die mit Lederharz bestrichen waren. „Jetzt," sagte er, „bin ich bienenstichfrei. Die andern Hüte und Handschuhe sind für euch, meine Jungen." Arthur legte flugs die neue Rüstung an und folgte seinem Onkel zu der Bienenstadt. Herr Carrington blieb still vor der schrägen Plattform eines Stockes stehen. Indem er die hervorragende Rinne des flachen Daches ergriff, hob er den Deckel ab und zeigte einen viereckigen Kasten, in welchem sechs längliche Gehäuse hingen, die voll von herrlichem Honig waren, so prächtig wie gelbe Sahne und wohlriechend wie die Blumen. Einige Bienen krochen über die Waben hin, aber nur einige, und diese schienen sehr friedlich gestimmt. „Machen diese wenigen Bienen all den Honig," fragte Arthur. „O nein," erwiderte der Onkel. „Wir kommen erst jetzt zu der Masse der Bienen. Dies ist nur das Vorhaus, wohin für mich die Bienen erst den Honig tragen, sobald sie ihre eigenen Stöcke gefüllt haben. Ihre Stöcke sind weiter unten. Ich werde in ihre eigentliche Häuslichkeit erst kommen, wenn ich diese Waben geordnet habe." Herr Carrington hob sorgsam die Gehäuse weg, öffnete den niedern Kasten und begann die Wabengehäuse herauszunehmen. Der Honig sah jedoch sehr verschieden von dem in dem oberen aus. Anstatt köstlich gelb sahen die Waben häßlich braun aus, einige der Zellen waren mit einer schwachen Wachsdecke bedeckt, andre wieder offen. Die ganze Wabe schwärmte von Bienen, die den Honig sogen, als wär's fürs liebe Leben. „Was macht diese Wabe so braun, Onkel Hugo?" wunderte sich Arthur. „Hm, das ist eine alte Wabe," erwiderte Herr Carrington, „die einmal über das andre zu den verschiedensten Zwecken benutzt wurde, um Honig und Bienenbrot aufzulegen, oder auch um den jungen Bienen als Wiege zu dienen. Wenn nämlich eine junge Biene ausgekrochen ist und ihre Zelle verläßt, läßt sie ihr erstes Kinder-

Die veralteten Strohbienenstöcke, von denen Arthur in seinen Büchern gesehen hatte.

kleid darin zurück; es ist dies der Cocon oder die Puppe, in der sie von der Made bis zur vollkommenen Biene wächst. Wenn dann die kleinen Bienen aus ihren Zellen kommen, gehen die andern Bienen hinein, um die verlassene Stätte zu reinigen. Anstatt daß sie die Kinderkleider, die sie dort finden, hinauswerfen, kleben sie dieselben sorgfältig gegen die Wände der Zelle, und machen diese damit dichter und fester, aber zugleich auch häßlich und braun. Einige Zellen zeigen sieben oder acht solche Verkleidungen, immer eine von jeder ausgekrochenen jungen Biene. Nach einer Weile wird jedoch eine solche Zelle für jene Wiegenzwecke zu schmal und dann als Vorratskammer benutzt.

„Betrachte diese Bienen, Arthur; sieh, hier ist eine braune Biene, die andern die du siehst, sind gelb. Die braunen sind wilde Bienen, die gelben dagegen Italiener. Sieh, hier ist eine Schönheit," fuhr er lebhafter fort, indem er eine hellgelbe Biene auf den Zeigefinger seines federharzenen Handschuhs setzte. „Das ist eine reine Italienerin." — „Welch ein Unterschied ist zwischen ihnen, Onkel?" fragte Arthur. „Der Unterschied?" versetzte Herr Carrington. „Siehst du nicht die goldenen Bänder um ihren Körper? Das beweist, daß sie eine Italienerin ist." — „Und sind die italienischen besser als die wilden Bienen?" fragte sein Neffe weiter, als er die schöne Biene besah, die sein Onkel auf der Hand hielt. „Sie sind edler," bemerkte Herr Carrington. Man sagt, daß die italienische Biene einen längeren Rüssel hat, und so auch Honig aus dem roten Klee holen kann, der Ueberfluß daran hat. Ich glaube, sie haben auch mehr Nachkommen, denn als ich noch ein sehr armer Mann war, kaufte ich eine italienische Bienenkönigin und bezahlte dafür 20 Dollar, jetzt habe ich 69 Stöcke von reinen italienischen Bienen, die alle Nachkommen von jener hübschen Königin sind. Rechnet man nun vierzigtausend Bienen auf einen Schwarm, was nur eine mäßige Zahl ist, so ist das kein schlechter Beweis für die Güte ihrer Majestät. Laß mich rechnen, vierzigtausendmal 69 macht — wieviel denn? — macht rund 2½ Millionen lebende Nachkommen, außer den Dutzenden von Königinnen, die ich mit all ihren Nachkommen weggegeben habe. Diese wieder zu der Menge hinzugerechnet, die gelebt haben und in der Zwischenzeit gestorben sind, macht zusammen in 12 Jahren nicht weniger als 200 Millionen." (Fortsetzung folgt.)

Eine Besteigung des Großglockners.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mich erinnerte die ganze Situation, wie wir hier im Kreise auf der Erde saßen und in naturwüchsigster Weise schmausten, an die Wigwams der Indianer, wie sie Cooper in seinen Lederstrumpferzählungen beschreibt.

Plötzlich schien es uns, als tönten menschliche Stimmen an unser Ohr, die deutlicher und immer deutlicher wurden und endlich dicht vor der Hütte erklangen.

„Wer kommt? Was seh' ich? O ihr guten Geister! Mein Roderich!" recitierte der Schauspieler aus Don Carlos.

Aber es war nicht der Marquis Posa, sondern Lord Mixpickle mit seinen beiden Führern, welche in diesem Augenblick das Bretterhaus betraten. An der Thür blieb er einige Sekunden lang stehen und übersah mit Feldherrenblick das Terrain, dann schritt er gravitätisch wie ein Pfauhahn auf eine finstere Ecke los, wo ein Melkschemel stand, der unsern Augen völlig entgangen war. Ohne Umstände rückte er das Gerät in unsern Kreis und nahm Platz, während einer seiner Begleiter die Tasche mit Lebensmitteln öffnete.

Herr Focke hatte einige Flaschen vortrefflichen Rotwein mitgebracht, von welchem er uns freigebig spendete, während er den groben Engländer, der uns so unliebenswürdig zurückgewiesen, natürlich überging. Aber der unverfrorene Sohn Albions wußte sich zu helfen.

„Geben Sie mir Wein, mein Sherry sein davongelaufen!" sagte er, die Hand nach dem gefüllten Glase ausstreckend.

„Ihr Sherry?" fragte der Gastwirt, „haben Sie denn einen Hund mitgenommen?"

„O no, nix Hund, old Sherry!" belehrte der Lord, indem er die geschlossene Hand an den Mund legte und die Gebärde des Trinkens machte.

„Der Herr zog unterwegs den Rock aus, weil ihm warm wurde," belehrte ein Führer. „Da mag er wohl an den Felsen gestreift haben, denn plötzlich rann Wein aus der Tasche. Als er die Flasche hervorlangte, bemerkten wir am untern Rande ein haselnußgroßes Loch, durch welches der Inhalt entwichen war."

„Meine Teilnahme — Sie sind zu beklagen!" meinte Focke mit komischem Ernste und schenkte das inzwischen geleerte Glas wieder voll. Der Mime ergriff es und reichte es dem Engländer.

„Trink ihn aus, den Trank der Labe, und vergiß den großen Schmerz!" rief er mit schauspielerischem Pathos. „Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche, — sagt Nathan der Weise; sei dir dieser Schluck Lethe, der dir Vergessen deines Unglücks bringt!"

Der Lord lächelte blöde; er hatte die Phrasen Rombergs nur zur Hälfte verstanden.

Endlich trieben die Führer zur Ruhe, denn morgen sollte noch vor Tagesanbruch der Marsch fortgesetzt werden. Auf einer Leiter stiegen wir hinauf auf den Boden der Hütte, wo sich jeder im Heu sein Nest baute, so gut es gehen wollte. Nur Seine Herrlichkeit, der Lord, war nicht zu bewegen, die Hühnersteige emporzuklettern; in sein Plaid gewickelt, die Beine weit von sich gestreckt, saß er auf seinem Schemel, den er in eine Ecke gerückt hatte.

Es war anderthalb Stunden nach Mitternacht, als es bereits wieder lebendig in der Hütte wurde. Unbarmherzig rüttelten die Führer uns auf und die schönsten Worte, die der Gastwirt verschwendete, um noch eine Stunde Schlaf zu erbetteln, halfen nichts; die Führer ließen sich auf keinerlei Unterhandlungen ein. Brummend erhob sich der Dicke endlich, aber er machte ein sehr verdrießliches Gesicht.

„Ich witt're Morgenluft!" citierte der Schauspieler aus Hamlet und trat vor die Hütte; Focke folgte ihm.

„Zum Kuckuck, das ist ja noch rabenschwarze Nacht!" raisonnierte er, „sollen wir denn bei dieser Finsternis in der Einöde einherwandeln wie Mondsüchtige?"

Die Führer belehrten ihn, daß es höchste Zeit zum Aufbruch sei, wenn wir mit einbrechender Dunkelheit wieder in Heiligenblut eintreffen wollten; was wir gestern geleistet hätten, sei Kinderspiel gegen das was uns erwarte.

Der Gastwirt machte ein sehr bedenkliches Gesicht und kratzte sich hinter den Ohren. Seine Blicke schweiften hinauf zu dem Gipfel des Bergriesen, den der sinkende Mond wie mit flüssigem Silber übergoß. Der Mut sank ihm, als er die

Strecke mit den Augen durchmaß, welche wir noch zurückzulegen hatten.

„Wie weit ist es noch bis da hinauf?“ fragte er ziemlich kleinlaut.

„Wenn wir richtig ausschreiten, können wir um die Mittagszeit oben sein,“ berichtete einer der Führer; „der Abstieg geht dann rascher.“

„Noch volle zehn Stunden — das ist Tierquälerei!“ erklärte Focke, „wissen Sie was, meine Herren: ich bin hoch genug gekommen, um mir den Großglockner hübsch in der Nähe ansehen zu können, aber da hinauf zu kraxeln, werde ich mir erlassen. Wünsche glückliche Reise!“

Uns allen, besonders aber den Führern, fiel ein Stein vom Herzen; er hätte bei seinem gewaltigen Umfang den letzteren noch viel Mühe verursacht.

„Der Starke bleibt mutig zurück!“ rief Romberg mit leisem Spott. Dann aber reichte er ihm die Hand und fügte hinzu: „Wenn Menschen auseinander gehn, so sagen sie: auf Wiedersehn! Darum, noch einmal, Robert, eh' wir scheiden!“

Lachend schüttelten sich die beiden die Hände, dann ging es in die schweigende Nacht hinaus. Der Gastwirt aber kletterte stillvergnügt wieder auf den Heuboden und schnarchte dem kommenden Tag entgegen.

„Ich werde mit Ihnen gehen,“ erklärte Lord Mixpickle, ohne sich darum zu kümmern, ob wir das wünschten; indessen ließen wir ihn gewähren, hatten wir doch auf diese Weise zwei Führer mehr.

Die Laternen der Führer beleuchteten unsern Pfad, der jetzt merklich aufwärts führte. Die Nacht war ruhig aber kalt, es hatte ziemlich stark gereift und das Lampenlicht glitzerte und funkelte auf den winzigen Eiskrystallen. Aber es marschierte sich gerade in der kühlen Luft sehr angenehm, denn das Bergsteigen machte uns ohnedies warm.

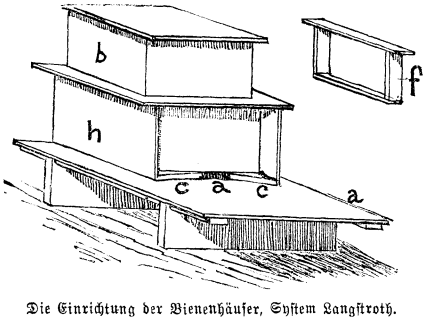
Schweigend schritten wir dahin, von ganz eigentümlichen Gefühlen bewegt. Die überwältigende Ruhe ringsumher, die grandiose Alpenscenerie, welche uns umgab, der dunkle Nachthimmel mit den unzähligen flimmernden Sternen, — das alles versetzte uns in eine feierliche, andachtsvolle Stimmung. Mir war, als seien wir die gewaltigen Berggeister, die Beherrscher dieser großartigen Gebirge, während mir die Laternenträger wie dienende Gnomen erschienen.

Endlich hatten wir das Leiterthal hinter uns und standen nun vor einer breiten Moräne, einem mächtigen Schuttwall, aus von den Bergen herabfallendem Gestein bestehend. Hinter dieser Moräne zieht sich der Leitergletscher hinauf und über diesem schimmerte im Mondschein der eisbedeckte Glocknerkamm und endlich der Gipfel des Berges selbst. Der Gletscher füllt die Thalmulde zwischen der langen Wand und den Abhängen des Kellerberges aus und ist an verschiedenen Stellen über eine halbe Stunde breit, während er oben an den Glocknerkamm geheftet erscheint.

Es war ziemlich beschwerlich, die aus lockerem Gerölle, Sand und Erde bestehende Moräne zu überklettern, während das Ueberschreiten des Gletschers selbst bei dessen geringer Steigung wenig Schwierigkeiten bot. Im Gegensatz zu vielen andern derartigen Eisflächen zeigte der Leitergletscher wenig Klüfte und Spalten, die dadurch, daß sie oft mit lockerem Schnee bedeckt und daher nicht bemerkbar sind, dem Bergsteiger leicht sehr gefährlich werden.

Und jetzt begann sich auch der Osten zu lichten und sich mit einem wundervollen, zarten Rosa zu überziehen. Ringsum lagen die Gipfel der Berge noch in Nacht gehüllt, denn auch der Mond war hinter dem westlichen Horizonte verschwunden, und klar leuchteten noch die Sterne in der reinen, wolkenlosen Luft. Aber in der Richtung, wo das aufsteigende Tagesgestirn erscheinen mußte, ward es heller und heller, das Rosa ging allmählich in glühendes Gold über und ergoß seinen Schimmer bis zum Zenith empor, daß die Sterne zu erbleichen begannen.

Da plötzlich flammte die Spitze des Großglockner in strahlendem Purpur auf; wie in bengalisches Rotfeuer getaucht, von magischer Glut umflossen, erschien das schlanke, etwas nordwärts geneigte Horn, welches den höchsten Gipfel bildet. Aber nur eine kurze Weile dauerte dieses wundervolle Schauspiel, dann erglänzte die Spitze wie vergoldet. Dafür aber empfingen nun die umliegenden Berggipfel,



Die Einrichtung der Bienenhäuser, System Langstroth.
b) Honigkasten; h) Bienenkasten; a) Brett zum Herablassen und Eingangsthür; c c) Leisten zur Verengung des Eingangs; f) Wabenrahmen im Innern des Bienen- und des Honigkastens.

zuerst der Kleinglockner, der zweite, etwas niedrige Gipfel des Königs der hohen Tauern, den Strahlenkuß der aufgehenden Sonne und wie eine schüchterne Jungfrau erglühten auch sie im rosigen Schein. Der Göß nitz, der hohe Schober, das Kitzsteinhorn und Wiesbachhorn, die sonstigen Gipfel der Ostalpen und des Pusterthales, sie alle kamen an die Reihe.

Und nun währte der Kampf zwischen Licht und Finsternis nicht mehr lange; siegreich drang ersteres vor und vertrieb den Feind endlich aus Thälern und Schluchten, seinen letzten Zufluchtsorten, aus denen er zuletzt spurlos verschwand. Wir aber wanderten jetzt im Tageslichte mit frischem Mute und neuen Hoffnungen dem Ziele zu, das uns aus schwindelnder Höhe verlockend winkte.

Aber es war auch notwendig, daß die Sonne jetzt unsren Pfad beleuchtete, der immer steiler und mühsamer wurde. Alle zehn Schritte blieben wir stehen um Atem zu schöpfen und die wie Dampfmaschinen arbeitenden Lungen zu beruhigen.

Der Glocknerkamm lag vor uns, ein Felsrücken, der gegen das Leiterthal zu eine unerklimmbare Felswand bildet. Eis und Schnee, aus denen scharfe Klippen hervorragten, bedeckten den Kamm, von welchem zwischen der Hohenwarte und dem Kellerberg ein langer, schmaler Eisstreifen sich herabsenkte, welcher — von steilen Felsenmauern eingeschlossen, einem erstarrten Wasserfall glich, — unsern Weg nach der Höhe bezeichnete.

Es war ein schweres Stück Arbeit, welches uns bevorstand. Die Steigeisen wurden angeschnallt, die Führer faßten jeden von uns fest an den Händen und auf diese Weise halb gezogen, halb durch eigene Kraft vorwärts bewegt, gelangten wir Schritt vor Schritt auf der steil ansteigenden, spiegelglatten Fläche empor. Wer hier den Halt verlor, der stürzte rettungslos kopfüber in die Tiefe und war unfehlbar ein Kind des Todes.

Glücklich erreichten wir den Kamm, auf dem der Weg nunmehr ohne Unterbrechung bis zum Gipfel fortführt. Von der Hohenwarte, einem hervorragenden Punkte des Gebirgsstockes, war die Fernsicht bereits eine überaus großartige und ließ ahnen, welche Genüsse uns oben, auf der höchsten Zinne des Berges, erwarteten. Hier hielten wir an, um auszuruhen und uns durch einen Schluck Rotwein für die weiteren Strapazen zu stärken.

„Wir wandern anhaltend weiter,“

kalauerte der Schauspieler in Ermangelung eines der Situation angemessenen geeigneten Citates.

Der Kamm verengt sich hier zu einem schmalen Felsengrat, dessen beide Seiten nach dem Leitergletscher wie nach der Pasterze zu jäh in die schauerliche Tiefe hinabfallen. Spitze Eisnadeln, Blöcke und von tiefen Schlünden zerrissene Schneefelder bedeckten diese Abhänge, auf denen losbröckelnde Steine in wilden Sätzen dem Abgrunde zustürmten. Keine Spur von pflanzlichem oder tierischem Leben war hier zu bemerken, eine gewaltige, schweigende, tote Einöde umfing uns. Indessen ist der Weg hier weniger gefährlich, als es den Anschein hat, obgleich immerhin Vorsicht geboten ist, und rascher, als wir gehofft hatten, langten wir bei der Adlersruhe an.

So nennen die Führer einen schmalen Felsenabsatz des Kammes, der sich von hier aus mit einer solchen rapiden Steilheit emporbäumt, daß es unmöglich erscheint, ihn zu bezwingen. Uns allen sank der Mut, als wir diese halsbrecherische Partie vor uns sahen, und doch wagte keiner so nah dem Ziele, den Wunsch nach Umkehr auszusprechen.

„Wann die Herren a weng fruhstucken wollen, müssen's an dem Platz'l halt'n," sagte Kremser, unser wackerer ältester Führer, „weiter nach oben finden's nix mehr."

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen; nach einem sechsstündigen, anstrengenden Marsche machte der Magen seine Rechte ziemlich ungestüm geltend. Schinken, Käse, Eier und einige Flaschen alten roten Vöslauers entstiegen den Körben der Träger und der Lord entschädigte sich für seinen davongelaufenen Sherry in höchst ungenierter Weise.

Noch standen hier auf Adlersruhe die Ueberreste einer Hütte, deren Mauern aus den hier umherliegenden Chloritschieferblöcken hergestellt waren. Ob sie jemals überdacht gewesen ist, war nicht mehr zu erkennen, aber die Mauern standen noch ziemlich unversehrt. Wahrscheinlich ist dieser Unterkunftsraum auf Veranlassung des ersten Besteigers des Berges, des Kardinals Fürst Salm-Reifferscheidt, Bischofs von Görz, welcher ihm Jahre 1799 das Wagnis unternahm, errichtet worden; der Kardinal gelangte damals freilich nur bis auf den Kleinglockner, weil er die Besteigung der benachbarten höchsten Spitze für unmöglich hielt; immerhin war aber schon dies eine bewundernswerte, von hohem Mute zeugende Leistung.

Inzwischen hatte sich ein eisiger Nordwind erhoben und überschüttete uns mit ganzen Wolken feinen, nadelscharfen Schnees, den der Wind ins Leiterthal hinabfegte. „Der Berg raucht," sagen die Thalbewohner und berechnen je nach der Richtung, aus welcher die Schneewolken kommen, die Witterung für den nächsten Tag. Zum Glück ließ der Sturm bald nach, so daß wir an die Fortsetzung unsrer Bergreise denken konnten, nachdem wir etwa eine Stunde auf Adlersruhe zugebracht hatten.

Eine Höhe von 1800 Fuß galt es noch zu überwinden und zwar den gefahrvollsten Teil der ganzen Partie; jetzt erst traten Aufgaben an uns heran, die zu lösen menschliches Können zu überschreiten schien.

Von Schritt zu Schritt fast nahm die Steilheit zu und in demselben Maße verschmälerte sich auch der Kamm des Felsenrückens, der zuletzt nur noch eine Breite von wenigen Fuß zeigte. Lord Mixpickle war bisher mit seinen unendlich langen Beinen stets an der Spitze marschiert und immer einige Pferdelängen voraus gewesen, jetzt aber schien ihm der Mut gesunken zu sein und er hielt sich dicht zu uns, wenn auch noch immer als erster in der Reihe. Die steinharte Schneefläche hatte eine so schräge Richtung, daß die Fußgelenke empfindlich schmerzten; dazu kam noch eine fühlbare Atemnot, durch die hier oben herrschende dünne Luft herbeigeführt.

Ich wagte es nicht, rechts oder links zu schauen, wo entsetzliche Abgründe gähnten, sondern heftete den Blick starr auf den Pfad, der in grauenhafter Steilheit emporstrebte. Hier auszugleiten — — der Gedanke machte mir das Blut erstarren.

Jetzt kommandierte der Führer Kremser „halt" und unsre Alpstöcke tief in den harten Schnee bohrend, balancierten wir wie auf einem Turmseil zwischen schwindelnden Tiefen. Jedem von uns wurde ein Seil um den Leib gebunden, um die Gefahr des Abstürzens wenigstens in etwas zu vermindern, und im Gänsemarsch ging es nun vorwärts. Wenn freilich der oberste Führer den Halt verlor, dann riß er die ganze Kolonne mit hinab in die Tiefe, da wir keinen Widerstand zu leisten vermochten und von den kühnen Kletterern blieb nichts als ein Haufen zerschmetterter Leichname.

Ich hatte kaum diese furchtbare Möglichkeit erwogen, als plötzlich ein kurzer, aber durchdringender Schrei an mein Ohr drang. Ich blickte auf und gewahrte mit Entsetzen, daß der Engländer ausgeglitten und gestürzt war und sich vergebens bemühte, mit den Händen einen Halt zu finden, an den er sich festzuklammern vermöchte. Der Alpstock war ihm entfallen und sauste wie ein von Titanenhand geschleuderter Wurfspieß in die Tiefe und der hohe graue Cylinderhut folgte ihm in kühnen Sprüngen polternd nach. Wir waren verloren, wenn es nicht gelang, den Verunglückten im Sturze aufzuhalten.

Krampfhaft bohrte er die Nägel in den gefrorenen Boden und mit der Kraft der Verzweiflung stemmte er die Absätze gegen das Eis. Er minderte dadurch das Abwärtsgleiten, so daß es mehr ein langsames Rutschen war, aber sein Widerstand mußte bald erlahmen und dann gab es keine Rettung mehr. Die beiden Führer, welche vor ihm marschierten, hielten das Seil, an welches der Lord gebunden war, mit nervigen Fäusten fest, aber sie fanden keinen festen Boden unter den Füßen und mußten trotz allen Widerstrebens auf der schiefen Fläche der Schwere des Mannes folgen, dessen Gewicht sie abwärts zog. Unser Untergang schien unvermeidlich, Schreck und Angst hatten den Engländer sichtlich so geschwächt, daß er sich keine Minute mehr zu halten vermochte und die vordersten Führer waren ebenfalls nicht im stande, das Unglück aufzuhalten. Die ungeheure Anstrengung trieb ihnen den Schweiß auf Stirn und Wangen, aber ihre Mühen waren vergebens. Noch wenige Sekunden, und der Schauspieler, welcher der nächste nach dem Lord in der Reihe war, wurde von diesem umgerissen und zugleich mit uns allen in den gähnenden, grausigen Abgrund geschleudert. Nur die beiden Männer, welche oben das Seil hielten, vermochten sich zu retten, wenn — sie letzteres losließen.

Da, im Augenblicke der höchsten Gefahr, stieß der hinter Romberg marschierende Führer seinen Alpstock mit Riesenkraft in das Eis, so daß sich der Schauspieler mit dem rechten Fuß dagegen zu stemmen vermochte und festen Halt gewann. Sofort bohrte nun letzterer die lange Eisenspitze seines Bergstabes in die Kleidung des Lords, dessen Fall dadurch aufgehalten wurde. Dieser Moment der Ruhe gab den Männern über uns die Hände frei, auch sie vermochten vermittelst

ihrer Alpenstöcke festen Fuß zu fassen und nun vermochte der lange Britte unschwer sich zu erheben. Er sah leichenblaß aus und zitterte am ganzen Leibe; wir waren gerettet.

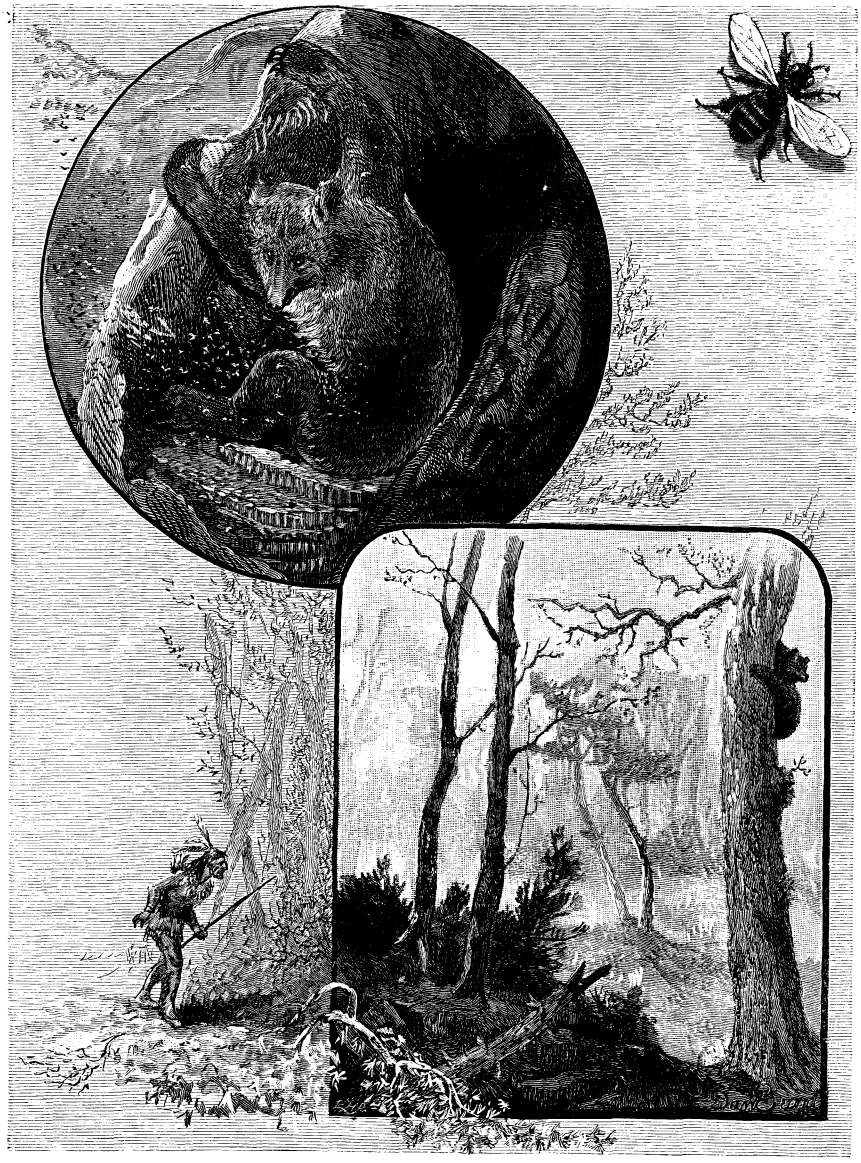
„Goddam, das sein eine böse Reisetour!" sagte er, während er ein großes, gelbes Taschentuch aus dem Rock hervorzog und um den Kopf wickelte, daß er aussah wie ein türkischer Pascha. Wir alle atmeten erleichtert auf; so nahe hatte noch keiner von uns den Tod gefühlt.

Auf Anordnung der Führer mußte der Lord jetzt, da er keinen Alpenstock mehr besaß, in die Mitte, wo er vom Vorder- und Hintermann unterstützt werden konnte.

Nur langsam ging es vorwärts, denn der Vorderste mußte mit einem Beile Stufen in das Eis hakken, eine schwere und mühsame Arbeit. Sobald sechs bis acht Stufen fertig waren, wurde diese gefahrvolle Treppe erklommen. Was wäre hier aus unsrem dicken Gastwirt geworden!

Wir fühlten jetzt einen unleidlichen Druck im Gehirn; die dünne Luft trieb das Blut nach dem Kopf und verursachte Augenschmerzen. Dazu gesellte sich eine fast unüberwindliche Schlafsucht, so daß es großer Energie bedurfte, dieselbe zu bekämpfen.

Endlich hatten wir unter unsäglichen Mühen den Kleinglockner erreicht, eine scharfe, eisbedeckte Felsenklippe. Wie ein gekrümmtes Riesenmesser, die Schneide nach oben, erschien dieser Gipfel, in dessen Schnee die Führer erst eine Art Sitz einhauen mußten, um uns einen Ruhepunkt zu schaffen. Der Lord schien nicht übel Lust zu haben, sich auf dieser Bank lang auszustrecken, unbekümmert darum, wo wir andern blieben; aber der Schauspieler schleuderte dessen Beine ohne Umstände von der Bank herab zum großen Erstaunen des Engländers, und schuf so Raum für die übrigen. Indessen wagte der Britte doch nicht zu opponieren und zu Boxversuchen gab es hier keinen Platz.



Die Rothaut und der Bär auf der Bienenjagd.

Während wir ruhten, banden sich die Führer gegenseitig mit den Seilen zusammen, — ein Zeichen wachsender Gefahr. Als wir nach halbstündiger Rast aufbrachen, hatten je zwei Führer einen Reisenden in der Mitte, so daß ein Führer vorn, der andre hinter ihm ging. Es sah aus wie ein Transport gefesselter Verbrecher, denn die Stricke waren verdoppelt worden und die Führer trugen die Enden derselben um den linken Arm und um den Leib, — Vorsichtsmaßregeln, die wohl geeignet waren, uns bange zu machen.

Der Sattel, welcher beide Gipfel verbindet, ist so zugespitzt, daß wir ihn teilweise rittlings passieren mußten. Eine kurze Strecke senkt sich die Kante, um dann plötzlich um so kühner emporzusteigen. Mit den Knieen mußten wir uns hier in den Schnee eingraben, indes über uns zwei Führer die Seile straff anzogen, um uns vor dem Hinabstürzen zu schützen; ein dritter hackte Stufen in das Eis, auf denen wir, von oben gezogen und von den nachfolgenden Führern geschoben, mit äußerster Kraftanstrengung emporklommen. Nahezu vertikal stieg die Schneewand empor, und daß es menschenmöglich war, hier auf dem harten Schnee vorwärts zu kommen, daß hier kein Unglück passierte, ist mir noch heute ein Rätsel.

Endlich — endlich hatten wir das Ziel erreicht; ein leises Dankgebet kam über meine Lippen, denn es war wirklich wie ein Wunder, daß wir dem Tode, der uns so nahe schien, entgangen waren.

Und der Preis, der uns erwartete, war der Mühen wert, die wir darauf verwendet hatten: eine Natur umgab uns von überwältigender Erhabenheit. Die dominierende Lage des Großglockners, durch keinen ihm an Größe gleichkommenden Berg beeinträchtigt, gestattet eine unendlich scheinende Rundsicht und das Gebiet, welches dieselbe umfaßt, ist ein wahrhaft großartiges. Es war Mittagszeit und der Tag so hell und klar, wie dies in diesen Regionen nur äußerst selten der Fall ist, so daß wir in dieser Be-

ziehung von ganz besonderem Glück begünstigt waren.

Es würde ermüden, die einzelnen Berggipfel aufzuzählen, die vor unsren staunenden Augen emporstiegen. Ringsum, im weiten, ungeheuren Kreise, reihte sich Berg an Berg wie Riesenwogen eines inmitten wildester Empörung plötzlich starr gewordenen Oceans. Ein Netz von Thälern und Schluchten, deren Maschen vor Jahrtausenden durch furchtbare Erdrevolutionen geknüpft worden waren, zog sich in unendlichen Verschlingungen zwischen diesen Kolossen dahin, deren Häupter mit in der Sonne blinkenden Eishelmen geziert. Der wundervolle Pasterzengletscher streckte sich wie ein silbernes Riesentablet gegen Norden hin, gegen Westen stieg die glänzende Pyramide des Sulzbacher Venedigers empor und an ihn reihten sich die langen Ketten der Dreiherrenspitze und der Zillerthaler und sonstiger Tiroler Alpen. Wohin sich das Auge wandte, eine gigantische Bergwelt von überschwänglicher Erhabenheit; es war, als wären wir dem kleinlichen Erdentreiben entrückt und befänden uns auf einer von Gottes Allmacht geschaffenen Warte im Weltall, bis zu welcher menschliches Thun und Denken nicht zu dringen vermöge. Dazu diese Ehrfurcht gebietende Oede und Verlassenheit, die machtvoll auf das Gemüt wirkende feierliche Ruhe, welche auf diesen eisstarrenden Regionen lagert, — das alles stimmt zur Andacht und wirkt ergreifend, überwältigend, — ein Eindruck, der zeitlebens unvergessen bleibt.

Als wir uns nach Lord Mixpickle umschauten, lag derselbe flach auf den Bauch hingestreckt und las die Zeitung; wie es schien, hatte er alle Mühen, Strapazen und Gefahren nur unternommen, um auf dem Gipfel des Großglockners die Times zu studieren, die Aussicht und der Naturgenuß waren ihm völlig Nebensache.

Die Spitze des Berges bildet ein Plateau von wenigen Quadradmetern, die für kaum zwölf Personen bequem Platz bieten. Die felsige, unebene Fläche besteht aus dunkelgrünem Gloritschiefer, während die tiefer liegenden Partieen aus Thon- und Glimmerschiefer zusammengesetzt sind. Nächst dem Ortler ist der Großglockner der höchste Berg der österreichischen Alpen.

Etwas über eine Stunde verweilten wir auf diesem gewaltigen, wunderreichen Bergaltar, dann warfen wir noch einen letzten Abschiedsblick auf das großartige Panorama und traten den Rückweg an. Ruhig, als läge er zu Hause auf dem Sofa, faltete der Lord seine Zeitung zusammen und erhob sich dann, um uns zu folgen.

Der Abstieg war minder gefahrvoll, als das Emporklimmen; die Sonne hatte den Schnee etwas erweicht, so daß wir bei jedem Schritte etwas einsanken und daher der Gefahr auszugleiten weniger als vorher ausgesetzt waren.

„Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Trifte!“ deklamierte Romberg, der jetzt auch seinen Humor wiederzufinden schien, nachdem jede Gefahr völlig ausgeschlossen war. Er streckte dabei beide Arme in die Höhe und winkte dem in ruhiger Majestät hinter uns liegenden Riesen Abschiedsgrüße zu.

Mit weit angenehmeren Gefühlen als am gestrigen Abend betraten wir die Leiterhütte, wo wir uns eine Stunde Rast gönnten. Dann ging es abwärts nach unsrem Hauptquartier Heiligenblut, das wir gegen sieben Uhr abends erreichten.

Der erste, der uns begrüßte, war unser ungetreuer Reisegefährte.

„Willkommen — glücklich wieder eingetroffen?“ rief er uns schon von weitem zu, indem er uns beide Hände zum Gruße bot.

„Ich bin heruntergekommen, und weiß doch selber nicht wie!“ citierte der unverbesserliche Schauspieler aus Schäfers Klagelied von Goethe, „Ihr aber hattet das bessere Teil erwählet.“

Als wir abends im Wirtshause beisammensaßen und noch einmal die ausgestandenen Strapazen und empfangenen Eindrücke besprachen, während Mirzl uns mit trefflichem Tiroler Wein versorgte, fragten Seine Lordschaft plötzlich den Schauspieler:

„Wollen wir von jetzt an reisen zusammen?“

„Thu Geld in deinen Beutel! sagt Euer Landsmann Shakespeare in seinem Othello,“ versetzte Romberg heiter, „dann will ich gern Arm in Arm mit dir unser Jahrhundert in die Schranken fordern!“

Am andern Morgen reiste Lord Mixpickle in Gesellschaft des Schauspielers, an dem er Gefallen gefunden hatte, dem sonnigen Süden zu, während der dicke Gastwirt und ich in unsre nordwärts gelegene Heimat zurückkehrten.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung.)

Früh am Morgen erhob sich der Häuptling, er wollte abreiten. Auch seine Wirte erwachten und beeilten sich, ihm einen warmen Trunk zu bereiten. Von den Knaben umringt, saß Oasfar lange in ernstem Schweigen da; abwechselnd blickte er seine Lieblinge an, streichelte sie zärtlich und nannte schmeichelnd ihre Namen. Die Brüder Sanford hätten nimmer geglaubt, daß die Brust eines wilden Indianers so reine, warme, uneigennützige Gefühle bergen könnte.

„Was ich hoffe und wünsche,“ sagte der Häuptling dann, „das habe ich euch gestern Abend mitgeteilt. Behaltet es in eurem Gedächtnis und handelt danach!“

„Wir werden es thun, Oasfar,“ erwiderte Frank, „und du sollst erfahren, daß dein Vertrauen keinen Unwürdigen galt; hier an Toby wollen wir Nachricht gelangen lassen.“

„So sei es!“ antwortete Oasfar. „Ihr seht, wie schwer mir der Abschied von diesen Kindern wird, dürft dies niemals vergessen, da sie nun eure Kinder sind und ihr für dieselben zu sorgen habt.“

Den Männern drückte er kräftig die Hand, umarmte wiederholt die weinenden Knaben, wobei auch Thränen über seine braunen Wangen hinabrannen, schwang sich auf sein Pferd und sprengte, ohne noch einen Blick rückwärts zu werfen, durch die Pforte in den Wald hinein.

„Werden wir den edlen Wilden jemals wiedersehen?“ fragten die Brüder einander. Es war ihnen, als müsse dies geschehen. Entweder wollten sie hieher zurückkehren oder den Häuptling einladen, sie in Colorado aufzusuchen, um sich dort gleich von dem Wohlergehen seiner Lieblinge zu überzeugen. Sie durften ja nur Toby die einzuschlagende Richtung bezeichnen. Oasfar konnte das Ziel dann nicht verfehlen.

Seit der Häuptling abgeritten war, hatten die Brüder Sanford und ihre Genossen keine Ruhe mehr auf dem Gehöft. Sie packten zusammen, was sie mit sich nehmen wollten, gaben Toby Nachricht, daß er seinen Besitz antreten könnte, durchstreiften heute noch einmal die ihnen so lieb gewordene Umgebung, sattelten ihre Pferde; als Toby am nächsten Morgen

eintraf, warnten sie ihn ernstlich, ehrlich und aufrichtig gegen die Sioux zu sein, und ritten dann nach der alten Heimat ab.

16. Der wilde Olof wird bekehrt.

Bis etwa zwei Uhr nachmittags marschierten unsre Freunde, schlugen dann ein Zeltdach auf, ließen die Pferde mit Kniehaltern versehen auf die Weide laufen und bereiteten ihr einfaches Abendbrot. Am zweiten Nachmittage waren sie südlich bis zum Bijon Creek gekommen, einem lebhaft zu Thal strömenden Bache. Olof hatte während des Marsches vergeblich ein Stück Wild zu erbeuten gesucht, der Bach sollte nun mit seinen Fischen aushelfen. Doch der junge Schwede wollte sein Bratenstück noch verzehren; er hatte in der Nähe des Lagers frische Hirschspuren entdeckt und hoffte ein Tier beschleichen zu können.

„Dringt nicht allein in den Wald!“ baten Joe und Frank. „Ihr könntet fehlgehen und Euch verirren, wodurch der ohnehin schon lange Ritt noch Verzögerung erleiden würde. Bleibt bei uns, Olof!“

„Die Sioux streifen hier umher!“ rief Albin, welcher in der Umgegend Haufen von Asche und Holzkohlen, auch die Ueberreste einer Indianermahlzeit gefunden hatte.

„Um so mehr solltet Ihr Euch nicht von uns trennen, Olof,“ sagte Joe noch einmal.

„Die Sioux thun mir nichts Böses, junger Herr,“ versetzte der Schwede; „sie haben ja Frieden und Freundschaft mit uns geschlossen. Und ich denke gar nicht einmal daran, daß ich ihnen begegnen könnte.“

„Aber wenn sie Euch fänden!“ sagte nun Frank. „Sie kennen Euch nicht, Olof, sehen in Euch nur einen der verhaßten Weißen und töten Euch, ehe ihr noch ein Wort der Aufklärung sprechen könnt.“

„Dann müßte ich meine gute Büchse nicht zu handhaben verstehen,“ entgegnete der halsstarrige Olof. „Nein, junger Herr, Sie brauchen sich meinetwegen keine Sorgen zu machen. Ich schleiche trotz der Sioux und hüte mich wohl, meine Anwesenheit durch einen Schuß zu verraten, bis ich des Wildes sicher bin. Die zweite Kugel gilt dann dem, welcher Lust hat, mir meine Jagdbeute streitig zu machen. In spätestens drei Stunden bin ich wieder hier.“

„So nehmt wenigstens einen Knaben oder doch einen der Hunde mit, welche Euch sicher zu uns zurückführen werden!“ schlug Joe vor, als er sah, daß Olof bei seiner Absicht beharre.

„Die könnten mir nur hinderlich sein,“ erwiderte jener und ging in den Wald hinein.

Es war in Anbetracht der vorgerückten Jahreszeit ein sehr schöner, warmer Tag. Das Laub des Waldes war bunt gefärbt; Herbstblumen in allen möglichen Farben schmückten die Rasenplätze der Lichtungen und verbreiteten einen lieblichen Wohlgeruch; tausend glückliche Vögel spielten Versteck in den Zweigen und zwitscherten dabei so freudig, als wollten sie vor ihrem Abzug nach dem Süden den dichten Wäldern, welche ihnen sechs Monate lang Obdach gewährt hatten, ihren Dank abstatten. Olof suchte zwei volle Stunden, ohne auf Wild zu stoßen. Da kam er an das Ufer eines größeren Flusses und fand die Umgebung desselben so schön, daß er einen Augenblick auszuruhen beschloß. Der Zauber der Landschaft und das prächtige Wetter lähmten seine Willenskraft und ließen ihn die Absicht vergessen, mit welcher er von dem Feldlager seiner Freunde aufgebrochen war. Den Rücken an einen Baum gelehnt, saß Olof träumerisch da, horchte auf den Gesang der Vögel und beobachtete die in der kühlen Flut spielenden Fische. Müdigkeit beschlich ihn; er wollte nicht schlafen, nur für kurze Zeit einnicken, war aber bald in festen Schlaf versunken.

Während Olof schlief, träumte er lebhaft. Der Gedanke, welchen er wachend nicht hatte ausführen können, beschäftigte ihn um so mehr. Vor ihm dehnte sich eine unendlich weite, mit saftigen Gräsern und bunten Blumen bewachsene Wiese, und auf derselben grasten zahlreiche Rudel von Wapiti-Hirschen. So nahe wie möglich schlich Olof im Traume heran; seine Pulse klopften vor Jagdeifer; er erhob seine Büchse, nahm einen der jüngeren männlichen Hirsche aufs Korn und gab Feuer. Hier aber endete plötzlich der Traum des leidenschaftlichen Jägers, und er ermunterte sich ein wenig. Der vermeintliche Knall der eigenen Büchse hatte ihn aus seinem Schlummer aufgeschreckt.

Olof sprang empor, rieb sich die Augen und wußte nicht, ob er wache oder noch immer träume. Halb und halb erwartete er, daß das feiste junge Tier, auf welches er geschossen hatte, tot vor ihm auf der Ebene liegen müßte. Aber auch die Ebene fehlte, und mit ihr der erlegte Hirsch und die in vollem Schrecken davonsprengende Herde. War auch der Schuß nur eine Vorspiegelung seiner vom Traume umfangenen Einbildungskraft gewesen? Olof ward sich darüber nicht klar, glaubte indessen den Krach zu deutlich gehört zu haben, als daß er daran zweifeln dürfte. Doch, wie sollte er geschossen haben! Seine Flinte lag einige Fuß von ihm entfernt, also außerhalb des Bereiches seiner Hände und statt auf die im Traum gesehene Wiese blickte er auf das von der Abendsonne beleuchtete Wasser des Flusses, an dessen Ufer er sich wachend niedergesetzt hatte. Nun erst leuchtete es ihm ein, daß er während des Schlafes an eine andre Stelle gerückt worden wäre.

Entschlossen, den Heimweg ohne die gehofften saftigen Bratenstücke anzutreten, schaute Olof umher, um den Punkt wiederzufinden, an welchem er an das Ufer hinausgetreten war. Da fiel ihm ein schwacher blauer Rauch auf, welcher sich aus dem Gebüsch zur rechten Hand in die Luft hinein erheben wollte; dies Gebüsch war kaum zehn Schritte von seinem Ruheplatz entfernt. Wie ein plötzlicher Donnerschlag traf ihn diese Wahrnehmung. Der blaue Dampf, der jetzt zu ihm hinüberdringende Pulvergeruch, sie verrieten ihm, daß eine in dem Busch steckende Rothaut auf ihn gefeuert, und daß dieser Schuß ihn erweckt habe. Im nächsten Augenblick durfte Olof die zweite Kugel erwarten, welche wahrscheinlich ihr Ziel nicht verfehlte.

Im Nu hatte der weiße Jäger seine Flinte ergriffen und sprang gerade zur rechten Zeit hinter den Baum, dessen Wurzeln ihm als Kopfkissen gedient hatten, als eine Kugel dicht bei seinem Kopfe in den Baum schlug und die Rinde herabriß. „Du mußt ein schlechter Schütze sein,“ murmelte Olof für sich, „sonst stände ich nicht mehr aufrecht.“ Die Flinte schußbereit haltend, suchte er nach dem versteckten Feinde, um diesem die gebührende Antwort zu geben, fand sein Ziel aber nicht.

Statt dessen knackte es auf drei Seiten in dem Buschwerk um ihn her; eine größere Anzahl von Wilden mußte ihn beschlichen und umzingelt haben. Ehe er diese Lage noch völlig begriff, rückten die Sioux, welche er an ihrem Schmuck und ihrer Bewaffnung erkannte, mit angelegten Flinten näher an ihn heran, etwa zwanzig an Zahl. Der Baum bot keinen Schutz gegen sie alle, und einen hätte Olof nur

töten können, ehe er selber das gleiche Los erfuhr. Dennoch ward ihm der Verzicht darauf schwer, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Andrerseits war es nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß die Sioux ihn nicht auf der Stelle töten würden. Fand er aber Gelegenheit sich zu rechtfertigen und ihnen begreiflich zu machen, daß er zu der Begleitung der Gebrüder Sanford gehöre, so durfte er darauf rechnen, daß sie ihn nach dem Lager derselben zurückbringen würden.

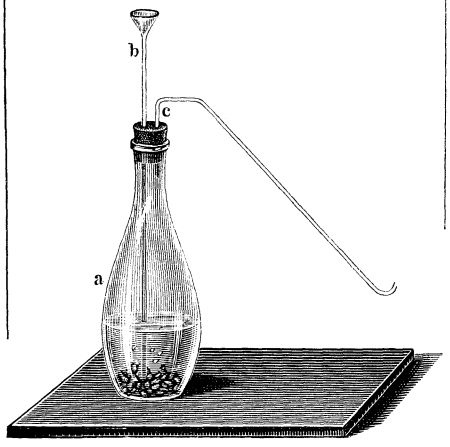
Während er dies noch überlegte, trat einer der bunt bemalten Krieger aus der nun dicht geschlossenen Reihe hervor, wies auf die Büchse des Weißen hin und gab ihm zu verstehen, daß sein Leben geschont werden würde, wenn er die Waffe niedersetze. Olof zauderte noch. Die Wahl zwischen augenblicklichem Tode und kurzer Gefangenschaft ward ihm aber bei ruhigem Besinnen nicht schwer. Er setzte sein Gewehr ab, die Indianer entrissen es ihm, warfen ihn zu Boden, knüpften ihm die Hände über dem Rücken zusammen und trieben ihn mit sich fort.

Stundenlang ging es in schnellem Schritte über den waldbewachsenen, rauhen Boden, bis die Horde endlich an den Versammlungsplatz gelangte, wo sie mit Jubel empfangen wurde. Das höhnische Gelächter der älteren Krieger schnitt dem Gefangenen ins Herz, er bedauerte beinahe, dem Tode entronnen zu sein. Halb verhungerte zottige Hunde wollten ihn mit ihren Zähnen anfallen, nackte, schmutzige Kinder mit Ruten nach ihm schlagen. Die Begleiter wehrten allerdings die Angriffe von Olof ab, konnten ihn aber im übrigen wenig trösten. Der Häuptling Waiwuta, vor den der Gefangene gebracht wurde, machte einen weit weniger günstigen Eindruck, als Oasfar; er hatte rohe, beinahe tierische Züge, die keinen Funken von Mitleid verrieten. Nachdem Waiwuta sich überzeugt hatte, daß Olof nichts von ihrer Sprache verstände, beratschlagte er lange mit seinen Kriegern und ließ endlich ein vielleicht fünfzehnjähriges Mädchen herbeirufen, welches als Dolmetscher dienen sollte. Olof hätte gar nicht zu wissen brauchen, daß alle Horden der Sioux weiße Kinder bei sich führten, um sofort zu merken, daß dies Mädchen nicht von Geburt zu den Indianern gehörte.

Sie hatte ein länglich ovales Gesicht ohne vorstehende Backenknochen und langes kastanienbraunes Haar von viel geringerer Stärke als das schwarze Haar der Indianer. Daß das Mädchen braun gefärbt worden war, um aus der Ferne wenigstens für ein Indianerkind gelten zu können, war eine plumpe List, welche Olof nicht betrog. Indessen ließ er seine Wahrnehmung nicht merken, schenkte dem weißen Mädchen auch nur flüchtige Aufmerksamkeit, als dasselbe schüchtern herankam und sich neben den Häuptling stellte.

„Wie kommst du in diese uns geraubten Gefilde, weißer Mann?“ ließ Waiwuta den Gefangenen fragen. „War es dir nicht bekannt, daß die Sioux jeden Weißen am Leben strafen, den sie erwischen?“

„Mich dürft Ihr nicht töten, Häuptling,“ antwortete Olof dreist. „Ich gehöre zu der Begleitung der Brüder Sanford, welche die heilige Hütte zwei Tagereisen nördlich von hier bewohnten und



Chemische Experimente. Fig. 18. Gasentwicklungsflasche.

jetzt auf dem Zuge nach Südwesten begriffen sind. Als Freund dieser Männer genieße auch ich den Schutz des Oasfar und berufe mich auf ihn.“

„Auf die heilige Hütte hat schon mancher gepocht, welcher nicht zu den guten weißen Männern gehörte,“ versetzte Waiwuta und runzelte seine Stirn. „Du lügst, weißer Mann, wie uns schon viele deiner Brüder belogen haben. Die uns befreundeten weißen Männer leben ganz allein; nur drei weiße Knaben befinden sich in ihrer Umgebung. Oasfar, dessen Freundschaft du dich rühmst, er wäre der erste, welcher dich töten ließe. Darum sinne nach, ob du kein andres, wahres Verdienst zu deinen Gunsten anführen kannst!“

„Ich bin hier fremd, Häuptling,“ entgegnete Olof, „war aus dem Süden hergeschickt, um die jungen Weißen, welche die heilige Hütte verlassen wollten, nach ihrer alten Heimat zurückzugeleiten. Du kannst mich kaum kennen, da ich nur drei Tage unter dem Euch für unverletzlich geltenden Dache lebte, brauchst mir auch nicht zu glauben, sondern darfst nur nach dem nördlichen Ufer des Bijon Creek, zwei Stunden von hier, wo die Euch befreundeten weißen Männer lagern, oder nach Oasfar schicken, welcher mir noch vor wenigen Tagen als Freund die Hand geschüttelt hat.“

„Führt den Mann hinweg!“ gebot Waiwuta. „Sorget dafür, daß er nicht entflieht!“

Olof ward in eine Hütte gebracht, deren hintere Wand ein Wall aus Steinen und Erdreich bildete. Die Indianer lösten seine Fesseln, verschlossen die roh gearbeitete Thür, und zwei von ihnen stellten sich mit geladenen Flinten vor derselben auf. Der Raum war finster und voll von Ungeziefer, ein schrecklicher Aufenthaltsort. Eine Stunde nach der andern verstrich zu Olofs größter Pein, und ängstliche Gedanken beschäftigten ihn. Von draußen her drangen wilde Laute in seine Hütte; es schien, als sei ein Streit zwischen den Wilden entstanden. Weshalb konnten sie uneins geworden sein? Nur deinetwegen — sagte sich Olof — die einen wollen sich überzeugen, ob du die Wahrheit redetest, die andern verlangen stürmisch deinen Tod. Dein Leben hängt nur davon ab, welche Ansicht zu guter Letzt den Sieg behauptet. Immer klarer ward es Olof, daß er sich in einer verhängnisvollen Lage befinde. Mit Ausnahme eines alten Weibes, welches ihm einen Ekel erregenden Brei zum Nachtmahl vorsetzte, und stumm, wie sie gekommen war, wieder davonging, ließ sich niemand in der Hütte blicken. Endlich legte sich draußen der wüste Lärm, die Sioux mußten einen Entschluß gefaßt haben. Olof marterte sich mit Zweifeln über das ihm beschiedene Schicksal.

Da hörte er eine zarte, weibliche Stimme, welche zu den vor der Thür aufgestellten Kriegern sprach. Sofort erkannte er diese Stimme als diejenige des jungen Mädchens wieder, welches vorher als Dolmetsch gedient hatte. Vielleicht kam sie im Auftrage des Häuptlings, um ihm Nachricht von dem Entschluß des Kriegsrates zu bringen. Die beiden Indianer ließen das Mädchen ein und stellten sich vor die geöffnete Pforte.

„Waiwuta schickt Euch die Meldung, daß Ihr morgen in der Frühe sterben sollt,“ sagte das Mädchen. „Waiwuta

war dafür, Kunde bei den weißen Männern oder bei Oasfar einzuziehen, doch die bei weitem größere Mehrzahl seiner Krieger glaubte sich betrogen und verlangte Euren Tod. Das habe ich zu berichten. Indessen," fügte sie hinzu, „fürchtet nichts! Ich rette Euch während der Nacht und bringe Euch zu Euren Freunden. Auch weiß ich, wo Oasfar lagert; ich will ihm Botschaft bringen." Mit diesen Worten schlüpfte sie wieder aus der Thür hinaus.

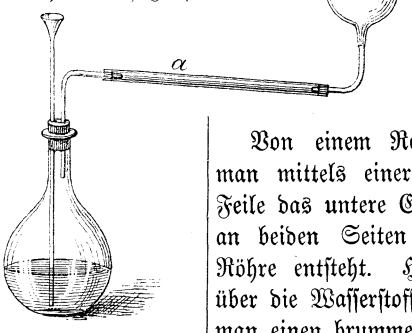
(Fortsetzung folgt.)

Chemische Experimente.

V.

Der Wasserstoff.

In eine Flasche mit nicht zu enger Mündung passe man einen gut schließenden Kork oder besser Kautschukstopfen, durch dessen eine Durchbohrung eine Trichterröhre bis auf den Boden der Flasche führt. In die zweite Durchbohrung des Korkes stecke man, luftdicht schließend, ein gebogenes Glasrohr c, wie es in Figur 18 dargestellt ist. Hat man den Apparat soweit vorbereitet, so bringe man in die Flasche eine Partie Zinkblechschnitzel und hierauf so viel Wasser, bis die Flasche zu $^2/_3$ gefüllt ist. Nun gieße man vorsichtig und in kleinen Portionen konzentrierte Schwefelsäure durch die Trichterröhre in die Flasche, und sofort beginnt, unter Bildung großer Blasen und starkem Aufbrausen, Wasserstoffgas sich zu entwickeln. Da die Trichterröhre durch Flüssigkeit abgesperrt ist, so findet das Gas keinen andern Ausweg als durch das gebogene Rohr c, welches dicht unterhalb des Korkes endet.



Chemische Experimente. Fig. 20. Füllen des Ballons mit Wasserstoff.

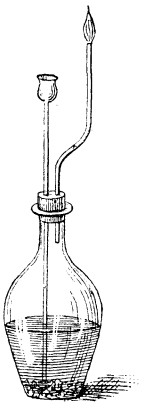
Bei der Darstellung von Wasserstoff beobachte man stets die Vorsichtsmaßregel, **fünf Minuten** vor Anstellung weiterer Versuche zu warten. In dem oberen Teile der Entwicklungsflasche ist atmosphärische Luft enthalten, welche erst durch Wasserstoff vollständig verdrängt werden muß, indem sonst bei Annäherung einer Flamme heftige Explosionen entstehen können.

Will man Wasserstoffgas auffangen, so fülle man eine Schüssel mit Wasser und stelle sie so, daß die untere Oeffnung der Glasröhre c unter Wasser kommt, und eine Fingerbreite von demselben bedeckt wird. Die Medizingläser oder Reagiercylinder, in denen man Wasserstoff sammeln will, fülle man ganz mit Wasser, halte ihre Oeffnung mit dem Daumen zu und kehre sie um. Dann bringe man ihre Oeffnung unter den Wasserspiegel in der Schüssel, gerade über die Mündung der Glasröhre, und ziehe den Daumen hinweg. Infolge des Druckes der atmosphärischen Luft bleiben die Gläser gefüllt. Aus der Röhre c steigt das Wasserstoffgas in Blasen in das zum Auffangen dienende Glas und verdrängt aus diesem das Wasser. Ist das Glas ganz mit Wasserstoff gefüllt, so verkorke man es, während seine Mündung noch unter Wasser bleibt.

Wasserstoff ist brennbar. Bringt man an die Mündung einer mit Wasserstoff gefüllten Flasche ein brennendes Streichholz, so entzündet sich dasselbe und brennt mit blauer, wenig leuchtender, jedoch sehr heißer Flamme. Auch auf folgende Weise läßt sich die Brennbarkeit des Wasserstoffs zeigen. In einer Flasche mit Spitzröhre (Figur 19) entwickle man aus Zink und verdünnter Schwefelsäure Wasserstoffgas und bringe, nachdem die Gasentwicklung fünf Minuten lang gedauert, über die Oeffnung der Spitzröhre ein brennendes Papier oder Hölzchen. Der Wasserstoff wird sich entzünden und brennt mit wenig leuchtender Flamme.

Von einem Reagiercylinder schneide man mittels einer scharfen dreikantigen Feile das untere Ende ab, so daß eine, an beiden Seiten gleich weite, offene Röhre entsteht. Hält man diese Röhre über die Wasserstoffflamme, so vernimmt man einen brummenden, mehr oder weniger hohen Ton (chemische Harmonika), dessen Enstehung auf eine rasch aufeinander folgende Menge kleiner Gasexplosionen an der Spitze der Glasröhre zurückzuführen ist und infolgedessen die Flamme auch ein deutlich wahrnehmbares Zittern zeigt.

Wasserstoff ist 14mal leichter als Luft. Man befestige an die Spitzröhre der Entwicklungsflasche (Figur 19) einen kurzen, recht starken Strohhalm, spalte ihn oben in vier gleiche Teile, biege dieselben um und stelle sie so, daß sie ein wagerechtes Kreuz bilden. Bringt man auf dieses einen Tropfen Seifenwasser, so wird das ausströmende Gas von einer Seifenblase umhüllt, die emporsteigt und bei Annäherung eines Lichtes mit schwachem Knall verbrennt.

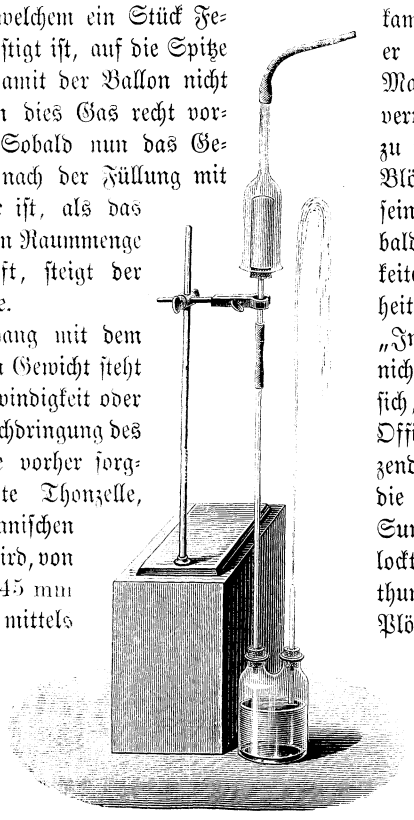

Chemische Experimente. Fig. 19. Brennbarkeit des Wasserstoffs.

Die Entdeckung, daß Wasserstoff leichter ist, als die atmosphärische Luft, hat Veranlassung zur Erfindung des Luftballons gegeben. Die Papierfabrikanten Joseph und Stephan Montgolfier zu Ammoney in Frankreich sind als die eigentlichen Erfinder des Luftballons zu betrachten; durch die Wahrnehmung, daß Rauch und erwärmte Luft stets emporsteigen, wurden sie darauf geführt, den Rauch in einem Ballon aus Papier steigen zu lassen, damit derselbe emporgetragen werde. Obwohl die Versuche, auch in größerem Maßstabe, von Erfolg gekrönt waren, so kehrte man doch zu dem älteren Plane, den Ballon mit Wasserstoff zu füllen, zurück, nachdem Prof. Charles zu Paris erkannt hatte, daß luftdicht gefirnißter Taffet für Wasserstoff eine zweckmäßige Hülle sei. Auch war ein solcher Ballon frei von der Gefahr, der jeder mit erwärmter Luft gefüllte Ballon ausgesetzt ist, da die Flamme unter dem Ballon diesen selbst leicht erreichen konnte. Heute benutzt man zum Füllen des Luftballons nicht mehr Wasserstoff, sondern Leuchtgas — einen Kohlenwasserstoff — da dieses billiger und mit Leichtigkeit in großen Mengen zu haben ist.

In Handlungen chemischer Apparate erhält man Ballons aus einem dünnen, leichten Stoff, sogen. Goldschlägerhäutchen, mit welchen sich das geringe specifische Gewicht des Wasserstoffs in hübscher Weise zeigen läßt. Man entwickle zunächst in einem Apparat, wie ihn Figur 20 zeigt, aus Zink und verdünnter Schwefelsäure Wasserstoff und leite das Gas, um es von mitgerissener Feuchtigkeit (Wasserdampf) zu befreien, durch eine sogen. Trockenröhre a, die mit erbsengroßen Stücken wasserfreiem Chlorcalcium gefüllt

ist. Zweckmäßig ist es hierbei, zwischen das Chlorcalcium und die Körke mit den zu- und ableitenden Röhren einen Pfropf lockerer Baumwolle zu legen. Hierauf befreie man den Ballon durch Zusammendrücken von Luft und stecke ihn mit seiner Oeffnung, in welchem ein Stück Federkiel luftdicht befestigt ist, auf die Spitze der Glasröhre. Damit der Ballon nicht zerplatze, lasse man dies Gas recht vorsichtig eintreten. Sobald nun das Gewicht des Ballons nach der Füllung mit Wasserstoff geringer ist, als das Gewicht einer gleichen Raummenge atmosphärischer Luft, steigt der Ballon in die Höhe.

In Zusammenhang mit dem geringen specifischen Gewicht steht die Diffusionsgeschwindigkeit oder die gegenseitige Durchdringung des Wasserstoffs. Eine vorher sorgfältig ausgetrocknete Thonzelle, wie solche zu galvanischen Elementen benutzt wird, von 105 mm Höhe und 45 mm Durchmesser, wird mittels eines Korkstopfens geschlossen und, wie aus Figur 21 ersichtlich, auf die 1 m lange Glasröhre gesteckt. Hierauf läßt man einen recht kräftigen Strom Wasserstoffgas aus dem weiten Glasrohr austreten und stülpt dieses über die Thonzelle. Fast augenblicklich springt aus der kurzen Spitzröhre ein fast 1 m hoher Wasserstrahl empor, da das Wasserstoffgas mit großer Geschwindigkeit durch die Poren der Zelle in diese eintritt und somit, weil die vorhandene Luft bei weitem nicht so rasch herausdiffundiert, im Innern der Zelle und dem damit kommunizierenden Gefäß einen beträchtlichen Druck hervorruft. Wenn der Wasserstrahl aufhört, so ist das Gefäß fast vollständig mit Wasserstoff gefüllt. Man schiebe nun rasch die lange Röhre bis fast auf den Boden der zweihalsigen (Voulffschen) Flasche und entferne langsam das weite Glasrohr, aus welchem noch immer Wasserstoff zuströmt. Jetzt diffundiert der Wasserstoff aus der Thonzelle nach außen, während atmosphärische Luft langsam eintritt, es entsteht daher ein luftverdünnter Raum und das Wasser steigt in der langen Röhre empor, diese fast vollständig ausfüllend.

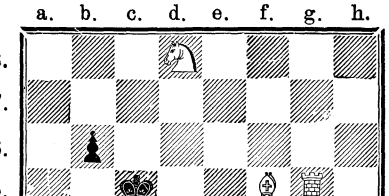


Chemische Experimente. Fig. 21. Diffusion von Wasserstoff.

Order pariert.

Der General Suworow lebte im allgemeinen so einfach, wie ein gewöhnlicher Soldat. Bei festlichen Gelegenheiten kam es jedoch öfter vor, daß er sich vergaß und seinem Magen mehr bot, als dieser vertragen konnte. Um das zu vermeiden und sich keine Blöße zu geben, befahl er seinem Adjutanten, ihm, sobald er etwaige Unmäßigkeiten bei solchen Gelegenheiten befürchte, zuzurufen: „Im Namen Suworows, iß nicht mehr!" Da begab es sich, daß ein andrer hoher Offizier eines Tags ein glänzendes Festmahl gab, wobei die ausgesuchtesten Speisen Suworow wieder einmal verlockten, des Guten mehr zu thun, als ihm dienlich war. Plötzlich rief sein Adjutant: „Im Namen Suworows, iß nicht mehr!" Sogleich schob Suworow den Teller zurück, auf dem das saftige Fleisch eines Auerhahns ihm entgegenlachte und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, muß man gehorchen." Und er aß bei diesem Gastmahl keinen Bissen mehr.

Schachaufgabe Nr. 8.



(9 + 4 = 13.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 7.

1. D d 8 — d 7 K d 4 — c 4:
2. D d 7 — a 4 ♯.

1. . . . . K d 4 — e 4:
2. D d 7 — g 4 ♯.

Ergänzungsrebus.

V r
W n

Welchen Baum müßte man zwischen die Buchstaben zeichnen, damit zwei Wörter entstehen?

Anagramm mit Logogriph.

Es funkelt hoch am Sternenzelt
Mit andern Himmelslichtern;
Wenn ihr zwei Zeichen anders stellt,
So zählt's zu Deutschlands Dichtern;
Und tauscht ihr t mit u zum Schluß,
So liegt's als Stadt am Elsterfluß.

Auflösung des Füllrätsels in Nr. 28.

K	r	a	g	e	n
M	e	l	o	n	e
K	e	p	l	e	r
F	i	e	d	e	l
K	o	n	r	a	d
L	o	r	e	n	z
G	l	o	g	a	u
M	a	s	e	r	n
R	h	e	n	s	e

Auflösung des Rätsels in Nr. 28.

„Purzelbaum."

Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 28.

„Brüderchen will gerne sprechen,
Kann jedoch nur radebrechen;
Brüderchen ist noch zu klein,
Spricht nicht deutsch und nicht latein."

Rätselhafte Inschrift.

Fragen und Antworten.

Heinrich T. schreibt: „Heute muß ich Dir aber eine recht traurige Geschichte erzählen, die dem ‚Peter' hoffentlich weiter nicht schaden wird. Gestern als ich aus dem Gymnasium kam, finde ich den armen Kerl in einer schauderhaften Verfassung an eine der hiesigen Litfaßsäulen gekleistert und ihn umscharten eine Menge Jungen, die wohl alle Peters zu kennen schienen, und neckten des armen Burschen Abbild. Schnell holte ich ihn von seinem hohen Standpunkt herab, um ihn Dir zu schicken, damit Du den bösen Thäter in Deiner Zeitung strafst. Man sollte nicht glauben, wie Peter so schlecht behandelt werden könnte." — Dank lieber Freund, für Deinen Samariterdienst! Es ist wirklich entsetzlich, wie sie den Aermsten zurichteten; Schnäuzchen ist über den Anblick seines verstümmelten Abbildes ganz krank geworden. Was soll denn nur der Trichter bedeuten, den sie dem Aermsten in die Schädeldecke gesteckt haben?

Schauspielerin in **Berlin.** Die Berliner Theaterferien, z. B. der Blumenthalschen Bühne, beginnen am 15. Juni und dauern bis zum 15. August. Ein staatlich organisiertes Konservatorium für Schauspielkunst gibt es in Berlin nicht, wohl aber eine Anzahl von Privatunternehmungen bewährter Künstler wie: Franz Kierschner, H. Oberländer, und einiger andrer Herren und Damen, die sich mit der Ausbildung jüngerer Talente planmäßig beschäftigen.

Ein Naturfreund. Teich- oder Sumpfschildkröten mit Fischen, Molchen und Schnecken zusammen zu halten ist nicht ratsam, da die Schildkröten die Mitbewohner des Aquariums arg verwunden und töten würden. Höchstens könntest Du einen Versuch mit etwa thalergroßen europ. Sumpfschildkröten (Emys lutaria) machen, aber auch selbst bei diesen ganz kleinen Tieren ist Vorsicht nötig. — Gute Bücher dieser Richtung sind: „Das Terrarium" von Herm. Lachmann, „Das Süßwasseraquarium" von E. A. Roßmäßler (Leipzig bei Herm. Mendelsohn), „Das Süßwasseraquarium und seine Bewohner" von Dr. W. Heß (Stuttgart bei Ferdinand Enke).

G. E. in **B.** Wenn der Anker auch nach unterbrochenem Strome am Eisen hängen bleibt, so ist das ein Beweis, daß das Eisen zu hart ist und daher zu viel Magnetismus bei sich behält. Am besten ist es, den Eisenkern des Magnets aus einem geglühten, ganz weichen dünnen Eisendrahtbündel herzustellen. Bei Nichtgebrauch des Elements muß man dasselbe auseinander nehmen. Am besten wird es sein, in dem betreffenden Geschäft zu fragen, wie man das Element zu behandeln hat, da hier eine Auseinandersetzung zu weit führen würde. Gruß!

Fritz Schröder in **Berlin.** Nicht alle Grassamen eignen sich für Terrarien. Dein Terrarium steht vielleicht nicht hell genug, oder Du hältst es zu feucht oder zu trocken; dies kann Dein „G. K." aus Deiner Frage nicht ersehen, sondern müßte an Ort und Stelle untersucht werden. Lege Deine Frage einem dortigen Gärtner vor, der wird Dir sicher helfen. Hast Du Schildkröten oder große Frösche im Terrarium, so sind auch diese schuld daran, daß das Gras nicht gedeiht. Versuche es mit Rasenstücken.

O. Dr. O. Es kommt ganz darauf an, ob Du eine höhere oder niedere Carriere des Steuerfaches im Auge hast. Am besten, Du fragst einen in diesem Berufe stehenden höheren Beamten. Was die Gehalte betrifft, so diene Dir nachstehende Zusammenstellung; die beigesetzten Beträge bedeuten Durchschnittsgehalte, ohne Wohnungsgeld und sonstige Zulagen. Verwaltung der indirekten Steuern: Provinzialsteuerdirektoren und Oberregierungsräte Mk. 5100, Bureauvorsteher 4200, Bureauvorsteher für das Kanzleiwesen 2850, Assistenten 1875, Kanzlisten 1950, Obersteuer(zoll)inspektoren 4800, Hauptsteueramtsrendanten 3750, Oberrevisoren 3500, Hauptsteuer(zoll)amtscontroleure 2900, Revisionsinspektoren 3300, Obersteuercontroleure 2850, Hauptsteueramtsassistenten 2100, Zoll- und Steuereinnehmer 1. Klasse 2200, Zoll- und Steuereinnehmer 2. Klasse 1425, Zoll- und Steueramtsassistenten 1425, Grenz- und Steueraufseher 1125. In der Verwaltung der direkten Steuern: Rendanten 4800, Kassierer 3600, Buchhalter 2850, Kassenassistenten 1875, Kanzlisten 1950, Steuererheber 2100, Kassendiener 1050, Rentmeister 3100, Kreiskassencontroleur 2850, Kreiskassenassistenten 1800, Katasterinspektoren 4200, Katastersekretäre und -controleure 2550, Katasterassistenten 1875.

L. B. in **M.** Bravo, ein allerliebster Spaß!

Fritz Roth: 1) Die Blaumeise ist überhaupt nicht leicht einzugewöhnen und in der Gefangenschaft gut zu erhalten, dazu gehört volle Kenntnis der Bedürfnisse des Vogels und große Sorgfalt zugleich. Hast Du eine solche aber schon längere Zeit im guten Zustande erhalten, und besitzest Du ein richtiges Pärchen, so kann zu einem Züchtungsversuch allerdings nur geraten werden. Bei demselben mußt Du Dich in allem nach den Anleitungen des „Handbuchs für Vogelliebhaber" II. von Dr. Karl Ruß richten, im übrigen aber auch selbst solche Vögel in der Natur zu belauschen und dann die natürlichen Verhältnisse nachzuahmen suchen. 2) Was Deinen Kanarienvogel anbetrifft, so hast Du ihn freilich vernachlässigt oder wir wollen lieber annehmen, daß Du nicht die Kenntnis gehabt, ihn zweckmäßig zu verpflegen. Soll das wieder gut gemacht werden, so verschaffe Dir schleunigst ein entsprechendes Büchlein („Der Kanarienvogel", von Dr. Karl Ruß, Preis 2 M.) und befolge die darin gegebenen Ratschläge. Nach denselben kannst Du Deinen Vogel von den Milben unschwer befreien, ihm den Schnabel und die Krallen vorsichtig und mit Geschick beschneiden, kurz und gut, ihn durch sorgsame und sachgemäße Pflege zum gesunden, lebenskräftigen und lebensfrohen Vogel machen, der Dir wieder viele Freude bereiten wird. Prosit!

Hans Labhardt in **M.** und **E. M.** in **Leipzig.** Liebe Kameraden, eine Beschreibung der Anfertigung dieser Apparate würde an dieser Stelle viel zu viel Raum erfordern. Es sei euch das Buch: „Die Elektricität" von Schwartze, Japing und Wilke (Wien, Hartlebens Verlag, Preis 2 Mark) empfohlen, durch jede Buchhandlung zu beziehen. Prosit!

Emil Hoppein. Wie man sich Glasbilder für die laterna magica macht, darauf wird der „Gute Kamerad" demnächst in einem längeren illustrierten Artikel zu sprechen kommen.

F. M. in **P.** Allerdings, um pfeifen zu können muß man ein Maulwerk danach haben. Wem alle Zähne eingeschlagen wurden, der wird es wohl bleiben lassen müssen.

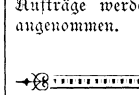
Spefuchs. Wir glaubten unsre in Nr. 17 stehende Antwort richtig „gedeichselt" zu haben und nun bist Du damit ganz und gar nicht einverstanden. Freund, beruhige Dich; es war das durchaus nicht böse gemeint, und daß Dein Brief recht lustig und übermütig war, das hat dem „G. K." eher gefallen, als daß er, wie Du irrig annimmst, mißbilligend den Kopf geschüttelt hätte. Nur immer lustig und vergnügt sein, so lang man's kann; Duckmäuser, Schlafmützen und steifgeschniegelte Musterknaben hat der „G. K." nie recht leiden mögen.

V. B. in **M.** Um Photographien von ihrem Karton abzuziehen, müssen dieselben so lange in Wasser gelegt werden, bis sich das Papier und das Bindemittel völlig erweicht hat und sich das Papierbild von selbst von der Unterlage löst. Das kann einige Stunden, auch Tage dauern. Sehr vorsichtige Behandlung erforderlich.

Richard Tesarzsie in **Wien, Ferdinand Fricker** und **Guido Stein.** Im Anschluß an das in Nr. 26 über die Anfertigung von Leydener Flaschen Gesagte möchte ich empfehlen, vor der Zurichtung das Glas der Flasche auf seine Isolationsfähigkeit zu prüfen. Glas und Glas ist zweierlei: manches Glas leitet (wie es bei der Leydener Flasche sein soll) die Elektricität äußerst wenig, manches aber leitet sie ziemlich gut. Hat man nun zufällig von letzterem erwischt, so ist nachher die ganze Arbeit vergebens. Und daß dies nicht selten vorkommt, weiß ich insbesondere daher, daß mir gar oft mühsam hergestellte elektrische Apparate gezeigt werden mit der Klage, sie „gingen nicht". Die Ursache liegt in der Regel im Glase. Manchmal kann ich dann noch nachhelfen durch Einsetzen neuer Glasteile, aber bei einer Leydener Flasche z. B. ist dann gar nichts zu machen. Stellt

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.



Echte Briefmarken! Billig 6 Aegypt. 20 Pf. 3 Ango. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 5 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 3 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf. 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Monac. 20 Pf. 4 Mfundl. 40 Pf. 6 N. Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orang. 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf. 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 45 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Sert. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c **alle verschieden. Preisl. grat. illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108.** (Eing. Johannisstr. 23.

Material und Vorlagen zur **Knopfnagelarbeit** **I. A. Pecht, Konstanz,** **1 Arbeitskasten 10 Mark.** Illustrierter Katalog gratis und franko.

Toller's Privat-Realschule **Leipzig,** Centralstr. 1. Berechtigung Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisse auszustellen. — Pensionat und Arbeitsstunden. O. Toller, Direktor.

PIERERS Konversations-Lexikon 7. vollständig umgearbeitete Auflage. **„Der alte Pierer",** das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes

Universal-Sprachen-Lexikon **nach Joseph Kürschners System** **in 12 Sprachen** (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer" als ein Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:

in 230 Lieferungen à 35 Pfennig, in 24 geheften Halbbänden à M. 3. 25, **in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8. 50.**

Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Käfersammlungen enthaltend 300 Arten, alle verschieden, **richtig bestimmt,** frisch und tadellos. Preis 9 Mark. Porto und Verpackung 1 Mark. (Katalogwert 35 Mark.) Bestes Hilfsmittel zum Erlernen des Bestimmens. **M. Greiner,** Regensburg, H. 209.

Militär-Vorbereitungsanstalt, staatlich konzessioniert, Vorbereitung zum Fähnrichs-, Primaner-, Freiwilligen-Examen. Bisher **höchst günstige** Erfolge erzielt. Mit und ohne Pension. Prospekte gratis durch den Dirigenten **Richard Kuck, Berlin,** Königgrätzerstr. 27. Sprechstd. 2—4 Uhr.

Briefmarken- Preisliste über **ganz bes. billige Sachen** m. wertv. **Gratismarke** kostenfr. s. **Emil Gustzkow, Stuttgart.**

Für alle Klass. bis zur **Prima** des Gymn., Realg. 2c. **Einjähr.- und Fähnr.-Prüf.** bereit. **schnell** u. **sicher** vor das Institut „Berlin W.", Motzstr. 76 beim Nollendorf-Platz, früher Linkstr. 25, alt bewährt. Anmeldungen nimmt entgegen **Dir. Stinner.**

Gildemeisters Institut, **Hannover, Gartenstr. 34.** Altrenommierte Vorbereitungsanstalt für alle Militär- u. höhere Schul-Examina (inkl. Abit.). **Sämtliche** Portepeefähnrichs bestanden bisher ihre Prüfung beim ersten Versuch, ebenso die meisten Einj.-Freiw., Primaner u. Abit. Im ganzen best. seit 1867 über 650 Zögl. d. Anstalt ihre resp. Prüfungen. Kleine Klassen, strenge Disziplin. Pension u. gewissenhafte Beaufsichtigung. Näheres d. d. Dirigenten ***Blumberg.***

Wolterstorff'sches Institut Osterburg i. d. Altm. (seit 1863). Vorbereitung für die **Obersecunda Gymnasii,** Vorbereitung für die Freiwilligenprüfung in besonderen Abteilungen. Pensionspreis inkl. Schulgeld Mark 750. Näheres durch Prospekte.

Carl Geyer & Cie., Düsseldorf. Briefmarken-Grosshandlung. **Ankauf. Verkauf. Tausch.**

daher, ehe ihr an die Arbeit geht, die Glasflasche vor die Elektrisiermaschine, legt eine Messingkugel auf die Flaschenöffnung und laßt mehrere Funken auf die Kugel überspringen. Zeigt dann diese bei Annäherung des Fingerknöchels noch Elektricität, indem ein Funke zum Finger übergeht, so ist die Flasche brauchbar. Nachzutragen bleibt, daß Siegellack (rot) in Alkohol zu lösen ist, sowie daß die fertige Leydener Flasche ziemlich langer Zeit zum Trocknen bedarf. P. W. in L.

F. Albrecht in **Tilsit, Mittelgasse 45 II**, schreibt: „Aus Anlaß einer früheren Mitteilung habe ich sehr viele Briefe empfangen, und da ich eine so ausgedehnte Korrespondenz nicht bewältigen kann, schlug ich den Kameraden vor, einen elektrotechnischen Verein zu gründen, worauf auch alle bereitwilligst eingingen. Nun spreche ich die Bitte aus, in unsrem Blatte alle Kameraden, welche sich für Elektrotechnik interessieren, aufzufordern, unserm Unternehmen beizutreten. Sehr dankbar würden wir für einige Ratschläge bezüglich der Einrichtung des Vereins sein. Kameradschaftlichen Gruß!"

H. S. Karlsruhe. Lieber Freund! Nur nicht so schnell mit einem folgenschweren Entschluß fertig! Dein Vater hat Dir den kleinen Finger gereicht und Du nimmst gleich die ganze Hand. Deine Wahl wird ein erfahrener Mann für verkehrt erklären, Dir aber auch zugleich ohne weiteres Besinnen den einzig richtigen Rat geben: Verdirb Dir nicht wegen eines Jahres Deine ganze Zukunft, Du dürftest das später bitter bereuen, namentlich dann wenn Dich gewisse Berufsinteressen an Europa knüpfen sollten, in Amerika läge das allerdings anders!! Mache aber doch unter allen Umständen das Gymnasium ganz durch, dann steht Dir auch die ganze Welt offen, während Du sonst an allen Ecken und Enden Hindernisse findest. Ganz gewaltig wird Dir's auf deutschen Universitäten schaden, wenn Du das Abiturium nicht hast. Ein „Gast" wird auf der Universität (leider) als unreifer Eindringling über die Achsel angesehen; er darf in die Collegs gehen und zuhören, das ist alles! Und was die Bücher betrifft, zu denen Dir der „G. K." raten soll, die würdest Du ohne den Primaunterricht kaum, oder nicht verstehen! Vor allem aber raten wir — wenn Dir, wie Du schreibst, die Aussicht auf Südafrika winkt — alles andre zu studieren, nur nicht jura. Medizin ist hier das richtige! Wenn Du klug bist, so hörst Du auf den Rat des „Guten Kameraden". Fr. und lichen Gruß!

Liebe Kameraden! Ich will euch mitteilen, wie ihr euch ein Telephon mit fast gar keinen Kosten selbst herstellen könnet. Nehmet zwei Cacao-Dosen, und schlaget durch die Mitte der Böden ein Loch hindurch. Alsdann feilet beide Löcher glatt, und erweitert sie so, daß ihr ein Stück Segelgarn bequem hindurchziehen könnet. Hierauf kauft euch eine Rolle Segelgarn (30, 40, 50 Pf.), und wachst dieselbe mit einem Stück Wachs gehörig ein. Alsdann löset einige Stückchen Salmiak mit einigen Tropfen Wasser auf, und reibet mit einem Schwamm das Segelgarn mehreremale hiermit ein. Ist alles getrocknet, so ziehet beide Ende durch die Löcher beider Dosen, und bindet einen kleinen Knoten davor, und das Telephon wäre soweit fertig. Spricht man nun in die offene Seite der einen Dose langsam und deutlich hinein, so hört ein andrer Kamerad, wenn er sich die offene Seite der andern Dose an sein Ohr hält, jedes Wort. Die Länge des Taues kann bis 80 m betragen. Beim Sprechen gebrauche man nicht zu lange Wörter, und rede langsam und deutlich, auch nicht sehr laut. Man kann dieses Telephon auch im Freien an eingegrabenen Stangen befestigen, doch dürfen solche Unterbrechungen des Schalles nicht zu oft vorkommen. Von Zeit zu Zeit wachse man das Tau tüchtig ein, um die Feuchtigkeit hintanzuhalten. Es ist dieser Apparat nicht nur eine Spielerei, sondern man lernt auch die weite Tragfähigkeit des Schalles kennen. Es grüßt euch herzlich euer Kieler Freund und Geograph.

L. Priemer in Berlin S. W., Hochstr. 14, bittet die Kameraden, ihm doch einige Fragen zu beantworten. 1) Bei den kaiserlichen Paraden habe ich oft bemerkt, daß einzelne Offizierspferde an einer goldenen Kette einen Halbmond mit einem Roßschweif hatten. Sind dies Auszeichnungen oder Trophäen? 2) Welche Versuche kann man mit Kohlensäure anstellen, und wie kann man sich flüssige Kohlensäure machen? Im voraus besten Dank!

R. B . . . . . n in Kr. Ob. Der Tipp-Topp-Stempel kostet nichts; jeder neu beitretende Abonnent erhält einen solchen gratis. Er dient unsrer großen Kameradschaft als Legitimations- und Erkennungszeichen. Alles was ein Kamerad in die Welt hinausgehen läßt, das stempelt er zuvor ab.

Paul Sch. in Guben. Laß Dir doch von Deinem Buchhändler Vorschläge machen; er wird Dir gerne die betreffende Fachlitteratur oder einen Katalog vorlegen.

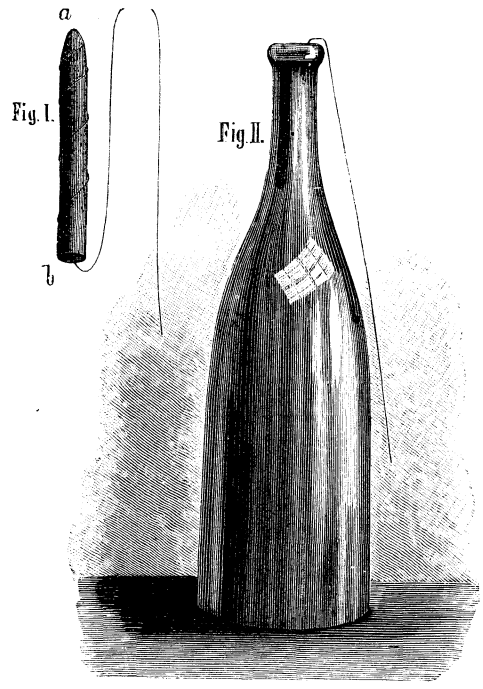
W. B. in Danzig. Ein Braunsteinelement oder sogenanntes Leclanché-Element muß man fertig kaufen. Gruß freundlich erwidert!

Wolfgang St. in D. Wir haben's der Leibgarde gesagt. Statt jeder Antwort knipsten sie alle ihre Briefmarkenalbums auf und zeigten auf viele noch leere Stellen.

Otto W. in Wien. Deine Vorrichtung für Ganzsachensammler scheint sehr praktisch; werden in Kürze darauf zu sprechen kommen. Besten Dank. Gruß freundlich erwidert.

Die verzauberte, tanzende Cigarre.

Wir wollen wieder einmal ein Zauberkunststück machen! Unser Experimentiertischchen steht diesmal etwas abseits; wir produzieren uns nicht am Familientische, denn am Ende könnten sie uns in solcher Nähe doch etwas abgucken. Wir haben Mama, oder wenn Tante oder Schwesterchen schwarzköpfig sind, jene, insgeheim um ein langes Frauenhaar gebeten und Papa um eine Cigarre. Das Haar befestigen



Die verzauberte, tanzende Cigarre.

wir mit dem einen Ende gut an unsren Zauberstab, mit dem andern durch Wachs an die Cigarre. Haben wir auch noch eine entsprechende Flasche etwas dunkler Färbung zurechtgestellt, können wir mit dem üblichen Hokuspokus beginnen, ergreifen (die am Haar befestigte) Cigarre und praktizieren sie unter entsprechender Rede in die Flasche. Nun nehmen wir sehr wichtig unsren Zauberstab zur Hand, fangen an, ein munteres Liedel zu pfeifen, schlagen dazu mit dem Stabe den Takt, die Cigarre wird sich (da an dem Haare hängend) demgemäß auf und nieder bewegen, gleichsam tanzend und ihr werdet sehen, daß wir mit dieser Nummer ganz bedeutenden Beifall ernten. Sind wir mit ihr zu Ende, wird Haar und Wachs selbstverständlich und sogleich wegeskamotiert.

Ἰώσεφ ΘὐΓισσεν. Gute Bücher dieser Art sind: W. Spemanns „Schatzkästlein des Guten Rates", Abteilung: Beruf. — „Was willst Du werden," Verlag von Karl Köhler in Darmstadt. — „Die Berufswahl unsrer Söhne" von Ernst Rudolph, Verlag von Herrosé in Wittenberg (mit besonderer Berücksichtigung gewerblicher Berufsarten). — „Mentor," alljährlich erscheinender Notizkalender für Schüler, verlegt von Pierer in Altenburg. Laß Dir diese und andre Werke von Deiner Buchhandlung zur Auswahl vorlegen.

C. L. Düsseldorf. Gute und praktische Terrarien, Aquarien und Terra-Aquarien, kalte und heizbare, baut auf Bestellung billig Herm. Lachmann, Herpetolog zu Bunzlau i. Schl. Da Du in Deiner Frage nicht angibst, ob Du kalte oder heizbare Behälter und welcher Größe willst, so kann Dir der „G. K." auch keine Preise nennen. Wende Dich direkt unter Beifügung des Rückportos an die genannte Adresse, Du wirst dort sofort die beste Auskunft erhalten. — Ueber Blumenpflege und Aquarien- und Terrarienpflanzen findest Du in dem Buche „Das Terrarium" von Herm. Lachmann, sowie in dem „Zimmergarten" von Paul Keller (Verlag: Otto Hendel, Halle a. S.) genügend Auskunft.

Oswald N. in B. Die „Blätter für Aquarien- und Terrarienfreunde" sind eine neue Zeitschrift, die seit 1. März d. J. im Verlage der Creutzschen Buchhandlung in Magdeburg monatlich 2mal erscheint. Sie wollen den Zwecken und Zielen der vielen Liebhaber dieser Abteilung der Naturkunde dienen, andrerseits den Blick für das Schöne und Bewundernswerte dieser zumeist in argem Leumund stehenden Geschöpfe wecken und schärfen. Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr (24 Nrn.) Mk. 3. — Probe-Nummern liefert die Verlagshandlung kostenlos, Abonnements nimmt jede Buchhandlung oder Post-Anstalt entgegen.

Ferdinand Th. Das Gedicht Deines Schulkameraden ist eine ganz wackere Leistung. Gruß!

Tauschmarkt.

Walter Heym in **Neuhaldensleben,** gibt: 1 Herbarium, 1 Käfersammlung mit Käferbuch und viele Bücher für eine gute Dampfmaschine oder ein Chromsäure-Element.

Friedrich Hülffe in **Sudenburg-Magdeburg** hat eine laterna magica zu vertauschen gegen Steine, Marken ꝛc.

Habe eine Dampfmaschine mit Fontäne zu vertauschen, suche ein Aquarium. Bitte um Größenangabe. C. Westhorn, Frankfurt a. M., Gutleutstr. 78.

Bitte diejenigen Kameraden, hauptsächlich auch solche in der Schweiz, die sich für Naturwissenschaften und namentlich für Botanik interessieren, mir behufs Korrespondenz, eventuell Tauschverbindung ihre Adressen einzusenden. Arnold Corti in Winterthur, Schweiz.

Habe gegen eine gute Druckerpresse mit 200—500 Lettern ein Theater abzugeben. Tausche ferner Marken, einen guten phot. Apparat (Visit), Chemikalien, Bücher, Zauberapparate ꝛc. A. Citulka, Brünn, Neugasse 95 (Mähren.)

Ausländ. Kameraden, welche mir die Postkarten ihres Landes senden, erhalten die neu erschienene württembergische. Eulerin Stuttgart, Reinsburgstr. 51 p.

Hugo Kämpfe in **Gotha, Friedelsstraße Nr. 11 II,** bittet die Kameraden um Postkarten mit stenographischem Inhalt (Gabelsberger Stenographie); beantwortet alle.

Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel erbitten: Max Braun in München, Blumenstr. 33 I. Rud. Friedrich, pr. Adr.: J. W. Friedrich in Hof a. S. Armin Bloem in Elberfeld, Bankstr. 10. Ad. Jäsche in Moskau, Nasgulai, Haus Reschetnikoff (sucht auch mit einem Markensammler in Korrespondenz zu treten). Wilh. Reitzenstein in Bamberg, Bayern, Egelseestr. 44. Ernst Pollak in Wien, Ob. Donaustr. 37 I. (wünscht auch mit einem türk. Kameraden in Tauschverbindung zu treten). Hans Polst in Breslau, Tauentzienstr. 31 b. Anton Fleck, Gymnasium in Leitmeritz, Böhmen. H. Bergfeld in Anklam, Steinstr. 46. Arnold Rabbow in Posen, Königsplatz 6 p. G. R. Leonhardt in Dresden, Lüttichaustr. 25 II (möchte auch mit einem Schmetterlingssammler in Korrespondenz treten). Rud. Goose in Essen a. Ruhr. Ernst Koch in Zürich (Hottingen), Englisch Viertel 21 (erbittet auch Markendubletten). Georg Müller in Greiz i. V., Südstr. 4. Alfr. Dingler in Wien, IV., Hptg. 34, 2 St., 2 St.

Gustav Trommsdorf in **Schleiz** hat ein elektr. Kabinett: Elektrisiermaschine, Elektrophor, eine Batterie Leydener Flaschen, div. Nebenapparate abzugeben.

Karl Motz in **Mülhausen i. Els.,** Baselgasse 2, sucht ein Paar Telephone.

Herm. Nötel in **Plagwitz-Leipzig,** Amalienstr. 3, sucht eine große Induktionsrolle, bietet dafür u. a. eine Flöte, versch. schöne Mineralien.

Habe eine Botanisiertrommel (zweiteilig) und eine Pflanzenschaufel zu vertauschen. Erwünscht eine elektr. Glocke. E. Kauer in Breslau, Sonnenstr. 6.

Emil Amsler in **Biel, Rosiusstr. 1,** gibt 4 Kasperl-Figuren gegen ein Schreiberssches Theater ab.

W. Lensing in **Bonn, Koblenzerstr. 136,** sucht wertvolle Münzen gegen ein Tafelbillard von 87 cm Länge und 50 cm Breite.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt und das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 30.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Als der Lieutenant sich nach einer halben Stunde verabschiedete, war er so klug wie zuvor, ja er nahm eine gewisse Besorgnis mit. Er hielt es für kein gutes Zeichen, daß Schwarz sich so. außerordentlich zugeknöpft verhalten hatte, und schickte, oben angekommen, sogleich einen reitenden Boten nach Jau, um den Herrn herbei zu holen. Er wußte, daß dieser schon unterwegs war, da er morgen mittag hatte eintreffen wollen, besser aber war es jedenfalls, wenn die Ankunft noch eher erfolgte.

„Der hatte Angst,“ sagte Schwarz, als der Alte fort war. „Vielleicht kann ich das zu meinem Vorteil ausbeuten.“

„Angst vor Ihnen?“ fragte der Graue. „Weshalb?“

„Weil er mich für einen Regierungsbeamten hält. Nun habe ich meinen Soldaten erlaubt, an das Land zu gehen und die Seribah zu besuchen. Sie werden dort erzählen, daß wir die Absicht haben, Abu el Mot zu fangen. Das wird seine Sorge vergrößern denn der Gedanke liegt ihm nahe, daß ich die gleichen Absichten auch gegen diese Seribah verfolge.“

„Wann's das meinen, so täuschen's sich vielleicht. Ich weiß genau, daß diese Leute Abu el Mot hassen. Er darf sich gar nit in ihre Nähe wagen.“

„Das sollte mir außerordentlich lieb sein. Vielleicht könnte ich sie veranlassen, sich mir anzuschließen. Ich konnte nicht ahnen, daß Abu el Mot so viele Nuehrs

„Ja, ihr Männer des Krieges und der Tapferkeit, vernehmt die Heldenthat, durch welche wir Dschezzar-Bei, den Würger der Herden, töteten!“ rief er laut. „Wir haben ihn und seine Frau besiegt und dann noch seinen Sohn gefangen genommen.“

anwerben werde. Mit meinen hundertfünfzig Mann brauche ich freilich dreihundert Nuehrs nicht zu fürchten, aber die Bemannung seiner Seribah soll fünfhundert Köpfe stark sein. Das gibt in Summa achthundert, gegen welche wir in offenem Kampfe doch zu schwach sein würden. Ich muß mich mehr auf meine List, als auf unsre Gewehre verlassen. Könnte ich mich hier verstärken, so würde mir das hoch willkommen sein."

„Aber Sie haben's nun doch gar nit nötig, mit Abu el Mot anzubinden," meinte der Graue, welcher noch immer zögerte, mit seinen Mitteilungen vorzugehen.

„Wieso?"

„Weil's diesen Entschluß nur aus dem Grund g'faßt haben, Ihren Bruder und mich zu retten, was nun nit mehr nötig ist."

„Selbst wenn das wegfiele, wäre ich verpflichtet, das Wort zu halten, welches ich dem Mudir von Faschodah gegeben habe. Und noch sehe ich meinen Bruder nicht. Sie haben mir ja noch nicht gesagt, wo er sich befindet und warum er nicht mit Ihnen gekommen ist. Ich strecke meine Hand auf jeden Fall nach Abu el Mot aus, und wäre es nur, ihn dafür zu bestrafen, daß er mich überfallen hat. Den Ausgang freilich kann ich nicht vorher sehen, und ich mute Ihnen auch nicht zu, sich mir anzuschließen. Sie können ja hier bleiben und den Erfolg abwarten."

„So! Hier bleiben und warten, während Sie sich in G'fahr begeben, da wär' ich ja aan schöner Kerl! Das brauchen's von mir nit zu denken. Nein, ich geh mit, und ich hau mit zu, daß die Funken fliegen, zumal ich überzeugt bin, daß die Sach' gar nit so schwer ist, wie Sie denken. Ich halt es vielmehr für sehr leicht, den alten Abu zu fangen, denn seine Seribah steht jetzt leer, und die Besatzung, welche zurückg'lassen wurde, hat sich empört, das ganze Dings verbrannt und sich dann auf und davon g'macht."

Schwarz sah den Sprecher wortlos an. Das, was er vernahm, mußte er für unmöglich halten.

„Ja," lachte der Graue, „da schauen's mich an und machen den Mund sperrangelweit auf wie damals ich, als ich sagen sollt', warum die Vögel Federn haben!"

„Weil Sie sich jedenfalls irren!"

„Ich irr' mich nit; ich weiß es genau, denn ich bin gestern abend selbst dort g'wesen und hab' die Trümmer rauchen sehen."

„Sie waren dort? Wirklich?"

„Ja freilich, und Ihr Bruder mit!"

„Was! Sie beide in der Höhle des Löwen, der es auf Sie abgesehen hat?"

„Er war ja nit da. Ich bin ihm erst heute unterwegs begegnet."

„Sie haben ihn selbst gesehen?"

„Ihn und seine beiden Schiffe. Er stand auf dem Sandal neben dem Steuer und der Häuptling der Nuehr neben ihm."

„So sagen Sie schnell, wann war das, und wie weit von hier?"

„Eine Stund' haben wir noch nötig g'habt, um hieher zu kommen, also schätz' ich, wie Sie mit der Dahabieh segeln gibt's vier Stunden, bis Sie die Stell' erreichen, an welcher wir ihm begegnet sind."

„So nahe also sind wir an ihn gekommen! Wenn er des Nachts beilegt, wie wir es gethan haben, so kann ich ihn bis morgen abend einholen."

„Das ist leicht möglich. Der Proviant ist ihm aus'gangen, und er muß also jagen und fischen, wann seine Nuehrs nicht hungern sollen; das verlangsamt die Fahrt."

„Auch das wissen Sie, daß er keine Vorräte hat?"

„Ja. Der Elefantenjäger hat mir's g'sagt."

„Wer ist das?"

„Das ist — — na, ich seh' es halt, daß ich nun heraus muß mit dera Sprach'. Ich hab' bisher nix g'sagt, um Sie vorher kennen zu lernen, ob's wirklich der Mann sind, als den Ihr Bruder Sie mir b'schrieben hat. Jetzund nun werd' ich Ihnen alles verzählen, was g'schehen ist."

Man kann sich denken, welche Teilnahme Schwarz dem Berichte des Grauen entgegenbrachte. Er sprang, als dieser zu Ende war, von seinem Sitze auf, schritt erregt in der Kajüte auf und ab und rief:

„Wer konnte so etwas ahnen! Die Seribah eingeäschert, Empörung unter den Leuten und mein Bruder nach Ombula! Das ist zu verwegen von ihm. Er hätte es unterlassen sollen!"

„Damit die armen Belanda hingemordet oder in die Sklaverei geschleppt werden?"

„Ja, das ist wahr. Sie haben recht. Ich an seiner Stelle hätte ebenso gehandelt wie er. Aber, was das nächste ist: Wo befinden sich die beiden Belandaneger, dieser Lobo und Tolo?"

„Noch im Boote. Sie konnten nit hinauf in die Seribah g'schafft werden, da ich erst wissen wollt', ob's mir selbst da oben b'hagt. Ich hab' dem ‚Sohne des Geheimnisses' anbefohlen, nach ihnen zu schauen. Als ich vorhin mit dem ‚Vater der elf Haare' im Boote saß, schlief Tolo, welcher überhaupt in einem fort schläft, und Lobo wachte still bei ihm."

„Dort dürfen sie nicht bleiben. Ich werde sie nach der Dahabieh holen lassen."

Er ging hinaus, um den betreffenden Befehl zu erteilen. Bei dieser Gelegenheit sah er den „Sohn des Geheimnisses" und den „Sohn der Treue". Der erstere war von der Seribah herabgekommen, seinen Busenfreund zu begrüßen. Er nahm sie beide mit in die Kajüte, um sie an der nun notwendigen Beratung teilnehmen zu lassen.

Diese dauerte fast bis Mitternacht, dann legte man sich zur Ruhe. Die Schläfer wurden schon beim Sonnenaufgang durch das laute Morgengebet der Soldaten geweckt. Schwarz und Pfotenhauer standen auf. Sie hatten beschlossen, nach der Seribah zu gehen, um den Kommandanten zu bewegen, ihnen eine Abteilung seiner Leute mitzugeben.

Der Ungar hatte während der ganzen Fahrt sich Schwarz unentbehrlich zu machen gesucht. Er war eifersüchtig auf jeden andern und sah es nur sehr ungern, daß die schwarzen Diener mehr um den Herrn sein mußten als er. Kaum schloß er aus dem durch die dünnen Kajütenwände dringenden Geräusch, daß Schwarz wach sei, so trat er nach vorherigem Anklopfen ein und meldete, ohne dem Grauen einen Blick zu gönnen, in deutscher Sprache:

„Es seinte wieder da Besuch von Seribah, hiesiger. Willte sprechte Herrn Doktor, geehrten."

„Wer ist's?" erkundigte sich Schwarz.

„Hasab Murat, Herr von Seribah. Seinte kommen schon, als noch warrr gewesste Nacht, finstere."

„Und da hat er bis jetzt gewartet?"

„Ja. Er willte nicht gehen, ohne zu sprechen gehabte mit Effendi, hochgeborenem."

„Laß ihn herein und sorge für Kaffee und Pfeifen!"

Hasab Murat war ein behäbiger Aegypter, welcher eher das Aussehen eines biedern Teppichhändlers, als dasjenige eines Sklavenjägers hatte. Er verbeugte sich fast bis zur Erde und wartete, bis man ihn anreden werde. Schwarz winkte ihm zu, sich zu setzen, und beobachtete ein würdevolles Schweigen, bis der Kaffee

und die Pfeifen gebracht worden waren. Erst als man die Tassen geleert und die Meerschaumspitzen im Munde hatte, begann er:

„Ich vernehme, daß du der Gebieter von Madunga bist. Du wünschest, mich zu sprechen. Ich höre deine Worte."

Der Herr, welchem der Bote seines Lieutenants rechtzeitig begegnet war, besann sich einige Augenblicke, wie er auf diese reservierte Ansprache beginnen solle, und antwortete dann:

„Ich kam während der Nacht von der Reise zurück und erfuhr deine Gegenwart. Ich ging sogleich an Bord der Dahabiëh, um dir meine Ehrfurcht zu erweisen."

„Ich habe keinen Anspruch auf dieselbe, denn du bist älter als ich."

„Der Abgesandte der Regierung ist bejahrter als der älteste Greis."

„Du irrst. Ich bin nicht das, wofür du mich hältst."

Ueber das Gesicht des Aegypters glitt ein demütig-pfiffiges Lächeln. Sein Auge schweifte mit einem bezeichnenden Blicke umher, mit welchem er deutlich genug sagte: Mich machst du nicht irre; ich weiß genau, woran ich bin! Und dann antwortete er:

„Nur Allah darf den Mund des Menschen öffnen; ich aber achte deine Verschwiegenheit. Wie lange wirst du hier an meiner Mischrah bleiben?"

„Bis ich mit dir gesprochen habe. Du handelst noch mit Sklaven?"

„Effendi!" fuhr der Mann erschrocken auf. „Das Gesetz verbietet seit einiger Zeit dieses Geschäft, und ich bin ein gehorsamer Unterthan der Obrigkeit."

„Kannst du das beweisen?"

„Fordere Beweise, und wenn es in meiner Macht liegt, so gebe ich sie."

„So sage mir aufrichtig, ob Abu el Mot noch auf Ghasuah zieht."

„Er thut es; er fängt noch Sklaven. Allah verdamme ihn."

„Du sagst die Wahrheit; ich weiß es. Eben jetzt will er wieder eine Ghasuah unternehmen, und ich bin gekommen, ihn dabei abzufangen. Was sagst du dazu?"

Das Gesicht Hasab Murats glänzte vor Freude, als er die Bestätigung dessen vernahm, was ihm sein Lieutenant gemeldet hatte. Abu el Mot war sein bedeutendster Konkurrent und zugleich sein persönlicher Feind; ihm gönnte er alles Böse. Wurde diesem Manne das Handwerk gelegt, so blühte es für die Seribah Madunga doppelt auf. Darum antwortete er:

„Möge ihm geschehen, was er verdient hat! Ich bitte zu Allah, seine Sünden über ihn kommen zu lassen."

„Das ist ein Beweis, daß du gelernt hast, die Sünde des Menschenhandels zu hassen. Ich wünsche, die Nähe deiner Seribah von diesem Sklavenjäger zu befreien; aber ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird. Ich hörte zu spät, daß Abu el Mot neue Leute angeworben hat, und befürchte nun, daß meine Truppen nicht zahlreich genug sind, diesen Mann unschädlich zu machen."

Als Hasab Murat diese Worte, welche ihm wie Musik in die Ohren klangen, hörte, fühlte er sich entzückt. Er zögerte keinen Augenblick, die Antwort zu geben, welche Schwarz erwartet hatte:

„Effendi, es ist Pflicht eines jeden Unterthanen, die Obrigkeit in der Ausübung der Gerechtigkeit zu unterstützen. Darf ich dir meine Leute anbieten?"

„Ja. Ich erwartete das von dir. Aber was verlangst du für diesen Dienst?"

„Nichts, gar nichts. Ich würde mir meine Hand abhauen, wenn sie auch nur einen Piaster von dir nehmen wollte! Ich bitte dich nur um das eine, daß ich selbst mitkommen darf. Meine Leute sind gewöhnt, daß ich sie kommandiere; natürlich aber stehe ich unter deinem Oberbefehle und werde streng und genau nach deiner Weisung handeln."

„Das versteht sich ganz von selbst. Du darfst mitgehen und stehst unter mir. Wieviel Köpfe wirst du zusammenbringen?"

„Ich darf die Seribah nicht entblößen, doch suche ich die besten Krieger aus und werde ihrer über dreihundert zählen. Sie sind sehr gut bewaffnet, und für Proviant ist stets gesorgt."

„Dreihundert! Mit ihnen wäre ich des Sieges gewiß; leider aber muß ich auf eine so zahlreiche Schar verzichten. Ich kann nur so viele mitnehmen, als mein Schiff noch faßt."

„So willst du den Zug nicht zu Lande unternehmen?"

„Wenigstens von hier aus nicht. Wir würden volle drei Tage brauchen, nur um die Seribah Abu el Mots zu erreichen, und ich muß noch eher dort sein. Oder gibt es Schiffe in der Nähe?"

„Es gibt welche, Effendi."

„Wo? Bei wem?"

Diese Frage versetzte den Aegypter in große Verlegenheit; er wand sich hin und her, bis er erklärte:

„Effendi, ich habe mein Wort gegeben, es nicht zu verraten. Wer hier ein Schiff besitzt, der versteckt es, wenn er es nicht braucht. Es gibt Maijeh, welche mit dem Flusse in Verbindung stehen und deren Eingang durch das Rohr und Schilf verdeckt wird. An solche Orte verbirgt man die Fahrzeuge, wenn man ihrer für längere Zeit nicht bedarf."

„Du sprichst nicht von einem Schiff, sondern von Schiffen. So stehen dir wohl mehrere zur Verfügung?"

„Zwei Noger sind's, die ich bekommen kann, gerade bequem genug für dreihundert Krieger."

„Und wann spätestens können sie hier sein?"

„Wenn ich mich beeile, so können wir mit den voll bemannten Fahrzeugen gerade am Mittag absegeln."

„Gut, so spute dich! Ich werde so lange warten und die Fahrt aber pünktlich um diese Zeit beginnen."

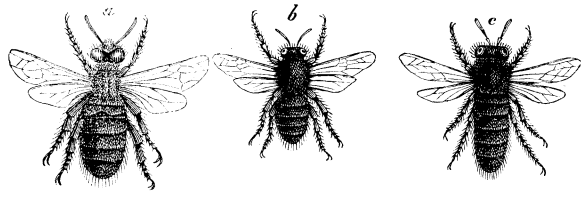
Der Mann eilte fort, innerlich jubelnd über diesen Erfolg seines Frühbesuches bei dem Manne, dessen Ankunft ihn in so große Sorge versetzt hatte.

Ebenso froh wie dieser Mann war Schwarz. Eine so ansehnliche Hilfstruppe zu bekommen, daran hatte er gar nicht gedacht.

Zunächst suchte er den Hauptmann auf, welcher eine separate kleine Kajüte bewohnte, und teilte ihm mit, was beschlossen worden war. Soldaten gab es auf der Dahabiëh nur so viele, als zur Bewachung des Schiffes nötig waren. Die andern waren alle schon nach der Seribah gegangen, wo sie gestern abend gute Kameradschaft geschlossen hatten.

Abd es Sirr und Ben Wafa, die beiden jungen Freunde, saßen auf dem Deck und erzählten einander, was sie seit ihrer letzten Trennung erlebt und gesehen hatten. Schwarz forderte sie auf, mitzugehen und sie thaten dies sehr gern, da sie es für eine Auszeichnung hielten, bei ihm sein zu dürfen. Schwarz hatte von Pfotenhauer alles erfahren, was dieser von Abd es Sirr wußte. Sie hatten die Seribah vor sich liegen. Ueber dem Thore war die Fahne des Propheten als Kriegszeichen aufgepflanzt, und überall, wohin das Auge blickte, sah es die Leute mit den Vorbereitungen zum Aufbruche beschäftigt. Nur an einer Stelle, gleich wenn man den Haupteingang hinter sich hatte, gab es eine Anzahl Müßiger, welche einen Kreis gebildet hatten, um einer Rede des Ungarn zuzuhören.

Er stand auf Brettern, welche auf zwei Pulverfässer gelegt waren, neben ihm sein Freund und Zankgenosse, der „Vater des Gelächters“. Der kleine Sohn der Blattern erzählte soeben, als Schwarz und Pfotenhauer hereinkamen, von dem Ueberfalle an der Quelle des Löwen. Er that dies, um seine Zuhörer zur Rache gegen Abu el Mot anzufeuern. Daran schloß er die Geschichte von der Erlegung der Löwen. Jedenfalls hatte er es sich vorher vorgenommen gehabt, von dieser Heldenthat zu sprechen, denn er führte als Beweis der Wahrheit seiner Worte die vordere Hälfte des Löwenfells mit sich, wogegen er seinen Federturban auf dem Schiffe zurückgelassen hatte; er trug die Löwenhaut so, wie die alten Deutschen ihre Bären- und Ochsenfelle trugen, nämlich solchergestalt, daß sein Kopf im Schädel des Löwen steckte und das Fell ihm über den Rücken hinabhing.



a) Drohne. b) Arbeiterin. c) Königin oder Weisel.

Auch der „Vater des Gelächters“ hatte seine Hälfte mit. Sie war so um seine Schultern gelegt, daß die Schwanzspitze bis auf die Bretter herabreichte.

„Ja, ihr Männer des Krieges und der Tapferkeit, vernehmt die Heldenthat, durch welche wir Dschezzar-Bei, den Würger der Herden, töteten!“ rief er laut. „Wir haben ihn und seine Frau besiegt und dann noch seinen Sohn gefangen genommen. Hadschi Ali, sag', ob es so ist! Spreche ich die Wahrheit?“

Der „Vater des Gelächters“ nickte und antwortete:

„Es ist keine Lüge.“

Er wollte das durch ein sehr ernstes Gesicht bekräftigen, zog aber statt dessen eine solche Fratze, daß die Zuhörer in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Was habt ihr zu lachen?“ fuhr der Ungar fort. „Diesen ‚Vater des Gelächters‘ mögt ihr immerhin auslachen, doch nur nicht etwa mich; ich vertrage keinen Spott! Also wir saßen am Feuer und glaubten uns an demselben vollständig sicher; da erscholl die Stimme des Löwen aus der Ferne. Sag', ob das wahr ist, Hadschi Ali! Du hast das Brüllen doch auch gehört.“

„Es ist genau so, wie du sagst,“ bestätigte der Genannte, indem er ein Gesicht zog, als ob er sich totlachen wolle.

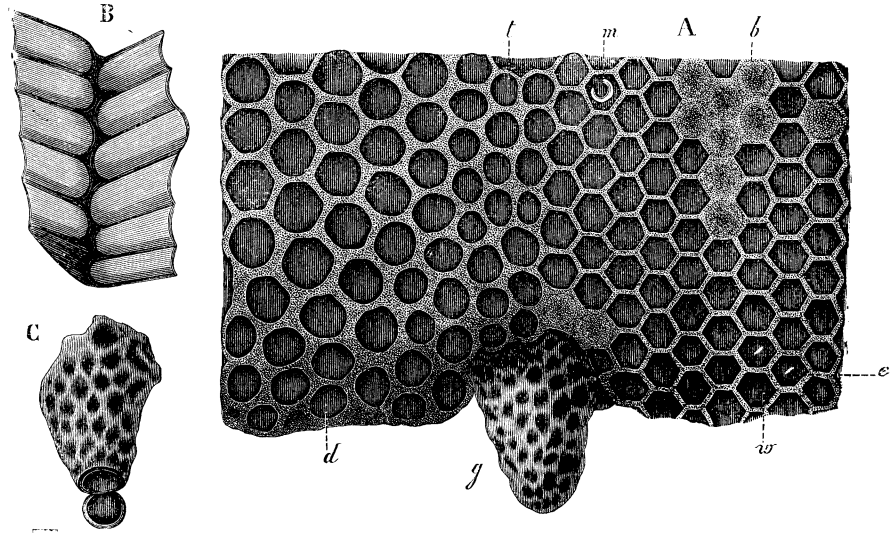
„Ja, ich sage die Wahrheit. Der ‚Vater des Mordes,‘ der Herr mit dem dicken Kopfe kam herbei. Die Araber und Händler versteckten sich aus Angst hinter das Gepäck, aber ich und dieser mein Freund, welcher hier neben mir steht, wir hielten tapfer zu dem ‚Vater der vier Augen,‘ welcher zu seinem Gewehre gegriffen hatte, um den Löwen mit uns zu erlegen. Dieser Effendi steht hinter euch. Betrachtet ihn, und laßt euch von ihm die Wahrheit meiner Worte bestätigen!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Bienenvolk.

(Fortsetzung.)

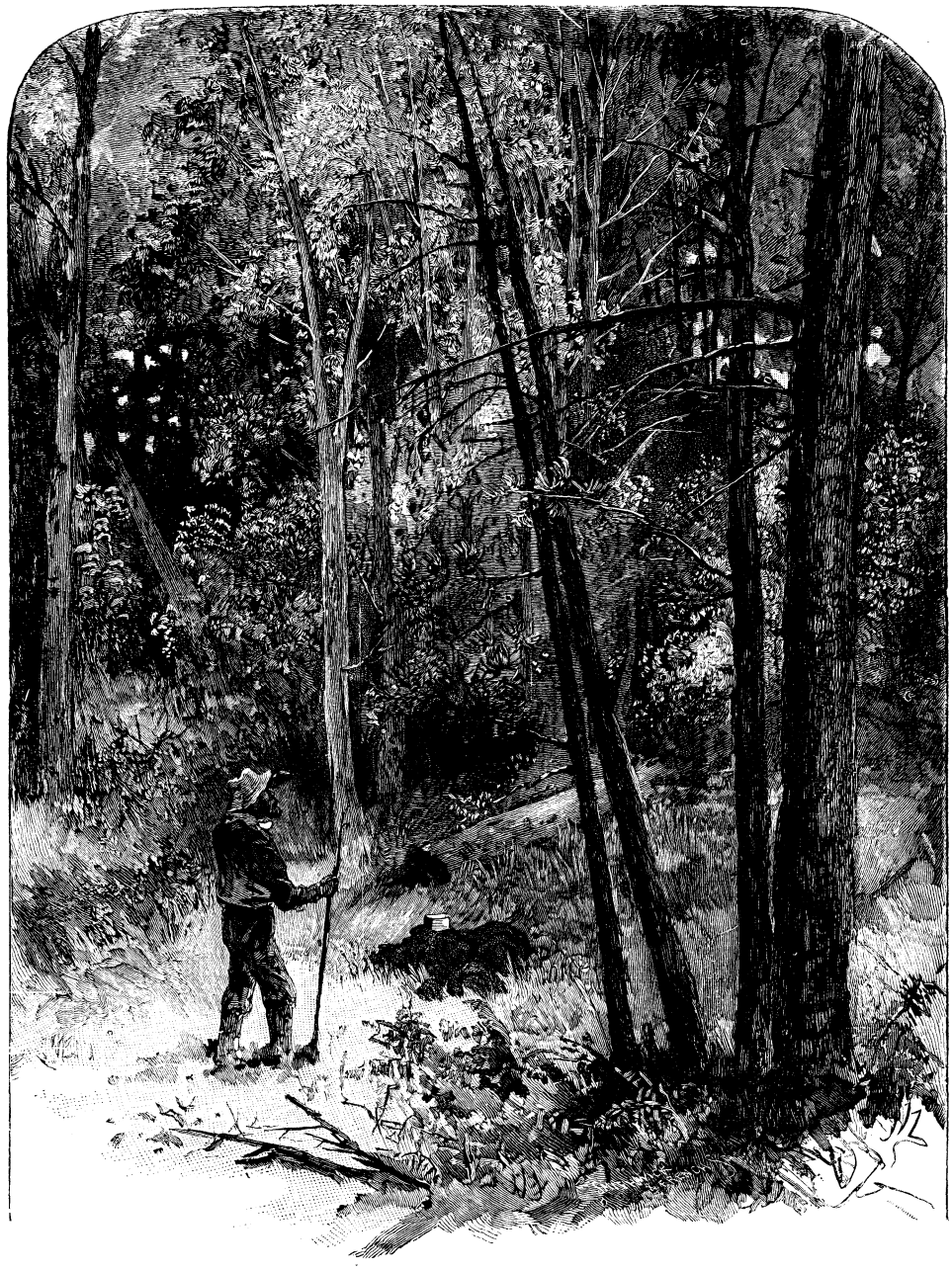
Indem Herr Carrington wieder Gehäuse nach Gehäuse herausnahm, besah er ein jedes sorgsam, und sagte: „Sieh, hier, mein Junge, hier in diesem geknäuelten Knoten von Bienen steckt die Königin. Sie ist die Mutter jeder italienischen Königin dieses Stockes und noch von manchen tausend Bienen außerdem. Das ist sie, die mit dem langen, schlanken Leib. Sieh, wie sie sich von den Arbeitsbienen unterscheidet. Hier ist auch eine Drohne, ängstlich bedacht, dem August-Morden zu entrinnen. Sieh, wie träge und ungeschickt sie aussieht — hier sind alle drei Sorten von Bienen zusammen: Königin, Arbeitsbienen und Drohnen.“ — „Was ist das August-Morden? Tötest du die Drohnen im August?“ fragte Arthur. „Nein,“ antwortete Herr Carrington, ich thue es nicht, aber die Arbeitsbienen thun es. Im August gewöhnlich, oder immer nach der Mitte des Sommers, werden die Bienen müde, die Drohnen in ihrer Faulheit zu unterstützen, und stechen sie tot. Ich öffnete diesen Stock,“ fuhr Herr Carrington fort, „um dir eine Königin-Zelle zu zeigen. Siehst du das Ding, einer Erdnuß gleich, welche am unteren Ende der Wabe hängt? Das ist die Zelle einer neuen Königin, die die Bienen gemacht haben. Dieses hier ist eine sehr unregelmäßige Wabe. Rechts befinden sich die Arbeiterzellen und zwischen beiden sind vermittelnde Wände. Manche Leute betrachten die vollständige Regelmäßigkeit als ein großes Wunder. Es scheint mir aber, daß diese Unregelmäßigkeiten viel wunderbarer sind. Denn die Bienen denken wahrscheinlich darüber nach; sie lassen nie ein bißchen Raum unbenutzt. Diese Brutzellen, nämlich die Zellen, in die die Königin ihre Eier legt, sind entweder Drohnenständer für die Drohneneier, oder es sind Arbeiterständer für die Arbeitereier. Die Königin versieht sich nie. Sie legt die richtigen Eier an den richtigen Platz.“ — „Wie kann sie das wissen?“ fragte Arthur. „Das ist eines von den unergründlichen Geheimnissen des Naturlebens, aber es ist Thatsache. Solange eine Königin fruchtbar bleibt, macht sie keine Fehler. Manchmal wird eine solche



Im Innern des Bienenstockes. A) Wabe. d) Drohnenzelle. w) Arbeiterzelle. t) Vorratszelle von mittlerer Größe. b) Honigzellen mit Deckel. m) Zelle mit Made. e) Zelle mit Eiern. g) Königinzelle. B) Wabe von der Seite gesehen. C) Königinzelle mit von den Bienen geöffnetem Deckel, um das Weisel herauszulassen.

sehr alt; mitunter auch ein wenig toll. Erst dann kommt es vor, daß sie sich irrt."

Nach Hause zurückgekehrt, wurde heute frühzeitig zu Mittag gegessen und alsbald standen Herr Carrington, Willy, Heinrich und Arthur mit Bienenhüten, Handschuhen und andrem Zubehör vor sich, wieder im Vorhaus zum Abmarsch bereit. Emilie, Willys Schwester, welche den Vorgang aufmerksam verfolgte, sagte: „Vater, darf ich nicht auch mitgehen?" — „O, nein," meinte Heinrich, „Mädchen sind lästig, sie stürzen immer nieder oder thun sich weh, oder zerreißen ihre Kleider." — „Nein, Kleine," ergriff ihr Vater das Wort, „ich fürchte vielmehr, du wirst den Spaziergang nicht aushalten?" — „Ja, ich werde es, Papa. Ich hielt den Gang zur Kirche am letzten Sonntag aus und das war drei Meilen." — „Ja, Vater," redete Willy zu, „sie that es. Wenn sie müde wird, will ich ihr helfen. Sie ist ein tapferes, kleines Ding." — „Nun gut, so laufe hinein zur Mama, und höre, was sie meint; sage ihr und frage sie, ob sie denkt, daß du es aushältst, denn der Weg zum Bienenbaum ist gut zwei Meilen weit." — „Mutter," kam Emilie außer Atem zurück, „Mutter denkt, daß ich es aushalte; Tante Nancy wohne nicht weit vom Wege ab, und wenn ich müde würde, könne ich bei ihr einkehren und bei ihr bleiben und warten, bis ihr zurückkommt." Tante Nancy war eine alte Frau, die oft für Frau Carrington im Hause arbeitete. „Nun gut, mein Töchterchen!" ihr Vater war einverstanden und streichelte ihre Wangen. „So hole also deinen kleinen Bienenhut und die Handschuhe und geh mit." Die Gesellschaft brach auf, Herr Carrington mit seinem Stock übernahm die Führung, die Knaben mit Büchsen und Körben für die Bienen und den Honig, die dort zu erbeuten waren, folgten; klein Emilie trollte lustig hinterdrein, mit einem Bündel Lappen in der einen Hand und in der andern Arthurs Rechte fest umschlossen haltend. Die Knaben sprachen eifrig mit ihrem Vater und untereinander. „Ich möchte den Stock, den dein Vater in seiner Hand hält, gern ein wenig näher sehen," sprach Arthur zu Willy. Herrn Carringtons Stock war ein langer, starker Stecken, am unteren Ende mit einer eisernen Spitze und oben mit einem Diamant versehen, der, plattgeformt, 9 Zoll lang und 5 Zoll breit, von der Seite gesehen, gerade einem lateinischen großen T, mit einem recht kurzen Verbindungsbalken glich. Die kleine Plattform zeigte an den zwei scharfen Enden der Fläche zwei Punktaugen, ganz ähnlich den kleinen Knöpfen einer Büchse, wie sie dem Jäger zum Visieren dienen. Außer jenem Stocke nahm Herr Carrington noch ein kleines trompetenähnliches, trichterförmiges Werkzeug mit sich. Es war ein gewöhnliches, ausgehöhltes Stück Kürbis, ringsherum zusammengeschlossen und an seinem schmalen Ende mit einem eingesetzten Stück Glas versehen. Endlich steckte er noch eine Honigwabe und eine Flasche Anisöl ein.



Herr Carrington späht nach der Richtung des Bienenfluges.

„Kinder," begann er nun, „ich weiß

jetzt, wo ungefähr unser Bienenbaum steht; denn ich habe während der ganzen Woche nach ihm ausgeschaut. Wir können demnach diesen Nachmittag unser ganzes Geschäft vollenden." — „Gewöhnlich," fuhr er, zu Arthur gewendet fort, „erforschen wir am ersten Tage nur den Standort unsres Bienenbaumes und merken seine Gegend an; erst am andern Tage machen wir uns an die Bienen und den Honig selbst. Ich bezeichne dann jedesmal den betreffenden Baum mit dem Anfangsbuchstaben meines Namens, also mit einem C, und das genügt vollständig, ihn mir nach Bienenjägers Brauch und Herkommen eigenhörig zu machen. Auch thut es dabei nichts, auf wessen Gebiet der Baum steht, denn wir fragen stets den Eigentümer um seine Erlaubnis und diese Erlaubnis wird nie verweigert. Ein Baum gilt hier ohnedies nicht viel; übrigens gehen die Bienen immer nur in hohle Bäume und diese sind erst recht von ganz geringem Werte.

„In früherer Zeit jagte man die Bienen sehr abweichend von unsrer heutigen Weise. Man opferte sie eben einfach mit dem Honig, oder im Bilde gesprochen, man schlachtete zugleich die Gans, von der man das goldene Ei haben wollte. Die christlichen Bienenjäger verfuhren genau so wie die ursprünglichen wilden Bewohner der Wälder, die Bären und die heidnischen Indianer. Aber jetzt ist der Bienen Zucht und Pflege ein großer Industriezweig über ganz Amerika geworden, besonders bedeutend ist er in Kalifornien und dem weiten Westen."

Die Gesellschaft erstieg jetzt den langgestreckten Landrücken, der in nördlicher Richtung vom Hause des Herrn Carrington lagerte, sie kamen schnell über den Berg, wie die Knaben den Landrücken nannten, und so war man bald außerhalb der Grenze und jenseits der heimischen, häuslichen Bienenweide.

Sogleich begann das Suchen nach den fremden Bienen. Bereits in wenigen Minuten fing Willy eine solche — in dem kühlen Schatten eines mächtigen Felsens stand eine wilde Aurora und in ihrem Kelch kroch der kleine Honigspender herum, und brachte sie, unbekümmert um ihr unwilliges Summen und Brummen, zu seinem Vater. Eilends stieß Herr Carrington die eiserne Spitze seines Stockes in den Boden, so daß dieser aufrecht stand, legte auf die beschriebene Plattform desselben ein Stück der mitgebrachten Honigwabe und bestrich diese mit Anisöl. Vorsichtig förderte er alsdann die Biene von der Blume weg in sein Instrument, in den kleinen hohlen Kürbis hinein, verschloß mit der flachen Hand das breite Ende desselben und drehte das schmälere, in das die Glasscheibe eingesetzt war, langsam nach oben. Ganz wie berechnet war, erhob sich die Biene plötzlich nach der Glasscheibe dem Lichte zu. Herr Carrington stülpte nun den Kürbis mit seinem breiteren Ende auf die Plattform des aufrechtstehenden Stockes, gerade über das Stück Wabe, das er dort hingelegt hatte, und wartete ruhig, seine Hand auf das schmälere Glasende drückend, bis die Biene, angezogen durch den Duft des Honigs und den Anisgeruch, den das Insekt sehr liebt, auf die Wabe hinunterfiel. Sie fiel und begann sich augenblicklich mit Honig zu füllen, was die Bienen immer thun, wenn sie erschrocken sind, und als sie ruhig und zufrieden war, nachdem sie ihren beliebten Nektar die gehörige Zeit gesogen, nahm Herr Carrington die Kürbis-Trompete weg. Die Biene lief trippelnd vorwärts und sog von neuem Honig, bis sie wieder befriedigt war. Dann flog sie in die Luft, bewegte sich zwei- oder dreimal im Kreise herum, um die richtige Haltung zu bekommen und schlug endlich, wie dies die Bienen in diesem Falle immer thun, die gerade Richtung nach Hause ein. Dabei war der Stock des Herrn Carrington so gedreht, daß der längere Durchmesser der Plattform genau der Linie ihres Fluges entsprach. Herr Carrington merkte diese Linie auf dem Erdboden an, und die ganze Gesellschaft setzte sich nunmehr nieder, um die Rückkehr der Biene abzuwarten.

Herr Carrington sah nach der Uhr und breitete sein großes weißes Taschentuch auf dem Grase aus, um der Biene dadurch das Wiederfinden zu erleichtern. „Gestern sagte ich dir, Arthur," ergriff Herr Carrington das Wort, „daß ich dir deine Frage wegen des Machens der Königin beantworten wollte. Jetzt ist dazu, während wir warten, ob uns unsre Biene von neuem besucht und wiederfindet, gute Zeit. Die Bienen gebrauchen nämlich für gewöhnlich nicht mehr als eine Königin auf einmal. Sie wollen in der That nicht mehr als eine haben, es sei denn, daß der Schwarm für einen Stock zu groß geworden ist und sie ausziehen, eine Kolonie oder, wie man es nennt, einen neuen Schwarm zu gründen. In diesem Fall hat jede Familie eine besondere Herrscherin nötig, und wird es den kleinen Weisheitspredigern einmal klar, daß es nötig ist, einen Schwarm wegzuschicken, so gehen sie auch sogleich ans Werk, eine neue Königin zu machen. Es wird also eine Arbeitermade oder, wenn zufällig in dem Stock keine vorhanden ist, eine Arbeiterin auserwählt, welches nahe am Rande der Wabe ist. Die zwei anstoßenden Zellen werden für die eine, in der die Made liegt, ausgeräumt und die teilenden Wände niedergelegt, so daß drei gewöhnliche Zellen infolge dieser Verwandlung eine einzige bilden. Die Nahrung, wovon der Arbeiterwurm gelebt hat, nehmen sie weg und versehen das kleine Geschöpf mit einer neuen Sorte, einem königlichen Obstsaft. Dieser Wechsel der Nahrung, der größere Raum und die abweichende Lage — denn du erinnerst dich, in der Wabe, die ich dir gestern zeigte, hing die Königin-Zelle nicht wagerecht, sondern nach unten — diese drei Wechsel in der Behandlung machen also die Biene, welche auskriecht, aus einem Arbeiter zu einer Königin. Die Königin ist in ihrer äußern Gestalt, in fast allen ihren Organen und in ihrem eigenartigen Instinkt von den andern Bienen ganz verschieden. Es gibt sonst nichts in der Natur, was mir so wunderbar, wie dieses schiene. Aus Furcht, eine Königin möchte sich nicht ordentlich entwickeln, machen die vorsorglichen kleinen Geschöpfe in der Regel zwei oder drei Königinnenzellen auf einmal zurecht. Es ist dann spaßhaft, abzuwarten, wenn die erste Königin auskommt. Sie bewegt die Waben auf und nieder, sieht nach einer andern Königin-Zelle aus und fällt, wenn sie eine Königin sieht, über dieselbe in größter Aufregung her, und sticht diese ihre Nebenbuhlerin tot. (Schluß folgt.)

Ein Sklaventransport.

Unsre lieben Kameraden haben über das Wesen der Sklaverei durch unsre Erzählung „Die Sklavenkarawane" genugsam erfahren, um das Dargestellte unsres Bildes sofort zu begreifen. Die Ghasuah ist gelungen und es liegt dem Sklavenhändler jetzt daran, schnell den Hafenplatz zu erreichen. Ohne Erbarmen werden die von Hitze und Anstrengung ermatteten Schwarzen zum Weitergehen angetrieben, oder, wenn elend niederbrechend, zurückgelassen und damit dem Tode des Verschmachtens preisgegeben.

Quincys Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als Olof allein war, überlegte er erst, was er soeben gehört hatte; an die Möglichkeit seiner Rettung wagte er kaum zu glauben. Die fürchterliche Aussicht, an einen Pfahl gebunden als Ziel der Pfeile zu dienen und dann, halb zu Tode gemartert, langsam verbrannt zu werden, raubte ihm einen guten Teil seines Mutes. Selbstverständlich fehlte es auch an Vorwürfen nicht, daß er die Warnungen der andern weißen Männer unbeachtet gelassen hatte; aber die Reue kam jetzt zu spät; sein Tod war beschlossen und unabwendbar. Die Hütte besaß große Festigkeit, und war früher ohne Zweifel die Wohnung eines weißen Jägers gewesen, der gleichfalls dem Grimme der Wilden zum Opfer gefallen war. Mächtige Eichenklötze bildeten die Vorderwand und beide Seitenwände; der als Rückwand aufgeführte Erdwall schien vollends alle Fluchtpläne zu vereiteln. Und wollte Olof den Durchbruch hier auch wirklich wagen, so würden doch die an der Thür aufgestellten beiden Indianer das unvermeidliche Geräusch sofort vernehmen und ihn wieder in Fesseln legen. Auf Rettung durch andre hatte er nicht zu hoffen, sah auch in den Worten des Mädchens mehr den Wunsch eines freundlich gesinnten Wesens, als die Zuversicht der Ausführung ausgesprochen.

So verrann eine Stunde nach der andern; es mußte schon nach Mitternacht sein, nur kurze Zeit verblieb ihm noch bis zu seinem bevorstehenden Abschied von dieser Welt. Dazu wollte sich Olof würdig vorbereiten. Er setzte sich auf die kahle Erde, welche den Boden der Hütte bildete und ließ noch einmal alle wichtigeren Ereignisse seines Lebens in seiner Erinnerung vorüberziehen. Wo er ein Unrecht gethan zu haben glaubte, da bat er dies still den Mitmenschen ab und wandte sich dann in andächtigem Gebet zu Gott, daß er ihm seine Sünden vergeben und ihn zu sich in sein Himmelreich aufnehmen möge, wenn es ihm nicht beschieden sei, dem Tode zu entrinnen. Das Gebet that dem Gefangenen wohl; er gewann freilich nicht mehr Hoffnung auf seine Befreiung, fand aber den ausreichenden Trost für die Todesstunde. Nun mögen sie kommen — dachte er bei sich — dreist und keck, wie ich lebte, will ich auch sterben, verhöhnen sollen sie mich wenigstens nicht. Und dann blitzte immer wieder ein Schimmer von Hoffnung in ihm auf, als könnte das Mädchen am Ende doch seine Retterin werden. Es wäre ja nicht unmöglich, daß sie bei Waiwuta eine erfolgreiche Bitte für ihn einlegte oder zu den weißen Freunden oder gar zu Oasfar eilte, um diesem zu schildern, wie dringend die Hilfe nötig sei. Natürlich, nur dies konnte sie gemeint haben, als sie ihm Rettung verhieß; sonst vermochte sie dazu ja nichts, ihre Arme waren noch schwächer als die seinigen.

Alles war still ringsumher; es schliefen Mensch und Tier, es schlief der weite Wald, selbst die Gestirne des Himmels schienen zu schlafen, weil sonst wohl die nächtliche Helligkeit durch die Lücken des Daches erkennbar gewesen wäre. Nichts regte sich, keinen Laut vermochte der Gefangene zu unterscheiden. Schliefen seine Wächter oder hatten sie gar ihren Posten verlassen? Hatte vielleicht das Mädchen sie dazu bestimmt und erwartete nun von ihm, daß er die ihm gebotene Gelegenheit zur Flucht benutzen sollte? Doch, wenn er sich in dieser Annahme irrte, wenn er bei dem Versuch aus der Thür zu entkommen die schlafenden Indianer weckte? Dann war er auf frischer That ertappt und neue Fesseln waren ihm gewiß.

Noch lauschte Olof, er hätte wenigstens gern die Wächter schnarchen hören. Da war es ihm, als drängen aus dem Erdwalle her unbestimmbare Laute in sein düsteres Gefängnis. Ja, er irrte nicht, in dem Erdwall machte sich jemand zu schaffen. Olof sprang auf, um sich mit seinen Fäusten zu verteidigen, wenn ein Indianer, welchem er noch zu lange lebte, ihn im Schlafe zu überfallen und zu ermorden gedächte. Lange sollte er übrigens nicht mehr im Zweifel bleiben. Wenige Minuten, nachdem das Geräusch zuerst an sein Ohr gedrungen war, kroch jemand aus dem Erdwall hervor und in die Hütte hinein. „Weißer Mann, weißer Mann!“ hauchte die uns schon bekannte weibliche Stimme, und die Rufende tastete mit den Händen auf dem Boden umher, um den vermeintlich schlafenden Olof zu wecken. Olof berührte das Mädchen, hob sie zu sich empor und fühlte sich nun von ihr hinweggezogen. Sie sprach kein Wort, legte ihm ihre Hand auf den Mund und schob ihn vorsichtig in eine Röhre hinein, welche von dem Blockhaus in den Wald führte. Dieselbe war wohl hundert Schritte lang und endete andrerseits inmitten eines kreisrunden stachlichten Gebüsches. Olof kroch voran, seine Retterin hinterdrein; sie verschloß den Eingang zu dem unterirdischen Rettungswege und später auch den Ausgang mit Steinplatten, welche von dem Erbauer der Hütte dazu hergerichtet waren, und stand neben dem jungen Schweden.

Olof wußte kaum, was mit ihm vorgegangen, fand auch jetzt nicht die Muße, darüber nachzudenken. Ohne ein Wort zu sprechen, ergriff das Mädchen wieder seinen Arm und schlich weiter mit ihm durch den Wald, wohl eine halbe Stunde lang. Auf einer Lichtung machte sie endlich Halt und sprach:

„Hier, weißer Mann, besitzet Ihr die Freiheit wieder, seid aber noch immer in großer Gefahr. Ich werde Euch weiter begleiten, wie ich versprochen habe, bis zu Euren Freunden hin, und werde dann nach Oasfar reiten.“

„Mädchen, wie soll ich dir danken!“ entgegnete Olof. „Noch begreife ich dein bisheriges Werk kaum.“

„Laßt das, weißer Mann! Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ versetzte das Mädchen und führte ihn über die Lichtung hin nach einer Stelle, wo zwei Pferde angebunden waren, auch Olofs Büchse, sein Patronenvorrat und sein Messer lagen.

„Nun schnell hinauf, Freund! Haltet Euch dicht hinter mir, damit Ihr Euch in der Dunkelheit nicht zum zweitenmal verliert!“ rief sie Olof zu und schwang sich in den Sattel; Olof säumte nicht, ein Gleiches zu thun.

Kaum eine Stunde verfloß, da hatten Reiter und Reiterin das Lager von Joe und Frank an dem großen Feuer erkannt, dessen helle Glut durch das Unterholz schimmerte; es sollte ja dem Verirrten, welchen man noch immer zurückerwartete, die einzuschlagende Richtung angeben.

„Ihr seid an Ort und Stelle, weißer Mann,“ sagte nun das Mädchen und hielt ihr Pferd an. „Ermuntert Eure Freunde und schärft ihnen ein, daß sie sich kurz nach Sonnenaufgang auf den Angriff der Sioux gefaßt machen müßten! Wenn es möglich ist, bin ich bis dahin zurück.

Grüßet Albin und die beiden andern Knaben von Grace und saget ihnen, auch ich hätte Sehnsucht, ihre Freiheit zu teilen!"

„Du bist also wirklich ein weißes Mädchen?" erwiderte Olof und griff ihrem Pferd in die Zügel, weil sie schon umwenden und davonreiten wollte. „Bleibe nur einen Augenblick noch, Grace, und antworte mir!"

„Das alles werdet Ihr im Lager erfahren," versetzte das Mädchen. „Laßt mein Pferd los, ich habe noch weit zu reiten."

„Gönne dem, welchen du gerettet hast, nur zwei Minuten, damit er erfährt, wer seine Retterin ist!" erwiderte Olof.

„Nun denn, ich bin ein weißes Mädchen, wie Ihr vermutet," rief sie hastig. „Schon vier Jahre diene ich diesen Wilden. Man zwang mich, meine Haut zu färben, damit die Weißen mich nicht fänden, und ich nahm die Gebräuche der Indianer an, als hätte ich die Absicht, mich nie wieder von ihnen zu trennen. Insgeheim aber plante ich Flucht, nur fehlte mir bis heute die Gelegenheit dazu; Ihr habt sie mir endlich gegeben, Ihr seid mein Retter geworden."

„Wie das?" entgegnete Olof. Aber eine Antwort erhielt er nicht mehr, das Mädchen war davongesprengt.

Man kann sich die Aufregung der Freunde leicht vorstellen, als Olof auf einem Indianerpferde heranritt und sein beinahe unglaubliches Abenteuer berichtete. Joe und Frank zürnten ihm sehr, daß sie seinetwegen in Feindseligkeiten mit den Sioux verwickelt werden sollten, und waren beinahe mitten in der Nacht zum Aufbruch entschlossen. Nur die Aussicht, daß Oasfar so rechtzeitig käme, daß Blutvergießen verhindert würde, bewog sie zum Bleiben. Die noch übrigen Stunden der Nacht wurden benutzt, um einen kleinen Verhau von Bäumen aufzuführen, hinter welchem Menschen und Pferde notdürftig Schutz fanden. Jede Hand rührte sich, auch die Knaben halfen eifrig. Sie schilderten Waiwuta und seine Horde als die schlimmsten von allen Sioux, weil gerade diese in früheren Kämpfen am meisten von den Weißen gelitten hätten. Uebrigens bezeichneten sie Oasfar und Waiwuta als Blutsfreunde und meinten, Waiwuta werde sich wahrscheinlich dem Schiedsspruche Oasfars fügen.

Schlaflos hatten die weißen Männer die Nacht hingebracht, sahen die Sonne aufgehen und erwarteten nun jeden Augenblick das Erscheinen der Indianer. Alle standen mit den Büchsen im Arm an den ihnen zugewiesenen Verteidigungspunkten. Da ließ sich Pferdegetrappel von Westen her hören, Waiwuta und seine Horde sprengten zum Angriff heran. Vor dem befestigten Lager machten die Reiter Halt und schienen zu überlegen, ob sie die Feindseligkeiten sofort beginnen sollten.

„Laßt mich hinausgehen und mit Waiwuta reden!" bat Albin. „Mir thun sie nichts zuleide."

„Ja, Albin, aber ich werde dich begleiten," erwiderte Frank. „Wir müssen doch selber mit ihm verhandeln."

Frank und Albin verließen das Lager und schritten auf den vor seinen Kriegern haltenden Waiwuta zu.

„Ist der Gefangene bei euch, welchen wir fingen?" fragte Waiwuta in barschem Tone, ohne den ihm gebotenen Gruß zu erwidern. „Gebt ihn heraus, wenn wir euch als Freunde der Sioux betrachten sollen; er muß sterben."

„Der weiße Mann, welchen ihr im Widerspruch mit den zwischen uns bestehenden Verträgen überfielt und davonschlepptet, er ist in unsrem Lager, und wir werden ihn euch nicht ausliefern," antwortete Frank. „Du weißt wohl nicht, daß wir die Männer sind, welche die heilige Hütte bewohnten, und welche Oasfar beschützt?"

„Wir kennen dich und befeinden dich und deinen Bruder nicht," versetzte Waiwuta, „bezweifeln aber, daß dieser Mann schon vorher bei euch war; er ist erst jetzt zu euch geflüchtet."

„Dann schicke zu Oasfar und laß dir von ihm erzählen, daß zwei unsrer alten Diener schon in der heiligen Hütte bei uns waren!" entgegnete Frank. „Wir können nichts weiter thun, um dich zu überzeugen, wenn du unsern Worten keinen Glauben schenkst. Du thust gewaltig unrecht, Waiwuta, und wir würden Rechenschaft von dir fordern, wenn die Zeit es erlaubte; du scheinst die zwischen uns und den Sioux geschlossene Freundschaft nicht anerkennen zu wollen. Wir bedauern dies und schlagen dir vor, auf Oasfars Eintreffen zu warten."

Waiwuta versammelte seine Krieger um sich und beriet mit ihnen; an dem Lärm, mit welchem dies geschah, ließ sich erkennen, daß die Indianer auf ihrer Forderung beständen. Frank und Albin waren in das Lager zurückgekehrt, um sich aus dem Bereich dieser treulosen und unzuverlässigen Schar zu entfernen. Die weißen Männer zweifelten nicht mehr daran, daß es zum Kampfe käme, und waren entschlossen, Olof Römann bis aufs äußerste zu verteidigen. Da entstand drüben unter den Reitern ein wildes Toben und Schreien, und die Freunde erkannten ein häßliches Indianerweib, welches soeben mit einer Meldung aus dem Lager der Wilden herübergekommen sein mußte. Nun ergriff auch die vorher gemäßigteren Sioux dieselbe Wut. Waiwuta ritt an das Lager der Weißen hinan und machte ein Zeichen, daß Frank und Albin noch einmal zur Verhandlung herauskommen möchten.

„Ihr habt einem weißen Mädchen Aufnahme geschenkt, welche mit dem Gefangenen gemeinsam die Flucht ergriff," rief der Häuptling zornig. „Sie gehört uns, ihr aber seid unsre Feinde, wenn ihr sie behaltet."

„Bei uns befindet sich kein weibliches Wesen," erwiderte Frank. „Komm herein und überzeuge dich selbst!"

„Ihr lügt, wie alle weißen Männer lügen," antwortete Waiwuta. „Glaubst du etwa, daß wir Wilden so leicht bethört werden könnten? Erklärt euch, ob ihr Frieden oder Krieg mit uns wollt! Gebt ihr nicht den Gefangenen und zugleich das Mädchen heraus, so lasse ich meine Krieger zum Angriff schreiten."

„Nur die Wahrheit redete ich, Waiwuta," versetzte Frank. „Ich betone noch einmal, daß ich das flüchtige Mädchen nicht mit Augen sah, und unsern Freund verteidigen wir, wenn ihr uns seinetwegen bekriegen wollt."

Waiwuta hieb mit dem Messer einen Zweig von dem nächsten Baume, brach denselben mitten durch und warf die beiden Stücke zu Franks Füßen hin. Dann wandte er sein Pferd um, gab seinen Kriegern ein Zeichen ihm zu folgen und ritt mit ihnen in den Wald zurück.

„Sie wollen das Lager zu Fuß angreifen," sagte Joe. „Schießt nicht eher, als bis sie auf zwanzig Schritte herangerückt sind; dann aber fehlet nicht! Gott weiß, daß wir die Schuld nicht tragen; unser Leben zu schützen ist unsre Pflicht."

Schon krochen die ersten Feinde, hinter den starken Bäumen Deckung suchend, heran, und die Verteidiger lagen im Anschlag, um die kühnsten zu treffen, als plötzlich ein lautes Geschrei auf dem Wege hörbar wurde, welchen Joe und Frank gezogen waren.

„Sie kommen! Oasfar ist da!" ging

Ein Sklaventransport im Sudan.

es von Mund zu Mund und zwar innerhalb des Verhaus sowohl wie draußen. Unwillkürlich senkten sich die Kolben der mörderischen Büchsen, und jeder wußte jetzt, daß sie nicht zur Verwendung gelangen würden. Durch das Schreien hindurch unterschied man Pferdegetrappel und sah nun bald die vordersten Reiter und unter ihnen die uns bekannte jugendliche Reiterin. Die Ankömmlinge jubelten, als sie mit einem Blicke merkten, daß der Kampf noch nicht begonnen habe, Waiwuta und die Seinigen stutzten und schwiegen. Die mit Schaum bedeckten Rosse wurden vor dem Lagerplatz der Weißen angehalten, Oasfar sprang zur Erde und lag im nächsten Augenblick in den Armen seiner weißen Freunde.

„Was hier geschehen ist, leider geschehen ist, das habe ich durch das weiße Mädchen erfahren," sagte Oasfar in einem Tone, welcher sein aufrichtiges Bedauern deutlich kundgab. „Waiwuta und seine Krieger haben arg gefehlt, ich will versuchen ihn gütlich davon zu überzeugen. Hier, Olof," setzte er hinzu, „dies junge Mädchen, welches Euch gerettet hat und wiederum durch Euch gerettet worden ist, will bei Euch bleiben, damit Ihr sie nach den Wohnsitzen der weißen Männer führt. Habt acht auf sie wie auf die drei Knaben und denkt bei ihrem Anblick nicht an den Treubruch dieser einen Horde, sondern an die Pflichterfüllung Eures Freundes Oasfar!"

Ohne die Antwort abzuwarten, schritt der rechtlich gesinnte Häuptling wieder aus dem Lager hinaus und begab sich zu Waiwuta. Was die beiden Männer miteinander gesprochen haben, hat auch später niemand von Oasfar erfahren; es läßt sich jedoch aus den kurzen Worten schließen, welche er beim Eintritt in das Lager sprach. Eine halbe Stunde später saßen Oasfar und Waiwuta mit all ihren Kriegern vor dem Verhau, die weißen Männer traten zu ihnen hinaus, versöhnten sich mit Waiwuta, welcher Grace als Sühne für die den Fremdlingen angethane Beleidigung anbot, und verteilten, was sie noch selber entbehren konnten. Nach kurzer Frist brachen alle drei Teile auf, und Oasfar bestand darauf, seine weißen Freunde bis zu dem nächsten Lagerplatze zu begleiten, was dankbar angenommen wurde. Einen ganzen Tag verlebten also Joe und Frank, Albin und seine beiden jungen Freunde noch mit dem edlen Häuptling, welchem es so oft bestimmt gewesen war, bedeutsam in ihr Schicksal einzugreifen, und schieden am nächsten Morgen herzlich von ihm, nachdem er versprochen hatte, sie in Colorado aufzusuchen.

„Und was ist aus Grace geworden?" erkundigte ich mich bei Harriet, welche mir diese Ereignisse berichtete.

„Reite nur nach Olofs Farm hinüber, Quin!" entgegnete meine Schwester. „Dort wirst du Grace, ein junges, sehr hübsches Weib begrüßen können, sie ist Olofs Frau. Sie haben sich in trauriger Lage gefunden, sind aber um so glücklicher. Der wilde Olof ist förmlich zahm geworden unter ihrer Hand, arbeitet im Felde, statt wilden Tieren aufzulauern, und trägt die schöne Grace auf Händen."

Joe und Frank hatten eine große Farm an der äußersten Grenze der Reservation eingerichtet, wo ich mehrere Tage bei ihnen verlebte und mir noch einmal von Oasfar erzählen ließ. Albin, Mark und Zacky waren ihre treuen Gehilfen in der Wirtschaft und sehnten sich, als ich sie kennen lernte, nicht mehr nach den wilden Sioux zurück. Desto mehr freuten sich alle auf den versprochenen Besuch Oasfars, und sie machten Pläne, wie prächtig sie ihn diesmal aufnehmen wollten.

17. Was aus meinen Angehörigen geworden ist.

Mein Vater konnte sich trotz seines hohen Alters noch immer nicht entschließen, sein Amt als Superintendent der Reservation aufzugeben, weil ihm die Komantschen nach so langjähriger Berührung wirklich ans Herz gewachsen waren. Und als er endlich aus dem Dienste schied, da blieb er wenigstens auf der Faktorei, welche mit allen Ländereien sein Eigentum geworden war, unterstützte seinen Nachfolger mit Rat und That und suchte das Beste der Indianer zu fördern. Erst im Jahre 1880 starb mein treuer Vater, siebenundsiebzig Jahre alt, und ward mitten im Walde am Ufer des Yellow Fork, wo er sich bei Lebzeiten selber eine Grabkapelle erbaute, beigesetzt. Nicht nur uns Kindern war diese Stätte heilig; auch die Komantschen, welche mit ihm einen warmherzigen Freund und Wohlthäter verloren hatten, kamen niemals in die Gegend der Faktorei, ohne irgend ein Liebeszeichen an der Ruhestätte des von allen geliebten Toten niederzulegen.

Meine Schwester Harriet wirtschaftete dem Vater schon zwölf Jahre lang nicht mehr; sie war nach Denver City an Dr. Shaftesbury vermählt, denselben Arzt, welcher einstmals Sir Macdonald behandelt hatte, als dieser die gefährlichen Wunden im Kampfe mit dem Panther davontrug. Fünf niedliche Kinder waren ihr Stolz, und ihre einzige Sorge bestand darin, die drei Söhne möchten den gleichen Hang für Abenteuer zu Lande und zu Wasser bekommen, welchen ihr Onkel Quincy von Jugend auf besaß.

Meine jüngeren Brüder Dick und Tom wurden früher in die Schule geschickt als ich, gleichfalls nach St. Louis. Dick ward Offizier, brachte es bis zu dem Zeitpunkte, wo ich diese Erzählungen beschließe, zum Hauptmann und trug sich mit dem Plane, einmal in das Amt unsres Vaters einzutreten. Wir hoffen alle, daß ihm dies gelingt, um so mehr, weil dann Dick und Tom, die unzertrennlichen Zwillinge, wieder vereint sein würden. Denn Tom hat sich auf den Wunsch meines Vaters entschlossen, Landmann zu werden. Er bewirtschaftet mit seinem jungen Weibe die Faktorei in mustergültiger Weise, wie ich mich bei jedem Besuche aufs neue zu überzeugen Gelegenheit hatte, siedelt immer mehr Kolonisten an und gibt fleißigen Handwerkern Haus und Garten, nur um das Wohl seiner Bauern zu heben.

Es war ein großes Freudenfest, wenn wir uns sämtlich auf der Faktorei trafen, Harriet mit ihrem Gatten, mein Bruder Dick, Sir Macdonald, Charles Knox, die Gebrüder Sanford und ich. Fünfzehn Jahre waren vergangen, seit ich damals auf die Schule geschickt wurde; aber in diesem Zeitraum waren auch nette Dörfer in der früher menschenleeren Wildnis entstanden; nur nach Westen hin, wo die Komantschen hausten und wo der Weiße nicht eindringen durfte, fanden wir noch die Punkte unverändert wieder, an die sich so manche Erinnerung aus meiner Knabenzeit knüpfte.

Am West Fork stand noch immer das einfache Jagdschloß Sir Macdonalds, welches er aber jetzt nur während der Sommermonate bezog. Im Winter lebte er auf Belseys Castle, da die Jahre ihn nachgerade drückten und er den immer noch nicht erloschenen Jagdeifer aus Rücksicht auf seine Gesundheit zügeln mußte. Meinen Urlaub teilte ich redlich zwischen ihm und meinen Geschwistern und brachte die angenehmsten Tage auf der schönen Besitzung meines väterlichen Freundes zu.

Charles, mein steter Jugendgefährte, verwaltete die Güter Sir Macdonalds, wofür ihm dieser zu hohem Dank verpflichtet war. Nun konnten wir nicht nur von den gemeinsamen Abenteuern in Colorado sprechen, sondern auch von fremden Ländern und Völkern, welche ich inzwischen als Seeoffizier besucht hatte. Sir Macdonalds Augen leuchteten in jugendlichem Feuer, wenn ich von den Reizen der Tropenzone sprach, sie wurden feucht, wenn er sich dabei an Tongatabu erinnerte, wo dieselbe Welle ihm sein Weib und seinen Sohn raubte.

Als ich einmal nach zweijähriger Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte, war Sir Macdonald gestorben. Charles erzählte, daß der brave Mann sich bis zu seinem letzten Augenblicke mit mir beschäftigt und nur bedauert habe, daß es ihm nicht vergönnt sei, mir noch einmal die Hand zu drücken. Im Leben handelte er wie ein Vater gegen mich, im Tode noch ward er mein Wohlthäter und für die Meinen. Nach seinem letzten Willen fiel mir als Haupterben der größere Teil seines Vermögens und der Besitz von Belseys Castle zu, meine drei Geschwister und Charles Knox sollten sich in den noch immer ansehnlichen Rest der baren Hinterlassenschaft teilen. Auf einer Klippe am Ufer des Eriesees, von rauhen Winden umtost, steht das Gewölbe, in welchem die sterblichen Ueberreste dieses ruhelosen Mannes niedergesetzt sind, der Kapelle gegenüber, die er der Erinnerung an Weib und Kind gewidmet hatte. Spät hat Sir Macdonald Ruhe gefunden, und er starb mit seinem Schicksal ausgesöhnt, da er in uns einen Ersatz für seine verlorenen Lieben erhalten zu haben glaubte und dieser Ersatz ihn tröstete. Wie einem Vater folgten ihm unsre Segenswünsche nach in die andre, schönere Welt; er hatte uns ja hienieden glücklich zu machen gesucht.

Das Ballspiel.

Unsre lieben Kameraden werden, wenn sie diese Ueberschrift lesen, vielleicht unmutig ausrufen: „Was kann man uns denn noch Neues vom Ballspiel erzählen? Das kennt ja jeder von uns und spielt es oft genug!“ Gemach, liebe Freunde, urteilt nicht zu vorschnell! Daß ihr das Ballspiel, wie es heute von euch gespielt wird, genau kennt, wollen wir auch gern zugeben, aber wir bezweifeln, daß ihr mit der Art und Weise, in der es früher, und nicht nur von Knaben, gespielt wurde, vertraut seid, und wißt, daß dieses Spiel auch seine Geschichte, und zwar eine sehr lange, besitzt. Aus diesem Grunde dürfte es gar nicht so überflüssig sein, wenn wir uns auf eine etwas eingehende Behandlung desselben einlassen.

Das Ballspiel ist durch sein hohes Alter förmlich ehrwürdig geworden. Denn wenn wir auch die Angabe des griechischen Geschichtsschreibers Herodot, daß dieses Spiel von den Lydiern erfunden worden sei, auf sich beruhen lassen, so ist es doch erwiesen, daß es schon die alten Griechen kannten, daß es bei ihnen Sphäristik hieß und jedes Gymnasium einen zu diesem Spiele bestimmten Raum enthielt. Wer hierüber noch Zweifel hegt, den können wir auf die Odyssee verweisen, in welcher bereits des Ballspiels Erwähnung gethan wird, da sich Nausikaa mit ihren Gefährtinnen damit belustigt. Die Römer begeisterten sich für die pila, wie sie dieses Spiel nannten, und in den Gemälden, mit welchen die Thermen (Bäder) des Titus geschmückt sind, erblicken wir noch heute Belege dafür.

Gallianus, ein berühmter Arzt, der viele Jahrhunderte hindurch als der kenntnisreichste Heilkünstler gepriesen wurde, verordnete das Ballspiel „als eine vortreffliche Leibesübung gegen den Schlagfluß, um die überflüssigen Säfte zu zerstreuen.“ Von den Römern wanderte es zu den Galliern und kam bei diesen oder vielmehr bei dem damals schon Franzosen genannten Volke im 15. Jahrhundert außerordentlich in die Mode. Heinrich IV. und Franz I. wurden von ihren Zeitgenossen als äußerst geschickte Ballspieler gerühmt. Unter Heinrichs Regierung kam erst das Rakett oder Schlagnetz in Aufnahme, denn bis dahin hatte man sich zum Schleudern des Balles der bloßen Hand bedient, die man allerdings mit einem dicken Handschuh gegen die Gewalt des Schlages schützte. Mit der Zeit gewann dieses Spiel eine solche Verbreitung, daß bald schon jede größere Stadt einen oder mehrere Orte besaß, an denen man demselben oblag. Im 17. Jahrhundert kam man auf den wunderlichen Einfall, das Ballspiel ausschließlich als ein Vorrecht des Adels in Anspruch zu nehmen und es den Bürgern ganz zu untersagen. Indessen konnte dieses Verbot nicht lange aufrecht erhalten werden und im 18. Jahrhundert war die Leidenschaft für das Ballspiel bei allen Ständen bereits in dem Maße gewachsen, daß die Polizei es für nötig hielt, der unbezähmbaren Spielwut durch Beschränkung des Spiels auf gewisse Tage Zügel anzulegen und im Jahre 1761 wurde gar den Soldaten rundweg untersagt, die Ballspielhäuser zu besuchen. Wenn dieses Spiel mit dem Beginn unsres Jahrhunderts auch mehr und mehr in Verfall geriet, so hat es doch noch bis über die fünfziger Jahre hinaus einige Verehrer gehabt. Unter diesen befand sich auch Napoleon III., dem die Stadt Paris das einzige Kurzballspiel, welches sie noch heute besitzt, zu verdanken hat. Ein Langballspielplatz befindet sich jetzt noch im Luxemburggarten.

Nun wollen wir versuchen, unsern lieben Kameraden eine allgemeine Vorstellung von diesem Spiel zu geben, für welches sich das klassische Altertum, das Mittelalter und die neuere Zeit so lebhaft begeisterte. Man unterscheidet das Kurzball- und das Langballspiel. Das erstere wurde im geschlossenen Raum von 96 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, das letztere auf einem freien Platz von 50 bis 60 m Länge gespielt. Unsre Bilder geben uns von den Einrichtungen eine beiläufige Vorstellung. Die vielen Werkzeuge, welche zu dem Spiele gebraucht wurden, bestanden zur Hauptsache in dem Rakett und dem Ball. Das Rakett hatte einige Aehnlichkeit mit denjenigen, deren man sich zum Federballspiel bedient, doch war es weit länger und stärker. Die Bälle wurden aus Lumpen oder Abfällen von Kleiderstoffen hergestellt, welche lange Bänder bildeten, die man zu einer Kugel zusammenrollte. Heutzutage sind diese Bälle gewöhnlich aus Kork, den man mit weißem Flanell überzogen hat. Die Spieler müssen mit Schuhen versehen sein, die keine Absätze haben und sehr biegsam und mit Flanell umkleidet sind, denn bei diesem Spiel geht es mitunter gar hitzig zu. — Hauptsächlich kommt es nun darauf an, die Kugel von einem Lager ins andre zurückzuschleudern, ohne daß sie die gedachten oder wirklichen Grenzen des Spielplatzes überschreitet oder zu Boden fällt, ehe sie die Mitte des Spiels, die man Schnur nennt, erreicht hat. In beiden Fällen wird die Partie in sechs oder sieben Spielen gemacht und jedes Spiel besteht aus 4 bis 15, oder mit andern Worten aus viermaligem Schlagen, mit dem man im ganzen 15

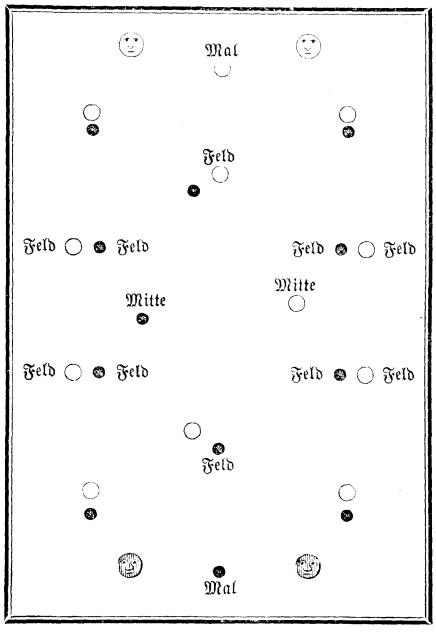
gewinnen kann. Wenn ein Ball zu Boden fällt, ohne daß er z. B. von dem Lager A zurückgesandt worden ist, so muß dieses Lager, bei Strafe eines Verlustes von 15, mit dem Lager B den Platz wechseln und es muß dem ersteren gelingen, über die Stelle, wo der Ball niederfiel, hinauszuwerfen, ohne daß das Lager B sie auffangen kann. Das Spiel enthält überdies eine so große Anzahl von Kunstgriffen, daß wir uns auf die Mitteilung derselben unmöglich einlassen können, vielmehr auf das daraus abgeleitete heutige englische Lawn Tennis hinweisen, das wir in diesen Blättern schon einmal besprochen haben. Willkommener wird es unsren lieben Kameraden zweifellos sein, wenn wir die Gelegenheit nützend, eine Beschreibung des „Indianerballspiels", auch Lacrosse genannt, hier folgen lassen:

Lacrosse wird auf einer ebenen Rasenfläche gespielt. Die Spielgeräte sind: ein Ball aus lockerem Gummi, etwa 20 cm im Umfang; als Malpfosten 4 Latten von 1,8 m Höhe, und für jeden Spieler ein Krummstab (unter Regel 1).

Die Malpfosten kann man leicht selbst herstellen; der Preis eines Krummstabes ist gering, der eines Balles etwa 75 Pf. bis 1 Mark.

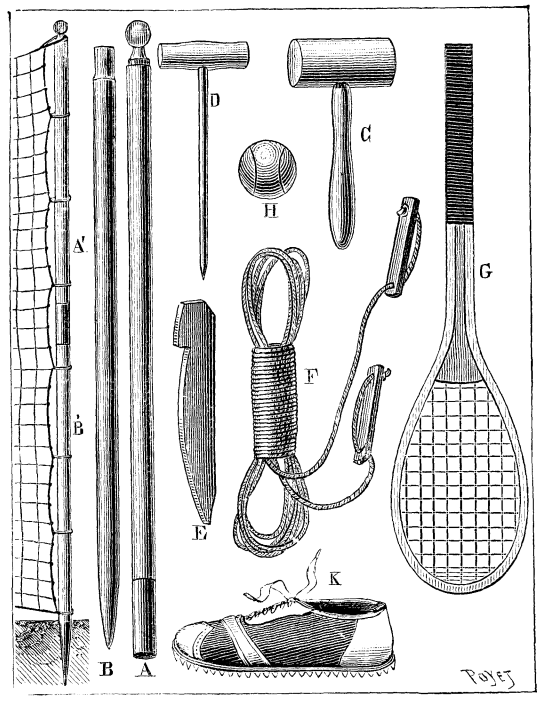
Die Malpfosten müssen 1,8 m hoch sein und ebensoweit voneinander entfernt stehen (Reg. 3 u. 4); der Abstand der beiden Male beträgt 90—140 m.

Die richtige Zahl der Spieler ist 12 auf jeder Seite; sind weniger vorhanden, so ist der Abstand der beiden Male zu verringern, die Stellung ist die folgende:



Die Aufgabe jeder Partei besteht darin, den Ball vermittelst des Krummstabes, auf dessen Netz derselbe getragen, und von welchem er geworfen wird, durch das Mal der Gegner zu treiben.

Sämtliche Spieler beider Parteien sind gleichzeitig auf ihren betreffenden Posten wie angedeutet über den Spielplatz verteilt.



Die beim Kurz- und Langballspiel gebräuchlichen Werkzeuge.
A. u. B. Male. C. u. D. Bohrer und Schlegel zum Einrammen der Male. E. Absteckpfahl. F. Trennungsseil. G. Rakett. H. Spielball. K. Schuh des Spielers.

Zur Unterscheidung der beiden Parteien (● und ○ auf unsrem Plan) dienen Mützen von verschiedenen Farben.

Diejenige Partei, welche drei Spiele von fünfen gewonnen hat, ist Sieger.

Nachdem die Parteien gekürt sind und für jede ein Hauptmann gewählt ist, wird der Ball in der Mitte des Spielplatzes auf den Boden gelegt und auf das Kommando: Los! (Regel 6) beginnen die beiden Mittelleute das Spiel, indem sie gegen den Ball „Front machen". Dies geschieht auf folgende Weise (die Farben der beiden Parteien seien beispielsweise rot und blau): Rot faßt seinen Krummstab mit beiden Händen und legt denselben — Holz nach unten — indem er mit dem Rücken gegen sein eigenes Mal niederkauert, dicht an die Seite des Balls. Blau legt seinen Stab ebenso an die andre Seite, und auf das Kommando: Los! „drängeln" beide um den Besitz des Balls.

Das Spiel ist nun im Gange und die Aufgabe des Roten besteht darin, den Ball durch Werfen, Tragen auf dem Krummstab u. s. w. dem Mal der Blauen zu nähern und ihn zuletzt von vorne durch dasselbe zu treiben. Die Blauen suchen dies selbstverständlich zu hindern und ihrerseits das Mal des Roten zu erobern.

Der Ball darf nicht mit der Hand berührt werden. (Ausnahmen siehe in den Regeln 12 und 13.) In allen Einzelheiten des Spiels wird der Krummstab gebraucht.

Mit Ausnahme der Malwärter, die natürlich an entgegengesetzten Enden des Feldes aufgestellt sind, um ihre betreffenden Male zu schützen, steht jeder Spieler einem bestimmten Gegner gegenüber und hält diesem „Widerpart".

Die Spieler, besonders diejenigen auf den „Malen", haben sich soviel wie möglich auf ihrem Posten zu halten; nichts verdirbt das Spiel mehr, als wenn es zu einem Kampf aller um den Ball kommt. Natürlich darf ein Spieler, welcher den Ball im Besitz hat, mit demselben so weit in der Richtung auf das feindliche Mal laufen, wie es ihm möglich ist, aber es genügt vollauf, wenn 2 bis 3 ihm Widerpart halten; sind es mehr, so hindern sie einander nur am wirksamen Gebrauch des Krummstabs und lassen möglicherweise den Weg nach ihrem eigenen Mal ungedeckt. Anfänger verfolgen den Ball gewöhnlich truppweise, und in Amerika wird das Spiel überhaupt manchmal auf diese Weise gespielt.

Die richtige Art des Spieles dagegen ist die, daß der Ball von einem Spieler zum andern in der Richtung auf das Mal „weitergegeben" wird, bis einer von den „Spitzen" sich seiner bemächtigt und ihn zwischen die Fahnen (☺) zu schleudern sucht.

Nachdem ein Mal gewonnen ist, wechseln die Parteien ihre Stellung, und das Spiel beginnt von neuem. — Die Hauptsachen, welche ein Spieler zu lernen hat, sind das Aufheben des Balles, das Fangen, Ausweichen, Werfen und Laufen.

1) Aufheben. Dies muß zuerst gelernt sein. Man legt den Ball auf den Boden, hält den Krummstab in der rechten Hand, nahe am Ende des Griffes, zieht mit dem Netzende desselben den Ball fest gegen sich und läßt ihn, indem man in demselben Augenblick den Krummstab in mäßiger Neigung verhält, auf das Netz des Stabes rollen. Ein wenig Uebung ermöglicht es dem Spieler, den Ball aufzuheben, ohne daß man ihn erst ins Rollen bringt (also aus der Lage).

2) Das Fangen des Balles mit dem Krummstab ist dem Fangen mit der Hand insofern nicht unähnlich, als man gerade in dem Augenblick, wenn der Ball das Netz berührt, ein wenig nachgibt, um das Abprallen zu verhindern. Es ist durchaus notwendig, daß gut gefangen wird; daher ist diese Fertigkeit ganz besonders zu üben.

3) Ausweichen. Eine Hauptschwierigkeit für den Spieler, der sich des Balles bemächtigt hat, besteht darin, den Spielern der Gegenpartei auszuweichen, die ihm in seinem Lauf zum feindlichen Mal zu hindern suchen. Das Ausweichen —

so hübsch es auch anzusehen ist, wenn es geschickt ausgeführt wird — erfordert große Uebung; und es muß schon deshalb vor einer allzu häufigen Anwendung dieses Spielmittels gewarnt werden, weil es selten gelingt, auf diese Weise an mehr als einem oder zwei Gegnern vorüberzukommen. Meistens gewinnt doch ein dritter oder vierter Gegner, besonders die auf den „Malen" aufgestellten, den Ball und schleudert ihn mit nach dem Mal der angreifenden Partei zurück.

4) Werfen. Man läßt den Ball bis an das schmale Ende des Netzes hinauflaufen und schwingt dann den Krummstab in einem Halbkreise, so daß der Ball längs dem Holze hinabläuft und nach der gewünschten Richtung abfliegt.

Die Fertigkeit eines starken und genauen Wurfes kann nur durch lange Uebung erworben werden. Kanadische Spieler werfen 100 m weit und darüber.

Zu einem kurzen, kräftigen Wurf nach dem Mal empfiehlt es sich, den Krummstab zu schultern und den Ball geradeaus zu schleudern. Doch auch hiezu bedarf es vieler Uebung, damit man den Ball nicht fallen läßt.

Selbstverständlich darf der Ball niemals nach irgend einer beliebigen Richtung geworfen werden. Es kommt darauf an, ihn einem weiter nach vorn stehenden oder besser zum Vordringen befähigten Freunde (Parteigenossen) zuzuwerfen. Mit einem schnellen Blick suche man, ehe man wirft, die Richtung und Entfernung abzuschätzen.

5) Widerpart hält man dem Gegner, indem man ihn hindert, mit dem Ball weiter vorzudringen. Man schlägt seinen Krummstab mit dem eigenen nieder, so daß der Ball — der natürlich nicht getroffen sein darf — in die Luft fliegt und sich fangen läßt. Ein guter Widerpart-Spieler leistet seiner Partei große Dienste. Besonders müssen die an den „Malen" stehenden gut darauf eingeübt sein.

Spielregeln.

I. Der Krummstab ist von beliebiger Länge und mit einem straffen Netzwerk aus Darmsaiten überspannt. Die größte Breite des Netzes beträgt 30 cm. Damit die umgebogene Spitze des Stockes nicht in dem Netz eines Gegners hängen bleibt, ist ein Strang des Netzes durch ein seitlich nahe der Spitze angebrachtes Loch gezogen. Das andre Ende desjenigen Stranges, welches auf der umgebogenen Spitze liegt und dieselbe in ihrer Lage hält, muß an derselben Stelle des Stockes befestigt sein, wie die Enden der Längsstränge. — Es ist jedem Spieler erlaubt, während eines Spieles seinen Krummstab zu wechseln.

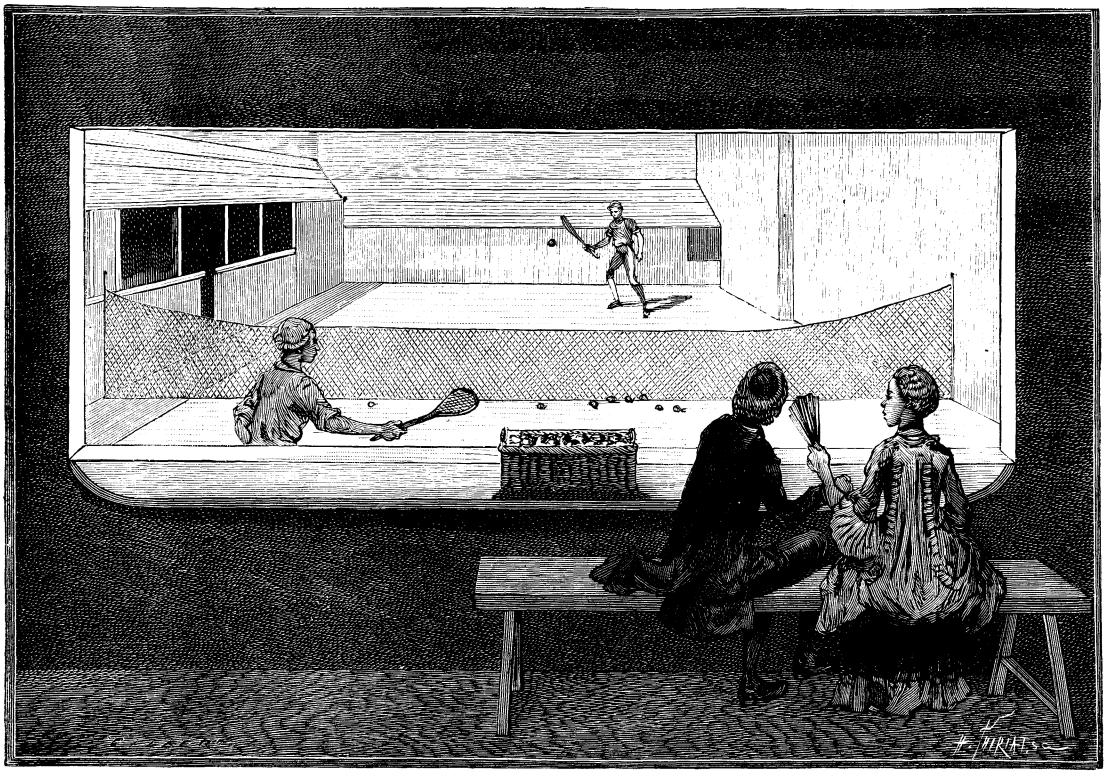
II. Der Ball ist aus lockerem Gummi, 20—23 cm im Umfange (und wird von der herausgeforderten Partei geliefert).

III. Die Male können nach Verabredung der Hauptleute beider Parteien in beliebiger Stellung und Entfernung aufgesteckt werden. Die Spitze der Fahnenstöcke muß 1,8 m über dem Erdboden sein und ebensoweit voneinander entfernt. (Die Stöcke werden von der herausgeforderten Partei geliefert.)

IV. Was den Abstand vom feindlichen Mal betrifft, so darf kein Angreifer näher als 2 m an einen der feindlichen Fahnenstöcke hinan, außer wenn der Ball am Posten des Malwärters vorbeigegangen ist.

V. Schiedsrichter. 1) Sobald der Ball sich einem Mal nähert, so treten die beiden Schiedsrichter, für jede Partei einer, rechts und links hinter die Fahnenstöcke, um zu entscheiden, ob der Ball richtig „durchfliegt". Meinungsverschiedenheit wird nach Regel 6 ausgeglichen. Sie dürfen keiner von beiden Parteien angehören und können während des Spiels nur mit Einwilligung beider Hauptleute abgelöst werden. 2) Es ist verboten, mit den Schiedsrichtern zu sprechen, sobald dieselben ihre Stellung neben den Fahnenstöcken eingenommen haben. 3) Wenn „Fehl" gerufen ist, so gebietet der Schiedsrichter: Halt! Es bleibt dann jeder Spieler auf seinem augenblicklichen Platz, niemand rührt den Ball an, oder wenn irgend einer denselben gerade im Besitz hält, läßt er ihn sofort fallen. Ein Ball, welcher in das Mal hineinfliegt, nachdem Halt! geboten ist, zählt nicht. Das Spiel beginnt wieder auf das Kommando: Los!

VI. Die Spieler auf beiden Seiten führen folgende Namen: 1) „Malwärter," verteidigt das Mal. 2) „Posten," steht seitwärts ein wenig vorgeschoben. 3) „Vorposten," auf der andern Seite noch etwas weiter vorwärts. 4) „Mitte," im Mittelpunkt des Feldes. 5) „Spitze," am nächsten am Mal des Gegners. Die übrigen heißen „Feldner".



Ein Spielhaus für das Kurzballspiel.

VII. Vermischte Regeln. 1) Zu einer vollständigen Partie gehören zwölf Spieler. 2) Diejenige Seite, welche unter fünf Malen dreimal gewinnt, hat gesiegt. 3) Jede Seite darf zwischen zwei Spielen eine Ruhepause von fünf bis zehn Minuten fordern. 4) Nach jedem Spiel erfolgt Malwechsel. 5) Wenn irgend ein Spieler infolge eines Unfalls aus dem Spiel austreten muß, so soll die Gegenseite ebenfalls einen ihrer Spieler ausscheiden.

VIII. Während der Malwärter innerhalb der Mallinie ein Mal verteidigt, darf er den Ball mit der Hand wegschlagen oder ihn auf jede beliebige Weise aufhalten.

IX. Hat der Ball sich an einen Ort verlaufen, aus dem man ihn mit dem Krummstab nicht herausholen kann, so darf er mit der Hand herausgenommen werden; wer ihn aufnimmt, hat dann mit dem ihm zunächst stehenden Gegner um den Ball zu „drängeln".

X. Außer den in VIII und IX erwähnten Fällen ist ein Berühren des Balles mit der Hand nicht gestattet.

XI. Das Werfen mit dem Krummstab ist unbedingt verboten.

XII. Wenn der Ball aus Versehen von einem Spieler, welche ihr Mal verteidigen, durch dasselbe hindurchgetrieben wird, so zählt dies als gewonnenes Spiel für die angreifende Partei.

XIII. Verbotene Angriffsweisen. Unerlaubt ist es: den Stab eines Gegners auf irgend eine Weise (mit den Händen und Armen oder zwischen den Beinen) zu packen oder denselben mit dem eigenen Stab so lange vom Ball abzuwehren, bis ein andrer Spieler zu Hilfe kommt. Festhalten, Schlagen, Stoßen oder Beinstellen ist ebenfalls streng verboten. Wer schlägt oder zum Schlag ausholt, wird sofort aus dem Spiel ausgestoßen.

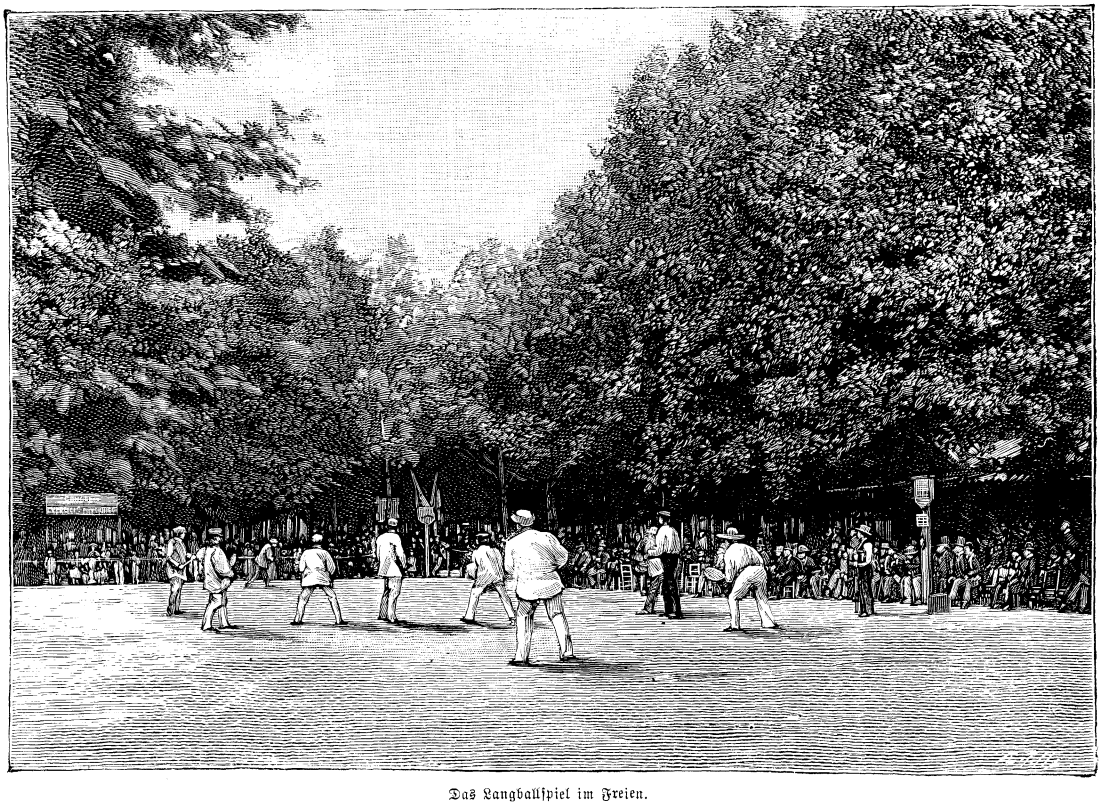
XIV. Unmittelbar nach dem Wurf des Balles darf niemand einen Gegner, der den Ball zu fangen bemüht ist, anrennen. Unter keinen Umständen darf man zum Zurückdrängen eines Gegners den Stab wagerecht mit beiden Händen fassen.

XV. Kein Spieler darf einen andern, welcher einen im Besitz des Balles befindlichen Gegner verfolgt, irgendwie stören oder hindern.

XVI. Spielverderber werden dem Unparteiischen angezeigt und können aus dem Spiele (ohne Ersatz für ihre Partei) entfernt werden.

XVII. Falls eine Spielpartie wegen der Dunkelheit oder aus sonst einem Grunde vorzeitig abgebrochen werden muß, so gelten zwei Spiele gegen keines als gewonnen, zwei gegen eins als unentschieden, es sei denn, daß von vornherein eine andre Abmachung getroffen ist.

XVIII. Wenn eine Partie ein Spiel gewonnen zu haben behauptet (Ruf: Spiel!), so ruft der Schiedsrichter sofort: Halt! und gibt sein Urteil ab. Bis dies geschehen ist, hat jeder Spieler ruhig auf seinem Platz zu bleiben.



Das Langballspiel im Freien.

Vom langen Plüskow,

dem größten Offizier der preußischen Armee, erzählt man sich in Potsdam folgendes charakteristische Geschichtchen: Herr von Plüskow ging als junger Lieutenant in Potsdam durch die Mauerstraße. Ueber eine hohe Gartenmauer hinwegsehend, bemerkte er im Garten eine junge Dame, an welche er in übermütigem Scherz die Frage richtete, ob sie ihm nicht den Weg nach dem Potsdamer Thore bezeichnen könne. „Gewiß, da brauchen sie nur geradeaus weiter zu reiten," entgegnete die Dame, welche der Meinung war, der Offizier jenseits der Mauer sitze zu Pferde.

Füllrätsel.

An folgenden Silben fehlen zur Bildung von 5 dreisilbigen Wörtern die Anfangssilben.
ber — der — fahrt — schlaf — strumpf — keit — tel — ter — tags — wurst.

Wenn dieselben gefunden, und die 5 Wörter richtig untereinandergestellt werden, so ergeben die Anfangssilben ein Sprichwort.

Wie heißt dasselbe?

Anagrammrätsel mit Akrostichon.

1) Pirna,
2) Range,
3) Saba,
4) Genie,
5) Orange,
6) Insel,
7) Traum,
8) Lister,
9) Orden,
10) Malta,
11) Westend,
12) Eure,
13) Abel,
14) Zone.

Aus jedem der obigen Wörter ist dadurch ein neues Wort zu bilden, daß der erste Buchstabe verändert und der Rest des Wortes umgestellt wird; z. B. Gras = Isar, Lina = Main. Dabei entstehen eine Anzahl aus der Geographie bekannter Namen, nämlich:

1) ein österreichisches Land,
2) ein See in Rußland,
3) ein linker Nebenfluß der Donau,
4) ein Fluß in Frankreich,
5) eine Stadt in Nordafrika,
6) eine deutsche Insel in der Ostsee,
7) eine Stadt in Belgien,
8) eine Stadt in Oesterreich,
9) ein asiatisches Volk,
10) eine englische Kolonie in Afrika,
11) ein berühmtes Seebad,
12) ein amerikanisches Land,
13) ein deutscher Fluß,
14) eine Stadt in Spanien.

Die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter nennen eine große Stadt.

Auflösung des Anagramms mit Logogriph in Nr. 29.

„Planet, Platen, Plauen."

Auflösung des Ergänzungsrebus in Nr. 29.

„Eine Espe" (Vesper, Wespen).

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 29.

Woher kommt der Fleck da? meinst etwa mich?
das thät' ich mir wohl verbitten!

Fragen und Antworten.

Alfred L. in **M.** schreibt: „Lieber guter Kamerad! Ich habe mir eine feine Ramm-Maschine gemacht, nach dem Original, wie ich ein solches bei einem Dammbau, der in der Nähe unsrer Stadt aufgeführt wird, beobachtet habe. Ich möchte dieselbe meinen lieben Kameraden gern beschreiben, Du sollst meine Beschreibung also samt der Zeichnung in einer Deiner nächsten Nummern abdrucken (was hiemit unter unsrer ganz besonderen Hochachtungsbezeugung geschieht. Der „G. K.“!) Wie ich das Gebälk zusammengestellt habe, ersehen die Kameraden aus meiner Zeichnung. Das Rammgewicht habe ich aus Blei gegossen, das an einem Tau hängt, welches oben über eine Rolle nach der an der Stiege befindlichen Winde läuft. Man braucht also die letztere nur aufzudrehen, um den Rammblock zu heben, oder fahren zu lassen, daß er auf den Pfahl, der eingerammt werden soll, niederfällt.“ Grüße freundlich erwidert.

Chemiker Wilh. H. in **Passau** wird um seine Adresse von dem Chemiker Alb. Rohde in Cassel, Orleansstr. 33 p. gebeten!

Willy S. Ah, Da läßt sich auch mal einer unsrer getreuen Leibgarde blicken, wenn wir nicht irren Hartherz der Wolf — „ganzes Bataillon stillgestanden!“ — — Du willst also wissen, wie man aus Elfenbein einen Tintenfleck herausbringen könnte. Da wird wohl nichts andres helfen als Citronensaft, reibe die fleckige Stelle tüchtigein und hoffe im übrigen, daß die Tinte nicht hartnäckiger Art sei. Ist der Fleck bis zu einem gewissen Grade geschwunden, dann lege das Elfenbeinstück in die Sonne, daß es solcherart nachbleicht. — „Ganzes Bataillon, kehrt — marsch!“

W. L. in **Berlin.** Liebe Kameraden! sagt mir, was ich meiner erwachsenen Schwester zum Geburtstag schenken kann. Kameradschaftlichen Gruß!

A. C. in **Brünn.** Schicke! werden, wenn passend, schon ein Plätzchen dafür finden.

E. R. in **B.** Die erste Nummer des II. Jahrgangs ist noch vorhanden; bitten um Adresse.

R. M., Elektrotechniker in **spe.** Eine elektrische Glocke willst Du Dir machen? Wie Du das anzustellen hast, findest Du im III. Jahrgang des „G. K.“ Seite 253 ausführlich beschrieben.

Franz K. in **Graz.** Du willst Deinen Kameraden eine Anleitung mitteilen, wie man sich ohne Kosten einen gut funktionierenden Momentverschluß für zwei Belichtungszeiten anfertigt. Das wird ihnen sehr willkommen sein.

Arthur L. in **O.** Du hast Dich begeistert auf den Pegasus gesetzt und den Dr. Schwarz, seine Leute und Thaten besungen und das hast Du fein gemacht.

„Und bei dem braven Doktor war
Der brave „Vater der elf Haar',
Ein kleines, wack'res Kerlchen.“

Du besingst dann den Kampf mit dem Löwen, bis Schwarz schließlich die Abu el Motleute am Kragen faßt:

„Zum Mudir er geführt sie hat
Dort kriegten sie die Bastonard
Ein jeglicher fünfhundert!“

Dein Poem hier ganz abzudrucken, dafür ist es zu lang — 's ist was für's Jubelfest, Gottfried von Bouillon soll die Reime einstweilen in Musik setzen!

H. M. aus **St.** Die Naturwissenschaften umfassen viele Disciplinen — Journale naturwissenschaftlichen Inhalts gibt es dem Hundert nach. Willst Du Dich nicht etwas präziser fassen? Dein Buchhändler wird Dir übrigens sehr gern mit seinem Rat dienen; sage ihm nur genau, was Dir vorschwebt.

Alfred K. in **Wien.** Die Utensilien für Spritzmalerei hat jede Zeichenmaterialienhandlung oder Handlung für Kunstmaler-Requisiten vorrätig, oder kann sie besorgen.

E. S. in **L.** fragt: „Welche Reiterregimenter liegen in Berlin?“

H. H. P. in **Hagen i. W.** Sollen das Oel- oder Aquarellfarben sein? oder irgend andrer Art? — Am besten, Du läßt die Tintenflecke abkratzen und auf die betreffenden Stellen vom Vergolder frisches Gold aufsetzen. Uebrigens kannst Du ja vorher durch Betupfen mit Essig oder Citronensaft immerhin Versuche anstellen. Es kommt dabei sehr viel darauf an, aus welchen Bestandteilen die Tinte zusammengesetzt war.

Quartaner G. M. in **A.** und **Fr. B. Realschüler** in **Hannover.** Ganz recht, wollen uns danach umsehen. Gruß!

Leo T. in **Wien.** Du hast den Artikel in Nr. 27 „Das Einsammeln und Präparieren der Pflanzen für das Herbarium“ inzwischen gewiß gelesen. Kam gerade recht, wie?

Ferdinand B. Das liegt freilich tief, kann aber durch einiges Nachdenken leichtlich gehoben werden. Ein wenig Kopfzerbrechen schadet einem fixen Jungen nichts.

K. Th. in **W.** Wenn Du ein Freund solcher Bücher bist, wollen wir Dich auf ein Illustrationswerk aufmerksam machen, das in nächster Zeit bei Georg Wigand, Verlagsbuchhandlung in Leipzig erscheinen wird, unter dem Titel: „Dreihundert Lebensabrisse berühmter deutscher Männer.“ Das Probeheft, das wir gesehen haben, macht einen vornehmen künstlerischen Eindruck. Das Werk wird von Gutenberg an bis auf die neueste Zeit die Porträte und kurzen Lebensbeschreibungen aller verstorbenen deutschen Männer enthalten, mithin ein nationales Ehrenbuch sein. Die Verlagshandlung verspricht, daß der Preis ein niedriger werden soll. Deine Buchhandlung wird Dir darüber Auskunft geben können. Freundlichen Gruß!

Lulu. Ihr habt dort doch gewiß eine öffentliche Bibliothek, wo solche geschichtliche Werke leihweise zu haben sind. Der betreffende Herr Bibliothekar wird Deiner Bitte gern willfahren. — Tägliches Fußbad, tägliches Strümpfewechseln, überhaupt Reinlichkeit.

Walter St. in **Berlin.** Du hast einen photographischen Apparat und machst mit demselben auch sehr gute Aufnahmen, jedoch, hast Du ein Gebäude photographiert, so erscheint es auf der Platte, als ob es zusammenfallen wollte, denn die senkrechten Seitenlinien des Hauses neigen sich bedenklich dem Innern zu. Daran, lieber Freund, trägt die Konstruktion des Objektivs die Schuld. Diesen Fehler haben aber alle Objektive, welche nicht sog. „Weitwinkel-Objektive“ sind. Um das soviel wie möglich zu korrigieren, mußt Du bei Deiner Aufnahme möglichst weit von den Häusern weggehen und einen hohen Standpunkt aufsuchen, z. B. aus dem zweiten Stock (1 Treppe hoch) eines gegenüberliegenden aufnehmen. Auf welchen optischen Gesetzlichkeitendies beruht, wird Dir bei einigem Nachdenken leicht beifallen. Prosit!

G. Trommsdorf. Dein Buchhändler wird Dir mit solchen Auskünften sehr gerne zu Diensten stehen und kann Dir die Bücher wahrscheinlich auch gleich zur Ansicht vorlegen.

Rud. K. in **Graz.** Suche auf einer dortigen öffentlichen Bibliothek das Buch zu erhalten: „E. v. d. Bosch, Fang des einheimischen Raubzeugs“; in diesem Werke findest Du jedenfalls die gewünschten Angaben.

Kolombo. Freundchen, Du bist ein köstlicher Kauz und dabei grob wie Bohnenstroh! Der „G. K.“ entgegnet auf Deinen Vorhalt nichts, kann aber den Wunsch nicht unterdrücken, Du möchtest Dich bei ihm doch besser nicht wieder sehen lassen.*)

Julius Nußbaum. Unter Mnemonik, Mnemotechnik verstehen wir die Gedächtniskunst, also die Unterstützung des Gedächtnisses durch bestimmte methodische Uebungen und durch besondere Merkzeichen.

C. J. B. in **S.** Nein, die Anleitung zur Selbstherstellung eines Induktionsapparates hat im „G. K.“ noch nicht gestanden, wird aber bald daran kommen, in Verbindung mit einer Anzahl Nebenapparaten, die Dir nicht weniger interessant sein werden.

H. K. sendet dem „G. K.“ ein Schreiben folgenden Inhaltes: Deiner Aufforderung nachahmend, will ich einen famosen Witz erzählen. Wir hatten als Aufsatz: „Der Sänger“ von Goethe. Die Stelle: „Die Ritter schauten mutig drein, und in den Schoß die Schönen,“ wurde von einem so geschildert: „Die Ritter blickten tapfer auf den Sänger los, und hatten ihre Frauen auf dem Schoß.“ Nicht wahr, für Tertia ein Heldenstück! — Ja, fürwahr eine geniale Leistung! Prost!

*) Anm. des Setzerlehrlings: — Fern von Madrid darüber nachzudenken!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billig 6 Aegypt. 20 Pf. 3 Angol. 40 Pf. 5 Argent. 25 Pf. 5 Azor. 30 Pf. 6 Bad. 20 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Brasil. 15 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Ceylon 30 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Costaric. 50 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 4 Ecuad. 40 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Hawai 40 Pf. 4 Guatem. 35 Pf. 2 Helena 30 Pf. 5 Isl. 50 Pf. 5 Jamaica 20 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 6 Kap 20 Pf. 2 Liber. 30 Pf. 8 Lombard. 25 Pf. 6 Luxemb. 20 Pf. 5 Maurit. 40 Pf. 6 Mexic 40 Pf. 5 Monac. 25 Pf. 4 Nfundl. 40 Pf. 6 N.-Seel. 25 Pf. 3 Nordborn. 45 Pf. 4 Orange 30 Pf. 10 Ostind. 25 Pf. 4 Perf. 30 Pf. 6 Peru 40 Pf. 6 Portor. 25 Pf. 10 Preuß. 25 Pf. 6 Queensl. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 3 Siam 50 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 4 Transv. 45 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 6 Victoria 20 Pf. 3 Vinc. 25 Pf. 4 Westaustr. 35 Pf. 2c 2c. **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr 108. (Eing. Johannisstr. 23.)**

Zahnärztlich. Vorbereit.-Institut, Frankfurt a. O.
Primaner, die Zahnheilkunde stud. woll., werden in der von der Gesetzgebung vorgeschr. 2semestr. Vorbereitungszeit prakt. u. theoret. gründlich vorbereitet. Näheres, sowie Prosp. d. Dr. Eichler, prakt. Arzt u. app. Zahnarzt.

PIERERS Konversations-Lexikon
7. vollständig umgearbeitete Auflage.
„Der alte Pierer“, das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon“ das **weitaus billigste, artikelreichste** und **neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer“ durch ein damit organisch verbundenes

Universal-Sprachen-Lexikon nach Joseph Kürschners System in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer“ als ein Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:

in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 geheften Halbbänden à M. 3. 25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8. 50.

Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Verlag der Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Internat. Montreux. Externat. Knabeninstitut Penzig.
Einzige deutsche Schule in dem berühmten Kurorte. Aufnahme in alle Klassen eines deutschen Gymnasiums zu jeder Jahreszeit. Unterrichtssprache: Französisch und Deutsch! Sorgfältigste sanitäre Ueberwachung der Pensionäre. Prospekte und jede Auskunft durch den Direktor. *Clarens-Montreux. Villa Augusta, Dr. Penzig.*

Zielenziger Kirchbau-Dank und -Bitte!
Ein herzl. Vergelts Gott! den viel. viel. Freunden dieß. u. jens. des Meeres, die uns durch **Uebersendg. v. gebr. Postwertzeichen (Marken,** gz. **Converts, Karten** u. a.) z. **Bau** e's würd. gesunden **Ev. Gotteshauses** in **Zielenzig** (Provinz Brandenburg) erfreut haben. Der Bausteine Zahl ist gewachsen. **Aber es fehlen noch viele, sehr viel!** Darum die herzinnige **Bitte** durch alle Länder hin: Fahret i. d. gesegn. Liebesarbeit fort! **Sammelt und sendet uns weiter** d. unscheinb., aber wertvolle Liebessteuer **in gebr. unverletzten Briefmarken** (nur jetzige deutsche 3, 5, 10 u. 20 Pfm. nicht) u. gz. Couv., Karten 2c.! **Auch jede andre Hilfe heißen wir dankbar willkommen.**
Es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig helfen. 1 Sam. 14. 6.
Der Kirchbauverein zu Zielenzig.
Dr. Hoffmann.
Jede edle Zeitung des In- u. Auslandes wird um Gratis-Aufn. des Ob. mit diesem Vermerk herzlich gebeten.

Vorbereitung z. Freiwilligen-Examen, zu allen höheren Schulexamina. Gründlicher Privatunterricht f. Schüler aller Klassen. Nur lange erprobte Lehrkräfte. Bisher höchst günstige Erfolge erzielt.
R. Kuck, Berlin,
Kronenstraße 41, II. 8—10, 2—4.

Knabenpension i. **Pfarrhaus. Soolbadeort.** Reizende und geschützte Hanglage. Haus dicht am Wald. Besonders für kur- und erholungsbedürftige Knaben. Gründliche und sichere Vorbereitung auch zurückgebliebener Knaben für höhere Lehranstalten. Beste Erfolge. Eisenbahnhaupstation. Mäßige Pension nach Uebereinkunft. **Pfarrhaus Sooden** a. Werra.

Jünglinge, die beschränkten Geistes wegen nicht in der Lage sind, sich einen bestimmten Beruf anzueignen und der Aufsicht und Leitung bedürfen, finden in meinem Hause gute und liebevolle Aufnahme. Eine den Verhältnissen entsprechende Thätigkeit finden diese in der Gärtnerei. (Beste Referenzen.) **Robert Wenzel,** Kunst- u. Handelsgärtnerei **Bendorf** b. Koblenz a. Rhein.

Sommersmstr. 1. Mai. **Anhalt. Bauschule Zerbst** Wintersmstr. 5. Novmbr.
Bauhandwerker, Steinmetzen, Bau- und Möbeltischler 2c., sowie Fachschule für Eisenbahn-, Straßen- und Wasserbautechniker, staatliche Reifeprüfung. Billiger und angenehmer Aufenthalt. Kostenfreie Auskunft durch die Direktion.

Die Wormser Brauerschule
praktische und theoretische Lehranstalt, verbunden mit Versuchsbrauereien und Mälzerei, Gerätschaftsausstellung, Laboratorium zur Prüfung von Braumaterialien, für Hefereienzucht etc., beginnt den nächsten *Sommerkursus am 1. Mai a. c.* Nähere Auskunft bereitwilligst durch die Direktion: **Lehmann Helbig.**
NB. Die Lehranstalt feiert im Sommer d. J. ihr 25jähr. Jubiläum u. werden sämtliche Besucher derselben höfl. um baldige Einsendung ihrer genauen Adresse gebeten.

An **Karl H.** in **C.** wird von *Tegnäveg* in *X* geschrieben: „Ich möchte Dir mitteilen, daß der Eintritt in das Friedrich-Wilhelm-Institut zu Berlin nur dann erfolgen kann, wenn man 1) das Tauglichkeitsattest eines Regimentsarztes, und 2) das Maturitätszeugnis eines Gymnasiums vorzulegen im stande ist. Der Andrang soll ein so großer sein, daß von 100 sich Meldenden höchstens 40 zugelassen werden. Wünsche viel Glück!" — Für diese Mitteilung besten Dank!

Otto W. in **Wiesbaden.** Wo der Grund Deines Mißerfolges zu suchen, ist schwer zu sagen und an einen Mißerfolg kaum zu glauben, wenn Du wirklich so vorsichtig zu Werke gehst wie Du schreibst. Du sagst: „Wenn ich auf dem Pauspapier an der hinteren Oeffnung der Dunkelkammer das scharfe Bild habe, so setze ich ‚davor' die Kassette ein ꝛc." Du hast Dich hier doch wohl verschrieben und wolltest sagen: „dafür"!? Der Rahmen mit dem Pauspapier muß nämlich entfernt werden, und genau an dessen Stelle die lichtempfindliche Platte zu stehen kommen! Die Belichtungszeit bei Schleußner Platten im Freien soll höchstens 2—3 Sekunden dauern, bei trübem Wetter etwas länger. — Deine Lampe ist nach Deiner Beschreibung nicht lichtsicher! Du mußt dafür sorgen, daß weder unten noch oben weißes Licht ausstrahlen kann. Ein einziger weißer Lichtstrahl kann schuld sein an Deinem Unglück. Der Cylinder der Lampe muß oben durch eine Messingkappe (Blechkappe) mit Boden, durch welche Luft, aber kein Licht hindurch kann, geschlossen werden. Noch besser könntest Du es machen, so Du eine Scheibe rubinrot verklebst, und ein helles Licht dahinter, auf das Fenstersims stellst, dem Freien zugewendet. — Beim Entwickeln sollst Du die Schale leicht bewegen, damit die Flüssigkeit „spülend" über die Platte läuft und zwar recht oft. — Das Bild erscheint schon nach ½ Minute. Deine Angabe ist richtig: die matte Seite ist die empfindliche, auch Dein Apparat scheint richtig konstruirt zu sein. Wenn die Platten, wie Du sagst, „ganz schwarz" werden, so ist dies ein Zeichen, daß solche zu lange belichtet wurden, oder weißes Licht bekommen haben. Untersuche den Apparat nochmals ganz genau, ob auch wirklich gar nirgends ein Lichtschimmer eindringen kann, und verliere den Mut nicht Mit der Uebung werden auch die schönen Bilder kommen.

Koboldchen aus **Y.** Du willst Eastmanns Bromsilberpapier selber darstellen? Lieber Kamerad, das dürfte Dir schwerlich gelingen, da die Herstellung erstlich Fabrikgeheimnis und dann jedenfalls recht schwierig ist.

Welfe in **Hannover** bittet einen Münchener Kameraden um Aufzählung der dort in Garnison stehenden Reiterregimenter.

G. Vetter in **Essen.** Solche Bilder werden mit Transferrotype-Papier hergestellt. — Lasse Dir von Glock & Cie in Karlsruhe den Prospekt kommen.

C. in **Köln.** Die Krone über einem Wappen ist, obwohl seit fast zwei Jahrhunderten im Gebrauche, dennoch ein nonsens, um nicht direkt Unsinn zu sagen. Jedenfalls ist das Wappen mit Helm, Helmdecke und dem ganzen heraldischen Beiwerk, schon ob des Alters, sowie auch durch Gesetze der Schönheit, dem einfach bekrönten Schild vorzuziehen. Will man nun durchaus die Krone ob dem Schilde führen, so steht der Bekrönung desselben mit der fünfblätterigen Krone nichts im Wege, da diese keine Rangkrone ist. Monogramme auf Briefpapieren mit dieser Krone zu verzieren, würde der „G. K." entschieden widerraten, da sie dort gar nichts bedeutet, und nur als leerer Zierat anzusehen wäre, denn man merkt die Absicht, glänzen zu wollen, und in diesem Fall obendrein mit leerem Schein. Ehre Vater und Mutter . . . . . sagt das göttliche Gesetz, darum pflege die Rechte, die Deine Ahnen erworben, führe den Wappenschild in Ehren, den Du ererbt, aber eben nur diesen, ohne — lächerlichen Flitter. Niemand wird Dir es verargen, über den Schild die fünfblätterige heraldische Helmkrone, die Du in Deinem Fragebriefe gezeichnet, setzen zu lassen, aber man würde dieselbe Krone über einem Monogramm belächeln, weil sie eben keine Rangkrone, folglich nichtssagend ist. — Statt des Monogrammes führe auf Briefpapieren, Visitkarten ꝛc. Dein Familienwappen mit Helm u. Helmdecke, so ehrst Du Deine Ahnen am schönsten und somit auch Dich selber.

Buchhaltung etc.

Nach Ostern neue Früh- und Abendkurse für Anfänger und Vorgerücktere auf Grund **langer praktischer** Erfahrung.

J. Rück, Handelslehrer, Stuttgart, Uhlandsstr. 22.

Das Pädagogium zu Gross-Lichterfelde bei Berlin,

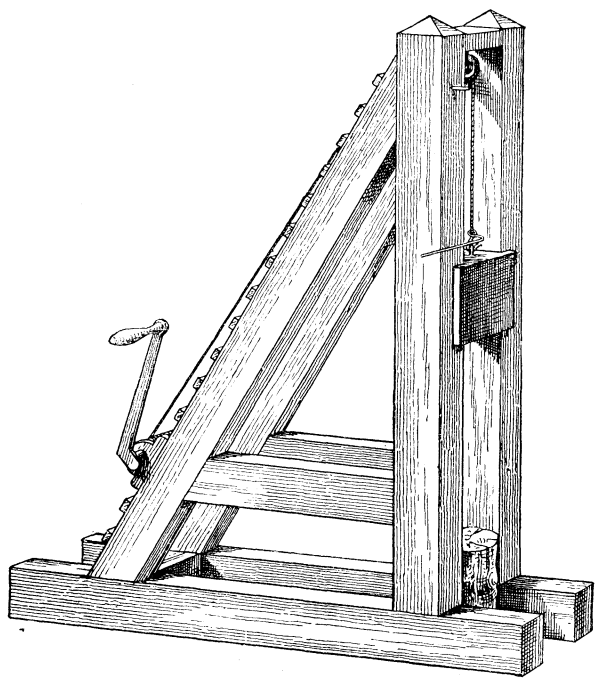
Unterrichtsanstalt und Pensionat für Söhne aus den gebildeten Ständen, hat seit 1873 die Berechtigung, Zeugnisse für den einjährigen Militärdienst auszustellen. Es beschränkt sich auf ca. 50 Pensionäre, für deren individuelle Erziehung und gewissenhafte Aufsicht es sorgt. Großer Garten, schöner Turnplatz, gesunde Luft.

Empfohlen von den Herren Direktoren **Dr. Bach**, Prof. **Dr. Büchsenschütz**, Prof. **Dr. Foss**, Prof. **Dr. Runge**, Prof. **Dr. Simon** in Berlin und Pred. **Stephany** in Groß-Lichterfelde. Prospekte durch den Vorsteher der Anstalt **Dr. Deter.**

Victoria-Institut zu Falkenberg i. d. Mark b. Eberswalde.

Der Lehrplan dieser in schöner und gesunder Umgebung auf dem Lande gelegenen Erziehungs-Anstalt für Söhne aus den gebildeten Ständen ist der eines Realgymnasiums, mit besonderer Berücksichtigung der neueren Sprachen. — **Berechtigung zum einjährigen Militärdienst.** Nähere Auskunft erteilen gütigst die Herren: Dr. W. Gallenkamp, Direktor der Friedrich-Werderschen Oberrealschule, Prof. Dr. Kern, Direktor des Königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, Prof. Dr. Kempf, Direktor des Friedrich-Gymnasiums zu Berlin und Prof. Dr. Heine, Direktor der Ritter-Akademie in Brandenburg an der Havel und Domherr des evangelischen Hochstifts, sowie der Dirigent der Anstalt.

Albert Siebert.



Ein von Kamerad Alfred L. in M. selbstgefertigtes Rammwerk. (Beschreibung unter Fragen und Antworten.)

Einjährig-Freiwillige.

Pütter's Institut für militärische und höhere Schulexamina (staatlich berechtigt) **Hannover,** Josephstraße 29. Rasche Förderung nicht Versetzter, welche an die Schule zurückkehren wollen, dieselben werden meist ohne Verlust an Schulalter, der angestrebten Klasse zugeführt. Anerkennung von Seiten der betr. Klassenlehrer. Pension mit sorgfältiger Ueberwachung und Nachhilfe. Prospekte auf Wunsch.

Erste Handelslehranstalt, Stuttgart.

Unterrichtsfächer: **Doppelte Buchführung** (auch die amerikanische); **Kaufm. u. Bankrechnen; Wechsel- u. Handelsrecht; Stenographie; Schönschreiben; Korrespondenz** (deutsch **französ., englisch, italien. u. spanisch).** — Man kann auch **einzelne Fächer** belegen. Eintritt jederzeit. **Abgehenden** sorgen wir für **passende Stellungen** mit **bekanntem Erfolg.**

Prospekt und Auskunft durch den Vorstand: **C. W. Jung.**

Militärstr. 4—6.

Tauschmarkt.

Briefmarken suchen und tauschen: Osk. Gatnar in Wien III., Oetzeltg. 3 III. Th. 13. J. Schescherko in Cilli, Steiermark. k. k. Staatsgymnasium: China gegen je 20 Argentina. Max Perutz in Prag, Florenzg. 25 II.: Rußland. Gustav Hürrthal in Oberhausen, Rhl., gegen seltene Stempelmarken. Joh. Zakrajšek in Cilli, Grazerg. 34, Steiermark, gegen Mineralien. Friedr. Hoisel in Cilli, Steiermark, Sparkasse: alte Bergedorf gegen alte österreichische. J. **Kalm,** per Adr.: F. Zürn in Bremerhaven, gegen eine kl. Dampfmaschine. W. Block in Stettin, Birkenallee 37: Bayern 1849—58, Sachsen 1856, 10 Ngr. blau. W. Rech in Hamburg, Schäferkamps-Allee 29. Eugen von Stoffiegen in Riga, Rußland, Parkstr. 8. Fritz Hobus in Angerburg, Ostpr. Coentges in M.-Gladbach, Rheinpr.: Griechenland, Türkei. Karl Albers in Hamburg, Neubertstr. 24 a: alte deutsche u. a. gegen schwedische Dienstfreim. Karl Liszka in Rimaszombat, Kom. Gömör, Ungarn. Hans Heiß in München, Fraunhoferstr. 15 II: Württemberg, 18 Kr. violett gegen 50 alte Japan-Karten. Ernst Schilling in Celle, Zöllnerstr. 19. Karl Schickendantz in Pirmasens, Rhnpf. Hugo Heseler in Barmen, Cleverstr. 77. Fritz **Roth** in Wiesbaden, Kapellenstr. 2 a. Bruno Schlesinger in Breslau, Schuhbrücke 71. Com. Le Moult in Hamburg, Eimsbüttel, Bismarckstr. 17. W. Mörbitz in Zwickau i. S., Römerplatz 5 II.

M. Aufhäuser in **München, Elisenstraße 1 III.,** bittet um Zusendung von Monogrammen (aus Briefbögen oder Couverts geschnitten).

Alphonse Ströbel in **Heilbronn, Kirchbrunnenstraße 5,** hat eine Haselmaus zu vertauschen, am liebsten gegen ein Meerschweinchen oder ein Paar Vögel.

Bitte die lieben Kameraden, mir abgestempelte Pferdebahnbillete senden zu wollen; revanchiere mich mit Briefmarken. H. Dayer in Stuttgart, Werastr. 6 II.

Rob. Busche in **Lüdenscheid, Westf.,** vertauscht seine Siegelsammlung von 150 St.

H. Friedrich in **Cöthen i. A.,** postlag., sucht Assignaten gegen Münzen, Marken, Schmetterlinge, Stempel und Siegel.

Otto Fulda in **Sangerhausen** möchte seine Stirnsche Geheimcamera Nr. I. für 6 Aufnahmen auf 1 Platte mit Materialkasten und Utensilien gegen die Geheimcamera Nr. II. zu 4 großen Aufnahmen vertauschen.

Julius Nußbaum in **Berlin W.,** Steglitzerstr. 30/31, gibt einen photogr. Apparat ab und bittet um gefl. Angebote, Stempel und Mineralien ausgeschlossen.

Karl Richter in **Breslau,** Garvestr. 9 p., sucht ein Paar Finken, Rotkehlchen oder andre Vögel, bietet dafür 100 ausländ. Briefmarken und einen Zeichen-Apparat.

Zwei Stirnsche Geheimcameras werden einzutauschen gesucht von Anton Schirr in Wien, III, Marxergasse Nr. 6, Thüre 1.

O. Detlessen in **Glückstadt, (Holstein),** gibt eine Siegelsammlung und einen Schmetterlingskasten gegen eine Dampfmaschine, Freimarken oder Münzen.

M. Schmidt, Wirtschafts-Eleve in **Thaner,** b. Steinau a. Oder, hat einen lebenden Turmfalken zu vertauschen.

Karl Andriessen in **Krefeld,** Westwall 184, sucht lebende Eichhörnchen einzutauschen.

L. Kunkel in **Berlin W.,** Wilhelmsplatz 1 III, gibt im Tausch viele Zinnsoldaten und ein Zimmertrapez.

J. Weiß in **Wien,** Wieden, Hauptstr. 63, sendet jedem ausländ. Kameraden, der ihm 25 Stempelmarken seines Landes schickt, die gleiche Anzahl österreichische.

M. Lindenmeyer in **Stuttgart,** Uhlandstraße 27 III, gibt seinen Elektrophor gegen ein Chromsäure-Element, Induktionsapparat oder einen Elektromotor.

Fr. Brüggemann in **Aachen,** Schützenstraße 16, sucht eine ziemlich starke, gute Dampfmaschine; gibt dagegen ein schwebendes Reck, nebst Ringe, Bügel u. drgl.

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109.— Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt und das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 31.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Die Blicke aller wendeten sich auf Schwarz. Dann fuhr der Slowak fort, zu erzählen, wie der Löwe erlegt worden war und die Löwin dann herbeigesprungen kam.

„Wir glaubten fertig zu sein,“ sagte er. „Aber die Frau des Herdenwürgers hatte die Stimmen unsrer Gewehre gehört und eilte herzu, ihrem Manne zu helfen oder seinen Tod zu rächen. Das war eine große, eine entsetzliche Gefahr, nicht wahr, Hadschi Ali?“

„Ja, es war fürchterlich,“ antwortete der „Vater des Gelächters“, indem er trotz der großen Gefahr, welche geschildert wurde, eine Grimasse zog, als ob er am ganzen Körper gekitzelt werde.

Der Slowak führte seine Erzählung zu Ende und schilderte dann die Teilung des Felles.

„Mir als dem Tapfersten fiel die vordere Hälfte zu,“ berichtete er. „Und sodann — — —“

„Schweig!“ fiel ihm sein Freund und Genosse

– „Medfa', Omm ed dauwar – eine Kanone, eine Mutter des Drachens!“ rief der Aegypter „das ist gut! Da werden und müssen wir siegen!“ –

in die Rede. „Der Effendi war der Tapferste. Du aber bist nicht mutiger gewesen als ich. Deine Hälfte ist dir durch das Los zugefallen, weshalb wir dich noch heute wegen des großen Maules, welches der Löwe hat, und welches auch du besitzest, Abu el buz, ‚Vater des Maules' nennen."

„Schweig du selbst," antwortete der Kleine zornig. „Mein Maul ist nicht größer als das deinige. Es ist jedenfalls ruhmvoller, den Kopf des Löwen zu haben, als den Schweif. Oder hältst du es etwa für eine große Ehre, Abu ed daneb, ‚Vater des Schwanzes' genannt zu werden. Siehe dich nur an, wie lächerlich deine hintere Hälfte kleidet!"

„Selber lächerlich!" schrie der andre. „Wenn du mich so fort beschimpfest, verzehre ich dich mit meinem Zorne und vernichte dich mit meinem Grimme!"

Er wollte sein fürchterliches Gesicht machen; es bekam aber ein solches Aussehen, als ob er infolge eines guten Witzes gar nicht aus dem Lachen herauskommen könne.

„Ich verachte deinen Zorn!" antwortete der Kleine. „Weißt du nicht, daß ich ein berühmter Gelehrter bin und sogar Latein verstehe, wovon du keine Ahnung hast!"

„Und ich kenne alle Völker und Dörfer der Erde, und alle Länder und Einwohner des Weltkreises nenne ich mit Namen. Mache mir das nach, wenn du es kannst!"

„Gut! Ich werde es dir nachmachen; aber mache mir es nur erst vor!"

„Das werde ich thun, um dich vor diesen vielen Zeugen zu blamieren, daß du dich scheuen sollst, jemals wieder einen Menschen anzusehen. Wage es doch einmal, mich nach meinen Völkern und Dörfern zu fragen!"

„Gleich werde ich fragen! Wie heißen die Inseln, welche westlich von der großen Wüste Sahara im Meere liegen?"

„Bilad el adscham" *).

„Falsch! Wie heißt das Land, welches die Spitze von Afrika bildet?"

„Bilad el moskob" **).

„Wie heißt das Land, welches ganz im Norden von Europa liegt?"

„Sailan" ***).

„Noch falscher! Und wie heißt das größte Reich der Erde, welches den Osten von Asien bildet?"

*) Persien.
**) Rußland.
***) Ceylon.

„Dschebel et Tarik" *).

Da schlug der Slowak die Hände zusammen, lachte laut auf und rief:

„O du ‚Vater des Schwanzes', wie hast du dich jetzt so lächerlich gemacht! Die Inseln jenseits der Wüste heißen Dschesajir kanara**). An der Spitze von Afrika liegt das Bilad er ras***). Das nördlichste Land von Europa heißt Bilad el lap†), und im Osten von Asien liegt das größte Reich der Erde, Bilad ed dschin††). Du hast also lauter falsche Antworten gegeben!"

„Ich antwortete richtig!" behauptete der „Vater des Gelächters".

„Nein, falsch!"

„Beweise es!" schrie der Geograph, indem er in größter Wut mit den Füßen die Bretter stampfte, so daß der Löwenschwanz den Takt mit ihnen schlug.

„Die Worte eines Mannes, welcher Latein versteht, sind stets richtig; er braucht nichts zu beweisen," antwortete der Kleine stolz. „Mit den Ländern habe ich dich vollständig geschlagen. Wie steht es nun mit den Völkern und Dörfern?"

„Ich kenne sie alle!"

„Wollen doch einmal sehen, ob das wahr ist. Welches Volk wohnt gerade in der Mitte von Europa?"

„Das sind die Swahili" †††).

„Falsch! Welches Volk wohnt nördlich von Indien?"

„Die Filimenk" §).

„Auch falsch! Welches Volk wohnt ganz im Süden von Bilad ed dinja" §§)?

„Die Talian" §§§).

„Auch das ist falsch! Nun sag aber doch einmal, wo Nagy Mihaly liegt?"

„Das gibt's gar nicht!"

„Das gibt's gar wohl, denn dort bin ich geboren! Und wo liegt Buxtehude?"

„In Le Leli" *†).

„Laß dich nicht auslachen! Wo liegt wohl Blasewitz?"

„Auch das gibt es nicht!"

„Freilich gibt es das, denn dort hat Schiller seine Gustel geheiratet. Aber von diesem Schiller hast du freilich noch nie etwas gehört. Und wo liegt Itzehoe?"

„In Dschenowah" **†).

„Auch das ist nicht richtig. Hättest du das Buch gelesen, welches eben dieser berühmte Schiller über die Dschigrafija*) geschrieben hat, so würdest du wissen, daß dieses Itzehoe im Duar Salak el hadschar**) liegt! Deine Antworten sind eben alle falsch. Du kennst kein einziges fremdes Volk und keine einzige fremde Stadt. Du bist so dumm, daß ich über dich weinen möchte!"

*) Gibraltar.
**) Kanarische Inseln.
***) Kapland.
†) Lappland.
††) China.
†††) Suaheli.
§) Holländer
§§) Südamerika.
§§§) Italiener.
*†) Polen.
**†) Genua.

„Beweise es doch! Beweise es!" brüllte der „Vater des Gelächters", jetzt fast außer sich vor Wut; daß er vor so vielen Zuhörern blamiert wurde. „Es ist sehr leicht, so etwas zu behaupten; aber den Beweis zu liefern, das ist die Hauptsache!"

„Das kann ich. Frage doch die beiden Effendis, welche hier stehen! Sie werden dir sagen, daß ich recht habe, du aber unrecht hast!"

Schwarz und Pfotenhauer waren bei der interessanten Gruppe stehen geblieben. Der kleine „Vater der elf Haare" sah in seinem roten Fracke, den er bei einem Händler in Faschodah aufgegabelt hatte, und mit der übergeworfenen Löwenhaut gar zu drollig aus. Aber sich nun an dem Streite zu beteiligen, das beabsichtigten sie nicht. Als der Slowak seinen Gegner jetzt auf sie verwies, wollten sie sich schnell entfernen, um den Vater des Gelächters nicht beleidigen zu müssen; dieser aber enthob sie der beabsichtigten Flucht, denn er antwortete:

„Ich habe es nur mit dir, aber nicht mit andern Leuten zu thun. Du bist es, den ich schlagen will und schlagen werde, nicht aber sind es diese beiden Effendis, von denen jeder allein zehntausendmal gescheiter ist als wir beide zusammengenommen! Zeige doch dein Latein und deine Wissenschaft! Beweise es doch, daß du die Völker und Dörfer der Erde besser kennst als ich!"

„Das kann ich schon beweisen. Sage mir nur, wie!"

„Ich werde dich fragen, ganz so, wie du mich gefragt hast!"

„Thue das! Man wird sehen, wie du über die Klugheit meiner Antworten staunen wirst."

„Wollen sehen! Sage mir also einmal, wo liegt der berühmte Ort Al Hutama?"

Dieses Wort ist ein Beiname der Hölle, welcher ihr in der hundertvierten Sure gegeben wird. Der schlaue „Vater des Gelächters" wendete sich also klugerweise

*) Geographie.
**) Wallensteins Lager.

auf ein Feld, auf welches der Slowak ihm nicht folgen konnte.

„Das weiß ich freilich nicht," mußte dieser gestehen. „Ich habe von dieser Stadt noch nie gehört."

Ein allgemeines Gelächter war die Folge dieser Antwort, denn als Mohammedanern war allen Anwesenden das Wort bekannt.

„Schau! Deine Wissenschaft läßt dich schon bei meiner ersten Frage im Stich!" jubelte der Hadschi, indem er ein Gesicht zog, infolgedessen das Gelächter sich verdoppelte. Er aber fuhr, davon unbeirrt, fort: „Jetzt sage mir, in welchem Lande der berühmte Tasnim entspringt!"

Tasnim ist eine Quelle im Paradiese. Sie wird in der dreiundachtzigsten Sure erwähnt.

„Auch diesen Namen kenne ich nicht," antwortete der Kleine.

Ein rundum laufendes Murmeln ließ ihm erkennen, daß man sich über seine Unwissenheit wundere.

„So sage mir wenigstens, wo Sidschin liegt!"

Dieser Name befindet sich in derselben Sure und bezeichnet einen Ort der Unterwelt, in welchem das Verzeichnis der Handlungen aller bösen Menschen und Geister aufbewahrt wird; auch dieses Verzeichnis selbst wird Sidschin genannt.

„Weißt du es denn selbst?" opponierte der Rotfrackige.

„Natürlich weiß ich es. Wir alle wissen es; du aber nicht?"

„Frage weiter!" sagte der Kleine, ohne eine direkte Antwort zu geben.

„So sage mir nur noch, wo al' Ahkaf liegt!"

Al' Ahkaf bedeutet eigentlich Sandhaufen und ist der Name eines sehr sandigen Thales in der Provinz Hadramaut, wo die Aditen, von denen der Koran wiederholt spricht, gewohnt haben sollen. Dieses Thal wird im 21. Vers der sechsundvierzigsten Sure erwähnt, und darum wird diese ganze Sure Al' Ahkaf genannt.

„Auch das weiß ich nicht," gestand der Ungar kleinlaut.

„So hast du mir nun schon zum drittenmal nicht antworten können! Ich wollte dir hundert und noch mehr ähnliche Fragen vorlegen, und du würdest bei jeder schweigen müssen. Wer ist nun der Kluge von uns beiden?"

„Keiner! du hast mir nicht antworten können und ich dir nicht, folglich ist einer so klug wie der andere. Du kennst deine Völker und Dörfer und ich meine Wissenschaften und mein Latein. Wir wollen uns unsre Gelehrsamkeit in Zukunft nicht mehr streitig machen. Habe ich recht? Stimmst du mir bei?"

„Von ganzem Herzen!" antwortete der „Vater des Gelächters" gerührt, wobei er aber ein Gesicht machte, als ob er sich über den Kleinen krankachen wolle.

„So reiche mir deine Hand, und küsse mich! Wir sind Brüder und sind versöhnt. Mein Feind ist auch dein Feind, und deine Freunde sind auch meine Freunde!"

„So soll es sein jetzt und in alle Ewigkeit. Allah l' Allah!"

Sie umarmten und küßten sich, sprangen von ihrem Podium herab und schritten Arm in Arm von dannen.

„Sonderbare Kerle!" lachte der Graue. „So 'was hab' ich fast noch nit g'schaut. Erst wollen's sich fressen, und dann küssen's sich die G'sichter und trollen vergnügt davon. Kommt das denn öfters vor?"

„Täglich mehrere Male. Und dabei haben sie sich wirklich aufrichtig lieb. Diese beiden können ohne einander gar nicht leben, notabene, wenn sie sich streiten dürfen. Sie gestehen selbst, daß das die Liebe erneuere."

„Ich dank' gar schön! Aber brav sind's doch alle beid'?"

„Sehr! Sie hängen so an mir, daß sie für mich ihr Leben wagen würden. Sie werden sie schon noch näher kennen lernen, Herr Doktor."

„Was! Wie nennen's mich? Doktor etwa? Damit kommen's mir ja nit mehr!" anwortete Pfotenhauer eifrig. „Das kann ich nit leiden! Deswegen hab' ich mich mit Ihrem Bruder schon oft 'zankt."

„Aber es ist doch der Ihnen rechtmäßig zukommende Titel!"

„Ach was Titel! Ich pfeif' darauf! Mein Nam' ist Ignatius Pfotenhauer. In der Heimat nennen's mich darum, und weil ich gern überall umherkraxelt bin, um Vögel zu fangen, rundweg nur den Vogel-Nazi. Wann's mir die Freud' machen wollen, so sagen's auch Nazi oder Naz zu mir!"

„Wenn Sie es wünschen, mir soll es recht sein!"

„Ja, ich wünsch' es sehr! Leut' wie wir, die von morgens bis abends und dann wiederum von abends bis morgens beisammen sind, die dürfen sich nit solche Titel und Komplimenten an die Köpf' werfen. Aan Fremder, den ich nit kenn' und der mich nix angeht, der muß mir mit der erforderlichen Höflichkeit kommen; von dem verlang' ich allerdings, daß er mir meine Ehr' erweist und mich Herr Doktor Vogel-Nazi Pfotenhauer nennt. Wann er das nit thut, so soll ihn der Teuxel reiten! Sie aber können sich die lange Red' dersparen. Hörens! Was geht da los? Die Gebetsstund' ist doch noch nit da; die kommt erst zum el Deghri, also des Mittags wieder."

Der Fakir stand nämlich auf dem Minaret und schlug das Klangbrett an. Dann erhob er seine Stimme, aber nicht um zum Gebete zu rufen, sondern er verkündete mit lauter Stimme, so daß es über die ganze Seribah vernommen werden konnte:

„Auf, ihr Gläubigen, versammelt euch, um die Stunde des Glückes zu befragen! Eilt zum Versammlungsplatze, um zu hören, ob ihr am Mittag aufbrechen dürft!"

Und dann ertönte der Schall der Darabukka*), die Soldaten zum Sammeln zu rufen.

„Das ist die Trommel," sagte der Graue.

„Wissen's, wie trommeln im Arabischen heißt?"

„Ja, dakk . . . ettal."

„Richtig! Das Wort ahmt den Schall der Trommel nach: dakk . . . ettal — dakk . . . ettal, gerade wie wir im Deutschen sagen rumdibum, rumdibum. Auch der Name Darabukka ist nur die Nachahmung dieses Schalles. Jetzt schaun's mal, wie die Kerls alle laufen! Wollen wir auch mit?"

„Ja. Wir müssen doch sehen, wie es gemacht wird, das Schicksal zu befragen, ob eine gewisse Stunde eine glückliche ist. Wir als Christen haben natürlich die Ueberzeugung, daß alle Tage und Stunden des Herrn sind."

Sie fanden alle Bewohner der Seribah auf dem Versammlungsplatz beisammen, die Gesichter nach einem Tokul gerichtet, auf dessen Spitze das Zeichen des Halbmondes angebracht war. Das war die Hütte des Fakirs.

Eben als die beiden dort anlangten, kam Hasab Murat, der Herr der Seribah aus seiner Behausung. Als er sie erblickte, ging er auf sie zu, um sie unter tiefen Verbeugungen zu begrüßen.

„Wird der Fakir sich befriedigend aussprechen?" fragte Schwarz.

„Ja, Effendi," antwortete der Aegypter.

---

*) Topftrommel, Handpauke von Thon.

„Woher weißt du das?“

„Daher!“

Er griff, indem er listig mit den Augen blinzelte, in die Tasche und zog zwei Mariatheresienthaler hervor, welche er ihnen heimlich zeigte, um sie sogleich wieder einzustecken.

„Nach so einem Opfer ist die Stunde allemal glücklich,“ fügte er hinzu. „Allah sieht es gern, daß man seinen Dienern Geschenke macht.“

„So eile, dies zu thun, und füge noch diese drei Abu Nokat*) bei!“

Er holte seinen Beutel heraus und gab ihm drei Thaler.

„Effendi, dein Herz ist reich an Güte und Klugheit,“ antwortete Hasab Murat, indem er das Geld in seine Tasche gleiten ließ. „Nun wird Allah unserm Vorhaben das glücklichste Gelingen gewähren.“

Er eilte fort, um im Tokul des Fakirs zu verschwinden. Nach einiger Zeit kam er mit diesem heraus, und der Fakir verkündete mit lauter Stimme:

„Hört es, ihr Gläubigen! Ich habe das Buch des Schicksals aufgeschlagen und die Stimme der Gewährung gehört. Ich verkündige euch Sieg und dreimal Sieg. Ihr werdet die Feinde schlagen und ihre Seelen in die Hölle schicken. Allah ist Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“

„Allah ist Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“ wiederholten über vierhundert Stimmen.

Dann ging die Versammlung auseinander. Hasab Murat erteilte seinem Basch Muni*) den Befehl, Tabak und Merissah zu verteilen, was mit großem Jubel aufgenommen wurde, und lud dann Schwarz und Pfotenhauer ein, um sie bei sich zu bewirten.

Er bediente sie in eigener Person und setzte ihnen das Beste vor, was die Seribah zu bieten vermochte. Es lag ihm daran, sie sich möglichst wohlgesinnt zu machen. Später kam ein Neger und flüsterte ihm eine Meldung zu. Als der Schwarze gegangen war, sagte er:

„Effendis, ich hörte soeben, daß die beiden Schiffe unten an der Mischrah angekommen sind. Wenn ihr sie sehen wollt, so könnt ihr das jetzt ungestört thun, da die Soldaten noch nicht eingeschifft sind. Erlaubt mir, euch zu begleiten!“

Er führte sie hinab an den Fluß, wo die beiden Noger neben der Dahabieh vor Anker lagen.

„Seht sie euch an!“ sagte er in hörbarem Stolze. „Euer Fahrzeug ist gewiß ein guter Segler; ich habe das schon heute früh erkannt; aber meine Schiffe sind nach meiner eigenen Angabe auf der Mangarah*) von Daun gebaut worden. Ihr Bug ist scharf; sie durchschneiden das Wasser mit Leichtigkeit, und ich habe noch kein Fahrzeug auf dem Nil gesehen, welches es mit ihnen aufnehmen könnte, eure Dahabieh ausgenommen.“

„Das ist mir lieb,“ antwortete Schwarz. „An der Schnelligkeit meines Schiffes habe ich nichts auszusetzen, und so werden die drei Fahrzeuge wohl leicht beisammenbleiben können, ohne daß das eine auf das andre zu warten hat.“

Sie bestiegen die beiden Schiffe, deren Inneres nichts Außergewöhnliches bot. Dann führte Schwarz den Aegypter auf die Dahabieh. Auf dem Verdeck derselben angekommen, sagte er:

„Jetzt will ich dir etwas zeigen, was du heute früh wohl nicht gesehen hast. Folge mir zunächst nach hinten!“

Sie stiegen auf das Verdeck oberhalb der Kajüte, wo ein langes, schmales und niedriges Holzhäuschen stand, welches auf Rädern beweglich war und dessen Zweck ein mit demselben Unbekannter wohl nicht gleich erraten hätte.

„Was meinst du, was sich darin befindet?“ fragte Schwarz.

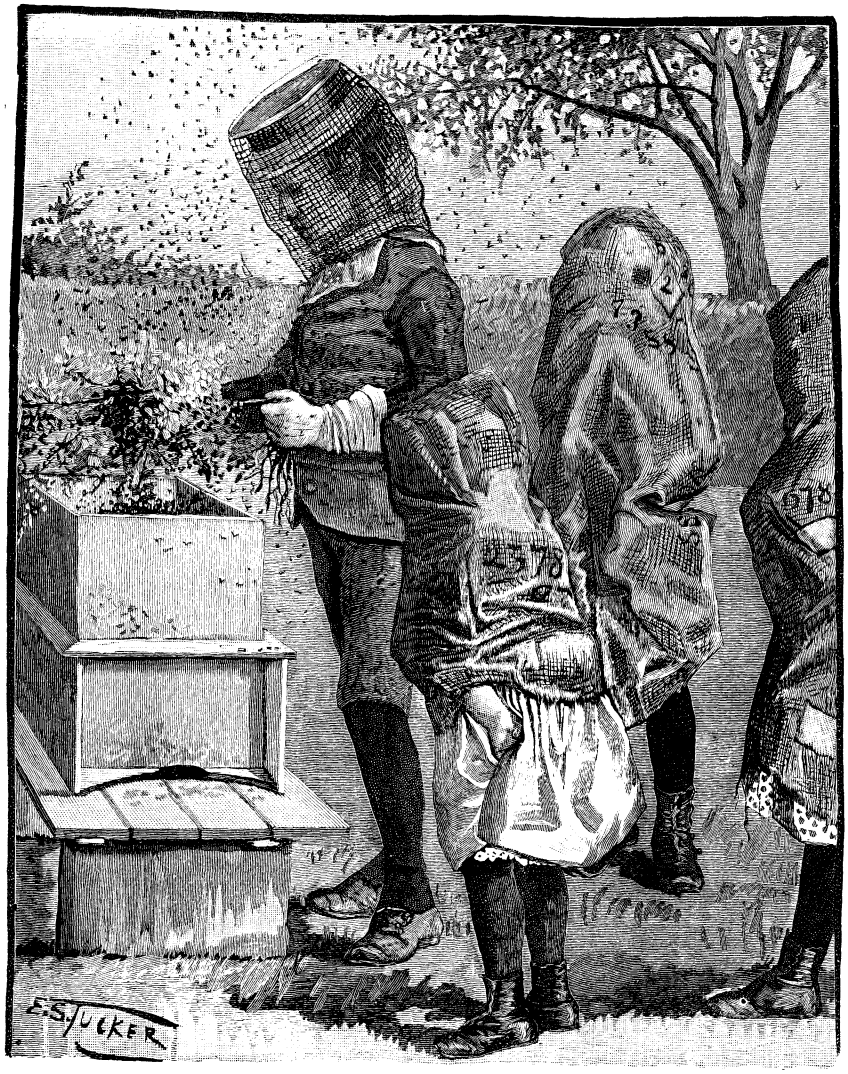
„Das kann ich nicht erraten,“ antwortete Hasab Murat.

„Erraten Sie es vielleicht?“ fragte Schwarz den Grauen.

„Vielleicht,“ antwortete dieser deutsch. „Wohl eine Drehbasse oder Drehkanone, welche durch das Häuschen maskiert wird, damit der Feind nit zu früh bemerkt, was er zu derwarten hat?“

*) Plural von Abul Noktah.

*) Herr der Vorräte, Materialverwalter.



Die Bienenjäger leeren die eingefangenen Bienen zu Hause in die Stöcke.

*) Schiffswerft.

„Erraten! Da sehen Sie!“

Er öffnete vorn die Thür und schob das Häuschen nach hinten über die Kanone hinweg. Der Lauf derselben lag auf einem Zapfen, so daß er im Kreise rundum nach allen Richtungen bewegt werden konnte.

„Medfa', Omm ed dauwar — eine Kanone, eine Mutter des Drachens!“ rief der Aegypter, indem er für die Drehbasse sofort einen bezeichnenden Namen improvisierte. „Das ist gut! Da werden und müssen wir siegen!“

„Ich hoffe es,“ antwortete Schwarz. „Das ist für einen Kampf zu Wasser. Für ein Gefecht zu Lande habe ich etwas noch viel Besseres. Laßt es euch zeigen!“

Er führte sie nach dem Vorderteile des Schiffes, wo ein hoher Haufen von Matten zu liegen schien. Dieser bestand aber aus nur fünf Stück. Als Schwarz dieselben entfernt hatte, zeigte sich eine Kanone, deren Lafette und Räder mit Stricken befestigt waren, daß sie feststand und nicht über Bord gehen konnte.

„Noch eine Kanone!“ rief Hasab Murat. „Aber wie ist sie gebaut! So eine habe ich noch nie gesehen!“

„Das glaube ich gern,“ antwortete Schwarz. „Das ist eine Konstruktion, welche selbst bei den Europäern neu ist. Der Khedive hat einige aus Bilad el ingeliz*) geschenkt bekommen und zwei davon dem Jaffar Pascha zum Gebrauche gegen die Sklavenräuber nach Chartum geschickt. Mit der einen ist diese Dahabieh armiert worden, und ich denke, daß sie uns gute Dienste leisten wird, zumal wir einen tüchtigen Vorrat von Munition besitzen. Sie ist eigentlich für den Kampf zu Lande bestimmt, kann aber auch hier auf dem Deck gebraucht werden.“

„Wie heißt denn diese Konstruktion?“ fragte der Graue.

„Es ist eine Maximkanone, aus welcher in der Minute recht gut fünfhundert Kugeln abgegeben werden können; das kann, wenn es erforderlich ist, sogar bis auf sechshundert gesteigert werden.“

*) England.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Daniel, von den Bienen angegriffen, ergreift eilends die Flucht.

Das Bienenvolk.

(Schluß.)

Manchmal kommen zufälligerweise zwei neue Königinnen zu gleicher Zeit aus. Dann ist es wunderbar, die Bienen zu sehen. Sie machen einen Raum frei und bringen die zwei feindlichen Königinnen zusammen; sie selbst stehen zurück, um das Gefecht zu beobachten. Und es ist ein mörderisches Gefecht in der That — ein Kampf auf Leben und Tod, denn sie hören nicht eher auf, bis eine oder die andre tödlich gestochen ist. Die Siegerin wird dann als Herrscherin anerkannt und angenommen.“

„Wie ist es, Onkel Hugo, wenn beide Könniginnen zu gleicher Zeit stechen? Was thut der Schwarm dann?“

„Das kommt, glaube ich, nie vor. Wenn sich zwei Königinnen in solcher Lage befinden, daß sie beide sicherlich gestochen würden, wenn sie losgehen, so ziehen sie sich zurück und räumen offen das Kampffeld,“ antwortete sein Onkel.

„Was wird, wenn eine Königin stirbt?“ fragte Arthur weiter.

„Zuerst scheinen die Bienen vor Bestürzung überwältigt, es verbreitet sich in dem Stock eine große Unruhe, es herrscht ein gewaltiger Sturm. Ganze Knäuel von Bienen sammeln sich in den Ecken der Wabe und beraten über das politische Ereignis. Sie sprechen zwar nicht richtig, aber sie machen sich doch untereinander verständlich, denn nach einigen Stunden ergeben sie sich — und beginnen, eine neue Königin zu machen. Huber, der große Bienengelehrte, der, obgleich blind, doch mehr über ihre Wege und ihre Art und Weise herausgefunden hat, als vor ihm alle sehenden Augen in der Welt, gebrauchte ein sehr einfaches Mittel, um herauszufinden, wie sie sprechen und sich unterhalten. Er steckte ein feines Drahtgitter, zu fein für die Bienen, um hindurchzukommen, zwischen die Waben eines Stockes, und machte zwei getrennte Kolonien aus einem Schwarm. Zuerst war jene Hälfte, die von der Königin getrennt wurde, in großer Aufregung; bald nachher jedoch beruhigten sie sich und gingen wie gewöhnlich an die Arbeit. Auf irgend eine Weise hatten sie nämlich herausgefunden, daß die Königin im Stock unversehrt war, obgleich sie dieselbe weder sehen noch hören konnten. Er steckte dann ein andres Gitter neben das erste, jedoch nur einen halben Zoll von diesem entfernt. Die königinlose Hälfte wurde aufgeregt und fing nun an, selbst Königinzellen zu bauen. Wenn sich der abgetrennte Teil durch das Gesicht, den Geruch oder den Schall mit den übrigen in Verbindung gesetzt hätte, so würde das durch zwei Gitter ebensogut gegangen sein als durch eins; aber wenn es durch das Berühren mit den Fühlhörnern, den Antennen, geschah, so würden die zwei Gitter eine vollständige Stockung der Unterhaltung herbeigeführt haben, wenn man es sich so denkt; andre Leute haben seither herausgefunden, daß dies wirklich der Weg ihrer Unterhaltung ist.“

„Auch in vielen andern Beziehungen sind die Königinnen von den gewöhnlichen Bienen verschieden. Ihre Majestät ersucht man höflich, nichts zu arbeiten; sie wird sorgfältig gehütet und von den andern

Bienen warm gehalten. Alles was sie zu thun hat, ist Eier legen, und das muß ich zu ihrer Gerechtigkeit sagen, das macht sie gut. Sie legt mitunter 3000 Eier an einem Tag. Endlich gibt es noch etwas sehr Merkwürdiges, das ich dir von den Königinnen zu erzählen vergaß. Eine Königin wird niemals stechen, es sei denn eine andre Königin. Du magst sie halten, sie quälen, ihr Glied für Glied ausreißen, wenn es dein Herz fertig bringt, so grausam zu sein — sie wird dich niemals stechen. Aber laß sie eine andre Königin antreffen, sogleich regt sich der Stachel."

Da unterbrach Herr Carrington seine Rede und rief, sich erhebend: „Ach sieh, da ist unsre Biene nach unsrem Honig zurück und hat eine Freundin mitgebracht." Nach seiner Uhr sehend, fuhr er fort, „sie ist gerade vier Minuten ausgeblieben. Der Baum kann also nach flüchtiger Schätzung höchstens eine Meile von hier entfernt sein." Klapp, flog die Kürbistrompete über die saugende Biene. Sie durfte sich wieder füllen, und die Gesellschaft erhob sich rasch, um auf der Linie ihres vorher eingeschlagenen Fluges vorwärts zu gehen.

Schon nach wenigen Minuten kam Tante Nancys Haus in Sicht. Es war eine einstöckige Hütte, erbaut aus unbehauenen Blöcken, deren Zwischenräume an der Sonne getrockneter Lehm ausfüllte. In der einen Ecke befand sich ein Kamin, der auf gleiche Weise aus Blöcken mit Lehm gepflastert war. Onkel Daniel, Tante Nancys Mann, saß auf einem einfachen, spanbodigen Holzstuhl, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt und war in dieser Lage fest eingeschlafen. „Nun, Emilie, willst du hier bei der guten alten Tante Nancy bleiben oder willst du mit uns weiter gehen?" fragte Herr Carrington zärtlich. „Ich will mit euch gehen, Vater, ich bin noch kein bißchen müde," entgegnete das kleine Mädchen fest. „Daniel," rief Herr Carrington, „komm, wach auf und hilf uns unsern Bienenbaum niederhauen." „Laßt gut sein, Vetter Hugo, ich war nicht eingeschlafen, ich dachte gerade über etwas nach . . ." sagte Daniel, sich die Augen reibend. „Schon gut, alter Bursche, vergiß deine Studien eine kleine Weile und komm und hilf uns. Aber möchtest du nicht lieber einen von den Bienenhüten der Knaben nehmen?" — „Laßt nur, Meister Hugo; die Bienen stören mich niemals und die Bienenhüte hindern mich am Sehen."

Daniel verschwand in ein Nebengemach und erschien sogleich wieder mit einer Axt und mit einem großen Stück eines flimmernden Moskitonetzes. „Ich will gerade das mitnehmen, meine Frau deckt ihre Weibskleider damit zu, um sie vor den Fliegen zu schützen. Ich bin gleich fertig," meinte Daniel. „Es wird dir leid thun, das Zeug mitgenommen zu haben; es ist schlimmer als gar nichts," schüttelte Herr Carrington den Kopf und warnte. „Meister Hugo," versetzte Daniel nachdrucksvoll, „ich weiß, ich bin ein unwissender Filz, aber ich weiß auch, daß mich das schützt." — „Gut, wie du willst. Wir sind in einem freien Lande, und wenn du gestochen sein willst, so sei es mir fern, mich in deine Rechte zu mischen." Die Knaben lachten und Daniel nahm einen Schein von Würde an. „Jetzt," sagte Herr Carrington, „gib mir dein Moskitonetz und nimm den Stock hier mit dieser Biene — es war die erste, die sie auf der Aurora gefangen hatten — und gehe die zweite Strecke. Ich will meine Strecke mit der andern Biene, die sich auch bereits vollgesogen hat, noch einmal zurückgehen."

„Jetzt paß auf, Arthur," wies ihn sein Onkel an, „ob und wie Daniel seine Linie für seine Biene anmerkt. Ich zeichne inzwischen meine Linie an. Wenn beide Bienen richtig fliegen, muß der Baum da sein, wo sich die zwei Linien schneiden. Wenn du ein Feldmesser wärest, könntest du genau angeben, wo jener Punkt liegt. Ich, ein Weidmann, kann es dir nur ungefähr sagen."

„Der Baum ist über eine halbe Meile von hier, nordnordöstlich", verkündete der Onkel, nachdem er nach einer kurzen Zeit zurückkam und Daniels Linie angezeichnet hatte. „Jetzt los, Knaben, wenn's beliebt!" Sie nahmen ihr Reisegepäck auf und stiegen frisch und munter über die holperigen Wege, unverdrossen mit ihnen die kleine Emilie, mit ihrem Lappenbündel unter dem Arm. Sie folgten der berechneten Bienenlinie so genau als möglich. Herr Carrington, der seinen Hut mit einem Taschentuch bedeckt hatte, hielt seinen Stock mit der Wabe voll Anishonig in die Höhe, um damit andre Bienen durch Auge und Geruch heranzuziehen. Sie fingen viele Bienen und fanden die vorgemerkte Bienenlinie, während sie die Bienen wieder frei ließen, vollständig bestätigt. Bereits lange vorher nahmen sie eine der entlassenen Bienen wahr, die in der Richtung, woher sie gekommen war, wieder zurückflog.

„Ah, kleiner Zuträger!" rief Herr Carrington, „wir haben deinen Baum verpaßt, nicht wahr? Aber wir sind nicht weit davon entfernt?" Sie lenkten ihre Schritte wieder rückwärts und fanden in der That eine alte spanische Eiche, die ihrem Aussehen nach recht wohl der gesuchte Baum sein konnte. Aber es war kein Loch zu sehen. „Nur nicht den Mut verloren, Knaben! es hat nichts zu sagen. Vertraut den Bienen," sagte Herr Carrington, „denn sie haben uns diesen ganzen Weg lang nicht durch den Wald geführt, damit wir sie zuletzt verfehlen. Jeder von euch sehe nach den lichten Stellen zwischen den Aesten, da werdet ihr wahrscheinlich die Bienen kommen und gehen sehen. Paßt scharf auf, ihr Knaben." Sie sahen alle eifrigst am Baum empor, aber sie konnten nichts wahrnehmen. „Vater, ich sehe die Bienen!" rief plötzlich Emilie in ihrem hohen Diskant. „Sie gehen gerade über deinen Kopf hinein." Wahrlich, das kleine Mädchen hatte die Oeffnung in dem hohlen Baum entdeckt, noch nicht zwei Fuß über ihres Vaters Hut. „Hier Daniel," spottete Herr Carrington, „hier ist unser oder vielmehr dein vielversprechendes Bienennest."

„Wahrhaftig, es stimmt," bestätigte Daniel und hüllte sich in die Falten des Moskitonetzes, indem er sich ein so außerordentlich feierliches Aussehen gab, daß die Kinder laut lachten.

„Wo sind deine Lappen, Emilie?" fragte der Vater. Er nahm sie, hielt sie übers Feuer, daß sie glimmten und rauchten und steckte sie zusammengedrückt in das Bienenloch über seinem Kopf. Jetzt ging es an das Fällen des Baumes. Daniel unterdrückte nur mit Mühe seinen Aerger, daß ihn die Jungens und klein Emilie weg seinem Moskitonetz ausgelacht hatten und murrte und schimpfte weidlich unter den wuchtigen Schlägen seiner Axt. „Laß es gut sein, Vetter Willy, ich sagte dir vorhin und ich wiederhole es, die Bienen beunruhigen mich nicht mehr."

In einigen Minuten, nachdem Herr Carrington, Willy und Daniel die Axt geschwungen hatten, schien der Baum fallen zu wollen. Endlich schwankte er und unter Daniels geschickten Hieben fiel er vollends nieder — die Oeffnung zu der Behausung der wilden Bienen lag gerade oben auf. Der Stamm, über fünf Fuß lang, der das Loch enthielt, war bald zerhackt und die sorgfältig bloßgelegte Spalte zeigte Wabentafeln und Bienen in Menge. Ob-

gleich durch den Rauch wie betäubt, entwichen doch einige der Bienen. Die ganze Gesellschaft war, ausgenommen Daniel, durch ihre Bienenhüte geschützt, aber des Alten Moskitonetz erwies sich als ein kläglicher Schutz. Nach den Bienen schlagend, immer rasender durch ihr Summen und ihre Stiche, lief er weg, und das Letzte, was Herr Carrington und die Kinder von ihm sahen, war, daß er in größter Geschwindigkeit floh und alle seine Würde vergaß, indes sein rosiges Geschleier lustig in der Luft flatterte. Die Knaben schrieen vor Lachen laut auf und selbst Herr Carrington konnte sich des Lachens über den armen alten Mann nicht erwehren. Als sie aber zu ihrer Arbeit zurückkehrten, fanden sie klein Emilie schluchzend am Baume sitzend; sie suchte vergebens ihre Thränen mit den großen Cederharz-Panzerhandschuhen durch die Drahtgaze ihres Bienenhutes hin wegzuwischen. Sie war ein kleines mitleidiges, gutes Mädchen, die Knaben lachten im stillen über ihr unbefangenes Herz, während sie ihr Daniels wegen tröstende Worte zusprachen. Ehe noch die Bienen in die Büchse gesteckt waren und der Honig in den Eimer gefüllt wurde, kam auch bereits Daniel wieder zurück, so würdevoll wie jemals, um das ganze Zeug ringsherum nach Hause zu schleppen.

„Was machen deine Stiche, Onkel Daniel?“ fragte Willy. „Meine Stiche sind ordentlich, Vetter Willy,“ entgegnete Daniel feierlich, „ich sagte dir gleich, einige Bienenstiche zu erhalten beunruhigt mich nicht sehr.“ Die Bienenjäger machten sich nun wieder auf den Rückweg. Onkel Daniel trug den Honigeimer, Willy und sein Vater die Bienenbüchse, und die andern beiden Knaben nahmen das kleine findige Mädchen zwischen sich, um sie über die unebenen, holperigen Stellen des Weges hinwegzuheben.

Eine müde Gesellschaft gelangte zu Hause an, gerade als die Kühe vom Melken kamen und sich die kühle Abendluft aus ihrem Hinterhalt in den tiefen Thälern dahinten erhob; aber die Knaben und das Mädchen waren trotz der Müdigkeit sehr fröhlich. Herr Carrington und Willy trugen die Büchse mit den wilden Bienen — es waren beinahe zwei englische Metzen — an Ort und Stelle und leerten sie auf das niedergelassene Brett eines Bienenstockes aus, das mit Waben und Brot versehen war, um es den Bienen recht wohnlich zu machen, und dann gingen alle hinaus um sich zu ihrem täglichen Landthee bereit zu halten. Beim Abendbrot fand sich die Gesellschaft wieder zusammen. Man besprach noch einmal die Erlebnisse des Tages und Arthur war nicht wenig stolz und erfreut, daß er so viel Neues gelernt hatte und von seiner Reise mit nach Hause nehmen konnte.

Im Kampfe mit dem Nilpferd.

Harmlos lebt es dahin, in behaglicher Ruhe, das Nilpferd —
Aber gereizt und verfolgt, tobt es in wildester Wut!

Ja, ja, das Nilpferd, das Flußpferd, der Ger, der Wasserstier, das Wasserschwein der Aegypter, der Hippopotamus der Griechen, wie es schon seit Jahrtausenden aussieht, und es bereits der vielgereiste Vater Herodot beschrieben hat, nur daß er an ihm einen langen Pferdeschweif erblickt haben will, während unser nicht wiederkäuernder Paarzeher in Wirklichkeit nur ein ganz kleines, kurzes Schwänzel hat.

Das Flußpferd — wie es aussieht, das weiß wohl jeder der Kameraden aus der Naturgeschichte und aus dem Zoologischen Garten, — das früher in Afrika weit verbreitet war, ist jetzt aus den Gegenden des unteren Nils und dem Kapland ganz verdrängt; in fossilem Zustand hat man es in Italien, Frankreich und in Strichen Ostindiens gefunden; eine unansehnliche, im Vergleich zum ägyptischen zwerghafte Abart kommt merkwürdigerweise selbständig, wenn auch nur selten, in Liberia vor. Das Flußpferd ist ziemlich harmloser Natur. Wenn die Plumpfüßer, nachdem sie den Tag gewöhnlich im Wasser verbracht haben, des Nachts, auf dem Grunde des Wassers fortgehend, aus den Flüssen oder den Landseen ans Ufer steigen, um ihre hauptsächlich aus Wurzeln und saftigen Pflanzen bestehende Mahlzeit einzunehmen, so zerstampfen sie bei ihrem schweren Tritt zwar gewaltige Pflanzenmassen und thun den Reisfeldern oft großen Schaden, so daß sie eine wirkliche Landplage werden. Mitunter greifen sie wohl auch Haustiere oder selbst Menschen an, die ihnen gerade in den Weg geraten. Dies alles aber geschieht mehr aus Ungeschick und Schwerfälligkeit, als aus böser Absicht und Tücke. Sie sind so gut, daß man sie dreist wie eine Kuh liebkosen und streicheln kann. Aber gereizt, gestört, angegriffen, verfolgt, können sie recht unangenehm werden. Denn wenn auch das Flußpferd gewiß geistig wenig regsam ist (Tadler und Spötter, die nie fehlen, nennen es geradezu dumm), so hat es doch vor vielen vernünftigen und unvernünftigen Wesen eine Tugend voraus: es ist, wie der Elefant, ein Freund großer Geselligkeit. In Herden zu dreißig, fünfzig, siebenzig Stück lagern sie namentlich zur Säugezeit von Oktober bis Dezember in gehörigen Abständen von einander im Wasser. Dann hat es aus der Ferne den Anschein, als ob kleine, langgestreckte Inseln über der Wasserfläche ruhend hervorragten. Jedoch der Mensch, der sich alles unterthan zu machen sucht und in seiner Habsucht alles begehrt, läßt das Tier diese harmlose Friedlichkeit nicht genießen. Er reizt es und verfolgt es vielmehr in der ihm eigenen hartnäckigen und ausdauernden Weise, bis er in seinen Besitz gelangt ist, denn das Fleisch und der Speck eines nicht zu alten Flußpferdes gelten ihm für wohlschmeckend, vor allem die Zunge und die Füße schätzt er als zarte Leckerbissen. In noch höherem Ansehen steht die Haut, die man in Streifen schneidet und, zu Leder gegerbt, vorwiegend zu Schilden verarbeitet oder zu Peitschen und Reitgerten zusammendreht. Und vollends das Gebiß ist sehr begehrt, denn die Schneidezähne und die entsetzlichen Hauer, die Eckzähne, liefern ein köstliches, prächtiges Elfenbein, das nie gelb wird. Dabei gilt die Jagd auf das Flußpferd im allgemeinen nicht für gefährlich. Man greift es nicht etwa zu Wasser auf dem Boote an, denn das wäre eins der gefährlichsten Wagnisse; man lockt es vielmehr in Fallen oder überrascht es in einem Dickicht liegend auf dem Lande oder unmittelbar am seichten Ufer und streckt es einfach durch Flintenschüsse in Augen und Ohren nieder. Eine mühevolle Aufgabe besteht dagegen darin, den ungeheuren toten Körper fortzuschleppen und an seinen Platz zu bringen. Oft muß erst der Körper zerstückt werden, oder man muß sich auch, wenn die Hilfsmittel fehlen oder die Zeit drängt, bloß mit dem Kopf begnügen, um dann die übrige Masse den Krokodilen als willkommene Beute zu überlassen.

Aber manchmal kommt es anders. So auch in unsrem Fall. Der Flußpferdjäger mit dem großen Schlapphut und mit der Dolchtasche an der Seite, hat ein Tier auf die eben geschilderte Art erlegt. Er fährt

mit seinem aus einem Baumstamm gefertigten Boote, dem „Behemoth", den Schire, nicht weit von der Einmündung des Ruo, wieder stromabwärts. Schon ist er nur noch auf Kugelweite von seinem Reiseziele entfernt. Da auf einmal, sieht er sich und sein Kanoe urplötzlich von zwei wütenden Flußpferden angegriffen. Dieselben machen den Versuch, ihre scharfen Hauer mit furchtbarer Gewalt in den Rand der Piroge zu schlagen und sie in das Wasser hinabzuziehen. Ringsherum erhebt sich ein fürchterliches, dröhnendes Gebrüll, ganz nach der Art des Rindviehs. Sichtbar und unsichtbar, behend unter dem Wasser tauchend oder ungemein geschickt in großer Eile über der Oberfläche daherschwimmend, stürmen wohl ein Dutzend der Dickhäuter von allen Seiten fauchend heran: sie rüsten sich zum gemeinsamen Angriff. Die Gefahr wächst aufs höchste. Wiewohl des Mannes Schüsse und der Neger Stöße wohlgezielt sind, sie könnten auf die Dauer dem Ungestüm der Wasserstiere nicht standhalten; da kommt im Augenblick der höchsten Not das andre Boot, die Piroge „Leviathan", die für diesen Tag rastend vor Anker lag, durch das lange Ausbleiben des „Behemoth" beunruhigt, herbeigeeilt und bringt die ersehnte Hilfe. Aufregend ist der Kampf, der sich nun entspinnt, doch die Tiere müssen unter dem wohlgezielten Feuer eines halben Dutzend Büchsen endlich doch erliegen.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,

den schickt er in das weite Land. In dem Jahre, von dem ich erzähle, fiel Ostern sehr spät; nach einem harten, kurzen Winter trat der Frühling gleich mit seiner ganzen Macht und Schönheit ein, und wir freuten uns gar sehr auf die Osterferien. Nun standen nur noch die zu erwartenden Zeugnisse wie Wölkchen vor der Sonne, und dann — juchhe!

Es war mir seit Weihnachten versprochen, wenn das Osterzeugnis gut ausfiele, und unten den wichtigen Zusatz auswiese: „wird versetzt!" so dürfe ich in den Ferien eine kleine Reise machen; die dafür bewilligte Summe richte sich nach der Anzahl der „ziemlich gut, gut oder recht gut" der Censur.

Nun hatte ich es in Händen, es war eins der ersten Zeugnisse, die ausgeteilt wurden und mir wurde ganz heiß vor Freude, als der gute Herr K. es mit einem seiner gebräuchlichen Späßchen zu mir herüberschwang. Auf dem kurzen Weg nach Hause schwirrte es mir vor den Augen von allerlei Plänen: Nationaldenkmal, Rhein, Nahe, Mosel, Odenwald (natürlich zum Siegfriedsbrunnen), Taunus, Heidelberger Schloß 2c. Die alten Bädecker, die ich schon seit Wochen heimlich studiert hatte, hatten mich über manches orientiert und nun stand ich vor Vaters Thür mit klopfendem Herzen.

„Hier ist mein Zeugnis, Papa!" Ich konnte kaum sprechen, so klopfte es unter meiner Jacke — und siehe da, Papa zog eine kleine Schieblade auf und holte daraus ein ganz funkelnagelneues Zwanzigmarkstück. „Hier mein Sohn ist dein Reisegeld, nun mach dir deinen Plan und richte dich ein. Dazu schmunzelte mein guter Papa so schelmisch, denn er wußte, glaube ich, ganz genau, was nun folgen würde. Die Bädecker hatte ich wohl studiert, aber nicht die Preise der Fahrplanbücher und ich glaubte zunächst, zwanzig Mark seien überhaupt nicht so bald zu Ende zu bringen. Mittags bei Tische fragte Papa wieder so schelmisch: „Na mein Junge, ist der Plan fertig?" Ich bat ihn dann, nach Tische mit ihm beraten zu dürfen, ob ich an den Rhein oder an den Neckar fahren sollte. „Ja, komm nur, wir wollen dein Geld schon klein kriegen," sagte er und strich mir durchs Haar, das war so seine Gewohnheit.

Gegen drei Uhr ging ich also mit meinem Bädecker in sein Studierzimmer und wir machten uns an unsre Arbeit.

„Also an den Rhein möchtest du?"

„Ja, am liebsten!"

„Nun höre, mein Junge, am Rhein ist es wunderschön, aber teuer!"

„Ich habe ja zwanzig Mark."

„Die reichen gerade für die Eisenbahnfahrt bis Rüdesheim und zurück und bei sehr guter Einteilung für zwei Tage."

„Aber Papa!"

„So ist es, mein Junge, und deshalb will ich dir die traurige Erfahrung ersparen, die ich oft machen mußte: Das Geld ist nämlich immer zu schnell zu Ende! Drum rate ich dir, gib es nur da aus, wo es sein muß, wo du es aber sparen kannst, da knöpfe deine Tasche fest zu."

Mein Gesicht mag sich wohl etwas in die Länge gezogen haben, denn Papa wurde auch ein bißchen ernst und sagte: „Wenn du zwei Stunden im Zuge dahinjagst, so sind vier bis fünf Mark fort und alles ist an dir vorbeigehuscht, kein Blümchen hast du betrachtet, keinem Vogel hast du lauschen können, an keiner Quelle ausruhen dürfen. Deine Mitreisenden räuchern dich ein, alte Weiber erzählen Krankheitsgeschichten oder du hast Kinder vor dir, die mit jeder Station unleidlicher werden, das ist kein Vergnügen für einen Jungen mit gesunden Sinnen und tüchtigen Spazierhölzern. Weißt du was? du packst deine Siebensachen in deinen Ranzen und machst eine Fußreise. Die Hitze läßt sich jetzt noch ertragen und wenn du auf den Tag etwa zwei bis drei Mark rechnest, so kannst du eine schöne fröhliche Woche haben. Unsre Stadt liegt so, daß, aus welchem Stadtthor du auch ausziehst, dir überall ein schön Stück Welt vor der Nase liegt. Ich rate dir, ziehe nach Süden, dem Frühling entgegen."

Und also geschah es.

Mein gutes Mütterchen packte mir mein Ränzlein, ich begreife noch nicht, wie sie alles hineinbrachte. Von dem stärkenden Wein, den Papa besonders für Mutter bestellt hatte, war ein Fläschchen darin, eine herrliche feste Göttinger Wurst, einige Eier und eine hübsche Blechbüchse mit Butterbroten (die noch nach zwei Tagen gar nicht ausgetrocknet waren), dann ein Stückchen Hirschtalg, weiche alte Leinwand (die ich für mich freilich nicht brauchte, aber sie kam mir doch zu statten), gute weichen Socken und Schuhe, die sie mir im stillen für die Reise gestrickt hatte, eine ordentliche Portion Taschentücher und ein wollenes Hemd zum Wechseln. Schwester Martha hatte noch eine hübsche Schachtel mit Papierkragen beigefügt.

Der Barometer stand so hoch als er nur konnte. Am Sonntag Abend nahm Papa seine Specialkarte der Umgegend, und wir suchten nun darauf meine Route für den ersten und zweiten Tag. Ich wollte viel mehr unternehmen, aber Papa sagte: „Junge, nicht zu viel auf einmal, aber was du siehst, sieh mit ganzem Auge und Herzen. — Und nun lebewohl mein Franz, denn du mußt früh fort und du weißt, da bin ich nicht gern gestört."

Im Kampfe mit dem Nilpferd.

Mutter wollte mir morgens lebewohl sagen.

Trotz meiner Aufregung schlief ich herrlich und wurde erst wach, als die Mutter klopfte. Es war fünf Uhr und in einer Viertelstunde war ich reisefertig. Mama hatte auf Spiritus Kaffee bereitet und trank mir zur Gesellschaft ein Täßchen mit. Als ich nun fort wollte, wurde es uns beiden etwas wehmütig. „Gott behüte dich, mein Junge," sprach meine liebe Mutter leise und es glitt noch ein kleines Päckchen in meine Hand: „Zu einem besondern Vergnügen oder einem kleinen Einkauf," flüsterte sie dabei, küßte mich herzlich und machte rasch die Thüre zu; ich glaube, sie hatte Thränen im Auge.

Die guten Eltern! Es war doch nur zu meinem eigenen Besten, daß ich gut lernte, und nun noch diese Freude!

Rüstig schritt ich dem Stadtthor zu. Ein leichter Nebel schwebte über dem Flusse und es war noch recht frisch draußen. Zur Erwärmung sang ich, sobald ich im Freien war:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt —

Und rosige Wölkchen fesselten meine Blicke, als ich auf dem nächsten Hügel anlangte, die Sonne stieg herauf und leise zwitschernd schossen eilige Schwalben ihr entgegen. — Was die gefiederten Burschen nur alles zu sagen hatten, denn jetzt ging's lauter und lauter an und an dem alten Wartturm war ihr Gezwitscher und Gepfeife schon ein wahres Geschrei. Da hingen auch Nester unter dem Dach, eine ganze Reihe, alte, die repariert wurden, neue, halb und ganz fertige, und wie fleißig waren die kleinen Bauleute. Ihr stahlblaues Gefieder schimmerte, und wenn sie so an den Nestern hingen, meist zu zweien und daran bauten, waren sie zum Malen hübsch, ganz wie meine Schwester zu sagen pflegt: Blaue Kleider und weiße Schürzen, ganz echte deutsche Hausfrauen.

Weiter ging's, und die Schwalben riefen mir nach: Sieh, sieh, sieh! Ja, ihr habt recht, ihr weitgereisten Schwalben, sehen will ich, wie Vater sagte, mit Herz und Augen.

Zarte grüne Wintersaat, noch vom Duft der Nacht bedeckt, dehnte sich weithin vor mir aus und da, sieh, sieh ein Lerchenpärchen. Trippelnd in den Furchen, auf und ab huschten die kräftigen Vögel mit den zierlichen Schöpfchen und oben, dem Auge unerreichbar, sang ein Kamerad sein „Tirili, tirili, schön ist's in der Früh'!" Gar zu gern hätte ich gesehen, wo die kleinen Leute ihr Nestchen hatten, aber sie waren viel zu schlau, um es mich finden zu lassen, obgleich ich lange danach Ausschau hielt und ein ganz redliches Teil Acker an meinen Stiefeln mitschleppen mußte. — Ei, was ist denn das? Drei, vier, fünf Häschen! Wie possierlich! — was thun sie nur? Spielen, gerade wie Kinder. So drollig hatte ich mir die jungen Langohren nicht gedacht; sie purzelten und hopsten über- und umeinander, machten Männchen und dann plötzlich stürmten sie fort, Frau Lampe hinterdrein. Sie, die Alte, sah ganz mager und ruppig aus, als ob die Motten ihren Pelz benagt hätten. Das gute Mütterchen hatte mit seinem eigenen Haar den kleinen Burschen das Bettchen gefüttert. — Es war so still im Felde, von fern der Lerchentriller und ein leises Schwalbengezwitscher und hier, ganz nahe bei mir, dies niedliche Hasenvolk, ich hätte noch lang nachsehen mögen, aber da schallte es auf einmal krah, krah! und unsichtbar war Frau Häsin und Familie. Eine Krähe senkte sich schwerfällig zum Feldrain herab und watschelte dann auf dem bestellten Felde dahin. Hasenbraten gab's nun für heute wohl nicht, dafür war sie diesmal etwas zu spät gekommen, aber vielleicht eine rundliche Feldmaus — gesegnete Malzeit Frau Krähe, laß mir nur die Häschen in Frieden!

Eben schlug es sechs auf irgend einem Turm und ein helles Glöckchen schloß sich an und rief freundlich den Menschen zu:

Komm, komm, komm, sei fromm, sei fromm! Ich faltete meine Hände und dankte ohne Worte dem himmlischen Vater, der mich so gesund, froh und wohlversorgt in seinem schönen Erdengarten wandeln ließ. Ein tiefer Atemzug in der reinen Morgenluft, und dann wieder voran. In Millionen Tropfen blitzte der Sonnenstrahl und an den Buchen, zwischen denen jetzt mein Weg herführte, glänzten die Knospen und schimmerten die zarten jungen Blättchen, die sich ans Sonnenlicht drängten. Das Glöckchen war verhallt, aber in der Ferne tönten Schläge durch den Wald. Wie früh die Menschen doch bei der Arbeit sind, dachte ich, und ging dem Schalle nach, ohne jedoch ein Zeichen der Thätigkeit wahrzunehmen, außer den sich immer wiederholenden Schlägen. — Jetzt verstummten sie, jetzt — jetzt, da waren sie ja ganz nahe, aber darum nicht lauter. Angestrengt lauschte und spähte ich. — Ja, was ist denn das; neckt mich ein Kobold? — Das muß ja dort hinter der dicken Buche sein? Ich schleiche herbei, niemand ist zu sehen! — Jetzt wieder Schläge — siehe da, bist du es, Herr Specht, der so unermüdlich hämmert? Ein schöner Buntspecht lief am Stamme auf und nieder und hieb mit seinem Schnabel fortgesetzt gegen einen Spalt in der Rinde. Seine schlichtere Frau Gemahlin lauerte auf seine Erfolge, und gar nicht lange währte es, da hatte das würdige Paar einen Gegenstand hervorgezerrt, der sich ein Weilchen krümmte, und dann zum Frühstück verzehrt wurde. Ich kannte den Buntspecht schon aus der Sammlung in der Schule, hätte es aber nie für möglich gehalten, daß ein Vogel mit seinem Schnabel eine solche Gewalt ausüben und einen solchen Lärm machen könnte. Auch hatte ich es wohl der Morgenstille zu danken, daß ich den Burschen so bei der Arbeit beobachten durfte. — Auf der Straße hörte ich jetzt nahende Schritte und leises Pfeifen und fort waren die Spechte. Ein strammer Bursche in graugrünem Anzug näherte sich und grüßte freundlich. Zwar wäre ich ganz gern allein geblieben, doch sah der junge Mann so vertraulich zu mir herüber, daß ich seinen Gruß erwiderte und wie selbstverständlich mit ihm weiter schritt und ihm auch nach einer Weile von meinen Spechte erzählte.

„Da haben Sie mehr gesehen, als mir vergönnt war, denn die Buntspechte sind rar, und die dummen Dorfbuben werden sie noch ganz vertreiben, denn immer sind sie hinter den Nestern her. Die kleinen Baumläufer und dergleichen können sie schon weniger erwischen, und doch werden sie uns die auch verscheuchen, und wir hätten sie doch so nötig."

„Die kleinen Spechte nötig?" fragte ich verwundert. „Und wie," erwiderte er, „Sie sollen bald sehen, warum!"

Zu beiden Seiten des Weges dehnte sich der Buchenwald, zwischen den grauen, glatten Stämmen lag das Laub des vergangenen Jahres an manchen Stellen fußtief, an andern, lichteren Plätzen leuchtete ein schwellender Moosteppich, und aus diesem schauten zarte Blätter und einzelne frühe Blumen und die gekrümmten wolligen Sprossen des Farnkrautes hervor, dort wieder eines der großen geruchlosen Veilchen und endlich knospende Maiglöckchen in ganzen Kolonien. Für meinen Gefährten waren das lauter gewohnte

Dinge, und sein Interesse ging viel mehr darauf, ob nicht irgend ein Holzfrevler Aeste geknickt oder junge Stämme beschädigt habe. „Sie glauben nicht, wie unbarmherzig das Volk mit dem Walde umgeht," sagte er; „wenn eins seinen Leseschein hat, so meint es auch, sich alles erlauben zu dürfen. Die Burschen von 10—14 Jahren treiben sich den ganzen Tag im Busch herum, nehmen Nester aus, schneiden in die Bäume, machen manchmal gar in dem dürren Laub Feuer, und wenn man dazu kommt, so zeigen sie ihren Leseschein, als ob damit alles gut wäre."

Ich gestehe, mein Gewissen wurde etwas unruhig, denn ich hatte mit Kameraden ähnliches verübt, sogar ohne Schein, und mir nie überlegt, daß ich großes Unrecht thäte. Der lustige Finkenschlag in den Wipfeln erinnerte mich, wie mein Freund im vorigen Sommer ein Finkennest mit fünf Jungen ausgehoben, die Kleinen in einen primitiven Käfig gesteckt und im Garten aufgehängt hatte. Da waren die Alten mit trübseligem Geschrei nachgeflattert und hatten viele Tage lang die Kleinen im Gefängnis verköstigt. Wir Jungen hatten unsre Freude daran und bedachten gar nicht, wie weh wir der kleinen Familie thaten, bis Mama uns darauf aufmerksam machte. Am andern Morgen sollten die Kleinen freigelassen werden, aber in der Nacht hatte die Katze sie gefressen, wovon die Spuren zu sehen waren.

So wie ich selbst durch diese Gedanken stiller geworden und weniger aufmerksam auf meine Umgebung gewesen war, so war plötzlich beim Aufschauen für mich alles wie verwandelt. Aus dem Buchenwald war allmählich Kiefernwald geworden, aber wie traurig sah der aus: Fast alle Bäume waren krank, sehr viele total kahl und eine bedrückende Stille ringsum. Kein Finkenschlag, kein Hämmmern der Spechte, kein flatterndes Vöglein, — Totenstille! Mißmutig zeigte mein Begleiter auf die armen Bäume und sagte: „Da sehen Sie, ist das nicht ein Jammer? In kaum zwei Jahren ist aus dem Prachtwald dieser Totenacker geworden, und wodurch? Durch die niederträchtigen Kieferspinner. Hätten wir unsre Gehilfen, die Meisen, Finken, Spechte und all dergleichen nicht so vernachlässigt, wer weiß, ob sie uns unsre Bäume nicht von dem Ungeziefer rein gehalten hätten. Aber da werden im Herbst mit den Krammetsvögeln zugleich so viel andre Vögel hingemordet, da fängt sich jeder Bauernjunge seinen Vogel und läßt ihn nachher verkommmen und hier treiben die Larven und Raupen ihr Wesen, die Borkenkäfer und Ameisen, die Puppen u. drgl. haben Ruhe und Muße, und das ist die Folge." Zornig stieß er mit seinem Stock gegen die Rinde eines kranken Stammes, daß ein großes Stück abbröckelte und darunter saß denn nun wirklich eine ganze Ansiedelung von fetten, madenartigen Tieren, die in aller Stille ihr Zerstörungswerk trieben. Viele der Bäume waren total aufgegeben und zum Fällen gezeichnet, andre wurden in bestimmter Höhe mühsam gereinigt und mit einer Art Teer bestrichen, der Erfolg schien aber selbst meinem Gefährten mehr als zweifelhaft.

(Schluß folgt.)

Die Jagd auf Raupen und das Präparieren derselben.

Wenn die Jagd mit dem Schmetterlingsnetz dem Liebhaber erlaubt, sich eine große Anzahl vollkommener Schmetterlinge zu verschaffen, so muß man doch das dabei in Rechnung nehmen, daß die Mehrzahl der auf diese Weise erhaltenen Schmetterlinge nicht immer ihre volle Frische behalten haben. Wenn die Schmetterlinge so zwischen Gras und Gesträuch umhergaukeln, geschieht es nur allzuleicht, daß sie ihre zerbrechlichen Flügel zerstoßen oder sie der winzigen Schüppchen berauben, deren Anordnung jene bunten und lebhaften Färbungen hervorruft, welche aus dem Schmetterling ein wahres Pastellgemälde machen.

Es ist daher vorteilhafter, sich Schmetterlinge zu verschaffen, indem man ihre Puppen sammelt und sie *ausschlüpfen* läßt. Die Exemplare, welche man sich auf diese Weise verschafft, sind immer in ihrer vollen Schönheit und ihr Kleid in seinem unversehrten Schmucke. Zu diesem Ziele führen zwei Wege: Das Aufsuchen der Puppen und das Aufziehen der Raupen, bis sie sich in Puppen verwandeln.

Die Puppen sucht man vorwiegend am Fuß der Bäume, unter deren Rinde, am Fuß von Mauern oder unter Mauerkappen oder Regendächern. Die Jagd auf Puppen erfordert nur Geduld und kann das ganze Jahr hindurch betrieben werden. Mit einem *Schälmesser* oder *Rindenbeil* (Fig. 1, Nr. 1 u. 2) bewaffnet, braucht der Schmetterlingsfreund nur die Risse in der Rinde alter Bäume zu durchsuchen oder den Boden um den Fuß eines Baumstammes herum, etwa einen Fuß tief aufzugraben. Er mag sich für diesen Zweck namentlich vereinzelt stehende Bäume in leichtem Boden auswählen, in welchem die Raupen zum Zwecke der Verwandlung in Puppen sich leicht haben eingraben können. Manche Entomologen und darunter solche von großer Autorität, empfehlen zu diesem Behufe, man solle sich namentlich an solche Bäume auf Wiesen und Weiden halten, um welche herum das Vieh den Rasen abgefressen hat.

Während der schönen Wintertage ist die Suche nach Raupen ganz angezeigt. Wenn der Schmetterlingsfreund sich frischweg zu dieser Jagd entschließt und alle alten Zäune, Mauern und Bäume absucht, wird er über das Ergebnis erstaunen, zu welchem er gelangt. Wir empfehlen ihm ganz besonders, die bemoosten Bäume nicht zu übersehen, denn wenn man diese Schmarotzer-Vegetation in großen Platten abhebt, findet man unter denselben häufig viele Puppen von Eulchen und Nachtfaltern.

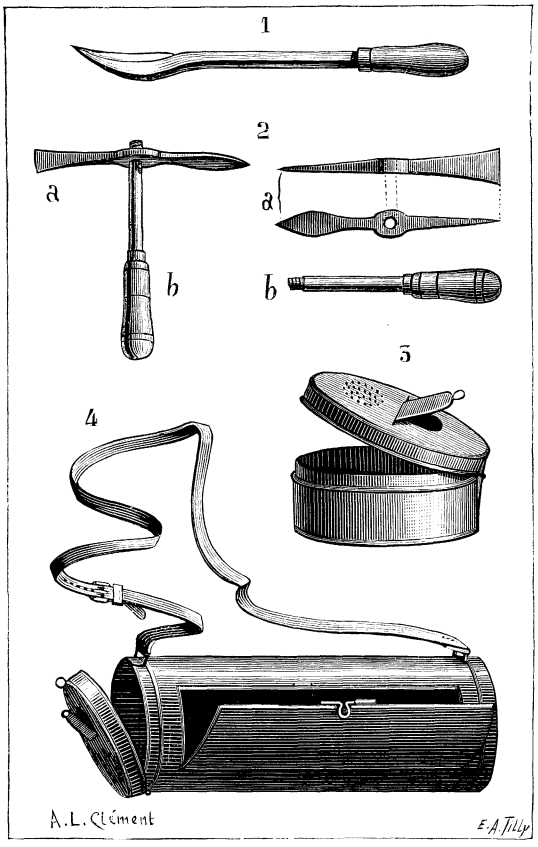
Die auf solche Weise gefundenen Puppen werden in einer Schachtel aus Pappe oder Holz, in einer Cigarrenkiste oder in einer jener ovalen Büchsen aus Weißblech mit einem Deckel und mit vielen kleinen Löchern darin, aufbewahrt, worin die Fischer ihre Köderwürmer verwahren. Man legt in die Schachteln, Kistchen oder Büchsen eine ebene lockere Schicht von Moos und bettet die Puppen so darauf, daß sie weder Stöße erhalten noch vom Platze gerückt werden. Hat man die gefundenen Puppen nach Hause gebracht, so bewahrt man sie in ähnlichen größeren Cigarrenkisten auf, in welche man eine Schicht Moos oder trockenen Sand legt, und über welche man statt des Deckels behufs genügender Lichtung einen Deckel von Metall oder Siebtuch legt. In diesen Magazinen sollen dann die Puppen den Zeitpunkt ihres Ausschlüpfens erwarten. Man bewahrt sie im Kühlen, aber möglichst frostfrei auf und bespritzt sie hie und da leicht mit Wasser, damit sie nicht verdorren.

Hier haben wir noch eine wichtige Bemerkung anzufügen. Beim Suchen nach Puppen findet man häufig Cocons, d. h. eingesponnene Puppen, umgeben von seidenartigen oder hölzernen Gespinsten oder erdigen Hüllen, worin die Puppen gewisser Arten eingeschlossen sind. Der Finder darf dann keiner unzeitigen Neugierde nachgeben und kein solches Cocon öffnen, sondern er muß dasselbe unversehrt und ungeöffnet in seine Puppenschachtel legen und ruhig abwarten, bis der Schmetterling von selbst ausschlüpft. Ueberdies muß man diese Cocons noch in einer Lage anbringen, welche derjenigen, die sie in der Natur einnahmen, möglichst gleich ist — man muß sie nämlich entweder an kleinen Reischen aufhängen oder mit Fäden an die Wände des Puppenkistchens befestigen. Versäumt man diese Vorsicht, so kann man leicht verkrüppelte Schmetterlinge erhalten, deren gefaltete und zusammengeschrumpfte Flügel einen traurigen Eindruck machen.

In dieser Weise bewahrt man die gesammelten Puppen bis zum Frühling auf und legt sie dann, 3—5 auf einmal, in sogen. Brutkistchen, nämlich in ganz kleine Cigarrenkistchen oder länglich-viereckige Pappekästchen, welche statt des Deckels mit Gaze oder Flor oder mit einem Stückchen metallenen Siebtuchs überspannt und mit einer Schichte feuchten Mooses versehen sind. Diese Brutkistchen stellt man (von Anfang April an) auf den warmen Stubenofen oder in den hellen Sonnenschein und wird dann nach wenigen Tagen die Freude haben, die Schmetterlinge ausschlüpfen und an dem Flor oder Metalltuche hängen zu sehen. Man läßt ihnen dann einige Stunden Zeit, bis sie ihre beim Ausschlüpfen noch gerollten Flügel ganz gerade gereckt und getrocknet haben, nimmt sie dann sehr sorgfältig heraus und tötet sie, indem man ihnen einen Tropfen Benzin (Vorsicht damit!) auf den Kopf fallen läßt, worauf sie ohne Zucken verenden und sich nicht mehr durch Flattern die Flügel beschädigen.

Unter allen Umständen aber muß sich der Puppensammler mit Geduld wappnen und nicht glauben, daß jede im Winter gesammelte Puppe im Frühjahr auch einen Schmetterling geben müsse. Es kommt häufig vor, daß gewisse große Nachtschmetterlinge erst nach Verlauf von zwei oder drei Jahren und mehr aus ihrer Puppe ausschlüpfen.

Aber auch Enttäuschungen werdem dem Schmetterlingssammler nicht erspart. Manchmal wird er an einem schönen Morgen im Brutkästchen ein Summen vernehmen. Wenn er dann in freudiger Aufregung herzutritt, um zu sehen, was für ein Schmetterling ausgeschlüpft ist, wird er zu seinem großen Leidwesen erkennen, daß aus den Seiten der Raupe irgend eine lange, vierflügelige Schmarotzerfliege herausgekrochen ist, eine Hymenoptere aus der Gruppe der Ichneumoniden.



Das Raupensammeln und Präparieren.
Fig. 1. Nr. 1. Gewöhnliches Rindenmesser. — Nr. 2. Clements Rindenbeil. aa) Die Hacke, von oben und von der Seite gesehen; b) der Handgriff. — Nr. 3. Die Raupenbüchse. — Nr. 4. Botanisiertrommel, mit einem Fach für das Sammeln von Raupen an ihrem einen Ende.

Die Suche nach Puppen ist an sich eine gute Sache, allein es gibt noch ein besseres Hilfsmittel, auf welches der Schmetterlingsliebhaber die möglichste Sorgfalt verwendenmuß, und das ist die Aufzucht von Raupen. Die Suche nach Raupen ist aber eine sehr kitzliche Sache, denn wenn man sich nicht mit dem Auflesen der gewöhnlichen Raupen begnügen will, welche man auf den Pflanzen und den Wegen herumschweifend findet, so muß man die einzelnen Gewächse kennen, auf denen die verschiedenen Arten leben. Viele Raupen führen eine nächtliche Lebensweise und verbergen sich bei Tage in der Erde am Fuß der Bäume oder unter den Steinen, um bei Nacht hervorzukommen und das Laub gewisser Pflanzen abzufressen. Andre verbringen ihr ganzes Leben in Früchten, in hohle Stengel eingeschlossen oder höhlen sich am Holze verschiedener Bäume ihre Gänge und Galerien aus.

Die Ausrüstung der Raupenjäger besteht entweder aus einer kleinen Büchse aus Weißblech mit durchbrochenem Deckel, (Fig. 1, Nr. 3), oder aus einer großen sogen. Botanisiertrommel von Blech (Nr. 4). Man kann sich auch eines hölzernen Kistchens bedienen, welches man künstlich in verschiedene Fächer eingeteilt hat und das man an einem Riemen auf dem Rücken trägt; außerdem noch in einem großen Sack von Leinwand, um in demselben die verschiedenen Pflanzen nach Hause zu tragen, deren man zum Füttern seiner Raupen bedarf.

Man soll sich nämlich gar nicht einbilden, daß es, um einen Schmetterling zu erzielen, hinreiche, eine Raupe in irgend ein Gefäß ohne Licht und Luft, ohne Raum und Futter einzusperren. Dies gelingt manchmal zufälligerweise, wenn man eine Raupe findet, welche dem Verpuppen schon ganz nahe ist. In der Regel aber muß man den Raupen, welche man aufzuziehen beabsichtigt, eine geräumige, gut gelüftete und gut beleuchtete Wohnung und ein gutes reichliches Futter geben.

Eine Art Speiseschrank mit Wänden von Drahtgaze gibt eine vorzügliche Gelegenheit zur Aufzucht von Raupen. Man legt auf den Boden eine zolldicke Schichte aus einem Gemeng von Heidenerde und Sand, und bedeckt sie mit einer zwei Zoll dicken Schicht Moos, so daß die Raupen sich nach Belieben darin vergraben können. Man verfertigt auch eigene Kästchen zu diesem Zweck, von denen wir in (Fig. 2, Nr. 1) eine Zeichnung geben. Kleine Raupen züchtet man in Blumentöpfen, welche halb mit Erde gefüllt und mit einem jener halbkugelförmigen drahtgeflochtenen Stürze bedeckt sind, deren sich die Eßwarenhändler bedienen, um ihre Waren vor den Fliegen zu schützen, (Fig. 2,

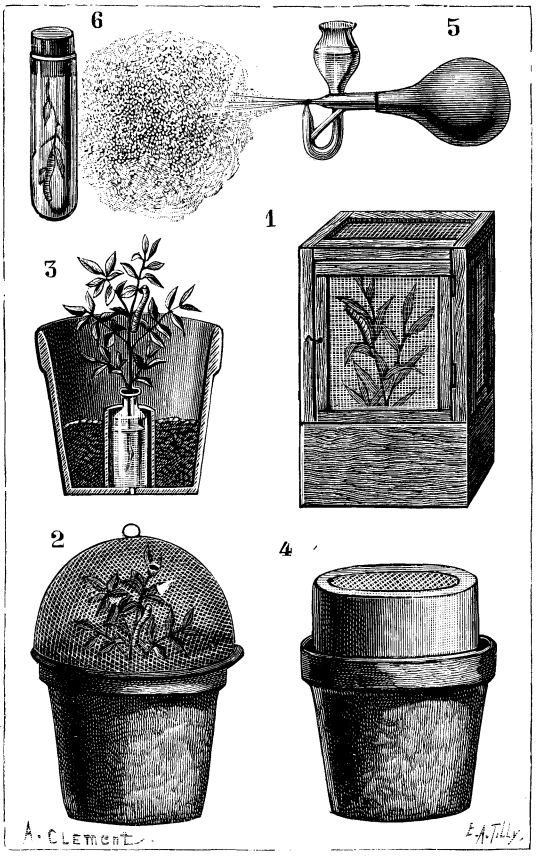
Nr. 2 und 3). Man bedeckt häufig den irdenen Topf, auch Pappecylinder, der mit einem Stück Drahtgaze überzogen ist, (Fig. 2, Nr. 4). Damit die Nahrung der Raupen frisch bleibe, muß man den Fuß des Zweigs oder der Pflanze in ein mit Wasser gefülltes Fläschchen stecken, welches man unter den Pappecylinder stellt, aus welchem man es herausnehmen kann, um das Wasser zu wechseln. Dieser Cylinder bleibt in die Erde des Kistchens oder des Topfs eingesenkt und diese Anordnung hat den Zweck, das Wasser in dem Fläschchen zu erneuern, ohne die Puppen zu stören, welche sich etwa in der Erde befinden könnten. Damit die Raupen nicht in das Fläschchen fallen und darin ertrinken können, nimmt man solche mit engem Halse, welche man entweder mit einem um den Zweig gewickelten Leinwandpfropf oder mit einem Korkstöpsel verschlossen hat, worin ein Loch gebohrt ist, um den Zweig hindurchzustecken. Die Pflanzen, welche den Raupen zum Futter dienen, müssen häufig erneuert werden, und es muß überhaupt in den Kisten die größte Reinlichkeit herrschen, denn wenn sich die Excremente der Raupen ansammeln würden, könnten sie leicht Fäulnis und Schimmel herbeiführen, und die Raupen fallen häufig den Verheerungen von Schmarotzerpflanzen anheim. Verschiedene Raupenarten verlangen eine feuchte Atmosphäre, und in diesem Fall muß man sich eines kleinen Zerstäubers (Fig. 2, Nr. 5), bedienen, um ihren Aufenthalt mit einem Nebel von Wasserdunst zu erfüllen, was auch für die Puppen in den Brutkistchen gegen das Frühjahr hin sehr angezeigt ist.

Um die Raupen von Eulchen zu züchten, füllt man am besten einen mittelgroßen Blumentopf zu drei Vierteilen mit Erde, setzt auf diese ein zugeschnittenes Stück frischen Rasen und begießt dieses tüchtig, damit es wieder anwachse. Dieser im voraus hergerichtete und mit einem halbkugeligen Sturz von Drahtgaze bedeckte Topf muß ins Freie gestellt werden, und die Raupen bedürfen keiner andern Pflege, als daß man durch ein verständiges Begießen den Rasen am Austrocknen hindert.

Die Liebhaber der Mikrolepidopteren oder Klein-Schmetterlinge, Motten, Zünsler ꝛc. züchten ihre Raupen in verschlossenen Glasröhren oder Probegläschen, welche nur einige Blätter zur Ernährung des Tierchens entfalten (Fig. 3, Nr. 6).

Solange die Witterung mild ist, soll man seine Raupen im Freien züchten, darf sie aber nicht dem Regen, dem Schnee oder Wind, aber ebensowenig auch der heißen Sonne aussetzen.

Die gefährlichsten Feinde der Raupen sind die schmarotzenden Hymenopteren (Haut- oder Adlerflügler) aus den Gruppen der Ichneumoniden, Braconen und Chalcidier und der zweiflügeligen Raupenfliegen, (Fig. 3, Nr. 2 und 3). Diese Insekten legen ihre Eier auf die Raupen oder in deren Körper, und die aus diesen Eiern ausschlüpfenden Larven verzehren allmählich von innen heraus die ganze Raupe, welche meist stirbt, ehe sie sich in eine Puppe verwandeln kann, während neben ihr die seidenartig umsponnene Puppe des Ichneumon oder die walzenförmige Puppe der Tachina liegt. Manchen Raupen gelingt es, diesen Schmarotzern zum Trotz sich noch zu verpuppen, aber sie sterben, ehe sie sich in einen Schmetterling verwandeln, während das ausgeschlüpfte Schmarotzerinsekt davonfliegt, wie wir oben gesagt haben. Viele Raupen werden auch durch einen Schmarotzerpilz (Isaria farinosa) angegriffen, von welchem wir in (Fig. 3, Nr. 3) eine Ansicht geben.



Das Raupensammeln und Präparieren.
Fig. 2. Nr. 1. Kasten zur Raupenzucht. – Nr. 2. Blumentopf mit einem Deckel von Drahtgaze zur Raupenzucht. – Nr. 3. Durchschnitt dieses Topfes. – Nr. 4. Andre Anordnung eines ähnlichen Apparats. – Nr. 5. Zerstäuber. – Nr. 6. Glastube für kleine Schmetterlinge.

Wir möchten dem Schmetterlingsfreund angelegentlich empfehlen, in seiner Sammlung alle Beweise des Lebensdaseins des Schmetterlings, d. h. diesen selbst, seine Raupe und Puppe und im zutreffenden Fall auch seinen Cocon und seine Schmarotzer, aufzubewahren.

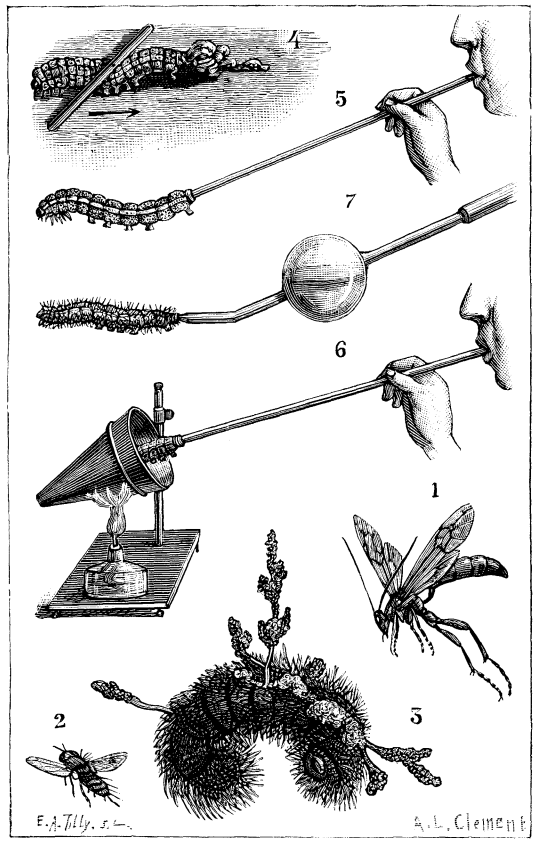
Die Puppen erhalten sich gut getrocknet, ohne ihre Gestalten einzubüßen, allein die Raupen erfordern eine besondere Zubereitung. Manche Liebhaber bewahren dieselben in Glastuben auf, welche mit Alkohol gefüllt sind, und dies ist sicherlich das beste Verfahren; allein es gibt noch ein andres sehr sinnreiches, und dies ist das Aufblasen.

Man beginnt damit, daß man den Körper der Raupe vollständig ausleert, was am besten geschieht, indem man sie mittels eines Bleistifts oder runden Glasstabs plättet, den man so lange darüber herrollt, bis alle Eingeweide durch den After ausgetreten sind (Fig. 3, Nr. 4), die Raupe ist dann nur noch eine schlappe leere Haut. Man steckt ihr nun einen Strohhalm in den After und bindet die Haut mit einem Faden um dieses Lötrohr, steckt die Haut mit einer Nadel fest, damit sie nicht ausgleiten kann, und bläst dann so lange durch den Strohhalm, bis die Raupe ihre frühere Gestalt wieder angenommen hat (Fig. 3, Nr. 5).

Während dieser verschiedenen Operationen hat man einen Cylinder oder Trichter von Schwarzblech über einer Weingeistflamme rotglühend gemacht, so daß man nur noch die Haut zu trocknen braucht, indem man sie in den Cylinder oder Trichter hineinhält, fortwährend durch den Strohhalm hineinbläst, aber sie weit genug von den Wänden entfernt hält, daß sie nicht verbrennt (Fig. 3, Nr. 6). Ist die Haut einmal trocken, so behält sie ihre Gestalt, und die so präparierte Raupe wird in der Sammlung angesteckt, nachdem man den Strohhalm bis auf einen kurzen Stumpf abgeschnitten hat, durch welche man die Nadel sticht, mittels

welcher die Raupe im Schmetterlingskästchen dann angesteckt wird.

Manche Schmetterlingsfreunde haben die Geduld, ihre Raupen geschickt mit Oelfarben anzumalen, was jedoch eine mühevolle und schwierige Arbeit ist. Andre, welche diese hohlen, ausgeblasenen und verzerrten Raupen, welche allerdings eher Därmen als Insekten gleichen, nicht lieben, weiden die Raupen aus und füllen dann deren Körper mit flüssigem Wachs aus, dem sie vorher die allgemeine Färbung des Raupenkleides gegeben haben (Fig. 3, Nr. 4), dann tragen sie mit feiner Oelfarbe die Streifen und Zeichnungen der Haut darauf. Geschieht dies mit Geschicklichkeit und Pünktlichkeit, so gibt dies ein sehr gutes Resultat.



Das Raupensammeln und Präparieren.
Fig. 3. Nr. 1, 2, 3. Die Feinde der Raupen. 1) Ichneumon flavatorius. 2) Tachina larvarum. 3) Isaria farinosa. (alle in natürlicher Größe). — Nr. 4, 5, 6 u. 7. Präparation der Raupen; Ausleeren und Aufblasen derselben.

Das Schlachtfeld von Tarapaca,

wo die Chilenen und Peruvianer am 17. November 1879 mit furchtbarster Erbitterung gegeneinander gekämpft haben, hat sich, wie ein amerikanischer Reisender erzählt, auch heute noch, nach zehn Jahren, so gut wie völlig unverändert erhalten. Von den Gefallenen sind damals mehr als 2000 Peruvianer unbeerdigt auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben und haben sich unter dem Einfluß des salpetersauren Sodas, mit welchem dort der ganze Boden wie durchtränkt ist, vollkommen mumificiert. So liegen diese 2000 Leichen, die fast ganz unverändert geblieben sind, noch heute auf freiem Felde, bunt durcheinander gemischt mit zahllosen Pferdegerippen, im fahlen Lichte des Mondes ein schauriger und ergreifender Anblick.

Ein 5000 Jahre altes Testament

ist jüngst in Aegypten aufgefunden worden. Der Erblasser, ein vornehmer Aegypter Namens Sekiah, vermacht darin sein Besitztum seinem Bruder, einem Osiris-Priester. Zusammen mit diesem Testament wurde eine Schrift gefunden, in der Sekiah Bestimmungen für seine Tochter trifft, die er dem Schutze seines Bruders empfiehlt. Beide Schriftstücke sind streng juristisch abgefaßt, mit vollster Berücksichtigung aller Förmlichkeiten. Das zweite Schriftstück beweist übrigens, daß es den Aegypterinnen gestattet war, ihr Vermögen selbst zu verwalten und nach Belieben darüber zu verfügen.

Eine treffende Antwort.

Vor dem Lord Oberrichter Ellenborough erschien ein Maurer als Zeuge in seiner Arbeitstracht. Als er vereidet werden sollte, äußerte Ellenborough, daß er einen bessern Anzug hätte wählen können, wenn er vor Gericht erscheine. Der Arbeiter zuckte die Schultern. „Ich denke," versetzte er, „daß ich ebenso anständig wie Eure Herrlichkeit gekleidet bin." — „Wie?" rief der Lord Oberrichter, „Eure und meine Kleidung! Das ist doch wohl ein Unterschied." — „Nicht doch; Sie sind hier in Ihren Arbeitskleidern, ich in den meinigen."

Der Arm eines Setzers

legt einen tüchtigen Weg in einem Jahr zurück. Angenommen, ein flinker Zeitungssetzer hebt bei zehnstündiger Arbeitszeit unter Abrechnung des Ablegens und Korrigierens 12 000 Buchstaben, das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet, ergibt das 3 600 000 Buchstaben. Die Entfernung vom Fach zum Winkelhaken und von diesem wieder zum Fach beträgt durchschnittlich je einen Fuß, also für jeden Griff zwei Fuß macht 7 200 000 Fuß. Da nun die geographische Meile zu 24 000 Fuß gerechnet wird, so wäre dies ein Weg von 300 Meilen im Jahr, beziehungsweise 1 Meile täglich.

Rätsel.

Ein großer Feldherr bin ich einst gewesen,
Von dem ihr ohne Zweifel schon gelesen.
Wollt einen andern Kopf, daneben
Auch meinem Fuß noch eine Stütze geben
So werdet ihr in mir mit Schrecken
Den Menschenfresser bald entdecken.

Scharade.

Mein Erstes ist ein halber Jude,
Mein Zweites ist ein halber Graf.
Minister, Freund, kannst du noch werden,
Studierst das Ganze du recht brav.

Homonym.

Hast im Feld du's schon entdeckt
Und im Garten als Insekt?
Flügel hat's der Paare zwei,
Füße aber deren drei;
Schließ' ich einst die Augen mein,
Senkt es mich ins Grab hinein.

Auflösung des Füllrätsels in Nr. 30.

„Eile mit Weile."

(Eitelkeit — Leberwurst — Mittagsschlaf — Weiterfahrt — Lederstrumpf.)

Auflösung des Anagrammrätsels mit Akrostichon in Nr. 30.

1) Krain,
2) Onega,
3) Naab,
4) Seine,
5) Tanger,
6) Alsen,
7) Namur,
8) Triest,
9) Inder,
10) Natal,
11) Ostende,
12) Peru,
13) Elbe,
14) Leon.

„Konstantinopel."

Fragen und Antworten.

Eichhörnchen in Berlin. Wenn Du den Eichhörnchen einen großen, ihren Lebensbedingungen entsprechenden Käfig herrichtest, könntest Du es vielleicht erleben, daß sie sich in der Gefangenschaft vermehren. Sie werfen gewöhnlich 2—3mal im Jahre 3—7 blinde Junge, bisweilen sind unter denselben auch schwarze zu finden. Einen solchen Zuchtraum kannst Du Dir herstellen, indem Du einen Teil einer hellen Kammer, den nach dem Fenster zu gelegenen, mittels Drahtgitter abteilst. In diesen Raum mußt Du dann allerlei lebende Pflanzen als: Coniferen, Haselnußsträucher u. dgl. in Kübeln gepflanzt, aufstellen und den Boden des Raumes etwa 20 cm hoch mit Kies (trocken) bedecken. Je dichter die Pflanzen stehen, je besser ist es. Dann mußt Du den Tieren Stoffe zum Nestbau, als: Werk, Kuhhaare, Heu 2c. hineingeben, ihnen auch das Anlegen der Nester insofern erleichtern, indem Du in den Gabeln einiger Gezweige Nistkörbe (Taubennester) anbringst. Hast Du dies alles eingerichtet, so dürfen die Tiere so wenig als möglich gestört werden. Sie fressen gern Fichten- und Tannensamen, doch kannst Du sie auch mit allerlei Kernen und Nüssen füttern, z. B. Haselnüsse, Walnüsse, Kirschkerne 2c. Backwerk fressen sie gleichfalls gern. Auch für Trinkwasser mußt Du sorgen. Für ein einzelnes Tier erhältst Du bei jedem Vogelhändler einen entsprechenden Drahtkäfig, womöglich mit Trommel, oder jeder Klempner fertigt Dir einen solchen. Frei darfst Du die Tiere nicht in den Zimmern herumlaufen lassen, da sie Möbel und sonstige Hausgeräte benagen. Gruß!

K. K. L. in N. Ja, so ein Papierkorb ist was Wunderschönes — es ist besorgt und aufgehoben!

A. S. in Heilbronn. Freund, frage doch einen dortigen Notar; die Detailbestimmungen sind im weiten Deutschen Reich überall anders.

Walter Freudenberg in Essen (Ruhr). Die Bestimmung Deiner Münze ergibt: Westfalen, Hieronymus Napoleon, 1807 bis 1813; 1/6 Thaler 1810 B. (Das B. bedeutet die Münzstätte Braunschweig.) Der Wert dieses Stückes beträgt etwa 1 Mark.

L. A. R. O. in München. Es ist leider, wie Du schon selbst zugibst, nichts mit Deinem Perpetuum mobile. Bei der Verwandlung von Arbeit in Elektricität und umgekehrt ist nach dem Stande der heutigen Elektrotechnik ein Arbeitsverlust von ungefähr 50 % nicht zu vermeiden. Wenn wir nun den anfänglichen Vorrat durch mehrfache Verwandlungen jedesmal mit 1/2 multiplizieren, so wird das Resultat gar bald so klein sein, daß es nicht mehr ausreicht. Schade, hätt's gestimmt, wärst ein berühmter Mann geworden.

Geflügelzüchter. Lieber Kamerad, das Ausbrüten von Eiern auf andrem Wege als durch die Mutter Henne ist schon von den alten Aegyptern in großem Maßstab betrieben worden; jedenfalls kam ihnen das heiße Klima zu statten. Es ist also nicht unbedingt nötig, daß eine Henne dies Geschäft besorgt, wohl aber soll die Brütung vor sich gehen in einem Wärmegrad, welcher der Wärme, die der Henne entströmt, entspricht. Die Küchlein werden dann jedenfalls ebenso kräftig sein, als durch Mutter Henne ausgebrütet. Küchlein aber, die innerhalb 10 Tagen ausgebrütet sind, halten wir für nicht lebensfähig, denn, da die Brütezeit um das Doppelte herabgemindert ist, muß die Wärme auf das Doppelte gesteigert werden, was ganz naturwidrig erscheint. Wünschen besten Erfolg!

X. Y. Z. Die brusterweiternde Wirkung des Atmens durch einen Strohhalm (NB: bei gleichzeitig verschlossener Nase!) ist nicht zu läugnen, indessen, wegen dieses Verschlusses und wegen ungenügender Luftzufuhr nicht zu empfehlen. Viel einfacher, wirksamer und unschädlich ist das methodische Tiefatmen nach Fehrobers oder Fromms „Zimmergymnastik", das Turnen an Reck und Barren, das Spazierengehen mit einem durch beide Ellenbogen über den Rücken gesteckten kurzen Stock.

B. v. Buggenhagen in Berlin, W., Potsdamerstraße 49, fragt: „Wer kann einen Haufen Pferdebahnbillets, die ich geschenkt bekam, recht nützlich verwerten?" — Ueber die Anordnung der Münzsammlung erscheint demnächst eine ausführliche Anleitung. Geduld, Geduld!

Ein trauriger Hecht. Was Du nach Absolvierung der Realschule, 16 Jahre alt, bei der deutschen Kriegsmarine werden könntest? Erstlich: Schiffsjunge, zweitens: Schlosserlehrling und dann Heizer (Ingenieurkarriere). Vom Schiffsjungen: Matrose, Obermatrose, Maat, Obermaat, dann Deckoffizier: Oberseuermann, Oberbootsmann, Oberfeuerwerker. Jedenfalls nicht Seeoffizier, wenn Du nicht noch vorher eine andre Anstalt besuchst, die zum Eintrittsexamen vorbereitet oder berechtigt. Ja, der absolvierte Gymnasiast ist dem absolvierten Realschüler an Berechtigungen zur Zeit verhältnismäßig weit über.

Adolf Pollens in Krefeld. Die Hauptbestandteile dieser nach dem berühmten Maler benannten Bouquets gehören, wenn auch die eigentlichen echten Makart-Sträuße nur zu verhältnismäßig hohen Preisen hergestellt werden können, allerdings der Familie der Gräfin an. Eine Anleitung solche zu trocknen, zu bleichen und zu färben, findest Du in der von Dr. Ed. Brinkmeier herausgegebenen Broschüre: „Die Kunst des Bouquet- und Kranz-Bindens," 2c. Verlag von Hugo Voigt in Leipzig. Preis 1 M. 60 Pfg. In wenigen Worten ließe sich die Anleitung nicht geben, und mehr gestattet uns der Raum hier nicht.

L. L. G. S. aus B. Friedmann, Ostafrikanische Inselwelt, Leipzig 1868. zwei Bände. — Müller J. Beschreibung der Insel Java, Berlin 1866. — Meister, Bilder aus Java, Zürich 1874.

Karl Lohr, Saargemünd. Hast Du noch nichts von Schiebersteuerung gehört? Der durch einen Exzenter selbständig bewegte Schieber schließt, wenn der Kolben in die Höhe geht, den Eingang des Dampfes über und den Ausgang des Dampfes unter dem Kolben, während er den Ausgang über und den Eingang unter dem Kolben öffnet. Geht der Kolben herab, so öffnet der Schieber selbstthätig die bisher geschlossenen und schließt die bisher geöffneten Gänge. Genauer und durch Abbildungen verdeutlicht findest Du das in fast jedem Lehrbuche der Physik. Im übrigen sieh zu, daß Du einmal ein bewegliches Modell zu sehen bekommst. Gruß!

Mathematikus $(O+e)^2$ **in F. Gunther,** altdeutsch: Der tüchtige Krieger. **Klothilde,** altdeutsch: Das holde ehrsame Kind.

Peter Fischer in Aachen. A 1 und 2 kann Dir jede dortige Buchhandlung vorlegen, wo nicht, so wende Dich an Pichlers Witwe & Sohn in Wien, I. Johannesgasse 2. — B 1: Reptilien und Amphibien: Anton Mulser, Bozen (Tirol). Paul Jung, Zittau (Sachsen). Fische: Paul Matte, Berlin-Lankwitz, H. Daimer, Berlin, Kochstr. 56, Wilh. Geyer, Regensburg (Bayern). Präparierte Insekten erhältst Du gleichfalls bei Pichlers Wwe & Sohn in Wien.

Fritz Schneider. Der Gegenstand Deiner Frage ist inzwischen von den Tagesblättern sattsam besprochen und beleuchtet worden.

Martin B. in W. Unterfeldwebel und Exvorturner. Recht hübsch gedacht. Bravo!

An meine Mutter.

Wo ist der Mensch? Nicht wo er lebt,
Der Mensch ist wo er liebt,
Denn wenn vor meinen Augen schwebt
Dein Bild, so eingetrübt,
Wie bin ich glücklich dann und froh
Auch in dem tiefsten Schmerz,
Ich weiß, es schlägt noch irgendwo
Für mich ein liebend Herz.

Oskar Träger. Jügels Sprachbücher, durch jede Buchhandlung zu beziehen. Der „G. K." gefällt Dir so sehr — nun also: Gute Kameradschaft!

Otto der Große. Das billigste und ausführlichste Buch über Terrarien, Terraquarien 2c. ist: Herm. Lachmann, „Das Terrarium", mit V Tafeln und 87 Abbildungen im Text, Preis geb. 3 M. 50 Pfg. (Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung). In demselben findest Du Deine Fragen eingehend beantwortet. — Peter Schnäuzchen war über die Verstümmlung seines Namens: (Schneter Päutzchen) sehr erbost.

F. v. Kr. Ei potz Kuckuck! Wirst Du gleich die Vogelnester in Ruhe lassen?! Daß Dich doch — — das Mäusle beiß!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Briefmarken- Preisliste über ganz bes. billige Sachen m. wertv. Gratismarke kostenfr. s. Emil Gutzkow, Stuttgart.

Zur tüchtigen Ausbildung

in der Landwirtschaft finden junge Leute aus guter Familie beste Aufnahme auf hiesigem Hofgute. Auf Wunsch nähere Mitteilung.

Dr. A. Backhaus,
Budlos bei **Lauterbach** (Oberhessen).

Höh. Handelsschule Stuttgart.

Berechtigung zum einjährigen Militärdienst. — **Vielseitige kaufmännische Ausbildung** für jüngere und ältere Zöglinge (Jahreskurs). — Anmeldungen nimmt entgegen und ist zu jeder weiteren Auskunft bereit

M. Scheck, Direktor.

Eberswalde.

Knaben, die das Wilhelms-Gymnasium hier besuch. wollen, finden i. m. Hause freundl. Aufnahme, sorgf. Erzieh., Ueberwach. d. Arbeit. u. Musik-Unterr. gegen mäßige Pension.

W. Boderke, Vorschul- u. Gesanglehrer a. Wilh.-Gymnas., Schicklerstr. 33.

In Markentausch-Verkehr mit Sammlern in Finnland, Scandinavien, Balkanstaaten, Spanien, Portugal und überseeischen Ländern wünscht zu treten **Eug. Kötzle, Stuttgart, Hohenheimerstraße 39 p.**
Korrespondenz deutsch und französisch.

Deutsche Uhrmacher-Schule zu Glashütte in Sachsen.

Gegründet 1878

vom Zentralverband deutscher Uhrmacher. Beginn des **Schuljahres** am **1. Mai.**

Der praktische und theoretische Unterricht behandelt neben der Uhrmacherei auch **Elektrotechnik** u. zwar vorzugsweise Haustelegraphie, elektrische Uhren- u. Fernsprechanlagen. Nähere Auskunft erteilt

L. Straßer, Direktor.

PIERERS Konversations-Lexikon
7. vollständig umgearbeitete Auflage.

„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Piererische Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes

Universal-Sprachen-Lexikon
nach Joseph Kürschners System

in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der „Pierer" als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:

in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 gehefteten Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.

Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Universalbibliothek
für die
Jugend

enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Dichter in spe. Für die Reime schönen Dank. Auf das „Trostgedicht für Langohrige“ sind wir sehr gespannt. Prost!

Ant. C. „Ein Punkt ist ein Winkel, dem die Schenkel ausgerissen wurden? —“ ein alter Schulbankwitz, mein lieber Freund.

Julius bittet Berliner Kameraden um die Auskunft was „Klamottenbeene“ sind.

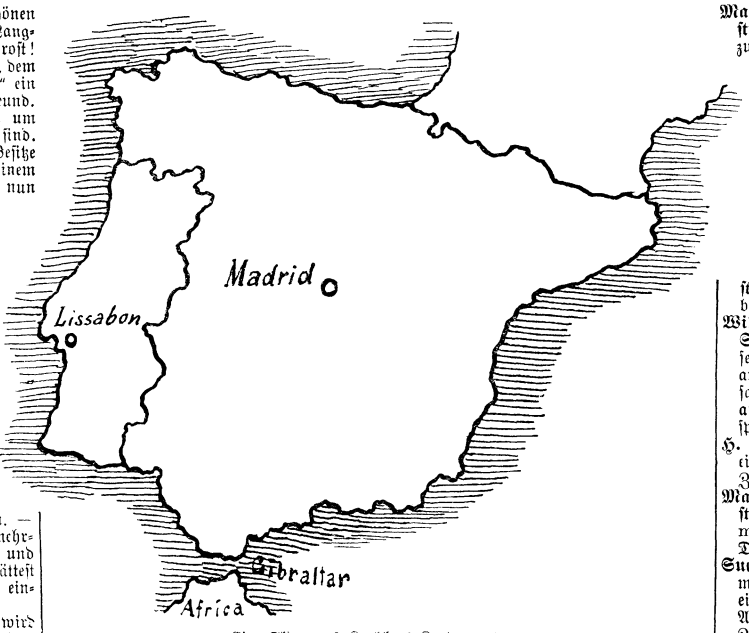
J. J. in München. Du bist im Besitze eines seltenen Siegelstockes und hast einem Freunde davon Gipsabdrücke gemacht; nun ist einer der letzteren hängen geblieben und die Gravierung des Stockes voll von Gips. Da hast Du, lieber Kamerad, einfach zu wenig geölt. Lege das Petschaft in eine Schale, mit Wasser gefüllt, daß es hievon überdeckt ist und lasse dasselbe so lange darin, bis der Gips erweicht ist und mit einer Bürste behutsam abgerieben werden kann. Das Einweichen und Abreiben hast Du so oft zu wiederholen, bis die letzte Gipsspur aus der Gravierung entfernt ist. Eine Beschleunigung kannst Du dadurch herbeiführen, daß Du dem Wasser ein paar Tropfen Salpetersäure zugießest; zu viel Säure würde aber das Metall angreifen, d. h. anätzen. — Schl eßlich wäre der Siegelstock mit mehrmals gewechseltem Wasser abzuspülen und gut abzutrocknen. Für die Folge hättest Du die abzugießenden Flächen besser einzuölen.

Franz v. W. in Wien. Ja, Wien wird heuer seine internationale Postwertzeichen-Ausstellung haben und sie wird voraussichtlich gut. Ob, wie Du fragst, eine „Mauritius erste Emission 2 Pence blau“ ausgestellt werden wird, ist uns nicht bekannt, jedenfalls aber bezweifeln wir, daß für diese Marke 5000 Gulden bezahlt wurden. Der höchste uns bekannte je für eine Marke bezahlte Preis beträgt M. 2000.

Adolf Behle in Grabow b. Stettin. Bockkäfer hättest Du an gefälltem Holz und auf Blüten zu suchen, Bohrkäfer an altem Bauholz, auf Zimmer- und Holzplätzen, Puppenräuber an Baumstämmen, Nashornkäfer in Gärtnereien und Gerbereien, Walker in sandigen Kiefernschonungen, Hirschkäfer in alten Eichenwaldungen, spanische Fliege auf Holunderblüten, Spießbock an alten Eichen. — Blutegel werden in besonderen Teichen gezüchtet und sind für wenige Pfennige in den Apotheken und bei Barbieren zu haben. — Die Totenkopfraupe lebt am Kartoffelkraut, Stechapfel und Nachtschatten, kommt aber bei Stettin nur sehr selten vor. Der Totenkopfschmetterling ist für 1 M. 20 Pfg. bei Alexander Bau, Naturalienhändler in Berlin, Hermann-Platz 4, zu haben.

D. K. Die Stellung deines Vaters als Subalternbeamter ist kein Hindernis, daß Du Offizier wirst. Ob die Mittel desselben ausreichen, Dir die nötige Zulage zu geben, und ob letzterer für alle möglicherweise eintretenden Fälle sichergestellt sein wird, das muß der „G. K.“ Deiner eigenen Beurteilung anheimgeben. Welche Beträge bei den einzelnen Waffengattungen höchstens gefordert werden, wird Dir aus dem letzten Erlasse Kaiser Wilhelm II. bekannt sein. Ob der Einzelne damit oder mit noch weniger auskommt, hängt von dem Regiment und von der Garnison, am meisten aber von ihm selbst ab. — Wer die volle Reife für Prima besitzt — nicht wer das Primanerzeugnis hat — ist im stande, ohne große Schwierigkeiten sich diejenigen Kenntnisse zu erwerben, welche in der Fähnrichsprüfung verlangt werden. Hat der Prüfling ein Realgymnasium besucht, so wird ihm letzteres um vieles leichter. — Was bei der Prüfung verlangt wird, das findest Du in der so oft schon genannten „Verordnung über die Ergänzung der Offiziere des Friedensstandes“ vom 11. März 1880, mit Nachtrag (60 Pfennig). Die wissenschaftlichen Anforderungen ergeben sich ferner genauer aus „Aufnahmebestimmungen und Lehrplan für das k. k. Kadettenkorps“, Berlin 1887, Broschüren, die durch jede Buchhandlung zu erhalten sind.

Bertram H. in Petersburg. Auf dem zum Blumengarten bestimmten Raum werden zunächst die Wege und Beete vorgezeichnet, dann letztere sehr tief umgegraben, gut gedüngt und mit einer Einfassung von Buchsbaum, Muscheln, grünen Holzstäbchen, oder was sonst dem Geschmack des Besitzers entspricht, versehen. Auch kann man auf die Kante der Beete Blumensamen säen, wozu sich sehr gut Vergißmeinnicht eignen. Dieselben blühen jedoch erst im zweiten Jahre. Die Beete selbst werden dann mit verschiedenen Blumen bepflanzt und besäet. Beim Säen wird der Same nicht zu dicht aufgestreut, mit der Hacke untergehackt und leicht festgeklopft. Zu einer Laube gräbt man vier Pfähle in die Erde und verbindet sie oben durch feste Latten; in die Mitte der Hinterseite wird ein fünfter Pfahl gegraben, der die hintere Verbindungslatte um einen $1/2$ m überragt. Auf die Mitte der Verbindungslatte der Vorderseite wird ebenfalls ein $1/2$ m hohes Pfahlstück aufgesetzt und die so entstehenden beiden hohen Spitzen durch eine feste Latte verbunden, außerdem nagelt man von diesen Spitzen Verbindungslatten an die Spitzen der Eckpfähle. An die Vorderseite kommen nun noch zwei Pfähle, welche die Thür bilden und dann werden alle Seiten (mit Ausnahme der Thüröffnung) sowie das Dach mit dünnen Querlatten benagelt. An letztere bindet man die Ranken der Pflanzen. Vorzugsweise verwendet man zu Lauben wilden Wein, Pfeifenstrauch und Gaisblatt. Das Töten der Schmetterlinge geschieht am besten mit Tabaksaft, doch sei vorsichtig dabei.



Eine Skizze aus Karlchens Kartenmappe.

Tauschmarkt.

W. v. Guérard in Burg b. M., Bruchstraße 19, bittet die Kameraden, ihre selbstgemachten Gedichte einzusenden.

Walter Neumeister i. Würzburg, Sanderringstr. 7 II, hat eine Druckerpresse, eine laterna magica und ein gr. Kaleidoskop abzugeben, am liebsten gegen Briefmarken od. elektr. Apparate.

Oskar Trappe in Weimar, Prellerstraße Nr. 4, möchte seinen Induktionsapparat gegen eine Stirnsche Geheimcamera vertauschen.

Ich suche eine große konstante galvanische Batterie, eine gute Wundercamera; biete dafür verschiedene wissenschaftl. und andre Bücher, sowie phys. Apparate an. C. Dathe, Dresden, Ludwigstr. 6 II.

Möchte eine Sammlung von Muschel- und Schneckengehäusen anlegen, und bitte die Kameraden um Zusendung von solchen. Revanche später. Ernst Großmann in Teschen.

G. Polaczek in Pleß (O.-Schl.), Polnische Vorstadt, vertauscht einen Schraubendampfer, 30 cm lang, einen Kran und eine Koralle von 15 cm Höhe.

Fritz Lichtenberg in Augsburg, Kaiserstraße 13 I, hat einen schönen Tigerfinken abzugeben.

F. von Maltzahn in Metz, Poststr. 6, vertauscht eine Dampfbierbrauerei mit Maschine und Zubehör gegen 5 Paar edle Tauben.

A. Wentscher in Berlin S. W., Friesenstraße 5, bittet die Kameraden um Zusendung selbstverfertigter Landkarten.

Em. Senenwald in Straßburg i. E., Münsterg., gibt ein ungebrauchtes Mikroskop gegen Eisenbahnbillete ab.

Karlchens Randglosse zu obiger Karte.

Max Bosselmann in Liegnitz, Bäckerstraße 9 I, hat eine Stempelsammlung zu vertauschen.

Ein **„Guter Kamerad“** in **Plauen i. V., postlagernd,** sucht eine Stirnsche Geheimcamera einzutauschen und bietet dafür Steine, Münzen, Marken, Muscheln, Käfer, Schmetterlinge ꝛc. und einen Schokolade-Automaten.

H. Holzinger in Ansbach, D 413, sucht eine Elektrisiermaschine oder Induktionsapparat und einen Fuchsschwanz gegen eine Dampfmaschine u. a. einzutauschen.

W. Lensing in Bonn, Koblenzerstraße 136, vertauscht ein neues Tafelbillard gegen Münzen.

Wilh. Müße in Marburg i. Hessen, Steinweg 3, gibt eine große Anzahl sehr seltener lebender hessischer Pflanzen gegen andre Pflanzen, Sachen für die Waffensammlung, photogr. Apparat. Möchte auch mit Interessenten v. dgl. in Korrespondenz treten.

H. Friedel in Lenney, Rheinpr., sucht eine Stirnsche Gehrimcamera gegen ein Zweirad.

Max Horn zu Forst i. L., Hermannstraße 15, tauscht seine große laterna magica gegen eine Druckerpresse oder Dampfmaschine.

Suche eine Druckerpresse, Stirnsche Camera und Laubsägekasten, und gebe dafür ein Theater von Schreiber, einen photogr. Apparat samt Stativ und Chemikalien, Zauberapparate und Pantograph. A. Gibulka in Brünn, Neugasse 95.

E. Jacklin im Gymnasium zu Cilli (Steiermark), sucht eine Druckerpresse gegen eine gute Dampfmaschine.

Arno Staberow in Dortmund, Heiliger Weg 7, hat eine seltene Postkarte und einen Fernseher zu vertauschen.

Aug. Hochenadel in Wien, I. Bartensteing. 14, bittet um Zusendung von Briefbildern und Monogrammen.

Joh. Hermann zu Stolp i. Pomm., Wilhelmestr. 25, gibt 150 Stempel gegen elektr. Apparate. Am willkommensten 2 kleine elektr. Lampen.

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken erbitten Dubletten: Willy Strebel in Hamburg, Jordanstraße 31. Walter Wagner in Görlitz, Moltkestr. 26 I. Hans Boddin, pr. Adr.: Fr. A. Weyrich in Berlin, Zossenerstr. 27. Jules Calais in Hamburg, Hohe Bleiche 17. Jac. Freymann in Riga, Waldschlößchen bei Mühlenhof. Johannes Busch in Dessau, Albrechtstr. 126 (unseltene für eine Arbeit, gibt 5 seltene für 50 gewöhnliche). Alfr. Weisenbeck in München, Frauenstr. 12. Eugen von Stoffregen in Riga (Rußland) Parkstr. 8 (einfache Briefmarken für einen wohlthätigen Zweck).

Witzraketen.

(Unfreiwillige, bei der Uebersetzung des Corn. Nep.) Santa erat sua gratia. Seine Tante war eine Grazie.

(Xenophons Anabasis, Buch 4, Kap. III, §. 9.) *Τοὺς δὲ ἡμίσεις ὀπισθεν τῶν ὑποζυγίων ἔταξε.* Die hinteren Hälften aber der Rinder ordnete er.

Warum gehen die Soldaten so gern nach Brasilien? Antwort: Da gibt es den meisten Urwald, also auch das meiste „Urlaub“.

Fritz. Du, was ist das, das errätst Du nicht: „Das Erste lauft, das Zweite lauft, das Dritte lauft und das Ganze lauft?“

Karlchen (nach langem Besinnen). Das weiß ich allerdings nicht.

Fritz. Das ist: „Wildkatzbach!“

Karlchen (nachdem er sich erholt hat). Was ist dann aber das: „Das Erste lauft, das Zweite lauft und das Dritte lauft nicht?“

Fritz (gesteht, daß er's nicht erraten kann).

Karlchen. Das ist mein großer Bruder, mein kleiner Bruder und meine kleinste Schwester!

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden“ in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 32.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

„Alle Wetter! Da können wir ja in zwei Minuten diesen Abu el Mot mit samt seinen Leuten derschießen!“

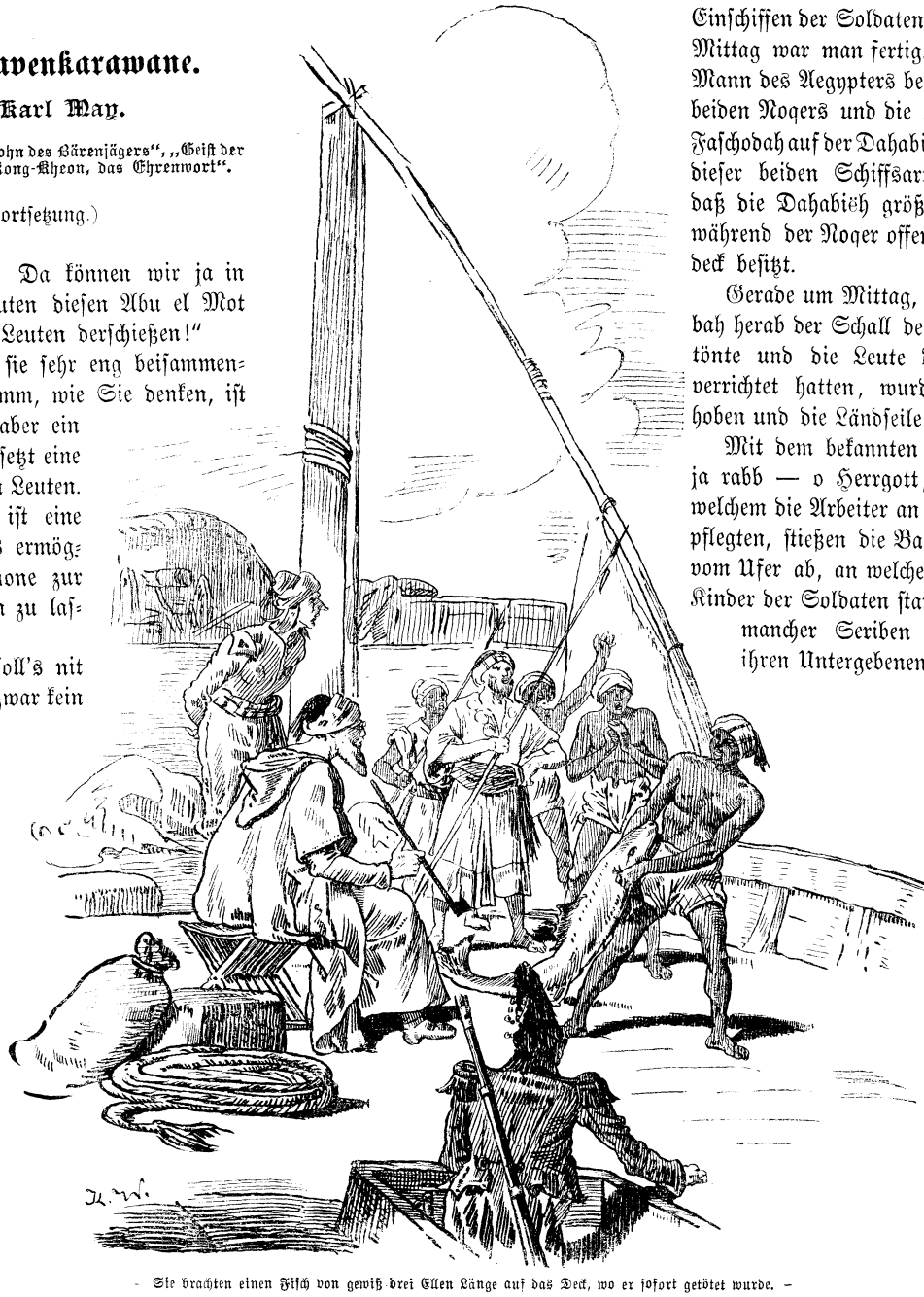
„Da müßten sie sehr eng beisammenstehen. So schlimm, wie Sie denken, ist es freilich nicht; aber ein solches Geschütz ersetzt eine ganze Anzahl von Leuten. Die Hauptsache ist eine Taktik, welche es ermöglicht, diese Kanone zur Wirkung kommen zu lassen.“

„Na, daran soll's nit fehlen. Ich bin zwar kein Moltke und auch kein Napoleon, aber ein paar Sklavenhändler so zusammenzutreiben, daß man mit dieser Kanone auf sie schießen kann, das trau' ich mir schon zu, doch nur unter der Voraussetzung, daß nit gar auf mich selber zielt wird.“

Das Geschütz wurde wieder verhüllt, und dann war die Zeit zum Einschiffen der Soldaten gekommen. Gegen Mittag war man fertig. Die dreihundert Mann des Aegypters befanden sich auf den beiden Noqers und die hundertfünfzig aus Faschodah auf der Dahabiëh. Der Unterschied dieser beiden Schiffsarten besteht darin, daß die Dahabiëh größer und gedeckt ist, während der Noqer offen ist und kein Verdeck besitzt.

Gerade um Mittag, als von der Seribah herab der Schall des Klangbrettes ertönte und die Leute darauf ihr Gebet verrichtet hatten, wurden die Anker gehoben und die Ländseile an Bord gezogen.

Mit dem bekannten Ausrufe „ja rabb, ja rabb — o Herrgott, o Hergott“, mit welchem die Arbeiter an ihr Werk zu gehen pflegten, stießen die Bahriji*) die Schiffe vom Ufer ab, an welchem die Frauen und Kinder der Soldaten standen. Die Herren mancher Seriben erlauben nämlich ihren Untergebenen, ihre Angehörigen mitzubringen, und zwar aus Berechnung, weil die Soldaten dadurch mehr an den Ort gekettet werden. Diese Weiber und Kinder riefen den Scheidenden ihr schrilles Lululululu nach, den gewöhnlichen Abschiedsgruß, welcher noch lange über den Fluß schallte, als die Segel aufgezogen waren und, den



– Sie brachten einen Fisch von gewiß drei Ellen Länge auf das Deck, wo er sofort getötet wurde. –

*) Matrosen.

günstigen Wind fangend, die Schiffe aufwärts trieben.

Nun zeigte es sich, daß Hasab Murat die Wahrheit gesagt hatte: Seine Noqers segelten ebensogut wie die Dahabiëh, und Schwarz sah zu seiner Freude, daß dieser günstige Umstand die Bemannung der Fahrzeuge zum Wetteifer trieb.

Die Dahabiëh hatte natürlich ihren geschulten Reïs*) und einen ebenso erfahrenen Mustamel**). Beide hatten jetzt dem Deutschen zu gehorchen. Auch auf jedem der beiden Noqer befand sich ein Reïs und ein Mustamel. Jeder dieser drei Reïsihn***) war eifersüchtig auf die Schnelligkeit der andern Fahrzeuge und bestrebte sich, es ihnen vorzuthun. Es entstand infolgedessen ein Wettkampf wie zwischen konkurrierenden Mississippidampfern. Die Reïsihn befahlen ihren Matrosen, zu den Stoßstangen zu greifen, und die Soldaten halfen aus Leibeskräften.

Ganz besonders zeichnete sich El Schachar, „der alte Schnarcher", aus, welcher als Reïs den einen Noqer befehligte. Seine rasselnde Stimme erscholl unausgesetzt. Er feuerte nach der bekannten Art dieser arabischen Kapitäne seine Leute bald durch Schmeichelworte und bald durch die kräftigsten Schimpfreden an.

„Ja Allah, ja Nabi!" schrie er. „Amahl, amahl, ja Allah, amahl — o Gott, o Prophet, macht, macht, o Gott, macht! Ja Allah, ja Sahtir, amahl, amahl — o Gott, o Helfer, macht, macht! Eschhetu mu la il laha illallah; sallam aaleïna be baraktak — bezeugt, daß es nur einen Gott gibt; begnadige uns mit deinem Segen! Sallah en nabi — preist den Propheten!"

Seine Leute arbeiteten in der Sonnenhitze, daß ihnen der Schweiß in Strömen über die Gesichter lief. Sein Noqer war der hintere; die Dahabiëh segelte voran. Er wollte den andern Noqer ausstechen und bestrebte sich also, ihm den Wind wegzufangen. Wenn ein Reïs den Wind teilen oder schneiden will, so sticht er sein Messer in den Mast und ruft dabei den Namen Gottes an. Darum zog „der Schnarcher" sein langes, gekrümmtes Messer, hob es hoch empor, um es seinen Leuten zu zeigen und rief dabei mit einer Stimme, als ob er Tote erwecken wolle:

„Kawahm, kawahm! Schatir, schebib — schnell, schnell! Seid fleißig, seid stark! Stoßt, schiebt, arbeitet, arbeitet, ihr Kräftigen, ihr Geschickten! Laßt nicht nach, ihr Helden! O arbeitet, ihr Hunde, ihr Feiglinge, ihr Faulenzer! Seht hier mein Messer, seht ihr es? Schneidet den Wind! Nehmt diesem Noqer den Wind, daß seine Segel schlottern. Macht, macht, ihr Kinder, ihr Söhne, ihr Lieblinge! Arbeitet, ihr Trauten, ihr Auserwählten! Jetzt kommt der Augenblick; jetzt ist er da! Sikkini, sikkini, hai sikkini — mein Messer, mein Messer, hier ist mein Messer!"

Er trat zum Maste und holte zum Stoße aus. In dem Augenblicke, als er mit seinem Segel das des voranfahrenden Noqer deckte, stieß er das Messer in den Mast und rief:

„Be issm billahi, amahl, amahl, ja mobarekihn — im Namen Gottes, arbeitet, arbeitet, ihr Gesegneten! Wir haben ihn, wir haben diesen Noqer! Seht, wie ihm der Atem vergeht! Likuddam, lakuddam — vorwärts, vorwärts! So ist's recht; wir kommen vorüber; wir haben ihn ausgestochen! Aaïb aaleïhu, hamdulillah — Schande über ihn, Allah sei Dank!"

Das Segel des andern Noqer war flau gefallen; es klatschte an den Mast. Da der Steuermann, dies nicht beachtend, das Ruder festhielt und die Matrosen gerade in diesem Augenblicke am Steuerbord ihre Kraft auf die Stoßstangen legten, so fiel der Noqer nach Backbord ab, und der „alte Schnarcher" segelte an ihm vorüber. Hüben jubelten die Matrosen und Soldaten. Drüben ertönten Flüche und Verwünschungen, und man arbeitete mit verdoppelter Anstrengung, diese Schande wett zu machen.

Nun richtete „der Schnarcher" seine Absicht darauf, auch die Dahabiëh auszustechen; aber dies gelang ihm nicht, da ihre Segel höher standen und auch größer waren als die seinigen; er konnte ihr den Wind nicht wegfangen. Aber dieser Wetteifer hatte zur Folge, daß die Schiffe eine ganz ungewöhnliche Fahrt machten, was auch durch den Umstand unterstützt wurde, daß der Nil hierorts frei von hindernden Schilffeldern und schwimmenden Inseln war.

Noch vor dem Nachmittagsgebet erreichte die Dahabiëh die Krümmung, hinter welcher Pfotenhauer den Schiffen Abu el Mots begegnet war. Er machte Schwarz darauf aufmerksam.

„So hat er," sagte dieser, „einen Vorsprung vor uns, welcher nicht ganz einen Tag beträgt. Wir werden die ganze Nacht segeln. Das Wasser leuchtet und die Sterne scheinen. Auch denke ich, daß der Mond sich zeigen wird. Auf diese Weise bringen wir den größten Teil dieses Vorsprunges ein."

„Werden die Matrosen es aushalten?" fragte der Graue. „Diese Kerls arbeiten ja wie die Riesen. Sie schwitzen, daß ich glaub', es gibt eine Ueberschwemmung unten in Kairo."

„Sie mögen sich in zwei Wachen teilen; es sind ja genug Soldaten zur Unterstützung vorhanden. Ich werde Hasab Murat das wissen lassen."

Er schickte das kleine Boot zu dem Genannten ab, welcher sich auf dem von „dem Schnarcher" geführten Noqer befand. Die beiden Deutschen saßen im Schatten des großen Segels auf einem Serir*) und beobachteten den Lauf des Schiffes und die Scenerie des Flusses. Da trat Abd es Sirr, der „Sohn des Geheimnisses", zu ihnen und fragte Schwarz:

„Effendi, hast du jetzt Zeit, die Antwort zu hören, welche ich dir heute noch geben wollte?"

„Ja, setze dich zu uns!"

Das war eine ehrende Auszeichnung, welche der Jüngling mit bescheidener Würde entgegennahm. Ein andrer hätte sich aus Höflichkeit geweigert; er aber hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß er eher zu den Herren als zu den Dienern gehöre.

„Einiges habe ich dir schon gesagt," begann er; „die Hauptsache aber wirst du jetzt zu hören bekommen. Wer mein Vater war, weiß ich nicht; aber ein Araber ist er ganz gewiß gewesen, denn die Worte, welche mir aus jener Zeit geblieben sind, gehören alle der arabischen Sprache an."

„Und welchem Dialekte? Es wäre von großer Bedeutung, wenn du das wüßtest."

„Das ist schwer zu sagen, denn es sind der Worte, welche ich gemerkt habe, nur sehr wenige."

„Und wohin hat der Räuber dich geschafft?"

„Auch das weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich mich bei Schwarzen befunden habe, und daß eine Frau, welche weniger schwarz als die andern war, mich sehr lieb hatte. Sie ging mit mir fort, weit fort. Ich weiß, daß sie mich viele Tage auf ihren Armen getragen hat, in ein fernes, fernes Land. Dann legte sie sich hin und stand nicht wieder auf. Ich war sehr müde und schlief ein. Als ich erwachte, lag sie noch da und regte sich

*) Kapitän.
**) Steuermann.
***) Plural von Reïs.

*) Hochgestell mit Kissen.

nicht. Sie war tot, vor Hunger und Erschöpfung gestorben. Auch ich hatte Hunger und weinte sehr, ohne Aufhören. Da kam ein Weib, welches meine Stimme gehört hatte und mich fand. Sie nahm mich mit sich in ein nahes Dorf, wo sie mir zu essen und zu trinken gab. Es kamen viele Schwarze, welche meine Arme, meine Beine und meinen Leib betasteten und mir mehrere Tage nur immerfort zu essen gaben. Wenn ich nicht essen wollte, so bekam ich Schläge."

„Ah, Menschenfresser!"

„Ja, Effendi; es waren welche, wie ich später hörte. Auch an dem Orte, von welchem die gute Frau mit mir floh, hatte ich so viel essen müssen; darum denke ich, daß diese Schwarzen auch Menschenfresser waren."

„Und wo befandest du dich nun jetzt? Weißt du das?"

„Ja; ich war bei den Jambarri."

„Am obern Kongo! Das ist weit, weit von hier!"

„Sehr weit! Dann kam ein weißer Mann, der einen grünen Turban auf dem Kopfe und grüne Bantuflat*) an den Füßen hatte. Er war sehr freundlich mit mir und nahm mich mit sich über den Fluß hinüber nach Mawembe."

„Dem Hauptorte der Kororu!"

„Du kennst die Namen dieser Völker, Effendi?"

„Ja, aus Büchern. Weißt du, wer oder was dieser weiße Mann gewesen ist?"

„Ja, ein wandernder Imam, welcher von einem Volke zum andern reiste, um den Islam zu verbreiten. Er war auch zu den Jambarri gekommen und hatte erfahren, daß ich gegessen werden solle. Da kaufte er mich ihnen ab, um mich zu seinem Sohne zu machen. Das that er, weil er die Worte verstand, welche mir meine Mutter immer vorgebetet hatte und die mir noch nicht entfallen waren, nämlich die Worte Allah il Allah, Mohammed rassuhl Allah."

„Er hatte aus diesen Worten ersehen, daß dein Vater ein Moslem gewesen war, und so erforderte sein Glaube, sich deiner anzunehmen."

„Er verstand auch die Worte, welche ich außerdem konnte. Die Frau, welche mit mir floh, hatte sie mir eingeprägt. Sie hatte mir auch noch andre vorgesagt, damit ich sie auswendig lernen solle; aber ich hatte mir nur einen Teil derselben gemerkt, nämlich „ana arab, ana nahabi." Ich sprach die Worte nicht richtig aus; aber er merkte doch, daß ich ein Araber sei, den man geraubt hatte. Er gab sich viele Mühe, noch weiteres aus mir herauszubringen, doch vergebens, denn ich wußte nichts. Aber den Räuber mußte ich ihm beschreiben. Dessen Gesicht war das einzige, dessen ich mich genau erinnern konnte, und der Imam sagte, daß ich darauf ganz allein die Hoffnung, meine Eltern wiederzufinden, stützen müsse. Darum mußte ich ihm dieses Gesicht fast täglich so genau beschreiben, daß mir das Bild desselben niemals wieder entschlüpfen konnte. Dieser seiner Klugheit habe ich es zu danken, daß ich nun weiß, wer der Räuber war."

„Lebt er denn noch?"

„Ja. Du wirst nachher seinen Namen erfahren. Der Imam liebte mich wie seinen eigenen Sohn. Er nahm mich mit von Land zu Land, von Volk zu Volk, deren Sprachen ich nach und nach kennen lernte; er aber sprach nur arabisch mit mir. Auch lehrte er mich alles, was er selbst wußte; er unterrichtete mich im Schwimmen, Rudern und Schießen. Er ließ mir, wohin wir kamen, auch in andern Dingen Unterricht erteilen, so daß ich vieles lernte, was andre nicht können und erfahren. Als ich zwölf Jahre bei ihm war, kamen wir zu den Bongo, wo er plötzlich starb. Er hinterließ mir seine wenige Habe und seinen reichen Segen, welcher sich auch sofort bewährte, denn nur wenige Tage nach seinem Tode kam ein Mann zu den Bongo, um Krieger anzuwerben, und in diesem erkannte ich auf den ersten Blick denjenigen, der mich geraubt hatte. Ich wollte mich auch anwerben lassen, um mitgehen und mich an ihm rächen zu können; aber ich war ihm zu jung, und er wies mich ab. Als ich weiter in ihn drang, schlug er mich mit der Peitsche und verbot mir, mich wieder bei ihm sehen zu lassen."

„Hörtest du seinen Namen?"

„Nein."

„Aber du erfuhrst wenigstens, woher er war?"

„Auch nicht. Beides wurde verschwiegen. Ich gehörte nicht zu den Bongo; ich war ihnen fremd; darum sagten sie mir nichts. Aber ich erlauschte, daß die Krieger zum Sklavenraube gemietet seien, und daß sie nilaufwärts nach einer Seribah segeln würden. Da versteckte ich das beste Boot, welches sie besaßen, legte vier Ruder, zwei als Vorrat, ein Segel und meine Waffen hinein, brachte einen Vorrat von Kisrah und Früchten hinzu und wartete nun, bis der Fremde auf seinem Noger, welcher am Ufer lag, mit den Bongo aufbrechen werde. Als dies geschah, stieg ich in mein kleines Boot und ruderte ihnen heimlich nach."

„Das war kühn von einem so jungen Menschen!"

„Effendi, die Rache macht stark und verwegen. Ich mußte von ihm erfahren, wer mein Vater ist, und wollte ihn dann töten. Ich ruderte und segelte volle drei Tage hinter seinem Noger her. Gleich am ersten Tage war ich auf eine Wurzel gestoßen, und mein Boot fiel um, mit allem, was sich darin befand. Nun hatte ich weder Waffen noch Speise mehr. Ich hielt zwei Tage den Hunger aus; dann aber konnte ich ihn nicht länger ertragen. Der Noger kam an einer Mischrah vorüber, von welcher er sich sehr vorsichtig fern hielt. Darum vermutete ich, daß die dort wohnenden Menschen dem Manne, welchem ich folgte, feindlich gesinnt seien. Das gab mir den Mut, dort anzulegen, mir ein wenig Durrah oder Kisrah zu erbitten und mich zugleich nach dem Noger zu erkundigen. Der erste Mann, den ich am Ufer traf, war el Schacher."

„‚Der Schnarcher', der jetzt mit uns fährt?"

„Ja. Er nahm sich meiner an und beantwortete meine Fragen. Ich erfuhr, wem der Noger gehörte, denn er hatte ihn vorüberfegeln sehen. Ich teilte ihm mein Geheimnis nicht mit, doch wußte ich nun, daß ich die Verfolgung aufgeben konnte. Ich blieb einige Zeit auf der Seribah Hasab Murats und suchte unbemerkt zu erfahren, ob dieser wohl zu einem Kampf mit meinem Feinde zu bringen sei. Das war aber nicht der Fall; er haßte ihn zwar, doch fühlte er sich zu schwach, ihn anzugreifen. Allein konnte ich nichts ausrichten. Ich hätte meinen Entführer wohl heimlich überfallen und töten, aber nicht von ihm erfahren können, wer mein Vater ist. Ich mußte mir andre Verbündete suchen. Die Dschur hatten ihre Dörfer in der Nähe. Ich fuhr zu ihnen und versteckte meinen Kahn am Ufer. Ich wagte mich sogar in das Dorf, welches ganz in der Nähe der Seribah meines Feindes liegt. Aber leider erfuhr ich, daß die Dschur seine Verbündeten seien."

„Ah, jetzt weiß ich, wer es ist!" sagte der Graue. „Abu el Mot ist es. Du

*) Pantoffel.

kanntest den dicken Häuptling der Dschur und sein Dorf."

„Nein, nicht dieser, sondern ein andrer ist es. Ich fuhr weiter, um Leute zu suchen, welche mir helfen würden. So kam ich zu den Sandeh, welche ihr Niam-niam nennt. Sie nahmen mich sehr freundlich auf, und der Sohn des Häuptlings wurde mein Freund. Ihm, dem ‚Sohne der Treue', teilte ich mein Geheimnis mit, und er versprach mir, zu helfen. Offen den Krieg predigen durften wir nicht, denn Abu el Mot hatte die Niam-niam noch nicht beleidigt; aber heimlich streuten wir den Haß gegen ihn aus, und nach und nach reifte der Plan, ohne Wissen des Königs, des Vaters meines Freundes, mit einer kleinen Schar junger Krieger, die mich lieben, nach der Seribah Abu el Mots aufzubrechen, meinen Feind herauszuholen und ihn als Gefangenen heimzubringen. Dann konnte ich ihn zwingen, mir den Namen meines Vaters und alles, was ich wissen wollte, mitzuteilen."

„Du bist ein kühner und doch vorsichtiger, kluger Mann," sagte Schwarz. „Jetzt liegen die Verhältnisse freilich noch viel vorteilhafter für dich."

„Ja, Effendi. Eben wollten wir den Plan ausführen, da mußte der ‚Sohn der Treue' nach Faschodah zu dir. Er kannte den größten und gefährlichsten Teil des Weges genau, denn wir waren oft im geheimen, wenn der König glaubte, daß wir auf den in seinem Gebiete liegenden Maijehn zur Jagd abwesend seien, herab nach der Seribah gesegelt, um zu erfahren, daß mein Feind sich noch auf derselben befinde. Dann wurde deinem Bruder und dem ‚Vater des Storches' hier die Zeit zu lang; sie glaubten dich in Gefahr und wollten dir entgegengehen. Ich sagte ihnen, daß ich den Fluß kenne, und durfte als Steuermann mit ihnen fahren. Was dann geschehen ist, hat dir der ‚Vater des Storches' erzählt."

„Ich danke dir für deine aufrichtige Erzählung. Ich werde dir natürlich behilflich sein, dein Ziel zu erreichen. Nun aber sage auch, welcher Bewohner der Seribah es ist, auf den du es abgesehen hast!"

„Versprich mir vorher zweierlei!"

„Was?"

„Daß du ihn zwingen willst, mir Auskunft zu geben."

„Das werde ich. Ich gebe dir mein Wortdarauf."

„Und daß du ihn dann mir überlässest."

„Zur Bestrafung?"

„Ja."

„Darauf kann ich nicht sofort ja sagen."

„Warum nicht?"

„Ich bin ein Christ und darf infolgedessen keine Grausamkeiten dulden."

„So denke daran, was ich erduldet habe; denke auch an den Kummer meiner Eltern. Denke ferner an die Sünden, welche dieser Mann noch sonst begangen hat. Das Blut Hunderter schreit nach Rache himmelauf für ihn, und Tausende sind es, welche er in die Sklaverei verkauft hat!"

Schwarz zögerte zu antworten; dar-

Der „blanke Hans", so hieß der Seehund, schob sich auf den Stuhl und legte die Vorderpfoten über die Lehne.

um fuhr der „Sohn des Geheimnisses“ fort:

„Willst du nicht auch daran denken, daß ich und der ‚Sohn der Treue‘ euch einige kleine Dienste geleistet haben? Ich fordere weder Dank noch gar Bezahlung; aber willst du mir die erste und einzige Bitte, welche ich auszusprechen habe, abschlagen?“

Der sonst so stolze Jüngling ließ sich auf seine Kniee nieder und faltete flehend die Hände.

„Lassen's ihm doch seinen Willen!“ sagte der Graue deutsch. „Wir sind ihm wirklich zu Dank verpflichtet. Und er hat ganz recht: Dieser Abd el Mot, denn der wird's wohl sein, ist a Teufel in Menscheng'stalt, um den ich mich g'wiß nit grämen thu', wenn er a bisserl am Ohr g'zwickt wird.“

„Aber es ist ein Mord, Doktor!“

„A Mord? Gehn's Doktor, lassen's mich aus, und schauen's, daß Sie von hier fortkommen, sonst kriegen's eine Maulschellen, daß Sie in zwei Purzelbäumen hinüber ans Ufer fliegen und dort im G'sträuch hängen bleiben! Redet der Mensch von Mord, wo es sich um einen tausendfachen Mörder handelt! Und mich nennt er Doktor, nachdem ich ihm g'sagt und erklärt hab', daß ich nur der Naz, oder noch kürzer g'sagt, der Vogel-Nazi bin! Da soll doch gleich der Luftballon zerplatzen! Ich bin a guter Mensch, aber wann man so doppelt g'ärgert wird, so halt's die beste Lung' nit aus; sie muß heraus mit der Sprach'!“

Schwarz kannte den Grauen noch nicht so lange wie sein Bruder; darum blickte er ihm erstaunt in das Gesicht, wo die lange Nase sich so energisch hin- und herwand, als ob sie sich vor Wut herausdrehen wolle.

„Ja, schauen's mich nur an!“ fuhr Pfotenhauer fort. „Das hilft Ihnen aber gar nix. Was ich g'sagt hab', das hab' ich g'sagt, und davon ziehn mich zehn Elefanten nit ab. Seien's also vernünftig und reden's a verständig's Wort! Ich laß mich auf der Stell' gleich braten und verspeisen, wenn's nit Abd el Mot ist, den er meint!“

Schwarz mußte trotz des Ernstes, welchen der Gegenstand erforderte, lachen. Er erkundigte sich bei dem noch immer vor ihm knieenden jungen Mann:

„Ist es etwa Abd el Mot, von welchem du sprichst?“

„Ja, Effendi.“

„Gut, ich schenke ihn dir, wenn ich ihn zu verschenken habe, was ich sehr bezweifle. Wenn er in meine Hände fällt, so soll er dein Gefangener sein.“

„Mehr verlange ich nicht,“ antwortete der „Sohn des Geheimnisses“, indem er aufstand. „Ich danke dir, Effendi!“

„Und noch eins,“ fuhr Schwarz fort. „Nun du mir alles erzählt hast, fällt mir eine Episode ein, welche mir der ‚Vater des Storches‘ erzählt hat. Du hast den Elefantenjäger gesehen, der dann mit meinem Bruder nach Madunga geritten ist?“

„Ja.“

„Ist er dir nicht schon vorher einmal begegnet?“

„Nein.“

„Denke nach! Vielleicht hast du ihn doch schon vorher gesehen?“

„Ich kann mich nicht entsinnen.“

„Auch vor langen, langen Jahren nicht?“

„Auch da nicht.“

„Hm! Du hast bis jetzt noch nicht gesagt, ob du deinen Namen weißt.“

„Meine Mutter nannte mich stets Kilbi, Neffi oder Hajati*). Mein Vater aber sagte kein solches Liebeswort. Er nannte mich nur Mesuf. Dieses Wort gehört mit zu den wenigen, welche ich mir gemerkt habe.“

„Mesuf! Hm! Einen Namen hat der Elefantenjäger leider nicht genannt; aber er ist ein Araber und hat gesagt, daß ihm sein Sohn geraubt worden sei.“

„Meinst du, daß er mein Vater ist?“

„Ich meine es nicht; ich vermute es nicht einmal; aber möglich wäre es doch.“

„Es werden vielen Leuten die Kinder geraubt. Hat er gesagt, woher er ist?“

„Nein.“

„Oder was er ist?“

„Auch nicht.“

„So ist er mein Vater nicht.“

„Aus welchem Grund behauptest du das?“

„Mein Vater ist ein vornehmer Mann, und ein solcher nennt seinen Stand; er braucht ihn nicht zu verschweigen. Und glaubst du, daß ein reicher und vornehmer Mann Elefanten jagt, um leben zu können?“

„Nein.“

„Nun, so ist dieser Elefantenjäger ein mir fremder Mensch.“

„Aber er hat gesagt, daß er jahrelang umhergewandert sei, um seinen Sohn zu suchen! Da kann er nicht von seinem Reichtum, sondern er muß von der Jagd leben.“

„Mein Vater hat viele Leute und Diener, welche an seiner Stelle suchen können. Hat der Elefantenjäger von der Mutter seines Sohnes gesprochen?“

„Auch nicht.“

„So ist er ein harter Mann, welcher nur nach seinem Sohne, aber nicht nach dem Sohne seines Weibes sucht. Mag er ihn finden, ich aber bin es nicht.“

Er wendete sich ab und ging.

„Ein charaktervoller, junger Mensch!“ meinte Schwarz, indem er ihm nachblickte. „Glücklich der Vater, welcher so einen verlorenen Sohn wiederfindet!“

„Ja, ich hab' ihn herzlich lieb g'wonnen, und ich glaub' gern, daß es unter den Niam-niam Leut' g'nug gibt, die sich mit ihm in die G'fahr begeben hätten, den Abd el Mot lebendig und mit Haut und Haar zu fangen und heimzuschaffen. Er ist eben — — — schaun's, da kommen sie! Ja, bei meiner Seel', da kommen sie!“

Er war plötzlich aufgesprungen und deutete in die Luft.

„Wer denn, wer?“ fragte Schwarz beinahe erschrocken.

„Sehen's denn nit? Da kommen's g'flogen, grad übers Wasser herüber!“

„Ah, diese Vögel?“

„Ja. Wer denn sonst?“

„Ich dachte, Abd el Mot käme irgendwo, weil Sie von ihm sprachen!“

„Gehen's mit dem! So a Vogel is an der Flügelspitz' mehr wert, als der Abd el Mot am ganzen Körper. Haben's g'sehen? Da haben's sich niederg'macht am andern Ufer. Kennen's auch schon diese Tiere?“

„Ja, natürlich.“

„Nun, was waren's für welche?“

„Ibisse, und zwar heilige.“

„Lateinisch?“

„Ibis religiosa.“

„Richtig! Die haben weißes G'fieder. Und wie heißt die andre Art lateinisch?“

„Ibis falcinellus,“ antwortete Schwarz, sehr belustigt über dieses Examen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mein Herz, meine Seele, mein Leben.

Der dressierte Seehund.

Ein nicht seltenes Schaustück unsrer Jahrmarktsbuden ist der dressierte Seehund. Wir sahen das Tier, das in

der Naturgeschichte auch den Namen „gemeine Robbe“ führt, jüngst schwimmend in einem großen Bassin, dessen Wasserspiegel ein zwar kleines, aber kräftig gebautes Floß trug. Bevor die Vorstellung ihren Anfang nahm, hatten wir Muße, die Gestalt des Tieres genauer zu betrachten.

Der Seehund ist ein graubehaarter, dunkel gefleckter Flossenfüßler mit walzenförmigem, bis 2 m langem, hinten nach Fischart verschmälertem Körper. Die Vorderpfoten haben Tatzen mit Schwimmhäuten; die beiden Hinterpfoten gleichen einer doppelten, lederartigen Fischschwanzflosse. Der Kopf ist gewölbt, das stumpfe Maul von Schnurrhaaren bärtig; die Augen sind rund, groß und hell und haben einen so zutraulichen, seelischen Ausdruck, daß die einsamen Fischer der Shetlandsinseln sich erzählen, der Seehund sei ein gefallener Geist, und noch sei ihm in seiner Erniedrigung das herrliche Auge als Wahrzeichen seines überirdischen Ursprungs geblieben.

In ähnlicher Weise mögen die weithin verbreiteten Sagen von den Meerweibchen und Tritonen entstanden sein. Gewöhnlich halten sich die Robben truppweise zusammen. Eine solche Herde liegt oft am Tage über schlafend im Sonnenschein auf Sandbänken, Eisfeldern oder an einsamen Gestaden. In der Nord- und Ostsee ist diese Robbenart nicht selten; außerdem kommt sie im Mittelmeer und im nördlichen Eismeer vor.

Ein Glockenzeichen verkündete den Anfang der Vorstellung. Der Schaubudenbesitzer trat an den Rand des Bassins. Der „blanke Hans“ — so hieß der Seehund — steckte seinen Kopf aus dem Wasser; dieser erinnerte lebhaft an einen Hundekopf, aber die Augen, diese runden, hellen Glaskugeln, waren womöglich noch treuer und zutraulicher als Hundeaugen. Der Herr betrat mit einem Sprunge das Floß und setzte in dessen Mitte einen Stuhl mit Lehne. Auf ein Kommandowort erhob sich der Seehund mit dem Oberkörper aus dem Wasser und „betrat“ zunächst mit den Vorderpfoten das Floß, auf welchem er sich dann unbeholfen rutschend voranschob. Ebenso schob er sich den Stuhl hinauf, setzte sich nach Art eines Hundes mit dem Hinterteil auf denselben und legte die Vorderpfoten auf die Lehne. Sein Herr belohnte ihn mit freundlichen Worten und einem Fische, denn Fische, Krebse und andre kleine Meertiere bilden auch in der Freiheit seine Nahrung. Hierauf erzählte uns der Schaubudenbesitzer die Naturgeschichte des Seehundes; die Angaben waren im allgemeinen richtig — nur darin irrte der Mann entschieden, daß er den gezähmten Seehund „eine Errungenschaft der Neuzeit“ nannte: schon im alten Rom wurden gezähmte Seehunde gezeigt, und Plinius sah einzelne, welche von den Zuschauern mit lauten Beifallsbezeugungen begrüßt wurden — so sehr überraschte die Klugheit derselben.

Eine rührende Geschichte von der Treue und Anhänglichkeit eines gezähmten Seehundes erzählt uns Grube in seinen Biographien aus der Naturkunde. Es möge uns vergönnt sein, diese wahre Begebenheit hier zu wiederholen.

Im Anfang unsres Jahrhunderts fing ein irischer Fischer eine junge Robbe, und bald wurde sie der liebste Spielgenosse seiner Kinder. Als aber nach vier Jahren eine Seuche die kleine Herde des Fischers ergriff, bedeutete man den abergläubischen Iren, das unreine Tier, welches er beherberge, trage die Schuld. Grund genug, es zu beseitigen. Der Seehund ward in ein Boot geladen und jenseits der Clare-Insel ins Meer geworfen. Das Boot kehrte zurück, aber auch die Robbe; denn am andern Morgen lag sie auf ihrem gewöhnlichen Ruheplatz am Herde.

Zum zweitenmal wird der mißlungene Versuch wiederholt, draußen auf hoher See, eine Tagereise von der Insel. Und zum zweitenmal erscheint nach 36 Stunden die Robbe an der Thür der Hütte. Man läßt sie ein; doch nur um sich ihrer jetzt auf eine unfehlbare Weise zu entledigen. Der Barbar stach ihr die Augen aus. So verstümmelt übergab er das Geschöpf einem Grönlandsfahrer mit der Weisung, es außerhalb des Bereichs der englischen Küsten über Bord zu stürzen.

Eine Woche war vergangen, da lag nach einer stürmischen Nacht das treue Tier wieder vor der Hütte — Hunger, Schmerz und Erschöpfung hatten es dem Tode nahe gebracht, und es starb, nachdem es noch einmal die Stimme der Kinder vernommen.

„Wer war das unreine Wesen, das Tier oder der Mensch?“ fragt mit Recht der Erzähler dieser Begebenheit.

Blüchers Rheinübergang bei Kaub.

Wenn man eine Reise zu Dampfschiff den schönen Rhein hinunter macht, so übt, namentlich von Bingen an, die Landschaft einen bestrickenden Reiz aus. Und sagenumweht, wie so mancher alte Ort am Ufer ist, manche Burg rechts und links vom Strome und weiter hinein im Berglande, so tauchen auch andre Merkmale geschichtlicher Thatsachen auf, welche auf jedes deutschen Sohnes Sinn ihre Anregung nicht verfehlen können.

Da, bald hinter Bacharach zum Beispiel, der weinberühmten Stadt, wenn der Rhein in seinem Lauf sich wendet, taucht der Pfalzgrafenstein mitten aus der grünen Flut empor, ein äußerlich und innen noch wohl erhaltener Burgbau auf einem Felsriff im Flusse, sechseckig, mit Schießscharten im Gemäuer, und ein paar Dutzend Türmchen auf seinem Dachwerk. Ihr seht ihn auf unsrem Bilde; es ist ein alter Rittersitz aus dem 13. Jahrhundert und gehörte den Pfalzgrafen bei Rhein, deren Wappen mit dem Löwen sich auch noch an der scharfkantigen Ecke im Süden befindet. Jeder Reisende wohl läßt sich auf einem Boote dahin fahren und sieht sich das Steinnest an.

Gegenüber am rechten Ufer liegt das Städtchen Kaub mit Schloß Gutenfels auf der Höhe. Von hier aus war es, daß Vater Blücher mit seinen Preußen übersetzte, um nach Frankreich, welches dazumal hier bis zum linken Rheinufer reichte, gegen Napoleon I. zum entscheidenden Kampfe vorzurücken.

Aus Deutschland war Napoleon glücklich hinausgeschlagen, nachdem er im Oktober 1813 die Schlacht bei Leipzig verloren hatte, und alles Kriegsvolk gegen ihn, Deutsche, Russen, Oesterreicher, Holländer und Engländer, stand seit Wochen von Genf bis nach Holland hinauf mit siebenhunderttausend Mann zum Vormarsch nach Frankreich fertig. Aber die Diplomaten unterhandelten und die Truppen mußten deshalb still in ihren Lagern verbleiben. Das war dem alten Haudegen Blücher, der bei Kaub seine Winterquartiere hielt, eine schwere Geduldsprobe. Wenn's nach ihm und seinem Generalstabschef Gneisenau, und nach seinem knurrigen Kameraden, General York, ge-

gangen wäre, so würden sie sich dem flüchtenden Franzosenkaiser an die Fersen gehängt haben und hätten ihn mit seinen schwachen, entmutigten Heeren gleich bis nach Paris getrieben. Aber die Diplomaten! Die wollten doch unterhandeln und den Krieg lieber einstellen, wenn Napoleon auf ihre Bedingungen einging und Frankreich nur bis zum Rhein behalten wollte. Zum Glück, so muß man sagen, that er dies nicht, und so wurde denn beschlossen, den allgemeinen Krieg gegen ihn mit mächtig verstärkten und ausgeruhten Kräften fortzusetzen.

Wie dies Generalfeldmarschall Blücher hörte, rauchte er noch einmal so vergnügt seine Feldpfeife. In der Stille hatte er alles vorbereiten lassen, seine Armee über den Rhein schaffen zu können. Am letzten Dezember des Jahres 1813 waren seine Preußen marschfertig und von ringsum zogen sie frohgemut auf den Sammelpunkt Kaub zu, mit Trommeln und mit Pfeifenklang, die Fahnen flatternd voran; sie wußten, daß es nun, gottlob, wieder vorwärts gehe, um endlich Deutschland völlig zu befreien und die Napoleonische Macht so klein als möglich zu machen, am liebsten ganz und gar zu zerschmettern, um Ruhe zu haben. Jetzt konnte man hoffen und denken: das Weltgericht über den großen Soldatenkaiser hätte ob seiner übermütigen Herrschsucht ersichtlich begonnen.

Nach zwölf Uhr nachts, also in der ersten Stunde des neuen Jahres 1814, so erzählt der preußische General von Grolmann, der dabei war, trafen die Pontons von Nastätten ein und man begann unter rüstiger Mithilfe der Schiffer von Kaub den Bau der Brücke dicht oberhalb dieses Ortes in der Richtung auf den Pfalzgrafenstein. Eine Batterie wurde aufgefahren, um das gegenüberliegende Reinufer beschießen zu können. Ostpreußische Jäger, die bei Rüdesheim lagen, postierten sich längs des Weges von Aßmannshausen den Rhein abwärts, um den marschierenden Feind an den hier schmalsten Stellen des Flusses die jenseits von Bingen nach Bacharach führende Landstraße durch ihr Gewehrfeuer aufzuhalten. Da es besonders schwierig war, ohne Aufsehen zu erregen, die benötigten Kähne zum Hinüberschaffen der Infanterie zu erhalten, so mußte man dieselben teils von Lorch während der Nacht in aller Stille den Rhein herunter führen, oder diejenigen Fahrzeuge, die man sonst beschafft hatte, vom Lande aus in den Fluß bringen.

Es war früh halb drei, als Major Graf Brandenburg die Kähne besteigen und den Uebergang über den Rhein eröffnen konnte. Die Nacht war sternenklar und kalt, aber kein Eis im Fluß. Drüben gab es eine französische Wache; man wollte möglichst ohne alles Geräusch ans Land kommen. Auf einen Ueberfall aus einem Hinterhalt war man dabei gefaßt. Die Ueberfahrt dauerte etwa eine Viertelstunde. Das Licht in dem französischen Wachthäuschen brannte und man nahm keine Veränderung desselben wahr. Der Feind mußte also das Unternehmen doch nicht bemerkt haben. Kein Schuß fiel, alles blieb still, bis die preußischen Füsiliere, aus den Kähnen springend, gegen das Verbot, das linke Rheinufer mit einem lauten Hurra begrüßten. Dies alarmierte die Franzosen und sie gaben nun Schüsse ab. Es entstand dann auch ein kleines Gefecht. Aber es hielt Blüchers Truppen nicht auf und sie setzten ohne Aufenthalt über.

Etwas oberhalb des Pfalzgrafenstein an der Landstraße des linken Ufers fand der Preußen Landung statt und es erhebt sich da jetzt ein neun Fuß hohes Sandsteindenkmal, 1853 von den Patrioten Bacharachs und Umgegend gestiftet. Die gußeiserne Tafel an demselben meldet:

„Im Jahr des Heils 1813, am 31. Dezember, um Mitternacht zog siegreich an dieser Stelle Fürst Blücher von Wahlstadt, Feldmarschall, gen. ‚Vorwärts', mit seinen Tapfern über den Rhein, zur Wiedergeburt Preußens und des deutschen Vaterlandes. Errichtet im November 1853 von Ferd. Diepenbrock und L. Denzin."

Wem Gott will rechte Gunst erweisen.

(Schluß.)

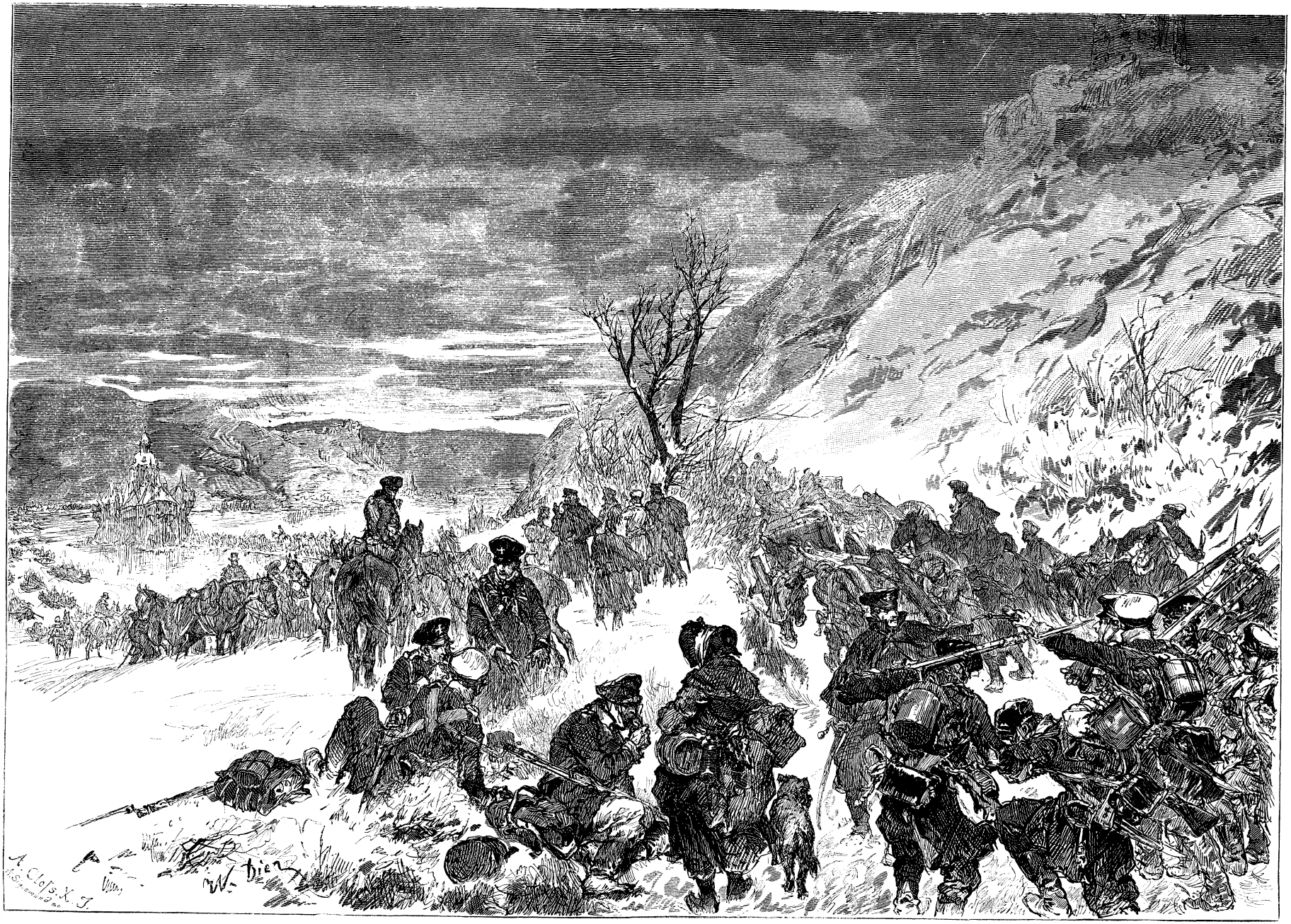
Jetzt," sagte er, „können uns hier die Vögel zwar auch nicht mehr helfen, aber vor ein paar Jahren hätten sie es gekonnt, denn sie würden die Vorfahren des Gesindels vertilgt haben, das sich in einem Jahr so vermehrt, daß kein Mensch es glaubt, der's nicht sieht. Wenn man aber einmal so ganz still im Walde auf der Lauer liegt und zufällig beobachten kann, wie oft so ein Vogelpärchen seinen kleinen Hungerleidern Futter zuschleppt, dann kann man sich schon eher einen Begriff davon machen, denn das geht unaufhörlich vom frühsten Sonnenstrahl bis zum Abend und immer sieht man die gelben Schnäbel emporgestreckt und hört das nimmersatte Völkchen schreien. So eine Vogelmutter ist ein geplagtes Tier, wie besorgt ist sie doch um ihr Nest voll Quälgeister, ich glaube, die muß selber fast Hungers sterben, und wenn sie dann abends die Kleinen zudeckt, dann fliegt das Väterchen noch eine Weile und holt nun für sie noch einen Imbiß."

Der junge Mann, er hieß Ernst Plein, gefiel mir immer besser; er hatte eine große Liebe zu seinem Berufe, er war nämlich Forstgehilfe und sprach von allem, was damit zusammenhängt mit Begeisterung und, wie ich glaube, mit Sachkenntnis. Er forderte mich auf, ihn zur Försterei zu begleiten, indem er meinte, der zwölfjährige Sohn des Försters könne mir manches zeigen, was mich interessieren würde, denn der plündere den Wald mehr als sein Vater erlauben dürfe. „Erst gestern brachte er wieder fünf Spechteier heim, das ganze Gelege des Vogels," sagte Ernst. „Hätte er nun eins von den niedlichen glänzend weißen Dingern für seine Sammlung genommen, so würde ich's entschuldigen, deine Spechte sind nicht so empfindlich, aber gleich alle fünf zu nehmen, dafür hätte er Strafe verdient. Ein Rotkehlchen verläßt sein Nest schon wenn man die Eier nur berührt hat, und manche Vögel werfen berührte Eier einfach aus."

Jetzt sahen wir ein rotes, mit Moos bewachsenes Dach zwischen den Bäumen auftauchen und nach etwa dreihundert Schritten standen wir am Rande einer größeren Lichtung und das Försterhaus mit Ställen und Scheunen lag vor uns. Am Giebel war ein Hirschkopf mit riesigem Geweih befestigt und seitwärts vom Hause waren verschiedene bunt bemalte Scheiben aufgestellt, nach denen die jungen Forsteleven schießen durften. Eine freundliche Frau in blendendweißer Haube spähte nach allen Seiten, als ob sie jemand erwarte. „Haben Sie den Fritz nicht gesehen," rief sie uns entgegen, „er ist schon seit heute früh fort und sonst ist er doch zum Mittagessen längst wieder daheim; wo er nur stecken mag!" — Einige Jagdhunde, ein Dachshund und ein großer

Neufundländer sprangen bei unsrem Nahen aus ihren Hütten hervor und empfingen uns weniger freundlich als die Frau Försterin, der ich durch Ernst als „ein junger Studiosus“ vorgestellt wurde. Sie forderte mich freundlich auf, dazubleiben und vorlieb zu nehmen, bis ihr Fritz heimkäme. Ich müsse doch auch die künstliche Fischzucht sehen, aber vor allen Dingen einstweilen Fritzens Platz am gedeckten Tische einnehmen. Dies wurde so einfach und herzlich vorgeschlagen, daß ich ohne Ziererei annahm, und als nun auch der Herr Förster aus dem Stalle hereinkam, setzten wir uns nach kurzem Tischgebet zu einer kräftigen Kräutersuppe, herrlichem Salat und frischen Eiern und ließen es uns munden. Die kleinen Töchter kamen mittags nicht zu Tische, sondern blieben in dem Dorfe, wo sie die Schule besuchten, bei Bekannten. Das Mahl wurde ziemlich schweigsam verzehrt, nur der Förster erzählte von dem Fohlen, das so hübsch heranwachse. „Wenn ich mit der Alten an der Schleuse bin, so ist das Tier kaum mehr zu halten, und die halbe Stunde von dort bis hieher macht es in wenigen Minuten. Und sind wir hier am Thor, so möchte die brave Braune gleich mit Sattel und Zaum zu ihrem Kleinen. Ist sie drinnen, so ist sie ganz glücklich, beschnuppert das Fohlen, reibt ihren Kopf an seinem dicken, wolligen Schädel und stößt ganz leise freundliche Laute aus. Das Füllchen ist aber auch ein gutes Kind und sein älterer Bruder folgt noch jetzt der Mutter aufs Wort und läßt sich nur fangen, wenn die Alte ihm ruft. Die drei nun vollends zusammen im Grasgarten zu sehen ist ein Hauptspaß. So eine Kreatur hat doch Verstand und Gefühl, mehr als mancher Mensch.“ — Das Mittagessen war vorüber, Ernst zeigte mir die Bewohner der Ställe, die Tauben, die Hühner und wollte mit mir gerade zu den Scheiben gehen, als wir eine Henne laut glucksend ihren Kleinen rufen hörten. Die niedlichen Dinger wimmelten eilig herbei und schmiegten sich unter die Henne, als plötzlich ein Gegenstand herniederfuhr und klatschend bei der Henne zu Boden schlug. Ein wildes Glucksen, ein zorniges Aufkreischen, Federn stiebten durch die Luft und Ernst schleuderte mit großer Sicherheit seinen Stock in der Richtung des Kampfes, denn ein solcher hatte sich zwischen einem Habicht und der Glucke entsponnen. Der Raubvogel wurde getroffen und versuchte noch, sich zu retten, aber beim Näherkommen sahen wir, daß die tapfere Mutter ihm schon einen Denkzettel gegeben hatte, und es gelang Ernst, den Vogel zu fassen und abzuthun. Ein Auge hatte er bei dem Zweikampfe eingebüßt, aber auch die arme Henne war übel zugerichtet, die Kleinen jedoch heil und munter. Ernst gab mir ein Paar Schwungfedern für meinen Hut und nagelte dann den Vogel an das Scheunenthor. Fritz wird Spaß daran haben, meinte er, aber wo bleibt nur der Junge? — Es wird mir mit der Zeit unheimlich! — Die Försterin ging ab und zu, um nach dem Sohne auszuschauen, niemand kam. Der Förster blickte nach dem Stand der Sonne, es wurde später und später, Fritz kam nicht. Ich gestehe, ich war so gespannt, woher er endlich auftauchen würde, daß ich mich nicht entschließen konnte, Abschied zu nehmen, und so trat der erste Stern ans Himmelsgewölbe; die Schwesterchen waren längst gekommen, aber auch sie wußten nichts von Fritz. Jetzt sagte der Förster: „Wir wollen den Waldmann losmachen, oder besser die Waldine, die wird ihn schon finden.“

Letztere hatte aber keine besondere Lust, sondern kroch immer wieder in ihre Hütte, und jetzt sah ich, daß im Hintergrunde derselben ein ganzer Knäuel kleiner täppischer Hundekinder lag, von denen Waldine nicht gern fortwollte. Aber Ernst holte einen getragenen Socken, der Fritze gehörte, ließ Waldine denselben beriechen und dann hieß es: „Such, verloren! such, such!“ Und mit einem unbeschreiblichen Blick begab sich das gute Tier auf die Suche. Mit der Schnauze am Boden suchte das Tier offenbar nach einer Spur. Gar bald schien es gefunden zu haben, was es brauchte, aber leider ging die Spur rückwärts nach Fritzens Zimmer, und wedelnd stand Waldine vor der Thür. Drinnen war nun Fritz freilich nicht, aber sein Nachtzeug und seine Pantoffeln. An diesen mußte Waldine wieder schnuppern und wieder hieß es: „Such, such!“ Nun ging's die Treppe hinab, nach der Hausthür, — eine leichte Schwenkung und ein sehnsüchtiger Blick nach der Hundehütte, in der ihre kleinen Lieblinge schlummerten, aber auf das gebieterische „Such, such!“ ging's hinaus vors Hofthor und einem kaum sichtbaren Fußsteig zu, auf dem der Hund unsren Blikken bald entschwand, denn es war mittlerweile fast ganz dunkel geworden und der Mond noch nicht aufgegangen. So vergingen zwei Stunden in ängstlicher Erwartung. Der Förster hoffte, Waldinens Erscheinen würde Fritz, der vielleicht irgendwo beim Angeln oder Nestersuchen sich verspätet habe, ans Heimkehren erinnern, aber auch Waldine blieb aus und so tröstete der Mann seine Umgebung mit der Vermutung, Fritz sei gewiß bei Bekannten über Nacht geblieben, wofür ihm zugleich eine Tracht Prügel angelobt wurde. Ich wurde in sein Zimmer einquartiert und ich muß gestehen, die Sorge um den unbekannten Ausreißer raubte mir nicht den Schlaf. Das Fenster des Zimmerchens war gerade über Waldinens Häuschen und von Zeit zu Zeit hörte ich im Halbschlaf ein leises Winseln da unten. Plötzlich wurde dies lauter und heftiger und mit einem Satz war ich am Fenster. Der Mond stand hoch und klar am Himmel und beleuchtete fast grell das Hofthor. In einer Spalte unter demselben bewegte sich etwas, es scharrte ungeduldig eine Pfote, winselnd schaute dann ein Hundekopf zu mir empor, jetzt ließen Waldinens Kinder ein wenig melodisches Quartett oder Quintett hören, worauf die Alte mit neuer Energie kratzte und scharrte. Ich schlüpfte schnell in die nötigsten Kleidungsstücke und schlich zu Pleins Thüre, klopfte und teilte ihm mit, Waldine sei da. Er sprang kaum bekleidet hinunter um das Tier einzulassen, das in großen Sätzen, alles vergessend, zu seinen Kleinen rannte. Unter dem Thor lag ein weißer Gegenstand, der sich bei näherer Besichtigung als ein zusammengedrehtes, blutbeflecktes Taschentuch ergab. Wir untersuchten die Ecken, und siehe da, Fritzens Zeichen! Wie aber kam das Tuch unter das Hofthor? — Wir sahen ein, daß wir wohl den Förster wecken mußten, aber auch, daß dann die ganze Familie aufs neue in Schrecken und Angst versetzt würde. Nach einigem Hin- und Herreden entschied Plein, auf eigne Faust eine Streiftour zu unternehmen. Er kannte Fritzens Gewohnheiten so genau, daß er gleich auf eine Verletzung beim Klettern schloß, und die Art der Drehung am Taschentuch ließ ihn auch auf besondere Umstände schließen. Waldine ließen wir jetzt im Frieden bei ihren Kleinen, nahmen dagegen den großen Tiras an der Leine mit. Ernst hatte sich angekleidet und eines seiner Betttücher zusammengewickelt, wozu, das konnte ich nicht einsehen. Dann wurde Tiras das Taschentuch an die Schnauze gehalten und er sehr eindringlich gefragt: „Wo ist der Fritz?“ Das Tier, gewöhnlich träge



Blüchers Rheinübergang bei Kaub.

und phlegmatisch, machte eine eigentümlich zuckende Bewegung, fast wie Abscheu vor dem Blutgeruch und drückte seinen Kopf fest an Ernsts Knie, dieser aber sagte: „Such den Fritz, alter Tiras, komm, such, such!“

Nun hieß es aber laufen! Tiras riß dermaßen an der Leine, daß Ernst fast auf die Nase fiel. In derselben Richtung, wie früher Waldine, jagte er in den Wald hinein, ohne Rücksicht darauf, daß wir nicht wie er unter niedrigen Zweigen durchschlüpfen konnten. Atemlos und schweißbedeckt mußten wir immer, immer voran, ich glaube wohl eine gute halbe Stunde lang. Dann schien der Hund irre zu werden und beschnupperte mehrere Bäume, legte sich auf den Boden und stieß einen dumpfen Laut aus. Wir waren froh, einen Augenblick zur Ruhe zu kommen, aber sprechen konnten wir nicht. Es war dämmerig, aber nicht dunkel, weil die Bäume noch nicht dichtbelaubt waren, sonst wäre unser Weg unpassierbar gewesen. Nach einer Weile zeigte Ernst dem Hunde wieder das Taschentuch und mit einem kurzen Geheul stürzte er zur Seite fort, riß Ernst die Leine aus der Hand und nun waren wir allein. Von Zeit zu Zeit hörten wir ihn wieder leise knurren oder winseln, dann war alles still. Fritz zog sein Jagdpfeifchen hervor und ein schriller Pfiff ertönte — ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs zählte Ernst und pfiff wieder. Da hörten wir in nicht zu großer Entfernung dasselbe Signal, ich hörte später, daß es im Försterhause so verabredet war. „Das ist Fritz!“ rief Ernst, und nun wurde es uns verhältnismäßig leicht, durch Pfeifen die Richtung einzuhalten und nach etwa zehn Minuten fanden wir ihn und Tiras. Aber wie! — Fritz konnte sich nicht aufrichten, denn augenscheinlich war sein Bein gebrochen, seine Hände und sein Gesicht ganz zerrissen, ebenso seine Kleider, und Tiras leckte die wunden Stellen so sanft und vorsichtig und hielt seinen treuen breiten Kopf ganz steif, so oft Fritz die Arme um seinen Hals legte, als wolle er ihm zum Aufstehen behilflich sein. Der Junge war so matt, daß er kaum sprechen konnte, und gehorsam mit sich thun ließ, was Ernst anordnete. Dieser schnitt ein Paar kurze starke Stöcke und befestigte an jedem derselben zwei Ecken seines Betttuchs, so daß eine Art Hängematte daraus entstand. In diese schüttelte er so viel dürres Laub als hineinging und legte Fritz vorsichtig darauf, der bei jeder Berührung wimmerte. Tiras legte sich so, daß Fritz ihn immer erreichen konnte und nun ging Ernst, um den nächsten brauchbaren Fußweg aufzusuchen. Ich mußte bei Fritz bleiben, um im Notfalle das Signalpfeifchen zu beantworten. Eine Weile lag der Arme ganz still, dann ächzte er: „Durst, Durst!“ Was anfangen? Ich kannte keinen Weg und Steg, keine Quelle, keinen Bach in dem Walde und nun ächzte und stöhnte er wieder „Durst!“ Da fühlte ich in meiner Tasche mein Weinfläschchen, aus dem ich noch nicht getrunken, das ich aber abends aus dem Ranzen genommen und in meine Tasche gesteckt hatte. Ich hob Fritzens Kopf so weit, daß er auf Tiras Rücken zu liegen kam, und steckte ihm vorsichtig den Flaschenhals zwischen die Lippen. Er trank gierig, konnte aber von dem starken Wein doch nur wenige Züge thun und dankte leise, aber sein Kopf blieb auf Tiras Rücken liegen und der Hund regte sich nicht, obwohl wir jetzt Ernst wieder näher kommen hörten. Er kam zu uns und gab die Richtung an, in der wir gehen mußten. Dann nahmen wir beide auch einen stärkenden Trunk und er zeigte mir, wie ich die Stöcke zu halten hätte, um am besten jede Erschütterung zu vermeiden. Er steckte an Fritzens Kopfende den Kopf zwischen Stock und Leintuch durch, so daß er die Hände frei hatte um den Verletzten zu unterstützen, ich mußte am Fußende gehen und die beiden Enden des Stockes auf den Achseln festhalten. Auf diese Weise konnten wir beide ungehindert vorwärts schreiten und mir als dem Schwächeren hatte Ernst auch die leichtere Hälfte zugeteilt.

Der Mond war untergegangen und die Morgendämmerung noch sehr schwach, aber Tiras weißes Fell zeigte uns den Weg, den er als Vordermann ganz sicher suchte und fand. Als wir endlich, ziemlich erschöpft, aus dem Walde traten, rötete sich eben der Himmel und einzelne Vogelstimmen begrüßten den herrlichen Morgen. Beim Anblick des Hauses ließ Tiras plötzlich seine mächtige Stimme erschallen und galoppierte wie im Triumph auf das Hofthor los, das wir leichtsinnigerweise weit offen gelassen hatten. Sogleich erschien am Fenster der Förster und sah uns mit unsrem Patienten einrücken. Eilig kam er dann herab und sah mit Schrecken, wie sein Junge zugerichtet war. An ein Befragen war nicht zu denken, denn Fritz war ohnmächtig und ganz vorsichtig wurde er in sein Zimmer getragen, ausgekleidet, gewaschen und ins Bett gelegt, ehe seiner Mutter davon gemeldet wurde. Die arme Frau hatte bis nach Mitternacht in Sorgen wach gelegen und war dann in Schlummer gefallen, nachdem ihr Mann ihr wiederholt vorgestellt hatte, Fritz müsse bei Bekannten sein, da ja auch Waldine weggeblieben sei. Von unsrem nächtlichen Streifzug hatte er zum Glück nicht früher erfahren, als er beendet war. Er konnte, als tüchtiger Forstmann, bei seinem Sohne den Chirurgen ersetzen und richtete das gebrochene Glied ein, schiente dasselbe und versorgte ihn aufs geschickteste. Die Mutter nahm sich der Wunden an, die sorgfältig gewaschen und zugedrückt und mit dem inneren Häutchen aus frischen Eiern wie mit Heftpflaster geschlossen wurden. Besonders bei Wunden am Schienbein ist diese Behandlung unübertrefflich, wie ich später noch öfters Gelegenheit hatte, zu erfahren.

Zum Verbinden eines bösen Risses am Mittelfinger der rechten Hand durfte ich von Mutters feiner Leinwand einen Streifen beisteuern. Dann bekam der Patient einen kalten Umschlag auf den Kopf, einen kühlenden Trank und wir mußten ihn jetzt in dem verdunkelten Zimmer allein lassen; seine Mutter saß im Nebenzimmer, wo sie jeden Laut hören konnte.

Nun bekamen wir, Ernst und ich, für unsre Bemühungen unser Lob und obwohl ich ja nicht viel Teil daran hatte, so wollte doch der Förster mich nicht fortlassen, ohne mir nach Kräften Vergnügen bereitet zu haben, und so blieb ich vorderhand im Försterhause und durfte auch an der Pflege teilnehmen.

Gegen Abend fing unser Patient an, allerlei konfuses Zeug zu reden, von jungen Tigern oder Tierchen, man konnte das nicht unterscheiden, und dieses Irrereden steigerte sich, so daß sich der Förster entschloß, am andern Morgen in den nächsten Ort zum Arzte zu reiten. Er schlug mir vor, ihn zu begleiten, und obwohl ich eigentlich noch nie geritten hatte, meinte er, die Braune würde ihre Sache schon gut machen. Also mußte diese von ihrem Füllchen Abschied nehmen und fort ging's durch den morgenfrischen Wald. Nach einer halben Stunde hörte derselbe auf und wir sahen den Ort im Morgensonnenschein daliegen, ziemlich tief im Thal. Grüne Wiesen erstreckten sich an dem Abhange und darauf war allerlei Getier zu sehen, junge Ziegen machten ihre drolligen Sprünge, eine Schafherde drängte sich

in einem Pferch und daneben stand des Schäfers fahrbares Bett, aus dem noch die rot und weiß gewürfelte Decke heraushing. Einige große Schafe lagen einzeln auf dem Rasen und der Förster machte mich darauf aufmerksam, wie sie alle den Rücken gegen den Wind gewendet, in der innern Biegung ihres Körpers ein geschütztes Plätzchen gebildet hatten, in dem je ein schneeweißes Lämmchen ruhte. Als wir später wieder vorbeikamen, schien die Sonne schon wärmer und da spielten die niedlichen Tierchen, jedes bei seiner Mutter und in jedem Augenblick von ihr bewacht.

Der Arzt war bereit, in einer Stunde mit seinem Wägelchen uns nachzukommen, und so ritten wir denn wieder heimwärts. Eine hübsche Mühle lag am Eingange des Thales, aber das Rad stand still. Der Müller begrüßte den Förster und bat ihn, die Schleuse doch aufziehen zu lassen, da er gerne mahlen wolle und der Zufluß des Mühlbaches nicht genüge. Es wurde ihm zugesagt und wir trabten dem Walde zu.

Den Gefallen können wir ihm selbst thun, sagte der Förster und nachdem wir eine Weile durch ein Birkenwäldchen geritten waren, merkte ich am Rauschen, daß wir uns dem Bache näherten und bei einer Biegung des Weges lag die bemooste Schleuse vor uns, durch deren Holzwerk sich dünne Wasserstrahlen drängten. Der Förster stieg ab, schlang den Zügel um einen Ast und hieß mich dasselbe thun. Darauf zeigte er mir, wie die Schleuse zu ziehen sei und wir machten uns zusammen daran. Es wollte nicht gleich gehen und wir hatten eine Weile zu thun, ehe wir die Fallthür soweit aufgezogen hatten, als für den Müller genügte. Als wir uns aber nach unsren Rossen umsahen, da war das meinige verschwunden. Ich hatte wohl den Zügel nicht gut befestigt und die Braune hatte ihre Sehnsucht nach ihrem Kinde nicht mehr bezwingen können. Es war mir im Grunde nicht unlieb, denn das ungewohnte Vergnügen des Reitens hatte mich ganz steif gemacht und so ließ ich denn den Förster voraustraben, schlenderte gemütlich hinterher und sammelte einen großen Busch duftenden Waldmeisters. Nach kurzer Zeit traf ich mit dem Wägelchen des Doktors zusammen, der mich freundlich einsteigen hieß und mich dann über unsern nächtlichen Streifzug abhörte. Er fand Fritz heftig fiebernd, und immer von den Tigern phantasierend, die ihn gebissen hätten. Ein beruhigender Trank, den der Doktor verschrieb, that bald seine Wirkung und am nächsten Morgen konnte Fritz uns auch Aufklärung über seinen Fall geben, nachdem er in erquickendem Schlummer neue Kräfte gefunden hatte. Er war morgens beizeiten von Hause weggelaufen in den Wald hinein, wie gewöhnlich auf die Suche nach Nestern, deren er denn auch eines total geplündert, die nackten Kleinen aber dann aus Abscheu weggeworfen hatte, ohne zu bedenken, wie sinn- und gewissenlos dieses Treiben sei. So kam er bis zu der Stelle, an der wir ihn fanden. Hier hatte er in den höchsten Zweigen ein Eichhörnchennest erspäht, und alsbald den Versuch gemacht, dasselbe zu erreichen. Der Baum war schwer zu ersteigen, und er mußte all seine Kraft und Gewandtheit einsetzen, um so hoch zu klimmen wie die gewandten Tierchen mit Leichtigkeit sich schwingen. Immer schwankender wurden die Aeste und atemloser strebte er nach seiner Beute. Jetzt endlich meinte er sie zu erreichen und griff frech in das künstlich gebaute luftige Häuschen, in dem er wohl mit Recht Junge vermutete. Ein scharfer Schmerz am Mittelfinger der rechten Hand durchzuckte ihn so plötzlich, daß er vor Schrecken den mit der Linken erfaßten Ast losließ und aus ziemlicher Höhe zwischen den Aesten durch zur Erde stürzte. Als wir nun die Wunde an seinem Finger nochmals besichtigten, entdeckten wir die Spuren der nadelspitzen und scharfen Eichhornzähnchen, von denen die Mutter wahrscheinlich zur Verteidigung ihrer Kleinen so energisch Gebrauch gemacht hatte. Nun lag er da, stundenlang, ohne die Möglichkeit zu gehen oder nur zu stehen, ohne die kleinste Erquickung und von Angst gepeinigt, ob man ihn wohl auffinden werde. Seine ganze Hoffnung waren die Hunde, obwohl er deren Anhänglichkeit gar nicht verdiente, denn der Förster erzählte uns, wie oft er die armen Tiere necke und plage. Welch ein Trost ihm nun die gute Waldine gewesen, berichtete er mit Thränen in den Augen. Er hatte die Schlauheit, sein Tuch um Waldinens Pfote zu binden, und dies hatte sich beim Scharren am Hofthor von derselben gelöst und uns so von Fritz Kunde gegeben. Eine Weile lag der arme Junge ganz zerknirscht da, als ihm plötzlich heiße Thränen aus den Augen stürzten und er aus tiefster Brust hervorschluchzte: „Ich will es aber gewiß nie wieder thun, den Hunden nicht und den Vögeln nicht und keinem, keinem!“ — „Daran wirst du sehr wohl thun,“ sagte sein Vater kurz und wendete sich zum Gehen. Kaum öffnete er die Thür, so stürzten die treuen Tiere ins Zimmer, als ob sie sich nach dem Geretteten erkundigen wollten, und drängten sich ans Bett, um sich von Fritz tätscheln zu lassen.

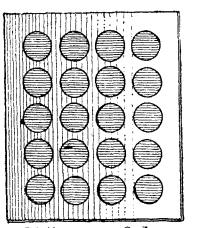
Ich konnte es nicht übers Herz bringen, den Jungen zu verlassen, und seine Eltern baten mich so freundlich, ihm doch noch 8 oder 14 Tage zur Gesellschaft dazubleiben, daß ich nach Hause um Erlaubnis schrieb, und dieselbe auch erhielt. Gegen Ende der Ferien holte mich mein Vater selbst auf der Försterei ab, und machte mit mir noch eine kurze Tour durch die Bergstraße und den Odenwald. Ueberall wunderte er sich, wie wenig den Kindern der Landleute bekannt ist, welche treuen Gehilfen der Mensch an den Tieren im allgemeinen hat; sie nehmen jahraus jahrein alles ruhig hin, was ihnen die Haustiere liefern, aber wenn nicht der pure Eigennutz sie dazu bringt, die Tiere gut zu behandeln, so thun sie es äußerst selten. „Ein wirklich tüchtiger Landwirt,“ sagte mein Vater oft, „muß jedes seiner Tiere gern haben, und väterlich für alle sorgen, und er wird bald inne werden, welchen Nutzen ihm diese humane Handlungsweise bringt. Seine Kinder müssen an seinem Beispiel lernen, die Tiere gut zu behandeln und nie wird dann bei ihnen die Roheit so überhandnehmen, wie man leider so oft Gelegenheit hat, zu beobachten. Unter dem ganzen Hausgesinde wird das Beispiel des Hausvaters einen wohlthuenden Einfluß geltend machen und überall seine Früchte tragen.“

Meine zwanzig Mark brachte ich unversehrt wieder mit nach Hause, von dem Gelde, das Mutter mir gegeben, kaufte ich für Ernst Plein ein hübsches Buch über das Tierleben und schickte es ihm. Im Herbste besuchte er uns in der Stadt und brachte ein Paar herrliche Hasen mit, die wir mitleidlos verzehrten. Er ist dann in der Stadt auf die Forstakademie gekommen und wird nächstens sein Examen machen. Fritz hat noch lange an seinem Fuß und an der Fingerspitze Schmerzen ausgehalten, die Bißwunde wollte gar nicht heilen. Ich brachte damals meinem Mütterchen einige schöne Farnkrautpflanzen mit, und die wuchern in einer schattigen Ecke unseres Gartens jedes Jahr aufs neue und erinnern mich immer wieder an meine herrliche Fußtour und was damit zusammenhing.

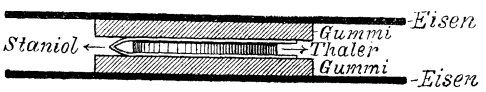
Ueber das Anlegen einer Münzensammlung.

Es hat zu jeder Zeit Gegner des Sammelns gegeben, und insbesondere das Sammeln von Münzen war manchen Angriffen ausgesetzt, weil es eine zwecklose Schrulle sei. Wer freilich nur des Besitzes wegen sammelt, macht sich dieses Vorwurfes schuldig, aber es wird wohl nur wenige Sammler geben, die nicht bezeugen, daß sie durch ihre oft mühsam zusammengetragenen Schätze viel gelernt, gar manche Lücke in ihrem Wissen ausgefüllt haben. Deshalb kann man das Sammeln von Münzen gerade denjenigen auch empfehlen, die sich ganz besonders dem Lernen hinzugeben haben: den Knaben und Jünglingen, und in dem Maße, wie sie einsehen, daß das Lernen nie im Leben aufhört, werden sie ihre Sammlung mehr und mehr liebgewinnen, emsiger studieren und erkennen, daß gar manches Wissenswerte aus Geographie und Geschichte sich besser einprägt, wenn man statt trockener Namen und Zahlen eine Münze vor sich hat, bei deren Kopfbild, Wappen oder Inschrift, endlich auch bei den besondern Umständen, unter denen man sie vielleicht erwarb, das Gedächtnis gern verweilt. In dieser Weise wird das Sammeln von Münzen stets nützen; nur eins ist noch zu bemerken: der Sammeleifer darf nicht in Sammelwut ausarten, d. h. man darf seinem Steckenpferdchen nicht mehr Gedanken, Zeit und Geld widmen, als man verantworten kann. Von diesen Voraussetzungen ausgehend, will ich den Kameraden, die sich für Münzen interessieren oder gar selbst Sammler sind, einiges aus meiner numismatischen Praxis mitteilen.

Wenn man schon im allgemeinen bedauern muß, daß das Sammeln von Münzen nicht schon früher gepflegt worden ist, weil sonst manch wertvoller Schatz erhalten worden wäre, der jetzt unwiederbringlich verloren ist, so muß man insbesondre den heutigen Sammlern, also auch unsern deutschen jungen Freunden und Lesern sagen: So glücklich ihr seid, in einem einigen Deutschland aufzuwachsen und die Zerrissenheit des Vaterlandes nicht selbst kennen gelernt zu haben, vom numismatischen Standpunkt aus seid ihr schlimmer daran als frühere Generationen, ja mehr als die vorhergehende, denn die goldenen Zeiten, in denen man ohne viel Mühe und Kosten Hunderte, ja Tausende verschiedener Münzen sammeln konnte, sind mit der Einführung der Reichswährung endgültig verschwunden. Es gibt jetzt bis zum Markstück (einschließlich) nur zwei Kupfer-, drei Nickel- und drei Silbermünzen, im ganzen acht Stück; berücksichtigt man die durch die Münzbuchstaben A bis J angedeuteten neun Münzstätten, so erhält man 72 verschiedene Reichsmünzen von einem Werte, der höchstens je eine Mark beträgt. (Von der Verschiedenheit der Jahreszahlen sei hierbei zunächst abgesehen.) Dagegen gab es an gleichwertigen Münzen noch vor 20 Jahren in Deutschland 595 Stück, die in den letzten 50 Jahren geprägt wurden, abgesehen von den unzähligen älteren Münzen, die immer noch im Umlaufe waren. Will man aber nun gar noch nach Jahrgängen unterscheiden, so stehen den noch nicht 20 Jahren, seit die Reichswährung eingeführt ist, 50 und mehr Jahre gegenüber, aus denen bis zu Anfang der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts höchstens einer Mark Münzgepräge vorkamen. Wenn ich mich bei dieser Betrachtung auf Münzen bis zum Werte von einer Mark beschränke, so geschieht dies, weil der gewöhnliche Münzsammler, dem keine umfänglichen Mittel zur Verfügung stehen, sparsamerweise größere Silber- oder gar Goldmünzen zu sammeln selten Gelegenheit hat. Für den, der nach Belieben in den Geldbeutel greifen kann, würde sich freilich auch heute noch die Gelegenheit bieten, eine besondere Sorte von Münzen in reichlicher Menge zu sammeln; denn ein Rest aus jener „goldenen" Zeit ist uns Heutigen noch geblieben, das sind die Thaler. Thatsächlich gibt es deshalb auch eine verhältnismäßig große Anzahl Thalersammler. Aus dem mit einigen trefflichen Lichtdruckbildern gezierten Buche von C. Schwalbach: Die neuesten deutschen Thaler, Doppelthaler und Doppelgulden (Leipzig, Ziesche u. Köder, zweite Auflage, 1888. Preis 4 Mark), läßt sich erkennen, daß heute noch 178 verschiedene Thaler in 513 Jahrgängen Gültigkeit besitzen. Sind auch manche davon äußerst selten, andre zwar nicht selten, aber sehr gesucht (wie der preußische Thaler von 1861 mit dem Kopfe Friedrich Wilhelms IV.), so ist doch die große Mehrzahl leicht zu bekommen und geht durch jedermanns Hand, ohne sehr beachtet zu werden. Aber auch mit wenig Kosten kann man sich einen prächtigen Ersatz einer solchen Thalersammlung schaffen, der im Grunde den gleichen Nutzen bietet. Man kaufe sich zu diesem Zwecke möglichst dickes Stanniol, (das an manchen Orten auf Bestellung durch einen Eisenhändler erst besorgt werden muß). So oft man nun in den Besitz eines in der „Sammlung" noch nicht vertretenen Thalers gelangt, schneidet man ein Stanniolblatt von 8 cm Länge und 4 cm Breite ab, in das man den (sorgfältig gereinigten) Thaler abdrückt. Letzteres geschieht in folgender Weise: Man biege das Stanniolblatt in der Mitte der Länge um, so daß das Doppelblatt nun Quadratform hat, und lege den Thaler dazwischen. Darüber und darunter lege man je eine quadratische Gummiplatte von etwa 5 cm Seitenlänge und 1/4 cm Dicke, das Ganze lege man zwischen zwei kleine Metallplatten (Stahl oder dergl.), so daß jetzt sieben Schichten übereinanderliegen: Stahl, Gummi, Stanniol, Thaler, Stanniol, Gummi, Stahl, die nun mittels des Schraubstockes einem mittelstarken Druck ausgesetzt werden. Letzteres muß zu Anfang etwas geübt werden, lernt sich aber leicht; drückt man nicht stark genug, so wird der Stanniolabdruck nicht scharf, drückt man zu stark, so schneidet der Rand des Thalers das Stanniol durch. Schließlich werden nach Entfernung aus dem Schraubstock die Metall- und die Gummiplatten weggelegt und dann der Thaler sorgfältig aus dem Stanniol herausgenommen, worauf man das Stanniolblatt vorsichtig wieder aufbiegt, so daß die beiden Seiten des Thalers nun nebeneinander abgebildet sind. Bald wird man einige Kunstgriffe lernen und Verbesserungen des Verfahrens zur Anwendung bringen können; bei Thalern gelingen die Abdrücke nach einiger Uebung immer schön, kleinere Münzen hingegen eignen sich nicht hierzu. Vielleicht macht einmal ein findiger Kamerad einen Vorschlag, wie man die so erhaltenen (etwas empfindlichen) Abdrücke aufbewahrt, ohne zu viel Raum zu verschwenden. Damit komme ich auf einen Punkt zu sprechen, der den meisten Münzsammlern Schwierigkeiten zu bereiten pflegt: die Unterbringung der anwachsenden Münzschätze. Ehe ich aber hierauf eingehe, mögen einige Bemerkungen über Reinigung und Bestimmung von Münzen vorausgeschickt werden.



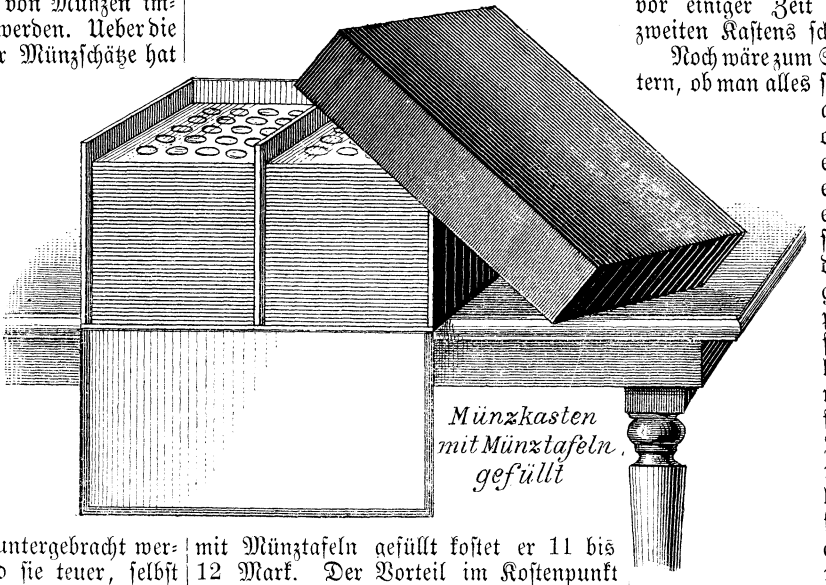
Münztafel.



Vielen Münzen haftet im Verkehr erworbener Schmutz an, der sie nicht nur verunziert, sondern oft auch die Inschrift ganz oder teilweise verdeckt. Bei Silbermünzen läßt er sich einfach entfernen, indem man sie in Ammoniak legt, sie danach mit warmem Seifenwasser abwäscht und mit einer Nagelbürste bürstet, worauf sie an einem weichen Tuch abgetrocknet werden. Kupfermünzen dürfen nicht in Ammoniak gelegt werden, auch das vielfach beliebte Verfahren, sie mit verdünnter Salpetersäure zu betupfen, ist zu verwerfen, da sie dadurch ein unnatürliches Aussehen bekommen, ebenso wie durch Putzen mit Putzpulvern u. a. Man reinigt vielmehr Kupfermünzen, indem man sie längere Zeit in warmes Wasser legt und danach mit Seife, Bürste und Tuch ebenso behandelt wie die Silbermünzen. Ist die Münze sehr abgegriffen, so hilft freilich dies Verfahren wenig zur Erkennung der Prägung. Bei Silbermünzen kann man in diesem Fall oft dadurch das verschwundene Gepräge wieder sichtbar machen, daß man die Münze entweder über einer Spiritusflamme oder auf einer Ofenplatte vorsichtig von unten erhitzt, bis sie anläuft, da dann die beim Prägen weniger dicht gebliebenen erhabenen Stellen zuerst oxydieren und so das Gepräge deutlich

hervortreten lassen. Hierbei sei bemerkt, daß man weniger gut erhaltene Stücke, wenn sie nicht ganz unbrauchbar sind, aufhebt, bis man sie durch bessere ersetzen kann.

Zum Bestimmen gehören Erfahrung und Bücher. Letztere sind meist sehr teuer, weshalb man versuchen muß, ob man geeignete Werke bisweilen von öffentlichen Bibliotheken entleihen kann. Für Kupfermünzensammler ist das beste Werk J. Neumanns Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen, das die ganze Erde umfaßt. (6 Bde., antiquarischer Preis etwa 80 Mark.) Im übrigen befrage man sich ab und zu bei erfahrenen Münzsammlern und hebe endlich Münzen, die man auf keinem dieser Wege bestimmen kann, so auf, daß sie jedem, dem man etwa die Sammlung zeigt, sofort in die Augen fallen, da man dann oft unerwartet Auskunft bekommen wird. Das Beste ist und bleibt aber die Erfahrung, mit deren Zunahme die Fälle des Unbestimmtbleibens von Münzen immer seltener vorkommen werden. Ueber die Art der Ordnung unsrer Münzschätze hat der „Gute Kamerad" wiederholt Aufschluß gegeben, jedes Münzwerk gibt übrigens dafür genügenden Anhalt. Es bliebe nun noch, wie bereits angedeutet, zu erörtern, auf welche Weise man die Münzen übersichtlich und mit Rücksicht auf das Anwachsen der Sammlung unterbringt, ohne zu viel Raum in Anspruch zu nehmen, insbesondere auch ohne zu viel Geld ausgeben zu müssen. Münzschränke sind groß, so daß sie nicht überall untergebracht werden können; zudem sind sie teuer, selbst bei Gelegenheitskäufen wird man für einen Schrank, der mehrere hundert Münzen bequem aufnehmen kann, mindestens 30 bis 40 Mark bezahlen müssen. Ich will im folgenden beschreiben, wie man sich einen Ersatz dafür billig verschaffen kann. Ich lasse von meinem Buchbinder aus 2 mm starker Pappe zwei Rechtecke von je 18 cm Länge und 16 cm Breite ausschneiden. In das eine von beiden schneidet er nun mit einer Stahlstanze 20 kreisrunde Löcher von je 3 cm Durchmesser in fünf Reihen untereinander, die Reihen parallel zur kürzeren Rechtecksseite. (Die Stahlstanze hatte mein Buchbinder allerdings bereits, da er sie zur Anfertigung von Hausapothekenkästen brauchte.) Nun wird die durchlöcherte Pappe auf die andre geklebt, und eine sogenannte Münztafel, die Raum für 20 Münzen bietet, ist fertig. Mein Buchbinder verkauft mir diese auf Bestellung anzufertigenden Münztafeln das Stück für zehn Pfennig. Mit derselben Stanze lasse ich mir ferner aus dünnem Briefpapier Kreise ausschneiden, von denen mir 20 Stück im Durchschnitt drei bis vier Pfennig kosten. Die Papierkreise werden in die Vertiefungen der Münztafel gelegt, die demnach nun 13 bis 14 Pfennig kostet. Wenn es möglich ist, lasse man sich auf einigen Tafeln ein paar größere Kreise ausstanzen für größere Münzen; für die meisten, besonders für kupferne, genügen die kleineren Kreise. Hat nun jemand z. B. 200 Münzen, so lasse er sich zunächst 12 bis 15 Tafeln anfertigen, dazu einen Pappkasten zu ihrer Aufbewahrung. Mein Kasten enthält zwei Lagen Münztafeln nebeneinander, die durch eine Scheidewand getrennt sind, und ist daher etwas über $2 \times 16 = 32$ cm lang und etwa 18 cm tief. Bei einer Höhe von 16 cm bietet er Raum für weit über 1000 Münzen. Er ist innen mit weißem, außen mit Glanzpapier überzogen, die Vorderwand läßt sich herunterklappen; der Deckel hat übergreifenden Rand. Für den ganzen Kasten zahlte ich dem Buchbinder $1\frac{1}{2}$ Mark, vollständig



Münzkasten mit Münztafeln gefüllt

mit Münztafeln gefüllt kostet er 11 bis 12 Mark. Der Vorteil im Kostenpunkt ist sehr einleuchtend: erstens ist der letztere Preis überhaupt niedrig, zweitens kann man aber selbst diese Kosten verteilen, indem man die Münztafeln je nach dem Anwachsen der Sammlung nach und nach anschafft. Wer, wie oben erwähnt, zur Zeit 200 Münzen besitzt, hätte für den Kasten mit 12 bis 15 Tafeln 3 bis 4 Mark zu zahlen und kann sich dann ab und zu zehn weitere Tafeln dazu anfertigen lassen. Nachdem man nun die Münzen gereinigt, bestimmt und geordnet hat, legt man sie in die kreisförmigen Vertiefungen der Münztafeln, wobei man nach jeder größeren oder kleineren Abteilung eine entsprechende Anzahl von Vertiefungen frei läßt. Sollten einzelne Münzen so dick sein, daß ihre obere Fläche höher liegt als die Oberfläche der Tafel, so leime man am linken und rechten Rand einige (vom Phosphor befreite) schwedische Streichhölzer auf die Tafel, damit die Münzfläche nicht von der Unterseite der darüber liegenden Tafel abgescheuert wird. Solcher Münzen gibt es übrigens nicht viele (einige österreichische, russische ꝛc.) Auf den unter der Münze liegenden Papierkreis schreibt man: Staat, Regent nebst Regierungsjahren, Wert (wie er auf der Münze steht), Prägungsjahr, Münzbuchstabe oder Münzmeisterzeichen u. a., z. B. Deutsches Reich. Wilhelm I., 1871—88. 1 Pfennig 1875 B. Die Münzen nebst ihren Papierblättchen lassen sich leicht herausnehmen und an einen andern Ort legen, was bei jeder Münzsammlung, sobald sie anwächst, unbedingt nötig ist. — Ich habe diese Art der Aufbewahrung von Münzen einige Jahre erprobt und nur eine einzige Schattenseite dabei gefunden: man muß beim Herausnehmen und Hereinlegen der Tafeln sehr vorsichtig verfahren, insbesondre vermeiden, daß man mit ihnen irgendwo anstößt; denn alsdann fällt leicht ihr ganzer Inhalt heraus und verursacht unerwartete Arbeit. Aber das lernt man bald, wenn man durch Schaden klug geworden ist. Sonst bin ich sehr zufrieden mit dem geschilderten Verfahren und habe vor einiger Zeit zur Erwerbung eines zweiten Kastens schreiten können.

Noch wäre zum Schluß die Frage zu erörtern, ob man alles sammeln soll, was einem an Münzen vorkommt, oder ob man sich auf ein bestimmtes Gebiet, etwa die Münzen eines einzigen Staates, beschränke. Es liegt auf der Hand, daß, abgesehen etwa von einer partikularischen Vorliebe für das engere Vaterland, sich eher einigermaßen eine gewisse Vollständigkeit im Laufe der Jahre erreichen läßt, wenn man sich auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt. Dafür hat man aber den Nachteil, daß gar manches Geschenk von wohlmeinenden Freunden, bei denen man als Münzsammler bekannt ist, für unsre Sammlung wertlos ist, und wenn wir das gar den edlen Gebern sagen, so fühlen sie sich abgeschreckt und kommen so bald nicht wieder. Nach reiflicher Ueberlegung kann ich daher empfehlen, daß man das eine thue, ohne das andre zu lassen; man sorge dafür, daß man den Verwandten und Freunden als Sammler aller Münzen bekannt ist, so daß einem der numismatische Inhalt alter Kommoden, Kleiderschränke u. s. w. nicht deshalb entgeht, weil der Besitzer nicht wußte, daß man dafür sich interessiert. Andrerseits nehme man sich aber vor, im allgemeinen nur für Münzen des betreffenden Spezialgebietes Geld auszugeben. Dadurch wird man mit der Zeit eine große Sammlung erhalten, die wenigstens in einem Teile eine leidliche Vollständigkeit erreicht.

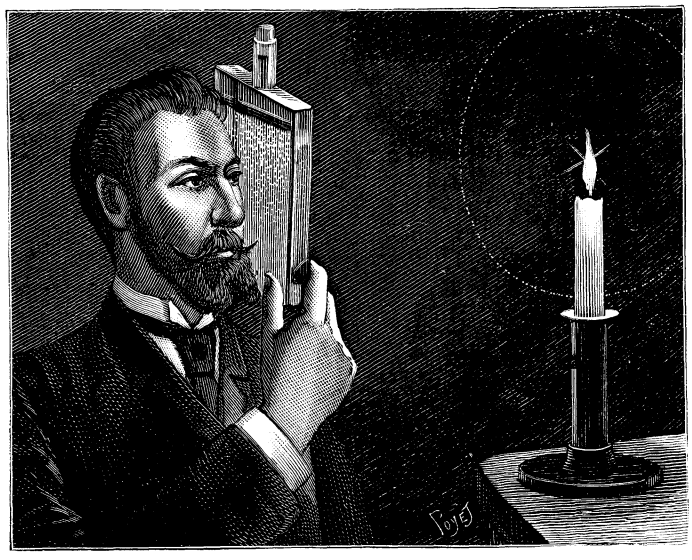
Damit schließe ich die Mitteilung meiner Erfahrungen mit dem Wunsche, daß sie meinen münzsammelnden jungen Freunden willkommen sein und nachahmenswert erscheinen möchte.

Wie ein sogenannter Hof um den Mond entsteht.

Wer für die Wunder des Firmaments ein offenes Auge hat, dem ist selbst in unsren Gegenden nicht selten Gelegenheit geboten, um die Sonne oder den Mond herum einen großen Lichtkreis wahrzunehmen. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man diese Erscheinung damit, daß man sagt, „der Mond hat einen Hof". Unsre Bauern wissen dieses Phänomen wohl zu deuten, indem sie einen Witterungswechsel damit in Verbindung bringen. Und in der That hat das Auftauchen eines solchen Hofes erfahrungsgemäß, besonders zur Sommerszeit, in der Regel binnen 48 Stunden Regen im Gefolge.

Ueber die Entstehung dieser „Höfe" weiß man jetzt mit Sicherheit zu sagen, daß sie hervorgebracht werden, indem sich die Sonnen- oder Mondstrahlen an unzähligen, im Aether schwebenden Eiskrystallen brechen. Die kreisförmige Gestalt solcher Höfe rührt davon her, daß die Stellung dieser Krystalle zufällig den Richtungen der Windrose entspricht, und daß die gebrochenen Strahlenbündel eine gewisse Minimalabweichung nicht überschreiten können. Diese einfache Erklärung verdanken wir dem berühmten französischen Philosophen Descartes. Aber erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, ein Verfahren ausfindig zu machen, das uns in den Stand setzt, diese Lichterscheinung nicht nur hinsichtlich ihrer Gestalt und ihres Glanzes, sondern auch mit Rücksicht auf den wesentlichen Charakter ihrer formalen Bildung naturgetreu nachzuahmen, und zwar namentlich mit Bezug auf die Stellung der Eiskrystalle im Vergleich zu den Himmelsrichtungen. Man erreicht dies dadurch, daß man eine kalt gesättigte Alaunlösung in eine 15—20 mm dicke, gläserne Flasche (vgl. die Abbildung) gießt und durch Hinzufügung von schwachem Alkohol (10 oder 15 % vom Volumen der Alaunlösung) und minutenlanges Umrühren der Mischung einen Niederschlag erzeugt. Ein solcher langsamer Niederschlag mikroskopisch-kleiner Krystalle wird sich fast augenblicklich einstellen; bald wird man sie, glänzenden Fünkchen gleich, in der Flüssigkeit umherschwimmen sehen. Nun hat man nichts weiter zu thun, als durch die zuvor geschüttelte Flasche hindurch nach einem Lichte zu sehen und wird dann nach und nach alle die Erscheinungen beobachten können, welche die Entstehung solcher „Höfe" bedingen. Unsre Figur bringt diesen Moment in allgemein verständlicher Weise zur Anschauung.

Wenn einer von euch diesen sehr interessanten Versuch anstellt, so wird ihm zunächst (d. h. so lange die Krystalle noch groß und zahlreich sind) die Lichtquelle nebelhaft verschleiert erscheinen, bald aber klärt sich dieser Nebel und er sieht einen engen Kreis auftauchen, der einen Hof von 22° darstellt. Allmählich beleben sich die Farben desselben und nicht lange währt's, so zeigt sich ein weiterer Hof von schwächerem Glanz und doppeltem Durchmesser. Damit hat der Beschauer einen Hof von 46° vor Augen. Ihre Sichtbarkeit nimmt bis zu einem bestimmten Maximum progressiv zu, um dann nach und nach mit dem Niedersinken der Krystalle auf den Boden der Flasche zu erblassen und schließlich ganz zu verschwinden. Wenn also künftig der alte, bleiche Mondgeselle wieder einen Hof hat, so wißt ihr, wie letzterer entstanden und könnet die Naturerscheinung jedem erklären, der sich dafür interessiert. Sapienti sat!



Experiment, den sogenannten Hof des Monds erstehen zu lassen.

Rätsel.

Die Mußestunden von jung und alt
Würzt es in mancherlei Gestalt.
Mit vor leitet's was Größres ein,
Mit bei kann's gut, kann's böse sein.
Mit Rumpf ist's Sache kühner Streiter,
Mit Wort soll's witzig sein und heiter,
Mit Börsen kann's uns sehr betrügen,
Mit Ball uns harmlos froh vergnügen.
Mit Trauer nimmt's ein schlimmes Ende,
Mit Wind ist's flink und sehr behende.
Mit Glocken tönt es voll und rein,
Mit Fest soll's schön und sinnvoll sein.
Mit Flöten ist es zart und fein,
Mit Nach kommt es stets hinterdrein —
Nun sage mir, was mag das sein?

Rätsel.

Was sieht man nicht, wenn man sieht?
Und was sieht man, wenn man nicht sieht?

Arithmogriph.

1, 2, 3, **4**, 5, 3, 6: eine Stadt des Buchhandels,
7, 2, 1, **8**, 9, 10, 11: eine Stadt in Irland,
12, 9, **3**, 13, 5: Sitz eines Erzbischofs,
10, 4, 9, **13**, 14, 9, 15: eine preußische Festung,
1, 3, 2, **6**, 13, 3, 16: eine schlesische Stadt,
4, 17, **10**, 2, 13: eine Stadt in Posen,
7, 2, 15, **11**, 18, 2, 13: eine Stadt in Südschlesien,
2, 12, 12, **2**, 19, 3, 20: eine Stadt am Rhein,
18, 9, **13**, 9, 15: eine Stadt am Main.

Die mittleren Ziffern ergeben eine Festzeit.

Auflösung des Rätsels in Nr. 31.

„Hannibal, Kannibale."

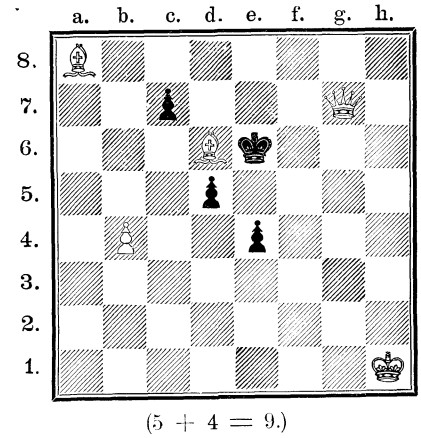
Auflösung der Scharade in Nr. 31.

„Jura ([Ju] de G [ra] f.)"

Auflösung des Homonyms in Nr. 31.

„Totengräber."

Schachaufgabe Nr. 9.



(5 + 4 = 9.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 8.

1. S d 4 — b 5 K c 5 — b 5:
2. L f 5 — d 3 + ‡.
1. . . . . T c 1 — c 4 +
2. L f 5 — e 4 ‡.
1. . . . . anders
2. L f 5 — d 3 ‡.

Fragen und Antworten.

Ernst Weckerling, Friedberg. Unter „Salamander" verstehst Du wohl, wie so viele Deiner Kameraden, „Tritonen" (Molche), denn die Salamander kannst Du nicht im Aquarium halten, die leben auf dem Lande, verlangen daher ein feuchtes Terrarium. Auch für Deine Tritonen mußt Du eine Grotte oder eine schwimmende Insel anbringen, denn auch diese gehen an das Land. Um diese Tiere, sowie Schwimmkäfer und Larven von Köcherjungfern halten zu können, sollst Du Dein Aquarium mit einem Dach versehen, sonst kriechen Dir die Molche aus, es fliegen die übrigen Gefangenen davon und kommen im Zimmer um. Als Futter gib für die genannten Tiere Wasserasseln, allerlei Wasserinsekten, kleine Regenwürmer, für die großen Schwimmkäfer kleine Fische, auch tote. Die Schwimmkäfer sind arge Räuber und dürfen in keinem Aquarium geduldet werden, welches mit Fischen, selbst großen, bevölkert ist. Einige Molche gewöhnen sich bisweilen „Ameisenpuppen", (nicht Ameiseneier, wie diese fälschlich genannt werden), anzunehmen. Allerlei Schwimmpflanzen für Aquarien erhältst Du bei Wilhelm Geyer, Regensburg (Bayern). Doch wachsen auch Hornkraut, Tausendblatt, Froschlöffel, Pfeilkraut, Wasserpest und viele andre im bloßen Flußsande, mit denen Du so wie so den Boden Deines Aquariums bedecken mußt.

Herrn Dr. P. W. Für Ihre freundliche Mitteilung, daß der Bau der in unsrer Nr. 27 besprochenen und abgebildeten Halsbrücker Esse inzwischen vollendet und sogar höher wurde (140 m), als ursprünglich beabsichtigt war, unsern besten Dank.

Oskar. Hüte Dich, junger Freund! Wer im Scherz in den Fluß springt, kann im Ernst darin ertrinken.

T. W. in **B.** Belege den Boden Deines kleinen Terrariums 10 cm hoch mit Moor- und Heideerde, dahinein setze einige Sumpf- und Wiesenpflanzen, den übrigen Raum um die Pflanzen herum fülle mit Sphagnummoos. In eine Ecke setze ein geräumiges Wasserbecken, und auf das Moos verteilt lege einige Rindenstücke, am besten recht morsche, worin sich allerlei Insekten befinden. Das Moos mußt Du öfters bespritzen, mäßig feucht, aber nicht naß halten. In einem so eingerichteten Terrarium von der Größe des Deinigen kannst Du allerlei Lurche halten. Besetze Dein Terrarium z. B. mit 4 Laubfröschen, 4 Unken, 2 Knoblauchskröten, je 2 Erd-, Kreuz- und Wechselkröten, je 2 kleinere Teich- und Grasfrösche, 2 Schlammtaucher, ferner je 4 Exemplare vom Erdsalamander, großen Kammmolch, Alpenmolch, Schweizermolch, kleinen Teichmolch, von letzteren beiden auch mehr. Du siehst also, daß Du Dein Terrarium, trotzdem es klein ist, doch recht hübsch bevölkern kannst. Stelle es an ein Fenster, wo es mindestens Frühsonne erhält. Wird es von der Mittagssonne getroffen, sollst Du es beschatten, indem Du grünen Kattun vor die Scheiben und über den Deckel hängst, je nach Erfordernis einfach oder mehrfach. Bezugsquellen von Amphibien haben wir, wenn Du die letzten Nummern nachlesen willst, mehrfach genannt.

Otto Waldschütz. Du hast ein Ganzsachenalbum erdacht und Dein System verdient viele Anerkennung. Ein Album ähnlicher Idee existirt jedoch bereits (durch Gebr. Senff in Leipzig auf den Markt gebracht). Bei dem letzteren werden die Kartonblätter in entsprechender Entfernung mit Kartonstreifen beklebt; letztere sind jedoch nur zu 1/3 der Breite festgeklebt, die übrigen 2/3 dienen zur Aufnahme, beziehungsweise zum Festhalten der Ganzsachen. Dieses System bietet den Vorteil, daß man das Format, Plattenstempel 2c. leichter sehen kann, während bei Deinem System nur Rücksicht auf den Wertstempel genommen ist, was dem großen Sammler nicht genügt. Beachtung verdienen beide Systeme, beide sollten jedoch noch verbessert werden, eine Aufgabe, wofür die Ganzsachensammler sicherlich recht dankbar wären, denn etwas wirklich Praktisches existiert für sie noch nicht. Frdl. Gruß!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken aller Länder billigst. Preisliste grat. **Carl Mönster, Copenhagen.**

In Markentausch-Verkehr mit Sammlern in Finnland, Scandinavien, Balkanstaaten, Spanien, Portugal und überseeischen Ländern wünscht zu treten **Eug. Kötzle, Stuttgart, Hohenheimerstraße 39 p.**
Korrespondenz deutsch und französisch.

Jünglinge, die beschränkten Geistes wegen nicht in der Lage sind, sich einen bestimmten Beruf anzueignen und der Aufsicht und Leitung bedürfen, finden in meinem Hause gute und liebevolle Aufnahme. Eine den Verhältnissen entsprechende Thätigkeit finden diese in der Gärtnerei. (Beste Referenzen.) **Robert Wenzel,** Kunst- u. Handelsgärtnerei **Bendorf** b. Koblenz a. Rhein.

Vorbereitungsanstalt b. z. ***Prima*** d. Gymn., Realg. 2c. u. alle **Militär-Exam. Schnelle und sichere** Erfolge. **Pension,** Halbpens. Berlin, Motzstr. 76 beim Nollendorf-Platz, früher Linkstr. 25 (alt bewährt). Anm. nimmt entgegen Dir. **Stinner.**

Specialität
engl. Excelsior-Fahrräder.
Anerkannt billigste Bezugsquelle bester Fabrikate **unter Garantie.**
Preisliste gratis.
Martin J. Lehmann, Gera (Reuss).

Eine photogr. Camera noch ganz neu, 13×18 cm, mit 3 Doppelkassetten, 2 Objektivbretter, 1 Objektiv ist zu verkaufen. Dieselbe ist von dem ersten Fabrikanten Deutschlands gefertigt und kostete Mk. 170. Eventuell wird dieselbe gegen 1 Zweirad getauscht. Kann auch zur Ansicht gegeben werden. Gefl. Offerten erbittet man d. d. Red. d. Bl.

Knaben-Erziehungsanstalt in Kösen.
Vorbereitung für Tertia von Sexta an. Sehr gesunder Aufenth., sorgf. Pflege d Zöglinge in geist. u. leibl. Beziehung. Gelegenh. zu Soolbädern.
Dr. Gehrke, Vorsteher.

Angelgeräte-Fabrikation
von
H. Stork in München.
Gold. Medaille Oesterreich, silb. Medaille Berlin, silb. Medaille Köln, silb. Medaille Würzburg, silb. Medaille Linz, Kgl. preuss. Staats-Medaille, Medaille Hessen, **Medaille London,** 10 Diplome.
Illustr. Preislisten 60 Pfg. mit Gebrauchsanleit.
Grosses Lager in allen Angelgeräten.

Kein Radfahrer
versäume, sich meinen neuesten Preiscourant über **Radfahrer-Tricotagen** kommen zu lassen.
Höchst elegant, bequem u. billig.
Johs. Vormbaum, Essen, Rheinld., **en gros,** Wäsche- u. Wollwaaren-Versandtgeschäft **en detail.**

Elementar-Zeichenunterricht (Landschaft, Anatomie, Kompositionslehre u. s. w.) erteilt **E. B. Kietz** (Zeichner bekannter Bildnisse von R. Wagner, H. Heine, Delaroche, Mignet, Beranger, Schröder-Devrient u. a. nach dem Leben).
Dresden, Uhlandstraße 2, III.

Matrosen-Knaben-Anzüge
aus echt indigoblauem, rein wollenem Croisé, genau nach Vorschrift gefertigt, zum Preise von 14—20 Mk, Exercierkragen incl. empfehlen
Gutzmann & Sebelin,
Kiel, Hoflieferanten.
Als Maaß genügt die Angabe des Alters. Sendung gegen Nachnahme, Umtausch gestattet. Ferner empfehlen:
Matrosen-Mützen
mit der Inschrift:
„Kaiserliche Marine" u. „Kaiser Wilhelm",
Preis **Mk. 4. 50.** Beijacken u. Jackets (kurze Paletots). Auch liefern wir:
Weiße Moleskin- (Parade) Matrос.-Knaben-Anzüge.
Man erbitte nähere Angaben.

Zu gegenwärtiger Gebrauchszeit
für
Sammler v. Schmetterlingen und Conchylien
empfehlen wir
Grosses Schmetterlingswerk
von **S. v. Praun.** Komplett in 42 Heften in gr. 4. Jedes Heft 4 gemalte Tafeln u. Text enthaltend, à Mk. 2,80. Die einzelnen Familien hieraus auch in kart. Bädn. apart: Papiliones (M. 32,50), Bombyces (M. 18,50), Sphinges (M. 9), Noctuae (M. 31,50), Geometrae (M. 15,75), Microlepidoptera (M. 24,75).

Grosses Raupenwerk
von **S. v. Praun,** durchgesehen und ergänzt von Dr. E. Hofmann. Kompl. in 9 Heften in gr. 4, mit je 4 gemalten Tafeln und Text, à M. 6. Hieraus apart in kart. Bänden: Macrolepidoptera (M. 40), Microlepidoptera (M. 20).
Bauer & Raspe, Nürnberg.

Schüler-Pension
mit tägl. Nachhilfe, so daß der bez. Schüler **unbedingt** regelmäßig alle 1/2 Jahre versetzt wird. Dir. **Wolff,** Berlin, Wilhelmstraße 3 a (Berliner Pädagogium).

Soll Jeder Haben
Kaufmann
Buchführung, einfache u. doppelte; Korrespondenz, Deutsch, Englisch u. Französ.; Rechnen; Bank- u. Börsenwesen; Warenkunde; Kontorwissenschaft etc.; kurz jedes kaufmännische Fach in je einem gebundenen Band gründlich für je nur Mk. 1. 50 durch die allerwärts bestens empfohlene ***Handbibliothek der gesamten Handelswissenschaften*** *(ein einzelner Band franko 20 Pf., 2—3 Bde. franko 30 Pf. mehr, 4 u. mehr Bde. portofrei). Durch alle Buchhandlungen u. den Verlag, auch in monatl. Ratenzahlungen von Mk. 3. — beziehbar. Ratenzahlungen sind f. die ganze Kollektion (bei Abnahme auf einmal) gemeint. Prospekt gratis u. franko vom Verlag von*
Cl. Brecklinger in Stuttgart.

Stottern,
Lispeln und alle übr. Sprechfehler beseitigt **J. Müller,** Leiter und Inhaber der Sprachheilanstalt zu Hamburg, Hanfaplatz 2. Näh. Ausk. für 50 Pfg. in Briefm.

Frisch, fromm, fröhlich, frei! Recht mein Lieber, da wirst Du stark werden, eine kräftige Muskulatur bekommen und Nerven wie Stricke — das kann man heutzutage gut brauchen.

Rudolf in **Wien.** Die Antwort auf Deine ersten beiden Fragen wird Dir jeder Polizeibeamte geben; Deine dritte Frage aber wird am besten einer Deiner Herren Professoren beantworten können. Frage dreist, dabei natürlich recht höflich, und man wird Dich gewiß gerne berichten.

Ein Kamerad in **Saaz** schreibt: „Letzter Zeit produzierte sich in unsrer Stadt ein Professor der Magie, dem ich mittels meines guten Glases und infolge einer kleinen Ungeschicklichkeit seinerseits, eines seiner effektvollen Kunststücke abgelurt habe, das ich zu Nutz und Frommen der Kameraden mitteilen will. Derselbe nahm ein quadratisches Seidentuch, zeigte es von beiden Seiten leer, nahm dann den einen Zipfel mit den Zähnen, den andern mit der linken Hand, mit der rechten faßte er es oben in der Mitte, schlug dann das Tuch zusammen, indem er mit der Linken den Zipfel aus dem Munde nahm, packte dann mit der Rechten die beiden andern Zipfel, und schüttelte nun, indem er das Gackern der Henne beim Eierlegen mit Virtuosität nachahmte, aus dem leer gezeigten Tuche ein Ei in einen darunter gestellten Cylinder. Das wiederholte er beliebig oft, zum Schlusse ließ er dann alle Eier, die man hatte hineinfallen sehen verschwinden. Die Erklärung ist höchst einfach: er hatte ein ausgeblasenes Hühnerei an einem schwarzen Faden oben in der Mitte des Tuches befestigt. Beim Zeigen des Tuches hatte er das Ei in der rechten hohlen Hand, mit der er den Zipfel hielt. Dann nahm er das Tuch in den Mund (2c. siehe oben) und ließ dabei das Ei aus der Hand gleiten. (Das Tuch muß undurchsichtig sein!) Dann deckte er das Tuch über den Cylinder, zog es wieder so weg, daß das Ei hinten hing 2c. — leicht, versucht's nur! Guten Erfolg wünschend und mit Gruß August Hammer."

Alexander T. in **Prag.** Ueber die numerische Stärke der Heeresmacht der Handels- und Kriegsmarinen aller Länder der Erde, findest Du verläßliche Auskunft in Hübners geograph.-statist. Tabellen. Verl. v. C. Rommel in Frankfurt a. M. Preis gebd. 75 Pfg.

Joseph in **Kempten.** Dein Musiklehrer wird Dir eine solche Adresse jedenfalls angeben können. — Nachstehend die Titel einiger Erzählungen von Karl May: Les pirates de la mer rouge. — Une visite au pays du diable. — La caravane de la mort. — Die Wüstenräuber. — Tävaventürs in Kurdän ed in Lapän.

Heinrich T. in **Sch.** Es kommt darauf an, welche Terrarientiere.

L. P. in **G.** schreibt: „In Nr. 4 unsres Leibblattes stand unter Fragen und Antworten zu lesen, daß man sich vor zu viel Fleisch bei weißen Mäusen hüten soll, da sie davon räudig würden. Ich habe mit Fleisch noch eine andre Erfahrung gemacht. Ich hatte eine Hecke weiße Mäuse von fünf Stück. Auf den Rat eines Freundes gab ich ihnen etwas rohes Fleisch von Haselnußgröße. Als ich jedoch am Morgen das Gebauer öffnete, kauerte das Männchen in einer Ecke, unfähig sich zu rühren, während im Eßzimmerchen (die Mäuse haben bei mir drei Abteilungen im Kasten), das Weibchen mit mehreren Bißwunden am Halse tot lag. Von den Jungen sah man nur Stücke umherliegen. Die Kameraden mögen sich den Zusammenhang denken. Ich glaube es kommt vom Fleisch."

Tourist. Als sehr verläßliche Karten wären die betreffenden Blätter der Handtke'schen Specialkarte des Deutschen Reichs, Maßstab 1 : 200 000 zu empfehlen. Preis des Blattes 1 Mark.

Henryk. Den Stempel hättest Du schon lange, lieber Kamerad, wenn Du in Deinen Briefen Deine Adresse genannt haben würdest. Wenn Du uns den avisierten poetischen Erguß schickst, dann vergiß nicht, sie anzugeben. Indessen schönen Gruß!

Liebe Kameraden! Wer von euch dichtet und Lust hat, mit uns einen kleinen Dichterbund zu gründen, wende sich an unsren prächtigen Heinrich Swoboda in Mies. Sind wir genug beisammen, dann kann weiteres verfügt werden. Besonders fordere ich, Kurt Schmidt, dazu auf.

Hans Quast. Du thust am besten, Du ziehst einen Mineralogiekundigen zu Rat, ersuche doch Deinen Herrn Professor darum. Nach Büchern zu bestimmen, wir glauben nicht, daß Du immer das Richtige triffst.

C. v. S. Wenn Du's nicht erwarten kannst, dann hole Dir auf der dortigen öffentlichen Bibliothek das Buch: „Das Terrarium, seine Einrichtung, Bepflanzung und Bevölkerung" von Hermann Lachmann (1888. Creutz, Magdeburg.)

Ernst K. Bei euch in Moskau produziert sich zur Zeit jener auf dem Pferde reitende Löwe, dessen Bekanntschaft Du unlängst durch die Schilderungen Deines „G. K." schon gemacht hattest. Du hast Dir den „Herrn mit dem dicken Kopfe" größer vorgestellt, als er es ist. Wird wohl ein noch junges Tier sein; immerhin ist diese Dressur eine hervorragende Leistung. Freundlichen Gruß!

Adolf F. in J. Das amerikanische Streifband, das Du besitzest, ist vielleicht aus Irrtum farblos gedruckt. Willst Du diese Ganzsache prüfen lassen, Herr Beddig in Hannover (Briefmarkenhandlung) wird mit Vergnügen dazu bereit sein. — Stempel hast Du inzwischen jedenfalls erhalten. Gruß kameradschaftlich erwidert.

Emil H. Bitte, daß Dein Herr Papa oder Vormund sich über jene Bedingungen und Verhältnisse erkundige. Ihr jungen Herren denkt euch den Dienst in den Kolonialarmeen gar so herrlich, und nicht selten sind dem hoffnungsvollen jungen Leben Enttäuschungen und Entbehrungen der herbsten Art beschieden, wenn nicht Siechtum und frühzeitiger Tod.

Ein eifriger Philatelist. Die drei Briefmarkenalbums sind alle gut, Schwaneberger und Schaubeck sind am meisten verbreitet. Vom Schwanebergerschen Briefmarken-Sammelbuch erscheint zur Zeit eine Lieferungsausgabe, umfassend 24 bis 25 Lieferungen zum Preise von 50 Pfg. (für Oesterreich-Ungarn 35 Kr. mit Zoll), je vier Bogen stark, alle 14 Tage eine Lieferung. Jede Buchhandlung teilt die erste Lieferung gern und kostenlos zur Ansicht mit, auf deren Umschlag die näheren Abonnementsbedingungen verzeichnet stehen.

Dichter und Bierzeugen in Gotha. Wenn man versetzt wird und eine gute Censur erhalten hat, dieses freudige Ereignis muß natürlich gebührend gefeiert werden. Daß ihr dabei auch eures „G. K." und sogar des „Peters" gedacht habt, das war sehr kameradschaftlich und that unsren Herzen sehr wohl. Ein kräftiger Schluck aufs Specielle. Prosit!

v. Bärensprung. Bravo! Eine recht hübsche Knacknuß!

Otto H. in München. Ohne Deinen Kohlensäureapparat gesehen zu haben, sind wir nicht im stande Dir sagen zu können, wo der Fehler zu suchen ist. Wenn Du die Entwickelungsflasche mit einer genügenden Menge Marmorstückchen und Salzsäure beschickt, und ferner die zum Ableiten des Gases dienenden Röhren genau in den Kork der Flasche eingepaßt hast, so muß der Versuch, die Kohlensäure durch Wasser zu leiten, unbedingt gelingen. Vielleicht hast Du bezüglich des letzten Punktes nicht die genügende Vorsicht beachtet; wiederhole den Versuch doch noch einmal und dichte die Verbindungsstellen zu größerer Sicherheit mit Siegellack oder Paraffin.

L. v. W. Das ist nun mal nicht anders, mein lieber Kopfdurchdiewand, Dein Papa hat ganz recht. Ein Baum muß erst blühen, eh' er Früchte bringt.

Hamburger Kameraden, welche „radeln" und „rudern" und Lust haben, Ausflüge zu machen, wollen Ihre Adresse mitteilen an M. Bruns, Hühnerpocken 25, St. Georg in Hamburg.

Franz H. Stewart. Schmetterlinge werden stets sofort nach dem Fange getötet, darauf gleich auf die Nadel gespießt und in ein Kästchen gesteckt. Auf diese Weise kann man sie unverletzt nach Hause bringen. Das Töten geschieht durch Tabaksaft. Man kocht starken, gewöhnlichen Tabak mit Wasser in einem alten, unbrauchbaren Topf. Der Saft wird durch Leinwand geseiht und in ein Fläschchen gegossen. In den Saft taucht man eine Nähmaschinennadel, welche ein Oehr dicht hinter der Spitze hat, und sticht die Nadel in die Brust des Schmetterlings, der sofort stirbt, sobald das in dem Oehr sitzende Tabakgift eindringt. Vorsicht ist beim Umgehen mit dem Tabaksaft dringend anzuraten.

Tauschmarkt.

Fritz Mann in Crossen a. O., Schloß, sucht für seinen sechsjährigen Doppelpony nebst Wagen und Schlitten im Tausch Waffen u. einen photogr. Apparat.

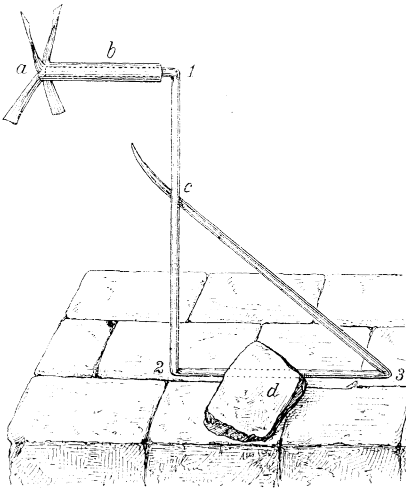
Otto Weinmann in Degerloch b. Stuttgart, Bahnhofstr., möchte mit einem Käfer- und Schmetterlingssammler des Auslandes in Tauschverbindung treten. Hat auch eine Dampfmaschine mit Hammerwerk und Brunnen abzugeben.

Walter Peltz in Schneeberg in Sachsen, sucht Bruteier von rasseechten fremdblütigen Hühnern einzutauschen.

Windmühlchen aus einem Getreidehalm.

Im vergangenen Sommer kam ich auf einem Ausfluge an einem einsam gelegenen Gehöft vorbei, das mit einer etwa vier Fuß hohen Mauer umgeben war. Auf den beiden, dem Wege zugekehrten Ecken derselben, fesselten zwei kleine Gegenstände meine Aufmerksamkeit, die in emsiger Bewegung begriffen waren und sich bei näherem Zusehen als zwei aus je einem Getreidehalm hergestellte Windmühlen erwiesen. Ich sah mir das Spielzeug etwas genauer an und fand es so originell, und auch wieder so einfach, daß ich nicht umhin kann, unsre jungen Freunde damit bekannt zu machen.

Das Spielzeug war, wie gesagt, aus einem einzigen Getreidehalm so geformt, wie die Figur es anzeigt. a) war das dem Winde zugekehrte Flügelrädchen. Es bildete das Ende des aus dem dicksten (untersten) Teil des Halms geschnittenen Röhrchens. Die vier Flügel waren durch kreuzweises Spalten dieses Röhrchens hergestellt. Das



Windmühlchen aus einem Getreidehalm.

Röhrchen war auf den etwas dünneren umgebogenen Teil b des Halmes gesteckt und bildete somit eine Hülse, während ersterer als Achse diente. Im ganzen war der Halm dreimal (1, 2 und 3) umgebogen. Bei c war ein Spalt eingeschnitten, durch den das dünnste Ende des Halmes gesteckt war. Auf diese Weise entstand das Dreieck c, 2, 3, dessen Seite 2, 3, als Fundament der Mühle auf der Mauer ruhte. Auf das letztere war ein flacher Stein d gelegt, damit die Windmühle aufrecht stehen blieb.

Ein Junge von etwa 10—11 Jahren trieb sich auf dem Hofe herum. Ich rief ihn heran. „Wer hat die Windmühlen gemacht?" frug ich.

Der Junge schaute mich einen Augenblick groß an, aber nicht verlegen und antwortete dann, mit dem Finger auf sich weisend: „Ich!"

„Das hat dich wohl dein Vater gelehrt?"

„Nein, ich habe es mir selbst ausgedacht, neulich im Felde, am Sonntag nachmittag."

Weitergehend dachte ich: dir kann's in der Welt nicht fehlen, du wirst schon durchkommen!

J. Morwitz in Danzig, Weidengasse 49, gibt Käfer und Schmetterlinge, ein Aquarium, ein Mikroskop, Flaschenelemente, Vögel, Fallen, Briefmarken, Münzen 2c. ab und sucht Briefverkehr mit einem Schmetterlingssammler in Süddeutschland.

Gust. Schulz in Thorn, Gerechtestr. 124, bittet ausländ. Kameraden um Zusendung von Münzen ihres Landes gegen deutsche und Siegel.

Wer verschafft mir ein nicht zu großes Aquarium? Otto Heinrich in Weimar, Markt 24.

H. Steinert in Klagenfurt, Wulfeng. 11, sucht ein Flobertgewehr, gibt dafür alte Römermünzen und eine schöne laterna magica mit Bildern.

W. Protzner in Wien VII, Kandl. 22 I., hat ein Paar weiße Mäuse, eine Sammlung physik. Apparate und eine laterna magica zu vertauschen.

T. v. Wilmowski in Berlin, Matthäikirchstr. 27, sucht Sachsen 3 Pfg. rot, gibt dagegen Brief- und Privatpostmarken, Wappen, Münzen, Pflanzen, Schmetterlinge.

Rud. Colsman in Schwelm, Westf., gibt eine Münzsammlung und ein Herbarium ab.

Dagobert Salym in Dresden-Neust., Gr. Klosterg. 13 III., möchte eine Stirnsche Geheimcamera oder einen Handapparat eintauschen; bietet dafür eine photogr. Magnesiumblitzlampe, ein Paar Merkur-Schlittschuhe und eine kl. Fontäne.

Gebe einen kräftigen, fleißig singenden Kanarienhahn (resp. Pärchen) für Silbermünzen. H. Halben in Hamburg, Karolinenstr. 27.

Fritz Bartling in Bremerhaven, Hafen 117, besitzt Seegewächse, Seespinnen u. dgl., die er gegen Briefmarken tauschen möchte.

P. Lipinsky in Gleiwitz, Gr. Mühlstr. 1, gibt eine große Druckerpresse und ein Herbarium gegen eine Markensammlung oder Dampfmaschine ab.

Walter Stoltz in Berlin N., Gartenstr. 3 I., sucht eine Druckerpresse und ein Teschin gegen 5 Chromsäure Flaschenelemente, 1 Elektromotor, 1 Glühlichtlampe und andre Apparate einzutauschen.

Otto Hofmann in Pforzheim, Realschule, bittet um Zusendung von Monogrammen für seine Schwester, revanchiert sich mit Briefmarken.

E. Thorel in Hamburg, Harvestehude, Oberstr. 64, hat eine Stirnsche Geheimcamera abzugeben.

Oswald Barber in Hamburg, Hohenfelde, Graumannsweg 51, möchte gern mit einem Franzosen oder Engländer in Briefwechsel treten.

B. Hüpeden in Osnabrück, Weißenburgerstr. 8, vertauscht eine schöne laterna magica nur gegen Silbermünzen.

Friedr. Bodenstedt in Berlin, Corneliusstr. 3 II., sucht Feuersalamander; gibt dafür Briefmarken oder Muscheln.

Eugen Gille in Hochfeld-Duisburg, Wanheimerstr. 253, hat angefangen Münzen zu sammeln und bittet großmütige Kameraden um Unterstützung.

Robert Weis in Wien, III. B., **Schützen**gasse Nr. 13, wünscht eine Druckerpresse zu kaufen oder einzutauschen.

Karl Siegel in Annaberg i. S., Pfarrg., bittet um Uebersendung einiger Polterabendscherze.

Rich. Becker in Berlin N 37, Straßburgerstr. 22 II, ist bereit, Berliner Kameraden unentgeltlich Unterricht in der Rollerschen Stenographie zu geben.

Friedr. Wiesinger, Gymnasiast in Rimaszombat, Kom. Gomor in Ungarn, möchte seine Wappensiegel-Sammlung am liebsten geg. eine Druckerpresse tauschen. — Tauscht auch Marken und Münzen.

Fritz Brückner in Augsburg, Colleg St. Anna, gibt eine laterna magica, eine Markensammlung, 300 Zinnsoldaten und 3 Gesellschaftsspiele für eine Stirnsche Geheimcamera.

Witzraketen.

In unsrer Klasse übersetzte neulich ein Junge folgende Stelle vom Französischen ins Deutsche. „Il se posa sur le table et se rassit." (Er setzte sich auf den Tisch und rasierte sich.) Homerisches Gelächter. J. O.

Wie soll man dieses Bild deuten? Auf einem unbespannten Wagen sitzt unerlaubterweise ein Junge, der vergnügt ein paar Würste ißt.

(Ungezogener Junge; wirste (Würste) gehn?!)

Hobble Frank, der augenblicklich die Welt umreist, traf jüngst in Bombay mit einem Engländer zusammen, der das Blaue vom Himmel herunter log, über all die Wunder der Industrie, welche in England erzeugt würden.

„Das ist alles nichts!" meinte der Hobble, als er endlich zu Worte kommen konnte. „Mir hat ein sächsischer Stubenmaler vor meiner Abreise Anno 1888 auf meiner Villa Bärenfett die Hausthüre so natürlich als Eichenholz angemalt, daß, wie man mir geschrieben hat, im letzten Herbst Eicheln daran gewachsen sind, und meine Haushälterin (aus Berne gebürtig) hat meine Hühner inzwischen dermaßen abgerichtet, daß sie beim Eierlegen auf siedendem Wasser umherschwimmen, so daß die gute Hanna jetzt immer gleich gekochte Eier hat."

Briefe und Pakete sind zu richten an die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt und **das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).**

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 33.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

„Ja; die haben schwarze Federn. Und wie wird der Ibis hier g'nannt?“

„Herehz oder Abu mingal.“

„Das ist arabisch; ich meine aber sudanesisch!“

„Nädsche.“

„Und zwar warum?“

„Weil sein Geschrei so klingt.“

„Sehr richtig! Der Sudanese nennt die Tiere gern nach ihrer Stimm' oder sonstigen augenfälligen Eigenschaften. Der heilige Ibis heißt Nädsche abi ad, weil er weiß ausschaut, und der andre Nädsche os wud, weil er schwarz aussieht. Man sieht sie nit oft so hoch fliegen wie die, welche wir jetzt beobachtet haben. Sie scheinen gar kein übler Vogelkenner zu sein. Mit Ihrem Bruder bin ich auch sehr zufrieden g'west, denn er hat niemals falsch oder vielleicht gar nit g'antwortet, sondern alles gleich richtig g'wußt. Das hat mich sehr g'freut von ihm, und ich hoff', daß ich mit Ihnen auch so gut z'frieden sein kann. Die Vögel sind eben die interessantesten unter den Tieren, was mich vermocht hat, mich vorzugsweise grad mit ihnen zu beschäftigen. A hübscher Vogel is mir lieber als zehn Säugetiere und zwanzig Fische, und darum ist's mir sehr egal, ob die da vorn mit ihren Angeln jetzt was fangen oder nit; das ist ja nur zum Essen und nit zum Beobachten.“

Er deutete nach dem Vorderteile des

Recht handeln, edel sein und gut,
Und nie des Dankes wegen,
Das macht uns froh, gibt frischen Mut,
Oft überreichen Segen.
Leb' so, daß Du zu allen Stunden,
Für edel wirst und gut befunden!

Dr. Paul Weinmeister.

— Sobald der dicke Häuptling Miene gemacht hatte, davonzulaufen, war er von Schwarz mit starker Hand bei der Haarfrisur ergriffen und festgehalten worden. —

Schiffes, wo mehrere Soldaten ihre Angeln ausgeworfen hatten, und andre mit den Hakenspeeren dabei standen, um die Beute anzuwerfen, falls die so schwer sein sollte, daß die Angelleine sich als zu schwach erweise.

„Nun, mitessen würden Sie wohl dennoch?“ fragte Schwarz.

„Ja freilich. Aber was thu' ich wissenschaftlich mit dem Fisch? Nehmen's dagegen so einen Ibis, wie wir 'n g'sehen haben! Der war schon im Altertum a heilig's Tier und wurd' einbalsamiert und mit Königen begraben. Haben's schon mal eine Ibismumie g'schaut?“

„Viele.“

„Ich auch; die erste schon als Bub', als ich noch in die Schul' gangen bin. Unsern Professorn von der Naturg'schicht hat eine g'habt, die er mit ganz b'sonderm Stolz vorg'zeigt hat, wann die Lehr' auf die storchartigen Vögel 'kommen ist. Er war gar kein übler Ichthyolog; das muß ich sagen, obgleich er mich gar nit gern g'habt hat. Und wissen's auch, warum?“

„Nun?“

„Weil ich ihn immer nach Dingen g'fragt hab', die selbst dera größte G'lehrte nit beantworten kann. Dafür hat er mich aber bei b'sonderer G'legenheit richtig ausg'zahlt. Das war damals, als wir in der Quarta Examen hatten. Ich hab' mich sehr auf dasselbige g'freut und das beste Vorleghemd und den bunten Shlips um den Hals g'macht. In diesem Staat hab' ich so sauber und blank ausg'schaut, daß es mir im Examen gar nit fehlen konnt'. Und doch ist's nit so glatt abg'laufen, wie ich's mir vorg'stellt hab', denn als ich an die Reih' kommen bin, da hat er mich g'fragt — was glauben's wohl, was?“

Schwarz wußte noch nicht, daß dies das Lieblingsthema des Grauen war. Er machte ein diesen nicht ganz befriedigendes Gesicht, da er die Geschichte schon einmal gehört hatte, was Pfotenhauer doch wohl wissen mußte.

„Na, was machen's denn für a G'sicht?“ fuhr dieser fort. „Fast grad so wie das meinige, damals, als ich die Frag' bekommen hab'! Ich red' sonst nit davon, weil's fremde Leut nix angeht, doch unter Bekannten braucht man sich nit zu genieren, und darum sollen's derfahren, daß er mich g'fragt hat, warum die Vögel Federn haben.“

„Das weiß ich schon,“ bemerkte Schwarz.

Er meinte, daß er die Geschichte kenne; der Graue bezog diese Worte aber auf die Federn und antwortete:

„Jetzund weiß ichs natürlich auch; aber damals hab' ich's noch nit g'wußt, und darum bin ich erst eine ganze Weil' dag'standen und hab' den Mund offen g'habt, bis ich endlich — — —“

„Samki, samki, samki el kebir, samki el tkil — ein Fisch, ein Fisch, ein großer Fisch, ein schwerer Fisch!“ jubelten in diesem Augenblicke zehn, zwanzig und dreißig Stimmen vom Vorderteile her, so daß der Graue in seiner Erzählung innehielt. „Ischadd, ali, a'la; hai hu, aho — zieht, hoch, höher; da ist er, da ist er!“

Sie brachten einen Fisch von gewiß drei Ellen Länge auf das Deck, wo er sofort getötet wurde; dann schleiften sie ihn nach dem Hinterdeck, damit die Effendina sich über die Beute freuen möchten. Es war ein Wels, eine Fischgattung, an welcher der obere Nil sehr reich ist. Die alten, großen Welse schmecken nicht gut und sind schwer verdaulich; dieser aber war ein noch junges Exemplar. Darum freuten sich die Leute ihres Fanges. Als Schwarz sie ob desselben gelobt und beglückwünscht hatte, schafften sie ihn nach der Matbach*); nur der „Vater der elf Haare“ blieb stehen und sagte, indem er einen herausfordernden Seitenblick auf den Grauen warf, zu Schwarz, und zwar in deutscher Sprache:

„Ich hatt fangte mit Herrn Wagner schon sehrrr oft so Fisch, großmächtigen. Es hatt gegebte Menschen, welche wollte sein von Gelehrsamkeit, großartiger, und wißte doch nicht vielleicht, wie heißte Fisch, dieseriger.“

Es war klar, daß er Gelegenheit suchte, dem Grauen zu imponieren. Dieser blickte von ihm weg und that so, als ob er seine Anwesenheit gar nicht bemerke; Schwarz aber antwortete gutmütig:

„Nun, wie heißt dieser Fisch?“

„Sein Name seinte Wels; er geschmeckte Delikatesse, wenn noch klein und jung; wenn ganz und garrr klein, er seinte zart wie Karpfen, heimatlicher.“

„Du scheinst ein großer Ichthyolog zu sein?“

„Ich warrr stets einer geweste, Ichthyolog und Phrenolog, berühmter.“

„So! Dann sag uns doch einmal, was ein Ichthyolog ist!“

„Das seinte Kennner von Gehirn, menschliches.“

„Und Phrenolog?“

„Das warrr geweste Kenner von Fisch, flüssigem.“

*) Küche.

„Aber, mein Lieber, das ist gerade verkehrt! Ichthyologie ist die Lehre von den Fischen und Phrenologie die Lehre vom Bau des Gehirnes.“

„Das wird seinte ganz egal! Warum soll habte stets nur ich unrecht, immerwährendes? Konnte sich nicht irren auch Mensch, andrer? Besitzte Fisch nicht auch Gehirn, inwendiges. Wernte also sein Ichthyologie und Phrenologie Das- und Einselbiges!“

Da war es mit der Geduld Pfotenhauers zu Ende. Er sprang auf und rief:

„Schweig, Kerl, sonst fall' ich augenblicklich in sämtliche Ohnmachten! Solchen Unsinn zu hören, das treibt einem ja den ganzen Haarwuchs in die Alpen! Was muß ich wohl verbrochen haben, daß ich diese Art von Straf' ausstehen soll? Erstens dieses Wendehalsdeutsch, sodann diese wahnsinnige Verwechselung der Worte und Begriffe, und dann endlich gar, was das Allerbeste bei dera G'schicht ist, die Unverfrorenheit, mit welcher dieser Patenthottentott den Unsinn vorbringt und sich für klug und weise hält! Wenn's in dem guten Ungarn noch mehr solche Kerle gibt, so mögen's nur gleich in die Donau springen und sich mit Stumpf und Stiel versäufen, sonst ist's um Oesterreich g'schehen. Latein will der Mensch verstehen? Der kann ja nit mal den Frosch von der Gans unterscheiden! Lauf, Bursch, lauf, daß du fortkommst, mir schnell aus den Augen! Wannst nit gleich gehst, so stopf' ich dich in meine Tabakspfeif' und blas' dich hinaus in alle Welt, du Homunkulus, winziger!“

Er war ganz im Ernste zornig geworden. Er stand in drohender Haltung da, und seine Nase unterstützte ihn auf das Kräftigste, indem sie sich schnaubend auf und ab bewegte.

Aber der Kleine kannte keine Furcht. Er wich nicht, sondern blickte ihm fest in das Gesicht. Ueber die ganze Rede des Grauen hinweggehend, hielt er nur das eine Wort Homunkulus fest, welches er jedenfalls auch einmal aus dem Munde Wagners, seines früheren Herrn, gehört hatte.

„Was hatt sie gesagte?“ fragte er. „Ich soll verflüchtete vor Person, Ihriger? Das fallte mir nicht in Kopf, meinigen! Ich hatt erschießte Löwen, raubtierlichen, und werd' also nicht fürchten Mensch, unhöflichen! Wenn Sie gewollte schimpfte Ehre, meinige, so gemüßte Sie wählen Wort, andres! Homunkulus seinte nicht Schimpf, beleidigender. Ich hatt wüßte

sehrrr genau, was bedeutet Homunkulus. Ich hatte dazu sogarrr gelernte, was heißt Ranunkulus!"

„So! Dann einmal heraus damit! Was ist denn Homunkulus? Ich bin begierig, was da wiederum für Unsinn aus dera Thür fallen wird."

„Es wernte nicht sein Unsinn, lächerlicher, denn ich hatt studiumtierte Gelehrsamkeit, pflanzliche. Homunkulus hatt heißte Hahnenfuß in Sprache, deutscher."

„Ah, das ist gut! Und Ranunkulus?"

„So wernte genannt ein Mensch, kleiner und elendiger."

„Aber, das ist ja abermals verkehrt!" schrie der Graue ganz empört. „Umgedreht ist es richtig! Du bist a G'schöpf, bei dem das Fell nach innen und das Fleisch nach außen schaut. Soll ich dich etwa mal umwenden, du Homunkuranunkulus? Lust hätt ich alleweil sogleich dazu!"

„Ich bedankte sehrrr! Bei mir hatt nicht bedürfte Umwendung, herauswärtsige. Ich hatt befindete mich in Zustand, normaligem; aber ich kann nicht wüßte, ob sich erweiste Zustand, Ihriger, als stillte-zufriedener oder regeltezuwidriger. Gleich als Sie mich hatt getreffte an Abend, gestrigem, warrr Sie geweste von Manier, beleidigender. Sie scheinte nicht können lieben Person, meinige; darum ich werte halten zurück mich in Entfernung, vornehmer und reservierter!"

Er machte dem Grauen eine tiefe Verbeugung und schritt stolz davon. Das brachte diesen wieder zu sich. Sein Zorn war mit einemmal verschwunden; er erfaßte die Sache in ihrer ganzen Komik und brach in ein herzliches Lachen aus, in welches Schwarz einstimmte, indem er sagte:

„So ist's recht, bester Nazi! Ich begreife keinen, der sich über diesen Patenthottentotten, wie Sie ihn nannten, ärgert."

„Und so ist's auch von Ihnen recht," antwortete Pfotenhauer. „Bester Nazi!" Das laß ich mir g'fall'n; so will ich's hab'n! Und ärgern werd' ich mich ganz g'wiß nit mehr. Wie dieser Mensch nur auf den Blödsinn kommen ist?"

„Er war jahrelang der Diener des bekannten Matthias Wagner. Er hat diesem sammeln helfen und dabei eine Menge wissenschaftlicher Ausdrücke und Benennungen gehört. Da sein Gedächtnis leider, nämlich nur für diesen Fall leider, ein sehr gutes ist, so hat er diese Worte und Namen alle behalten; aber sie liegen wirr und bunt durcheinander in seinem Kopfe aufgestapelt, und so zieht er, wenn er eins davon erwischt, gleich ein ähnlich klingendes mit hervor, welche beide er dann in der Regel miteinander verwechselt. Ich habe Ihnen das ja schon erklärt und Sie dabei gebeten, ihn reden zu lassen. Sein Mischmasch ist doch nicht nur ungefährlich, sondern sogar belustigend. Erst zwar fühlte auch ich mich belästigt; jetzt aber lasse ich ihn nicht nur gewähren, sondern ich bringe ihn in müßigen Stunden sogar mit Absicht darauf, mir sein angebliches Wissen auszukramen."

„Werd's auch so machen!"

„Das dürfte Ihnen nun nicht leicht werden. Er hat Ehrgefühl und wird sich, wie er ja auch sagte, möglichst fern von Ihnen halten. Dadurch kommen Sie um den Genuß, den er mir bereitet."

Während dieser Scenen und Gespräche hatte Schwarz sein Fernrohr in der Hand gehabt und mit Hilfe desselben wiederholt die beiden Ufer betrachtet, um zu erfahren, ob Abu el Mot während der Nacht am Ufer angelegt habe. Hatte dieser die Fahrt unterbrochen, so mußte das in der Gegend gewesen sein, welche man jetzt passiert hatte. Dreihundert Ruehrs hätten mehr als nur eines Lagerfeuers bedurft, und die betreffende Stelle mußte unbedingt durch das Rohr in das Auge fallen. Aber es war keine Spur einer Lagerstätte zu sehen.

Schwarz kam also zu der Ueberzeugung, daß der Sklavenjäger die ganze Nacht hindurch gefahren sei, und so galt es, es ihm an Eile wenigstens gleich zu thun. Es beruhigte ihn freilich, von dem Grauen zu erfahren, daß die Schiffe Abu el Mots nicht so gut gesegelt seien, wie die Dahabiëh mit den beiden Noger; aber es galt ja einen ganztägigen Vorsprung einzuholen, was innerhalb zweier Tage unmöglich geschehen konnte, wenn der Feind sich nicht wenigstens eine Nacht am Ufer verweilt hatte.

Es kam die Zeit zum Sonnenuntergangsgebete und dann auch die der Abendandacht. Nach dem Essen zog Schwarz sich mit dem Grauen in die Kajüte zurück. Sie krochen in ihre Moskitonetze, mit denen Schwarz für sich und seine Soldaten reichlich versehen war, und legten sich zur Ruhe. Für den Neuling ist eine Nacht auf dem Nile verleitend genug, ihn wach zu erhalten; die beiden aber kannten diesen durch die Stechfliegen verschmälerten Genuß zur Genüge.

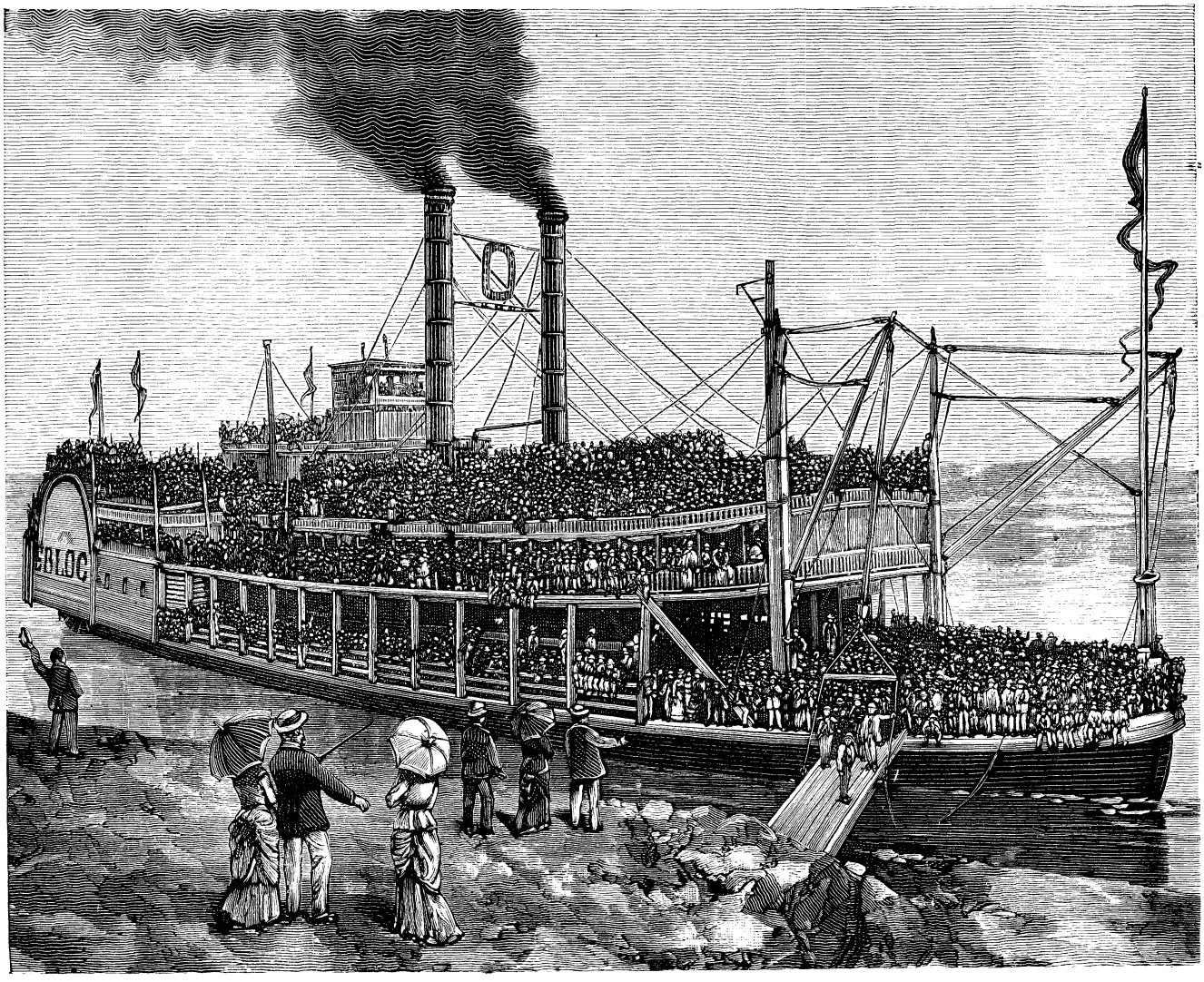
Sie erwachten schon am frühen Morgen und erfuhren von dem „Sohne des Geheimnisses", daß die Schiffe auf kein Hindernis gestoßen seien und eine tüchtige Fahrt gemacht hätten. Bisher war der Slowak früh der erste gewesen, den Effendi zu begrüßen; heute ließ er sich nicht sehen; er wollte, so lange der Graue sie mit Schwarz teilte, nichts von der Kajüte wissen.

Der heutige Tag verging langsam, ohne etwas Neues zu bringen. Einmal kam Hasab Murat an Bord der Dahabiëh, um sich mit Schwarz zu unterreden. Das war die einzige Unterbrechung, welche es gab. Die folgende Nacht wurde auch fortgesegelt. Das wurde nur dadurch ermöglicht, daß es hinreichend freies Fahrwasser gab und die Matrosen so von den Asaker unterstützt wurden, daß sie sich in zwei einander ablösende Wachen teilen konnten.

Gegen Abend war Tolo aus seinem lethargischen Schlafe, welcher von ganz vorteilhafter Wirkung gewesen war, erwacht; die Aufregung seiner Nerven hatte sich vollständig gelegt — er war gesund, worüber sich niemand so sehr wie sein Schicksalsgenosse Lobo freute, dessen Wunden sich im besten Zustande befanden.

Auch der Vormittag des nächsten Tages verging ohne ein erwähnenswertes Ereignis. Nun aber war man der eingeäscherten Seribah so nahe gekommen, daß es galt, vorsichtig zu sein. Es galt, zu rekognoscieren, wozu sich niemand so gut wie der „Sohn des Geheimnisses" und sein Freund, der „Sohn der Treue", eignete, da sie so viele Male dort gewesen waren und die Gegend ganz genau kannten. Sie zeigten sich, als Schwarz sie darum befragte, sofort bereit dazu.

Man hatte, als man die Seribah Madunga verließ, das Boot, auf welchem der Graue mit den Niam-niam gekommen war, ins Schlepptau genommen. Es wurde mit denselben Ruderern wieder bemannt, und dann stieß es mit ihnen und den beiden Jünglingen von der Dahabiëh ab, um, von vierzig ausgeruhten, starken Armen getrieben, den drei Schiffen voran zu eilen. Der „Sohn des Geheimnisses" hatte so genau Instruktion erhalten, daß auf ein Gelingen fast mit Sicherheit zu rechnen war. Seiner Berechnung nach mußten die Schiffe zur Zeit des Aschia, des Abendgebetes, bei Einhaltung der bisherigen Geschwindigkeit die Seribah erreichen. Darum ließ Schwarz die Leute jetzt noch fleißig an den Staken oder Stoßstangen arbeiten, welche Hilfeleistung



Sonntagsausflügler auf dem Ohio.

sie erst dann einstellten, als der Sonnenuntergang nahe war.

Als es dann zu dunkeln begann, postierte Schwarz selbst sich an den Bug seiner noch immer voransegelnden Dahabieh, um nach dem verabredeten Zeichen auszuschauen. Aber noch bevor die Gegend erreicht wurde, in welcher es hatte gegeben werden sollen, kamen diejenigen, denen es aufgetragen war, selbst zurück. Sie legten an der Seite an und kamen an Bord. Schwarz zählte sie und sah zu seiner Freude, daß keiner fehlte. Daß sie gegen die Verabredung zurückkehrten, konnte Schlimmes bedeuten, aber auch ein gutes Zeichen sein. Darum war er sehr gespannt, den Bericht der Freunde zu hören.

„Erschrick nicht, Effendi," beruhigte ihn der ‚Sohn des Geheimnisses'; „es ist alles gut gegangen."

„Hat euch niemand bemerkt?"

„Uns konnte kein Auge sehen, so gut hatten wir uns am Ufer versteckt. Ich durfte nicht nach der Seribah, weil die Dschur mich vor einigen Tagen dort gesehen hatten. Falls sie mich heute schon wieder erblickten, mußten sie Verdacht schöpfen. Darum ging der ‚Sohn der Treue' allein nach der Seribah, und er ist dort nur von einem einzelnen Dschur gesehen worden."

„Aber also doch gesehen worden, und das mußte vermieden werden."

„So hattest du freilich befohlen; aber wir fanden es ganz anders, als du gedacht hast, und so mußten wir auch anders handeln."

„Dieser Dschur wird es Abu el Mot verraten!"

„Nein; das kann er nicht, denn Abu el Mot ist nicht mehr dort."

„Nicht? Ist er den Aufrührern nach?"

„Ja."

„Mit wieviel Leuten?"

„Mit allen. Die Seribah liegt so verlassen da, wie er sie gefunden hat. Nur der eine Dschur suchte in den Trümmern, ob er vielleicht noch etwas finde, was er brauchen könne.

„Da ging ich zu ihm hin," fuhr der „Sohn der Treue" fort, „um mich bei ihm zu erkundigen. Ich lief gar keine Gefahr, denn es war noch heller Tag, und ich konnte also weit um mich sehen. Ich sagte ihm, daß ich von der Helle*) Melan gekommen sei, um mich von Abu el Mot anwerben zu lassen, und er antwortete mir, daß ich nur gleich wieder umkehren könne, da mein Wunsch nicht zu erfüllen sei."

„Du fragtest ihn doch aus?"

„Ja. Es war ein geschwätziger Alter, welcher gar nicht auf meine Fragen wartete, sondern mir fast ganz von selbst alles sagte und erzählte, was ich wissen wollte."

„Was hast du da erfahren?"

*) Dorf.

„Folgendes: Die fünfzig Aufrührer liegen mit den fortgeführten Waren und Herden zwei und eine halbe Tagereise oberhalb der Seribah am rechten Ufer des Niles. Dort wollen sie die Rückkehr Abd el Mots erwarten, seine Leute zum Uebertritt bewegen, ihm alles abnehmen und ihn vielleicht töten."

„Haben sie das denn den Dschur gesagt, ehe sie fortzogen?"

„Nein."

„Wie können dann diese es wissen?"

„Durch einen Unteroffizier, welcher zurückgekehrt ist, um auf Abu el Mot zu warten und es ihm zu sagen. Dieser Mann hat seinem Gebieter treu bleiben wollen, ist aber von dem alten Feldwebel und den andern gezwungen worden, mitzugehen. Er als der einzige gegen Fünfzig hat gehorchen müssen, um sein Leben zu retten, ist ihnen aber bei der ersten passenden Gelegenheit entflohen. So hat er erzählt; aber ich glaube es nicht."

„Du meinst, er lügt?"

„Ja. Er hat ganz gewiß freiwillig mitgemacht, denn als Unteroffizier hatte er einen ansehnlichen Teil der Beute zu erwarten und dann, wenn der Feldwebel eine Seribah gründet, auch eine bessere als seine bisherige Stelle. Er wird sich aber unterwegs mit diesem veruneinigt haben und auf den Gedanken gekommen sein, daß es für ihn vorteilhafter sei, zu Abu el Mot zu gehen, den Unschuldigen zu spielen und sich von ihm für seinen Verrat belohnen zu lassen."

„Dieser Verrat wird ihm keinen Vorteil bringen, denn die Fünfzig, denen er entflohen ist, werden geahnt haben, was er beabsichtigt, und sogleich aufgebrochen sein, um sich vor Abu el Mot in Sicherheit zu bringen."

„O nein. Sie halten ihn für tot. Er ist des Abends mit Zweien von ihnen an das Wasser gegangen, hat so gethan, als ob er hineinfalle, und ist dann untergetaucht, nachdem er einigemal um Hilfe gerufen hat. Während sie nun glauben, daß er ertrunken und von den Krokodilen gefressen sei, ist er eine Strecke davon wieder an das Ufer geschwommen und davongelaufen. Dann hat er sich aus Omm Sufah ein Floß und aus Schilf und zwei langen Aesten ein paar Ruder gemacht und ist dann schleunigst und in einer Tour nach der Seribah gefahren. Das ging abwärts so schnell, daß er heute mittag angekommen ist, gerade als Abu el Mot mit seinem Sandal und seinem Noger eben auch angelangt war. Dieser war erschrocken gewesen, die Seribah verwüstet zu finden. Als er von dem Unteroffizier hörte, von wem das geschehen sei, hat er vor Wut förmlich geschäumt. Dann ist er in das Dorf der Dschur gekommen, um diese auszufragen, und darauf hat er die dreihundert Ruehrs und den Unteroffizier gleich wieder auf die Schiffe genommen und ist abgesegelt, um die Empörer zu bestrafen."

„So ist er also wirklich nicht mehr bei der Seribah?"

„Nein."

„Auch keiner seiner Leute?"

„Kein einziger. Ich habe mich ganz genau überzeugt, den Landeplatz gesehen und sogar auch den Wald durchsucht, so lange es hell genug war. Dann kehrte ich zum Boote zurück, und wir hielten es für geraten, nicht liegen zu bleiben, sondern dich zu benachrichtigen."

„Das war recht von euch. Aber wie kommt es, daß Abu el Mot den Wasser- und nicht den Landweg eingeschlagen hat? Die Schiffe segeln doch langsamer, als die Pferde und Kamele reiten!"

„Er konnte keine Tiere bekommen, weil Abd el Mot sie alle den Dschur schon abgeliehen hatte. Er will Tag und Nacht segeln und glaubt, daß er in zwei Tagen an Ort und Stelle sein werde."

„Ich bin überzeugt, daß alles genau so ist, wie du sagst; aber ich muß ganz sicher gehen und mich durch meine eigenen Augen überzeugen. Ihr rudert mich jetzt nach der Seribah zurück. Während die Schiffe langsam nachkommen, werde ich dort Umschau halten. Wie weit ist es bis dahin?"

„In einer halben Stunde sind wir dort."

„Die Schiffe also in einer Stunde. So habe ich Zeit genug, mich genau umzusehen. Also wieder hinab in das Boot!"

Die beiden Freunde begaben sich in dasselbe, und er folgte nach, sobald er sich bewaffnet und dem Reïs die nötigen Befehle erteilt hatte. Der „Sohn des Geheimnisses" führte das Steuer. Er suchte das ruhige Wasser auf, vermied die hindernde Strömung, und so entwickelte das Boot eine Schnelligkeit, welche es noch vor der angegebenen Zeit an Ort und Stelle brachte.

Der junge Steuermann hatte beabsichtigt, den Zeitverlust, welcher mit dem Aufsuchen einer verborgenen Landestelle verbunden war, zu vermeiden und direkt nach dem Ankerplatze zu lenken. Da Abu el Mot fort war, hatte man ja nichts zu befürchten. Aber als sie sich dieser Stelle näherten, sahen sie ein großes, helles Feuer, welches dort brannte. Die Niamniam zogen sofort die Ruder ein, und nur zwei von ihnen gebrauchten die ihrigen so, daß das Boot keine Rücktrift bekam, sondern seine Lage behauptete.

„Ein Feuer!" sagte Schwarz. „Wer mag sich dort befinden! Solltet ihr euch doch von dem Dschur haben täuschen lassen? Sollte Abu el Mot noch da oder doch aus ihrgend einem Grunde zurückgekehrt sein?"

„Gewiß nicht!" antwortete der „Sohn des Geheimnisses". „Er ist wirklich fort. Er ist vor Wut außer sich gewesen, und du kannst dir denken, daß er, wenn er die Verfolgung, bei der er keine Stunde versäumen darf, einmal angetreten hat, nicht wieder zurückkommen wird."

„Das leuchtet mir freilich ein. Es handelt sich bei ihm ja nicht nur darum, die Abtrünnigen zu bestrafen, sondern auch sein Eigentum zurückzuerhalten. Sie werden mit allem, was am Lager war, auch seine Pulvervorräte mitgenommen haben. Ich habe mich in Diakin, wo er die beiden Schiffe mietete, genau erkundigt und da erfahren, daß er kein Pulver gekauft hat. Er hat zwar danach gefragt, aber keins bekommen können. Er ist also auf die Quantität, welche sich auf der Seribah befand, angewiesen. Ein Sklavenjäger ohne Pulver ist wie ein Elefant ohne Stoßzähne; er kann weder angreifen, noch sich recht verteidigen. Darum muß Abu el Mot sich schon aus diesem Grunde beeilen, den Feldwebel baldmöglichst zu erreichen. Ich nehme also nicht an, daß er umgekehrt ist, falls es wirklich auf Wahrheit beruht, daß er aufgebrochen ist. Wer also mag sich dort am Feuer befinden?"

„Jedenfalls nur Dschurneger."

„Zu welchem Zwecke?"

„Um zu fischen. So lange die Seribah bewohnt war, sind sie vom Flusse auf dem direkten Wege abgeschnitten gewesen. Sie mußten einen weiten Umweg machen, um zum Wasser zu gelangen. Darum werden sie das Versäumte nun fleißig nachholen. Der Ertrag ist des Nachts reicher als am Tage, wenn man ein Feuer anbrennt, welches die Fische herbeilockt."

„Du wirst wohl das Richtige vermuten; aber dennoch will ich die Vorsicht nicht aus der Acht lassen. Wir wollen schon hier an-

legen. Dann schleichen wir uns zum Feuer, um zu sehen, wen wir vor uns haben."

Das Boot wurde nach dem Ufer gelenkt und dort befestigt. Die Ruderer blieben in demselben zurück. Schwarz stieg mit Abd es Sirr und Ben Wafa aus und näherte sich, von den Bäumen gedeckt, der Stelle, an welcher das Feuer brannte.

Als sie so nahe an dasselbe gelangt waren, daß sie die dort Befindlichen erkennen konnten, hielten sie an und musterten die nächtliche Scene. Ja, es waren fünf Neger aus dem Dorfe der Dschur, die sich hier befanden. Sie hatten aus Schilf ein Floß gebaut und mit einer Erdschicht belegt, um ein Feuer darauf anbrennen zu können. Dieses Floß war mehrere Schritte vom Ufer entfernt, im Wasser verankert und trug nur einen Mann, welcher die Flamme zu unterhalten hatte. Die übrigen lagen am Ufer und spähten in das bis auf den Grund erleuchtete Wasser, um, die kleineren Fische unbeachtet lassend, die größeren zu speeren oder, falls dies nötig war, mit einer kurzen, widerhakigen Lanze, an welcher sich eine Leine befand, zu harpunieren. Sie hatten schon eine reiche Beute gemacht. Man sah beim Scheine des Feuers eine Anzahl Fische in der Größe von zwei Fuß bis über zwei Ellen am Ufer liegen.

„Gehen wir hin?" fragte der „Sohn des Geheimnisses".

„Noch nicht," antwortete Schwarz. „Ich will auch nicht des mindeste versäumen und möchte also vorher hinauf, wo die Seribah gelegen hat."

„So komm! Es ist nicht weit. In einer Minute sind wir durch den Wald."

Sie stiegen leise am Ufer empor. Als sie den Rand des Waldes erreichten, sah Schwarz die Brandstätte vor sich liegen. Nichts regte sich auf und bei derselben. Er konnte gar nicht daran zweifeln, daß Abu el Mot den Ort verlassen habe, und kehrte also zufriedengestellt zum Feuer zurück.

„Bleibt hier stehen," sagte er. „Diese Leute kennen euch, weil ihr schon in ihrem Dorfe gewesen seid, und brauchen euch nicht zu sehen. Sprechen sie arabisch?"

„Viele von ihnen nicht. Der Dicke aber, welcher dort in der Mitte liegt, ist der Häuptling, welcher diese Sprache zur Genüge versteht, um dir Auskunft geben zu können."

Schwarz trat unter den Bäumen hervor und grüßte die Schwarzen. Sie erschraken außerordentlich, als sie so unerwartet eine fremde Stimme hinter sich hörten. Sie sprangen auf, und als sie die hohe, breite Gestalt des Deutschen erblickten, erhoben sie ein lautes Angstgeschrei und flohen, alles im Stiche lassend, von dannen. Auch den einen, welcher sich auf dem Leuchtflosse befand, ergriff ein solcher Schreck, daß er sich kopfüber in das Wasser warf und, gar nicht an die hier so häufigen Krokodile denkend, eine Strecke abwärts schwamm, um dort ans Ufer zu gehen und schleunigst zu verschwinden. Es war das in der Nähe des Bootes, dessen Insassen es aber für geraten hielten, ihm ihre Anwesenheit nicht bemerken zu lassen.

Nur einer war nicht entkommen, nämlich der dicke Häuptling. Sobald dieser Miene gemacht hatte, davonzulaufen, war er von Schwarz mit starker Hand bei der Haarfrisur ergriffen und festgehalten worden. Er wehrte sich nicht; er wagte keine einzige Bewegung; aber er heulte vor Angst so entsetzlich, daß seine Stimme wohl bis weit über das jenseitige Ufer drang.

(Fortsetzung folgt.)

Schwarze Polizei.

Von Natur sind die schwarzen oder eigentlich dunkelbraunen Australneger im ganzen friedlich und gutmütig, freundlich, heiter und mitteilsam, bis zu einem Grade auch treu und ehrlich. Bei der ersten Begegnung mit den Europäern zeigen sie sich zwar sehr scheu und mißtrauisch, dann aber meiden sie ihren Umgang nicht nur nicht, sondern suchen ihn geradezu auf. Sie treten mit ihnen in einen lebhaften Tauschverkehr und wissen sich dabei manchen Vorteil zu sichern. Taschentücher, Hüte, Hemden und allerlei Kleidungsstücke, Streichhölzer, Tabak sind ihnen die begehrenswertesten Dinge; aber fast noch lieber erhandeln sie wollene Decken, weil ihnen diese bei der rasch wechselnden Witterung ungemein zusagen. Besondere Freude gewährt ihnen auch die Erlaubnis, ihre vaterländischen Namen, wie Chinaman, Kal-Dubbaroh, Jokkai, Kamra, Bako, Mamigo, Molle-Molle, mit europäischen Namen, englischen, deutschen, französischen, schwedischen, wie es just kommt, vertauschen zu dürfen. Dann geben sie gern manches von ihren geringen Schätzen her, oder verschaffen wohl auch ihrem verehrten Wohlthäter, der sie umtauft, ein Bungari als köstlichen Braten.

Das Rechtsbewußtsein ist bei unsren Schwarzen nun freilich nur schwach entwickelt. Sie wissen noch nicht scharf zu unterscheiden, was gut und böse ist, dazu sind sie trotz aller ihrer guten Eigenschaften großer Roheit fähig, wie das der folgende Fall beweist.

Jimmi, sonst ein tüchtiger, brauchbarer, hilfbereiter Mensch, der schon manchem weißen Herrn gedient hat, hat soeben dürres Holz herbeigeschleppt, ein Feuer angefacht, den Thee bereitet, Eier gekocht. Sein Herr läßt sich Trank und Speise trefflich munden, denkt aber nicht daran, seinen Vorrat mit dem Diener alsogleich zu teilen. Eben führt der Weiße den blechernen Becher wieder zum Munde — da erfaßt den schwarzen Gesellen wilder Zorn. Jimmi ist selbst seit mehreren Tagen von Hunger und Durst gepeinigt — dazu reizt ihn der Besitz der Waffen und Wertsachen, die er bei jenem gesehen, und jetzt schlägt er mit seinem Tomahawk (Streitaxt) den weißen Herrn so gewaltig über den Schädel, daß dieser, von dem einzigen Schlag getroffen, sofort entseelt zu Boden sinkt. — Der Mörder wirft den Erschlagenen in das vorbeifließende Wasser.

Erst nach geraumer Zeit wird der Leichnam gefunden. Es verschwindet wohl manchmal ein Eingeborener auf Nimmerwiedersehen, ohne daß man sich groß um sein Verbleiben kümmert. Wie leicht kann ihn ein Krokodil gefressen haben oder ihm sonst ein Unglück zugestoßen sein? Aber weil es diesmal ein Weißer war und ein angesehener Mann ist, regen sich Furcht und Schrecken. Rasch verbreitet sich das bestimmte Gerücht von einem Mord.

Ein jeder Mord will gesühnt sein. Aber wer soll Gerechtigkeit sprechen und den Urteilsspruch vollziehen? Dies ist leichter gedacht, als gethan. Die Weißen genießen zwar bei den Eingeborenen große Achtung und können auch mit Gewalt manches durchsetzen. Aber einen Schwarzen ohne weiteres eines Mordes wegen, wie es Recht ist, mit dem Tode zu bestrafen, wäre doch zu gewagt, denn die Weißen sind in zu großer Minderzahl und würden dann manchen Anschlag auf ihr Leben durch die Schwarzen zu besorgen haben.

Sie können daher des Beirats und der Hilfe der eingeborenen Polizei nicht entbehren. Die schwarze Polizei hinwiederum erblickt in einem einfachen, schließlich nur durch Hunger eingegebenen Mord kein todeswürdiges Verbrechen. Sie selbst räumt ziemlich unverhohlen ein, daß ihre Leute betreffenden Falles kaum anders gehandelt haben würden, und weiß für diesmal auch, daß der Mörder ihrem eigenen Stamme angehört, weshalb sie ihn ganz natürlich zu schützen sucht.

Unter diesen Umständen begreift es sich, daß das Einfangen des Mörders seine Schwierigkeiten hat. Erst kehrte die ausgesandte schwarze Polizei ganz leer zurück. Als man ernstlicher in sie dringt und sie in Fesseln zu werfen droht, schleppt sie nach Verlauf einiger Tage drei oder vier Jimmis herbei, die auch so heißen, aber ganz unschuldig sind. Endlich, nachdem man Gewehrfeuer abgeschossen hat und ihnen selbst Pulver unter die Nase gerieben, zum Zeichen, was sie bei Ungehorsam zu erwarten haben, wenn sie den Mörder nicht unter allen Umständen lebend oder tot herbeischaffen — wird der Uebelthäter vorgeführt. Jetzt erst ist's der rechte Jimmi. Schuldbewußt verrät er in seinen Zügen große Unruhe. An einem sichern, mit Pfählen abgesteckten Ort beginnt ein langes Verhör, aber es führt zu keinem richtigen Erfolg. Der Chef der Polizei schlägt Jimmi mit einem hölzernen Klöppel wiederholt und vernehmlich vor die Stirn, damit er sich erinnern kann. Aber Jimmi kann sich an nichts erinnern und leugnet alles. Nur beiläufig gesteht er, daß er vor Jahren ein paar schwarze Feinde auf die Seite gebracht habe. Aber das ist eine Angelegenheit, die die Schwarzen zunächst unter sich auszumachen haben und die Weißen nicht als Richter fordert. Endlich, da niemand an Jimmis Schuld zweifelt und sie jeder still bekennt, kommt man dahin überein, den Schuldigen an dieselbe Stelle zu bringen, wo er seinen Herrn erschlagen und ins Wasser geworfen hat, und ihn daselbst zu ertränken.

Noch vor Sonnenuntergang setzt sich am selben Tage der Zug in Bewegung. Eben hat sich erst nach einem überaus heißen Tage ein starkes Gewitter unter den heftigsten Blitzen entladen; die herabströmenden Regenwasser haben den ohnedies meist feuchten, lettenartigen Boden überschwemmt. Im Wasser schreitet Jimmi, an den Händen geknebelt, finster, verdrossen und trotzig. Mit seiner hohen Stirn, der breiten Nase und dem großen, widerspenstigen Mund sieht er nicht danach aus, als ob er sich dem über ihn verhängten Urteil willig unterwerfen wolle. Rechts und links zu Pferde begleiten ihn zwei Sergeanten der schwarzen Polizei. Aber es macht fast den Eindruck, als ob sie recht freundlich bekümmert auf ihn herabblickten. Der eine schaut recht verschmitzt, der andre drückt recht gutmütig ein Auge zu. Etwas ernster reitet der Chef hinterdrein: ihn trifft die Verantwortung. Als die besorgte Gesellschaft endlich an dem Bestimmungsort anlangt — ist Jimmi — verschwunden. Ist er in die Erde versunken? Nein, er hat sich seitwärts in die Büsche geschlagen und wird nicht mehr gesehen. — Auf der Heimkehr unterwegs weiß sich nun die schwarze Polizei Branntwein zu verschaffen. Als sie zu Hause ankommt, ist sie bereits berauscht, trinkt aber immer noch weiter und weiter den langentbehrten Gorogos (Grog) und verfällt zuletzt in einen langen, tiefen Schlaf. Als endlich am dritten Tag Chef und Sergeanten den Rausch ausgeschlafen haben und allmählich das Bewußtsein zurückkehrt, wissen sie sich auf nichts zu besinnen, weder wo Jimmi hingekommen ist, noch wo sie selbst gewesen sind. Von neuem wird auf den Missethäter Jagd gemacht, das nächste Mal sind die Weißen vorsichtiger und endlich ereilt ihn doch die verdiente Strafe.

Sonntagsausflügler auf dem Ohio.

Das menschenüberfüllte, luftig aufgebaute Fahrzeug, das wir unsren lieben Kameraden im Bilde vorstellen, ist ein Ohiodampfer, im Begriff, wohl 3000 Personen der Stadtschwüle zu entführen, einer grünen Waldeshöhe zu, wo sich der Familienvater mit Kind und Kegel auf Moosgeländen niederläßt, die mitgenommene Mahlzeit einzunehmen und sich in lustiger Harmlosigkeit zu ergehen. Alle Sonntage, früh schon, verlassen die Schiffe die großen Städte und kehren erst spät in der Nacht wieder dahin zurück. Während der Fahrt, die oft stundenlang flußauf oder flußab führt, überlassen sich die Ausflügler, angeregt durch die munteren Weisen einer Musikkapelle, lauter ungebundener Fröhlichkeit, bisweilen hallt auch ein deutsches Lied herüber zum Ufer.

Johnny, der Farmerjunge.

Johnny lernte ich in Neu-Boston, einem Ansiedlerstädtchen in den Urwäldern des nördlichen Texas, kennen, wo er bei meinem Gastfreund Freeze als Farmbursche im Dienst stand. Der gute Junge hat es sich wohl niemals träumen lassen, daß ich seine Person zum Gegenstand einer Schilderung machen würde, denn Eitelkeit oder Ehrgeiz war seine Sache nicht.

Schon dem Aeußeren nach konnte man nicht leicht ein wohlgebildeteres Exemplar eines jungen Squatters finden. Er war siebzehn Jahre alt, hager und schlank gebaut, mit einem offenen Gesicht und krausem Haar. Die Augen blitzten entschlossen in die Welt hinein, und wenn er sie lachend zusammenkniff, lauerte die Verschmitztheit in beiden Winkeln. Das Gesicht war wohlgebildet, ja hübsch zu nennen und ein Zug von Sorglosigkeit, den man bei fast allen diesen Leuten findet, prägte sich auf das Unverkennbarste darauf aus.

Verdrossenheit oder Müdigkeit kannte Johnny nicht. Im Wald geboren und erzogen, erschienen ihm die Gefahren und Strapazen des Farmerlebens als Spielerei, denn ein andres Dasein hatte er nie kennen gelernt. Seit vor einer Reihe von Jahren seine Eltern gestorben, ohne ihm einen Cent zu hinterlassen, stand er auf Mister Freezes Farm in Dienst und war auf seiner Hände Arbeit angewiesen. Des Morgens ging er hinaus aufs Feld pflügen oder Bäume fällen, wobei er seine Stimme fröhlich erschallen ließ; führte auch zeitweise einen kleinen Niggertanz um einen Baumstumpf herum aus oder übte mit Kraft und Ausdauer ein Kriegsgeheul der Comanches, das ihm ausnehmend gefiel. Abends lief er, nach vollbrachtem Tagewerk, im Wald herum, dem Wilde nachzuspähen, oder schnitzte Haushaltungsgegenstände aus Holz.

Ein genügsameres Menschenkind ist mir selten vorgekommen. Ein Hemd, eine Hose, ein Paar alte Schuhe, ein gräulich zerknitteter Filzhut und eine Jacke von unbestimmter Farbe machten seine ganze Garderobe aus. Außerdem besaß er eine Axt, einen Kamm fast ohne Zähne, eine Zahnbürste, die bereits seit zehn Jahren am Haarschwund litt, und eine halb verkohlte Holzpfeife. Sein höchster Schatz aber war eine uralte, schwere Hinterwäld-

lerbüchse, ein Erbstück von seinem Vater. Dieses Gewehr, ein Ungeheuer, welches man bei uns mit dem Kunstausdruck, „alte Knarre" bezeichnen würde, war sein Stolz. Ich habe selten ein so verwittertes, abgebrauchtes und unhandliches Schießeisen gesehen, das sämtliche Untugenden, welche ein solches Möbel möglicherweise haben kann, in gleicher Vollständigkeit auf sich vereinigte. Das durfte man natürlich Johnny gegenüber nicht laut werden lassen, wollte man sich nicht mit ihm in einen tödlichen Konflikt verwickeln, denn so wenig man ihm im allgemeinen den Vorwurf der Empfindlichkeit machen konnte, in Bezug auf seine schwärmerisch angebetete „Rifle" war er äußerst reizbar und vertrug durchaus keinen Spaß.

Die Axt führte er mit erstaunlicher Gewandtheit und Ausdauer. Er versicherte mir selbst wiederholt, daß er zum Bau eines Blockhauses keines weiteren Werkzeuges bedürfe, und ich hatte keinen Grund, an dieser Behauptung zu zweifeln.

Nach langem Umherstreifen in Texas war ich auf der Rückkehr nach bewohnteren Gegenden. Neu-Boston lag nicht gar zu weit vom Bahnstrang entfernt, es war sozusagen meine letzte Urwaldsstation, auf der einige Tage zu verweilen ich mich entschlossen hatte, um mich von meinen Strapazen auszuruhen, doch man hatte mich so freundlich aufgenommen, mein liebenswürdiger Wirt drängte mich so aufrichtig zum Bleiben, daß mein Aufenthalt sich von Tag zu Tag verlängerte.

Von Johnny nahm ich anfangs gar keine Notiz, da ich seinen wahren Wert unter der rauhen Schale nicht sofort entdeckte, bis wir eines Morgens ganz zufällig näher bekannt wurden. Von einer Frühpromenade im Wald kehrte ich bei steigender Hitze nach Haus zurück, als mich Johnny, der beim Durchhäufeln der Baumwollenstauden beschäftigt war, anrief. Eine Mokassinschlange, eines der gefährlichsten Reptilien Amerikas, hatte sich, von ihm auf dem Felde aufgejagt, in einen abgestorbenen, hohlen Baum geflüchtet, wie deren in Menge auf dem Acker herumstanden, und Johnny, der, wie alle Hinterwäldler, einen grimmigen Schlangenhaß nährte, forderte mich auf, ihm bei der Vertilgung des Ungeziefers Beistand zu leisten, wozu ich sofort bereit war, ohne indessen zu wissen, wie wir es wohl anfangen würden, sie aus ihrem Schlupfwinkel zu vertreiben.

Johnny dagegen hatte schon seinen Plan fertig. Er postierte mich zehn Schritte von der Oeffnung des hohlen Baumes entfernt, bat mich, scharf mit der geladenen Flinte im Anschlag aufzupassen, und brachte dann seine Axt an dem Baume in Schwung. Bald flogen armesdicke Holzsplitter nach rechts und links. In kurzer Zeit war die Höhlung dergestalt erweitert, daß sie der Schlange keinen sichern Versteck mehr bot, die sich denn auch zur Flucht anschickte, als Johnny mit Hauen aufhörte und sich einige Schritte entfernte. Sowie sie mit dem Kopf zum Vorschein kam, tötete ich sie durch einen Schrotschuß.

Bei dieser Gelegenheit wurde unsre Bekanntschaft eingeleitet. Johnny, der nichts von einem schweigenden Philosophen an sich hatte, unterließ nicht, mir aus dem Schatze seiner Erfahrungen über die Gefährlichkeit amerikanischer Schlangen im allgemeinen, der Mokassinschlange aber im besonderen, eine gründliche Vorlesung zu halten und dieselbe wie ein guter Professor mit Thatsachen zu belegen.

Darauf gestand er mir, daß meine Suhler Büchsflinte schon lange seine Bewunderung erregt habe. „Ein so sonderbares Ding gibt es in den freien Staaten nicht," meinte er, „das einen Büchsen- und einen Schrotlauf vereinigt." Daran schloß sich dann die Bitte, ihm das Gewehr einmal zu leihen, damit er im stande sei, selbst ein so feines, ausländisches Ding zu probieren. Ich that ihm den Gefallen und er amüsierte sich den ganzen Tag damit, während des Pflügens die zahlreich vorhandenen Eichhörnchen von den Bäumen herabzuschießen.

Am Abend, als er das Gewehr zurückbrachte, konnte er doch nicht umhin, mir seine Mißbilligung über dasselbe auszudrücken, das nach seiner Meinung an unzähligen Fehlern litt, überhaupt für einen Hinterwäldler gänzlich unbrauchbar war. Erstens war es viel zu leicht, dann hatte es zu kurze Läufe und ein zu grob geschnittenes Visier. Das schwere Pirschblei erregte geradezu sein Entsetzen und der Büchsenriemen erschien ihm allermindestens überflüssig, wenn nicht hinderlich, gar nicht von den Skrupeln zu reden, die ihm die Stechvorrichtung einflößte. Ein nicht zu entschuldigender Fehler aber lag in der Ausstattung, die geradezu seine Verachtung herausforderte.

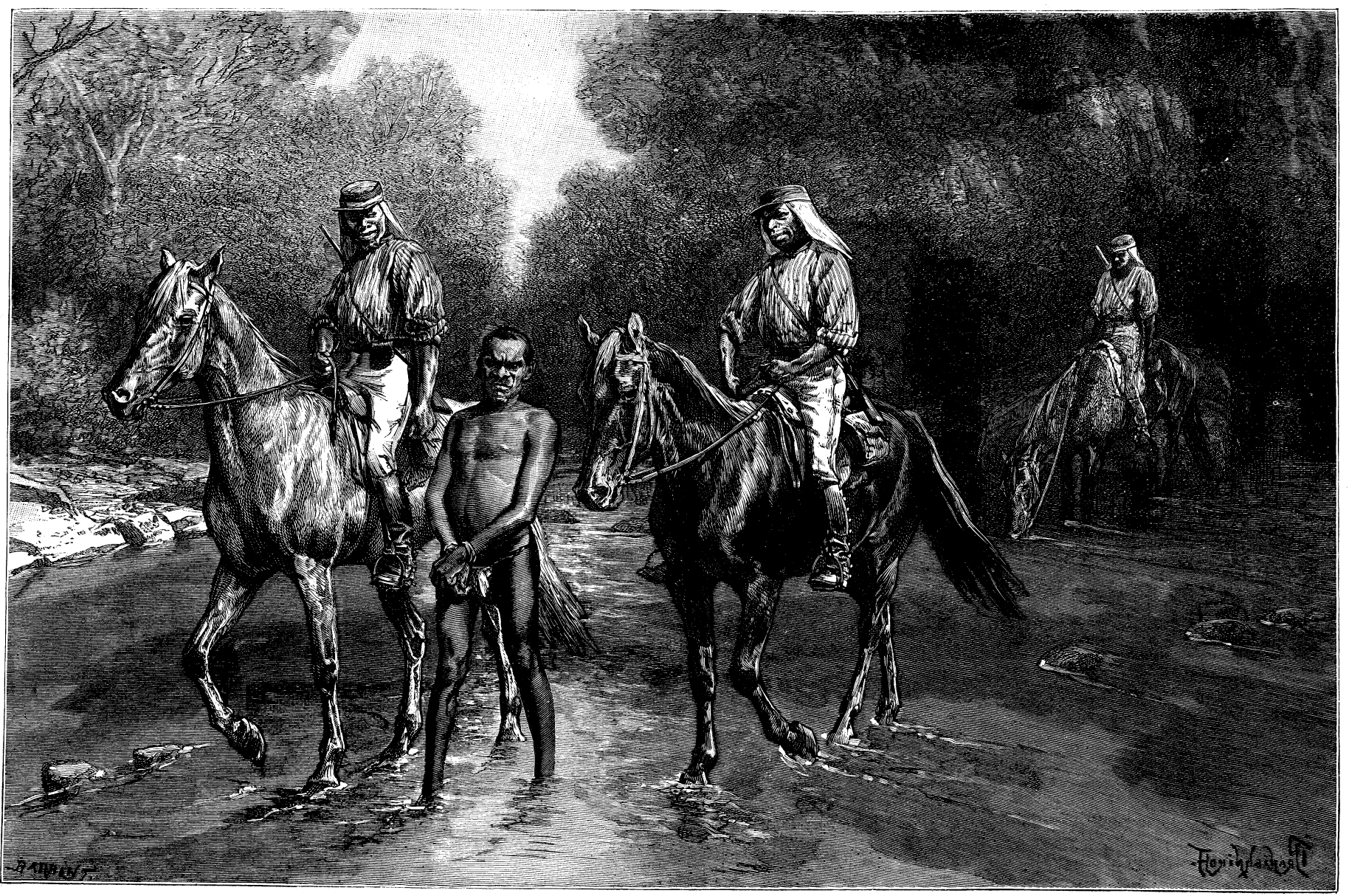
„Für Deutschland möchte so ein Gewehr wohl gut sein, aber für die Wälder ist es zu fein," meinte Johnny, „viel zu fein, man getraue sich nicht recht, es anzufassen." Genug, er setzte mir seine Bedenken auf das Umständlichste auseinander, wobei er nicht versäumte, zum Zweck des Gegensatzes die Tugenden seines sofort herbeigeschleppten Schießprügels hervorzuheben, der nach seiner Ansicht ein Mustergewehr für einen Farmer war. Seiner Büchse, versicherte er, schadete nichts, mit der könne man machen, was man wolle. Darin mußte ich ihm unbedingt zustimmen, denn in der That war an dem Ding, das seit einer Reihe von Jahren die schnödeste Behandlung ausgehalten hatte, absolut nichts mehr zu verderben.

Da ich Johnny für die guten Lehren mich zu revanchieren die Verpflichtung fühlte, so schenkte ich ihm ein altes Jagdmesser, ein würdiges Gegenstück zu seiner Büchse, was mir sofort seine Freundschaft gewann. Nachdem er es auf einem großen Wetzstein frisch geschliffen und sorgfältig die Parierstangen abgefeilt, die ihm vom Uebel schienen, erklärte er es für das beste Messer, das zwischen dem Mississippi und den Rocky-Mountains aufzutreiben sei.

So hatten wir uns also zur gegenseitigen Zufriedenheit aneinander angeschlossen. Abends saßen wir gewöhnlich auf einem großen Klotz am Kaminfeuer, das der Beleuchtung wegen angezündet wurde, und plauderten. Johnny war für eine Handvoll Tabak durchaus nicht unempfindlich und kramte, wenn man ihm die Zunge gelöst hatte, alles aus, was er auf dem Herzen hatte. Er besaß eine frische naturwüchsige und sehr lebendige Art, die einfachen Ereignisse und Erfahrungen seines Lebens zu erzählen. Man interessierte sich dafür und hörte ihm gern zu.

Nach dem vorher Gesagten sollte man meinen, daß Johnny bei seiner Bedürfnislosigkeit in seinem engen Kreise vollkommen glücklich war, doch zu meinem Schmerze mußte ich erfahren, daß auch an seinem Herzen der Wurm eines geheimen Kummers fraß. Gelegentliche Aeußerungen machten mich darauf aufmerksam. Erst glaubte ich, er sehne sich nach dem Besitz einer Farm oder hinweg aus dieser Einsamkeit, in das anregendere Leben der Städte, doch von dieser Annahme kam ich bald zurück. Nach Geld und Gut stand sein Sinn auch nicht. Endlich bekam ich es heraus — Johnny litt an zurückgehaltenem Freiheitsdrang.

Neu-Boston ist nämlich ein Ort von



Schwarze Polizei.

etwa zwanzig Blockhütten, die auf einem kleinen Hügel mitten im Urwald gelegen sind, und deren Einwohnerzahl zwischen achtzig bis hundert Köpfen schwankt. Dieser Umstand verleitete Johnny zu dem Glauben, daß er sich in einer großen Stadt befände, worin es für einen Menschen, der nur den allergeringsten Freiheitsdrang in sich spürte, ganz unmöglich auf die Dauer auszuhalten wäre.

Eines Abends, als wir, wie gewöhnlich, am Kamin hockten und meinen Tabak gemeinschaftlich rauchten, kam er denn auch damit heraus. Nachdem er eine Zeitlang nachdenklich in das Feuer gestarrt und einige Male hineingespuckt hatte, um seine innere Erregung anzudeuten, fing er plötzlich an:

„Ich muß fort, Sir!" sagte er ganz determiniert, im Ton eines Mannes, den ein unabwendbares Verhängnis treibt.

„Warum — und wohin?" fragte ich erstaunt.

„Nach West, Sir! Seht, hier ist es nicht mehr auszuhalten, auf meine Seele, es geht nicht länger — west is the star (im Westen leuchtet der Stern)!"

„Im Westen?" konnte ich mich nicht enthalten mit einiger Ueberraschung zu fragen, da ich bisher in der Einbildung befangen gewesen, daß wir uns hier gerade westlich genug befänden, für Leute, denen an ihrem Leben noch eine Kleinigkeit liegt. Ich teilte ihm denn auch meine Meinung mit.

Johnny sah mich mit seinen scharfen Augen verächtlich an, als wollte er sagen: „Was verstehst du davon!" Für ihn begann der Westen erst bei den Rocky-Mountains.

„Seht, Sir", sagte er nach einer Pause — „ich habe schon alles zur Reise bereit, nur ein Pony fehlt mir noch. Das geizige Volk hier will mir so ein Tier nicht unter dreißig Dollar verkaufen, ich denke aber doch noch eines für fünfundzwanzig zu bekommen — meint Ihr nicht? Dann geht's los — Hurra! Im Westen ist noch ein Leben zu machen — hier? pah! Alles dicht besetzt, für einen jungen, unternehmenden Burschen kein Feld mehr, habe ich nicht recht?"

Ich erlaubte mir bescheiden zu bemerken, daß mir als Deutschem diese Gegend westlich genug und wild genug vorkäme, woran ich den Rat schloß, er möchte lieber hier bleiben.

Für diese Ansichten hatte Johnny nur ein mitleidiges Lächeln, denn er gestand mir offenbar als Fremdem über dergleichen kein Urteil zu. Ueber Deutschland hatte er überhaupt so seine eigenen Begriffe. Seine Geographie reichte nicht bis dahin, denn in der Urwaldsschule, in der er lesen und schreiben gelernt, war ihm nur eine Karte von Nord-Amerika zu Gesicht gekommen, Deutschland also für ihn eine dunkle Gegend, die da anfängt, wo von Rechts wegen die Welt aufhören sollte. Trotzdem besaß er Humanität genug, den Deutschen die Existenz zu gönnen, besonders denen, die klug genug waren, nach den vereinigten Staaten auszuwandern. Berechtigung zum Leben hatte natürlich nur die amerikanische Nation, die erste der Welt.

Deutschland stellte sich seiner Phantasie als eine Art winterlicher Einöde dar, in der eine geringe Anzahl von grausamen Tyrannen und eine große Menge weißer Sklaven notdürftig ihr Leben fristen. Letztere würden auf das Schmählichste mißhandelt, besonders aber durch Anwendung der Peitsche, der Kerker und andrer Zwangsmittel zum Waffenhandwerk gepreßt.

Darüber mit ihm zu streiten, wäre total vergebens gewesen, da er jede Aufklärung mit einem ungläubigen Lächeln zurückwies. Gewöhnlich endete er eine Auseinandersetzung über diesen Punkt, indem er mir plötzlich ins Wort fiel:

„Well, Sir — Ihr mögt recht haben, aber warum gehen denn jährlich so viele Tausende Deutsche nach Amerika — he?" und dann sah er mich verschmitzt von der Seite an, im Bewußtsein, mich gründlich zum Schweigen gebracht zu haben.

Auch diesmal verschmähte er es, mir seine Gefühle eingehend zu schildern, denn was ein freier Amerikaner für Bedürfnisse habe, konnte ja doch ein Deutscher nicht fassen.

„Ich muß fort" — wiederholte er statt dessen mit Nachdruck, „muß mir eine eigene Farm gründen, mich verheiraten, mein eigener, freier Herr werden. Hört Fremder — sechzehn Dollar habe ich mir schon gespart." — Dabei blickte er mich triumphierend an — „was meint Ihr wohl, wie lange es noch dauern kann, bis ich im stande bin, einen Pony zu kaufen?"

Ich erklärte, daß mir hierüber jedes Kalkulationsvermögen mangle.

„Bei Freeze habe ich free board (freie Station) und fünf Dollar monatlich. Rechne ich nun alles ab, was ich im Winter brauche, so kann ich doch spätestens im Frühjahr aufbrechen — meint Ihr nicht?"

„Willst du denn ohne bares Geld ins Land hinein?" fragte ich.

„Bares Geld? pah! was ich brauche, bekomme ich unterwegs von den Farmern. Wozu habe ich außerdem meine Büchse?"

„Und die Indianer?"

„Die feigen Schufte!" lachte er. „Unsinn, Sir, vor denen fürchtet sich ein richtiger backwoodsman (Hinterwäldler) nicht. Mit denen will ich schon fertig werden. West is the star, Sir!"

Ihm seine Idee auszureden, war unmöglich. Selbständig wollte er sich machen, auf seinem eigenen Boden wirtschaften, und deshalb mußte er in jene wilden, unbewohnten Gegenden, wo das Land noch fürs „Nehmen" zu haben war. Da halfen keine Gründe — er war einmal entschlossen und verfolgte seinen Plan mit aller Zähigkeit seiner Rasse.

„Denkt Ihr wohl, daß Euer Pony mehr als sechzehn Dollar wert ist?" fragte er mich plötzlich, mich schlau anschielend.

„Ich weiß nicht," antwortete ich lächelnd, denn es war unschwer zu erraten, wo er hinaus wollte.

„Hm — vielleicht zwanzig — wie?"

Halb und halb war ich schon vorher entschlossen gewesen, meinen Pony, den ich in Fort Sherman für zwanzig Dollar mit Sattel und Zaum gekauft, an Johnny abzutreten, da ich, einmal an der Bahn, gar keine Verwertung dafür hatte. Vorläufig aber fehlte mir noch jede Gelegenheit, anders als zu Pferde die Bahn zu erreichen, deshalb ließ ich mir nichts merken, um im Busen meines jungen Freundes nicht Hoffnungen zu erwecken, die sich nachher vielleicht als trügerisch erweisen konnten.

Daher antwortete ich ablehnend, indem ich Johnny aufmerksam machte, daß ich das Tier selbst brauche, um weiterzukommen.

Er nickte betrübt.

„Na, nichts für ungut!" sagte er nach einer Weile, „im nächsten Frühjahr geht's ganz gewiß los. Wenn Ihr dann hier seid, könnt Ihr mitgehen — feine Jagd, sage ich Euch."

Indem ich ihm für sein freundliches Anerbieten dankte, schlossen wir für diesmal die Unterhaltung.

Der Bursche hatte, offen gestanden, meine volle Sympathie. Es steckte so viel frischer Mut, Selbständigkeitsgefühl

und Streben in dem jungen Menschen, daß man für ihn eingenommen sein mußte. Im Alter von kaum siebzehn Jahren war er entschlossen, sich selbst an der äußersten Grenze der Civilisation einen Herd, eine Familie zu gründen und das ohne jegliches Anlagekapital, als seine Geschicklichkeit und seine Thatkraft. Was würde man in Deutschland zu solchem Beginnen eines Menschen gleichen Alters sagen? Doch die amerikanischen Hinterwäldler werden früher reif und an Johnny war jeder Zoll ein Squatter. „Nur fort — hinaus in die Wildnis, keine Gefahren und Entbehrungen gescheut! Wo drei Blockhütten stehen, ist der Mensch schon nicht mehr frei!" Das sind die Ansichten eines echten Pioniers.

Gegen die Bewohner der Nordstaaten, die Yankees, hegte Johnny eine nicht geringere Verachtung als gegen Ausländer. Nach seiner Meinung waren sie absolut zu nichts gut auf der Welt, als Zwiebeln zu essen und Wanduhren zu verfertigen. Er hatte aus seinen Kinderjahren noch alle Schrecken des Secessionskriegs im Gedächtnis und wünschte daher nichts sehnlicher, als den Süden noch einmal mit dem Norden anbinden zu sehen, damit er seine liebe „Rifle" auf einen Yankee abzudrücken in die Lage käme. Wollte ich mich an seinem natürlichen Rednertalent erfreuen, so brauchte ich nur den Norden und die Sklavenemanzipation zu verfechten. Dann mußte man Johnny sehen. Er sprang auf, schob den alten Filzdeckel, den er nie absetzte — ich vermute sogar des Nachts nicht — in den Nacken und fing an zu reden wie ein Volksapostel. Ließ man ihn dann gewähren, so donnerte er eine Viertelstunde lang ununterbrochen gegen den Norden los, unter freigebiger Benutzung aller selbsterfundenen und aus demokratischen Zeitungen aufgegabelten Invektiven, für die er ein merkwürdiges Gedächtnis besaß. Ich habe manchmal schmerzlich bedauert, ihn in solchen Momenten der Erregung nicht porträtieren zu können.

Für mich besaß er übrigens wahre Anhänglichkeit. Er versicherte mir oft mit Gönnermiene, daß ich der einzige brauchbare Fremde sei, den er je kennen gelernt und der würdig wäre, ein Amerikaner zu heißen. Da er meines Erachtens außer mir überhaupt noch keinen Fremden gesehen hatte, so gab ich mich der tröstlichen Hoffnung hin, daß er mit der Zeit noch mehrere solcher brauchbaren Subjekte treffen werde.

Von großen Städten, überhaupt von Städten und civilisierten Zuständen hatte er nicht die leiseste Ahnung. Hier kommen wir auf die merkwürdige Wahrnehmung, die, glaube ich, von allen Reisenden gemacht ist, daß nämlich der erste Pionier im amerikanischen Westen ebenso bedürfnislos ist und den Einflüssen der Civilisation mit gleicher Hartnäckigkeit widerstrebt, als sein indianischer Todfeind.

Johnny empfand auch nicht die Spur eines Wunsches, den Osten nur einmal zu sehen, der ihm als etwas Hassenswertes, das man gar nicht genug fliehen könne, erschien. Diese Scheu vor dem geselligen Leben ist es gerade, die den Squatter zum civilisatorischen Werkzeug macht, denn indem er beständig vor der nachrückenden Civilisation flieht, hilft er sie am schnellsten in jene fernen Wildnisse tragen.

Mehrere Tage waren seit unsrer letzten Unterredung verflossen. Da Johnny mich einmal zum Vertrauten gemacht, so ermangelte er auch fortan nicht, in meiner Gegenwart stets auf sein Lieblingsthema zurückzukommen, bis er mir schließlich die Sache so plausibel gemacht hatte, daß ich wirklich zu der Ueberzeugung kam, sein Plan sei der vernünftigste und beste für einen Burschen wie er.

Da trat eines Nachmittags Mister Freeze zu mir ins Zimmer.

„Oswald!" sagte er. „Bekannte von mir, Farmer aus der Umgegend, gehen mit Häuten nach der Bahn. Wollt Ihr auf ihrem Wagen Platz nehmen, so könnt Ihr mit und habt Gesellschaft."

Ich stimmte freudig zu, froh, nun meinen Pony, der mich nachher nur aufgehalten hätte, da ich ihn doch an der Bahn auf irgend eine Weise hätte losschlagen müssen, an Johnny geben zu können. Daher schloß ich mit meinen neuen Begleitern Bekanntschaft und rüstete mich für den folgenden Tag zur Abreise.

Am Abend, als ich mit Johnny, der mein Scheiden aufrichtig bedauerte, zusammentraf, kamen wir wieder auf den Pony zu sprechen.

„Johnny," sagte ich, „willst du das Tier haben?"

„Natürlich," schrie er begeistert, „für sechzehn Dollar, gebt her, Sir!"

„Nicht doch," sagte ich lächelnd, wirklich erfreut etwas zur Glückseligkeit meines jungen Freundes beitragen zu können, „ich will ihn dir schenken, wenn du ihn als Andenken nehmen magst."

Er blickte mich erst ungläubig an, als ich ihn aber meiner Aufrichtigkeit versicherte, kannte seine Freude keine Grenzen. Zehnmal drückte er mir die Hand und schwur, wer mir jemals etwas zu leide thäte, den würde er niederschießen wie einen schuftigen Indianer. Dann schien ihm etwas Unangenehmes einzufallen. Er wurde still und nachdenklich und überraschte mich plötzlich mit der Erklärung, daß er den Pony nicht annehmen könne, weil er nicht im stande sei, mir ein Gegengeschenk zu machen. Alles Zureden war fruchtlos. Er bestand darauf, ich müsse mir jetzt auch etwas von seinen Sachen als Andenken aussuchen, sonst könne aus der Geschichte nichts werden.

Da mit dem Starrkopf nichts anzufangen war, so bequemte ich mich dazu, seine Habseligkeiten zu besichtigen, um mir etwas davon auszuwählen. Dabei fand ich einige vortrefflich erhaltene indianische Pfeilspitzen aus Feuerstein, die er einmal beim Umpflügen des Erdreichs gefunden hatte. Diese nahm ich als Gegengeschenk an, wodurch das Ehrgefühl meines Freundes befriedigt wurde. Er fiel sofort wieder in seine altgewohnte, freie Art, sich zu benehmen, da er jetzt überzeugt war, daß ein Tauschhandel in aller Form stattgefunden und er mir nichts mehr schuldig sei.

Am andern Morgen fuhr ich auf einem mit Fellen beladenen Ochsenkarren aus Neu-Boston hinaus. Johnny zu Pferde, die Büchse vor sich auf dem Sattel, die Taschen mit Proviant und Schießbedarf gefüllt, die Wolldecke aufgeschnallt und sechzehn Dollar in einem um den Hals hängenden Beutelchen, begleitete mich einige Meilen weit. Er fühlte sich stolzer und glücklicher, als wäre er über Nacht Präsident geworden. Jetzt war er frei, selbstständig, war nach seiner Meinung ein Mann und ich gab ihm recht.

Als wir an eine Stelle kamen, wo der Weg sich teilte, reichte er mir die Hand.

„Lebt wohl! Fremder und viel Dank für Eure Freundlichkeit. Kommt Ihr einmal nach Westen und sprecht in Johnnys Farm vor, sollt Ihr empfangen werden wie ein Bruder. Glückliche Reise nach Eurem Vaterland. Lebt wohl!" Er wendete sein Pferd.

„Viel Glück im fernen Westen!" rief ich ihm noch nach, denn schon galopierte er davon.

„Hurra zum Westen hin!“ schrie er, sich noch einmal zurückwendend und jauchzend die Büchse um den Kopf schwenkend. „Hurra, west is the star!“ Dann verschwand er hinter der Biegung des Waldwegs.

Nach zwei Tagen erreichte ich die Bahn und später wohlbehalten die Heimat. Von Johnny habe ich nichts wieder gehört. Hoffentlich geht es ihm gut und er hat erreicht, wonach er gestrebt — ein eigenes Heim im wilden Wald.

Mir wird er stets unvergeßlich bleiben als würdiger Abkömmling jenes kühnen, wetterharten Menschenschlags, welcher der Zivilisation vom Osten Amerikas den Weg zum andern Ocean bahnte.

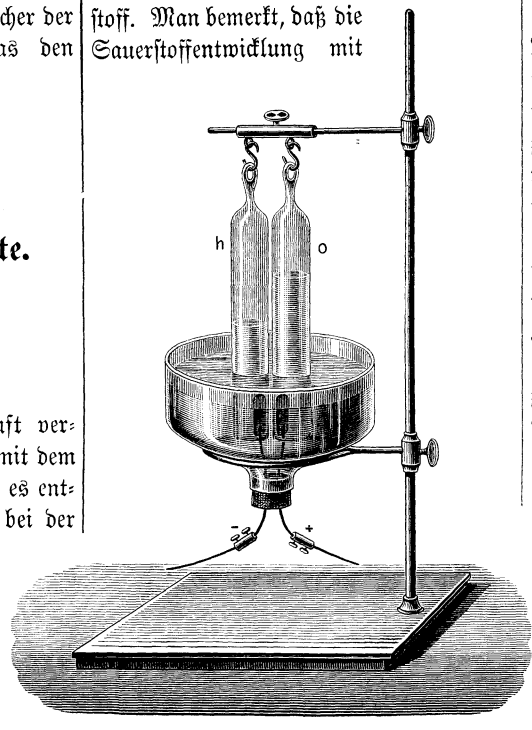
Chemische Experimente.

VI.

Der Wasserstoff.

Wenn Wasserstoff an der Luft verbrennt, so verbindet er sich mit dem in ihr enthaltenen Sauerstoff und es entsteht Wasser. Da aber letzteres bei der hohen Verbrennungstemperatur des Wasserstoffs dampfförmig ist und sich der unsichtbare Dampf der Luft beimengt, so bemerkt man die Entstehung des Wassers nicht. Hält man aber über eine Wasserstoffflamme ein etwas weites Glas, vielleicht einen Lampencylinder, so findet innerhalb dieses die chemische Verbindung des Wasserstoffs mit dem Sauerstoff der Luft statt. Dies Wasser bildet zunächst an den Wandungen des Glases einen feuchten Beschlag, welcher bald Tropfen bildet und die in einem kleinen Schälchen gesammelt werden können.

Mit Hilfe des galvanischen Stroms läßt sich das Wasser leicht in seine Bestandteile: Wasserstoff und Sauerstoff zerlegen und wird uns der folgende Versuch gleichzeitig auch zeigen, in welchen Raum-(Volum-)Verhältnissen beide Elemente im Wasser enthalten sind. Von einem 10—15 cm weiten Glastrichter (Fig. 22), schneide man mittels einer dreikantigen Feile das untere Rohr ab und verschließe die Oeffnung mit einem Kork, durch den man zwei dicke Platindrähte steckt, die mit etwas Siegellack festgekittet werden. Den Trichter fülle man hierauf zu $^2/_3$ mit ungesäuertem Wasser*) (1 Teil Schwefelsäure und 12 Teile Wasser) und hänge über jeden der Platindrähte einen kleinen, ebenfalls mit ungesäuertem Wasser gefüllten und graduierten Reagiercylinder. Die Zersetzung des Wassers wird nun leicht bewirkt, wenn man die Platindrähte (Elektroden) mit den beiden Polen einer aus mindestens vier Elementen bestehenden galvanischen Batterie in Verbindung setzt. An der positiven Elektrode der Batterie oder Kette entwickelt sich nun Sauerstoff, an der negativen Wasserstoff. Man bemerkt, daß die Sauerstoffentwicklung mit



Chemische Experimente. Fig. 22. Elektrolyse des Wassers.

geringerer Schnelligkeit verläuft, als die Entwicklung des Wasserstoffs, und daß die Menge des Wasserstoffgases im Reagiercylinder doppelt so groß ist, als die des Sauerstoffs. Wir haben also durch diesen Versuch bewiesen, daß das Wasser aus 2 Volumteilen Wasserstoff und 1 Volumteil Sauerstoff zusammengesetzt ist. Die Natur beider Gase wird erkannt, wenn man an die Oeffnung der Reagiercylinder einen glimmenden resp. brennenden Span hält, und zwar wird in dem Gläschen, welches den Sauerstoff enthält, das glimmende Hölzchen mit lebhafter Flamme verbrennen, in dem andern wird sich der Wasserstoff bei Annäherung der Flamme mit schwacher Verpuffung entzünden.

*) Der Zusatz von Säure zum Wasser geschieht in der Absicht, um die Leitungsfähigkeit des Wassers für Elektricität zu erhöhen und dadurch seine Zersetzung zu erleichtern.

Zur Ausführung des vorhergehenden Versuches war eine galvanische Batterie erforderlich, die wir mit geringen Kosten auf folgende Weise leicht selbst anfertigen können. Man lasse sich von einem Klempner aus recht starkem Zinkblech einen Streifen von 120 mm Länge und 30 mm Breite schneiden und an diesem einen Kupferdraht von 150 mm Länge löten. Dann nehme man ein Coaksstück, wie solche in jeder Gasanstalt zu haben sind und wie sie häufig zur Heizung verwendet werden, umwickle es oben mit blank geschabtem Kupferdraht, von dem ein ca. 150 mm langes Ende als Schließungsdraht frei bleibt. Sowohl den Zinkstreifen als auch das Coaksstück stelle man nun in ein cylindrisches Trinkglas und lege zwischen beide, damit sie sich nicht berühren können, einige Glas- oder Porzellanscherben. Das Element ist jetzt fertig, es bedarf nur noch der erregenden Flüssigkeit, welche auf folgende Weise dargestellt wird: 92 g pulverisiertes chromsaures Kali werden mit 172 g konzentrierter Schwefelsäure in einem Porzellanmörser zusammengerieben, und, nachdem man noch 900 g Wasser zugefügt hat, so lange umgerührt, bis sich alles in der sich selbst erwärmenden Flüssigkeit gelöst hat. Wenn man nun das mit Zink und Coaks beschickte Trinkglas mit der so dargestellten Chromsäurelösung zu $^2/_3$ füllt, so wird sofort ein kräftiger galvanischer Strom entwickelt, der auch ziemlich lange anhält. Um stärkere Wirkungen zu erhalten, verbindet man mehrere solcher Elemente in der Weise, daß man den vom Zink kommenden Schließungsdraht des einen Elements mit dem von der Kohle kommenden Schließungsdraht des nächsten Elements verbindet. Um die Verbindungen herzustellen, kann man sich der Nörrembergschen Drahtklemmen (Fig. 23) bedienen, die man sich leicht aus 1,5—2 mm dickem Kupferdraht herstellen kann. Nach dem Gebrauch der Elemente entfernt man die Zinkstreifen aus der Flüssigkeit und scheuert sie nach dem Abspülen mit Wasser und Sand oder Ziegelmehl.

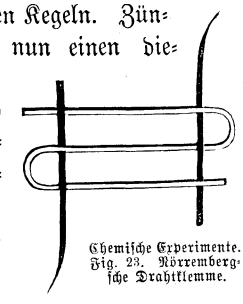
Wir haben bereits oben gesehen, daß Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht und zwar auf zwei Raumteile des ersteren ein Raumteil des letzteren. Wollten wir aber versuchen, diese Gase in reinem Zustande in den obigen Verhältnissen zu mischen und zu entzünden, so würde das Gemenge mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit sich zu Wasser verbinden

und mit dem heftigsten Knall das Gefäß zertrümmern. Diese Mischung hat daher die Bezeichnung Knallgas erhalten; sie bildet sich, wenn auch weniger rein, sobald atmosphärische Luft mit Wasserstoff zusammentrifft. Die furchtbare Heftigkeit, mit welcher Knallgas explodiert und die zerstörenden Folgen, welche mit einer solchen Explosion verknüpft sind, machen die Versuche über Knallgas zu äußerst gefährlichen und können wir unsren jungen Freunden nur dringend davon abraten.

Wasserstoff wirkt bei höherer Temperatur auf einige Metalloxyde reduzierend, d. h. es bemächtigt sich des in ihnen enthaltenen Sauerstoffs, indem es mit diesem Wasser bildet und dadurch die Oxyde in Metalle verwandelt. Der folgende Versuch zeigt die Reduktion des Kupferoxyds durch Wasserstoff. Man bringe in das Kugelrohr (Fig. 24), das mit einem Chlorcalciumrohr in Verbindung steht, etwas schwarzes Kupferoxyd. Nachdem der Wasserstoffstrom mindestens fünf Minuten lang den Apparat durchströmt hat, entzündet man das Gas an der Ausströmungsspitze und erhitzt das Kupferoxyd mittels einer Spiritus- oder Gaslampe. Sobald nun letzteres eine gewisse Temperatur angenommen, bemerkt man im Innern der Röhre eine Reaktion, das Kupferoxyd verwandelt sich unter lebhaftem Erglühen in rotes Kupferpulver, während Wasserdampf in sichtbaren Nebeln aus der Ausströmungsspitze entweicht.

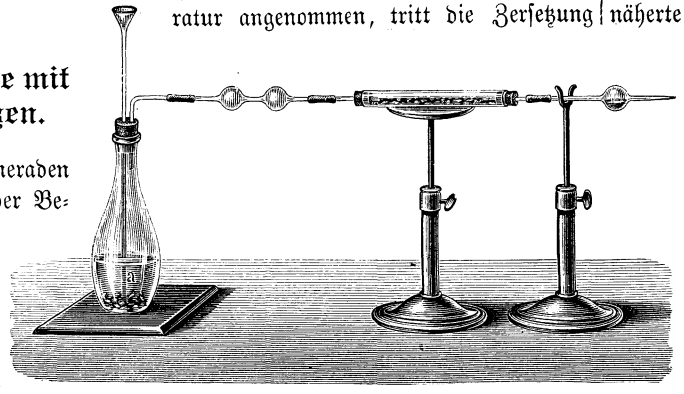
Einige Experimente mit chromsauren Salzen.

Viele unter euch Kameraden kennen gewiß die unter der Bezeichnung „Pharaoschlange" leider noch immer auf den Jahrmärkten auftauchende Spielerei. Eine kleine Figur aus Zinn oder Papier-maché ist mit einer Oeffnung versehen, in welche eine mit Queckſilberrhodanid gefüllte Stanniolpatrone eingeschoben wird. Nach dem Anzünden dieser Patrone bläht sich das Queckſilberrhodanid gewaltig auf und es kriecht ein wurmförmiges Gebilde hervor, das allerdings eine höchst eigentümliche, komisch wirkende Erscheinung bietet. Trotzdem muß vor dieser Pharaoschlange dringend gewarnt werden, denn das Queckſilberrhodanid entwickelt nach dem Anzünden zwei höchst giftige Gase: Blausäure und Queckſilberdampf, die schon in geringen Mengen eingeatmet, bedenkliche Störungen des Wohlbefindens hervorrufen können. Es gibt nun auch Mischungen, welche ähnliche Erscheinungen zeigen, wie das Queckſilberrhodanid, ohne jedoch schädliche Nebenwirkungen zu besitzen. Man bringe in einen Porzellanmörser 2 Teile chromsaures Kali, 1 Teil Salpeter und 3 Teile weißen Zucker, reibe das Ganze zu einem recht feinen Pulver und forme es durch Pressen und Drücken in einer Papiertüte zu kleinen Kegeln. Zündet man nun einen dieser Kegel an, so tritt eine Zersetzung des Gemisches ein, indem auch hier, gleichwie beim Queckſilberrhodanid ein wurmförmiger Körper langsam aus der Spitze des Kegels hervorkriecht. —



Chemische Experimente. Fig. 23. Nörrembergsche Drahtklemme.

Auch das chromsaure Ammon zeigt eine interessante, auf seiner leichten Zersetzbarkeit beruhende Eigenschaft. Man verschaffe sich eine geringe Menge des rotbraun gefärbten Salzes, etwa 2—3 g, bringe es in einen eisernen Löffel, oder besser auf ein flaches, dünnes Porzellanschälchen und erhitze den Löffel oder das Schälchen über einer Spirituslampe. Sobald nun das chromsaure Ammon eine gewisse Temperatur angenommen, tritt die Zersetzung desselben ein; der Inhalt des Schälchens gerät in lebhaftes Erglühen und unter einem eigentümlichen Geräusch und Aufwallen wird das entstandene Chromoxyd in Form schön dunkelgrüner, zusammengerollter Blättchen, die mit dem chinesischen Thee große Aehnlichkeit besitzen, umhergeschleudert.



Chemische Experimente. Fig. 24. Zersetzung von Kupferoxyd durch Wasserstoff.

Ein zierlichen Moosen oder Gräsern ähnliches chemisches Gebilde wird auf folgende Weise hervorgerufen: Von dem chromsauren Ammon, das wir soeben als zur Darstellung künstlichen, chinesischen Thees geeignet, kennen gelernt haben, löse man 1 Teil in 3 Teilen Wasser und tauche in die tiefgelb gefärbte Auflösung feines dünnes Briefpapier. Hierauf trockne man dasselbe, am besten, indem man es an eine aufgespannte Schnur befestigt und einige Stunden in der Nähe einer Wärmequelle hängen läßt und bringe dann ein passend großes Stückchen des getrockneten Papiers durch Zusammenfalten in Fächerform. Man mache möglichst viele Falten, da diese später die Rippen des Grases bilden sollen und befestige die Spitze des Fächers auf einem Brettchen. Zündet man nun nach diesen Vorbereitungen den Fächer oben an, so glimmt das Papier ruhig weiter und es bleibt nach der Verbrennung ein aus dunkelgrünem Chromoxyd bestehendes Aschenskelett zurück, das, je nachdem man ein mehr oder weniger feines Papier verwendete, Gräsern oder Moosen ähnlich sieht.

Friedrich der Große und der Savoyardenknabe.

Als einst während des Siebenjährigen Krieges der alte Fritz auf der Brühlschen Terrasse zu Dresden spazieren ging, näherte sich ihm ein kleiner, bräunlicher Knabe mit einem Leierkasten und sprach ihn um ein Almosen an. „Wie heißt du, mein Sohn?", fragte der König teilnahmsvoll, da ihm das treuherzige Auge des Jungen gefiel. „Ich heiße Antonio und bin aus Savoyen; ich will mir mit meinem Leierkasten, das Einzige was mir mein toter Vater hinterließ, recht bald eine Flöte verdienen. Aber eine Flöte ist so teuer!" erwiderte rasch und zutraulich der aufgeweckte Bursche. Dem König gefiel die Antwort sehr, weil er selbst von Jugend auf ein großer Freund des Flötenspiels war. Er versprach ihm seinen Wunsch zu erfüllen, bestellte den Kleinen in sein Palais und ließ ihm dort durch den Hofkapellmeister täglich Unterricht erteilen.

Mit großem Eifer lernte Antonio, und er durfte bald dem gütigen Schenker auf der Flöte etwas vorspielen.

Bald aber sollte sich auch dem Sa-

voyardenknaben Gelegenheit bieten, dem König seine Dankbarkeit zu bezeigen, denn eines Morgens bemerkte Antonio, wie der Koch in die Schokolade des Königs ein verdächtiges Pulver streute. Von schrecklicher Ahnung erfüllt, stürzte er zu König Friedrich und beschwor ihn, nichts von der Schokolade zu trinken. Als nun der Diener dem König die Tasse reichte, sah ihn dieser mit seinen strengen Adleraugen so scharf an, daß derselbe zitterte und erbleichte.

„Wenn dir nicht wohl ist, so trink zur Stärkung von meiner Schokolade," befahl der König kurz. Der Diener, schuldig wie der Koch, versicherte seine Unschuld, aber Friedrich fuhr unbeirrt fort: „Erbärmliche Kerle, ihr wolltet mich vergiften!" Er ließ seinen Hund von der Schokolade trinken und das Tier starb kurz darauf. Koch und Diener konnten nicht mehr leugnen. Der Savoyardenknabe hatte den König aus schwerer Lebensgefahr errettet.

Friedrich der Große und der Savoyardenknabe.

Neues Mittel, Sperlinge zu verscheuchen.

In Amerika, wo die zur Vertilgung der Insekten eingeführten deutschen Sperlinge den Feldern einen großen Schaden zufügen, hat man ein sicheres Mittel zum Verscheuchen der Sperlinge gefunden, durch das Aufhängen von toten Flußkrebsen an den Aesten und Zweigen der Obstbäume. Es ist wahrscheinlich, daß der Geruch dieser Schaltiere die Sperlinge vertreibt. Man weiß bereits, daß der Geruch des Krebses dem Kornwurm, diesem Feind des Getreides, tödlich ist. Wir wollen noch hinzufügen, daß dieser Krebsgeruch keinem Menschen lästig fällt.

Barnum, der König der Reklame,

erzielte eine besondere Wirkung durch unbezahlte und unbewußte Reklamemacher, wie die indianischen Häuptlinge und den König Kalakaua von den Sandwich-Inseln. Im Jahre 1864 erschienen zwölf Häuptlinge in Washington, um dem großen Vater, dem Präsidenten der Republik, die Hand zu schütteln. Barnum lud sie ins Museum ein, als gäbe er dort ihnen zu Ehren eine Privatgesellschaft, und stellte sie dem Publikum mit erklärenden Bemerkungen auf der Bühne vor. Da sich unter ihnen einer mit hervorstechender Grausamkeit befand, nämlich der gelbe Bär, so klopfte er ihm freundlich auf die Schulter und sagte zum Publikum: „Dieser Kerl ist der gelbe Bär, der Häuptling der Kiowas. Er hat Dutzende von Weißen skalpiert und ist der gemeinste Schurke, der auf Erden lebt. Wenn der Schuft englisch verstände, würde er mich töten, so aber hält er dasjenige für eine Schmeichelei, was ich über ihn sage" u. s. w. Das Publikum brüllte vor Vergnügen, und der gelbe Bär lächelte dazu. Glimpflicher ging Barnum mit dem König Kalakaua um; er begnügte sich damit, ihn im Cirkus eine Rundfahrt machen zu lassen, weil angeblich das Publikum ihm seine Ehrfurcht bezeugen wolle.

Auflösung des Rätsels in Nr. 32.

„Spiel."

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 32.

Leipzig,
Belfast,
Mainz,
Spandau,
Liegnitz,
Posen,
Beuthen,
Emmerich,
Hanau.

„Pfingsten."

Auflösung des Rätsels in Nr. 32.

„Finsternis."

Zweisilbige Scharade.

Silbe eins steht weit umher
Als ein deutscher Fürst in Ehr',
Der, erfüllt von Thatendrang,
Sieg auf Sieg im Kampf errang.

Silbe zwei war einst am Herd
Von den Römern hoch verehrt;
Häufig schloß ein reicher Schrein
Ihr geheiligt Bildnis ein.

Eine deutsche Stadt erscheint,
Wenn ihr eins mit zwei vereint.
Zwischen Fuldafluß und Rhein
Wird sie leicht zu finden sein.

Rätsel.

Habt ihr Erfindungen gemacht
Sucht uns, sonst wird es euch nicht glücken
Stellt ihr uns um, so könnet ihr
Des Zimmers Wände mit uns schmücken.

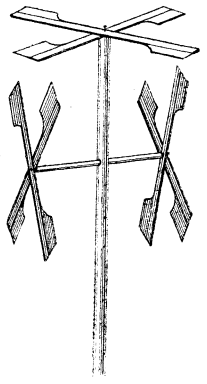
Rätsel.

Vielen ist es unmöglich, Ursache und Wirkung zu unterscheiden.

Die Lösung nennt eine Stadt in der Schweiz.

Fragen und Antworten.

A. K. Stuttgart. Du bittest, der „G. K." möchte Dir sagen, wie Du eine Klapper, eine Windmühle oder dgl. machen könntest, um damit die Vögel von den Bäumen abzuhalten. Alle diese Verscheuchungsmittel, lieber Freund, sind von einsichtigen und praktischen Landwirten schon längst als wenig wirksam wieder aufgegeben worden. Der Schaden, den die Vögel an den Früchten der Bäume anrichten, wird dadurch, daß sie eine



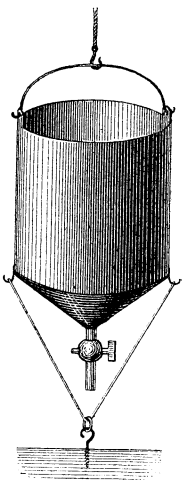
Unmenge Insekten vertilgen (Raupen und andres Geschmeiß), zehnfach aufgewogen. Und bist Du der Meinung, daß die Vögel sich von Deinen Schutzvorrichtungen auf die Dauer abhalten lassen, so befindest Du Dich im Irrtum. Bald werden sie das Maschinchen als ungefährlich erkannt haben und ihre Besuche wieder aufnehmen. Der „G. K." sah und hörte einmal zu seinem großen Vergnügen auf einem emsig arbeitenden Windrade eine Amsel fröhlich ihr Lied pfeifen. Bange machen gilt nicht! Jedenfalls will der „G. K." hier die Skizze eines immer noch häufig zur Anwendung kommenden Windrades beifügen; eine Erklärung dieser bildlichen Darstellung ist wohl überflüssig.

Oskar Rupp in **Wien** schreibt: „Lieber guter Kamerad! Da ich ein eifriger Schmetterlingssammler bin, habe ich mir in den Osterferien ein Raupenzuchthaus verfertigt, wovon ich Dir jetzt eine Beschreibung machen will; vielleicht bist du so gütig, dieselbe den Kameraden mitzuteilen. Man nimmt 2 glatte Bretter, welche 48 cm lang, 30 cm breit und 5—7 mm dick sind. Das eine ist der Boden, das andre das Dach. Aus letzterem schneidet man 3 Brettchen, welche 17 cm lang und 19 cm breit sind, aus. Hernach nimmt man zwei Bretter, die 48 cm lang, 28 cm breit und 3—4 mm dick sind. Dieselben stellen die Vorder- und Rückwand vor. Hierauf sägt man vorsorglich aus der ersteren mit der Laubsäge 3 Brettchen, die 17 cm lang und 9 cm breit sind. Aus diesen schneidet man wiederum 6 cm breite und 14 cm lange Stücke Holz aus. An jeden dieser Rahmen wird ein feines, grünlackiertes Drahtgitter mit kleinen Stiften befestigt. Auch auf der unteren Seite des Daches befestigt man Drahtgitter. Aus der Hinterwand sägt man hierauf mit der Laubsäge 3 Brettchen von 17 cm Länge und 9 cm Breite aus. An die Stelle derselben befestigt man ebenfalls Drahtgitter. Die Thürramen, welche sich auf der Vorderseite befinden, werden mit je zwei Scharnieren auf der linken Seite befestigt; auf der rechten Seite wird die Thür durch einen kleinen Reiber verschlossen. Die zwei andern Seitenwände müssen 30 cm lang und 26½ cm breit sein; aus diesen werden ebenfalls zwei Brettchen von zwölf cm Breite und 17 cm Höhe ausgeschnitten; statt des ausgesägten Holzes befestigt man an der inneren Seite Drahtgitter. Fenster und Thüren müssen mindestens 6 cm vom Boden entfernt sein, damit man Erde, die zur Verpuppung vieler Raupen notwendig ist, hineingeben kann. Die Abteilung in 3 Räume geschieht durch zwei Zwischenwände aus Holz, aus welchem ebenfalls Brettchen ausgeschnitten werden können. An Stelle derselben wird ein Drahtgitter befestigt. Wenn man alle Teile ordentlich verfertigt hat, werden dieselben durch Schrauben miteinander verbunden. Das fertige Haus kann man noch mit lichtbraunem Lack bestreichen." — Für diese Mitteilung unsern besten Dank. Du wirst inzwischen aus Nr. 31 ersehen haben, daß auch der „G. K." zu diesem Gegenstande das Wort ergriffen hat. Freundlichen Gruß!

W. Mörl . . . Wie man sich mit wenigen und billigen Mitteln ein Telephon macht, das ist an dieser Stelle schon so oft und oft gesagt worden. Schlage doch gefälligst ein wenig nach. Gruß kameradschaftlichst erwidert.

Oskar Träger. Der Tipp-Topp-Stempel wurde Dir schon auf Deine erstmalige Erinnerung sogleich zugesandt, kam aber als „unbestellbar" zurück. Was nun?

A. G. in Koblenz. Zu einem selbstthätigen Springbrunnen gehört vor allem ein Betriebswerk, etwa Paul Lochmanns oder Raabs Fontänen-Motor. Freilich würde der Kauf eines solchen Maschinchens Deine Sparbüchse empfindlich in Anspruch nehmen, denn beide kosten bei den Fabrikanten, ersterer in Gohlis-Leipzig, letzterer in Zeitz nicht weniger als 60 Mark. Da derlei fein Häckchen haben dürfte, rät Dir der „G. K.": Lasse bei einem Klempner zwei gleich große Zinkkessel machen, deren Boden in der Mitte etwas spitz zugeht. An der Spitze eines



jeden Kessels läßt Du einen Gashahn, auf den ein Schlauch geschoben werden kann, anlöten. Der Deckel des Kessels muß sich abnehmen lassen, kann auch in der Mitte oder an der Seite ein Loch haben, in welches der Abfließschlauch gesteckt wird. An entsprechender Stelle in der Zimmerdecke schraubst Du nun zwei eiserne Rollen ein, so weit voneinander entfernt, daß die Kessel beim Wechseln bequem nebeneinander vorbeigehen. Ueber die Rollen wird eine starke Schnur (Trommelschnur) geleitet und mit den Henkeln der Kessel verbunden und zwar so, daß wenn ein Kessel oben, der andre unten angehakt wurde, die Schnur straff ist. Um die Kessel unten anhaken zu können, wird ein Haken in die Zimmerdielen geschraubt. Ist nun der eine Kessel gefüllt, so ziehst Du ihn hoch und hakst den leeren unten fest. An den Hahn des vollen obern Kessels bringst Du den Zuflußschlauch an, den Abflußschlauch steckst Du durch das Loch im Deckel des untern, dessen Hahn jetzt geschlossen ist. Oeffnest Du den Hahn des obern Kessels, so befindet sich der Springbrunnen in Thätigkeit. Ist nun der obere Kessel abgelaufen, so ist der untre inzwischen gefüllt und Du hast nur nötig, die Kessel umzuwechseln, und das Spiel beginnt von neuem. Diese Einrichtung ist zuverlässiger und viel billiger als der Motorenbetrieb.

Rudolf N. Wir werden das gelegentlich mal zusammenrechnen. Pressierts? Freundlichen Gruß!

E. St. in St. Gallen. Geh in die Scheitliniche Buchhandlung, richte einen ganz speciellen Gruß vom „G. K." aus und man wird bei der Auswahl des gedachten Buches sehr gern mit Rat und That zu Diensten sein.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken aller Länder billigst. Preisliste grat. **Carl Mönster, Copenhagen.**

In Markentausch-Verkehr mit Sammlern in Finnland, Scandinavien, Balkanstaaten, Spanien, Portugal und überseeischen Ländern wünscht zu treten **Eug. Kötzle, Stuttgart, Hohenheimerstraße 39 p.** **Korrespondenz deutsch und französisch.**

Ausländische Literatur liefert am billigsten **Emil Walk,** Import-Buchhdlg. Leipzig, Kurzestr. 13.

☞ **Als Bezugsquelle** für alle in- und ausländ. **Zier- u. Singvögel, Papageien** etc. empfiehlt sich **Georg Raabe, Hamburg,** Zoologische Abteilung. **Preiskourant gratis und franko.**

Grottensteine — Grottenbauten, Allen **Gartenfreunden** empfohlen. Preise und Näheres bereitwilligst und frei. **O. Zimmermann, Hofl.,** Greußen in Th. **Eigene Gruben. — 21 Medaillen.**

Herzogliche technische Hochschule Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig.

Programme unentgeltlich vom Secretariate zu beziehen. Vollständige Ausbildung für den Beruf in den fünf Abteilungen für **Architektur, Ingenieur-Bauwesen, Maschinenbau, chemische Technik und Pharmacie. — Gleichberechtigung des Studiums** mit sämtlichen deutschen technischen Hochschulen und **gegenseitige Anerkennung** der **Vorprüfung** und **ersten Hauptprüfung** im **Hochbau-, Ingenieurbau-,** und **Maschinenbaufache** in **Preussen** und **Braunschweig. — Reichs-Examen** für **Pharmaceuten. —** Besondere Vorlesungen und Uebungen f. **Elektrotechniker** u. **Textilingenieure.**

Brauer-Akademie zu Worms.

Programme zu erhalten durch die Direktion: **Dr. Schneider.**

PIERERS Konversations-Lexikon

7. vollständig umgearbeitete Auflage.

„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Piererche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste** und **neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes

Universal-Sprachen-Lexikon nach Joseph Kürschners System

in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer"** als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:

in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 geheften Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.

Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Die Hercules-Fahrräder sind die **besten** Maschinen. ✻ **Viele Neuheiten!** ✻ Alleinige Fabrikanten **Nürnberger Velociped-Fabrik** **Carl Marschütz & Co., Nürnberg.** Illustr. Preisliste gegen 10 Pfg.-Marke!

Opel-Fahrräder aus der Nähmaschinen- und Fahrräder-Fabrik von **Adam Opel, Rüsselsheim a. M.** gegründet 1862. **Deutsches Fabrikat I. Ranges.**

Auf **Opel-Rädern** wurden die **Meisterschaften** von Europa, England, Preussen, Deutschland, Süddeutschland, Westfalen, Böhmen, Hessen, Bayern, Mähren und dem Continent gewonnen.

Frankenburger & Ottenstein, Nürnberg. **Lief. d. deutschen Reichspost, div. Armeen etc.**

Bedeutendste Fahrrad-Werke *des Continents.*

Höchst **„prämiierte"** Fabrikate, Dauerhaft, Elegant, Preiswert.

Fritz Adler, Theodor Tigen, W. Serres, R. Meyn, Th. Tieger, H. Harder. Famose Knacknüsse. Dank und Gruß!

17jähriger Kamerad. Nun, hat sich Dein Wunsch unterdessen erfüllt? Das kannst Du nicht verlangen, lieber Kamerad, daß der Redakteur jede einzelne Zuschrift und die Namen der Fragesteller im Gedächtnisse behalte. Der Kopf brummt ihm sonst schon gerade genug!

Αὐτός, Σκουνδάνεο. Die deutsche Armee erhält ihre Militärärzte zumeist aus dem Elevenstande des Friedrich-Wilhelms-Instituts zu Berlin, die sich verpflichten, nach erfolgter Approbation acht Jahre als Assistenzarzt im Heer zu dienen, im übrigen kann sich jeder Mediziner, der die einjährig-freiwillige Dienstleistung hinter sich hat, aktivieren lassen. Die Kosten der Ausbildung an dem genannten Institute bestreitet der Staat. Siehe auch die Antwort an Karl H. in C. in Nr. 30 dieses Jahrganges.

Juno v. Oettingen i. Kalkuhnen schreibt: „Zum 1. April beobachteten wir eine Nebensonne, welche von meiner Schwester Nora entdeckt wurde. Das war folgendermaßen: Wir saßen alle bei klarem Himmel im Garten, als Nora rief: ‚Sieh doch den Regenbogen!' — ‚Natürlich' sagte ich: ‚Sehr gerne, wenn nicht heute der 1. April wäre!' Doch endlich überredete sie mich, und als wir Papa riefen, erklärte er uns, es seien Nebensonnen, welche anfangen sich zu bilden (es war $^3/_4$12 Uhr v.). Fünf Minuten vor $^1/_2$1 Uhr sah die ganze Geschichte so aus: Zwei Kreise, die sich ungefähr in der Mitte schnitten, bildeten an den Berührungspunkten helle Flecken. Das dauerte noch bis 1 Uhr n., dann verschwand es." — Für diese Mitteilung unsern besten Dank. Du hättest das Phänomen auch bildlich zu Papier bringen sollen, wir hätten den Kameraden dann die Erscheinung auch im Bilde gezeigt. Gruß!

Juno v. Oettingen in Kalkuhnen (Kurland) über Dünaburg, Rußland, möchte mit einem Chemiker in Korrespondenz treten.

N. N. Detmold. Eine Dynamomaschine mit den wenigen Mitteln, die unsern lieben jungen Lesern im allgemeinen zur Verfügung stehen, zu erbauen, ist ein recht kühnes Unternehmen. Der „G. K." ist eben dabei, dieses Problem in einer diesen Verhältnissen angemessenen Weise zu lösen und hofft damit zustande zu kommen; vorläufig muß er sich für diese sehr kitzlige Ausarbeitung noch ein wenig Geduld erbitten.

Sei-tei-nei. Du legst dem „G. K." die Frage vor, wozu die österreichischen Soldaten weiße und gelbe Knöpfe hätten. O Du Schlauköpfchen!

H. B. in Köln. Eine Briefsendung von Köln nach Mittelamerika, kann, wenn kurz vor der Abfahrt des Dampfers aufgegeben und wenn für einen größeren Platz bestimmt, schon nach 8 oder 9 Tagen in den Händen des Adressaten sein.

Aug. B. Nicht neu, aber gut! Du willst Deinen Kameraden einen Hexameter mitteilen, der von vorn und hinten gelesen gleich lautet:

Áspice nám raró mittit timor árma nec ipsa
Sí se ménte regét nón tegerét nemesis . . .

Dem „G. K." ist eine solche griechische Wort- und Satzbildung bekannt, die er Dir bei dieser Gelegenheit mitteilen will. Ueber der Thürschwelle eines frommen Einsiedlers stand der Spruch:

Νίψον ἀναμάγματα
μὴ μόναν ὄψιν!
(Wasche auch Deine Sünden,
nicht nur das Gesicht!)

Friedrich Roth in **St.** Ja, lieber Freund, der zweite Jahrgang des „G. K." ist noch in einzelnen Exemplaren zu haben, der Preis beträgt 8 Mark.

Georg Sch. Ueber die Aufenthaltsorte der Käfer haben wir erst in einer der letzten Nummern berichtet, willst Du nicht ein wenig nachblättern? Von Vogeleiersammlungen mag der „G. K." nicht gern hören, — es gibt doch so viel andres Interessantes und Nützliches zu sammeln.

Ein Freund des hochgeöhrten*) Setzerlehrlings fragt: „Wer von euch Kameraden kann mir sagen, wie ich eine Diebsschelle anlege und eine selbstthätige Feuermeldeglocke?"

*) Anm. des Setzerlehrlings: Genieße, was Dir Gott beschieden, Entbehre gern, was Du nicht hast.

Ersuche die Kameraden um Anleitungen zur Selbstanfertigung von Nebenapparaten für eine Dampfmaschine. Im voraus herzlichen Dank. Und wer von euch möchte mit mir (15 Jahre alt) in Briefwechsel treten? R. Knispel zu Stettin, große Wollweberstr. 20| 1.

Hans Tillian. Mit etwas Phantasie, allerdings, stimmt!

Der **„Schneidige Obertertianer in spe"** und **„Leo H. in F."**, die im Heft 22 ihre Annoncen haben, werden um ihre Briefadresse gebeten. Ersterer hat seine gemütvollen Gedichte in unser Blatt gegeben und dadurch mein volles Interesse in Anspruch genommen. Letzterer macht kriegerische Gedichte; da ich ein junger Krieger bin und selbst auch dichte, so wäre es mir sehr willkommen, mit ihm verkehren zu können. Doch bitte ich beide nicht etwa durch die Zeitung, sondern direkt an Johann Müller, K. K. Militärunterrealschule in Eisenstadt (Ungarn) zu schreiben.

Ferdinand, der Dicke. Es sei Dir und allen Liebhabern eines praktischen Kalenders der im Verlag der Dyckschen Buchhandlung zu Leipzig erschienene Janus von Dr. phil. J. E. Doliarius (Preis 1 Mark) warm empfohlen. Dieser ewige Kalender ist von allen bisher erschienenen Wandkalendern insofern der vollendetste, als alljährlich nur eine einzige Schiebereinstellung nötig ist, um sofort die Kalenderübersicht über das ganze Jahr darzubieten. Du wirst erfahren, daß der „Janus" an Einfachheit und Uebersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Profit!

Kamerad im Erzgebirge. Vielleicht erlauben Deine Verhältnisse eine Handelsschule zu besuchen. Wenn nicht, so kannst Du die Buchführung bei Fleiß auch während der üblichen Lehrzeit durch praktische Ausübung erlernen, nur mußt Du bei der Wahl des Geschäftes etwas sorglich sein, daß Du die Zusicherung erhältst, früher oder später an die Führung der Bücher herangelassen zu werden. Je nachdem dies mit Deinen sonstigen Absichten im Einklang steht, wäre solche Schulung in einem Bankgeschäft wohl am besten zu erreichen. Uebrigens gibt es fast in jeder Stadt tüchtige Privatlehrer, die sich mit dem Unterricht in Buchführung befassen.

Ein Experiment mit dem Serviettenring.

Das Experiment besteht darin, ein leichtes etwa aus Papiermasse bestehendes Serviettenband durch rasche Rotation vom Tisch in die Höhe zu heben und es über dem Hals einer Flasche niederfallen zu lassen. Es veranschaulicht die Wirkung der Centrifugalkraft in Verbindung mit der Reibung. Zur Ausführung gehört freilich eine geübte Hand. Leichter läßt sich das Experiment mittels eines Stockes zuwege bringen.

Ein Experiment mit dem Serviettenring.

Tauschmarkt.

Ich habe eine größere Anzahl alte römische und griechische Münzen und einen Induktionsapparat gegen eine größere Dampfmaschine zu vertauschen. Karl Heß in Fluntern-Zürich, Freie Straße Nr. 3.

Ich habe eine laterna magica, die ich um einen Singvogel, am liebsten Kanarienvogel (Männchen), umtauschen möchte. Gebe auch Bücher. Adolf Ludin in Karlsruhe, Sofienstraße Nr. 19.

Ich gebe für eine Sachsen 3 Pfennig rot viele alte und neue österreichische und ungarische Ganzsachen, jede verschieden. Möchte ferner mit einem Markensammler, welcher zugleich Liebhaber von Mineralien ist, in Verbindung treten. Rudolf Schwarz in Wien II., Zerningasse 7, 2. Stiege, 2. Stock, Thüre 19.

Ich wünsche einen photographischen Apparat zu besitzen, und gebe dafür einen gut funktionierenden Induktionsapparat. Der photographische Apparat kann von euch selbst verfertigt sein. Fritz Hecht in Dresden, Großer Garten 17.

Ich suche eine Druckerpresse mit großen Lettern. Kann dafür einige 50 alte, seltene Siegel und eine Sammelmappe des guten Kameraden in Buchform bieten. Bitte auch um Zusendung von Briefmarken, gebe für das Hundert eine Indianergeschichte. Fr. Schröder in Quedlinburg, Hohestraße Nr. 27.

Wir geben für eine Stirnsche Geheimcamera (gut erhalten) eine Anzahl Bücher. Mit kameradschaftlichem Gruße Hans und Wolfgang Lehmus, Potsdam, Schulstraße 3.

Habe zu vertauschen: einen gut funktionierenden Induktionsapparat, eine große elektrische Schelle, eine camera obscura, eine laterna magica mit 12 Durchzieh-, 12 komischen, 9 beweglichen Bildern und 4 Chromatropen, eine Spieldose (64 Stücke spielend), ein Flaschenelement (27 cm hoch), ein Bunsenelement (12 cm hoch), einen Elektrophor (20 cm Durchmesser), eine Leydener Flasche mit Auslader und Bücher gegen ein gutes Sicherheitszweirad. Albert Kaltenthaler, pr. Adr.: F. K. Kaltenthaler, Uhrmacher in Worms a. Rhein.

Willi Martens in **Köln, Hohestr. 58,** sucht für sein Terrarium 1 oder 2 Paar Feuersalamander, gibt dagegen seltene Freimarken.

Louis Sanne in **Hamburg, Hansastraße 7 III,** hat viele Bleisoldaten zu vertauschen. Sucht dafür gute Salmiakelemente (Zink und Kohle in Salmiaklösung, sowie ein Salmiakelement mit Thoncylinder).

Liebe Kameraden! Seid so gut und schickt mir jeder 3 selbst illustrierte Witze, entweder selbstgemachte oder gelesene. Die nettesten 3 erhalten je ein Andenken. Der Einsendungstermin ist: 31. Mai. Zu adr. an: A. K. in Stuttgart, Kreuserstr. 12, 2 Tr.

W. Schömburg in **Leipzig, Nordstr. 53,** sucht Feuersalamander, Teich- und Kammmolche, Laubfrösche, kleine Schildkröten, gibt Briefmarken und Siegel dafür, sowie andre Sachen. Er bittet den Kameraden A. F. M. in Nr. 25 um Uebersendung zweier junger Feuersalamander, revanchiert sich.

Habe einen Turnapparat, bestehend aus Trapez, Schaukelbrett und Ringen mit Seilen und Zubehör, abzugeben (Neuwert 12 bis 16 Mark). Suche dagegen eine ziemlich starke Dampfmaschine von gleichem Neuwert. Näheres schriftlich. Fritz Brüggemann in Aachen, Schützenstraße 16.

Er. Sengenwald zu **Straßburg i. E., Münstergasse 1,** sucht einen Igel; gibt dafür ein ganz neues Mikroskop und eine Anzahl Bücher.

Alfred Lipowsky in **Bielbrich a. Rh.,** hat eine Lokomotive und seltene Briefmarken gegen einen guten Elektromotor zu vertauschen.

Visarion Roman in **Hermannstadt, Bruckenthalgasse 17,** erbittet Angebote von Meerschweinchen (aber echter Rasse); kann Zauberkasten, Bücher u. a. dafür geben.

Witzraketen.

Uebersetzung aus Cäsar lib. 5, cap. I: Eo die parvulis equestribus proeliis ad aquam factis. Nachdem an diesem Tage in kleinen Reitertreffen zu Wasser gekämpft war. —

Du Edu, übersetze mal: Unser Hermann fiel ins Meer. Edu übersetzt:
Noster dominus vir multum in plus.

Max. Hast Du schon gehört, am 1. Mai ist die große Elbbrücke in Dresden gesprengt worden?
Moritz. Nee — warum denn?
Max. Nu, weil sie staubig war.

Lehrer: „Alfred Maier, nenne mir mal die Nebenflüsse der Donau in Bayern!"
Alfred Maier: „Lech, Isar, Ammer, Regen."
Lehrer: „Richtig; aber ein paar hast Du doch vergessen. Fahre Du mal weiter, Rudolf Lehmann! Auf Regen folgt —
Rudolf Lehmann: „Sonnenschein!"

Vater zu seinem emsig über das Heft gebeugten Sohne: „Was machst Du denn da?"
Antwort: „Ich cujoniere Zeitwörter."

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 34.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

> Thu Dir genug; auf Dank zähl' nicht;
> Wohlthun ist schlechthin Menschenpflicht.
>
> Robert Byr.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

„Sei still!" gebot Schwarz dem Neger-häuptling. „Ich thue dir nichts."

„Ja schetan, ja schetan, ja schetan el mlih, amahn, amahn, rahmi — o Teufel, o Teufel, o guter Teufel, Gnade, Gnade, Erbarmen!" zeterte er, indem er weder von der Stelle zu gehen noch sich zu rühren wagte.

„So schweige doch, Bursche! Ich bin nicht der Schetan, sondern ein Mensch wie du. Es soll dir nichts geschehen. Du sollst mir nur einige Fragen beantworten, und dann gehe ich wieder."

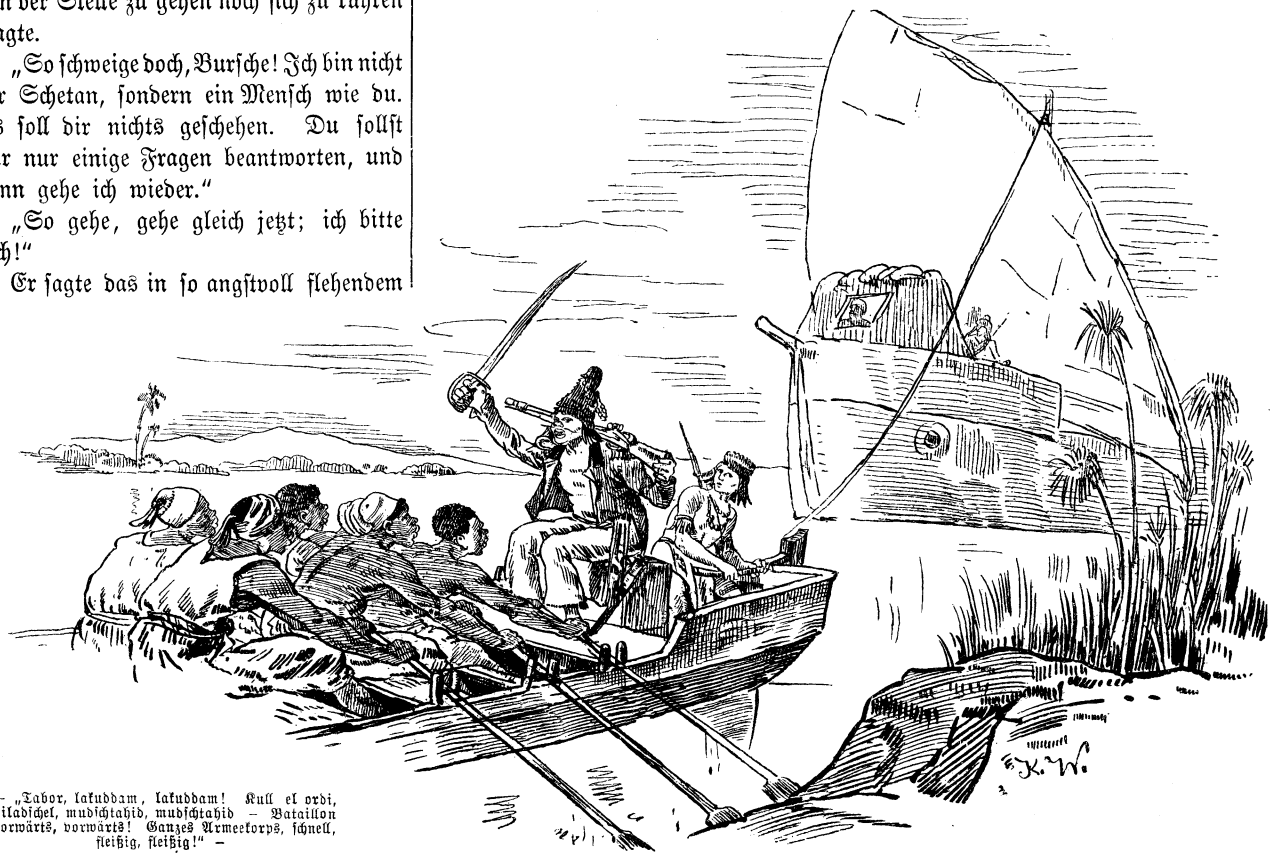
„So gehe, gehe gleich jetzt; ich bitte dich!"

Er sagte das in so angstvoll flehendem Tone, daß Schwarz lachen mußte. Doch hielt der letztere ihn noch immer fest, um ihn an der Flucht zu verhindern, indem er antwortete:

„Ich gehe, doch erst dann, wenn du mir Bescheid gegeben hast. Je schneller du mir Auskunft gibst, desto eher wirst du frei von mir sein."

„So frage, frage rasch!"

„Gut! Aber ich erwarte, daß du mir die Wahrheit sagst. Belügst du mich, so binde ich dir Hände und Füße zusammen und werfe dich als Speise für die Krokodile in das Wasser!"



– „Tabor, lakuddam, lakuddam! Kull el ordi, biladschel, mudschtahid, mudschtahid – Bataillon vorwärts, vorwärts! Ganzes Armeekorps, schnell, fleißig, fleißig!" –

„Ich schwöre dir zu, daß ich dich nicht belügen werde!“ versprach der Dicke, welcher zitternd zu Boden blickte und noch immer nicht wagte, dem Deutschen in das Gesicht zu sehen.

„Wo ist Abu el Mot?“

„Fort.“

„Wann?“

„Eine Stunde vor Sonnenuntergang.“

„Wer ist mit ihm?“

„Fünf Araber und die Nuehr, welche sich auf den Schiffen befunden hatten.“

„Wen hat er hier zurückgelassen?“

„Niemand.“

„Verschweige mir nichts, sonst bist du verloren! Blieb wirklich keiner von seinen Leuten hier?“

„Kein einziger.“

„Wo will er hin?“

„Dem Feldwebel nach, um ihn zu bestrafen.“

„Und was beabsichtigt er dann?“

„Dann will er wiederkommen, und wir sollen ihm helfen, die Seribah neu aufzubauen.“

„Wo lagert der Feldwebel?“

„Zwei und einen halben Tagemarsch von hier, am Nile, wo sich der große Maijeh befindet, welcher Maijeh Husan el bahr*) genannt wird.“

„Wann wird Abu el Mot dort ankommen?“

„Er gedachte, übermorgen dort zu sein, da er auch des Nachts segeln will; aber ich glaube, daß er längere Zeit braucht.“

„Warum?“

„Weil er schon gegen Morgen, vor Anbruch des Tages, an eine Stelle kommen wird, wo man mit großen Schiffen am Tage nur sehr schwer und langsam, des Nachts aber gar nicht durch die Omn Sufah kommen kann. Er muß dort warten, bis es hell wird, und es dauert ganz gewiß eine lange Zeit, bis er wieder in freies Fahrwasser kommt.“

„Hast du vielleicht gehört, ob er bald wieder einen Sklavenzug, eine Ghasuah unternehmen will?“

„Ja.“

„Wohin?“

„Er wollte zu den Niam-niam. Aber er wird diese Ghasuah nun aufschieben müssen, bis die Seribah wiederhergestellt ist. Er braucht überhaupt jetzt keine Sklaven zu fangen, denn Abd el Mot wird aus Ombula viele mitbringen.“

„Wie viele Jäger hat dieser mitgenommen?“

„Fünfhundert.“

„Kennst du den Sejad ijjal?“

„Den Elefantenjäger? Ja; er war bei uns, gerade als die Seribah brannte.“

„Weißt du, wo dieser Mann her ist?“

„Nein. Niemand weiß es.“

„Wie ist sein eigentlicher Name?“

„Den sagt er nicht. Er wird nicht anders als Sejad ijjal genannt.“

„Hat er dir gesagt, wohin er gehen will?“

„Nein. Er tauschte bei mir zwei Kamele ein. Als wir früh erwachten, war er fort.“

„Allein?“

„Ja, denn es war niemand bei ihm.“

„Und hat sich sonst jemand nach Abd el Mot und Ombula erkundigt?“

„Ja. Ein Fremder war hier, ein Weißer, welcher nach diesem Dorfe wollte.“

„Weshalb?“

„Das weiß ich nicht. Er verlangte einen Führer von mir; aber ich sagte ihm, daß die Belanda unsre Todfeinde seien, und daß man das Leben wage, wenn man sie von hier aus aufsuche. Da ging er fort.“

„Wohin?“

„Er hat es mir nicht gesagt; jedenfalls dahin, woher er gekommen ist.“

„Hast du heute mit Abu el Mot gesprochen?“

„Ja. Er kam zu uns, und ich mußte ihm alles, was während seiner Abwesenheit geschehen war, erzählen.“

„Hast du auch den Elefantenjäger erwähnt?“

„Nein.“

„Aber doch vielleicht den fremden Weißen, der einen Führer nach Ombula haben wollte?“

„Auch diesen nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil es keine Zeit dazu gab, denn Abu el Mot hatte es sehr eilig, weil er fort wollte.“

„Wie waren die Nuehr bewaffnet?“

„Einige von ihnen hatten Gewehre, die andern aber nicht.“

„Hast du sie alle gesehen?“

„Ja, denn ich war mit hier, als sie am Land waren und dann wieder einstiegen.“

„Wie viele Flinten waren ungefähr vorhanden?“

„Nicht über zwanzig. Die übrigen hatten Pfeile, Spieße, Messer und Schilde von Dschild husan el bahr*).“

„Aber Abu el Mot selbst und die fünf Araber waren gut bewaffnet?“

„Sie hatten Gewehre, Pistolen und Messer.“

„Wie stand es mit dem Pulver?“

„Es war nur so viel davon vorhanden, wie sie in den Kuruha el barud*) bei sich hatten. Darüber war Abu el Mot sehr zornig, denn der Feldwebel hat den ganzen Vorrat mitgenommen. Auch Blei zu den Kugeln fehlte.“

„So! Ich danke dir! Das ist es, was ich wissen wollte.“

„Kann ich nun gehen?“

„Du brauchst nicht zu fliehen, sondern du kannst unbesorgt bleiben, es wird dir nichts geschehen. Damit du erkennst, daß ich es nicht bös mit dir meine, will ich dir einen Abu Noktah schenken. Hier hast du ihn!“

Erst jetzt ließ er die Hand von dem Schopfe des Dicken, zog den Beutel aus der Tasche und gab ihm einen Mariatheresienthaler. Das war das richtige Mittel, dem Neger Vertrauen einzuflößen. Er wagte es, an der hohen Gestalt des Deutschen bis zum Gesicht desselben emporzublicken und fragte:

„Herr, soll dieser Abu Noktah wirklich mein sein?“

„Ja.“

„Dann bist du wirklich kein Schetan, sondern ein sehr wohlthätiger Mensch. Du bist gütiger und verständiger als der fremde Weiße, welcher mir Geld versprach und doch nur armselige Perlen gab. Ich sehe ein, daß ich mich vor dir nicht zu fürchten brauche.“

„Ja, rufe oder hole deine Leute wieder her und fische ruhig fort. Ich gehe jetzt. In kurzer Zeit wirst du drei Schiffe hier vorüberfahren sehen; aber auch vor diesen brauchst du dich nicht zu ängstigen. Sie werden nicht anhalten.“

„Schiffe? Wem gehören sie? Wo kommen sie her, und wo wollen sie hin? Vielleicht zu einer Sklavenjagd?“

„Nein. Es befinden sich keine Sklavenjäger sondern nur gute Menschen auf denselben!“

„Und werden sie wirlich nicht hier halten?“

„Nein. Verlasse dich auf mein Wort. Gute Nacht!“

Er ließ ihn stehen und trat in das Dunkel des Waldes zurück. Seine beiden Begleiter hatten von dem nahen Baume aus, unter welchem sie verborgen gewesen, die Unterredung angehört. Als er nun

*) Maijeh des Nilpferdes.

*) Flußpferdhaut.

*) Pulverhörner.

mit ihnen nach dem Boote ging, bemerkte der „Sohn der Treue“:

„Effendi, jetzt erkenne ich, daß ich nicht klug gewesen bin, als ich vorhin mit dem Dschur sprach.“

„Inwiefern?“

„Ich habe nur nach Abu el Mot gefragt, nicht aber nach den andern nötigen Dingen, die du jetzt erfahren hast. Nun wissen wir alles.“

„Ja, ich weiß nun freilich viel, viel mehr, als ich erfahren zu können glaubte. Es war ein Glück, daß diese Leute sich hier befanden.“

Sie hatten das Boot erreicht, stiegen ein und ruderten zurück. Aber die Strecke, welche sie zu fahren hatten, war nicht groß, denn schon nach kurzer Zeit sahen sie das Licht der Dahabieh und dann auch diejenigen der beiden Noger erscheinen. Um Hasab Murat zu unterrichten, ließ sich Schwarz zunächst an das Schiff desselben und dann erst nach der Dahabieh rudern. An Bord gestiegen, gab er dem Reïs die nötigen Befehle.

Am Bug der drei Schiffe brannten große Feuer, um das Fahrwasser zu erleuchten. In dem Scheine, welchen sie auf den Strom warfen, sah man häufig Fische emporschnellen. Der Wind war von Anfang an stets günstig gewesen und war es noch jetzt. Er spielte mit der Flamme drüben am Ufer, an welchem man die Dschur stehen sah, welche mit ihren Blicken die vorüberpassierenden Schiffe verfolgten.

Oft, wenn man eine Krümmung des Flusses erreichte, wurde der Wind von der vorspringenden Uferspitze aufgefangen, und die Segel fielen schlaff zusammen. Später, gegen Mitternacht, schlief der Luftstrom plötzlich ein, ohne wieder zu erwachen. Das war fatal, und es gab dabei nur den Trost, daß Abu el Mot unter derselben Flaue zu leiden hatte und also auch nicht vorwärts kommen konnte.

„Jetzt fehlt nix als a Remorqueur, der uns von dannen schleppt,“ sagte der Graue zu Schwarz. „Wann's nur wenigstens Tag wär', daß wir uns am Zugseil schleppen lassen könnten, wo das Ufer dazu paßt. Wie weit ist denn eigentlich Abu el Mot vor uns?“

Er ist eine Stunde vor Sonnenuntergang von der Seribah abgesegelt. Zwei Stunden später kamen wir dort vorüber; also beträgt sein Vorsprung nur drei Stunden.“

„So holen wir ihn morgen ein.“

„Ganz gewiß.“

„Und was gedenken's da zu thun? Ihn anzugreifen?“

„Ja.“

„Mein Plan wär' ganz anders.“

„Wie denn?“

„Ich ließ ihn ruhig voraus bis zum Lager des Feldwebels. Dort würden sich die beiden einander umbringen, denn ohne Gegenwehr wird sich der Abtrünnige wohl nit ergeben, und wann's sich dann halb derwürgt haben, fallen wir über sie her.“

„Diesen Gedanken habe auch ich gehabt, aber er taugt nichts.“

„Was? Er taugt nix? Das ist kein großes Lob und Kompliment für mich!“

„Ueberlegen Sie sich die Sache; dann werden Sie finden, daß ich recht habe.“

„Das seh' ich nit so schnell ein. Wann's vorher Abu el Mot angreifen, so müssen's nachher extra noch den Feldwebel überfallen. Das kann doch lieber gleich mit einemmal abg'macht werden.“

„Daß ich ein Thor wäre! Mit unsern drei Schiffen und vierhundertfünfzig Mann sind wir Abu el Mot überlegen. Er hat wenig Gewehre und fast kein Pulver, während wir mit beidem wohl versehen sind. Wir können also, wenn wir ihn auf dem Flusse fassen, kurzen Prozeß mit ihm machen, ohne befürchten zu müssen, große Verluste zu haben. Lassen wir ihn aber bis zum Maijeh kommen, so gelangt er zu Blei und Pulver, und wenn er in allem auch kaum dreißig Gewehre zusammenbringt, so ist das ganz hinreichend, ein halbes Hundert von uns oder gar noch mehr zu töten. Das will ich vermeiden.“

„Hm! Daran habe ich freilich noch nit g'dacht.“

„Und noch eins. Auf dem Flusse haben wir ihn so, daß er uns nicht entkommen kann. Lassen wir ihn aber landen, so herrscht bei mir zwar gar kein Zweifel darüber, daß wir ihn besiegen, aber es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er flieht, sobald er seine Sache verloren sieht. Was nun dann? Ich will ihn fangen; ich muß ihn persönlich haben, um ihn dem Mudir von Faschodah zu schicken.“

„Sehr richtig! Hören's mal, Sie sind doch aan andrer Kerl als ich! Auf meine Fachwissenschaft versteh' ich mich schon gut, aber mit dera Strategie, da thät' es wohl g'waltig hapern. Sie hätten Off'zier werden sollen. Vielleicht wären's jetzt schon Oberst oder gar noch mehr!“

„Danke! Ich habe meine Pflicht als Soldat gethan; im übrigen bin ich mit meinem Civilberufe ganz zufrieden.“

„So! Also Soldat sind's g'wesen? Ich nit.“

„Doch nicht als untermäßig oder zu schwach? Sie haben über die erforderliche Länge und sind wohl auch gesund gewesen.“

„Gesund wie der Fisch im Wasser, und auch lang g'nug. Ich hab' ganz g'wiß glaubt, daß man mich nehmen wird, und doch bin ich loskommen.“

„Aus welchem Grunde denn?“

„Das fragen's mich? Sehen's das denn nit?“

„Nein,“ antwortete Schwarz ganz aufrichtig, indem er die Gestalt Pfotenhauers mit einem prüfenden Blick überflog.

„So haben halt keine Augen! Freilich, der Grund, um den sich's g'handelt hat, ist auch mir sehr sonderbar vorkommen, aber meine Verwunderung hat nix dran ändern können. Nämlich als ich bei dera Militärkommission erschienen bin, so haben die Herren erst mich ang'schaut, dann sich ang'schaut, nachher wiederum mich und wiederum sich, und endlich sind's in a Gelächter ausg'brochen, welches gar nicht hat enden wollen. Ich hab' dag'standen wie der Milchbub', der den Topf zerbrochen hat, und mein G'sicht wird wohl nit allzu klug dreing'schaut haben, denn sie haben immer wieder von Neuem g'lacht, bis endlich der Vorsitzende, welcher Major g'wesen ist, aufstand, zu mir herankam, mich im G'sicht gestreichelt und freundlich zu mir g'sagt hat, daß ich gehen kann und für immer frei bin.“

„Aber den Grund, den Grund! Hat er Ihnen den nicht genannt?“

„Freilich hat er ihn mir g'nannt. Er hat den Zollstab vom Tisch genommen und drei Viertelstunden lang mit demselbigen an meiner Nas' herumg'arbeitet. Dann hat er g'sagt: ‚Es geht nit; es geht wirklich nit; es geht beim besten Willen nit! Dieser Rekrut thät' seinem Vordermann mit dera Nas' das G'nick einstoßen! Und doppelten Abstand nehmen wegen ihm, das kann man auch nicht thun; er brächt' das ganze Regiment aus dem ‚Augen rechts, richt't Euch!‘ heraus. Und wann er rechtsumkehrt machen muß, so dauert es drei volle Stunden, eh' er die Nas' herumbringt. Wir müssen ihn laufen lassen.‘ So hat der Major g'sagt, und folglich hab ich's nur meiner Nas' zu verdanken, daß ich Anno sechsundsechzig oder siebzig nit mit derschossen worden bin.“

Er erzählte das mit einem so ver-

gnügten Lachen, daß Schwarz in dasselbe einstimmte.

„Da lachen's auch?“ fuhr er fort. „Damals ist mir's freilich nit wie lachen g'wesen, denn ich hab' mich für einen Mordskerl und Adonis g'halten. Heute aber laß ich's gelten. Ich hab' meine Nas' und bin mit ihr zufrieden, zumal ich überzeugt bin, daß aus mir kein großer Kriegsheld g'worden wär'. Das seh' ich eben jetzt grad ein, wo Ihr Plan zehnmal klüger ist, als der meinige war. Ja, wir müssen Abu el Mot zu Schiff' angreifen. Er wird sich wundern, wann er die Kanone donnern hört. Aber haben's denn jemand, der sie zu behandeln versteht?“

„Ja. Es ist ein Mann, auf den ich mich in dieser Beziehung verlassen kann.“

„Wer?“

„Ich selbst.“

„Sie? Auch mit Kanonen können's schießen? Sie scheinen gradezu alles g'lernt zu haben!“

„Wenn auch das nicht, aber ein Geschütz weiß ich zu laden, zu richten und auch abzufeuern. Ich war Einjähriger bei der Artillerie.“

„So! Dann will ich's glauben. Ich aber versteh' von dera Artillerie soviel wie nix. Ich glaub', ich stellt' mich vor den Lauf, wenn ich abdrücken sollt'. Doch weiter jetzt mit unserm Plan! Was werden's denn thun, wann wir Abu el Mot und auch den Feldwebel haben?“

„Die Antwort ist sehr leicht zu geben. Wir bleiben am Maije, wo jetzt der Feldwebel lagert, und warten, welchen Ausgang die Ghasuah nach Ombula nimmt. Mag dieser Zug gelingen oder nicht, so muß Abd el Mot zurück und also in unsre Hände fallen.“

„Und Ihr Bruder?“

„Den muß ich freilich einstweilen seinem Glück und Geschick überlassen. Was könnte ich sonst thun? Ihm etwa nacheilen?“

„Nein, denn wir wissen ja gar nit, wo er zu finden ist.“

„Er ist der Spur Abd el Mots gefolgt und wird gewiß auf derselben zurückkehren. Treffen müssen wir ihn also auf jeden Fall, wenn ihm nicht unterwegs ein Unglück zugestoßen ist, was leider auch im Bereiche der Möglichkeit liegt.“

Die Brücke über den East River in New York.

„Ich hoff' auf gutes Gelingen, denn er befindet sich in guter G'sellschaft.“

„So hat der Elefantenjäger Ihnen gefallen?“

„Ja. Er ist g'wiß kein gewöhnlicher Mann und muß viel erfahren und erlebt haben. Auch hat er klug und überlegen g'nug ausg'schaut, so daß ich ihm gern zutrau', daß er sich nit übereifrig in Gefahr begibt.“

„Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß er zu dem ‚Sohne des Geheimnisses‘ in Beziehung steht. Wenn unser Vorhaben in allen Stücken gelingt, werden diese beiden einander sehr bald wiedersehen, und dann muß es sich finden, ob meine Ahnung die richtige ist. Doch, sehen Sie dort den ‚Vater der elf Haare‘! Er blickt beständig her, als ob er mir etwas sagen wolle. Ich werde ihn einmal fragen. Ich weiß, daß er nur Ihretwegen nicht herkommt.“

„Gehen's nit hin, sondern bleiben's da, und rufen's ihn her! Wann ich nit mit ihm zusammentreff', kann ich den Fehler, den ich begangen hab', nit gutmachen.“

Schwarz winkte dem Slowaken, und so sah dieser sich gezwungen, zu ihm zu kommen. Auf die Frage, ob er vielleicht ein Anliegen habe, antwortete er:

„Ich hatt wirklich eine Bitte, ergebenste. Wir hatt gesprochte von Wind, entschlummertem, und von Fahrt, langsamiger. Wenn wir gewollte kommen an Abu el Mot, vorausigem, so muß fahrte Schiff mit Schnelligkeit, größerer. Darum wir hatt beschließte, daß wir ausgesetzte Boote, alle vorhandene, sie spannte vor Schiff, müßiggängerisches, und ruderte es vorwärts mit Eile, zufriedenstellender.“

„Ach so! Du machst den Vorschlag, die Boote vorzuspannen?“

„Ja, alle!“

„Ich habe schon daran gedacht. Boote wären ja da. Die Dahabieh hat außer der Feluka noch ein kleineres Boot; jeder Noqer hat zwei Kähne und außerdem ist das große Boot der Niam-niam vorhanden. Aber ich habe den Befehl nicht geben wollen, weil ich nicht glaube, die Leute so anstrengen zu dürfen.“

„Leute haben gesprochte davon. Sie wollte stellen Freiwillige, hinreichende. Hatt mich gebeten, zu meldente es Effendi, kommandierendem.“

„Also hat man sich freiwillig zum Rudern erboten? Das ist mir sehr lieb. Zwingen wollte ich niemand. Da du der Beauftragte dieser Freiwilligen bist, so sage ihnen, daß ich ihren Wunsch erfüllen werde. Ich ernenne dich zu ihrem Chef. Rufe sie zusammen!“

Ueber das pockennarbige Gesicht des Kleinen glitt der Ausdruck freudiger Genugthuung. Er warf einen stolzen Seitenblick auf den Grauen und sagte:

„Wenn ich seinte Chef, installierter, so hatt ich zu kommandierte Compagnie, freiwillige?“

„Ja,“ nickte Schwarz. „Du bist ihr Oberst, doch unter meinem Befehle.“

„Ich wernte machte ein Oberst, tüchtiger. Ich hatt schon stets besitzte Eigenschaft, geeignete, zu kommandierte Compagnie und Bataillon mit Leichtigkeit, militärischer. Und da ich hatt Frack, schönen und roten, so werd' ich erfüllte Pflicht, meinige, mit Aplomp, ausgezeichnetem. Zu Befehl, Effendi!“

Er legte die zwei Finger salutierend an seinen Federturban und stolzierte steif wie ein Storch und erhobenen Hauptes von dannen.

„Nun ist er zufriedeng'stellt," lachte Pfotenhauer. „Auch eine Ansicht! Weil er einen roten, schönen Frack hat, hält er sich für geeignet, ein Bataillon zu kommandieren!"

„O, tragen Sie keine Sorge um ihn! Ich bin überzeugt, daß er die Ruderer zusammennehmen und anfeuern wird, daß es eine Lust ist. Passen Sie auf!"

Der Kleine brachte nach wenigen Minuten gegen dreißig Soldaten herbei, welche gelernt hatten, ein Ruder zu führen; diesen schlossen sich die Niam-niam an, und der „Sohn des Geheimnisses" und der „Sohn der Treue" meldeten sich zum Steuern. Die Feluka und das zweite Boot wurden hinabgelassen und bemannt; man hing sie ebenso wie das Boot der Niam-niam an ein Tau, welches an das Vorderteil der Dahabiëh befestigt wurde, und dann setzten sich fünfzig Arme in Bewegung, das Schiff, welches nun nur noch mit Hilfe der Stoßstangen bewegt worden war, in schnellern Lauf zu bringen.

Kaum wurde das von den Nogers bemerkt, so ertönte die Stimme des Schnarchers durch die Nacht:

„Ja radschal, flajik linahr — auf, Ihr Männer, die Boote ins Wasser! Arbeitet, macht, macht! Soll die Dahabiëh uns zum Gelächter machen? Schnell eilt, ihr Söhne, ihr Gelobten, Ihr Fleißigen! Oder wollt ihr schlafen, ihr Söhne von Hunden, ihr Taugenichtse!"

Bald hatten sich die Boote auch vor die beiden Noger gespannt, und nun gingen die Schiffe schneller vorwärts, wenn auch nicht so, als wenn sie von einem guten und günstigen Wind getrieben worden wären. Die Ruderer, deren Arbeit eine sehr anstrengende war, wurden in zwei Wachen geteilt, welche einander stündlich ablösten.

Im vordern Boote saß der Ungar, dessen hochroter Frack im Scheine des Bugfeiers leuchtete. Seine Stimme war stets zu hören; seine bewegliche Zunge ruhte keinen Augenblick, und es klang gar sonderbar, wenn er wieder und immer wieder kommandierte:

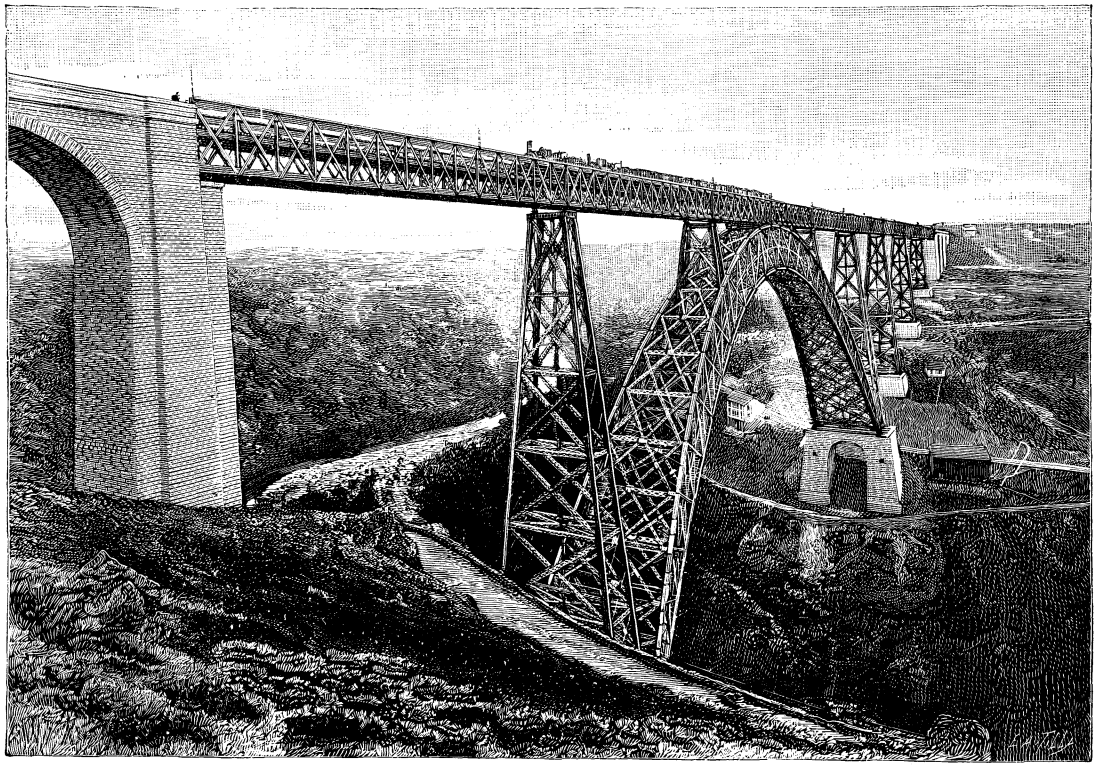
„Tabor, lakuddam, lakuddam! Kull el ordi, biladschel, mudschtahid, mudschtahid — Bataillon vorwärts, vorwärts! Ganzes Armeekorps, schnell, fleißig, fleißig!"

So ging es durch die ganze Nacht. Als Schwarz nach kurzem Schlafe früh aufstand, meldete ihm der Reïs, daß man mit den Ruderern zufrieden sein könne. Sie befanden sich jetzt wieder an Bord, denn mit der Sonne hatte sich ein neuer Wind erhoben, welcher die Segel prächtig schwellte und die bisherige Nachhilfe unnötig machte. Die Leute, welche sich während der Nacht so sehr angestrengt hatten, lagen jetzt unter ihren Decken, um die versäumte Ruhe nachzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Die größten Brücken und Viadukte.

Die längste Brücke der Welt ist die Venedig mit dem Festland verbindende Eisenbahnbrücke. Sie hat eine Länge von nicht weniger als 3600 m und ruht auf 222 Bogen. Es folgt die 2800 m lange Röhrenbrücke über den St. Lorenzstrom bei Montreal in Kanada; dann die Brücke bei Parkersburg über den Ohio, 2147 m lang; die St. Charlesbrücke über den Missouri mit 1993; über den East River zwischen New-York und Brooklyn, einschließlich der Auffahrtsrampen mit 1826 m; über die Forthmündung in Schottland mit 1547, über den Delaware bei Philadelphia mit 1500; über die Wolga bei Sysran mit 1485 m (die längste Brücke in Europa); über das Hollandsdiep mit 1479; über die Weichsel bei Thorn mit 1272; über den Dniester bei Kiew mit 1081; über den Rhein bei Mainz mit 1028; über den Missouri bei Omaha mit 850; über die Weichsel bei Dirschau mit 837; über den Mississippi bei Saint Louis mit 680; über den Leck bei Kuilenborg mit 665; über den Rhein bei Duisburg mit 400; über den Rhein bei Köln mit annähernd 400 m u. s. w. Hieran schließen wir eine Notiz über diejenigen Viadukte oder Thalüberbrückungen, deren Höhe 30 m übersteigt. Obenan steht der Garabitviadukt im französischen Departement Cantal mit 565 m Länge und 122 m Höhe; es folgt der Göltsch-



Viadukt von Garabit.

thalviadukt mit 579 m Länge und 80 m Höhe; dann der 472 m lange, aber nur 38 m hohe Neißeviadukt bei Görlitz; dann der Viadukt über die Saane bei Freiburg in der Schweiz, 396 m lang, 76 m hoch; der 373,5 m lange, 45 m hohe Iglawa-Viadukt bei Eibenschütz; der 357 m lange, 57,7 m hohe Aulneviadukt in Frankreich; der 349 m lange, 39 m hohe Strigisthal-Viadukt; der von Busseau d'Ahun in Frankreich, 338,7 m lang, 56,5 m hoch. Mit Uebergehung verschiedener andrer ausländischer Viadukte folgt nun der 272 m lange und 70 m hohe Elsterthal-Viadukt; der 228 m lange und 38 m hohe Kocherviadukt bei Tullau; der 186 m lange, 39 m hohe Viadukt über das Bühler Thal bei Vellberg in Baden und endlich der 167 m lange und 36 m hohe Viadukt über die Fulda. Man sieht also, daß die Viadukte im allgemeinen den großen Brücken bezüglich der Länge bedeutend nachstehen, während sie dieselben an imposanter Höhe weithin übertreffen.

Brief- und Postkartensammlungen.

Im Jahre 1890 feiert die moderne Briefmarke in England ihr fünfzigjähriges Jubiläum, und am 15. Mai 1889 waren fünfzig Jahre seit dem Tage vergangen, als der Pennyposttarif in Großbritannien eingeführt wurde. Erst vor kurzer Zeit hat der „Gute Kamerad" über dieses geschichtliche Ereignis berichtet.

Man plant das fünfzigjährige Markenjubiläum sowohl jenseits wie diesseits des Kanals durch große Postwertzeichen-Ausstellungen zu feiern, zum Teil haben diese Jubiläumsausstellungen bereits schon stattgefunden. Die Nordamerikanischen Freistaaten folgten dem Vorgange Englands mit Einführung der Postfreimarken ein Jahr später. Im Jahre 1843 thaten die Kantone Genf und Zürich, sowie Brasilien ein Gleiches, und in Deutschland war Bayern der erste Staat, welcher die Briefmarke dem öffentlichen Verkehr übergab. Am 1. Oktober 1849 führte das genannte Königreich für den Lokalverkehr eine sehr einfach aussehende schwarze Marke zu einem Kreuzer ein. Dieselbe trug in der Mitte eine große Wertziffer, oben den Namen Bayern, unten das Wort franko und zu beiden Seiten die Wertangabe in Buchstaben. Auf Bayern folgte von den damaligen deutschen Bundesstaaten Oesterreich am 1. Juni 1850, und Preußen am 15. November desselben Jahres. Mecklenburg-Strelitz war der deutsche Staat, welcher sie zuletzt, am 1. Oktober 1864 einführte. Inzwischen waren auch in andern Kulturstaaten diese Postwertzeichen eingeführt worden.

Allmählich bildete sich auch die „Briefmarkenkunde" oder „Philatelie" aus, und heute zählt man bestimmt eine Million Sammler von Postwertzeichen, welche sich über den ganzen Erdball verbreiten.

Die deutschen Philatelisten ließen sich den 40. Jahrestag der Ausgabe der bayerischen Briefmarken am 1. Oktober 1889 nicht entgehen, ihn entsprechend zu feiern. Der bayerische Philatelistenverein veranstaltete an diesem Gedenktage eine Ausstellung von Postwertzeichen und Postkarten, an welcher sich auch die deutsche Reichspostverwaltung in Berlin beteiligte. Auf dieser Ausstellung waren Universal- wie Specialsammlungen von seltenem Werte vertreten. Die Philatelisten verstehen unter Universalsammlungen nämlich diejenigen, welche Briefmarken aller Länder umfassen, unter Spezialsammlungen dagegen diejenigen, welche nur Marken der einzelnen Erdteile, Ländergruppen oder Länder aufnehmen. Es gibt auch Spezialsammler, welche ausschließlich Marken, andre, welche nur Freicouverte und wieder andre, welche bloß Postkarten sammeln. Die bedeutendsten Privatsammlungen besitzen die Herren Tapting in London und die Herren von Ferrari und Arthur von Rothschild in Paris.

Unter den ausgestellten Sammlungen waren auf der genannten Ausstellung die beachtenswertesten: Die von der Kgl. General-Direktion der bayerischen Posten und Telegraphen ausgestellten, die in einem großen Album von jeder Sorte der bayerischen Marken 25 Stück enthielt. Ferner waren sehr beachtenswert die des Herrn C. Joris und die von den Herren Hof und Sedlmayr gemeinschaftlich zusammengestellte Sammlung. Ein Herr M. P. Castle aus Brighton hatte die der englischen Kolonie Tasmanien ausgestellt, die allein eine Tafel von 10 m Länge bedeckte. Auch von den ältesten Marken hatte dieser Herr zusammengesetzte Bogen ausgelegt. Außerdem waren noch Spezialsammlungen von Braunschweig, Spanien und seinen Kolonien, Luxemburg, Ceylon, Rumänien, Skandinavien, der nordamerikanischen Union und andern Ländern mehr vorhanden. Die amerikanische umfaßte allein 936 Stück.

Auch 32 Stück der alten sardinischen Briefumschläge aus den Jahren 1818/19 waren vorhanden. Sodann hatten die Herren A. Larisch in München und Gebrüder Senf Sammlungen von Postkarten, ersterer von 1960, letztere von 1423 Stück gesandt. Eine dem Herrn O. Friese in Magdeburg gehörige Sammlung enthielt sämtliche Postwertzeichen Europas, eine andre die des Herrn E. Winzer in Dresden nur europäische Marken. Letztere erhielt die goldene Medaille verliehen. Auch die Sammlungen eines Herrn L. Berger in Braunschweig und eines Herrn v. M. mit den größten Seltenheiten waren vorhanden. Nicht mehr als über 500 Bände philatelistischen Inhalts waren außerdem ausgestellt, wobei zehn Sprachen vertreten waren, ebenso Postmarkenalbums.

Die große Briefmarkensammlung des Reichs-Postmuseums, die eine besondere Abteilung des Museums bildet, reicht in ihren Anfängen bis in die sechziger Jahre zurück. Ihr neuester Katalog umfaßt 344 Seiten großen Oktavformats. Sie wurde auf der Wiener Weltausstellung zum erstenmal öffentlich gezeigt und fand dann Aufnahme in dem im darauffolgenden Jahre gegründeten Postmuseum. Da in Liebhaberkreisen für einzelne Marken oft über 300 Mark, ja für besonders seltene Stücke 1000 bis 2000 Mark gezahlt werden, so kann man ermessen, welchen hohen Wert die vollzählige Sammlung des Reichs-Postamtes darstellt. Im Postmuseum sind die Marken bekanntlich auf Kartontafeln befestigt und diese Tafeln in Rahmen gespannt, welche durch Glas geschützt sind. Die Rahmen sind der Reihe nach in eine Säule eingesetzt, welche sich um ihre Achse dreht. Die Sammlung zählt zur Zeit vier solcher Säulen, deren jede 25 auf beiden Seiten mit Postwertzeichen besetzte Glastafeln faßt. Damit die Farbe der Marken nicht leidet, wird der Saal nur durch künstliches Licht (Wenham-Lampe) erhellt. Die ganze Sammlung ist ferner nach einem bestimmten geographi-

schen System geordnet. Die erste Abteilung wird aus den Postfreimarken gebildet, welche die ganze Säule I einnehmen. Es sind hier 6561 verschiedene Marken, die Nuancen ungezählt, vorhanden, die sich auf 216 Länder verteilen. Die meisten (261) sind von Spanien, dann kommen die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 184, die Türkei mit 176, Mexiko mit 164, Frankreich mit 121 ꝛc. die Deutsche Reichspost dagegen hat die bescheidene Zahl von 52 Marken aufzuweisen. Von den indischen Staaten Holkar und Jhodawer ist je 1 Marke vorhanden. Die zweite Abteilung, an Säule II geordnet, enthält die Briefumschläge und Streifbänder. Sie zählt im ganzen von 89 Staaten 1446 Stück, ist aber in starkem Wachstum begriffen. Die dritte Abteilung, räumlich am umfangreichsten, enthält die Postkarten und nimmt Säule III und einen Teil von Säule IV ein. Die 1116 vorhandenen Karten verteilen sich auf 130 Staaten. Der vierte Teil der Sammlung umfaßt 391 Formulare für den Geldverkehr und sonstige Formulare mit Markenstempeln, wie Paketadressen ꝛc. Die fünfte Abteilung — 291 Stück mit großen Seltenheiten — enthält die Wertzeichen der Telegraphie. In letzter Linie gehören zu der Sammlung noch eine große Zahl von Versuchs- und Probemarken, sogenannte Essays. Diese berühmteste und wertvollste aller Sammlungen bietet in ihrem ganzen großen Umfange ein klares kulturhistorisches Bild der Entwicklung und Verbreitung des neuen modernen Postverkehrswesens.

In diesen Tagen, am Sonntag den 20. April d. J., hat nun die Eröffnung einer der oben erwähnten, aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums des Bestehens der Briefmarken ins Leben gerufenen internationalen Postwertzeichenausstellung und zwar in Wien stattgefunden, durch den k. k. Handelsminister von Baiquehen eröffnet, zu der sich zahlreich hohe Verkehrsbeamte und Philatelisten eingestellt hatten. Die Ausstellung war ebenfalls eine überaus reichhaltige; massenhaft stapelten sich die philatelistischen Schätze auf: gebrauchte und unabgestempelte Marken aller Länder und Zeitabschnitte seit Einführung der Postwertzeichen, darunter ein Tableau österreichischer Postkarten, welche die Reise um die Welt gemacht haben, ferner eine Sammlung sehr seltener Marken aus dem Postwertzeichen-Museum in Unter-Döbling bei Wien, dessen Eigentümer, Herr Sigmund Friedl, auch Präsident der Ausstellung. Wir haben auf dieser Ausstellung amerikanische Postwertzeichen gesehen, deren Einzelwert 500 Gulden beträgt; umfangreich waren die Markensammlungen aus Bayern, Aegypten, Italien und unter andern auch eine Anzahl interessanter exotischer Ausstellungsobjekte, darunter Briefe von Menschenfressern in Gestalt von Bambushölzern, auf denen gar seltsame Schriften eingeritzt waren.

Von Seiten der k. k. Staatsdruckerei ist eine Druckmaschine ausgestellt worden, mit welcher Marken gedruckt wurden, die vor vierzig Jahren in Gebrauch waren. Jeder Besucher erhielt ein solches vor seinen Augen hergestelltes Wertzeichen.

Die Telegraphen-Direktion hatte Telephone ausgestellt. Eine kleine Umschaltungsstation gab den Besuchern Gelegenheit, zu beobachten, wie der Fernsprechverkehr eigentlich betrieben wird. Die Ausstellung blieb bis zum 4. Mai d. J. geöffnet, der Reinertrag ward dem Krankenunterstützungsverein der Postbediensteten und dem Pensionsunterstützungsfonds der Briefträger zugewendet. Auch der Kaiser von Oesterreich hatte dem Komitee seinen Besuch zugesagt, Philatelisten aus Deutschland, England, Nordamerika, Belgien, der Schweiz, Italien und andern Ländern haben sich eingestellt.

Ein Jubiläum seltener Art

hat kürzlich der Goldfisch eines Beamten in Delmenhorst erlebt. Der Fisch ist nämlich volle zehn Jahre im Besitz seines Eigentümers gewesen und tummelt sich noch so frisch und munter in seinem Glasbehälter herum, als ob er erst jetzt aus dem Fischteich genommen sei. Auf die Frage, welche Pflege dem Goldfisch zu Teil geworden, sei bemerkt, daß derselbe täglich zur bestimmten Stunde mit 10 bis 12 Ameisenpuppen gefüttert wurde, daß sein Glasbehälter, der etwa 3 l Wasser enthält, regelmäßig wöchentlich einmal gereinigt und mit frischem Wasser versehen worden ist. Hierbei wurde das Verfahren innegehalten, den Fisch mit dem alten Wasser in ein andres Gefäß zu gießen, aus diesem ward er dann mit der Hand herausgenommen, um ihn in seinen gesäuberten und mit frischer Füllung versehenen Behälter zu befördern und zwar stets mit dem Kopf voran, worauf der Eigentümer besonderes Gewicht legt.

Heuschreckenschwärme.

Eine der größten Landplagen, die sich in Deutschland glücklicherweise nur selten einstellen, sind, wie das Wort auch wohl schon besagt, die Wanderheuschrecken. Die Verwüstungen, welche einfallende Schwärme in den Kulturen anzustellen vermögen, sind geradezu vernichtend und eine Gegenwehr ist fruchtlos. Es bleibt dem Landmann nichts andres übrig, als die der Reife nahen Früchte so schnell als möglich einzuheimsen, um wenigstens einen Teil seiner Hoffnungen zu retten. Aber auch dies ist, namentlich im Süden, wo ungeheure Mengen dieses widerlichen Insektes (tatarische Schnarrheuschrecke, Acridium Tataricum) auftreten, nicht immer möglich. Reisende entwerfen davon Schilderungen, die fast unglaublich klingen. Nähert sich ein Heuschreckenschwarm, so erblickt man zuerst am Horizonte einen dunklen Streifen, der von dem Nichterfahrenen wohl auch für den Rauch eines Steppenbrandes gehalten wird. In kurzer Zeit wächst aber am Himmelsbogen eine drohende Gewitterwolke empor, die Sonne verfinsternd, mit rasender Schnelligkeit heranziehend. Unser Bild zeigt uns eine algerische Postdiligence, wie sie dort zu Lande in Ermangelung von Eisenbahnverbindungen bestimmt ist, den Postverkehr zwischen den Hauptorten zu vermitteln. Wild bäumen sich die edlen Berberhengste, als die Avantgarde des ungeheuren Schwarmes heranbraust, dann bleiben sie ruhig stehen, das Gezücht über sich hinwegziehen zu lassen. Daß die Passagiere, die auf dem Bock Platz genommen haben, ebensowenig davon erbaut sind, beweisen ihre erschrockenen abwehrenden Bewegungen; doch was hilft's, hier gibt es kein Entrinnen, immer wieder neue Wolken schießen heran und verhüllen Menschen und Tiere, endlich ist der Schwarm vorübergebraust und die dem Ersticken nahe Gewesenen atmen wieder aus freier Brust. Wehe den Gebieten, wo sich diese Millionen niederlassen werden, kein Halm mehr wird zu sehen sein auf den weiten Kulturen.

Algerische Diligence von einem Heuschreckenschwarm überfallen.

Meine eigene Stube.

In der neuen Wohnung, die wir am „1. Juli beziehen," sagte meine Mutter während des Mittagessens, „soll unser Theodor auch eine eigene Stube bekommen."

„Das kann mir gefallen," bemerkte mein Vater; „denn, aufrichtig gestanden, liebe Frau, es ist recht störend für unsren Unter-Sekundaner, wenn er, wie bisher, in Gegenwart von Linchen und Minchen, von Hänschen und Fränzchen, von Rosalie und Amalie studieren muß. Die Anforderungen der Schule werden immer größer, und der Lärm der jüngeren Geschwister wird immer lauter."

„Eine eigene Stube!" jauchzte ich und legte die Gabel mit dem Kartoffelkloß (mein Leibgericht!) wieder auf den Teller; „eine eigene Stube — o, lieber Vater, liebe Mutter, wie freu' ich mich darauf! Eine größere Freude hättet ihr mir wirklich nicht machen können! Von Herzen bin ich euch dankbar, und ihr sollt sehen, wie fleißig ich auf meiner eigenen Bude ochsen — ich wollte sagen, auf meiner eigenen Stube studieren werde! Es geht auch gar nicht mehr in der Wohnstube, bei den kleinen Kindern. Noch gestern hat Hänschen einen Maikäfer ins Tintenfaß gesteckt, ohne daß ich es bemerkte; das arme Tier hat sich dann wieder herausgekrabbelt und ist mit seinem tintennassen spitzen Hinterteil und seinen sechs triefenden Beinen über mein griechisches Pensum gekrochen, das zum Trocknen auf dem Tische lag. Ihr hättet sehen sollen, wie die schöne Reinschrift zugerichtet war! Kreuz und quer zog sich die schwarze Marschroute des unglücklichen Käfers über meine feine Schreiberei. Ich habe natürlich das Blatt herausreißen und alles von neuem machen müssen. Aber während ich damit beschäftigt war, zankten sich Linchen und Minchen um den Besitz eines blanken Messingknopfes; sie griffen sich in die Haare, rissen und bissen sich, schrieen und spieen — es war schier zum Verzweifeln für mich. Ich hab' die Kröten zwar auseinander getrieben, aber da kamen Rosalie und Amalie vom Hofe herein, und Rosalie und Amalie, Linchen und Minchen verbündeten sich und warfen mich fortwährend mit Papierkugeln. Und dabei soll man griechische Arbeiten machen! Ich glaube, kein Unter-Sekundaner auf sämtlichen Gymnasien des Deutschen Reichs hat unter solch ungünstigen Bedingungen zu studieren — —"

„Na, na," beschwichtigte mein guter Vater meinen unwillkürlich zu Tage tretenden Ingrimm; „alle diese Verdrießlichkeiten und Störungen werden ja aufhören, sobald du deine eigene Stube beziehst."

Die Worte „eigene Stube" legten sich sofort wie ein lindernder Balsam auf meine Reizbarkeit; ich nahm sogar die Gabel mit dem aufgespießten Kartoffelkloße wieder in die Hand, um die Mahlzeit fortzusetzen.

„Aber stell dir nur nicht zu viel von deiner eigenen Stube vor, Theodor!" bemerkte meine Mutter; „ich kann dir in der neuen Wohnung nichts andres einräumen, als eine Dachstube."

„O, das macht nichts!" erwiderte ich aus aufrichtigem Herzen; „Dachstuben können auch recht gemütlich sein. Da hat z. B. der Bruder Tuck, ich wollte sagen unser Mitschüler Ewald Spitzer, eine Bude unter den Pfannen, die mir immer ganz ausnehmend gefallen hat. O, da oben kann man sich in die unsterblichen Geisteswerke der Hellenen und Römer versenken — da oben, wo man über den Lärm der Straße, über das Platte, Gemeine, Alltägliche des Lebens hoch emporgehoben ist, hinauf in die reineren Lüfte! Weihestunden, sagt Bruder Tuck, hätte er auf seiner Dachstube genossen. Es geht freilich etwas hoch hinauf, aber der fidele Tuck weiß sich darüber mit den Worten des Dichters zu trösten:

Auf dreimal dreißig Stufen steigt,
Der Pilgrim zu der steilen Höhe.

Und heiß ist es auch da oben unter den Pfannen zur Sommerszeit; aber Tuck sagt, da werde man die tropische Hitze, die afrikanische Kamerun-Temperatur gewohnt, so daß man später eine Stelle in den deutschen Kolonien annehmen könne. Als im Winter die Temperatur auf der Dachstube ins Gegenteil umgeschlagen war, so daß uns die Nase zusammenfror, wenn wir Luft dadurch einzogen, da wußte Tuck sich auch zu trösten: das sei die richtige Temperatur für einen jungen Mann, bemerkte er lachend, der später an einer Nordpolexpedition teilnehmen wolle. Und ob die verschneiten Dächer und Giebel der Nachbarhäuser, die man aus seinem Fenster übersähe, nicht an eine herrliche Nordpollandschaft erinnerten? Am schönsten finden wir's da oben zur Frühlingszeit: dann herrscht auf der Bude eine angenehme Luft; dann hat Bruder Tuck auf der Fensterbank einen Kasten mit buntblühenden Erbsenranken stehen; dann singt er mit jodelnder Stimme: ‚Unterm Dache, unterm Dache hat der Sperling seine Jungen'; er genießt in den lauen Nächten ein entzückendes Konzert, wenn nämlich ‚ein Schwarm geschwänzter Gäste von den nächsten Dächern steigt'. Zu allen Jahreszeiten aber wallen ins Dachstübchen hinauf die Fettdämpfe, welche den Oelpfannkuchen und den Kalbsbraten der Frau Bolte, der Hauswirtin Tucks, entströmen; Tuck sagt dann lachend, diese Fettdämpfe erinnerten ihn lebhaft an die Hekatomben der alten Griechen — und seine Dachstube wär' eigentlich ein famoser Platz für den olympischen Zeus gewesen, der ja immer Fettdämpfe als Opfer hätte schnobbern müssen . . . . Eins muß ich euch noch erzählen, liebe Eltern; wenn Bruder Tuck ein Krüglein Bier nach oben haben will, dann schlägt er bloß mit einem Holzscheit draußen an das Treppengeländer: ‚Bum, bum!' worauf die Hauswirtin die dreimal dreißig Stufen hinaufklimmt und das Krüglein auf den Tisch stellt. ‚Moses,' so pflegt Bruder Tuck zu sagen, ‚schlug mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen; ich schlage mit einem Holzscheit Bier aus dem Treppengeländer.'"

„Dein Bruder Tuck," erwiderte mein Vater lachend, „scheint ja ein recht fideler Junge zu sein; er versteht es wirklich, seiner Dachstube die heitersten Seiten abzugewinnen. Ich lobe mir eine derartige humoristische Auffassung beschränkter Verhältnisse — eine Auffassung, die von Genügsamkeit und innerer Zufriedenheit zeugt. Dein Bruder Tuck hat das Dichterwort wahr gemacht:

Allem läßt sich abgewinnen
Eine Seite, wo es glänzt;
Und was kein Verstand ausfinnen
Kann, hat Phantasie ergänzt."

„Nur das Manöver mit dem Holzscheit," warf meine Mutter lächelnd ein, „will mir nicht zusagen; wenigstens braucht's unser Theodor nicht nachzumachen. Er würde sich vergebens bemühen, Bier aus dem Treppengeländer zu klopfen — denn ich würde auf das ‚Bum, bum!' die dreimal dreißig Stufen wahrhaftig nicht hinaufklimmen."

„Ich werde dir das auch nicht zumuten, lieb' Mütterchen," entgegnete ich; „die

Stube, die eigene Stube ist mir die Hauptsache, und die macht mich, ich will's dir sagen, ganz glücklich. Ich sehe mich im Geiste schon dort oben thronen, wie den glücklichen Polykrates:

Er stand auf seines Daches Zinnen
Und schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin."

Alle lachten über das Pathos, womit ich diese Verse vortrug. Vater bemerkte heiter:

„Na, du scheinst deinem Bruder Tuck in der humoristischen Auffassung von Dachstuben Konkurrenz machen zu wollen ... Aber nun laßt uns das Dankgebet sprechen, denn ich sehe, daß wir alle abgespeist haben."

Fränzchen sprach mit lauter Stimme das Dankgebet — und so endigte diese denkwürdige, mir so erfreuliche Mittagssitzung. —

„Drei Monate trennten uns noch von dem Umzug in die neue Wohnung — trennten mich noch von dem Besitz einer eigenen Stube. Die Zeit schlich mir, wenn ich an diese Stube dachte, recht langsam dahin. Andrerseits war es mir nicht unangenehm, von dieser Stube zu träumen — wie ich sie einrichten würde, wie ich die Wände mit Bildern schmücken, die Fensterbank mit einem Blumenkasten versehen wollte. Ob ich nicht über der Stubenthüre ein Schild anbringen sollte mit dem „Salve!" der Römer? Halt! auf die Dielen vor der Thüre konnte ich mit Oelfarbe die römische Warnung malen: „Cave canem! Nimm dich in acht vor dem Hunde!" Denn unser Pollo, das stand fest, sollte mir dort oben Gesellschaft leisten. Wie wär's, wenn ich die ganze Bude mit pompejanischem Rot anpinselte? Und auf dem Rot weiße Gipsmedaillons befestigte? Aber Rot ist nicht angenehm für die Augen — nicht so angenehm als Blau, namentlich Ultramarinblau. Mein Mitschüler Anton Laufkötter, zubenannt der „Heuschreck" wegen seiner langen Beine und Arme, hatte eine Bude ganz in Blau — aber da ulkten die Mitschüler immer darüber, indem sie die Bude „die blaue Grotte von Capri" nannten. Also nicht blau! Am besten wär' noch eine graue Tapete, und da drauf die Schmetterlingskasten mit den Glasdeckeln. Die bunten Schmetterlinge müßten sich prächtig von der grauen Tapete abheben. Ach ja! Und auf ein Postamentchen müßte ich einen Blumentopf mit Epheu setzen, und der Epheu müßte sich um die Schmetterlingskasten ranken. Ja, ja! Das würde sich herrlich machen und ein Stückchen Natur ins Zimmer bannen ... So träumte ich — ohne zu bedenken, daß der Stand meiner Kasse sich nur auf siebzig Pfennige belief! Man sieht, die zukünftige Dachstube hatte in meinem Kopfe bereits eine bedenkliche Aehnlichkeit mit einem Luftschlosse angenommen!

Endlich waren die drei Monate um, endlich führte die rosenfingerige Eos den 1. Juli herauf. Schon um sechs Uhr früh begann unser Umzug. Ach, wie gerne hätte ich mitgeholfen! Aber ich mußte zur Schule — und obendrein sollten wir eine Klassenarbeit in Mathematik machen — — in Mathematik, worin ich, offen gestanden, herzlich schwach war. Ich suchte meinen trüben Sinn durch ein klassisches Citat zu stählen, und dieses Citat war das Herdersche: „Was die Schickung schickt, ertrage! Wer ausharret, wird gekrönt." Und in der That wurde ich gekrönt, wie weiland Placitus, ein edler Feldherr — nur etwas anders: die mathematische Aufgabe war diesmal so leicht, daß ich sie lösen konnte; und als ich mittags nach Hause kam, fand ich in der neuen Wohnung, oder vielmehr hoch über derselben, eine wirklich allerliebste Dachstube — meine eigene Stube! Sie war hinreichend geräumig und hell, mit einer hübschen hellgrünen Tapete beklebt — meine Schmetterlingskasten und der Epheu würden sich gut auf dieser Tapete machen, dachte ich sofort; die beiden Seitenwände waren allerdings nach oben etwas abgeschrägt — aber sah das nicht aus wie ein Ansatz zum gotischen Baustil? Das einzige Fenster gewährte die Aussicht auf ein Chaos von Giebeln, Dächern und Schornsteinen — wahrhaftig, wenn das alles erst mit Schnee überzogen war, dann war es die reinste Alpenlandschaft: hier das Dach mußte den Montblanc, dort der Giebel die Jungfrau, weiter der Schornstein das Schreckhorn vorstellen! O, es war eine allerliebste, trauliche, urgemütliche, hochpoetische Bude!

Da wir am Nachmittag keine Schule hatten, so begann ich sofort mit der Aufstellung meiner Sachen. Zunächst schleppte ich mit Hilfe eines Schreinerlehrlings den Bücherschrank und die Bücher die Treppe hinauf, welche glücklicherweise etwas weniger als dreimal dreißig Stufen hatte. Dann folgten ein Tisch und vier Stühle; hierauf das Bett, endlich meine Schmetterlingskasten. Der Schreinerlehrling, ein aufgeweckter, fuchsroter Junge mit Stülpnase und zahllosen Sommersprossen, der den ganzen Nachmittag bald sang, bald flötete: „Sonst spielt' ich mit Scepter, mit Kron' und mit Stern" — rückte, klopfte, hämmerte, schob, paßte, stellte alles so nett und einsichtsvoll, daß ich ihm das Kompliment machte, es wäre gut, daß er nicht mehr mit Scepter und Krone zu spielen hätte, daß er vielmehr ein flinker, tüchtiger Schreinerlehrling geworden sei. Und als er nun gar meine Schmetterlingskasten und Bilder recht hübsch an der Wand geordnet hatte, da fühlte ich ein so dankbares Aufwallen in meinem Busen, daß ich dem Burschen mein letztes Fünfzigpfennigstück als Trinkgeld schenkte. Zum Dank dafür schlug der Junge dreimal Rad auf meiner Stube — woraus man ungefähr die Größenverhältnisse der letzteren ermessen kann.

Am Abend war die Bude vollständig eingerichtet. Vater und Mutter, Linchen und Minchen, Hänschen und Fränzchen, Rosalie und Amalie, endlich die Magd Lisette, alle kamen nach oben und äußerten ihre Ueberraschung über die nette Stube.

Ich hatte also eine eigene Stube, endlich! Wer war froher als ich? Abends lag ich fast bis Mitternacht in dem offenen Fenster, blickte zur Mondsichel auf und ließ mir die kühle Nachtluft um die Stirne streichen; süße Träume erfüllten mein Herz: hier in der traulichen Einsamkeit und Stille wollte ich fleißig, recht fleißig sein, so daß meine Eltern Freude an mir hätten; hier wollte ich mich in Schillers herrliche Dramen, in Stifters hochpoetische „Studien" versenken; hier wollte ich auch selbst den Pegasus besteigen ... Als die Glocke vom uralten Liebfrauenturme Mitternacht verkündigte, legte ich mich gerade als der hoffnungsseligste Jüngling des Deutschen Reichs zu Bett.

Meine eigene Stube blieb acht Tage lang meine Wonne, meine Seligkeit; da bereitete sie mir den ersten Verdruß, die erste Enttäuschung.

(Fortsetzung folgt.)

Als Herr von Lesseps,

der Erbauer des Suez- und Panamakanals, einmal in Frankreich eine Eisenbahnfahrt machte, war er in einem Coupé mit zwei

Die Webervögel und ihr Nest in der heimatlichen Freiheit.

Handlungsreisenden, die ihn nicht kannten. Da sie nichtsdestoweniger bemerkten, daß er ein Vielgereister war, glaubten sie, er gehöre zu ihrer Genossenschaft, und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Um Vergebung, Herr," sagte der eine, „Sie sind auch Reisender?"

„Ja, gewiß," war Lesseps Antwort.

„Das dachte ich mir, und in was machen Sie, wenn ich fragen darf?"

„In Isthmussen," sagte Herr von Lesseps.

„In wa—a—s?" fragte der erstaunte Handlungsbeflissene.

„Ich bin bemüht, Kanäle einzuführen," sagte Lesseps lächelnd.

Die beiden Handlungsreisenden brachen das Gespräch ab und warfen nur noch scheue Blicke auf den Coupégenossen, den sie für nicht ganz richtig hielten.

Stubenvogelzüchtung für kleine Leute.

Von **Dr. Karl Ruß.**

II.

Ungleich leichter als die an früherer Stelle beschriebene Kanarienvogelzüchtung und ergiebiger, schreiten die dort schon erwähnten Prachtfinken in der Häuslichkeit vor uns zum Nisten. Unter ihnen gibt es auch sogar einige, welche, dem Kanarienvogel gleich, schon seit Jahrhunderten in der Obhut des Menschen sich befinden und als Kulturvögel ebenso wie jener sich in Färbung, Gestalt und Wesen verändert haben. Da sehen wir das sogenannte japanische Mövchen in den drei Züchtungsspielarten als braunbunten, gelbbunten und reinweißen Kulturvogel vor uns, während der ursprüngliche Naturvogel, der Haarstrichfink aus Asien, oberseits braun und unterseits weiß gefärbt ist, ferner den reinweißen und den blau- und weißgescheckten Reisvogel, ohne die bestimmten Abzeichen, weiße Wangen u. a., des allbekannten ostindischen Reisvogels, von welchem sie herstammen. Sie sind die zuverlässigsten und ertragsreichsten Nister, während euch außerdem noch der ungemein bunte australische Zebrafink, der seltsam erscheinende Bandfink und das schlicht gefärbte kleine Elsterchen, beide aus Afrika, empfohlen sei, weil sie am allerleichtesten züchtbar sind. Nächst ihnen gibt es im Handel noch die Prachtfinken in einer außerordentlich großen Zahl und Mannigfaltigkeit, von denen recht viele Arten ebenfalls mehr oder minder leicht zur Brut zu bringen sind; so unter den kleinsten und schönsten der kaum zaunkönigsgroße Astrilde, der prächtig dunkelrote Amarant. Um aber von irgend einer Art zufriedenstellende Ergebnisse zu erlangen, thut ihr gut, euch immer erst in einem „Handbuch für Vogelliebhaber" über ihre verschiedenen, recht abweichenden Eigentümlichkeiten zu unterrichten.

Auch für die Prachtfinken dürft ihr den Heckkäfig von der erwähnten Größe benutzen, aber bei der Bestellung müssen stets die Vögel angegeben sein, damit das Gitter entsprechend enger hergestellt werde. Dann bringt ihr in das Heckbauer etwa zwei bis drei Pärchen der verschiedenen Prachtfinken zusammen und zwar nicht, wie bei den Kanarienvögeln, mehrere Weibchen mit einem Hahn, sondern immer nur pärchenweise. Außer dem Harzer Bauerchen mit Korbnest befestigt ihr für jedes Paar auch noch ein hängendes, gleichfalls mit Leinwand ausgenähtes Nestkörbchen, und als Nestbaustoffe bietet ihr: Agavefasern, dünne Baststreifen, schmale Papierstreifen, dicke Baumwollfäden, dies alles verhältnismäßig kurz, etwa von der Länge einer großen Mannshand oder -Spanne, geschnitten, damit die Vögel sich nicht daran erhängen können, ferner weiche Federn, ganz klein gezupfte Baumwollflöckchen, ebensolche Kuhhaare, weiches Moos und vornehmlich frische, weiche Gräserrispen, aus denen die Vögel gern die halbreifen Körner picken, um dann das übrige ins Nest zu tragen. Lange Pferdehaare, welche sie mit Vorliebe wählen, werden ihnen ebenso, wie die zu langen Agavefasern, nur zu leicht gefährlich.

Zur Fütterung bedürfen die Prachtfinken nur weißer, ungeschälter Hirse, nebst Spitzsamen für die größeren und dazu ungehülsten Reis für die dickschnäbeligen; zur Abwechselung bietet man die verschiedenen Hirsearten, zeitweise Buchweiz- und Hafergrütze und dann als Grünes Vogelmiere, sowie die genannten Gräserrispen mit den reifenden Körnern. Zugaben zur Brut, beziehentl. Auffütterung der Jungen, bestehen für die Prachtfinken

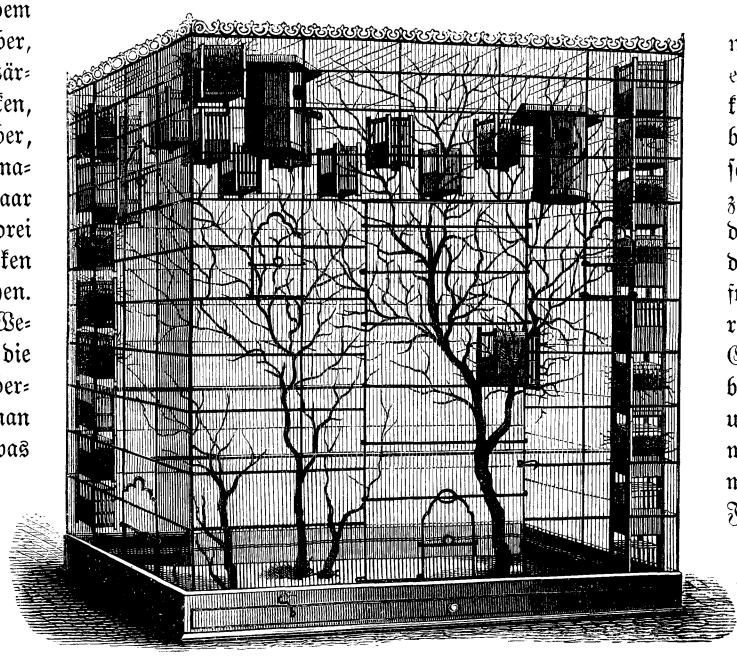
zunächst in frischen, recht kleinen Ameisenpuppen, und wenn diese nicht zu erlangen sind, in angequellten, getrockneten Ameisenpuppen, überrieben mit Eierbrot und gemischt mit hartgekochtem, geriebenem Hühnerei, alles zu gleichen Teilen; auch werden die Sämereien, welche sie sonst bekommen, dann angequellt gereicht.

Bereits schwieriger zeigt sich die Züchtung der Webervögel. Vor allem muß der Langesche Käfig um das Doppelte größer, namentlich höher und auch tiefer sein. Dann werden hängende Zweige von Birken in allen vier Ecken befestigt, aber so, daß in der Mitte ein freier Raum bleibt, durch welchen nur eine oder zwei Sitzstangen längslaufend gezogen sind. Hier hinein bringt man am besten immer nur ein Paar Webervögel und dazu einige Pärchen Prachtfinken, sowie auch wohl ein Paar ganz kleiner Papageien. Die Webervögel haben die seltsame Eigentümlichkeit, daß sie sich aus schlichtgrauer Färbung, die sie einen Teil des Jahres hindurch tragen, zur Nistzeit hin überaus glänzend und prächtig verfärben. In dem erwähnten Käfig könnt ihr von der kleinsten und lieblichsten harmlosen Art, dem etwa zeisiggroßen Maskenweber, ein Paar mit mehreren Pärchen der zartesten Prachtfinken, oder vom dottergelben Weber, Madagaskarweber, Blutschnabel- oder Ruß'-Weber ein Paar mit je zwei bis höchstens drei Pärchen derberer Prachtfinken halten und zu züchten suchen.

Die Fütterung der Webervögel ist mit der für die Prachtfinken angegebenen übereinstimmend, nur bietet man den größeren Arten auch etwas Hanfsamen, und alle Weber müssen möglichst reichlich mit Ameisenpuppen und dem erwähnten Gemisch, besonders aber mit Mehlwürmern versorgt werden. Wenn ihr ihnen aus Garten und Hain Maikäfer, nackte Raupen, Blattläuse u. a. mitbringt, so verzehren sie dieselben gleichfalls sehr gern. Als Nestbaustoffe nehmen sie alle genannten Fasern und Fäden, vornehmlich Agavefasern und auch Pferdehaare, und alle dürfen für sie nicht kurz geschnitten, sondern müssen recht lang sein. Dann weben oder vielmehr flechten sie daraus ihre frei in den Zweigen hängenden förmlich wunderbar kunstfertigen Nester, und an diesen könnt ihr sicherlich große Freude haben, selbst wenn die Webervögel auch schwieriger als die Prachtfinken zu erfolgreichen Bruten gelangen.

Außerdem gibt es noch Finkenvögel aus allen verschiedenen Unterfamilien in überaus mannigfaltigen Arten, welche für die Züchtung geeignet sind; so namentlich Girlitze, wie der herrlich singende afrikanische Graugirlitz oder Grauedelfink, der Hartlaubszeisig, der gelbstirnige Girlitz u. a., Kernbeißer und Kernbeißerfinken, unter ihnen die prachtvollen stattlichen Kardinäle, die aber mit kleineren Vögeln unverträglich sind, ferner Pfäffchen, kleine, verträgliche Vögel und, wie alle übrigen, liebliche Sänger, noch weiter verschiedenartige Gimpel aus Amerika und Asien, schließlich auch noch Sperlinge und Ammerfinken.

Käfige, Nistvorrichtungen, Fütterung sind im wesentlichen dieselben, wie die für die Webervögel erforderlichen, nur müßt ihr beachten, daß die meisten von diesen offene, schalenförmige Nester formen und daher am liebsten freistehende Nestkörbchen oder allenfalls solche im Harzer Bauerchen wählen; manche errichten auch hübsche Nester frei im Gebüsch.



Modell eines großen Heckkäfigs.

Kleine Tauben sind ebensowohl wie kleine Hühnchen, Wachtelchen u. a., in vielen Arten unsrer Züchtung zugänglich, und auch für die ersteren haben wir übereinstimmende Fütterung und offene, zumal die hängenden Nistkörbchen zu bieten; für die Wachteln u. a. muß auf dem Fußboden Rasen mit flachen Vertiefungen vorhanden sein. Der Käfig für beide, Tauben wie Wachteln, ist in der Größe wiederum übereinstimmend, nur sollte er für die letzteren mit einer weichen Decke von Zeug oder Leder versehen sein, weil sie bei jeder Beängstigung plötzlich aufhüpfen und sich die Köpfe zerschlagen.

Auch kleine und allenfalls mittelgroße Papageien könnt ihr unter günstigen Umständen züchten. Am ergiebigsten zeigt sich der Wellensittich von Australien, welcher, fast dem Kanarienvogel gleich, heutzutage schon viel bei uns gefunden wird. Dann kommen eine Anzahl Zwergpapageien: der blauburzelige und grünburzelige Sperlingspapagei von Amerika, das Grauköpfchen von Madagaskar und der kostbare Rosenpapagei von Afrika, weiter die ungemein zierlichen Schönsittiche, eine Anzahl Plattschweifsittiche, wie namentlich der Singsittich von Australien, einige Edelsittiche, wie die ebenso reizenden als ergiebigen Pflaumenkopf- und Rosenkopfsittiche von Ostindien u. a. m.

Die Fütterung aller genannten Papageien ist ganz ebenso einfach, mühe- und kostenlos, wie die der vorherbesprochenen Vögel; Kanariensamen, weiße Hirse, Haber und zeitweise ein wenig Hanf sind die Sämereien, deren sie bedürfen. Dazu sammeln wir für sie möglichst reichlich Gräserrispen, auch abwechselnd etwas Getreideähren, besonders Haber, auch Gerste, Weizen u. a., und dann beim Nisten geben wir etwas Ameisenpuppengemisch, erweichtes Eierbrot und Frucht, je nach der Jahreszeit Apfel, Kirsche, Weintraube u. a. Obst hinzu; doch nehmen die meisten der kleinen Papageien die Frucht nicht an.

Diese, wie eigentlich fast alle Papageien überhaupt, nisten in der Freiheit in Höhlen, und wir bieten ihnen daher zur Brutstätte besondere Nistkasten, welche nach meinem „Handbuch" für jede Art käuflich zu haben sind. Der Boden des Nistkastens wird nur mit ein wenig Sägespänen bestreut, und im übrigen brauchen sie keine weiteren Nestbaustoffe. Hinsichtlich des Käfigs gilt im allgemeinen das

bei den Webervögeln Gesagte; er muß eben der Größe des Pärchens angemessen sein und darf in der Regel nur ein Paar enthalten. Nur die Wellensittiche machen in dieser Hinsicht eine Ausnahme, denn von ihnen bringt man ratsamerweise mindestens drei Pärchen und am besten einen ganzen Schwarm zusammen.

Für euch, als Anfänger in der Stubenvogelzucht, kann ich aus der fast unübersehbar vielgestaltigen Gruppe der kerbtierfressenden Vögel oder Weichfutterfresser kaum irgendwelche Arten zur Züchtung empfehlen, von vornherein nämlich nicht, weil sie viel schwieriger in der Häuslichkeit entsprechend reinlich zu halten sind, so daß ihr Käfig nicht üble Ausdünstung verursacht und sodann, weil sie auch eine ungleich mühevollere und kostspieligere Verpflegung erfordern.

Am meisten Freude dürfte jedem von euch, dem die Eltern es gestatten, die Aufstellung eines großen Heckkäfigs, den wir euch in der beistehenden Abbildung zeigen, gewähren. Er muß ungefähr 150 cm hoch, 125 cm lang und 77 cm tief sein. Ihn besetzt ihr mit einem Pärchen von den erwähnten kleinen Papageiarten, einem Paar der leichtnistenden Webervögel, wozu hier auch besonders die ostindischen Bayaweber kommen können, weil sie die allerkunstvollsten Nester bauen, je einem Paar Girlitze oder Pfäffchen oder kleiner Kubafinken und dann mit fünf bis sechs Paar der genannten verschiedenen Prachtfinken. Dieser Bevölkerung entsprechend stattet ihr den Heckkäfig dann auch mit den mancherlei Nistgelegenheiten aus, wie sie die Abbildung ergibt, nur müßte noch ein großer Zweig von Hängebirke für die Webervögel angebracht werden.

So, nun habt ihr alle erforderliche Anleitung, und wenn ihr Züchtungserfolge erreicht, so möget ihr sie dem „Guten Kamerad" mitteilen.

Sprüche.

Errungenschaft bleibt das allein,
Was Geisteskraft errungen hat;
Was Leidenschaft erzwungen hat,
Das wird gar bald verklungen sein.

Lange Schenkel muß der haben,
Der zwei Wege zugleich will traben.

Deutlicher Wink.

Der ehemalige Bischof von Amiens, d'Orleans de la Motte, war ein abgesagter Feind aller dunkeln und rätselhaften Schriftsteller. Einer dieser Herren las ihm einst eine von seinen Arbeiten vor. Er hörte ihm aufmerksam zu und befragte ihn hernach über verschiedene seltsame Wendungen und Ausdrücke, die ihm unverständlich geblieben. „Hiermit," antwortete ihm der Schriftsteller, „habe ich dieses, und damit jenes sagen wollen." — „Nun freilich," versetzte der Prälat; „Sie haben recht viel Schönes sagen wollen; aber warum haben Sie es denn nicht gesagt?"

Der Wert des Eisens.

Ein Stück Eisen im Werte von 60 Pfennig erhält, zu Hufeisen aufgearbeitet, den Wert von 2 Mark, als landwirtschaftliches Werkzeug 3 Mark, als kunstgewerbliches Produkt 30 Mark, als Nadeln 50 Mark, als Knöpfe 500 Mark, und als Uhrenzeiger oder Uhrenfedern kann der Wert bis auf 30 000 Mark gesteigert werden.

Kapselrätsel.

Es befinden sich manche in einem Walde, den sie vor lauter Bäumen nicht sehen.
Eingeschlossen: ein Dichtername und eine Charaktereigenschaft.

Kapselrätsel.

Mit Leid hab' ich's getragen
Dereinst als kleiner Knabe,
Und schwaches Licht verbreitend
Mit Erz gesehn ich's habe;
Doch gab's Mamachen uns mit u,
Ei! schnabuliert war's da im Nu.

Auflösung der zweisilbigen Scharade in Nr. 33.

„Fritzlar."

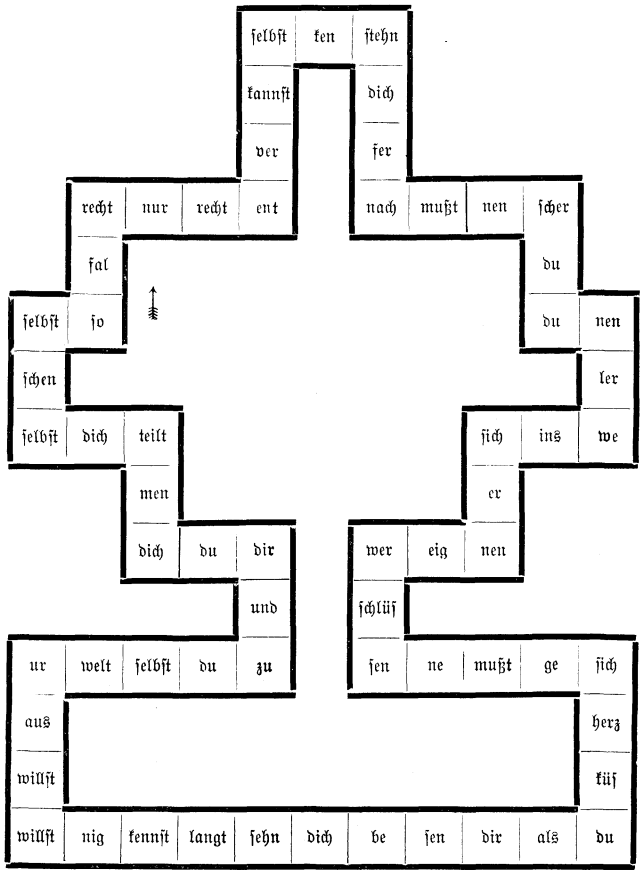
Auflösung des Rätsels in Nr. 33.

„Patente, Tapeten."

Auflösung des Rätsels in Nr. 33.

„Chur."

Auszählrätsel.



Es soll von einer mit „w" beginnenden Silbe in der Richtung des Pfeiles die so- und sovielte Silbe ausgezählt werden, bis alle ausgezählt sind. Die ausgezählten Silben zählen nicht mehr mit und ergeben, in der Reihenfolge aufgeschrieben, wie sie ausscheiden, einen Spruch von Bodenstedt. Wie heißt er, und die wievielte Silbe wird ausgezählt? Bei welcher Silbe wird begonnen?

Fragen und Antworten.

Den Naturfreunden, die unser Leib- und Lieblingsblatt lesen, melden wir, daß wir einen Verein gegründet haben. Derselbe unterstützt euch, liebe Kameraden, in jeder Schwierigkeit der Naturkunde nach besten Kräften. Jedem Kameraden, welcher sich eine Naturalienſammlung angelegt hat, oder anlegen will, raten wir, sich an uns zu wenden, da wir über die besten Mittel, jedes Problem zu lösen, verfügen. Mitglieder sind herzlich willkommen. Ihnen werden interessante Experimente mitgeteilt, sie werden mit den besten Fundorten bekannt gemacht und sie erhalten allerlei gute Winke und Ratschläge für ihre Sammlungen. Auch werden öfters Tauschangebote und Gesuche des Vereins im „Guten Kameraden" veröffentlicht. Näheres wird denen, die sich als Mitglieder melden, mitgeteilt. — Wir bitten um Beitritt und versichern euch, ihr werdet es nicht bereuen. Verein „Natura". Briefe oder Fragen sind vorläufig zu richten an W. Heichen in Berlin W., Nollendorfstr. 20.

Ersuche alle Kameraden, die um Beschreibung meines Motors mich ersucht haben und noch keine Antwort erhielten, mir noch einmal zu schreiben, da meine Briefschaften in Verwirrung geraten. Rückporto beilegen! Paul Thieme in Chemnitz, Aue 11.

Graf P. Gratulieren!
Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galopp,
Daß Kies und Funken stoben
Und Roß und Reiter schnoben.

Rudolf Kr . . . . c in **Hamburg.** Du möchtest gern ein Buch zum Bestimmen von Pflanzen nach dem natürlichen System und mit kolorierten Abbildungen. Wir empfehlen Dir den Bilderatlas des Pflanzenreiches von Dr. Moritz Willkomm mit 69 fein kol. Tafeln mit über 600 Abbildungen und 96 S. Text, 16 Mk. geb. Verlag von Schreiber in Eßlingen. Außerdem gibt es in gleicher Preislage noch einen empfehlungswerten Pflanzenatlas von Schubert und einen von Hoffmann, beide sind aber in der Hauptsache nach dem künstlichen System geordnet. Das beste und brauchbarste Werk für den Anfänger ist gegenwärtig Thomés Flora von Deutschland in 4 Bänden mit 600 Tafeln, Verlag von Eugen Köhler in Gera-Untermhaus. In demselben sind nicht nur die abgebildeten Pflanzen durchweg korrekt und instruktiv gezeichnet, sondern auch das Kolorit ist vortrefflich gelungen. Das Werk kostet freilich 52 Mk., für die Sparbüchse eines Kameraden ein gewichtiges Wort. Am besten, Du gehst auf die dortige öffentliche Bibliothek, da liegt das Werk jedenfalls auf. Prosit!

R. Oplusstil in **Olmütz.** Lieber Kamerad, übe ein klein wenig Geduld; in einer der nächsten Nummern schon sollst Du Deinen Wunsch erfüllt sehen. Sollte es Dir aber um ein Büchlein zu thun sein, so sei Dir „Der Pilzsammler" von Gotthold Hahn empfohlen, zur Zeit bei Kanitz' Verlag in Gera erschienen.

Gustav le Bell in **Hamburg** wird von Alfred Suckau in St. Petersburg, Große Morskaja Nr. 15, um die genaue Beschreibung seines Morsetelegraphen gebeten. Dann, wer kann mir mitteilen, wie Professor Hertz in Bonn seine Versuche mit den Hohlspiegeln und dem elektrischen Resonator angestellt hat, und wie lädt man mit einer Rumkorffschen Spirale eine Leydener Flasche?

Otto Schwerdtner in **Pilsen.** Die Linse von Busch 26 mm eignet sich für den besagten Zweck ganz gut. Die Camera muß nach der Brennweite der Linse gebaut werden, die in diesem Falle ca. 12 cm beträgt. Wenn die Camera keinen Auszug haben soll, thust Du gut, zuerst die Linse zu beschaffen, um die Länge der Camera danach bestimmen zu können. Guten Erfolg!

Artifex. Ein feiner Herr, dieser Bulgare.

Schmierfink in **Berlin** fragt: „Wie entfernt man Fettflecke aus Papier, ohne daß das letztere Schaden nimmt?"

Woldemar in **Moskau.** Werden uns das angelegen sein lassen; wird sich wohl mal ein Plätzchen dafür finden.

Alfred in **M.** Das einfachste und zuverlässigste Mittel ist: bleibenlassen! Wer Pech angreift, besudelt sich!

Fr. S. in **Straßburg.** Du sprichst Dich nicht aus, ob Du als Avantageur in die Armee eintreten willst, und in welche Truppe oder in die Kadettenschule. Sieh die betreffenden, bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin SW., Kochstraße 68, erschienenen Schriftchen oder auch „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rates"; das letztere Buch besitzt gewiß irgend jemand Deiner Bekanntschaft. Gruß!

Dem Kameraden G. B. in **B.,** welcher sich einen Accumulator bauen will, empfehle ich Band IV aus Hartlebens Elektrotechnischer Bibliothek. Inhalt über galvanische Batterien und Accumulatoren 2c., Preis 3 M. In diesem Buch ist unter anderem eine ausführliche Anleitung zur Anfertigung der Accumulatoren gegeben. Sollte sich der pp. G. B. das Buch nicht kaufen wollen, so bin ich gern bereit, da ich mir selbst zwei Accumulatoren angefertigt habe, ihm eine Anleitung zu geben. Mit bestem Gruß Paul Weber in Berlin W., Kraussenstr. 2.

R. B. . . . . . Bist ein seltsames Käuzchen! Befolge nur den Rat Papas; kannst ruhig sein, er hat sicher recht!

K. H. in **Berlin.** Wenn Du als Avantageur bei einem Truppenteil eintreten willst, so fällt natürlich das einjährigfreiwillige Dienstjahr fort; im günstigsten Falle dauert es 2 bis 2½ Jahre, ehe Du die Lieutenants-Charge erreichst. Bei möglichster Einschränkung wirst Du in dieser Zeit immerhin pro Jahr 1800 bis 2000 Mark nötig haben, womit Du jedoch alles bestreiten kannst. Die vollständige Lieutenants-Equipierung beansprucht einen Kostenaufwand von 450 bis 500 Mk. — Pferde braucht ein Infanterie-Offizier wenigstens für die ersten Jahre nicht; erst später nach 6 bis 7 Jahren, wenn er sich zur Adjutanten-Laufbahn vorbereiten will, tritt dieser Fall ein. Damit hätte es also noch gute Weile.

Paul v. Jesser. Sende Deine Briefadresse dann sollst Du den Tipp-Topp-Stempel bald haben. Gruß!

Max Braun i. **München, Blumenstr. 33 I,** ist bereit, seinen lieben Kameraden hübsche Anleitungen zu Experimenten zu geben. — Für die Beschreibung des Flaschenexperiments schönsten Dank. Gib nur acht, daß das Wasser sich nicht zu sehr erhitzt, d. h., daß sich kein Dampf entwickelt, sonst könnte die ganze Anstalt mal in die Luft fahren.

C. Franck in **Lahr.** Europäische Sumpfschildkröten sind in jeder Aquarienhandlung zu haben, z. B. bei H. Daimer, Berlin, Kochstr. 56; Wilh. Geyer, Regensburg (Bayern); F. G. Umlauff, Hamburg, Spielbudenplatz 8; Heinrich Möller, Hamburg, Spielbudenplatz 21; Anton Muiser, Bozen (Südtirol). Wenn Du diese Schildkröten in einem Terrarium halten willst, muß dies ein erwärmtes-feuchtes und mit recht geräumigen Wasserbecken, mit Wasserpflanzen aller Art besetzt, versehen sein. Näheres findest Du in dem Buche: Herm. Lachmann „Das Terrarium", Preis 3 Mark (Creutzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg). Die europäische Sumpfschildkröte kann nur im Wasser Nahrung zu sich nehmen.

Hans Zoder und **Hugo Kämpfe.** Für eure Ratschläge und Knacknüsse zer goeden Dank.

Sekundaner in **Anhalt.** Daß Dir im kaufmännischen Leben Sprachkenntnisse und der Besuch des Auslandes, je nach der Branche der Besuch großer Hafenplätze, sehr zu statten kommen werden, steht außer allem Zweifel, doch die Korrespondentenposten, die mit 12,000 Mark honoriert sind, die dürften selten zu finden sein. „Der „G. K." rät Dir, Du sollst rücksichtlich Deiner Absichten gewiegte und einsichtige Disponenten großer Handlungshäuser zu Rate ziehen. Auf diesem Berufgebiete gibt es keine Schablone, da machen sich die Eigentümlichkeiten der Branche und des Handelsartikels geltend, die Intelligenz und vor allem die persönliche Erfahrung. — Es gibt flüssige Tusche.

A. W. in **Paderborn.** Der „G. K." kann Deinen Worten nicht so ohne weiteres zustimmen und noch weniger kann er daraufhin vor einem Händler warnen, der sonst als rechtschaffener Mann in gutem Ruf steht. Ueberdenke Deine vorgebrachKlagen, und Du wirst einsehen, daß wir recht haben. Der Händler konnte Dir doch einen Stieglitz nicht umgehend schicken,

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken aller Länder billigst. Preisliste grat. **Carl Mönster, Copenhagen.**

TAUsche alle **Briefmarken** gegen bessere um. Prospekt gratis. **G. Zechmeyer,** Nürnberg.

Baugewerk-, Tischler-, Maschinen- und Mühlenbau-Schule Neustadt in Mecklenburg. **Weitere Auskunft erteilt Dir. Jentzen.**

Bauschule Strelitz i. M.
(2 Bahnstunden von Berlin)
nach der am Technikum in Buxtehude begonnenen Unterrichtsmeth. m. Genehmig. Grossherzogl. Regierung weitergeführt von
Dir. Hittenkofer.
Eintritt **jeden Tag. Vorbildung** und rege **Fleissentwicklung kürzen die Studienzeit.**
2-, 3-, 4- u. 5klassige Baugewerkschule, Baukurse f. Maurer-, Zimmerer, Steinh., Tischler, Bahnmeister u. Architekturbeflissene.
Programm kostenlos.

Ausländische Literatur
liefert am billigsten
Emil Walk, Import-Buchhdlg. **Leipzig,** Kurzestr. 13.

PIERERS Konversations-Lexikon
7. vollständig umgearbeitete Auflage.
„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes
Universal-Sprachen-Lexikon nach Joseph Kürschners System
in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer"** als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:
in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 geheften Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.
Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

BESSERE BRIEFMARKEN 50 gar. echte nur von **Aegypten, Argentinien, Guyana, Brasil., Bulgarien, Cap, Canada, Ceylon, Chile,** alte **Dänen, Finnl., Griechenl., Hamburg, Ital., Segnatasse, Kirchenstaat, Luxemb., Mexico, Ost-Ind.** u. **Congo, Oestr.** pneum. Karte, **N.-Seeland, Portugal, Perser, Peru, Rumänien, Samoa, Sardinien, Schwed., Seroise, a. Spanien, Türkei** etc. etc. Neue Preisliste und Catalog 20 Pf. Ankauf gr. Sammlung. u. Partiewaare. **G. J. Dauth. Frankfurt a. M.** Ia Referenzen.

PERRY & Co.
Frankfurt a. M.
empfehlen
Lawn Tennis Spiele,
Lawn Tennis Schläger
Lawn Tennis Bälle,
Lawn Tennis Netze,
Lawn Tennis Schuhe,
Lawn Tennis Anzüge,
Alle Tennis Requisiten.
Illustrierte Preisliste gratis u. franco.

Zahnärztlich. Vorbereit.-Institut, Frankfurt a. O.
Primaner, die Zahnheilkunde stud. woll., werden in der von der Gesetzgebung vorgeschr. 2semestr. Vorbereitungszeit prakt. u. theoret. gründlich vorbereitet. Näheres, sowie Prosp. d. Dr. Eichler, prakt. Arzt u. app. Zahnarzt

Universalbibliothek
für die
Jugend
enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.
Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.
(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)
Zu haben in allen Buchhandlungen.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

wenn er einen solchen augenblicklich nicht hatte. Jedenfalls erwartete er eine Anzahl in den nächsten Tagen und deshalb hielt er es nicht für notwendig, des für ihn geringfügigen Gegenstandes willen noch vorher zu schreiben. Deine zweite Klage dürfte ebensowenig volle Berechtigung haben. Beim Stieglitz sind eben die Geschlechter so schwierig zu unterscheiden, daß auch Du keinenfalls mit Sicherheit wirst behaupten können, der Dir als Männchen gesandte Vogel sei ein Weibchen. Was nun die herumziehenden Vogelhändler betrifft, da hast Du allerdings recht, denen soll man nicht immer alles glauben; in dem von Dir angeführten Falle aber ist den Leutchen ganz recht geschehen. Wer sich ein Bergfink-Weibchen für eine ungarische Nachtigall aufschwatzen läßt, der sollte besser überhaupt keinen Vogel halten. Um eine rechte Freude an den Vögeln zu haben, muß man sie nach allen ihren Eigentümlichkeiten hin genau kennen lernen; vor allem aber muß man ihre Eigenschaften einerseits und ihre Bedürfnisse andrerseits kennen, um sie in vollem Wohlsein zu erhalten, so daß sie dann zur Entfaltung aller ihrer Vorzüge kommen. Verstehst Du?

Karl F. Nein, lieber Freund, dahinter steckt kein schlechter Witz, 's ist auch nichts zum Essen — Gottfried von Bouillon ist ein schneidiger Brandenburger und Chinareisender; frage nur mal die Kameraden, die den III. Jahrgang gelesen haben, die kennen ihn.

Quälgeist in Hamburg. Die Kosten der Dienst-Equipierung eines Einjährig-Freiwilligen, lieber Kamerad, bemessen sich nach der Truppengattung, bei der Du einzutreten beabsichtigst. Bei der Infanterie dürften sie ca. 200 Mark betragen, während dieselben bei der Kavallerie etwa das Doppelte beanspruchen. Bei den meisten Regimentern lassen sich die Einjährig-Freiwilligen noch Extrauniformen machen, die jedoch nur außer Dienst getragen werden dürfen; eine solche eigene Uniform kostet ca. 150 Mark. — Danken der Nachfrage, Schnäuzchen befindet sich recht wohl und läßt die Grüße freundlichst erwidern.

Oskar Träger. Den Arm- und Bruststärker erhältst Du von Georg Engler in Stuttgart, Rothebühlstraße. Es gibt davon verschiedene Größen zu höheren und niederen Preisen — gewährt eine treffliche Zimmergymnastik.

An Welfe in Hannover. In München steht: a) Kavallerie: 1. bayr. schweres Reiter-Regiment (Prinz Karl von Bayern). b) Infanterie: Bayr. Leib-Inf.-Regiment, 1. und 2. Bayr. Inf.-Regiment. c) Artillerie: 1. und 3. Bayr. Feld-Art.-Regiment. d) Train: 1. Bayr. Train-Bataillon. Gruß Baron W.

An E. S. in L. In Berlin steht: a) Kavallerie: 2. Garde-Ulanen-Regiment, das 2. Garde-Kürassier-Regiment, 1. u. 2. Garde-Dragoner-Regiment, die 3. Eskadron der Garde du Corps. b) Infanterie: 2. und 3. Garde-Regiment zu Fuß, Kaiser Alexander Garde-Gren.-Regiment Nr. 1, Kaiser Franz Garde-Gren.-Regiment Nr. 2. Garde Füsilier-Regiment. c) Artillerie: 1. und 2. Garde Artillerie-Regiment. d) Train: Das Garde-Train-Bataillon. e) Das Garde-Pionier-Bataillon. Grüßend Baron W.

M. L. in K. So schlau, Freundchen, ist der „G. K." auch.

A. B. Z. und ein treuer Abonnent. Wohl kann man Stieglitze im Käfig nisten sehen, aber dazu muß man sie und alle ihre Eigentümlichkeiten genau kennen. Anleitung dazu gewährt das oft und oft genannte „Handbuch für Vogelliebhaber II." (Einheimische Stubenvögel) von Dr. Karl Ruß.

Georg Z. in L. Da wird es sich darum handeln, daß Du genau der Form entsprechend, wie der Epheu sich ranken und schlingen soll, aus leichten Holzstäbchen ein Gerüst machst. Der „G. K." wüßte weiter nichts darüber zu sagen, zumal ihm die Oertlichkeit, die Du für die Bepflanzung in Aussicht genommen, ja unbekannt ist.

Otto Wink. Um junge, aus den Eiern gekrochene Raupen zu züchten, legt man das zur Ernährung dienende Futter auf feuchten Sand und die Räupchen darauf. Das Ganze wird mit einer Glasglocke bedeckt. Dreimal täglich lüftet man die Glocke, gibt jeden Tag frisches Futter und läßt die Räupchen so lange unter der Glocke, bis sie groß genug sind, um in den Zuchtkasten gebracht werden zu können. Die Abart Porrima kann man nicht künstlich züchten, dieselbe kommt sowohl bei Levana als auch bei Prorsa vor.

Tierfreund in X, Y, Z: 1) Es kommt, wenn auch sehr selten, vor, daß ein Hund ein dunkles, naturgemäßes Auge hat, während das zweite hell und wie man zu sagen pflegt, abnorm ist. Dies wird wohl bei dem von Dir beobachteten Hunde der Fall gewesen sein. 2) Du hast eine Taube so erzogen und an Dich gewöhnt, daß sie Dir auf Schritt und Tritt nachläuft und auf ihren Namen hört; das ist allerdings eine bewundernswerte Leistung. 3) Wie aus Deinen Zeilen hervorgeht, bist Du überhaupt ein großer Künstler in solchen Dingen — hoffen wir, daß in der Art Deiner Dressur keine Tierquälerei liegt! 4) Der Zeisig frißt in der Freiheit am liebsten Erlen- und Birkensamen; wenn Du dem Deinen im Spätjahr solchen von den an Wegen und Stegen stehenden Bäumen einsammeln willst, so wirst Du ihn damit sehr beglücken. 5) Dein brasilianischer Schmetterling von 14 cm Flügelweite ist immerhin ein beachtenswertes Stück, eigentlich wertvoll für die Sammlung wird er aber dann erst, wenn Du seine Gattung festzustellen und mit richtiger Bezeichnung einzureihen vermagst.

Im Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Jugendgarten.

Eine Festgabe für die Jugend

(Knaben und Mädchen im Alter von 9 bis 15 Jahren).

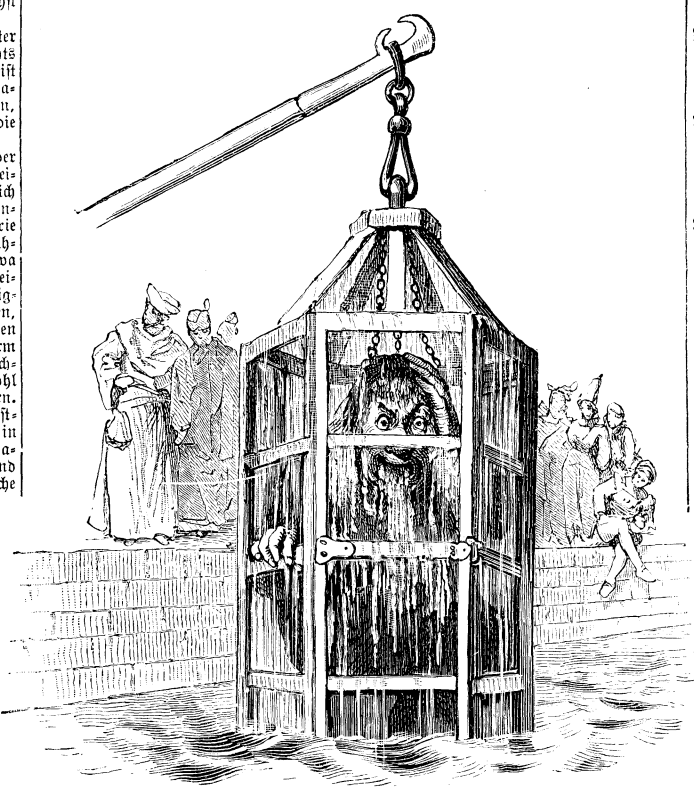
Gegründet von

Ottilie Wildermuth.

Mit zahlreichen farbigen und Tondruckbildern.

Preis elegant kartoniert M. 6. —, in glänzendem Prachtband mit Rücken- und Deckelvergoldung M. 6. 75.

Der neue Band enthält wieder eine Fülle anziehender Erzählungen, Biographien, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, Gedichte, Rätsel, belehrender Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten und gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung.



Der im Mittelalter gebräuchliche sogenannte Bäckergalgen, in welchem die Bäcker, die zu leichtes Brot geliefert hatten, unter Wasser getaucht wurden.

Tauschmarkt.

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken erbitten Dubletten: E. Mosch in Leipzig, Sophienstr. 33. Karl Schwemann in Hagen i. W., Bergstr. 91. Heinr. Schmidt in München, Marienplatz 7 III. Gust. Werner in München, Karlstr. 10 III.

Peter Schnäuzchen (p. Adr.: Red. d. „G. K.") legt sich eine Mineraliensammlung an. Beiträge werden dankbar angenommen. Verbeten: Gewöhnliche Kiesel- und Ziegelsteine, Diamanten und Perlen!

Wilh. R. v. Stillmayr in Linz (Oesterr.), Landstr. 21, sucht einen photograph. Apparat, bietet dagegen einen Seekutter, Spiele, Bücher, Mineralien.

Max Andre in Hannover, Leopoldstr. 10, gibt eine Stempelsammlung gegen Käfer und Mineralien ab.

Otto Heinrich in Weimar, Markt 24 und **Herm. Kühn in Frankfurt a. M., Ginnheimerstraße 9,** haben begonnen Mineralien zu sammeln und bitten die Kameraden um freundl. Unterstützung.

Joh. Zakrajšek, poste restante in Cilli, Steiermark, hat eine sehr schöne Mineraliensammlung und sehr viele seltene römische Münzen gegen eine Sachsen 3 Pfg. rot und andre seltene Marken zu vertauschen.

Emil Gutmann in Wien I, Elisabethstraße 6 III, besitzt Marken, Mineralien, Münzen, Muscheln, erwünscht sind dagegen überseeische Marken, Schmetterlinge, silb. Münzen.

Eugen Lehner, Präparand in Nürtingen, hat 18 echte Generalstabsfarben gegen Schmetterlinge, Käfer oder Mineralien zu vertauschen.

Richard Michel in Zabern, Maurenstraße 10, sucht ein gut erhaltenes Zweirad und Silbermünzen einzutauschen.

Arnold Rabbow in Posen I, Königsplatz 6 p., gibt zwei alte Schriftstücke und Siegel gegen silberne Münzen ab.

G. Junk in St. Ingbert, Gartenstraße, hat eine Steinsammlung, ein kl. Mikroskop und Bücher gegen in- und ausländ. Schmetterlinge zu vertauschen.

Max von Mayer, per Adr.: Herrn Prof. **Radebold in Dortmund,** bietet für alte Münzen und Marken einen Zauberkasten, Schlittenapparat, eine Druckerpresse, viele Bücher.

Wilhelm Terberger in Burgsteinfurt, vertauscht eine eichene Schrauben-Pflanzenpresse, ein Herbarium mit circa 200 Pflanzen, ein Naturbuch, bequem in der Tasche zu tragen, gegen einen gut erhaltenen Induktionsapparat.

Ludwig Kramer in Mannheim, Große Merzelstr. 3, vertauscht einen lebenden Mäusebussard und 4 Paar weiße Ratten gegen Ziervögel.

G. de Ridder in Frankfurt a. M., Mainzerlandstr. 88, sucht ein Paar (Männchen und Weibchen) weiße Mäuse, gibt dafür seltene Briefmarken.

Wer von euch tauscht mit mir für: 1 Induktionsapparat, ziemlich stark mit Element, 1 laterna magica mit 12 Bilder und 1 Farbenspiel und ein Buch über Elektricität und Magnetismus, gegen 4 große (nicht unter 20 cm hohe) Bunsenelemente; jedoch müßten dieselben gut erhalten sein. E. Kleemann in Wien I, Lothringerstraße 1.

Ed. Reitter in Cilli, Steiermark, Grazerstr. 24, tauscht viele Schmetterlinge.

Wer von euch, liebe Kameraden, möchte so gut sein und mir den japanischen Papierfrosch aus Heft 7 senden. Bitte, bitte schön! Ich bin 8 Jahre alt und kann ihn nicht zusammenbringen. Gust. Reicher in Ragusa (Dalmatien), Villa Svilocossi.

C. u. M. Lüders in Berlin NW., Werftstr. 16, tauschen und vertauschen Schmetterlinge, Käfer und suchen Münzen.

Witzraketen.

Mit Genehmigung des glücklichen Uebersetzers: Caesar De Bello Gallico Capitel 42: legio, quam Caesar equis vexerat. Die Legion, welche Cäsar zu Pferde gequält hatte.

Märchen: Was is mit 'nem Schornsteinfeger, wenn er tot is?

Fritze: Det weeß ick nich!

Märchen: Er kehrt nich wieder — hi, hi!!

Am Eisenbahnschalter. „Ich möchte ein Billet nach Leipzig."

— „Welche Klasse?"

„Ober-Sekunda."

Lehrer: „Warum bist Du gestern nicht zur Schule gekommen?"

Gottfried: „Mein Vater brauchte mir nötig."

Lehrer: „So, wozu denn?"

Gottfried: „Er hat mir verhauen."

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 35.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Während Schwarz mit dem „Vater des Storches“ beim Kaffee saß, kam der „Sohn des Geheimnisses“ zu ihnen und bat in bescheidenem Tone:

„Effendi, erlaube mir, dich auf etwas, was du vielleicht vergessen könntest, aufmerksam zu machen!“

„Nun?“ fragte Schwarz.

„Du hast in den letzten Stunden geschlafen und weißt also nicht, wie weit wir vorwärts gekommen sind. Auch kennst du den Fluß noch nicht, und so muß ich dir sagen, daß wir gleich die Schilffelder erreichen werden, von denen gestern abend der Schech der Dschur sprach. Vor diesem Omm Sufah hat Abu el Mot ganz sicher liegen bleiben müssen. Er konnte erst mit Aufgang der Sonne weiter, und auch das nur sehr langsam, da er seinen Schiffen das Schilf aus dem Wege räumen muß; darum ist es gewiß, daß wir ihm nahe sind.“

„Dieser Ansicht bin ich auch.“

„Soll da nicht vielleicht ein kleines Boot vorangehen, um nach ihm auszuschauen?“

„Ja. Dieser Vorschlag ist gut. Willst du das übernehmen?“

„Ich und mein Freund sind bereit dazu.“

„So nehmt das kleinste Boot, welches nicht leicht bemerkt werden kann!“

Wenige Minuten später schoß der leichte Kahn vom Schiffe ab, um die ihm ge-

Die zweite Salve der Maximkanone wirkte noch vernichtender als die erste. Die Ruehr, welche erst so kampfesmutig gewesen waren, warfen ihre Waffen weg und verbargen sich im Innern der Fahrzeuge.

stellte Aufgabe zu erfüllen. Dann kam der Beweis, daß der „Sohn des Geheimnisses“ den Nil genau kannte. Mächtige Omm Sufahfelder bedeckten seine ganze Breite, ursprünglich kaum so viel Raum lassend, daß ein kleines Boot sich hindurchwinden konnte; jetzt aber war eine breitere Bahn frei geworden, auf welcher man den Kahn der beiden Freunde um die nächste Krümmung verschwinden sah. Der Reïs deutete auf diese offene Bahn und sagte:

„Gestern noch ist sie zugewesen. Abu el Mot hat sie brechen müssen. Wir folgen ohne Arbeit hinterdrein, und ich denke, daß wir ihn bald zu sehen bekommen werden.“

Seine Voraussetzung bewahrheitete sich schneller als er vielleicht selbst gedacht hatte, denn als kaum eine Viertelstunde vergangen und man aus der Omm Sufah herausgekommen war, kehrte der Kahn zurück, und der „Sohn des Geheimnisses“ rief herauf:

„Laß die Segel fallen, Effendi! Wir haben die Schiffe gesehen. Wenn du weiterfährst, wirst du von ihnen bemerkt.“

„Sind sie im freien Wasser?“ fragte Schwarz.

„Nein. Sie befinden sich abermals an einem Rohrfelde, durch welches sie müssen. Es können drei Stunden vergehen, bevor sie sich Bahn gebrochen haben.“

„Gut! So lassen wir die Segel und Anker fallen und sehen uns die Schiffe einmal an.“

Die drei Fahrzeuge manövrierten so, daß sie dicht nebeneinander zu liegen kamen, was den Verkehr und die Verständigung bedeutend erleichterte. Dann bestiegen Schwarz, Pfotenhauer, Hasab Murat, Abd es Sirr und Ben Wafa ein Boot, um zu rekognoscieren.

Sie ruderten zwischen so hohem Schilf dahin, daß sie in demselben vollständige Deckung fanden; die offene Mitte des Flusses aber mußten sie vermeiden, wenn sie nicht bemerkt sein wollten. Eine scharfe Krümmung des Flusses lag vor ihnen. Als sie dieselbe passiert hatten, sahen sie die Schiffe liegen, und zwar in einer so geringen Entfernung, daß man sie mit dem Boote binnen zehn Minuten hätte erreichen können.

Schwarz und Pfotenhauer nahmen ihre Fernrohre zur Hand, um die Situation, in welcher Abu el Mot sich befand, zu betrachten. Es gab dort ein Schilffeld, welches von einem bis zum andern Ufer des gerade hier sehr breiten Flusses reichte, und in welchem die Schiffe sich festgefahren hatten. Um nicht noch tiefer hineinzukommen, waren die Segel niedergelassen worden. Neben und vor den Fahrzeugen waren die Boote beschäftigt, mit allerlei Werkzeugen, deren jedes Nilschiff welche besitzt, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

„Kennst du dieses Feld?“ fragte Schwarz den „Sohn des Geheimnisses“.

„Ja. Wir haben Mühe gehabt, es mit unserm Boote zu durchbrechen,“ antwortete dieser.

„Ist das Feld lang?“

„So lang, daß, wie ich dir bereits sagte, wohl drei Stunden erforderlich sind, ehe Abu el Mot hindurchkommt.“

„Und wie ist dann die Strecke?“

„Sie ist nur einige hundert Bootslängen frei. Dann kommt wieder ein Feld, welches den ganzen Fluß bedeckt, aber auch das letzte in dieser Gegend ist.“

„So gibt es keine bessere Stelle zum Angriff als eben diese. Zwischen diesen beiden Feldern nehmen wir ihn fest. Er kann weder vorwärts noch zurück, wenn wir es recht beginnen.“

„Aber an die Ufer kann er,“ warf Hasab Murat ein.

„Das müssen wir ihm unmöglich machen. Mein Plan ist fertig und ich hoffe, daß er eure Zustimmung finden werde.“

„Laß ihn hören!“

„Die beiden Schiffe müssen von allen vier Seiten eingeschlossen werden, so daß weder ein Schiff noch ein Mann entkommen kann. Lassen wir sie erst durch das Feld, an welchem sie jetzt arbeiten. Auf der dahinter liegenden kurzen, freien Strecke wird Abu el Mot angefallen. Vor sich hat er das zweite Feld, durch welches er nicht entkommen kann. Links von ihm gehe ich mit meiner Dahabiëh vor Anker. Hinter ihm, so daß er nicht zurück kann, legen sich ihm unsere beiden Noqer in den Weg — — —“

„So kann er aber doch rechts an das Ufer!“ warf Hasab Murat ein. „Dort muß einer meiner Noqer liegen!“

„Nein! Wenn ich auf ihn schieße, würde ich dein Schiff mit treffen und beschädigen. Du nimmst hundert deiner Leute und gehst mit ihnen an das Ufer, wo du dich so festsetzest und verbirgst, daß du nicht gesehen werden kannst.“

„O, ich verstehe! Das ist gut; das ist eine schlaue Falle!“

„Das thust du bald, noch ehe Abu el Mot jetzt durch das erste Feld gekommen ist. Du bist also vor ihm dort und hast die Aufgabe, weder ein Boot noch einen Menschen an das Land zu lassen. Deine übrigen Leute werden auf die Noqers verteilt, also je hundert Mann auf einen. Auf diese Weise haben wir ihn zwischen uns, und es müßte ein wahres Wunder geschehen, wenn wir ihn nicht mit seiner ganzen Mannschaft in die Hand bekämen. Seid ihr einverstanden?“

Der Plan war vorzüglich; es konnte keinen bessern geben; darum erklärte Hasab Murat sich einverstanden mit demselben, und man kehrte zurück.

Nun wurde sofort ans Werk gegangen, die hundert Mann, welche mit Gewehren versehen waren, auszuschiffen. Da alle Kähne dabei thätig waren, so hatte man sie binnen einer Viertelstunde an das linke Ufer gebracht. Diese Leute standen also unter Hasab Murats eigenem Kommando. Dennoch glaubte Schwarz, sich nicht allzu sehr auf ihn verlassen zu dürfen, und darum erklärte er, einstweilen mit ihnen gehen zu wollen, um den Kampfplatz aus größerer Nähe in Augenschein zu nehmen.

Der hart an das Ufer tretende Wald hatte zwar Unterholz, aber es war nicht so dicht, daß es ein großes Hindernis geboten hätte. Die Leute marschierten flußaufwärts, möglichst nahe am Ufer hin, Schwarz und Hasab Murat an der Spitze.

Nach zehn Minuten sahen sie zu ihrer Linken die Masten des Sandal und des Noqer hoch aus dem Schilfe ragen. Sie befanden sich also parallel mit Abu el Mot. Weiter ging's, an dem Schilffelde hin, bis dieses zu Ende war. Da gab es zu Schwarzens Freude an dieser Seite freies Wasser, welches bis an das Ufer reichte. An demselben standen Büsche genug, hinter denen sich die Leute aus der Seribah Madunga vollständig verbergen konnten.

„Hier bleibt ihr also, bis der Sandal und der Noqer kommt,“ sagte Schwarz. „Ich werde ihnen sofort folgen, denn ich darf ihnen keine Zeit lassen, wegen des neuen Schilffeldes wieder in die Kähne zu steigen. Sobald ihr seht, daß die Boote bemannt werden sollen, schießt ihr jeden weg, der hineinsteigen will.“

„Werden unsre Kugeln die Schiffe erreichen?“ fragte Hasab Murat.

„Ja, denn sie werden sich in die Nähe dieses Ufers halten, weil das jenseitige nicht so schilffrei ist, wie ihr seht. Ich habe euch einen wichtigen Posten anver-

traut; ich hoffe, daß ihr eure Pflicht thun werdet!"

Jetzt kehrte er nach der Stelle zurück, wo das Boot auf ihn wartete, welches ihn nach der Dahabiëh bringen sollte. Auf derselben angekommen, ließ er sogleich die Anker heben, um mit den drei Schiffen möglichst weit vorzurücken und sich dort wieder festzulegen. Ein Posten wurde im kleinsten Boote vor ins Uferschilf gesandt. Er erhielt das Fernrohr mit und hatte den Auftrag, den Sandal und Noger unausgesetzt zu beobachten und sofort zurückzukehren, wenn er sehe, daß diese beiden Fahrzeuge die Segel wieder hissen würden. In diesem Falle waren sie durch das erste Schilffeld gedrungen, und man mußte ihnen schleunigst folgen.

Jetzt machte Schwarz die beiden Kanonen bereit. Er ließ Munition zur Drehbasse bringen und lud sie mit einer Vollkugel. Dann wurde auch die Maximkanone so befestigt, daß man Schüsse aus ihr abgeben konnte. Der Lauf wurde nach Backbord gerichtet und dann wieder mit den Decken belegt. Einige der Asaker waren Artilleristen in Aegypten gewesen. Diesen vertraute er die Drehbasse an und erklärte ihnen den Gebrauch derselben; er selbst wollte die Maximkanone bedienen und beorderte einige Mann zu leichter Handreichung dabei.

Dann erhielt der Reïs und der Mustamel genaue Anweisung, wie sie zu manövrieren hätten. Ben Wafa mußte die Reïsjahn der beiden Noger holen, damit auch diese erfuhren, wie sie und ihre Leute sich zu verhalten hätten.

Ueber diesen Vorbereitungen waren fast zwei Stunden vergangen, und man konnte nun für jeden Augenblick den ausgesandten Posten zurückerwarten. Jeder Soldat stand an seinem Platze, möglichst gedeckt vor den Kugeln der Feinde. Da man wußte, aus welcher Richtung diese Kugeln kommen würden, so war es nicht schwer, für genügenden Schutz zu sorgen.

Pfotenhauer hatte sich fleißig aber wortkarg an den bisherigen Arbeiten beteiligt. Jetzt stand er, sein Gewehr in der Hand, neben Schwarz und sagte:

„Nun wollen wir mal schau'n, ob ich wirklich zum Soldat nix taugen thu' und ob meine Nas' wirklich mir und andern im Weg' ist. Vielleicht wird mir a Stück davon wegg'schossen, womit ich auch zufrieden sein müßt. Ich freu' mich nur auf die Gesichter, welche sie machen werden, wann's uns sehen. Schön wär's, wenn wir an sie kommen könnten, ohne daß sie uns vorher bemerkten!"

„Das ist sehr leicht möglich," antwortete Schwarz.

„Wirklich? Sie werden doch nit bloß nach vorn schauen!"

„Nein; aber es gibt Sandals und Nogers, welche Hecksegel führen, die so weit hinten herabgehen, daß sie die Aussicht nach rückwärts verdecken."

Und sich zu dem in der Nähe befindlichen „Sohn des Geheimnisses" wendend, fragte er diesen, ob die Schiffe Abu el Mots nur die gewöhnlichen Segel führten. Der junge Mann hatte sich das Gewehr und die Munition eines der nun als Kanoniere verwendeten Asaker geben lassen. Er antwortete:

„Diese Schiffe sind plumpe Fahrzeuge; darum hat man ihnen, damit sie viel Wind fassen, noch ein Kalakafal*) gegeben."

„Es ist so, wie ich dachte," erklärte Schwarz dem Grauen. „Vielleicht gelingt es uns, so nahe an sie zu kommen, daß sie uns nicht eher bemerken, als bis wir uns an ihrer Seite befinden."

„Dann wären's Ohrfeigen wert!"

„Warum? Ihr Augenmerk ist nur nach vorn gerichtet, und da sie nicht ahnen können, daß wir sie verfolgen, und ihnen das Segel den Ausblick verwehrt, so würde es gar kein Wunder sein, wenn sie uns nicht sähen. Da! Es geht los! Dort kommt der Posten in seinem Boote. Mag's gut von statten gehen! Reïs, die Segel in die Höhe, und die Anker auf!"

Die Ankerketten rasselten; die Leinwand stieg empor, der Wind legte sich hinein, und die Fahrzeuge setzten sich in Bewegung, die Dahabiëh voran, die Noger hinterdrein, nachdem der zurückgekehrte Posten an Bord genommen worden war.

Schwarz stieg hinauf zum Steuermann, bei dem der Kapitän stand. Die Dahabiëh bog in die Krümmung des Flusses ein, und nun sah man jenseits derselben das durchbrochene Omm Sufahfeld. Die Leute Abu el Mots hatten durch dasselbe einen Kanal gebahnt, durch welchen jetzt die beiden Schiffe segelten. Man konnte die Decks nicht sehen, da dieselben durch die tief herabgehenden Hintersegel verborgen wurden.

„Wir sehen sie nit und sie uns nit," sagte der „Vater des Storches", der mit heraufgekommen war. „Nun glaub' ich auch, daß wir ihnen zum Handreichen nahe sein werden, bevor sie uns bemerken. Das wird aan Schreck' für sie, den ich nit haben möcht'!"

Auf den drei Fahrzeugen herrschte lautlose Stille. Wenn je zwei miteinander sprachen, so thaten sie das flüsternd. Es geht jedem Kampfe eine solche bange Stille voran. Desto lauter wird es dann, wenn die Feindseligkeiten begonnen haben.

Schwarz hatte den Befehl gegeben, Abu el Mot womöglich nicht zu töten, und demjenigen, der ihn lebendig fangen und ihm überbringen werde, eine entsprechende Belohnung versprochen. Nun war das Augenmerk jedes darauf gerichtet, sich womöglich diese Prämie zu verdienen.

Jetzt hatten der Sandal und der Noger den offenen Kanal passiert, und die Dahabiëh fuhr in denselben ein. Sie kam den beiden Fahrzeugen schnell näher. Abu el Mot sah erst jetzt, daß sich ihm nach kurzer, offener Strecke wieder ein neues Schilffeld in den Weg legte. Er befahl infolge dessen, die Segel abermals einzuziehen und die Anker zu werfen. Er saß rauchend bei seinen fünf Homr-Arabern, den Gefährten seiner Unthaten, die damals nach dem verunglückten Ueberfalle an der Quelle des Löwen glücklich mit ihm entkommen waren. Sie hatten von ihrem Vorhaben, den Feldwebel zu überfallen und zu züchtigen, gesprochen; es war ihnen jede Minute kostbar, und nun wurde der Lauf ihrer Schiffe schon wieder von dem dichten Schilfe aufgehalten! Es gab zwar eine Bahn durch dasselbe, aber diese war nur für einen Kahn, nicht aber für größere Fahrzeuge breit genug. Der Schnabel seines Sandal war gerade auf dieselbe gerichtet gewesen und fuhr, ehe der Anker Grund faßte, ein Stück hinein, rechts und links das Rohr auseinanderdrängend. Der Noger kam hinterdrein und legte rechts von dem Sandal bei, während die Segel aus dem Winde fielen.

Dadurch wurde der Blick nach hinten wieder frei, und nun hörte Abu el Mot zu seinem Erstaunen den Ruf des Reïs:

„Ein Schiff hinter uns! Eine Dahabiëh! Allah 'l Allah, wer kann sich das denken!"

Er sprang auf und seine Homr mit ihm, um das so unerwartet erschienene Schiff zu sehen. Daß hinter demselben zwei Noger kamen, konnte man nicht bemerken, da die Dahabiëh sie vollständig deckte.

Kaum hatte Abu el Mot sein Auge auf das Fahrzeug geworfen, so entfärbte er sich.

*) Hecksegel, Hintersegel.

„Kull mlajiki wa schejatin — alle Engel und Teufel!“ rief er erschrocken, „das ist eine Dahabieh des Vicekönigs!“

„Unmöglich!“ antwortete einer der Homr. „Wie kannst du das behaupten?“

„Bist du blind? Siehst du nicht das Wappen vorn am Bug, die Pyramide mit der Sphinx? Und, bei Allah, es sind Soldaten auf derselben!“

„Was wollen sie?“

„Weiß ich es denn? Uns gilt diese Fahrt der Dahabieh jedenfalls nicht. Wir haben nichts zu befürchten, so lange der Offizier nicht weiß, daß ich Abu el Mot bin.“

„Wenn man es ihm nun verrät!“

„Wer sollte das thun? Ihr nicht, die Nuehr nicht, weil sie sonst als Leute von mir ergriffen würden, und die Schiffer, die ich gut bezahle, auch nicht. Und so denke ich, daß — — — Allah akbar! Es kommt noch ein Schiff hinterher und dann gar ein drittes! Zwei Noger! Das ist ja eine wirkliche Amara*)!“

„Laß sie! Du sagst ja selbst, daß es nicht uns gilt.“

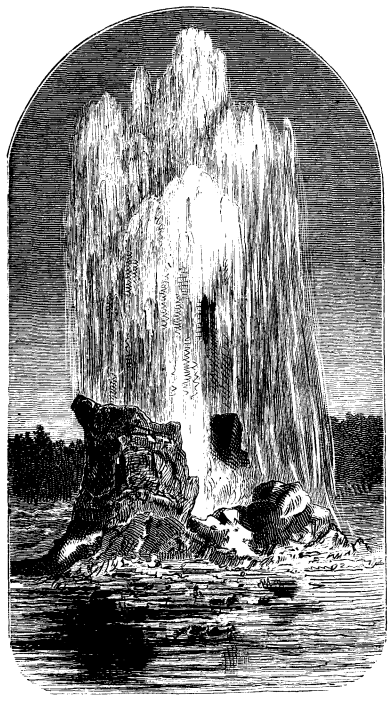
„Das sagte ich, doch — doch — — Himmel und Hölle! Ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht doch mir gälte! Diese beiden Noger kenne ich genau. Sie gehören meinem Todfeinde Hasab Murat auf der Seribah Madunga. Wie kommt er, der Sklavenjäger, mit einem Regierungsschiffe zusammen? Sollten sie ihn auf einer Ghasuah ertappt und ihm die Noger weggenommen haben! Seine Leute kennen mich; sie werden mich verraten.“

„So verstecke dich!“

„Das bringt keinen Nutzen, denn der Offizier wird zu uns kommen und alles untersuchen. Ich leugne, so lange es geht, und dann wehren wir uns. Macht euch zum Kampfe fertig! Seht, da ist die Dahabieh. Sie will sich links neben uns legen, und hinter uns werfen die Noger die Anker. So bleibt im Notfalle immer noch Rettung an das linke Ufer, dem wir nahe genug liegen. Ich werde antworten, wenn er fragt. Sagt den Nuehrs, daß sie sich bereit halten sollen! Zum Teufel, daß wir so wenig Feuergewehre und fast gar kein Pulver bei uns haben!“

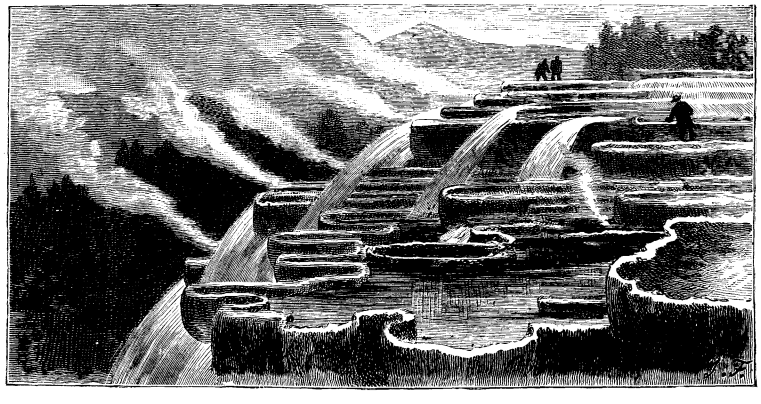
*) Flotte.

Die Dahabieh war da, zur linken Seite des Sandal; sie ließ ungefähr vierzig Schritte von ihm entfernt den Anker fallen und trieb dann an der Kette desselben wieder ein Stück zurück, so daß sie nicht Bug gleich Bug, sondern mehr rückwärts zu liegen kam. So war es ihr möglich, das Deck des Sandals und auch des Noger mit ihren Kugeln zu bestreichen. Die Situation war also folgende:



Geysir im Yellowstone Nationalpark.

Vorn, mit dem Buge ein Stück in dem Rohrdickicht, lag der Sandal, neben ihm der kleinere Noger. Rechts von beiden, und zwar eine halbe Schiffslänge rückwärts, die Dahabieh. Hinter diesen drei Fahrzeugen die beiden Noger aus Madunga, ihnen so nahe, daß von dorther die Flintenkugeln ihr Ziel noch trafen.



Heiße Quellen im Yellowstonethal.

Schwarz hatte sich hinter die Maximkanone gesetzt, so daß er von dem Deck des Sandal aus nicht gesehen werden konnte. Beim Reis stand der Hauptmann aus Faschodah, welcher zuerst sprechen sollte. Er that dies, indem er hinüberfragte:

„Was ist das für ein Sandal und für ein Noger? Wem gehören diese Schiffe?“

„Mir,“ antwortete Abu el Mot, welcher am Rande seines Fahrzeugs stand und mit Befriedigung die kriegerische Haltung seiner Nuehr bemerkte.

„Wer bist du?“ erkundigte sich der Hauptmann weiter.

„Ich heiße Jussuf Helam und bin Händler.“

„Womit?“

„Mit allerlei Waren.“

„Wo bist du her?“

„Aus Wau.“

„Und wohin willst du?“

„Stromaufwärts, um zu handeln und zu tauschen.“

„Mann, ich glaube, du lügst!“

„Allah erleuchte dein Gehör! Ich habe die Wahrheit gesagt; hast du sie nicht gehört, so sind deine Ohren schuld; du hörst anders als man spricht!“

„Spotte nicht; ich kenne dich!“

„Und ich habe dich noch nicht gesehen!“

„Du bist Abu el Mot, der Sklavenräuber.“

„So erleuchte Allah auch deine Augen; denn du siehst Dinge und Menschen, welche gar nicht vorhanden sind!“

„Ich sehe sehr richtig. Ich sehe sogar die fünf Männer, welche hinter dir stehen. Gehören sie nicht zu den Homr, von denen auch Abu el Mot stammt?“

„Nein. Sie sind auch Handelsleute aus Wau, welche ihre Waren auf meinen Schiffen transportieren.“

„Das ist nicht wahr. Ich kenne dich und sie. Der Mudir Ali Effendi Abu hamsah miah in Faschodah läßt euch grüßen. Er sucht nach euch und hat mich beauftragt, euch nach Faschodah zu bringen.“

„Suche die, welche er haben will! Wir sind es nicht.“

„Ihr seid es. Oder wäret ihr wirklich nicht diejenigen, welche an der Quelle des Löwen, westlich von Faschodah, einen fremden Effendi überfielen, um ihn zu töten?“

„W'allah! Das wird schlimm!“ raunte

Abu el Mot seinen Homr zu. „Es kommt zum Kampfe. Wehrt euch gut!“ Und laut antwortete er:

„Wir sind niemals in jene Gegend gekommen und haben nichts mit einem Effendi zu thun gehabt!“

„Auch nicht mit mir?“ fragte jetzt Schwarz, indem er aufstand und sich sehen ließ.

Ein grimmiger Fluch entfuhr den Lippen Abu el Mots. Man sah deutlich, daß er erbleichte. Diesen Fremden hier, so weit von der Quelle des Löwen entfernt, zu sehen, das hätte er für unbedingt unmöglich gehalten. Und zudem mit drei Fahrzeugen und Soldaten! Er wußte wirklich nicht was er antworten, ob er gestehen oder leugnen solle.

„Er ist's,“ sagte einer der Homr hinter ihm. „Aber wir fürchten uns nicht. Die beiden Noqers thun uns nichts. Es sind ja die gefangenen Leute Hasab Murats darauf, und mit der Dahabieh werden wir wohl fertig!“

Diese Worte gaben Abu el Mot seine Fassung und sein Selbstvertrauen zurück, und als jetzt Schwarz seine Frage wiederholte, rief er ihm zornig zu:

„Ja, mit dir habe ich zu thun gehabt, du Hund, du Enkel eines Hundes. Und nun sollst du mit mir zu thun bekommen! Gehe zur Dschehennah!“

Er riß sein Gewehr an die Wange und drückte ab. Schwarz bückte sich blitzschnell hinter die Kanone nieder, und die Kugel flog über ihn hinweg.

„Gebt Feuer! Schießt!“ rief Abu el Mot seinen Leuten zu. „Schießt den Offizier weg!“

Seinem Befehle wurde augenblicklich Folge geleistet. Auf dem Sandal standen zweihundert und auf dem Noqer einhundert Nuehr. Sie sahen auf der Dahabieh nur halb so viel Soldaten und waren überzeugt, daß sie mit diesen bald fertig sein würden. Ihre Gewehre knallten und eine Wolke von Pfeilen und Wurflanzen flogen von ihnen herüber. Aber die Soldaten hatten für Deckung gesorgt. Sie bückten sich hinter die Deckschanze, hinter die Masten, hinter Kisten, Körbe und andre Gegenstände, welche zu diesem Zwecke vorher auf das Deck geschafft worden waren. Es wurden ihrer nur einige leicht verwundet.

Schwarz hatte den Kopf und die Arme unter die Decken gesteckt, welche auf der Kanone lagen, um sie zu maskieren. Er zog die oberste derselben ein wenig zur Seite, so daß er zielen konnte. Er richtete den Lauf. Dabei sah er, daß Abu el Mot, die doppelläufige Flinte, von der nur ein Lauf abgeschossen war, in der Hand, nach ihm suchte. Die zweite Kugel sollte ihn besser treffen als die erste.

Da ertönte als Antwort auf den Angriff Abu el Mots und der Nuehr das Kommando des Hauptmannes. Seine Leute richteten sich auf und schossen. Der Erfolg war bedeutend, wie man sehen und auch hören konnte. Viele der Feinde stürzten nieder; alle aber schrieen auf vor Wut und Kampfbegier.

Jetzt richtete auch Schwarz sich wieder auf. Sobald Abu el Mot ihn erblickte, legte er das Gewehr an, zielte, drückte ab und rief zugleich:

„Hier hast du den Tod! Diesesmal sicher!“

Aber Schwarz' scharfem und geübtem Auge war die kleine Bewegung des drückenden Fingers nicht entgangen. Er machte eine schnelle Drehung zur Seite, wurde abermals nicht getroffen, riß dann die Decken weg und rief antwortend:

„Desto sicherer treffe ich, aber nicht dich, denn dich muß ich lebendig haben!“

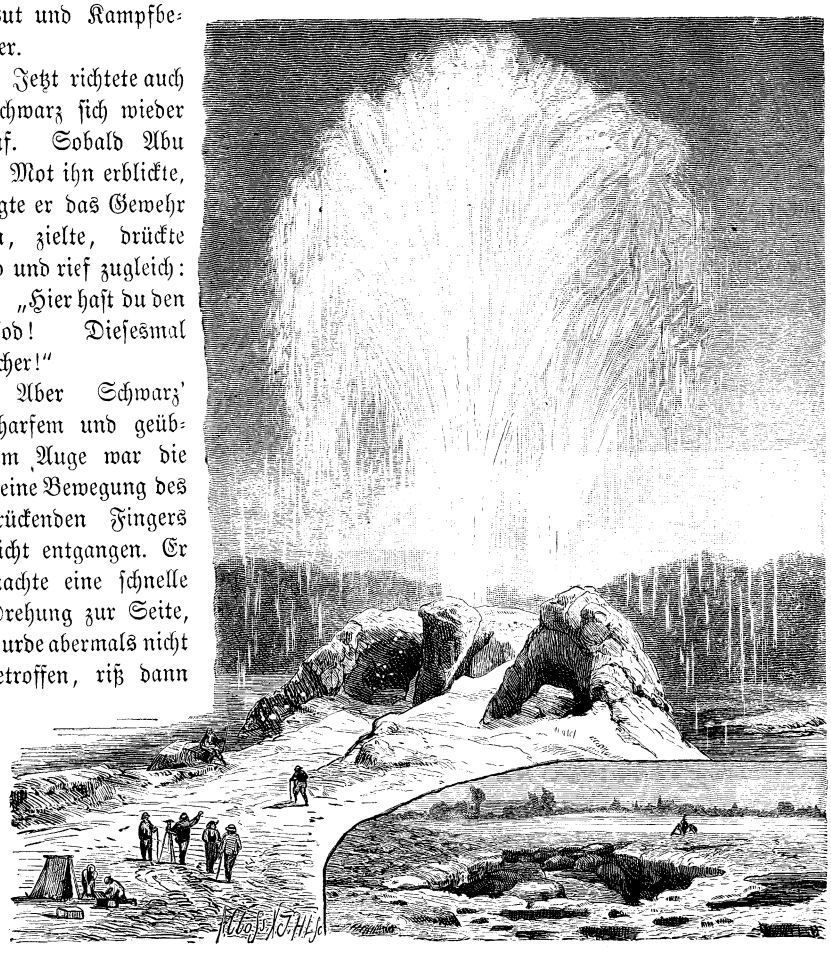
Er ließ den Mechanismus spielen, und die Folgen waren derart, daß Abu el Mot vor Schreck kein Glied zu rühren vermochte. Die Toten und Verwundeten brachen zusammen; alles, was eine Stimme hatte, heulte, schrie und brüllte. Die Projektile hatten nicht nur das Deck des Sandals, sondern auch dasjenige des Noqer bestrichen. Dazu kam, daß nun die Kanoniere auch die Drehbasse ertönen ließen und auf den beiden hinten liegenden Noqers aus Madunga die Schüsse krachten.

Jetzt erkannte Abu el Mot, daß sich auf diesen beiden Fahrzeugen keine Gefangenen befanden. Und wenn er diese Ansicht noch hätte festhalten wollen, so wäre ihm das unmöglich gewesen, denn es ertönte von dahinten eine laute, schnarrende Stimme, welche er sehr genau kannte:

„Das war gut getroffen; das war herrlich! So ist es recht. Ihr Männer, ihr Helden, ihr Tapfern! Ladet schnell wieder, schnell, und gebt es ihm! Möge Allah diesen Abu el Mot verdammen. Schießt, schießt, ihr Feigen, ihr Faulen, ihr Halunken!“

„El Schacher, ‚der Schnarcher‘!“ rief Abu el Mot seinen Homr zu, welche sich um ihn versammelt hatten. „Hasab Murat, der Sohn einer räudigen Hündin, hat sich mit dem Fremden und den Soldaten verbunden. Schießt, schießt! Zielt auf den Offizier und diesen Christenhund!“

Aber sie trafen die beiden nicht, denn der Hauptmann stand hinter dem Maste sicher, und Schwarz hatte sich wieder gebückt, um die Kanone zu laden. Auch die



Geyfir am oberen Yellowstone. Krater des „Grand Geiser“.

Kanoniere hinter der Drehbasse, welche Kugel um Kugel abgaben, hatten sich durch das vorgeschobene Häuschen gedeckt, welches mit starkem Eisenblech gefüttert war und wie eine Panzerplatte die Kugeln auffing.

Die zweite Salve der Maximkanone wirkte noch vernichtender als die erste. Die Ruehr, welche erst so kampfesmutig gewesen waren, warfen ihre Waffen weg und verbargen sich im Innern der Fahrzeuge. Abu el Mot sah ein, daß er sich unmöglich halten könne. Er durfte nicht einmal mehr schießen. Er mußte den kleinen Rest seiner Munition nicht zu seiner Verteidigung, welche ja erfolglos war, sondern zu seiner Rettung verwenden. Er rief seinen Ruehrs zu:

„Schnell in die Boote und an das Ufer! Dorthin ist der Weg noch frei!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunder des Yellowstone-parks.

Neben den Niagarafällen sind die Wunder des Yellowstone Nationalparks die größte Sehenswürdigkeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von den isländischen Geisern, den Wundern des Nordens, habt ihr wohl schon gehört. — Hier ist ähnliches zu sehen, aber in jeder Hinsicht in weit größerem Maßstabe, denn wenn auf Island die Zahl der Geiser eine ziemlich beschränkte ist, so zählt man dieser natürlichen Springquellen hier über 1500 und außerdem springen einige derselben mehr als doppelt so hoch als die isländischen.

Doch bevor wir zur näheren Betrachtung dieser Naturwunder übergehen, zuerst einiges zur allgemeinen Orientierung.

Eine weite Reise ist es, die wir zu machen haben, wenn wir den Yellowstone Nationalpark besuchen wollen. Von Bremen oder Hamburg nach New York braucht man zwölf Tage und von dort bis zum Ziel sind es noch 3500 km, die man mit dem Schnellzuge in weniger als vier Tagen nicht zurücklegen kann. Macht also eine ununterbrochene Reise von 16 Tagen. Da müßtet ihr, um rechtzeitig wieder zu Hause zu sein, eure ganzen Herbstferien verwenden und hättet kaum einen einzigen Tag Aufenthalt, um an Ort und Stelle die Naturwunder in Augenschein zu nehmen. Da thut ihr besser, euch den Flügeln der Phantasie des Guten Kameraden anzuvertrauen, mit denen ihr ja schon so manche schöne Reise unternommen habt. Es bedarf dazu keines Aufwands an Zeit und Geld — ihr braucht euch nicht einmal vom Stuhle zu erheben.

Der Yellowstone Nationalpark ist ein durch Gesetz vom 2. März 1872 durch den Kongreß der nordamerikanischen Union zum Nationaleigentum erklärtes und der Verteilung an Auswanderer und damit auch der Spekulation Einzelner entzogenes Gebiet, größtenteils zum Territorium Wyoming, mit einem kleinen Streifen zum Territorium Idaho gehörig und bildet ein Rechteck von 104 km Länge (von Nord nach Süd) und 88 km Breite (von Ost nach West) oder 9251 km im Quadrat, also annähernd von der halben Größe des Königreichs Württemberg (19504 qkm). Es bietet den Schauplatz einer zwar erloschenen, aber dennoch in den lebendigsten Spuren in Gestalt heißer Quellen noch vorhandenen vulkanischen Thätigkeit, wie sie großartiger nirgends zu finden ist. Das Gebiet hat seinen Namen von dem Flusse Yellowstone, der es durchströmt, der den buchtenreichen 336 qkm großen 7788 Fuß über dem Meer gelegenen Yellowstonesee bildet, den er bedeutend verstärkt verläßt und das Gebiet in nördlicher Richtung durchschneidet, auf welchem Laufe er fünf Fälle von bezw. 162, 350, 1300, 200 und 82 Fuß bildet, die nicht wenig zur Schönheit der Gegend beitragen. Fluß und See sind mit zahlreichen 10—11000 Fuß hohen Bergen umgeben. Der Yellowstone ist ein Nebenfluß des Missouri, dessen Hauptquellfluß, der Madison, westlich vom See entspringt. In derselben Gegend ist auch der Ursprung des Lewis oder Snake River, des Hauptquellflusses des Columbia, so daß also dieses Gebiet eine Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Großen Ocean ist.

Man erreicht den Nationalpark, je nachdem man seinen Wohnsitz mehr südlich oder nördlich hat, mittels der Central- oder der Nordpacificbahn, bezw. deren Zweigbahnen. Mit der Nordpacificbahn ist die Reise insofern am bequemsten, als die Zweigbahn bis hart an die Grenze des Nationalparks führt. Dieser ist von zahlreichen guten Wegen durchschnitten und an zwölf verschiedenen Stellen mit Gasthäusern versehen, von denen sich drei am See, zwei am Fluß Yellowstone, vier im Gebiet des Madison befinden. Letzteres Gebiet bildet auch den Mittelpunkt der Geiserthätigkeit.

Das Gebiet des Yellowstone Nationalparks war 1869 ein unbekanntes Land; in diesem Jahre wurde es von Cook und Folsom aus Montana zuerst besucht. 1870 bereiste es der Generalingenieur Waschburne und 1871 erfolgte seine erste genaue Untersuchung durch den Geologen Hayden der Vereinigten Staaten, auf dessen Bericht hin das obenerwähnte Gesetz erlassen wurde.

Um in das Geisergebiet des Madison zu gelangen, betreten wir den Nationalpark von Norden her durch das Thal des Gardiner, eines Nebenflusses des Yellowstone und kommen zuerst zu den Mammutquellen, wo sich ein Hotel befindet. Bei diesen Quellen ist die eigentliche Geiserthätigkeit schon erloschen, sie sind aber merkwürdig wegen der ebenso großartigen wie wunderbar schönen Sinterbildungen. Ganz massenhaft türmt sich das Gestein auf in Form von Bastionen, bald platt abfallend, bald in Kaskaden, und oben auf dem Plateau dieser Bastionen setzt sich die Arbeit des heißen Wassers noch immer fort, aber in ruhigem Tempo. Aus den Oeffnungen siedet das Wasser auf und es haben sich hübsch geformte Becken mit geschwungenem Rande im Rokokostil gebildet. Innerhalb derselben schichten sich allmählich die Niederschläge auf, mit den zartesten Farben und Gebilden die Becken bekleidend. Ueber die Ränder der Bassins fließt dann das Wasser den Abhang hinab, seine Niederschläge in versteinerten Kaskaden zurücklassend.

Die Wasserscheide zwischen Gardiner und Madison im Hibbardspaß überschreitend, gelangen wir in das Norris-Geisergebiet. Aufsteigender Qualm zeigt schon von ferne die Stelle, wo wir die Wunder schauen sollen. Nach kurzer Wanderung durch ein Gehölz treten wir auf den Rand einer Bodeneinsenkung und übersehen das Becken. Ein wunderbar seltsamer Anblick! Eine blendend weiße Fläche, vielleicht zehn Minuten in ihrer schmalen Ausdehnung zu durchwandern, liegt vor uns und auf dieser Fläche zischt, siedet, brodelt, dampft und qualmt es überall. Man zögert hinunter zu steigen und vorwärts zu gehen. Wohin man sich wendet, quillt das heiße Wasser aus der Erde in Blasen, Sprudeln, kleinen Springbrunnen, aus Spalten dringt Qualm, dort zischt jede Minute ein kleiner Geiser auf, da dröhnt der Boden von dem Dampfe,

welcher der Erde entströmt, es ist, wie wenn eine mächtige Lokomotive den Dampf abbläst; dicht daneben ein kleiner Schlammvulkan; eine graue dickflüssige Masse kocht im Becken unaufhörlich auf, und plötzlich, als ob der tückische Geselle den Besuchern einen Schabernack spielen will, wirft er sein Schlammwasser zehn Fuß hoch auf und rings umher zugleich einen heißen erstickenden Qualm ausstoßend.

Aber dies ist nur ein schwaches Vorspiel. In kurzer Zeit erreichen wir den Mittelpunkt des Beckens mit dem Geiser Monarch. Wir melden uns zur Audienz, aber der hohe Herr läßt uns ein Weilchen warten, bis wir vorgelassen werden, dann aber entschädigt er uns, indem er sich in seiner ganzen Majestät zeigt. Einhundert Fuß steigt der siedende Wasserstrahl empor. Lächelnd sagt er, ich kann's noch besser, aber nach mir kommt doch noch ein Größerer.

Wir befinden uns im Thal des Gibbon (eines Nebenflusses des Madison), der am Ausgang des Beckens einen Wasserfall von 85 Fuß Höhe bildet. Eine kurze Wanderung über einen niederen Bergrücken führt uns in das Thal des Madison und das untere Geiserbecken dieses Flusses. Bevor wir dasselbe betreten, wollen wir eine kurze Erklärung über die Art und Weise geben, wie die Thätigkeit der Geiser zu stande kommt.

Das aus großer Tiefe aufsteigende Wasser der Geiser besitzt wegen der Temperaturzunahme nach dem Erdinnern eine große, 100° übersteigende Hitze, verwandelt sich aber infolge des bedeutenderen Druckes in der Tiefe noch nicht in Dampf, sondern erst, wenn es emporkommt; dann tritt aber die Dampfbildung plötzlich ein, wodurch die umgebenden Wassermassen mit emporgerissen werden. Bei einigen Geisern wird wegen der Weite der Röhre das heraufsteigende Wasser durch die Luft und die umgebenden Gesteine in seinen obersten Schichten unter den Siedepunkt abgekühlt. Dadurch wird der Vorgang ein periodischer. Während nämlich nach dem Ende einer Eruption das Wasser allmählich die Röhre wieder füllt, besitzt es an keinem Punkte die Temperatur, die zu seiner Verwandlung in Dampf unter dem auf ihm lastenden Drucke erforderlich ist; in der Mitte des Rohres kommt die Temperatur dem Siedepunkte am nächsten. Hier erreicht sie denselben, daher auch durch die fortwährende Erwärmung das Wasser heftig aufquillt und die Gewalt des sich bildenden Dampfes schleudert plötzlich die ganze darüberliegende Wassersäule in die Luft. Zugleich kommen dadurch die tieferen Schichten unter geringeren Druck und verwandeln sich daher gleichfalls in Dampf. Das emporgetriebene Wasser fällt teils außerhalb des Beckens nieder, daher der gesunkene Wasserspiegel nach dem Ausbruch; teils stürzt es in das Becken zurück und führt durch seine Abkühlung das Ende der Eruption herbei.

Nun können wir Old Faithful (zu deutsch: alter, braver Kerl), einen der interessantesten Geiser des ganzen Parks, in Augenschein nehmen. Oben aus den Oeffnungen einer von ihm im Laufe der Zeiten aufgeworfenen kleinen Anhöhe entweichen fortwährend Dampfwolken. Man steigt unmittelbar bis zur Oeffnung: es ist ein unregelmäßig geformter Schlund von einigen Fuß Durchmesser. Man sieht das Wasser in heftig kochender Bewegung auf- und niederwallen. Plötzlich steigt es, die Dampfentwicklung wird lebhafter, das Wasser wallt über den Rand und Old Faithful thut seine Schuldigkeit. Alle 63 Minuten springt der Geiser. Die Wassersäule steigt großartig empor, eingehüllt in Dampfwolken, und stürzt in Bogen nieder; einige Minuten nimmt das Schauspiel an Großartigkeit zu, die unterirdischen Gewalten schleudern das Wasser immer höher. Es ist, als ob ein Aufsteigen mit dem andern wetteifern wollte, kleinere Wassersäulen entwickeln sich neben dem Hauptstrahl, gleichsam den Fuß desselben bildend, aus einem schön wallenden Mantel von Sprühregen und Dampf.

Old Faithful thut zuweilen Waschdienste. Kleidungsstücke, die man hineinwirft in den Schlund, werden häufig wieder ausgespieen. In dieser Beziehung ist Old Faithful aber nicht ganz zuverlässig. Von den Schnupftüchern, die wir hinein warfen, hat er mehrere behalten.

Wir betreten nun den Mittelpunkt der Madison-Geiserregion, wo Excelsior, der größte, herrlichste, das Regiment führt. Er steht an der Spitze nicht nur der Geiser des Parkes, sondern der ganzen Welt und wir hatten das Glück, ihn in seinem höchsten Glanze zu sehen. Als wir ankamen, waren gerade alle Anzeichen einer zu erwartenden Eruption vorhanden. Unser Führer warf mehrere kopfgroße Steine in den Schlund, kurz darauf ein zorniges Grollen und in einem mehrere Fuß dicken Strahl hob sich blitzschnell die Wassersäule, etwa 150 Fuß hoch, die hineingeworfenen Steine wie Raketen noch höher emporschleudernd. Gleich darauf ein zweiter Strahl, der aber zur doppelten Höhe, also 300 Fuß, stieg und sich beim Niederfall garbenförmig ausbreitete. Gerade zehn Minuten hatte dieses grandiose Schauspiel gedauert, währenddessen wir natürlich in sprachlosem Erstaunen dastanden.

Obwohl wir nun das Beste gesehen, so erwartete uns doch noch manche Ueberraschung. Zunächst begaben wir uns an einen Wasserfall des Madison, der wegen seiner wunderbaren Schönheit der Feenfall heißt. Er fällt in mehreren Stufen 250 Fuß herab. Nun betreten wir nach kurzer Wanderung das obere Geiserbecken. Es ist nicht nur ausgezeichnet durch seine große Anzahl von Geisern, sondern auch durch die mannigfaltigen Formen derselben. Da ist zunächst der Bienenkorb, so benannt nach dem Bau, mit welchem er seine Mündung umgeben hat. Der Bienenkorb ist etwa drei Fuß breit und vier Fuß lang. An der Basis hat er einen Umfang von 20 Fuß. Der Korb steht ziemlich frei auf dem Hügel und ist nicht von einem Becken umgeben. Die Eruption hat manche Eigentümlichkeiten. Der Strahl wird mit großer Gewalt in die Höhe geworfen, breitet sich fächerförmig aus und die Tropfen verdunsten meistens in der Höhe, so daß er wenig Wasser auf den Boden wirft. Die Hauptsäule steigt bis zu 219 Fuß. Dauer der Eruption fünf Minuten.

Nun nehmen wir den Grand, den Großen, in Augenschein, der zwar nur 200 Fuß hoch steigt, sich aber durch seine ganz gerade, gleichmäßige, ununterbrochen 20 Minuten lang emporsteigende Wassersäule auszeichnet.

Ebenso hoch steigt der Splendid, der Strahlende, so genannt, weil er sein Wasser fächerförmig emportreibt. Unbeschreiblich schön ist denn auch das Glitzern der in der Luft zu Millionen von Tropfen zerstiebenden Wassermassen und das Farbenspiel des Regenbogens, das sie hervorbringen, wenn man zwischen Sonne und dem Geiser Stellung nimmt.

Auch an einem ehrlichen Schrecken fehlte es nicht. Der Riese bereitete ihn uns, indem bei seinem 25 Minuten dauernden 250 Fuß hoch steigenden Ausbruch die Umgebung heftig zitterte und ein Gebrüll sich hören ließ, das hundertmal stärker war als das eines alten Löwen.

Aus dem nahen Gasthof ertönte jetzt

die Glocke zum Mittagessen, nach dessen Beendigung wir uns über die Kontinental-Wasserscheide, d. h. die Wasserscheide der zwei Oceane, nach der Westbai des Yellowstonesees begaben. Von dem dort gelegenen Gasthof machten wir per Dampfer die Ueberfahrt nach dem Gasthof am nördlichen Ende des Sees, wo wir übernachteten, um am andern Morgen durch das Thal des Yellowstone den Rückweg anzutreten.

Die Zerstörung Heidelbergs.

Unter dem Vorwand, daß er Erbansprüche an die rheinische Pfalz habe, ließ der französische König Louis XIV. im Jahre 1689 eine wahre Mordbrennerbande in dies blühende Land einfallen, die denn auch mit Greueln ohnegleichen gegen die wehrlosen Bewohner verfuhr. Der König hatte selber seinem General die Losung geschickt: Verbrennt die Pfalz! Acht Jahre wüteten die Franzosen im Lande.

Am allerschlimmsten suchten sie das liebliche Heidelberg heim, wo sich die Universität und die prächtige Residenz des Kurfürsten befand. Ihr Schloß auf der waldigen Höhe am Kaiserstuhlberg war eins der schönsten und größten im Deutschen Reich. Der älteste Teil desselben stammte von Ruprecht her, Ende des 14. Jahrhunderts. Die Kurfürsten des 16. und 17. Jahrhunderts, besonders Otto Heinrich und Friedrich V., der König von Böhmen, vergrößerten den Bau und befestigten ihn durch mächtige und stark gemauerte Türme. Als der französische General Melac 1689 Heidelberg überfiel, ließ er gegen alle Uebereinkunft mit dem Kurfürsten das Schloß sprengen.

Doch es war dies nur das Vorspiel der Greuel, die vier Jahre später von diesen Mordbrennerscharen Ludwigs XIV. an Heidelberg verübt wurden. Am 9. Mai 1693 kamen an fünf Regimenter Franzosen und eroberten schon am 11. Stadt und Schloß durch Verräterei des Kommandanten von Heydersdorf fast ohne Gegenwehr. Kaum war die Stadt, diesmal von dem französischen Marschall de Borge eingenommen, so fingen die Soldaten an, die Bürger ohne Unterschied niederzuhauen und ihre Häuser zu plündern. Die sich in das Schloß oberhalb der Stadt flüchteten, verfolgten sie dahin und ermordeten sie. Sie drangen in die prächtige Burg, legten Feuer darin an, zerschlugen die herrlichen Kunstwerke und schleuderten die Möbel und Zimmerausstattungen zu den Fenstern hinaus. Es gab keine Gnade und Erbarmen. Wer sich von den Einwohnern sehen ließ, wurde vielmehr aufs gräulichste mißhandelt, Männer, Weiber und hilflose Kinder.

In der Stadt trieben sie dieselben wie Vieh zusammen in die Heiligengeistkirche, bis diese derart vollgepfropft von den Armen war, daß keiner darin sich rühren konnte. Dann hieben die Soldaten wie Henkersknechte auf sie ein und zündeten die Kirche an, so daß innen, wie der Chronist sagt, „ein solches jämmerliches Geschrei und Heulen entstand, daß sich der Himmel hätte darüber erbarmen mögen. Es ließ sich dieser barbarische Feind auch nicht eher zum Mitleiden bewegen, als bis der Turm bald umfallen wollte und die Kirche in vollen Flammen stand, da er sie dann endlich wieder herausließ." Ganz Heidelberg brannte innerhalb zehn Stunden nieder und war nur noch ein Stein- und Aschenhaufen.

Das Schloß war eine Ruine, der riesige Turm lag durch Pulver gesprengt halb geborsten im Wallgraben. Und des zu Ehren hatte Ludwig XIV. die Schamlosigkeit, eine Medaille schlagen zu lassen, mit der Inschrift: Heidelberga deleta! Zerstörtes Heidelberg!

Die Schloßruine blieb, wie die Franzosen sie sich zum schmählichen Denkmal gesetzt und ein zündender Blitzstrahl sie 1764 völlig ausbrannte, bis heutigestags, großartig und wehmütig in ihrem Eindruck für alle die zahllosen deutschen und fremdländischen Wanderer, die da durch Waldesschatten und herrliche Gartengänge hinaufsteigen, sie zu besichtigen.

Meine eigene Stube.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als ich nämlich am neunten Tage, mittags, nach Hause kam und singend meine Stube betrat, sah ich den halben Fußboden mit — Zwiebeln bedeckt. „Was bedeutet denn das?" sprach ich unwillig zu mir selbst. Ich stellte meine Bücher ins Büchergestell, schleuderte verdrießlich ein halbes Dutzend Zwiebeln, das mir im Wege lag, mit der Spitze des Stiefels bis hinten unter das Bettgestell und begab mich mit gerunzelter Stirn hinab in die Wohnstube. Hier saß die Familie bereits um den Mittagstisch versammelt.

„Mutter, was bedeutet denn das," platzte ich sofort in gereiztem Tone los, „daß auf meiner eigenen Stube der ganze Fußboden mit Zwiebeln belegt ist?"

„Wie du übertreiben kannst, Theodor!" entgegnete meine Mutter äußerst gelassen; „der ganze Fußboden ist es nicht, sondern nur ein bescheidenes Eckchen."

„Ein nettes, bescheidenes Eckchen! Jedenfalls sieht die Stelle aus wie eine richtige Zwiebelrabatte. Wer hat die Dinger auf meine Stube geschleppt — und was sollen sie da?"

„Die Zwiebeln hat Lisette dorhin gelegt — und sie sollen da nachtrocknen."

„Lisette?" fragte ich mit gedehnter Stimme.

„Jawohl, Lisette — aber auf meinen Befehl," erwiderte Mutter in strengem Tone.

„Ist denn auf dem Söller nicht Platz genug zum Nachtrocknen dieser Knollengewächse?" wendete ich ärgerlich ein.

„Platz wohl," antwortete Mutter; „aber es sind auch Mäuse dort, welche uns die Zwiebeln auffressen. Und da Vater sie nun so sehr gern ißt, z. B. am Hammelbraten —"

Damit war mein Vater, die erste Autorität der Familie, in die Debatte gezogen. Mutter hatte sich einer Kriegslist bedient. Vater räusperte sich denn auch alsbald und bemerkte, zu mir gewandt:

„Ich begreife nicht, Theodor, wie du dich über die paar Zwiebeln so ereifern kannst! Man muß doch einen Platz zum Trocknen derselben haben! In die beste Stube, auf den Brüsseler Teppich, können wir sie doch nicht legen! Auf dem Söller werden sie, wie du hörst, von Mäusen gefressen; da lag es doch nahe, daß Mutter deine Stube in Anspruch

Zerſtörung von Heidelberg.

nahm. Uebrigens dauert das Trocknen der Zwiebeln ja auch nur wenige Wochen."

„Und während derselben," entgegnete ich weinerlich, „kann ich niemand von meinen Freunden auf meine Stube führen. Sie hieß bis jetzt bei meinen Mitschülern das grüne Gewölbe; den Namen ließ ich mir noch gefallen, weil er der berühmten Dresdener Schatzkammer entlehnt ist; aber fortan, das weiß ich schon, würde meine Stube die Zwiebelbude heißen, und das paßte mir wahrhaftig nicht!"

„Mein lieber Junge," bemerkte Vater in neckischem Tone, „wenn deine Freunde deiner Stube wirklich einen derartigen Namen beilegen sollten, so beschäme diese Freunde dadurch, daß du sie belehrst, die Zwiebel sei eine höchst klassische Pflanze. Die alten Griechen, die Perser, die Israeliten hätten die Zwiebel sehr geschätzt; namentlich aber sei sie den Aegyptern eine höchst wichtige Speise gewesen; so wären beim Bau der Cheops-Pyramide allein 1600 Talente, d. i. 720 000 Mark, für Zwiebeln, Rettiche und Knoblauch verausgabt worden . . . Wenn deine Freunde das hören, so werden sie staunen —"

„Und mir den Spitznamen ‚Zwiebelfresser' geben," fiel ich ärgerlich ein.

Da Vater merkte, daß ich seine humoristische Auffassung der Zwiebeleinquartierung auf meiner Bude nicht teilte, wurde er wieder ernst und sagte mit Nachdruck: „Basta, die Zwiebeln bleiben auf deiner Stube, bis sie trocken sind!"

Nun wußte ich, daß ich kein Wort mehr über die Sache äußern durfte. Schweigend würgte ich mein Essen hinunter. In übelster Laune zog ich mich nach Beendigung der Mahlzeit sofort auf meine Stube zurück, wo meine Stiefelspitzen wiederum ein paar vorwitzige Zwiebeln in die fernste Ecke schleuderten.

Man gewöhnt sich an alles, namentlich wenn man muß. So gewöhnte ich mich denn auch an die Gegenwart von Zwiebeln auf meiner eigenen Stube. Nur hütete ich mich, Freunde mit nach Hause zu bringen und diese die Entweihung des grünen Gewölbes sehen zu lassen. Dem Rudolf Brune, der einmal durchaus mit wollte, sagte ich, meine Bude würde geschrubbt; dem Anton Schwertfeger, der sich ein Buch von mir leihen wollte, bemerkte ich, meine Bude würde geweißt; dem Gerhard Lehmkuhl, der meine Schmetterlinge sehen wollte, flunkerte ich vor, das halbe Dach sei abgedeckt: so wurde ich gar zum Lügner durch die dummen Zwiebeln. „Ach, wenn sie doch endlich trocken wären!" seufzte ich im quälenden Bewußtsein meiner Erbärmlichkeit.

„Lisette, sind die Zwiebeln denn noch nicht trocken?" fragte ich eines Nachmittags, als ich um vier Uhr aus der Schule nach Hause kam und die Magd in der Küche um den Kaffee ersuchte.

„Nee," antwortete Lisette und grinste dazu.

„Was haben Sie denn zu lachen, Lisette?" fragte ich unwirsch.

„Na, der junge Herr wird's schon erfahren, wenn er nach oben kommt," antwortete die Magd und grinste noch verletzender.

Von banger Ahnung getrieben, eilte ich, ohne den Kaffee abzuwarten, nach oben. Mit raschem Handgriff warf ich die Thür meiner Bude auf — oder wollte sie vielmehr aufwerfen, denn als dieselbe in rechtem Winkel stand, ging sie nicht weiter: ein Hemmnis mußte sich hinter der Thür befinden. Ich guckte um die Thür herum und gewahrte — eine mächtige eisenbeschlagene Kiste hinter der Thür, gerade den Raum zwischen dieser und der einen Längswand ausfüllend. Auf der andern Seite lagen die Zwiebeln, die immer noch nicht trocken waren. Das Blut, ich fühlte es, stieg mir in die Wangen, vor Grimm. „Das nennt sich nun meine eigene Stube!" knirschte ich und warf meine Schülbücher auf den Tisch. Dann maß ich die eisenbeschlagene Kiste noch einmal mit wütenden Blicken. Hierauf näherte ich mich derselben, riß mit zitternden Händen den Deckel auf und blickte hinein: Wäsche, schmutzige Wäsche war darin! „Hahaha!" lachte ich höhnisch; „eine nette Gesellschaft für Cäsar und Livius, für Ovid und Virgil, für Schiller und Goethe!" Krachend fiel der schwere Deckel zu. „Ein prachtvolles Möbel, diese Kiste," sprach ich spöttisch, „höchst bequem als Sofa zu benutzen!"

Dann verließ ich die Stube und polterte die Treppe hinunter — hinein in die Wohnstube, wo die arme Mutter allein an ihrem Nähtische saß, emsig nähend.

„Was ist denn das für eine Wirtschaft," schimpfte ich, „mir eine Kiste mit schmutziger Wäsche auf die Bude zu stellen? Soll das Ungeheuer da stehen bleiben?"

„Theodor," erwiderte Mutter, von ihrer Näharbeit mit leicht gerunzelter Stirne aufblickend, „ich bitte mir aus, daß du einen etwas ehrerbietigeren Ton mir gegenüber anschlägst! Es geziemt sich nicht für Kinder, so mit ihren Eltern zu sprechen. Um dir eine kurze und bündige Antwort auf deine Frage zu geben, bemerke ich, daß die Kiste jetzt dort stehen bleibt, wo sie steht."

„Und weshalb, Mutter?" fragte ich ein wenig kleinlauter.

„Die Kiste," sagte Mutter, „hat bisher auf dem Söller gestanden; auf dem Söller aber sind Mäuse, wie du wissen wirst. Die Mäuse haben sich nun kürzlich Zugang in die Kiste verschafft und verschiedene Wäschestücke zernagt — unter anderm auch deine neuen Faltenhemden."

Ich hielt dies mit den Faltenhemden für eine weibliche Kriegslist und erwiderte: „Ich will gern auf alle Faltenhemden verzichten — laß die Mäuse sie fressen! — wenn ich nur die Kiste, die fürchterliche Kiste nicht auf der Bude zu haben brauche."

„Theodor," bemerkte Mutter in höchst verwundertem Tone, „wie kann eine leblose Kiste dir so unangenehm auf deiner Stube sein?"

„Ach, Mutter, das verstehst du nicht," entgegnete ich mit jammernder Stimme; „wenn man dichtet, wenn man ein Trauerspiel in fünf Akten unter der Feder hat — Cato von Utika — — — und wenn man gerade bei dem großen Monologe Catos steht — und dann eine Kiste mit schmutziger Wäsche auf die Bude bekommt — — — dann ist es mit aller Poesie auf einmal aus!"

„Aber früher mußtest du doch im Beisein von Linchen und Minchen, von Hänschen und Fränzchen, von Rosalie und Amalie arbeiten," warf Mutter ein, „und die Kinder machten doch wohl Spektakel; aber eine Kiste mit Wäsche, die sagt doch nichts und thut doch nichts und fängt auch keinen Streit an; ich begreife nicht, Theodor, aufrichtig gestanden, wie du über eine Kiste so erregt sein kannst!"

„Aber wenn diese Kiste mir die ganze Stube verdirbt!"

„Die ganze Stube! Da übertreibst du nun wieder. Im Uebertreiben bist du überhaupt sehr stark, Theodor! Ein bescheidenes Eckchen nimmt die Kiste weg; und es sind noch dazu deine Faltenhemder, die in der Kiste stecken."

„Meinetwegen mögen die Mäuse —"

„Ich weiß schon, was du sagen willst," erwiderte Mutter; „du hast es schon mal gesagt: die Mäuse möchten sie fressen. Damit bin ich aber nicht einverstanden —

Hemden, von denen das Stück sechs Mark kostet! — und da ich keinen andern Platz für die Wäschekiste habe, so muß sie schon auf deiner Stube bleiben."

„Aber mein Cato von Utika!" jammerte ich.

„Ich glaube nicht," entgegnete Mutter herbe, „daß unsre Theaterdirektion darauf wartet."

„O Mutter!" stieß ich vorwurfsvoll hervor. Dann schwieg ich, bis ins innerste Herz getroffen.

Die Kiste blieb auf meiner Bude. Auch die Zwiebeln setzten ihren dortigen Aufenthalt fort. Cato von Utika aber fand keine Fortsetzung — sein großer Monolog blieb ungesprochen.

Ich barg die Enttäuschung, welche mir meine eigene Stube bereitete, in den tiefsten Tiefen des Herzens. Kein Wort mehr ließ ich fallen über die Zwiebeln, über die Wäschekiste; nur innerlich sprach ich die Worte des Dichters nach:

„O, dieser Mund ist viel zu stolz,
Er kann nur lachen und scherzen —
Er spräche vielleicht ein höhnisches Wort,
Während ich stürbe vor Schmerzen."

Mein Schweigen schien die Mutter für Zustimmung zu halten. Mutter wurde kühner — und eines Tages fand ich die ganzen Wände meiner Stube mit grünen Bohnen garniert, welche auf Fäden gereiht, dort unzweifelhaft trocknen sollten. Ich hatte nur noch ein schmerzliches Lächeln für diesen Anblick. Auf dem Fuße war mir die Mutter gefolgt.

„Lieber Theodor," sagte sie in herzlichem Tone, „sei nicht böse über diesen kleinen Eingriff in deine Stubenrechte. Es sind Salatböhnchen, die der Vater im Winter so gerne ißt. Ich konnte sie nirgendwo im Hause trocken bekommen, da dachte ich an deine luftige Stube. In spätestens vierzehn Tagen werden die Dinger trocken sein, und du machst dich um den guten Papa verdient, wenn du diesen Wandschmuck duldest."

„Gewiß, liebe Mutter, werde ich ihn dulden. Der Wandschmuck paßt ja vortrefflich zu den Zwiebeln — beides erinnert so hübsch an eine landwirtschaftliche Ausstellung. Uebrigens ist die Stube ja auch deine eigene Stube."

„Das sagst du nun wieder so sonderbar," erwiderte Mutter betrübt, „daß ich an deiner Aufrichtigkeit zweifle. Lieber Sohn, du solltest bedenken, daß, wenn man zur Miete wohnt — und ein beschränktes Einkommen hat — und sieben lebendige Kinder zu ernähren hat . . ."

Hier wischte sich Mutter die Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze.

„Mutter, liebe Mutter," bat ich nun aus aufrichtigem Herzen, „weine nicht! Ich will dir ja gern gestatten, hier aufzustellen und aufzuhängen, was dir beliebt."

„Wolltest du das, Theodor?" fragte Mutter, rasch getröstet. „Ja, du bist im Grunde doch ein guter Junge, ich weiß es. Sieh, Theodor, ich habe da noch einige Weißkohlköpfe, die ich gern für den Winter aufbewahren möchte; nun hat mir die Frau Kataster-Controleur Robowolski gesagt, man müsse dieselben am Stengel frei schwebend aufhängen, dann hielten sie sich bis in den März hinein, ohne ein faules Fleckchen zu zeigen. Wenn du nun nichts dagegen hast, Theodor, dann hänge ich am Plafond deiner Stube die Weißkohlköpfe auf — es sind nur etwa vierundzwanzig Stück."

„Thu es, liebe Mutter," antwortete ich mit der Ruhe eines Stoikers, denn um alles in der Welt hätte ich meiner Mutter nicht wieder Thränen in die Augen treiben mögen.

Als ich am nächsten Mittag aus der Schule nach Hause kam, baumelten vierundzwanzig Weißkohlköpfe vom Plafond meiner Stube herab. „Wenn's noch Citronen wären!" seufzte ich; „dann könnte ich wenigstens mit Goethe deklamieren: ‚Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?' Aber Weißkohlköpfe —!"

Um nicht Gefahr zu laufen, einen meiner Mitschüler mit auf meine Bude — eine solche Bude! — bringen zu müssen, zog ich mich von allem Umgang, von aller Kameradschaft zurück. Dafür erntete ich von meinen verletzten Mitschülern den Spitznamen „der Einsiedler auf der Sankt Thomasklippe" — nach dem Titel eines damals landläufigen Romans.

Von jetzt an beschleunigte das Verhängnis seine Schritte.

Durch die Guirlanden von grünen Bohnen, welche die Wände meiner Stube kränzten, — durch die Weißkohlköpfe, deren jeder mir wie ein Schwert des Damokles über dem Haupte hing, war mir wenigstens kein Raum auf der Stube geraubt worden; anders war es freilich mit den Zwiebeln und der Wäschekiste: diese beanspruchten schon eine nette Bodenfläche für sich; aber es war mir immer noch ein hinreichender Raum zu freier Bewegung auf meiner eigenen Stube geblieben.

Auch dieser Raum ward mir genommen, denn eines Mittags fand ich auf meiner Stube eine — Wäschemange!

Eine funkelnagelneue Wäschemange von den riesigsten Dimensionen!

Trotz meines Stoicismus war ich starr vor Ueberraschung.

Mein Bett war, um dem neuen Eindringling, diesem vierschrötigen Ungeheuer Platz zu machen, höher hinauf gerückt worden, bis hart an die Fensterwand. Dieses Bett und die Mange nahmen die eine Längsseite der Stube ein; die andre Längsseite beanspruchten der Bücherschrank, der Tisch und die Stühle: so blieb mir nur in der Mitte der Stube ein ganz schmaler Gang, der auf das Fenster zuführte. Unter ingrimmigem Lachen deklamierte ich, auf diesem Gange auf und ab schreitend:

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht."

Noch einmal überblickte ich meine eigene Stube — durchforschte mit Argusaugen jeden Winkel. Ein gewisser Humor regte sich in meinem Innern; ja ich wurde sogar lustig bei dem Gedanken: „So, jetzt ist jeder Raum auf meiner eigenen Stube von andern ausgenutzt; jetzt können sie mit dem besten Willen hier nichts mehr unterbringen; jetzt wird diese Stube endlich meine eigene Stube sein!"

Aber wie bitter sollte ich mich getäuscht haben!"

Drei Tage später waren durch die ganze Stube kreuz und quer Stricke gezogen, und auf diesen Stricken baumelten feuchte Hemden und Unterhosen, Kragen und Manschetten, Taschentücher und Strümpfe — zum Trocknen.

Bei diesem Anblick entfloh dem Gehege meiner Zähne, wie Vater Homer sagt, ein fürchterlicher Schrei; ich lachte wie ein Verrückter und deklamierte mit hohler Stimme:

„Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit!
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!"

Dann packte ich meinen Tisch und einen Stuhl bei den Beinen und schleppte sie aus der Stube hinaus auf den Söller. „Lieber hier zwischen Mäusen sitzen," schrie ich, „als in so einer Bude, die der reinste Hohn auf eine eigene Stube ist!"

Unter mir mußte man mein Toben gehört haben. Die ganze Familie kam nach oben gelaufen. „Was ist? Was gibt's?" fragten Vater und Mutter erschrocken durcheinander. Ich machte eine Handbewegung wie Peter der Große auf dem bekannten Denkmal in Petersburg,

d. h. ich streckte den rechten Arm gebieterisch aus; die Richtung meines Armes zeigte nach meiner verlassenen Stube, deren Thür offen stand. Vater blickte hinein, und humoristisch angelegt, wie er war, brach er in ein herzhaftes Gelächter aus, als er die Stricke, die nassen Wäschestücke, die Mange, die Bohnenguirlanden, die schwebenden Weißkohlköpfe, die Wäschekiste und die Zwiebeln in dem kleinen Raum erblickte.

„Armer Junge," sagte er lachend, „was haben sie aus deiner eigenen Stube gemacht! Frauchen, Frauchen, ich war des Glaubens, daß du nur die Zwiebeln hier untergebracht hättest! Von den andern Dingen hast du mir nichts gesagt. Was zu viel ist, ist zu viel. Man muß gerecht sein: in solcher Umgebung kann Theodor nicht studieren — es bleibt ihm ja nicht mal die nötige Lebensluft in diesem Dunst von Zwiebeln, Weißkohlköpfen, Bohnen, nasser und trockener, reiner und schmutziger Wäsche. Das wirst du doch einsehen, Frau?"

„Verschwört euch nur gegen mich!" jammerte Mutter. „Ihr Männer haltet ja immer zusammen! Ich bin es gewohnt, daß meine häuslichen Arrangements niemals gebilligt werden . . ."

„Nicht so, nicht so, liebe Johanna!" beschwichtigte Vater. „Du hast in allen Dingen recht, immer und jedesmal — nur dieses einzige Mal nicht hinsichtlich der Stube von Theodor. Wir wollen, daß der Junge gute Zeugnisse mit nach Hause bringe — folglich müssen wir ihm auch ein Plätzchen zu ungestörtem Studieren gönnen. Denk' an das schöne Osterzeugnis, Mutter!"

„Und wo soll ich denn mit meiner Wäsche und meiner Mange und meinem Wäschekasten bleiben?" lenkte Mutter ein.

„Sieh, da weiß ich Rat, liebe Frau!" antwortete Vater. „Unser Hausherr hat mir heute morgen — welch wunderbares Zusammentreffen! — im Hinterhause noch zwei geräumige Kammern angeboten; die miete ich dir, Mutter, und die sollst du ganz allein für dich behalten: für deine Zwiebeln und Kohlköpfe, für deine Wäschestücke und Bohnen, für deine Mange und Wäschekiste. Bist du's so zufrieden?"

Da lachte Mutter mit dem ganzen Gesichte und sie reichte versöhnt dem Vater die Hand.

Am andern Tage war ich wirklich im Besitz einer eigenen Stube — und was die Hauptsache war, ich blieb in diesem Besitz.

Das Mikrophon.

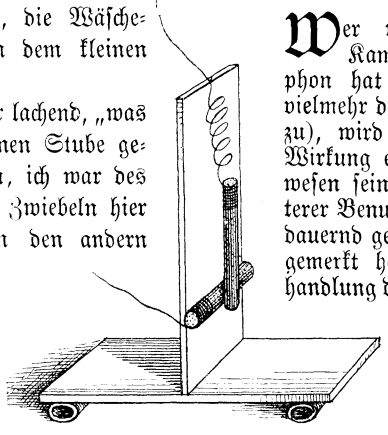


Fig. 1

Das Mikrophon.

Wer von unsren lieben Kameraden ein Telephon hat (oder es gehören vielmehr deren zwei Stück dazu), wird anfangs von ihrer Wirkung etwas enttäuscht gewesen sein und dann bei weiterer Benutzung, wenn er ausdauernd genug blieb, jedenfalls gemerkt haben, daß zur Behandlung dieser Apparate, selbst wenn sie recht gut sind, Uebung gehört, so daß man nicht mit jedem beliebigen Freunde telephonieren kann. Damit die einmal erworbenen Telephone nicht unbenutzt bleiben, will ich hier einige jeden befriedigende Versuche beschreiben, zu denen sogar nur ein Telephon gehört; ja ich hoffe, daß letzterer Umstand manchen unsrer Freunde, der sich für Galvanismus interessiert, veranlassen wird, sich, wenn er noch kein Telephon besitzt, ein solches anzuschaffen, da wir für unser Experiment nur eines zum Preise von etwa 3 Mark bedürfen. Freilich setze ich bei Liebhabern des Galvanismus den Besitz eines (einfachen) galvanischen Elementes, etwa eines Chromsäureelementes voraus; das weitere aber bauen wir uns selbst, und zwar würde ich raten, damit und nicht mit dem Ankauf des Telephons zu beginnen. Warum? Nun, ein fertiger selbstgebauter Apparat eröffnet uns eher das elterliche Herz und das elterliche Wohlwollen, als alle guten Vorsätze und Versprechen. Doch frisch an die Arbeit!

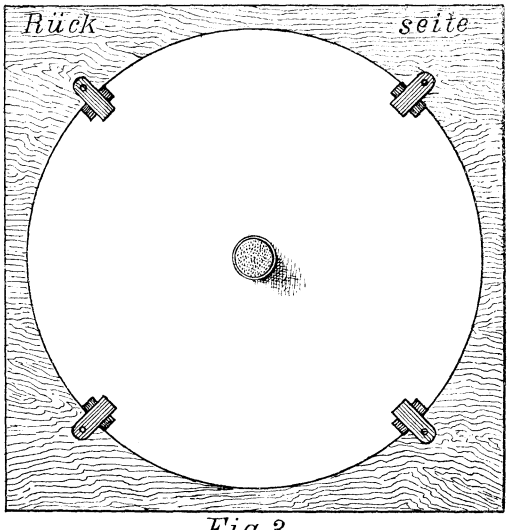


Fig. 3

Das Mikrophon.

Das Mikrophon soll uns, wie sein Name sagt, schwache Geräusche in verstärktem Maße und auf größere Entfernungen hin vermitteln. Ein sehr einfacher Apparat dieser Art läßt sich schon durch äußerst billiges Material und wenig Arbeit herstellen, wie z. B. der, den Weinholdt in seinen Physikalischen Demonstrationen angibt. Dazu bedürfen wir zunächst zweier gleich großen Brettchen, etwa aus Cigarrenkistenholz, deren jedes ungefähr 7 cm lang und 3 cm breit ist. Sodann verschaffen wir uns beim Mechaniker für wenige Pfennige zwei Gaskohlenstäbe, wie sie beim elektrischen Kohlenlicht Verwendung finden, jeden 3 cm lang. Nun nehmen wir zwei Stücke dünnen Kupferdrahtes von je 15 cm Länge und wickeln jeden einigemal fest um eins der Kohlenstäbchen, so daß die Drahtwindungen etwa ein (äußeres) Drittel der Kohle bedecken. Den überstehenden Draht lasse man an der ersten Kohle unverändert, an der zweiten drehe man ihn (durch Umwickeln um ein Bleistift) zu 5 bis 6 Spiralwindungen, über die hinaus er geradlinig verläuft. Nun befestigt man die erste Kohle an dem einen Brettchen, so daß sie parallel zur unteren (schmalen) Kante in etwa 2 cm Entfernung sich befindet. Die Befestigung geschieht, indem man in der betreffenden Entfernung nahe den Rändern je zwei Löcher dicht übereinander mit dem Drillbohrer bohrt, um die Kohle gelegte (starke) Zwirnfaden hindurchzieht und diese auf der Rückseite verknotet. In der Mitte der oberen (schmalen) Kante desselben Brettchens machen wir nun einen kurzen Sägeschnitt, so fein, daß der geradlinige Drahtfortsatz der zweiten Kohle hineingezwängt werden kann, befestigen diesen dann in genannter Weise hier so, daß die zweite Kohle auf derselben Seite des Brettchens sich befindet, wie die erste Kohle, und biegen den spiralen (federnden) Draht soviel, bis erstere mit dem unteren Ende, die letztere (rechtwinkelig zu ihr) in ihrer Mitte sanft berührt. Nun wenden wir uns zu dem zweiten Brettchen, das zur Fußplatte bestimmt ist. Als Füße leimen wir auf seiner Unterseite nahe den schmalen Kanten und parallel zu ihnen zwei Stückchen dünnen Gummischlauches von je 3 cm Länge an. Auf der Oberseite aber leimen wir das erste Brettchen mit seiner unteren Kante derartig in der Mitte parallel zu den (unten befindlichen) Gummischläuchen auf, daß beide Brettchen zu einander senkrecht stehen und im Aufriß die Gestalt eines auf dem Kopfe stehenden

großen lateinischen **T** darstellen. Damit ist unser Apparat fertig und sieht aus wie Fig. 1. — Das Experiment wird nun in folgender Weise eingeleitet: den geradlinigen Fortsatz des Spiraldrahts, verlängert durch Leitungsdraht, den man durch eine Klemmschraube an ihm befestigt, leiten wir nach dem einen Pole des Elements, den andren Pol verbinden wir mit der einen Klemmschraube des Telephons durch eine beliebig lange Leitung, die andre Telephonschraube durch eine ebenso lange Rückleitung mit dem Drahte der festangebundenen Kohle. Das Mikrophon aber stellen wir neben dem Element auf dem Tisch auf. Klopft man nun ganz leise mit dem Finger auf die Fußplatte des Mikrophons, so gerät dadurch die vertikal herabhangende Kohle in Erzitterungen, d. h. sie drückt abwechselnd stärker und schwächer auf die horizontal befestigte Kohle, wodurch sie in innigere und wieder schwächere Berührung mit ihr gelangt. Da aber der Strom des Elements durch den Kohlenkontakt geht, so wird des ersteren Stärke dadurch größer und wieder kleiner wegen den eintretenden Widerstandsveränderungen. Dies aber wirkt abwechselnd stärkend und schwächend auf den Telephonmagneten, um den der Strom kreist, und dadurch wird die Eisenblechplatte des Telephons in Schwingungen versetzt, die als Schall deutlich hörbar sind. Streichen wir nun mit einem Pinsel über die Fußplatte, so hören wir auch dies im Telephon, oder legen wir eine Taschenuhr auf das Brettchen, so hören wir in dem (weit entfernten) Telephon deutlich ihr Ticken; läuft zufällig eine Fliege darüber, so meint der, welcher das Telephon ans Ohr hält, sie habe Nußschalen an den Füßen; setzen wir aber gar eine tönende Stimmgabel mit dem Griff auf die Fußplatte, so ist das Telephongeräusch am Ohre kaum auszuhalten. Manche neue Versuche erfindet man selbst während des Experimentierens, und die meisten gelingen gut, wenn man das Mikrophon in der vorgeschriebenen Weise hergestellt hat, und vor allen stets darauf achtet, daß die vertikal herabhangende Kohle **ja nicht zu fest** durch den federnden Spiraldraht an die andre Kohle angedrückt wird. Die Geräusche müssen ferner unmittelbar auf die Fußplatte des Mikrophons oder auf die Tischplatte, auf der es steht, wirken; Geräusche, die sonstwo im Zimmer entstehen und **durch die Luft** auf das Mikrophon übertragen werden, bringen keine hinreichenden Veränderungen im Kohlenkontakt hervor. So hört man z. B. im Telephon nicht, was gegen das Mikrophon gesprochen oder gesungen wird. — Damit wir nun auch letzteres bewerkstelligen können, bauen wir uns ein zweites, vollkommeneres Mikrophon, einen sog. Mikrophonsender. Wir brauchen dazu nicht viel mehr Material, nur etwas mehr Handfertigkeit. Aus einem quadratischen Holzbrettchen von 10 cm Seitenlänge schneide man mit der Laubsäge in der Mitte einen Kreis von $2\frac{1}{2}$ cm Durchmesser heraus und leime auf der Vorderseite eine 2 cm hohe Pappfassung als Rand um die entstandene Oeffnung. Nun lasse man sich vom Klempner aus dünnem Eisenblech einen Kreis von 9 cm Durchmesser schneiden, der dazu bestimmt ist, die kreisförmige Oeffnung (konzentrisch) von der Rückseite des Brettchens aus zu verdecken. Zuvor jedoch lassen wir von einem Messingrohr, das so weit ist, daß ein Stück unsrer Gaskohle sich fest hineinzwängen läßt, zwei niedrige Ringe (etwa 1 cm hoch) abschneiden und den einen in der Mitte des Blechkreises auflöten. Statt die Ringe von Messingrohr abzuschneiden, kann man sie auch aus Metallstreifchen zusammenlöten. Die Hauptsache ist, daß die cylindrischen Gaskohlen **fest** hineinpassen. Wir verwenden diesmal kürzere Kohlenstäbchen, wenn möglich nicht zu dünn ($1-1\frac{1}{2}$ cm Durchmesser). Das eine sei $1\frac{1}{2}$ cm lang. Wir feilen seine Grundflächen recht glatt und zwängen es dann in den aufgelöteten Ring, aus dem es also etwas herausragen wird. Nun befestigen wir den Blechkreis auf der Rückseite unsres Brettchens, dergestalt, daß der die Kohle fassende aufgelötete Ring **nicht** durch die Oeffnung hervortritt, sondern nach der **entgegengesetzten** Seite gewendet ist. Die Befestigung geschieht folgendermaßen: vier je 1 cm lange Stückchen Gummischlauch schlitzen wir mit der Schere der Länge nach auf und legen sie an vier gleichweit abstehenden Stellen des Kreisrandes so um den Blechkreis (Fig. 2), daß er von ihnen zangenartig gefaßt wird. So legen wir die Blechscheibe gleichmäßig auf das Brettchen und befestigen sie auf ihm an den Gummistellen, die nach den Ecken des Brettchens zu liegen kommen, mit Holzklammern. Wir schneiden zu diesem Zwecke 4 Stückchen Holz, jedes 2 cm lang, 1 cm breit, bohren in jedes am einen Ende ein Loch, legen sie auf die Gummizangen, so daß sie mit dem durchbohrten Ende überstehen, und befestigen sie durch eine kurze Holzschraube an dem Brettchen (Fig. 3). Nun wird das letztere durch 4 Leisten von etwa 5 cm Breite (und natürlich $9\frac{1}{2}$ bis 10 cm Länge) auf der Rückseite mit einem Rande umgeben und die oberste Leiste mit 2 Oesen versehen, so daß das Ganze an die Wand gehängt werden kann und dann eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Uhrgehäuse hat, nur daß die Rückwand fehlt und auch wegbleibt. Aber bis zum Aufhängen unsres Apparates sind wir noch nicht gekommen, zuvor bedarf es noch einiger weiterer Arbeit. An der oberen Randleiste bringen wir in der Mitte einen (durchgehenden) schmalen, etwas über 1 cm langen Schlitz an und bohren außerdem zwischen ihm und der Blechscheibe ein dünnes Loch. Durch letzteres führen wir einen Draht von außen nach innen und lassen ihn auf die Blechscheibe an deren Rand anlöten; außen führen wir ihn nach der Seite, wo er durch eine Leitungsschraube oder sonstwie befestigt wird. Dann lassen wir auf einem Metallstreifen (etwa aus Messingblech) von 5 cm Länge und 1 cm Breite am untern Ende einen gleichen Ring auflöten, wie in der Mitte des Blechkreises, zwängen auch in diesen ein Stückchen Gaskohle, dessen aus dem Ring hervorragendes Ende etwas zugespitzt werden muß, lassen am oberen Ende des Metallstreifens einen Draht anlöten, und ziehen diesen von unten durch den vorhin erwähnten Schlitz, bis der dem Draht nachfolgende Metallstreifen so weit heraufgezogen ist, daß die sich zugewandten beiden Kohlen einander gerade gegenüberstehen. Sollten die Kohlen sich alsdann nicht (lose) berühren, so biege man den Metallstreifen in geeigneter Weise. Den oben heraustretenden zweiten Draht führen wir nach dem andern Ende der oberen Randleiste, wo wir ihn gleichfalls durch eine Leitungsschraube befestigen. (Seitlicher Aufriß Fig. 4, Ansicht von oben Fig. 5.) Endlich leimen wir auf die hintere Kante der unteren Randleiste ein schmales Flanellstreifchen und hängen den nun fertig gewordenen Apparat an zwei Nägeln vermittelst der Oesen an der Wand auf, an der er infolge des Flanellstreifchens derartig beweglich hängt, daß er auch schwächeren Erschütterungen nachgibt. — Ehe ich nun die vorzunehmenden Versuche beschreibe, will ich noch einige Rat-

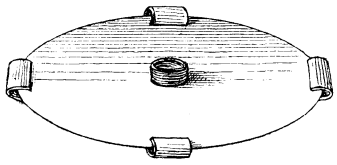


Fig. 2

Das Mikrophon.

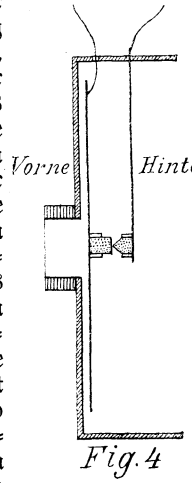
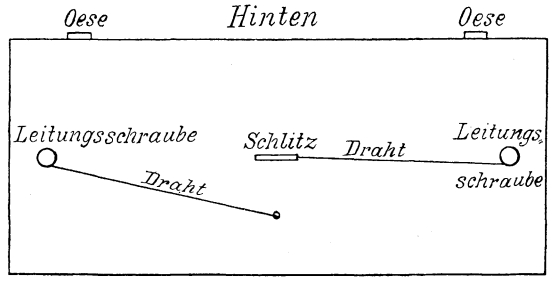


Fig. 4

Das Mikrophon.



Vorne

Fig. 5

Das Mikrophon.

schläge über die geschilderte Anfertigung geben. Die Herstellung wird praktischerweise nicht gerade in der hier beobachteten Reihenfolge zu geschehen haben. Man verschaffe sich zunächst genügend Holz und Pappe, kaufe zwei einschraubbare Leitungsschrauben (wie die am Telephon befindlichen), die beiden Kohlenstückchen und 4 cm Gummischlauch. Dann lese man vorstehende Beschreibung wiederholt aufmerksam durch, so daß man den Apparat in Gedanken deutlich vor sich sieht. Erst dann lasse man vom Klempner den Blechkreis, den Metallstreifen und die zu den Kohlen passenden Ringe schneiden und die Ringe und Drähte an Kreis und Streifen anlöten. — Nun zu den Versuchen! Wir verbinden die eine Leitungsschraube des Mikrophons mit dem einen Pole des Elements, den andern Pol durch eine möglichst lange Leitung mit der einen Schraube des in einem andern Zimmer befindlichen Telephons, die andre Telephonschraube endlich durch die Rückleitung mit der andern Mikrophonschraube. Die Thüre zwischen beiden Zimmern muß geschlossen sein, was durch dünnen Leitungsdraht nicht gehindert wird. Nun stellt sich jemand vor das in Mundhöhe an der Wand hängende Mikrophon und singt oder spricht aus nächster Nähe in die Oeffnung der Vorderplatte, während ein andrer im andern Zimmer das Telephon fest an das Ohr hält. Besonders Gesungenes und Gepfiffenes wird gut übertragen. Die früheren Experimente können wiederholt werden, indem man statt der dortigen Fußplatte hier die obere Randleiste verwendet. Für den, der die Einrichtung des oben beschriebenen einfacheren Mikrophons verstanden hat, ist die Theorie des vorliegenden Apparates ohne weiteres klar, da dieser in den Grundzügen von jenem kaum abweicht. Unser Mikrophon überträgt aber auch Klänge aus weiterer Entfernung. Dazu fertige man noch aus starker Pappe einen sich nach außen erweiternden Schalltrichter an, der mit dem engeren Ende genau auf die vordere Pappefassung paßt. — Ein Freund von mir hatte das mit Schalltrichter versehene Mikrophon unmittelbar über dem im Wohnzimmer stehenden Klavier aufgehängt und die Leitung von da über den Hof nach seiner Studierstube geführt. Auf seinem Schreibtisch stand das an der Leitung befestigte Telephon. Wußte er, daß Klavier gespielt wurde, und wollte er sich in einer Arbeitspause durch einen musikalischen Genuß ergötzen, so hielt er einfach das Telephon an das Ohr.

Wer einen Induktionsapparat besitzt, kann die Schallwirkung noch etwas verbessern. Er führe die Leitung vom Mikrophon zum Element (wie bisher), vom Element aber zur Primärspule, von da zum Mikrophon zurück, die Telephonleitung sodann und die Rückleitung zur Sekundärspule. Die Schwankungen des Primärstroms induzieren dann kräftige Sekundärschläge, die besser auf das Telephon wirken. — Endlich sei noch bemerkt, daß es sich empfiehlt, die in das Telephon mündenden Drähte vor der Einmündung in geflochtene Metallschnüre endigen zu lassen, wie sie zu ärztlichen Induktionsapparaten Verwendung finden. Nötig ist dies nicht, aber man muß andernfalls das Telephon recht ruhig halten, damit die Bewegungen der Drähte und ihr Aneinanderschlagen die Schallwirkung nicht beeinträchtige.

Ein schmerzlicher Augenblick.

Galgenhumor.

In einer der letzten Schlachten des nordamerikanischen Freiheitskrieges wurde der rechte Arm des Generals Howard von einer Kugel zerschmettert und mußte oberhalb des Ellenbogens amputiert werden. An seinem Schmerzenslager stand der General Kearney, der im mexikanischen Kriege seinen linken Arm verloren hatte. „General," sagte Howard, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen; lassen Sie uns künftig unsre Handschuhe zusammen kaufen."

Rätsel.

Wie ich in eins und zwei hier vor euch trete,
Stamm' ich aus einem fremden Alphabete.
Mit drei und vier mag oft es euch gelingen,
Den Gegner, wenn auch nur im Spiel, zu zwingen.
Mein Ganzes ist im deutschen Vaterland
Euch allen wohl als kleine Stadt bekannt.

Anagrammrätsel.

1) Oberst, Napier, Orden;
2) Wucher, Lunte, Rand;
3) Kinn, Genie, Schutt;
4) Hofzaun, Heinje, Note;
5) Rübe, Linde, Ohr;
6) Tanz, Eris, Rasse.

Die Buchstaben von je drei Wörtern sollen derartig umgestellt werden, daß daraus zwei neue Wörter entstehen; z. B. Horen, Planet, Hans = Elefant, Nashorn.

Die neuen Wörter nennen:
1) zwei bekannte Namen aus der Geschichte der französischen Revolution,
2) eine Stadt und einen Kanton der Schweiz,
3) zwei befreundete Förderer der Reformation,
4) ein deutsches Kaisergeschlecht und einen unglücklichen Sprossen desselben,
5) zwei berühmte, alte deutsche Maler,
6) zwei Blumen.

Werden die Anfangsbuchstaben der zwölf neugebildeten Wörter richtig geordnet, so nennen sie eine Ballade von Schiller.

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 34.

„Heine — vorlaut."

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 34.

„Kleidchen — Kerzchen — Kuchen."

Auflösung des Auszählrätsels in Nr. 34.

Bei der Silbe „willst", unten links in der Figur, wird begonnen und stets die vierte der folgenden scheidet aus. Der Vers lautet:

Willst Welt und Menschen recht verstehn,
Mußt du ins eigne Herz dir sehn,
Willst du dich selbst recht kennen lernen,
Mußt du dich aus dir selbst entfernen.
Wer sich beurteilt nur nach sich,
Gelangt zu falschen Schlüssen.
Du selbst erkennst so wenig dich,
Als du dich selbst kannst küssen.

Fragen und Antworten.

Dorda E. O Du Jammermännchen! Im Sattel sitzest Du wohl, aber wie! Dein weltschmerzlerisches Ich schlottert vor lauter Melancholie.

Ich möchte die Welten durchwallen,
In banger düsterer Pein
Und durch des Erdballes Hallen
Die Schmerzen möchte ich streu'n.

Und wenn dann jegliche Stelle
Vom Wehe wäre so voll,
Dann thät's der wimmernden Seele
Doch endlich einmal so wohl.

Sind das die Verse eines schneidigen Jungen, der gerade alt genug wäre, um leuchtenden Auges die ganze Welt anzujauchzen? Du führst nicht eine Leier im Arme, lieber Freund, das nennt der „G. K." ein Wimmerholz.

Chemiker in M. Der gelbe rostfarbene Niederschlag, den Du aus den Lösungen von Eisen- und Kupfervitriol erhalten hast, ist basisches Eisensulfat. Dieser Niederschlag bildet sich stets in Lösungen von Eisenvitriol nach längerem Stehen an der Luft, nicht aber in einer Lösung von reinem Kupfervitriol. Ohne Zweifel ist daher der Kupfervitriol, den Du in Anwendung gebracht, mit Eisenvitriol verunreinigt gewesen. Um nun den an den Gläsern festhaftenden Niederschlag zu entfernen, bringe etwas starke Salzsäure in dieselben, schwenke gut um und spüle schließlich mit reinem Wasser nach. — Gruß freundlichst erwidert!

Freunde der Zeichenkunst werden aufgefordert, unsrem Verein beizutreten. Näheres bei Paul Gast in Berlin, Oranienstr. 6, oder Herbert Fürst in Berlin, Kurfürstenstr. 81 b.

Ludwig v. Br. Peter Schnäuzchen zeigte sich über das angebotene Schmollis sehr erfreut, er fragte nur: „Was dann, wenn der Bengel ein schneidiger Lieutenant geworden ist und ich der arme Buchdruckergeselle geblieben bin? Wird mich der Herr Lieutenant dann nicht über die Achsel ansehen?" —

Dankbarer Kamerad W. A. in H. Willst Du uns nicht sagen, welche Bestrebungen diese Vereinigung verfolgt? Der „G. K." thut nicht immer und überall mit. Salem aleikum!

Ein Hersfelder. Die Transvaalrepublik hat 374848 Einwohner, darunter 60- bis 75000 Weiße. — Das Fürstentum Liechtenstein hat kein Militär.

A. Wolf in Proßnitz. Illüstriertes Briefmarkenjournal, Verlag von Gebrüder Senff in Leipzig.

Märchen. Zer goeden Dank! Wird als Witzrakete abgebrannt.

Carl Brockhoff in B. Funk, span. Grammatik nach Ollendorff, mit Schlüssel (Jügels Verl., Frankfurt). Avalos, Die span. Sprache (A. Hartlebens Verl., Wien), in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Rheinhessischer Kolonist. Mein lieber Kamerad, das beste wird sein, Du läßt Dir von einem Bekannten auf ein halbes Stündchen „Spemanns Schatzkästlein des guten Rats" geben und guckst Dir alles an, was in diesem Buche über die niedere und höhere landwirtschaftliche Bildung gesagt ist. Nach Afrika gehst Du? und Plantagenbesitzer willst Du werden? Na, dann viel Glück!

A. K. in Triest. Wie man sich einen Elektrophor und eine Leydener Flasche macht, das ist in diesen Spalten schon sehr oft beschrieben worden, blättere nur ein wenig nach.

Anton Cibulka in Brünn schreibt: „Ich weiß ein feines spiritistisches Kunststück, „Namenerraten", das ich den Kameraden beschreiben will. Man nimmt ein Oktavblatt weißen Schreibpapiers, faltet es in die Hälfte, und legt ein entsprechend großes Blättchen blauen Durchpauspapiers hinein, welches jedoch nicht hervorragen darf. Das so gefaltete Blatt mit dem Pauspapier hätte uns später als Schreibunterlage zu dienen. Nun nimm ein Viertel Oktavblatt (etwas beschnitten), lege dieses dann auf die beschriebene Unterlage und beides auf ein Buch. Jetzt fordert man eine Person auf, einen Namen (oder beliebigen Satz) auf das Papier mit einem schlecht gespitzten Bleistifte zu schreiben (dabei sieht man weg!) Die Person drückt, da die Bleifeder schlecht gespitzt ist, in der Absicht, den Namen deutlich zu schreiben, recht stark auf. Nun läßt man das beschriebene Blatt falten und den andern Zuschauern zur Einsicht überreichen. — Mittlerweile bemächtigt man sich der Unterlage, öffnet sie, liest den durch das blaue Pauspapier auf dem untern Blatt abgedruckten Namen, und ist nun schön heraus; schnell prattiziert man dann die Unterlage auf die Servante. Dies alles muß mit Blitzesschnelle ausgeführt werden, damit die Zuschauer ja nichts bemerken. — Nun wird die Person, welche den Namen aufschrieb, aufgefordert, das Blättchen zu falten und in ihre Rechte zu nehmen und nur an diesen Namen zu denken. Mit der Rechten packt man dann die Person beim linken Handgelenk und ihre Rechte (mit dem Blatte) legt man an die eigene Stirne. Auf dem Folgenden beruht nun der ganze Erfolg. (Damit die Zuschauer nicht denken, man habe eine vertraute Person unter ihnen, läßt man sich vorher auch noch die Augen verbinden.) Man muß jetzt langsam das ganze Wort buchstabieren, manchmal aussetzen und sagen, daß dies oder jenes nicht deutlich genug geschrieben sei; zuletzt sagt man das ganze Wort und die Zuschauer sind ganz verblüfft." — Ein feiner Zauber das! Man ersieht hieraus, daß die Sitzungen der Spiritisten sehr vergnügter Art sind, wenn man nur scharfsinnig genug ist, der angeblichen Hexerei auf den Grund zu sehen. Kameradschaftlichen Dank und Gruß!

P. B. in St. Der „G. K." soll Dir raten, wie Du selbst kaltflüssiges Baumwachs machen könntest. Nimm 500 g Weißpech und schmelze dasselbe bei gelindem Feuer; sobald die Masse flüssig ist, gieße vorsichtig und allmählich 130 g starken Alkohol unter fortwährendem Umrühren hinzu. Die Masse erhält sich jahrelang brauchbar.

Kurt Sch. in Berlin. Gratulieren zu der schönen Schrift! Wirklich prächtig! Und die Witze? Schicke doch! Sind die Dingerchen nichts wert, der „G. K." ist dann schon so frei und spediert sie einfach in den Papierkorb — liegen schon mehr drin.

H. W. in F. Wollen uns das mal überlegen. Aus Dir spricht wohl der dereinstige Archäologe?

Droguist in spe. Eine Droguistenschule ist uns nicht bekannt, das Beste wird wohl eine Lehre in einem soliden Geschäft sein. Wende Dich doch mit einem höflichen Frageschreiben an die Redaktion der Droguisten-Zeitung in Leipzig, vielleicht, daß man Dich von dort aus auf Beachtenswertes aufmerksam machen kann.

A. a. Eine Jugendzeitung in der Form des „G. K." gibt es im Französischen nicht, wohl aber können wir Dir eine periodisch erscheinende Jugendschrift empfehlen, betitelt: Magasin d'Education et de Récréation, erscheinend bei Hetzel & Co. in Paris, die Dir jede deutsche Buchhandlung besorgen kann. Auch Experimentierbücher kann Dir jede Buchhandlung zur Auswahl vorlegen oder zur Ansicht verschreiben. Gruß.

Heinrich Grohmann. Zum Schiffsbauingenieur (Marineingenieur) bildet man sich durch das Fachstudium an einer technischen Hochschule (am besten in Berlin, wo ein voller Lehrgang der bestehenden „Sektion für Schiffbau" von der Admiralität anerkannt und vorgeschrieben ist). Das Zeugnis der Reife aus der Prima einer deutschen Oberrealschule berechtigt zum Studium auf allen technischen Hochschulen. — Der Marineingenieur bezieht ein bei 2100 Mark beginnendes Gehalt, Servis und Wohnungszuschuß. Aufrücken zum Oberingenieur, Direktor, Admiralitätsrat u. s. w. — Peter fühlt sich durch Deinen Gruß sehr geschmeichelt?

Pumpenschwengel. Den bezeichneten Roman kann jede Buchhandlung liefern. — Ueber Deine andere Frage werden wir Erkundigungen einziehen.

Ein älterer Freund unsres Leibblattes schreibt: Hört einmal Kameraden! Fast jede Nummer bietet im Tauschverkehr gute Druckerpressen an und wieder bitten Kameraden an andrer Stelle um Vorschläge von Geburtstagsgeschenken für Schwestern. Es ist mir schwer begreiflich, wie man sich so leicht von einer so viel verwendbaren Spielerei trennen mag. Glücklich wäre ich gewesen, hätte ich es in euren Jahren zum „Buchdruckereibesitzer" gebracht. Aus meiner Jugend will ich euch

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken aller Länder billigst. Preisliste grat. **Carl Mönster, Copenhagen.**

Eltern empf. f. i. Söhne m. Pension u. Handels-Lehranstalt **Berlin, Thiemann,** Karlstr. 26.

In ruh. ländl. Gegend
d. Harzes, Wald u. Garten werd. unt. sehr bescheidenen Ansprüchen kränkliche Herren und Knaben in Pension genommen. Familienanschluß.
Adr. H. Krohmann, Breitungen a. Harz b. Roßla.

Studienblätter nach der Natur für Maler, Bildhauer und Zeichner! Figuren, Landschaften, Tiere aller Art, Marine 2c. in großer Auswahl. Auf Wunsch Auswahlsendung.
Welter Nachf., Kunsthandlung, **Berlin W.,** Friedrichstr. 185.

Dresdener Handelslehrinstitut von Oscar Kirchhoff,
bietet Gelegenheit, in 4 Monaten einen vollständigen Kursus in kaufm. Rechnen, einf. und doppelt. Buchführung, Wechsellehre Handelslehre und Korrespondenz zu absolvieren. **Pension** zu civilem Preise **im Hause.**

Postschule Liebenwerda,
Vorbereitungsanstalt f. d. Postdienst,
bereitet junge Leute nach bewährter Methode mit Sicherheit zur Postgehilfenprüfung vor. **Anleitung zur Telegraphie.** Aufnahme neuer Schüler jeder Zeit, augenblicklich 70 hier. **Gute Pension** im Institut; **Schulgeld** einschließlich voller Pension 1½jährlich 210 Mark. Auf Verlangen Prospekt und nähere Auskunft.
Bernhard von Münch.

C. Bescherer, Velocipedf. i. Zeitz,
liefert die besten und billigsten
Velocipede.
Größte Dauerhaftigk., leichter Gang, feinste Ausstattung. Fabrik für **Kinderwagen-Bicycle-Räder.**

Wenig gebrauchte,
zum Teil fast neue **Tandems, Dreiräder, Bicycles und Rover, Kinder-, sowie neue Velocipeden** in bester Ausführung sehr preiswert zu verkaufen. Liste und Beschreibung franko.
G. Meyer, Göttingen,
Velocipeden-Fabrik und -Lager.

Dresdner Velocipedfabr. Schladitz & Bernhardt
empfehlen ihre vorzügl.
Dreiräder, Zweiräder und Sicherheitsmaschinen **Germania-Rover.**
Preiscour. geg. 10 Pf.-Marke.

Pierers Konversations-Lexikon
7. vollständig umgearbeitete Auflage.
„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes
Universal-Sprachen-Lexikon
nach Joseph Kürschners System
in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer"** als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:
in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 geheften Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.
Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Universalbibliothek
für die
Jugend
enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.
Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.
(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)
Zu haben in allen Buchhandlungen.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

folgendes berichten: Schon als Tertianer stand ich einen Sommer hindurch jeden Morgen um 4 Uhr auf, um in einer benachbarten Druckerei für mein geringes Taschengeld bei einem tüchtigen Faktor das Setzen zu erlernen. Es ließ mir keine Ruhe, ich wollte gründlich wissen, wie die Bücher entstehen, die man tagtäglich in der Hand hat. — Nebenbei wollte ich auch einer — Schwester etwas ganz Besonderes bieten und siehe da — mein Erfolg war großartig, ich wurde Hahn im Korbe und der vielgesuchte Freund des ganzen Gymnasiums, weil jeder selbstverständlich auch mindestens eine Schwester hatte! Also gefälligst aufgepaßt und dann hurtig nachgemacht! — Kauft bei einem Materialisten je für einige Pfennige Gold-, Silber- und Bronzestaub, dann gehet in den eigenen oder Handelsgarten zur Erlangung eines hübschen Straußes, etwa halboffener Rosen in möglichst vielen Farben. Mit diesen Schären durch irgend eine Hintertür glücklich auf eure Bude gekommen, lasset ihr die unfreiwillig strikende „Druckerpresse“ zeigen, was sie leisten kann. Erstlich holt den Schriftkasten und setzet ohne Schiffchen, einfach in die Hand, die erste Zeile oder auch bloß das erste Wort eures oder eurer Schwester Liebliedes, bindet den Satz mit einem Bindfaden fest zusammen, tupft dann die Typen mit gewöhnlicher Schwärze, dann nehmet eine Rose und — leget sie in die Presse? — Gott bewahre, nein, behutsam vor euch hin auf den Tisch, den Kelch euch zugekehrt, den linken Zeigefinger vorsichtig dicht unter jenes Blatt schiebend, das zuerst bedruckt werden soll, natürlich nie eins, das voraussichtlich zuerst abfällt. Ueberladung erfüllt den Zweck durchaus nicht, besser ist es und auch eine kleinere Geduldprobe, wenn man zunächst auf die Rosen je im Kreise nur ein Wort bringt, z. B. auf 5 also:

Du bist wie eine Blume.

Die rechte Hand tupft die Schrift vorsichtig über dem stützenden Finger der Linken ab — notabene verkehrt! — bestäubt dann abwechselnd die schwarzen Worte mit Gold, Silber, Bronze, je nach Kontrast mit der Rosenfarbe — und ihr selber werdet dann ausrufen: Donnerstag — wie famos! und auf den allergütlichsten Dank eurer gefühlvollen Schwester dürft ihr gefaßt sein! —

W. S. in H. Flecken aus Kleidern, welche durch Säuren also auch Salpetersäure entstanden sind, entfernst Du leicht und sicher, wenn Du die betreffende Stelle sofort mit Ammoniakseife sog. Salmiakgeist auswäschest oder einreibst. Dieses sollte aber immerhin in den ersten 2—3 Stunden geschehen. Je bälder, desto wirksamer, bei sofortigem Gebrauch untrüglich. — Silber oder stark versilberte Gegenstände werden geschwärzt (oxydiert), wenn man cirka 10 g käufliche Schwefelleber in ½ l siedendem Wasser löst und die Gegenstände (welche vorher gut gereinigt wurden) durchzieht. Diese Handlung muß in fast siedender Lösung vorgenommen werden. Aeltere Lösungen sind nicht mehr zu gebrauchen. Nach dieser Prozedur werden die Gegenstände mit Putztüchern 2c. abgerieben, wodurch die Schattierungen hervorgerufen werden. Kameradschaftlichen Gruß!

A. W. Obersekundaner in L. Gerne beantworten wir Deine Fragen: 1) Um Marinepfarrer zu werden, mußt Du nach löblich abgeleistetem Studium der Theologie, wohlbestandenem Examinibus und nachdem Du Deiner Militärpflicht tadellos genügt, am liebsten mit der Berechtigung zum Reserveoffizier, — Dich persönlich bei dem Feldpropste der Armee in Berlin zur Aufnahme in die Liste der Anwärter melden. Außer all den genannten Erfordernissen bedarf es einer eisernen Gesundheit, eines unverzagten Muts und fröhlichen Gottvertrauens in allen Lebenslagen. Ein Marinepfarrer muß, daß Du uns nur recht verstehst, „kalt“ und „warm“ vertragen können. 2) „Helene“ ist soviel wie „Selene“, die Leuchtende; ein kosmischer Name, der erst später auf Menschen übertragen wurde. 3) „Salamander“ reiben: entweder „sal amandi“, oder Schalom andri“ = „Heil dem Manne!“ halb hebräisch und griechisch (lautet arabisch-griechisch): Selâm andri. Sanders erklärt: „ein feuriger Toast“. — Die Sitte muß alt sein; im Ekkehard von Scheffel reiben die beiden Hirtenkinder der aufgehenden Sonne schon eine Art Salamander mit ihrem Wasserkrug auf dem Stein. Gruß!

Tauschmarkt.

Hans Redlich in **Berlin C., Bischofstraße 25 II,** bittet die Kameraden um gütige Ueberlassung von Münzendubletten, da er eine Sammlung beginnt.

Moritz Bloesch & Fr. Hofer, pr. Adr: Paul Bloesch & Co. in **Brel** (Schweiz), geben ein schönes Herbarium event. gegen Briefmarken ab. Tauschen auch Briefmarken.

W. Mors in **Darmstadt, Steinstr. 32,** tauscht einen photograph. Apparat gegen ein Flobert oder eine Stirnsche Geheimcamera.

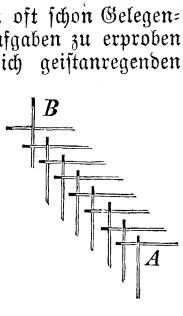
Streichholzspiele.

Der „Gute Kamerad“ hat seinen jungen Freunden oft schon Gelegenheit gegeben, den Scharfsinn an Streichholzaufgaben zu erproben und diese unterhaltenden und belustigenden, zugleich geistanregenden Spiele, waren unsren lieben Lesern gewiß stets willkommen. In neuester Zeit ist für dieses Unterhaltungsgebiet sogar auch ein Büchelchen herausgegeben worden, das mit lustigen Spielen solcher Art gepfropft voll ist. Es betitelt sich: „Streichholzspiele, gefunden und erfunden von Sophus Tromholt,“ erschienen bei Otto Spamer in Leipzig, Preis 75 Pfg. Mit Erlaubnis des Herrn Verlegers wollen wir aufs Geratewohl einige Knacknüsse aus dem genannten Büchelchen herausangeln und hier auftischen. Frägt da der Verfasser unter anderm: wiewohl General Knutsky bei der Belagerung von Sebastopol in die Luft gesprengt wurde und beantwortet seine selbstgestellte Frage wie folgt. In die schmalen Seiten einer auf dem Ende stehenden Streichholzschachtel werden zwei Streichhölzer gesteckt; zwischen ihren beiden oberen Enden wird ein drittes Hölzchen eingespannt und auf dieses setzt man als Reiter die geknickte Hälfte eines dritten Streichholzes. Das wagerechte Holz wird nun zwischen dem Reiter und dem einen Ende angezündet, dem General wird's mit einemmale zu warm und hupp! geht's mit einem kühnen Satz in die Luft. — Hübsch ist der Streichholztelegraph, der genau nach unsrer Abbildung erbaut werden muß, so er gut funktionieren soll. Drückst du bei A, hüpft B munter in die Höhe. — An einer andern Stelle des Büchleins heißt es: Drei Reisende (3 Streichhölzer) kommen mit 3 Führern (3 Streichhölzer ohne Kopf) an einen Fluß (Mamas wassergefüllte Bratenschüssel). Sie sollen hier mit einem Boote (eine halbe Walnußschale), welches nur 2 Personen auf einmal faßt, übersetzen. Die Reisenden haben kein Vertrauen zu den Führern, weshalb die Ueberfahrt auf die Weise gemacht werden soll, daß auf keinem Ufer sich jemals mehr Führer als Reisende befinden. Wie ist dies ausführbar? Versuch es, lieber Freund, und kriegst du's nicht fertig, dann wäre ja noch immer Zeit, dich nach der obenstehenden Lösung umzusehen. — Zum Schluß noch eine Aufgabe, deren Lösung aber ganz allein du auszuhecken hättest: Auf einem Schiff befinden sich 20 Mann,

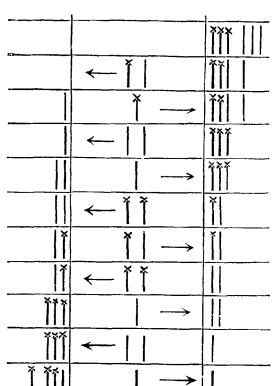
* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

unter denselben ein Neger. Wegen Mangel an Nahrungsmitteln muß einer der Mannschaft über Bord geworfen werden. Jeder siebente soll ausgezählt werden und ist frei; derjenige, der dabei zuletzt zurückbleibt, muß dagegen Wasser schlucken. Der Neger (durch ein umgekehrtes Streichhölzchen gekennzeichnet), kann sich in die Reihe stellen, wo er will. Wie muß die Auszählung beginnen, daß der Nigger zuletzt zurückbleibt?

Wie der General Knutsky bei der Belagerung von Sebastopol in die Luft gesprengt wurde.



Der Streichholztelegraph.



Die Fahrt über den Fluß.

Erich Ritter von Jakobi, Graz, Villefortgasse 13, sucht Siegel adeliger Familien der neuesten Zeit. Die Kameraden, welche so gut sind, mir einige zu schicken (auf kleinen Kartonblättchen in eine Schachtel gepackt) erhalten Marken.

Paul Thieme in **Chemnitz, Auc 11,** sucht einen photogr. Apparat, Objektiv oder elektr. Drachen gegen seine Mineralien- und Schmetterlingssammlung, Schmetterlingsbuch und Zauberapparate.

Rich. Schulze in **Brandenburg a. H., Kirchhofstr. 27 I,** hat 180 Stempel und 40 Stempelmarken gegen Muscheln, Münzen Ganzsachen oder Briefmarken zu vertauschen. Möchte auch gerne mit einem Kameraden des Auslands in Briefwechsel treten.

Rudolf Karcher in **Bergzabern (Rheinpfalz),** hat eine alte attische Silbermünze und eine große Dampfmaschine zu vertauschen; erbittet Angebote.

Briefmarken geben ab: Walter Baedeker in Danzig, Bischofstr. 10, gegen gepreßte Pflanzen od. photogr. Utensilien. Jac. Schürch in Luzern (Schweiz), Steinbruchstraße 16, gegen eine größere stehende Dampfmaschine. Willy Knoff in Duisburg a. Rh., Friedrich-Wilhelmstr. 23, gegen eine kleine Dampfmaschine. Rich. Finke in Krefeld, Rheinstr. 44, gegen einen Induktionsapparat. Th. Postius in Zweibrücken, Herzogstr. 2, ein Album mit 500 Briefmarken. O. Schilling in Oberhausen, Rheinland, 1 Sachsen 3 Pfg. rot. B. Bolongaro Crevenna in Frankfurt a. M., Niedenau 27, viele alte deutsche Briefmarken. Wilh. Pröpper, pr. Adr.: P. Rohs & Co. in Elberfeld, ein Album mit 500 Freimarken gegen eine Dampfmaschine oder Elektrisiermaschine. Rud. Neuner in Wien I B., Plankeng. 4, gegen Münzen. Fel. Wolff in Berlin W. 9, Eichhornstr. 9 II, gegen Wappen. Hugo Müller in Stuttgart, Holzstr. 19 a I, gegen Käfer und Schmetterlinge. H. Kaempfe in Gotha, Fritzelstraße 11 II, Schwaneberger-Album mit 500 Marken gegen einen Reisekoffer, ein Teschin, Fernrohr od. Opernglas. W. Müller in Bremen, Obernstr. 60, 950 Briefmarken gegen eine Geheimcamera oder gute Dampfmaschine. Walter Kehse in Reichenbach i. V., Album mit 400 Marken gegen eine Elektrisiermaschine od. Induktionsapparat, hat auch einen Zeichenapparat zu vertauschen. Ludwig Rosner in Biala, Galizien, Lenkstr., eine Sachsen 3 Pfg. rot, sowie auch Käfer. G. Schneevoigt jun. in Aken a. E., Album mit 800 Briefmarken.

Liebe Kameraden! Jedem einzeln zu antworten ist mir nicht möglich, infolgedessen benachrichtige ich euch, daß ich meinen photogr. Apparat bereits vergeben habe; wollt ihr jedoch von den andern Sachen, welche ich in Nr. 29 genannt habe, so bitte ich euch, mich zu benachrichtigen. Mit kameradschaftlichem Gruße Anton Cibulka in Brünn, Neugasse Nr. 5 (Mähren).

Hugo von Britto in **Wien IX; Harmonieg. 9,** hat einen photogr. Apparat mit Zubehör zu vertauschen.

Edmond Godar fils in **Antwerpen, Ommegangkstr. 32,** sucht einen Elektromotor, eine Elektrisiermaschine oder Elemente einzutauschen und erbittet Angebote mit Zeichnung.

Käfersammlung, 600 Exemplare in vier Torfkästen, zu vertauschen. R. M. 4 postlagernd Elberfeld.

Teile einer kräftigen Dampfmaschine und zwar: 1 kupfernen Dampfkessel mit Ventil, 1 großen doppelt wirkenden Cylinder, Schwungrad mit Wellen und Lagern habe ich abzugeben. Möchte auch mit einem Kameraden, der sich für Galvanismus interessiert, in Verbindung treten. E. S. 100 postlagernd Berlin W, 62.

Gust. Niebling, pr. Adr: Theod. Mießen jr. in Bremerhaven, Deich 1, erbittet sich Handschriftkopien berühmter Personen.

Witzraketen.

(Alle Kameraden zur Mitarbeiterschaft freundlichst eingeladen.)

Mit Genehmigung des glücklichen Uebersetzers (aus Cäsar): „Militibus ovantibus“ — „als die Soldaten Eier legten.“

Lehrer: „Müller, was kannst Du mir vom Orakel zu Dodona sagen?“

Müller: „Dasselbe erhängte sich.“

Lehrer: „Was fällt Dir ein; wie kommst Du denn zu dem Unsinn?“

Müller: „Der Herr Lehrer sagten am letztenmale selber, das Orakel zu Dodona knüpft sich an eine heilige Eiche.“

Traurige Folgen schlechter Interpuntion. „Nach ihm kam Lord Salisbury auf dem Kopfe, einen weißen Hut an den Füßen, große aber geputzte Stiefel auf der Stirn, eine dunkle Wolke in seiner Hand, den unvermeidlichen Spazierstock in den Augen, einen drohenden Blick in finsterem Schweigen.“

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden“ in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 36.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

> Der Mensch kann nichts Höh'res erstreben
> Im Kampfe mit Sorge und Not,
> Als ein gutes Gewissen im Leben
> Und einen guten Namen im Tod.
>
> Friedrich Bodenstedt.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

Abu el Mot's Befehl sollte augenblicklich Folge geleistet werden. Aber kaum erschienen die dunkeln Gestalten der Nuehr an den Rändern der Fahrzeuge, um hinabzusteigen, so knallten von dem Ufer her, welches Abu el Mot für unbesetzt gehalten hatte, die Schüsse der hundert Soldaten Hasab Murats.

Diese waren bisher hinter den Büschen versteckt gewesen. Jetzt kamen sie hervor, um sich zu zeigen. Hasab Murat schwang seine Flinte und rief:

„Komm herüber, Abu el Mot, komm doch her! Wir werden dich festlich empfangen, denn wir lieben dich. Kennst du mich, du stinkende Hyäne? Komm nur, komm, damit ich dir das Fell über den Kopf ziehe!"

Abu el Mot sah diesen Ausweg abgesperrt. Links hatte er die Dahabiëh, rechts das besetzte Ufer, hinter sich die Noger und vor sich das undurchdringliche Schilf — undurchdringlich für seinen Sandal, aber nicht für einen Kahn. Dieser letztere Umstand bot ihm den einzigen Rettungsweg.

„Ihr seht, daß wir umzingelt sind und eine Uebermacht gegen uns haben, der wir unterliegen müssen," sagte er zu den fünf Homr, welche ebenso wie er noch unverletzt waren, weil sie bei ihm gestanden hatten, wohin niemand die Kugel gerichtet hatte, da man ihn lebend haben wollte. „Kommt mit mir in die Kajüte!"

Das Gefecht war keineswegs zu Ende.

Einer der mitgenommenen Soldaten war so glücklich, den „Elefantenmörder" zu erwischen, sonst wäre das Gewehr ins Wasser geschleudert worden. Ein andrer erfaßte ebenso glücklich den Schoß des roten Frackes und hielt ihn fest. Man zog an demselben den Kleinen empor.

Zwar schwiegen die beiden Kanonen, weil sie keinen Erfolg mehr haben konnten, da die Nuehr sich versteckt hatten; aber diese sandten ihre Pfeile noch immer aus dem Verborgenen hervor, und wenn einer von ihnen einmal seinen Kopf oder einen sonstigen Körperteil sehen ließ, so flogen gleich von allen Seiten die Kugeln der Asaker nach der betreffenden Stelle.

Vor allen Dingen kam es darauf an, die Nuehrs nicht in die Boote zu lassen, eine Aufgabe, welche gar keine Schwierigkeit bot. Sie mußten die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage einsehen und sich baldigst mit den beiden Schiffen und Abu el Mot ergeben.

Dieser wußte nur zu gut, was seiner wartete. Er mußte fliehen, und zwar so schnell wie möglich, denn er sah, daß ihm nur noch Minuten dazu vergönnt seien.

Die Kajüte, das heißt der verdeckte Raum im Hinterteile des Schiffes hatte, als er das letztere mietete, der Reïs nicht hergeben wollen; darum war ganz vorn am Bug für Abu el Mot ein Bretterverschlag errichtet worden, den er während der Fahrt mit den Homr geteilt hatte. Nach diesem führte er sie jetzt.

Als sie dort eingetreten waren, riegelte er die Thür hinter sich zu und sagte:

„Wir müssen fort und dürfen den Nuehr nichts davon wissen lassen, sonst drängen sie sich herbei, leiten die Aufmerksamkeit der Feinde auf uns und machen uns das Entkommen zur Unmöglichkeit."

„Ja, wir müssen schnell fort," antwortete einer der Homr. „Aber wie? Ich sehe keinen Weg zur Flucht."

„Aber ich kenne einen, den einzigen, den es gibt. Habt ihr vergessen, daß eins unsrer Boote hier am Vorderteile hängt? Der Feind kann es nicht sehen, weil auf dieser Seite unser Noqer liegt und es sich so seinem Blicke entzieht."

„Ich weiß, daß es sich hier befindet; aber wir können doch nicht hinein. Sobald wir über Bord wollen, schießt man uns weg."

„Wir gehen eben nicht über Bord. Haben wir nicht einen Kadduhm, ein Balta und auch eine Firra'a*) hier? Die Seiten des Sandal bestehen über dem Wasser aus dünnem Holze und sind leicht zu durchbrechen. Kein Mensch wird uns in das Boot steigen sehen."

„Aber dann, wenn wir davonrudern, sehen und fangen sie uns!"

„Nein. Du hast ja gesehen, daß der Schnabel des Sandal in das Schilf ragt, gerade da, wo der schmale, offene Kanal durch dasselbe führt. Dorthin fliehen wir. Haltet eure Sachen bereit; denn es muß sehr schnell gehen! Und nun greift zu den Beilen!"

Er selbst nahm die Axt und schlug gegen das dünne Holz, daß es schon bei dem zweiten Hiebe nachgab. Zwei Homr halfen mit den Beilen, und in Zeit von nicht viel mehr als einer Minute war eine Oeffnung entstanden, groß genug, einen Mann hindurchzulassen. Sie lag nahe oberhalb der Wasserlinie.

Abu el Mot bog sich hinaus, ergriff den Strick, an welchem das Boot hing, und zog es heran. Er stieg hinaus; ein andrer folgte ihm. Die übrigen vier reichten erst ihre Sachen hinaus, welche sie nicht zurücklassen mochten, und kamen dann nach.

Das Boot war ein sechsruderiges. Es wurde losgebunden; die Homr ergriffen die Ruder und schoben sich langsam nach vorn, zwischen der Schiffswand und dem Schilf hindurch, bis sie sich im freien Wasser befanden. Abu el Mot hatte sich an das Steuer gesetzt, um das Boot zu lenken.

„Bis jetzt ging alles gut," sagte er. „Aber nun kommt die Gefahr. Sobald wir hier vom Sandal abstoßen und durch den offenen Kanal fahren, wird man uns von der Dahabiëh aus sehen und auf uns schießen. Legt euch also so kräftig wie möglich an die Riemen, damit wir schnell aus dem Bereiche ihrer Kugeln kommen. Jetzt vorwärts! Allah beschütze uns und verderbe unsre Feinde!"

Die Homr senkten die Ruder in das Wasser, zogen an, und das Boot flog vom Buge des Sandal ab in den Kanal hinein.

Infolge der Schüsse, welche noch von allen Seiten fielen, hatten die Nuehr, welche sich im Sandal befanden, das Geräusch der Axt- und Beilhiebe nicht gehört oder nicht beachtet. Sie ahnten nicht, daß sie von ihrem Anführer treulos verlassen werden sollten. Sie wurden darauf, daß er sie ihrem Schicksale überließ, erst durch die Stimme Schwarzens aufmerksam gemacht.

Dieser war hinauf zur Drehbasse gestiegen, um durch einige Vollkugeln die feindlichen Schiffe leck zu schießen und dadurch die Bemannung zur Uebergabe zu zwingen. Sein Blick fiel ganz zufälligerweise nach einer andern Seite, als wohin er den Lauf zu richten hatte, und da sah er das Boot, welches soeben hinter der Spitze des Sandals hervor- und in den zwischen dem Schilfe liegenden engen Wasserweg hineinschoß. Sofort die Situation erkennend, beeilte er sich, zu laden. Und ebenso schnell kam ihm der Gedanke, daß er, falls seine Kugel nicht treffe, das Boot mit der zweiten kaum mehr erreichen werde. Darum rief er mit lautester Stimme zum Ufer hinüber:

„Hasab Murat, hallo! Dort entflieht Abu el Mot mit einem Boote. Spring mit deinen Leuten aufwärts, und gib ihm und den Homr die Kugeln. Schone ihn ja nicht mehr!"

Der Genannte hatte die Worte gehört und verstanden. Man sah ihn mit allen seinen Leuten fortrennen.

Aber das war für Schwarz nicht genug. Er rief dem „Sohne der Treue" zu:

„Abd es Sirr, schnell mit deinen Leuten in euer Boot! Hier am Sandal vorüber, den Flüchtigen nach! Stephan Uszkar, nimm fünf gute Schützen und steige mit ins Boot. Holt ihr Abu el Mot ein, so bringt ihn lebendig oder tot. Müßt ihr ihn aber entkommen lassen, so treibt ihn wenigstens an das rechte Ufer hinüber, und sucht sein Boot zu erwischen. Schnell vorwärts, schnell!"

Das Boot der Niam-niam hing seitschiffs an der Dahabiëh. Die Schwarzen sprangen hinein, der „Sohn des Geheimnisses" voran. Der Slowak folgte schnell mit der angegebenen Zahl von Soldaten, die er aufgerufen hatte.

Inzwischen war die Drehbasse geladen. Schwarz richtete sie in gerader Linie nach dem fliehenden Boote, schätzte mit sicherm Blicke die Geschwindigkeit desselben ab, zielte ein wenig darüber hinaus und zog ab. Der Schuß krachte. Den Blick auf das Boot gerichtet, erwartete er die Wirkung. Er hatte vortrefflich gezielt; aber er kannte das Geschütz und die Munition nicht genau, und das Zielobjekt war zu klein. Die Kugel schlug hart neben dem Boote, kaum sechs Fuß von demselben entfernt, in das Wasser, welches man hoch aufspritzen sah.

Zugleich war zu sehen, daß die Homr erschraken und ihre Anstrengung verdoppelten. Schwarz lud schnell wieder, zielte und schoß. Die Kugel schlug hinter den Fliehenden ein, rikoschettierte nahe an ihnen vorüber und sank nach dem dritten Sprunge unter. Der Deutsche versuchte noch einen dritten Schuß, erreichte aber das Boot nicht mehr.

*) Eine Axt, ein großes und ein kleines Beil.

Unterdessen hatten die Niam-niam ihr Boot an dem Buge des Sandal vorübergeschoben. Es war so schnell bemannt und in Fahrt gesetzt worden, daß es schon bei dem zweiten Schusse Schwarzens den Kanal erreicht hatte und die Jagd begann. Die Niam-niam waren bessere Ruderer als die Araber. Wie unter dem Drucke ihrer Riemen das Boot davonflog, war vorauszusehen, daß sie Abu el Mot einholen würden, falls er nicht rechtzeitig sich nach dem Ufer wendete.

Der alte Sklavenräuber war, als die Kugel neben dem Boote einschlug, in keine geringe Angst geraten.

„Rudert, rudert!" schrie er auf. „Der Hund schießt mit der Kanone auf uns. Er zielt wie ein Teufel. Macht, macht, sonst sind wir verloren! Wenn er uns trifft, so bekommt das Boot ein Loch, und die Krokodile fressen uns."

Als die nächste Kugel an ihnen vorüberflog und das Wasser zweimal aufspritzen machte, wiederholte er diesen Ruf, aber als die dritte das Boot nicht erreichte, jubelte er auf:

„Hamdulillah! Wir sind gerettet; er kann uns nicht mehr erreichen."

Bald hatten sie das Schilffeld durchfahren, und der Strom lag frei und offen vor ihnen.

„Rechts hinüber!" gebot er den Homr. „Drückt die Ruder links tiefer ein! Wir landen dort und machen, daß wir schnell zu Abd el Mot kommen. Mit seinen fünfhundert Mann sind wir diesem fremden Hunde überlegen."

Aber kaum hatte er dem Boote die angegebene Richtung erteilt, so tauchte drüben Hasab Murat mit seinen Leuten auf. Dieser Mann hätte sich verbergen und Abu el Mot herankommen und aussteigen lassen sollen, um ihn dann lebendig zu ergreifen, was ihm bei der großen Anzahl Asaker, die er bei sich hatte, unbedingt gelingen mußte. Aber er war zu eifrig, ließ sich sehen und schoß auf das Boot.

„Allah!" rief der Alte. „Da hat der Fremde diese Hunde auf uns gehetzt. Wir können nicht landen. Aber bald wird der Wald so dicht, daß sie uns nicht folgen können. Arbeitet, daß wir einen Vorsprung bekommen! Dann gehen wir ans Ufer, und sie mögen hinter uns hersehen."

Er hielt wieder auf die Mitte des Stromes zu, wo ihn die Kugeln der Asaker nicht erreichen konnten. Dadurch erhielten die rückwärts sitzenden Ruderer den Blick auf den Kanal, den sie zurückgelegt hatten, und sahen das Boot, welches ihnen nachgeschickt worden war.

„Ein Boot, ein großes Boot mit vielen Leuten," rief derjenige Homr, der es zuerst gesehen hatte. „Man verfolgt uns auch hier, nicht nur am Ufer."

Abu el Mot drehte sich um und beobachtete das Fahrzeug der Niam-niam eine kurze Zeit; dann sagte er:

„Die Hölle komme über sie! Sie rudern schneller als wir und müssen uns einholen, wenn wir in dieser Richtung bleiben!"

„So werden wir kämpfen!"

„Dummkopf! Was nützt uns das? Es sind ihrer viermal so viele als wir. Nein, gekämpft wird nicht. Es gilt jetzt, das Leben zu retten. Wir müssen nach links hinüber. Wir müssen uns anstrengen, das rechte Ufer zu erreichen. Gewinnen wir dasselbe vor ihnen, so sind wir sie los."

„Aber das Boot auch!"

„Das werden sie freilich nicht für uns am Ufer lassen."

„Aber wie kommen wir dann wieder über den Fluß? Wir müssen doch ans linke Ufer zurück, wenn wir zu Abu el Mot wollen!"

„Wir bauen uns ein Floß. Rudert nur, rudert, und wenn euch das Blut aus den Fingern spritzt! Erreichen sie uns, so sind wir verloren; entkommen wir, dann aber wehe diesen Hunden! Sie sollen mir den heutigen Tag mit tausend Qualen und Schmerzen bezahlen!"

Jetzt sah man das Boot der Niamniam aus dem Kanale hervorschießen. Die Angst gab den Homr dreifache Kraft. Ihr Fahrzeug flog nur so über das Wasser, welches zum Glück für sie hier eine nicht allzu große Breite hatte. Sie näherten sich schnell dem rechten Ufer; sie erreichten es, ergriffen ihre Sachen und sprangen an das Land, ohne sich erst Zeit genommen zu haben, das Boot anzubinden. Es trieb wieder in den Strom hinaus.

Der Ungar hatte, seinen Elefantenmörder in der Hand, in der Mitte des Bootes gestanden und die Ruderer fleißig angefeuert. Jetzt sagte er enttäuscht:

„Sie entgehen uns! Da seht, sie springen ans Land! Aber eine Kugel gebe ich ihnen noch!"

„Laß das!" meinte der „Sohn des Geheimnisses". „Du kannst nicht ruhig zielen."

„Ich ziele gut. Ich erschieß den Kerl!"

Er nahm das schwere Gewehr auf, zielte auf Abu el Mot, welcher eben hinter einen Strauch verschwinden wollte. Die Ruderer, welche mit dem Rücken nach dem Ufer saßen, blickten sich nach demselben um; sie wollten die Wirkung des Schusses sehen. Dadurch verlor das Boot die Glattheit der Fahrt, es wankte, der Slowak drückte ab, erhielt von dem Gewehre einen Rückschlag, welcher einer tüchtigen Ohrfeige glich, kam ins Taumeln und stürzte über Bord.

Einer der mitgenommenen Soldaten war so glücklich, den „Elefantenmörder" zu erwischen, sonst wäre das Gewehr ins Wasser geschleudert worden. Ein andrer erfaßte ebenso glücklich den Schoß des roten Frackes und hielt ihn fest. Man zog an demselben den Kleinen empor, ergriff ihn bei den Armen und hob ihn herein. Aber naß geworden war er durch und durch.

„Ich sagte es dir," meinte der „Sohn des Geheimnisses" gleichmütig, „daß du ihn nicht treffen würdest."

„Ich hätte ihn getroffen, wenn ihr nicht geschaukelt hättet!" antwortete der Ungar, indem er das Wasser, welches ihm in Mund und Nase gekommen war, von sich sprudelte. „Wie leicht wäre ich ertrunken oder von den Krokodilen gefressen worden! Was thun wir jetzt? Verfolgen wir ihn am Lande?"

„Nein, denn wir würden ihn doch nicht bekommen. Wir fischen das Boot auf und kehren zurück."

„So ist er uns für immer verloren!"

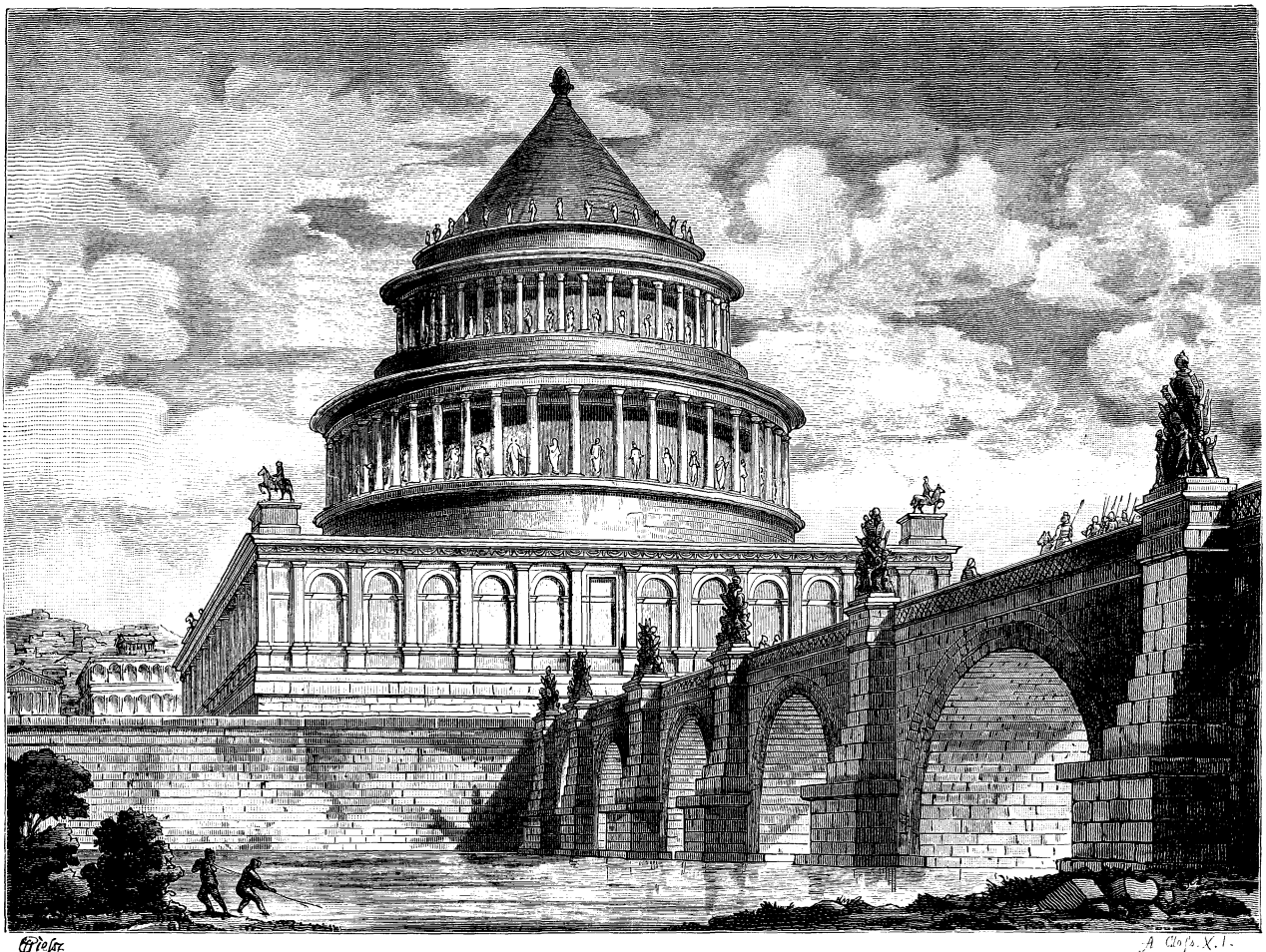
„Das glaube ich nicht. Dieser Mann ist voller Wut und Rache. Er wird zu seinen Leuten eilen, welche nach Ombula sind, und sie holen, um uns zu bestrafen. Da kommt das Boot getrieben. Nehmt es auf!" —

Die Ruehr waren voller Zorn über die Flucht ihres Anführers, der sie in größter Not verlassen hatte. Wäre er geblieben, so wäre er es gewesen, über den der Zorn der Sieger sich entladen hätte; nun aber waren sie demselben in vollstem Maße preisgegeben. Sie hatten, seit er entflohen war, keinen einzigen Schuß mehr abgegeben, und ihr Häuptling war der Ansicht, daß es geraten sei, sich zu ergeben und die Sieger nicht durch eine Fortsetzung des Kampfes zu erbittern. Dem Beispiele Abu el Mots zu folgen und in derselben Weise das Weite zu suchen, das war ihnen unmöglich. Es hing keines der Boote mehr so bequem für diesen Zweck, und sodann war mit

Sicherheit anzunehmen, daß die Feinde nun ihr Augenmerk sehr scharf auf den Kanal richten würden.

Diese Vermutung bestätigte sich. Schwarz bemannte ein Boot mit Soldaten und schickte dasselbe um das Vorderteil des Sandal herum, wo es dann im Kanale Posto fassen mußte. An eine Flucht nach dieser Seite konnte nun nicht mehr gedacht werden.

Der Kampf ruhte jetzt vollständig. Die Schüsse waren verstummt, und Freund und Feind schienen, bevor etwas Ferneres zu unternehmen sei, die Rückkehr des zur Verfolgung ausgesandten Bootes erwarten



Das Mausoleum Hadrians, die heutige Engelsburg. (Rekonstruktion.)

zu wollen. Die Nuehr versuchten, ob sie sich ohne Gefahr zeigen dürften. Hie und da erschien ein Arm, ein Kopf über dem Rande der beiden Fahrzeuge. Da darauf kein Schuß erfolgte, so folgten andre Köpfe nach, und endlich ließen sie sich in voller Gestalt sehen.

Schwarz hatte dem Hauptmann den Befehl gegeben, das Schießen einstweilen einzustellen und erst dann wieder mit demselben zu beginnen, wenn es den Nuehr einfallen sollte, die Feindseligkeiten zu erneuern. Er saß jetzt noch oben bei der Drehbasse. Pfotenhauer war zu ihm heraufgekommen und unterhielt sich mit ihm über den Verlauf des Gefechtes, welcher durch die Wirkung der Maximkanone so außerordentlich abgekürzt worden war.

„Glauben's, daß die Schwarzen wieder anfangen werden?" fragte er.

„Nein, ich glaube es nicht," antwortete Schwarz. „Es wäre wahnsinnig von ihnen, es zu thun. Sie müssen doch eingesehen haben, daß wir ihnen nicht nur in Beziehung auf die Waffen, sondern auch der Zahl nach überlegen sind. Und da Abu el Mot sie verlassen hat, sind sie überdies führerlos geworden."

„Sie haben ihren Häuptling!"

„Pah! Dieser Mann wird es wohl nicht wagen, sich mit uns zu messen! Es sollte ihm auch schlecht bekommen. Unsre Asaker verstehen es, mit ihren Gewehren umzugehen. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen sagen, daß ich mich über Sie gefreut habe."

„Warum?"

„Daß Sie so wacker geschossen haben. Sie sind aus dem Feuern gar nicht herausgekommen!"

„Ja, g'schossen hab' ich brav. Aber wissen's auch, wen und wohin?"

„Nein."

„So will ich's Ihnen sagen. Ich hab' halt immer nur nach der Frisur g'zielt, a bißchen höher als der Kopf. Ich hab' g'meint, daß man keinen Menschen ganz derschießen soll, wann man mit der Frisur auch einen guten Erfolg haben kann." „Und wie!" lachte der Graue. „Sie hätten's nur sehen sollen! Aber Sie haben so mit dera Kanone zu thun g'habt, daß Sie das gar nit beobachten konnten. Aber haben's denn die hohen und großen Schöpfe der Nuehr gar noch nit g'sehen? Wissen's nit, woraus sie g'fertigt werden?"

„Nein. Ich hatte keine Zeit, in der Gegend der Nuehr so eingehende Studien zu machen. Ich bin schnell hindurchgefahren."

„Nun, sie lassen das Haar lang wachsen, streichen es in die Höh' und schmieren einen Teig aus Asch' und Kuh-Urin hinein, was gegen g'wisse Tierchen helfen soll, von denen die Negerköpfe stets sehr zahlreich bevölkert sind. Dadurch wird aus

dera Frisur eine hohe, kompakte und harte Masse, welche so fest auf dem Schädel sitzt, daß sie zu demselben zu g'hören scheint. Wann nun eine Kugel hindurchg'schossen wird, so gibt das dem Nuehr einen Schlag, der ihn zu Boden wirft. Er kann da gar wohl meinen, daß ihm die Kugel durch den Kopf 'gangen ist. Wenigstens ist keiner von allen, die ich mit meinen Kugeln niederpelzt hab', wieder aufg'standen. Vielleicht ist ihnen die Frisur ebenso teuer wie der Schädel selbst; darum lassen's sich lieber gar nit wieder sehen, um sich diesen schönen Schmuck nit weiter verschimpfieren zu lassen."

„Das ist freilich lustig. Uebrigens stimme ich Ihnen vollständig bei, wenn Sie sagen, daß man einen Menschen nur in der höchsten Not töten soll. Es hat mir leid gethan, die Kanone brauchen zu müssen; aber es galt, Abu el Mot zu zeigen, daß mit uns nicht zu spaßen ist. Hätte ich das nicht gethan, so wäre der Kampf von viel längerer Dauer gewesen und hätte auf unsrer Seite bedeutende Opfer gefordert. Lieber sollen drei Sklavenjäger fallen als einer von unsren Soldaten. Freilich, hätte ich ahnen können, daß Abu el Mot eine Gelegenheit zur Flucht finden werde, so hätte ich dem Gefechte sofort dadurch ein Ende gemacht, daß wir ihn und seine fünf Homr gleich beim Beginn niedergeschossen hätten. Die Nuehr wären dadurch so erschreckt worden, daß sie vielleicht sogleich zu dem Entschluß gekommen wären, sich uns zu ergeben."

„Das kann möglich sein. Sie können sich denken, wie g'spannt ich darauf bin, zu erfahren, ob er entkommen ist oder ob's ihn festgenommen haben."

„Das letztere bezweifle ich. Wenn sie ihn eingeholt haben, so hat er sich jedenfalls nicht fassen lassen, sondern sich gewehrt. Er ist entkommen oder tot."

„Haben's das Gesicht g'sehen, was er zog, als er Sie erblickte?"

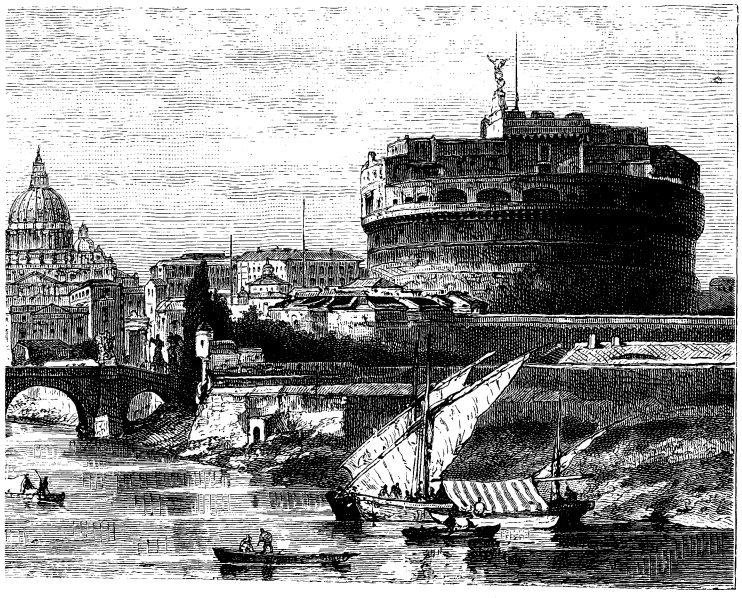
„Ja."

„Das war, als ob ihn der Schlag 'troffen hätt'. So etwas hat er doch nit vermuten können, und — — — Ah, was ist das? Schaun's, da kommen sie! Sehen's nur hinauf! Wissen's, was für welche das sind?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Engelsburg in Rom.

Zu den großartigsten Bauten im alten Rom gehörte das Grabmal des Kaisers Hadrian, der in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung herrschte. Er war ein großer Kunstfreund und selber Baumeister. Nach seinem Plan ließ er am Ufer des Tiber jenes kolossale Mausoleum in marmorner und Porphyrpracht errichten, von dem unsre Illustration ein nach den alten Beschreibungen hergestelltes Bild gewährt. Denn was heute davon noch existiert, ist nur der runde, mächtige Kern mit seinen ungeheuren Gewölben. Hadrian hatte den Riesenbau, der unter ihm nicht ganz vollendet wurde, zum Erbbegräbnis der römischen Imperatoren, seiner Nachfolger, bestimmt und er war nicht nur mit kostbaren Säulengalerien bis in seiner Höhe geschmückt, und mit einer Menge marmorner Götterbildsäulen, sondern auch mit den reichsten Wandmalereien. Die Grufthallen, an deren Cyklopenmauern die Wellen des Tiber schlugen, waren so groß, daß Hunderte von Särgen in denselben bequem Platz gefunden hätten. Wir wissen, daß aber nur bis zu Septimius Severus, der im Jahre 211 starb, und dessen Leichenbegängnis der Geschichtschreiber Herodian beschreibt, die sterblichen Ueberreste der römischen Kaiser dort beigesetzt wurden, also nicht einmal ein Jahrhundert lang.



Die Engelsburg in Rom von heute.

Was Hadrian für die Ewigkeit errichten wollte, hat nun allerdings trotz all der schweren Stürme, welche über Rom kamen, bis zur heutigen Zeit in seiner Hauptmasse bombenfest sich erhalten; aber aus dem Grabmal ist etwas ganz andres geworden, eine Festung, eine hohe Citadelle, welche mitten in Rom lag und daher die Stadt völlig beherrschte. Schon unter Aurelian dürfte es als befestigter Brückenkopf gedient haben und unter dem kriegerischen oströmischen Kaiser Justinian im 6. Jahrhundert wurde es vollständig als Festungswerk behandelt. Noch aber standen die herrlichen Säulenhallen, welche das Rundgebäude mehrfach übereinander umgaben, und prangte von da die Menge weißmarmorner und goldener Bildsäulen nieder auf die Stadt. Doch nun kamen die Goten, die mit Feuer und Schwert alles darin verwüsteten. Der römische Feldherr Belisar hatte mit seinen Truppen das Mausoleum besetzt und seine Soldaten machten in ihrer Not nicht viel Federlesens mit den Statuen, benutzten sie ganz oder stückweise als Wurfgeschoß gegen die stürmenden Barbaren und warfen ihnen den ganzen Olymp derartig auf die Köpfe. Den alten Göttern ging es also bei dieser Gelegenheit sehr übel; ihre Gebeine lagen in schauderhafter Weise auf dem Schlachtfeld unten, in Gräben und unter Trümmern. Entweiht war Hadrians Ruhestätte, zerstört die Herrlichkeit, in der er sie äußerlich hatte ausschmücken lassen für immer. Keins der schönen Bildwerke mehr leuchtete von der stolzen Höhe hernieder. Nur einem listigen Faun gelang es, den Greueln der Zerstörung zu entgehen und sich in den Graben zu retten, der den Turm umgab. Da hielt er sich mehr als tausend Jahr verborgen und wurde dann, mit Ausnahme einiger Narben und Schrammen wohl erhalten, gefunden, im Triumph als eins der künstlerischen Prachtwerke

aus römischer Zeit nach der barberinischen Galerie gebracht, wo er unter dem Namen des barberinischen Faun am Licht des Tages eine neue Periode der Unsterblichkeit begann. Auch den Kopf einer Statue Hadrians fand man später noch gut erhalten. Alles andre von dieser Masse an Marmorwerken edler Ausführung ging durch das Bombardement der Oströmer gegen die Goten zu Grunde.

Mehr und mehr hauste man nun barbarisch in dem einst zu geheiligtem Zweck bestimmten Gebäude. Selbst die Ruhestätte der alten Cäsaren, die sie da gewählt und erhalten hatten, wurde nicht mehr geschont. Es war ja auch ein Heidenbau, dem im christlich gewordenen Rom keine Rücksicht mehr nach seiner Bestimmung erwiesen zu werden brauchte. Papst Innocenz II. nahm sich sogar den schweren porphyrnen Sarkophag des Kaisers Hadrian, weil er in demselben seine Leiche im Lateran liegen haben wollte. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts wurde das Mausoleum ausdrücklich zu einer Festung des Papstes erklärt. Papst Alexander VI. machte eine regelrechte Citadelle mit Gefängnissen daraus, die später auch mit Außenwerken vermehrt wurde. Den Namen Engelsburg, Castell St. Angelo, führte sie schon seit der Zeit, wo eine Engelsfigur auf ihre Spitze gesetzt worden war, die Benedikt XIV. dann im vorigen Jahrhundert durch einen riesigen Erzengel Michael ablösen ließ. Die Grabkammer und der Gang dahin wurden vernichtet. Papst Alexander VI. ließ einen verdeckten Gang vom Vatikan nach dem Kastell führen, damit er im Notfall sich dorthin flüchten könne. Erst im Jahre 1822 forschte man in den verwüsteten Grabgewölben wieder nach und ließ 12000 Karren Schutt von da herausbringen.

Als päpstliches Staatsgefängnis hat die Engelsburg eine traurige Geschichte erhalten; als Grab der Lebendigen sind ihre uralten, unzerstörbaren Mauern reichlich mit Thränen benetzt worden. Nur acht Fuß lange, oft stockfinstere Zellen in den Kellern, dienten als Kerker für die Staatsgefangenen; andre, luftigere und helle gab es in den oberen Stockwerken und von ihnen konnte der Gefangene wenigstens seine Augen über die Türme und Kuppeln Roms schweifen lassen.

In einer solchen Zelle saß der berühmte Goldschmied und Bildhauer Benvenuto Cellini, weil er fälschlich angeklagt worden war, einen Teil der Juwelen der päpstlichen Krone entwendet zu haben. Er erzählt in seiner so abenteuerreichen Lebensgeschichte:

„Die Häscher führten mich ins Kastell St. Angelo und schlossen mich in eins der Zimmer oben auf dem Turm. Das war das erste Mal, daß ich das Gefängnis schmeckte; ich war eben 37 Jahre alt.“ (1537.)

Beim zweitenmal, als sein Fluchtversuch zwar geglückt war, er aber verraten und wieder eingefangen wurde, ging es dem wackeren Künstler um so trauriger. Die schlimmste Zelle ward für ihn ausersehen, tief unten bei den Kloaken, kaum sieben Fuß hoch und breit. Man zeigt sie noch. „Ungefähr,“ schilderte sie Cellini, „anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Widerschein durch eine kleine Oeffnung in die unglückseligste Höhle. Der ganze Raum war feucht, voll von Taranteln und giftigen Würmern.“ Er ertrug diese Leiden, dichtete sogar Sonetten in seinem Kerker, bis er nach acht Monaten endlich in Freiheit gesetzt wurde.

Die Franzosen, welche Rom 1849 erobert hatten, hielten dasselbe bis 1870 besetzt und eine starke Besatzung in der Engelsburg. Von hier aus schützten sie den Besitz des Papsttums, bis der Deutsch-französische Krieg sie zum Abzug in ihre Heimat nötigte und italienische Truppen von Rom und der Engelsburg Besitz nahmen.

Kanonenkugelbriefe.

Nach Erfindung des Schießpulvers und der Feuerwaffen, namentlich nach Vervollkommnung der Geschütze, kam man hie und da auf den Gedanken, ebenso wie ehedem durch Pfeile, Lanzen u. s. w., mittels hohler Kanonenkugeln Nachrichten auf größere Entfernungen zu senden.

Eine solche Verwendung hohler Geschosse scheint zuerst bei der Belagerung der Stadt Neuß durch Karl den Kühnen von Burgund im Jahre 1475 vorgekommen zu sein, und zwar während der Zeit vom 21. April bis zum 21. Mai zwischen den belagerten Neußern und den ihnen zur Hilfe gezogenen Kölnern.

Die Neußer hatten Boten des Erzbischofs Ruprecht von Köln, welche verräterische Anschläge mit sich führten, aufgefangen, diesen den Prozeß gemacht und sie auf dem Markt hinrichten, vierteilen lassen und vor den Stadtthoren auf Schandpfählen zur Schau gestellt. Zu gleicher Zeit hatten sie das Wappen des Kaisers sowie das des Papstes an den Stadtthoren angeschlagen, um damit anzudeuten, wessen Schutz sie ihre Sache anvertrauten.

Der Erzbischof forderte den Herzog Karl von Burgund zum Beistand auf, und dieser erschien am 19. Juli 1474 mit einem mächtigen Heere auf dem Sandberge beim Dorfe Hochheim vor Neuß und schlug dort sein glänzendes Lager auf.

Alsbald begann er die Belagerung der Stadt, in welcher die Neußer elf Monate hindurch tapfer standhielten.

Je enger Karl die Neußer einschloß, um so mehr wuchs ihre Not; vornehmlich machte sich der Mangel an donrekuyt = Donnerkraut = Pulver fühlbar. Als so den Belagerten, wie der Chronist Wierstraat sagt, „dat fuyr an den nagel gebrant was,“ faßten die Kölner endlich im Februar 1475 den Entschluß, den Neußern mit einem Heere zu Hilfe zu kommen. Dieses Heer lagerte sich etwa in der Gegend des heutigen Dorfes Haann, etwa 3½ km von Neuß entfernt, dazwischen standen die feindlichen Burgunder.

Am 18. Februar langten die Kölner an, und voll Freuden stieß der Turmwächter von Neuß in sein Horn, als er die Kölner Verbündeten anrücken sah.

Um eine Nachrichtenverbindung mit den Neußern herzustellen, kam man im kölnischen Lager zuletzt auf den Einfall, Briefe mittels Hohlkugeln in das befreundete Lager zu schießen.

„Es war am Freitag nach Jubilate“ (27. April 1475), als die erste Kanonenkugelpost von den Steinen (dem Kölner Lager) nach Neuß herübersauste.

Zwei dieser Kugeln fielen ins Wasser, eine wurde aber darin aufgefunden. Man zerschlug die Kugel und entdeckte Briefe darin, in welchen die Neußer ermutigt wurden, auszuharren.

Darüber herrschte in Neuß große Freude. Der Chronist Wierstraat spricht geradezu aus, daß die Kanonenpost eine kölnische Erfindung und an jenem 21. April 1475 zuerst zur praktischen Anwendung gekommen sei.

Am 28. April versuchten nun die Neußer ebenfalls den kölnischen Verbündeten mittels einer Feldschlange eine Briefkugel zuzuschießen, allein dieselbe fiel in den Rhein. Zwei weitere Kugeln erreichten ebenfalls das kölnische Lager nicht, sondern fielen wie die erste in den Rhein.

Ueber diesen Mißerfolg entstand große Niedergeschlagenheit unter den Belagerten.

Am 2. Mai kam wieder eine Postkugel, die mitten auf dem Markt niederfiel. In dem in derselben befindlichen Schreiben bedauerten die Kölner, daß die drei Kugeln der Neußer in den Rhein gefallen seien.

Am 4. Mai, gerade zu Christi Himmelfahrt, schossen die Kölner wieder eine Briefkanonenkugel nach Neuß ab, die auf den Friedhof niederfiel. Eine am 7. Mai abgeschossene dagegen fiel an der Hamport nieder. Tags darauf gelang es den Neußern endlich, eine Briefkugel den Kölnern glücklich ins Lager zu schießen.

Diese Kugeln waren aus Blei gegossen. Am 11. Mai schossen die Kölnischen die Antwort zurück. Der „cloet“ (die Kugel) fiel auf den Kirchhof. Die Briefe, die darin staken, brachten gute Kunde. Des Kaisers Heer sei zum Entsatz eingetroffen.

Am 20. Mai schossen die Neußer auf Verabredung; tags darauf flog eine Briefkugel der Kölnischen auf den Markt von Neuß, und Montags darauf brachte die Kugelpost den Neußern die frohe Kunde, daß noch in derselben Woche die Stadt entsetzt werden würde, und noch in derselben Stunde erfolgte die Antwort.

Wenn auf dem „Schannert“ eine Feuerpfanne brannte, so war das ein Zeichen für die Neißer, daß ihre kölnischen Freunde schießen wollten; wenn dagegen die Neußer einen Wimpel ausstecken, so wußten die Kölner, daß sie eine Kugelpost aus Neuß zu erwarten hatten. Wir finden sonach hier eine Feldkugelpost mit optischer Telegraphie glücklich vereinigt.

Wenige Tage später erschienen die Kaiserlichen und am 26. Juli 1475 zog Karl von Burgund mit seinem Heere ab, nachdem er 56 Stürme vergeblich unternommen hatte.

Das Original des ersten aus Neuß herausgeschossenen Briefes ist noch im kölnischen Stadtarchiv vorhanden. Eine Abschrift des am 21. April 1475 nach Neuß geschossenen ersten Kanonenkugelbriefes ist vom „Montag nach Jubilate“ (17. April 1475), datiert und unterschrieben „Burgermeister ind rait der steide Coelne.“ Das zweite im Kölner Stadtarchiv vorhandene Belagsstück jener Kugelbriefe ist auf Papier geschrieben und trägt noch Siegelspuren.

Unter anderem verlangten die Kölner von den Neußern zwei optische Signale: das erste sollte den Empfang des Briefes bescheinigen und diesmal im Ausstecken einer Fahne auf „Voldenrats Grashof“ neben dem Judensteg, d. i. in der Nähe des jetzigen Hessenthores zu Neuß, bestehen. Dieses Signal wurde von den Neußern auch gegeben. Das zweitverlangte Signal — Ausstecken eines weißen Banners aus dem Gudrinusturm — sollte bedeuten, daß die Neußer im stande seien, sich noch auf kurze Zeit zu halten. Dies Zeichen erfolgte jedoch nicht. Außerdem sind noch zwei Briefe vorhanden, von denen der eine auf Pergament geschrieben ist.

Später sind Kanonenkugelposten in Anwendung gebracht worden bei den Belagerungen von Steenwick (1581) und von Turin (1640). Ueber die erste Belagerung schrieb (1619) Bulinger u. a.: „2c. 2c. Bei dieser Gelegenheit schlug man eine Methode ein, mittels deren Northrice in sicherer Weise mit den Belagerten korrespondieren konnte. Man fertigte bleierne Kugeln von 2 Pfund Gewicht, die auf der einen Seite mit einer Oeffnung versehen waren, in welche man Briefe hineinlegte, wonächst die Oeffnung mit anderem Blei zugelötet wurde. Auf der entgegengesetzten Seite war eine zweite Oeffnung, die mit Feuerzunder gefüllt wurde, welcher das angefangene Feuer lange halten konnte. Wenn nun eine solche Kugel mit einem Geschütz in die Stadt hineingeschossen wurde, so wurde sie dort an dem glühenden Zunder erkannt und der Briefe entleert, welche solchergestalt die Stelle eines Boten vertraten.“

Die Gletscherbahre.

Der Jesuit Strata schildert (1647) das Kugelbeförderungsmittel, wie folgt:

„Man höhlte eine Bleikugel von ungefähr 2 Pfund Gewicht an der einen Seite aus und steckte Briefe in die Höhlung, worauf man die Oeffnung mit anderem Blei wieder verlötete; an der andern Seite machte man eine kleinere Oeffnung, in welche man eine Lunte hineinsteckte, welche lange Feuer halten konnte. Darauf wurde die Kugel mit einem Geschütz in die Stadt geschossen, woselbst sie an der glühenden Lunte als ein Bote aus Freundeslager erkannt aufgenommen und ihres Briefinhalts entleert wurde.“

Es ist Strata nicht bekannt gewesen, daß schon im Jahre 1475 bei der Belagerung von Neuß Kanonenkugelbriefe verschossen wurden, denn er rühmt sich, so interessante Thatsachen in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet zu haben, indem er sagt: „Gern habe ich Vermerk von Obigem genommen, weil es in höherem Grade der Billigkeit entsprechen dürfte, daß die Erfindung Derjenigen der Nachwelt hinterlassen wird, welche diese Mordinstrumente voller Weisheit dazu angewandt haben, um die Hoffnungen einer belagerten Stadt zu heben und zu festigen, als Derjenigen, in wahrhaft schrecklich-genialer Weise erfunden haben, um Mauern und Häuser zum Einsturz zu bringen.“

Die Gletscherbahre.

Hat wieder ein Tausendkünstler etwas Praktisches erfunden. Die hübsche Vorrichtung ist so einfach, daß sie bald in Gebirgsgegenden die weiteste Verbreitung finden wird, denn sie macht auch älteren Leuten einen Gletscherbesuch möglich. Man braucht nicht mehr stundenlang über die weiten Gletscher zu wandern und sich zu ermüden, sondern läßt sich einfach tragen, ruhig und behaglich, wenn es beliebt, auch zeitunglesend in einem bequemen Stuhle sitzend. Die Bahre besteht aus einer Art Leiter. Zu beiden Seiten sind starke, 3—3½ m lange Rüststangen, an deren Enden die Träger, 4, 6 oder 8 Mann, zugreifen. In der Mitte befindet sich, locker an ledernen Riemen hängend, der Tragstuhl. Die Arme des Sitzenden bleiben frei und unbehindert. Ist der Weg zu uneben, schiebt man den Stuhl beiseite und läßt sich laufend unterstützen, ohne die Leiter selbst zu verlassen. Bei Rissen und Spalten dient die Leiter zugleich zum Uebersetzen. Wird

jemand unwohl oder krank, so kann der Betreffende in warme Tücher gewickelt, sogar über die Sprossen gelegt werden, und so der Abstieg ganz ungefährdet stattfinden.

Die Mission Tiguipa am Pilcomayo.

In Bolivia haben überall die Missionare den Unterricht der indianischen Jugend in die Hand genommen. Die kleinen Rothäute lernen fleißig, und, obwohl Lehrer und Schüler mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, mit gutem Erfolg. Die Knaben üben sich im Lesen und Schreiben des Spanischen; die Mädchen wetteifern im Nähen, Spinnen und Weben, namentlich auch im Sticken haben sie es schon zu großer Fertigkeit gebracht. Jede Schule leitet ein Pater, unterstützt von einer Vorsteherin. In ihrer äußerlichen Anlage sind sich die Missionsanstalten alle ähnlich; auch Tiguipa (zu deutsch: überschwemmtes Land) bietet nur dasselbe Bild wie die andern Flecken und Weiler der Missionen, von denen wohl noch allein am Oberlauf des Pilcomayo ein Dutzend vorhanden sind. Der Pilcomayo (d. i. Fluß), mit einem Lauf, so lang wie die Elbe, fließt von Sucre, der Hauptstadt Bolivias, bis Asumtion, wo er sich in den Paraguay ergießt; er gehört also dem Stromgebiet des La Plata an. Den Mittelpunkt der Missionen bildet immer das Schulgebäude, ein steinerner, strohbedeckter Bau, eigentlich nur eine Hütte, aber etwas höher als die übrigen Bauten rings herum. An die Schule schließen sich unmittelbar oder im weiteren Umkreise die Wohnhäuser der Weißen und der Indianer an, die auch die Arbeitsstätten, die Wagenschuppen und die Ställe enthalten. In den letzteren sind zwei oder drei Kühe, einige Hammel und Schweine, sowie die Hühner und das sonstige Federvieh untergebracht. Dicht neben dem geräumigen Gehöft erhebt sich auf einem besonderen Platz die einfache, schmucke Kirche, mit einem schlichten Kreuze auf dem Dache. Oft ziert das Gotteshaus auch noch ein kleiner Turm, von dem herab ein Glöcklein zur Andacht läutend ruft. Der ganze Ort ist durch feste Mauern oder undurchdringliche Zäune abgeschlossen, denn die Bewohner der Mission sind, zumal des Nachts, vor den Angriffen eindringender Jaguare und Pumas nicht sicher. Diese blutdürstigen Tiere haben schon manches Stück Vieh geraubt und fortgeschleppt, auch schon manches schlafende Kind mörderisch überfallen. Dazu erfordern noch die vielen Skorpione und giftigen Spinnen, vor allem der äußerst gefährliche Miko-Miko, besondere Vorkehrungen zu einer sicheren Absperrung.

Unser Bild stellt die Mission Tiguipa dar, zu der Stunde, als ein neuer Missionar seinen Einzug hält. Er hat eine lange und beschwerliche Reise zurückgelegt. Die Hitze ist erdrückend. Aber die ganze Mission ist auf dem Platze erschienen, dem Ankömmling Ehren zu erweisen. Ein kleines, achtjähriges Mädchen begrüßt den Fremden mit einer kurzen Ansprache in einem reinen Spanisch. Ein kleines Orchester, an den beiden Flügeln der Reihe aufgestellt, Geiger, Pauker, Trommler, hübsche braune Jungen, spielen auf, fröhliche Weisen erschallen und die übrige ganze Versammlung wird nicht müde immer von neuem zu rufen: Salve, salve, padre Pio! Padre Pio reitet mit seinem Gefolge die vier errichteten bescheidenen Triumphbogen hindurch und hält einen kurzen Umzug. Dann lenkt der Zug in das Innere der schmucklosen Häuser ein. Trank und Speise sind aufgetragen. Alles, was nur die tropische Sonne an Früchten erzeugt, reichen die weiblichen Helfer den Gästen dar. Die Thäler, nämlich der bolivianischen Anden sind sehr fruchtbar. Orangen, Citronen, Feigen, Bananen, Baumwolle, Pfirsiche, Zuckerrohr, Mais, Reis, Pfeffer, Korn, sämtliche Gemüse Europas gedeihen in üppiger Fülle. Dagegen ist das Leben in den Niederungen ungesund und namentlich die Sterblichkeit unter den Kindern bedeutend. Die Höhen der Berge haben gute Luft, sind aber unfruchtbar und infolgedessen unbewohnt.

Schon lagern sich die Schatten der hereinbrechenden Nacht über das stille, einsame Tiguipa. Erst leise, dann lauter und lauter ertönen die einförmigen Klageklänge der Indianer um einen geliebten Toten, der, wie schon so viele seiner Genossen ein Opfer des tückischen Klimas und der quacksalbernden schlechten Aerzte, einer heftigen Lungenentzündung erlegen ist. Darein mischt sich das dumpfe Heulen der Hunde. Den neuen Pater aber schüttelt schon seit Tagen starkes Fieber, gegen das Magnesia und Rhabarber nur wenig helfen wollen, und es dauert lange, ehe er trotz seiner Erschöpfung und des guten Lagers den langersehnten stärkenden Schlummer findet.

Franz und Erich.

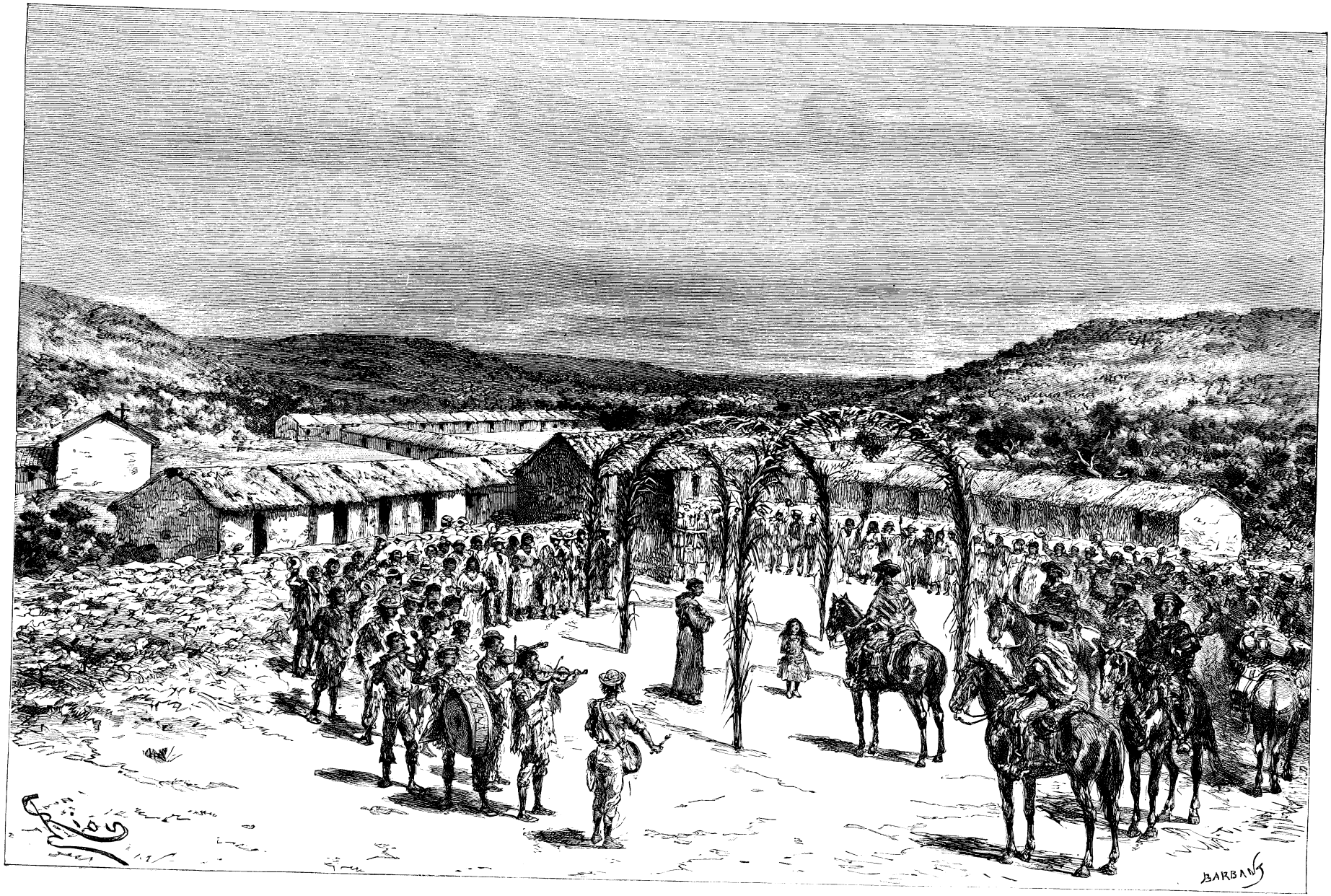
Kommerzienrat Berner hatte seine schöne, am Abhange eines waldbewachsenen Hügels gelegene Besitzung durch den Ankauf einiger anstoßender Grundstücke erweitert und ließ nun den nach der Straße zu liegenden Teil durch eine mehrere Meter hohe Mauer aus Granitsteinen abschließen.

Es war dies eine langwierige, beschwerliche Arbeit und Erich, der einzige Sohn des Kommerzienrats, konnte es kaum erwarten, bis die beiden Eckpavillons, die das Ganze krönen sollten, errichtet waren, in deren einem der Vater ihm ein Arbeitskabinett für die Sommermonate einzurichten versprochen hatte.

Täglich begab er sich in den Garten, um zu sehen, wie weit der Terrassenbau gediehen sei und oft brachte er seine Lernbücher nach dem halbvollendeten künftigen Tusculum; es lerne sich dort viel leichter, behauptete er, wenn die Eltern ihn ob dieser wunderlichen Liebhaberei, zwischen rohem Baumaterial zu studieren und seine Aufgaben zu machen, neckten, und ließ sich lächelnd die bestaubten Kleider reinigen.

So stand er einst wieder an dem unfertigen Bogenfenster des ihm zugedachten Pavillons und blickte auf die einsame Landstraße hinab; ein aufgeschlagenes Buch lag neben ihm, doch seine Gedanken waren von der lateinischen Aufgabe abgeschweift und schienen nicht sonderlich angenehmer Natur zu sein, denn seine Lippen waren aufeinandergepreßt und die sonst so offene klare Stirn in düstere Falten gezogen.

„Es ist ja doch vergeblich!“ murmelte er, „der Franz behauptet seinen Platz, wie immer. O, wenn ich den herunter-



Der Empfang eines neuen Missionärs auf der Mission Tiguipa am Pilcomayo.

kriegen könnte! Wenn er nur ein einziges Mal krank würde, nur drei Tage fehlte ... wie schnell wollte ich ihn überholen."

Dies „den Franz Ueberholen" war seit drei Jahren Erichs heißester Wunsch, sein sehnlichstes Verlangen, denn Erich war ebenso ehrgeizig, als er gut beanlagt war; sein Fleiß ließ nichts zu wünschen übrig, er war stets pünktlich und sehr ordnungsliebend, somit hätte er füglich den ersten Platz in seiner Klasse einnehmen können, wenn dieser nicht beharrlich von Franz Schönfeld, dem Sohne eines armen Gerichtsschreibers, behauptet worden wäre. Dieser, ein ernster, etwas schwächlich aussehender Knabe, war der besondere Liebling seiner Lehrer und auch von den Kameraden wohl gelitten; nur Erich Berner grollte ihm ungerechterweise, als dem Inhaber des ersten Platzes und heute war er ganz besonders aufgebracht gegen ihn, denn jener hatte am Vormittage einen für die besten lateinischen Verse ausgesetzten Preis davongetragen, während die seinigen nur das lobende: optime aufwiesen. Und er hatte sich doch solch unendliche Mühe damit gegeben und diesmal ganz sicher gehofft, den Sieg über den Nebenbuhler zu erringen.

Während er noch so ingrimmig der neuen Niederlage gedachte, kam Franz gerade des Weges daher. Er trug den errungenen Preis, eine Prachtausgabe der Iliade, unter dem Arm und grüßte lächelnd zu dem an die Brustwehr gelehnten Kameraden hinauf.

Dieser dankte kaum, doch Franz rief, ohne die unfreundliche Art zu bemerken, indem er den roteingebundenen Schatz in die Höhe hielt:

„Hast du meinen Homer schon gesehen? Willst du ihn einmal genauer betrachten?"

Das fehlte noch gerade! auch noch bewundern sollte er die Trophäe des glücklichen Siegers.

„Ich habe keine Zeit," rief er unwirsch hinab und setzte, seinem Aerger nachgebend, höhnisch hinzu:

„Leicht genug hast du den Preis gewonnen. Als ob ich nicht wüßte, daß dein Vater Verse macht, das hast du mir selber verraten." Einen Augenblick stutzte der andre, so gröblich Beleidigte, dann rief er, bleich vor Entrüstung:

„Das lügst du!"

„Daß dein Vater dichtet?" rief jener dagegen, „dann hast du zuerst gelogen, denn kürzlich hast du es selber gesagt. Der Karl Feldner ist Zeuge."

„Ich leugne nicht, daß mein Vater manchmal Verse macht," entgegnete Franz eifrig, „doch mir hat er noch nie bei den meinen geholfen und ich lasse solch eine Beschuldigung nicht auf mir sitzen."

„So recht! Geh zum Ordinarius und beklage dich bei ihm, du altes Klatschweib!" schrie Erich erbost zurück und: „Warte, das sollst du mir büßen!" klang es zornig von unten dagegen.

„Und dein Vater hat die Verse doch gemacht," behauptete Erich halb aus Lust am Necken, halb aus unterdrücktem Zorn.

„Du bist ein feiger Lügner," gab Franz zurück, doch kaum war das Wort ausgesprochen, so stieß er einen markerschütternden Schrei aus und sank zu Boden.

Der wütende Erich hatte, ohne zu wissen, was er that, einen der neben ihm aufgehäuften Granitsteine genommen und nach dem Widersacher geschleudert. Wie gut er gezielt, verriet der entsetzliche Schrei, der ihn zuerst lähmte, dann wie einen von Furien Gepeitschten von dannen trieb.

Unfähig, einen Blick nach dem Verunglückten zu werfen, stürzte er vorwärts, nicht die betretenen Pfade entlang, sondern quer durch den Garten, über den wohlgepflegten Rasen, durch die neu angelegten Boskette hindurch, nur vorwärts, aus dem Bereiche dieser fürchterlichen anklagenden Stimme.

Einmal blieb er zitternd stehen und horchte, ob sich der entsetzliche Schrei zum zweitenmal vernehmen ließe, doch alles blieb still — totenstill!

Ein kalter Schauer durchrieselte ihn und wie gebrochen schlich er weiter, dem Hause zu, das er durch eine Hinterthür betrat. Scheu, wie ein Dieb, stahl er sich die Treppe hinan in das Eßzimmer, wo sich um diese Stunde niemand aufzuhalten pflegte und sank halb ohnmächtig auf einen der eichenen Stühle.

Wie, wenn er den Kameraden getötet hätte? — Dann war er ein Mörder und mußte als solcher ins Gefängnis wandern.

So chaotisch auch die Gedanken in seinem Kopfe durcheinander wirbelten, dieser eine kehrte immer wieder, und immer klarer ward ihm das Entsetzliche. Franz war tot, — er mußte ja tot sein, wenn der gewaltige Stein, aus solcher Höhe herabgeschleudert, ihn traf. Und die Totenstille nach jenem furchtbaren Schrei! Bewies sie es nicht deutlich genug? Hätte Franz denn nicht gestöhnt und gejammert, wenn er nur verletzt worden wäre? Nein, es blieb kein Zweifel übrig, Franz war tot und Erich war sein Mörder. Was nun geschehen würde, wußte er nicht. Er war wie gelähmt, unfähig einen Plan zu fassen, geschweige denn ihn auszuführen.

Wohl kam ihm einmal der Gedanke, zu entfliehen; doch was hätte ihm die Flucht genützt? Er blieb ja doch ein Mörder. Dies Bewußtsein war viel unerträglicher, als die Furcht vor der Strafe, so hart, so entehrend diese auch sein mochte.

O wie verfluchte er jetzt seinen Ehrgeiz, der Neid und Mißgunst in seinem Herzen erweckt, Regungen, die ihm sonst völlig fremd waren. Hätte er sich denn nicht begnügen können mit dem zweiten Platze und dem Bewußtsein, in allen Stücken seine Pflicht und Schuldigkeit gethan zu haben?

Aber war denn Franz gänzlich ohne Schuld gewesen? fragte sich der Unglückliche weiter, nachdem er sich so ziemlich gefaßt und seine schreckliche Lage zu überdenken versuchte. Was brauchte er ihn zu reizen, indem er ihm den Preis zeigte? Doch war das nicht ganz natürlich bei der unvermuteten Begegnung? Auch hatte nichts von Stolz oder Herausforderung in der einfachen Handlung gelegen; nur Freude, die er mit dem Kameraden teilen wollte.

Und Erichs Beschuldigung! — Ach er wußte ja wohl, daß Franz keines Betruges fähig gewesen wäre und auch, daß der Vater desselben sich nie und nimmer zur Verübung eines solchen hergegeben haben würde. Mit vollem, klarem Bewußtsein hatte er den Kameraden fälschlich beschuldigt! Reuig empfand er dies jetzt als eine schwere Schuld und dann war es über ihn gekommen, er wußte selber nicht wie — das Letzte, Schrecklichste hatte er nicht mit Bewußtsein gethan, das hatte er nicht gewollt, das nicht . . .

Laut aufschluchzend in seiner namenlosen Qual flüchtete er hinter die schwere Portiere, welche das Eßzimmer von den Empfangsräumen trennt, und kauerte auf der Schwelle von seiner Mutter kleinem Salon, hinter den Falten des dichten Gewebes verborgen, nieder, erst leise weinend, dann inbrünstig betend. Er befand sich in einem unbeschreiblichen Seelenzustande und niemand war da, der ihm beigestanden hätte. Vater und Mutter waren ausgefahren, vor der Dienerschaft scheute er sich, im Bewußtsein seiner Schuld.

Endlich nahten sich Schritte; es trat jemand ins Eßzimmer ein. Erich regte sich nicht, doch errict er am Klirren des Cylinders, daß Anton, der alte Diener

des Hauses, die Lampe hereingebracht habe.

So spät war es also bereits! Er wußte nicht, wie lange er in seinem dunkeln Verstecke geblieben, noch daß draußen der Abend hereingebrochen sei. In seiner Seele war es ja längst finstere Nacht! — Jetzt kam auch der zweite Diener mit einem Präsentierbrett voll Geschirr und die beiden begannen die Vorbereitungen zum Abendessen zu treffen.

Der jüngere schien aufgeregt und räsonnierte in einem fort vor sich hin. „Nein, so eine Roheit! — Wer es nur gethan haben mag? — Aus unserm Garten wäre der Stein geworfen worden, sagen die Leute! . . ."

„Schnickschnack," unterbrach ihn ärgerlich der alte Anton: „als ob sich einer von unsern Leuten so etwas erlauben würde, die Arbeiter hatten heute Feiertag, also kann's gar nicht gewesen sein."

„'s wird auch unserm jungen Herrn leid thun," fuhr der Andre fort, „es ist ein Klassenkamerad von ihm."

„Ja, und ein braver tüchtiger Junge, das muß man sagen. Meine Schwester wohnt in einem Hause mit den Leuten und die lobt sie sehr," plauderte der Alte weiter. „Die armen Eltern!" meinte mitleidig der jüngere, „wie schrecklich, wenn sie ihnen das Kind so heimbringen!" damit ging er wieder aus dem Zimmer und Anton folgte ihm, nachdem er noch die letzte Hand an den gedeckten Tisch gelegt hatte.

Erich blieb allein zurück mit seiner Qual. Die Unterredung der beiden hatte ihn aus der dumpfen Betäubung geweckt, in welche er zuletzt versunken gewesen und aufs neue erfaßten ihn jetzt das Grauen und die Verzweiflung. Der Kopf glühte ihm und doch schlugen seine Zähne im Frost aufeinander. Es wurde ihm ganz übel und, ohne recht zu wissen, was er that, kroch er aus seinem Verstecke hervor und schlich sich in sein Schlafzimmer, wo er sich angekleidet aufs Bett warf.

Wer jetzt schlafen, vergessen könnte! — Ruhelos warf er sich auf seinem Lager hin und her, gefoltert von schrecklichen Bildern, die sein überreiztes Hirn hervorbrachte; bald sah er sein Opfer blutüberströmt zu Boden sinken, bald malte er sich die Verzweiflung der Eltern des Gemordeten aus, als man ihnen den Leichnam ins Haus brachte, nicht einen ruhigen Moment fand er mehr; ihm war, als müsse er den Verstand verlieren.

Da hörte er den Wagen vorfahren, der seine Eltern heimgeführt hatte und gleich darauf beider Stimmen im Flur.

Sie sprachen heiter und angeregt miteinander, ohne zu ahnen, daß ihr einziges Kind da oben mit der Verzweiflung rang.

Das Ankleidezimmer seiner Mutter lag neben seinem Schlafzimmer. Jetzt betrat sie dasselbe, nachdem sie noch dem Gatten zugerufen: „Geh nur voraus zum Abendessen. Ich folge gleich. Erich wird wohl schon unten sein." Erich richtete sich mechanisch auf und drückte beide Hände auf seine wild pochende Brust. Sollte er zu der Mutter eilen, ihr alles gestehen? Wie gern hätte er es gethan, doch mußte sie nicht furchtbar erschrecken und würde der Schreck keine üblen Folgen haben, bei ihrer zarten Gesundheit?

So blieb er unschlüssig stehen, bis er im Nebenraume das Oeffnen der Außenthüre vernahm. Die Mutter stand im Begriff, sich ins Eßzimmer zu begeben und würde, wenn sie den Sohn nicht dort vorfand, sofort den Diener nach ihm ausschicken; das mußte vermieden werden, denn er konnte in seiner Gemütsverfassung dem Vater unmöglich vor die Augen treten.

Rasch öffnete er daher die Thüre seiner Stube und rief der Vorüberschreitenden mit halb erstickter Stimme zu:

„Mir ist nicht gut, Mama! Ich möchte oben bleiben."

Verwundert blieb die Kommerzienrätin stehen und fragte dagegen:

„Was fehlt dir denn? Heute mittag war dir ja noch ganz wohl."

Damit kam sie näher und trat in das Zimmer, in welchem es bereits fast dunkel war. Durch die geöffnete Thüre drang der Schein einer Gaslampe auf den Korridor, Erich trat unwillkürlich in den Schatten, allein die Mutter griff nach dem Feuerzeuge und wollte Licht machen, als Erich ihre Hand festhielt und flehend bat:

„Lasse das, Mutter. Wir brauchen kein Licht."

„Doch, doch!" entgegnete die Kommerzienrätin hastig. „Ich muß dich sehen, erfahren was dir fehlt. Du fieberst ja! Du bist krank! — Ich werde gleich zum Doktor schicken," und schon tastete sie nach der elektrischen Klingel, doch Erich umklammerte ihren Arm und sagte mit rauher, heiserer Stimme:

„Wenn du mich liebst, so laß das alles. Ich bin nicht krank, nur namenlos unglücklich," und ehe er noch ein Wort hinzufügen konnte, lag er schluchzend am Herzen seiner Mutter, die, in der Meinung, es handle sich, wie schon öfter, um eine Enttäuschung in Betreff seiner Censur oder einen ähnlichen Kummer, ihn liebkosend an sich zog und mit der Rechten leicht über sein lockiges Haar strich, indem sie in halb scherzhaftem Tone fragte: „Nun, was hat es denn wieder gegeben? Kränkt es dich noch nachträglich so arg, daß dieser Franz Schönfeld dir wieder den Preis abgerungen hat? — Das wäre sehr thöricht, mein Sohn, und nicht edel von dir, denn auf der Schule hat jeder die gleichen Rechte und" . . . . „O Mutter," stöhnte Erich aus tiefster Seele, „o Mutter, wenn es nur das wäre."

Dies klang nicht wie die Klage eines in seinem Ehrgeize gekränkten Knaben, sondern wie der Weheschrei eines zum Tode verwundeten gefolterten Herzens und kalt überlief es die Mutter, die, ihre plötzlich erwachende Angst bemeisternd, möglichst ruhig fragte:

„Was ist es denn? Sprich dich aus, mein Sohn, vielleicht kann ich dir helfen."

„Mir kann kein Mensch helfen," klang es leidenschaftlich von des Knaben Lippen, „ich bin verloren und euch habe ich elend gemacht." Die Kommerzienrätin fühlte den Boden unter ihren Füßen wanken, sie mußte sich auf den Rand von Erichs Bette setzen, sonst wäre sie umgesunken.

Kaum hörbar befahl sie dem Knaben, der jetzt neben ihr in die Kniee gesunken war:

„Rede — was ist's? — foltere mich nicht länger." Am ganzen Körper bebend, den Kopf an der Mutter Knie gedrückt, beichtete nun Erich alles was sich ereignet hatte, ohne das Geringste zu beschönigen, er ließ sie in seiner Seele wie in einem offenen Buche lesen und sie, die von seinen ersten Lebenstagen an für ihn und mit ihm gelebt, die jede Regung seines Gemütes, fast jeden seiner Gedanken kannte, wußte genau, wie weit er schuldig war an dem Geschehenen, konnte ihm glauben, als er unter strömenden Thränen beteuerte, er habe nicht gewußt, was er that, als er den Stein geschleudert.

Furchtbar genug blieb das Geschehene, traurig genug die Folgen, allein die Mutter sprach ihn frei in ihrem Herzen von der Blutschuld. Wortlos schloß sie ihn in ihre Arme und hielt ihn lange so umschlossen, dann betete sie leise und schloß mit der laut gesprochenen Bitte: „und gib uns Kraft, das Kommende zu tragen; Amen!"

(Fortsetzung folgt.)

Grundriss der Richtungsrinnen
Fig.1a bei geradliniger Schanze

Der junge Feldpionier.

I.

Wohl, meine lieben Kameraden, es ist noch nicht lange her, daß ihr „Soldaten" gespielt habt und vielleicht noch spielt. Euer Hauptmann führte euch an, und ihr habt mutig gegeneinander gekämpft. Doch im Kriege wird nicht nur tapfer gefochten; es ist für den Sicherheitsdienst auch eine ganze Reihe technischer Arbeiten auszuführen, und zu diesem Zwecke sind die „Pioniere" da. Diese bauen Schanzen, Brustwehren, Laufgräben und vieles andre. Wenn von einem zahlreichen, vormarschierenden Heere schnell ein Fluß überschritten werden soll, so werden die Pioniere dazu befohlen, eine Anzahl Brücken über denselben zu schlagen, bei längerem Verbleiben einer Heeresabteilung an derselben Stelle müssen endlich die Pioniere die nötigen Lagereinrichtungen treffen u. a. m.

Nun wollen wir einmal sehen, ob wir denselben von ihren Arbeiten etwas ablauschen und dergleichen für unser Soldatenspiel zu eigenem Vergnügen und eigener Belehrung ausführen können. Dazu kommt mit mir auf den euch überlassenen Sandplatz eures Gartens, auf die Heide unweit eures Städtchens, auf die Dünen und den Strand des Seebades, das ihr in diesem Sommer besucht, und bringt auch einen Spaten mit, dessen Stiel euch etwa bis an die Mitte der Brust reicht, und dessen Blatt nicht zu klein und möglichst scharf ist. Denselben führt ihr beim Gebrauch am besten derart, daß die eine Hand das Stielende desselben erfaßt, die andre Hand dagegen die Mitte des Stiels festhält. Ist die letztere die rechte, so soll bei der Arbeit auch der rechte Fuß nach vorn gesetzt werden — und umgekehrt — und eben dieser Fuß muß mit allmählich sich verstärkendem Drucke bei dem Eintreiben des Spatenblatts in die Erde helfen. Nie aber sollet ihr mit Gewalt auf das Spatenblatt treten, da ihr euch ernstlich dabei verletzen könnt, auch euer Schuhzeug darunter leidet.

Auch das einfachste Schanzwerk, und damit wollen wir beginnen, muß zunächst in seiner Richtungslinie festgelegt werden. Diese läuft naturgemäß senkrecht zu derjenigen Richtung, aus welcher der Angriff des Gegners erwartet wird. Die Richtung einer Schanze braucht nun nicht immer geradlinig zu sein; wenn z. B. die Schanze an dem oberen, bogenförmigen Rande eines Hügels errichtet werden soll, so muß sich die Richtung der Schanze ebenfalls bogenförmig dem Rande desselben anschmiegen. Ihr zieht nun in der Richtung, welche die Schanze erhalten soll, zwei einander parallele Linien mit dem Spaten in den Erdboden; diese „Richtungsrinnen" sind so weit voneinander entfernt, daß ihr euch bequem quer zwischen dieselben legen könnet und so lang, wie die Schanze werden soll (Fig. 1). Jede Schanze besteht nun aus einem Graben, einer Brustwehr, und zwar wird der aus ersterem gewonnene Erdboden zu letzterer verwandt; die Richtungsrinnen aber geben die beiden Ränder des auszuhebenden Grabens an.

Habt ihr nun die Richtungsrinnen in gehöriger Länge und Breite dem Erdboden eingekerbt, so stellt ihr euch innerhalb derselben mit doppeltem Armabstand, so daß ihr bequem schaufeln könnt (Fig. 1 b), voneinander auf und beginnet nach (Fig. 2) das Ausschachten des Grabens. Ihr grabt nämlich an der dem Angreifer abgekehrten Richtungsrinne $^3/_4$ Spatenblatt tief in die Erde ein und lasset sodann die untere Fläche des Grabens, welche man wie beim menschlichen Fuße „Sohle" nennt, allmählich bis zu der vorderen Richtungsrinne aufsteigen. Dann erhaltet ihr einen sogenannten Spitzgraben (Fig. 2).

Den aus dem Graben gewonnenen Erdboden schüttet ihr dabei nach dem Angreifer zu so als Brustwehr auf, wie es Fig. 3 zeigt. Die Höhe derselben entspricht etwa der tiefsten Stelle des Grabens. Die Schützen des Verteidigers der Schanze liegen platt auf der Sohle und schießen über die Erdbrustwehr hinweg gegen den andringenden Feind; daher heißt diese einfachste aller Schanzarten „Schützengraben für liegende Schützen".

Bei dem Aufschütten jeder Brustwehr müsset ihr euch hüten, die Erde, welche auf dem Spaten liegt, zu verstreuen. Damit der Erdwall hübsch gleichmäßig ausfalle, ist es nötig, die Erde auch während des Wurfs möglichst zusammenzuhalten. Das könnet ihr am besten dadurch erreichen, daß ihr in dem Augenblicke, als beim Wurfe die Erde das Spatenblatt verlassen will, dem andern Ende des Spatens einen kleinen Ruck nach unten hin versetzet, denn dann bleibt der sich drehende Erdkloß auch im Fluge hübsch zusammengeballt. Das erfordert im Anfang zwar ziemlich viel Mühe und Uebung, lohnt sich aber später außerordentlich. Ist das Wetter draußen zu schlecht, oder steht euch kein genügender Platz zur Verfügung, so füllt euch einen geräumigen Kasten mit feuchtem, weißem Sand, stellt alles, was wir noch zusammen ausführen, in kleinen Modellen dar und, wer von den jüngeren Kameraden noch Lust dazu hat, der besetze die kleinen Schanzwerke u. s. w. mit Bleisoldaten. Auch dabei läßt sich gar viel lernen. Für heute Gott befohlen, nächstens mehr!

Fig.2
Querschnitt des Grabens

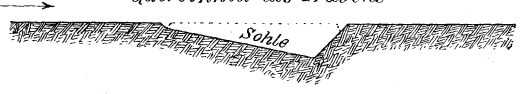


Fig.1b bei krummliniger Schanze

Ratschläge für die fußreisende Jugend.

Im Verlage von Friedrich Fromman in Stuttgart ist ein „Taschenbuch für Fußreisende" erschienen, herausgegeben von Dr. Friedrich Ratzel, das sich „eine der deutschen Jugend gewidmete Frühlingsgabe" nennt. Der „Gute Kamerad" ist, wie ihr wohl wisset, ein Freund des Wanderns und hat der Wanderlust schon oft das Wort geredet, weil er aus seiner eigensten Erfahrung und von seiner Schulzeit her recht gut weiß, wie anregend, erfrischend und kräftigend

maßvolle Fußmärsche in Gottes schöner Natur dem jugendlichen Ferienreisenden bekommen. Es ist das so recht das Mittelchen, sich von der Verdumpfung des abgelaufenen Schuljahres zu erholen und neue Kraft zur Bewältigung neuer Aufgaben einzuheimsen. Der „G. K." hat einen Blick in jenes Büchlein geworfen und die Ueberzeugung gewonnen, daß, obwohl es eigentlich schon mehr für die erwachsene Jugend geschrieben ist, doch auch schon unsren jüngeren Lesern eine Fülle von Erfahrung und beherzigenswerte Winke darbietet und somit allen wanderlustigen Kameraden warm empfohlen werden kann. Das Buch zerfällt in zehn Abschnitte und behandelt vornehmlich die Ausrüstung, den Ausmarsch, die Einteilung des Tages, die Gesundheitspflege, das Verhalten in den Wirtshäusern, die Reisegesellschaft, das „Beobachten" auf Reisen, Wege und Führer und vieles andre.

Es sei verstattet, durch die Wiedergabe einiger Ratschläge, welche die „Diät" und die „Sorge für die Füße" betreffen, in das Büchlein einen flüchtigen Einblick zu gewähren. Man glaube nicht, sagt der Verfasser, daß die Anstrengung, welche das Fußreisen erfordert, auch verhältnismäßig stärkeres Essen verlange, das dann auch ohne Appetit hinuntergewürgt werden müsse, sondern man folge dabei nur aufmerksam dem natürlichen Bedürfnisse. Nach großer Erhitzung kann der Magen nicht viel verdauen und dann mute man ihm auch nicht viel zu, und nehme sich besonders vor solchen Dingen in acht, die den Magen erkälten, wie Obst, zumal unreifes, Limonade, kalte Schale u. s. w. Zu leicht verdauliche Speisen sind auch nicht ratsam, wenigstens allein genossen, weil man danach schnell wieder hungrig wird; das Beste ist in diesem Falle, wie überhaupt, eine tüchtige Hausmannskost: warme Suppe, Fleisch, Schinken, Eier (die man überall haben kann und die einem oft aus der Not helfen, wo es nichts andres gibt), Schwarzbrot und Käse. Man braucht auch nicht zu denken, daß man notwendig alle Mittage warm essen müsse. Kann man's haben, so ist es gut; kann man's nicht haben, auch. Des Abends thue man sich etwas zu gute nach Möglichkeit des Beutels und des Quartiers, hüte sich aber dabei, zu vielerlei durcheinander zu essen und besonders zu trinken.

Unter den Getränken ist, wie schon Pindar sagt, das beste das Wasser. Nur trinke man es nie, ehe man sich abgekühlt, und ehe man etwas gegessen hat, weswegen man auch wohlthun wird, in einsamen Gegenden immer ein Stück Brot bei sich zu führen. Nächstdem ist Milch hochzuachten als natürliches, gesundes und zugleich nährendes Getränk. Vor allem im Gebirg kann man kaum zu viel von ihr nehmen. Kalt in den erhitzten Magen darf sie natürlich wie alle Getränke nur langsam und mit Maß genommen werden. Ein leichter Wein ist auch nicht zu verachten, wo man ihn gut haben kann; er dient auch dazu, schlechtes Wasser genießbarer zu machen. Mit dem Biere muß man sich schon mehr in acht nehmen, da es im Sommer oft sauer ist, die starken Biere zu sehr erhitzen und den Durst mehr erregen als löschen. Branntwein ist nur zulässig bei großer Hitze und Ermattung, und in ganz geringer Quantität genossen. So erwärmt er den Magen und bewirkt wunderbar schnelle Abkühlung der Haut. Man kann ihn, besonders die besseren Sorten, auch benutzen, um dem Wasser das Erkältende zu benehmen, indem man etwas hineinschüttet und Zucker zusetzt, so daß eine Art kalter Grog herauskommt. Vor den süßen Schnäpsen mag sich jeder hüten, diese stören die Verdauung.

Ueberhaupt muß man sich in acht nehmen, sich den Magen zu verderben, was durch äußere oder innere Erkältung sehr leicht geschehen kann. Wenn man von Hitze und Anstrengung erschöpft ist, darf man ihn am wenigsten überladen. Ein Stück trocken Brot ist dann oft das Gesündeste, womit man sich einstweilen stärkt, bis man sich abgekühlt hat; Obst ist in solchen Fällen meist schädlich, so erquickend es auch oft sein mag. Die Hauptregel bleibt: ne quid nimis.

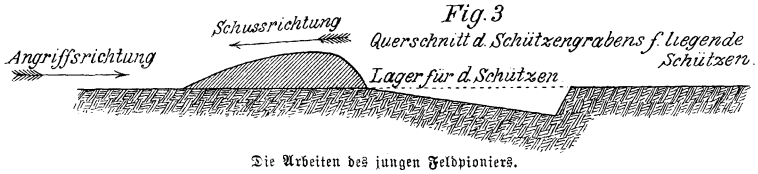
Ueber die Sorge für die Füße finden wir in dem Büchlein die Bemerkungen:

Wer überhaupt ein guter Spaziergänger ist und seine Füße nicht durch Einzwängen in modisches Schuhwerk verdorben hat, auch das in dem Abschnitte über die Ausrüstung Gesagte beobachtet, besonders für dicke Sohlen sorgt, wird nicht leicht mit Blasen und andern Uebeln zu kämpfen haben, die angehenden Fußreisenden gewöhnlich als Schreckbild vorschweben. Inzwischen muß man doch stets aufmerksam sein und bei jeder Unbequemlichkeit zeitig ihrer Ursache, z. B. Falten in den Socken, nachspüren, um diese zu heben, daß sich dann das Uebel von selbst verliert.

Die Arbeiten des jungen Feldpioniers.

Blasen sind im Grunde ein sehr unbedeutendes Uebel; man braucht nur mit der Nadel einen Wollfaden hindurchzuziehen und herzhaft darauf los zu marschieren, so sind sie in einem bis zwei Tagen geheilt.

Viel größere Beschwerde verursacht es, wenn sich durch längeres Gehen auf harten Wegen, wie Chausseen, unter der Fußsohle Anhäufungen von Horn bilden, die sehr schwer wegzubringen sind. Einige Erleichterung kann man sich verschaffen, wenn man des Abends die Stellen mit Talg bestreicht. Sehr heilsam ist oft, Strecken Wegs auf nassem Grunde zu marschieren oder geradezu durchs Wasser, weil das nasse Leder sich besser nach dem Fuße dehnt. Nur muß man dann nicht unterlassen, des Abends dem Leder durch Einschmieren wieder Nahrung zu geben. Nächstdem aber untersuche man, ob vielleicht die Sohle zu dünn geworden oder die Brandsohle durch den Schweiß der Füße zusammengeschrumpft ist und einzelne Buckel bekommen hat; in solchem Falle muß man sich neue Brandsohlen hineinlegen lassen und dieselben genau untersuchen, ob sie auch eben und glatt sind, ehe man darauf weiter geht.



Die Arbeiten des jungen Feldpioniers.

Viele empfehlen das Waschen der Knöchel und Kniee mit Branntwein, und ich glaube auch nicht, daß dies schaden kann. Besser ist es aber, wenn man es nicht nötig hat. Die Füße selbst und namentlich die Fußsohlen mit Branntwein zu waschen, möchte ich nicht raten. Reinlichkeit allein ist die beste Pflege.

Das Bestreichen der inneren Strumpfsohle mit Talg ist kein übles Mittel, wenn die Haut der Füße gerieben und

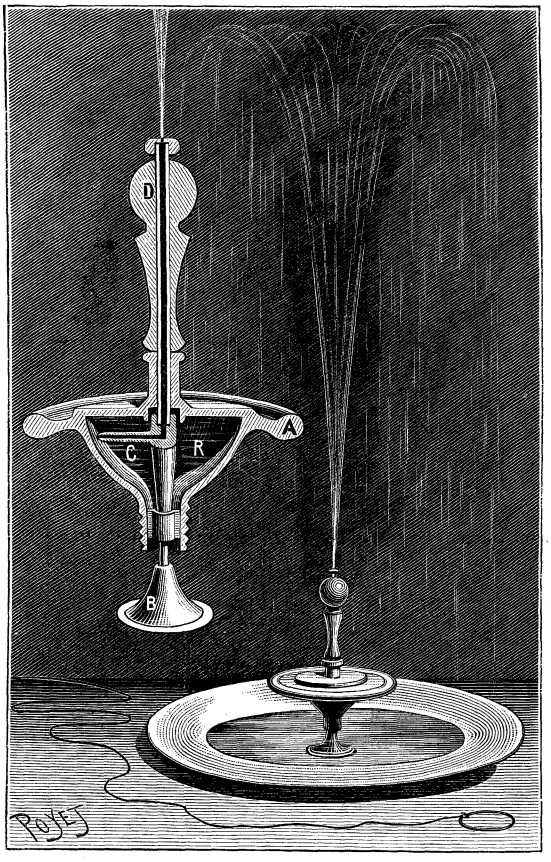
gereizt ist; doch muß man es nicht ohne Not anwenden, schon wegen der davon unzertrennlichen Unreinlichkeit und weil die Socken dadurch hart werden.

Die Hauptsache bleibt immer, daß man nicht zu lange auf denselben, durch Schweiß und Staub hart gewordenen Socken geht, sondern dieselben alle 1 bis 2 Tage wechselt. Hat man keine ganz reinen Socken mehr, so nimmt man die trocken gewordenen schmutzigen, reibt und stäubt sie aus und zieht sie wieder an.

Der sog. Wolf, welcher häufig durch zu rauhe Unterbeinkleider erzeugt wird, verzieht sich, wenn man in dieser Beziehung Wechsel eintreten läßt, z. B. das Hemd, wenn es lang genug, zwischen den Beinen durchzieht. Außerdem ist kalte Waschung und Einreiben mit Talg nützlich.

Der Wasserkreisel,

also eines jener bekannten Kinderspielzeuge, das zugleich einen Springbrunnen abgibt, das ist die neueste Erscheinung unter den physikalischen Spielereien. Dieser Springbrunnenkreisel unterscheidet sich in seinem Aeußeren wenig von der hergebrachten Form und wird ebenfalls durch einen aufgerollten Bindfaden in Rotation versetzt. Ist die letztere erreicht, wird der Kreisel zugleich in geschickter Weise auf einen Suppenteller gestellt, der zuvor bis zu einer Höhe von 12—15 mm mit Wasser angefüllt wurde. Der Trichter B, unten mit einem Kautschukreifen garniert, bleibt während der Rotation durch den Druck, den die kleine Umrandung A und damit die Schwere des Kreisels ausübt, fest stehen, wohin man ihn auch gesetzt hat. Der untere Teil des rotierenden Flügels birgt einen Wasserbehälter R, der mit dem oberen Teil korrespondiert, die Luft nach Eintritt der Rotation aus dem Wasserbehälter in die höheren Teile und die Atmosphäre austreten zu lassen, wodurch die Wirkung entsteht, daß der Kreisel beziehungsweise Trichter und Wasserbehälter das auf dem Teller liegende Wasser auffaugt. Dieses letztere nimmt denselben Weg, den zuvor die entweichende Luft zurückgelegt hat und entströmt bei D in einem prachtvollen, mehr als einen Meter hohen Wasserstrahl, dem durch passende Veränderungen im obersten Aufsatzröhrchen beliebige Modifikationen gegeben werden können.



Eine neue Spielerei. Der Wasserkreisel.

Revanchiert.

Chopin, der große Komponist, war einmal der bewunderte Gast eines reichen Schuhmachers. Nach beendetem Mahle forderte ihn der ungebildete Gastgeber auf, sich an sein Klavier zu setzen. Chopin suchte auszuweichen, allein jener ließ nicht nach und sagte drängend: „O, setzen Sie sich und spielen Sie etwas, nur um mir zu zeigen, wie man es macht.“ Chopin willigte ein. Einige Tage später lud der große Künstler den Schuhmacher zu sich. Mitten unter den gastronomischen Genüssen ließ der Komponist einen Schusterwerktisch in den Salon bringen und bat den Meister, eine Sohle aufzunähen. Verblüfft blickte der reiche Schuhmacher drein, doch der berühmte Komponist versetzte mit beharrlicher Liebenswürdigkeit: „O, seien Sie so freundlich, nur um zu zeigen, wie man es macht!“

Diamanträtsel.

1) Ein Buchstabe. 2) Geographische Bezeichnung. 3) Stadt in Italien. 4) Menschenrasse. 5) Berühmter Feldherr. 6) Vorzug der Geburt. 7) Baum. 8) Nebenfluß des Mains. 9) Ein Buchstabe.

Die wagerechte und senkrechte Mittellinie ergeben das gleiche Resultat, den Namen eines berühmten Feldherrn, der Herrscher eines großen Reiches wurde.

Rätsel.

Nenn' mir, o Freund, das Land,
Das eine Insel ist,
Weil ihre erste Silbe
Die zweite rings umfließt.

Buchstabenrätsel.

In dem mit g da sitzen
Wir oft zur Sommerzeit; —
Verlassen steht's und einsam,
Wenn's draußen friert und schneit.
Da baun zur Unterhaltung
Wir's lieber uns mit k,
Liegt's auch, kaum aufgerichtet,
Zerfallen wieder da!

Auflösung des Rätsels in Nr. 35.

„Sigmaringen.“

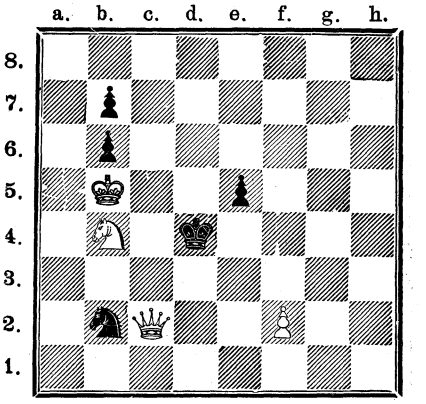
Auflösung des Anagrammrätsels in Nr. 35.

1) Danton, Robespierre, 2) Chur, Unterwalden, 3) Sickingen, Hutten, 4) Hohenstaufen, Enzio, 5) Holbein, Dürer, 6) Aster, Narcisse.

Richtig geordnet ergeben die Anfangsbuchstaben:

„Der Handschuh.“

Schachaufgabe Nr. 10.



(4 + 5 = 9.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 9.

1. L a 8 — c 6 — c 7 — d 6:
2. L c 6 — d 7 ‡.

1. . . . . — K e 6 — d 6:
2. D g 7 — f 6 ‡.

1. . . . . — K e 6 — f 5:
2. L c 6 — d 7 ‡.

1. . . . . — sonst
2. D g 7 — g 6 ‡.

Fragen und Antworten.

H. G. in **Fr.** Lieber Neffe! Ein Briefmarkenalbum, das nur Europa umfaßt, erhältst Du bei A. Larisch in München, Schwanthalerstraße 42. Es erscheint außerdem ein derartiges Album in Lieferungen bei Karl Cl. Sauer in Mähr.-Ostrau. Gruß!

Um vielen Irrtümern vorzubeugen, bringe ich hiermit zur Kenntnis, daß ich mit keinem hiesigen Kameraden gemeinschaftlich korrespondiere, sondern ihnen nur die Adressen meiner Korrespondenzverbindungen hin und wieder aufgebe. Eugen von Stoffregen in Riga.

H. W in **Halberstadt.** Um kräftig und muskulös zu werden, auch gehörig in die Länge zu wachsen, muß man in jeder Beziehung gesund leben, d. h. Körper und Geist allseitig ausbilden, üben, aber dazwischen auch wieder ausruhen lassen; sodann muß genügende Ernährung, ohne Ueberreizung durch geistige Getränke oder andre Genußmittel, stattfinden. Eine allgemeine Diätetik der Lebensweise können wir hier so wenig geben, als eine Deinen speciellen (uns ja gänzlich unbekannten) Verhältnissen angepaßte Vorschrift.

Froschkönig. Wenn sich Dein Fröschlein vor arger Pein im Glase krümmt, so ist dies wahrlich kein ergötzlicher Zustand, für das Tier vielmehr ein sehr bedauernswürdiger. Leider ist dagegen nicht viel zu machen. Du scheinst der Meinung zu sein, Dein Fröschlein (Laubfrosch?) hätte sich den Magen verdorben und Du hast nicht übel Lust, ihm Schweizerpillen oder Rhabarber einzugeben. Freund, das taugt nicht, Frösch lein muß sich selber helfen. Jedenfalls hast Du es in ein recht enges Glas eingesperrt und dieses mit der unsinnigen Holzleiter ꝛc. ausgestattet. Das ist Tierquälerei. Bringe Deinen Frosch naturgemäß in einem geräumigen, reich mit dichtbelaubten Pflanzen ausgestatteten Behälter unter und stelle diesen so, daß er nicht viel Sonne, etwa nur Frühsonne erhält. Dann sorge für ein mit Wasserpflanzen ausgestattetes Wasserbecken im Behälter und füttere Dein Fröschlein tüchtig mit Stubenfliegen (keine Schmeiß-, Fleisch- od. r Aasfliegen), Mücken, kleinen Schmetterlingen ꝛc., so wirst Du erleben, daß sich Dein Frosch sehr schnell erholt. Im übrigen verschaffe Dir das soeben erschienene Buch: „Die Reptilien und Amphibien Deutschlands in Wort und Bild" von Herm. Lachmann (Berlin bei Paul Hüttig, Preis 4,50 Mk.), Du findest darin sehr beherzigenswerte Worte, gerade Dein Fröschlein betreffend, ferner alles Wissenswerte über alle in Deutschland vorkommenden Kriechtiere und Lurchen. Durch verständige Behandlung kannst Du Dein Großmaul auch soweit zähmen, daß es Dir auf dem Finger sitzend, Fliegen, Mehlwürmer und schließlich rohes Fleisch abnimmt. Geduld gehört freilich dazu.

M. K. in **W.** Die ersigenannte Briefmarke (Dep. of State, 5 Doll. gr. und schw.) ist 40 Mark, die andre etwa 6 Mark wert.

Reinh. Gottschaldt. Du willst Druckerschwärze verdünnen. Dazu nimm Terpentin- oder Leinöl.

Aufruf an alle Kameraden, die sich für die Chemie und verwandte Naturwissenschaften interessieren! Sollte es nicht möglich sein, unter den Kameraden einen Chemiker-Verband „guter Kameraden" zu gründen? Also frisch auf, und sendet mir Vorschläge und Adressen, mit Tipp-Topp-Stempel versehen, ein. Euer Kamerad und eifriger Chemiker Jul. Jörgensen, Ober-Sekundaner in Altona kl. Gärtnerstr. 85 p. NB. Ich möchte den Kameraden Walter Borsche in Potsdam um seine nähere Adresse bitten, um mit ihm in Korrespondenz treten zu können.

Ernst Pollak. Neu-Stolzeaner sind die Anhänger des von Wilh. Stolze erfundenen, durch dessen Sohn Franz Stolze gänzlich umgearbeiteten stenographischen Systems.

Julius B. in **Diedenhofen.** Wir haben diesen photographischen Apparat noch nicht zu Gesicht bekommen; etwas feines kann es zu diesem Preise nicht sein. Gruß!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile **60 Pfennig.** Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken aller Länder billigst. Preisliste grat. **Carl Mönster, Copenhagen.**

Echte Briefmarken: *Billig!* 6 Aegypt. 20 Pf. 20 Austral. 40 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 40 Deutsch. incl. 18 Kr. 60 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Guatem. 25 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 5 Kap 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 3 Pers. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 3 Samoa 30 Pf. 20 Schwd. 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 6 Taxis 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf. 6 Türk. 20 Pf. ꝛc. ꝛc. **Alle verschieden. Preislisten gratis. E. Hayn, Naumburg, Saale.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Larisch's Briefmarkenalbum
für die Jugend,
gefüllt mit 150 verschied. echten Marken aller fünf Weltteile. **Preis 1 Mark.**

Im Markentausch-Verkehr mit Sammlern in Finnland, Scandinavien, Balkanstaaten, Spanien, Portugal und überseeischen Ländern wünscht zu treten **Eug. Kötzle, Stuttgart, Hohenheimerstraße 39 p.**
Korrespondenz deutsch und französisch.

Echte Briefmarken.
50 versch. 20 ₰, 100 versch. 50 ₰, 150 versch. 1 ℳ, 500 versch. 10 ℳ, **überseeische** 25 versch. 50 ₰, 50 versch. 1 ℳ, 100 versch 3 ℳ. **Porto extra!**
Neuleutersdorf i. S. **Friedrich & Starke.**

Zu verlangen bitte Prospekt über
Neueste
Photogr. Handcamera.
Klein — hochelegant — **ohne** Stativ — **ohne** Einstellung
12 Aufn. in Visit hintereinander
! wirklich brauchbare Bilder!
Nie versagend — *Stets* fertig. Preis inkl. 12 Pl. n. 25 M. **Schmelzers Hofbuch- u. Kunsthandlung in Bernburg.**

PIERERS
Konversations-Lexikon
7. vollständig umgearbeitete Auflage.
„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes
Universal-Sprachen-Lexikon
nach Joseph Kürschners System
in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer"** als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:
in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 gehefteten Halbbänden à M. 3. 25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8. 50.
Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Alte Briefmarken
und Couverts, alte Scripturen, als: Geschäfts-Correspondenzen, Anwalts- und Gerichtsakten und dergl. **sucht zu kaufen**
E. Stock, Berlin, Engel Ufer 16.

Alte Briefcouverts
u. Briefmarken a. d. J. 1850—1868 **kauft** jede Anzahl H. Koch, Dresden, Grünestr. 32.

Großherzoglich Oldenburgische
Navigationsschule zu Elsfleth.
Beginn des **Schiffercursus: 1. März** und **1. Oktober.**
Dauer desselben **5 Monate.**
Beginn des **Steuermannscursus: 1. Januar, 1. Juni** und **1. Oktober.**
Dauer desselben **7 Monate.**
Beginn des **Vorcursus** (Vorbereitung zum Steuermannscursus): **1. April, 1. August, 1. November.**
Dauer desselben **2 Monate.**
Nähere Auskunft erteilt der Unterzeichnete
Dr. Behrmann.

Eltern empf. f. i. Söhne m. Pension u. Handels-Lehranstalt **Berlin, Thiemann,** Karlstr. 26.

Deutsche Lehrmittel-Anstalt, Frankfurt a. M., versendet illustrierten Katalog kostenfrei.

Universalbibliothek
für die
Jugend
enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.
Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.
(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë **mit** 2 Bildern geheftet **nur** 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel **nur** 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet **nur** 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel **nur** 1 Mark 20 Pfennig.)
Zu haben in allen **Buchhandlungen.**
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Ernst Wiehenbrank. Wollten und könnten wir Deine Fragen erschöpfend beantworten, müßten wir ein Buch schreiben. Das beste wird sein, Du verschaffst Dir das Lehrbuch „Pizzighelli, die Photographie für Anfänger", bei Glock & Co. in Karlsruhe zum Preise von 3 Mark käuflich. Ueber die Lösungen gibt die ebendaselbst erschienene, viele erprobte Vorschriften enthaltende, illustrierte Preisliste (Preis 50 Pfg.) Auskunft.

Johann Dobszay fragt: „Wieviel Kork braucht man, um einen Menschen im Gewichte von 80 kg über dem Wasser zu erhalten?"

Karl St. in **Dresden.** Schade, recht schade, daß wir zu spät kommen. Hätten so gerne geholfen, Deiner Frau Mama eine Geburtstagsfreude zu bereiten. — Monsieur Pierre Schnäuzchen ist zwar nicht böse, aber schmeichelhaft, so sagt er, sei Deine Bemerkung gerade nicht. Wenn dieses ewige Apostrophieren nicht aufhöre, würde er seine Horchmuscheln doch noch stutzen lassen. — Wie ist Dein Name, daß wir den Stempel senden können?

Karl aus **Eger.** Sende Adresse und Abonnementsquittung ein, dann geht der Stempel a tempo ab. — Das Prangerchen? Ei ja, schlecht wär's nicht!

Philatelist Heilbronn. Das Schaubeck-Album ist sehr zu empfehlen und kann direkt von Gebr. Senf in Leipzig oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis je nach Ausstattung 8, 9, 10, 25 und 40 Mark.

Otto Keßler. Wer Ingenieuroffizier (so, und nicht Pionieroffizier, ist die dienstliche Bezeichnung) werden will, muß zunächst vom Commandeur eines Pionier-Bataillons als auf Beförderung dienender Freiwilliger (Avantageur) angenommen werden. Dann hat er, wenn er nicht das Abiturientenzeugnis besitzt, die Portepeefähnrichsprüfung abzulegen. Bedingung der Zulassung zu derselben ist die Reife für Unterprima. Bei jener Prüfung muß in der Mathematik mindestens das Prädikat „Gut" erlangt werden. Wenn das Abiturientenzeugnis zu der Annahme berechtigt, daß in der Mathematik nicht genügende Kenntnisse vorhanden sind, so wird beim Truppenteile eine besondere Prüfung in der Mathematik vorgenommen. Nach Erfüllung der für die Beförderung zum Offizier allgemein zu erfüllenden Forderungen erfolgt die Ernennung zum außeretatsmäßigen Sekondelieutenant, mit Gehalt der Infanterieoffiziere; wenn nach Beendigung des Kommandos zur Artillerie- und Ingenieurschule die Berufsprüfung bestanden ist, so erfolgt die Ernennung zum Ingenieuroffizier. Viel Glück dazu und Gruß!

Knispel. Die vorgeschlagene Befestigung für Couverts leidet an dem Fehler, daß sie das Album zu sehr aufbauschen und schon bei ganz geringer Anzahl den Einband ruinieren würde. Die Briefmarkenalben sind nur für Briefmarken und Ausschnitte eingerichtet — für Ganzsachen muß man die existierenden Ganzsachenalben nehmen oder sich selbst ein praktisches Album anfertigen lassen. Für Deine gute Absicht kameradschaftlichen Dank und Gruß!

Julius Cäsar fragt: Wer kann mir eine Bezugsquelle für kolorierte Coulissen für ein wirkliches Haustheater angeben?

W. Bädeker. Für den kameradschaftlichen Rat freundlichen Dank. Gelegentlich!

Kurt Specht. Eine feine Knacknuß. Besten Dank.

Paul Sch. in **Berlin.** Du hast endlich das Perpetuum mobile erfunden, es bewährt sich vortrefflich und arbeitet immer zu. Gratulieren! Die Beschreibung dieser epochemachenden Erfindung solltest Du Deinen Mitmenschen eigentlich nicht vorenthalten. — Wie man sich einen Hektographen macht, das haben wir schon oft, sehr oft beschrieben und nach dem gegebenen Rezept kannst Du Dir die Kosten leicht selbst berechnen. — Friedrich, altdeutschen Ursprungs: der Friedfertige, Friedefürst. Paul, Paulus, gr.-lat. der Schlichte, Geringe, Einfache, Niedere.

Die drei Kameraden, Walter St. in Berlin, Otto W. in Wiesbaden, und P. in Schneeberg, werden ersucht, ihre genaue Adresse im guten Kameraden bekanntzugeben. Benno Cordes in Eisenstadt, Ungarn.

Könnte einer der lieben Kameraden mir vielleicht mitteilen, wie die Einrichtung der deutschen Post in Konstantinopel ist? Berliner Jemmy.

Erich Müller, Berlin. Ja, lieber Freund, das ist nicht zu umgehen, einen Geruch verursachen eben alle Tiere, da magst Du nehmen, welche Du nur immer willst und weiße Mäuse riechen nicht am wenigsten, selbst bei größter Sauberkeit. Eher könntest Du es mit Brandmäusen (Mus agrarius) versuchen, diese riechen fast gar nicht, nur sehr wenig, kaum bemerkbar nach Moschus. Sie sind sehr genügsam, leicht zu erhalten, Du brauchst ihnen nur Brot oder Semmel zu geben nebst ein wenig Wasser. Diese Mäuse sind sehr hübsch gezeichnet, munter und possierlich, leider aber nicht billig (H. Lachman, Bunzlau i. Schl. verkauft das Stück mit 3 Mark). Auch Hasel- und Springmäuse 2c. kannst Du in Deinem Terrarium halten, alle verursachen aber mehr oder weniger Geruch. Ebenso ist es auch mit den Vögeln, z. B. Prachtfinken, Webervögel, Sperlinge, Papageien, Amadinen und vielen andern. Am wenigsten Geruch dürften wohl Insekten, also Käfer, Schmetterlinge 2c. verursachen, sie sind aber wenig unterhaltend. Am interessantesten sind noch die großen Raubkäfer. Warum willst Du nicht bei den Reptilien oder Amphibien bleiben, für welche sich Dein Terrarium doch am besten eignet? Halte Dir einige hübsche, muntere Echsen, daran wirst Du die meiste Freude haben; bei Reinhaltung des Terrariums verursachen sie keinen Geruch. Du mußt natürlich auch Pflanzen aufnehmen und Dein Terrarium täglich, Sommer sowohl als Winter, regelmäßig zweimal, morgens und abends je 1—2 Stunden lüften. In dem Buche: Herm. Lachmann „Das Terrarium" findest Du hinsichtlich dessen vieles Wissenswerte.

Aus San Jerardo erhält der „Gute Kamerad" einen Brief folgenden Inhalts: „Da meine Aufforderung wegen hiesigen Marken bereits seine vollständige Wirkung gethan, so sehe ich mich veranlaßt, dieselbe aufzuheben. Einige der lieben Kameraden fragten mich, ob ich französisch sprechen könne. Ich antworte hiermit öffentlich, daß die französische Sprache durchaus keine Rolle im Auslande spielt, sondern, daß man nur Deutsch und Englisch als Weltsprachen ansehen kann. Hier wird natürlich auch spanisch gesprochen. Es grüßt alle Kameraden herzlichst Jerardo Augusto Smitmans.

Tauschmarkt.

Bruno Schaller in **Greiz, Markt 14,** bietet für ein lebendes Eichhörnchen oder Vögel seltene Schmetterlinge, Käfer, Muscheln.

Ich habe alte deutsche Marken, zwei Indianergeschichten, Käfer, zwei Theaterbücher, Muscheln, Liebigbilder, eine Flöte und einige Stempel, am liebsten gegen eine gute Druckerpresse mit Lettern abzugeben. Wilhelm Rommeler jr. in Jülich (Rheinland), Kölnstr. 19.

E. Reitter in **Cilli (Steiermark), Grazerg. 24,** gibt ca. 400 Schmetterlinge gegen ausländische oder gegen Briefmarken.

F. Majer in **Straßburg i. E., Krämergasse 10,** hat einen selbstverfertigten photograph. Apparat, ein Briefmarken-Album mit 160 Marken und Lederstrumpf-Erzählungen; möchte dafür ein Flobertgewehr oder eine Windbüchse.

H. Jooß in **Stuttgart** bittet die Kameraden um freundl. Zusendung von Pferdebahnbillets, bes. von Stuttgart.

Emil Seeger in **Schwäb. Hall, Oehringerstr. 317,** bittet gefl. Kameraden um Pflanzen ihrer Gegend.

Julius Nußbaum in **Berlin, Steglitzerstraße 30/31,** hat einen photogr. Apparat, Briefmarken, sowie ein gutes Mikroskop, mit 50 Präparaten zu vertauschen. Wünscht auch mit einem Kameraden von 15—16 Jahren zu korrespondieren.

Pausinger in **Schwanenstadt (Oberösterreich),** bittet die Kameraden um Ueberlassung von Vignetten.

Für ein Zeisigweibchen gebe ich 100 ägypt. Briefmarken und eine Herbariummappe. A. Barckhausen in Bremen, Martinistr. 24.

G. Ihßen in **Hannover, Hohenzollernstraße 20,** gibt einen halben Mammutbackenzahn gegen andre Naturalien ab.

Moriz Falk in **Heilbronn, Frankfurterstraße,** möchte mit einem ausländischen Kameraden, am liebsten mit einem Briefmarkensammler in Korrespondenz treten.

Deutsche Militärdienst-Versicherungs-Anstalt

zu Hannover. Nur Knaben unter 12 Jahren finden Aufnahme. Versicherung in den ersten Lebensjahren am vorteilhaftesten. Von 1878 bis Ende 1889 wurden versichert **147 000 Knaben mit 160 000 000 Mark.** Eine so große Beteiligung hat nie ein Deutsches Versicherungs-Institut gefunden. — Prospekte 2c. versenden kostenfrei die Direktion und die Vertreter.

Schwester: „Aber, lieber Bruder, wie siehst du aus?"
Bruder: „Das kommt von unsrem Katzenvieh."

Schwester: „Ums Himmels willen! Bruder, wie siehst du aus?"
Bruder: „Das kommt von den Mensuren."

Im Verlag der **„Union" Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Jugendgarten.

Eine Festgabe für die Jugend

(Knaben und Mädchen im Alter von 9 bis 15 Jahren).

Gegründet von

Ottilie Wildermuth.

Mit zahlreichen farbigen und Tondruckbildern.

Preis elegant kartoniert M. 6.—, in glänzendem Prachtband mit Rücken- und Deckelvergoldung M. 6. 75.

Der neue Band enthält wieder eine Fülle anziehender Erzählungen, Biographien, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, Gedichte, Rätsel, belehrender Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten und gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung.

„Wirklich praktisch und solid" sind die **waschechten Tricot-Anzüge** für Knaben von 3—10 J. im Preise v. 3—5½ *M*, Matrosenschnitt, in hell u. dunkel aus der **Fabrikniederlage** von **A. Grünzweig, Esslingen** (Württ.)

Accordeon- u. Harmonikafabr.
v. **Friedr. Geßner, Magdeburg.**
Export — En gros.
Preiscourante gratis.

Danziger Velociped-Depot
von **E. Flemming, Danzig,**
größte u. älteste **Fahrrad-Handlung** en gros, en detail, empfiehlt seine beliebten und leichtlaufenden **Expreß-Fahrräder** aller Art. Vertreter der weltberühmten **Hillmann, Herbert & Cooper** und **Samuels Cycles.** Jedes nur denkbare Fabrikat liefere complett mit bester Laterne, Glocke u. Zubehör, u. gewähre den höchsten Rabatt.
Man verlange illustr. Preislisten.

Briefmarken suchen und tauschen: Max Frei in Hombrechtokon am Zürichsee, Schweiz, bulgar. serb. türk. u. a. gegen alte und neue Schweiz. — Paul Kurtz in Stuttgart, Hohenheimerstr. 5, gegen Bücher, Zinnsoldaten. — Oskar Lenz in Berlin W., Genthinerstr. 8 II. — Jos. Andreis in Innsbruck, Mariahilf 30, gegen alte und neue Oesterreich, auch Ganzsachen. — Erich Braun in Angerburg, Ostpreußen, mit einem überseeischen oder Kameraden in der Türkei, Rumänien, Griechenl. — Wolfg. Staberow in Dortmund, Westf. — K. Werner und K. Fuchs in Wien IV, Starhembergg. 5 II. Stiege I. Stock Th. 9. — Friedrich Kleinwächter in Czernowitz, Bukowina, Karolineng. 6, sucht Briefverkehr mit einem Kameraden in Amerika. — C. Brodbeck in Cottbus, Wallstr. 14, gegen deutsche, gibt auch minderwertige Briefmarken an Anfänger ab. — Karl Struckmann in Hildesheim, Sedanstr. 19, gegen alte preuß., braunschweig. und badische Marken und Ganzsachen. — Walter Röben in Bremen, Schleifmühle 13 b, persische gegen andre seltene. — Walter Grohmann in Orel, Rußl., hat viele alte und neue russische. — Friedr. Kolin in Schwyz, alte ausländ. gegen alte Schweiz u. a. — Gg. Groenhoff in Hannover, Eicherstr. 3, Streifbänder gegen deutsche. — Erhardt Strobel in Hof, Bayern, Theaterstr. 330, ausländ. gegen alte deutsche, Bayern, Sachsen, Preußen. — Heinr. Baumotte, per Adr.: Max Wünenberg in Köln, Bonnerstr. 27, ausländ. gegen die doppelte Anzahl deutsche. — F. Becher in Goettingen, Bürgerstr. 17, Ganzsachen. — P. Gast in Berlin, Oranienstr. 6, gegen Berliner Privatpost. — A. Czibulka in Brünn, Neug. 95. — Willy Seeler Leipzig, Königstr. 11 II, sucht Sac 3 Pfg rot, gegen 1000 verschied., Bayern 12 Kr. lila gegen 400 Briefmarken u. a. — H. Neubert in Hamburg, Schäferkampsallee 39, gegen eine Münzen- und Siegelsammlung. — Alfr. Jekelius in Kronstadt (Ung.), Nonneng. 60 II, tauscht auch Münzen. — Edm. Boutteville in Augsburg, Klaukestr. 1, sucht bes. Sachsen 3 Pfg. rot. — Hans Battefeld in Breslau, Treuenbrietzenstr. 71 I, gegen kanad. Rohasbest.

Ich bitte den Kameraden aus Kirn, der mir am 7. April auf meine Annonce 10 Pfennigmarken geschickt hat, um seine nähere Adresse, d. h. Namen. Kamerad H. Gabler in Freiburg i. B., Gartenstraße Nr. 8.

Möchte gerne ein Paar junge Brieftauben gegen einen Distelfinken oder einen andern guten Singvogel vertauschen. Eugen Dickertmann in Hestert b. Haspe, Westfalen.

Ph. Möller in **Hamburg, Gr. Allee 10 I,** sucht eine Dampfmaschine oder Luftgewehr gegen ein neues Tischcroquet.

Rich. Moser in **Linz, Volksgartenstr. 7,** bietet ein gutes Telephon oder einen Induktionsapparat für einen photograph. Apparat oder Morsetelegraph, auch Schreibtelegraph.

Witzraketen.

Im Cornelius Nepos, Pausanias Cap. I, drittletzte Zeile steht: Hos versus Lacedaemonii exsculpserunt. Hat da einer meiner Kameraden übersetzt: Diesen gegenüber kratzten die Lacedämonier aus.

Fritze (atemlos in das Zimmer stürzend): „Vater, heute bin ich der Erste in die Klasse jeworden!"

Vater: „Du fauler Strick der Erste? Nanu, wie ist denn das zugegangen?"

Fritze: „Der Lehrer fragte alle über mir, wie jeboren uff Franzeesch heeßt. Keener wußt's und da fragte er mir: ‚Weeßt du's?' ‚Nee (né) sagte ick.' ‚Setz dir ruff,' sagte er. Na, ick hab' mir ruffjesetzt, und nun bin ick schöne 'raus."

Mit Genehmigung des glücklichen Uebersetzers: Inde toro pater Aeneas sic. Irsus ab alto — da begann also vom hoh. Gesäße der Vater Aeneas — — (Vergil Lib. II, Versus II).

Briefe und Pakete sind zu richten: i die Redaktion des „Guten Kamerade in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. Gesuche für den Tauschmarkt wol druckfertig abgefaßt, das Papier c nur auf einer Seite beschrieben werd (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 37.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheou, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

Es kamen zwei große Vögel über den Fluß geflogen. Trotz der schwierigen, ja gefährlichen Lage, in welcher sich die Menschen hier unten, und der Graue mit ihnen, befanden, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit hinauf zu den Vertretern seiner Lieblingstierklasse. Er war aufgesprungen und verfolgte ihren Flug mit scharfem Auge, wobei seine Nase sich auch emporrichtete, als ob sie ganz dasselbe lebhafte Interesse wie ihr Besitzer empfinde.

„Ja, das weiß ich," antwortete Schwarz lächelnd.

„Nun? Den lateinischen Namen?"

„Balaeniceps rex."

„Wahrhaftig, Sie wissen's! Und wie wird dieser Vogel hier g'nannt?"

„Abu Merkub, ‚Vater des Schuhes'."

„Warum?"

„Weil der obere Schnabel die Form eines Schuhes hat."

„Richtig! Da sehen's wieder mal, daß die Leut' hier den Tieren ihre Namen nach gewissen Eigenschaften geben. Sonst fliegt der Abu Merkub nit so hoch. Er muß aufg'scheucht worden sein. Er kam aus dera Gegend, wohin die Boote g'fahren sind, von dorther, wo — — — schaun's, da kommt es, unser Boot! Sehen's es, ganz da draußen im Kanal?"

„Ja. Es schleppt ein zweites hinter sich her. Jetzt werden wir erfahren, welchen Erfolg die Jagd gehabt hat."

Die beiden Fahrzeuge wurden auch von andern bemerkt. Die Leute machten einander durch laute Zurufe auf sie aufmerksam. Auch die Nuehr, soweit sie nicht mit ihren Toten und Verwundeten zu thun hatten, richteten ihr Augenmerk auf sie.

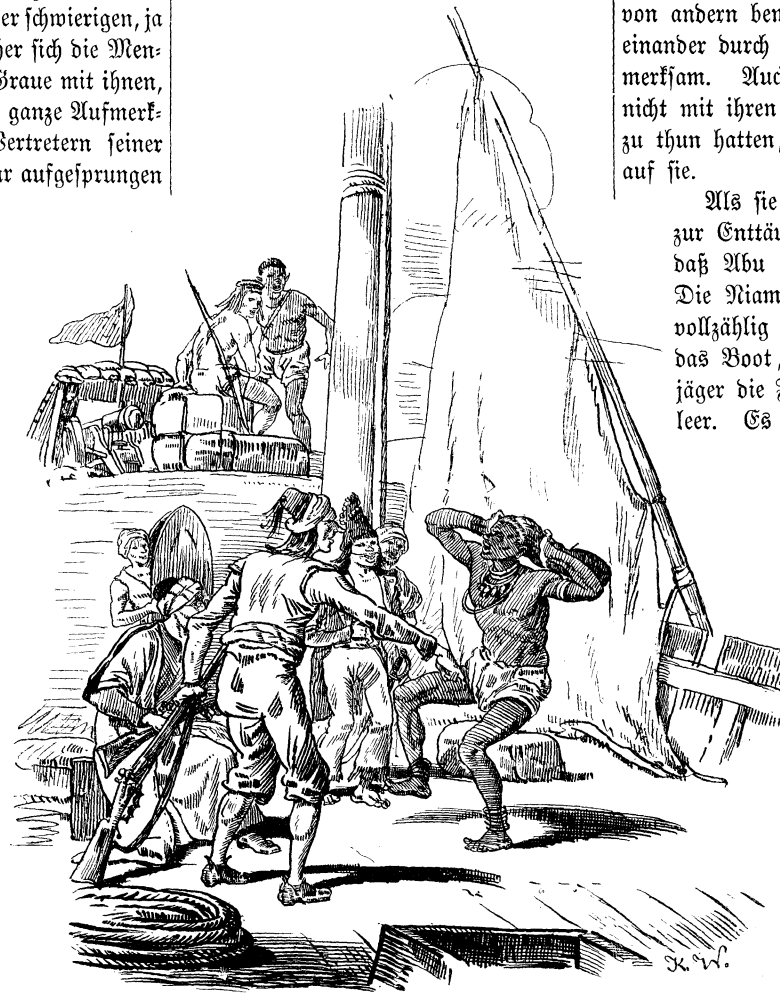
Als sie näher kamen, stellte es sich zur Enttäuschung der Sieger heraus, daß Abu el Mot entkommen war. Die Niam-niam und Asaker kehrten vollzählig und unverletzt zurück, und das Boot, in welchem der Sklavenjäger die Flucht ergriffen hatte, war leer. Es hatte also keinen Kampf gegeben.

Die Niam-niam legten bei der Dahabieh an, und der „Vater der elf Haare" war der erste, welcher an Bord stieg und zu Schwarz kam, um ihm seine Meldung zu machen.

„Wie siehst du aus?" fragte dieser. „Du bist ja ganz naß!"

Der Kleine nahm seinen Turban ab, strich die ganz trübselig aussehenden Federn desselben mit der Hand und antwortete:

„Ich warrr gefallte in Wasser, triefendes."



– „Nun gut! Ich verlange, daß ihr euch eure Frisur abschneidet und an mich abliefert!" –

„Wie ist das gekommen?“

„Ich hatt geschoßte auf Abu el Mot, miserablem, und da mußt schaukelnte derrr Kahn, unvorsichtiger; da hatt ich machte Wasserplumps, kopfübergen.“

„So ist also Abu el Mot entkommen.“

„Ja; errr ist fahrte an Ufer, von uns unerreichtes, und gelaufte davon in Busch, gesträuchigen.“

„Die Homr mit ihm?“

„Seinte auch entflüchtete, die Homr, fünfige!“

„So konntet ihr das Boot also nicht einholen?“

„Nein, denn es hatt gehabte Vorsprung, übermäßigen; wir es nicht kann einholte trotz Anstrengung, aller und fast übermäßiger. Aber wir hatt auffangte Boot, seiniges, und bringte es herrr in Triumph, siegreichem.“

„An welches Ufer hat er sich denn gerettet? Etwa an das linke?“

„Nein, sondern an rechtiges, von uns hier aus aber linkiges, weil wir habte Stellung aufwärtsige in Fluß.“

„So ist er also fort!“ sagte Pfotenhauer. „Er wird sich nit wieder sehen lassen, und Sie können Ihr dem Mudir gegebenes Wort nit einlösen.“

„Ich hoffe, es doch noch zu können,“ antwortete Schwarz.

„Das bezweifle ich!“

„Und ich bin überzeugt, daß er mehr als ich dafür sorgen wird, daß wir uns wieder treffen.“

„Das wär' dumm von ihm!“

„Gewiß nicht, nämlich von seinem Standpunkte aus. Wir haben ihm eine Schlappe beigebracht, wie er sie in seinem ganzen Leben gewiß noch nicht erlitten hat. Klug wäre es freilich von ihm, sich nicht nur von uns, sondern auch überhaupt in dieser Gegend niemals wieder sehen zu lassen; aber wie wäre das mit seinem Charakter zu vereinbaren! Es handelt sich bei ihm nur darum, sich nicht nur an mir, sondern auch an Hasab Murat zu rächen, und darauf wird er auf keinen Fall verzichten. Ich bin vielmehr überzeugt, daß er sich damit sehr beeilen wird.“

„Aber wie will er das anfangen?“

„Er holt seine Leute als Hilfe herbei.“

„Die nach Ombula sind? So meinen's also, daß er nach dort gehen wird? Ja, das ist freilich wahrscheinlich. Das sind fünfhundert gut bewaffnete Leut', mit denen er es schon wagen kann, uns anzugreifen. Aber nach dem Maijeh Husan el bahr ist nit so weit wie bis Ombula. Vielleicht geht er erst dorthin?“

„Das glaube ich nicht. Er mit den fünf Homr? Gegen fünfzig Aufrührer? Das ist ein zu großes Wagnis.“

„Aber er muß doch hin, da er nur dort die Munition, welche ihm fehlt, erlangen kann! Er mag vielleicht der Ansicht sein, daß diese Leut', wann er ihnen verzeiht, sich wieder zu ihnen halten.“

„Möglich ist das; aber er wird dennoch nach Ombula gehen und erst von dort aus mit hinreichender Macht den Feldwebel aufsuchen.“

„Wie er's macht, das ist mir gleich, wann wir ihn nur wiederbekommen! Ich rechne aber nit mit solcher Sicherheit darauf wie Sie. Wann er klug ist, begibt er sich nit nochmals in die G'fahr, welcher er jetzt nur mit Not entkommen ist. Er weiß ja auch überhaupt nit, ob es ihm möglich ist, uns nochmals anzutreffen.“

„Was das betrifft, so hat er gehört, daß wir ihn haben wollen. Er muß natürlich annehmen, daß ich nur deshalb hieher gekommen bin, ihn gefangen zu nehmen. Darum ist er überzeugt, daß ich nach ihm suche. Auch von seinem Feinde Hasab Murat muß er der Ansicht sein, daß dieser nicht heimkehren werde, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, ihn zu erwischen.“

„Sollte er das wirklich denken? Sollte er uns für so dumm halten, ins Blaue hinein nach ihm zu forschen, ohne irgend ahnen zu können, wo er zu finden ist? Denn das letztere muß er doch denken.“

„O nein. Er weiß, daß wir nach Ombula gehen werden.“

„Sie meinen, daß er das errät?“

„Ja. Er muß sich doch jedenfalls folgendes denken: Wir sind nach der Seribah gekommen, um ihn zu bestrafen. Wir haben ihn gar nicht und sie eingeäschert gefunden. Selbstverständlich haben wir uns da bei den Dschur erkundigt und erfahren, wohin er will, und sind ihm schleunigst nachgefolgt. Nun er uns entgangen ist, wissen wir doch, wohin er sich wenden wird und wenden muß, und wir werden ihm nachfolgen. Das denkt er gewiß, und danach wird er handeln.“

„Ja, wenn Sie die Sach' so erklären, so wird sie schon richtig sein. Und nun, wie gedenken's dann, wohin wir gehen? Nach dem Maijeh oder nach Ombula?“

„Nach dem Maijeh. Ich habe meine guten Gründe dazu.“

„Welche sind das?“

„Erstens wird er glauben, daß wir ihm nach Ombula folgen, und sein Verhalten nach dieser Voraussetzung einrichten. Indem ich es nicht thue, stelle ich mich in den Vorteil gegen ihn. In Ombula wird es ihm leichter, sich gegen uns zu wehren, als wenn wir ihn an einem andern Orte, den wir selbst auswählen, während des Heimzuges überrumpeln. Und sodann haben wir, wenn wir den Feldwebel mit seinen Leuten vorher festnehmen, den Rücken frei, was nicht der Fall wäre, wenn wir direkt nach Ombula gingen und also zwischen zwei Lager kämen.“

„Aber Sie müssen halt dennoch mit dem Umstand rechnen, daß er den Feldwebel auffucht. Die Klugheit erfordert das. Er muß ihn, um die Herden und alles andre zu retten, auf irgend eine Weis' vor uns warnen.“

„Das habe ich schon in Betracht gezogen. Ich muß suchen, ihm zuvorzukommen. Darum werde ich einstweilen mit der Dahabieh voranfahren. Die hundertfünfzig Soldaten, welche sich auf derselben befinden, sind mehr als ausreichend für die Ueberwältigung des Feldwebels. Jetzt aber gilt es, hier mit den Nuehr zu Ende zu kommen. Ich werde mit dem Häuptling in Verhandlung treten.“

Diesen letzteren sah man auf dem Deck des Sandal sitzen. Seine Leute lagen oder standen um ihn her und unterhielten sich unter lebhaften Gestikulationen. Es war natürlich anzunehmen, daß ihre gegenwärtige mißliche Lage der Gegenstand ihrer Reden sei. Schwarz trat an den Rand der Dahabieh und rief ihn an. Der Häuptling stand auf und trat an die Brüstung des Sandal.

„Ich habe mit dir zu reden,“ sagte Schwarz.

„So sprich!“ antwortete der Nuehr.

„Nicht so, nicht aus dieser Entfernung. Komm herüber auf mein Schiff!“

„Du kannst ebenso auf das meinige kommen!“

„Ich glaube, es ist Sitte, daß der tiefer Stehende zu den Höhern, der Besiegte zu dem Sieger kommt.“

„Noch bin ich nicht besiegt!“

„Weil wir euch geschont haben. Wir werden es aber nicht länger thun, wenn du dich weigerst, meiner Aufforderung Folge zu leisten.“

„Wie kannst du von mir verlangen, zu dir zu kommen und mich also in deine Hände zu liefern!“

„Das verlange ich nicht. Ich will nur

mit dir sprechen. Ich möchte euch nicht töten. Wenn du kommst, werde ich dir nichts thun und dich auch nicht zurückhalten."

„Sagst du die Wahrheit?"

„Ja."

„Ich kann zu meinen Leuten zurück, selbst dann, wenn ich nicht mit dir einig werde?"

„Gewiß; ich verspreche es dir."

„Schwöre es mir beim Propheten!"

„Nun wohl! Mohammed ist mein Zeuge, daß du gehen kannst, sobald es dir beliebt."

„So komme ich."

„Auch nit übel!" lachte Pfotenhauer. „Schwört dieser Naturforscher Schwarz auf den alten Mohammed! Man derlebt doch sonderbare Sachen, wann man die Nas' in fremde Länder steckt! Was werden's ihm denn für Bedingungen machen?"

„Sich zu ergeben, das verlange ich, und dafür soll er straflos ausgehen."

„Ist das nit zu gelind?"

„Nein. Diese Nuehrs haben nicht den richtigen Begriff von der Abscheulichkeit des Sklavenhandels. Und selbst wenn sie sich derselben bewußt wären, wie soll ich sie strafen? Etwa indem ich sie alle erschieße?"

„Nein."

„Oder sie in ein Zuchthaus stecke?"

„Da gibts keins."

„Habe überhaupt ich über sie zu richten?"

„Wohl schwerlich! Es wird sogar zweifelhaft sein, ob der Mudir das Recht hat, sie zu bestrafen."

„Ganz richtig! Es fällt mir gar nicht ein, etwas zu thun, was nicht meines Amtes ist. Und außerdem gebietet mir die Klugheit, Milde walten zu lassen. Was wollen wir mit diesen vielen Menschen thun, wenn sie in unsre Hände fallen? Sie vielleicht mit uns umherschleppen, daß sie uns in allem hindern und vielleicht gar bei Gelegenheit gegen uns losbrechen? Nein, ich lasse sie laufen."

Jetzt kam der Häuptling in einem Boote herbei. Schwarz befahl Kaffee und Pfeifen und begab sich mit Pfotenhauer in die Kajüte, wo er den Häuptling empfing.

Er war sehr gut gebaut, die schmale, enge Brust abgerechnet, welche alle Völker haben, welche in Flußniederungen und sumpfigen fiebererzeugenden Gegenden wohnen. Quer über die Stirn trug er drei parallele Narben. Die Eltern bringen den Knaben schon in der Jugend diese Schnitte bei. Die Narben gelten als Schönheit. Ferner hatte er in der Unterkinnlade keine Vorderzähne. Die Nuehr haben die Sitte, diese den Kindern auszubrechen, weshalb, das ist schwer zu sagen. Dadurch bekommt ihre Sprache etwas Eigentümliches, was sehr schwierig nachzuahmen ist.

Auf Schwarzens Einladung setzte er sich nieder, trank seine Tasse Kaffee aus und ließ es gern geschehen, daß der schwarze Diener ihm die Pfeife in Brand steckte. Als er zwei oder drei Züge gethan hatte, ließ er ein wohlgefälliges, ja entzücktes Grunzen hören. Er hatte bisher stets nur mit andern Blättern vermischtes schlechtes Tabakspulver rauchen können. Der Wohlgeruch und Wohlgeschmack dieser Pfeife versetzte ihn in Ekstase. Schwarz begann:

„Du sagtest, daß wir euch noch nicht besiegt hätten. Hältst du es vielleicht für möglich, uns noch zu entkommen?

„Nein," gestand der Schwarze in naiver Aufrichtigkeit.

„Was gedenkst du da zu thun?"

„Zu kämpfen bis auf den letzten Mann."

„Was hättest du davon?"

„Wir würden viele von euch töten."

„Ohne einen Vorteil davon zu haben!"

„Müssen wir nicht? Sind wir nicht dazu gezwungen?"

„Nein."

Der Häuptling machte ein außerordentlich erstauntes Gesicht. Fast wäre ihm dabei die Pfeife ausgegangen. Er bemerkte das, that schnell einige Züge und fragte dann:

„Du willst wirklich nicht weiter mit uns kämpfen?"

„Nein."

„Aber wir werden uns doch nicht ohne Gegenwehr töten lassen sollen!"

„Das mute ich euch auch gar nicht zu. Aber was meinst du denn, was geschehen soll? Der Sieger tötet entweder die Besiegten, oder er macht sie zu Sklaven. Und ich will weder von dem einen noch vom andern etwas wissen. Ich will euch nicht töten und brauche auch keine Sklaven. Ich bin ein Christ."

„Ein Christ?" Er suchte in seinem Gedächtnisse nach, um darüber, was man unter einem Christen zu verstehen habe, klar zu werden. Endlich dämmerte eine Erinnerung in ihm auf, und er fuhr fort:

„Sind das die Leute, welche Schweinefleisch essen dürfen?"

„Ja. Doch ist das nicht etwa das Hauptzeichen, welches uns von den Bekennern des Propheten unterscheidet. Unsere Religion gebietet uns, zu lieben anstatt zu hassen und selbst unsern Feinden Gutes zu erweisen."

Der Nuehr sah ein, daß dieses Gebot sehr vorteilhaft für ihn sei, und fragte:

„Und ihr gehorcht dieser Religion auch wirklich?"

„Ja."

„Du weißt doch wohl, daß wir deine Feinde sind?"

„Allerdings."

„So mußt du uns Gutes erweisen!"

„Das beabsichtige ich auch, zu thun," antwortete Schwarz, innerlich belustigt über die schlaue Logik dieses Mannes.

„Und worin soll das bestehen?"

„Das wird ganz auf dich ankommen. Sage mir aufrichtig, wozu Abu el Mot euch angeworben hat!"

„Um Sklaven zu machen."

„Wo?"

„Bei den Niam-niam."

„Was bot er euch dafür?"

„Speise und Trank, Kleider, wie sie bei unserm Volk getragen werden, jedem eine Flinte und sodann für jeden Sklaven, den wir machen würden, einen Abu Noktah."

„Das ist sehr wenig! Ihr seid also bloß zum Sklavenfang angeworben worden. Warum habt ihr da gegen uns gekämpft?"

„Weil Abu el Mot es so wollte, weil wir seine Genossen, seine Verbündeten sind und ihn also verteidigen mußten."

„Ihr habt erfahren, wie gefährlich es ist, der Genosse eines Sklavenjägers zu sein! Eure Freundschaft für ihn hat euch viele Tote und Verwundete gekostet."

„Ja, es sind ihrer viele," antwortete der Häuptling niedergeschlagen. „Deine Medfa*) hatte großen Hunger; sie hat mehr von uns aufgefressen, als ihr kleiner Mund verschlingen kann."

„Hast du sie gezählt?"

„Ja. Es sind über dreißig Tote und doppelt so viel Verwundete. Mehrere sind sogar durch die Compirah**) geschossen! Was soll weiter werden?"

„Sage vorher, wem die Schiffe gehören!"

„Einem Manne in Diakin."

„Ist er Sklavenhändler?"

„Nein."

„Oder reich?"

„Auch nicht. Die Schiffe sind sein einziges Eigentum, und er wird sehr arm werden dadurch, daß du sie verbrennst."

*) Kanone.
**) Frisur.

„Wer sagt dir, daß ich sie verbrennen werde?"

„Jeder Sieger würde das thun oder sie für sich behalten."

„Hat er sie dazu vermietet, daß mit ihnen eine Ghasuah unternommen werden solle?"

„Nein. Sie sollten uns nach der Seribah bringen und dann umkehren. Aber weil der Noqer Abu el Mots verbrannt worden war, mietete er sie weiter."

„So soll dieser Mann seine Schiffe wieder bekommen. Sage ihm, daß ich sie ihm schenke!"

„Das wolltest du thun? Herr, deine Güte ist ganz ohnegleichen! Aber wie soll ich ihm das sagen?"

„Sobald du nach Diakin kommst."

„Komme ich denn hin?"

„Ja, du und deine Leute. Ich schenke euch die Freiheit."

Da ließ der Schwarze die Pfeife fallen, sprang auf und rief:

„Die Freiheit? Ist das möglich? Herr, du scherzest nur mit mir!"

„Nein; was ich sage, das ist mein vollster Ernst. Ihr sollt leben bleiben."

„Alle? Auch ich?"

„Alle und auch du mit eingeschlossen; aber ich mache meine Bedingungen dabei!"

„Sage sie; sage sie!" forderte der Schwarze ihn freudig auf. „Wir werden alles thun, was du verlangst, wenn es nur möglich ist."

„Ihr gebt alle eure Waffen ab!"

„Die sollst du erhalten. Wir haben genug andre daheim."

„Ihr denkt ferner nicht mehr an Abu el Mot; ihr macht keinen Versuch, ihn aufzufinden, sondern ihr fahrt in euern beiden Schiffen so schnell wie möglich heim."

„Das werden wir gern thun, sehr gern!"

„Ich hoffe es. Ich werde nur mit der Dahabiëh diese Stelle verlassen, und meine Noqer bleiben hier, um dafür zu sorgen, daß diese Bedingung auch genau erfüllt werde. Sie sollen euch folgen. Sobald ihr Miene macht, umzukehren, werden sie euch angreifen und vernichten. Beachte das wohl!"

„Herr, wir werden froh sein, nach Hause fahren zu dürfen, und es fällt uns gar nicht ein, zurückzubleiben. Dieser Abu el Mot hat uns schmählich und heimtückisch verlassen, und wenn ich ihn je einmal wiedersehe, so ist es um ihn geschehen."

„Gut, wir sind also fertig und — —"

„Nein, wir sind noch nicht fertig," fiel der Graue ein, natürlich in deutscher Sprache. „Ich habe auch ein Wort zu sagen und stelle noch eine Bedingung."

Seine Nasenspitze wippte in so lächerlicher Weise auf und nieder, hin und her, daß einer, der ihn kannte, überzeugt sein mußte, seine Bedingung werde eine wenig tragische sein.

„Sage sie!" forderte der Häuptling ihn auf; „ich hoffe, daß es möglich ist, sie zu erfüllen."

„Nun gut! Ich verlange, daß ihr euch eure Compajir*) abschneidet und an mich abliefert!"

Die Wirkung dieser Bedingung war keine geringe. Der Schwarze erschrak auf das heftigste. Er trat einen Schritt zurück, warf die Arme in die Luft, rollte die Augen, schrie laut auf und antwortete dann:

*) Plural von Compirah = Frisur.

„Herr, das darfst du nicht verlangen!"

„O doch! Ich verlange es. Du hast es ja gehört!"

„Aber wir können es nicht erfüllen!"

„Warum nicht? Es sind ja scharfe Sekakin*) genug da, und außerdem haben wir einige Makassa**) hier, mit denen wir sie schnell herunterschneiden können."

„Warum willst du uns solche Schmerzen erleiden lassen?"

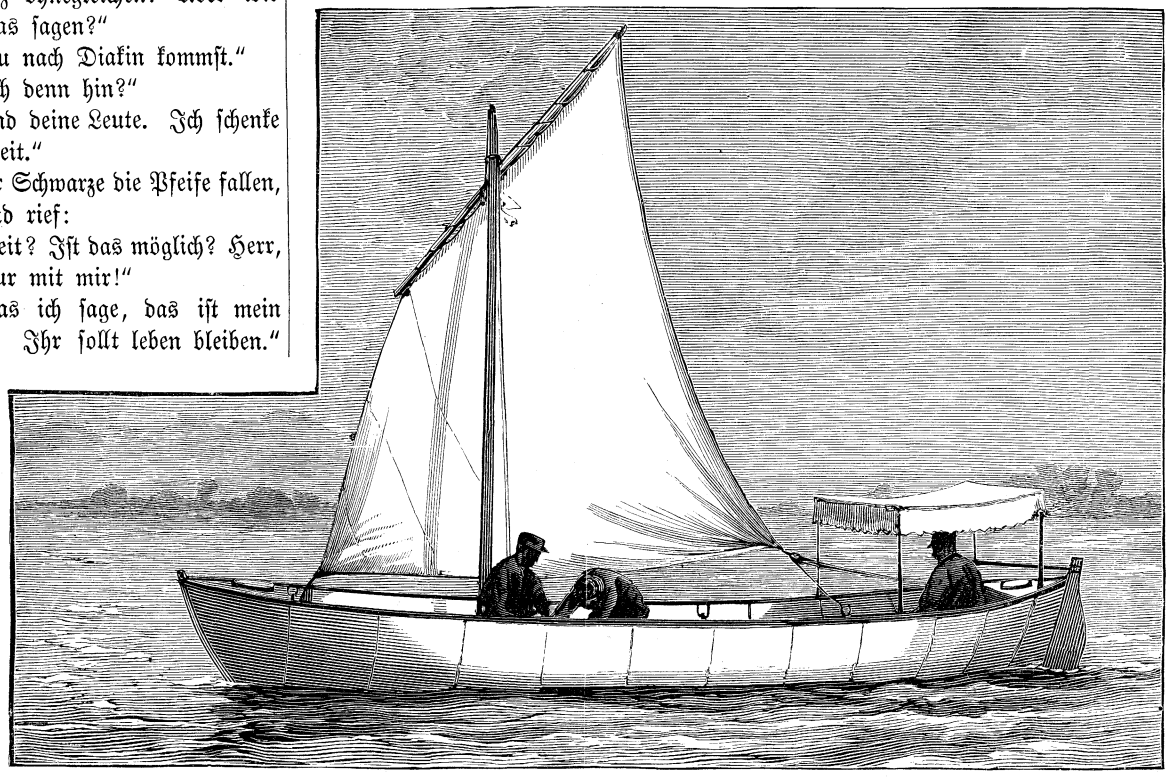
„Schmerzen? Nehmt euch nur in acht, dann wird es nicht wehe thun!"

„Du irrst. Andern kann man die Compirah leicht nehmen, weil sie das Haar lose tragen. Unsre Compajir aber sind hart und fest gebaut wie Stein. Man weiß nicht, wo der Kopf aufhört und wo die Compirah beginnt."

„Wenn ihr es nicht wißt, so weiß ich es, denn ich bin Tabib***) und kenne den Bau des Kopfes ganz genau. Und wenn ich je einem von euch ein Stück vom Schädel mit wegschneide, so heile ich es ihm sofort wieder an."

„Nein, nein, Herr! Ich glaube gern, daß du ein großer und berühmter Tabib bist, denn du hast eine Nase, welche fürchterlich groß ist, und wir Abdi†) wissen recht gut, daß ein Mensch desto klüger

*) Messer.
**) Scheren.
***) Arzt.
†) Neger.



Ein zerlegbares Boot, konstruiert für Afrikareisen.

und gelehrter gilt, je länger seine Nase ist; aber wenn du uns die Compajir auch wirklich schmerzlos herunterschneiden kannst, so wirst du uns doch nicht die Schande anthun, uns unsres Schmuckes zu berauben und uns zu zwingen, daheim ohne die größte männliche Zierde vor unsere Frauen zu treten."

„Ich kann nicht anders," behauptete der Graue. „Strafe muß sein!"

„Wenn du uns strafen willst," fuhr der Nuehr voller Angst fort, „so will ich dir einen Vorschlag machen. Ein Nuehr stirbt lieber, als daß er der Lieblichkeit seiner Vorzüge entsagt. Das Los mag unter meinen Leuten entscheiden. Die Hälfte von ihnen mögen mit ihren Compajir nach Hause gehen dürfen, und die andern magst du töten und ihnen den Schmuck nehmen. Dazu magst du noch extra die Compajir unsrer Toten bekommen."

Daß er sich in größter Sorge befand, bewies dieser Vorschlag. So ernst er die Sache nahm, so große Mühe hatten die Deutschen, das Lachen zu verbeißen. Pfotenhauer fragte:

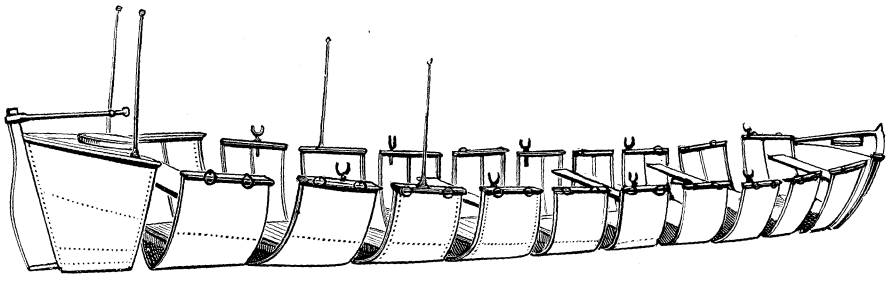
„Also deine Leute sollen losen? Du doch auch mit?"

„Ich? Nein, denn ich bin der Anführer und als solcher über das Los erhaben. Bedenke doch, daß ich auch sterben würde, wenn es mich träfe!"

„Ach so! Du willst aber nicht sterben? Nun, das kann ich keinem Menschen übel nehmen und auch dir nicht. Aber mein Gerechtigkeitsgefühl empört sich dagegen, daß einer auf alle Fälle leben bleiben soll, während die andern ihr Leben von dem Zufalle abhängig machen müssen. Darum will ich nicht bloß gegen dich milde sein, sondern auch die andern mit meiner Barmherzigkeit erleuchten. Ich verzichte hiermit auf die Compajir, verlange aber, daß du mir an deren Stelle deine Boneta el badschak*) überlieferst."

„Meine Bornata el lulu**)?" rief der Schwarze aus, indem er sich mit beiden Händen nach der bereits beschriebenen Kopfbedeckung fuhr und seine Züge sich vor Entsetzen verzerrten. „Herr, das kannst du nicht wollen; das kannst du nicht verlangen! Diese Bornata ist das Zeichen meiner Häuptlingswürde."

„Das weiß ich wohl, geht mich aber nichts an. Bedenke, daß du damit das Leben von über hundert Nuehrs, auf welche das Los fallen würde, retten kannst!"

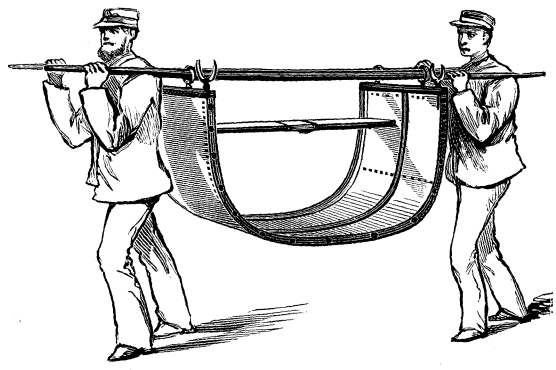


Das zerlegbare Boot in seinen 12 Teilen.

„Mögen sie sterben; ich habe nichts dagegen. Kein Schah und kein Malik*) gibt seine Tadscha**) her, ohne um sie gekämpft zu haben. Was soll dir die meinige nützen, da du doch nicht König der Nuehr wirst sein wollen!"

„Diese Absicht habe ich freilich nicht. Aber du bist besiegt und hast ein Zeichen der Unterwerfung an uns abzuliefern. Etwas andres wäre es, wenn du dich entschließen könntest, dir meine Gnade dadurch zu erwerben, daß du bei uns bleibst und unser Freund und Verbündeter wirst. Dann brauchtest du uns weder deine Tadscha noch eure Compajir abzuliefern und würdest vielmehr manches von uns erhalten, was dir nützlich ist und dich erfreuen kann."

Als der Neger diese Worte hörte, holte er tief und erleichtert Atem und antwortete:



Der Transport des zerlegbaren Bootes.

„Herr, du machst meine Seele wieder leicht. Ich habe große Angst ausgestanden. Sage mir, in welcher Weise ich euer Verbündeter sein soll!"

„Du sollst mit uns gegen Abu el Mot ziehen, der euch so hinterlistig eurem Schicksal überlassen hat."

„Herr, das thue ich gern, sehr gern!" lautete die eilige und energische Antwort.

„Es war seine Pflicht, uns zu sagen, daß er fliehen wolle. Er hat uns geopfert, um nur selbst entkommen zu können, und dadurch unsre Rache verdient. Du magst noch so großmütig sein und uns nach Hause ziehen lassen, ohne uns unsre Schiffe, ja selbst unsre Waffen und Compajir zu nehmen, so ist uns das doch nicht so lieb und willkommen, als wenn du uns erlaubst, bei euch zu bleiben und diesem Chajin zu zeigen, daß er uns nicht unbestraft in der Gefahr verlassen darf. Er hat, indem er dieses that, den Bund mit uns zerrissen, und ich knüpfe nun einen neuen mit euch, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen."

„Gut! Ihr sollt euch bei uns wohler als bei ihm befinden. Ihr habt gesehen, daß wir stärker sind als er, und so gebietet euch schon die Klugheit, es lieber mit uns, als mit ihm zu halten. Wir schenken euch dafür das Leben, die Waffen, die Compajir, kurz alles, was euch gehört, und dir auch deine Bornata el lulu. Dazu sollt ihr einen Teil der Beute haben, welche wir machen werden. Die Herden und Vorräte Abu el Mots werden in unsre Hände fallen, auch seine Soldaten, denen wir die Gewehre nehmen, um sie euch zu geben. Ihr werdet dann besser bewaffnet sein als alle Stämme an und zwischen den Flüssen und sie euch leicht unterwerfen können."

„Herr, das ist ja weit, weit mehr, als wir von Abu el Mot erhalten hätten!" jubelte der Nuehr. „Du gibst uns Gnade und Leben, anstatt Rache und Tod. Ihr werdet Freunde an uns haben, auf die ihr euch selbst in der größten Gefahr verlassen könnt!"

„Ich will es dir glauben. Außerdem habt ihr noch einen großen Vorteil, welchen ihr bei Abd el Mot nicht gefunden hättet. Nicht ich allein bin Tabib, son-

*) Muschelmütze.
**) Perlenhut.

*) Kaiser und König.
**) Krone.

dern dieser Effendi, mein Freund, ist ein noch viel größerer und berühmterer als ich. Wir werden uns eurer Verwundeten annehmen, deren größter Teil bei Abu el Mot wohl nicht hätte gerettet werden können. Hast du, um den Bund mit uns abzuschließen, die Zustimmung deiner Leute zu erbeten?"

„Was denkst du von mir!" antwortete der Häuptling stolz. „Ich bin der König meines Stammes, und meine Krieger haben mir zu gehorchen. Aber denke ja nicht, daß sie das jetzt nicht gern thun werden. Sie erwarteten den Tod, und anstatt des Verderbens bringe ich ihnen das Glück. Sie werden meine Nachricht mit Entzücken empfangen."

„Gut, so seid ihr von jetzt an unsre Freunde und Bundesgenossen. Gieb uns die Hand darauf und kehre dann auf den Sandal zurück. Wir werden hören was deine Leute dazu sagen, und dann hinüberkommen, um die Verwundeten zu verbinden."

Der Neger gab beiden seine Hand und ging dann fort, um sich nach dem Sandal rudern zu lassen.

„Nun, sind's einverstanden? Hab' ich's gut g'macht?" fragte der Graue Schwarz.

„Ja," antwortete dieser. „Wir sind zwar auch ohne die Nuehr stark genug, um es mit Abu- und Abd el Mot aufzunehmen, aber Feinde in Freunde zu verwandeln, ist stets vorteilhaft, und wir können doch vielleicht in eine Lage kommen, in welcher dieser Zuwachs an Leuten uns von Nutzen ist. Aber warum haben Sie den armen Teufel vorher in Beziehung auf die Frisuren in solche Angst getrieben?"

„Weil's meine Absicht war, in den Besitz seiner Spitzhaube zu kommen. Ich hätt' sie halt gar zu gern als ethnographische Kuriosität mit heimg'bracht. Da er aber mit Leib und Seel' an derselbigen hängt, so mag er sie b'halten. Nun kommen's! Wir wollen schauen, was seine Leut' für G'sichter machen. Sie scheinen froh zu sein; hören's, wie sie schreien und brüllen?"

Die beiden hatten die Kajüte nicht zugleich mit dem Nuehr verlassen; sie waren in derselben zurückgeblieben. Trotz der zugemachten Thür vernahmen sie jetzt ein Getöse menschlicher Stimmen, als ob die Schreienden gepfählt werden sollten.

„Ja sefa, ja bacht, ja fahra — o Wonne, o Glück, o Freude!" nur diese drei Worte waren es, welche die Nuehr riefen, aber sie brachten mit ihnen ein solches Stimmengewirr fertig, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen.

Und als die Deutschen aus der Kajüte auf das Deck traten, sahen sie die Schwarzen auf ihren beiden Schiffen springen und tanzen, als ob sie wahnsinnig geworden seien.

„Da hab' ich schönes Unheil ang'richtet!" lachte der Graue. „Jetzund möcht' man Irrenarzt sein, um die Kerls wieder zu Verstand zu bringen."

Der Häuptling trat an den Rand des Sandals und rief herüber:

„Seht ihr die Freude meiner Krieger? Sie sind voller Wonne und werden euch treu dienen und ihr Leben für euch wagen. Nun kommt auch herüber und nehmt euch der Verwundeten an, welche mit Schmerzen auf euch warten!"

Bevor Schwarz dieser Aufforderung Folge leistete, beorderte er die Reisihn der beiden Noger zu sich. Hasab Murat erhielt die Weisung, seine Leute wieder einzuschiffen und mußte auch mit nach der Dahabieh kommen. Hier erfuhren sie, daß die Nuehr von jetzt an als Verbündete zu betrachten und zu behandeln seien, und sie nahmen diese Nachricht mit großer Befriedigung auf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein zerlegbares Boot.

Zu den vielen Erscheinungen, die unsre heutigen Techniker erdacht und erschaffen haben, um Handel und Wandel, den täglichen Bedürfnissen oder den Wissenschaften zu dienen, zählt auch ein von der Londoner Firma Forrestt & Sohn erbautes zerlegbares Boot, erstmals für Stanley bestimmt, als er unternommen hatte, Emin Pascha in den Kongogebieten aufzusuchen. Das Fahrzeug, von dem wir nebenstehend drei Abbildungen geben, kann als Segel- und als Ruderboot benutzt werden. Es ist 28 englische Fuß lang, aus verzinktem Stahl hergestellt und zerfällt in zwölf einzelne Abteilungen, deren eine von zwei Männern zu Lande bequem getragen werden kann. Beim Zusammensetzen verbinden die einzelnen Abteilungen eine Anzahl Bolzen, wobei die Fugen durch Kautschukpolsterungen in der That gänzlich wasserdicht sind. Das Boot kann 22 Mann und 1000 Pfund Gepäck aufnehmen, bei einem Tiefgang von 27 Zoll, ist also im stande schätzenswerte Dienste zu leisten. Zum Zusammensetzen des Fahrzeuges sind 35 Minuten, zum Auseinandernehmen 21 Minuten erforderlich.

Schmetterlinge der Wiese.

Wir haben in diesen Spalten wiederholt schon die Thatsache berührt, daß die Tagfalter in schönheitlichem Einklang mit ihrer zeitlichen Naturumgebung stehen: so sahen wir auf dem Flügel des Schildkrotvogels oder großen Fuchses die Farben des lederbraunen Winterlaubes, des schwarzen Erdbodens, der braunrutigen Gesträuche, überhaupt die Farben einer Landschaft des Vorfrühlings; so sahen wir den Citronenfalter mit seinen gelben Schwingen, dem gelbblühenden Strauche der Wollweide, den gelbblühenden Schlüsselblumen und dem goldenen Sonnenlichte heiterer Märztage angepaßt. Heute wollen wir darauf aufmerksam machen, daß dieser schönheitliche Einklang, der die Natur als ein Gotteswerk erkennen läßt, sich noch weit deutlicher und auffälliger bei den Schmetterlingen des Hochsommers, namentlich bei den Wiesenfaltern ausprägt.

Auf der hochsommerlichen Wiese prangen zwischen den Halmen, Rispen und Wedeln der Gräser zahllose Blumen — Blumen der mannigfaltigsten Art, der verschiedensten Farbe:

Durch der Wiese zartes Grün
Ringsum blühn
Tausend Blumenkelch' und Dolden,
Hell von Sonnenschein und Tau,
Himmelblau,
Rot und violett und golden.

Mit diesen Scharen der Blüten wetteifern nun an Arten- und Farbenreichtum die Schmetterlinge. Man hat sie selber „fliegende Blüten der Luft" genannt. Kleine und große Falter, mit rundlichem oder eckigem Flügelschnitt, mit Schwanzzipfeln an den Schwingen und ohne solche, die einen mit Augenflecken, die andern mit Streifen und Bändern, diese fast ganz einfarbig, jene mit einem Dutzend Farben geschmückt, tummeln sich „himmelblau, rot und violett und golden" im vollen Sonnenschein über den himmelblauen rundlichen Sternlein der Vergißmeinnicht, über den pfirsichroten, vielfach zerschnittenen Kuckuckslichtnelken, über den violetten Zipfelblüten der Orchideen, über den goldgelben Rundblüten der Ranunkeln, — ein Naturbild voll so wunder-

baren Einklanges und hinreißender Schönheit, daß uns gleichsam ein Abglanz der göttlichen Herrlichkeit daraus entgegenblickt, angesichts dessen wir in die Worte Linnés ausbrechen möchten, der bei der Betrachtung der Naturwerke die Nähe Gottes ahnte:

„Deum sempiternum, omniscium, omnipotentem a tergo transeuntem vidi et obstupui."

„Ich sah Gott, den ewigen, allwissenden, allmächtigen hinter meinem Rücken vorüberwandeln und wurde von Ehrfurcht durchschauert."

Das herrliche Naturbild dieser Schmetterlinge auf der Blumenwiese kann nicht an Schönheit verlieren, wenn wir es in seinen Einzelheiten betrachten; im Gegenteil werden wir Züge des schönheitlichen Einklanges hier und dort und überall, auch in den geringsten Dingen, entdecken. Und diese Entdeckung wird uns das Gesamtbild erst recht im Lichte der Vollkommenheit erscheinen lassen. Es ist wie mit einem kostbaren Gemälde, das nicht allein in der Gesamtheit seiner Komposition und Farbengebung, sondern auch im kleinsten Zuge die unnachahmliche Hand eines Meisters verrät.

Betrachtend schreiten wir also den schmalen Wiesenpfad zwischen nickenden Blütensträußen dahin. Ueber den unzähligen dunkelbraunen Köpfen der Skabiosen segeln Perlmutterfalter, fuchsbraun und zierlich schwarz gescheckt; beim Aufschwung der Fittiche blinken auf der grünbestäubten Flügelunterseite kleine runde perlmutterglänzende oder silberne Flecken, welche gleichsam die Tautropfen auf den Blumen und Blättern nachahmen. Wir unterscheiden den großen und kleinen Perlmutterfalter. Beide sind sich bis auf die Größenverhältnisse sehr ähnlich. Der große Perlmutterfalter oder Hundsveilchenfalter, Argynnis Aglaja, hat gezähnte Flügel, die von rotgelber Farbe und mit ziemlich regelmäßig geordneten dunklen Punkten und Flecken bedeckt sind; seine Hinterflügel sind auf der Unterseite grün angeflogen und mit kleinen runden Perlmutterflecken versehen. Wenn der Falter auf einem Blütenkopfe rastend die Flügel zusammenklappt, so daß fast nur die Unterseite der Hinterflügel sichtbar ist, dann glaubt der Wanderer bei flüchtigem Beschauen ein grünes, taubetropftes Blättlein vor sich zu haben. Der schöne Schmetterling bewegt sich mit Vorliebe auf freien Waldplätzen, wo die Diamantensaat der Tautropfen reicher verstreut ist als anderswo. Die Raupe des großen Perlmutterfalters, grauschwarz mit gleichen Dornen, heller Rückenlinie und orangeroten Flecken, lebt im Frühjahr an Veilchenarten. Der kleine Perlmutterfalter oder Ackerveilchenfalter; Argynnis Lathonia, hat gezähnte rotgelbe Flügel mit schwarzen Flecken, die alle, mit Ausnahme der Vorderrandflecke, gerundet sind. Die Unterseiten der Flügel gleichen sehr den Oberseiten, nur sind sie von matterer Färbung und die hinteren mit großen Silberflecken verziert. Der Falter fliegt gern auf Feldern, wo das Ackerveilchen die Nährpflanze seiner grauen, rotbedornten, mit hellen Rücken- und Seitenstreifen gezeichneten Raupe bildet. Eine besondere Zuneigung hat der Verfasser dieses Aufsatzes dem kleinen Perlmutterfalter bewahrt; denn dieser Falter war einer der ersten „bunten" Schmetterlinge, die der Verfasser in seinen Knabenjahren fing, und die Silbertropfen auf der Flügelunterseite leuchteten dem Knaben herrlicher, geheimnisvoller, verlockender, als später dem Manne der Glanz des rechten Silbers und Goldes. Ein Gefühl des Staunens über die Herrlichkeit der Natur, ein Gefühl der Bewunderung von Gottes Allmacht durchzitterte, wenn auch unklar, das junge gefühlvolle Knabenherz, während die Augen die paar Silbertropfen des Schmetterlings gleichsam verschlangen. Ich glaubte in meinem Perlmutterfalter ein Gut zu besitzen, das kostbarer sei als alle andern Schätze der Welt. Und es war an diesem Glauben auch etwas Wahres, — wenn wir die Sache mit dem frommen Blicke des altehrwürdigen Naturdichters Brockes betrachten wollen:

Die ihr aus dunklen Grüften
Den eitlen Mammon grabt,
Seht, was ihr hier in Lüften
Für reiche Schätze habt!
Sprecht nicht: Es ist nur Farb' und Schein,
Man zählt und schließt es nicht in Kasten ein.
Des feinsten Goldes Schimmer,
Des reinsten Silbers Pracht
Ersättiget euch nimmer:
Wer aber dies betracht't
In Ehrfurcht und Gelassenheit,
Den krönt dereinst das Gold der Seligkeit.

Die Perlmutterfalter unsrer Wiese sind vor unsren Blicken davongesegelt, aber zehn bis fünfzehn Weißlinge, deren Symmetrie in der einfachsten Weise durch vier schwarze Tüpfel auf den vier Flügeln gekennzeichnet wird, gaukeln leichtsinnig von Blume zu Blume, um endlich bei einem üppigen Busche von Weidenröslein, der am Ufer des Wiesenbächleins emporragt, Halt zu machen. Nun entsteht ein allerliebstes Bild: mit zahllosen karminroten Blüten, die wunderbar lebhaft im Sonnenglanze funkeln, ist der grüne Busch übersät, und über diesen Blüten gaukeln langsam und wählerisch die blendend weißen Schmetterlinge, die gleichsam den Tüpfel auf das i zu setzen scheinen.

Auf den purpurroten Blütenköpfen des Wiesenklees sitzen Pfauenaugen, deren dunkelbraunrote Flügel mit vier großen, bläulich schillernden Augenflecken bemalt sind. Man möchte fast glauben, die kleinen Geschöpfe wären sich ihres herrlichen Farbenschmuckes bewußt, denn sie drehen sich wie voll Eitelkeit im Kreise, oder klappen die Flügel bald zusammen, bald flach auseinander. Dabei wird die dunkelrote Farbe der Flügel durch die mehr hellrote Farbe des Ruhesitzes aufs vorteilhafteste gehoben.

Zwischen den goldgelben, glänzenden Blumenbecherlein der Ranunkeln flattern langsamen Fluges mattgelbe Galatheen mit schwarzer Zeichnung. Der Papilio Galathea, zu deutsch Lieschgrasfalter oder Dambrettfalter, Argus, ist ein zarter, niedlicher Tagfalter, der Gattung Grasfalter (Hipparchia) angehörig. Seine Flügel sind gezähnt, auf mattgelbem Grunde sanft schwarz gewürfelt, gescheckt, geadert und geaugt; auf den Hinterflügeln vereinigen sich diese Flecken zu einer Binde, die am Flügelrande entlang läuft. Die Unterseite der Vorderflügel entspricht fast der Oberseite, nur sind die Flecken größer und trägt die weißliche Spitze ein schwarzes Auge mit weißer Pupille. Die Unterseite der Hinterflügel ist schmutzigweiß, schwarz geadert und die Flecken entsprechen der Oberseite. Die spärlich behaarte, gelbgrüne Raupe mit rötlichem Kopf, Rücken- und Seitenlinie, lebt im Frühjahr am Lieschgras und Klee.

Braune Grasfalter (Pararge Megaera) taumeln zwischen den leichtgebräunten Blütenrispen und Wedeln der Gräser. Von seiner Lieblingspflanze heißt der Schmetterling auch Schwingelgrasfalter. Eine andre Bezeichnung ist Mauerfuchs. Durch seine braungelben Flügel zieht sich eine aus gelben Flecken bestehende Binde, die zugleich ein schwarzes Auge mit weißem Punkte einschließt. So täuschend getreu ist dieses Flügelauge einem richtigen Auge nachgemalt, daß uns der langsam flatternde Falter gleichsam damit anzublinzeln scheint.

An den purpurfarbigen Blüten der

Flockenblume hängen — eine reizende Farbenzusammenstellung! — erzgrüne Widderchen oder Zygänen, mit blutroten Tropfen auf den Oberflügeln. Die Familie der Zygänen umschließt kleine Falter, welche in ihrem Bau und Flügelschnitt den Schwärmern ähneln, nur daß die Flügel gerundet sind. Die Fühler sind fadenförmig, aber an ihrem obern Ende kolbig verdickt. Die Widderchen schweben langsam und mühevoll geraden Fluges über den Wiesen umher und lassen sich, wenn sie sitzen, leicht mit der Hand erhaschen. Sie scheinen durch eine ihnen beigegebene ölgelbe Flüssigkeit ein unschmackhafter Bissen für Vögel zu sein. Jedenfalls sind sie trotz ihres unbeholfenen Wesens genügend gesichert. Sehr viele Arten haben schwarzgrüne oder stahlblau schimmernde Vorderflügel mit einigen blutroten Tropfenflecken; so zeigt die auf unsern Wiesen häufige Zygaena filipendulae sechs Flecken. Die Hinterflügel sind bei vielen Arten einfach rot. Atychia statices hat einfach erzgrüne Vorderflügel und mattgraue Hinterflügel.

An einzelnen Skabiosenköpfen haften kleine Fälterchen (Ino), deren dunkles Erzgrün sich schimmernd von dem sanften Blau der Blumen abhebt. Vortrefflich wird das Orangegelb der blühenden Jakobskräuter durch das reine in der Sonne leuchtende Weiß verschiedener Weißlinge gehoben. Mit dem Violettblau gewisser Skabiosenarten bildet das Himmelblau der niedlichen Kleinschmetterlinge aus der Abteilung der Aeugler eine Harmonie der Abstufungen einer und derselben Farbe. Orangegelbe Heuvögel, fuchsbraune Nesselfalter und feuerrote Dukatenfälterchen spielen und tänzeln im heißen Sonnenschein über dem bunten Blütenteppich und scheinen gleichsam mit Sonnengold und Blumenschmelz gefärbt zu sein. Ihr harmloses Spiel zieht unsre Blicke bald hierhin bald dorthin, bis plötzlich ein vorüberrauschender Schmetterling, der größer und schöner als alle, unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Der stattliche Falter ist ein Schwalbenschwanz oder Fenchelfalter, Papilio Machaon. Er mißt mit ausgespannten Flügeln 61—65 mm. Die breiten Vorderschwingen sind auf lebhaft gelbem Grunde schwarz geadert und getäfelt; die gleichfalls gelben Hinterschwingen haben einen schwarzen Saum mit einer Reihe regelmäßiger blauer Punkte; zudem laufen die Hinterflügel in einen schwarzen Schwanzzipfel aus, in dessen Nähe ein roter Augenfleck steht. Dem Prachtfalter ähnlich, ja noch nobler als er, ist der Segelfalter, Papilio Podalirius, der ebenfalls auf unsrer Blumenwiese in raschem schwebendem Fluge sich tummelt. Seine Grundfarbe ist ein blasseres Gelb und die schwarze Zeichnung ist nicht flecken-, sondern streifenartig, von oben nach unten. Wegen ihrer Größe und vornehmen Erscheinung zählte Linné den Segelfalter und Schwalbenschwanz zu den „Rittern" oder „Adligen" des Schmetterlingsgeschlechts: er nannte sie Equites. Indem wir diese beiden Ritter auf unsrer Wiese um die purpurnen Hyacinthensträuße der Orchideen spielen sehen, springt uns der schönheitliche Einklang, in welchem diese Blumen und Falter zu einander stehen, gleichsam in die Augen: wie die Ritterschmetterlinge, so sind auch die einzelnen Orchideenblüten mit einem phantastischen Anhängsel versehen, und bizarr wie der übrige Zuschnitt der einzelnen Orchideenblüte ist auch der übrige Flügelzuschnitt der beiden Schmetterlinge; die Blüten wie die Falter haben etwas Fremdartiges inmitten unsrer Natur, das uns auf den ersten Blick als „tropisch" anmutet. Und in der That sind unsre Orchideen die letzten Ausläufer einer Pflanzenfamilie, die in den Tropen mit unglaublichem Reichtum und größter Pracht sich entfaltet, gleichwie unsre Ritterschmetterlinge die letzten Vertreter einer Schmetterlingsfamilie sind, die größtenteils und oft in lebhaft buntem Flügelkleide den üppigen Pflanzenwuchs der warmen Länder umschwebt.

Indem wir dieser und jener Betrachtung nachhängen, verweben sich endlich alle Kleinteile des Naturbildes wieder zu einem vollendeten Ganzen, das uns anmutet wie eine gerettete Scholle des verlorenen Paradieses.

Franz und Erich.

(Fortsetzung.)

Noch einen Kuß, noch einen innigen Händedruck, dann richtete die zarte Frau sich energisch auf und sagte:

„Du legst dich jetzt zu Bett und versuchst zu schlafen. Ich rede mit dem Vater und morgen beraten wir das weitere. Vertraue auf Gott und auf deine Eltern, mein Sohn und lasse die Verzweiflung nicht Herr über dich werden. — Gute Nacht."

Mit diesen Worten wollte sie hinauseilen, doch auf der Schwelle besann sie sich eines Bessern, kehrte um und half Erich beim Auskleiden.

Dieser ließ alles willenlos geschehen; auf die hochgradige Erregung war eine völlige Ermattung gefolgt und die ruhig ernste, bestimmte Weise der Mutter hatte etwas unsäglich Wohlthuendes, Beruhigendes. Er fühlte, daß sie ihn nicht verdamme und das gab ihm ein wenig Mut.

Wie ein kleines Kind ließ er sich niederlegen, die Decke um sich schlagen und einstecken und als die Mutter sich zum letztenmal mit einem Segenswunsch über ihn beugte, quollen aufs neue heiße Thränen aus seinen Augen, allein diese Zähren erleichterten sein Herz und allmählich senkte sich traumloser Schlummer auf seine müden Augenlider.

Die Mutter aber ging schweren Herzens, dem ihrer ungeduldig harrenden Gatten die Hiobspost zu verkünden.

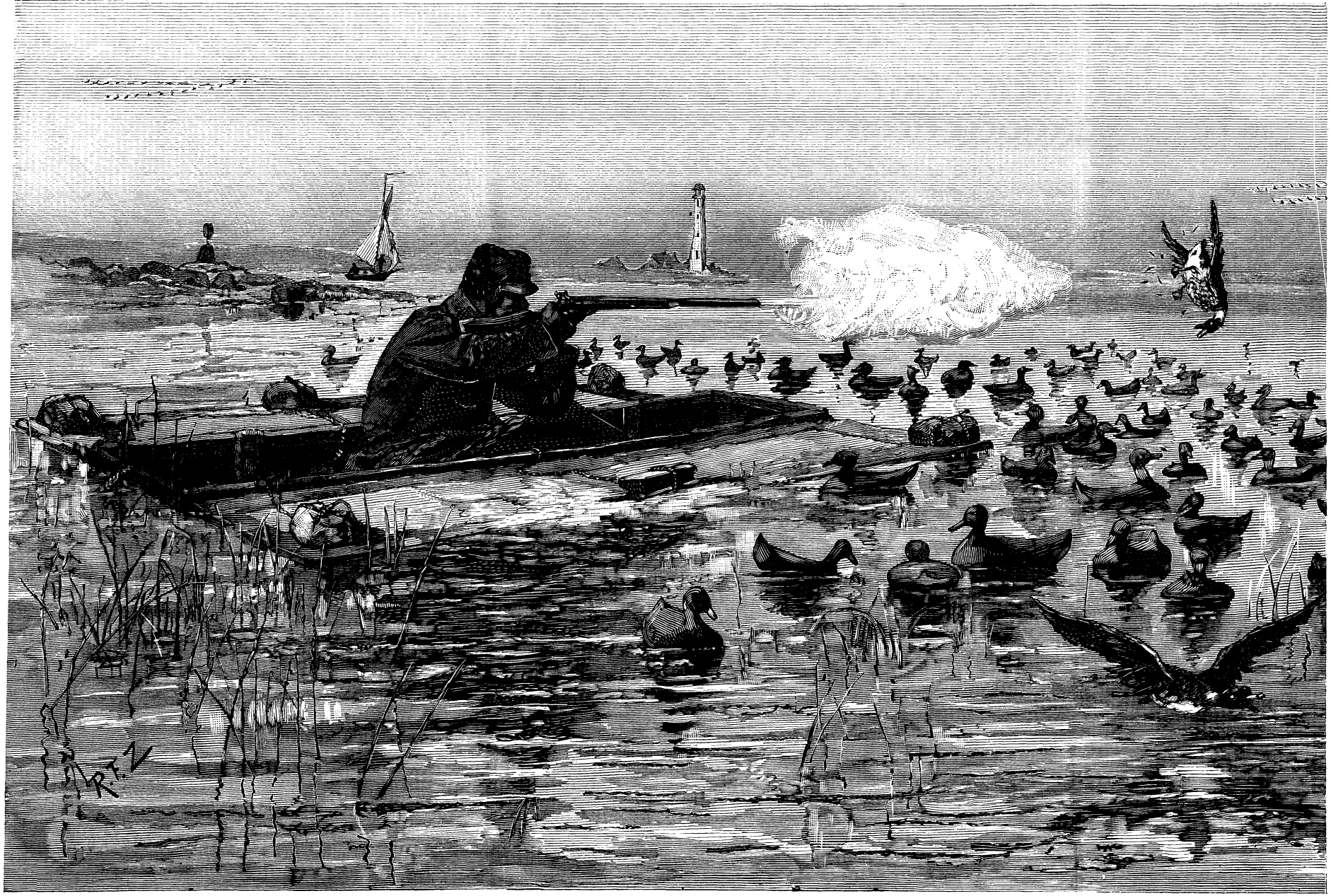
Die erste Frage des erfahrenen Mannes, nachdem er den Bericht vernommen, war, ob der Tod des Knaben thatsächlich festgestellt sei, oder ob nur Erich, in seiner erklärlichen Aufregung das Schlimmste vermutet und dann als Gewißheit betrachtet habe.

Um sofort Erkundigungen einziehen zu lassen, berief er den alten Anton zu sich und beauftragte den erprobten Diener mit der Feststellung der Thatsachen.

„Es ist mir um Erichs willen," setzte er, wie zur Entschuldigung seiner anscheinend müßigen Neugier hinzu, „denn der Verstorbene war sein Klassenkamerad und nächster Nachbar."

„Der Verstorbene," wiederholte Anton verwundert. „Ei, der junge Schönfeld ist ja gar nicht tot, nur arg verletzt und beschädigt," setzte er hinzu und blickte mit wachsendem Erstaunen von dem Herrn nach der Gebieterin, die erst leichenblaß, dann glühend rot wurde und im Tone wahren Entzückens murmelte: „Er ist nicht tot! — O Großer Gott, ich danke dir!"

„Weißt du das gewiß, Alter?" fragte



Wildentenjagd.

der Kommerzienrat seinerseits mit allen Zeichen lebhafter Bewegung. „Bedenke wohl, was du sprichst! — Es liegt viel daran."

Anton stutzte und über sein runzeliges, altes Gesicht flog ein Schimmer des Verständnisses. „Also doch!" murmelte er kopfschüttelnd, dann sagte er bestimmt:

„Peter, der Gärtnerjunge, hat selbst mitgeholfen, ihn nach Hause zu schaffen."

„Der Peter soll kommen," befahl der Kommerzienrat, „ich will ihn selber sprechen."

„Der liegt schon längst in den Federn," wandte der Alte ein, doch sein Herr schnitt alle Bedenken ab, indem er kurz wiederholte: „Ich will ihn dennoch sprechen. Geh und hole ihn her." Schweigend verließ der Alte das Zimmer, um den ihm gewordenen Auftrag auszuführen, die beiden Zurückbleibenden aber blickten einander in die feuchtschimmernden Augen und faßten eines des andern Hand in festem, beredtem Drucke. Zu sprechen vermochten sie nicht, dazu war ihnen das Herz zu voll.

Eine kleine Weile verstrich, bevor Anton mit dem schlaftrunkenen Gärtnerjungen zurückkehrte, — den Eltern erschien es wie eine Ewigkeit — und ungeduldig verlangte der Kommerzienrat alles zu wissen, was sich in Peters Gegenwart zugetragen habe. Der Bericht des Burschen war folgender:

Er sei von dem Obergärtner in die Stadt geschickt worden, um eine Anzahl Blumentöpfe zu kaufen, die er auf einem Schiebkarren heimbrachte. Als er in die Nähe der Besitzung gekommen sei, habe er eine Menschengruppe gesehen, die sich um einen Verunglückten bemühten. Da sei er natürlich näher getreten, nachdem er seinen Schiebkarren in den Thorweg gestellt, und habe nun erfahren, der vor ihm liegende Knabe sei durch einen Steinwurf schwer beschädigt worden und noch immer ohnmächtig, obgleich ein zufällig hinzugekommener Arzt sich alle Mühe gab, ihn wieder zu sich zu bringen. Schließlich habe der Doktor gemeint, es sei wohl besser, den Verunglückten im bewußtlosen Zustande nach dem Hospital zu verbringen, was jedoch nicht geschehen sei, da der Briefbote den Knaben erkannt und dessen Wohnung angegeben habe. Inzwischen sei auch der Obergärtner hinzugekommen und der habe ihm, dem Peter, erlaubt mitzuhelfen beim Tragen der in aller Eile herbeigeschafften Bahre. Bis zum Hause sei er mitgegangen, doch nicht in die Wohnung, denn der Doktor und der Briefbote hätten den Armen zusammen hinaufgetragen.

„Das ist alles, was ich von der Sache weiß," schloß Peter seine Erzählung, „das heißt, den Stein, mit dem er geworfen worden, habe ich aufgehoben und heimgebracht. Er ist so groß," meinte er und zeigte mit den Händen einen beträchtlichen Umfang an. „Nun, nun," meinte da Anton, der bis jetzt schweigend zugehört hatte, „so gefährlich wird's wohl nicht sein," und der Kommerzienrat befahl kurz, Peter solle den Stein zur Stelle schaffen, was jenen in nicht geringes Erstaunen versetzte.

Er ging und Herr Berner wandte sich an den alten Diener, indem er sagte. „Wenn der Knabe wirklich nur schwer verletzt, nicht tot ist, so können wir Gott nicht genug danken, denn Erich trägt die Schuld an dem Unglück. Nun sollst du, Alter, noch heute abend zu der Familie Schönfeld gehen und dich erkundigen, wie es dem armen Schelm geht; doch sollst du nicht verraten, daß Erich den bösen Wurf gethan. Das ist seine eigene Sache und er wird das morgen schon selbst besorgen. Aber wissen will ich, wie es ihm geht. Also hübsch diplomatisch, Alter, hörst du?"

„Gewiß," entgegnete Anton und ging eilig hinaus. So ungern der alte Mann sich sonst in seiner Ruhe stören ließ, diesen Auftrag vollzog er gern; galt es doch, so Gott will, seiner geliebten Herrschaft eine recht beruhigende Nachricht heimzuholen, die ihnen die Nachtruhe sichern würde.

Jetzt kam auch Peter mit dem Steine, der, wenn auch beträchtlich kleiner, als jener angegeben, doch von bedeutendem Umfang und entsprechendem Gewicht war.

Schaudernd betrachtete ihn die Kommerzienrätin; hätte dieser Stein des Knaben Kopf getroffen, so müßte er ihn unfehlbar getötet haben. Unwillkürlich faltete sie die Hände und dankte Gott nochmals, so recht aus Herzensgrund, daß er das Schlimmste gnädig abgewendet hatte.

Nachdem Peter sich wieder entfernte, sagte der Kommerzienrat, indem er den Stein prüfend emporhob:

„Erich soll ihn aufbewahren und möglichst viel vor Augen haben. Ich glaube, sein Anblick und die Erinnerung an seine unglückselige That wird ihn am besten von seinem verkehrten Ehrgeiz heilen."

„Das glaube und hoffe ich auch", sagte die Mutter leise, „denn Erichs Gemüt ist gut. Der heutige Tag und die empfangene Lehre werden ihm unvergessen bleiben."

Noch lange sprachen die beiden, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, dann kehrte Anton zurück, atemlos vom ungewohnten, raschen Gange, aber freudig erregt.

„Es geht besser, als man anfangs gedacht," meldete er, „es sind keine edlen Teile verletzt, nur das linke Bein und der linke Fuß, der freilich ist so arg zerschmettert, daß er wahrscheinlich abgenommen werden muß. Aber das Leben ist nicht gefährdet. Die Ohnmacht war die Folge der furchtbaren Schmerzen. Ich traf zufällig den Arzt, der eben zum zweitenmal bei dem Jungen gewesen war und sagte ihm, der Herr Kommerzienrat nähmen Anteil an demselben, weil er ein Kamerad von unsrem Erich sei."

Der Kommerzienrat dankte dem treuen Alten und gab ihm darauf einen Wink, die auf dem Büffett bereitstehende Kerze anzuzünden und ihm und seiner Frau auf dem Wege nach dem Schlafzimmer voranzuleuchten. Dort angelangt, fragte die Kommerzienrätin, ob man nicht Erich das Resultat der eingezogenen Erkundigungen mitteilen sollte, der Vater war dagegen der Meinung, die ungestörte Ruhe sei jetzt das beste für ihn.

Doch schlich er sich auf den Fußspitzen nach des Sohnes Gemach, um sich zu überzeugen, daß derselbe auch wirklich schlafe.

Das Licht mit der Rechten verdeckend, stand er lange vor dem vom bleiernen Schlafe der Erschöpfung Befangenen und betrachtete das bleiche, gramentstellte Gesicht mit dem Gefühle inniger Dankbarkeit gegen Gott, der alles so gelenkt, daß sein Sohn jetzt nicht als Mörder vor ihm lag.

Trotz der beruhigenden Kunde, welche ihnen durch Anton geworden war, konnten beide Eltern lange keinen Schlaf finden; ihre Gemüter waren zu heftig bewegt und unwillkürlich horchten sie auch immer nach Erichs Zimmer hin, dessen Thüre der Vater offen gelassen hatte.

Endlich, gegen Morgen, schlummerte der Kommerzienrat ein, die Mutter jedoch litt es nicht lange mehr im Bette. Beim ersten Tagesgrauen stand sie geräuschlos auf, kleidete sich notdürftig an und schlüpfte zu dem Sohne hinüber, indem sie die Zwischenthüren sorglich hinter sich zuzog.

Da lag er vor ihr, in der erdfahlen Morgendämmerung, geisterbleich und unheimlich still wie ein Toter.

Unwillkürlich legte sie die Hand auf seine Stirne; die Berührung schien ihm

wohl zu thun, denn der gespannte Zug wich aus seinem Gesichte und plötzlich quollen Thränen zwischen seinen Wimpern hervor.

„Ich wollte es ja nicht! Ich hab's ja nicht gern gethan," murmelte er und dann fing seine Brust an heftig zu arbeiten und er erwachte aus einem qualvollen Traum. Sich jäh aufrichtend, gewahrte er die Mutter, die sich liebreich über ihn beugte.

„Freue dich, mein Sohn," flüsterte sie ihm zu, „freue dich! Dein Freund ist nicht tot, du wirst ihn noch heute sehen!"

„Nicht tot?" kam es von Erichs Lippen und seine Augen öffneten sich weit. „Nicht tot?" wiederholte er zweifelnd und doch frohlockend, „wirklich nicht tot?"

„Würde ich es dir sonst sagen?" fragte die Mutter mit sanftem Vorwurf dagegen. „Franz Schönfeld ist nicht tot, aber schwer, sehr schwer verletzt. Die Schuld kann ich nicht von dir nehmen."

Erich barg schaudernd sein Gesicht in den Händen. Schwer verletzt! War das nicht furchtbar genug? — Doch nein — er war ja nicht tot! Alles andre war zu ertragen und Erich wollte es ihm ertragen helfen, o so treulich, so liebevoll! Sich ermannend wünschte er nun alle Einzelheiten zu wissen und die Mutter erzählte ihm, was sie selbst wußte. Darauf verlangte er aufzustehen, um sogleich zu Schönfelds zu eilen, allein die Mutter machte ihm die Unmöglichkeit dieses Ansinnens klar und bewog ihn, nun mit beruhigterem Gemüte noch ein wenig zu schlafen.

Allein davon wollte Erich nichts hören, sondern stand eilig auf und begann in seinen Schiebladen und in seinem Bücherschranke zu kramen.

Die Mutter hatte sich auf einen Stuhl an das Fenster gesetzt und beobachtete ihn schweigend.

Sie dachte sich wohl, was er mit all den Dingen vorhatte, die er aus seinen Schätzen heraussuchte und zusammentrug.

Das Schönste und Beste unter seinen Sachen schien ihm eben gut genug und die Lieblingsbücher gesellten sich zu dem wertvollen Mikroskop und dem Farbenkasten, der, aus England verschrieben, alles enthielt, was eines strebsamen Knaben Herz erfreuen konnte.

Endlich war die Auswahl getroffen und Erich wandte sich nun an die Mutter. „Darf ich?" fragte er mit flehendem Blicke. „Gewiß!" nickte diese und bestimmte darauf, Erich solle gleich nach der Schule mit Anton zu Schönfelds gehen und die Sachen hinbringen.

Erich schwieg betreten, als er dies hörte, dann fragte er: „Muß ich denn heute zur Schule gehen?"

„Und warum wolltest du gerade heute nicht zur Schule gehen?" fragte die Mutter dagegen und ihr ernster, forschender Blick drang ihm in die Seele.

„Ich wollte, ich brauchte erst hin, wenn sie es alle wissen," stammelte er und sah die Mutter unsicher an.

Diese stand auf und sagte ganz ruhig: „Nun, wie du willst! Ich zwinge dich nicht, aber mir kommt es wie Feigheit vor. Und feig bist du doch nie gewesen."

Damit war sie auch schon zur Thüre hinaus und Erich blickte ihr betroffen nach.

Im nächsten Augenblick übergoß Schamröte sein Gesicht, und ohne sich länger zu besinnen, nahm er seine Lernbücher vor und vertiefte sich in seine Aufgaben, die ihm, nach den Erlebnissen des letzten Abends freilich nicht mehr ganz gegenwärtig waren.

Beim Frühstück traf er mit dem Vater zusammen, der ein ernstes Wort über seinen falschen Ehrgeiz mit ihm redete und ihm dabei den Stein überreichte.

„Dies Werkzeug deiner blinden Leidenschaft sollst du hinfort sorglich bewahren zur Erinnerung an Geschehenes, zur Verhinderung von Künftigem," sprach er feierlich-ernst, und Erich nahm den Stein mit bebenden Händen entgegen, aber seine Augen blickten dem Vater frei und fest ins Antlitz. Der Kommerzienrat durfte ohne Sorgen sein, Erich würde die Lehre nie vergessen.

Im Gymnasium herrschte große Aufregung; als Erich in sein Klassenzimmer trat, hatte sich soeben die Kunde von dem Unfalle, der Franz Schönfeld betroffen, verbreitet, doch ehe man ihn noch ins Gespräch gezogen, trat der Ordinarius ein und nahm sogleich das Wort:

„Ich höre, Sie sind bereits von dem traurigen Vorfalle unterrichtet und bedauern mit mir das Opfer gemeiner Rohheit."

Erich zuckte zusammen und öffnete bereits den Mund zu seiner Rechtfertigung als Dr. Schmele eifrig fortfuhr:

„Wahrscheinlich wird der Thäter niemals bekannt werden, denn Franz Schönfeld weigert sich beharrlich, denselben zu nennen, und es ist nicht anzunehmen, daß er sich selber denuncieren werde, denn solche Raufbolde sind gemeiniglich auch feig."

„Vergebung, Herr Doktor!" erscholl da Erichs Stimme, zitternd und heiser vor Erregung, aber der Knabe selbst stand aufrecht, in entschlossener Haltung da und seine Augen glühten, als er hastig fortfuhr: „Ich bin nicht feige und kein Raufbold! Franz hatte mich gereizt und da warf ich nach ihm, im Zorn — ohne es zu wollen — jetzt ist's mir leid, herzlich leid . . . ." hier brach die Stimme und Erich schluchzte laut.

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille in dem Klassenzimmer. Der Lehrer stand betroffen, die Knaben wie gebannt. Keiner hätte diese Lösung des geheimnisvollen Vorfalles geahnt. Alle starrten nach Erich hin, als sei er etwas ganz Ungeheuerliches, nie Dagewesenes, bis Dr. Schmele endlich vortrat und seine Rechte auf Erichs Schulter legend, in feierlichem Tone sagte:

„Das war brav von Ihnen, Ihre Schuld freimütig zu bekennen und ich nehme die beleidigenden Ausdrücke zurück, bitte Sie aber, mir zu sagen, wie es möglich war, daß Sie, Sie, Erich Berner, sich so weit vergessen konnten. Folgen Sie mir zum Direktor," sagte er und wie träumend folgte er dem Ordinarius in das Sprechzimmer des leitenden Oberhauptes der Anstalt, wo er, zu seiner großen Freude und Erleichterung seinen Vater vorfand.

Dieser hatte es für richtig gehalten, den Direktor selbst von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen, um Entstellung der Thatsachen vorzubeugen. Er hatte seinen Bericht soeben beendet, als die beiden eintraten.

Dr. Schmele kehrte in seine Klasse zurück, während Erich dem Direktor das Bekenntnis seiner Schuld und seiner Reue ablegte.

Der würdige Mann war tief erschüttert.

„Daß ich das an den beiden Schülern erleben mußte, auf die ich die größten Hoffnungen gesetzt!" klagte er und fuhr dann, zu dem Kommerzienrat gewendet, fort: „Der schlimme Ehrgeiz! wieviel Unheil hat er doch schon angerichtet, wenn er nicht gezügelt und von der Vernunft geleitet wird!" Darauf richtete er noch einige eindringliche Ermahnungen an den zerknirschten Knaben und entließ ihn ernst, doch nicht unfreundlich. Diese Milde war durch seine seitherige tadellose Aufführung bedingt, doch bedrückte sie ihn eher, als daß sie ihn beglückte. Eine exemplarische Strafe wäre ihm, bei seiner jetzigen Gemütsverfassung willkommener gewesen.

Demütig und kleinlaut schlich er sich

in die Klasse, an seinen Platz zurück; er wagte nicht aufzusehen, weil er fürchtete, den verwunderten, strafenden Blicken seiner Mitschüler zu begegnen, allein diese waren bereits durch eine in seiner Abwesenheit gehaltenen Ansprache des Ordinarius einigermaßen beruhigt worden und hatten überdies dem Lehrer ihr Wort gegeben, nicht weiter über den unglückseligen Vorfall zu reden.

Doch hielt eine gewisse Scheu sie noch von Erich fern und dieser wäre während der Pause völlig isoliert gewesen, hätte sich nicht Dr. Schmele seiner erbarmt. Er gesellte sich zu ihm und fragte ihn, ob er nicht Franz besuchen werde. Auf seine bejahende Antwort trug er ihm viele Grüße an den Patienten auf und knüpfte daran die Erzählung manchen Zuges aus Franzens Schul- und Privatleben. Der Doktor war nämlich mit der Familie Schönfeld bekannt und in der Lage, den ehemals Gehaßten in ein neues, sehr vorteilhaftes Licht zu stellen.

Das Beispiel des Lehrers wirkte wie dieser es beabsichtigt hatte; schon in der nächsten Pause kam einer und der andre der Kameraden an Erich heran und sprach mit ihm über gleichgültige Dinge. Die Spannung war gehoben und Erich kehrte nach Schluß der Vormittagstunden mit dem beglückenden Bewußtsein heim, nicht als räudiges Schaf der Herde zu gelten.

Jetzt stand ihm noch der schwere, schwere Gang zu Franz bevor, und das Herzklopfen, welches ihn befiel, als er sich dem Hause näherte, wo Schönfelds wohnten, war wohl das heftigste, das er jemals empfunden.

Vor der Vorplatzthüre blieb er stehen; er wagte nicht, die Klingel zu ziehen. Wie würden, wie mußten Franzens Eltern ihn empfangen?

Endlich faßte er sich ein Herz und schellte, kaum vernehmlich.

Frau Schönfeld selbst öffnete die Thüre. Erich war schon früher einmal bei Franz gewesen, somit kannte sie ihn. Ueber ihr bleiches, thränenentstelltes Gesicht flog ein freundliches Lächeln und sie reichte ihm die Hand, die er mechanisch ergriff. Die Mutter schien demnach nicht zu wissen, wer eigentlich vor ihr stand.

„Erich Berner," sprach sie freundlich, „das ist ja hübsch von Ihnen, daß Sie kommen, nach unsrem armen Jungen zu sehen. Er ist übel zugerichtet, aber Gott hat ihn uns erhalten und, so er will — wird auch der Fuß erhalten bleiben."

Erich überlief es kalt bei diesen Worten, doch schnell gefaßt, fragte er, ob er den Kranken nicht sehen dürfe.

„Ich weiß nicht . . . ." meinte die Mutter bedenklich, allein durch die nur angelegte Thüre des nächsten Zimmers erscholl Franzens matte Stimme:

„Ja, Erich soll hereinkommen," und zögernd ließ die Mutter ihn ein. „Nur auf einen Augenblick," flüsterte sie, „und regen Sie ihn nicht auf."

Erich nickte und schritt wankend auf das Bett zu, das er durch den Schleier der aufsteigenden Thränen nur unvollkommen zu erkennen vermochte.

Franz mußte der Mutter einen Wink gegeben haben, sich zu entfernen, denn als Erich wieder klar sehen konnte, waren die beiden allein und Franz streckte ihm mit einem unbeschreiblichen Lächeln beide Hände entgegen.

Aufschluchzend beugte Erich sich über ihn und stammelte: „Kannst du mir vergeben?"

„Stille! Sprich nicht mehr davon," murmelte der Kranke, indem er Erichs Hände mit festem Druck umfaßte. „Kein Mensch weiß etwas davon. Ich werde dich nicht verraten."

Wie ein Blitzstrahl drangen diese Worte in die Seele des andern Knaben und zeigten ihm die Seelengröße und den Edelmut des durch seine Schuld so schwer Leidenden.

„Was bin ich neben diesem?" fragte er sich in neidloser Bewunderung und er gelobte sich, die Freundschaft dieses prächtigen Gemütes zu erringen.

Laut sprach er nur: „Ich danke dir, Franz!" aber beider Augen redeten deutlicher, als die Lippen und es wurde da fast wortlos ein Bund geschlossen, der bis zum Tode bestehen sollte.

Erich richtete noch die Grüße des Ordinarius und die der Kameraden aus, dann kam Frau Schönfeld und mahnte, es sei Zeit, der Unterhaltung ein Ende zu machen.

Noch ein Händedruck, ein vielsagender Blick, dann trennten sie sich — für heute.

(Schluß folgt.)

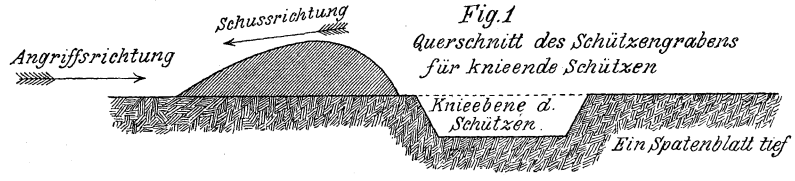


Fig. 1
Querschnitt des Schützengrabens für knieende Schützen

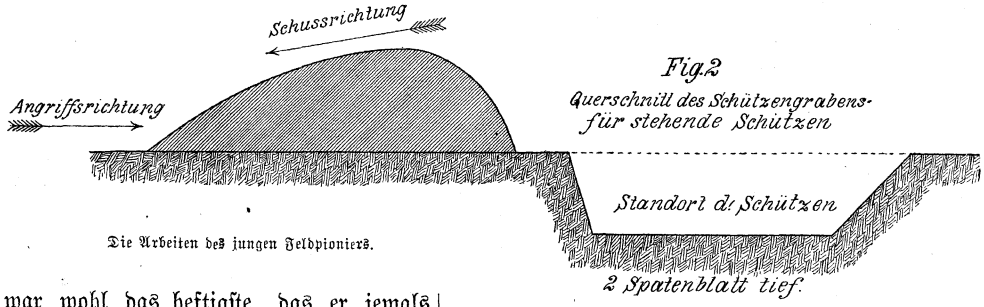


Fig. 2
Querschnitt des Schützengrabens für stehende Schützen

Die Arbeiten des jungen Feldpioniers.

Der junge Feldpionier.

II.

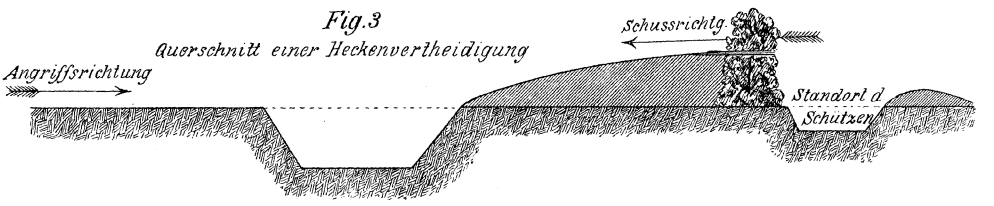
Neben den schon beschriebenen Gräben für liegende Schützen hat der Pionier noch solche für knieende und stehende auszuführen. Diese letzteren gewähren zwar bessere Deckung als die ersteren, doch muß ihr Graben tiefer, ihre Brustwehr höher sein und ihre Herstellung erfordern demgemäß bedeutend mehr Zeit, Arbeit und Ausdauer. Die Richtungsrinnen werden bei diesen Arten ebenfalls in der schon beschriebenen Weise gezogen. Was die Tiefe dieser Schützengräben betrifft, so muß (siehe die Fig. 1), der höchste Punkt der Brustwehr, wenn ihr in dem Graben kniet, etwas unterhalb eurer Schulterlinie liegen; die Höhe des Erdwalles für den Graben Fig. 2 muß ausprobiert werden, wobei ihr euch in natürlich aufrechter Haltung auf die Grabensohle stellet.

Solche Schützengräben sind nun Verschanzungen, wie sie lediglich aus Erde

hergestellt werden. Wir können aber auch schon vorhandene Deckungen wie Hecken, Zäune, Mauern, Häuser, Dorf- und Waldränder u. s. w. zur Verteidigung einrichten.

Unsre Figur 3 zeigt die Einrichtung einer Heckenverteidigung. Unmittelbar hinter der Hecke ist parallel mit derselben ein Graben gezogen, der so breit ist, daß der Schütze bequem darin stehen kann, und etwa ½ Spaltenblatt tief; dann sind in Anschlagshöhe in der Hecke Schießscharten eingebrochen, durch die man das Gewehr bequem zu stecken vermag. In einiger Entfernung, feindwärts von der Hecke, ist wiederum ein Graben parallel mit derselben gezogen, der so viel Erdboden ergeben muß, daß zwischen ihm und der Hecke eine Brustwehr bis zur Höhe der Schießscharten angeschüttet werden kann. Auf diese Weise hat der Angreifer den vorderen Graben, die Brustwehr und die Hecke zu überwinden, während der Verteidiger hinter der Hecke gegen Schuß und Sicht geschützt steht.

Fig. 3
Querschnitt einer Heckenvertheidigung



Die Arbeiten des jungen Feldpioniers.

Nun wollen wir aber gleich den richtigen Soldaten nicht immer nur schanzen und fechten, wir wollen auch ein wenig der nötigen Ruhe genießen und zu diesem Zwecke bauen wir uns ein Lager. Diesen Arbeiten muß eine große Bedeutung zugemessen werden. Denn nach langem Marsche oder nach ermüdenden Kämpfen bedarf der Soldat der „Verpflegung" und der „Ruhe". Wenn ihr später einmal euer Jahr abdienet, vielleicht gar als Pioniere, so werdet ihr das zu eurer Erquickung gar sehr erfahren. Aber auch „Essen" will der Soldat und zu Kochzwecken erbaut er sich sogenannte „Kochlöcher" (siehe die Fig. 4). Es wird hiefür ein Graben etwa nach dem Querschnitt wie der „Schützengraben für knieende Schützen" und von beliebiger Länge ausgeschachtet, und der Erdboden zu beiden Seiten des Grabens zu niedrigen, halbrunden Dämmen angeschüttet. In diese werden Scheithölzer gabelförmig einander gegenüber hineingesteckt, und letztere durch in die Gabeln gelegte starke Stöcke verbunden, an welchen die mit dem Wasser und den Nahrungsmitteln gefüllten, blechernen Gefäße, die „Kochgeschirre" zu hängen kommen. Darunter auf der Sohle des Grabens flackert bald ein lustiges Feuer.

Habt ihr gelegentlich eure Uebungen, d. h. eure Stürme und Kämpfe mit Bravour ausgeführt und seid ihr dann willens, ein Stückchen Lagerleben zu kosten, also auch selbst abzukochen, so rate ich euch, in einer Materialienhandlung eine Büchse mit „Erbswurst" zu kaufen und eine ebensolche mit „Fleischkonserven"; ihr rühret deren Inhalt in dem kochenden Wasser mit einer Handvoll Salz und etwas Pfeffer an, thut ein wenig Zwiebeln oder Schnittlauch hinzu und erhaltet so eine sehr schmackhafte Atzung.

Stellt sich bei euch auch der Wunsch ein oder die Notwendigkeit, Lagerhütten zu erbauen, so soll euch hierfür unsre Fig. 5 als leichtverständliches Modell dienen. Ihr thut am besten, eine Anzahl längere und kürzere Bohnenstangen nach Fig. 5 a auf den Erdboden zu legen und mit Stroh- oder Strickbunden in Kreuzform miteinander fest zu verbinden. Die diagonale Stange heißt „Windlatte". Ist euch das soweit gelungen, werden die quadratischen Fächer mit Stroh oder Laub verflochten. Zwei solcher Seitenwände stellt ihr nach Fig. 5 b schräg aneinander; auch die Hinter- und Vorderwand sind sodann, wie die punktierten Linien zeigen, mit einer Stangenverstrebung zu versehen und dicht zu verflechten; nur in der Vorderwand bleibt eine Oeffnung als Ein- und Ausgang frei. In der Mitte der Hütte (in der Längsrichtung) wird ein schmaler Graben ausgehoben, dessen Erdboden rechts und links schräg aufgesetzt wird. Hierauf wird nun ein Strohlager gebettet, dem ermüdeten Soldaten so weich wie Federflaum. Zwei äußere kleine Spitzgräben geben die nötige Erde, um die unterste Strohschicht der Wandbekleidung festzusetzen.

Ist es mal eine recht warme Sommernacht, hat Mama und Papa nichts dagegen einzuwenden, so könnt ihr, in eine wollene Decke dicht eingewickelt, ja mal versuchen, wie es sich in einer solchen Lagerhütte schläft.

Auch diese Arbeiten sind übrigens im Sandkasten als „Modell" sehr gut auszuführen, denn kurze dünne Stangen und ein wenig Bindfaden, das alles dazu erforderlich ist, kann sich jeder von euch leicht verschaffen.

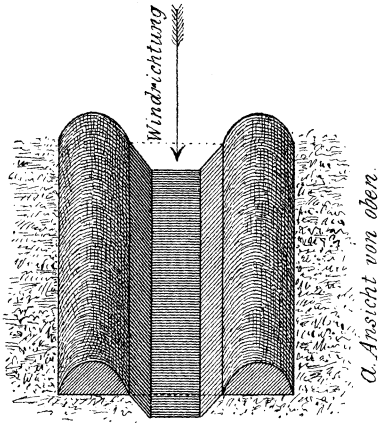
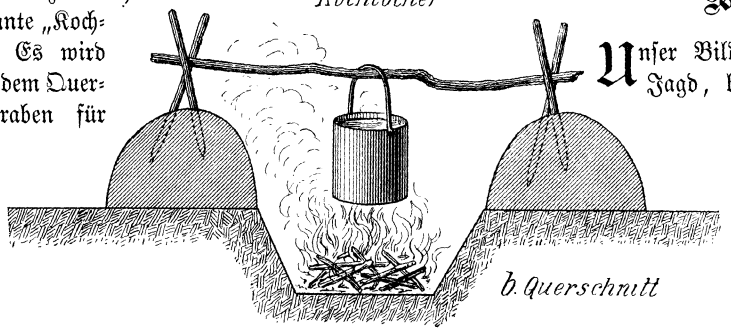


Fig. 4
Kochlöcher



Die Arbeiten des jungen Feldpioniers.

Wildentenjagd.

Unser Bild zeigt uns eine Art von Jagd, bei der sich der Jäger einer Anzahl künstlicher Enten, aus Holz geschnitzt oder aus Blech getrieben, als Lockmittel bedient. Diese Figuren sind sorgfältig, naturgetreu bemalt, so daß sie, wenn an einem pflanzenbesetzten, schlammigen Platze ausgesetzt, wo die Enten gerne nach Nahrung tauchen, ihre Wirkung nie versagen. Der Jäger hat seinen Stand in einem sogenannten „Schießkasten", einer wasserdichten, gegen Wellenschlag gesicherten und verankerten Kiste, in der er sich, die Flinte bereit, in geeigneter Weise verborgen hält. Die vor-

überziehenden Enten halten die um den Schießkasten herum ausgesetzten Figuren fast immer für bereits „eingefallene“ Enten und gesellen sich denselben zu. Kaum aber haben ihre Füße den Wasserspiegel berührt, knallt es auch schon vom Schießkasten her und der arme Vogel muß seine Vertrauensseligkeit mit dem Leben büßen. Die auf solche Weise erlegten Enten werden dann von den Genossen des Schützen, die mit einem Boote in der Nähe weilen, aufgelesen. Die Jagdbeute mittels dieses originellen Lockmittels ist während der Frühjahrs- und Herbstzüge an den Buchten der Seeküsten eine sehr reiche.

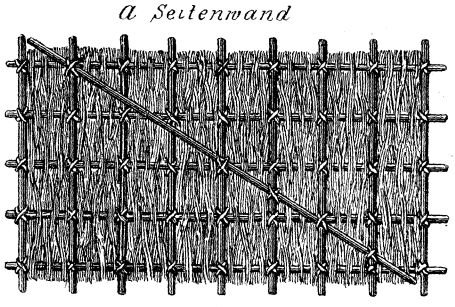
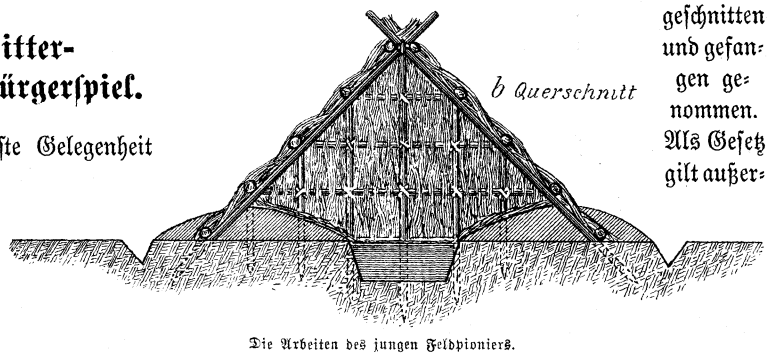


Fig. 5
Lagerhütte

Ritter- und Bürgerspiel.

Die beste Gelegenheit zu diesem Spiel bietet ein weiter waldiger Platz. Kieferschonungen und dichtes Unterholz sind dazu am besten, aber auch freie Stellen sowie Erhebungen, Vertiefungen oder Gräben vermehren die Lust an diesem Krieg. Die Zahl der Spielenden wird so eingeteilt, daß nach der gemachten Besatzung auf beiden Seiten gleich viel Kameraden sind. Die eine Spielschar stellt die Ritter, die andre die Bürger vor. Die Ritter haben vier Burgen, jede 20—25 Schritte von einer Ecke des Platzes entfernt. Die Bürger haben eine Stadt inmitten des Platzes. Die Stadtbesatzung muß mindestens zwei Mann und immer so stark sein, wie die Besatzung von zwei Burgen zusammen. Wenn 40—60 Spieler beisammen sind, so müssen in die Stadt vier und in jede Burg zwei „Mann“ gelegt werden. Es gilt nun, den Feind durch Gefangennehmung seiner Leute so zu schwächen, daß er nicht mehr im stande ist, im freien Felde und in offener Schlacht Widerstand zu leisten. Die stattfindenden Kämpfe werden durch Ringen entschieden. Dabei haben die Leiter des Spiels, die Anführer der Scharen, darüber zu wachen, daß regelrecht gekämpft wird. Außerdem sucht man den Feind fleißig von dessen Festungen ab- und nach den seinigen zu locken und sendet zu diesem Zwecke oft kleine Abteilungen oder auch einzelne aus, um des Feindes Stellung, die Stärke seiner Besatzungen, die Orte, wo er Gefangene hält und bewacht u. s. w. auszukundschaften. Es werden Verstecke und Hinterhalte gelegt, feindliche Posten abgeschnitten und gefangen genommen. Als Gesetz gilt außerdem noch: Bei voller Besatzung darf kein Platz genommen werden, bei unvollkommener nur durch die fünffache Zahl der Gegner. Unbesetzte Plätze dagegen werden genommen und mit der für sie bestimmten Mannschaft belegt. Zu je zwei Gefangenen gehört ein Mann Besatzung. Gefangene werden befreit, wenn der Entsatz fünfmal so groß ist, wie die Mannschaft der Besatzung. Gefangene werden in jedem Falle befreit, wenn der Feind mit seiner ganzen noch übrigen Macht, die jedoch größer sein muß, als die Zahl der Gefangenen, an den Platz rückt und nur die gesetzmäßigen Bewohner vorhanden sind. — Soll dies Spiel von einer kleineren Zahl, etwa 16—30 Spielern, ausgeführt werden, so wählen sie nur zwei Festungsplätze, eine Stadt und eine Burg, an den entgegengesetzten Stellen des Platzes.



Die Arbeiten des jungen Feldpioniers.

Denkspruch.

Wandre, lerne
In der Ferne
Viel und gerne,
Uebe die Zunge und den Sinn
In fremden Sprachen, es bringt Gewinn.
Aber bleibe in deiner Haut,
In deinen Knochen, wie sie gebaut,
Sprich wie es wahrhaft dir zu Mut
Im eigenen Fleisch, im eigenen Blut,
Wie es die Jungen und die Alten
Bei dir zu Lande hielten und halten,
Sprich, wie sie sprechen in den trauten
Von Urzeit angestammten Lauten,
Sprich, wie dein Herz mit sich selber spricht,
Lasse von deiner Sprache nicht! Vischer.

Auflösung des Diamanträtsels in Nr. 36.

```
      B
    P O L
  M O N Z A
M U L A T T E
B O N A P A R T
  E R B A D E L
    B I R K E
      I T Z
        E
```

Auflösung des Rätsels in Nr. 36.

„Seeland.“

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 36.

„Gartenhaus — Kartenhaus.“

Rätsel.

Es lebt in grauer Vorzeit Liedern;
(In Wirklichkeit lebt's damals nie).
Jetzt gibt's zuzeiten große Mengen,
Doch niemand mehr besinget sie.

Schlägst du den Kopf ihm ab, den großen,
Des Ganzen schlimmster Teil bleibt doch,
Das jeden Raubtiers grimme Waffe
Auch blieb bis heut'gentages noch.

Nochmals Kopf ab! Fort aller Schrecken:
Genesung winkt, heilkräftig Bad,
Geschichte, Dom und Sagenbildung
In dir, du alte deutsche Stadt!

Scherzlogogriph.

Mit a ist es der Menschenfresser,
Der Wütrich ist es, der Tyrann;
Mit i und e: mit scharfem Messer
Kommt's zu Papachen dann und wann.

Bilderrätsel.

Fragen und Antworten.

Max B. in Dresden. Die Firma E. Leybolds Nachf. in Köln liefert Kollektionen chemischer Apparate in Schiebkistchen, je nach Ausstattung zum Preise von M. 17.20. bis M. 54. Das Kistchen zu M. 17.20. enthält die nachfolgenden Apparate und läßt sich schon mit diesen eine größere Anzahl chemischer Experimente ausführen: 4 Kochfläschchen, 12 Reagiercylinder von 13 cm mit kleinem Gestell, 10 verschiedene Glasröhrchen nebst 10 Korken, 2 Kölbchen, 2 Retorten, 1 Spirituslampe, 5 Opodeldokgläser mit Korken, 2 Glastrichter, 2 Rührstäbe, 1 Retortenhalter, Platinblech, Platindraht, 1 einfaches Löt[illegible] 1 Dreifuß, 2 Drahtdreiecke, 2 eiserne [illegible]en, 3 Abdampfschalen, 1 Schmelztiegel, 1 runde Feile, 1 Eisendrahtnetz, [illegible]rturmörser, 1 zusammengelöteten Kupfer- und Zinkstreifen und 1 Zinkstäbchen.

Liebe Kameraden des In- und Auslandes. In Wien hat sich eine Vereinigung von Anfängern für Erlernung der Gabelsberger Stenographie gebildet. Wer beitreten will, der möge sich melden und ihm wird dann die Einrichtung und die Ordnung des Vereins bekannt gegeben. Anmeldungen wollen adressiert werden an **Fr. v. Wocher in Wien V, Margarethenplatz** Nr. 4. NB. Sind eine entsprechende Anzahl korrespondierender Mitglieder beisammen, dann wird zur Wahl eines Schriftleiters geschritten.

[illegible] in **Kirchheim-Teck.** Für Deine Empfehlung des „G. K." herzlichen Dank. Wir wissen uns nicht zu erinnern, daß uns aus Valparaiso ein Brief vorgelegen hätte — bei der Menge von Zuschriften, die wir täglich erhalten, immerhin möglich. Gruß freundlichst erwidert.

G. P. in Düsseldorf. Solche Zerstäuber dürften in den Handlungen für „Wasserleitungsartikel" zu haben sein; hier in Süddeutschland handeln diese Geschäfte gewöhnlich zugleich auch mit Beleuchtungsgegenständen, Lampen u. s. w.

Karl Bertoli in Triest. Der Wert einer Marke ist für den Briefmarkensammler davon abhängig, ob dieselbe viel oder wenig vorkommt. Von Marken niederen Nennwertes z. B. Portorico 1/2, 1, 2 m. kann man ungebrauchte billig haben, während dieselben gebraucht schwerer erhältlich, also teurer sind. Die höheren Werte z. B. 5 und 10 Cts. werden viel gebraucht und angeboten, sind daher gebraucht billiger wie ungebraucht.

E. M. in S. Für das Rätsel besten Dank.

K. A. in Guben. Die Bereitung des Kalisalpeters aus dem Natron (Chile)-salpeter hat in neuerer Zeit mehr und mehr Platz gegriffen, und nicht mehr allein in Frankreich, wie früher, sondern auch in Deutschland werden sehr bedeutende Mengen von Salpeter aus Natronsalpeter fabriziert. Von den verschiedenen Methoden, den Natronsalpeter mittels eines Kaliumsalzes in Kalisalpeter umzuwandeln, wird am meisten diejenige befolgt, bei welcher Chlorkalium oder Karnallit des Steinsalzlagers zu Staßfurt, ein wasserhaltiges Doppelsalz von Chlorkalium und Chlormagnesium das umzusetzende Salz ist. Um aus dem Chilesalpeter des Handels mittels Chlorkalium Salpeter darzustellen, versiedet man die mit Chlorkalium versetzte Lösung des Chilesalpeters; es scheidet sich Kochsalz aus, das man herauszieht, und in der Flüssigkeit bleibt Kalisalpeter, welcher beim Erkalten entweder in größeren Krystallen oder als Salpetermehl erhalten wird, je nachdem man die Krystallisation ungestört erfolgen läßt, oder durch Rühren stört. Die Reinigung (Raffinieren) des Salpeters von der anhängenden Kochsalzauge geschieht durch Waschen mit kaltem Wasser und Umkrystallisieren. — Dem „G. K." steigt ein Schluck aufs Specielle?! Sehr angenehm, Prost!

J. J. in L. Der Druck einer solchen Zeitung, mein lieber Freund, würde viel, sehr viel Geld kosten. Da wird es schon besser sein, wenn ihr eure Poeseien vorläufig hektographiert. Kommt's soweit, erhält der „G. K." doch auch ein Recensionsexemplar, wie?

Dummer Peter. Was ein „Eisbein" ist? Das ist der berlinische Ausdruck für gekochte Schweinsfüße, ein beliebtes Gericht. Du kommst dem „G. K." einen kräftigen Schluck vor — soll dir wohl thun, kommt gleich nach, Prost!

Borkum. Der „G. K." rechnet, daß ein Junge deines Alters auf einer Fußtour mit durchschnittlich drei bis vier Mark pro Tag, bei ökonomischer Lebensweise, sehr wohl auskommen kann. Es wird sich auch um die Gegenden handeln, die er durchstreift. Sucht er sein Nachtquartier in den Städten, wird er natürlich mehr bezahlen müssen, als wenn er sich so einrichtet, daß er die Gasthöfe kleinerer Flecken benutzt. In der sächsischen Schweiz und im Riesengebirge beispielsweise, gibt es Schülerherbergen, in denen der von seiner Schuldirektion legitimierte Fußreisende unentgeltliches Nachtquartier erhält und, wenn wir nicht irren, auch noch ein Frühstück verabreicht bekommt. Viel Vergnügen!

Franz Larisch, Schloß Pardubiak. Reptilien und Amphibien ꝛc., dann überhaupt Spirituspräparate, dürfen nie aus dem Spiritus herausgenommen werden, um sie trocken aufzubewahren. Entschließest Du Dich aber zu der letzteren Aufbewahrungsart, so hättest Du Deine Tiere in der sogenannten Dr. Wickersheimerschen Flüssigkeit zu präparieren. Da diese aber sehr scharfe Gifte enthält, rät Dein „G. K." entschieden davon ab und zum Spiritus, den Du öfters, sobald er trüb geworden, zu erneuern hättest. — Du fragst dann noch: welche Nahrung den Eidechsen, Nattern u. a. Reptilien und Amphibien gereicht werden soll. Freund, wenn Du keine bestimmte Namen, mindestens Gattungsnamen angibst, so ist Dir schwer zu raten, da die Nahrung dieser Tiere sehr verschieden ist. Eidechsen ernähren sich von allerlei Gewürm, Käfer, Insekten, größere fressen Mäuse und kleinere Tiere ihrer und verwandter Art. Nattern fressen je nach ihrer Art: Mäuse, Ratten, Sperlinge u. drgl., kleinere Schlangen: Eidechsen, Frösche, Molche und Fische ꝛc. Amphibien ernähren sich von Würmern, allerlei Wasserinsekten und deren Larven, kleineren ihrer und verwandter Art, größere fressen auch Mäuse, Vögel, Reptilien und Amphibien u. a. Näheres hierüber findest Du in den Büchern von Herm. Lachmann. 1) „Das Terrarium" mit V Tafeln und 87 Abbildungen im Text, Preis M. 3 (Creutzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg). 2) „Die Reptilien und Amphibien Deutschlands in Wort und Bild" mit VI Tafeln und 57 Abbildungen im Text, Preis M. 4.50 (Berlin, SW., Verlag von Paul Hüttig, Anhaltstr. 6).

Techniker in spe, Burgsteinfurt. Es interessiert Dich zu wissen, „auf welche Weise man ausrechnet, so ein kleines Rad von einem großen Rade getrieben wird, wie oft sich dann das kleine Rad dreht, wenn das große Rad sich einmal dreht. Z. B. das Schwungrad einer Dampfmaschine habe 3 m Durchmesser u. s. w. u. s. w." Gut, passe auf! Wenn der Durchmesser des Rades A 3mal so groß ist, wie der des Rades B, so ist (wie in Sekunda gelehrt wird), auch der Umfang von A 3mal so groß wie der Umfang von B. Dreht sich nun A 1mal, so bewegt sich der Transmissionsriemen um eine Strecke gleich dem Umfange von A, also gleich dem 3maligen Umfange von B fort. Infolgedessen dreht sich B während dieser Zeit 3mal. Das auf derselben Achse wie B sitzende Rad C aber mag einen Durchmesser haben wie es will, es dreht sich mit B stets gemeinsam 1mal um die Achse. Deine Fragen wären also dahin zu beantworten: Wenn A sich 1mal dreht, so dreht sich B 3mal; wenn B sich 1mal dreht, so dreht sich C auch 1mal. Die Ausrechnung ist, wie Du siehst, sehr einfach. Gruß freundlich erwidert!

Einsender der Münze: Republik Frankreich 1792—1804. Die Vorderseite trägt eine viereckige Tafel mit der Inschrift:

LES
HOMMES
SONT
EGAVX
DEVANT
LA LOI
Dupré.

Oben an der Tafel ein strahlendes Auge, zur Seite rechts (d. i. vom Beschauer links) eine Weintraube, links fünf Getreideähren, unterhalb L'AN II. Umschrift von rechts REPUBLIQUE - FRANÇOISE. Die Rückseite zeigt eine Wage mit auf derselben befindlichem Kranze; auf der Zunge die Freiheitskappe. Umschrift von rechts

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billig! 6 Aegypt. 20 Pf. 20 Austral. 40 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 40 Deutsch. incl. 18 Kr. 60 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Guatem. 25 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 5 Kap 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 3 Pers. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 3 Samoa 30 Pf. 20 Schwd. 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 6 Taxis 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf. 6 Türk. 20 Pf. ꝛc. ꝛc. **Alle verschieden. Preislisten gratis. E. Hayn, Naumburg, Saale.**

Fabr. v. **Fisch- u. Vogelnetzen, Fallen f. Raubtiere u. Vögel. Angelgeräte. Meermuscheln.** Preisc. 10 Pfg. **Salon- u. Land-Feuerwerkskörper** extra. Preisliste 10 Pfg. **K. Amann, Konstanz i. B.,** Bahnhofstrasse 20.

The Zoological Export Co., 38 Yerbury Rd., Holloway, London, liefert in- u. ausländ. Vögel u. andre Tiere, auch Rassehunde unt. Garantie lebender Ankunft selbst nach d. fernst. Ländern Europas.

Zu haben in allen Buchhandlungen.
Für Künstler u. Kunstverständige.
Anweisung zur
Oelmalerei,
zur **Aquarell-, Miniatur- u. Holzmalerei,** über **Portrait- u. Landschaftsmalerei,** nebst 26 Geheimnissen für Zeichner. Von Dietrich. Elfte Auflage. Preis 2 M.
Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

PIERERS
Konversations-Lexikon
7. vollständig umgearbeitete Auflage.
„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes

Universal-Sprachen-Lexikon
nach Joseph Kürschners System

in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der „Pierer" als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:

in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 gehefteten Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.

Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Larisch's Briefmarkenalbum
für die Jugend,
gefüllt mit 150 verschied. echten Marken aller fünf Weltteile. **Preis 1 Mark.**

Echte Briefmarken aller Länder billigst. Preisliste grat. **Carl Mönster, Copenhagen.**

In Markentausch-Verkehr mit Sammlern in Finnland, Scandinavien, Balkanstaaten, Spanien, Portugal und überseeischen Ländern wünscht zu treten **Eug. Kötzle, Stuttgart, Hohenheimerstraße 39 p.**
Korrespondenz deutsch und französisch.

100 versch. Briefmarken, enth. Brasilien, Argentinien, Cap ꝛc. (keine Privatmarken) nebst hochelegant. Schaubeck-Album nur M. 1.— **Hans Lehsten, Hamburg.**

Selbst-Unterricht
für Erwachsene jeden Berufes.
Die in der Handels- u. Geschäftswelt mit gr. Beifall aufgen. Kurse sind für jüngere u. ältere Leute leichtfasslich bearbeitet.
Buchführung
einfache u. doppelte, Correspond. etc. Tüchtige Ausbild. in 3—4 Woch. | Broschüre, Atteste u. Probelection gratis u. franco.
Schönschrift.
Jede schlechte Schrift wird in 2 bis 3 Wochen schwungvoll u. schön (Deutsch, Lat., Ronde). Bester Erfolg auf billigstem Wege.
Gebr. Gander in Stuttgart.
Institut für kaufm. Lehrmittel.

Französisch zum Vergnügen.
Smmlg. orig. frz. Anekdoten, Bonmots ꝛc.
Preis 1 Mark. Zu beziehen durch j. Buchhandlung sowie direkt von J. B. Schorpp. Verlag in Leipzig.

Jeder, der Französisch kann,
Schafft sich dieses Büchlein an;
Wer dieser Sprache nicht ganz mächtig,
Lernt sie aus dem Büchlein prächtig.

Kranke Kinder im Alter von 1—12 Jahren, **auch von außerhalb her,** finden Aufnahme in dem **Naemi-Wilh.-Stift** (Diakonissenhaus) in Guben, zu mäßigen Preisen. **Adresse: Biehler,** Pastor in **Guben.**

Spemanns Schatzkästlein.
Preis gebunden 5 Mark.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

LIBERTÉ - EGALITÉ. Unter dem Kranze W, darunter 1793 zwischen einer halben Lilie und einem Stern. Im Kranze I. S. über einem Striche.

1 Sou.

W bedeutet den Prägeort Lille. Wert nicht sehr groß, vielleicht 10—20 Pfg., je nach dem Erhaltungszustand.

F. Richter in Berlin. Nachtschmetterlinge sitzen am Tage an Baumstämmen zwischen den Ritzen der Rinde, in Zaunritzen, unter Brückengeländern u. s. w. Abends fängt man sie mit dem Netz von den Blüten, welche sie umkreisen oder mit einem besonderen Köder. Dieser besteht aus gebackenen Aepfeln, die auf eine Schnur gereiht, in flüssigen Honig getaucht und mit Apfeläther besprengt sind. Die Schnüre werden an frei vorstehende Zweige gehängt und die daran saugenden Falter in das darunter gehaltene Netz geschüttelt. Guten Erfolg!

Bibliothek. Bücher kosten Geld. Zieh Deine Sparbüchse zu Rate. Im übrigen könntest Du ja beim Antiquar bereits gebrauchte Bücher kaufen, die bekommt man in der Regel erheblich billiger.

W. M. in Z. Nachportomarken, welche nur in einzelnen Ländern existieren, werden von den Postbehörden auf unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe geklebt, um den Betrag des vom Empfänger zu zahlenden Portos anzuzeigen.

Dichter in spe. Talent zum Reimschmied hast Du entschieden, auch Form, doch ist Deine Phantasie überschwenglich, Du übertreibst z. B. Strophe acht

„Und der Ritter zieht das Schwert
Flammend steigt der Mut ihm auf
Lodernd wie die Feuergarbe
Aus der brennend heißen Brust“*) —

A. D. in München. Deine Frage: Was die Münzbuchstaben auf den deutschen Münzen von 1700 bis 1850 bedeuten, kann niemand so allgemein beantworten, zumal sie bald Münzstätten, bald Münzbeamte angeben. Im vorigen Jahrhundert kommen sehr viele derartige Buchstaben auf deutschen Münzen vor, die teils in den betreffenden Spezialwerken erläutert sind, teils aber auch jedem Numismatiker dunkel und unverständlich bleiben. — Bei den neueren deutschen Münzen (etwa seit 1820 oder 1830) kommen einige 20—30 solche Abkürzungen vor, die in dem trefflichen Buche: C. Schwalbach, „Die neuesten deutschen Münzen unter Thalergröße vor Einführung des Reichsgeldes“, Leipzig 1879 (7 Mark), auf Seite 46 erklärt sind.

Alfred in H. Der „G. K.“ wird mit Beginn des neuen Jahrganges für die Ausstattung seines Blattes viel thun. Das Leibblatt der deutschen Knaben soll von Jahr zu Jahr schöner und reichhaltiger werden. Ob man noch immer für jeden neu zugeführten Abonnenten ein Mändchen bekommt? Ei freilich und herzlichen Dank obendrein. Je mehr der „G. K.“ Abonnenten hat, je mehr stehen ihm Mittel zur Verfügung und je schöner kann er unser Leibblatt gestalten. Gruß!

W. E. in Göttingen. I. Hessen-Cassel. Landgraf Wilhelm VIII. (1751—60). II. Hessen-Cassel. Landgraf Friedrich I. (1730—51), König von Schweden (1720 bis 1751). III. Kur-Mainz. Emmerich Josef, Freiherr von Breitenbach (1763 bis 1774). IV. Oldenburg. Großherzog Peter Nicolaus Friedrich (seit 1853). V. Schaumburg-Lippe. Fürst Georg Wilhelm (1809 bis 1860). VI. Brandenburg; neufränkisches Haus; Linie zu Bayreuth. Christian Friedrich Carl Alexander (1757—95). VII. Hessen-Cassel. Kurfürst Wilhelm I. (1803—21, vorher seit 1789 Landgraf als Wilhelm IX.). VIII. Hessen-Cassel. Landgraf Friedrich I. (1730—51), König von Schweden (1720—51). IX. Hessen-Cassel. Kurfürst Wilhelm II. (1821—47). X. Löwenstein-Wertheim. Graf Dominik Constantin (1789—1814). XI. Hessen-Darmstadt. Großherzog Ludwig II. (1830 bis 1848). XII. Sachsen, Linie Sachsen-Neu-Eisenach. Wilhelm Heinrich (1729—41) XIII. Schwarzburg-Rudolstadt. Fürst Friedrich Günther (1807—67). XIV. Wohl Niederlande. (Silber!) XV. Hessen-Darmstadt. Landgraf Ludwig IX. (1768—90). [Remigius Fehr, Münzmeister zu Darmstadt 1772—1810.] NB! Der Schreiber dieser Zeilen, ein eifriger Sammler hessischer

Z L H

Münzen, dem deine **Nr. I W** 1752 und **Nr. XI** II HELLER 1847 G. H. K. M. in seiner Sammlung fehlen, bietet Dir für diese 2 Stück im Tausch folgende 6 andre, also das Dreifache des Wertes: Westfalen. König Hieronymus Napoleon (1807—13). 5 CENT. 1809. Sachsen-Coburg-Saalfeld. Herzog Ernst I. (1806 bis 1844). 3 PFENNIG. 1826. Schweden. König Karl XII. (1697—1718). I. DALER. Silber Münze 1718. (Görzischer Notdaler). Hessen-Cassel. Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (1847—66). 1 HELLER 1849. Hessen-Cassel. Kurfürst Wilhelm II. (1821—47). 1/4 KREVZER 1835. Sachsen-Meiningen. Herzog Bernhard Erich Freund (1803—66). 1/4 KREVZER 1829. Wenn Du zu diesem Tausche Lust hast, so gieb Deine Adresse an. Franko gegen franko.

X. Y. Z. Die Werte dieser Briefmarken sind wie folgt: Neapel 2 Grana rot, 25 Pfg. 5 Grana rot, 1858 75 Pfg., Königreich beider Sizilien 5 Grana rot 1861 1 M. 50 Pfg., Kirchenstaat 1 Baj. grün 20 Pfg., 2 Baj. hellgrün 10 Pfg., 5 Baj. rosa 20 Pfg., Toscana 2 Cracie blau, 30 Pfg. 4 Cracie grün, 1851 40 Pfg., 1 Cracie dunkelrot, 1857 50 Pfg., San Marino 2 Cti. grün, 1877 5 Pfg.

R. Mittenzweig in Berlin IV., Friedrichsstraße 136, bittet die Kameraden, ihm mitzuteilen, wie man Briefmarken und Ganzsachen am billigsten und besten versendet und wie teuer sich ein Paket von 100 g nach Java stellen würde.

Iffedin al Makdia: Kochenille- oder Karmintinte ist ungiftig, schädlich dagegen rote Anilintinte. Nach Verschlucken größerer Mengen ist Erregung von Erbrechen durch Kitzeln des Schlundes, Trinken vielen lauen Wassers (bis der Arzt etwas Weiteres verordnet) angezeigt. Sodann ist Eiweiß und schleimiges Getränke, kalte Milch, auch Hoffmanns Tropfen zu nehmen, das Gesicht kalt zu bespritzen u. s. w. — Eine „Hausapotheke“ einzurichten, überlasse Deinen Eltern! Eine solche ist kein Sportgegenstand oder Spielzeug. Die Beschäftigung damit kann Dich nur zum Hypochonder machen oder Dir direkt Schaden zufügen.

Hugo Kanngießer Köln. ad 1. Diese Arbeit ist nicht leichter und erfordert viel Uebung. Anleitung über Ferrotypie M. 1. 50 bei Glock & Co. in Karlsruhe. — ad 2. Wirkliche Momentaufnahmen lassen sich mit nassen Ferrotypplatten kaum herstellen. — ad 3. Der Entwickler ist nicht giftig, hingegen ist es die Fixage. Mit dieser Vorsicht. — ad 4. Als Unterlage nimmt man die bequemen Ferrotypplatten, da Horn, Celluloid 2c. ja viel teurer ist.

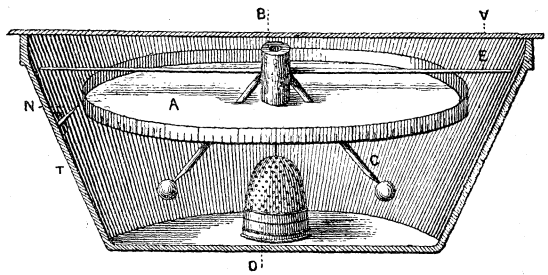
Alfred D. in W. Du hast Deine Finger mit Stempelfarbe verunreinigt. Terpentineinreibung wird helfen.

*) Anm. d. Setzerlehrlings: Potztausend, muß dem warm gewesen sein!

Einen Kompaß selbst zu verfertigen.

In manchem Kameraden, der einen Magneten besitzt, und durch Streichen mit demselben stählerne Stricknadeln, Messerklingen u. dergl. magnetisch gemacht hat, ist gewiß schon der Wunsch rege geworden, aus einer so präparierten Nadel einen verläßlichen Kompaß zu konstruieren und die Ausführung hat allein darum scheitern müssen, weil die Herstellung und Durchbohrung einzelner Metallteilchen, wie jene der Nadel im Aufhängepunkt, Schwierigkeiten bot. Das ist nun bei Herstellung des in unsrem Bilde dargestellten Instrumentes leicht zu umgehen.

Zunächst streicht man eine Stricknadel etwa 10—12mal mit dem Pol eines schief aufgelegten, gleichmäßig und in einer Richtung von einem zum andern Ende geführten Magneten und bohrt hierauf die so erhaltene Magnetnadel quer durch die Mitte eines nicht zu plumpen



Der selbstverfertigte Kompaß.

Korkstöpsels, der wiederum genau in das Centrum einer Pappscheibe von etwas geringerem Durchmesser als die Nadellänge, aufgeleimt wird. Den Rand dieser Scheibe kann man mit einer Gradeinteilung versehen. Um nun dem schwebenden Apparat mehr Stabilität zu verleihen, werden zwei an beiden Enden zugespitzte Zündhölzchen in einer der Nadelrichtung gleichlaufenden südnördlichen Linie an zwei von der Mitte gleichweit entfernten Punkten schief durch die Scheibe gestoßen, in den Kork gespießt und an den unteren freien Enden mit je einem Wachskügelchen als Balanciergewichte versehen. Hierauf sticht man eine Nähnadel mit der Spitze genau senkrecht von unten durch den Mittelpunkt der Scheibe in den Kork und stellt das stumpfe Ende auf eine geeignete Vertiefung eines aufgestellten Fingerhutes. Der Apparat wird jetzt zu seinem Schutze in das „Gefäß“ placiert, als welches wir eine gewöhnliche Schüssel von geeigneter Größe benutzen und mit einer Glasplatte zudecken. Eine weitere mit Wachs an der Innenseite der Schüssel befestigte und mit der Spitze nach der Gradteilung der Pappscheibe zeigende Nadel gibt bei etwaiger Lageveränderung des Gefäßes sofort genau die Abweichung des markierten Punktes von der nordsüdlichen Richtung an.

Tauschmarkt.

Wilh. Zimmermann in Mitau, Rußl., Mühleng. 17, hat eine Sachsen 3 Pfg. rot auf ganzem Streifband und Rußland 350 und 700 Kop., sowie eine Druckerpresse mit 400 Lettern zu vertauschen.

Paul Hammer in Stuttgart, Reinsburgstr. 14 p., bietet für einen photograph. Apparat eine gute Dampfmaschine mit Werkstatt, Neuwert 25 Mk.

A. Hochenadl in Wien I, Bartensteinstraße 14, Hochp. l., erbittet sich Monogramme, Brief- und Reklamebilder.

F. von Seyffertitz in Luxemburg, Philippstr. 21, gibt eine Camera obscura und Bücher ab und bittet die Kameraden um Mitteilung physikal. Experimente und Beschreibung eines photograph. Apparats. (Siehe „G. K.“, I. Jahrg., Nr. 25!)

Fritz Klug in Posen, Schießstr. 7 I, sucht ein Zweirad und bietet dafür eine Münzensammlung, ein Album mit 900 Marken, eine Dampfmaschine u. a.

Max Frhr. v. Boutterville in Augsburg, Klauckstr. 1 I, erbittet und tauscht Ableger für seine größere Kakteensammlung.

Friedrich Wiesinger, Schüler des Obergymnasium in Rimaszombat, Kom. Gömör, Ungarn, hat eine Wappensiegelsammlung zu vertauschen (besteht aus 250erlei schönen Wappensiegeln), am liebsten gegen Münzen, eine Druck- oder Dampfmaschine oder gegen einen photographischen Apparat.

Oskar Schmelzer in Graz, Radetzkystraße 270, vertauscht seine Druckerpresse mit 700 Lettern, ein Theater, eine Schmetterling- und Käfersammlung, Münzen und Bücher gegen ein Zweirad, eine große Dampfmaschine oder einen photograph. Apparat.

Th. Postius in Zweibrücken hat ein Album mit ca. 500 Briefmarken abzugeben, **Alfr. Hertz in Hamburg in Harvestehude, Mittelweg 90,** ein solches mit 400 Stück.

W. Mörbitz in Zwickau i. S., Römerplatz 5 II, bittet Fr. Müller jun. in Konstantinopel um genaue Adressenangabe.

Ernst Moser in Lindau a. Bodensee, Marktplatz, sucht Schmetterlinge und ein zusammenlegbares Schmetterlingsnetz einzutauschen.

Fritz Dürst in Cappel, St. Gallen, hat ein Briefmarkenalbum von Schwaneberger und 1 von Schaubeck, 1 Vogelkäfig in Laubsägearbeit, 1 Fensterthermometer, verschied. Laubsägearbeiten und Bücher abzugeben.

Wer von meinen lieben Kameraden sendet mir gegen Bezahlung ein Paar recht hübsche und gesunde Tauben (vielleicht Purzeltauben, Möwentauben, Mondtauben oder Karmelitertauben). James Paque in Hamburg, Lübeckerstr. 134.

Rich. Uhlmann in Stuttgart, Sophienstraße 36 I, sucht Briefverkehr mit einem Violinspieler oder Liebhaber der Zoologie.

C. Müßigmann in Worms, Ludwigstraße 60,8, gibt eine neue 3/4 Geige für ein Flobert, dann eine Siegelsammlung, Etiketten und Briefmarken für eine Dynamo- oder Elektrisiermaschine ab.

Heinr. Semadeny, Deutsches Postamt in Konstantinopel, offeriert Oleanderschwärmer.

W. Lensing in Bonn, Koblenzerstr. 136, vertauscht ein neues Tafelbillard.

Alb. Küllenberg in Essen a. R., Rolandstr. 5, möchte mit einem Gabelsbergerianer in Korrespondenz treten.

H. Krieguer in Passau, Altstadt 140, ersucht einen seiner lieben Kameraden, welche sich einen Elektromotor angefertigt haben, um genaue Beschreibung und Zeichnung.

Witzraketen.

Lehrer (vom Wesen der Brücke redend): „Was denkst du dir unter einer Brücke?“

Schüler: „Unter einer Brücke denke ich mir Wasser.“

Die Jungen sind ungezogen gewesen. Der Vater erscheint mit dem Stock auf der Bildfläche und nimmt sich zunächst den kleinen Fritz vor. „Vater, Vater,“ schreit dieser unter den Hieben, „schone dich doch! Franzel und Hans kommen ja auch noch dran!“

Berliner (vor dem Lessingdenkmal in Braunschweig): „Wer sollte dir nich kennen, großer Goethe! Festjemauert in der Erden!“

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden“ in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 38.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Da es nun galt, keine Zeit zu verlieren, sondern wieder aufzubrechen, um Abu el Mot zuvorzukommen, so wurden sämtliche Kähne mit Leuten bemannt, welche die durch das Schilffeld führende schmale Bahn verbreitern mußten. Inzwischen konnten die beiden Deutschen den Verwundeten Hilfe leisten. Als sie in die Kajüte gingen, um die chirurgischen Utensilien zu holen, kamen sie an dem „Sohne des Geheimnisses“ vorüber, und Schwarz nahm die Gelegenheit wahr, ihn zu fragen:

„Du kennst den Fluß. Wir müssen nach dem Maijeh Husan el bahr. Weißt du, wo dieser Ort liegt?“

„Ja, Effendi, ich kenne ihn. Ich bin mit Ben Wafa einigemale, wenn wir von der Seribah Abu el Mots kamen, dort gewesen. Er ist berühmt wegen der vielen Nilpferde, welche es dort gibt.“

„Wann denkst du, daß wir hinkommen werden, falls wir guten Wind behalten?“

„Fahren wir auch während der Nacht, was wir ja thun können, da es in dieser Jahreszeit weder Regen noch Stürme gibt und von hier aus der Fluß wieder stets offen ist, so kommen wir morgen abend an.“

„Könnte auch ein Fußgänger bis zu dieser Zeit dort sein?“

„Ja, wenn er sich beeilt. Er kann die gerade Richtung einschlagen, während wir den Krümmungen des Stromes folgen müssen.“

„Das zu hören, ist mir nicht lieb. Es ist möglich, daß Abu el Mot nach dem Maijeh geht.“

„So müssen wir es machen wie in der vergangenen Nacht. Wir spannen die Boote vor. Das wird uns nicht anstrengen, denn wir sind zahlreich genug, um einander oft ablösen

Die Kanoniere kommen

zu können. Die Nuehr werden uns dabei sehr nützlich sein, da sie weit bessere Ruderer als die Asaker sind."

„Komm mit in die Kajüte, um uns die Medizinkästen zu tragen! Du bist geschickt und kannst uns bei dem Verbinden der Verwundeten helfen."

Diese Worte hörte der Slowak. Er trat sofort herzu und sagte:

„Effendi, auch ich besitzte Geschicklichkeit, bedeutende. Ich hatt verbindete schon Wunden, vielige. Ich hatt Ihnen schon einmal erzählte von Storch, beingebrochtem und von mir verbindetem; ich will auch helfen bei Nuehr, geschießten und blessierteten!"

„Gut, warte!"

Während Schwarz mit Abd es Sirr in die Kajüte ging, blieb der Graue bei dem Slowaken stehen, um diese Gelegenheit zu benutzen, sich mit ihm auszusöhnen. Der Kleine strafte ihn, indem er ihn gar nicht beachtete; er stand neben ihm und that so, als ob er ihn gar nicht sehe und bemerke. Er hatte nicht nur einen, sondern zwei Gründe, über den Grauen zornig zu sein. Erstens war dieser ihm auf dem Felde der Wissenschaft beleidigend begegnet, und zweitens nannte er ihn du. Der „Vater der elf Haare" hatte Schwarz, den er liebte und verehrte, gebeten, ihn doch du zu nennen, da er von Wagner, seinem früheren Herrn, auch geduzt worden sei, und Schwarz war dieser Aufforderung gefolgt. Pfotenhauer hatte dieses Beispiel befolgt, ohne nach der Ansicht des Kleinen ein Recht dazu zu besitzen. Der in Beziehung auf seine Ehre sehr empfindliche „Sohn der Blattern" ließ es gelten, im Arabischen du genannt zu werden, denn da konnte er dieses du zurückgeben; aber sobald man sich der deutschen Sprache bediente, meinte er, die höfliche Form der dritten Person pluralis verlangen zu dürfen, und daß Pfotenhauer dies nicht that, ärgerte ihn gewaltig.

„Also du kannst auch verbinden?" fragte der letztere in freundlichem Tone. „Das freut mich; das wird uns die Arbeit sehr erleichtern."

„Ich kann verbindete viel besser als mancher andre, sich Gelehrsamkeit einbildende," antwortete der Kleine in wegwerfendem Tone, den Deutschen gar nicht ansehend. „Ich kann kochte und aufschmierte Kataplasma und Salben, wohlthätige und zerteilende für Karbunkel."

„Was! Du weißt, was Kataplasma ist?"

Er sagte das in der allerbesten Absicht; aber da kam er dem Kleinen schön an! Dieser antwortete zornig:

„Halten Sie das für Wunder, großartiges? Bei Reichtum von Bildung, meiniger, seinte Kataplasma und Pflaster mir Wurst, leichtigkeitige! Ich hab' lernte kennen Kataplasma, Katalog und sogar Katastrophe!"

„So! Nun, was ist denn ein Katalog?"

„Katalog seinte ein erschütterte Ereignis, trauriges, zum Beispiel Erdbeben, unterirdisches."

„Und Katastrophe?" erkundigte sich der Graue weiter. Er nahm sich vor, dieses Mal trotz der Verwechselung des Kataloges mit der Katastrophe nicht zu opponieren.

„Katastrophe seinte Buch und Verzeichnis über Acker, besitzender, und Flur, angehöriger."

Da die Verwechselung noch weiter um sich griff, als er vorher angenommen hatte, entfuhr es dem Deutschen:

„So ein Buch ist doch keine Katastrophe, sondern man nennt es Kataster! Du bist wirklich dera reinste Verwechselungskünstler! Ich kann wirklich nit begreifen, wie du dich nur mit solchen — —"

„Schweigte still!" fuhr ihn der Slowak an, indem er sich nun zu ihm herumdrehte und ihn flammenden Blickes ansah. „Wenn Sie nicht begreifte mich, so kannt auch ich nicht begreifte Sie! Ich hatt gelaßte Ihnen Gelehrtesamkeit, Ihrige, und nun kann auch Sie gelaßte mir Kenntnisse, meinige! Wenn ich auch hatt gemachte einmal Verwechstelung, unschuldige, so seinte ich doch ein Mann, stets höflicher und herablassender; Sie aber seinte währenddem immer geweste ein Mann von Unhöflichkeit, grober und beleidigender!"

„Ich?" fragte Pfotenhauer, ganz betroffen infolge des ungewöhnlichen Zornes, welcher aus den Worten und Blicken des Kleinen sprach. „Wegen eines kleinen Widerspruches brauchst doch nit gleich so grimmig zu sein!"

„Ich seinte nicht nur zornig wegen Entgegnung, widersprüchiger, sondern auch wegen Verstößen, oftigen und titulaturigen! Hatt Sie mich verstehente?"

„Nein, ich versteh' dich nit. Was redest du da von Titulatur?"

„Das wüßte Sie nicht? Das begreifte Sie nicht? Ich hatt Ihnen gebte stets das Sie, pluraliges; Sie aber hatt gebte mir stets du, singulariges. Wir hatt noch nicht machte miteinander Brüderschaft. Wenn Sie auch von jetzt an noch gebliebte bei du, einzahliges, so wernte auch ich nicht mehr sprechte Sie, mehrzahliges. Ich hatt studiumtierte, und Sie hatt studiumtierte; wir stehen also auf Stufe, ganz gleichfüßiger. Jetzt hatt Sie die Wahl, entscheidende! Ich sprechte Sie, und ich sprechte du, ganz so, wie Sie sprechte mit mir!"

Das kam dem Grauen so unerwartet, daß er für den ersten Augenblick gar keine Antwort fand. Er machte ein Gesicht, welches sicher noch verblüffter war als damals, wo sein Professor ihm die berühmte Frage vorlegte. Die Antwort wäre nun auch zu spät gekommen, denn der Slowak wandte sich von ihm ab und ließ ihn in „seines Nichts durchbohrendem Gefühle" stehen. Da kehrte Schwarz aus der Kajüte zurück; er sah das Gesicht des Grauen, dessen Nase schlaff herniederhing, als ob sie beim Naschen erwischt worden sei und deshalb einen Verweis bekommen habe; er sah auch den Kleinen stolz von dannen schreiten; da wußte er, was geschehen sei, und fragte lachend:

„Haben Sie sich wieder einmal nicht mit ihm vertragen?"

„Ja, er hat mich ganz g'hörig angepfiffen," antwortete Pfotenhauer. „Der Kerl hat Haar auf allen Zähnen, und was für welche! Er hat g'meint, ich soll ihn nit mehr du, sondern Sie nennen, sonst will er mich auch duzen."

„Hat er das? Nun, so ganz unrecht kann ich ihm da nicht geben, lieber Freund."

„Danke sehr! Jetzund fehlt nur noch, daß er mich Naz oder kurzweg Vogel-Nazi nennt! Das wär' das richtige Kataplasma!"

Viertes Kapitel.

El Hamdulillah.

Am nächsten Tage, zwischen dem Asr- und Mogreb-Gebete, also vielleicht kurz nach der vierten Nachmittagsstunde, erreichten die fünf Schiffe eine Stelle, an welcher der Strom sich so verbreiterte, daß er einen See bildete, dessen Ufer wohl eine volle Ruderstunde voneinander entfernt waren.

„Das ist der Ort," sagte der „Sohn des Geheimnisses" zu Schwarz und Pfotenhauer, mit denen er vorn am Bug der Dahabieh stand. Laß nach dem Ufer

halten, damit wir dort anlegen! Wir dürfen nicht weiter, da wir sonst gesehen werden könnten."

„Liegt der Feldwebel mit seinen Leuten denn am See?"

„Nein. Biegen wir rechts in den See ein und fahren wir bis nach dem hintern Teile desselben, so kommen wir an eine Stelle, wo ein schmaler Eingang in einen Busen führt, welcher nicht fließendes, sondern stehendes Wasser hat. Er ist an einigen Punkten sehr tief, weshalb er selbst im heißesten Sommer nicht austrocknet. An den seichteren Stellen wächst Schilf und Rohr; an andern gibt es Grasinseln, welche auf der Oberfläche schwimmen, sich aber nur dann bewegen, wenn der Wind sie treibt oder ein Flußpferd, an ihren Wurzeln naschend, sie in Bewegung setzt. Das ist der Maijeh Husan el Bahr."

„So brauchen wir doch nicht hier am Flusse zu bleiben, sondern können in den See einbiegen, um dort zu ankern."

„Der Feldwebel lagert am Ufer des Maijeh. Es ist möglich, daß einer seiner Leute nach dem See kommt. In diesem Falle würden wir gesehen, und das willst du doch wohl vermeiden?"

„Allerdings. Ich werde also den Befehl zum Ankern geben, und dann mag der Onbaschi uns Auskunft erteilen."

Onbaschi heißt Korporal, Unteroffizier. Bei den Nuehr hatte sich nämlich der Unteroffizier befunden, welcher dem Feldwebel entflohen war, um Abu el Mot das Lager desselben zu verraten. Auch er war im höchsten Grade zornig darüber, daß sein Herr die Flucht ergriffen hatte, ohne ihn mitzunehmen. Er hatte, als er die Waka'a en nahr verloren sah, mit großer Sorge dem entgegen gesehen, was nun mit ihm geschehen werde, und war dann freudig überrascht gewesen, sich mit den Nuehr begnadigt zu wissen. Freilich hatte er Schwarz versprechen müssen, von jetzt an diesen als seinen Herrn zu betrachten und ihm treu und ohne Hintergedanken zu dienen.

Die Dahebiëh ging so nahe wie möglich an das Ufer und ließ dort die Anker fallen. Die beiden Noqers thaten dasselbe. Die Schiffe aus Diakin segelten nicht so gut; sie waren zurück, kamen aber nach einiger Zeit auch und legten hinter den andern an.

Schwarz hatte den Onbaschi zu sich auf die Dahabiëh genommen. Er ließ ihn jetzt kommen und fragte ihn:

„Kennst du die Stelle, an welcher wir jetzt liegen?"

„Nein, Effendi."

„Aber den See, an dessen Eingang wir uns befinden?"

„Auch nicht."

„Ich glaubte, du seist am Ufer desselben gewesen. In ihn mündet nämlich der Maijeh, an welchem der Feldwebel lagert."

„Solange ich bei ihm war, ist keiner von uns nach dem See gekommen. Der Maijeh bot uns alles, was wir brauchten: Schilf zum Brennen, Wasser und auch Fische, so viel wir haben wollten."

„Aber wenn ich mit dir nach dem Maijeh ruderte, so würdest du die Stelle finden, wo deine frühern Kameraden sind?"

„Ganz gewiß. Sie lagern an der Spitze desselben, an der Stelle, welche am weitesten in das Land hineinragt. Die ist selbst in der Dunkelheit leicht zu finden."

„Steht der Wald bis dicht ans Wasser?"

„Ja."

„Und ist er licht, oder gibt es Strauchwerk, welches das Gehen erschwert?"

„Sträucher gibt es nur außerhalb des Waldes, welcher schmal ist und nur aus Bäumen besteht, zwischen denen man leicht fortkommen kann. Soll ich dich führen?"

„Ich will es mir überlegen," antwortete Schwarz zurückhaltend.

„Effendi, du traust mir nicht!"

„Allerdings. Das will ich dir ganz offen gestehen. Du hast deine Kameraden verraten."

„Weil sie selbst Verräter waren!"

„Aber du warst ihr Mitschuldiger, und sie verließen sich auf dich!"

„Ich hatte mich geweigert. Ich war der einzige Onbaschi, welcher mit dem Feldwebel zurückgelassen worden war. Er war Gefangener, und ich hatte ihn zu bewachen. Da beredete er mich, mit ihm und meinen fünfzig Asaker eine neue Seribah zu gründen."

„Wo?"

„Bei den Niam-niam."

„Das fehlte noch! Müßt ihr denn das Verderben weiter und immer weiter tragen? Und welch ein Wagnis! Fünfzig Mann wollen nach Süden gehen, um ein ganzes Volk in ihre Netze zu ziehen! Da sieht man, wie wenige Teufel dazu gehören, um ganze Völkerschaften unglücklich zu machen. Aber weiter!"

„Ich ließ mich bereden, denn er versprach mir, daß ich mit ihm Gebieter sein solle; aber schon am ersten Tage gebärdete er sich als der alleinige Herr, und da ging ich fort."

„Also nicht aus Reue, sondern aus Rache?"

„Verkenne mich nicht, Effendi! Du darfst mir trauen. Zu Abu el Mot kann ich nicht wieder und gehe ich nicht wieder. Ich habe heute früh mit Hasab Murat gesprochen. Er nimmt mich mit nach der Seribah Madunga, wo ich mit demselben Range, als Onbaschi, bei ihm eintreten werde. Daraus magst du ersehen, daß ich dir treu dienen werde."

„Ich will versuchen, dir zu glauben. Du magst uns also führen, wenn wir an das Land gegangen sind."

Indem er das sagte, fiel sein Auge auf einen kleinen Punkt, welcher sich von dem jenseitigen Ufer des Sees aus näherte. Er hielt ihn für ein Boot und ging, sein Fernrohr zu holen. In den Verhältnissen, unter denen er sich hier befand, mußte ein Kahn seine Aufmerksamkeit, ja, sein Mißtrauen erregen. Das Rohr zeigte ihm, daß er sich nicht geirrt hatte. Es war ein Boot, ein sehr kleines, in welchem ein einzelner Mann, ein Schwarzer, saß.

Was wollte dieser Mann hier? Es war möglich, daß Abd el Mot seinen Weg nicht auf dem diesseitigen, sondern auf dem jenseitigen Ufer zurückgelegt hatte, um seinen Feinden ja nicht etwa während der Ueberfahrt zu begegnen. In diesem Falle mußte er den Fluß weiter oben durchqueren. Dabei konnte er an ein Negerdorf gekommen sein und von dort einen Boten abgesandt haben, um den Feldwebel zu warnen, freilich ohne diesen wissen zu lassen, von wem die Botschaft eigentlich komme. Schwarz nahm sofort die zwei kräftigsten Ruderer in das kleine Boot, bewaffnete sich mit seinem Gewehre — die Revolver trug er stets im Gürtel — und stieg selbst mit ein, um den Schwarzen abzufangen.

Dieser hatte jetzt die Mitte des Sees, also den eigentlichen Strom erreicht und hielt ein wenig aufwärts, um den durch die Strömung verursachten Abtrieb auszugleichen. Dadurch wurde seine Absicht klar, den diesseitigen Teil des Sees zu erreichen und dann vielleicht nach dem Maijeh zu rudern.

Schwarz ließ ihn noch näher kommen und stieß dann vom Schiffe ab. Sein Boot befand sich in ruhigem Wasser und gehorchte den Rudern also mit weit größerer

Schnelligkeit als dasjenige des Schwarzen. Es war klar, daß dieser die abwärts am Ufer liegenden Schiffe noch gar nicht gesehen hatte; bald aber erblickte er das Boot. Er hielt für einige Augenblicke im Rudern inne, wohl um sich zu überlegen, was er thun solle. Dann wendete er sich zur Flucht dem südlichen Ufer der diesseitigen Seehälfte zu. Das konnte das Zeichen eines bösen Gewissens, aber auch die einfache Folge des Mißtrauens sein, welches jeder einsam wohnende Mensch, zumal Neger, gegen jede fremde Erscheinung hegen muß.

Er war von dem Punkte, welchem er zustrebte, viermal so weit entfernt, als von dem Boote des Deutschen. Obgleich er seine Kräfte bis auf das Aeußerste anstrengte, kam ihm dieses immer näher und näher.

„Ein Abaka-Neger!" sagte einer der beiden Niam-niam. „Ich sehe es am Kopfputz."

Schwarz rief dem Manne ein gebieterisches Halt zu, doch ohne Erfolg. Schießen wollte er nicht, einesteils weil er dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zog, falls einer oder mehrere der Leute des Feldwebels am See sich befanden, und andernteils weil er den Mann sicher erreichen mußte, denn die Entfernung zwischen den beiden Booten verringerte sich von Augenblick zu Augenblick.

Als dieselbe höchstens noch dreißig Ellen betrug, legte er sein Gewehr auf ihn an und drohte:

„Halt an, sonst schieße ich dich tot!"

Jetzt zog der Mann die Ruder ein. Sein Atem flog und seine Brust keuchte vor Anstrengung. Einige Augenblicke später war er erreicht. Schwarz zog das kleine Boot Bord an Bord und fragte:

„Wer bist du?"

„Ich sein Hahli," antwortete der Neger in gebrochenem Arabisch.

„Von welchem Stamme?"

„Abaka."

„Wo wohnst du?"

„Dort am Wasser."

Er zeigte nach dem rechten, östlichen Ufer des Sees und Flusses.

„Allein?"

„Die Abaka wohnen auf Murrh*)".

„Wohin willst du?"

„Hahli darf nicht sagen."

„Warum?"

„Es ihm verboten."

„Von wem?"

„Darf auch nicht sagen."

„Ich weiß es dennoch. Ein Weißer hat es dir verboten?"

„Woher das wissen?"

„Es sind fünf Araber zu euch gekommen?"

Der Mann antwortete nicht, machte aber ein sehr erstauntes Gesicht, welches leicht erraten ließ, daß Schwarz das Richtige getroffen hatte. Er war groß, kräftig und noch jung, wurde aber durch eine große entzündete Wulst auf der einen Wange, welche dicker als eine Männerfaust war, entstellt.

„Der eine dieser fünf Männer war sehr lang und sehr dürr?" fragte Schwarz weiter.

„Woher das wissen?"

„Er hat dich da hinüber nach dem Maijeh gesandt?"

„Warum fragen, wenn schon wissen?"

„Ich weiß nur, daß du ein Bote dieses Mannes bist, und ich will wissen, was du den Asaker da drüben zu berichten hast."

„Darf nicht sagen."

„Warum nicht?"

„Sonst Hahli müssen sterben."

„So! Dann steig einmal zu uns herüber!"

„Warum? Hahli freilassen!"

Er sagte das in ängstlichem Tone.

„Wir thun dir nichts. Du wirst bei uns zu essen bekommen; auch will ich dir ein wenig Duhchan*) schenken; dann kannst du wieder gehen."

Bei dem schönen Worte Duhchan begann das Gesicht des Mannes zu glänzen. Er fragte:

„Wohin Hahli soll mit?"

„Auf unser Schiff."

Sofort wurde seine Miene wieder ängstlich.

„Schiff?" fragte er. „Haben drei Schiff? Dahabieh und zwei Noqer?"

Durch diese Frage verriet er, daß Abu el Mot ihn vor diesen drei Schiffen gewarnt hatte. Schwarz antwortete:

„Nein. Wir haben nicht drei, sondern fünf Schiffe."

„Das sein gut, sehr gut! Wenn hätten bloß drei Schiffe, dann sein schlimme Menschen."

„Wir sind gute Menschen; das werde ich dir beweisen. Ich werde dir nicht nur Tabak geben, sondern dich auch gesund machen. Macht dir der Duhdi*) im Gesicht nicht große Schmerzen?"

„Sehr! Sehr Viele bei uns haben Duhdi."

„Womit heilt ihr ihn?"

„Mit heiß Wasser."

„Das genügt nicht; da frißt er sich nur noch tiefer ein. Ich werde dir zeigen, wie man ihn entfernt."

„Dann Hahli gern mit dir gehen. Duhchan erhalten und Wurm heilen! Wollen schnell auf Schiff!"

Er stieg herüber, band seinen Kahn an das Boot, und dann lenkte Schwarz nach der Dahabieh um.

Die Filaria, der Guinea- oder Medinawurm, wird im Sudan Frendit genannt. Er ist so dick wie eine Violinsaite und kann bis zwei Meter lang werden. Er scheint nur mit dem Trinkwasser in den Menschen zu kommen, wandert durch den Körper desselben und verursacht an den Ausbruchstellen dicke Eiterbeulen. Durch einen einzigen Schluck unreinen Wassers können mehrere dieser berüchtigten Tiere in das Innere des Menschen gelangen, und dann ist die Wirkung eine grauenhafte. Arme, Beine, Brust und Rücken bilden dann eine einzige geschwollene und mit Geschwüren bedeckte Masse, welche dem Betreffenden entsetzliche Schmerzen verursachen und sehr oft den Tod zur Folge haben.

Daß der Abaka-Neger den Wurm im Gesicht hatte, war ein Fall, welcher glücklicherweise nur selten vorkommt.

Dieser Mann stieg mit großem Vergnügen an Bord, und Schwarz nahm ihn sogleich mit sich zur Kajüte, um ihm durch das Messer das Geschwür zu öffnen. Das muß sehr vorsichtig geschehen, damit die Filaria nicht zerschnitten wird. Das beste Mittel, sie zu entfernen, ist nämlich, sie nach und nach auf ein Hölzchen aufzuwickeln, eine Procedur, welche mehrere Tage erfordert. Es gelang Schwarz, den Kopf mit dem vorderen Teil des Körpers zu erwischen. Er wickelte ihn auf, befestigte ihn, so daß er nicht zurückschlüpfen konnte, und gab dann dem Neger die Unterweisung für sein weiteres Verhalten.

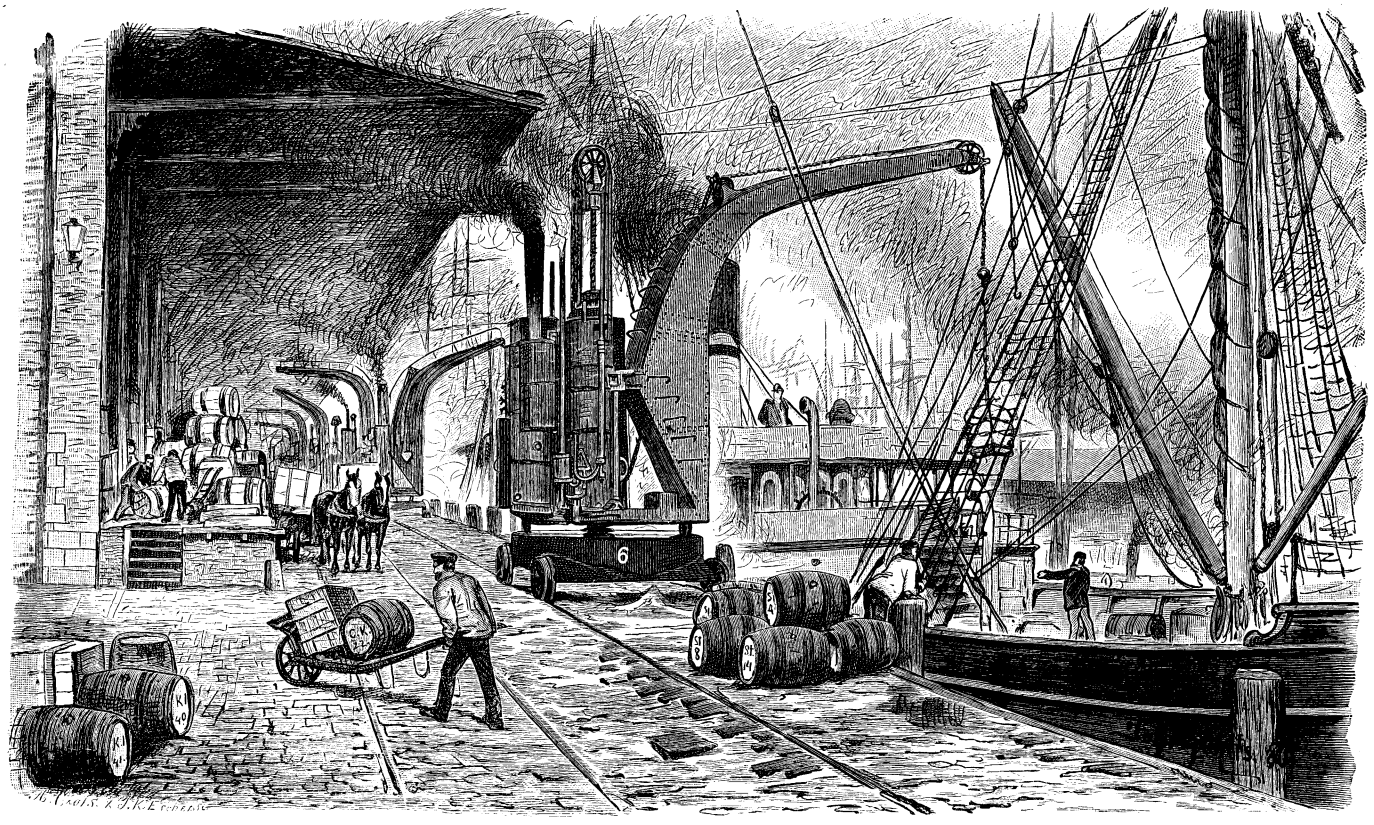
„Das sehr gut!" lobte der Schwarze. „Wurm heraus und Hahli gesund. Hahli auch andern sagen, wie Wurm entfernen. Aber nun ihm auch Duhchan geben!"

Er bekam eine kleine Quantität Tabak, welche aber für ihn einen solchen Wert

*) Viehweide.

*) Tabak.

*) „Wurm" = Filaria.



Lokomobile Dampfkranen in den Ausladedocks zu Hamburg.

hatte, daß er einen Freudensprung machte und entzückt ausrief:

„Oh, oh, ah! Jetzt Hahli rauchen und stolz sein, denn andre nicht Duhchan haben! Weißer Manner gut sein, nicht so bös wie Leute auf Dahabieh und zwei Noger!"

„So! Was sind das denn für Leute?"

„Das sein Sklavenjäger und Diebe."

„Das hat der lange, dürre Araber gesagt?" erkundigte sich Schwarz, wohl wissend, daß er und seine Leute mit diesen Dieben gemeint seien.

„Ja, dieser."

„Wann kam er denn zu euch?"

„Nicht lange Zeit her."

„Ist er noch dort?"

„Nein."

„Wohin ging er mit den andern fünf Männern?"

„Immer am Fluß, weiter nach Süd."

„Und weißt du, wer er war?"

„Armer Mann. Diebe ihm alles genommen. Wollen auch nach Maijeh, wo Asaker sind, und ihnen alles rauben. Darum Hahli hinüber und es ihnen sagen."

„Sollst du ihnen denn auch sagen, daß der lange Mann dich sendet?"

„Nein, das verschweigen."

„Aber sie werden dich doch fragen, wer dich schickt!"

„Dann Hahli sagen, daß er zufällig hinkommen, daß er gesehen drei Schiffe, er hören sprechen die Diebe am Ufer und daß sie sagen, nach Maijeh gehen wollen."

„Und was hat der Mann dir für einen Lohn gegeben?"

„Nichts. Er sagen, daß Asaker mir etwas geben. Vielleicht mir geben Mikajil*), dann Hahli sehr glücklich sein."

„Trinkst du ihn so gern?"

„Oh, oh, ah, sehr!"

Er zog dabei ein Gesicht, welches trotz der Geschwulst vor Wonne glänzte.

„Ich habe auch Mikajil, echten, guten Mikajil. Willst du ihn einmal kosten?"

„Sehr, sehr, viel sehr!"

Schwarz hatte von dem Mudir von Faschodah mehrere Flaschen starken Araki geschenkt bekommen. Er goß ein großes Glas voll, führte den Neger an einen Ort, wo er nicht gestört werden konnte, gab ihm das Glas und sagte ihm, daß er ihm nun erlaube, alle Viertelstunden einen ganz, ganz kleinen Schluck zu nehmen. Dort ließ er ihn allein, überzeugt, daß der Schwarze von dem ihm ungewohnten und sehr starken Traubenbranntwein schnell einen tüchtigen Rausch bekommen und dann in tiefen Schlaf versinken werde.

*) Branntwein.

„Dieser Besitzer der Filaria wird den Feldwebel heute nit warnen," sagte Pfotenhauer, welcher zugehört und zugesehen hatte. „Er wird schlafen bis in den späten Tag hinein."

„Das beabsichtigte ich," antwortete Schwarz. „Ich wollte ihm nicht gern Zwang anthun und habe mit dem Araki das gleiche Ziel erreicht."

„Also ist Abu el Mot da drüben in einem Dorf g'wesen. Nun ist's klar, daß er oberhalb über den Fluß gehen und sich nach Ombula wenden wird. Vielleicht kommen wir dort noch vor ihm an!"

„Ich hoffe es. Zwar werden wir diese Nacht am Maijeh zubringen, aber Abu el Mot muß auch schlafen und kann nicht in der Dunkelheit seinen Weg fortsetzen."

„Leider müssen wir zu Fuß hinauf. Das wird langsam gehen."

„Aber doch schneller, als Abu el Mot laufen wird. Er ist, da er mit uns Schritt gehalten hat, von gestern an bis jetzt die ganze Nacht hindurch gegangen, was ungeheuer beschwerlich gewesen sein muß; eine zweite Nacht wird er es nicht versuchen, denn er muß sehr ermüdet sein. Wir aber sind frisch und munter und können also gut marschieren. Mehrere von uns können sich doch auch mit Hilfe der

Tiere, welche wir bei dem Feldwebel finden werden, beritten machen."

„Wann überfallen wir diesen?"

„Nicht eher, als bis es dunkel geworden ist. Er darf uns natürlich nicht kommen sehen."

„Gehen wir zu Fuß?"

„Nur den halben Weg. Wir rudern in den Booten über den See bis an den Eingang des Maijeh, den der ‚Sohn des Geheimnisses' uns zeigen wird. Dann steigen wir aus, und der Onbaschi wird uns am Ufer des Maijeh hin nach dem Lager des Feldwebels führen. Sehen Sie sich einmal diesen Abaka-Neger an!"

Als der Graue in den Winkel blickte, sah er den Schwarzen mit geschlossenen Augen und verklärtem Gesichte lang hingestreckt dort liegen. Er hatte den Araki in einem einzigen Zuge hinuntergegossen, und der Rausch war nun viel schneller über ihn gekommen, als Schwarz gedacht hatte.

„Der schläft gut und bis morgen früh," lachte der Graue. „Es ist g'wiß, daß er uns keinen Schaden thut."

(Fortsetzung folgt.)

Lokomobile Dampfkranen.

Das neuangelegte hamburgische Freihafengebiet mißt jetzt über 300 ha Wasser und 700 ha Landfläche, im ganzen also 1000 ha, bunt besät mit all den modernen Hilfsmitteln der Ausladedocks, mit Schienensträngen und lokomobilem Kranenwerk und schon hat sich in neuester Zeit die Frage aufgeworfen, ob die Hafenanlagen nicht wieder erweitert werden sollten, denn sie genügen auf die Dauer kaum mehr. Man kann sich von dem Wenden und Heben, Rennen und Treiben in dieser Lagerstadt eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß in diesem Hafengebiete alljährlich über 5500 Seeschiffe, 7400 Flußschiffe und 50000 kleine Fahrzeuge vor Anker gehen. Den prächtigen Quais entlang fallen uns neben dem ungeheuren Mastenwalde namentlich die große Zahl kolossaler Kranen ins Auge, wovon uns der Maler auf unsrem Bilde einen kleinen Abriß gibt. Unter diesen Kranen befindet sich auf dem äußersten Punkte des Asia-Quais ein Riesenkran, der gegenwärtig der größte Hebelkran der Welt ist. Die Tragkraft desselben beträgt 150 t = 150000 kg und ist dazu bestimmt, besonders schwere Lasten von Eisenbahnwagen nach dem Schiffsraume zu verbringen, namentlich große Metallwerke, Lokomotiven und unsre modernen Riesengeschütze. Alle diese den Quais entlang stehenden Hebevorrichtungen werden von einem im Freihafengebiete befindlichen Centralmaschinenhaus aus in Betrieb gesetzt, dessen hydraulische Station den Kraftaufwand für 36 Quaihäuser, ferner für 260 Kräne und Winden und 50 Aufzüge aufzubringen hat.

Ueber den Ursprung verschiedener Redensarten und Bezeichnungen.

Woher der Name „blinder Hesse" stammt, darüber erzählt man in Thüringen folgende Geschichte: Die freie Reichsstadt Mühlhausen wurde im 30jährigen Krieg von den Hessen hart belagert, während die Stadt nur schwach verteidigt werden konnte. Da kam ein Ratsherr auf den Gedanken, Pflöcke auf die Ringmauer zu stecken und Harnische und Sturmhauben darauf zu hängen, während die Mannen neben diesen auf der Mauer standen. Als die Hessen so viel Besatzung sahen, zogen dieselben ab und gaben die Belagerung auf. — Von da ab sagte man den Hessen nach, sie seien „blind".

Eine andre, etwas wahrscheinlicher lautende Erklärung ist folgende: Als im Oktober 1792 Mainz auf schmähliche Weise in die Hände des französischen Revolutionsheeres gefallen war, ging Freiherr vom Stein mit seinem Bruder, dem preußischen Gesandten in Mainz, nach Gießen, traf mit dem hannoverschen Feldmarschall Wallmoden zusammen und beriet die Rettung des Vaterlandes. Er lieh seinem Bruder 4000 Gulden, rüttelte die Fürsten von Darmstadt und Kassel auf, daß sie ihre Regimenter zur Wehre stellten, drang auf die Hilfeleistung der Hannoveraner und gab seinem König so kühnen Rat, daß er nicht rückwärts, sondern vorwärts gen Frankfurt marschierte und mit Hilfe der todesmutigen blind einstürmenden Hessen die Krönungsstadt der deutschen Kaiser befreite. Nicht lange darauf hielt er auch seinen Einzug in Mainz.

Der Ursprung des Wortes „Hühnerauge" ist zurückzuführen auf das altdeutsche hörnin ouge, d. h. hörnenes Auge (so auch hörnin Sigfrit), hat also zu dem Auge des Huhnes keine Beziehung. Das Hörnen-Auge ist von dem Volke allmählich nicht mehr verstanden und zum „Hühner"-Auge zurecht gelegt worden.

„Stiefel muß sterben." Im Jahre 1533 verkündete der Pfarrer Stiefel in der Nähe von Wittenberg seinen Bauern den Weltuntergang, infolgedessen die Bauern alles verzehrten und vergeudeten, was sie besaßen. Aber der Weltuntergang blieb aus. Nun entbrannte der Zorn der Bauern gegen ihren Pfarrherrn; sie ergriffen ihn und brachten ihn nach Wittenberg und forderten seine Hinrichtung. Das war die Veranlassung, daß ein dortiger Student ein Lied dichtete, mit dem Anfang: „Stiefel muß sterben, ist noch so jung, jung, jung!" Dem Pfarrer Stiefel ging es aber damals noch nicht ans Leben, sondern erst viel später. Er starb hochbetagt in der Nähe von Königsberg, wohin er ausgewandert war, da ihm das garstige Lied den Aufenthalt in Sachsen verleidete.

Woher die Redensart: „Da sieht man sein blaues Wunder" stammt. Die Edlen von Forstmeister, welche die forstalische Obrigkeit über den großen Reichsforst des Büdinger Waldes am südöstlichen Abhange des Vogelbergs, ausübten und sich durch Erwerbung von mancherlei Gerechtsamen zu bereichern wußten, bauten sich an der Kinzig prächtige Burgen und Schlösser, während der Kaiser Friedrich Rotbart sich mit Gelnhausen begnügte. Eines jener Schlösser hieß das „blaue Haus" wegen seines blauen Anstriches. Daher die Redensart.

„Unterm Pantoffel stehen." Papst und Kaiser hatten einmal vor alten Zeiten nach langen blutigen Kämpfen Frieden geschlossen. Zur Feier des Ereignisses wurden Feste und Turniere angeordnet, zu welchen die Blüte der damaligen Ritterschaft geladen wurde. Jeder der Teilnehmenden sollte entweder des Papstes oder des Kaisers Farben am Helme tragen. Ein tapferer Ritter Polyphem, „mit der eisernen Stirn" genannt, weigerte sich, mit einem dieser Zeichen in die Schranken zu treten; er wolle, erklärte er seiner Gemahlin, nur durch Thaten glänzen. Vergebens flehte ihn Frau Beatrice an, ihretwegen eines der Zeichen anzulegen. Als er ihr diese Bitte abschlug, brach sie in Thränen aus, eilte in ihre Kemenate

und schloß die Thür hinter sich zu. Dabei verlor sie einen ihrer goldgestickten Pantoffeln. In diesem Augenblick ertönten die Trompeten zum Beginn des Turniers. Eiligst hob Polyphem den kleinen Pantoffel auf und steckte ihn auf den Helm. Die Herolde frugen: Stellst du dich unter den Krummstab des Papstes oder unter das Scepter des Kaisers? — Unter den Pantoffel! lautete die Antwort. Aus dem Kampfspiel ging Polyphem als erster Sieger hervor und als ihm des Kaisers Schwester eine von ihr gestickte Schärpe über die Schulter hängte, redete sie ihn an: „Herr Ritter, Ihr stellt Euch weder unter den Papst, noch unter den Kaiser, Ihr bedürft niemandes Schutz; Euch vermag kein Mann zu überwinden, aber unter dem Pantoffel steht Ihr doch!" — Dieses Wort wurde bald im ganzen Reiche bekannt, und es zeigte sich, daß der Pantoffel mehr Unterthanen habe, als Krummstab und Scepter zusammen.

Bekanntlich haben die Studenten ihre eigene Sprache, deren Bezeichnungen oft mehr derb als anmutig und ritterlich sind. So bedienen sie sich des Ausdruckes „Besen" für Mädchen. Der Ursprung dieses Ausdruckes ist auf einen Studentenstreich zurückzuführen. Als einstmals die Studenten der Stadt Würzburg eine pompöse Schlittenfahrt veranstalteten, ließen sie dazu Einladungen an alle dortigen jungen Damen ergehen, wurden jedoch abschläglich beschieden. Darüber ergrimmt, nahm jeder Student einen Kehrbesen, kleidete ihn mit Hut und Schleier, setzte ihn in den Schlitten, den er leitete hinein, und so fuhr der Zug durch alle Straßen der Stadt. Seitdem heißen die Mädchen in der Studentensprache „Besen"!

Woher die Redensart: „Ein Glas bis auf die Nagelprobe austrinken?" Zur Zeit der Regierung des Königs Edgar von England (von 959 bis 975) war das Volk dem Trunke so sehr ergeben, daß der König auf den Rat des Erzbischofs Dunstan von Canterbury an die tausend Schenken schließen ließ und in jedem Dorfe nur noch eine gestattete. Ueberdies mußten in die hölzernen Becher, aus welchen man damals zu trinken pflegte, in einer gewissen Entfernung voneinander Nägel eingetrieben werden, über welche hinaus man bei schwerer Strafe, ohne abzusetzen, nicht trinken durfte. Dadurch aber nahm das Laster nicht ab, sondern eher zu. Denn das sogenannte Nageltrinken, Nageltreffen oder die Nagelprobe ward bald von gering und vornehm eifrig geübt, so daß man es durch Uebung sehr weit brachte. Dies die Veranlassung zu der Redensart.

Der Gorilla.

Unser jenseitiges Bild, auf dem uns der Maler eine Kampfesscene zwischen einem Gorilla und einem Vertreter der großen Katzenarten vorführt, scheint auf den ersten Blick etwas gewagt. Erinnern wir uns jedoch, daß der Gorilla allgemein als der stärkste Bewohner der Urwälder des westlichen Afrikas geschildert wird, kann uns die Scene nicht mehr befremden. Ein Schiffskapitän, der lange Zeit an der Westküste Afrikas sich aufgehalten hat, berichtet über diesen bei uns in Europa bisher nur in einzelnen Exemplaren gesehenen Menschenaffen, „daß er ein ‚fürchterliches Erzeugnis der Natur sei'. Er kann aufrecht gehen wie ein Mann, ist erwachsen sieben bis neun Fuß hoch, verhältnismäßig dick und entsetzlich stark. Sein Gesicht ähnelt dem des Menschen mehr als das des Schimpanse, ist aber ebenfalls schwarz. Wenn dieses Tier einen Neger sieht, verfolgt und fängt es denselben; zuweilen tötet es ihn auch, und manchmal packt es ihn bei der Hand und nimmt ihn mit sich fort. Einige, welche so glücklich waren, dieser Gefangenschaft zu entrinnen, sagen, daß das Ungetüm, wenn es schlafen geht, sich nicht niederlegt, sondern gegen einen Baum anlehnt. Das Tier lebt von den Früchten und Wurzeln dieses Landes und macht sich vornehmlich die Arbeit der Eingeborenen zu Nutze. Fehlt es ihm an Wasser, so sucht es sich einen Baum mit saftiger Rinde auf, reißt diese mit der Hand ab, zerquetscht sie und saugt den Saft aus; ja es nimmt zuweilen einen solchen Baum bei seinen Wanderungen mit, wenn es weiß, daß sich auf dem Wege kein Wasser findet. Ich habe gehört, daß es im stande ist, einen Palmbaum abzubrechen, um zu dem Safte desselben zu gelangen. Niemals habe ich dieses Tier zu sehen bekommen; allein ein Junges von ihm wurde während der Zeit, als mein Sohn in Malemba war, von einem Lande des Inneren dem Könige geschenkt, und die Leute, welche es brachten, sagten, daß es seit der Zeit, in welcher sie es in Besitz hatten, ruhig und ernsthaft gewesen sei, seine Speisen widerstandslos genommen und vollständig gegessen und getrunken habe. Man hatte ihm ein Joch um den Nacken gelegt und seine Hände gebunden wie die der Sklaven, welche mit ihm kamen, und so führte man es widerstandslos fort. Als es aber in der Königsstadt angelangt war, und sich eine unschätzbare Menge von Leuten einfand, um es zu betrachten, wurde es traurig und mürrisch, wollte keine Nahrung mehr zu sich nehmen und starb nach vier oder fünf Tagen. Es war noch jung, aber doch über sechs Fuß hoch. Auch mein Sohn sah es nicht, wohl aber die Hand von ihm, welche man etwas über dem Gelenke abgehauen und getrocknet hatte, und deren Finger noch in diesem Zustande so dick waren wie drei von den seinigen, stärker fast als sein Handgelenk, im Verhältnisse zu den menschlichen länger, während der Armteil auch in getrocknetem Zustande noch dicker war als die dickste Stelle seines Armes. Der obere Teil der Finger und aller übrigen Handteile war mit schwarzem Haar bedeckt, der untere Teil der Hand ähnelte der eines Negers. Man sah, daß es das stärkste aller Tiere des Waldes sei, und begriff, daß die übrigen sämtlich vor ihm sich fürchten."

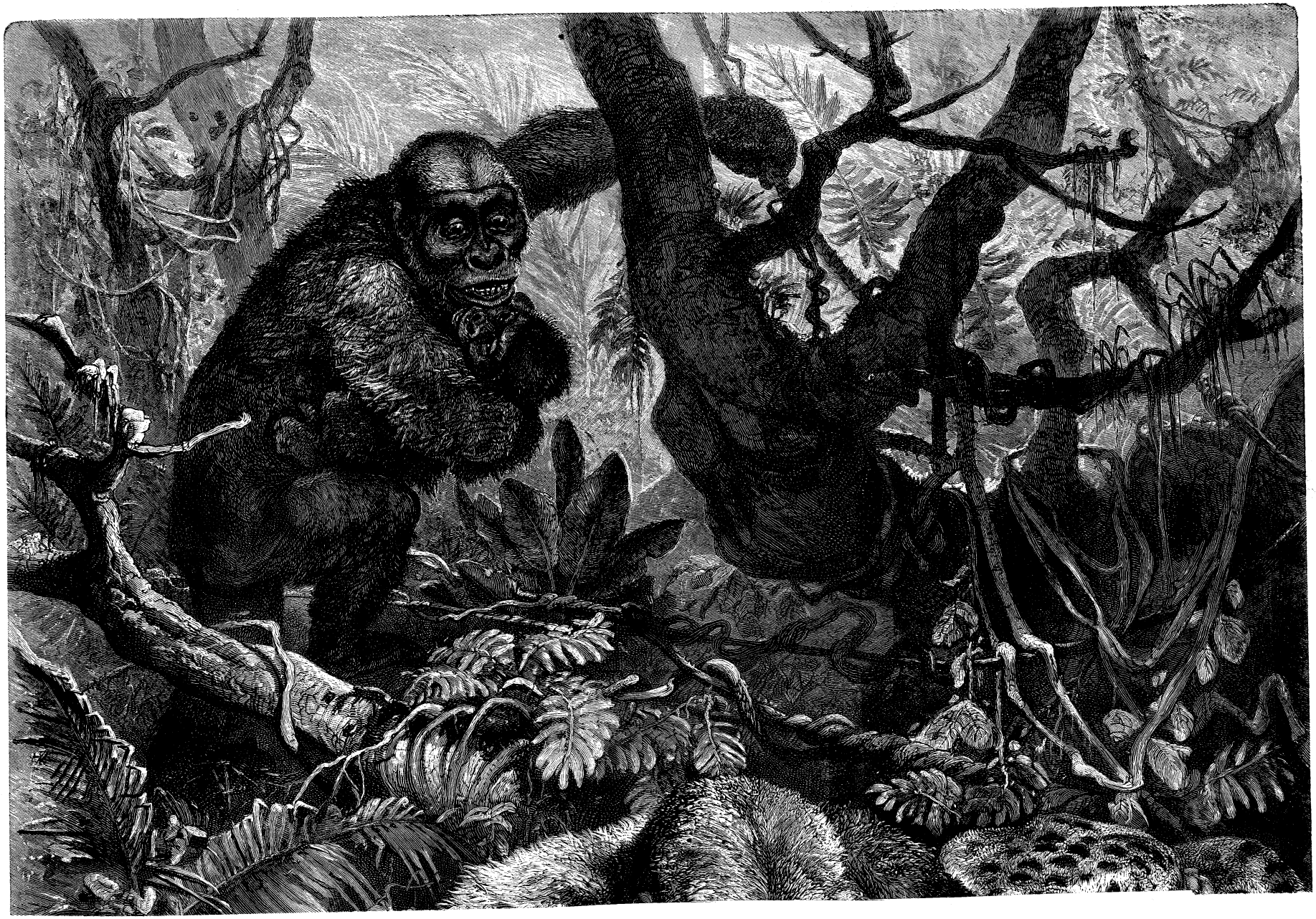
Franz und Erich.

(Schluß.)

Frau Schönfeld geleitete Erich nach der Thüre, an der er unschlüssig stehen blieb.

Sollte er der Ahnungslosen gestehen, daß er es gewesen, der ihren Liebling, ihren einzigen Sohn in diesen bejammernswerten Zustand gebracht? Würde sie ihn nicht verabscheuen und für immer hassen? Und wenn auch! es mußte heraus. Gerade weil Franz seine Schuld so edelmütig verheimlichen wollte, mußte er es seiner Mutter sagen.

„Haben Sie noch einen Augenblick Zeit für mich?" fragte er mit stockendem Atem.



Gorilla im Kampfe mit einem Leoparden.

„Gewiß," erwiderte Frau Schönfeld verwundert und klinkte die Thüre der guten Stube auf. „Bitte, setzen Sie sich," sprach sie und sah Erich erwartungsvoll an.

Dieser suchte vergeblich nach Worten; jetzt, wo er sich allein mit ihr befand, war mit einemmal sein ganzer Mut fort und er wünschte, er hätte gar nicht davon angefangen. Doch plötzlich war es ihm, als höre er seiner Mutter Stimme sagen: „Du bist doch sonst nicht feige gewesen," und da sprudelte er heraus, ohne Einleitung oder sonstige Vorbereitung:

„Suchen Sie nicht weiter nach dem Thäter, denn ich bin es!"

Frau Schönfeld schien ihren Ohren nicht zu trauen. „Was sagen Sie?" fragte sie, als habe sie Erichs Worte gar nicht verstanden.

„Ich habe Franz geworfen," wiederholte er leise und blickte zu Boden.

„Sie?" rief Frau Schönfeld im Tone schmerzlichen Erstaunens. „Sie? den Franz von allen Kameraden am liebsten hatte?"

„Am liebsten? . . ." stammelte er verwirrt. War es denn möglich? — Da seine Mutter es sagte, so mußte es doch wohl wahr sein, er hatte es nur nicht geahnt, nicht begriffen, daß Franz mit dem Stolze des Unbemittelten dem Reichen gegenüber sich zurückhielt, seine Zuneigung verbarg, um nicht zudringlich zu erscheinen. Die späte Erkenntnis trieb die Röte der Beschämung auf seine Wangen und ein jäher Schmerz durchzuckte seine Seele. Welch einen Freund hätte er schon längst besitzen können, wenn er nur die Augen offen gehalten hätte.

„Aber, um Gottes willen, wie war denn das möglich? Wie kam es?" unterbrach Frau Schönfelds zitternde Stimme sein Grübeln.

Erich schilderte den ganzen Vorgang wahrheitsgetreu und verbarg ihr nicht, welcher Art seine Gefühle für Franz ehedem gewesen, er sprach ihr aber auch von seiner aufrichtigen Reue und versicherte ihr mit Thränen, daß er gern sein Leben hergeben würde, wenn er dadurch das Schreckliche ungeschehen machen könnte, und daß er versuchen wolle, Franzens Vergebung, die er ihm voll und ganz gelobt, durch treue Freundschaft zu verdienen. Als Frau Schönfeld hörte, Franz habe aus Edelmut Erichs Namen verschwiegen, weinte sie laut, dann aber jammerte sie händeringend: „Und diesen prächtigen Jungen haben Sie zum Krüppel gemacht. Das verzeihe Ihnen Gott, ich kann's nicht!"

Damit barg sie ihr Gesicht in den Händen und wiegte sich, versunken in heftigen Schmerz, leise hin und her.

Erich starrte sie ratlos an, er wagte es nicht, seine Bitte um Vergebung zu wiederholen, nur ganz schüchtern flüsterte er, indem er auf sie zutrat und ihre Hand zu fassen suchte:

„Aber Franz hat mir ja doch verziehen."

Da schüttelte die unglückliche Mutter heftig mit dem Kopfe und winkte ihm mit der Hand zu gehen. Sprechen konnte sie nicht.

Erich entfernte sich zögernd. Er konnte es nicht fassen, daß er so, gleichsam als Gerichteter aus dem Hause gehen sollte, in welchem er wenige Augenblicke zuvor den edelmütigsten Freund gefunden, in das es ihn zurückzog, das er nicht meiden konnte, um des bleichen Dulders willen.

Und doch mußte er gehen, wenigstens augenblicklich. Vielleicht würde man, nachdem Frau Schönfelds erklärliche Aufregung sich gelegt hatte, ihn zurückrufen, ihm gestatten, den Freund zu sehen. Doch wenn das nicht geschähe? Wenn die grollende Mutter nicht vergeben könnte? . . . . Da fiel ihm seine eigene Mutter ein, die konnte helfen. Und spornstreichs eilte er heim.

„Ist Mama zu Hause?" fragte er den alten Anton, welcher im Vestibül damit beschäftigt war, eine Gruppe von Blattpflanzen zu ordnen.

„Frau Kommerzienrätin sind in ihrem Boudoir," lautete die erfreuliche Antwort des Alten, der besorgten Blickes dem Davoneilenden nachsah und kopfschüttelnd sagte: „Nein, sieht der Junge elend aus! Es hat ihn doch tüchtig mitgenommen." Erich hatte keine Mühe, die liebevolle Mutter zu dem Schritte zu bewegen, von welchem er allein Erfolg hoffte. Sie erklärte sich bereit, Frau Schönfeld zu besuchen und des Sohnes Fürsprecherin zu sein.

„Aber gleich! Jetzt gleich!" drängte Erich. „Ich halte es so nicht aus! Ich muß Franz wiedersehen dürfen und ich muß ihm die Sachen bringen, die ich für ihn zurecht gelegt habe. Ich weiß, er freut sich darüber. Darum eile dich, Mutter, ich bitte dich, so sehr ich kann."

„Gut, so lasse anspannen," sagte die Kommerzienrätin und ging, sich zu dem schweren Gange zu rüsten.

Als sie die breite Treppe herabkam, stand Erich neben dem geöffneten Wagenschlag und bat, mitfahren zu dürfen; er wolle vor dem Schönfeldschen Hause warten, nur um so schnell als möglich zu erfahren, was die Mutter ausrichten werde.

Schweigend fuhren die beiden durch die Straßen. Erich hatte der Mutter Hand erfaßt und drückte sie von Zeit zu Zeit in stummer Bitte.

„Was ich thun kann, soll geschehen," sprach Frau Berner beim Aussteigen und warf einen ermutigenden Blick auf den Sohn, der, bleich vor Erregung, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, sich im Wagen zurücklehnte und die Augen unverwandt nach dem zweiten Stockwerk richtete, wo Schönfelds wohnten.

Ihm deuchte es eine Ewigkeit, bis die Mutter wieder in der Hausthüre erschien; unter Thränen lächelnd nickte sie ihm zu und nahm den Platz an seiner Seite wieder ein.

„Nach Hause!" rief sie dem Kutscher zu, dann sagte sie zu Erich gewandt: „Ich bringe frohe Botschaft; die Eltern haben dir verziehen."

Unwillkürlich faltete Erich die Hände und murmelte: „Gott sei Dank!" Es war, als fiele ihm ein Stein vom Herzen und als zerflösse alle Angst und Traurigkeit wie Nebel vor der Sonne.

Gespannt lauschte er der Mutter Erzählung, wie diese ihrer ganzen Ueberredungskunst bedurft, um die an ihrem Liebsten so tief gekränkte Mutter versöhnlicher zu stimmen, und daß schließlich der Vater, der bei der ganzen Unterredung zugegen gewesen, den Ausschlag gegeben, indem er gesagt habe: Sie dürften sich nicht von ihrem Sohne beschämen lassen. Da er Erich verziehen habe, so wollten sie es auch thun.

„Also darf ich wieder hin? Darf ich Franz besuchen?" forschte Erich frohbewegt.

„Sobald der Arzt es erlaubt. Noch muß jede Aufregung vermieden werden," entgegnete die Kommerzienrätin, „allein nichts hindert dich, ihm täglich einen Gruß und irgend ein Liebeszeichen zukommen zu lassen."

Somit war alles soweit nach Wunsch geordnet, allein der arme Franz hatte eine lange schwere Leidenszeit durchzumachen. Zwar war die anfangs nötig scheinende Amputation überflüssig geworden, aber das Wundfieber zehrte an dem ohnehin schwächlichen Körper und man wußte, daß der zerschmetterte Fuß zeitlebens ein unförmlicher Klumpen bleiben würde.

Es war rührend, wie der prächtige Junge sich in sein Schicksal fand, stets nur darauf bedacht, seiner Umgebung ein

heiteres Gesicht zu zeigen, ihre Sorge und ihren Kummer zu mindern.

Gegen Erich, der ihn bald täglich besuchen durfte, war er herzlich und liebevoll. Sein warmer Blick ruhte oft wie verklärt auf dem Gesicht des Freundes, der ihn mit einer zarten Rücksicht behandelte, die etwas mit scheuer Ehrfurcht gemein hatte, und doch war das Verhältnis zwischen den beiden so innig wie es selten gefunden wird. Herr und Frau Schönfeld, die täglich Gelegenheit hatten, Zeugen des Herzensbundes zu sein, hatten ihre rechte Freude daran und der Kommerzienrat sagte einmal zu seiner Frau:

„Wenn der arme Schelm, der Franz, nicht so leiden müßte, könnte ich den unglücklichen Vorfall segnen, von solch günstiger Wirkung war er auf unsern Sohn."

Monate vergingen bevor Franz das Bett verlassen durfte. Im Gymnasium waren die Herbstcensuren verteilt worden und Erich hatte den ersten Platz erhalten, was ihm schmerzlicher dünkte als die härteste Strafe. Sein Ziel auf solche Art erreicht zu haben war entsetzlich! Franz hingegen nahm die Nachricht lächelnd auf. Das lange Kranksein hatte ihn noch weicher und milder gestimmt und sein Ehrgeiz schlummerte, so lange die körperliche Schwäche anhielt.

„Ich muß ja so wie so die Untersekunda noch einmal durchmachen," sagte er zu Erich, „dann kannst du in Obersekunda Primus sein, wir bleiben ja doch nicht zusammen."

„Das wird sich finden," entgegnete Erich geheimnisvoll und lenkte das Gespräch auf etwas andres.

Erichs Geburtstag fiel in die Ferien; er hatte sich die sonst zur Feier des Tages stattfindende kleine Festlichkeit für dies Jahr verbeten, indem er sagte, ohne Franz sei doch kein rechtes Vergnügen; er wolle lieber den ganzen Tag bei dem Freunde verbringen, der jetzt im Wohnzimmer auf dem Sofa liegen und überhaupt aus einem Raume in den andern getragen werden durfte. Auch von Geschenken hatte er nichts hören wollen; wenn die Eltern ihm Geld geben, so wäre ihm das am liebsten, damit könnte er Franz eine Freude machen, meinte er.

Die Eltern waren scheinbar auf seine Ideen eingegangen; es fanden sich wirklich keine Geschenke auf dem Geburtstagstisch, nur schöne Blumen und der übliche große Kuchen, kein Geld, auch keine Anweisung auf irgend eine Summe, wie der Vater wohl sonst eine zu schreiben pflegte. Das war eine kleine Enttäuschung, doch Erich grübelte nicht lange, sondern bat und drängte, gleich zu Franz gehen zu dürfen.

„Ist es auch recht, die armen Eltern heute so ganz allein zu lassen?" fragte die Kommerzienrätin halb scherzend, halb ernsthaft.

Im Nu war Erich an ihrer Seite und hatte den Arm um ihren Hals geschlungen.

„Wenn's nicht zu Franz wäre, ginge ich gewiß nicht fort," versicherte er schmeichelnd und die Eltern ließen ihn lächelnd ziehen.

Bei Schönfelds wurde er bereits erwartet. Vor dem Lager des Kranken stand ein kleiner festlich geschmückter Tisch und auf demselben lag, von Blumen fast verdeckt, die Prachtausgabe der Iliade, das Buch, welches die eigentliche Ursache der traurigen Katastrophe gewesen.

„Sieh Erich, das Buch soll dein sein," sagte Franz bewegt, nachdem er dem Freunde Glück gewünscht hatte und fuhr lebhaft fort, als er Erichs abwehrende, fast erschrockene Gebärde sah: „Nicht daß es dich mahnen soll, Lieber! nur als Zeichen meiner Freundschaft sollst du es annehmen. Es ist das Wertvollste, was ich von mir selbst besitze, alles andre Schöne kommt ja von dir."

Wie hätte Erich dieser Bitte widerstehen können? Er nahm das Geschenk an, doch ihm war es mehr als eine Liebesgabe.

Franz war heute auffallend wohl und die beiden plauderten und spielten nach Herzenslust. Frau Berner hatte für ein Schachspiel gesorgt und Mama Schönfeld ein delikates Frühstück bereitet.

Nach Tische ruhte Franz ein wenig und Erich saß unterdessen mit Frau Schönfeld an einem Fenster der guten Stube. Ihm fiel eine gewisse Unruhe an der Dame auf; es schien, als erwarte sie etwas ganz Besonderes. Sie lief geschäftig hin und her und sah Erich manchmal geheimnisvoll lächelnd an.

Um halb drei kam der Arzt, der sich sogleich zu dem Patienten begab und darauf in die gute Stube trat, wo Erich noch am Fenster stand.

„Ich denke, wir dürfen es wagen," sagte er, „wenn der junge Herr da verspricht, sehr vorsichtig und vernünftig zu sein."

„Du sollst nämlich mit Franz ausfahren," setzte Frau Schönfeld erklärend hinzu, und Erich machte einen Freudensprung und fiel der guten Dame um den Hals. „Halt," rief lachend der Doktor, „so geht das nicht! Fein säuberlich ruhig, junger Herr, sonst ziehe ich meine Erlaubnis zurück." Erich zwang sich, wenigstens äußerlich ruhig zu sein, aber sein Herz klopfte stürmisch vor Freude und seine Augen strahlten wahrhaft.

Inzwischen hörte man vor dem Hause leichtes Pferdegetrappel und gleich darauf hielt eine reizende Pony-Equipage vor der Thüre.

Erich hatte das schöne Gefährt noch nie gesehen, aber der Kutscher seiner Eltern saß auf dem Bocke und der alte Anton war soeben abgestiegen.

Eine frohe Ahnung durchzuckte ihn. Das war die Lösung des Rätsels vom Morgen, die engelsguten Eltern hatten ihm diese herrliche Ueberraschung bereitet.

Mit wenigen Sätzen war er die Treppen hinuntergeeilt und hatte von Adam die Bestätigung seiner Ahnung vernommen. Das niedrige, äußerst bequeme Gefährt war eigens zu dem Zweck konstruiert worden, den kranken Franz in seinen weichen Polstern aufzunehmen und die beiden isabellfarbigen Pferdchen hatte der Kommerzienrat selber ausgesucht und erprobt.

Sprachlos vor Entzücken stand Erich neben dem Wagen und betrachtete den unverhofften Schatz, indes Anton hinaufgegangen war, um, verabredetermaßen, dem Arzte beim Heruntertragen des Kranken behilflich zu sein.

Bald erschienen die drei, gefolgt von Frau Schönfeld, die eine Decke und ein Kissen herbeischleppte.

Franz jauchzte laut beim Anblick des schönen Gefährts und bald lag er, bequem gebettet, in den Kissen, der kranke Fuß auf einer weichgepolsterten Planke ausgestreckt und rechts und links von Kissen unterstützt; so war keine Ermüdung für ihn zu fürchten. Erich setzte sich behutsam neben ihn; noch ein fröhlicher Gruß wurde mit den Zurückbleibenden gewechselt, dann zogen die Ponies an, und fort ging es in den schönen, sonnigen Herbstnachmittag hinein. Die Gummiräder und vorzüglichen Federn des leichten Wagens verhinderten alles Stoßen und Rütteln, auch hatte der Kutscher Weisung, nur leichten Trab zu fahren, somit war die Fahrt ein Genuß für den armen Franz, der so lange eingesperrt gewesen, und für Erich erst war sie ein wahrhaft himmlisches Vergnügen.

In dem Stadtpark begegneten sie vielen Bekannten und Kameraden, die mit

sehnsüchtigen Blicken dem reizenden Wagen nachschauten, Lehrern, die sichtlich erfreut dem Genesenden zunickten und Erich freundlich anlächelten, schließlich kam ihnen auch ein andrer Wagen entgegen, den Erich kaum gewahrte, als er fröhlich ausrief:

„Da sind die Eltern! Papa kutschiert selbst.“ Indem hielten beide Equipagen still und Erich kletterte behend, wie eine Katze, über den Schlag des leichten Jagdwagens, in welchem seine Mutter saß und umarmte dieselbe, ungeachtet der zahlreichen Spaziergänger mit solcher Zärtlichkeit, daß sie um Gnade bat.

„Du kommst zu Hause an die Reihe,“ rief er seinem Vater zu, der vom Bock aus sich gegen einen ähnlichen Ueberfall verwahrte. „Also haben wir unsre Sache gut gemacht?“ fragte der Kommerzienrat lächelnd, indem er dem errötenden Franz zunickte.

„O, ihr seid die herrlichsten, besten, famosesten Eltern, die es gibt!“ rief Erich begeistert und kletterte behutsam auf seinen Platz zurück.

„Fürs erste Mal nicht zu lange!“ rief die Mutter noch warnend herüber, dann ging es langsam weiter und nach einem Weilchen wieder dem Schönfeld'schen Hause zu.

Mit ängstlicher Spannung erwartete Franzens Mutter die Heimkehr des Sohnes. Ob diese erste Ausfahrt ihm gut bekommen werde, ob weitere folgen durften, fragte sie sich, während sie am Fenster nach ihm ausschaute, indes der alte Anton sich in der Küche bei einer Tasse Kaffee gütlich that. Er war auf Befehl seines Herrn gleich da geblieben, um den Kranken heraufzutragen zu helfen.

Dies geschah nun; er und Rieke, die kräftige Magd bei Schönfelds hoben Franz vorsichtig aus dem Wagen und trugen ihn langsam treppauf.

Erich hieß den Kutscher warten, während er hinaufging, um sich bei den Freunden zu verabschieden, denn er fühlte, daß der heutige Tag ein anstrengender für Franz gewesen, und daß dieser dringend der Ruhe bedurfte. „Morgen hole ich dich wieder ab und so alle Tage!“ rief er Franz noch zu, dann nahm er seines Freundes köstliche Gabe sorglich an sich und eilte hinab.

Der Kutscher empfing ihn mit den Worten: „Der junge Herr wollen gewiß jetzt selber fahren,“ und machte ihm neben sich auf dem Bocke Platz.

„Darf ich denn?“ fragte Erich hocherfreut dagegen und ergriff fröhlich die Zügel, als jener beruhigend sagte: „der Herr Papa haben es erlaubt.“

War das eine Freude! Adam konnte stolz sein auf den gelehrigen Schüler. Und wie die lebhaften Tierchen ausgriffen, nun man ihnen ein wenig die Peitsche zu kosten gab!

Nach Wiederaufnahme des Schulunterrichts mußte das Vergnügen der Knaben verhältnismäßig beschränkt werden, denn Erich hatte viel zu lernen und Franz, der sich jetzt von Tag zu Tag kräftigte und erholte, nahm fleißig Teil an dessen Studien, aber sie fuhren doch noch häufig selbander im Stadtpark spazieren, wobei Erich in letzter Zeit stets selbst kutschierte. Franz vermochte sich bereits, auf zwei Krücken gestützt, im Zimmer umher zu bewegen und hoffte, bald des Tagelöhners entbehren zu können, der gegen eine bestimmte Entschädigung übernommen hatte, ihn treppauf und treppab zu befördern. Weihnachten kam und brachte schöne Ueberraschungen für beide; Franz erhielt unter anderm von den Eltern seines Freundes einen Rollstuhl, mittels dessen er seinerseits die Bernersche Villa aufsuchen konnte, so oft er wollte und es das Wetter erlaubte.

* * *

Ein Wintermonat nach dem andern war vergangen und endlich stand Ostern vor der Thüre. Erich war stets sehr fleißig gewesen und hatte seinen Platz als Primus behauptet, somit war seine Versetzung nach Obersekunda sicher; allein je näher die Zeit der öffentlichen Prüfung heranrückte, desto eigentümlicher ward sein Benehmen. Sprach man von seiner Versetzung, so errötete er und blickte die Eltern zweifelnd an; er schien sich nicht im geringsten darauf zu freuen und schließlich rückte er mit der Bitte heraus, die Untersekunda noch einmal durchmachen zu dürfen, um nicht von Franz getrennt zu werden, der nach den Osterferien wieder einzutreten hoffte, da er jetzt der Krücken ledig, beim Gehen nur noch eines Stockes bedurfte.

Zuerst wollte der Kommerzienrat durchaus nichts von dieser Marotte, wie er Erichs Einfall nannte, hören, doch der beiden Knaben vereinte Bitten erweichten ihn allmählich und schließlich gab die Mutter, die wohl selber fühlen mochte, man dürfe die Freunde nicht trennen, den Ausschlag, indem sie den Gatten überredete, bei dem Direktor der Anstalt die nötigen Schritte zu thun.

Dieser machte keinerlei Schwierigkeiten, sondern überraschte den Kommerzienrat mit dem Ausspruch, er habe das kommen sehen.

Somit waren die Würfel gefallen und die Freunde zogen bei Wiederbeginn des Unterrichtes zusammen ein in den wohlbekannten Raum, wo Herr Dr. Schmele sie herzlich willkommen hieß und die Kameraden sie jubelnd begrüßten.

Orest und Pylades hießen sie hinfort bei sämtlichen Gymnasiasten und es dauerte gar nicht lange, so wurden sie auch vom Direktor und vielen der Lehrern nicht anders genannt.

Rührend und komisch zugleich war der Wettstreit zwischen den beiden, nicht wer den ersten Platz erringen, sondern wer ihn dem andern verschaffen könne; kaum war einer Primus, so trachtete er mit aller Macht, wieder um einen hinunter zu kommen, damit der Freund aufrücken sollte.

Und rührend war es auch zu sehen, wie der muntere Erich, der früher so gern an allen muntern Spielen teilgenommen, jetzt während der Pausen stetig neben Franz herschritt, demselben den Arm zur Stütze bietend.

Während der ersten Zeit brachte der Ponywagen die beiden zur Schule und holte sie auch wieder ab, allein das Aufsehen, welches das prächtige Gefährt verursachte, war dem bescheidenen Franz so unangenehm, daß er vorzog, sobald der verkrüppelte Fuß es erlaubte, den Weg, auf Erichs Arm gestützt, zurückzulegen.

Leider bestätigte sich die Hoffnung, Franz werde wieder richtig gehen können, vorläufig nicht; der arme Junge war und blieb in seinen Bewegungen gehemmt, doch trug er sein Schicksal mit der größten Geduld, ja er war sogar fast immer heiter und zum Scherzen aufgelegt.

War er schon vor seinem Unfall der Liebling seiner Lehrer gewesen, so war er jetzt das Schoßkind der ganzen Schule, vom Direktor bis zum Pedellen, vom gestrengen Ordinarius der Unterprima bis zum kleinsten Sextaner herab.

Ein andrer wäre vielleicht stolz und übermütig geworden, er aber blieb bescheiden und dankbar wie zuvor.

Ich nächsten Jahre gingen die beiden, nach glanzvoll bestandener Prüfung nach Obersekunda über. Beider Eltern hatten eine innige Freude an dem schönen Ver-

Pilzsammeln.

Nicht weit von der Stadt in der Nähe des Waldes liegt auf einer Anhöhe das Gasthaus zum Waldschlößchen. Dort saß der Doktor und seine Schüler im Schatten einer mächtigen Linde und erquickten sich an einem guten Trunke frischer Milch. Es war ein herrlicher Sommertag. Vor ihnen lag ein blühendes Wiesenland mit unzähligen Blumenscharen, umfunkelt von schimmerndem Sonnengolde.

„Diese ganze Herrlichkeit, liebe Jungens," begann der Doktor, „ist nur unter der Mitwirkung des Sonnenlichtes hervorgegangen, ohne diese Lichtstrahlen kann keine Pflanze Blätter, Blumen und Früchte erzeugen. Wunderbar ist diese Erscheinung und großartig ist die Tragweite für die Erhaltung alles Lebendigen auf der Erde. Ganz anders ist dagegen das Verhältnis bei den Pilzen, welche am liebsten im Finstern gedeihen und die direkten Strahlen der Sonne verschmähen".

„Diese eigentümliche Lebensweise der Pilze ist mir schon oft aufgefallen," bemerkte Fritz, „und es ist doch auch merkwürdig, daß sie keine Blätter haben und nicht grün sind."

„Ganz recht," erwiderte der Doktor, „gerade deshalb machen sie auf uns einen so fremdartigen Eindruck, aber der Pflanzenphysiolog findet darin nichts auffallendes; denn wozu sollen sie als chlorophyllose Pflanzen des Lichtes und der Blätter bedürfen. Die Verhältnisse gehören jedoch in das Kapitel der Ernährungslehre, welches ich euch vorläufig noch vorenthalten will, für heute habe ich euch einige Mitteilungen über das Sammeln, Präparieren und Aufbewahren der Pilze zu machen."

„Wir haben uns auch ein Pilzbuch gekauft, Herr Doktor," rief Franz erfreut, „darin ist angegeben, man soll beim Sammeln die Pilze nicht ausreißen, um den Nachwuchs zu erhalten."

„Sehr richtig! Ich will euch diesen Punkt etwas ausführlich erklären, meine Lieben," sagte der Doktor, „damit ihr eigentlich wißt, auf welche Gründe diese Behauptung sich stützt. Die Pilze, von welchen hier die Rede ist, bestehen aus einem im Erdboden ausgebreiteten Gewebe weißgegliederter Zellfäden. Derjenige Teil der Fäden, welcher auf dem Nährboden hinkriecht und Nahrung aufnimmt, heißt Mycellium, während der andre Teil, welcher aufrecht wächst und die Fortpflanzungsorgane erzeugt, Fruchtkörper heißt."

„So ist also der Pilz, den wir finden und genießen oder meiden, nur die Frucht der Pilzpflanze?" fragte Franz verwundert.

„So ist es," fuhr der Doktor fort, „die eigentliche Pflanze ist das Mycellium. An diesen bilden sich bei dauernden günstigen Verhältnissen anfangs kleine Knötchen, die bei feuchtwarmer Witterung als Pilze oder Schwämme in die Höhe schießen. Eigentliche Wurzeln haben sie demnach nicht, man hält es aber trotzdem für ratsam, beim Sammeln sie nicht gerade gewaltsam herauszureißen, damit das in der Erde befindliche Gewebe keinen Schaden erleidet. Etwas Sicheres weiß man über diese Vorgänge allerdings nicht."

„Es würde dann vielleicht praktischer sein, um eine reiche Nachzucht auch für die nächsten Jahre zu sichern," entgegnete Fritz, „wenn man Pilze im Walde vergräbt und sie dadurch fortpflanzt?"

„Wie kommst du auf diesen Einfall, Fritz?" fragte verwundert der Doktor.

„Ich habe diese Anweisung einmal gelesen und auch glaubwürdig gefunden, denn wenn man Schwämme aussäet, dann können doch auch wieder Schwämme daraus wachsen," antwortete dieser.

„Lieber Fritz," sagte der Doktor lächelnd, „diese Vorstellung ist nicht ganz richtig; denn wenn diese Fortpflanzungsmethode ohne weiteres Erfolg hätte, dann wäre die Frage, mit welcher die Gelehrten sich schon lange beschäftigen, Pilze aus ihrem Samen künstlich zu erzielen, auf einmal beantwortet. Bekanntlich ist aber die künstliche Zucht der hier in Rede stehenden Pilze bis jetzt bloß beim Champignon und einigen anderen Arten geglückt. Die Schwämme haben eben keine Samen wie die Bäume, Kräuter und Gräser, aus denen direkt eine der Mutterpflanze gleiche Pflanze hervorgeht, sondern ihre Samen sind mikroskopische kleine Zellen, Sporen genannt, welche von der Keimung an einen mannigfachen Entwicklungsgang durchzumachen haben und eigene Lebensbedingungen stellen, bevor wieder Fruchtkörper entstehen. Für

hältnis und versprachen sich das Beste von der Zukunft.

* * *

Etwa zwölf Jahre später finden wir die beiden Freunde wieder; sie sind zu ernsten, tüchtigen Männern herangereift, welche die Achtung ihrer Mitbürger in hohem Maße genießen, der eine als umsichtiger, streng reeller Kaufherr, der andre als vielbeschäftigter Arzt und Leiter eines von dem verstorbenen Kommerzienrat Berner gegründeten Krankenhauses.

Beide finden volle Befriedigung in ihrem Berufe, dabei blüht und grünt ihr schöner Freundschaftsbund fröhlich weiter; so beschäftigt beide auch sind, so vergeht doch kein Tag, an welchem sie einander nicht sähen und fast allabendlich versammeln sich in der Bernerschen Villa um den Theetisch, an welchem Erichs liebliche Gattin präsidiert, die noch übrigen Glieder der beiden Familien, nämlich, die Kommerzienrätin und Frau Schönfeld, die gleichfalls den Gatten betrauert, sowie der Dr. Franz, der freilich öfters abberufen wird, wenn ein Schwerkranker seiner bedarf.

Er ist noch unvermählt, doch hofft Erich ihn bald als glücklichen Bräutigam seiner liebenswürdigen Schwägerin begrüßen zu dürfen, die mit Franz Gevatter bei Berners Aeltestem gestanden und seiner Meinung nach entschiedene Anlage hat, eine recht tüchtige Frau Doktorin zu werden. Er kann sich des eigenen Glückes nicht von Herzen freuen, bevor er nicht den Freund ebenso zufrieden und beglückt in der eigenen Häuslichkeit sieht, denn wer verdiente glücklich zu werden, wenn nicht sein lieber, guter, treuer Franz?

das bloße Auge sind die Sporen nur in großer Menge erkennbar. Ich kann euch das an einem Beispiel erläutern. Hier ist ein reifer Champignon mit schwarzen Lamellen. Ihr seht, daß der Stiel ebenfalls schwarzbraun bestäubt ist, das rührt von den massenhaft ausgefallenen Sporen her. Sie sind so klein, daß sie sich vom Winde leicht fortbewegen lassen und auf diese Weise hat die Natur auch ohne das Zuthun des Menschen für ihre Verbreitung gesorgt. Es werden dann allerorten Schwämme aufschießen, wo die den Sporen günstigen Verhältnisse sich finden."

„Der alte Waldaufseher, den wir neulich trafen, hat eine eigene Vorstellung über die Entstehungsart der Schwämme," bemerkte Fritz, „nach seiner Meinung entständen diese von selber auf modernden und faulenden Stoffen ohne besondere Keime."

„Allerdings," fuhr der Doktor fort, „derartige Vorurteile gibt es noch genug im Volke. Die alten Botaniker bis ums Jahr 1710, wie Hieronymus Bock oder Tragus (1498—1554), Kasper und Johann Bauhin (1550–1624, 1541—1613), Bobelius (1538—1618) huldigten derselben Anschauung. Bock ergeht sich in seinem Kräuterbuche in folgenden Worten: ‚Die Schwämme sind nichts andres als eitel überflüssige Feuchtigkeit der Erde, der Bäume, der faulen Hölzer und andrer fauliger Dinge. — Sunderlich kriechen sie herfür, wenn es donnern und regnen will.' Das klingt für uns doch recht komisch!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Kolumbusei.

Wie man ein rohes Ei zum Stehen bringen kann, das dürfte so ziemlich allen unsern lieben Kameraden bekannt sein, denn nachgerade gibt es eine ganze Anzahl Witzchen und Kniffe, dies zu bewerkstelligen. Unsre nebenstehende Abbildung stellt eine neue Aufgabe dieser Art dar, insofern als das Ei gleichzeitig auf dem Rande eines Flaschenhalses balancieren soll und zeigt zugleich die Lösung in so deutlicher Weise, daß wir eigentlich nichts zuzufügen haben. Wir wollen daher auch nur noch bemerken, daß man gut thut, das Korkstück, welches auf die obere Rundung des Eies zu liegen kommt, unten etwas auszuhöhlen, daß es recht satt auffitzt. Das wünschenswerte stabile Gleichgewicht herzustellen genügen im übrigen einige Versuche und entsprechende Aenderungen in der Stellung von Kork und Ei.

Ein neues Kolumbusei.

Seltsames Rezept.

Eines Tages ging Justinus Kerner mit seiner Tochter von Weinsberg nach Eberstadt. Unterwegs begegnete ihnen ein Bote, der ihm einen Brief überbrachte, in welchem die Frau eines seiner Patienten ihn dringend um ein Rezept bat. Umzukehren war nicht möglich, und niemand hatte Schreibmaterial bei sich. Während Kerner überlegte, was da zu thun sei, ging ein ihm bekannter Weinbauer aus Weinsberg vorüber. Den fragte der Arzt, ob er vielleicht Bleistift und Papier bei sich habe. „Das nicht, Herr Doktor," entgegnete der Mann, „aber ein Stück Kreide!" — „Gut, so nehmen wir Kreide," rief Kerner, „und nun rasch Euren Rücken her, Hansjörg; auf Eurem blauen Wams läßt sich prächtig ein Rezept schreiben!" Und nun schrieb er los. Als er damit fertig war, sagte er: „So, jetzt geht zusammen in die Apotheke nach Weinsberg, und du, Bote, sorg dafür, daß niemand dem Hansjörg den Buckel verklopft!" — Beide kamen glücklich in der Apotheke an, wo der Apotheker unter Lachen die Arznei anfertigte. Später versicherte er dem Doktor, er habe noch nie ein so schönes und deutlich geschriebenes Rezept gelesen.

Kauderwelsch.

Gut esprü chewe isel ehr enmuf ſmanü benn ichtblof ſhör en!
Wie heißt das?

Rätsel.

Wenn sich's meinem Blicke zeiget,
Hab' ich vor mir eine Reise;
Seh' ich's ohne Kopf und Füße,
Jeden Morgen ich's verspeise.

Auflösung des Rätsels in Nr. 37.

„Drachen, Rachen, Aachen."

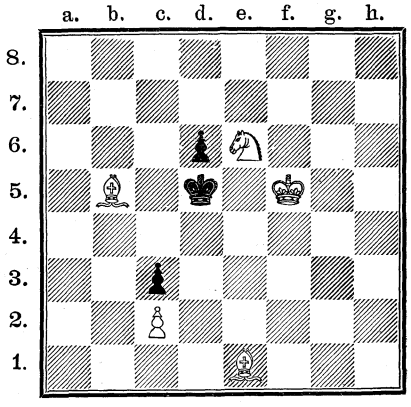
Auflösung des Scherzlogogriphs in Nr. 37.

„Barbar — Barbier."

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 37.

Eminente Vorzüge.
(M in Ente vor Ziege).

Schachaufgabe Nr. 11.



(5 + 3 = 8.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 10.

1. D c 2 — c 8 — e 5 — e 4
2. D c 8 — h 8 ≠.
1. . . . . — K d 4 — e 4
2. D c 8 — g 4 ≠.
1. . . . . — S beliebig
2. D c 8 — c 4 ≠.

Fragen und Antworten.

Karl Köhler in **B.** Den Ursprung und die Bedeutung von sechzig und einigen Namen sollen wir hier aufzählen? Freund, das ist bei unsren beschränkten Raumverhältnissen etwas viel verlangt. Entlehne von einem Bekannten „Spemanns Schatzkästlein des guten Rats", darin findest Du sämtliche Namen ausführlich besprochen. Gruß!

F. Vogel, Halle a. S. Wenn Dein Buchbinder für die in unsrem Aufsatz beschriebenen Münztafeln 1.00—1.25 Mark das Stück verlangt, so muß er unter den Tafeln etwas andres verstehen. Vielleicht gedachte er sie mit Vorsetzpapier zu bekleben oder sonst zu verzieren; würde die Mitteilung nicht gerade aus einer so großen Stadt wie Halle kommen, so könnte man vermuten, daß der Buchbinder keine erforderlichen Maschinen besitzt und mit der Hand ausschneiden und ausstanzen muß. Besitzt er aber die nötigen Vorrichtungen, so kann er für zwei Pappтafeln von je 18 × 16 cm Größe, das Ausstanzen von 20 Kreisen und das Aufeinanderleimen der beiden Pappen unmöglich 1 Mark fordern. 13—14 Pfennig ist ja wohl ein Preis, den der Buchbinder nur einem Kunden, der (wie in unsrem Fall) viel bei ihm arbeiten läßt, bewilligt; jedenfalls kann man diesen Preis nicht von einem fremden Buchbinder verlangen. Immerhin wäre der Hallesche Buchbinder auf die Konkurrenz der sehr nahen Nachbarstadt Leipzig zu verweisen. Der Buchbindermeister Hugo Claußner in Leipzig, Kolonnadenstr. 9, hat sich bereit erklärt, die vollständige (natürlich ganz einfach ausgestattete) Münztafel jedem, der sich an ihn wendet, zu 25 Pfennig das Stück zu liefern. Bei größeren Lieferungen wird sich dieser Preis jedenfalls noch ermäßigen. Wir würden empfehlen, einmal einen Versuch zu machen; hat dann der eigene Buchbinder gesehen, um was es sich handelt, so wird er, wenn er leistungsfähig ist, gewiß einen noch billigeren Preis stellen, vielleicht 15—20, vielleicht auch nur 13—14 Pfennig.

Schwimmer in **F.** Schwimmen ist sehr gut und kräftigend; am meisten unter den athletischen Uebungen möchten wir aus eigener Erfahrung dem Rudern das Wort reden; dabei wird man gesund, stark und muskulös, daß man Berge einreißen möchte. Das Rudern soll aber nur dann ausgeübt werden, wenn der Arzt keine Einsprache erhebt — Herz und Lunge müssen normal und gesund sein. — Arm- und Bruststärker zu verschiedenen Größen und Preisen liefert: Georg Engler in Stuttgart, Rothebühlstraße.

Fritz Jüngst. Für die Witzraketen schönen Dank, werden sie flott steigen lassen, Brillant-Feuerwerk! — Wieviel der „G. K." jetzt Abonnenten hat? Um das oft besprochene Jubelfest feiern zu können braucht er noch viele viele tausend.

Alfred L. in **Freienwalde.** Du fragst, wie man beim Gipsgießen die Luftblasen vermeiden kann. Die Blasen entstehen 1) durch ungleiches Anrühren des Gipsbreies; 2) aber auch durch zu schnelles Eingießen des Breies in die Form, wodurch die Luft aus letzterer nicht gut entweichen kann und daher eingeschlossen wird. Die Abhilfe ist sehr leicht getroffen. Im ersten Falle säet man den Gips mit der Hand oder auch mit einem Sieb in das Wasser, damit von demselben jedes Körnchen durchdrungen und sonach gesättigt wird, im zweiten wird in der Form ein Luftkanal angebracht, oder doch, wenn solches nicht thunlich ist, der Brei langsam, und ohne die Einflußöffnung zu verschließen, eingegossen. — Du fragst ferner, wie man Bindfaden gegen die zerstörenden Einflüsse der Witterung schützen könnte. Durch Tränken mit Wasserglas, oder, wie es mit den Schiffstauen geschieht, durch Teeren.

Siegfried Schwarzschild. Eugen Kantorowicz. Schnäuzchen läßt für die übersendeten Mineralien herzlich danken! Er ist eben dabei, sich in seiner freien Zeit einen Schrank zu zimmern, in dem (wie der unverschämte **B.** sagt), „noch viel Platz habe".

J. Z. in **Triest.** Zum Eintritte in die Hochschule für Bodenkultur in Wien ist das Maturitätszeugnis einer Mittelschule (Oberrealschule oder Gymnasium) erforderlich; bei der Absicht, nach vollendetem Studium in den K. K. Staatsdienst zu treten, nebst dem österr. Staatsbürgerrechte aber außerdem noch eine mindestens einjährige befriedigende Vorpraxis bei einer K. K. Forstverwaltung. — Eingehendere Auskünfte erteilt übrigens in zuvorkommendster Weise das Rektorat der genannten Anstalt. Gruß freundlichst erwidert.

R. S. in **Stuttgart** fragt: Kann mir einer meiner Kameraden raten, wie ich meine Cocons (goldgelb) am besten verwerten kann?

Lothar L. Du hast Dich entschlossen, Maurer zu werden, sparst um bald auf die Bauschule zu kommen und hoffst später einmal Meister zu sein. Das ist brav von Dir, der „G. K." wünscht zu dieser Berufswahl viel Glück! Handwerk hat einen goldenen Boden. Für Deine lustigen Beiträge schönen Dank.

Kadett. Lieber Freund, es ist unmöglich, das Gewünschte an dieser Stelle auch nur im Auszuge zu sagen. Lasse Dir das 39 Seiten starke Schriftchen kommen: „Aufnahmebestimmungen und Lehrplan des Königlichen Kadettenkorps", erschienen bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin. Jede Buchhandlung kann's besorgen.

Liebe Kameraden! In den chemischen Experimenten der Nr. 33 dieses Jahrganges sind einige Experimente mit Wasserstoff aufgezählt. Dabei ist gesagt, man solle von einem 10—15 cm weiten Glasrichter mit einer dreikantigen Feile das untere Rohr abschneiden. Wie dies mit Rücksicht auf die Zerbrechlichkeit des Glases sicherer und zugleich leichter gemacht werden kann, möchte ich euch gern mitteilen. Dieses Mittel hierzu ist sehr leicht zu fabrizieren und heißt „Glassprengkohle". Dieselbe wird auf folgende Weise bereitet: 4 g Tragantpulver werden in so viel kochendem Wasser gelöst, daß der entstandene Schleim den Raum von 122½ g Wasser einnimmt. Sodann löst man 2 g Benzoepulver in nur so viel starkem Weingeist auf, als zur Lösung erforderlich ist. Beide Lösungen werden sodann gemischt und in einem Mörser so viel fein gepulverte durchgesiebte buchene Holzkohle darunter geknetet, daß man daraus einen feinen, bildsamen Teig erhält. Aus diesem Teig rollt man nun (die Masse muß vor dem Ausrollen noch etwas feucht sein), mit einem Brettchen ohne sonderlich aufzudrücken, Stängelchen, die etwa 7—10 cm lang und etwa 2 mm dick sind, und läßt dieselben dann langsam trocknen. Wird ein solches Stängelchen alsdann angezündet, glimmt es langsam fort. Soll damit Glas abgesprengt werden, so zeichnet man sich zunächst die Linie, in welcher die Sprengung stattfinden soll, mit Tinte, Kreide u. dergl. auf das Glas und macht an einem Ende einen Ritz mit einer dreikantigen stählernen Feile, die man zuvor mit Terpentinöl bestrichen hat. Hat das Glas zufällig von selbst einen Ritz, so bedarf es der Feile natürlich nicht. Man zündet dann ein Stängelchen der Sprengkohle am Ende an und hält sie, ohne aufzudrücken, an den Spalt. Sowie der Spalt im Glase sich verlängert rückt man allmählich auf der vorgezeichneten Linie weiter. Da die Kohle durch das Glas sich abkühlt, so muß sie öfters angeblasen werden, damit sie nicht verlischt. Viel Glück zum guten Gelingen und kameradschaftlichen Gruß Kurt Haase. — Vom „G. K." für Deinen Ratschlag freundlichen Dank und Gruß!

Heinr. Sch. in **Wien.** Du verwahrst Dich in Deinem Schreiben ganz nachdrücklich gegen etwaige anzügliche Bemerkungen des Peters, da Du nicht gewillt bist, Dich von ihm utzen zu lassen. Wir haben ihm das mitgeteilt. *)

Wer ist so kameradschaftlich und schickt mir Beschreibungen von physikalischen und chemischen Experimenten. Werde dasselbe thun, wenn es erwünscht ist. Kurt Haase zu Karlsruhe in Baden, Karlstr. 54.

Pflanzer in spe. Am besten, lieber Freund, Du richtest vorläufig Dein ganzes Augenmerk darauf, Dein Einjähriges zu machen. Ueber Deine Absicht, Dich in Ostafrika dem Plantagenbau zu widmen, können wir unterdessen immer noch reden und beraten.

*) Anm. des Setzerlehrl.: Schweigen und denken — kann niemand kränken.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Larisch's Briefmarkenalbum
für die Jugend,
gefüllt mit 150 verschied. echten Marken aller fünf Weltteile. **Preis 1 Mark.**

Echte Briefmarken: Billig! 6 Aegypt. 20 Pf. 20 Austral. 40 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 40 Deutsch. incl. 18 Kr. 60 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Guatem. 25 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 5 Kap 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 3 Pers. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 3 Samoa 30 Pf. 20 Schwed. 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 6 Tasis 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 2c. 2c. **Alle verschieden. Preislisten gratis. E. Hayn, Naumburg, Saale.**

In Markentausch-Verkehr mit Sammlern in Finnland, Scandinavien, Balkanstaaten, Spanien, Portugal und überseeischen Ländern wünscht zu treten **Eug. Köhle, Stuttgart, Hohenheimerstraße 39 p. Korrespondenz deutsch und französisch.**

In allen Buchhandlungen ist vorrätig:
Unterrichtshefte
für den gesamten Maschinenbau
und die ihm verwandten Geschäftszweige,
Mit zahlreichen in Farben ausgeführten Konstruktions-Zeichnungen und vielen Hunderten in den Text gedruckten Holzschnitten.
Herausgegeben vom Director des Technikum Mittweida **C. G. Weitzel.**
3. Auflage. — 1. Lief. à 50 Pfg.
Jeder strebsame Arbeiter der Maschinenbranche findet in Weitzels Unterrichtsheften das beste Mittel, seine technischen Kentnisse zu erweitern, desgl. sind dieselben für Schüler technischer Schulen das beste Hilfs- und Nachschlagebuch.
Leipzig, 1890. *Moritz Schäfer.*

In **allen** Buchhandlungen zu haben:
Der Hundearzt und die
Dressur des Hundes
zu **Kunststücken** und zum **Haus-, Hof-** und **Jagddienste** — mit 24 Beispielen über die **Klugheit** der **Hunde.**
Von **Franz Belater.** — Fünfte Auflage.
1 Mark 50 Pfg
Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Echt engl.
Fischerei-Gerätschaften
als: Fischerstöcke, Angelschnüre, Angelhaken, Angelhaken an Seidenwurmdarm, Vorschläge, künstliche Fische, Fliegen und Insekten 2c. in reicher Auswahl empfehlen
Gustav Unger Nachf.,
Jagd- und Fischereiartikel.
Leipzig, Ritterstrasse 4.
Preiscourant gratis und franko.

Addiren unfehlbar richtig kann m. Illgens pat. Metallrechenmaschine Jedermann. Gegen Einsendung v. 6 Mk. zu beziehen von der Expedition des Stadt- und Dorfanzeiger, Leipzig.

Müllerschule Worms a. Rh.
Höhere Fachschule
für Müller u. Mühlentechniker.
Dauer d. Ausbild. 4½ resp. 9 Monate.
Direktion: **Fritz Engel.**

PIERERS
Konversations-Lexikon
7. vollständig umgearbeitete Auflage.
„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes
Universal-Sprachen-Lexikon
nach Joseph Kürschners System
in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer" als ein Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:
in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 geheften Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.
Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Verlag von Spielhagen & Schurich.
Wien I., Kumpfgasse 7.
Soeben erschien:
Taschenbuch
für
Landschafts-Malerei,
Aquarell- und Oel-Malerei
mit besonderer Berücksichtigung der letzteren. Nach eigenen Anschauungen u. Beobachtungen hervorragender Künstler herausgegeben von
Dr. Leo Tyck-Crano,
Architekt und Maler.
Kl. 8. 92 Seiten eleg. broschiert.
Preis 1 Mark 50 Pfg. = 80 Kr.
Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Der illustrierte
Hausgärtner.
Anleitung,
Blumen und Zierpflanzen in kleinen Gärten und Zimmern zu ziehen.
Zehnte umgearbeitete Auflage
von
J. Hartwig.
Mit 119 Abbildungen. In illustr. Umschlag.
gr. 8. Geh. 3 Mark 75 Pfg.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Otto W. in **Passau.** Als Bezugsquelle für chemische Apparate haben wir schon einmal genannt: Warmbrunn, Quilitz & Co. in Berlin und E. Leybolds Nachfolger in Köln. Letztere Firma liefert die Apparate in verschiedenen Zusammenstellungen zum Preise von 16—52 Mark. — Im „Handbuch für Vogelliebhaber von Dr. Karl Ruß" findest Du viele Adressen von zuverlässigen Vogelhändlern; es seien hier außerdem einige genannt: G. Voß, Vogelhandlung „Zur gefiederten Welt" in Köln a. Rh., Christian Hagenbeck in Hamburg, Kumß in Warmbrunn, Reiß in Berlin (Königskolonnaden), Mathias Rausch in Wien.

Paul A. in **B.** Einen primitiven, doch fahrbaren Grönländer zu machen, ist für einen Jungen, der in der Holzbearbeitung einigermaßen erfahren ist, allerdings kein allzugroßes Kunststück. Eine ellenlange schriftliche Beschreibung kann Dich aber wenig nützen; verschaff Dir ein Modell, sieh dir's genau an, notiere und zeichne die Größenverhältnisse und versuch es dann genau nachzubilden.

Ferdinand. Ach was! Jeder gesunde Junge kann zweimal frühstücken. Freilich ein Stubenhocker kann davon leicht Magendrücken bekommen. Aber das sind wir doch nicht, was?

Josef S. Oberquartaner. Den Stempel erhältst Du sofort nach dem Du uns neben dem Abonnementsnachweis Deine volle Briefadresse angegeben hast.

Treuer Abonnent. Martha, syr. (chald. mārē, Herr), die Herrscherin im Hause, nach andern Schriftgelehrten: die Betrübte.

Baron W. Die fünfblätterige Krone ist keine Rangkrone, sondern lediglich ein heraldisches Zierstück, zur Verbindung des Helmes mit dem Helmkleinod; sie hat den gleichen Wert wie z. B. der Wulst oder Bund der gleichen Zwecken dient, und kommt auf bürgerlichen wie adeligen Helmen vor. Rangkronen — allerdings auch ein heraldischer Unsinn, aber durch den Gebrauch sanktioniert — sind folgende: Für den Adel mit den Worten „von" oder „Edler von" vor dem Namen oder Prädikate, oder für solche Adelige, welche diese Worte nicht führen, gilt die Krone mit vier Blatt- und vier Perlenzinken als Rangkrone. (Sichtbar in der Darstellung sind nur drei Blatt- und zwei Perlenzinken, wie ja die heraldische Helmkrone auch nicht (sichtbar nur fünf) Blattzinken besitzt. Der Ritterstand hat acht (sichtbar fünf); der Freiherr oder Baron dreizehn (sichtbar sieben); der Graf siebzehn (sichtbar neun) Perlenzinken auf der Rangkrone. Reichsgrafen (mediatisierte Geschlechter mit dem Titel „Erlaucht") haben einen dem Fürstenhute ähnlichen Hut mit nur einem Bügel von vorne nach rückwärts. Fürsten haben vier Bügel (drei sichtbar) Kurfürsten und Herzoge aber deren acht (fünf sichtbar). Die höheren Rangkronen sind dann meist nach den Rechten der einzelnen Familien oder Staaten sehr verschieden gestaltet und entziehen sich hier der Besprechung. — Was die Wappen-Helme anbelangt, sollten diese stets so gewählt werden, daß jene Form über ein Wappen gesetzt werden sollte, welche dem Alter des Geschlechtes oder der Zeit der Wappenverleihung entspricht. Aber auch hier hat sich, wenn auch nicht so nachhaltig wie bei den Rangkronen, ein Rangunterschied durch Mißverständnis herausgebildet, der aber heute nicht mehr beachtet wird. — Es galt ehedem als adeliger Helm der offene, der aber heute nicht mehr angewandt wird, weil er niemals im Turnier gebraucht wurde. Die zwei noch üblichen Wappenhelme, welche als Turnierhelme einstens dienten, sind: a. der Stechhelm, dessen Kannenform bekannt ist mit dem charakteristischen Querschlitz für die Augen. Dieser galt als der bürgerliche Wappenhelm. Dieser Unsinn wird schon dadurch klar, da dieser Helm gerade der ältere ist, und heute eben auf hochadeligen Wappen, seines Alters wegen, mit Vorliebe angewandt wird; z. B. am Siegel des Erzherzogs Karl Ludwig von Oesterreich. b. Der fälschlich sogenannte Kolbenturnierhelm, mit dem charakteristischen Gitter vor dem Visier, das auch durch Spangen dargestellt wird. Dieser seltener gebrauchte Turnierhelm galt ebenso irrtümlich als der adelige Wappenhelm. Heute hat denn auch bezüglich der Helme der Rangstreit aufgehört, indem lediglich der Stil maßgebend blieb bei der Wahl des Wappenhelmes oder wie schon gesagt das historische Alter des Geschlechtes oder des Wappens.

Eine Skizze aus Karlchens Landkarten-Mappe.

O. G. in **Stade.** I. Schaumburg-Lippe. Fürst Georg Wilhelm (1809—60). II. Waldeck. Fürst Georg Victor (seit 1845, bis 1852 unter mütterlicher Vormundschaft). III. Hannover. Kurfürst Georg III. (1760—1820, seit 1814 als König). IV. Hessen-Cassel. Kurfürst Wilhelm II. (1821—47). V. Anhalt-Zerbst. August Friedrich (1747—93). VI. Polen. König Stanislaus Augustus 1764—95). 17 A R S 65 I GROSSVS. REG. POL. M. D. L. VII. Hessen-Cassel. Landgraf Wilhelm IX. (1765—1821, seit 1803 Kurfürst als Wilhelm I.). VIII. Hessen-Darmstadt. Großherzog Ludwig III. (1848—77). Der „Wert" in jener Zeit, in der die Münzen kursierten, ist aus diesen selbst zu erkennen. Der heutige Wert hängt vom Erhaltungszustand ab. Er beträgt, wenn dieser sehr gut ist, etwa **I.** 10 ₰, **II.** 8 ₰, **III.** 8 ₰, **IV.** 10 ₰, **V.** 1 ₰, **VI.** 10 ₰, **VII.** 8 ₰, **VIII.** 3 ₰. — Der Schreiber dieser Zeilen, ein Sammler hessischer Münzen, dem Deine **Nr IV** 2 Heller 1831 und **Nr. VIII** 1 Heller 1848 in seiner Sammlung fehlen, bietet Dir für diese 2 Stück im Tausch folgende 6 andre: Hessen-Cassel. Landgraf Friedrich I. (1730—51), König von Schweden (1720—51). III HELLER 1748 (Brustbild) Kur-Mainz. Emmerich Josef, Freiherr von Breitenbach (1763 bis 74). III PFENNIGE 1766 (Wappen). Hessen-Cassel. Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (1847—66). 3 HELLER 1860 (Wappen). Westfalen. König Hieronymus Napoleon (1807—13). 3 CENT. 1812 (Namenszug). Hannover. König Georg V. (1851—66). 1 PEENNIG 1858 B (Namenszug), Congostaat. Leopold II., König von Belgien. 1 C$^{ME}_{...L}$ 1888 W (Stern). Franko gegen franko.

Tauschmarkt.

Briefmarken suchen und tauschen: Max Edlinger, Tertianer in Groß-Strehlitz, O.Schles., Sachsen 1851, ½ Neugr. hellblau, Fehldruck gegen eine Schmetterlings- und Mineraliensammlung. — Arnold Wolf in Proßnitz, Mähren, gegen österreichische, auch 200 latein. Lettern zu vertauschen. — Otto Schoof, pr. Adr.: Gust. Weber in Aachen, Neupforte 16, Sachsen 3 Pfg. rot, dann ausländ. geg. alte u. neue deutsche. — Ad. Fischer in Jülich, Kölnstr. 11, bes. auch Ganzsachen. — Heinr. Hammersen in Osnabrück, Bierstr. 2, für überseeische je nach Wert 1—5 Stempel oder Siegel. — E. Jacklin Gymnasium in Cilli, Steiermark, gegen eine Druckerpresse. — Heinr. Wiesinger in Wien IV, Starhembergg. 35, möchte mit ausländ. Kameraden in Briefverkehr treten. — Georg Bahnsen, pr. Adr.: Herrn Bolsen in Bergedorf b. Hamburg, hat besonders viel Mexiko abzugeben. — Karl Ernebutsch in Essen a. d. R., Lindenallee 31. — H. von Löwis in Arensburg, Insel Oesel, Rußl. — Hans Schmidt Nr. 14 am Park, hat viele russische. — Moritz Falk in Heilbronn, Frankfurterstr. 27. — Max Klar in Weimar, Ritterg. 3. — Karl Richter in Breslau, Garvestr. 9, p. — Moritz Hauch jr. in Pforzheim, Luisenstr. 46. — Max Geldner in Basel, Steinthorberg 16, alte deutsche gegen alte und neue Schweizer. — Hans Kirsch in Striegau, Schles., Ring 9, Sachsen 3 Pfg. rot geg. eine laterna magica, Stempel, Siegel und Bücher, hat Stempel und Siegel abzugeben. — Walter Wittko in Angerburg. — Max Notthaft in Wr. Neustadt, Gröhrmühlg. 5. — F. Bothe in Görlitz, Moltkestr. 27. — Max Braun in München, Blumenstr. 33 I, besonders Ganzsachen. — E. Scheidt in Wien, Gumpendorferstr. 85, gegen ein reichgeschmücktes Reliefalbum. — Hans Springer in Triest. Gretta, gibt Cypern, Indien, Aegypten u. a. ab. — Anton Mayer, pr. Adr.: Hrn. Karl von Miller in Innsbruck, Hofg. 3. IV. — Karl Haller, Gymnasium in Cilli, Steiermark. — R. Reiher, pr. Adr.: Daut & Ohler in Greiz i. V., hat 200 alte und neue deutsche 10 Pfg.-Marken abzugeben. — Karl Andrießen in Krefeld, Westwall 184, seltene ausländ. geg. alte deutsche, Peru, Chile, tauscht auch Mineralien. — F. W. Geelen, Hotel Nuellens in Aachen. — Ludwig Pincus in Grünberg i. Schl., g. g. ein Paar weiße Mäuse. — Arnold Witt in Mitau, Rußland, gegen schöne Doubletten, besonders russische, und ein Experimentierbuch, auch Münzen erwünscht. — Siegm. Kahn in Heilbronn, Bahnhofstr. 15.

Erich Paetel in **Berlin W. 35, Karlsbad 16 I,** hat eine elektrische Glühlampe und eine Geislersche Röhre abzugeben. Derselbe tauscht auch Briefmarken und Siegel und möchte gerne mit einigen amerikanischen oder russischen Kameraden in Korrespondenz treten.

F. Schneider in **Leipzig, Harkortstr. 21,** sucht eine gutgehende Lokomobile gegen ein Flobert (1 m lang) und 500 ausländ. Briefmarken.

Möchte mit deutschen und österreichischen Kameraden (Lehramtskandidaten erwünscht), die Insekten-, Pflanzen- und Mineraliensammler sind, in Korrespondenz treten. Heinrich Laus in Brünn, Jesuitengasse 9.

Witzraketen.

Glücklich übersetzt aus Ovid, Metamorphosen, Phaëthon, Vers 29. „Stabat et Autumnus calcatis sordidus uvis . . . ." „Da stand der Herbst, der mit beschmutzten Füßen Weintrauben zertrat."

Nepos. Epaminondas. Cap. 10 § 3 zu Ende: . . . quodneque malos defendere volebat neque impugnare. . . . Weil er sich gegen Uebelkeit nicht verteidigen wollte, noch ankämpfen (!!)

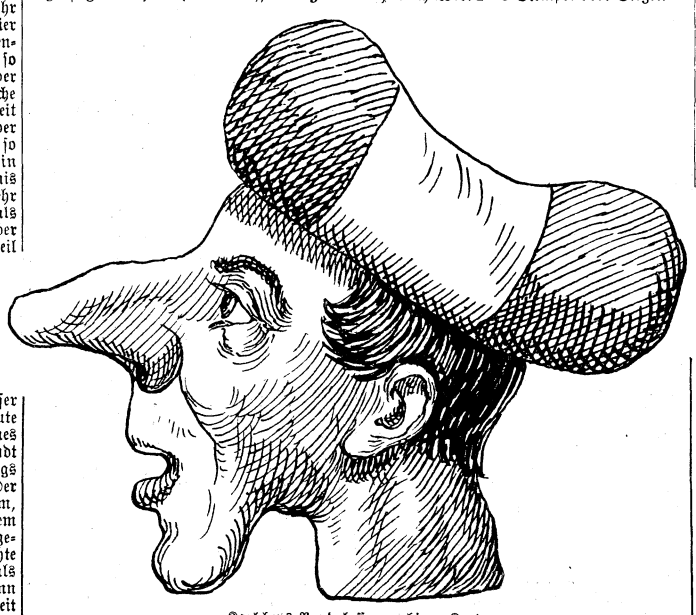
Frage: Warum wird ein gewisser Peter nicht zum Landheere, wohl aber zur Marine eingeteilt werden?

Antwort. Bei der Landarmee würde er beim Kehrtmachen nach rechts und links mit seinen abstehenden Ohren, ohne zu wollen, recht unbequem werden, jedem Schiffskapitän würden jedoch diese Horchlappen als Notsegel*) höchst willkommen sein (vide Nr. 34, Abu Lakkats Nase).

Aufsatzblüte aus „Harald". Vom Winde gebläht fuhr Harald auf dem Schiffe in das weite Meer hinaus.

---

*) Anm. d. Setzerlehrl.: — und wenn es bei zunehmender Brise dann gerefft werden soll —?



Karlchens Randglosse zu obiger Karte.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 39.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

— Er konnte nicht weitersprechen, denn Schwarzens Hände legten sich in diesem Augenblicke so fest um seinen Hals, daß ihm der Atem verging.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheou, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

Während der Schwarze gefangen wurde und der Vorbereitungen zum Aufbruche war der Tag vollends vergangen, und der Abend hatte sich auf den gewaltigen Strom gesenkt. Die Boote lagen klar und die für den Ueberfall ausgewählten Männer standen zum Aufbruche bereit.

Kurz nach der Dämmerung leuchten die Sterne noch nicht so hell wie später, und der Mensch, welcher sich in einer wilden Gegend befindet, erwartet einen etwaigen Ueberfall gewöhnlich erst nach Mitternacht. Darum hatte Schwarz diese frühe Stunde gewählt. Die Leute stiegen in die Boote, und man stieß von den Schiffen ab.

Der „Sohn des Geheimnisses", welcher den See kannte, steuerte das erste Fahrzeug. Die andern folgten so eng hintereinander, daß sie einander nicht verlieren konnten. Es ging über die breite Wasserfläche hinüber, bis sich die Ufer den Männern in unheimlicher Dunkelheit entgegenstellten.

Das Landen war nicht leicht; es gab dichtes Schilf in Menge, durch welches sich die Boote mühsam arbeiten mußten, ohne allzuviel Geräusch zu verursachen; das nahm sehr viel Zeit weg, wurde aber endlich doch zu stande gebracht.

Nun stellte sich Schwarz mit Pfotenhauer an die Spitze, den Onbaschi in der Mitte. Es war allerdings zu vermuten, daß er sich vor dem Feldwebel nicht sehen lassen werde; aber es lag in der Möglichkeit, daß er die stille Absicht hegte, die Flucht zu ergreifen und nach Ombula zu Abu und Abd el Mot zu entkommen. Drum hatten die beiden nicht nur scharfe Augen auf ihn, sondern sie nahmen auch so enge Fühlung mit ihm, daß sie es gemerkt und also Zeit zum schnellen Zugreifen bekommen hätten, wenn er sich mit einer raschen Bewegung hätte entfernen wollen. Doch dieses Mißtrauen war glücklicherweise überflüssig. Er zeigte sich jetzt und auch später als vollständig zuverlässig.

Die Leute hatten jetzt den See hinter sich und standen, von diesem aus gerechnet, am rechten Ufer des Maijeh. Ein nicht allzu breiter Baumschlag, außerhalb von einzelnen Büschen umstanden, zog sich rund um denselben. Der Onbaschi führte die möglichst lautlos sich verhaltende Schar zwischen den Bäumen hindurch zu den Büschen, wo sie den freien Himmel über sich und ein leichteres Fortkommen als unter den Wipfeln der Bäume hatten.

Einer sich dicht hinter dem andern haltend, ging es nach der Spitze des Maijeh. Dort gab es eine hell erleuchtete Stelle. Zwei große Feuer brannten da, und weiter hinaus nach der in dichter Finsternis liegenden Ebene zählte Schwarz zehn kleinere Feuer, welche einen Halbkreis bildeten und den vor dem Maijeh liegenden freien Platz umschlossen.

„Dort am Feuer liegt der Felwebel?" fragte er den Onbaschi.

„Ja, Herr," antwortete dieser. „Wenn wir näher gehen, kannst du ihn und seine Leute sehen."

„Das werden wir jetzt noch nicht thun. Was sind das für kleine Feuer da draußen?"

„Das sind die Feuer der Wächter, damit die Tiere nicht des Nachts ausbrechen sollen."

„Also zehn Wachen?"

„Ja."

„Weißt du, in welcher Weise sie abgelöst werden?"

„Nur einmal, gerade um Mitternacht."

„Eine nicht sehr praktische Einteilung, welche uns aber die Ausführung unsres Vorhabens erleichtert, denn wir werden durch die Ablösung nicht gestört werden."

„Worin, Effendi?"

„In der Aufhebung dieser Wachtposten, deren wir uns natürlich erst versichern müssen, ehe wir uns nach dem Lagerplatze verfügen."

„Ist es nicht besser, erst den Feldwebel und die bei ihm sind, gefangen zu nehmen?"

„Das wäre eine Dummheit, denn es könnte nicht ohne Lärm geschehen; die Posten würden auf denselben aufmerksam werden und uns entkommen."

„Aber ebenso schwierig ist es, uns dieser zehn einzelnen Männer zu bemächtigen, ohne daß sie Lärm erregen."

„Habe keine Sorge! Ich weiß, wie man das zu machen hat. Und du sollst dabei helfen, da ich überzeugt bin, daß ich mich auf dich verlassen kann."

„Vollständig, Effendi! Ich merke gar wohl, daß du mir noch nicht traust; aber ich werde dir beweisen, daß du dich irrst. Was habe ich zu thun?"

„Du kennst diese Leute alle?"

„Natürlich! Sie waren ja meine Untergebenen."

„Auch ihre Namen?"

„Alle!"

„Das ist sehr gut. Ich habe hundert Mann bei mir. Zwanzig mögen mir jetzt folgen, für jeden Posten zwei. Ich werde sie jetzt auswählen."

Er bestimmte diejenigen, welche ihm als die geeignetsten erschienen, ließ sie näher treten, damit sie seine leisen Worte verstehen könnten und erteilte ihnen seine Instruktion.

„Wir haben Stricke und Schnüre in hinreichender Anzahl mitgebracht," sagte er. „Nehmt so viele mit, als nötig sind, zehn Mann zu fesseln. Ich gehe mit dem Onbaschi voran, und ihr kommt leise hinterdrein. Wenn wir den ersten Posten erreichen, legt ihr euch nieder, um nicht von ihm gesehen zu werden. Der Onbaschi geht näher zu ihm hin und ruft ihn bei seinem Namen. Der Mann wird kommen und sich höchlichst wundern, den totgeglaubten Unteroffizier lebendig vor sich zu sehen. Dieser spricht einige Worte mit ihm und währenddem schleiche ich mich von hinten an den Mann und fasse ihn so fest bei der Kehle, daß er nicht um Hilfe rufen kann. Ihr bleibt liegen, um nicht etwa vom nächsten Posten gesehen zu werden; aber einer von euch kommt herbei, um den Mann zu binden.

„Was soll ich denn zu ihm sagen?" fragte der Unteroffizier.

„Was dir gerade einfällt. Ein langes Gespräch wird es überhaupt nicht geben, so daß du wegen dem, was du zu sagen hast, in Verlegenheit kommen könntest. Ich werde schnell machen und du kannst dir denken, daß er über dein Erscheinen so betroffen sein wird, daß ihm die Worte im Munde stecken bleiben. Die Hauptsache ist, daß du ihn so weit vom Feuer weglockst, daß es euch nicht mehr hell beleuchten kann, und daß du dich so stellst, daß er mir den Rücken zukehren muß. Dies wird es mir ermöglichen, leichter an ihn zu kommen. Verstanden?"

„Ja, Effendi. Ich werde meine Aufgabe so ausführen, daß du mit mir zufrieden sein wirst."

„Gut für dich, Onbaschi! Denn wenn du den geringsten Fehler machen würdest, so bekämst du augenblicklich meine Kugel in den Leib. Wie du siehst, habe ich den Revolver stets in der Hand, selbst jetzt, in diesem Augenblicke."

„Du brauchst ihn nicht; diese Versicherung gebe ich dir. Was hat dann ferner zu geschehen?"

„Bei jedem überwältigten Posten bleiben zwei von euch, einer, welcher sich an seiner Stelle an das Feuer setzt, um die Herde zu bewachen, und ein zweiter, welcher bei dem Posten bleibt, um ihn augenblicklich niederzustechen, falls er fliehen wollte. Dieser Zweite hat sich mit seinem Gefangenen möglichst weit vom Feuer zurückzuziehen, damit er nicht gesehen wird. Er kommt dann, wenn ich den Feldwebel gefangen genommen habe, mit dem Gefesselten zu uns ins Lager."

„Aber, Effendi," fragte einer der Asaker, „wie erfahren wir, daß der Feldwebel und seine Leute überrumpelt worden sind? Wir werden es nicht wissen, da wir es nicht sehen können."

„Ich schicke euch einen Boten. Und noch eins. Es ist möglich, daß die Leute des Feldwebels nicht alle beisammen sind, daß einer von ihnen sich aus dem Lager entfernt hat. Ist das der Fall, und der Betreffende kehrt zurück, so ist er von den zwei Männern des Feuers, an welchem er vorüberkommt, sofort festzunehmen, aber so, daß er nicht rufen kann. Das aber nur, ehe wir das Lager haben; später können solche Leute durch die Postenkette gelassen werden. Wißt ihr nun alles genau?"

„Ja," antworteten die Zwanzig.

„Gut, so kann es beginnen. Die andern bleiben hier, bis ich zurückkehre, und haben sich ganz ruhig zu verhalten. Sollte unser Vorhaben aber mißlingen, so werde ich einen lauten Pfiff ausstoßen. In diesem Falle müssen alle Zurückgebliebenen sich schleunigst dort auf das Lager werfen und den Feldwebel mit seinen Leuten überwältigen. Jetzt kommt!"

Da trat der Ungar, welcher nicht mit zu den auserwählten Zwanzig gehörte, hervor und sagte:

„Effendi, wollte Sie mir erfüllte Bitt, ergebene?"

„Was willst du?"

„Sie schleichte sich an Posten, feindlichen. Das feinte Ueberfall, interessanter. Ich hatt gemochte auch gern mit anschleichte an Posten. Ich willte sein mitgangte mit Leuten, Ihrigen und zwanzigen. Ich hatt gebetete dazu um Erlaubnis, gütige und freundliche!"

„Nun wohl, du magst mitgehen."

Er wußte, daß der Kleine sich gern bei solchen Ungewöhnlichkeiten beteiligte, und wollte ihn nicht gern zurückweisen, da ihn das gekränkt hätte.

Sie brachen auf, Schwarz und der Graue wie bisher an der Spitze. Sie gingen in einem kleinen Bogen auf das erste Postenfeuer zu und kamen dabei an diejenige Stelle, von welcher aus der Elefantenjäger mit Joseph Schwarz das Lager des Feldwebels beobachtet hatte. Dort waren sie nur noch dreißig Schritte von dem Feuer entfernt, welches, wie auch die übrigen neun, bei weitem nicht die Größe der beiden hatte, welche dort links im Lager brannten. Der Schein desselben drang also gar nicht weit in die Nacht hinaus.

Schwarz befahl den Leuten, mit Pfotenhauer hier zurückzubleiben, und schlich sich mit zwei Asakern und dem Unteroffizier näher. Nachdem sie die Hälfte der geringen Entfernung zurückgelegt hatten, legte er sich mit den beiden auf die Erde nieder; der Onbaschi aber sollte noch einige Schritte weiter gehen.

„Weißt du seinen Namen?" fragte Schwarz leise, indem er auf den Posten deutete, welcher regungslos am Feuer lag.

„Ja," antwortete der Unteroffizier. „Er heißt Salef und ist einer meiner besten Kameraden gewesen."

„So mach! Aber stelle dich, wenn du mit ihm sprichst, mit dem Rücken gegen das Feuer, damit er mir den seinigen zukehren muß!"

Der Onbaschi that noch fünf oder sechs Schritte und blieb dann stehen. Er war zehn Schritte von dem Feuer entfernt, dessen Schein die Dunkelheit der Stelle, wo er stand, kaum durchdrang.

„Salef!" rief er mit unterdrückter Stimme.

Der Posten horchte auf.

„Salef!" wiederholte der Onbaschi.

Er machte zur Beruhigung von Schwarz, welcher seinen Revolver auf ihn gerichtet hielt, um ihm beim geringsten Zeichen des Verrates eine Kugel zu geben, seine Sache ganz vortrefflich.

Der Posten blickte nach rechts hinüber zum nächsten Feuer. Er glaubte, von dorther gerufen worden zu sein. Dieses Feuer war vielleicht siebzig Schritte entfernt, und man konnte nicht einmal die Gestalt des bei demselben befindlichen Mannes sehen.

„Salef!" rief der Onbaschi zum drittenmal, jetzt mit etwas lauterer Stimme.

Jetzt merkte der Posten, woher der Ruf kam. Er stand schnell auf, blickte sich um, ergriff sein Gewehr und fragte:

„Wer ist da?"

„Ich."

„Wer ist dieses Ich?"

„Na ich! Kennst du mich denn nicht mehr?"

Der Posten sah einen Mann stehen, konnte aber seine Gesichtszüge nicht unterscheiden. Die Gestalt kam ihm bekannt vor, ebenso die Kleidung. Das beruhigte ihn.

„Sag deinen Namen, sonst muß ich schießen!" drohte er.

„Unsinn! Wirst du mich, deinen besten Freund, erschießen!"

„Allah w' Allah! Was redest du! Wenn du mein bester Freund bist, so komm doch näher!"

„Ich darf nicht."

„Warum?"

„Weil man mich sonst sehen könnte. Dein Feuer ist zu hell. Komm her zu mir!"

Der Posten wäre dieser Aufforderung gewiß nicht gefolgt; aber jetzt kam ihm auch die Stimme bekannt vor. Er machte eine Bewegung der Ueberraschung, ließ sein Gewehr fallen und sagte:

„Allah schütze mich! Stehen die Toten auf? Bist du es wirklich, Onbaschi?"

„Ja, ich bin es."

„Oder ist's dein Gespenst!"

„Nein; ich lebe. Fürchte dich nicht!"

„Aber du bist doch tot, ertrunken im Flusse und gefressen von den Krokodilen!"

„Fällt mir gar nicht ein! Ich bin mit Absicht in den Fluß gefallen. Jetzt habe ich dir etwas zu sagen, was für dich sehr wichtig und vorteilhaft ist. Aber wenn ich zu dir an das Feuer komme, könnte mich der andre Posten sehen."

„O, ihr Propheten und Kalifen! Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Der Onbaschi lebt; er ist nicht gestorben!"

„Schrei nicht so! Es ist nicht nötig, daß man hört, daß du mit jemand sprichst!"

Der Mann kam langsam und zögernd näher. Er traute doch nicht recht. Er war abergläubisch und hatte große Angst vor Geistern und Gespenstern. Er betrachtete den Onbaschi, ergriff ihn am Arme, drehte ihn herum, so daß er selbst mit dem Rücken gegen Schwarz zu stehen kam, und sagte dann aufatmend:

„Allah sei Dank! Es ist kein Gespenst, sondern du bist es wirklich! Aber, Mann, sage mir doch, weshalb du ins Wasser gesprungen bist!"

„Aus Klugheit. Ich wollte fort von hier."

„Fort von uns, die wir herrlich und in Freuden leben? Das nennst du Klugheit? Sind dir denn deine Gedanken — —"

Er konnte nicht weitersprechen, denn Schwarzens Hände legten sich in diesem Augenblicke so fest um seinen Hals, daß ihm der Atem verging.

„Binden!" raunte der Deutsche den darauf wartenden Asakern zu, indem er den Ueberraschten noch weiter vom Feuer weg in die Dunkelheit hineinzog.

Sie kamen herbei und fesselten den Mann, welcher dann niedergelegt wurde. Nun erst nahm ihm Schwarz die Hände vom Halse, zog sein Messer, beugte sich über ihn, setzte ihm die Spitze desselben auf die nackte, unbekleidete Brust und drohte:

„Sag kein lautes Wort, sonst ersteche ich dich!"

„Allah — — Allah — —" hauchte der Gefangene, nach Atem schnappend. „Ueberfallen, überfallen — — — betrogen von meinem eigenen Unteroffizier!"

Dieser letztere war weggetreten, um die zu erwartenden Vorwürfe nicht anhören zu müssen.

„Beruhige dich!" antwortete Schwarz. „Ich beabsichtige nicht, dir Böses zu thun. Gehorchst du meinem Befehle, still zu sein und nicht zu rufen, so wird dir nichts geschehen. Erhebst du aber deine Stimme auch nur so laut, daß sie an deinem eigenen Feuer gehört werden kann, so wird der Mann, den ich hier lasse, dir das Messer augenblicklich in das Herz stoßen. Das merke dir!"

„Wer bist du denn, und was wollt ihr hier?"

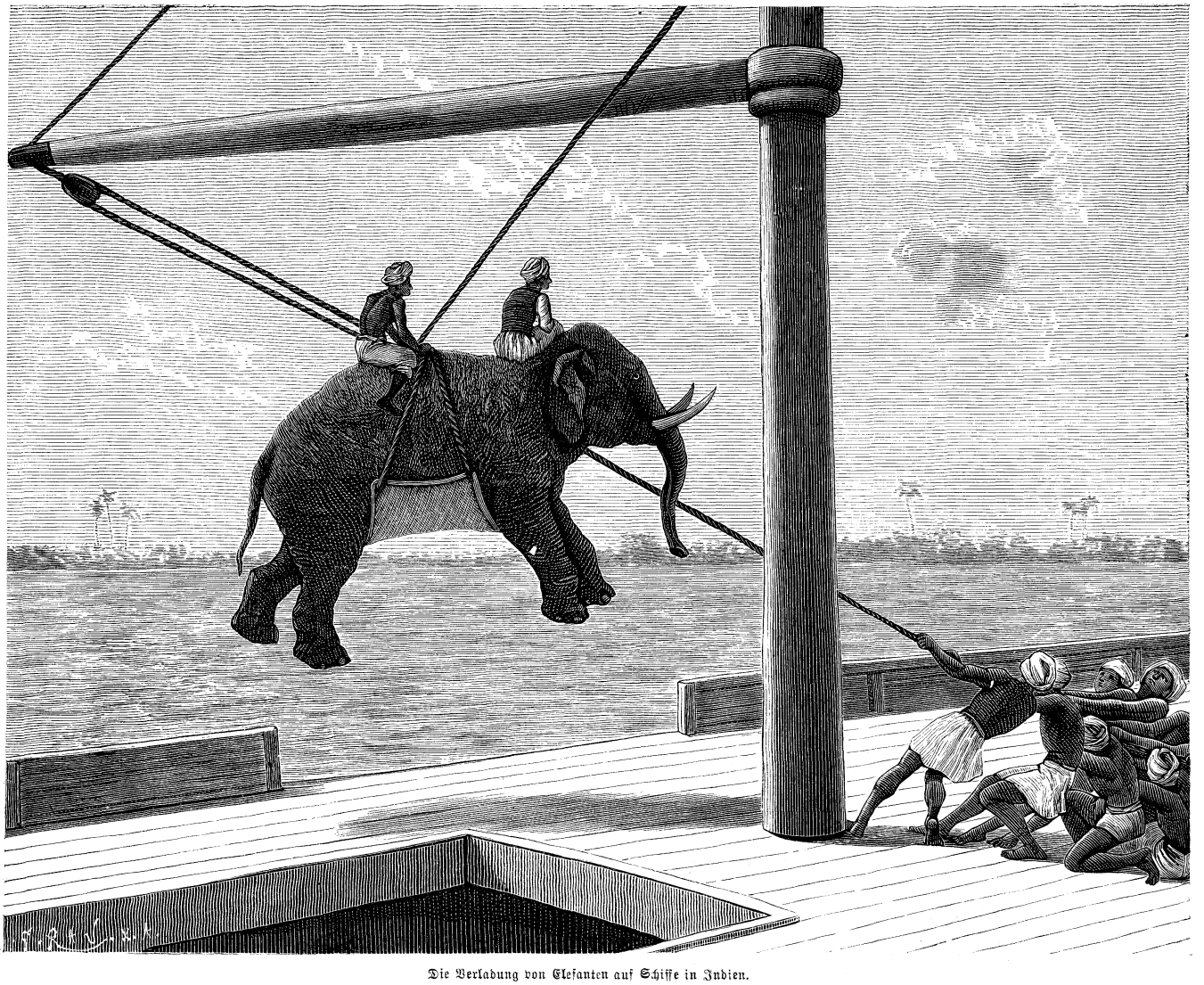
„Das geht dich nichts an. Also, wirst du schweigen, oder soll ich dir etwa einen Knebel in den Mund stopfen?"

„Nein, nein, da könnte ich ersticken! Ich schweige; ich sage kein Wort, keine einzige Silbe!"

„Das rate ich dir, dein Leben hängt an einem dünnen Haare!"

Nun setzte sich ein Asaker an das Feuer, ganz so, wie vorhin der Posten an demselben gesessen hatte. Ein zweiter Soldat kauerte sich bei dem im Dunkeln liegenden Gefangenen nieder und zog sein Messer, um es zum tödlichen Stoße bereit zu halten. Ihm sagte Schwarz:

„Schicke ich dann den Boten, so lösest du ihm die Fesseln von den Füßen, daß er gehen kann, und bringst ihn zu mir. Aber an den Händen bleibt er gebunden, damit er dir nicht entkommen kann. Lässest



Die Verladung von Elefanten auf Schiffe in Indien.

du ihn fliehen, so ist es um dich selbst geschehen. Jetzt weiter!"

Nun kam Pfotenhauer mit den übrigen Achtzehn herbei und sagte leise:

„Das haben's gut g'macht! Wann's bei den andern ebenso g'lingt, so können wir zufrieden sein!"

Da antwortete der „Vater der elf Haare" leise, aber in hörbar wegwerfendem Tone:

„Hatt Sie dachte, daß es nicht kann gelungte? Herr Doktor Schwarz hatt beweiste schon bei Gelegenheiten, öfteren, daß er gekonnte anschleichte alle Feinde, seinige und unsrige mit Sicherheit, elegant und komfortabel."

„Komfortable Sicherheit! Auch nit übel!" brummte der Graue.

„Still!" bat Schwarz. „Nicht etwa gar jetzt zanken!"

„Fällt mir gar nit ein!" antwortete Pfotenhauer.

Der Onbaschi wollte auf das wohlverdiente Lob nicht verzichten und fragte:

„Wie habe ich meine Sache gemacht, Effendi? Bist du mit mir zufrieden?"

„Sehr! Wenn du bei den andern Neun mit derselben Vorsicht und Klugheit verfährst, so sollst du eine Belohnung von mir bekommen."

„Ich werde sie mir verdienen; diese Versicherung gebe ich dir! Da sind wir schon beim zweiten Feuer."

„Kennst du den Namen auch dieses Mannes?"

„Ich kenne sie alle, wie ich dir bereits gesagt habe. Dieser Posten wird noch viel mehr erstaunt sein als der vorige, denn er stand dabei, als ich mich in das Wasser fallen ließ."

„So wird er um so leichter überrascht werden. Also hin zu ihm!"

Dieser zweite Wächter wurde auch unschädlich gemacht, und nach ihm auch die weiteren acht. Der Onbaschi fand sich außerordentlich gut in seine Rolle; er bediente sich stets derselben Worte, welche kein einziges Mal ihre Wirkung versagten.

Als man mit dem letzten Posten fertig war, kehrten die Vier, nämlich Schwarz, Pfotenhauer, der Kleine und der Onbaschi auf demselben Wege, den sie jetzt gemacht hatten, zu den auf sie Wartenden zurück. Bei dieser Gelegenheit überzeugten sie sich davon, daß an den Wachtfeuern alles in Ordnung war.

An der Stelle, wo die Asaker in tiefster Stille geharrt hatten, angekommen, sagte Schwarz zu dem Grauen:

„Sie werden hier bei den Leuten bleiben; ich aber schleiche mich nach dem Lager, um dasselbe in Augenschein zu nehmen."

„Ist das notwendig?" fragte Pfotenhauer.

„Ja. Ich muß wissen, wie ich die Leute zu postieren habe. Eher kann ich sie doch nicht mitnehmen."

„Ich thät's anders machen!"

„Wie denn?"

„Ich macht' gar nit viel Umständ' mit den paar Kerlen, und thät' gleich über sie herfallen."

„Von Ihrem Standpunkte aus haben Sie recht. Der Ueberfall würde ihnen so unvermutet kommen, daß sie vor Ueberraschung wohl gar nicht an Gegenwehr dächten. Uns aber ging dabei vielleicht viel verloren."

„Was könnt' das sein?"

„Wenn ich mich jetzt anschleiche, bekomme ich wahrscheinlich manches zu hören, was uns von Vorteil ist. Das würde aber nicht der Fall sein, wenn wir sie jetzt gleich überfallen."

„Aber Sie begeben sich in G'fahr!"

„O nein! Ich verstehe mich darauf, an jemand zu kommen, ohne daß er es bemerkt."

„So nehmen's wenigstens mich mit, damit ich Ihnen beispringen kann, wenn's fehl geht!"

„Ihre Gegenwart kann mir keinen Nutzen, sondern nur Schaden bringen. Komme ich je in Gefahr, was ich aber nicht glaube, so werde ich schießen. In diesem Falle eilen Sie mir sofort mit allen Leuten zu Hilfe. So lange ich dieses Zeichen nicht gebe, befinde ich mich in vollkommener Sicherheit. Sie brauchen also keine Sorge um mich zu haben, wenn ich längere Zeit fortbleibe."

Er ging. Pfotenhauer blickte ihm nach, bis er ihn nicht mehr sehen konnte, und räusperte sich dann unwillig. Es ärgerte ihn, daß er hatte zurückbleiben müssen.

„Haltet euch bereit," sagte er zu den Asakern. „Ihr habt gehört, was der Effendi sagte. Sobald er schießt, springen wir nach dem Lager. Wer sich dort nicht freiwillig ergibt, wird niedergehauen oder erschossen. Ich vermute, daß wir den Schuß bald hören werden. Es ist tollkühn, sich ganz allein in eine Gefahr zu begeben, welche man so leicht umgehen kann!"

Diese Worte ärgerten den „Vater der elf Haare". Er durfte nicht dulden, daß das Verhalten seines geliebten Herrn getadelt wurde; aber er wollte dem Tadler auch nicht vor den Soldaten entgegentreten, darum sagte er in deutscher Sprache, welche nicht von ihnen verstanden wurde:

„Was Herrrrr Doktor Schwarz hatt gemachte, seinte ganz gut und richtig!"

„So!" brummte der Graue. „Was versteht aan Dschelabi davon!"

„Ich verstante gar wohl davon! Ich sein geweste Zeit, sehr lange, bei Effendi, doktorigen, und hab' lernen kennte Person, seinige, sehr genau. Was er hatt gemachte, das hatt er gemachte stets richtig!"

Der Graue nahm diese Belehrung oder Zurechtweisung ruhig hin. Er wollte jetzt, wo es galt, still und vorsichtig zu sein, allen Zwist vermeiden. Der Kleine wandte sich stolz, keine Entgegnung gefunden zu haben, den Asakern zu und erzählte ihnen, auf welche Weise die Posten überrumpelt worden seien. Er wollte dabei seine Person in den Vordergrund stellen, wurde aber von dem „Vater des Gelächters" zurückgewiesen, indem ihm dieser erklärte:

„Was du uns da erzählst, das haben wir schon gewußt."

„So? Warst du denn dabei?"

„Nein. Aber der Effendi erklärte vorhin doch, wie es gemacht werden solle, und da es genau so geschehen ist, so brauchst du es uns nicht zu erzählen."

„Aber weißt du denn, wie ich mich dabei verhalten habe?"

„Ja."

„Nun, wie denn?"

„Du hast gar nichts gethan, sondern nur zugesehen. Oder willst du etwa von Heldenthaten sprechen, welche du gar nicht gethan hast?"

„Schweig! Du warst nicht dabei und kannst also unmöglich wissen, welche Verdienste ich mir um euch errungen habe. Du freilich hättest nichts gethan und nichts gewagt, sondern nur zugeschlagen, denn du bist zu weiter nichts nütze. Darum hat der Effendi nicht dich, sondern mich mitgenommen!"

„Weil ich mich ihm nicht angeboten habe! Dich hätte er auch nicht mitgenommen, wenn du ihn nicht darum angefleht hättest. Das ist ein Beweis, daß er überzeugt gewesen ist, dich nicht brauchen zu können."

„Willst du damit etwa sagen, daß ich ein unbrauchbarer Mensch bin?"

„Nein, denn jeder Mensch, selbst der allerdümmste, ist zu etwas nütze!"

„Oho!" stieß der Kleine zornig hervor. „Kommst du mir so? Nennst du mich den allerdümmsten Menschen? So wisse denn, daß ich sämtliche Wissenschaften studiert habe und auswendig kann! Was aber hast du gelernt? Nichts, gar nichts!"

„Laß mich in Ruhe mit deinen Wissenschaften! Wir wissen sehr genau, was wir davon zu halten haben. Ich bin dir da weit überlegen, denn ich kenne alle Völker und Dörfer, alle Länder und Einwohner des Erdkreises."

„Das machst du mir nicht weiß!"

„Ich habe es bewiesen!"

„Wann denn?"

„Auf der Seribah Madunga, wo du meine Fragen nicht beantworten konntest."

„Und du ebensowenig die meinigen, du dreimaliger und zehnmaliger ‚Vater des Gelächters' und der Lächerlichkeit!"

„Schimpfe nicht! Wie lautet denn dein Name? ‚Vater der elf Haare', rechts sechs und links fünf kleine Borsten! Schau dir dagegen den Bart an, mit welchem Allah mich erfreut hat. Jeder, der mich erblickt, hat Respekt vor dieser männlichen Zierde!"

„Mache dich nicht lächerlich! Seit welcher Zeit trägst du ihn denn? Seit einigen Wochen! Da kannst du noch gar nicht wissen, ob er Blüten und Früchte bringen wird! Und was meinen Namen betrifft, so brauche ich mich seiner nicht zu schämen. Man nennt mich Abu el buz, ‚Vater des Maules', weil die vordere Hälfte des Löwen mein Eigentum geworden ist. Du aber hast dich mit der hinteren zufrieden geben müssen, du armer ‚Vater des Schwanzes'!"

„Weil das Los so gefallen ist. Wie lautet denn dein eigentlicher Name, den du in deiner Heimat trägst? Ich habe ihn mir gemerkt. Uszkar Istvan heißt er. Wer einen so kurzen Namen trägt, kann kein berühmter Mann sein. Höre dagegen den meinigen! Ich bin Hadschi Ali Ben Hadschi Ishak al Faresi Ibn Otaiba Abu l'Oscher Ben Hadschi Marwan Omar el Gandesi Hasid Jacub Abd' Allah el Sandschaki!"

„Um Allahs willen, halt ein!" rief der Kleine. „Du ziehst diesen ewig langen Namen ja aus dem Munde, wie der Effendi heute den Wurm aus der Beule des Abaka-Negers gewickelt hat!"

„Willst du wohl schweigen!" fuhr ihn der Graue an. „Du schreist ja, daß man es dort beim Feuer hören muß. Willst du, daß man auf uns aufmerksam wird und der Effendi deinetwegen in Gefahr gerät!"

Das half. Der Kleine war still; aber nach einer Weile trat er nahe an den „Vater des Gelächters" heran und fragte ihn leise:

„Aergerst du dich, Hadschi Ali?"

„Ja," antwortete dieser. „Du dich aber wohl auch?"

„Natürlich!"

„Wer ist schuld daran?"

„Ich!"

„Nein, ich!"

„Also alle beide?"

„Ja. Darum ist der eine gerade so viel wert wie der andre. Verzeihst du mir?"

„Ja. Und du mir auch?"

„Ganz gern. Gieb mir deine Hand! Wir wollen uns nicht wieder zanken."

„Nein. Wenigstens heute nicht mehr. Das verspreche ich dir!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Verladung von Elefanten in Indien.

In Indien, wo die Elefanten zum Transporte größerer Lasten verwendet werden, stellt sich oftmals die Notwendigkeit heraus, diese Dickhäuter von einem Seeplatz zum andern überzuführen und das ist bei der Schwere der Passagiere, namentlich soweit es das Verladen betrifft, immer ein recht schweres Stück Arbeit. Unser Bild stellt eine solche Scene dar. Man legt zu diesem Zwecke dem Elefanten einen breiten festen Gurt um den Leib und bringt die starken Taue des Gurtenstückes mit dem Flaschenzug eines drehbaren Kranen in Verbindung. Das Tier wird auf diese Weise durch Menschenkraft an Bord gehoben und schließlich durch eine entsprechende Drehung des Krans in den Schiffsraum versenkt. Um dem Tiere ein gewisses Gefühl der Sicherheit zu geben, läßt man die Wärter und den Lenker des Elefanten die Luftreise gewöhnlich mitmachen. Das Tier wittert auf diese Weise keine Gefahr und die Verladungen gehen dann auch immer ganz glücklich von statten. In den größeren Hafenplätzen hat übrigens die Verwaltung der englischen Kolonial-Armee, in welcher der Elefant als Lastträger bekanntlich eine große Rolle spielt, in neuerer Zeit für die Zwecke solcher Verladungen moderne Hebewerkzeuge errichten lassen, gegen welche die Maschinerie des auf unsrem Bilde ersichtlichen Kranenwerkes eine recht primitive genannt werden muß.

Zur Götterlehre der alten Germanen.

Die vier Jahreszeiten.

Die Länder, in denen sich die alten Germanen seßhaft machten, als der große arische Völkerstrom von Mittelasien aus sich über Europa ergoß, Deutschland und Skandinavien, waren den Stürmen und Regengüssen in noch höherem Maße ausgesetzt, als heutzutage, denn unser Vaterland war noch von dichten Waldungen bedeckt, welche die Regenmassen an sich zogen und festhielten. In Germaniens Riesenwäldern und zwischen den wilden Bergen Skandinaviens ging unsren Vätern die Erinnerung an die lachenden Gefilde des Südens verloren, die sie in Asien gekannt hatten, und der großartige Ernst der Natur bildete in ihnen die tiefe Neigung zum Nachsinnen.

Schroffer als im Süden werden die Jahreszeiten im Norden geschieden, wie ja auch der Wechsel zwischen Tag und Nacht im Norden fühlbarer ist. All diese einschneidenden Gegensätze zwangen den Germanen, wenn er sich wohnlich niederlassen wollte, zum Kampfe mit den Naturkräften, und allgemach gestaltete sich der Wechsel der Jahreszeiten vor seiner Seele als ein Kampf zwischen wohlwollenden und übelwollenden Gottheiten, zwischen Göttern und Riesen. Der Donnergott, der lichte Balder und Frey kämpfen für das menschenfreundliche Licht und den Sommer, die rohen Naturkräfte, als Riesen gedacht, stehen ihnen entgegen.

Nach der Schöpfung hatte der gewaltige Donar mit den zuckenden Blitzen das trübe graue Gewölbe zerrissen und die Erde wohnlich gemacht, und nun herrscht der Frühlingsgott Balder und seine Gattin, die liebliche Blütengöttin Nanna. In tiefsinniger Weise hat der Germane den Mythus vom Wechsel der Jahreszeiten mit dem Mythus von der Fortentwicklung der Welt und ihrem einstigen Untergang vereint. Finstere Mächte verschwören sich zu Balders Vernichtung, die durch die Hand des unschuldigen blinden Hödur vollzogen wird. Nun ist die beste Zeit auf Erden vorüber, denn der erste Vorbote des Weltuntergangs ist erschienen. Aber der milde Gott Frey tritt vorläufig an Balders Stelle und sorgt für Fruchtbarkeit und Wachstum in der Natur. Wohl ist Donar der rechte biedere Menschenfreund, aber Frey überstrahlt ihn durch seine Milde. Und deshalb riefen ihn unsre Väter um Fruchtbarkeit und Frieden an. Wie im Weltmythus Wodan um die starre Rinda (die Erdoberfläche) wirbt, bis sie endlich seinem Werben nachgibt und dadurch eine Weltepoche des Wachstums ermöglicht, so wirbt Frey im Jahresmythus um die spröde Jungfrau Gerda, das Sinnbild der winterlich starren Erde. Wohl widersetzt sie sich dem freundlichen Werben, aber dem milden Strahl der Frühlingssonne gibt sie doch schließlich nach. Der Kultus des Gottes Frey scheint gegen Ende des deutschen Heidentums mehr und mehr zugenommen zu haben; er hatte sogar bis zu dem Maße eine greifbare Gestalt angenommen, daß einzelne Stämme ein Bild des Gottes im Frühling durch das Land führten. Das ist den allgemeinen Grundsätzen deutschen Glaubens zuwider, welche nur eine geistige Auffassung der Gottesgestalt kannten. Man opferte dem Segenspender verschiedenes Schlachtvieh, namentlich aber am Julabend, das ist zu Weihnachten, einen Eber. Zur Wintersonnenwende also, wenn die Sehnsucht nach dem Lichte und Segen des Frühlings am größten war, flehte man am innigsten den Gott der Milde an; das Julfest ist sein Fest, wie noch jetzt das Weihnachtsfest das Fest der Freude ist über die Ankunft des milden Gottes: es ist der große Wendepunkt zum Licht.

Vielfach hat der Germane seinen Jahresmythus gestaltet. Wenn die Zeit des Sommers mit den befruchtenden Gewittern, die Donar sendet, vorüber ist, dann beginnt wieder das Walten des Riesen: Thrym (das Wort ist mit dröhnen verwandt) hat alsdann, so sagte man, Donars Hammer gestohlen. Nur unter der Bedingung, daß ihm die reizende Göttin Freya gegeben werde, will der Winterriese den Hammer wieder herausgeben. Da rät einer der Götter, daß Donar sich als Freya verkleiden soll, um den Hammer wieder zu holen, und wie sehr die ehrliche Gottheit sich auch gegen den Betrug sträubt, so muß er schließlich sich doch dazu bequemen. Wohl erstaunt der grimmige Riese über die Eßlust der vermeintlichen Braut, als dieselbe einen ganzen Ochsen zum Mahl verspeist und drei Eimer Met dazu trinkt; wohl erschrickt er, als er den Schleier lüften will und Donars Flammenauge ihn anblickt; aber er läßt sich täuschen, und der Hammer wird geholt, um die Braut zu weihen. Da greift Donar zu und zerschmettert mit wuchtigen Hieben den Riesen und sein ganzes Geschlecht: der Winter ist besiegt. Noch in andrer Form tritt der Kampf des Frühlingsgottes gegen den Winter in der altdeutschen Sage auf. Der Frühling ist eine holde Jungfrau, die von einem grimmen Drachen, dem Winter, gefangen oder

irgendwo sonst in Banden gehalten wird. So ist die Sage von Siegfried, dem Drachentöter, nichts andres, als eine uns menschlich nähergerückte Form des Frühlingsmythus. Den Drachen hat er erschlagen, und nun durchreitet er die lohenden Flammen, um die im Zauberschlaf ruhende Jungfrau zu befreien. — Jahrhunderte des Christentums sind dahingerauscht, aber noch erzählen sich jubelnd die Kinder die Geschichte von dem kühnen Prinzen, der durch die Dornen sich den Weg bahnt, um das verzauberte Dornröschen zu befreien. Auch hier verknüpft das liebliche Kindermärchen uns noch mit den ernsten Zeiten sinnender Naturphilosophie.

Die Macht der Ausdauer.

Unter die Künstler rechneten die Alten auch die Meister der Beredsamkeit. Und in der That ist ein Redner, der im Schwunge der Begeisterung seine Hörer entzückt und zu hohen Thaten entflammt, ein Künstler im besten Sinne des Wortes. Er bildet die Gemüter seiner Hörer, gibt den aufs Begehren gerichteten Ideen die Wohlgestalt des sittlich Schönen. Um aber seiner Rede eine solche zündende Macht zu verleihen, muß der Redner selbst sein Inneres zu einem Kunstwerke gestaltet haben, er muß ein edler Charakter sein. Und solch ein Künstler in dem entwickelten Doppelsinne, ein Redner, welcher mit dem Wohllaute und dem Feuer seines Vortrags die Herzen und Gemüter zum Abbilde seines eigenen, durch und durch edlen und sittlich vollendeten Willens machte, ein solcher Künstler war der große Demosthenes.

Es ist hier jedoch nicht unsre Absicht, seine Verdienste als Redner und Staatsmann zu verherrlichen, sondern wir wollen auf seine Beharrlichkeit hinweisen, die ihn, den für die Redekunst körperlich und geistig scheinbar Untauglichen, zum größten Redner des Altertums machte.

Demosthenes ist 384 v. Chr. in Athen geboren. Er war der Sohn eines reichen Fabrikanten, der aber starb, als der Knabe erst sieben Jahre zählte. Die Erziehung übernahm der Oheim Aphobos, welcher in Gemeinschaft mit den übrigen Vormündern das ansehnliche, ca. 40 000 Frank betragende Erbe des Knaben und seiner Schwester sich aneignete, ja nicht einmal hinreichend für die Erziehung seines Mündels sorgte, indem er zuweilen die Lehrer des jungen Demosthenes nicht ordentlich bezahlte. Durch das Beispiel und den Ruhm des großen Redners Kallistratos angeregt, beschloß Demosthenes, selbst Redner zu werden. Er hörte den Philosophen Platon und machte ihn, besonders aber den Geschichtsschreiber Thukydides zu Mustern seines Stiles. Da Isokrates den Demosthenes nicht unter seine Schüler aufnahm, weil er den hohen Preis von 400 Gulden für den Kurs nicht zahlen konnte, so wendete sich der Jüngling an Isäos, der gegen die Zusicherung, später 5000 Gulden aus dem väterlichen Erbe des Demosthenes zu erhalten, ein Jahr lang sich ganz allein dem Unterrichte des jungen Mannes widmete. Bald nach seiner Mündigkeitserklärung begann Demosthenes den Prozeß gegen seinen Onkel Aphobos und dessen Helfershelfer und gewann ihn endlich. Allein statt der ca. 30 000 Gulden, welche Aphobos hätte zahlen sollen, bekam Demosthenes fast nichts. Er erwarb sich aber durch das Entwerfen von Gerichtsreden für die Prozesse führenden Athener (jeder mußte vor Gericht seine Sache selbst vertreten) ein ansehnliches Einkommen und nach und nach sogar ein Vermögen.

Demosthenes suchte nun, sich als öffentlicher Redner in der Volksversammlung bei Beratung von Staatsangelegenheiten bemerkbar zu machen; allein bei der ersten Rede fiel er durch. Demosthenes wagte jedoch, ermuntert durch seinen alten Freund Eunomos, ein zweites Auftreten; dieses fiel aber noch kläglicher aus, und Demosthenes war ganz verzweifelt.

Der Schauspieler Satyros zeigte nun Demosthenes, woran es ihm fehle, indem er diesen Stellen aus Sophokles und Euripides erst selbst vorlesen ließ und dann das Gelesene wiederholte. So merkte Demosthenes den großen Unterschied seines eigenen Vortrags von dem seines Freundes. Demosthenes ging nun an die Verbesserung seiner Fehler. Um sich zum beharrlichen Daheimbleiben zu zwingen, ließ er sich die Hälfte seines Kopfes kahl scheren, weil er in diesem Zustande sich vor Menschen nicht blicken lassen konnte. In einem abgelegenen Gemache stellte Demosthenes seine Versuche an. Er blickte beim Sprechen in den Spiegel, um jede unschöne Gesichtsbewegung sofort wahrzunehmen. Ueber seiner Schulter befestigte er ein Schwert, um sich das Zucken mit der Achsel abzugewöhnen. Die meiste Sorgfalt aber verwendete er auf die Bildung einer reinen, klangschönen Sprache. Große Schwierigkeit bereitete ihm die klare Aussprache des „R“. Er nahm beim Reden Kieselsteine in den Mund. Er ging ans Ufer des Meeres, um mit seiner Stimme die Brandung zu übertönen, oder er stieg, während er laut sprach, einen Berg hinan. Endlich glaubte Demosthenes, genug gethan zu haben, und erneuerte seinen Versuch, in der Volksversammlung zu sprechen und zwar diesmal mit Beifall, der sich fortwährend steigerte.

Die größten Erfolge erzielte Demosthenes gegen den König Philipp von Makedonien, welcher die Freiheit Griechenlands bedrohte, gegen ihn hielt Demosthenes drei große Reden, die erste 351, die zweite 346, die dritte 340. Demosthenes, der unterdes Senator geworden war, befand sich auch wiederholt als Gesandter seiner Vaterstadt am Hofe Philipps. Leider waren die athenischen Staatsmänner jener Zeit zum großen Teile unedel von Gesinnung, bestechlich und dem Demosthenes persönlich feind. Dies gilt von Eubulos, dem eigentlichen Lenker der Schicksale Athens, dann von Aeschines und Philokrates.

Philipp fürchtete den Demosthenes mehr als die Flotte und das Heer der Athener. Dennoch ist eigentlich er es, welcher für die gegen ihn gehaltenen Reden dem Demosthenes das größte Lob spendete, indem er nach Durchlesung der dritten Rede sagte: „Hätte ich den Mann reden hören, ich selbst hätte zum Kriege gegen mich gestimmt“. Noch heutzutage nennt man eine Rede, welche eine Sache entschieden bekämpft, eine „Philippika“.

Der Ruhm des Demosthenes drang weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus; insbesondere ward Demosthenes von dem Perserkönige Artaxerxes geschätzt. Wir aber bewundern noch heute, nach mehr als 2000 Jahren, den großen Redekünstler Demosthenes und schätzen zugleich den edlen Mann, den begeisterten Patrioten, den eisern fleißigen Menschen. Er bereitete sich auf alle Reden sorgfältig vor, und nur, wenn es das Wohl des Vaterlandes erforderte, ergriff Demosthenes das Wort zu freier Rede und wußte damit ebenso den Verstand zu überzeugen, als Gefühle und Entschlüsse anzuregen. Der Mann, der strebte, solange er lebte, und der durch sein unausgesetztes Streben so große

Erfolge errang, er ist wahrhaft ein leuchtendes Vorbild der Jugend dafür, wie sicher die Macht der Ausdauer alle Hindernisse überwindet.

Ein Walz- und Hammerwerk.

Es ist um die Zeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, daß eine großartige Umwandlung in der Feuerarbeit beginnt, welche, kann man sagen, das ganze Völkerleben mächtig verändert hat. Das Eisen gelangt zu einer Bedeutung für die Kultur der Menschen und Länder, deren Einwirkung und Tragweite noch heute gar nicht zu ermessen ist, denn immer großartiger lernt man das Eisen bearbeiten und zu Bauten ungeheurer Art verwenden. Der Schmied ist wirklich das geworden, wie die Mythologie ihn sich in Gott Vulkan und in den Cyklopen vorstellte.

In alter Weise schafft das ehrsame Handwerk des Schmiedes noch immer fort für den gewöhnlichen täglichen Bedarf, daneben strebt aber der Sinn der Kulturwelt ins Große, bietet Ehrgeiz und Arbeit auf, um Gewaltiges mit früher ungekannten Kräften der Natur zu leisten. Und es ist der Schaffenskreis des Schmiedes, der vorzugsweise für diese Revolution der Arbeit in Dienst gestellt ist und ihr in ungeheuerlichen Leistungen den Sieg gegeben hat. Der Hammer des Schmiedes hat das Thor des großen eisernen Zeitalters, in dem wir leben, aufgeschlagen.

Kameraden, wenn ihr in eine kleine Schmiede an der Straße einen Blick werfet und da die Gesellen am Amboß auf das glühende Eisen schlagen sehet, daß die Funken um sie sprühen, und wenn euch andrerseits einmal Gelegenheit geboten wird, eins der großen Hammer- und Walzwerke zu besichtigen, da habt ihr den Unterschied zwischen dem, was seit Jahrtausenden das Handwerk des Schmiedes gewesen, und was seit einem Jahrhundert als Fabrik- und Industriebetrieb daraus geworden ist! Eine gewöhnliche Schmiede und ein Walz- und Hammerwerk — welcher Abstand zwischen klein und groß, zwischen dem Kinde, aus dem ein Gigant wurde! Statt der nervigen Menschenarme seht ihr eiserne Ungeheuer, welche mit fabelhafter Kraft Riesenblöcke glühenden Eisens verarbeiten, es drehen und wenden, zusammenschlagen und formen, so daß man aus einem Erstaunen ins andre verfällt. Die frühere Menschenarbeit ist in eine maschinenartige Leistung verwandelt und die kleine Schmiedeesse ist eine Hölle geworden, in deren Feuer Berge von Erz geschmolzen und geglüht werden.

Ein Walzwerk! Da holen die halbnackten Männer, mit Masken vor dem Gesicht, um es vor der Glut zu schützen und das Augenlicht zu bewahren, mittels langer Zangen die glühende Eisenmasse aus dem Ofen, werfen es auf ein mächtiges Gestell, wo es durch den Druck des Maschinenhammers wie weiches Wachs gepreßt wird. Ehe es noch aus dem Rotglühen herauskommt, zieht man es von diesen Gestellen als Schienen, Rundstäbe oder Blechplatten herunter. Kaum fertig damit, wird schon ein andrer weißglühender Eisenblock herangebracht und in derselben Art der Verarbeitung unterworfen.

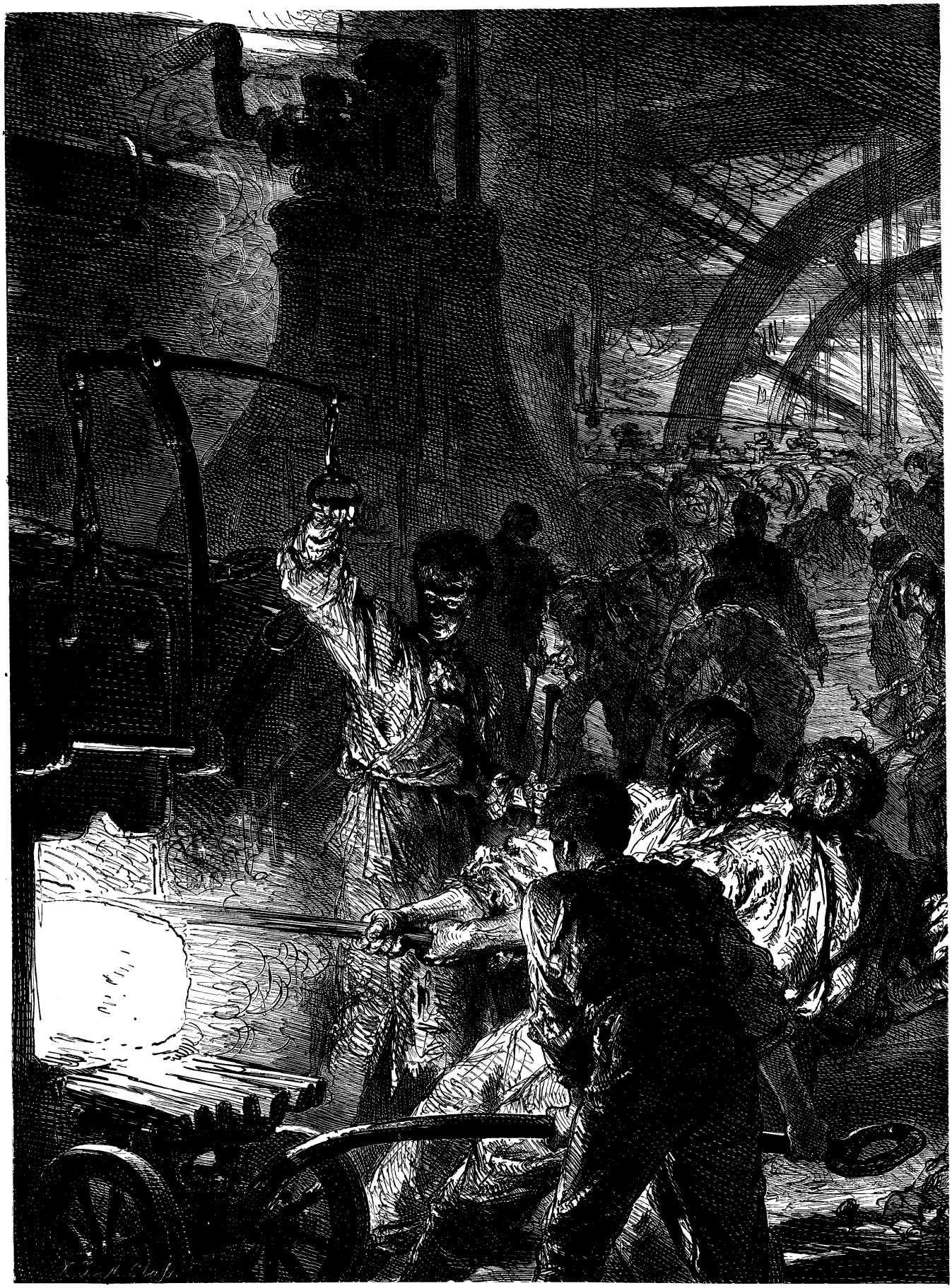
Oder laßt euch beschreiben, wie in der Riesenwerkstatt von Krupp, dem berühmten Kanonenkönig in Essen a. d. Ruhr, eins der gewaltigen Geschütze gemacht wird! Ist der Guß des Metallblocks fertig, die Form rundum zerschlagen, so hebt ein Kran mit seiner ungeheuren Kraft den Block von mehreren hundert, ja ein paar tausend Centnern, mit spielender Leichtigkeit auf den nebenstehenden tafellangen Amboß unter den Dampfhammer von tausend Centner Schwere. „Fritz“ heißt dieser Zuschlager und Fritze schlägt sogleich los; er saust aus seiner Höhe nieder und unter seinem ersten dumpf dröhnenden Schlag prasseln Millionen Funken und brennende Eisenteilchen und mit ihnen die Unreinheiten heraus, welche die Stahlmasse noch enthielt. Fritz schlägt wohl hundertmal auf sie nieder und preßt sie wie einen Schwamm zusammen. Der Kran ist der gewaltige Arm, der sie hebt, und hundert gepanzerte Arbeiterhände wenden sie mit Stangen und Gabeln, um ihr mit der Pressung auch die vorgeschriebene Form zu geben. Eine schwere Arbeit in der glühenden Stickluft voller Eisenstaub!

Endlich ist's geschehen und es liegt die gestampfte Masse als ein Ungetüm in einer Länge von 10, 12 oder 14 m in rotem Glühschein da, mit einem runden Leib, der von einem Ende bis zum andern im Umfang sich vergrößert. Eine neue Arbeit beginnt nun mit ihm. Der Kran hebt eine gewaltige, eben gegossene Platte in weiß glühender Pracht empor und die Gesellen wissen sie unter der Mitwirkung des Dampfhammers wie einen Mantel um den cylindrischen Kern zu legen, so daß der vordere Teil desselben frei davon bleibt. Fest wie verwachsen mit dem Leib ist der Mantel bald darauf geschmiedet. Mit der Rüstung, die noch in ähnlicher Art aufgelegt wird, ist solch ein Stahlklotz an 1500—2000 Centner und mehr schwer. Es soll eine Riesenkanone daraus werden. Eine Bohrmaschine bringt ihm die „Seele“ bei, die Geschoßröhre und vieles andre. Ja, in einem solchen Walz- und Hammerwerk geht man mit tausend Centner schweren Eisenblöcken wie in einer Dorfschmiede mit pfundschweren um. Da kann man Respekt vor der Arbeit und dem Menschengeist bekommen, welcher so großartige Werke erdacht und erschaffen hat.

Gefährliche Begegnung.

Unter den kleinen Andenken und Merkwürdigkeiten, die ich von meinem amerikanischen Streifzuge mit heimgebracht, befindet sich auch die Rassel einer Klapperschlange. Ich betrachte sie zuweilen gern und erinnre mich jener Zeit, wo ich aus reiner Lust Abenteuer, Strapazen und Mühseligkeiten aller Art freiwillig ertrug und mehr als einmal mein Leben leichtsinnig in die Schanze schlug. Noch jetzt sind mir jene unvergeßlichen Minuten starrer Todesangst lebendig gegenwärtig, die mich zum erstenmal mit einer Klapperschlange in nähere Berührung brachten und mir zu der oben erwähnten Trophäe verhalfen.

Die Klapperschlange, eine der gefährlichsten Giftschlangen Nordamerikas, findet sich daselbst südlich vom 45. Grad sehr zahlreich, und jährlich fallen ihr eine Anzahl von Menschen zum Opfer. Die tödliche Wirkung des Bisses tritt so schnell ein, daß bei dem Mangel an ärztlicher Hilfe der Gebissene fast niemals zu retten



In einem rheinischen Hammer- und Walzwerk.

ist. Alle jene interessanten Geschichten von wunderbaren Heilungen sind größtenteils in das Gebiet der Reiseschriftsteller-Phantasien zu verweisen. Mir ist niemals ein Mensch begegnet, der, einmal von einer Klapperschlange gebissen, mit dem Leben davongekommen wäre, dagegen hat man mir Dutzende von Fällen zur Warnung erzählt, in denen der Tod nach wenigen Stunden den Unglücklichen ereilte.

Die große amerikanische Klapperschlange (rattle-snake) ist ausgewachsen 6—8 Fuß lang und von enormer Dicke, wie ja überhaupt sämtliche Giftschlangen sich von den ungefährlichen schon äußerlich durch den, mit ihrer Länge verglichen, unverhältnismäßigen Umfang auszeichnen. Dieser Umstand und die Thatsache, daß das Reptil selten ungereizt angreift, verbürgen dem Reisenden, besonders unglückliche Zufälle abgerechnet, eine verhältnismäßige Sicherheit. Es liegt auf der Hand, daß man bei einiger Vorsicht im stande ist, einer Begegnung auszuweichen, denn die Größe des Tieres und die lebendigen Farben des beschuppten Leibes erregen die Aufmerksamkeit des Jägers, der die Urwälder durchstreift, schon auf eine gehörige Entfernung. Man müßte geradezu blind sein, wollte man auf eine Klapperschlange treten, wie es so häufig bei der kleinen und deshalb gefürchteten Mokassinschlange vorkommt, die glücklicherweise viel seltener ist. Das warnende Rasseln der Schwanzringe hört man dagegen nicht immer, besonders nicht bei feuchtem Wetter, und man thut daher gut, sich mehr auf seine Augen, als auf seine Ohren zu verlassen, was ich überhaupt jedem anraten möchte, der gleich mir einmal in die Lage kommen sollte, sich wochen-, ja monatelang im Urwald herumzutreiben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen will ich zu schildern versuchen, auf welche Weise ich die persönliche Bekanntschaft des giftigen Reptils machte.

Wir — meine Genossen und ich — waren schon einige Wochen den Red River aufwärts gewandert, um einen geeigneten Platz zur Ansiedlung zu suchen, ohne von gefährlicheren Bestien, als etwa Mosquitos belästigt zu werden. Von der Klapperschlange hatten wir zwar viel gehört, denn kein Farmer, bei dem wir einsprachen, unterließ, uns zu warnen und die üblichen Schaudergeschichten zu erzählen, aber niemals war uns noch das Reptil selbst zu Gesicht gekommen. Wir fingen an, lässiger zu werden und die Gefahr gering zu schätzen, denn nichts stumpft so sehr gegen wirkliche Fährlichkeiten ab, als täglich darüber zu sprechen, ohne ihnen jemals zu begegnen. Man fällt dann nach einer kurzen Periode übertriebener Aengstlichkeit leicht in den entgegengesetzten Fehler, alles für thörichtes Gespräch zu halten, die Sache von der leichtsinnigen Seite zu nehmen und jede Vorsicht zu verachten.

In den letzten Tagen waren wir, indem wir uns nach Süden zu vom Flusse abwendeten, in ein schönes hügeliges Waldland gekommen, wo es uns ausnehmend gefiel, denn die Sumpfniederung des Red River ist ein nichts weniger als angenehmer Aufenthalt. Wir hatten einmal wieder anstatt des schwankenden Bodens festen Grund unter den Füßen, freier atmete die Lunge als in der dunstgeschwängerten Atmosphäre jenes Striches, und das Auge ergötzte sich an der wechselnden Scenerie von Berg und Thal.

An einem reizenden Abhang, bei einem kleinen, aber krystallklaren Quell, machten wir an jenem Tage Rast, indem wir beschlossen, trotzdem es noch nicht Mittag war, nicht weiterzugehen. Die Pferde wurden abgesattelt, angepflöckt, das Mittagsbrot, bestehend aus in der Pfanne selbst gebackenem Maisbrot, etwas trockenem Büffelfleisch und einem Becher dünnen Kaffees, auf einem schnell angezündeten Feuer bereitet, und dann streckten wir uns behaglich am Boden aus, setzten die Pfeifen in Brand und plauderten. Die frohe Sorglosigkeit eines solchen Waldlebens ist mit nichts zu vergleichen. Sie allein entschädigt für die Strapazen und Entbehrungen, die es unvermeidlich mit sich bringt.

Obgleich mir eigentlich ein Tag der Erholung sehr notwendig war, ließ mir das Jagdfieber doch keine Ruhe. Ich hätte gar zu gern ein Pantherfell als Trophäe mit heimgebracht, und bot alles auf, mit einem solchen Raubtiere einmal zusammenzutreffen. Kaum war die größte Sonnenhitze vorbei, als ich aufsprang, die Büchse ergriff und Anstalten zu einem Pürschgang traf. Wir waren außerdem seit drei Tagen ohne frisches Fleisch und deshalb ein Braten sehr erwünscht.

Ich wendete mich dem Laufe des Baches nach, der unstreitig in eine Thalniederung führen mußte, deren Dickichte, wie ich aus Erfahrung wußte, stets Wild in Menge bargen. Es mußte noch früh, nach dem Stande der Sonne etwa vier Uhr nachmittags sein. Meine Taschenuhr konnte ich nicht mehr um Rat fragen, da ich bereits seit einer Woche vergessen, sie aufzuziehen. Eine Uhr ist in der That im Walde ein so unnützes Möbel, wie ein Spiegel oder ein Stiefelknecht. Man glaubt gar nicht, wie bald sich der Mensch civilisierter Bedürfnisse entwöhnt.

Ich hatte noch mehrere Stunden bis zum Anbruch der Dunkelheit und brauchte daher nicht zu eilen. Behaglich schlenderte ich, die Büchse unterm Arm, in einer landschaftlich herrlichen Thalsohle dahin. Dem Eindruck, den eine großartige Natur auf mich ausübt, habe ich mich nie entziehen können — niemals und unter keinen Verhältnissen. Es mag wohl sein, daß mir der rechte Jägersinn ganz abgeht, denn selbst in Momenten der Erregung, auf dem Anstand oder auf der Fährte des Wildes konnte ich nicht unterlassen, die Augen vom Boden fort und auf die Waldscenerie zu lenken und nie habe ich ein Stück Wild getötet, war es uns zu unsrer Erhaltung auch noch so nötig, ohne beim Anblick des sterbenden Tieres heftige Reue und quälendes Mitleid zu empfinden. Auch diesmal reizte mich die Jagd wenig, die Naturscenerie nahm alle meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Den eigentlichen Zweck meines Ganges, sowie jede Vorsicht vergaß ich ganz über dem bewundernden Anschauen der herrlichen Vegetation, und so schlenderte ich fast träumend dahin.

Da schreckte mich ein eigentümlicher Ton auf — er klang ähnlich dem Geräusch, welches Kinder hervorzubringen pflegen, indem sie Erbsen in einer getrockneten Gänsegurgel schütteln. Es hatte etwas Unheimliches, etwas Alarmierendes an sich und folgte in kurzen Pausen mehrmals aufeinander. Unwillkürlich blieb ich stehen und spähte um mich her, während ich die Büchse schußfertig machte.

Nichts war zu sehen. Entweder hatte ich mich getäuscht, oder irgend ein Vogel, vielleicht ein Specht, war der Urheber.

Ich entschloß mich daher, meinen Weg fortzusetzen, aber kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als das eigentümliche Rasseln schärfer und deutlicher ertönte. Meine Augen flogen blitzschnell nach der Richtung des Schalles, und da bemerkte ich denn die Gefahr, der ich mich ahnungslos genähert. Eine ungeheure Klapperschlange lag zusammengerollt fast unmittelbar vor mir am Fuße eines Maulbeerbaumes, die Ringe sprungfertig straff gezogen, die Rassel kerzengerade aufgerichtet

und den glatten, schuppengepanzerten Kopf etwas aus der Mitte der Windungen erhoben. Die glänzenden Augen des Reptils waren funkelnd und glühend auf mich gerichtet und die lange, gespaltene Zunge ging hin und wieder, — alles das übersah ich mit einem Blick.

Daß ich überrascht und erschreckt, ja etwas fassungslos war, mich so unmittelbar der furchtbaren Gegnerin gegenüber zu sehen, darf ich frei zugestehen. Der Anblick einer großen Schlange hat etwas magisch Erstarrendes — die tückischen, glänzenden Augen, der glatte Leib, das Bewußtsein der tödlichen Wirkung ihres Bisses erregen ein Gefühl, das zwischen Furcht, Widerwillen und Grauen schwankt. Es ist der Tod in seiner widerlichsten Gestalt, der uns angrinst.

Heftig trat ich nach rückwärts, indem ich zugleich instinktiv den Hahn des Schrotlaufes meiner Büchsflinte spannte, ohne mir eigentlich Rechenschaft über mein Thun zu geben. Unglücklicherweise verwickelte ich mich dabei mit dem Fuße in einer am Boden hinkriechenden Wurzel, stolperte und stürzte rücklings zur Erde.

Von dem Entsetzen, das in diesem Moment mein Herz mit eiskalter Hand packte, vermag ich dem Leser keinen Begriff zu geben. Ich hielt mich für verloren, überzeugt, daß die gereizte Schlange meinen Sturz als das Signal zum Angriff ansehen und auf mich losfahren würde. Schon glaubte ich den Giftzahn des Reptils in meinem Fleische und mich von ihren erstickenden Windungen umringelt zu fühlen. Mein Denk- und Empfindungsvermögen war einige Sekunden vollständig paralysiert — das Herz setzte geradezu seine Schläge aus und der Atem stand mir still. Ich hielt meinen Tod für gewiß.

Dann schoß mir das Blut wild in die Schläfen und ich erhielt die Besinnung wieder. Noch war ich nicht gebissen, noch war Rettung möglich. Ich wurde mit einemmal ruhig — ganz kalt und ruhig, und vermochte klar über meine Lage zu denken.

„Nur keine heftige Bewegung!“ rief ich mir selbst zu, „ums Himmels willen Besonnenheit!“

Langsam wagte ich endlich den Kopf zu heben. Die Schlange lag noch auf dem alten Fleck, nur die Ringeln hatte sie straffer zusammengezogen, den Hals hoch emporgereckt, wohl einen Fuß schwankte er über dem greulichen Knäuel des Leibes, der Kopf war zurückgebogen, der Rachen geöffnet — so zischte sie mich angriffsbereit an.

Wir starrten einander eine Zeitlang regungslos an, jeder den Angriff des andern erwartend. Ich wußte, daß die geringste Bewegung meinerseits die Schlange zum Sprunge reizen konnte und wagte daher nicht, mich zu rühren. Mein ganzes Sinnen und Denken war darauf gerichtet, einen Ausweg aus meiner fürchterlichen Lage zu finden. Die Gedanken kreuzten sich mit Blitzesschnelle in meinem Gehirn, und wie ich mich ganz deutlich erinnere, klar und sicher.

So konnte es nicht bleiben — ich mußte einen Entschluß fassen. Aufspringen und fliehen wäre Wahnsinn gewesen — ebenso, zu verweilen, in der Hoffnung, die Schlange möchte ihrerseits den Rückzug antreten. Langsam, die Augen starr meiner Gegnerin zugewendet, zog ich die Büchse an mich und fing dann ebenso vorsichtig an, den Oberkörper zu heben. Die Schlange beobachtete mich aufmerksam, der Hals schwankte hin und her, die Windungen des Leibes zogen sich fester und fester und höher reckte sich der Kopf. Was ich in jenen qualvollen Augenblicken ausgestanden, was mir alles für Gedanken kamen, läßt sich nicht wiedergeben. Mein ganzes vergangenes Leben zog noch einmal blitzschnell an meinem Geiste in bunten Bildern vorbei, die Gestalten meiner Lieben, die ich im Vaterland zurückgelassen, traten vor meine Augen und sahen mich traurig an. Und ich sollte hier im wilden Wald, fern von ihnen, eines so elenden Todes sterben? „Nein,“ schrie es in mir, „es kann nicht sein! Nur Ruhe, nur Besonnenheit, noch ist ja Aussicht auf Rettung!“

Mittlerweile hatte ich mich Linie für Linie aufgerichtet, bis ich in eine sitzende Position gelangte, und fing nun an, behutsam die Büchse in die richtige Lage zu bringen. Ich wußte, daß das meine letzte Hoffnung war. Der Schrotschuß mußte auf diese geringe Entfernung von zerschmetternder Wirkung sein. Nicht zu atmen wagte ich während meines Beginnens. Noch etwas höher den Lauf! Es gelang — der Kolben lag an meiner Wange.

Ich bin sicher, daß ich weder Korn noch Visier sah, denn vor meinen Augen begann es grün und rot zu flimmern. Mit gewaltsamer Anstrengung suchte ich das erregte Blut zu zwingen. Noch einen Blick über den Lauf, der gerade auf den Kopf der Schlange gerichtet war, welcher ja den gefährlichen Giftzahn barg, den zu vernichten mein einziges Bestreben — dann krachte der Schuß. Zugleich schnellte ich, ohne mich von seiner Wirkung zu überzeugen, empor und rannte, wie von Furien gehetzt, einige hundert Schritte in den Wald hinein.

Ich war außer aller Gefahr — dem Tode entronnen. Wer das Gefühl noch nicht an sich erfahren hat, dem ist es nicht klar zu machen. Wie eine Ohnmacht befiel es mich, und erst nach geraumer Zeit vermochte ich, mit zitternden Händen den abgeschossenen Lauf zu laden, worauf ich mich vorsichtig dem verlassenen Orte wieder näherte.

Der Schrotschuß hatte gut getroffen — der Kopf der Schlange war vollständig zerfetzt und vom Rumpfe getrennt. Mit einer seltsamen gemischten Empfindung von Freude und Grauen setzte ich mich in einiger Entfernung nieder und beobachtete den schwächer und schwächer werdenden Todeskampf des Reptils, bis nur noch leise Zuckungen verrieten, daß es einst Leben besessen. Dann trat ich herzu und schnitt die Schwanzrassel, deren Warnung ich meine Rettung verdankte, als Siegeszeichen ab. Sie zählte dreizehn Hornringe, ein Beweis, daß die Schlange von der ältesten und stärksten Art war.

Mit Bewunderung betrachtete ich die schöne Zeichnung des Leibes, der bräunlich-grau und unten am Bauche hellgelb gefärbt war. Auf dem Rücken befanden sich achtzehn schöne dunkle, gelbgeränderte Flecke, die Schwanzspitze war schwarz und lief in die oft erwähnte Klapper aus. Das ganze Exemplar maß etwa sieben Fuß.

Die ausgestandene Angst und Aufregung hatten mich dermaßen abgespannt, daß ich unfähig war, meinen Vorsatz, der Jagd obzuliegen, auszuführen. So schlang ich einen Riemen um den Leib des Reptils und kehrte, ihn hinter mir herschleifend, nach unsrem Lagerplatz zurück, wo mich meine Freunde mit nicht geringem Erstaunen empfingen.

Die Haut der Klapperschlange verarbeiteten wir später zu zwei schönen Schrotbeuteln, die leider verloren gegangen, die Rassel aber bewahre ich noch heute zum ewigen Andenken an meine Abenteuer im texanischen Urwald und an jene unvergeßlichen Minuten entsetzlicher Todesangst, Aug' in Auge mit einer Klapperschlange.

Pilzsammeln.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Die Naturforschung hat aber längst nachgewiesen, daß keine organischen Gebilde ohne elterliche Keime entstehen. Haltet daher an dem Satze fest: Omne vivum ex ovo! Verstehst du, Fritz?"

„Das heißt: Ohne Keime kein Leben," antwortete dieser.

„Aber was hat man beim Einsammeln etwa noch zu beachten," fragte Franz.

„Man sammle vor allem nur junge Exemplare," fuhr der Doktor in seiner Erklärung fort, „wenn die Pilze alt werden, sind sie meist von Maden durchfressen, daß man sie nicht mehr gebrauchen kann, deshalb muß der Pilzsammler stets ein Messer zur Untersuchung bei sich führen, um das schadhafte Fleisch an Ort und Stelle wegschneiden zu können. Ich habe auf meinen Ausflügen stets etwas Papier bei mir, um die Pilze, welche ich zum Zwecke der Untersuchung mit nach Hause trage, in dasselbe einzuwickeln, damit sie gut erhalten bleiben. Sonst gibt es nichts weiter Wesentliches beim Sammeln zu beachten, als daß man nicht bei allzu feuchter Witterung auf Beute ausgehen soll, da die Schwämme nach anhaltendem Regen wässerig und schmierig werden und weniger gut sind. Die Hauptsache bleibt immer, daß der Sammler mindestens die bekanntesten eßbaren Arten von verdächtigen und giftigen wohl zu unterscheiden weiß. Und nach und nach kann man seine Pilzkenntnis erweitern, und daß dieses sehr gut möglich ist, wenn man Lust und Liebe zur Sache hat, das könnt ihr bei eurem Freund Fritz sehen, der euch bereits als ein zuverlässiger Führer auf der Schwammjagd dient."

„Glücklicherweise," fiel Fritz ein, „ist die Zahl der eigentlichen Giftschwämme eine verschwindend kleine gegenüber den eßbaren."

„Und die meisten giftigen Arten findet man in der Familie der Lamelleschwämme," ergänzte der Doktor. „Ihr habt euch als solche den Fliegen- und Pantherpilz, den Giftknollenblätterpilz, Speiteufel, Rißpilz, Schwefelkopf und das Gifteierschwämmchen zu merken. Die Familie der Röhrenpilze hat nur den Satanspilz als giftigen Vertreter, dagegen sind alle Stachelpilze und Ziegenbärte, soweit sie weiches und schmackhaftes Fleisch haben, zu genießen. Außer den genannten gibt es allerdings noch eine Menge Arten, die als verdächtig gelten, es würde aber zu weit führen, wenn ich sie euch alle aufzählen wollte; in eurem Pilzbuche werdet ihr diese Andeutung näher erläutert finden."

„Es ist doch bedauerlich," bemerkte Fritz, „daß man die gesammelten Pilze nicht so aufbewahren kann, wie man andere Pflanzen im Herbarium aufzubewahren pflegt. Man würde doch öfter seine Freude haben, wenn man sich dieselben auf diese Weise veranschaulichen könnte."

„Warum nicht?" antwortete der Doktor, „die Pilze sind durchaus nicht so vergänglich wie es den Anschein hat. Die kleinen Arten lasse man nur etwas trocknen, um sie dann ohne weiters unter gelindem Druck zwischen Fließpapier zu pressen. Die größeren, sehr fleischigen Arten halbiert man vom Scheitel her, schält dann vom Hute die Hauptsache des Fleisches heraus und preßt die ausgeschnittene Oberhaut, desgleichen ein vom Stil abgeschnittenes Längsstück, um somit alle wesentlichen Teile des Pilzes beisammen zu haben. Das Fließpapier muß sehr häufig gewechselt werden, da die fleischigen Pilze sehr viel Wasser enthalten, das beim Pressen an das Papier abgegeben wird. Das Trocknen am Ofen ist nicht zu empfehlen. Diejenigen größeren Arten, welche von trockener, korkig-lederartiger Konsistenz oder nicht fleischig sind, kann man einfach an der Luft trocknen. Zu diesem Behufe habe ich gewöhnlich Stifte auf ein Brettchen geschlagen und die Pilze mit dem Stiele aufgespießt und hier vertrocknen lassen. Auf diese Weise habe ich z. B. den großen und ansehnlichen Regenschirmpilz, den ihr kennt, eine lange Zeit gut erhalten auf meinem Arbeitstische stehen gehabt. Man kann solche große Exemplare in einem Schranke aufbewahren, während alle andern, soweit es irgend möglich ist, im Herbarium unterzubringen sind. Ich muß jedoch auch bemerken, daß oftmals derartige Präparate, da sich häufig beim Trocknen die Farbe verändert, nur ein unvollkommenes Bild des lebenden Pilzes abgeben. Ja, liebe Jungens, so gern ich auch euch mehr erzählte, so müssen wir doch jetzt aufbrechen; ich begleite euch noch ein Stück des Weges durch den Wald."

Bald hatten wir dort unsre Botanisierkapseln mit eßbaren Pilzen gefüllt.

„Apropos!" rief endlich der Doktor, „wie haben euch die schönen Pilze von unsrem letzten Ausfluge geschmeckt?"

„Herrlich, lieber Herr Doktor," antwortete der kleine Paul rasch, „die Mahlzeit war so reichlich, daß wir des andern Tages noch einmal davon gegessen haben."

„Nun," sagte der Doktor, „recht haushälterisch habt ihr zwar gehandelt, wenn ihr den Rest der gekochten Schwämme nicht habt umkommen lassen, klug seid ihr aber nicht gewesen. Deshalb merkt euch, aufgewärmte Pilzgerichte zu essen, ist nicht ratsam, weil durch das Wiederaufwärmen gekochter Schwämme Zersetzungsprozesse veranlaßt werden, deren Produkt dem menschlichen Körper einverleibt, eine nach ihrer Qualität und Quantität verschiedene Erkrankung der Verdauungsorgane zur Folge haben kann. Dergleichen Erkrankungen könnt ihr auch tagtäglich nach dem Genusse zersetzten Fleisches, verdorbener Milch, alten Käses u. s. w. beobachten. Ganz besonders haben aber die Pilze Neigung, Zersetzungsprozessen anheimzufallen, ein Umstand, der bei ihrer chemischen Zusammensetzung — einige enthalten bis zu 90 % Wasser, die Mehrzahl sehr reichlich Pflanzenalbumin — nicht wunder nehmen kann. Nun will ich euch aber sagen, wie man die Schwämme benutzt, wenn man sie nicht binnen 24 Stunden frisch verwenden kann. Die Schwämme werden geputzt, mehrmals mit kaltem Wasser abgewaschen, in Stückchen geschnitten und auf Brettern an der Sonne oder am Ofen getrocknet. Die kleineren Pilze kann man auch an Fäden gereiht, an frischer Luft abwelken lassen. Die getrockneten Pilze werden in Gläsern oder Säckchen an luftigen Orten aufbewahrt. Vor dem Gebrauche werden sie im Wasser aufgeweicht."

„O, das ist sehr gut!" rief der kleine Paul, „auf diese Weise kann man auch im Winter ab und zu 'mal Pilze essen."

„Gewiß!" sagte der Doktor, „bis zum Winter habt ihr auch noch viel Gelegenheit, von dieser praktischen Aufbewahrungsmethode Gebrauch zu machen. — Und hiermit genug für heute, denn es wird Zeit, daß wir uns trennen."

„Aber noch eine Frage gestatten Sie mir, Herr Doktor," rief Franz. „Wird das Wort Pilze und Schwämme in zweierlei Sinne gebraucht?"

„Nein, lieber Franz," erwiderte der Gefragte, „man gebraucht diese Ausdrücke fast unterschiedslos. Allerdings wendet man das Wort Schwämme vielfach mit Vorliebe auf die an Bäumen oder an Holz wachsenden Arten an; aber botanisch läßt sich auch dieser Unterschied nicht halten. Mich freut es, meine kleinen Pilzsammler,

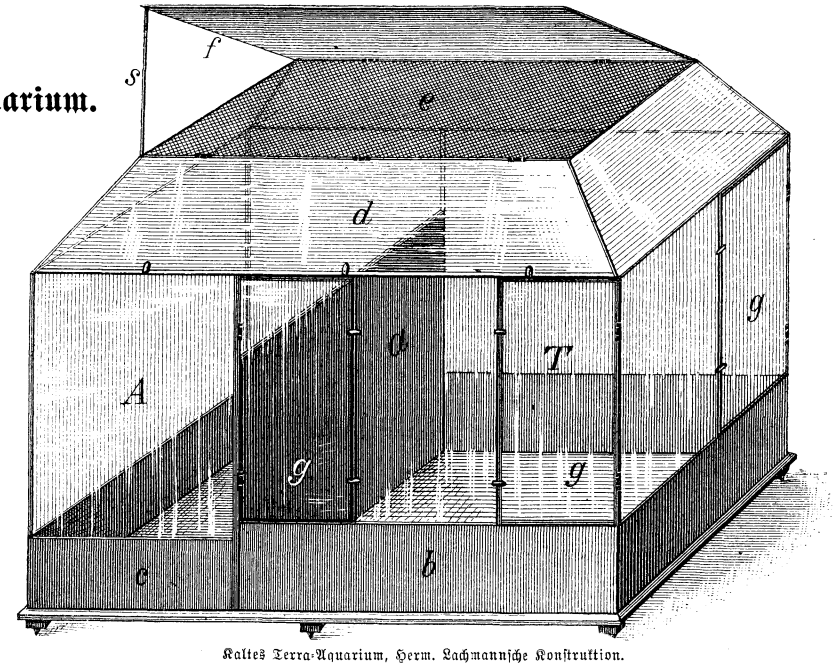
daß ihr so aufmerksam und wißbegierig seid. In der Pilzkunde habt ihr gute Fortschritte gemacht und ihr könnt für die nächste Zeit meine Führerschaft entbehren. Je mehr ihr euch in der freien Zeit mit der so wunderbar mannigfach gestalteten Pilzwelt beschäftigt, je mehr Reiz werdet ihr an dem Zauber der Gestaltungsmannigfaltigkeit und farbigen Schönheit empfinden und das sonst so unbeachtete pilzliche Leben wird sich eurem forschenden Blicke offenbaren.

Wer bei Sonnenschein reiset,
Braucht keine Laterne.

Jetzt aber, hier am Grenzstein, wollen wir Abschied nehmen; die Glocke des Dorfes dort drüben ruft zur Heimkehr und der Abend senkt sich herab auf die erwärmten Fluren."

Das Terra-Aquarium.

Das Terra-Aquarium oder Lurchhaus ist die Verbindung eines Terrariums mit einem Aquarium. Da eurem „Guten Kameraden" mehrere diesbezügliche Anfragen zugegangen sind, so wird es wohl allen lieben Lesern willkommen sein, wenn euch euer „Kamerad" die Konstruktion eines solchen Behälters, wie sie billig und dauerhaft bei Herrn Herm. Lachmann in Bunzlau i. Schl. zu haben sind, erklärt. Wie ihr aus der Abbildung ersehet, bildet der Teil A das Aquarium und nimmt etwas mehr als $^1/_3$ der gesammten Länge in Anspruch. Der Teil c bei A, ein Zinkeinsatz, dient zur Aufnahme der Bodenfüllung (Sand), um Wasserpflanzen einsetzen zu können. Die Scheiben des Aquariums müssen entsprechend stark gewählt werden, damit sie den Wasserdruck, pro cbdm = 1 kg, aushalten können. Die Teilwand a wird aus einer Schieferplatte, welche auf der dem Aquarium zugekehrten Seite geschliffen ist, hergestellt. Diese Teilwand kann nach Belieben höher oder niedriger gemacht werden, je nachdem der Wasserstand im Aquarium höher oder niedriger gewechselt werden soll; gewöhnlich nimmt man die Höhe der Teilwand $^1/_3$ niedriger als die Höhe vom Boden bis zur oberen Rahmenleiste ausmacht, wo das Dach d anfängt. Die Scheiben und die Schieferwand im Aquarium müssen sorgfältig mit Mennigekitt eingekittet werden.



Kaltes Terra-Aquarium, Herm. Lachmannsche Konstruktion.

Der Teil T bildet das Terrarium, b ist wieder ein Zinkeinsatz, doch höher als bei A c. An der Vorderwand und an der rechten Seitenwand, hinten, werden bei großen Behältern die Thüren g angebracht, damit man leicht das Innere beherrschen kann. Das ganze Dach muß so hergestellt werden, daß es leicht abgenommen werden kann; die Vorderseite d des Daches, sowie die Glasklappe f über der Drahtgaze e müssen aufgeklappt werden können. Für die Klappe f ist eine Stütze s anzubringen, um die Klappe während des täglichen Lüftens stützen zu können. Zu den Scheiben im Terrarium und im Dach kann gewöhnliches Fensterglas oder Doppelglas verwendet werden.

Zum Gestell des ganzen Behälters verwendet ihr bei großen Terra-Aquarien am besten Winkel- und T-Eisen in entsprechenden Stärken, kleine Behälter können auch gänzlich aus starkem Zink hergestellt werden. Für kalte Terra-Aquarien kann zum Unterboden eine Holzplatte mit eingeschobenen Leisten Verwendung finden, für heizbare Behälter jedoch muß auch hierzu Eisen genommen werden.

Wie kommen nun aber die Tiere aus dem einen Raum in den andern, an der glatten Schieferwand können doch die wenigsten emporklettern? Nun, nichts ist leichter, als den Tieren einen bequemen Verbindungsweg zu schaffen. Wir bauen uns einfach zu beiden Seiten der Teilwand je eine schräganfsteigende Tuffsteingrotte, aber eine sanftansteigende im Terrariumteil und eine steilere im Aquariumteil. Dort wo die beiden Felsen oben an der Schieferwand zusammentreffen, werden sie mittels Tuffstein verbunden. Die Grotte bauen wir uns natürlich ganz nach unsrem Geschmack. Damit sich die Tiere nicht so verkriechen, daß sie nicht wieder zu den Löchern herauskönnen, wählen wir recht kompakten Tuffstein aus, alle röhrigen und feinlöcherigen Stücke lassen wir hier fort, wenn sie auch hübscher aussehen. Als Bindemittel verwenden wir Cementbrei: 3 Teile Cement, 1 Teil feiner Sand werden trocken gemischt, und von dieser Mischung jedesmal nur soviel breiig mit Wasser angerührt, als wir augenblicklich verwenden können. Für große Behälter können wir auch in der Mitte eines jeden Teils noch eine Grotte aufbauen, und auf der Spitze der Aquariumgrotte einen Springbrunnen, auf der Terrariumgrotte einen Wasserfall anbringen. Wie dieses letztere alles zu machen ist und wie überhaupt Aquarien, Terrarien und Terra-Aquarien aller Arten erbaut, gepflegt, und mit welchen Tieren und Pflanzen die verschiedenen Arten der Behälter besetzt werden können, findet ihr in dem öfter schon genannten Buche: „Das Terrarium" von Herm. Lachmann, Magdeburg, Creutzsche Verlagshandlung (Preis geb. 3,60), genau erklärt und durch Abbildungen veranschaulicht.

Die Terra-Aquarien oder Lurchhäuser, dienen, wie schon ihr Name besagt, zur Gefangenhaltung und Pflege von Frosch- und Schwanzlurchen aller Art. In diesen Behältern schreiten die meisten Lurche zur Fortpflanzung, ein Zeichen, daß sie sich darin wohl befinden. Wir können hier die verschiedenen Entwicklungsstufen mit Muße beobachten, und manches In-

teressante werdet ihr in diesen Behältern entdecken. Doch nicht nur Lurche können wir hier halten, sondern auch Wasser- und Sumpfschildkröten und Wasserschlangen, doch niemals Lurche mit Schildkröten und Schlangen zusammen, denn die letzteren beiden würden unsre Lurche verstümmeln oder aufzehren. Ebensowenig dürfen wir auch Fische in den Aquariumteil aufnehmen, da solche den Laich und die Jungen der Lurche wegschnappen würden.

In den Aquariumteil bringen wir allerlei Wasserpflanzen, als Wasserpest, Hornkraut, Tausendblatt, Valisneria, Laichkräuter, Wasserstern, Wasseraloe und vieles andre. In den Terrariumteil können wir allerlei Sumpf- und Wiesenpflanzen unterbringen, und wenn wir zur Bodenfüllung Moor- und Heideerde verwenden, frei einpflanzen. Den verbleibenden Raum um die Pflanzen herum bedecken wir am vorteilhaftesten mit Sumpfmoos (Sphagnum) welches beständig feucht, nicht naß, zu erhalten ist.

Ein Katzenklavier.

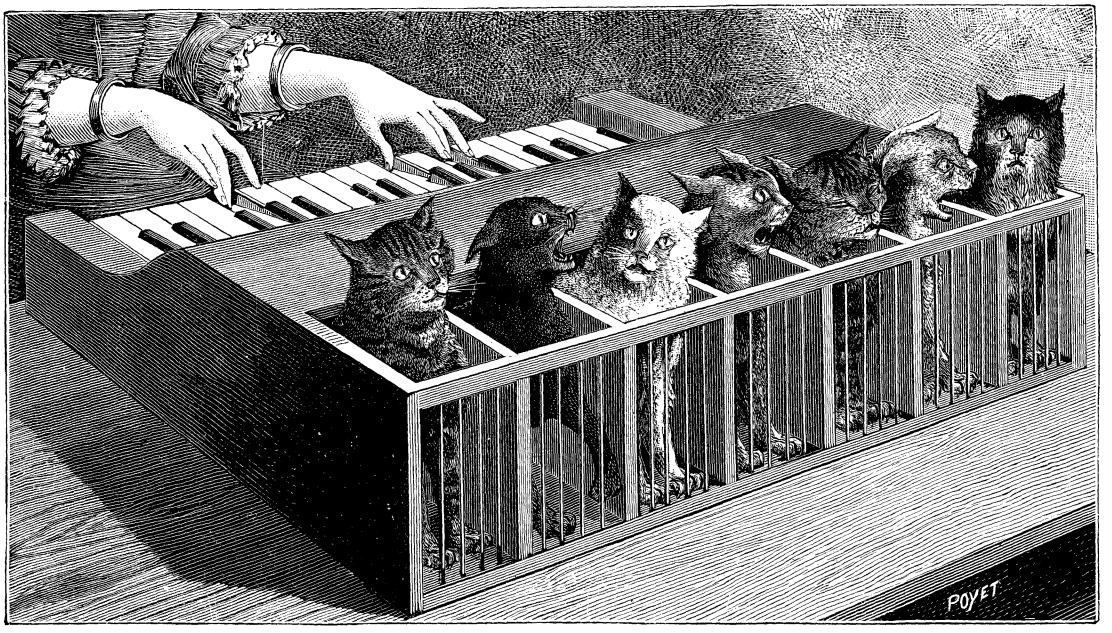
Wem fällt beim Anblick dieses Instrumentes nicht das Lied ein, welches da beginnt:

„Tier und Menschen schliefen feste“

und insbesondere der Vers:

„In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
Solch ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann.“

Aber die junge Dame, die das Instrument gerade anschlägt, scheint starke Nerven zu haben, denn ihre Hände verraten durchaus nicht, daß etwas wie Rasend werden über sie gekommen ist. Freilich, ihr Gesicht hat der Zeichner im Sinn behalten und dem Beschauer überlassen, sich dessen Züge und Ausdruck selbst auszumalen. Es ist aber durchaus nicht die Erfindung eines müßigen Kopfes, oder ein Scherz, um den es sich hier handelt.



Das Katzenklavier.

Das Katzenklavier hat, wie der Pater Kircher in seinem Werke über die Musik bekundet, wirklich bestanden. Es wurde von einem erfinderischen Klavierbauer für einen von der Langeweile geplagten Fürsten hergestellt. Solche Scherze kamen im Mittelalter und noch im vorigen Jahrhundert an kleinen und großen Höfen nicht selten vor. Außer dem Katzenklavier ist auch von einer Schweineorgel die Rede, die für den König Ludwig XI. von Frankreich angefertigt wurde. Bei dem Katzenklavier waren die Schwänze der Ausführenden zwischen Klemmhölzer gebracht, welche mit den Tasten in Berührung standen. Sobald diese angeschlagen wurden, quetschten die Klemmhölzer den Schwanz sehr empfindlich und nötigten so das Tier zu einem Schrei. Man kann sich leicht denken, welche Not man hatte, bis eine richtige Tonreihe aus den Stimmen der Katzen zusammengesetzt war. Eine unsägliche Menge von Katzen mußten zu diesem Zwecke Probe schreien. Begann das Spiel, so gingen die ersten Griffe den Umständen nach gewiß leidlich; bald aber wurde die eine und die andre Katze auffässig, gab entweder keinen Ton von sich oder hörte gar nicht auf zu schreien; zuletzt blieb keine mehr im richtigen Ton und es war ein Höllenspektakel, gerade, wie es in jenem Liede geschildert wird. Nicht besser ging es bei der Schweineorgel, bei der das Abstimmen der Skala gewiß noch mehr Schwierigkeiten verursachte, als bei dem Katzenklavier. Gleich nach den ersten Griffen erfolgte ein fürchterliches Geschrei, das infolge der Teilnahme, welche die gerade nicht beteiligten Schweine für ihre in Not befindlichen Gefährten äußerten, bald in so entsetzliches Kreischen und Grunzen überging, daß den Zuhörern die Haare zu Berge standen. Zuletzt gerieten die Schweine dermaßen in Aufruhr, daß das Instrument anfing lebensgefährlich zu werden, und das Publikum sich aus dem Staube machte.

Diamanträtsel.

1) Ein Buchstabe.
2) Teil eines Baumes.
3) Maß.
4) Wochentag.
5) Länderteil.
6) Sehnsucht des Auswanderers.
7) Teil eines musikalischen Instrumentes.
8) Großes Wasser.
9) Ein Buchstabe.

Die wagerechte und senkrechte Mittellinie ergeben das gleiche Resultat: den Namen eines großen außereuropäischen Länderteils.

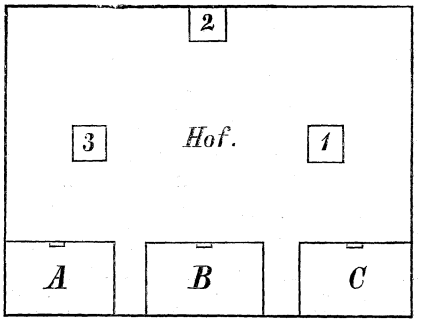
Auflösung des Kauderwelsch in Nr. 38.

„Gute Sprüche, weise Lehren,
Muß man üben, nicht bloß hören!“

Auflösung des Rätsels in Nr. 38.

„Reise — Ei.“

Aufgabe.



Obenstehende Zeichnung ist der Plan eines Grundstücks. A. B. C. sind Häuser, 1. 2. 3. Brunnen. Die Aufgabe lautet nun wie folgt: Die Bewohner des Hauses A sollen Brunnen 1, B sollen Brunnen 2, C sollen Brunnen 3 benutzen, jedoch so erreichen, daß die zurückzulegenden Wege sich in keinem Punkte kreuzen oder berühren. Die Wege sind nur über den Hof zu nehmen, da das ganze Grundstück von einer hohen Mauer umgeben ist.

Fragen und Antworten.

Friedrich L. in **Zürich.** Du hast Dich, wie Du schreibst, wieder einmal auf den Pegasus geschwungen und — Dich brav im Sattel gehalten. Den Sarazenen mag der Buckel schön brennen, da sie von den Kreuzfahrern solchermaßen abgeklopft wurden. Das Gedicht ist leider zu lang, wir können für einen Abdruck so viel Raum nicht entbehren.

J. C. in **Zabern.** Frage doch bei einem Orgelbauer an, ein solcher muß das besser wissen als wir Laien.

W. H. in **H.** Wenn wir gelegentlich über das Wesen des Herbariums das Wort ergreifen, dann sollen auch Deine Ratschläge den Kameraden mitgeteilt werden. Indessen herzlichen Dank und Gruß!

A. W. in **B.** Deine Fragen, ein praktisches Laubfrosch- oder Lurchhäuschen 2c. betreffend, wird der „G. K." in einem besonderen Artikel baldigst beantworten, übe nur noch ein klein wenig Geduld. — Gruß und Glückwunsch sind an Peter ausgerichtet; er scheint sich übrigens insgeheim darüber zu freuen, daß seine Ohren im Kameradenkreise solch großes Interesse erwecken. Er meint: „es müsse entschieden was Interessantes daran sein." Tsching! Tsching!!

Carlos de Sostoe: Es erfreut den „G. K." zu hören, daß die Aufsätze über Stubenvogelzüchtung von Dr. Karl Ruß Dir und auch vielen andern Kameraden so wirkungsvolle Anregung gegeben haben und er will euer Streben gerne im weiteren unterstützen. Was nun den großen, in Nr. 34 abgebildeten Heckkäfig betrifft, den könntest Du Dir, hast Du nur das Geschick dazu, auch selber anfertigen. Das Drahtgitter, mit entsprechend engen Maschen, ist in großen Fabriken überaus billig zu haben. Das Gestell, also die Ständer und Balken des Käfigs, hat man heutzutage auch vielfach schon aus Metall. Das Gerüst des Käfigs läßt sich immerhin aber auch ganz aus Holz herstellen. Zu diesem Zwecke werden an vier aufrechtstehenden Säulen Querbalken angenagelt oder besser in dieselben hineingelassen und an diesem Gestell wird nun ringsum das Drahtgeflecht befestigt. Es müssen an dem Käfig natürlich auch eine entsprechende Schublade, sowie einige Thüren angebracht werden. Wer die Mühe dieser Selbstherstellung des großen Heckkäfigs scheut, kann übrigens einen solchen aus den Käfigfabriken von A. Stübemann in Berlin C., Weinmeisterstr. 14, oder von C. B. Hähnel in Berlin S. W., Lindenstr. 67, zu mäßigem Preise beziehen. Gruß!

Bruno H. in **Berlin W.,** macht den Münzensammlern einen Vorschlag, wie sie die Stanniolabdrücke der Thaler (vergl. unsren Aufsatz in Nr. 32) aufbewahren können, nämlich auf ziemlich dieselbe Art, wie nach unsrer Angabe die Münzen. „Man schneidet sich", sa reibt er, „drei Stück 2—3 mm starker Papptafeln von je 32 cm Länge und 20 cm Breite. In eine dieser Pappen schneidet man 9 Rechtecke von der Größe 9 × 5 cm aus und leimt eine andre Pappe unter. Dadurch hat man 9 Vertiefungen, in denen je ein Thalerabdruck bequem Platz findet, ohne allzu leicht verletzt zu werden. Damit nun die Abdrücke nicht herausfallen können, klebt man die dritte Pappe an einer langen Seite mit einem Leinwandstreifen an und hat dadurch gleich einen Deckel, auf den man die Art der Abdrücke schreiben kann, die in die Mappe gehören." — Wir werden diese Aufbewahrungsart versuchen. Uns will nur scheinen, daß 32 × 20 cm ein etwas unhandliches Format sei; vielleicht nimmt man besser 23 × 20 cm und beschränkt sich auf 6 Abdrücke für die Tafel. Wenn sich der Deckel ersparen lassen sollte, käme man übrigens mit nur je zwei Pappen aus, und Aufschriften würden bei Abdrücken von gewöhnlichen Vereinsthalern gewiß überflüssig sein. Im übrigen verdient aber, wie gesagt, Dein Vorschlag durchaus Anerkennung. Besten Dank und freundlichen Gruß!

Karl T. Welche Ansprüche machst Du an den zu erbauenden Springbrunnen? Welche Wasserquelle gedenkst Du zu benützen? Eine natürliche oder künstliche?

Vogelliebhaber: ad. 1) Wenn Deine jungen Tauben wirklich Blattern oder Pocken haben sollten, so thust Du am besten, jede befallene sogleich zu töten und zu vergraben, denn die Krankheit ist sehr ansteckend und würde binnen kürzester Zeit auch auf die Alten übergehen Am besten wird es immer sein, wenn Du den alten Tauben eine Zeitlang jede Nistgelegenheit durchaus entziehst und den Taubenschlag gründlich reinmachen läßt. ad 2) Reisvögel sind jetzt im Handel sehr billig. Du bekommst das Pärchen schon für 4—6 Mk., je nach Aussehen und Schönheit. Beim Girlitz wechselt der Preis sehr, je nach dem Fang, und zwar von 50 Pfg. bis zu 1 Mk., 2 Mk. 50 Pfg. und selbst 3 Mk. Den Tabaksgeruch aus dem Holz der Cigarrenkisten fortzubringen gibt es kein besseres Mittel, als dieselben an die Luft zu legen oder zu hängen, dem Winde, den Sonnenstrahlen und dem Regen auszusetzen, auch könntest Du sie mit heißem Wasser ausbrühen, dabei gehen sie aber leicht „aus dem Leim".

Liebe Kameraden! Wer von euch in einen geplanten Verein für Laubsäger eintreten will, melde sich bei Otto Straßeri. Stuttgart, Weißenburgstr. 15 III., es wird ihm dann näheres mitgeteilt werden.

An den Kameraden Kurt Bud in **Berlin.** Ihrem lieben Kurt senden die besten Grüße und bitten um Angabe seiner Wohnung behufs Korrespondenz die Kameraden Konrad und Otto Markus in Hameln.

Arthur G. A. in **Pf.** Prächtige Knacknuß. Danken schön.

Br. M. in **Hannover.** Verlange die in der Creutz'schen Verlagshandlung zu Magdeburg erschienenen Bücher (der Kanarienvogel, Handbuch für Vogelliebhaber, von Dr. Karl Ruß).

Ich bitte die Kameraden, mir recht viele Anleitungen zu Zauberkunststückchen zu übersenden. Wer fünf schickt, erhält 2, wer zehn sendet, 5 überseeische Marken. Max Nagel in Breslau, Bismarckstraße 20 III.

A. Schwarzhaupt. Schicke. Soll uns sehr interessant sein!

O. Heller. Der Stieglitz, den Du zu billigem Preis in jeder Vogelhandlung bekommen kannst, hält sich bei sachgemäßer und sorgsamer Verpflegung im Käfig vortrefflich und für lange Jahre. Du kaufst ihm am besten ein gewöhnliches Kanarienvogelbauer; die Nahrung besteht nach Ruß' „Handbuch für Vogelliebhaber" am zuträglichsten in mancherlei Sämereien, zugleich: Mohn und Kanariensamen, geschältem Hafer nebst wenig Leinsamen und Hanfsamen; als Leckerei bietest Du ihm abwechselnd Salatsamen, Kreuzkraut, Obstschnittchen, dann aber namentlich Distel- und Klettensamen, am besten in ganzen Köpfen. Dabei hält er sich, wie gesagt, vortrefflich und wird Dir durch seine schönen Farben, muntern Gesang und anmutiges Wesen viele Freude machen.

H. N. Du willst wissen, wie man dem Messing den strahligen Glanz und die dunkelgelbe Färbung geben kann. Diesem Metall kann die erstere Eigenschaft, der strahlenförmige Glanz, nur auf der Polierbank oder einer sonstigen Drehmaschine mitgeteilt werden, die dunkelgelbe Färbung aber durch einen Ueberzug von sogenanntem Goldlack, wie ihn die Goldleisten-Fabrikanten gebrauchen, wenn nicht diese Gegenstände echt vergoldet werden. Für die Objektive der Photographen, für die Mikroskops u. dgl. wendet man ganz dieselben Mittel an.

A. H. in **Berlin, Münchener Hof.** Da hast Du recht; werden unsrem Herrn Mitarbeiter für diesen Schnitzer ein wenig auf die Finger klopfen.

G. B. in **C.** Das ist sehr einfach. Gieb Deine volle Adresse an und schicke die Abonnementsquittung ein, dann sollst Du den Stempel sogleich erhalten. Für die Knacknuß schönen Dank!

C. v. Born. In Deutschland sind zur Zeit sehr viele Schriften verboten. Wir können hier unmöglich alle aufzählen.

Hans Kr. Am hübschesten ist es, das Nest des betreffenden Vogels naturgetreu nachzubilden, und die Eierchen dahineinlegen. In den Zoologischen Museen hat diese Aufbewahrungsart in neuerer Zeit viel Anwendung gefunden.

C. Scyb. Wende Dich an Deine Buchhandlung oder Postanstalt mit dem energischen Ersuchen um pünktliche Lieferung; hier in Stuttgart wird der „G. K."

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Larisch's Briefmarkenalbum
für die Jugend,
gefüllt mit 150 verschied. echten Marken aller fünf Weltteile. **Preis 1 Mark.**

Echte Briefmarken: Billig! 6 Aegypt. 20 Pf. 20 Austral. 40 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 40 Deutsch. incl. 18 Kr. 60 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Guatem. 25 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 5 Kap 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 3 Pers. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 3 Samoa 30 Pf. 20 Schwd. 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 6 Taxis 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 2c. 2c. **Alle verschieden. Preislisten gratis. E. Hayn,** Naumburg, Saale.

Eröffnung einer Heilanstalt f. Stotterer.
Durch mein gänzlich neues Heilverfahren wird jeder Stotterer in 4—6 Wochen von seinem auch noch so veralteten Sprachfehler dauernd befreit. Zur Erlangung größerer Sicherheit Unterhaltungsabende mit Fremden! Honorar nach Heilung. Prospekt gratis u. frco.
O. Pfingst, Berlin, Klosterstr. 55/57.

Erste deutsche Zahntechnische Schule
zu **Dresden,** Pragerstraße 43.
Vollkursus: Das ganze Gebiet der Zahntechnik umfassend.
Specialkurse: 1) **Plombirkursus,** speciell Goldplombiren.
2) Kursus im Anfertigen künstlicher Zähne und Gebisse, a. in Kautschuk, b. in Metall, speciell Gold, c. in Aluminiumpreßguß.
Nähere Auskunft durch den Leiter **Aug. Polscher.**
Anfragen ist Marke beizufügen.

Zellweger'sche Kinderkuranstalt Trogen (Schweiz).
Das ganze Jahr geöffnet.

Universalbibliothek für die Jugend
enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.
Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.
(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)
Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

GEDAECHTNISS.
Das Loisett'sche System ist leicht interessant und stärkt das natürliche Gedächtnis in hohem Grade. Es findet Anwendung auf allen Fächern der Wissenschaft, des Handels und Gewerbes etc. etc. Rasches Erlernen fremder Sprachen. „Ihr System ist wahrhaft wunderbar einfach." A. Merikofer. „Ihre Methode ist vorzüglich." Dr. H. Schultz. „Bei meinem Studium habe ich bereits ausserordentliche Vorteile von Ihrem System gehabt." E. Alberti, stud. theolog. Prospekte mit Zeugnissen werden auf Verlang. frei zuges. Prof. A. LOISETTE, New Qxford Street London.

Wichtig f. Eltern!
Nachhülfekurse in den **Hundtags-Ferien z. Michaelis-Versetzung** für Schüler aller Klass. d. höh. Lehranst. i. d. **Königl. consess. höh. Knabenschule zu Friedenau.** Gesunder Landaufenthalt, gute Pension. Näheres d. Schulvorsteher **Dr. Lorenz.**

In Markentausch-Verkehr mit Sammlern in Finnland, Scandinavien, Balkanstaaten, Spanien, Portugal und überseeischen Ländern wünscht zu treten **Eug. Kötzle, Stuttgart, Hohenheimerstraße 39 p. Korrespondenz deutsch und französisch.**

allwöchentlich pünktlich zur selben Stunde versendet. Gruß kameradschaftlich erwidert.

Dagobert. Schnäuzchen läßt sich für die schönen Mineralien bestens bedanken.

R. in F. Deiner Beschreibung nach sind Deine Eidechsen ein Pärchen der gemeinen Feldeidechse (Lacerto agilis). Das Terrarium für diese muß trocken sein. In dem Terrarium gedeihen die meisten Zimmerpflanzen, doch solltest Du nur recht kräftige, buschige und ästige wählen, damit solche von den Eidechsen bei ihrem Umherklettern nicht zerbrochen werden. Alle Eidechsen, Schlangen und Lurche halten in unsrem Klima Winterschlaf. Im Terrarium kannst Du jedoch Deine Eidechsen, wenn das Terrarium im Winter in einem gut geheizten sonnigen Zimmer steht, auch während des Winters munter erhalten, sie bedürfen des Winterschlafes nicht unbedingt, sorge nur für die nötige Wärme und füttere gut (Mehlwürmer u. drgl.) — Die Geschichte: „Die Sklavenkarawane" gefällt Dir? Das freut den „G. K." sehr, und er wird Dich mit ihr noch bis zum Schluß dieses Jahrgangs in Spannung erhalten. — Die Beschreibung zur Selbstanfertigung eines photographischen Apparats steht in Nr. 25 des ersten Jahrgangs. Der „G. K." will übrigens bald einmal wieder über eine neue Herstellungsart berichten. Prosit!

Konrad in **H.** schreibt: „Ich möchte den Kameraden ein kleines Experiment mitteilen. Man nehme ein Pfefferkorn (aus einer Wurst) und werfe es in ein Glas Bier. Dann werden sich an das Korn Kohlensäurebläschen ansetzen und der Pfeffer wird bis an die Oberfläche der Flüssigkeit getrieben werden." — Ein ganz interessantes Experiment, worauf beruht es?

Berliner Junge. Wollen uns das überlegen.

Γραφόλογος. Solche Adressen sind uns zwar bekannt, doch wünschen die betreffenden Mitarbeiter nicht genannt zu sein. Ob Schnäuzchen auch den Stein haben möchte, mit dem David den Goliath erschlug? — Da steckt wieder ohne Zweifel ein sehr fauler Witz dahinter.

Erdmann Podwils in **München.** Lieber Freund, wenn Dir der „G. K." raten soll, wie Du Deine aus Italien erhaltenen Schildkröten verpflegen sollst, so mußt Du ihm doch wenigstens sagen, von welcher Art sie sind, ob Sumpf- oder Landschildkröten, darauf kommt es vor allem an. Verschaffe Dir das Buch: Herm. Lachmann, „Das Terrarium," (Creutzsche Verlagsbuchhandlung in Magdeburg), darin wirst Du über diesen Gegenstand alles Wissenswerte finden, daß Du sie bestimmen kannst. Andernfalls fertige und sende von ihnen eine genaue Zeichnung, daß der „G. K." auf diese Weise ihre Art erkenne und dann raten wird. Gruß!

A. B. in **Z.** Unter günstigen Verhältnissen nistet der Stieglitz in der Gefangenschaft allerdings, jedoch keineswegs so leicht wie manche fremdländischen Vögel, insbesondre die verschiedenen Arten der kleinen Prachtfinken von Afrika, Asien und Australien, die heutzutage in jeder Vogelhandlung sehr billig zu haben sind. Gelingt der Versuch, so dürfte die Züchtung des Stieglitz aber nur um so mehr Reiz gewähren. Wenn Du die Ratschläge befolgen willst, welche in unsrem Aufsatz über Stubenvogelzüchtung von Dr. Karl Ruß gegeben sind, und Dich nebenbei in dessen „Handbuch für Vogelliebhaber" II. noch näher unterrichten willst, so wirst Du am leichtesten mit einem Stieglitzmännchen und Kanarienweibchen, bei sorgsamer Beachtung aller Ratschläge sogar auch mit einem Stieglitzpärchen zu guten Ergebnissen kommen.

Tauschmarkt.

Franz Rötzer in **Budapest V, Große Kronengasse 14,** bietet 50 römische und 10 andre Münzen, sowie 180 Briefmarken für eine gute Dampfmaschine.

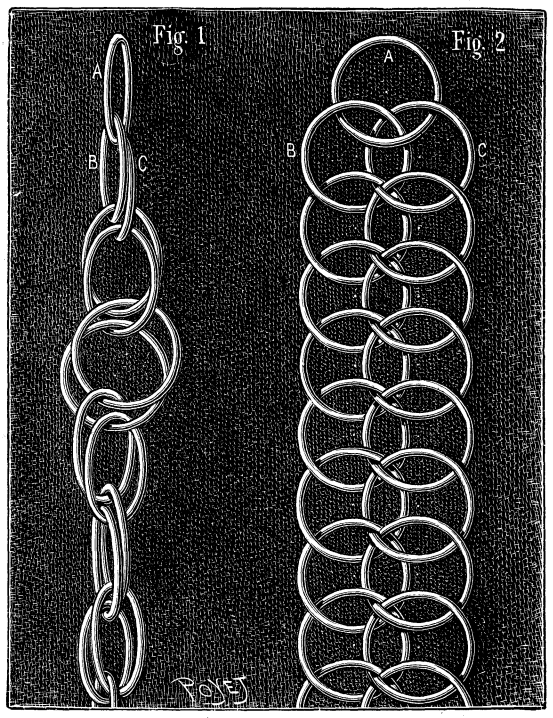
Viktor Unger in **Wien, IV. Bez., Margarethenstraße Nr. 30,** sucht 60iger und 70iger Jahrgänge der „Musikalischen Welt" (für Klavier, 2- oder 4händig) einzutauschen.

Eugen Kantorowicz in **Posen, Sapiehaplatz 4 I,** hat 80 Stempel zu vertauschen.

F. Vogel in **Halle a. S., Bahnhofstr. 17,** hat sehr viele Siegel und Münzen.

Die magische Kette.

Eine hübsche Programmnummer deiner Zaubervorstellungen wird die magische Kette bilden, die du, so du Lust dazu hast und das Löten verstehst, selbst herstellen kannst. Nimm Messing oder verzinnten Eisendraht und winde diesen etwa dreißigmal spiralförmig um



eine Holzrolle und durchsäge diesen aufgewundenen Draht dann in gerader Linie. Nun hast du die nötige Anzahl offener Ringe, die in ihrer Anzahl gerade oder ungerade sein können. Ordne dieselben alsdann wie auf unsrem Bilde ersichtlich und löte die offenen Stellen derselben schließlich zusammen; kannst du das letztere nicht, so laß dir das vom Klempner besorgen.

Das Spiel mit dieser Kette ist sehr leicht, denn es beruht auf nichts andrem als einer optischen Täuschung. Du erfassest zu diesem Zwecke den oberen Ring A (siehe Fig. 1) mit der einen, den Ring B mit der andern Hand und ziehst daran, worauf sich die Kette gliedert, wie die Fig. 2 zeigt. Läßest du nun den Ring A plötzlich los, so scheint derselbe zur nicht geringen Ueberraschung deiner Zuschauer bis zum unteren Ende der Kette herabzugleiten, eine optische Täuschung, denn in Wirklichkeit senkt sich der Ring C um ein Glied und ganz in derselben Weise alle unter ihm hängenden Ringe.

Gustav Brandt in **Düsseldorf a. Rh., Grafenbergstr. 42,** möchte mit einem 14—15 Jahre alten Naturforscher in spe in Korrespondenz treten.

Cher camarades en France! Jái d'échanger trois livres français contre timbres poste, je prie les camarades en France d'écrire à Heinrich Baumotte, per Adr.: Herrn Max Künenberg in Köln a. Rh., Bonnerstr. 27.

Max Böttcher in **Thorn, W.-Pr., Brückenstr. Nr. 33,** gibt für ein gutes Käferbuch und einen Insektenkasten einige andre Bücher und eine Druckerpresse und möchte mit einem süddeutschen Kameraden in Käfertauschverbindung treten.

Eine Sachsen, 3 Pfg. rot zu vertauschen. Carl Andrießen in Crefeld, Westwall 184.

Je prie mes chers camarades en Belgique, de bien vouloir m'envoyer quelques exemplaires du timbre poste de Belgique de 8 centimes, violet, émission 1883, je leur enverrai en revanche des timbres poste d'Autriche. Emile Devéz, Viennel, Schottenring 17 II.

Ed. Lichmann, Gymnasiast in **Arnau a. E.,** möchte mit einem Kameraden in stenograph. Korrespondenz (Gabelsberger System) treten.

Paul Görlitzer in **Delitzsch, Ellnitzstr. 593 a,** hat eine gut erhaltene Zither aus dem Jahre 1710, sowie eine kleine Flöte und eine Okarina abzugeben.

Habe 6 Salamander gegen Eidechsen und Blindschleichen oder Ringelnatter zu vertauschen. H. Fr. Spanjer in Altona Allee 239.

Ich besitze ein achromatisches Objektiv mit Revolverblende im Werte von 12 M. und ein Flobert-Gewehr. Möchte dafür chemische Apparate haben. Jul. Jörgensen, Obersekundaner, Altona, kl. Gärtnerstr. 85.

Ich habe eine ziemlich große Mineraliensammlung abzugeben gegen eine Ganzsachensammlung. Alfred Moll in Biel (Schweiz), Obergasse 31.

Herm. Feith, pr. Adr.: Herrn Prof. Klostermann in Burgsteinfurt i. Westf., vertauscht sein schönes fast neues Mikroskop (Neuwert 30 Mk.).

Hermann Stahl, pr. Adr.: Frau Wwe. Buseck in **Gießen,** Selterstweg 2, vertauscht seine Steinsammlung am liebsten gegen Bücher.

Woldemar Martinsen in **Moskau,** deutsche Straße 370/240 vertauscht gerne seine Oelfarben und 14 Hefte der Berliner systematischen Zeichenschule gegen seltene Marken, Münzen oder Mineralien.

W. Hartwig in **Offenbach a. M., Bernardstr. 29** part., möchte mit einem ausländ. oder österr. Kameraden in Korrespondenz treten.

Fritz Rese in **Berlin S. W., Möckernstr. 85,** sucht ein Xylophon und bittet um Angebote.

Willy Seiwert in **Bonn, Römerplatz 1,** bietet für eine Stirnsche Geheimcamera seinen Nebelbilderapparat, eine Laubsägemaschine und ein Dampfschraubenboot.

Rich. Conrady in **Wiesbaden, Wilhelmstraße 32 I,** möchte mit einem deutschen Kameraden im Alter von 11—14 Jahren in Briefverkehr treten.

Ich möchte Marken eintauschen und biete dafür: Marken, Pflanzen, Steine, Bücher, Spiele, Schmetterlinge, Käfer, Münzen, Hanteln u. s. w. Auch wäre mir erwünscht mit einem Amerikaner (Peruaner) oder Asiaten in Verbindung zu treten, der an mir einen lustigen Kameraden finden soll. H. Brauer, per Adr.: Baurat Rustrut in Vechta, i. Or. Old.

Otto Funkenstein in **Mannheim,** L. 8., Nr. 4, hat ein Album mit 1200 Briefmarken abzugeben.

Wer von den Kameraden schickt mir Münzen aller Länder, auch kursierende. Besonders erwünscht solche von Amerika, Asien 2c. Gebe seltene Marken dafür, auch österreichische Münzen. Doimo v. Karaman in Marburg a. D., Steiermark, Lendgasse Nr. 6.

Erich Stoerk, Primaner in **Wien I, Walfischgasse 13,** bittet als Anfänger großmütige Kameraden um Zusendung von Käfern.

C. Wiegand junior in **Berlin N.-W.,** Schiffbauerdamm 18, hat viele Drucklettern und eine Dampfsaugepumpe zu vertauschen; gibt ferner Schmetterlinge gegen Briefmarken.

Jakob Holtz in **Mülhausen i. Els., Baselgasse 2,** sucht einen Barometer gegen einen großen Pantographen, verschiedene Medaillen und Bücher.

Otto Günther, pr. Adr.: G. Junk in **St. Jugbert, Kapellenstr.,** bietet verschiedene neue Bücher gegen russische, italien. oder außereurop. Münzen.

Gotth. Schaal in **Stuttgart,** Ludwigstr. 1 II, hat 1 Paar Telephone, junge Brieftauben, alte röm. Münzen, Klingelwerk mit Element, eine schöne Buchdruckerpresse gegen inländ. Stubenvögel oder einen kleinen Papagei oder ein größeres Aquarium zu vertauschen.

P. Schönfeld in **Lippstadt, Westf.,** hat Shakespeares Werke gegen eine Druckerpresse mit 400—500 Lettern zu vertauschen.

Ed. Kleemann in **Wien I., Lothringerstraße 1,** gibt einen Induktionsapparat, ein Element, eine laterna magica, ein Buch über Herstellung elektr. und magnet. Apparate gegen vier Bunsenelemente ab.

Hugo Steiner in **Klagenfurt,** Wulfengasse Nr. 11, sucht zu kaufen oder gegen Ganzsachen zu tauschen ein Flobertgewehr, oder laterna magica, oder eine Druckerpresse. Derselbe wünscht auch mit Kameraden in Rußland oder Frankreich 2c. in Korrespondenz zu treten.

F. Meichelt in **Pforzheim, Zerrennerstr.,** hat ein Bilderbuch abzugeben.

Witzraketen.

'Ο Ἅλυς ποταμὸς ἐξίησιν ἀπὸ μεσημβρίας ῥέων πρὸς βορέην ἄνεμον εἰς τὸν Εὔξεινον πόντον. Der Halysfluß entspringt im Süden und ergießt sich mit dem Nordwind in den Pontus Euxinus.

Lehrer: „Nun, Jungens, habt ihr's verstanden? Was ist Glück im Unglück? Gieb mir ein Beispiel, Fritz!" —

Fritz: „Na, wenn einer heimlich nach Kamerun wollte, und er kommt bloß nach Hamburg, und dann wieder nach Hause und — er denkt, er kriegt Prügel — und dann — dann — ist Besuch da, — und — und er kriegt keine!"

Tertianer auf der Ferienreise: Kellner, haben Sie Schweinerippen?

Kellner: Nee, — — Sie?

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 40.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

> Der Lehrer macht Dich tüchtig für die Welt
> In der Du einst zu stetem Thun verpflichtet;
> Wer nicht den Lehrer über alles hält
> Ist gar nicht wert, daß er ihn unterrichtet.
>
> Heinrich Roller.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheou, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

Indessen hatte Schwarz die Nähe des Lagers erreicht. Dieses befand sich an einer Stelle des Ufers, an welcher die Büsche aus der Ebene unter die Bäume zurückgewichen waren, ein Umstand, welcher dem Deutschen sehr lieb sein mußte. Die nackten Baumstämme allein hätten ihm kein vollständig sicheres Versteck geboten. Da sich aber das Gesträuch zwischen ihnen befand, so konnte er sich hinter und in demselben leichter nähern.

Die Sklavenjäger saßen zwischen den beiden Feuern, so daß sie von den hier am Wasser sehr zahlreichen Stechfliegen weniger belästigt werden konnten. Ueber der einen Flamme hing ein tönernes Gefäß, in welchem Fische gesotten wurden, die man im Maijeh gefangen hatte. Die mitgenommenen Sklavinnen rieben Durrah zu Mehl und buken am andern Feuer die bekannten Fladen.

Die Männer hatten alle ihre Pfeifen im Munde. Die Quantität des aus der Seribah entführten Tabaks war eine so bedeutende, daß die Abtrünnigen vom Morgen bis zum Abend rauchen konnten. Jenseits der Feuer lag das Gepäck unter den Bäumen; ob es viel oder wenig war, konnte Schwarz nicht sehen. Er kroch auf Händen und Füßen näher und immer

– Als der Reiter das Feuer erreicht hatte, rief der Feldwebel aus: „Babar, du bist es? Sei willkommen und steige vom Pferde!"

näher, bis er zwei Büsche erreichte, welche sich kaum fünf Schritte weit von dem ersten Feuer befanden. Sie standen nahe beisammen. Unter und zwischen ihnen war Raum für einen Menschen. Der Deutsche schob sich langsam und vorsichtig hinein und zog dann seinen Körper möglichst zusammen, um wenig Raum einzunehmen.

Er konnte nun den Kreis der Männer überblicken. Sie mußten wohl alle anwesend sein, denn er zählte einundvierzig. Der erste Blick gleich zeigte, welcher von ihnen der Feldwebel war. Er saß dem Lauscher nahe und führte das Wort. Schwarz konnte alles hören.

„Es thut mir leid," sagte der Alte soeben, „daß er ertrunken ist; aber schade ist es eigentlich nicht um ihn. Allah hat es gewollt, und so ist es das Beste gewesen. Dieser Onbaschi war uns nicht sicher genug. Er haßte Abd el Mot, aber er hing zu sehr an Abu el Mot. Wir konnten uns nicht auf ihn verlassen. Ich hatte ihn stets im Verdachte, daß er uns entlaufen werde, um uns zu verraten."

„Das konnte er gar nicht wagen," bemerkte einer.

„Warum nicht?"

„Weil Abu el Mot ihm sofort als Verräter eine Kugel gegeben hätte."

„Das glaube ja nicht! Er hätte ihn begnadigt. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß der Onbaschi die Sache so dargestellt hätte, daß auf ihn gar keine oder nur sehr wenig Schuld gefallen wäre. Wehe aber dann uns! Fielen wir infolge eines solchen Verrates Abu el Mot in die Hände, so würde er sich alle möglichen Qualen ausdenken, um sie uns erleiden zu lassen."

„Das ist wahr. Und darum sollten wir nicht hier liegen bleiben!"

„O, wir sind hier ganz sicher!"

„Das glaube ich nicht. Wenn der Herr nach der Seribah kommt und sie verwüstet findet, so geht er zu den Dschur, von denen er alles erfährt. Dann kommt er uns mit den Ruehr, die er anwerben wollte, nach, und wir sind verloren."

„Ja, wenn! Aber er wird eben jetzt noch nicht kommen."

„Weißt du das denn?"

„Sehr genau!"

„Aber es wurde ja gesagt, daß er jeden Augenblick erwartet werden könne!"

„Das gebe ich zu; ich selbst habe es auch gesagt, um euch zur Eile anzutreiben; aber ich weiß, daß er erst später zurückkehrt."

„Hat er es dir gesagt?"

„Nein; ich vermute es. Sage mir doch einmal, ob er von der Ghasuah weiß, welche Abd el Mot nach Ombula unternommen hat!"

„Kein Wort weiß er. Abd el Mot hat sie auf sein Risiko unternommen."

„Wird dieser wohl gewußt haben, wenn sein und unser Herr zurückkehren wird?"

„Sicher!"

„Wird er wohl nach Ombula gegangen sein zu einer Zeit, während welcher der Herr zurückkehrt?"

„Das ist nicht wahrscheinlich."

„Nun, so sage ich euch, Abd el Mot ist noch nicht von Ombula zurück, folglich kehrt auch Abu el Mot noch nicht heim. Wir sind also ganz sicher vor diesem ‚Vater des Todes' und können in aller Ruhe und ohne Sorgen hier bleiben und die Rückkehr der Ghasuah erwarten."

„Wenn du dich nur mit dieser nicht täuschest! Es fragt sich, ob die Kameraden von Abd el Mot zu uns überlaufen."

„Sie kommen; darauf könnt ihr euch verlassen. Ich kenne meine Leute."

„Wollen es hoffen! Ich glaube es auch, da keiner von allen diesen Abd el Mot gern leiden mag. Freilich werden wir uns dann vielen und großen Mühen und Beschwerden zu unterziehen haben. Bedenke, daß die Ghasuah eine Menge von Sklaven und Tieren mitbringen wird. Dazu die Herden, welche wir hier haben. Das gibt einen Transport, welcher sehr schwierig ist. Wir kommen, wenn wir damit nach Süden wollen, nur höchst langsam fort, und da steht zu befürchten, daß Abu el Mot uns mit seinen Ruehrs einholen wird."

„Meinst du, daß ich das nicht auch bedacht habe? Aber wenn die Leute der Ghasuah zu uns übergehen, so sind wir stark genug gegen die Ruehr, obgleich wir ihre Zahl nicht kennen. Zweihundert, höchstens dreihundert wird er bringen. Wir aber zählen weit über fünfhundert dann. Und was die Tiere betrifft, so werden wir uns nicht mit ihnen zu schleppen brauchen."

„Wieso? Meinst du, daß wir sie nicht mitnehmen?"

„Ja, das meine ich."

„Was soll denn mit ihnen geschehen?"

„Wir verkaufen sie."

„Das ist schwierig!"

„O nein. Man muß das Geschäft nur verstehen. Wir vertauschen sie gegen Elfenbein."

„Allah! Welch ein Gedanke!"

„Gefällt er dir?"

„Er ist kostbar. Aber die Sache hat Eile. Wir bleiben doch nicht noch wochenlang hier!"

Der Feldwebel that einen tiefen Zug aus der Pfeife, blies den Rauch von sich, strich sich den Bart und sagte, wohlgefällig lächelnd:

„Ja, da seht ihr wieder einmal, was ihr jetzt für einen Anführer habt! Ich ritt gestern hier fort und kehrte erst heute gegen Abend zurück. Wo bin ich wohl gewesen?"

„Du hast es uns ja gesagt!"

„Nein."

„Nicht nach Ombula zu, um dich heimlich zu unterrichten, wie es dort steht?"

„Ist mir nicht eingefallen."

„Aber du erzähltest doch vorhin, daß du fast bis ganz hin gekommen seist!"

„Das that ich, um euch morgen früh zu überraschen. Sage mir doch einmal, wo die berühmtesten Elfenbeinhändler zu finden sind?"

„Natürlich bei den Dor-Negern."

„Wie weit hat man zu ihnen?"

„Von hier aus zu Pferde fast einen ganzen Tag."

„Nun, ich bin bei ihnen gewesen."

„Wirklich? Wegen des Elfenbeines?"

„Ja."

„Das ist gut, das ist gut!"

Nicht bloß der eine rief dies aus, sondern es stimmten alle mit ihm ein. Die lästigen Tiere gegen Elfenbein, welches man mit großem Gewinn verkaufen konnte, los zu werden, war ihnen allen höchst willkommen.

„Ich habe ihre Gruben gesehen," fuhr der Feldwebel fort. „Sie sammeln das Bein jahrelang und verstecken es in Gruben, bis sich eine Gelegenheit bietet, es gegen Rinder zu vertauschen. Diese Gruben halten sie geheim, damit ihre Schätze ihnen nicht gestohlen werden; aber als ich ihnen sagte, was ich wollte, da öffneten sie eine derselben, um mir den Inhalt derselben zu zeigen. Ich sage euch, daß ich mit Staunen dabei stand. Und der Preis, welchen sie forderten, war so gering, daß wir ein Geschäft machen werden, wie Abu el Mot noch keins gemacht hat."

„Hast du denn bereits mit ihnen gehandelt?"

„Ich habe ihnen gesagt, wie viele Tiere sie von uns erhalten können, und so wollen sie morgen kommen und den Handel

abschließen. Sie bringen viele Lasten Elfenbein mit."

„Morgen also? Um welche Zeit?"

„Ich sagte ihnen, daß wir Eile haben. Sie werden infolgedessen schon heute aufbrechen, die ganze Nacht hindurch marschieren und bereits mit Anbruch des Tages hier sein."

„Das ist — — — —"

Der Sprecher wurde unterbrochen. Man vernahm den nahenden Hufschlag eines Pferdes. Eine laute Stimme ertönte von dem ersten, nach Süden gelegenen Postenfeuer herüber, eine andre antwortete. Man hörte darauf einen Ausruf der Ueberraschung, und dann kam der Reiter herbei.

Die Leute waren aufgesprungen und blickten dem Nahenden erwartungsvoll entgegen. Wer mochte es sein? Er kam aus südlicher Richtung, und dort lag Ombula. War er vielleicht ein Bote von Abd el Mot?

Diese Vermutung bestätigte sich. Als der Reiter das Feuer erreicht hatte und sie sein Gesicht sehen konnten, rief der Feldwebel aus:

„Babar, du bist es? Sei willkommen und steige vom Pferde!"

Der Angekommene sprang aus dem Sattel, trat in den Kreis seiner Kameraden, von deren Abfall er noch keine Ahnung hatte, sah einen nach dem andern erstaunt an und rief:

„Bei Allah, ich weiß nicht, ob ich meinen Augen trauen darf! Sehe ich denn recht? Ihr hier, die ich in der Seribah vermute! Und auch du mit, Feldwebel! Du warst ja Gefangener!"

„Ich bin frei, wie du siehst," antwortete dieser.

„Wer hat dir denn die Freiheit wiedergegeben? Abu el Mot? Ist er schon zurück?"

„Davon später! Jetzt sage mir erst einmal, wo hast du deine Flinte?"

„Dort am Sattel hängt sie."

„Und dein Messer?

„Hier im Gürtel."

„Zeige doch einmal!"

Er zog ihm das Messer aus dem Gürtel und erkundigte sich weiter:

„Was hast du sonst noch für Waffen?"

„Keine. Was fragst du, und was willst du mit dem Messer?"

Der Feldwebel trat zum Pferde, nahm die Flinte, welche am Sattelknopfe hing, gab sie und das Messer einem der Leute, welcher beides zum Gepäck trug, und antwortete dann dem erstaunten Frager:

„Babar, du bist einer unsrer besten und wackersten Männer; ich gönne dir ein langes Leben und alles Gute, aber du stehst jetzt bereits mit einem Fuße auf der Brücke, welche aus diesem Leben führt."

„Wie? Was?" fragte Babar.

„Du hast meine Worte gehört, und es ist in Wirklichkeit so, wie ich sage. Ich werde dir das erklären. Vorher aber sage mir, ob die Ghasuah Erfolg gehabt hat."

„Einen ungeheuern. Wir haben wohl an die tausend Sklaven."

„Und nun kommt ihr zurück?"

„Noch nicht. Das Glück hat Abd el Mot unternehmend gemacht. Er überfällt noch ein andres Dorf, wo er vielleicht ebensoviele Schwarze fangen wird."

„So ist er also nicht mehr in Ombula?"

„Nein. Diese Gegend wurde ihm zu unsicher. Man kann sich dort nicht verteidigen, da alles niedergebrannt ist, und doch steht zu erwarten, daß die Belanda sich versammeln werden, um uns unsern Raub wieder abzujagen. Darum hat er seine Asaker geteilt. Mit dreihundert ist er weiter gezogen, um noch mehr Sklaven zu machen, und zweihundert sind eine Strecke rückwärts gegangen, bis an einen Ort, wo man sich gegen einen Ueberfall leicht wehren kann."

„Wo ist dieser Ort?"

„Einen halben Tagemarsch von hier, und ganz ebenso weit von Ombula. Es ist ein nicht ganz ausgetrocknetes Regenbett, in welchem wir auf dem Hinmarsche zwei Weiße fingen, welche nach Ombula wollten, um den Belanda unsre Ghasuah zu verraten. Hinter diesem Regenbette liegt ein Maijeh, und zwischen beiden lagern wir."

„Und wo willst du hin?"

„Nach der Seribah zu Abu el Mot."

„Allah! Ist er zurück?"

„Das mußt du doch besser wissen als ich! Abd el Mot meint, daß er nun heimgekehrt sein müsse, und sendet mich zu ihm, um ihm zu sagen, er möge mit den Nuehr schnell nachkommen, da wir an Zahl zu wenig sind, so viele Sklaven zu transportieren und, wenn wir angegriffen werden, zugleich auch zu verteidigen."

„Teufel!" rief der Feldwebel. „Abu el Mot schon zurück! Wer konnte das denken! Vielleicht ist er schon hinter uns her!"

„Hinter euch her? Wie habe ich das zu verstehen? Seid ihr denn ohne seine Erlaubnis aus der Seribah fort?"

„Ja."

„Wer befindet sich denn dort?"

„Niemand."

„Ist's möglich? So stehen die Tokuls verlassen?"

„Sie stehen nicht verlassen, sondern sie stehen überhaupt nicht mehr."

„Bist du irsinnig? Warum sollen sie nicht mehr stehen?"

„Weil sie verbrannt sind."

„Verb — — —"

Das Wort wollte nicht über seine Lippen. Der Feldwebel nickte ihm mit einem zweideutigen Lächeln zu und fuhr fort:

„Die ganze Seribah liegt in Asche."

„Allah schütze meine Ohren!" rief Babar. „Ich weiß nicht mehr, ob ich ihnen trauen darf. Auch dein Gesicht ist nicht wie dasjenige eines Mannes, welcher abgebrannt ist. Du lachst sogar. Dort sehe ich Körbe und Pakete liegen. Was hat das zu bedeuten?"

„Du sollst es hören. Setze dich mit uns ans Feuer! Ich werde dir erzählen, was geschehen ist."

„So mache schnell! Ich bin außerordentlich gespannt, es zu hören. Aber meine Flinte und mein Messer! Warum hast du sie mir abverlangt? Warum gibst du sie mir nicht wieder?"

„Auch das sollst du erfahren. Es sind Dinge geschehen, von denen du keine Ahnung hast. Wenn du klug bist, so benutze es. Es steht jetzt in deiner Hand, dein Glück zu machen."

Er zog den Mann neben sich an das Feuer nieder und begann seine Erzählung.

Dies und manches hatte Schwarz gehört und gesehen; nun aber glaubte er genug zu wissen. Er kroch in die Büsche zurück und schlich sich davon. Als er bei seinen Leuten ankam, sagte Pfotenhauer:

„Das war halt eine lange Zeit, die wir auf Sie warten mußten, wohl über eine ganze Stund'. Haben's denn was g'hört?"

„Genug, mehr als genug!"

„Und Gutes?"

„Nein. Mein Bruder ist gefangen."

„Tausend Teuxel! Wissen's das aber auch g'wiß?"

„Ja. Einen halben Tagemarsch von hier ist er mit dem Elefantenjäger in die Hände Abd el Mots geraten."

„Und wo ist er jetzt?"

„Das weiß ich nicht. Ich wollte nicht so lange warten, bis alles erzählt war. Aber ich werde es erfahren."

„So machen's schnell! Wir müssen

natürlich rasch aufbrechen, um die beiden herauszuholen."

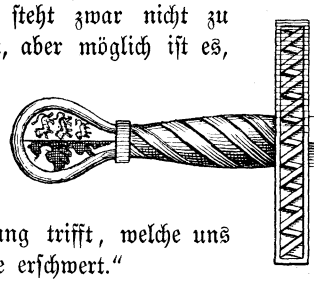
„Das versteht sich ganz von selbst. Aber diese Nacht müssen wir noch hier bleiben. Die Ghasuah ist gelungen. Ombula steht nicht mehr. Tausend Sklaven befinden sich in dieser Abd el Mot das ang'fangen hat. Nachhero kann man sich besser überlegen, wie man ihn wieder herausbekommt."

Kaiser Karl des Großen Scepter.

Schwarz erzählte ihm Wort für Wort, was er gehört hatte. Darüber geriet der Graue in einen fürchterlichen Zorn. Er stieß, als Schwarz geendet hatte, mit unterdrückter Stimme hervor:

„So steht's also, so! Den Sepp haben's mir wegg'fangen, und wer weiß, was sie mit ihm machen werden! Erfahren haben's daß er die Neger hat warnen g'wollt. Also werden sie eine große Rach' auf ihn haben und ihn wohl nit wie einen willkommenen Kirmesgast b'handeln. Aber ich komm', ich, der Vogelnazi, komm' schon hin, und wehe euch, wenn ihr ihm aan einzig Haar gekrümmt habt. Jetzund aber schnell hin ans Feuer, sonst müssen wir g'wärtig sein, daß uns die G'schicht gar noch mißrat!"

„Das steht zwar nicht zu befürchten, aber möglich ist es, daß der Feldwebel jetzt schleunigst eine Bestimmung trifft, welche uns die Sache erschwert."



Schwert des heiligen Mauritius.

„Welche denn?"

„Er weiß nun, daß der Herr wieder da ist, nämlich Abu el Mot. Dieser kann sich zur Verfolgung schon unterwegs befinden, und darum wird der Feldwebel wohl auf den Gedanken kommen, ihm einen Sicherheitsposten entgegenzuschicken."

Na, das wär' auch kein Unglück für uns, denn diesen Posten würden wir gleich wegfangen. Aber ich mag keine Minute länger warten. Wollen machen, daß wir an sie kommen!"

„Ja, es ist Zeit."

„Wie soll's g'schehen?"

„Wir teilen uns. Achtzig Mann haben wir, mit denen wir sie vollständig einschließen müssen, so daß kein einziger entkommen kann. Ich nehme davon nur dreißig und führe sie dahin, wo ich jetzt gewesen bin. Wir legen uns zwischen das Lager und den Maijeh unter die Büsche und Bäume. Sie umzingeln mit den übrigen fünfzig Mann das Lager nach der Ebene hin, indem Sie sich zwischen den zwei Feuern und den Tieren, welche da rechts lagern, hindurchschleichen. Ihre Leute müssen eine halbe Kreislinie bilden, welche an ihren beiden Enden auf die gerade Linie stößt, in welcher meine Leute liegen. Ist das geschehen, so gibt es keine Lücke mehr, und wir dringen auf die Kerls ein. Morden wollen wir nicht. Wir werfen sie einfach nieder. Der Schreck wird unser Gehilfe sein. Nur wenn sich einer mit der Waffe wehrt, wird er getötet."

„Hatten sie die G'wehr bei sich?"

„Nein; die standen bei dem Gepäck; aber Messer und Pistolen gab es in den Gürteln. Die Hauptsache ist, daß wir schnell über sie kommen und sie gleich erdrücken. Was mich betrifft, so schlage ich diejenigen, welche ich erreichen kann, nieder, daß sie die Besinnung verlieren und leicht gebunden werden können."

„Das ist das klügste, was es geben kann. Achtzig gegen vierzig? Wann wir sie schonen und nur mit der Faust niederringen wollen, so können uns leicht welche entgehen. Ich sag' meinen Leuten, daß sie gar nix sagen, gar nit reden sollen; sie sollen still auf sie eindringen und mit den Kolben zuschlagen. Jeder Hieb einen Mann, und zwar auf den Kopf. Nicht wahr?"

„Ja, das halte auch ich für das beste."

„Aber wie derfahr ich, wann Sie bereit sind, oder Sie, daß ich es bin?"

„Wir müssen uns ein Zeichen geben."

„Aber welches?"

„Wählen Sie?"

„Die Stimme eines Vogels; das wird das beste sein. Aber daß 's nit auffällt, muß es natürlich g'macht werden. Kennen's vielleicht den Abdimistorch?"

„Ja."

„Wie heißt er lateinisch?"

„Sphenorhynchus Abdimi."

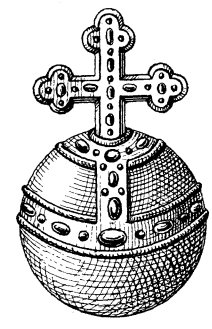
„Richtig! Und arabisch?"

„Simbil oder Simbila."

„Und sudanesisch?"

„Schumbriah."

„Sehr gut!" lobte der Graue, der selbst jetzt das Examinieren nicht lassen konnte. Dieser Storch läßt, wenn er schlafen 'gangen ist und g'stört wird, aan schnarrendes Klappern hören. Kennen's das?"



Kaiser Karl des Großen Reichsapfel.

„Ja."

„Aber nachmachen können's nit?"

„Sehr gut sogar; es ist nicht schwer."

„Gut. Das soll das Zeichen sein. Wer zuerst fertig ist, der gibt es. Und wann der andre es wiederholt, so ist das der Augenblick, wo zug'schlagen werden soll. Sind wir fertig?"

„Ja. Nur noch die Instruktion."

Die achtzig Männer wurden unterrichtet, wie sie sich zu verhalten hatten, dann gingen sie in zwei Abteilungen auseinander. Denen, welche Schwarz anführte, war die schwierigere Aufgabe zugefallen. Sie hatten sich in das Gebüsch zu schleichen und dort festzusetzen, wobei jedes Geräusch vermieden werden mußte. Dabei war Schwarz gezwungen, jedem einzelnen seine Stelle anzuweisen, was Zeit erforderte. Hie und da stieß einer gegen die Zweige, daß sie raschelten. Glücklicherweise war das Gespräch, welches jetzt am Feuer geführt wurde, ein so lautes, daß dieses Rascheln vom Feinde nicht bemerkt wurde.

Schwarz selbst postierte sich in die Mitte seiner Aufstellung, gerade hinter den Feldwebel, welchen sein erster Hieb treffen sollte. Die Hauptperson für ihn aber war Babar, der Bote Abd el Mots. Von diesem allein konnte er erfahren, was er wissen wollte und wissen mußte; darum richtete er auf ihn sein Hauptaugenmerk.

Eben hatte er sich niedergekauert, als

der Graue das verabredete Zeichen ertönen ließ. Zu gleicher Zeit hörte er, daß der Feldwebel den Boten fragte:

„Nun sei klug und wähle! Ich habe dir alles erklärt und auseinandergesetzt. Zu wem willst du halten, zu mir oder zu Abu el Mot?"

„Zu dir natürlich," erklärte Babar. Bei dir wird es ein ganz andres Leben geben als bei ihm, und ich sage dir, daß die meisten von uns, wenn sie kommen, sich auf deine Seite stellen werden. Freilich ist's ein Wagnis. Wenn Abu el Mot kommt, sind wir verloren."

„Noch nicht. Ich fürchte ihn nicht."

„Bedenke, fünfzig sind wir; er aber bringt einige Hundert mit!"

„Wir werden mehr als fünfzig sein. Wie die Sachen stehen, muß ich meinen Plan ändern. Ich darf nicht hier liegen bleiben und mich von Abu el Mot abwürgen lassen. Morgen mit dem Frühesten kommen die Dor mit dem Elfenbein. Ich schließe den Handel so rasch wie möglich ab, und dann brechen wir nach Ombula auf. Wenn ich die Fahne der Empörung entfalte, fallen mir alle Kameraden zu, und dann mag Abd el Mot kommen. Ich gebe ihm eine Kugel, und damit hat seine Herrschaft ein Ende."

„Und die deinige beginnt!" stimmte der Bote bei.

Er sollte nicht recht behalten, denn gerade in diesem Augenblicke wurde dafür gesorgt, daß die Herrschaft des Feldwebels gar nicht beginnen sollte. Schwarz gab das Zeichen, sprang vor und schlug den Alten mit solcher Macht gegen die Schläfe, daß er lautlos zur Seite fiel und da wie tot liegen blieb. Im nächsten Augenblicke schmetterte seine Faust den Boten nieder.

Das geschah so schnell, daß die Sklavenjäger gar nicht Zeit fanden, eine abwehrende Bewegung zu machen. Sie saßen auch dann noch vor Schreck lautlos da, als die Angreifer von allen Seiten über sie herfielen. Erst als die meisten von ihnen niedergeschlagen waren, erhoben die andern ihre Stimmen und versuchten, sich zu wehren, doch ohne den geringsten Erfolg.

Das war ein ganz eigenartiger Kampf, wie ihn der mehr als lebhafte Sudanese, welcher nichts ohne Geschrei thun kann, eigentlich gar nicht kennt. Die Angreifenden kamen ihrer Instruktion wörtlich nach. Keiner von ihnen sprach ein Wort; sie schlugen mit den Kolben zu, und fast jeder Hieb fällte seinen Mann. Die wenigen, welche die gegen sie gerichteten Schläge mit den Armen pariert hatten, baten um Gnade. Sie sahen ein, daß Widerstand vergeblich sein werde.

Noch nie am Nile hatten hundertzwanzig Personen gegeneinander mit so wenig Lärm gekämpft, und auch wohl noch nie war ein ähnlicher Kampf so schnell zu Ende gewesen. Jeder Asaker hatte sich mit einem Strick, einer Schnur oder etwas Aehnlichem versehen, und noch keine Viertelstunde, nachdem Schwarz das Zeichen des Grauen erwidert hatte, lag die ganze Mannschaft des Feldwebels, und auch er selbst, gefesselt da.

Es läßt sich denken, welche Augen er machte, als er aus seiner Ohnmacht erwachte. Er wollte sich mit der Hand an die Stelle langen, wo ihn die Faust des Deutschen getroffen hatte; aber er konnte nicht, denn er war gefesselt. Er riß die Augen auf und blickte im Kreise umher. Da sah er die Seinen gebunden und rundum standen die Gestalten der Asaker, stumm und die Hände auf ihre Gewehre gestützt.

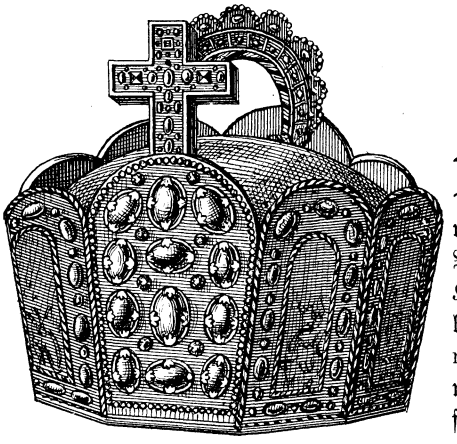
Sein Auge fiel auf Schwarz und Pfotenhauer; er sagte noch immer nichts; auch kein andrer sprach. Dann traf sein Blick einen — — —

„Allah ia sillib — Gott, allmächtiger!" schrie er auf, indem er sich vor Entsetzen aufbäumen wollte, aber nicht konnte. „Herr, schütze mich vor dem neunundneunzigmal gesteinigten Teufel! Wandeln die abgeschiedenen Geister auf der Erde umher?"

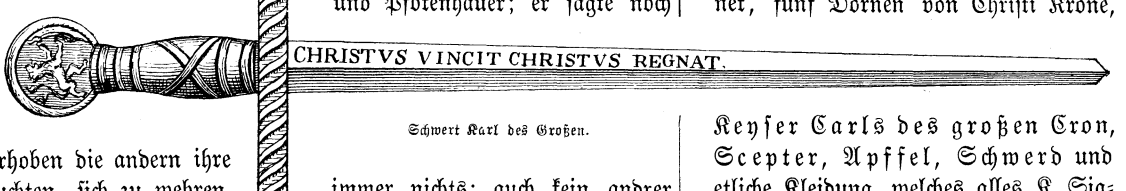
Der Onbaschi war es, den er sah. Dieser antwortete:

„Ja, sie wandeln. Es sind die Dschinn el intikam*), welche den Wortbrüchigen verfolgen. Du verführtest mich, indem du sagtest, daß ich mit dir gebieten solle. Du hieltest nicht Wort und wolltest mir befehlen. Nun ereilt dich die Strafe."

(Fortsetzung folgt.)



Kaiser Karl des Großen Krone.



Schwert Karl des Großen.

Deutsche Heiligtümer.

Die im Jahre 1707 bei Christoph Bachmeyer in „Frankfurt und Leipzig" unter dem Titel „Historische Nachricht Von dem Ursprunge und Wachsthum Des Heil. Röm. Reichs freyer Stadt Nürnberg Aus uralten glaubwürdigen documentis und Urkunden vorgestellet" erschienene Chronik enthält unter „Anno 1360" folgende Stelle, der ein Kupferstich beigefügt ist, den wir durch die nebenstehenden Abbildungen wiedergeben:

„Dis Jahr brachte König Carl das Heiligthum, welches er gen Prag geflehet hatte, wiederumb gen Nürnberg. Und hatte von Pabst eine Bull ausgebracht, daß man es jährlich auff den Freytag, 14 tage nach dem Charfreytag öffentlich zeigen, und denselben feiren solte. Solches wurde dis Jahr vor dem Umbgang der Keyserl. Capelle mit großer solennität gezeiget, als da ist das Sperr, ein Nagel der Creutzigung Christi, ein stück vom heil. Creutz, ein stück der Krippen Christi, S. Annen Arm, ein stück der Ketten S. Petri Pauli und Johannis, it. vom Rock Joh. des Evangelisten, ein zahn Johannis des Teuffers, S. Mauritii Schwerd, ein stück vom Tuch darauf Christus das Abendmal gehalten, it. vom Tuch, damit er den Jüngern die Füße getrocknet, fünf Dornen von Christi Krone, Keyser Carls des großen Cron, Scepter, Apffel, Schwerd und etliche Kleidung, welches alles K. Sigmund 1424 der Stadt Nürnberg auff ewig übergeben, daß sie diese stück, wenn ein Röm. König gekrönet würde, heraus geben, und sie ihnen wider zugestellet werden solten. Welches alles noch auff

*) Geister der Rache.

den heutigen Tag in des Spitals Kirche ist, der Keyserliche Ornat hengt in einer Truhen im Chor in der Höhe. Es ward dieses alles von der Nürnbergischen Clerisey in einer Procession mit Creutzen und Fahnen eingeholet."

Diese Reichskleinodien, welche bei jeder Krönung eines neugewählten Kaisers Ornat und Schmuck desselben bildeten, bestanden also, wie wir aus vorstehender Notiz ersehen, aus der Reichskrone, dem Reichsapfel, dem Schwert Karls des Großen, dem Schwert des heiligen Mauritius, den beiden Unterkleidern von violetter Seide, Dalmatiken genannt, der Gugel Karls des Großen (einer Kappe oder Kapuze von roter Seide), der Alba (einem über der Dalmatika getragenen weißseidenen Oberkleid), zwei mit Edelsteinen besetzten Stolen, dem Pluviale oder Pallium (einem rotseidenen Mantel, nächst Krone und Scepter, das eigentliche Zeichen der kaiserlichen Würde), ferner den Handschuhen, Strümpfen, Schuhen, drei Gürteln, dem Ring Kaiser Karls des Großen, den goldenen Sporen, Achselspangen und Armbändern und einem Schweißtuch (Sudarium).

Diese Kleinodien hatten mancherlei Schicksale sowohl vor, als nach dem obengenannten Jahre (1360). Anfangs waren sie von den Kaisern selbst aufbewahrt worden und wanderten von einem festen Bergschlosse zum andern. Zur Zeit des Interregnums bewahrte man sie auf der Burg Trifels (in der heutigen Rheinprovinz) auf; Rudolph von Habsburg ließ sie nach seinem Schlosse Kyburg in der Schweiz bringen. Unter Ludwigs des Bayern Regierung waren sie in München; dann lieferte sie dessen Sohn Karl dem IV. aus, der sie nach Prag bringen ließ. Sein Nachfolger Wenzel bewahrte sie auf dem Schlosse Karlstein (in Böhmen) und Kaiser Sigismund ließ sie von dem Schlosse Blindenburg, wohin er sie vor den Husiten geflüchtet hatte, nach Prag (nach andern nach Ofen) bringen, von wo sie im Jahre 1423 zur ewigen Verwahrung wieder nach Nürnberg übergeführt und in der neuen Spitalkirche aufbewahrt wurden. Diese Uebergabe geschah am 29. September 1423 an die dazu Abgeordneten des Rates von Nürnberg, Siegmund Stromer zur Rosen und Georg Pfinzing zu Ofen. Dort wurden von König Siegmund diese Reichskleinodien zur ewigen Verwahrung in Nürnberg übergeben und dieselben 1424, am Mittwoch vor Mariä Verkündigung (22. März) in feierlichem Zuge in Nürnberg eingebracht. Die Schilderung dieser Einbringung gibt ein Bild jener Zeit. „Es war bereits am genannten Tage ein Fest- und Feiertag angestellt, alle Gefangene ledig gelassen und die Körper vom Hochgerichte abgenommen worden. Die ganze Clerisei und alle Ordensleute, die Bruderschaften, der Rath, die ganze Bürgerschaft, Manns- und Weibspersonen, gingen in einer ordentlichen, schönen Prozession zum Frauenthor bis weit vor das Hochgericht hinaus, diesem hochgehaltenen Heiligthum entgegen. Man brachte es auf einem Wagen zur Stadt, auf welchem hinten und vornen etliche junge Knaben, als Engel gekleidet, saßen und brennende Wachskerzen hielten. Unter diesen befand sich Anton Tucher, der 1450 Rathsherr und 1469 zweiter Losunger wurde. Neben dem Wagen sind die Herren Aelteren hergetreten und haben das Heiligthum bis zu des neuen Spitals Kirche begleitet. Die Heiligthümer wurden durch ein ganzes Jahrhundert alljährlich am Freitag nach Quasimodogeniti auf einer eigens dazu errichteten Bühne dem von nah und fern herbeigeströmten Volke gezeigt und bei jeder Kaiserkrönung unter starkem feierlichen Geleite an den Krönungsort gebracht."

Die von uns eingangs erwähnte Nürnberger Chronik schildert die Einbringung hiervon etwas abweichend und zwar wie wörtlich folgt:

„An S. Benedicti Tag (1424) ward das Heiligthum von Prag gen Nürnberg gebracht. Das hatte Sebald Pfintzing vom Keyser erlanget, und sein Sohn Jörg, und Sigmund Stromer dasselbe von Prag geholet. Solches hat man hernach viel Jahre in grossen ehren im neuen Spital gehalten und ist jährlich am 2. Feyertag nach Ostern (welcher tag durch eine Päbstl. Bulle zu Nürnberg zu feyren geboten) vor U. Frauen Kirch gezeiget worden, welches 1524 das letzte mal geschehen, das Heiligthum aber in des Spitals Kirche ist noch vorhanden. Es ist aber auf bemalten Tag ein groß zulauffen von fernen Orten gen Nürnberg gewesen, da sich's einmal begeben, daß der gantze Marckt gedrangs voll Leute gestanden, und ohngefähr eine Krähe an einem Kräutlein so zwischen einem Dachziegel herausgewachsen, gezupffet, damit den Ziegel losgemacht und herabgeworffen, und etliche Personen beschädiget, daher ein Tumult entstanden, darinnen viel Leute ertretten, erdruckt und beschädiget. Weshalben hernach der Marckt mit Ketten und gewapneten Leuten verwahret worden. Vidsupra Ao 1360."

Bis zum Jahre 1796 sind die Reichskleinodien und Heiligtümer sodann noch in der Hospitalkirche zum heiligen Geist in Nürnberg aufbewahrt und zu den jedesmaligen Krönungen nach Frankfurt abgeliefert und von da stets und zwar unter starker Bedeckung wieder zurückgebracht worden. Als aber im Sommer des Jahres 1796 sich die französischen Kriegsheere der Stadt Nürnberg näherten, hielt es der Rat seinen Pflichten angemessen, den seiner Verwahrung anvertrauten römisch-kaiserlichen Krönungsornat samt den dazu gehörigen Reichsschätzen in reichsoberhauptliche Hände mit dem Vorbehalte der Rückgabe bei verschwundener Gefahr, abzuliefern, was im Monat Juli 1796 wirklich geschehen ist, seit welcher Zeit sich die Reichskleinodien in der kaiserlich-österreichischen Schatzkammer befinden.

Der heisere Chorsänger.

Zwei Jahre und fünf Monate hatte die österreich-ungarische Nordpolexpedition vom Jahre 1872 bereits im ewigen Eise verbracht, als der Telegraph von Vardö, einem der nördlichsten Punkte Norwegens aus, der Welt die Nachricht brachte: Die kühnen Forscher sind zurückgekehrt.

Groß war die Freude, welche diese Botschaft überall erweckte. Großartig war der Empfang, der den Helden der Wissenschaft und ihren Genossen allerwärts bereitet wurde. Und besonders die Ehrenbezeigungen, mit welchen der Führer des Unternehmens, der Schiffslieutenant Weyprecht, überhäuft wurde, waren für den bescheidenen Mann fast erdrückend.

So war es schon auf der Reise durch die nordischen Lande. Sobald die Reisenden aber den deutschen Boden betreten hatten, gesellte sich der Verehrung für den kühnen Forschersinn der Stolz auf den ruhmwürdigen Landsmann bei, dessen That der ganzen Nation zur Ehre gereichte. Auf deutschem Boden, im waldesduftigen Odenwalde, hatte ja die Wiege des Gefeierten gestanden, und seine Forschungen waren ein frischer unvergänglicher Ehren-

kranz für die deutsche Wissenschaft. Welchen Deutschen hätte dieses Bewußtsein nicht mit Verehrung und Begeisterung für den kühnen Mann erfüllen sollen? Rauschender Beifall empfing ihn deswegen überall.

Hamburg besonders bereitete Weyprecht und seinen Genossen einen Empfang, wie er für einen Fürsten nicht glänzender gestaltet werden konnte. Und auch auf der Weiterreise durch die deutsche Heimat begrüßte ihn überall lauter Jubel; selbst an den kleinsten Eisenbahnstationen wollten die Hurrarufe kein Ende nehmen.

Der Mann aber, dem die ausgezeichnetsten Männer seines Faches gehuldigt, den der König von Schweden durch herzliche Umarmung und einen Kuß geehrt hatte, versäumte nirgends die Pflicht der Höflichkeit, für die ihm erwiesenen Ehren persönlich mit einer Ansprache zu danken.

Die Folge davon war, daß er bei seiner Ankunft in Breslau, wo ihm die Spitzen der Behörden in Gemeinschaft mit der gerade dort tagenden Naturforscherversammlung ein Festmahl widmeten, vollständig heiser geworden war.

Die Festlichkeit war wohl vorbereitet. Ein Sängerverein sollte dieselbe durch Liedervorträge verherrlichen und hatte sich, wie die übrigen zahlreichen Teilnehmer, bereits im Saale versammelt.

Als endlich auch Weyprecht, der sich verspätet hatte, ankam, wollte ihm ein Festordner, weil er kein Abzeichen trug, den Eintritt verwehren.

Weyprecht, der seinen Namen nicht nennen wollte, bat, man möge ihn dennoch einlassen, weil er zu den Sängern im Chore gehöre.

Der Mann, durch diese Begründung des Wunsches seitens des heiseren Gastes belustigt, meinte, daß an ihm wohl keine besondere Stimme verloren sei.

Weyprecht ließ sich damit aber nicht abweisen.

„Ja, aber ich taktiere,“ sagte er, seinen stets schlagfertigen Witz und seine Geistesgegenwart bekundend, — und durfte nun eintreten.

In der That erwies sich Weyprecht im Verlaufe des Festes als ein so trefflicher und taktvoller Leiter, daß der erstaunte Thürwächter nicht im entferntesten Ursache hatte, den heiseren Ehrengast Lügen zu strafen.

„Zur Attacke — Marsch! Marsch!“

Die Attacke ist das Lebenselement der Reiterei, der Höhepunkt ihrer Thätigkeit. In ihr gipfelt ihre ganze Ausbildung. Was sie auf dem Schlachtfelde sonst unternimmt, ist nur das Mittel zum Zweck, alle andern Bewegungen, welche sie macht, dienen nur dazu, den Angriff vorzubereiten.

Wenn das Kommando zur Attacke gegeben wird, hebt sich jede Brust, das Auge glänzt, fester umfaßt die Hand die Waffe, die Begeisterung und das Feuer des Reiters teilen sich dem Pferde mit.

Geschlossenheit der Glieder und Anrann in vollem Rosseslaufe sind Bedingungen für das Gelingen; der feste Entschluß, siegen oder sterben zu wollen, verbürgt den Erfolg.

Schon in weiter Entfernung vom Gegner kann das Kommando „Zur Attacke!“ gegeben werden; oft gilt es, eine lange Strecke zurückzulegen, ehe man an den Feind herankommt; die großen Schußweiten der jetzt gebräuchlichen Feuerwaffen nötigen dazu; das Vorgehen muß in rascher Gangart geschehen, um durch die letzteren nicht allzusehr zu leiden.

Zuerst wird Trab geritten, auf 600 bis 800 Schritt vom Feinde geht man zum Galopp über, der immer stärker und stärker wird; dann erfolgt das Kommando „Marsch! Marsch!“ Säbel und Pallasch werden in die Auslage nach vorwärts gebracht, die Lanzen gefällt, die Trompeten geben das Signal „Fanfaro“ oder „Einbruch“, den Pferden werden die Sporen in die Weichen gesetzt und unter lautem Hurraruf geht es hinein in die Feindesmassen.

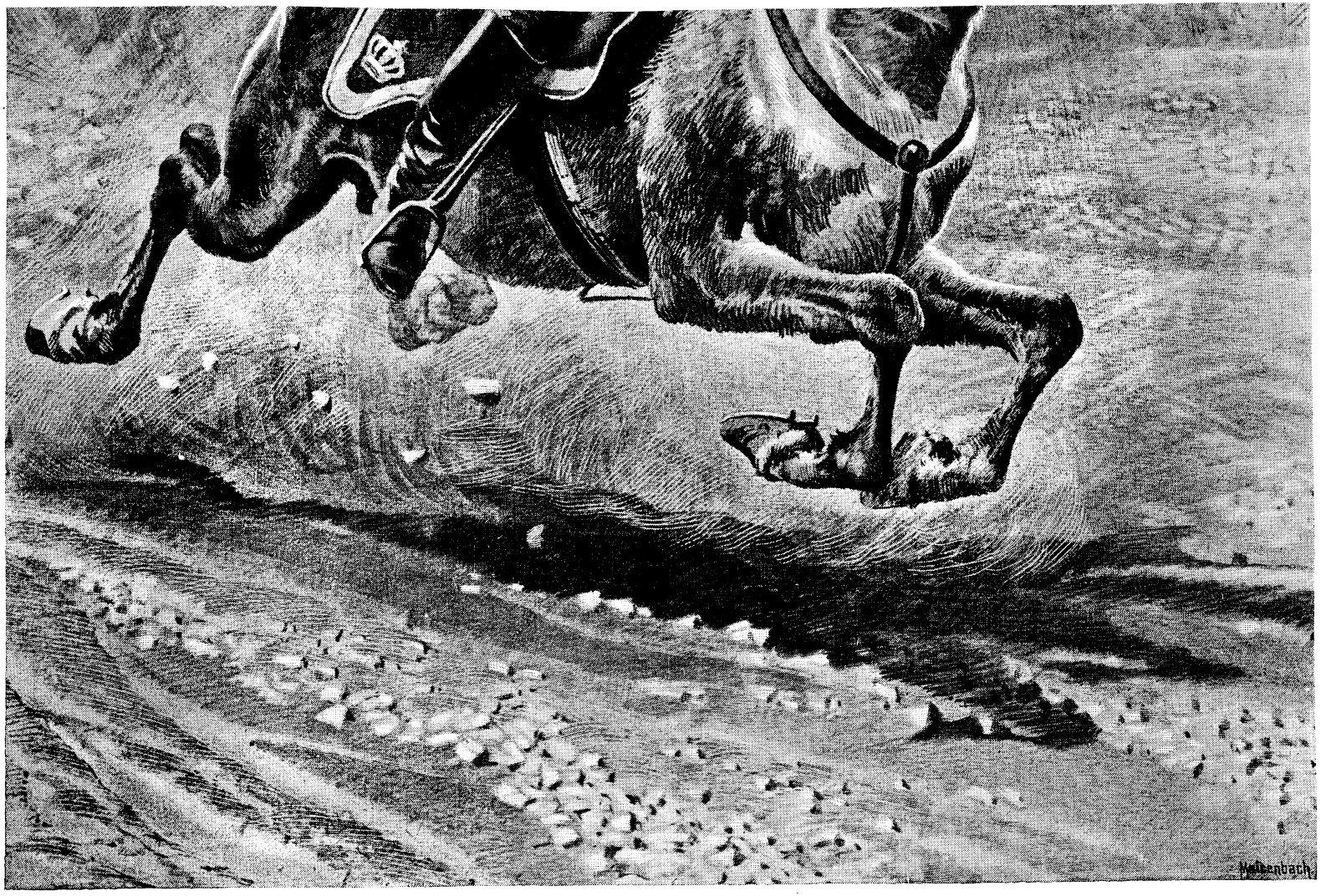
Der Herr von Siebenstück.

Unser deutsches Vaterland hatte das Jahr 1615 zu verzeichnen. Schon tauchten hin und wieder am Himmel seines innern Friedens dunkle Schatten auf, die sich nach und nach zu immer dichterem Gewölk zusammenballten, aus dem endlich jenes Ungewitter hervorbrechen mußte, das sich durch volle 30 Jahre über Deutschland entlud. Vor allem hatte die rheinische Pfalz, jener gesegnete Landstrich, dessen Krone das schöne Heidelberg bildet, das schwerste aller Kriegsgeschicke zu erdulden. Ihr junger, feuriger Regent, Kurfürst Friedrich V., gab durch Annahme der böhmischen Königskrone wider den Willen des Kaisers Ferdinand II. später den eigentlichen Anstoß zu der unaufhaltsam fortschreitenden Bewegung. Noch aber herrschte er in Frieden und im Garten Deutschlands, wie noch heute das herrliche Neckarland benannt wird.

Unweit der zu jener Zeit erst im Wachstum begriffenen, festen Stadt Mannheim liegt die Ortschaft Oggersheim, damals dem Brauch gemäß mit Wällen und Mauern versehen. Es war ein wohlhabender Ort, der, von Feld und Wald umgeben, durch eine neuangelegte Straße mit Mannheim in reger Verbindung stand.

An einem Sommernachmittag schritt ein ärmlich, aber sauber gekleideter blonder Knabe von etwa elf Jahren, in der Richtung von Oggersheim kommend, durch den Wald. Es war ein hübscher, schlanker Junge mit sinnigem Antlitz. Bald lauschte er dem Gesang der Vögel in den Kronen der uralten Waldesbäume, bald bückte er sich, um eine Pflanze oder ein Moos dem Boden zu entnehmen und in einem Kästchen zu bergen.

Plötzlich hielt der jugendliche Wanderer den Schritt an und blickte horchend ins Weite. Der Wind trug den Schall rauher Männerstimmen an sein Ohr, und das scharfe Auge des Knaben entdeckte in der Ferne zwei Gestalten, deren Aeußeres Bedenken einflößte. Wegelagerer, meist entlaufene oder verabschiedete Söldner, bildeten keine Seltenheit, und es wollte den einsamen jungen Wanderer bedünken, als gehörten die Kommenden zu der allerschlimmsten Gattung. Zum mindesten ließen die wüsten Gesichter, die zerlumpten Kleider, vor allem aber das Messer im Gürtel, und der eisenbeschlagene Knotenstock in der Faust, darauf schließen. Wenngleich es dem jungen Wanderer nicht an Mut gebrach, hatte er doch keine Neigung, mit den wüsten Gesellen zusammen zu stoßen. Zu seinem Glück hatten die letzteren seine schmächtige Gestalt bis jetzt nicht bemerkt und er konnte sich geschwind noch in dem dicht verschlungenen Laubwerk, das eine Seite des Waldpfades begrenzte, verbergen.



„Zur Attacke — Marsch! Marsch!“

2. Großherzoglich Hessisches Dragoner-Regiment (Leib-Dragoner-Regiment) No. 24.

Die Männer kamen näher und immer wahrscheinlicher wurde es dem Knaben, daß sie nichts Gutes im Schilde führten. Jetzt blieben sie ein paar Schritte vor dem Verborgenen entfernt stehen und schienen zu lauschen; aber nur der Häher ließ seinen einförmigen Ton von fern vernehmen, sonst lag der Wald in tiefem Schweigen. „Verwünscht, wenn er heute auch nicht käme!“ nahm der eine der wüsten Bursche das Wort. „Die Stunde, um welche er sonst in der Einsamkeit zu lustwandeln pflegt, ist schon vorüber und ich glaube, wir haben uns zu weit vorgewagt, um rasch wieder an unsern Posten zu kommen. Nirgends können wir das stolze Herrlein besser als dort hinterrücks überfallen, ihm den Gnadenstoß geben und mit dem Golde, das seine Taschen bergen, und den Edelsteinen an Hut und Schwert, ungesehen über die kurbayrische Grenze flüchten.“

„Wenn der Hispanier uns nur nicht einen Strich durch die Rechnung macht, und in sein Mohrenland heimgegangen ist,“ meinte der zweite der Strauchdiebe. „Doch nein,“ unterbrach er sich aufhorchend, „ich höre einen Schritt; geschwind Kamerad, auf unsern Platz, der Teufel meint es gut mit uns!“

Die beiden Mordgesellen schlichen so geräuschlos wie möglich über das dürre Laub des Weges in der eben verlassenen Richtung zurück. Kaum aber hatten sie eine kleine Strecke Vorsprung, als der Knabe aus seinem Versteck hervorkroch und behutsam den Burschen nachschlich, um das Ziel ihres geplanten Hinterhalts zu erkunden.

Auf wen der Anschlag gemünzt war, konnte sich der unfreiwillige Mitwisser leicht deuten. Seit vierzehn Tagen weilte auf dem ganz in der Nähe, hart am Waldesrand belegenen Schlößchen eines pfälzischen Edelherrn der Sohn eines Freundes desselben als Gast. Es war ein noch ziemlich junger Mann, der, obwohl aus fernem südlichen Lande stammend und ein hoher kriegerischer Würdenträger seiner Heimat, die deutsche Sprache ausreichend beherrschte. Der Fremde liebte weite, einsame Spaziergänge, die er meistens allein unternahm, denn sein wirtlicher Freund ward durch ein Fußleiden an das Haus gefesselt. Auch durch Oggersheim war der Fremdling, der es liebte, sich prächtig zu kleiden, oftmals gekommen. Aber mehr als der Glanz der Juwelen, hatte den Knaben das edelgeformte mattgelbliche, von leichtem dunklen Bart umrahmte Antlitz mit den tiefbraunen leuchtenden Augen angezogen.

Und dieser Fremdling, der mit freigebiger Hand ringsum Wohlthaten spendete, sollte durch ehrlose Mordbuben ein schmähliches Ende finden, fern von der Heimat, fern von den Seinen? Niemals, und müsse er selbst sein Leben lassen, das stand bei dem Knaben fest. Aber um das Böse zu verhüten, mußte er wissen, wo die Buben im Hinterhalt lagen; dann erst war es von Nutzen, dem ahnungslos Nahenden entgegen zu eilen.

Gar bald hatten die Spießgesellen ihr Ziel erreicht. Inmitten einer kleinen Lichtung erhob sich ein „Sühngedenken“ aus früherer Zeit, ein altes, verwittertes mächtiges Steinkreuz auf hohem Sockel. Mit Abscheu sah der jugendliche Verfolger die Männer sich hinter dem heiligen Zeichen bergen, um ein Werk der Hölle auszuüben.

Der Knabe wußte genug; er schlich leise zurück und lauschte in der Richtung, woher der Tritt des Näherkommenden ertönte. Geschmeidig glitt der junge Bursche durch das Gestrüpp um sich den Weg zu kürzen und desto eher den Schritt des Wanderers zu kreuzen. Die Dornen zerrissen seine ärmliche Kleidung, was kümmerte es ihn? Geröteten Antlitzes, mit leuchtenden Augen, hatte er nur ein Ziel: zu warnen, zu retten.

Und jetzt brach er sich Bahn durch das rauhe Geäst, hart vor dem überrascht zurücktretenden Fremdling.

„Nicht weiter!“ stieß er mit halb erstickter Stimme heraus, „vor Euch ist Verrat und Mord!“

Eine leichte Bläße flog über das regelmäßige Antlitz des etwa dreißigjährigen Mannes in schwarzem Sammetkleide, über welches ein breiter Spitzenkragen fiel. — Edelsteine funkelten am dunklen Barett mit der wallenden Feder, und gleiche kostbare Juwelen am Griff des Schwertes; von der Schulter nieder hing dem fremden Edelmann ein kleines Goldhorn, von einer seidenen Schnur gehalten.

Natürlich war der Gewarnte stehen geblieben. „Was weißt du, mein Knabe?“ fragte er halblaut, mit weicher, wohlklingender Stimme.

Hastig berichtete der Junge, was er erlauscht, und als er zu Ende war, sah der Herr zwar unerschrocken, aber doch sehr ernst darein.

„Durch dich bin ich einer großen Gefahr entgangen,“ sprach er, „Gottes Hand war es, die dich auf meinen Weg führte, und so wahr er mich hört, ich will's dir gedenken. Jetzt aber sollen die Frevler doch ihr schändliches Gelüst vereitelt sehen. Nicht umsonst warnte mich mein Freund, mich zu tief in den Wald zu wagen; nun weiß ich seiner Vorsicht dank, mir stets ein paar handfeste Knechte an den Waldeseingang nachzusenden. Sie sollen ihren Dienst erfüllen!“ Er hob das goldene Jagdhorn und führte es an seine Lippen, eine Sekunde später antwortete Hörnerruf dem hellen Ton und Rufe schallten näher und näher.

„Vielleicht finden die Schurken es am besten, in ihrem sicheren Versteck zu bleiben,“ sagte der Fremde, „dann fangen wir sie in ihrer eigenen Falle.“

Vier starke Knechte kamen eilig herbei, denen der Fremde rasch die nötige Weisung erteilte; er selber stellte sich an ihre Spitze und auch der Knabe schloß sich trotz der Abmahnung des vornehmen Herrn, mutig dem kleinen Zuge an.

Sie kamen eben recht, die Strauchdiebe in eiligster Flucht zu gewahren, mit ziemlichem Vorsprung. Die Knechte verfolgten sie, aber nur einer geriet in ihre Hände, der später seiner verdienten Strafe nicht entging.

Der Fremde aber hatte sich auf den Sockel des Steinkreuzes niedergelassen; nun zog er seinen jungen Retter zu sich heran.

„Wie heißest du, mein Knabe?“ fragte er in seinem gebrochenen, aber völlig verständlichen Deutsch.

„Hans Wartsch, Herr, und aus Oggersheim bin ich,“ lautete die Antwort.

„Hast du noch Eltern?“ fuhr der Fragende fort.

„Nur ein lieb' Mütterlein daheim, von dem ich mich nimmer trennen möchte, weil es meist siech darniederliegt.“

„Und was thatest du allein im Walde?“

„Ich suchte Beeren für die Mutter, und für mich Pflanzen, deren Bedeutung mir der Herr Lehrer erklärt. Meine Mutter ist arm und ich bin nur ein Schäferknabe, aber die Leute haben mich gern; weil ich recht viel lernen möchte in der großen Welt des lieben Gottes, darum nimmt sich der Herr Lehrer auch meiner an, und der alte Wenzel, der früher Landsknecht war unter Kaiser Rudolf, der will mich lehren das Schwert zu führen und das Pferd zu tummeln, wenn ich größer bin.“

Mit sichtlichem Wohlgefallen hatte der Fremde dem Knaben zugehört. Jetzt aber unterbrach die Rückkehr der Knechte mit ihrem Gefangenen das Gespräch.

„Wir sehen uns wieder, mein junger Freund und Schützer," sagte der Edelherr, sich von seinem steinernen Sitz erhebend, „für heute nimm ein Andenken an diese Stunde, ein Pfand meines Dankes, das ich glänzend einlösen will. Morgen komme ich zu deiner Mutter!"

Er nahm das Goldhorn von seiner Seite und hing es dem Knaben um, dann drückte er noch einmal die Hand seines jungen Retters und trat zu den Knechten, um mit ihnen und ihrem Gefangenen den Heimweg anzutreten.

Auch Hans Wartsch eilte seiner schlichten Hütte zu. Fast mit Ehrfurcht betrachtete er die kostbare Gabe, die gar seltsam zu dem ärmlichen Hirtenkleide paßte; das Herz war ihm so voll, daß es ihn drängte, was er in sich trug in traulicher Zwiesprache dem geliebten Mütterlein zu verkünden. Hoffnungsvoll sahen beide dem kommenden Tage entgegen.

Aber die Erwartung von Mutter und Sohn wurde arg getäuscht. Der Fremdling, dessen Errettung durch den jungen Schäfer zu Oggersheim in der Gegend rasch bekannt geworden, kam nicht zur Heimstätte seines Schützers. Noch in derselben Nacht war ein Courier im Schlosse eingetroffen, der dem vornehmen Gast die Kunde schwerer Erkrankung seines Vaters brachte und die Sehnsucht des dem Tode Verfallenen nach dem einzigen Sohne schilderte. Unverzüglich hatte der Berufene seiner Kindespflicht genügt und die Heimreise angetreten. Wer konnte ihm verargen, wenn vor der erschütternden Botschaft aus der Ferne die Erinnerung an die eigene überstandene Lebensgefahr in den Hintergrund trat.

* * *

Sechs Jahre waren verronnen. Die Wolken am deutschen Himmel hatten sich verderbendrohend zusammengezogen; der Donner rollte, die Blitze zuckten, Kampf hier und dort, heute erstickt, morgen desto heißer emporlodernd. Die erste Abteilung des furchtbaren Trauerspiels, dem die Geschichte den Namen: „der Dreißigjährige Krieg" verliehen, hatte begonnen.

Kurfürst Friedrich V. hatte längst sein angestammtes Land verlassen und seine königliche Würde durch die Niederlage seiner Anhänger bei Prag verloren; er selbst war in die Verbannung gegangen. Kaiserliche Truppen bemächtigten sich der Pfalz, deren stellvertretende Regierung im Bunde mit andern deutschen Fürsten protestantischen Glaubens, vom Golde Englands unterstützt, bewaffneten Widerstand leistete. Schon hatten Deutsche deutsches Blut vergossen, jetzt aber betraten auch Spaniens Söldner, vom Kaiser berufen, den Boden Deutschlands, — die ersten fremden Truppen, denen später so viele aus aller Herren Landen folgen sollten. Ihre Aufgabe war, sich der Pfalz zu bemächtigen, deren Hauptverteidiger der durch seine Kriegsführung berühmte und durch seine Rauheit berüchtigte Graf Mansfeld war. Elend und Verwüstung bezeichneten das Vordringen der Feinde, deren Wut der zähe Widerstand, welcher ihnen entgegengesetzt wurde, nur noch mehr entflammte.

Wohl bewies der kommandierende General, Don Fernando de Cordova, menschliche Gesinnung und hielt Mannszucht, soweit sein Auge und sein Arm reichte. Aber selbst des Feldherrn gefühlvolles Herz durfte in jenen Zeiten nicht immer dem Grimme einer zügellosen Soldateska Einhalt gebieten.

Langsam drangen die fremden Sieger vor; die ganze Bergstraße war bereits in den Händen der Spanier, die jetzt der wohlbefestigten, ihrem Kurfürsten treu ergebenen Stadt Frankenthal entgegenrückten. Der Weg der ungehindert Heranziehenden mußte über Oggersheim führen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst der Pflanzenveredlung.

Jetzt ist die Rosenzeit. Frühmorgens, wenn die Sonne rot am Horizonte heraufkommt, gehst Du, mein lieber junger Kamerad, in den Garten und suchst die schönsten taubeperlten Rosen zum Strauß. Freilich ist es schwer zu sagen, welche Blumen die schönsten sind und bei dem Bestreben, das Beste für Vater und Mutter auszuwählen, wird es Dir erst klar, wie groß die Mannigfaltigkeit unter den Rosen ist. Da steht neben der stark duftenden rosenroten Centifolie die feine, gelbe Theerose, die purpurfarbige Remontante und die weiße, in Büscheln blühende Prairierose. Jede hat ihre besonderen Schönheiten und Vorzüge und wir kommen zu der Erkenntnis, daß es bei den Blumen ist, wie bei unsren menschlichen Freunden: wir müssen sie alle lieb haben; denn jeder hat Eigenschaften, die uns lieb und teuer sind, und die die andern nicht besitzen. Jeder hat allerdings auch Eigentümlichkeiten, die wir nicht gern leiden mögen, aber auch wir haben vieles, was die andern nicht schön finden und dennoch suchen sie uns auf und drücken uns herzlich die Hand. Jeder Mensch ist wie eine besondere Rosensorte, verschieden von den andern durch Gestalt und Farbe, Wuchskraft und Lebensgewohnheit; im Strauß ergänzt eine Blume die andre und im Verkehr der Menschen bietet der zweite, was dem ersten fehlt.

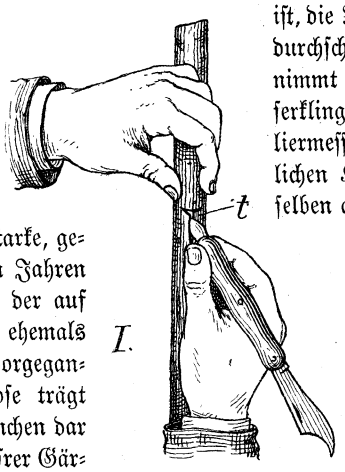
Die schönen Eigenschaften, welche uns Gottes Geschöpfe so lieb machen, kommen vielfach erst durch die Kultur zur Entwicklung. Die herlichen Geisteswerke der großen Männer sind die Blüten, die sich erst dann entfalten können, wenn eine lange Periode gründlicher Bildung des Verstandes und des Herzens vorangegangen ist und die Ideen, welche die Gelehrten und Dichter der Jetztzeit aussprechen, sind vorbereitet worden von früheren Geschlechtern. So vervollkommneten sich die menschlichen Ideen von Geschlecht zu Geschlecht aus der rohen Anschauungsweise der wilden Völkerschaften bis zur Größe und Reinheit der Jetztzeit. Aber das teure Gut vervollkommneter Bildung kann nur durch sorgfältiges Studium erreicht und erhalten werden.

In der Schule werden wir herangezogen; von Stufe zu Stufe schreitet unser Geist fort, bis er endlich fähig ist, die großen Ideen der berühmten Männer aufzunehmen und sich weiter zu ernähren. So wird uns das Gute und Edle, das frühere Menschen gedacht und gepflegt haben, allmählich eingeimpft und wir dadurch selbst veredelt.

Diesen Veredlungsvorgang haben die Menschen von sich auf ihre Blumen übertragen; weil sie gesehen haben, daß auch die durch die Kulturbestrebungen erzeugten, gefüllten Blumen am vollkommensten sich entwickeln, wenn sie wieder auf junge, frische, kräftige Stämme geimpft werden. Alle die schönen, gefüllten, farbenprächtigen Rosen sind künstliche Züchtungen, die aus der Hand des kundigen Gärtners hervorgegangen sind. Die wilden Urformen haben, soweit sie bekannt geworden, nicht einfache Blumen wie unsre Hundsrose an

den Wegeränder; in der Mitte der fünf Blumenblätter stehen zahlreiche, gelbköpfige Staubgefäße und diese haben sich mit der Zeit in Blumenblätter umgewandelt und die Füllung veranlaßt.

Der Monat Juli nun ist die Zeit, in welcher die bei Rosen häufigste Veredlungsart, das Okulieren, zur Anwendung kommt. Man versteht darunter das Einsetzen eines Auges von einer edlen Rose auf einen Wildstamm, also einen kräftigen Trieb unsrer gewöhnlichen Hundsrose (Rosa canina). Dieser starke, gerade Trieb wird mit den Jahren zu einem festen Stamme, der auf seiner Spitze die aus dem ehemals eingeimpften Auge hervorgegangene Krone der edlen Rose trägt und somit ein Rosenbäumchen darstellt, das den Schmuck unsrer Gärten bildet.



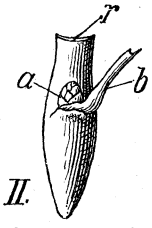
Die Pflanzenveredlung: Das Einschieben eines Edelauges.

Zunächst handelt es sich also darum, gute Wildstämme oder „Unterlagen" zu erlangen. Zu diesem Zwecke suchen wir wilde Rosenbüsche an Wegen und Waldrändern auf und graben dieselben nach erhaltener Erlaubnis im Herbst aus, schneiden den holzigen, knorrigen Wurzelstock mit einer Säge in so viele Stücke, als schlanke große Triebe aus demselben hervorgehen und pflanzen jeden einzelnen Trieb für sich in unsren Garten. Allerdings müssen wir dabei beachten, daß jedes Stück des holzigen Stockes mit einigen feinen Faserwurzeläsen versehen ist, da nur aus diesen sich die neuen Wurzeln entwickeln, welche das Fortwachsen der eingepflanzten Wildstämme ermöglichen. Im Laufe des folgenden Frühjahrs und Sommers treiben die angewachsenen Stämme aus und sind im Juli und August veredlungsfähig. Besser und sicherer ist es, aus einer guten Baumschule im Herbst eine Anzahl wilder Rosenstämme zu kaufen; diese werden dort meist aus dem Samen der Hagebutten herangezogen und haben bessere Wurzeln, als die aus dem Felde geholten Exemplare.

Wenn wir aber sofort die Veredlungskunst üben wollen und finden in unsrem Garten keine Rosen, so suchen wir andre holzige Pflanzen, wie z. B. Aepfel, Goldregen, Akazien u. dergl. Gehölze auf, um auf den jungen Stämmen oder vorjährigen Zweigen einzelne Augen von andren Sorten derselben Art einzuschieben.

Das Einschieben oder Okulieren eines Edelauges erfolgt nun in der Weise, daß man an einer glatten Zweigstelle den sogen. „T-Schnitt" ausführt. Es sind dies zwei senkrecht aufeinander stehende kurze Schnitte, wie sie in Fig. 1 bei t dargestellt sind. Das Messer muß hierbei bis auf das Holz eindringen, damit man sicher ist, die Rinde in ihrer ganzen Dicke durchschnitten zu haben. Nun nimmt man den Rücken der Messerklinge oder den an sogen. Okuliermessern (s. Abbildung) befindlichen Hornspatel und drückt denselben am senkrechten Schnitt entlang unter die Rinde, um dieselbe flügelartig abzuheben. Sobald dies auch mit dem zweiten Flügel geschehen, haben wir eine Art längsgespaltener Tasche gebildet, in welche hinein nun das Edelauge geschoben wird. Dieses Edelauge wird von einem noch beblätterten Zweige entnommen, dessen Blätter aber vorher am Blattstiel abgeschnitten worden sind. Man trifft die Auswahl nur unter denjenigen Augen, welche recht kräftig entwickelt in der Achsel der Blätter im unteren Drittel des Zweigs hervortreten. Etwa 4 mm oberhalb des Auges wird der Zweig quer eingeschnitten, wie bei dem T-Schnitt des Wildlings. Alsdann fährt das Messer von unten her schief unter der Rinde nach oben, bis es den Querschnitt erreicht hat und ein Stückchen herausfällt, wie es in Fig. 2 dargestellt ist; a bedeutet dort das Auge in der Achsel des Blattstiels, b und r ist das Stück Rinde (Rindenschildchen) um das Auge herum. Man kann auch den wagerechten Querschnitt unterhalb des Auges und den Längsschnitt von oben herab führen, wie in Fig. 3 dargestellt ist; das Augenschildchen bekommt dann die Gestalt der Fig. 4.

Es kommt bei der Veredlung weit weniger auf die Form des Schildchens als auf die Glätte des Schnitts und die Schnelligkeit der Herstellung an, damit die Wundflächen nicht zu trocken werden. Ferner muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Holz, welches auf der Innenseite des ausgeschnittenen Edelauges sitzt, nicht zu dick ist. Geschickte Veredler lösen dieses Holz gänzlich von der Rinde ab und schieben das ausgehöhlte Rindenschildchen mit dem Auge in den Okulierspalt; indes wollen wir dazu nicht raten. Diese Manipulation ist zu gefährlich, weil leicht an dem Holze ein kleines, aus dem Auge stammendes Höckerchen (Gefäßbündel) haften bleibt und in diesem Falle ein Edelauge zwar anwächst, aber niemals zu einem Zweige austreibt.



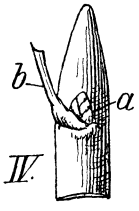
Die Pflanzenveredlung: Das Einschieben eines Edelauges.

Für das Gedeihen der Veredlung ist ferner von größter Wichtigkeit der Umstand, daß sich bei dem Wildling die „Rinde gut löst". Man versteht darunter die Leichtigkeit, mit der sich die Rindenflügel bei dem T-Schnitt abheben lassen und dies hängt mit der Wachstumskräftigkeit des ganzen Stammes zusammen. Wir haben schon einmal bei der Herstellung der Weidenpfeifen darauf hingewiesen, daß bei allen unsren Holzpflanzen zwischen Rinde und Holz eine äußerst zarte Gewebeschicht existiert, welche die Verdickung des Stammes im Laufe der Vegetationsepoche besorgt. Diese Gewebelage, das Cambium, ist um so zarter, je kräftiger die Neubildungen vor sich gehen, also am zartesten im Frühjahr und dann wieder im Juli und August, wo die Bäume den sogen. Johannistrieb ausbilden. Ist der Rosenstamm oder der zu veredelnde Baumzweig nicht im frischen Treiben, dann sind die Cambiumzellen zu zähe und fest zusammenhängend und die Rindenflügel lösen sich nicht glatt, sondern mit unregelmäßig-faseriger Fläche ab. Dann wächst in der Regel die Veredlung nicht an, weil das Auge vertrocknet, ehe der Wildstamm die neuen Zellen gebildet hat, welche den Kitt zwischen den Wundflächen herstellen sollen. Man thut daher gut, wenn man vor dem Schneiden der Augen die Stämme untersucht und bei trockenem Wetter am Abend vor dem Veredeln stark begießt.

Wenn das Edelauge schnell und glücklich unter die Rinde des Wildlings geschoben ist, beeile man sich, die Wunde zu verbinden. Es wird zu diesem Zweck eine Anzahl feiner, weicher Baste oder Wollfäden in Bereitschaft gehalten und ein solcher in möglichst gleichmäßigen Windungen nach Art der Fig. 5 um die Veredlungsstellen gelegt; f bedeutet den Faden. Der Zweck des Bindens ist das feste Zusammenhalten zwischen Edelauge und Wildling, damit die durch das neue Kittgewebe eingeleitete Verwachsung möglichst schnell von statten gehe und das

Eindringen von Luft und Feuchtigkeit in die Wundstelle beschränkt werde. Letzterer Zweck wird vollkommen erreicht, wenn man die Okulationsstelle auch noch mit Baumwachs bestreicht; es empfiehlt sich dazu ein Gemisch von Weißpech und Alkohol (auf 500 g Pech 128 cbcm Alkohol). Das Weißpech wird in einem thönernen Gefäß über gelindem Feuer geschmolzen und in die flüssige Masse (nach Auslöschen der Flamme) der Alkohol gerührt. Das Verstreichen der Wunde hat in der Weise stattzufinden, daß vermittelst eines Holzstäbchens das zähflüssige Baumwachs über sämtliche Ränder der Veredlungswunde gelegt wird; es schadet nichts, wenn der ganze sichtbare Teil des Edelschildchens vom Baumwachs bedeckt wird. Das Auge selbst aber muß unbedingt frei bleiben.

Der ganze hier geschilderte Vorgang erfordert bei einiger Uebung nur wenige Minuten Zeit und bietet dem Lernenden keinerlei Schwierigkeiten. Die ganze Veredlung wird nun bis zum nächsten Frühjahr sich selbst überlassen. Nach 3 bis 4 Wochen kann man indessen schon sehen, ob die Verwachsung gelungen ist. Sobald dies nämlich der Fall ist, gliedert sich das Restchen des am Edelschildchen belassenen Blattstiels (Fig. 2 u. 4 b) bei gelindem Fingerdruck ab, während an einem nicht angewachsenen Auge der Stiel vertrocknet und sitzen bleibt. Dann ist es manchmal noch Zeit, an demselben Stämmchen die Okulation zu wiederholen. Sollte sich die Rinde jedoch nicht mehr lösen, so können wir im nächsten Frühjahr eine andre Veredlungsmethode anwenden, worüber wir später zu berichten gedenken.



Die Pflanzenveredlung: Das Einschieben eines Edelauges.

Nicht alle Holzpflanzen treten zu gleicher Zeit in das Stadium der für die Okulation passenden Saftfülle. Als allgemeine Regel merke man folgendes: Am frühesten (manchmal schon zu Ende Juni) lösen die Roßkastanien (Aesculus Hippocastanum), auf welche die rotblühenden Arten (Pavia) gesetzt werden. Im Juli beginne man mit den Steinobstgehölzen wie Pfirsich (Amygdalus Persica), Mandel (Amygdalus communis) und Aprikose (Prunus Armeniaca), sowie Pflaume (Prunus domestica). Als Unterlage kann man für alle genannten Steinobstarten die „St. Julien-Pflaume" verwenden, welche in allen Bodenarten fortkommt. Später als obiges Steinobst ist das Kernobst, wie Birne (Pirus communis), Quitte (Cydonia vulgaris), Mispel (Mespilus germanica), Weißdorn (Crataegus) u. drgl. in Angriff zu nehmen. Für Birnen kann man als Unterlage entweder Birnenwildling oder, falls man Zwergstämme ziehen will, auch Quittenstämmchen nehmen. Noch später kann man bei Ahorn (Acer), Ulme (Ulmus), Pfaffenhütchen (Evonymus) und bei den verschiedenen Arten von Goldregen (Cytisus) mit der Okulation beginnen und bei der Kirsche auf Weichsel (Prunus Mahaleb), sowie bei Apfel (Pirus Malus) ist im August noch Zeit, ja Flieder (Syringa) wächst noch zu Ende des Monats August.

Die Pflanzenveredlung: Das Einschieben eines Edelauges.

Nun, frisch ans Werk, liebe Kameraden! Für eine gute Feriencensur schenkt uns der Vater ein Okuliermesser. Anstatt im zwecklosen Spiel stets die kostbare Zeit zu vergeuden, erlernen und üben wir eine nützliche Fertigkeit, deren Erfolg uns mit Stolz erfüllt. Wenn im nächsten Frühjahr sich einzelne der eingesetzten Augen zu regen beginnen und im Sommer eine leuchtende Centifolie aus dem wilden Rosenstamme sich entwickelt, dann ist das Werk gekrönt und unsre Freude groß.

Das schwer festzuhaltende Geldstück.

Lege jemand in die geöffnete, ausgestreckte, flache Hand einen Thaler oder sonst ein beliebiges Geldstück, dann halte deine rechte Hand, jedoch mit dem Rücken der seinigen zugekehrt, in kurzer Entfernung über dieselbe und erkläre, du wollest „drei" zählen und ihm das Geldstück eher aus der Hand nehmen, wie er dieselbe auf das Wort drei zu schließen vermöge.

Wenn du also in angegebener Weise Stellung genommen hast, so beginnst du zu zählen: Eins — zwei — und im Augenblicke, wo du drei zählest, drehst du schnell die Hand um, stoßest mit den etwas gebogenen Fingern auf die seinigen, und das Geldstück wird in deine Hand fliegen, ehe er die seinige geschlossen hat.

Bärenspiel.

Ein Spiel im Freien.

Nachdem der Platz für ein Mal bestimmt ist, werden zwei Knaben, in diesem Falle nicht gerade langsame oder schwächere, ausgewählt, welche sich an der Hand fassen und so, gegenseitig in ihren Bewegungen gehemmt, die andern Knaben zu fangen trachten sollen. Für den Fang genügen drei Schläge. Es bedarf kaum der Aufforderung: „Lauft aus!" da ist schon das Hand in Hand dastehende Paar von der munteren Knabenschar umringt, welche die Fänger auf jede Weise neckt, sie von hinten anstößt und an den Kleidern zupft, bei der ersten Gefahr aber eine kurze, schnelle Wendung vollführt, welche das aneinander gekoppelte Paar nicht so geschickt mitmachen kann. Der eine von ihnen trachtet hierhin, der andre dorthin, da jeder von ihnen gerade denjenigen Quälgeist haschen und schlagen will und zu treffen hofft, welcher sich ihm am kühnsten nähert, bis beide Fänger sich klüglich dasselbe Opfer auswählen und namentlich dies im Auge behalten. Sind zwei Knaben von ihnen gefangen, so müssen auch diese sich anfassen, und nun wird die durch zwei Paare betriebene Jagd schon ängstlicher, da sie sich gegenseitig den Rücken decken, auch nebeneinander in langer Linie gegen die zu fangenden Knaben vorrücken können. Je mehr die Zahl der Paare anwächst, desto mehr steigert sich auch die Anforderung an die Geschicklichkeit der wenigen noch übrig gebliebenen Knaben, bis endlich, durch die unermüdliche Verfolgung ermattet, auch die letzten, tüchtigsten Renner von den Paaren umzingelt und geschlagen werden. Dieses Spiel gewährt viele Unterhaltung und ist durch die ausgiebige Bewegung von großer gesundheitlicher Wirkung.

Die Pflanzenveredlung: Das Verbinden der Wunden.

Die Krieger aus dem indischen Stamme der Sikhs

sind berühmt wegen ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit in der Führung des Säbels. Ein beliebtes Experiment, um diese zu beweisen, besteht darin, daß ein auf der Handfläche eines Mannes ruhender Apfel von einem Sikh durchhauen wird, so daß die beiden Hälften der Frucht zu Boden fallen, ohne daß die Haut des Haltenden im mindesten beschädigt wird. Hierzu gehört große Stetigkeit von seiten des letzteren, da ein leises Zucken der Hand natürlich schlimme Folgen haben kann. Der verstorbene Lord Napier von Magdala wollte lange nicht glauben, daß dies Kunststück der Sikhs möglich sei; ein Sikh erklärte sich bereit, es ihm zu zeigen, wenn der Lord den Apfel halten wolle, und Napier willigte sofort ein, da er glaubte, der Krieger würde es doch nicht auf die Probe ankommen lassen. Indessen darin irrte er sich. Der Sikh bemerkte jedoch in der rechten Handfläche des Generals eine kleine Unregelmäßigkeit und bat ihn, den Apfel in die ausgestreckte linke Hand zu nehmen. Napier hat nachmals erzählt, er habe jetzt zum erstenmal in seinem Leben ein an Furcht grenzendes Gefühl gehabt, als er sah, daß der Sikh nicht daran dachte, zurückzutreten. Aber trotzdem zitterte die linke Hand nicht, der Stahl blitzte durch die Luft, und die Frucht fiel in zwei Hälften zur Erde. Die Hand wurde nicht geritzt, obgleich die scharfe Klinge sie so berührte, als wenn ein Haar darüber zerrissen worden wäre. Der General hatte sich nun allerdings davon überzeugt, daß die gerühmte Geschicklichkeit der Sikhs nicht übertrieben worden sei, verbot aber dennoch, derartige Versuche in Zukunft anzustellen und da unsre lieben Kameraden ihr Nachahmungstalent auch schon oft bewiesen haben, so wollen wir nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß es im Interesse gerader Glieder empfehlenswert sein wird, solche Versuche gleichfalls zu unterlassen.

Wie kann man selbst Eis bereiten.

Man nehme einen irdenen Topf und gieße 100 g Schwefelsäure und 50 g Wasser hinein, und füge sodann 30 g pulverisierte schwefelsaure Soda hinzu. In diese Mischung stelle man ein kleines Gefäß, welches das zum Gefrieren zu bringende Wasser enthält, decke es zu und drehe das Ganze leicht um. In wenigen Minuten wird das Wasser in dem kleinen Gefäß zu Eis geworden sein. Dieselbe Lösung läßt sich mehrmals verwenden.

Kletterstudien.

Der Bacillus in Briefmarken,

das ist das neueste auf dem Gebiete der Mikroben, die nachgerade das ganze Universum bedrohen. Der Gelehrte, der in den Briefmarken Bacillen entdeckt hat, ist der berühmte italienische Professor Mario Semmola. Außer dem Papiergelde soll die Postmarke besonders geeignet sein, die Mikroben in die fernsten Gegenden zu verpflanzen. Für gefährlich erachtet Semola namentlich solche Marken, die mit der Zunge an einer Ecke befeuchtet und zur Antwort beigelegt werden, weil sehr leicht eine direkte Verpflanzung des Bacillus erfolgt, wenn man sich solcher Marken bedient.

Auflösung des Diamanträtsels in Nr. 39.

```
        O
      A S T
    L I T E R
  F R E I T A G
O S T I N D I E N
  L A N D U N G
    S A I T E
      S E E
        N
```

Zahlenrätsel.

1, 2, 3, 4, **5**, 6, 7, 2, 8: eine alte bekannte Stadt.
3, 9, 2, **3**, 10, 3, 11: bibl. Persönlichkeit.
8, 2, **12**, 13, 2: eine Stadt, aus der Römerzeit her bekannt.
13, 14, **14**, 13, 4: eine Fabrikstadt.
15, 16, **13**, 2, 4: ein christl. Fest.
11, 3, **2**, 12, 3: ein Mädchenname.

Die durch die mittleren fettgedruckten Zahlen bezeichneten Buchstaben ergeben einen Titel.

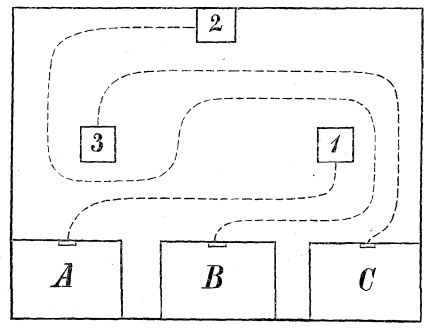
Homonym.

An meines Vaters Jagdgewehr
Erblick' ich es sofort,
Und hab' ich Eile, bringt es mich
Schnell von der Stelle fort.

Logogriph.

In fernem Weltteil ist's mit n
Ein reich gesegnet Land,
Mit w im selben Weltenteil
Als Handelsplatz bekannt.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 39.



Fragen und Antworten.

Adolf in Triest. Du willst eine Zählung der Kameraden veranstalten. Freund, laß das lieber bleiben, das wäre ein sehr mühevolles und zugleich ein undankbares Geschäft.

? **in Y.** Weißer Phosphor läßt sich nur auf sehr umständlichem Wege aus rotem Phosphor wiedergewinnen. Der Versuch ist mit Gefahr verknüpft. — Wegen des erwünschten Buches frage Deinen Buchhändler, wegen dem Samen frage bei der Blumenhandlung Schmidt in Erfurt an. Gruß freundlich erwidert.

Wer von den Kameraden kann mir Aufschluß über den Wert einer silbernen ungarischen Münze aus dem Jahre 1770 mit der Wertzahl 20, geben? Otto Günther, St. Ingbert.

Hugo Siegel zu **Freiberg** in **Sachsen, Untermarkt II, 1** fragt: „Wer kann und will mir raten, was ich meinen lieben Eltern zur silbernen Hochzeit schenken soll, womöglich etwas, das ich selbst machen kann. Ich bin 15 Jahre alt."

Dankbarer Abonnent in **P.** Du schreibst, Dein Teckel hätte einen Bandwurm und der „G. K." möchte Deinem Köter denselben abtreiben. So interessant diese Beschäftigung ist, muß er gleichwohl darauf verzichten, denn er kann und möchte den Tierärzten nicht ins Handwerk pfuschen.

O. D. in Berlin schreibt: „Ich möchte meinen Kameraden, die sich mit Chemie beschäftigen, mitteilen, wie man sich Jod aus Jodkalium herstellt. Man verfährt folgendermaßen: Man nimmt eine Kochflasche, thut etwas Salpetersäure und engl. Schwefelsäure hinein. Dann wirft man etwa 5 g Jodkalium dazu. Unter Aufbrausen und Entwicklung von Stickstoffoxyd wird sich sofort freies Jod bilden. Um dieses in festen Blättchen zu bekommen, muß man es nach dem Verdünnen mit Wasser, Filtrieren und Auswaschen, in einer Kochflasche erhitzen. Man wird bald die kälteren Stellen der Kochflasche mit zahllosen Blättchen von reinem Jod überzogen sehen, welche man einfach mit einer Messerschneide abkratzt und in ein wohlverschlossenes Gefäß thut. Ich sage das deshalb, weil man in den meisten Droguerien und Apotheken das Jod nur gegen Giftschein erhält." — Für diese Mitteilung besten Dank. Was aber nun Deine Frage betrifft, so raten wir ganz entschieden davon ab, die Darstellung weißen Phosphors aus rotem Phosphor zu unternehmen. Abgesehen davon, daß der Versuch gefährlich, ist es auch sehr schwierig, größere Mengen weißen Phosphors aus der roten Modifikation zu erhalten.

Spitzmaus in **M.** Siehe die Antwort an A. D. in München in Nr. 37 dieses Jahrgangs.

Walter genannt **Rochus.** Für die Witzraketen schönen Dank; sollen demnächst abgebrannt werden. Prosit!

Karl M. in Gotha. Was man nach einer Massage ist? *) Lieber Kamerad, Du mußt Deine Frage etwas deutlicher stellen. Soll es vielleicht heißen „ißt" (essen)?

Κήνσ in **Planen.** Der „Gute Kamerad" wundert sich oft darüber, wo er nur seine Langmut hernimmt. Deine Frage hat er in diesem Jahrgange gewiß schon ein Dutzendmal beantwortet und er will sie noch einmal ausführlich beantworten, aber zum letztenmal in diesem Bande. „Spemanns Schatzkästlein des guten Rates" sagt darüber: Junge Leute, welche als Kadetten in die kaiserliche Marine eingestellt zu werden wünschen, dürfen nicht überschritten haben: a. wenn sie die Abiturientenprüfung bestanden haben, ein Lebensalter von 19 Jahren, b. wenn sie diese Prüfung nicht bestanden haben, ein Lebensalter von 18 Jahren. Der Chef der Admiralität ist befugt, in besonderen Fällen hinsichtlich des Lebensalters einzelne Ausnahmen eintreten zu lassen. — Wer als Matrose (Seeoffizieraspirant) mit Absicht auf Offiziersbeförderung weiter dient, wird hierzu nur vor dem vollendeten 20. Lebensjahre zugelassen. Doch werden auf Ansuchen Altersdispense gewährt. Die Eintrittsprüfung der Kadetten und Unteroffizieraspiranten, welcher die Untersuchung durch einen Marinearzt vorauszugehen hat, wird vor der „Seeoffiziers- und Kadettenprüfungskommission" der Marineschule zu Kiel abgelegt. Die Anmeldung zum Eintritt als Kadett hat bei der kaiserlichen Admiralität zu Berlin in den Monaten August und September zu geschehen. Die Einstellung als solcher erfolgt einmal im Jahre, in der Regel im Monat April. — Bei der Anmeldung zur Einstellung als Kadett sind die nachfolgenden Papiere einzureichen: 1) Geburtsurkunde und Taufschein. 2) Das Nationale. 3) Der von dem Angemeldeten unter Aufsicht eines Offiziers oder Lehrers angefertigte und dahin bescheinigte Lebenslauf. 4) Eine Uebersicht des genossenen Unterrichts nebst den zugehörigen Schulzeugnissen. 5) Entweder a) ein vollgültiges Abiturientenzeugnis eines deutschen Gymnasiums oder eines deutschen Realgymnasiums, oder b) das Zeugnis der Reife für die Prima einer solchen Lehranstalt, oder c) das Zeugnis über die bestandene Portepeefähnrichsprüfung der Armee. Ist der Betreffende zur Zeit der Anmeldung noch nicht im Besitz eines solchen Zeugnisses, so ist dasselbe spätestens zu dem Eintrittstermine vorzulegen. 6) Die Bescheinigung eines Schwimmlehrers darüber, daß der Angemeldete schwimmen kann und eine Schwimmprobe von mindestens 30 Minuten Dauer befriedigend abgelegt hat. 7) Das Attest eines Marine- oder Militär-Oberarztes. 8) Einen Revers über die Gewährung der Mittel zur Equipierung und der erforderlichen Zulage, und zwar: a) die erste Equipierung bei der Einstellung als Kadett zu beschaffen, b) demselben eine monatliche Zulage von mindestens 60 M. bis zur Beförderung zum Offizier und alsdann eine weitere Zulage von monatlich 50 M. zu zahlen, c) während der Kommandierung desselben zum Kadettencötus der Marineschule außerdem noch einen einmaligen Unterhaltungszuschuß von mindestens 150 M. einzuzahlen, endlich d) die Kosten der Equipierungen bei Einschiffung an Bord des Seekadettenschulschiffes und nach erfolgter Beförderung zum Offizier zu tragen. — Die bei Abfassung dieser Gesuche und Kopien zu beachtende äußere Form bestimmt die Allerhöchste Verordnung über die Ergänzung des Seeoffiziercorps vom 24. März 1885. — Die Einberufung zur Ablegung der Eintrittsprüfung an die Angemeldeten erläßt die kaiserliche Admiralität. Seeoffizieraspiranten werden nach bestandener Prüfung den Kadetten gleich behandelt. — Nach Jahresfrist, unterdessen praktische Uebungen zur See vorgenommen und die Marineschule in Kiel besucht wurde, findet die Kadettenprüfung statt. Es folgt die zweijährige Einschiffung an Bord eines Seekadettenschulschiffs auf etwa zwei Jahre und dieser die Ablegung der ersten Seeoffiziersprüfung. Als nach Bestehen und nach erfolgter anstandsloser Wahl durch die ortsanwesenden Seeoffiziere ernannter Unterlieutenant ohne Patent ist der Offiziercötus der Marineschule zu absolvieren, die Seeoffiziersberufsprüfung abzulegen, worauf, je nach Vakanz, die Patentierung erfolgt.

Kurt Laubenheimer in **Höchst a. M.** Um die Ameisen aus Deinem Terrarium fortzuschaffen, stelle flache Schalen auf (Untertassen) und belege diese mit in Zuckerwasser getauchte Lappen. Die Ameisen werden sich hier versammeln und Du kannst sie leicht töten, indem Du die Schalen mit den Ameisen in heißes Wasser stellst. Weshalb willst Du aber die Ameisen entfernen? Sie werden von Deinen Terrarientieren ja doch nach und nach aufgezehrt.

Ein treuer Abonnent in Berlin. Wie man Ameisenpuppen (nicht Ameiseneier) einsammelt, soll Dir der Kamerad sagen? Das wird er schön bleiben lassen. Da die Ameisen zu den der Waldwirtschaft ꝛc. nützlichen Tieren gehören, so ist ihr Einfangen und das Einsammeln ihrer Puppen verboten. Die im Handel so billig erhältlichen Ameisenpuppen kommen meist aus Rußland. Für 10 Pfg. reicht Du für ein Dutzend Goldfische ꝛc. wochenlang, warum sich da der Gefahr, in Strafe genommen zu werden, aussetzen? — Zur Dressur der weißen Mäuse gehört vor allem Geduld. Wenn Du die Tierchen erst soweit gezähmt hast, daß sie herbeikommen, wenn Du an ihren

*) Anm. d. Setzerlehrlings: Ein geriebener Kerl!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Larisch's Briefmarkenalbum
für die Jugend,
gefüllt mit 150 verschied. echten Marken aller fünf Weltteile. **Preis 1 Mark.**

Echte Briefmarken! Billig! nimmt junge Leute auf, die die Schule besuchen od. den Unterricht in modernen Sprachen, Musik gar. 20 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5u. s. w. im Etablissement geniessen wollen. Prachtvolle Lage am Wald, grosse Gärten, beste Pflege und an-Ferien im Etablissement zubringen möchten zur Uebung der französischen Sprache, finden ebenfalls beste Aufnahme.
18 Kr. 60 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Guatem. 25 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 5 Kap 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 3 Samoa 30 Pf. 20 Schwd. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 6 Tapis 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf. 6 Türk. 20 Pf. ꝛc. ꝛc. **Alle verschieden. Preislisten gratis. E. Hayn, Naumburg, Saale.**

Knaben-Pensionat
Ph. Colin-Thoma
(P. Nippel's Nachfolger).
Villa Belmont sur Neuchatel
P. S. Junge Leute, die nur ihre 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Sprache, finden ebenfalls beste Aufnahme.

Mit d. neuesten Apparat **„Amateur"** kann Jedermann sofort gute Photographien in **Vis.-Form.** herstellen. Der „Amateur" kostet mit **Moment-Verschl., Stativ, Zubehör, Platten u. Chemikalien** fertig zu jeder Aufnahme **nur Mk. 15,00.** Garantie für gute Bilder. Prosp. kostenfr.
E. Roeder, Berlin SW., Friedrichstr. 22.

Städtische Weberschule zu Berlin,
Marcusstrasse 45/46.
Unterricht in **allen** Zweigen der **Weberei, Wirkerei** und **Posamentiererei.**
Beginn der neuen Kurse am **13. Oktober.**
Prospekte und nähere Auskunft durch den Direktor:
Max Speer.

Universalbibliothek
für die
Jugend
enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.
Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.
(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)
Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

In Markentausch-Verkehr mit Sammlern in Finnland, Scandinavien, Balkanstaaten, Spanien, Portugal und überseeischen Ländern wünscht zu treten **Eug. Kötzle, Stuttgart, Hohenheimerstraße 39 p.**
Korrespondenz deutsch und französisch.

PIERERS
Konversations-Lexikon
7. vollständig umgearbeitete Auflage.
„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes
Universal-Sprachen-Lexikon
nach Joseph Kürschners System
in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer"** als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:
in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 geheften Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.
Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Behälter klopfst, sie sich Dir auf die Hand setzen ꝛc., so wirst Du ihnen als kluger, erfindungsreicher Kopf auch leicht allerlei Kunststücke lehren können.

Ritter vom Pegasus. Bravo, mein Lieber, das hast Du gut gemacht. Ein solches Loblied, denke ich, darf der „G. K." getrost hinnehmen, ohne sich einer Ueberhebung schuldig zu machen.

Das Beste.

Melodie: Preisend mit viel schönen Reden ꝛc. ꝛc.

Saßen einst in warmer Stuben
Bei der Lampe trautem Schein
Eine ganze Menge Buben
Jeden Alters, groß und klein.

Um's zu machen wie die Alten,
Die im Vorjahr in Paris
Ausstellung erst abgehalten
Alsogleich beschließen sie's:

Daß von allen schönen Dingen,
Einerlei, ob groß ob klein,
Sollte schnell ein jeder bringen
Was ihm würd' das Liebste sein.

Albert brachte seine Festung,
Stellt' auch viel Soldaten aus,
Rühmte sie mit glatter Zunge,
Prahlt: „Ich trag' den Preis nach Haus."

„Nimm ihn dir nur meinetwegen,"
Schrie der lange Heinerich,
„Sieh die Rüstung, diesen Degen,
Sicher ist der Preis für mich."

Schaukelpferd der Hermann brachte,
Zäumt es auf mit allem Fleiß,
Still vergnügt er für sich lachte,
Meint', er hätte schon den Preis.

Sieh' da kam des Nachbars Fritze,
Brachte nur ein schlichtes Buch;
Viele machten ihre Witze,
Weil er's so behutsam trug.

„Lacht ihr nur, ihr dummen Wichter,
Seht euch doch den Inhalt an."
Und verwunderte Gesichter
Sah man, als sie es gethan.

Jubelnd riefen all die Knaben:
„Nimm den Preis, denn in der That,
Beff'res können wir nicht haben,
Als den ‚Guten Kamerad'."

E. M. in **Leipzig.** Wenn wir auch nicht daran zweifeln, daß das von Dir konstruierte Knallgasgebläse — eine Modifikation des sogen. Daniellschen Hahnes — seinem Zwecke entspricht, so möchten wir es doch vermeiden, Deine Kameraden zu Versuchen über Knallgas anzuregen. Knallgas ist ein höchst gefährlicher Körper, die geringste Nichtbeachtung einer Reihe Vorsichtsmaßregeln kann für den Experimentierenden die traurigsten Folgen nach sich ziehen!

Otto Schm. in **Brünn.** Ob der „G. K." weiß, wie man richtige Raketen macht und Sonnen und dgl.? O ja, das weiß er allerdings, aber sagen thut er's nicht, weil er kein Unglück anstiften will. Brenne lieber einige Witzraketen ab, damit hat's weniger Gefahr und ein solches Feuerwerk gefällt ebensogut.

Aufruf!

„Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt,
Ausgestreuet ist ihr Samen
Ueber alles deutsche Land."

An alle diejenigen, welche sich irgendwie für die schönen Wissenschaften begeistern können, ergeht die herzliche Bitte, sich unserem „neuen Dichterbunde" anschließen zu wollen. Die Briefe an den Verein, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Sinn für Poesie zu wecken und zu fördern, sind zu richten an: N. S. 555 Wesel (postlagernd). Rückporto beilegen!

Richard Lewisohn, Hamburg, Eppendorfer Chaussee 11, sammelt für eine arme Pianistin, welche bis zum 31. Dezember d. J. eine Million Briefmarken haben muß, um von einem Oberst ein Klavier geschenkt zu bekommen. Es kommt nur auf die Anzahl, nicht auf den Wert an. Er bittet deswegen alle seine lieben Kameraden, die Marken, welche für sie keinen Wert haben, zu schicken. Zu Gegendiensten erklärt sich gern bereit der Obige.

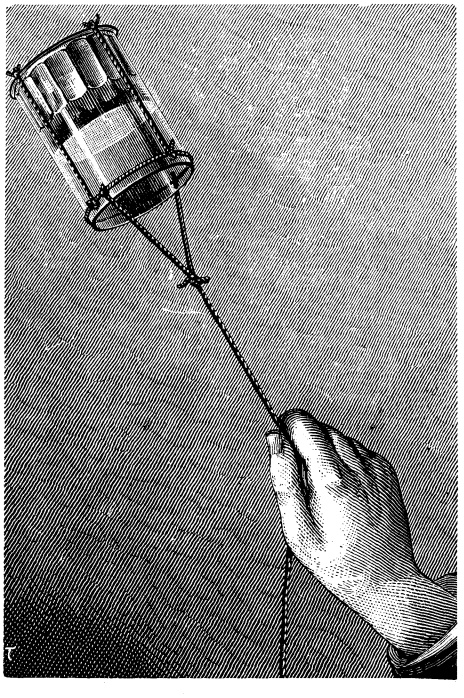
Hepsi in Schl. 1) Geschmolzenes Naphtalin läßt sich nicht flüssig erhalten, da es beim Erkalten sofort krystallinisch erstarrt. Wohl aber kann man Naphtalin in eine flüssige Form überführen, indem man es in Benzin (Vorsicht mit dieser feuergefährlichen Flüssigkeit!) auflöst. 2) Eine ausführliche Anleitung zur Herstellung mikroskopischer Präparate findest Du im III. Jahrgang unsres Leibblattes. Sollen die Präparate aufgehoben werden, muß man sie mit einem Deckelgläschen bedecken und zwar nach der Einbettung in Kanadabalsam. Man bringt zu diesem Zwecke ein einziges Tröpfchen des Balsams, das man mit einer Nadel aus dem Fläschchen herausnimmt, auf den etwas erwärmten Objektivträger, legt das völlig trockene Objekt auf den Balsam, bedeckt es mit einem zweiten Tröpfchen und legt nun das ganz reine Deckgläschen so auf, daß keine Luftblase eingeschlossen wird. Nun drückt man das Deckelgläschen sanft an und entfernt sorgsam den Balsam, der an den Rändern hervorgequollen ist. Den Lack kannst Du schon nach kurzer Zeit etwa andern Tages auftragen; dazu nimmst Du einen weichen Tuschpinsel.

Bitte die Laubsäger, die infolge meines Aufrufes an mich schreiben, ihren Briefen gefälligst Rückporto beizulegen. Otto Strazer in Stuttgart, Weißenburgstraße 15, III.

H. L. in S. Eine Bezugsquelle für Buchbinderutensilien willst Du wissen. Wende Dich an Wilhelm Leo in Stuttgart, Paulinenstraße 22. — Ueber so viel Taschengeld verfügt Schnäuzchen leider nicht. Gruß!

Experiment über die Centrifugalkraft.

Unsre lieben Kameraden haben sich die Wirkung der Centrifugal- oder Fliehkraft gewiß schon durch das einfache Experiment veranschaulicht, daß sie ein mit Wasser gefülltes Glas rasch um seine Achse drehten, wodurch das Wasser aus dem Mittelpunkt mit großer Macht nach dem Rande des Gefäßes getrieben und zum Teil hinausgeschleudert wurde. Noch überraschender ist das in unsrem Bilde vorgeführte



Durch die Centrifugalkraft in einem Glase niedergehaltenes Wasser.

Experiment, wobei sich die Centrifugalkraft anscheinend im entgegengesetzten Sinne äußert, indem hier das Wasser auf dem Boden des Glases niedergehalten wird. Zur Ausführung dieses Experiments stellen wir das Glas auf eine Pappscheibe und stricken es so mit Bindfaden ein, daß ein Herausfallen desselben beim Schwingen um einen bestimmten Mittelpunkt nicht leicht stattfinden kann. Die schwingende Bewegung, die dem Glase mit der Hand, beziehungsweise mit dem Arme mitgeteilt wird, muß mit einigem Geschick ausgeführt werden und vom Anbeginn die nötige Geschwindigkeit erhalten.

Tauschmarkt.

Möchte mit einigen Kameraden, die sich mit Chemie beschäftigen, in Briefwechsel treten. Hermann Grombacher in Heilbronn.

W. Dill in **Berlin W, 62, Kurfürstenstraße 103,** hat ein Theater, das er gegen einen Induktionsapparat abgeben möchte.

Ernst Heß in **München** hat eine fast neue Druckerpresse mit 500 Lettern und Zubehör zu vertauschen.

A. Pax in **Hamburg, Königstraße 52,** möchte gern einen jungen Hund, am liebsten einen Spitz, haben; gibt dafür ein Tisch-Croquet.

Habe weiße Mäuse, Münzen, einige schön gefärbte Blindschleichen von 35—36 cm Länge und eine große Menge Ameisenlöwen zu vertauschen. Erwünscht sind gut ausgespannte, fehlerlose Insekten, oder kleine lebende Tiere. O. Schmidt zu Barr i. E., Reibergasse.

Otto Hartenstein in **Plauen i. V.,** unt. Endestr. 3, sucht guterhaltene Schmetterlinge, bietet dagegen eine Stempelsammlung.

Max Wessig in **Cleve, postlagernd,** sucht eine Rovermaschine oder hohes Rad, bietet dafür ein schönes Billard mit Zubehör und verschiedene Bücher.

Ernst Schröter, Seminar in **Marienburg i. Westpr.,** besitzt ein Puppentheater von Oehmigke und Riemschneider (4 Stücke), erwünscht sind dagegen Münzen.

R. Krauß in **Zürich, Florastr. 47,** hat 3 Kasperle-Figuren und 1 Paar Ringkämpfer gegen einen Elektrophor zu vertauschen.

Jakob Schneider in **Koblenz, Nagelgasse 21,** besitzt eine Druckerpresse mit 200 Lettern, möchte dagegen ein Bunsenelement.

Aloys Haferkamp in **Oberhausen,** Rhl., II $5^{3}/_{3}$ vertauscht chem. Apparate und Utensilien, vier Bunsen-, zwei Chromsäure-Elemente u. dgl. Erwünscht sind ein Teschin, Fernrohr oder Buch über Maschinenbau.

Hermann Heuß in **Moskau** bittet **Willy Eggeling, 15 Hatton Place Edinburgh,** ihm die Vorlage zu seiner preisgekrönten Staffelei zu leihen.

Hugo Kämpfe in **Gotha,** Herzog-Ernst-Seminar sucht Korrespondenz in Englisch, Französisch und in Gabelsberger Stenographie.

Briefmarken vertauschen gegen andre Gegenstände: Walter Baedeker in Danzig, Bischofsg. 10: ein Album mit 225 Marken gegen photograph. Utensilien od. ein Stativ. — Heinr. Toop in Schwedt a. O., Schloßfreiheit: gegen Terrarientiere. — A. Wiedemann jr. in Liegnitz, Hotel Rautenkranz: geg. selt. Mineralien. — M. Moser jr. in Hamburg, Hallerstr. 2 I., gegen Terrarientiere. — Rud. Asmus in Rostock i. M., am Schilde 7: gegen Münzen. — L. v. Horváth in Lugos, Ungarn, Marktg. 113; 500 ungar. gegen lat. Lettern. — Emil Weiß in Altona, Gerberstr. 20: gegen elektr. Apparate. — Konr. Walcher, Obergymnasiast in Klagenfurt: ein großes Schaubekalbum mit ca. 1300 Marken.

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken bitten um Zusendung von Dubletten: W. Frölich in St. Petersburg, Nicolscaia H. Nr. 1. K. Nr. 10 (revanchiert sich mit russischen). — Felix Eckmann in Riga, Börse (jeder zehnte Einsender erhält eine feine Marke oder Münze). — Karl Köhler in Bremen, Wulwesstr. 4, gewöhnl. 10. Pfg. Marken. — L. Fischer in Wien I., Kärntnerstraße 39.

Witzraketen.

Mit Genehmigung des glücklichen Uebersetzers: Brutus adolescens exercitui praefectus est. — Ein dummer Junge wurde an die Spitze des Heeres gestellt.

Tacitus scriptor erat admodum obscurus. — Tacitus war ein ganz unbekannter Schreiber.

Edu: Du, Großmama, hast du noch gute Zähne?

Großmama: Leider nicht mehr, mein lieber Junge.

Edu: So, dann sei so gut und bewahre meine Nüsse auf.

In einem Anzeigeblatt war eines schönen Morgens zu lesen: „Entflohen ist ein Kanarienvogel; wer ihn zurückbringt oder nachweist, wo er geblieben, erhält 2 Thaler Belohnung bei dem Primaner F." — Am andern Tage stellt sich ein Mann bei dem Primaner ein, der etwas Lebendiges unter seinem Mantel trägt: „Komm ich hier recht, wo der Kanarienvo—?" — „Ach ja, bringen Sie ihn?" — „Nein, aber den Nachweis, wo er hingekommen; hier — die Katze, die ihn gefressen hat — darf ich um die 2 Thaler bitten?"

„Du, was ist denn eine Glatze?"

Märchen: „Eine Glatze ist ein glänzender Beweis der Hinfälligkeit menschlicher Behauptungen.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 41.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Der Alte antwortete nicht. Er starrte den Unteroffizier noch immer mit einem fast seelenlosen Blick an. Dieser fuhr fort:

„Ich sprang mit Absicht in das Wasser und schwamm unter demselben fort, um Abu el Mot zu holen. Allah hat es anders gefügt. Ihr seid nun nicht in seine Hände gefallen, sondern ihr seid die Gefangenen dieser beiden Effendina, in deren Hände euer Leben gegeben ist.“

„Er lebt! Er ist nicht tot!“ stieß der Feldwebel jetzt hervor. „Er ist nicht ertrunken, sondern — — — er ist ein Verräter! Allah verbrenne ihn! Wer aber sind die Männer, welche es gewagt haben, uns zu überfallen, ohne daß wir sie beleidigt haben. Bindet uns augenblicklich los!“

Diese Worte waren an Schwarz gerichtet.

„Nur Geduld!“ antwortete dieser. „Du wirst deine Fesseln nicht immer tragen.“

„Nicht eine Stunde, nicht eine Minute, nicht einen Augenblick länger will ich sie tragen! Mache mich frei, sonst bist du verloren! Du weißt nicht, daß wir uns nicht allein hier befinden. Wir haben noch mehr Krieger da!“

„Nur noch zehn. Du meinst da draußen die Wächter? Die liegen seit fast zwei Stunden bei ihren Feuern, ebenso gefesselt wie du. Der Mann, welcher Babar hereingelassen hat, war einer meiner Leute, nicht aber ein Kamerad von euch.“

„Du kennst meinen Namen?“ fragte der Bote.

– Er befand sich in einer leidenschaftlichen Aufregung. Er küßte die Stelle wieder und immer wieder, indem er die Karte an seine Lippen zog. –

„Ja.“

„Woher?“

„Ich kenne ihn; das ist genug. Und nun hört, was ich euch sagen werde!“

Er setzte sich vor dem Feldwebel und Babar nieder und fuhr fort:

„Ihr habt euch gegen Abu el Mot empört; aber ihr seid nicht aus diesem Grunde gefangen genommen worden. Auch ich bin sein Feind und derjenige von Abd el Mot. Ich überfiel euch nur darum, weil ihr zu ihm gehört habt. Ob ich euch die Freiheit wiedergebe, das kommt auf euch an. Euer Leben liegt in meiner Hand.“

„Effendi, wer bist du?“ fragte der Feldwebel.

„Das brauchst du in diesem Augenblick nicht zu erfahren. Ich will dir sagen, daß Abu el Mot zurück ist. Er kam mit dreihundert Nuehr. Ich überfiel und besiegte ihn, und nun befindet er sich auf der Flucht nach Ombula. Ich werde ihn auch dort überfallen und — — —“

„Laß uns frei! Wir helfen dir!“ rief der Feldwebel.

„Ich bedarf eurer Hilfe nicht. Ihr habt euch gegen euern Herrn empört und ihm euer Wort gebrochen; ich kann euch nicht gebrauchen. Euer Handwerk ist ein Verbrechen, und Abu el Mot ist ein großer Sünder. Dennoch seit ihr Meineidige gegen ihn, und ich mag nichts mit euch zu schaffen haben. Ihr habt alle den Tod verdient; aber ob ich euch richte oder euch euerm Gewissen überlasse, das soll dieser Mann entscheiden.“

Er deutete auf den Boten.

„Ich, Effendi?“ fragte dieser.

„Ja, du.“

„Du scheinst mich und uns alle zu kennen?“

„Ich kenne euch und eure Verhältnisse besser als ihr selbst.“

„Aber du bist uns ein Rätsel!“

„Es wird euch gelöst werden, wenn auch nicht in diesem Augenblicke.“

„Ich weiß nichts von dir; ich habe dich noch nie gesehen. Ich weiß nur, daß wir deine Gefangenen sind, und aus deinen Reden geht hervor, daß du uns unter Umständen begnadigen wirst.“

„So ist es. Und auf dich allein soll es ankommen, denn nur nach deinem Verhalten werde ich das meinige richten.“

„Was soll ich thun?“

„Mir aufrichtig antworten.“

„Frage mich! Wann ich kann, werde ich dir alles sagen, was ich weiß.“

„Du kannst, wenn du nur willst. Ihr habt eine halbe Tagereise von hier zwei weiße Gefangene gemacht?“

„Ja.“

„Sag vor allen Dingen, leben sie noch?“

„Ja.“

„Sind sie verwundet?“

„Nein. Sie gesund und wohl, aber Abd el Mot will sie töten.“

„Wann?“

„Wenn er in die Seribah zurückgekehrt ist.“

„Gott sei Dank! So ist es also noch nicht zu spät! Wer sind diese Männer.“

„Der eine ist ein fremder Effendi, ein Giaur, dessen Gesicht dem deinigen ähnlich ist, wie das Gesicht eines Bruders demjenigen des andern.“

„Weiter!“

„Der zweite ist ein Emir, ein Araber.“

„Kennst du seinen Namen?“

„Abd el Mot nannte denselben, als er ihn an dem Maijeh zuerst erblickte, dann aber nicht wieder. Er hieß ihn Emir von Kenadem, Barak el Kasi.“

Da ertönte ein lauter Schrei. Derselbe kam von den Lippen des „Sohnes des Geheimnisses“. Dieser sprang hervor, auf Babar zu und rief, indem sich in seiner Haltung, seiner Stimme und auf seinem Gesichte die größte Erregung aussprach:

„Wie war das? Welche Namen sagtest du?“

„Emir von Kenadem.“

„Ke — na — dem! Kenadem!“ wiederholte er erst langsam und dann schnell. Auf seinen Wangen kam und ging die Röte, und sein Atem flog, als er fortfuhr: „Kenadem! O, mein Kopf, mein Gedächtnis, meine Erinnerung! Allah, Allah! Kenadem, Kenadem! Welch ein süßes, welch ein herrliches Wort! Ich kannte es; es lag in mir begraben, nein, nicht begraben, sondern es schlief nur und brauchte bloß aufgeweckt zu werden! Aber ich fand keinen Menschen, der es nannte, der es aussprach. Kenadem, so hieß meine Heimat, so hieß der Ort, an welchem meine Eltern wohnten! Kenadem, Kenadem! Wo liegt es? Wer weiß, wo es liegt?!“

Er sah sich im Kreise um, mit einem Blicke, einem Gesichtsausdrucke, als ob von der Antwort sein Leben abhängig sei.

„Es liegt in Dar Runga,“ antwortete Schwarz. „Südlich vom See Rahat Gerasi.“

„Kennst du es, Effendi, bist du dort gewesen?“

„Nein; aber ich habe diesen Namen in Büchern gelesen und auf Karten gefunden.“

„In Büchern und auf Karten! Allah, o Allah! Könnte ich so ein Buch oder so eine Karte sehen! Ich habe meine Heimat nicht gefunden; ich bin entfernt von ihr; ihre Palmen wehen vor meinem Geiste, aber sehen kann ich sie nicht. Darum wäre ich entzückt, ein Buch, eine Karte nur zu sehen, auf welcher der Name zu finden ist. Kenadem, o Kenadem!“

Da griff Schwarz in die Tasche und zog einen rotledernen Umschlag hervor. Es war der Einband einiger Karten.

„Ich komme aus dem Norden und habe hier eine Karte desselben. Kenadem steht auch darauf.“

„Zeig her, zeig her, Effendi!“ rief der Jüngling, indem er nach seinem Hefte griff und es ihm aus der Hand reißen wollte.

„Warte! Du findest es nicht; ich muß es dir zeigen.“

„O, doch! Ich finde es; ich finde es gewiß! Ich werde den Namen Kenadem sogleich unter tausenden sehen!“

„Nein, denn es ist eine Schrift, welche du nicht kennst. Setze dich ans Feuer!“

Abd es Sirr ließ sich nieder. Schwarz breitete die Karte auf seinem Schoße aus, zeigte ihm die betreffende Stelle und erklärte:

„Dieses kleine, grün gefärbte Land ist Dar Runga; diese winzige, längliche Stelle ist der See Rahat Gerari, und unterhalb desselben siehst du ein kleines, kleines Ringelchen. Das ist Kenadem. Der Name steht in europäischer Schrift dabei.“

„Geh weg mit deinem Finger! Nach Kenadem gehört der meinige! Also das, das ist es! Dort leuchteten die Oleanderhaine, welche ich in meinen Träumen immer wiedersah! Dort, dort! O Kenadem! Effendi, deine Güte ist groß; du wirst mir eine Bitte erfüllen!“

„Welche?“

„Schenke mir Kenadem!“

„Das liegt nicht in meiner Macht, denn es ist nicht mein Eigentum.“

„Wie? Gehört diese Karte nicht dir?“

„Diese Karte, ja, die ist mein.“

„Und du willst mir mein Kenadem nicht geben? Ich verlange nicht die ganze Karte; ich bitte dich nur um die Erlaubnis, mir mit dem Messer die Stelle, auf welcher meine Heimat liegt, herausschneiden zu dürfen!“

Er befand sich in einer leidenschaftlichen Aufregung. Er küßte die Stelle wieder und immer wieder, indem er die Karte an seine Lippen zog.

„Ah, so meintest du es!“ sagte Schwarz. „Dann bedarfst du des Messers nicht. Die ganze Karte soll dir gehören.“

„Ist's wahr? Ist's möglich. O, Herr, o, Effendi, wie glücklich machst du mich!“

Er sprang auf, küßte die Hand des Deutschen, was er, der stolze, zurückhaltende junge Mann sonst um keinen Preis gethan hätte, und wendete sich, die Karte noch offen in der Hand, wieder an Babar:

„Und welchen Namen führte der Emir?“

„Barak el Kasi.“

„Ba — rak — el — Ka — si — —“ wiederholte Abd es Sirr, indem er die Hand an die Stirn legte, als ob er dort eine Erinnerung herauspressen wolle. Dann zuckte er zusammen und rief aus: „Ich hab' es; ich hab' es; ich weiß es! Ja, ja, so ist es. Barak el Kasi*), so wurde mein Vater genannt. Wenn er einen Unterthan bestrafen oder einen Sklaven peitschen ließ, so stand er finstern Angesichts dabei und sagte: ‚Ihr nennt mich Barak el Kasi, nun wohl, so will ich es auch sein!‘ Darum haßte ich diesen Namen, und meine Mutter erbleichte, wenn sie ihn hörte. Und der Mann, welchen Abd el Mot gefangen hält, ist Barak el Kasi, der Emir von Kenadem?“

„Ja.“

„Mein Vater, mein Vater! Ich muß zu dir, zu dir! Effendi, laß uns aufbrechen! Ich muß augenblicklich fort, um ihn aus den Händen seines Peinigers zu befreien!“

„Komm zu dir! Beherrsche dich, Abd es Sirr!“ bat der Deutsche. „Gedulde dich bis zum Morgen; dann brechen wir auf.“

„Bis zum Morgen! Welch eine Ewigkeit! Aber du hast recht, Effendi, mein Herz will fort; aber mein Kopf rät mir Geduld. Und wie hast du mich soeben genannt? Abd es Sirr, Diener oder ‚Sohn des Geheimnisses!‘ So hieß ich fünfzehn Jahre lang; aber nun werfe ich diesen Namen von mir; denn von jetzt an ist er eine Lüge. Das Geheimnis ist jetzt offenbar. Ich heiße Mesuf; also ist mein Name Mesuf Ben Barak el Kasi el Kenademi! Ich kenne meinen Namen; ich kenne meine Heimat! O, Effendi, halte mich nicht! Ich muß fort von hier; ich muß hinaus in die Nacht. Ich muß nach Norden rufen ‚Kenadem‘ und nach Süden, wo mein Vater sich befindet, ‚Barak el Kasi el Kenademi‘. Ich gehe, ich gehe, sonst zerspringt mir die Brust und das Herz!“

Er eilte davon. Schwarz wollte ihm eine Warnung nachrufen, that es aber doch nicht. Er kannte den Jüngling und wußte, daß er zurückkehren werde, sobald er sich beruhigt hatte.

Pfotenhauer drehte sich um, damit man die Thränen nicht sehen möge, die ihm in den Augen standen, und brummte:

„Blitzbub, sakrischer! Wann ich auch so einen hätt'! Und da reden und schreiben daheim die G'lehrten, daß die halbwilden Völker weder Herz noch Seel' besäßen! Sie mögen nur herkommen und sich die Leut' mit eigenen Augen b'sehen! Was meinens', hab' ich recht?“

„Gewiß!“ antwortete Schwarz, an den diese Frage gerichtet war. „Diese Scene ist auch mir ans Herz gegangen. Aber wir haben jetzt keine Zeit. Wir müssen auch noch andres erfahren.“

„Von Ihrem Bruder, meinem Spezi? Ja! Fragen's nur schnell weiter!“

Schwarz wendete sich wieder an Babar:

„Du sagtest, daß Abd el Mot diesen Emir kannte. Erkannte dieser auch ihn?“

„Ja, er nannte ihn sogar beim Namen.“

„Hast du ihn vielleicht gemerkt?“

„Ja; er lautete Ebrid Ben Lassa.“

„Wo befinden sich diese beiden Weißen? Sind sie mit bei den zweihundert Mann, welche am Maijeh liegen, oder bei den dreihundert, die mit Abd el Mot weitergezogen sind.“

„Effendi, bist du allwissend?“ antwortete der Mann erstaunt. „Ich war überzeugt, der einzige zu sein, von dem man hier erfahren könne, daß unsre Truppe geteilt worden ist.“

„Du siehst und hörst, daß ich zwar nicht alles, sondern vieles weiß, und daß ich es unbedingt merken muß, wenn du mir nicht die Wahrheit sagst. Ich will und muß diese beiden Gefangenen befreien. Bist du mir dazu behilflich, so schenke ich euch allen die Freiheit.“

„Gibst du uns hierauf dein Wort?“

„Ja.“

„So werde ich dir alles sagen. Ich führe dich nach dem Chor und dem Maijeh, zwischen denen sich das Lager befindet.“

„Und Abd el Mot will ich auch haben.“

„Auch dazu will ich dir helfen. Nur halte Wort!“

„Ich halte es. Die Fesseln aber müßt ihr heute noch tragen. Morgen sollen sie euch abgenommen werden.“

Während der jetzt entstandenen Pause hörte man von weit draußen den langgezogenen Ruf „Kenadem“ und dann den Namen „Barak el Kasi“ erschallen. Der „Sohn des Geheimnisses“ machte seinem Herzen Luft.

„Wir hätten ihn nit gehen lassen sollen,“ sagte der Graue. „Wann ihn jemand hört, so kann's uns schaden.“

„Wer soll ihn hören? Außer uns ist kein Mensch hier herum. Lassen wir ihn rufen! Hat er seinem Entzücken Luft gemacht, so kommt er wieder.“

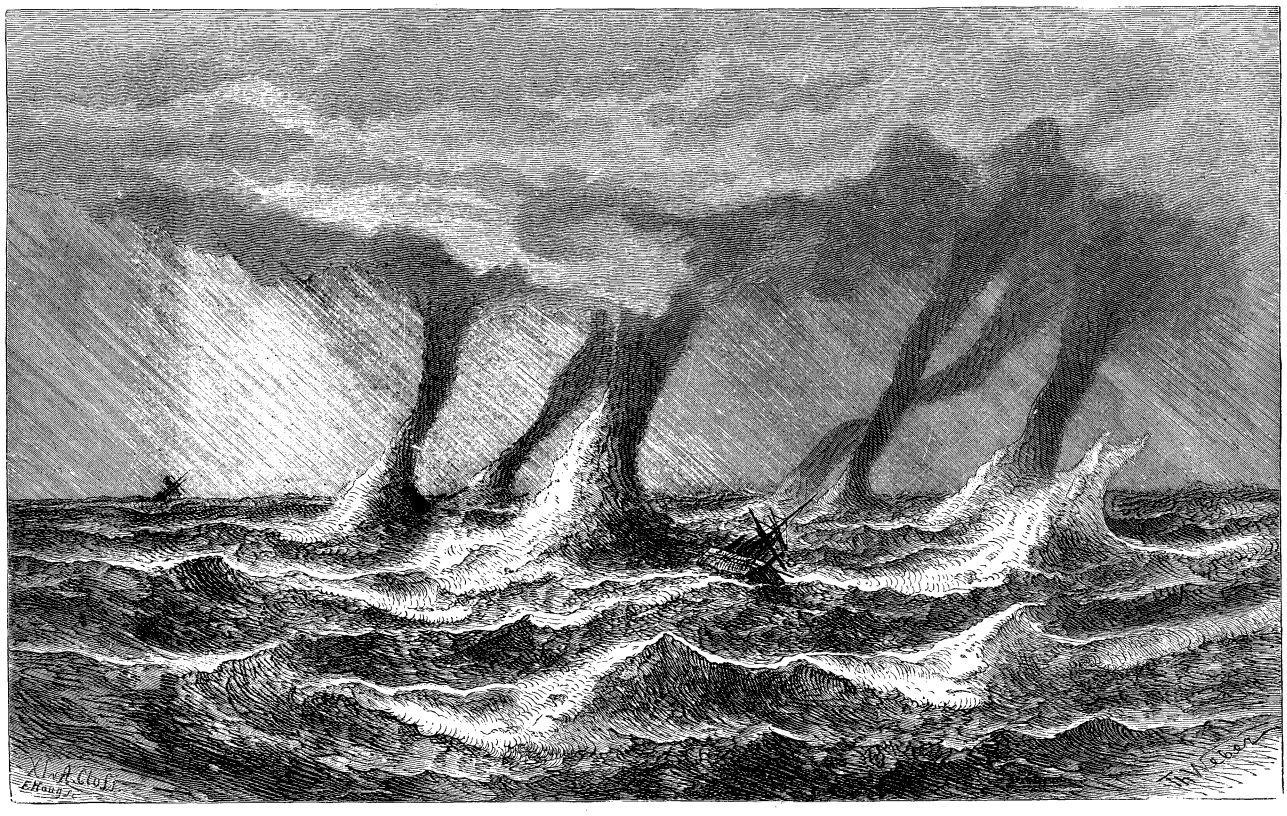
Jetzt wurden die zehn gefangenen Wachtposten gebracht. Schwarz hatte gleich nach der Ueberwältigung der Lagerbesatzung einen Boten fortgeschickt, sie herbeizuholen. Hatten diese Leute vielleicht die Hoffnung gehegt, daß der Feldwebel sie befreien werde, so fiel dieselbe jetzt in nichts zusammen. Sie sahen, daß die andern Kameraden auch gefangen waren. Schwarz gab ihnen den Befehl, sich zu ihren Schicksalsgenossen zu setzen. Sie gehorchten und suchten mit ihren Augen nach dem Unteroffizier; dieser aber hatte sich so gesetzt, daß die Blicke derer, die er verraten hatte, nicht auf ihn fallen konnten.

Die Asaker lagerten sich um die Gefangenen her. Einige von ihnen untersuchten die vorhandenen Vorräte und brachten manches herbei, was ihnen angenehm war, besonders Tabak und große Krüge voll Merissah. Die Sklavinnen hatten vollauf zu thun, das vorhandene Mehl zu Fladen zu verbacken.

Inzwischen ließen Schwarz und Pfotenhauer sich von Babar alles erzählen, was während des Zuges nach Ombula geschehen war. Er hatte sich viel in der Nähe Abd el Mots und der beiden Gefangenen befunden und konnte berichten, was er mit ihnen gesprochen hatte. Er beschrieb ihnen das Lager und die Lage desselben sehr genau, sagte ihnen, in welchem Teile sich die Gefangenen befänden und mußte viele Fragen Schwarzens, deren Zweck er nicht verstand, beantworten. Selbst der Graue sah manchmal verwundert auf, wenn sein Kollege eine Frage aussprach, welche ihm ganz unnötig oder gar lächerlich vorkam.

Ferner sagte Babar, daß Abd el Mot über-

*) Barak der Strenge.



Wasserhosen.

morgen von seinem weiteren Raubzuge zurückkehren werde und vorher den strengen Befehl gegeben habe, daß, falls das Lager überfallen werde, man die beiden weißen Gefangenen sofort töten solle. Kaum hatte Schwarz dies gehört, so wandte er sich an diejenigen der Asaker, welche in seiner Nähe saßen:

„Wer von euch getraut sich, jetzt bei Nacht im kleinen Boote nach der Dahabieh zurückzukehren?"

„Ich," antwortete der „Vater der elf Haare" schnell. „Ich kann gern fahrte nach Dahabieh, unsriger."

„Aber es ist gefährlich!"

„Hatt Sie mich nicht lernte kennen als Magyar, unfurchtbarer?"

„Ja, ich weiß, daß du nicht furchtsam bist. Aber allein über den See? Ich werde dir noch zwei Asaker mitgeben."

„Ich konnte gehen allein. Ich brauchte nicht Begleitung, asakerige!"

„Man darf nicht zu viel wagen. Selbst der Weg nach den Booten hin ist schon gefährlich. Es gibt wilde Tiere in der Nähe."

„Ich hatt ein gefürchtete Vieh, unkultiviertes!" sagte der Kleine verächtlich. „Ich seinte sogarrr geweste Sieger über zwei Löwen, verheiratete."

„Da war ich Zeuge. Aber es gibt hier noch andre Tiere, vor allen Dingen Nilpferde, welche abends zu Lande und früh wieder zu Wasser gehen. Wenn dir so eine Bestie begegnete!"

„Das wernte sein mir von Gleichgültigkeit, ganz egaler. Ich hatt noch niemals fürchtete Pferd, landiges, also wernte ich auch nicht fürchten Pferd, flussiges. Ich nehmte doch mit mein Gewehr, elefantentöteriges!"

„Welches dir bei jedem Schusse eine Backpfeife gibt? Nein, allein lasse ich dich nicht fort. Suche dir also zwei Begleiter aus!"

„Wenn Sie befehlte, muß ich gehorchte. Aber was sollte ich auf Dahabieh machte?"

„Du überbringst Hasab Murat die Weisung, sämtlichen Reïsahe zu sagen, daß die fünf Schiffe morgen mit dem Frühesten, also schon beim ersten Tagesgrauen, aus dem Flusse in den See kommen und da, wo wir mit den Booten gelandet sind, anlegen sollen. Du kannst auf der Dahabieh sagen, daß hier alles in Ordnung sei, und meinem Diener überbringst du den Befehl, harziges Holz und Fett anzubrennen, um mir eine Handvoll Ruß zu bereiten."

„Schön! Ich wernte ausrichten Befehl mit Sorgfältigkeitlichung, gewohnter, und auch gebte Diener Auftrag, letzten und rußigen. Wann aber mußte kehr' zurück ich wieder nach Lager hiesigem?"

„Du kannst, wenn sich die Schiffe früh in Bewegung setzen, voranrudern, um mir ihre Ankunft zu melden."

„Soll wernte ausgerichtete mit Vergnügen, ergebenheitlichem!"

Er salutierte wie ein Soldat, bestimmte zwei Asaker zu seiner Begleitung und entfernte sich mit ihnen.

„Ruß?" fragte der Graue. „Wozu brauchen's denn dieses Zeug?"

„Um einen Neger aus mir zu machen."

„Sind's g'scheit oder nit?"

„Ich spreche im Ernste."

„Aber gibt's denn hier am oberen Nil auch Faschingsnarren?"

„Wie es scheint! Vielleicht muß ich sogar auch Sie ersuchen, ein solcher Narr zu sein."

„Damit kommen's mir ja nit! Meine Nas' paßt nit zu solchem Firlefax. Ich hab' niemalen eine Maskerad' mitmachen 'konnt. Und wissen's, warum?"

„Nun?"

„Hab' ich eine Larv' vorlegen wollen, so ist die Nas' zu groß g'wesen und hat sie mir aus dem G'sicht g'stoßen. Und hab' ich ohne Larv' gehen wollen, so bin ich wegen eben dieser Nas' sofort von allen erkannt worden."

„Das ist unangenehm. Und ich sehe freilich ein, das Sie mit dieser Nase einen sehr unwahrscheinlichen Neger vorstellen

würden. Ich muß also leider auf Ihre Hilfe verzichten, weiß aber keinen andern, dem ich diese Rolle anvertrauen könnte."

„Welche Rolle meinen's denn?"

„Sie hörten doch, daß im Falle eines Angriffes auf das Lager die beiden Gefangenen getötet werden sollen. Wollen wir dasselbe überfallen, so müssen sie also vorher herausgeholt, gerettet werden. Und dazu ersehe ich kein andres Mittel als daß ich mich als Neger einschleiche."

„Und da wollen's noch einen dazu haben?"

„Ja."

„Das ist was ganz andres. Da geh' ich sofort mit. Streichen Sie mich also in Allahs Namen so schwarz an wie möglich!"

„Aber erwägen Sie auch die Gefahr? Werden wir entdeckt, so ist's um uns geschehen."

„Unsinn! Mich bekommen's nit!"

„Nun, zur Beruhigung will ich Ihnen sagen, daß wir dieses Wagnis des Abends unternehmen. Ich werde das Lager vorher umzingeln lassen. In der Dunkelheit laufen wir auch nicht Gefahr, daß Ihre wenig negerartige Nase Verdacht erweckt. Und erwischt man uns je, so werden die Unsrigen auf ein Zeichen zu Hilfe kommen. Uns zu wehren, bis sie da sind, wird wohl möglich sein."

„Natürlich! Ich geh' als Schwarzer mit. Abg'macht! Ich freu' mich schon darauf."

„Aber wir müssen uns fast ganz entkleiden und den ganzen Leib mit Ruß und Fett einsalben!"

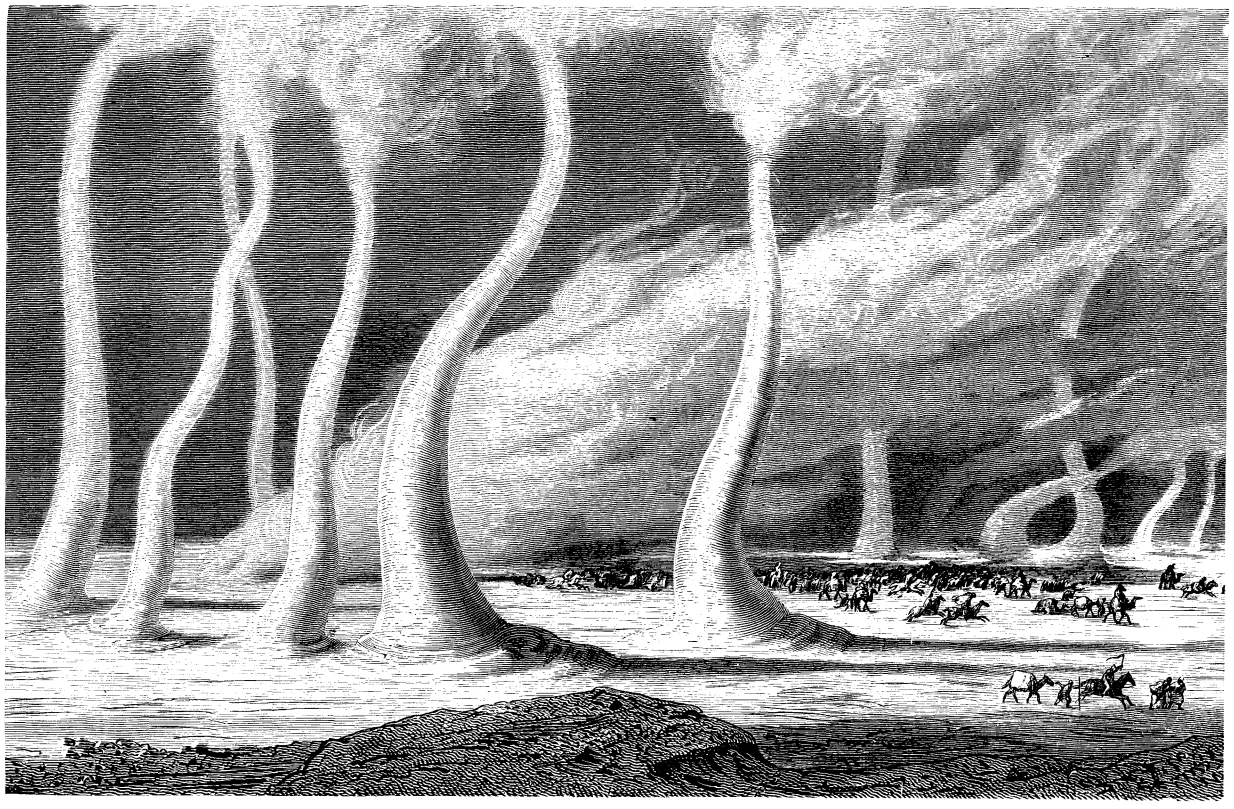
„Das thut nix; das macht nix, wann ich nur später wieder in den Besitz meiner kaukasischen Abstammung gelang'. Wegen einemmal wird man noch lange nicht für immer aan Neger. Also punktum und abg'macht; es bleibt dabei!"

(Fortsetzung folgt.)

Windhosen.

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weiten Wasserhosen.

Wirbelwinde gehören zu den gefürchtetsten Naturerscheinungen. Freilich, hier zu Lande sind sie meist sehr unschuldig. Wirbeln sie bei uns Staub, Papierschnitzel, dürres Laub, Zweige und sonstige Gegenstände in die Höhe, so reißen sie in Ländern der wärmeren und heißen Zone schwere Gegenstände empor und richten nicht selten grausame Zerstörungen an. Wirbelwinde größeren Maßstabes entstehen gewöhnlich auf folgende Weise: Eine trichterförmig aus den Wolken herabhängende Dunstmasse verlängert sich nach unten in eine dünne, gegen die Erdoberfläche allmählich wieder breiter werdende Säule. Die ganze, einem Doppelkegel gleichende Erscheinung bewegt sich wirbelnd mit geringerer oder größerer Geschwindigkeit vorwärts, indem sie rings um ihren Fuß, je nach ihrer Gewalt, kleinere oder größere Gegenstände emporzieht, oder wenn sie über einen Fluß, See oder das Meer hinweggeht, Wasser zu einem mächtigen Trichter aufwirbelt, der sich an seiner Spitze mit dem Wolkentrichter vereinigt. Die Höhe, bis zu welcher eine derartige Erscheinung aufsteigen kann, ist sehr verschieden; man hat sie bis zu 600 m Höhe beobachtet, doch scheint es, daß ihre Gefährlichkeit nicht mit der Höhe wächst, im Gegenteil geben sie bei tief herabhängenden Wolken zu den meisten Befürchtungen Anlaß. Der untere Durchmesser ist ebenfalls sehr abweichend und schwankt in der Regel zwischen 30 und 60 m, wobei natürlich immer nur an die Wirbelwinde der heißeren Zone gedacht werden darf. Die Ursache kann sehr geringfügig sein und ist es auch in der Regel, da diese Erscheinungen nur allmählich entstehen, freilich aber auch, zu einer gewissen Stärke gelangt, riesig schnell anwachsen. Weil man aber jene geringen Anfänge in der Regel übersieht oder nicht



Sandhosen.

beachtet, so ist der Glaube verbreitet, sie entständen plötzlich und würden — nach dem Volksaberglauben — durch Hexen oder Zauberer hervorgerufen, man könnte sie daher durch Gegenzauber auch wieder aus der Welt schaffen. Die absonderlichsten Mittel gelten dabei als wirksam. So könne man einen Wirbelwind bannen, wenn man einen Schuh vom linken Fuß hineinwürfe. Die Sache ist, bei Lichte besehen, nicht ohne Grund, denn eine plötzliche Lufterschütterung kann einem Wirbelwind das Ende bereiten, die durch einen geschleuderten Schuh hervorgebrachte freilich nur bei einem Miniaturwirbelwind, der schon mehr ein Spielzeug wäre. Man hat beobachtet, daß durch ein größeres im Freien angezündetes Feuer, durch das Aufsteigen von Rauch aus einem Schornstein, ja durch den Flügelschlag eines großen Vogels Wirbelwinde hervorgerufen wurden. Natürlich muß dann die Atmosphäre in einem besonders empfindlichen Zustande sein. Ein derartiger Zustand ist dann vorhanden, wenn die Temperatur nach oben rasch abnimmt, das Gleichgewicht der Luftschichten also stark gestört ist. Jede aus ihrer Gleichgewichtslage emporgehobene Luftmasse nimmt dann beim Aufsteigen eine zunehmende Geschwindigkeit an, weil oben warme Luft leichter ist wie kalte. Die drehende Bewegung kann entweder durch Unebenheiten des Bodens (z. B. zwischen zwei Häusern) oder durch ungleichmäßige Erwärmung desselben (zwischen einer Sand- und Wasserfläche) hervorgerufen werden. Die drehende Bewegung hat auch zur Folge, daß die Säule hohl ist, also eine Art Schlauch bildet.

Unsre beiden Abbildungen geben von dem Aeußern eines Wirbelwindes eine Anschauung. Das linkseitige Bild stellt die Wasserhose dar. Der Zeichner hat sich einen der schlimmsten Fälle zum Vorwurf genommen, denn es treten dieser Ungetüme ein halbes Dutzend zugleich auf. Wehe dem Fahrzeug, das in die Nähe eines derselben kommt, es scheint unrettbar verloren! Ohne Zweifel sind auch schon zahlreiche Schiffe auf dem Meer durch Wasserhosen zu Grunde gegangen. Mag es gelingen, einem solchen Ungetüm durch Kanonenschüsse den Garaus zu machen? Nicht unwahrscheinlich, es werden aber dann weniger die Kugeln die gewünschte Wirkung hervorbringen, als vielmehr der Luftdruck, die dabei erfolgende heftige Lufterschütterung.

Ebenso grausig, wenn nicht noch grausiger, sieht sich das zweite Bild an, auf welchem die Sandhose zur Anschauung gebracht ist. Hier ist gleich ein ganzes Dutzend in Thätigkeit. Die Karawane, die davor in rasender Eile die Flucht ergreift, scheint dem Untergange geweiht, wenn nicht frühe genug eine glückliche Wendung eintritt, indem die wandernden Säulen entweder eine andre Richtung einschlagen, oder aber in sich zusammenstürzen. Doch dafür ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, und wenn im nächsten Jahre wieder eine Karawane des Weges kommt, wird die Stelle, wo die Katastrophe erfolgt sein sollte, ein weites Feld gebleichter Gebeine anzeigen. Die Wüstentiere und Geier werden sie bis zum letzten Fleischteilchen abgenagt haben.

Zu den Gegenden, wo die meisten zerstörenden Wirbelstürme vorkommen, gehören die westlichen Teile des Großen Oceans, also die Südostküsten Asiens mit den daselbst liegenden Inseln. Auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika kommen sie häufig vor, obwohl dieselben nur mit einem geringen Teile der heißen Zone angehören. Merkwürdigerweise sind es aber weit seltener diese, welche davon heimgesucht werden, als vielmehr die mittleren Teile. Ja, selbst in den nördlichen Regionen derselben treten sie bisweilen auf. So wurde am 27. Juli 1881 die größtenteils von Deutschen bewohnte Stadt Neu Ulm in Minnesota (2500 Einwohner) durch einen Wirbelsturm fast gänzlich in Trümmer gelegt, während derselbe auf seinem 85 km langen Wege auch sonstige Verheerungen anrichtete, sowie zahlreiche Menschen und Tiere tötete. Ueber die letzte, am 27. März des laufenden Jahres in den Vereinigten Staaten erfolgte Katastrophe durch einen Wirbelsturm werden viele der Kameraden etwas gelesen haben. Derselbe bewegte sich zwischen Louisville am Ohio und Metropolis im südlichen Teile von Illinois, also in der Richtung des Ohiostromes und es scheint, daß die beiden genannten Städte am schlimmsten heimgesucht wurden. In Louisville, der wichtigsten Stadt des Staates Kentucky, mit (1880) 123758 Ew., wurden 2500 Häuser teils beschädigt, teils ganz zerstört, 500 Menschen kamen dabei ums Leben, 3000 wurden verletzt. In Metropolis, einem Städtchen von 2700 Ew., wurden 300 Gebäude zerstört, während zahlreiche Menschenleben zum Opfer fielen. Die Verheerung war also hier verhältnismäßig viel schlimmer, denn wenn sie in Louisville so stark gewesen wäre wie in Metropolis, so hätte die Zahl der betroffenen Häuser nicht 2500, sondern über 13000 betragen! In den Gegenden der Vereinigten Staaten, wo diese Landplage am häufigsten wiederkehrt, haben sich die Bewohner unterirdische, höhlenartige Zufluchtsstätten in der Nähe ihrer Wohnungen errichtet, in welche sie sich bei einem drohenden schweren Unwetter flüchten, was ihnen aber nicht immer gelingt, da die Katastrophe meist rasch hereinbricht und das Zerstörungswerk selbst nur wenige Augenblicke in Anspruch nimmt. Der Grund, weshalb die Wirbelstürme in den mittleren Teilen der Vereinigten Staaten öfter eintreten als in den südlichen, ist darin zu suchen, daß in diesen Regionen die Temperaturwechsel oft plötzlich auftreten, wobei die Unterschiede binnen wenigen Stunden nicht selten 20 Grad ausmachen.

Lupus.

Theobald Kerner, des Dichters Justinus Sohn, erzählt aus seiner Knabenzeit: Unsre Dorfkirche hatte ringsherum viele Vorsprünge und Nischen, wie herrlich konnte man sich dahinter verstecken! Und wenn wir Knaben abends dem dumpfigen Schulgebäude entsprangen, da spielten wir noch oft um das stille Kirchlein herum unsre lauten Spiele, bis die Dämmerung heraufkam und selbst der goldene Hahn auf dem Kirchturm sein Sonnengefieder ablegte und schwarz wie ein Rabe wurde; dann erschien er viel größer und man sah deutlich die gezackten Schwanzfedern, deren oberste wie ein Türkensäbel gekrümmt war.

Noch wie heute erinnere ich mich's, wir spielten einst Lupus. Bei diesem Spiele mußte sich allemal einer verstecken und stellte den Wolf vor, die andern suchten ihn, und wenn sie ihn fanden, schrieen sie mit lauter Stimme: Lupus! Lupus! um den andern die Gefahr anzuzeigen, und sie liefen davon, der Wolf aber sprang in wilden Sätzen nach. Nachdem wir lange dieses Spiel getrieben, war auch ich der Wolf; ich hatte mich auf das Fenstergesims eines Kirchenfensters geschwungen und saß da ganz gut verborgen, zumal es auch immer dunkler wurde.

Ich hörte, wie meine Kameraden mich suchten, bald nahe bei mir, bald wieder ferner, endlich hörte ich sie nimmer. Auf einmal sprach es laut und langsam mit dumpfer Stimme in der Kirche: „Wenn man immer Lupus schreit, kann man ja nicht schlafen!“ Mit einem Satz war ich vom Fenster herab und rannte angstvoll heim; es war Nacht, von meinen Kameraden war keiner mehr auf der Straße, sie hatten mich lange gesucht und waren nach Hause gegangen. Im Chor der Kirche waren viele alte Grabsteine von Rittern und Ratsherren längs der Wand und auf dem Steinboden; schritt man darüber hinweg, so hallte es dumpf. Unter den letzteren interessierte mich namentlich immer ein alter Ritter in voller Rüstung mit gefalteten Händen und einem langen Barte. Nase und Füße waren von den Tritten der vielen, die im Laufe der Jahrhunderte darüber weggeschritten, etwas abgeschliffen, aber doch sah er noch ganz ehrwürdig aus und wie einer, der sich nicht gern am Bart zupfen läßt. In der Nacht, wie ich im Bette an mein Abenteuer zurückdachte, da fiel mir jetzt dieser Ritter ein, gewiß er war von unsrem Lärm in seiner Gruft erwacht, hatte mit starkem Arm den Grabstein erhoben und den dumpfen Geisterruf aus der Kirche erschallen lassen. Als ich den andern Tag meinen Kameraden die Begebenheit erzählte, war es allen eine große Merkwürdigkeit und wir wagten lange nimmer des Abends in der Nähe der Kirche zu spielen; der Meßner aber, der neben der Kirche seine bescheidene Wohnung hatte, lächelte oft sonderbar pfiffig, wenn er uns so früh weggehen sah. War am Ende er in die Kirche geschlichen und hatte mich so in Angst gejagt? Ich weiß es nicht, doch der Schelmenstreich hätte dem lustigen alten Kauz schon gleich gesehen.

Im Rachen des Kaimans.

Wo es Gefahren gab und kühne Unternehmen auszuführen, bin ich seit frühester Jugend dabei gewesen. Auf meinen weiten Reisen in Amerika, Afrika und Australien ist mir das Tollste und Ungeheuerlichste begegnet. Feuersbrünste, Wolkenbrüche, Einstürze von Brücken und Häusern, Cyklone, rasendes Zusammenfahren von Eisenbahnzügen, Blizzarde, waghalsige Jagden, Zerplatzen von Luftballons, grausame Metzeleien wilder Indianer, schlagende Wetter in Bergwerken, wahnsinnige Menschenopfer, Schiffbrüche, Erdbeben — alles habe ich gesehen, gehört, gefühlt, und alle Schrecknisse der Natur und des Lebens empfunden. Oft habe ich das letztere aufs Spiel gesetzt, wo mir der Einsatz halbwegs wert erschien. Ich kenne weder Angst noch Furcht. Aber doch überläuft es mich bald warm, bald kalt, wenn ich an mein letztes großes Abenteuer denke, das ich in Venezuela bestand. Heute ist die Erinnerung daran besonders rege. Denn es geschah genau vor einem Jahre, es war wie heute der 9. Februar, mein Geburtstag.

Vielleicht gerade, daß das Abenteuer so ganz unerwartet kam, mich so ganz plötzlich überraschte, was mir bisher noch nicht widerfahren war, bringt es mich etwas in Harnisch. Der Tapfere und Kühne hat immer eine Gefahr im Auge, er nimmt sie aufs Korn, er denkt und ist sicher. Damals dachte ich gerade an gar nichts. Das wurmt mich. Ob die Hitze schuld war? Freilich am Orinoko war es zur hohen Sommerszeit an jenem Tage etwas wärmer, als jetzt in Drontheim, wo der Winter noch lange im Schnee und Eise starrt.

So erzählte lebhaft und mit Feuer der Onkel Tilltagsen, der seit vierzehn Tagen in seine nordische Heimat zurückgekehrt war, um einige Zeit im Kreise seiner Verwandten zu verweilen und von den vielen durchgemachten Strapazen auszuruhen.

Die Tischgesellschaft horchte hoch auf. Die Gläser wurden frisch gefüllt und der Onkel, ein rüstiger Fünfziger von herkulischer Kraft, fuhr, ohne sich dazu auffordern, noch dazwischen reden zu lassen, also fort:

Ihr wißt, dem englischen Explorer Mr. Smith war von der . . . schen Regierung der Auftrag geworden, eine Erforschungsreise durch das Stromgebiet des Orinoko bis zur Einmündung des Rio Meta zu unternehmen. Die Fauna, die Flora, geologische Untersuchungen und vieles andre kamen in Betracht. Ich und mein lieber Freund, der Dr. Tardif, schlossen sich ihm an, um ihn namentlich bei den zahlreich vorzunehmenden geodätischen Messungen zu unterstützen. Das Ziel der Reise war also Otomacos. Von Bolivar oder eigentlich Soledad brachen wir auf. Die Reise wurde auf zwei geräumigen Barken, Negernachen, Kanoes, oder wie ihr's nennen wollt, unternommen. Vorn war das Fahrzeug mit einem blähenden Segel versehen, hinten mit einem korbartigen, weiten Binsengeflecht überspannt. Alles ging glatt. Bald wurde Moitaco, bald Mapire erreicht. Wir mußten jedoch unterdem, um unsre Geschäfte zu verrichten, sehr oft landen und Station machen. Gewöhnlich wurde ein Zelt, oft ziemlich landeinwärts, aufgeschlagen, und wir waren froh, wenn uns die Moskitos nicht gar zu arg zusetzten, daß wir des Nachts den notwendigen Schlaf finden konnten. Schon war der 12. Tag. Wir lagerten nur wenige Meilen hinter der Mündung des Caura, und pflegten der Ruhe. Tiere gab es nicht viel. Geier erblickte man nur ziemlich weit in der Ferne vorüberfliegen. Aber Affen kletterten in Menge von den einheimischen Steineichen, den einzigen Bäumen dort, herunter, sich zu holen, was sie konnten. Piff, paff! da lagen wohl gleich ein Dutzend in ihrem Blute, die sich gar zu dreist in unsre Nähe gewagt hatten. Wir konnten sie auch gebrauchen, denn die jungen Kapuzineraffen gaben einen vortrefflichen Braten. Der Mensch gewöhnt sich eben an alles. Aber nun kommt mit dem 13. Tage das Verhängnis!

Daß sich viele Alligatoren oder Kaimans, wie sie die Eingebornen nennen, ringsherum in unsrer Bucht befanden, wußten wir. Wir hatten schon mehrere Schock frisch abgesetzter Eier, so groß wie Gänseeier, gefunden. Auch die eigentümliche moschusartige Ausdünstung, welche aus der Absonderung gewisser Drüsen dieser besonderen Gattung von Krokodilen herrührt, wurde öfters bemerkbar. Aber wer beschreibt unser Erstaunen, als eines dieser dickhäutigen Tiere sogar aus dem Wasser heraus auf unsern Strand kommt, und wie unbehilflich es auch in seinen Bewegungen zu Lande ist, doch sicher nach einem der dort liegenden toten Kapuzineraffen schnappt, sich einen Leckerbissen zu holen. Ich lade schnell mein Gewehr und sende eine Kugel nach dem einzigen trefflichern Fleck, unmittelbar über dem Auge. Mit zerschmetterter Hirnschale, das Gehirn spritzte weit umher, liegt der Kaiman da und haucht sein zähes Leben aus. Zwei andre teilen mehrere Stunden darauf dasselbe Schicksal. Die frechen Räuber mußten ihren gefräßigen Uebermut büßen.

Am andern Tage arbeiteten wir fleißig. Endlich, nachmittags gegen 4 Uhr, kommen wir nach einem vierstündigen

Marsch von den innen gelegenen Mesas, den weiten, öden Gebirgsfeldern Venezuelas, zurück. Da sehe ich zu meiner Verwunderung, daß einer von den drei erlegten Kaimans fehlt. Das Verschwinden war mir ärgerlich, denn ich wollte die Haut abziehen, die ein gutes Stück Geld eingebracht hätte. Zur Feier des Tages hielten wir ein ziemlich opulentes Mahl. Wir verspeisten einen herrlichen Hirschbraten, den wir in Sahne gelegt hatten, und sprachen auch dem Weine, was sonst nie geschah, recht reichlich zu. Wie von ungefähr, als wir das Mahl aufgehoben hatten und ich mich der Verdauung widme, erblicke ich durch meinen Krimstecher wohl 200 m vom Ufer ab, ein Viertel der Stromweite, einen gelblich weißlich schimmernden Körper von nicht geringer Länge. Die Neugierde treibt mich. Ich will sehen, was schwimmt, und besteige mein Kanoe. Meine zwei kreolischen Neger aus Quiriquiripas, die mir als Diener beigegeben waren, erbieten sich freiwillig, mich auf der Fahrt dieser kurzen Entfernung zu begleiten. Mr. Smith und Dr. Tardif sehen in ihrem Boote vom Ufer aus meinem Beginnen zu. Die beiden Neger ziehen, um mich zu ergötzen, ein jeder eine Harmonika hervor, fangen an zu spielen und stimmen einen einförmigen, halbschrillen Gesang an. Wir kommen unsrem Ziele näher und näher. Ich schieße, um mich zu vergewissern, ob er wirklich tot ist oder sich regt, einen Schuß nach dem Kaiman ab, als welchen ich ihn jetzt erkenne. Er liegt auf dem Rücken und ragt mit seinem breiten schuppigen Bauch ziemlich hoch über die Wasserfläche heraus. Da auf einmal — mir schwinden die Sinne — erfolgt ein gewaltiger Ruck, unsre Barke schlägt um, im Nu bin ich mehrere Meter tief in das Wasser hinabgezogen, ich erblicke, soweit ich es im dunklen zischenden Naß sehen kann, ein furchtbares Ungetüm mit riesigem Rachen, fühle, wie es mein Bein zwischen den scharfen Zähnen erfaßt, ich mich mit unmenschlicher Anstrengung losreiße, mein Stiefel stecken bleibt, ich aber eine Wendung gewinne und mich nach zwei langen, mir eine Ewigkeit dünkenden Minuten mit aller Kraft wieder an den Nachen klammere, der Kahn wieder richtig umschlägt — und ich gerettet bin. Auch meinen Vorderlader hielt ich noch krampfhaft in der Hand.

Ich falle dann in eine Ohnmacht und als ich wieder erwache, liege ich am Ufer, um mich her heller Fackelschein. Vier bange Stunden sind verflossen. Mr. Smith und der gute Tardif haben mich endlich wieder durch geeignete Mittel, Reiben und Einflößen von gutem starkem Branntwein ins Bewußtsein gebracht. Ich besinne mich. Es war ein Kaiman gewesen, ein ganz ungewöhnlich großer seiner Art, ein $5\frac{1}{2}$ m langer Mohrenkaiman, der meinen dritten erlegten toten Alligator vom Ufer weggezerrt hatte, und dessen Kralle in seinem Maule haltend, eben im Begriff war, ihn mitten im Wasser aufzuzehren — als ihn mein Schuß erschreckte und er mit seinem starken, wuchtigen Schwanz so gräßlich in wilder, blinder Wut um sich schlug, daß mein Kanoe getroffen krachte und kenterte.

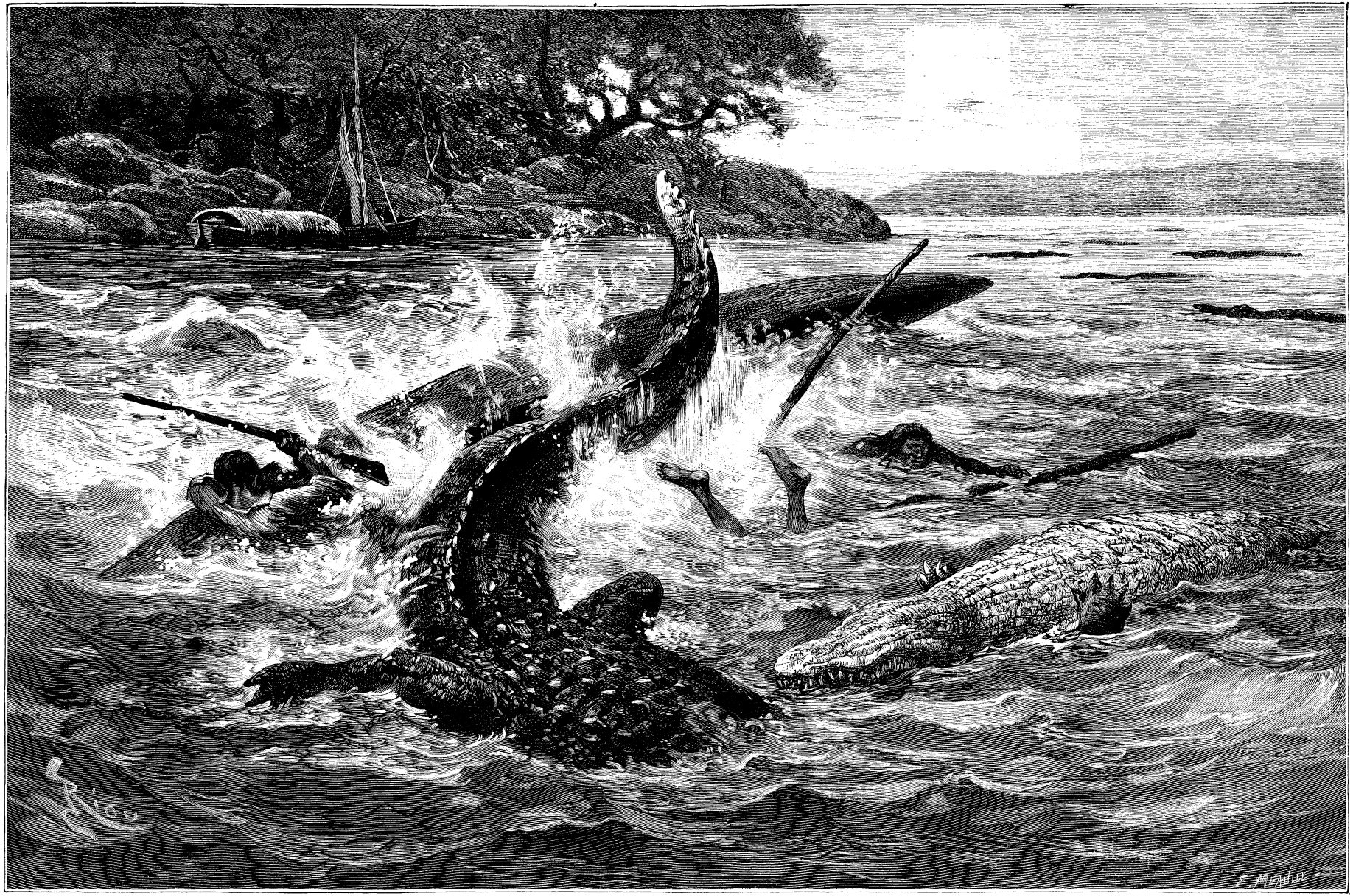
Mjab war da; aber den andern Neger, meinen treuen mageren Sonson hatten die Wasser behalten. Ich sehe ihn noch in dem flüchtigen Augenblick nur mit seinen dürren Füßen herausgucken. Vielleicht hatte sich der Kaiman gerade von mir weggewendet, um Sonson zu packen, den armen Teufel. Aber so viel weiß ich gewiß, sagte Onkel Tilltagsen, an der verwünschten Bestie räche ich mich! Vielleicht komme ich schon nächstes Jahr wieder hinüber nach Venezuela, es sind Aussichten dazu genug vorhanden. Ich weiß die Stelle noch ganz genau, wo das Unheil geschah; wenn es der Kaiman nicht vorgezogen hat, sich inzwischen ein andres Standquartier zu suchen, erwische ich ihn sicher. Der Ort war 65° westlicher Länge von Greenwich, 27 Minuten und $37\frac{3}{7}$ Sekunden. Aus seiner Haut will ich mir das teuerste und größte Portemonnaie machen, das ich je besessen habe!

Der Herr von Siebenstück.

(Fortsetzung.)

Näher und näher kam dem letzteren Orte die Gefahr. Fast alle Bewohner hatten den Kopf verloren, obwohl noch kein Feind weit und breit zu erblicken war; denn die Schilderungen der in den bezwungenen Plätzen begangenen Gewaltthätigkeiten ließ die Oggersheimer ihrem eigenen Schicksale entgegen sehen. Wer es nur irgendwie vermochte, benutzte den noch freien Weg nach dem gut verwahrten Mannheim, um sich selber und das Beste seiner Habe in Sicherheit zu bringen. Nur ein kleinerer Teil jüngerer Leute dachte daran, die Ehre der Pfalz zu retten und wie es anderwärts geschehen war, die Thore zu schließen, um über eine anständige Kapitulation mit dem Feinde zu verhandeln, falls auf Entsatz durch befreundete Truppen nicht zu rechnen sei.

Daß überhaupt dieser Gedanke in den Gemütern der Oggersheimer Jugend Wurzel gefaßt hatte, war das Werk eines siebzehnjährigen Jünglings, eines schlichten Schäfers, sein Name lautete: Hans Wartsch. Arm freilich war der Sohn der armen Witwe geblieben, aber dafür hatte sich der schmächtige Knabe zum prächtigen Jüngling an Geist und Körper entwickelt. Schlank und voll erblüht, dankte er der Unterweisung eines ehemaligen Korporals, der sich als Halbinvalide zu Oggersheim niedergelassen, die Kenntnis der Hieb- und Schußwaffen und andre körperliche Uebungen. Dem Pfarrherrn und Lehrer aber, die Hansens außergewöhnliche Begabung erkannten, war er für seine geistige Bildung verpflichtet. Die Oggersheimer waren stolz auf ihren „klugen Schäfer", der als Jüngling gut und bescheiden blieb, wie er als Knabe gewesen. Im Kindesalter beim kriegerischen Spiel der Führer seiner Kameraden, hatte Hans in reiferen Jahren eine gewisse Herrschaft über die männliche Jugend, selbst der höheren Stände, in seinem Heimatsort erlangt. Es war seinen Mitbürgern bekannt, daß es nur an dem Jüngling lag, die nötige Unterstützung zu finden, um die Heidelberger Hochschule zu beziehen, oder in den Heeresdienst zu treten. Aber in beiden Fällen hätte der getreue Sohn sich von der kranken Mutter trennen müssen, und das brachte er nicht über das Herz! So hatte er denn den ihm von einem wohlhabenden verwitweten und kinderlosen Bürger angetragenen Posten eines Aufsehers über Haus und Hof angenommen. Zu letzterem gehörte ein stattlicher Viehstand, dessen Pflege sich der Jüngling besonders angelegentlich sein ließ. Mehr als einmal zur Sommerzeit führte er selber die prächtige Rinderschar zur Weide, seinem alten Hir-



— Tilltagsen gewinnt eine Wendung und ist gerettet. —

tenberuf treu, und während die Tiere grasten, streckte sich der Hirte im Schatten eines Baumes oder einer Hecke auf den schwellenden Wiesenboden und gab sich mit Eifer seinen Studien hin. Aber die Zeit, welche den Frieden der heimatlichen Stätte bedrohte, brachte dem jungen Hirten auch eignes schweres Leid: die geliebte Mutter ging zum Himmel ein. So heiße Thränen der treue Sohn ihr nachweinte, so erschien doch andrerseits dem Verwaisten der Heimgang seines Mütterleins wie eine Fügung des lieben Gottes, sie vor dem Elend und der Angst zu bewahren, die mit jedem Tage ihre Wohnstätte treffen konnten.

Um so eifriger aber regte nun der Jüngling, auf dem ja die Verantwortung um das Wohl der Mutter nicht mehr lastete, seine Mitbürger zu hartnäckigem Widerstand an. Er machte sie darauf aufmerksam, daß Munition und Lebensmittel genug vorhanden, um eine Belagerung abzuhalten, daß die Mauern in gutem Zustand und ein etwaiger Sturmangriff bei steter Wachsamkeit leicht abzuschlagen sei. Auch befinde sich der Mansfelder mit frisch geworbenen Truppen schon unterwegs, um die Pfälzer Gegend von ihren ausländischen Bedrängern zu befreien.

Die flammenden Reden des jungen Hirten, wie Hans noch immer genannt wurde, blieben nicht ohne Wirkung auf den noch zurückgebliebenen Teil der Bevölkerung. Aber je näher der Feind anrückte, um so kleiner ward die Zahl der Vaterlandsverteidiger; und die am meisten mit Ehre und Pflicht geprahlt hatten, verschwanden am ersten auf dem Wege nach dem sichern Mannheim. Auch Hansens Brotherr, der dem Jüngling sein Eigentum zu unbeschränkter Verwaltung in Schutz und Schirm überließ, war längst von dannen gezogen und endlich blieb dem heldenmütigen Führer nur noch ein Rest von fünfundzwanzig jungen Männern, die auf Leben und Tod ihre Pflicht zu thun versprachen. Einen Sturm abzuschlagen war natürlich mit dieser kleinen Zahl nicht möglich; aber man konnte nach kurzer Belagerung mit dem über die Stärke der Besatzung getäuschten Feinde eine ehrenvolle Uebergabe abschließen, falls nicht schon früher vom Mansfelder Hilfe kam.

Da stürzte eines Nachmittags ein Weib die Straße daher, die vom nahen Orte Lambsheim, an Oggersheim vorüber, nach Mannheim führte. Die Nahende pochte mit allen Zeichen des Entsetzens an das wohlverrammelte Thor; der Wächter auf der Mauer kannte die Frau, die Riegel wurden zurückgeschoben, um die Flüchtige einzulassen, — sie kündete Furchtbares. Eine starke spanische Truppenmacht unter Don Cordovas eigener Anführung war im Anmarsch; der Vortrab hatte Lambsheim, ihre Heimat, überfallen und dort barbarisch gehaust. Sie selber war wie durch ein Wunder unversehrt entkommen; nun wollte sie nach Mannheim, aber nicht ohne die Oggersheimer Nachbarn vor dem Nahenden gewarnt zu haben.

Die Flüchtende zog weiter, ihre furchtsamen Aeußerungen waren auf empfänglichen Boden gefallen. In Angst und Schrecken versetzt, erklärten sofort sechzehn der tapfern Recken ihrem Führer, dem edlen Beispiel der Vorangegangenen zu folgen und mit Verzicht auf allen kriegerischen Nachruhm das Heil des Ortes einzig dem lieben Gott anheimstellen zu wollen. Umsonst waren alle Bitten, alle Ermahnungen, die Heldenschar zog im Angesicht ihres, ob solcher Feigheit errötenden Führers von dannen. Und als die Nacht hereinbrach und Dunkelheit das Land bedeckte, als nach kurzem Schlummer Hans vom Lager emporsprang, um seiner Pflicht zu warten, — da war auch der Rest den Brüdern gefolgt. Oede und schweigend, von ihren Bewohnern verlassen, lagen Straßen und Markt, kein Oggersheimer weilte mehr auf heimatlichem Boden, keiner, als Hans Wartsch, der Hirt.*)

Die Abziehenden hatten das entriegelte Thor offen gelassen; mit Thränen in den Augen zog Hans aufs neue die schweren Bohlen vor, — dann stieg er zur Mauer hinauf und schaute ins Weite. Es schimmerte wie Fackellicht und ein dumpfes Brausen drang an das Ohr des einsamen Jünglings. Da richtete Hans Wartsch einen langen, flehenden Blick zum nachtumzogenen Himmel empor, — ein heißes Gebet entrang sich seinen Lippen, denn der Feind nahte!

* * *

Mit Sang und Klang und Jubilieren waren die fremden Söldner herangezogen, und als der Morgen graute, da lagerte es vor den Mauern viel Kriegsvolk. Drinnen aber und auf der Mauer herrschte eine fast unheimliche Stille, kein Postenschritt auf und ab, kein Lichtschein verriet ein Wachtfeuer. Die spanischen Offiziere wurden stutzig, sie dachten an eine Mine oder sonst einen heimlichen Plan der Oggersheimer und beschlossen die größte Vorsicht anzuwenden. Glaubten sie doch, sie hätten es mit heldenmütigen Bürgern zu thun, die nötigenfalls im stande waren, sich selber mitsamt den Bedrängern ihres Heimatbodens in die Luft zu sprengen.

Als die Sonne aufgegangen war und ihr Licht die Gegend überflutete, erschien ein Trompeter, von einem deutschsprechenden Herold begleitet, hart unter den Mauern des Orts. Im Namen des General Don Fernando Cordova forderte er die Bewohner des Ortes auf, ohne Verzug ihre Thore den Verbündeten Sr. Majestät des Kaiser Ferdinand II. zu öffnen, andernfalls solle der Platz mit Sturm genommen und durch Feuer und Schwert verwüstet werden.

Während der Trompeter blies und der Herold seine Botschaft verkündete, erschien im Angesicht der spanischen Truppen eine gar martialische Gestalt auf der Mauer, sichtlich ein Führer der Besatzung. Der mittelgroße Mann dort oben, dem dunkles Haar unter dem Kriegshelm bis auf den Nacken wallte und dessen Gesicht von einem mächtigen Vollbart bedeckt war, trug einen Schuppenpanzer, ein großes Schlachtschwert hing ihm zur Seite und riesige Stahlhandschuhe bekleideten seine Hände. Nun erhob er die Rechte, zum Zeichen daß er zu reden gedenke.

Was der grimmige Oggersheimer sagte, war sehr kurz; er bat sich eine Frist von fünf Stunden aus, um nach deren Ablauf die Entscheidung Oggersheims ins feindliche Lager zu überbringen. Der Herold schien auf solche Bedenkzeit, die meist einer Uebergabe des Scheines halber voran zu gehen pflegte, gefaßt und bewilligte sie sofort. Beide Teile schienen zufrieden; die Spanier konnten für alle Fälle den eisernen Ring um den Ort um so fester schließen und der Oggersheimer gewann Zeit um den, wie er wußte, menschlich gesinnten Höchstkommandierenden, der mit der Hauptmacht folgte, auf dem Schauplatz erscheinen zu lassen.

In der That kündete, kurz ehe die Frist verronnen war, das weithin vernehmbare Geräusch anziehender Heerhaufen den Anmarsch des obersten Kriegsführers. Freilich konnte es eine Stunde und noch länger dauern, ehe Don Cordova sich unter den Mauern von Oggersheim befand, wenn er nicht gar vorzog, im Rücken der Seinen

*) Nach geschichtlichen Mitteilungen, wie auch der weitere Verlauf der Erzählung.

ein luftiges Zeltquartier zu beziehen. Aber die bestimmte Zeit war verstrichen und die Pflicht mußte erfüllt werden. Zur festgesetzten Stunde erschienen Trompeter und Herold von neuem am Thor, das sich sofort öffnete, um dem grimmigen Bartmann in seiner kriegerischen Pracht Durchlaß zu gewähren. Mit eigener Hand warf dieser den Flügel hinter sich zu, der ohne Zweifel von innen wieder wohl verriegelt ward.

Gemessenen Schrittes wandelte der Unterhändler Oggersheims durch die Reihen der spanischen Soldaten, die teils mit einer gewissen Ehrfurcht auf den gewaltigen Kriegsmann sahen, teils aber auch ihre losen Reden nicht im Zügel halten konnten. Zu seinem Glück verstand der Ehrenbote davon nicht viel. Unbehelligt gelangte er bis zu einem in der Eile errichteten Zelte, wo die höheren Offiziere der Vorhut Don Cordovas sich zur Beratung versammelt hatten. In würdiger Haltung betrat der Unterhändler den Raum, und ließ furchtlos den Blick über die dunklen, sonnverbrannten Gesichter der fremden Sieger gleiten. Sie flößten ihm wenig Vertrauen ein, nur einer der Herren, ein jüngerer Mann in der Tracht eines höheren Offiziers, machte mit seinen sanften Zügen eine Ausnahme. Er war es, der wohl von allen Fremdlingen allein des Deutschen mächtig war, und in dieser Sprache an den Vertreter Oggersheims die Frage richtete, wie er sich nenne.

„Hans Wartsch," lautete die Antwort des Befragten.

Die Stirn des Offiziers legte sich in düstere Falten. „Ist drinnen kein Edler als Führer?" meinte er sichtlich beleidigt, „oder hält die Stadt uns nicht der Ehre wert, eines ihrer Häupter zu senden?"

„In diesem Augenblick bin ich das Oberhaupt der Stadt," entgegnete der Unterhändler, der wohl den Stolz des spanischen Charakters kannte. „Ich nenne mich Hans Wartsch, aber auch mit Recht der Herr von Siebenstück."

„Ah, das ist etwas andres!" Der Offizier verneigte sich leicht, und der volltönende Name des Gesandten schien auch die Mienen der übrigen Herren zu glätten.

Nun übergab Wartsch dem Dolmetscher eine Urkunde. Dieser übersetzte den Inhalt des Pergaments, das in schöner Handschrift mit den üblichen Schnörkeln, die Bedingungen enthielt, unter welchen der kurpfälzische Ort Oggersheim sich dem General Sr. Majestät des Kaisers Ferdinand, Don Fernando de Cordova übergeben wolle. Diese Bedingungen lauteten: Schonung der Bürgerhäuser und des städtischen Eigentums vor Gewalt und Plünderung.

Fast mit Erstaunen vernahmen die spanischen Herren diese leicht erfüllbare Forderung, wobei der Unterhändler nicht einmal für sich selber besondere Vorteile zu erzielen verstand. Der Form halber ward indessen eine Kontribution an Vorräten und barem Gelde verlangt; die ersteren sagte der Unterhändler zu, aber desto zäheren Widerstand setzte er dem zweiten Verlangen entgegen. Endlich machte der Vorsitzende, ein alter Oberst von hartem, grimmigem Ansehen, der am liebsten sofort mit stürmender Hand vorgegangen wäre, den Vorschlag, auf jeden im Ort befindlichen Kopf eines Erwachsenen einen Goldthaler zu erheben. — Der Herr von Siebenstück mußte sich damit einverstanden erklären. Mit Leib und Leben galt er nun als Bürge des Vertrags, der, im Namen des Höchstkommandierenden abgeschlossen, nach Ablauf von drei Stunden den spanischen Truppen die Thore Oggersheims öffnete. Es wurden noch einige Höflichkeiten ausgetauscht, dann verabschiedete sich der bärtige Unterhändler, um der Stadt die Kunde des geschlossenen Vertrags zu überbringen, die zugleich durch Eilboten dem anrückenden General als erfreuliche Mitteilung entgegengesandt wurde.

* * *

Pünktlich zur abgelaufenen Frist zogen die Spanier mit Trommel und Trompetenschall in das so leicht gewonnene Oggersheim ein. Das zu diesem Zweck mit dem Unterhändler, dem Herrn von Siebenstück, verabredete Thor stand geöffnet, und ungehindert marschierten die Haufen durch die engen, bergansteigenden Gassen, um den Markt zu erreichen, wo die Mannschaften in die Quartiere verteilt werden sollten. — Aber seltsamerweise ließ sich auf dem ganzen Wege auch nicht eine Menschenseele blicken, der Trompetenklang lockte keinen Neugierigen an das Fenster, keine Magistratsperson hatte sich, wie üblich, am Thor aufgestellt, um die Stadt der Gnade des einziehenden Siegers zu empfehlen. Eine unheimliche beängstigende Stille herrschte überall, deren Eindruck sich sogar den Soldaten mitzuteilen schien. Die an der Spitze reitenden Führer tauschten leise ihre Bemerkungen aus, — es waren der alte Oberst mit den düsteren verwitterten Zügen und der jüngere Herr, dessen mildes Antlitz vorhin die Aufmerksamkeit des Unterhändlers auf sich gelenkt, ein naher Verwandter und besonderer Liebling des Höchstkommandierenden, Don Fernando Cordovas.

Nun endlich war der Markt erreicht, ein großer freier Platz von stattlichen Häusern eingefaßt, in deren Mitte sich das altertümliche, mit einer Doppelstiege als Aufgang versehene Rathaus erhob. Aber auch hier war keine Seele zu erblicken; die Sonne, die sich zum Untergang neigte, schien über Oggersheim, aber über keine Oggersheimer.

(Schluß folgt.)

Ueber die mittlere Größe des Menschen

in den verschiedenen Ländern Europas hat das Komitee der anthropologischen Gesellschaft „British Association" nach eingehenden Untersuchungen folgendes festgestellt: Die größten Menschen sind die Engländer; sie erreichen durchschnittlich eine Höhe von 1,74 m; doch rechnet man die Arbeiterklassen nicht mit, so fällt der Durchschnitt auf 1,70 m; so hoch ist auch die Größe der Norweger. Die Dänen, Holländer und Ungarn haben 1,67 m; die Schweizer, Russen und Belgier 5 mm weniger. Der Franzose ist gewöhnlich 1,66 m hoch, der Deutsche ist erstaunlicherweise nicht größer; doch zwischen Nord und Süd, zwischen Pommern und Bayern, sind wesentliche Unterschiede zu Gunsten des Nordens. Die Kleinsten von allen Nationen Europas sind die Italiener und Spanier: ihre Mittelgröße beträgt nur 1,65 m. Zieht man die Arbeiterklassen in Frankreich in Betracht, so gelangt man gerade zum Gegenteil des in England stattfindenden Verhältnisses. In Frankreich sind die Mitglieder der wohlhabenden Stände um 2 cm größer als die Arbeiter, in England hingegen hat der Arbeiter, wie schon gesagt, den durchschnittlich höheren Wuchs.

Eine Reise nach Helgoland.

„Reisen Sie nach Helgoland?“ Mit dieser Frage stellte sich mir ein deutscher Badegast vor, als wir am Bord der „Freia“ von Wyk auf Föhr fortzogen. Der Dampfer suchte eben seinen Weg zwischen den untergehenden nordfriesischen Eilanden, den Halligen, Föhr und Amrum, und ich entgegnete, daß es allerdings meine Absicht sei, auf der Rückreise das kleine Felseneiland zu besuchen. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, per Dampfer über das Meer zu fahren, das nach geschichtlichen Zeugnissen da seine Wogen dahinrollt, wo früher Land war, um die Küste von den noch übrigen Trümmern dieser Landstrecken zu benetzen. An den Seiten des Schiffes erblickt man die Düneninseln Sylt, Föhr und Amrum und die vor denselben liegenden Sandbänke, auf denen sich Seehunde sonnen, die Halligen, Langeneß, Nordmarsch, Hooge, wie die Inseln Pellworm und Nordstrand, die einst miteinander verbunden waren und das alte Nordfriesland ausmachten. So erkläre ich dem Fremden, der mich nach der Vergangenheit dieser Wattenwüsten fragt. „Aber,“ entgegnete er, „wir wollten ja nach Helgoland; was hat denn das alles mit Helgoland zu thun?“ — „Helgoland gehörte einst zu Nordfriesland, die Sage behauptet sogar, es sei landfest damit verbunden gewesen. Wenn wir also auch hinter uns bald nichts mehr erblicken als Meer und Himmel und vor uns und um uns nichts als Wolken und Wellen, so fahren wir doch noch zwischen den Resten des alten Friesenreichs dahin.“

Endlich taucht vor uns am Horizont ein Punkt aus dem Wasser auf, Möwen und Seeschwalben folgen dem Schiffe, ihre Beute heraufzuholen aus dem breiten Wellenstrom, der den Weg des Dampfers bezeichnet; unsre Aufmerksamkeit wendet sich bald ganz von dem Treiben der Vögel weg und der Insel zu, die immer deutlicher hervortritt. Jetzt wird vor derselben auch die Düne, der Badeplatz von Helgoland, sichtbar; die grünen Badekarren stehen am Strande wie eine Perlenschnur aufgereiht; Boote kreuzen zwischen Insel und Düne dahin, die bis 1700 noch durch einen Damm verbunden waren. Inzwischen ist der rote Keuperfelsen von Helgoland, der Triasformation, dem bunten Sandstein angehörend, in seiner Schichtung deutlich erkennbar geworden. Die „Freia“ ist vor Anker gegangen, um Passagiere aus- und einzuschiffen. Wir haben Muße, die wie auf einem Schachbrett aufgestellten Häuser und Thüren Helgolands vom Schiffe aus zu betrachten. Das grüne Land, welches auf dem Felsen sichtbar wird, die rote Kante, der weiße Sand sind äußerst malerisch als Hintergrund für die Häusergruppen. Es ist thatsächlich wahr, was der Helgoländer sagt:

Grön es det Lunn,
Road es de Kant,
Witt es det Sunn,
Det es de Waapen fan't „Hillige Lunn.“ —

(Grün ist das Land, Rot ist die Kant', Weiß ist der Sand, Das ist das Wappen vom „heiligen Land.“)

Neben der Brücke liegen zahlreiche Fischerschaluppen vertaut, Hummerkästchen sind ebenfalls ankerfest gemacht. Jedes Boot, welches die Gäste an Bord bringt oder von dorther holt, ist mit sechs Ruderern bemannt, die mit „taktgemäßen Schlägen“ das Fahrzeug lenken, denn die Helgoländer sind ausgezeichnete Seeleute. Bald setzt sich unser Schiff wieder in Bewegung; beim Tönen der Dampfpfeife hört man das Echo vom Felsen herüberhallen — auf der Brücke flattern Tücher in der Luft, als winkten sie uns zur Einkehr. — Wenige Tage in der Seehandelsmetropole Hamburg sind schnell verstrichen. Ehe wir uns umsehen, wirft bereits die „Freia“ zwischen den vor dem Felseneiland liegenden Klippen und Fahrzeugen Anker. Wir sind auf der Rückfahrt, steigen ins Boot und betreten die Brücke von Helgoland.

Wehe nun dem Unglücklichen, der noch mit der Seekrankheit behaftet, das Boot verläßt und wankenden Schrittes durch die Gasse geht, welche ein Tau und die eng aneinander gedrängten Badegäste mit dem Brückenrand bilden, oder der, noch selbst matt und elend, eine leidende Gattin mit schiefgedrücktem Hut durch diese hohle Gasse führen muß. Freundliche Grüße und Erkundigungen nach seinem Befinden werden ihm von allen Seiten zu teil. Kritiken seines ersten Auftretens auf der Insel werden unverhohlen über ihn ausgesprochen. „Ei, guten Tag, Herr Müller,“ grüßt einer von der Seite, „sind Sie auch da, Herr Schulze?“ ein andrer von jener Seite, und man nennt diesen Leidensweg nicht mit Unrecht die „Lästerallee.“ Jeder muß diesen Weg machen, später aber gehört auch er zu den Bäumen dieser Allee. Die Landenden lassen sich diese Scherze gern gefallen, wenn sie, wie unsre Mitreisenden auf der „Freia“ nicht seekrank waren; überhaupt tritt diese Krankheit nur bei sehr stürmischem Wetter auf, das im Sommer selten ist; uns war die Seetour über das gewaltige Meer äußerst interessant.

Wir fanden im Unterlande bald eine angenehme Wohnung, die den Namen „Stadt Breslau“ führte. Rein und sauber fanden wir überall die Häuser, zum Teil mit kleinen Gärten davor und wir müssen gestehen, der Helgoländer versteht es, seine Fenster mit lieblichen Kindern Floras zu schmücken, wenn sonst auch seine Insel derselben wenige bietet. Bemerkenswert sind überall die Namen der Straßen und Häuser. Die Queen-Street führt uns nach der Dessau-Street, welche wieder die einzige Baumallee Helgolands, die Bindfadenallee der Siemens-Terrasse, kreuzt. Von hier führt eine Treppe auf das Oberland, die bequem aufsteigend 188 Stufen zählt und 1834 erbaut worden ist; der Fahrstuhl an der Seite derselben gestattete eine noch bequemere Fahrt ins Ober- oder Unterland. Wir gelangen auf den „Falm“, die Hauptverkehrsstraße der Helgoländer, welche sich an der Ostkante des 28—56 m hohen Felsens hinzieht, von wo sie auf die See ausschauen, um nötigenfalls den Schiffen sichere Lotsen zu sein. Die Aussicht über die zu unsren Füßen liegenden Häuser des Unterlandes ist unbeschreiblich schön, so daß wir die Inschrift eines Hauses dieser Straße: „Zur schönen Aussicht“ vollberechtigt und natürlich finden. Am Rande der Klippe weiterwandernd, die „schroff und steil hinaushängt in die unendliche See“, bemerken wir das Mauerbollwerk, welches den Klippenrand gegen das Unterland abschließt. Hier auf dem Oberlande wohnt der Gouverneur His Excellency A. C. G. Barkly Esqu., denn seit 1807 ist Helgoland englische Besitzung und wird infolge der jüngsten Ereignisse voraussichtlich erst am 1. Oktober 1890 dem deutschen Besitze übergeben werden.

Auf der Südspitze des Felsens sind einige Kanonen aufgepflanzt, die wir in Augenschein nehmen, ehe die Wanderung an der Westseite entlang uns in Anspruch nimmt. Wie herrlich ist die Aussicht, wie winzig erscheinen uns die von der aufgeregten See zu unsren Füßen hin und her geschaukelten Boote, welche eine Rundfahrt um die vom Abendschein der Sonne beleuchtete Felseninsel machen. Wie Möwen am entfernten Horizont, entschwinden die Segel unsren Blicken. Der zerklüftete Felsen der Westseite macht einen eigen-

tümlichen Eindruck. Wann werden die wie Pfeiler stehenden Felsstücke einstürzen? Die donnernd gegen den Felsen brandende Welle, die sich loslöste von dem Hauptkörper, wird diese Frage beantworten. Nach menschlicher Berechnung wird der Felsen überhaupt nur noch 6 bis 700 Jahre stehen. Es gingen nach Dr. Lindemanns Angaben in 32 Jahren 22,100 qm verloren. Die Schichten dieses Felsens fallen überall gleichmäßig von Nordwest nach Südost um 10 bis 15° ab; die roten Massen sind mit grauem Thon durchsetzt. Das Oberland, auf dem wir wandern ist mit Gras bewachsen, auf dem Schafe am Tüderpfahl weiden, hin und wieder lenkt ein Haferfeld unsre Aufmerksamkeit auf sich. Eine Malerin hat sich von der Scenerie fesseln lassen, sie malt einen Jungen von Helgoland neben dem Schaf, welches er zur Weide führte. Der zu unsrer Rech-

An der Badedüne auf Helgoland.

ten liegende neue Leuchtturm wurde 1810 erbaut, nachdem die alte „als Denkmal alter Zeit" danebenstehende Feuerblüse, welche 1670 von Hamburgern erbaut wurde, mit ihrem Steinkohlenfeuer abgeschafft worden. Der alte Turm ist an der Stelle eines Hünengrabes, deren man mehrere auf der Insel findet, erbaut. Weiter nördlich finden wir das Pulvermagazin auf dem Flaggenberg, einem ehemaligen Grabhügel, auf dem früher ein Erfrischungspavillon stand. In der Nähe der Nordspitze ist dann noch die Nebel-Signal-Station bemerkenswert, wo vorbeipassierenden Schiffen die Anwesenheit Helgolands durch Knallraketen signalisiert wird, wenn der Nebel alle Aussicht verhindert. Uns wendend, benutzen wir für den Rückweg die zwischen Kartoffelfeldern hinführende Allee, die Kartoffelallee genannt, um später auf einem Seitenwege, der an den Sapskuhlen, früher Wasserbehälter für Trinkwasser, und erratischen Blöcken vorüber zur Kirche des Ortes führt. Wer aber könnte die Kirche Helgolands betreten, ohne des Friesenkönigs Radbod zu gedenken, dem das Andenken seiner Ahnen so heilig war, daß er den Ausspruch that:

„Lieber will ich, ja bei Wodan schwör' ich's,
Mit den Helden sein in ihrer Hölle,
Als mit euch in eurem Priesterhimmel,"

und dem man, wie die Sage erzählt, im Helgoländer Moderberg sein Grab bereitete! Dessenungeachtet war 602 die erste Kirche erbaut worden, der später mehrere folgten. Die jetzige ist 1686 aufgerichtet und macht auf den Besucher einen guten Eindruck. An der gewölbten Decke sieht man das dänische Wappen. Unter demselben hängt ein stolzes dreimastiges Schiff en miniature mit der Inschrift:

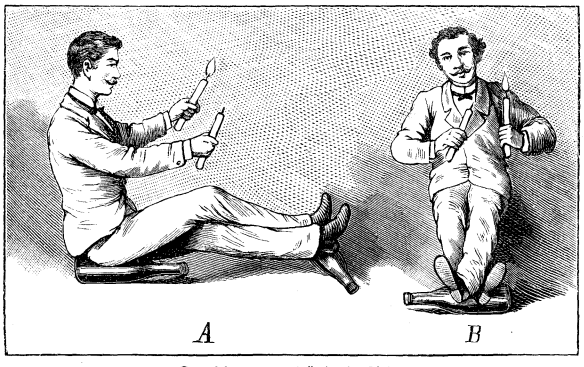
„Built by Capt. Wendt, Hamburgh Plot-Schooner Nr. 4. Presented by Governor Maxce 1869."

Am Altar ist das Modell des ersten Hamburger Indienfahrers, geführt vom Helgolander Peter Rickmer Krohn, aufgestellt. So erinnert uns die ganze Kirche an eine Meerfahrt: Ihr Schutzpatron ist zugleich der der Seefahrer, St. Nicolai. An eine Meerfahrt erinnern auch die auf dem Altare stehenden silbernen Leuchter, welche Gustav Adolph IV. von Schweden der Kirche schenkte, nachdem Helgoländer Schiffer ihn 1811 in einem offenen Boot nach Eiderstedt hinübergebracht hatten.

Obwohl die Frequenz des Bades von Jahr zu Jahr gestiegen (es besuchten 1880 4000, 1888 reichlich 11000 Fremde die Insel), so hat doch die Bevölkerung mit deutscher Treue an ihrer altfriesischen Sprache und Sitte festgehalten, bis sie jetzt auch der politischen Angehörigkeit nach richtige Deutsche und Reichsländer geworden sind. In 540 Häusern wohnen dort ca. 2000 Menschen eines kernigen kräftigen Volksschlages. Sie nähren sich vom Fischfange und von dem Erwerb, den der Fremdenverkehr im Sommer bringt. Die Fremden nehmen gerne einmal am Fischfange teil oder sie suchen jagend Möwen, Seeschwalben, Delphine und Robben oder Lummen, die in den Felsen nisten, zu erlegen.

Mittlerweile ist die „Freia" wieder vor Helgoland angekommen. „Freia einsteigen!" heißt es auf der Brücke. Wir nehmen Abschied von den freundlichen Bewohnern und den Fremden, die wir kennen lernten. Während der Dampfer sich in Bewegung setzt, flattern noch die Tücher über den grünen Rand der Landungsbrücke hinaus, sie winken uns diesmal zur Wiederkehr nach dem von Sagen

umwobenen Felseneiland Helgoland, das bald unsern Blicken entschwindet. Nach einer angenehmen Seefahrt von 3 Stunden liegt die „Freia“ vor der Reede von Wyk und wir betreten, von unsrer Ausfahrt befriedigt, das „grüne Föhr“, wo Tausende Sommerfrischler wie auf Helgoland Erquikkung, Genesung und Heilung suchen und auch finden.



Das schwer zu entzündende Licht.

Das schwer zu entzündende Licht.

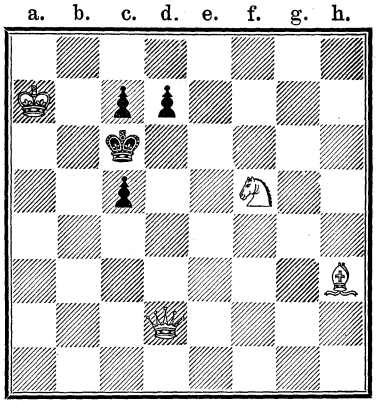
Ein Scherz, der geeignet ist in einer munteren Gesellschaft sehr viel Heiterkeit zu erwecken, besteht in nachfolgendem: Laß zwei Personen nebeneinander, jedoch ohne sich zu berühren, niederknieen. Dann gieb dem einen eine brennende, dem andern eine ausgelöschte Kerze in die Hand, ersuche jeden der Beteiligten mit der freien Hand, hinter sich den einen Fuß langsam etwas aufzuheben und in dieser Stellung die nicht brennende Kerze zu entzünden. Es wird dies, wegen des beständig sich verändernden Schwerpunkts, sehr schwierig sein und durch das Mißlingen und die komischen Stellungen allgemeine Heiterkeit erwecken.

Desgleichen hält es auch für einen einzelnen sehr schwer, der sich auf eine, auf den Fußboden gelegte leere Flasche setzt und die Füße vorn übereinander über eine quer liegende Flasche gelegt hat, ein in der linken Hand haltendes, ausgelöschtes Licht mit dem in der rechten Hand gehaltenen, brennenden Lichte zu entzünden. Wer den Scherz versucht, wird gewiß nicht verfehlen, durch die komischen Anstrengungen, die unausbleiblich sind, große Heiterkeit zu erwecken, sowie es an Nachahmern nicht fehlen wird, die den Glauben haben, daß die Sache leicht müsse zu bewerkstelligen sein. Versucht das nur mal, liebe Kameraden, ihr werdet dann zugeben, daß diese beiden Versuche sehr belustigend waren.

Ueber Kurzsichtigkeit

schreibt der bekannte Wasserdoktor Pfarrer Kneipp in seinem kürzlich erschienenen Buche: „So sollt ihr leben!“ folgendes: „Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich als Knabe je einen jungen Menschen mit Augengläsern gesehen habe. Man glaubte damals allgemein, diese seien nur für alte Leute und für einzelne Studierende. Jetzt aber kann man in den Städten und selbst da und dort auf dem Lande junge Leute treffen, die schon mit 8—12 Jahren Augengläser benutzen müssen und weder die Helle noch das Sonnenlicht ertragen können. Bald wird es soweit kommen, daß schon kleine Kinder in der Wiege Brillen tragen! Ich bin der vollsten Ueberzeugung: wenn die Natur des Menschen durch Helle und Sonnenlicht abgehärtet ist, dann wird jedermann sein gutes Augenlicht haben; ist dies nicht der Fall, dann ist der Körper verkümmert, und mit ihm auch das Auge. Wie nun der ganze Körper durch das Wasser belebt, gekräftigt und widerstandsfähig gemacht werden kann, so kann man auch mit Wasser auf das Auge günstig einwirken, damit es gestärkt, die Sehkraft erhöht und ausdauernd gemacht werde. Man bringt Wasser in ein Geschirr, taucht die Stirn mit offenen Augen ins Wasser, läßt die geöffneten Augen anfangs eine bis zwei, dann drei bis vier Sekunden in frischem Wasser und zwinkert dabei mit den Lidern. Dieses einfache Augenbad habe ich schon vielen geraten, die ganz schwache und empfindliche Augen hatten, und in kurzer Zeit wurden die Augen gekräftigt und das Sehvermögen gehoben. Ich bin überzeugt, daß viele Tausende kein Augenglas brauchen würden, wenn sie von Jugend auf dieses einfache Mittel gebraucht hätten.“ Wir möchten dem hinzufügen, daß auch der berühmte Lehrer der Augenheilkunde zu Paris, Jarel, das Wasser als eines der wichtigsten Mittel, die Augen zu stärken und zu erhalten, erklärte.

Schachaufgabe Nr. 12.



(4 + 4 = 8.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 11.

1. L e 1 — d 2 c 3 — d 2:
2. c 2 — c 4 ♯.

Logogriph.

Mit N bin ein General ich bei den Britten,
Mit P hab' schon manch Unrecht ich erlitten,
Mit N wird tapfer oft mit mir gestritten.

Geographisches Logogriph.

Nimmst Kopf und Fuß du mir als See,
Als Stadt vor deinem Blick ich steh'!

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 40.

Frankfurt.
Abraham.
Trier.
Essen.
Ostern.
Maria.
„Kaiser.“

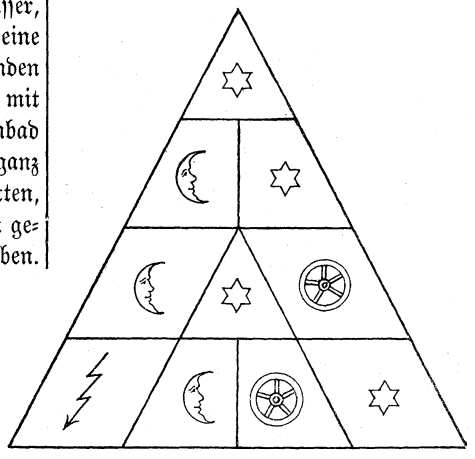
Auflösung des Homonym in Nr. 40.

„Lauf.“

Auflösung des Logogriphs in Nr. 40.

„China — Chiwa.“
(Stadt in Turkestan.)

Pyramidenrätsel.



Setzt man an Stelle jedes Zeichens eine Silbe, so erhält man in den einzelnen Etagen folgendes:

1) Eine Note, 2) eine Tyrannin, 3) eine Stadt in Oberitalien, 4) ein beliebtes Damengetränk.

Fragen und Antworten.

Militaria. Für Deine Mitteilung besten Dank. Es ist uns inzwischen bekannt geworden, daß die Antwort jenes Kameraden nicht ganz zutreffend war. Nun, das Unglück ist so groß nicht. — Es gibt in der deutschen Armee allerdings Ingenieur-Offiziere. Um ein solcher zu werden muß man das Abiturientenexamen an einem Gymnasium bestanden haben; außer dem Besuch einer Kriegsschule ist später noch der Besuch der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin notwendig. Das Gehalt der Ingenieur-Offiziere ist etwas weniges höher, als jenes der Infanterie-Offiziere.

H. K. in Gotha. Für Deine Beiträge und Witzraketen besten Dank. Wandern sogleich ins Laboratorium, um den Dingern den Zunder aufzusetzen. Wird ein lustiges Feuerwerk geben. Deine musikalische Komposition auf Schnäuzchen, beginnend:

Es hat mich oft gar sehr verdrossen,
Daß ich so lange Ohren hab',
Der Thränen hab' ich viel vergossen,
Daß Gott mir solche Löffel gab —

ist leider zu umfangreich, um Noten und Text hier zum Abdruck zu bringen; Schnäuzchen, der das Poem selber setzen müßte, will an die Arbeit auch gar nicht recht 'ran. *) Er wird nachgerade sehr mißtrauisch. — Was soll denn der Trichter bedeuten, der ihm auf der Illustration in die Schädeldecke gebohrt wird? Und welche Flüssigkeit wird ihm denn da eingegossen?

Liebe Kameraden! Bitte, sagt mir, was ich meiner Mama zum Geburtstage schenken könnte. E. Weber in H.

R. Dreyer schreibt: „Lieber Kamerad! Ich habe kürzlich einen Hygrometer kennen gelernt, den wohl nicht alle Kameraden kennen, und der nichts kostet. Man braucht nur in den Wald zu gehen und sich einen jungen Tannenzweig abschneiden (ich habe einen Lärchenzweig genommen) und diesen vollständig abschälen. Dann schlägt man ihn mit einem Nagel fest in einen Pfosten. Biegt sich nun der Zweig nach oben, so zeigt er trockenes Wetter an, biegt er sich nach unten, feuchtes." — Ei, das scheint ja eine famose Entdeckung zu sein, müssen wir gleich probieren! Prost!

Richard C. schreibt: „Liebe Kameraden! Ich will euch die einfache Herstellung eines sehr schönen Zimmerschmucks mitteilen: Man nehme eine (leere) Weinflasche, stecke sie ins Wasser und befestige Löschpapier an derselben, welches, da die Flasche naß ist, kleben wird. Dann streue man auf das ebenfalls mit Wasser befeuchtete Löschpapier Kressensamen (Brunnenkresse) und setze nun die ganze Sache in eine Wasserschüssel. Begießt oder übergießt man vielmehr nun täglich mehrere Male mittels eines Löffels das Löschpapier, um es feucht zu erhalten, so hat man in acht Tagen eine famos überwachsene Flasche. Versucht's nur mal! Prost!"

Nach Vichofen. Der Tipp-Topp-Stempel kostet die Abonnenten des „G. K." nichts. Vielleicht, daß Deine Buchhandlung eine Art Zustellungsgebühr berechnet hat. Ob Du das anerkennen willst, mußt Du mit ihr selber ausmachen. — Die Beschreibung Deines selbstgefertigten Terrariums ist ist uns freilich willkommen, sende bald! Gruß!

Otto in Wiesbaden. Vielleicht verschaffst Du Dir das Büchlein, betitelt: „Die beliebtesten einheimischen und fremdländischen Stubenvögel, nach ihrer Pflege und Zucht kurz geschildert von Oskar Henniger zu Parchim i. M." (Selbstverlag des Verfassers, Preis 80 Pfennig). Darin findest Du neben vielem andern Wissenswerten eine große Anzahl Vogelhandlungen verzeichnet. Willst Du einheimische oder fremdländische kaufen?

Durch den „G. K." im Namen Benno Cordes aufgefordert, meine Adresse anzugeben, thue ich es hiermit: Walter Stoltz in Berlin N., Gartenstr. 3, I.

---

*) Anmerkung des Setzerlehrl.:

Honigseim sind zwar die Reime
Die Du schmeichelnd ausgeheckt,
Doch der Geist des klugen Peter
Rät es was dahinter steckt.

K. Leers. Gesundheit, Zeitschrift für öffentliche und private Hygieine von Reclam, Verlag von Daube & Co., Frankfurt a. M.

A. Feigs in Ratibor. Als Bezugsquellen für Apparate zu Stöckhardts Schule der Chemie haben wir erst jüngst die Firmen: Warmbrunn, Quilitz & Co. in Berlin und E. Leybolds Nachfolger in Köln empfohlen.

Georg Schönfeldt. Schnäuzchen hat beim Empfang Deiner Mineraliensammlung vor Freude einen Purzelbaum geschlagen; er läßt sich schönstens bedanken. Kiesel- und Ziegelsteine, Diamanten und Perlen sollten auch gar nicht dabei sein, die hat er sich ja streng verbeten. Gruß!

Wilh. Mütze. Dein „Beitrag zur Flora Hessens" ist eine fleißige Arbeit und seine Lektüre war uns sehr interessant. Spaziert in unsre botanische Mappe, um bei Gelegenheit verwendet zu werden. Freundlichen Gruß!

P. K. in Johannisthal. Rote und blaue Tinte kauft man jetzt doch so billig, daß man für ihre Selbstherstellung verhältnismäßig viel zu viel Zeit und Geld aufwenden muß. Zudem kommen dabei in den meisten Fällen giftige Stoffe zur Anwendung, die nicht immer und überall zu erlangen sind.

M. M. in B. Dein „Geschmier" liegt keineswegs im Papierkorb, sondern war uns sogar recht interessant. Es ist doch durchaus Originalarbeit oder hast Du dabei andre im Druck schon bestehende Anleitungen benutzt? Der „G. K." sollte das wissen, nicht daß man ihm hinterher auf die Finger klopft und irgend eine allzunahe Verwandtschaft nachweist. Dank und Gruß!

W. W. in H. Der von uns jüngst beschriebene Wasserkreisel war in der englischen Abteilung der Pariser Weltausstellung ausgestellt. Die Bezugsquelle ausfindig zu machen ist uns bis jetzt nicht gelungen. Prosit!

Th. Berghauer. Darauf wirst Du verzichten müssen. Aus der Physik weißt Du, daß das Wasser, also geleitet, niemals höher steigt, als es fällt. Es wäre also nur mit Zuhilfenahme einer andern Kraft, etwa durch eine Pumpe, in den oberen Behälter Deines Springbrunnens zurückzuschaffen.

Hugo P. in Köln. Ueber die Zulassung zur Apothekerprüfung sagt die deutsche Gewerbeordnung: Sie ist bedingt 1) durch den Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung eines Schülers der Sekunda eines Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung, in Bayern der ersten Gymnasialklasse oder dem ersten Kursus eines Realgymnasiums. Dieser Nachweis ist zu führen durch ein Zeugnis über den in der genannten Klasse mindestens ein Jahr hindurch mit Erfolg genossenen Unterricht oder durch das Befähigungszeugnis zum Eintritt als Einjährig-Freiwilliger in die Armee; 2) durch eine dreijährige Lehr- und eine dreijährige Servierzeit, von welch letzterer jedoch mindestens die Hälfte in einer inländischen Apotheke zugebracht sein muß; 3) durch ein mindestens einjähriges Universitätsstudium, dem Besuche einer Universität ist der Besuch der pharmaceutischen Fachschule bei der Herzoglich Braunschweigischen polytechnischen Schule (Collegium Carolinum), sowie der Besuch der polytechnischen Schule zu Stuttgart oder derjenigen zu Karlsruhe gleich zu achten.

X. Y. in Heilbronn. Müller, Graf Moltke, Verlag von C. Krabbe in Stuttgart.

L. B. in R. Tröste Dich Freund, der Mensch tastet ewig an Problemen, das wird nie anders werden.

X. Y. Z. Auch Deine Leier ist ein Wimmerholz. Solche weltschmerzlerischen Verse druckt der „G. K." nicht ab. Wenn Du als Junge schon heulst, was darf man dann vom Manne erwarten?

An **Benno Cordes.** Hiermit die gewünschte Adresse: Otto Werner in Wiesbaden, Webergasse 30.

Karl v. B. Es sei Dir das Buch empfohlen: „Die Reptilien und Amphibien Deuschlands in Wort und Bild von Herm. Lachmann," bei Paul Hüttig in Berlin erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen. Preis broschiert Mk. 4.50.

«*Σκιαγραφία*». Kameraden, welche gerne zeichnen und unsrem Verein beitreten wollen, erhalten nähere Auskunft von Emil Lauser in Stuttgart, Hauptstätterstr. 57 oder Herbert Fürst in Berlin, Kurfürstenstraße 81 b.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billig! 6 Aegypt. 20 Pf. 20 Austral. 40 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 40 Deutsch. incl. 18 Kr. 60 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Guatem. 25 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 5 Kap 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 3 Pers. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 3 Samoa 30 Pf. 20 Schwd. 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 6 Taxis 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf. 6 Türk. 20 Pf. ꝛc. ꝛc. **Alle verschieden. Preislisten gratis. E. Hayn, Naumburg, Saale.**

Aerztliches Pädagogium
für
jugendliche Nerven- u. Gemütskranke
zu **Görlitz.**
(Nicht für Idioten.)

Für rekonvaleszierende jugendliche Patienten beider Geschlechter hat der Unterzeichnete infolge vielfachen an ihn gestellten Verlangens im Anschluss an seine Heilanstalt für Nerven- und Gemütskranke ein **ärztliches Pädagogium** eingerichtet.

In demselben sind eigene Lehrer für die hauptsächlichsten Schulgegenstände. — Gymnasial- und Realschulfächer —, sowie Handfertigkeits-Instruktoren für mechanische und artistische Uebungen angestellt, um regelmässigen Unterricht zu erteilen und die geistige und sittliche Entwickelung der Zöglinge neben den Aerzten zu überwachen und zu fördern.

So wird Sinn für Arbeit und Freude am eigenen Schaffen, sowie vor allem eine ethische Lebensauffassung bei diesen Kranken geweckt und gepflegt und der zu ihrer sicheren moralischen Eingewöhnung und geistigen Schulung erforderliche längere Anstaltsaufenthalt nützlich und auch mit Rücksicht auf einen bestimmten Lebensberuf passend verwendet.

Prospekte sind von dem Unterzeichneten zu erhalten.

Dr. Kahlbaum.

Emil Wünsche,
Specialgeschäft
für
Amateurphotographie.
Dresden, Moritzstr. 20.
Complette Apparate v. Mk. 20 bis Mk. 700.
Reich illustr. eleg. Preisl. franco geg. 20 Pf. Marken, die bei Bestell. zurückverg. werden.

G. E. Höfgen, Dresden.
Fabrik für Zwei- und Dreiräder.
Beste und **billigste** Bezugsquelle, gleichzeitig auch für Erzeugnisse andrer deutscher und englischer Fabriken ersten Ranges.
Illustr. Kataloge gratis.

Schmetterlinge,
lebende Raupen u. Schmetterlings-Eier, Geräte zum Fang und zur Zucht von Schmetterlingen versende preiswürdig; Preisverzeichnisse kostenfrei Liebhabern und Anfängern zur Verfügung. **Leipzig,** Hospitalstr. 2. *Ernst Heyne.*

Sensationell!
Vornehme Präsente, als Brief-, u. Cigarren-Taschen, Albums und Schreibmappen **mit der Kaiserproklamation i. Versailles,** ferner: **Drei Kaiser- u. Bismarck-Taschen. Allerhöchste Anerkenn.**-Schreib. u. Preisliste frco. **Hugo Binder,** Adalbertstraße 35, **Berlin SO.**

Deutsche Lehrmittel-Anstalt, Frankfurt a. M.,
versendet illustrierten Katalog kostenfrei.

Werners Chromophotographie.
Angenehme, unterhaltende Beschäftigung für Jung und Alt. Damen besonders für den Aufenthalt im Freien, in Kurorten etc. sehr zu empfehlen. Einfaches Verfahren, um ohne Vorkenntnisse im Malen jede beliebige Photographie, Portrait, Genre oder Landschaft in ein wirksames Oelbild umzuwandeln.
Komplette Studienkästen à 13.50, 18.— u. 27.— Mk.
Einzelne Photographien, Glasplatten, sämtliche Utensilien, sowie auf Glas aufgezogene **präparirte Photographien** liefere ich billigst.
Franz Werner, Leipzig-Connewitz.

Musiklehrlinge,
auch **Volontaire,** finden sogleich oder zum 1. Oktober unter günstigen Bedingungen freundliche Aufnahme.
G. Strin, Musikdir.,
Möckern b. Magdeb.

2—3 Knaben erhalten gute Pension, sowie vollständigen Unterricht in den Elementar- und Mittelschul-Lehrfächern.
Pfarrhaus **Mihla** bei Eisenach.

Post-Vorbereit.-Anstalt
zu **Liebenwerda** mit Anleitung zur Telegraphie. **T. Nitschke.**

Maulbeer-Seidenraupen verschicke ich, ein kleineres Quantum für eine Mark.
Wilhelm Reckel, Göttingen.

Preisbücher gratis und franko.
Papierlaternen,
Bigotphones, Sommerspiele, Luftballons, Cotillon- u. Carneval-Artik., Cartonnagen, Attrapen etc.
empfiehlt d. Luxuspapierwaren-Fabrik:
Gelbke & Benedictus,
Dresden.

Privat- und Pensionsunterricht an schwachbegabte taubstumme Kinder beiderlei Geschlechtes und ohne Unterschied der Konfession erteilt der Taubstummen-Lehrer **August Schenk** in **Berlin C.,** Gipsstraße Nr. 19 b.
Näheres brieflich.

B. B. in M. Der Graphologe der Familienzeitschrift „Vom Fels zum Meer“ hat seine Leser in einer Reihe von Aufsätzen in die Geheimnisse der Handschriftendeutung eingeweiht. Du findest seine Auseinandersetzungen im Jahrgang 1887 dieser Zeitschrift.

Ibu el hadascht scharin. Niedliche Scherze, die Du sendest. Danken schön. — Die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst in der deutschen Landarmee wird durch einen „Berechtigungsschein“ erteilt. Zu diesem Zweck hat man sich bei der „Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige“ desjenigen Bezirks, in welchem derselbe gestellungspflichtig ist, vor dem 1. Februar seines ersten Militärpflichtjahrs schriftlich zu melden und nicht früher, als das 17. Lebensjahr vollendet ist. Dieser Meldung hat beizuliegen: ein Geburtszeugnis, ein Einwilligungsattest des Vaters oder Vormunds und dessen Erklärung über seine Bereitwilligkeit und Fähigkeit, den Freiwilligen während der einjährigen aktiven Dienstzeit zu bekleiden, auszurüsten und zu verpflegen, sowie ein Unbescholtenheitszeugnis.

W. Bachmann. Wende Dich an A. Beddig, Briefmarkenhandlung in Hannover.

Brieflichen Unterricht in der vereinfachten deutschen Stenographie erteilt unentgeltlich (nur gegen ungefähren Ersatz der Portounkosten) Kamerad A. Böhmer in Brandenburg a. H., Hauptstr. 21.

Tauschmarkt.

Briefmarken sammeln und tauschen: Rud. Schwarz in Wien II. Zerning. 7, II. Stiege, II. Stock, Th. 19, gegen alte und neue österr. und ungar., sucht auch Senfs Markenbuch, neu. — Otto Fiebig, Schulpräparand in Sabitz bei Haynau i. Schl., seltene gegen Induktions- und Ruhmkorff-Apparat, schöne Schmetterlinge und alte Urkunden. — Hugo von Britto in Wien IX., Harmonieg. 9. — Albert Mayer in Mainz, Kaiserstr. 24. — Rud. Warnebold in Hannover, Schmiederstraße 22 II., gegen Stempel. — Otto Weigand jun. in St. Ingbert, Pfalz, Ludwigstr., gegen schöne Mineralien. — G. Michaelis in Suderode a. H. gegen 150 Stempel, ein Kindervelociped und 120 Mineralien. — R. Himmel in Wien II, Nordbahnstr. 26, sucht bes. „engl. und französ. Kolonien“. — Rud. Hartl in Wien II., Taborstr. 40 II, gegen österr. — Eberhard in Dresden-Strehlen, Residenzstr. 12, sucht Sachsen 3 Pfg. rot gegen andre seltene. — Sallis Koblenzer in Augsburg, Göggingerstr. A 3. — Karl Eder in Mannheim L 11 Nr. 12, gegen seine Laubsägemaschine und laterna magica. — Arthur G. Abrecht in Pforzheim, Rennfeldstr. 15, gegen Ganzsachen, sucht auch Schmetterlinge. — Alexander Frentzel in Straßburg i. E., Ketteng. 3 — Ernst Eckhard in Gießen, Bahnhofstr. 56, sucht Sachsen 3 Pfg. rot gegen sein reiches Privatpostmarkenalbum. — K. Köppen in St. Petersburg, Große Morskaja 21 Quart. 12, gegen russische Marken und Ganzsachen. — Paul Flemming in Bremerhaven, Bürgem. Smidstr. 53, gegen seine Münzensammlung. — Sigm. Kahn in Heilbronn, Bahnhofstr. 15. — H. B. 64 postlagernd in Meiningen. — Paul Seminario in Lippstadt, Lipperthor 3, geg. alte und neue Peru, sowie auch Silbermünzen. — Ad. Bloch in Teplitz in Böhm., Badeg. 37. — A. Preyßl in Wien X., Arsenal, hat österr. Rohrpostcouverte und alte Stempelmarken. — Hugo Freitag, per Adr.: A. Engel in Nürnberg, Labenwolfstr. 18., bes. alte deutsche, Sachsen u. a. gegen ein Steinbaukasten-Festungs- und Brückenmodell. — Alfr. Hirschlaff in Dresden, Bautznerstraße 80, gegen selt. überseeische und eine Laubsäge. — Gust. Haist in Wien I., Dorotheeng. 18. — Karl und Andr. Köhler in Bremen, Wulwestr. 4, erbitten auch 10 Pfg.-Marken. — Bern. Schmid in Wien, Ober-Döbling, Alleeg. 37. — Karl Geigel in Colmar i. E., auch Ganzsachen gegen eine Buchdruckerpresse. — Walter Dutton in Osnabrück, Neuer Graben 6, sucht alte deutsche, Bayern, Bremen, Braunschweig, Schweden u. a. — A. Weidig in Wiesbaden, Mauritiusplatz 2, sucht Sachsen 3 Pfg. rot gegen elektr. und andre Sachen.

Emil Scholz in **Arnau a. d. Elbe**, hat 350 Vignetten gegen Marken und elektr. Apparate abzugeben.

Kurt Haase in **Karlsruhe, Karlst. 54.**, tauscht und vertauscht Käfer.

Emil Brunner in **Prag, Myslikgasse 257 II.**, sucht ein gut erhaltenes Flobertgewehr gegen eine Vignettensammlung von 600 St.

Walter Mestern in **Hamburg, Hohenfelde, Neubertstr. 48**, bietet für ein Stehpult eine Uhrwerkeisenbahn mit Schienen.

A. Pfänder in **Marburg a. L., Reitgasse 10 I.**, hat eine Luftpumpe, Influenzmaschine, einen Elektrophor, Bunsenelement u. a. physikal. Apparate abzugeben.

Siegfr. Schwarzschild in **München, Kaufingerstr. 7 II.**, vertauscht deutsche, österr. und schweiz. Eisenbahnbillete.

Paul Schreiter in **Berlin S.-W. 48, Wilhelmstr. 9 II.**, sucht einen Schraubendampfer, eine Druckerpresse, elektr. Nebenapparate, bietet ev. dafür seltene Marken, Bücher, Abziehbilder, laterna magica, einen Rapier.

Alfr. Wagner in **Görlitz, Elisabethstr. 37 II.**, gibt 15 Feuersalamander und ein Paar neue Telephone ab.

R. Krüger in **Sondershausen, Bebrastraße 5**, tauscht und vertauscht Schmetterlinge und Käfer und gibt auch 2 kleine Dampfmaschinen und Bücher ab.

Wilh. Mütze in **Marburg a. d. Lahn, Steinweg 3 II.**, besitzt eine reiche, gut eingerichtete Moossammlung und eine sehr selt. Flechte, erwünscht wäre ihm dagegen Pfeiffers Flora v. Niederhessen und Munden, Monokotyledonen mit Kryptogamen oder 2 Wachteln 2c. Möchte auch mit einem Botaniker korrespondieren.

Möchte mit Kameraden, welche sich für Naturwissenschaft interessieren, namentlich mit überseeischen oder mit solchen aus der Schweiz oder Norddeutschland in Tauschverbindung treten. Emil Molz in Darmstadt, Soderstraße 52.

B. Kruska zu Mörchingen in **Lothringen**, sucht hübsche Erzählungsbücher und bietet dafür ein fast neues Reitzzeug.

Ich gebe für eine größere Anzahl Sachsen 3 Pfg. rot oder alte preuß., badische, hannov. u. a. Couverte eine sehr große und schöne, fast neue Dampfmaschine, Wert ca. Mk. 200, ferner einen Induktionsapparat mit drei großen Elementen und einen großen Elektromotor mit einem Element. Theodor Huber in München, Ismaningerstr. 7 b.

Wer schickt mir einige echt japanesische Gegenstände für meine Sammlung? Gebe Briefmarken dagegen. A. K. Stuttgart, Kreuserstr. 12 II.

Julius Vogtherr in **Frankfurt a. M., Wöhlerstraße 15**, sucht für seinen großen photographischen Apparat, seine Luftpistole, seine Münzensammlung, eine Stirnsche Geheimcamera oder ein Tafelbillard.

Ant. Picht, stud. chem. in **Brünn III., Krona 75 I.**, möchte mit einem ausländ. Raupenzüchter und Schmetterlingssammler in Briefverkehr, event. auch in Tauschverbindung treten und erbietet sich den Kameraden zur Beantwortung von Fragen, die in genannte Fächer einschlagen.

Otto Hauska in **Prag, schwarze Gasse 3 neu II. 1. Stock rechts**, wünscht mit Bücherfreunden in Korrespondenz zu treten.

C. Born in **Berlin N. W. Lüneburgerstraße 2 II. r.**, sucht Briefmarken, Münzen und Elemente gegen echt franz. Kaninchen, Tauben, Marken, Ganzsachen.

Gerh. Kramer in **Hamburg, Hansaplatz 13 I, St. Georg.** gibt zwei weiße Ratten gegen Terrarientiere oder eine Schildkröte ab.

Felix Wilde in **Kassel, Schanburgstr. 9 I**, bietet verschiedene schöne Bücher (Handwerksb., Experimentierb. u. a.) für eine Druckerpresse mit wenigstens 600 Lettern.

Willy Koert in **Hamburg, Rosenstr. 47 I**, vertauscht verschiedene Münzen gegen Mineralien.

Ludwig Pincus zu Grünberg i. Schl., vertauscht 5 Paar schöne Rassetauben gegen Apparate.

Max Rupp in **Wien I., Hegelg. 14**, Mezzanin, bietet 4 Leydenerflaschen, 1 Franklintafel, 1 Blitzhäuschen und 1 Elektrophor für ein größeres Flobertgewehr.

Edgar Müller in **Altona a. E., Allee 138 II.**, gibt eine laterna magica mit 26 Bildern und eine Dampfmaschine gegen einen photograph. Apparat.

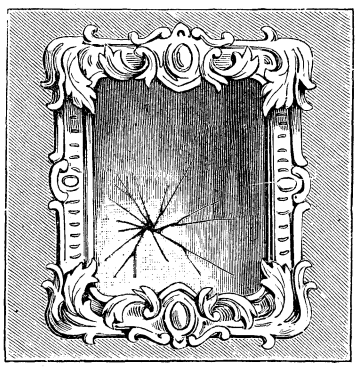
E. Mosch in **Leipzig, Sophienstr. 33**, hat einen Elektrophor gegen andre elektr. Apparate oder Platindraht und -Blech zu vertauschen.

P. Dubig in **Magdeburg, Fürstenstr. 12, Hof II**, sucht eine Druckerpresse oder Dampfmaschine, bietet dafür eine laterna magica.

Rud. Korcher bei Herrn Prof. L. Gümbel in **Speier a. Rh.**, hat eine große und eine kleine Dampfmaschine mit Fontäne, eine attische Silbermünze und eine Eule abzugeben.

Der zerbrochene Spiegel.

Schwester Laura scheint sehr angegriffen zu sein. Sie kommt halb atemlos hereingestürzt und fragt, wer denn den Spiegel zerbrochen habe und was die Eltern sagen würden, wenn sie nach Hause kämen.



Von euch beiden also keiner? Kommt nur mit und beseht den Schaden. Es muß jemand hineingestoßen oder mit einem Steinchen hineingeworfen haben, ein ganzer Stern von Sprüngen ist darin, aber es ist ebensogut, als wenn er in Stücken daläge, denn zu gebrauchen ist er nicht mehr.

Die beiden Brüder folgen der Schwester; unterwegs aber gibt Karl dem Eduard einen Rippenstoß und kichert dabei.

Sie besichtigen ganz ernsthaft den Schaden. Endlich fragt Karl die Schwester, ob sie denn schon das Dienstmädchen befragt hätte. Nein? So möge sie es doch thun.

Als die Schwester sich entfernt hat, brechen die beiden Jungens zunächst in ein unbändiges Lachen aus. Dann nimmt der eine sein Taschentuch und reibt einigemale über den Spiegel — die Sprünge sind verschwunden.

Natürlich sprachloses Erstaunen, als die Schwester zurückkommt. Ihr bösen Buben, habt mich wieder einmal zum besten gehabt! Aber wie habt ihr's nur angefangen?

Stillschweigend nimmt Karl einen kleinen Gegenstand aus der Tasche und fährt damit einigemal über den Spiegel hin und her. Da hast Du das Kunststück; nichts als ein Stückchen Seife, oder auch ein Stückchen weicher Kreide ist dabei erforderlich. Ein kleiner Scherz ist ja wohl erlaubt, wenn nur Witz dabei ist, und so schnell stirbt man auch nicht vor Schreck.

E. K. 1000 hauptpostlagernd, Dresden-A., hat einen photographischen Apparat mit Zubehör am liebsten gegen ein chem. Laboratorium oder einen Experimentierkasten, eine Stirnsche Geheimcamera, eine Druckerpresse oder einen Apparat zur Spritzmalerei abzugeben. Möchte ferner mit einem Violinspieler in Korrespondenz treten. Adr. Karl Motz, Baselgasse 2, Mülhausen i. Elsaß.

Willy von Frerichs in **Berlin, Bismarckstraße 4**, hat eine Lokomobile mit feststehendem Cylinder, Wert: 30 Mark zu vertauschen.

Otto Günther, pr. Adr.: Herrn Georg Junk St. Ingbert, Kapellenstraße, bietet römische Münzen für schöne Bücher.

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken erbitten Dubletten: F. Richter in Berlin, Kurstr. 32. — C. v. Heintze, per Adr.: Oberlehrer Ahrens in Stade, Hannover (Postkarten; jeder 10te Einsender erhält eine seltene Briefmarke). St. Hirschfeld in Bremen, Mathildenstraße 78. K. Richter in Freienwalde a. O., Königstr. 15 (Ganzsachen, dann auch Siegel und Stempel). Wolfg. Büdingen in Wiesbaden, Hotel Adler. Hans Becker in Leipzig, Hospitalstr. 10 III (gewöhnl. Briefm.; der Einsender jeder 100sten erhält je ein neues deutsches oder altes bayerisches Streifband). Heinr. Schulhoff in Mürzzuschlag, Steierm., Villa „Waldherr“ (sendet dem Einsender der 60sten einen schönen Totenkopf).

Briefmarken geben ab: Hans von Seemen i. Königsberg i. Pr., Münzstr. 23 (ein Schaubek-Album mit 950 Marken). P. Lipinsky in Gleiwitz, Randenerstr. Nr. 9 (eine Markensammlung v. 750 St. und eine große Druckerpresse mit 300 Lettern gegen einen photographischen Apparat). Viktor Brauneis in Wien I., Bäckerstraße 16 (viele Ganzsachen gegen Mineralien). Willi Rosenthal in Dresden, Ferdinandstr. 18 I. (die neueste Emmission engl. Briefmarken).

E. Hünigen in **Dresden, Gr. Plauensche Straße 27 III**, bittet großmütige Kameraden um Zusendung ihrer überflüssigen Münzen.

Wünsche mit einem Kameraden in Greiz in Briefwechsel zu treten. H. B. 47 postlagernd Weida (Sachsen-Weimar).

Witzraketen.

Aufsatzblüte: — „In Krain bedecken unterirdische Seen und Flüsse das ganze Land.“ —

Lehrer: „Der Magnet ist eine Kraft, die andre Körper anzieht.“

Fritze: „Also ist mein Vater ein Magnet.“

Lehrer: „Wieso, du dummer Bub'?“

Fritze: (mit einem Griff nach seinen Ohren) — „Erst heute kriegte er mich wieder.“

Beim Uebersetzen: Caesar Bellum Gall. Buch 1. Cap. XVI. § 5: convocatis eorum principibus, quorum magnam copiam in castris habebat. — Nachdem er die Fürsten derselben, deren er eine große Auswahl auf Lager hatte, zusammenberufen hatte, . . . ! !

Lehrer: „Sage mir, Cohn, wie erging es dem Volke Israel, nachdem es unter Gottes gnädigem Beistand der Verfolgung Pharaos entronnen war?“

Der kleine Cohn: „Danke sehr — gut!“

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden“ in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 42.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

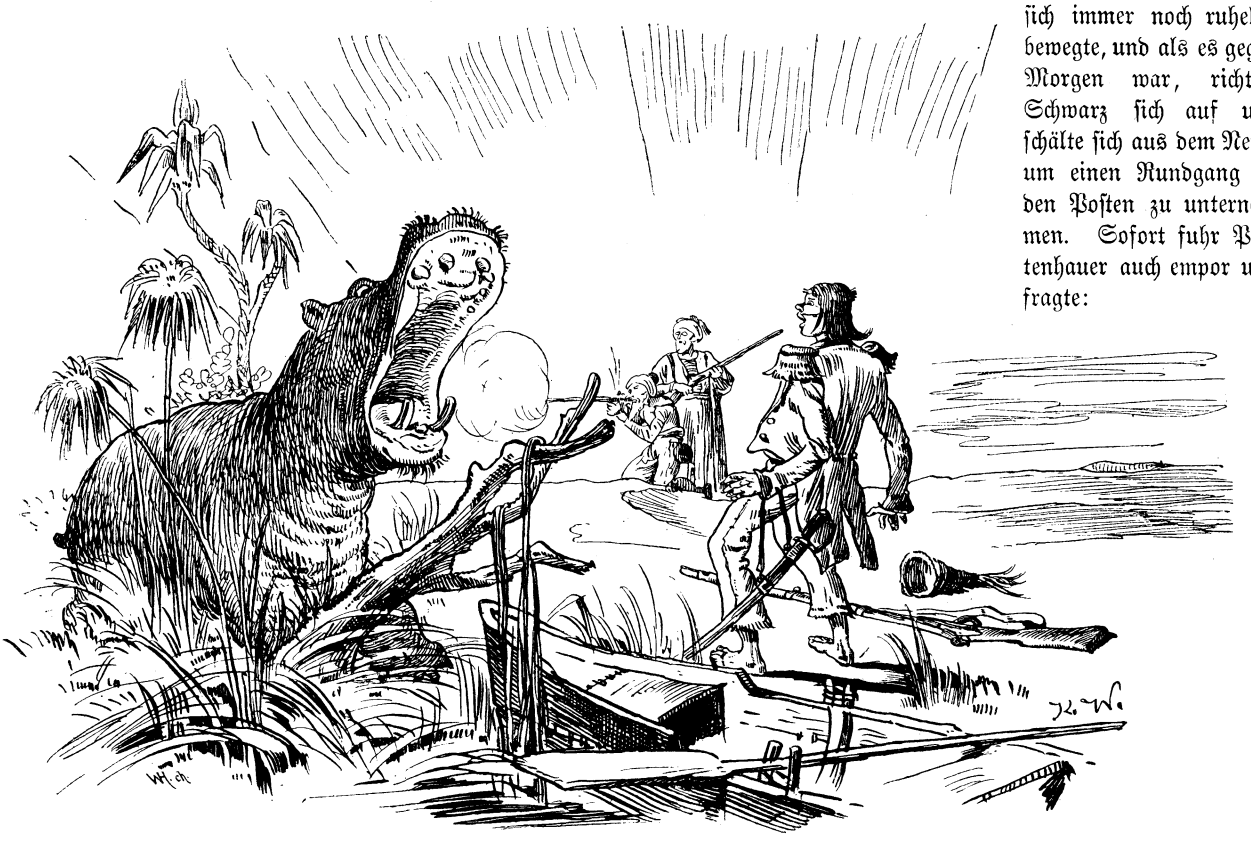
Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Die Aufgabe dieses Abends war gelöst, und man hätte sich nun zur Ruhe begeben können. Die Asaker schliefen auch, wenigstens diejenigen, welche nicht zur Bewachung der Gefangenen munter bleiben mußten. Schwarz und Pfotenhauer aber fanden keinen Schlaf. Der eine wußte seinen Bruder in Gefahr, den auch der andre als seinen „Spezi“ herzlich lieb hatte, und so ließ beiden die Sorge um denselben nicht die so notwendige Ruhe finden.

Zu ihnen gesellte sich später ein dritter, der „Sohn des Geheimnisses“. Er kehrte innerlich ziemlich beruhigt zurück und setzte sich zu ihnen. Auch er konnte nicht schlafen, aus Freude, das Dunkel seiner Herkunft endlich gelichtet zu sehen, und aus Sorge wegen der gefährlichen Lage seines Vaters.

Um Mitternacht wurden die Wächter der Herden abgelöst, und dann legten sich auch die drei nieder, eingehüllt in die Fliegennetze. Sie wollten wenigstens versuchen, einzuschlafen. Aber von Zeit zu Zeit bemerkte der eine, daß der andre sich immer noch ruhelos bewegte, und als es gegen Morgen war, richtete Schwarz sich auf und schälte sich aus dem Netze, um einen Rundgang zu den Posten zu unternehmen. Sofort fuhr Pfotenhauer auch empor und fragte:



– Das mutige Kerlchen hatte, anstatt dem Nilpferde auszuweichen, auf dasselbe geschossen und war, da seine Kugel nicht einzudringen vermochte, von ihm ganz regelrecht gestellt worden. –

„Haben's g'schlafen?"

„Nein."

„Ich auch nit. Ich leg' mich überhaupt niemals wieder an einem Maijeh nieder. Dieses Teufelszeug, die Fliegen, sind nit auszustehen. Da hatten einige den Weg ins Netz 'reing'funden; das möcht' noch gehen, wann sie mir nur in die Stiefelsohlen g'stochen hätten; aber sie hatten's partout auf meine Nas' abg'sehen. Diese Kreatur hat nit den mindesten klassisch-ästhetischen G'schmack. Ich steh also auch auf. Was thun wir aber nun?"

„Ich will die Posten besuchen."

„Das hat keinen Zweck. Ich möcht' Ihnen was Bessers vorschlagen."

„Was denn?"

„Eine Jagd auf Nilpferde. Es wär' doch eine Sünd' und Schand', wann wir am Nilpferd-Maijeh g'wesen wären, ohne eins wenigstens zu G'sicht bekommen zu haben. Machen's mit? Es ist jetzt grad die Zeit, um welche sie sich am Ufer g'äst haben und ins Wasser zurückkehren."

„Dieser Vorschlag ist ausgezeichnet. Ich gehe mit."

„Schön! Aber wie steht's mit den Waffen?"

„Ich habe mein Gewehr."

„Das reicht nit aus. Mit einem Schuß oder zweien legen's kein Nilpferd nieder, außer Sie haben Explosionskugeln g'laden."

„Die habe ich nicht bei mir, sondern auf dem Schiffe."

„Schade! Ich hab' hier welche, aber sie passen nit für Ihr Kaliber. Wissen's denn auch, wo das Nilpferd seine Achillesferse hat?"

„Ja, zwischen dem Auge und Ohre."

„Nit übel! Aber besser noch ist's, man trifft es hinters Ohr. Weiß man die Stell' genau, so reißt die Sprengkugel den Schädel auf und treibt das G'hirn aus'nander. Sie kommen vom Norden und haben diese Jagd wohl noch nit versucht; aber ich und Ihr Bruder, der Sepp, haben schon manches Flußpferd auf diese Weis' erlegt. Ich werd' gleich Sprengkugeln laden; dann gehen wir."

Als er sein Gewehr schußfertig gemacht hatte, verließen sie das Lager. Eben begann der Osten sich heller zu färben, und sie konnten nun wenigstens die Bäume und Sträucher sehen, zwischen und unter denen sie sich langsam und scharf ausspähend fortbewegten.

Sie wandten sich nicht nach dem See, sondern gingen am Ufer des Maijeh hin, weil dort eher ein Nilpferd zu treffen war als am ersteren. Es wurde heller, so daß sie nun deutlich sehen konnten. Der Graue hatte auf alles acht. Einmal blieb er stehen und deutete auf eine eigenartige Fährte.

„Wissen's, wer da g'laufen ist?" fragte er.

„Natürlich ein Hippopotamus!"

„Ja. Sehen's sich die Spur g'nau an! Dieser Behemot ist da aus dem Wasser kommen, und man sieht seine Spur deutlich im weichen Moor. Rechts und links eine Reihe von Stapfen, einen vollen Fuß im Durchmesser, und in der Mitt' einen Streifen auf der Erd', auf welcher er den Bauch schleift. Das ist — — ah, haben's g'sehen?"

„Ja."

„Was war's? Es fuhr da aus dem hohlen Stumpf heraus, wo es ganz g'wiß Ameisen gibt."

„Ein Erdferkel."

„Lateinisch?"

„Orycteropus aethiopicus."

„Richtig! Und arabisch?"

„Abu Batlaf, ‚Vater der Klauen'."

„Ja, weil's so lange Nägel hat. Ich hab' eine solche Klau' zum erstenmale bei unsrem Professor von dera Naturg'schicht g'sehen, welcher in seiner Sammlung viele solche Raritäten g'habt hat. Er war gar kein übler Ornitholog, und ich hab' gar viel von ihm profitiert, aber leiden hat er mich nit können."

„Das ist doch sonderbar," meinte Schwarz, indem sie wieder vorwärts schritten. „Sie sind doch gar kein übler Bursche!"

„Bin's auch nie g'wesen. Aber wißbegierig war ich stets, und da hab' ich ihm oft Fragen vorg'legt, die selbst der klügste Mensch nit wohl beantworten kann. Das hat ihn g'ärgert, und er ist auf den Gedanken 'kommen, mir das bei Gelegenheit zurückzuzahlen. Die ist auch bald eingetreten. Wissen's, wann?"

„Nun?" fragte Schwarz gutwillig.

„Beim Examen. Da hat er mich in eine Verlegenheit g'bracht, die ich niemals nit vergessen werd'. Ich sprach zwar nit davon, denn es hat keinen Zweck für andere, aber gegen einen Freund braucht man nit so zugeknöpft und verschlossen zu sein, und darum will ich's Ihnen anvertrauen. Sie sagen's doch nit weiter?"

„Fällt mir nicht ein!" beteuerte Schwarz.

„Nun, das war nämlich so! Es sollt Examen sein, grad' als ich in dera Quart g'sessen bin. Das war natürlich aan Ehrentag, und so hab' ich mich fein sauber g'macht und einen blütenweißen Brustlatz vorgebunden mit breitem Kragen und den neuen, bunten Schlips drumrum. So fein ausgestattet, wie ich da g'wesen bin hat mirs im Examen natürlich gar nit fehlen konnt. Ich war also ganz sicher und g'wiß und wartete auf die Frag', die an mich kommen werd'. Sie ist auch kommen, aber was für eine! Raten's doch einmal!"

„Bitte, erzählen Sie lieber weiter."

„Ja, das kann ich thun, denn erraten können's diese Frag' doch g'wiß nimmermehr. Ich bin also aufg'standen, weil das die Höflichkeit erfordert, und da hat er g'meint, ich soll ihm sagen, warum die Vögel Federn haben. Was sagen's denn nun dazu?"

„Was soll ich sagen? Ich bin doch nicht gefragt worden, sondern Sie sind es!"

„Das ist richtig!"

„Was haben Sie denn geantwortet?"

„Nun, zunächst hab' ich gar nix g'sagt. Ich hab' halt nur so da gestanden und den Professorn ang'schaut wie der Mops den Mond zur Mittagszeit, denn ich hab' mir gar nit derklären konnt, wie er zu dieser Fragen 'kommen ist. Nachhero aber hat mich das Ingenium ergriffen und ich bin — — — — — — — — — —

Er hielt mitten in der Rede inne, denn es war ein Schuß gefallen, und zwar nicht weit von ihnen. Es hatte nicht wie von einem gewöhnlichen Gewehre, sondern wie von einem Böller gekracht.

„Wer mag da g'schossen haben?" fragte der „Vater des Storches". „Das könnt man fast für einen Kanonenschuß nehmen!"

„Der Slowak muß es gewesen sein," antwortete Schwarz, „denn sein Katil elfil hat diesen Krach. Vielleicht befindet er sich in Gefahr. Darum schnell hin zu ihm!"

Sie sprangen eiligst weiter, des Gestrüppes und Schilfes nicht achtend, welches ihnen das Vordringen erschwerte. Schon nach wenigen Sekunden hörten sie eine Stimme angstvoll rufen:

„Mussa'adi — to jest hrozné — zu Hilfe, zu Hilfe!"

„Ja, das ist er; er spricht arabisch, slowakisch und deutsch in einem Atem,"

fuhr der Doktor fort. Und mit laut erhobener Stimme fügte er hinzu: „Gleich, gleich, Stephan; wir kommen schon!“

Der um Hilfe Rufende hatte ihn an der Stimme erkannt, denn er antwortete zeternd in seinem bekannten Deutsch:

„Kommte schnellte, schnellte, schnellte! Ungeheuer freßte mich sonst bei Leibte und bei Lebte! Sperrte auf den Rachte schon!“

Es versteht sich von selbst, daß er mit diesem „Rachte“ den Rachen meinte; er befand sich also einem großen und gefährlichen Tiere gegenüber. Was für eins es war, das sahen die Beiden, als sie um ein vorspringendes Gebüsch gebogen waren. Dort bildete das Wasser eine kleine Bucht, und das am Ufer derselben niedergestampfte Schilf deutete an, daß da ein Nilpferd aus dem Maijeh an das Land zu wechseln pflege. Es war des Nachts in den Busch gegangen, um sich zu äsen, und nun zurückgekehrt. Unglücklicherweise war gerade um dieselbe Zeit der „Vater der elf Haare“ aus seinem Boote gestiegen und dem Tiere in den Weg gelaufen. Das mutige Kerlchen hatte, anstatt dem Nilpferde auszuweichen, auf dasselbe geschossen und war, da seine Kugel nicht einzudringen vermocht hatte, von ihm ganz regelrecht gestellt worden. Es hielt ungefähr acht Schritte vom Ufer entfernt, und gerade zwischen ihm und dem letzteren stand der Slowak. Er hatte das abgeschossene Gewehr fallen lassen und seine Hände an den Leib gelegt. So starrte er voller Angst auf den Behemot, welcher sich ebensowenig wie er bewegte und, ohne zu schnauben oder sonst einen Laut von sich zu lassen, den Rachen offen hielt, und zwar so weit, daß er selbst einen starken Mann damit um den Leib hätte fassen können. Man konnte nicht sehen, wo die Kugel aufgetroffen hatte, doch schien es, daß das Untier von derselben für den Augenblick gelähmt worden sei. Im andern Falle wäre das Abenteuer dem Kleinen schlecht bekommen.

Dieser wagte zwar nicht, Hand oder Fuß zu rühren, hielt es aber, als er die beiden Helfer kommen sah, nicht für gefährlich, wenigstens die Lippen zu bewegen, denn er schrie:

„Schießte rasch auf Niltopfernte, sonst verschlingte mich mit Haut und Haarnte! Treffte gut das Ungetümte, sonst sind verlornte alle drei!“

Schwarz war stehengeblieben und hatte sein Gewehr erhoben, aber der „Vater des Storches“ rief ihm zu:

„Nit Sie! Ihre Kugel hat zu wenig Kraft. Sie sollen schauen, wann's gut aufpassen, wie rasch das Viehzeug unter dera meinigen zusammenbrechen wird.“

Er stand so, daß er hinter das Ohr zu zielen vermochte, und drückte ab. Auf den Knall des Gewehres folgte blitzschnell ein zweites Krachen, und zwar im Kopfe des Tieres. Fleischfetzen und Knochensplitter flogen umher; das Nilpferd wankte und brach vorn nieder, raffte sich wieder auf, neigte den unförmlichen Körper erst auf die rechte und dann auf die linke Seite und stürzte dann zu Boden. Es hatte, sobald es von der Explosionskugel getroffen worden war, den Rachen wieder geschlossen. Die dicke Haut zog sich in zuckende, seichte Falten und glättete sich dann wieder; der Tod war eingetreten.

Jetzt that der „Sohn der Blattern“ einen gewaltigen Satz zur Seite, als ob er soeben erst dem gefährlichen Geschöpfe begegnet sei, und rief:

„Greifte nicht an! Nilpferd verstellente sich gern. Wenn es noch lebente, beißte es alle drei!“

„Unsinn!“ lachte der Bayer. „Es fallt dem alten Onkel gar nit ein, sich zu verstellen. Warum springen's denn eigentlich davon? Das hätten's doch vorher thun sollen!“

Obgleich der Slowak die Lage noch für gefährlich hielt, nahm er sich doch die Zeit, über diese Worte zornig zu werden. Er antwortete:

„Könnte springte denn Sie etwa, wenn vor Ihnen stehnte Niltepferd? Wenn ich hättente bewegte mich, so hättente es auch bewegte sich und mir Kopf meinigen gebeißte weg.“

„Nein, mein Lieber. Sie müssen dies Tier irgendwo an den Kinnbacken getroffen haben, wovon es halt die Maulsperr' bekommen hat. Weil ihm das noch nie passiert g'wesen ist, war es so verschrocken darüber, daß es halt gar nit vom Fleck hat kommen können. Der Schreck ist ihm in alle Glieder gefahren.“

Der Kleine blickte ihn zweifelnd an und antwortete:

„Das kannt nicht glaubte ich. Die Maulbesperrte sein Krankheit, menschliche, aber nicht Krampfanfall nilpferdlicher.“

„So! Nun, wann's das besser verstehen als ich, so sollen's Recht behalten. Ich hab' freilich auch noch kaan Nilpferd mit der Maulsperr g'sehen. Aber wann wir nit kommen wären, so hätten's halt auf ihrer letzten Pfeif' geblasen g'habt. Mir scheint, daß Ihnen die Sach' selbst bedenklich vorkommen ist. Oder nit?“

„Ja,“ gestand der „Vater der elf Haare.“ „Ich hatt geschießte Elefant und Niltepfernte auch, aber ich hatt' noch nie stehente so nahe an Vieh, entsetzliches. Sie seinte Lebensretterer, meiniger, und ich wernte Ihnen gebte gern Hand, meinige, wenn ich hatt vorher gesehente, daß Hippopotamuste wirklich tot.“

Er streckte zwar die Hand aus, wagte sich aber nicht zu Pfotenhauer hin, weil dieser zu dem Nilpferde getreten war, um es zu untersuchen. Das Sprenggeschoß hatte demselben ein tiefes Loch in den Kopf gerissen und den größten Teil des Gehirns herausgetrieben.

„Ein starkes, ausgewachsenes Tier, sicherlich über vier Meter lang,“ meinte Schwarz, indem er die kolossalen Formen betrachtete.

„Ja, es ist halt aan alter Bulle,“ antwortete Pfotenhauer. „Aber dennoch wird er unsren Leuten ganz vortrefflich schmecken.“

„Wahrscheinlich. Ich aber habe noch kein Nilpferdfleisch gegessen.“

„So müssen's halt mal kosten. Ich sag' Ihnen, daß es gar nit übel schmeckt, und der Speck wird selbst von Kennern gar als Leckerbissen betrachtet. Meinen's nit auch, Herr Uszkar Istvan?“

Diese höfliche und in sehr freundlichem Tone vorgebrachte Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht. Der „Vater der elf Haare“ besaß ein gutes Herz; er erkannte an, daß Pfotenhauer ihn aus einer großen Gefahr befreit habe, trat jetzt herzu, ergriff seine Hand und antwortete:

„Ja, Speck seinte große Delikatentesse. Ich hatt schon gegeßte Speck rohen und Speck gebratenen, und sein gewesen Leckerbißte, großartiger. Aber wenn Sie wärnte nicht gekommte, so würd' seinte ich selbst um Leckerbißte, was gar nicht konnte sein Wunsch meiniger. Sie sein gewesten Feind meiniger, und ich Feind Ihriger; das soll — — —“

„O nein, nein,“ unterbrach ihn Pfotenhauer. „Ich bin nit Ihr Feind g'wesen; wir haben uns nur zuweilen mal nit recht genau verstanden.“

„O, ich hatt verstehnte Sie sehrrr gut, aber Sie wollt nicht begreifen Bildung und Wißtenschaft meinige. Doch wenn Nilpferd hätt beißte mich tot, so wär' gewesten pfutscht auch all Kenntnis, latei-

nischte und meinige. Darum will vergebte ich all Beleidigungte Ihnen und von jetzt an feinte Freund, Ihriger und vortrefflicher. Machte mit auch Sie?"

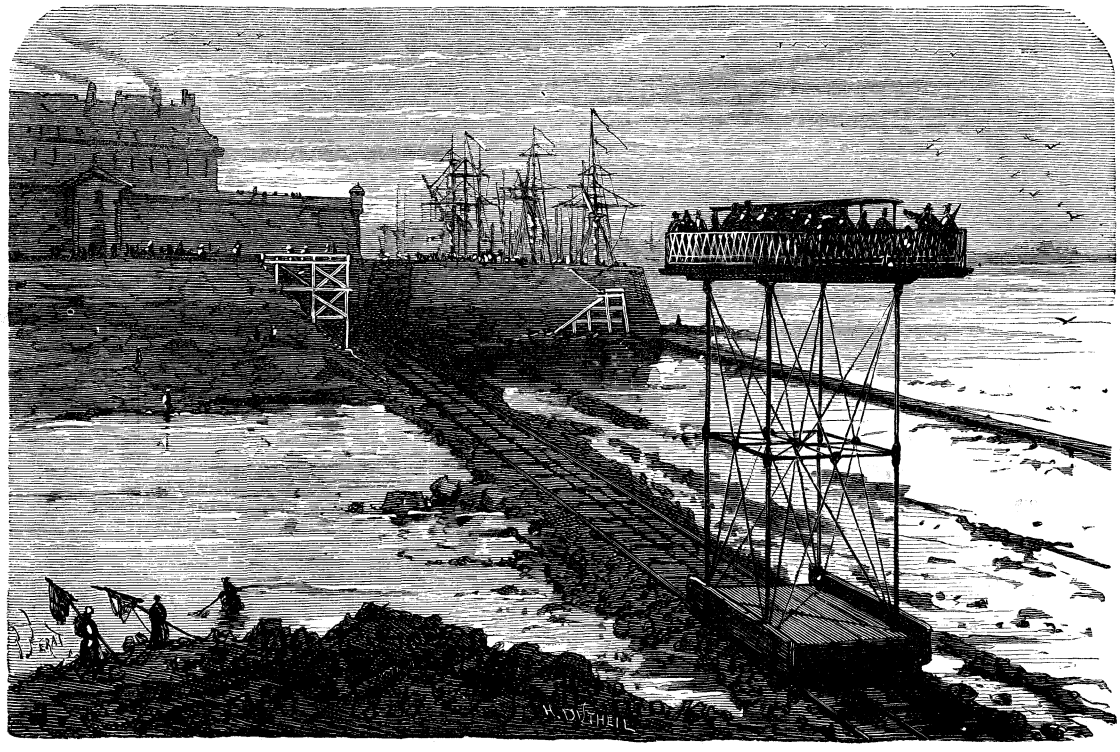
„Natürlich mach' ich mit! Aan Freund ist halt allemal besser als aan Feind; das ist g'wiß. Hier also meine Hand. Schlagen's kräftig ein! Von jetzund an soll's weder Hader noch Zank mehr zwischen uns geben."

Er wurde von dem Kleinen an der rechten Hand gehalten und reichte ihm bei den letzten Worten auch die linke hin. Der Slowak ergriff dieselbe, sah ihm vertraulich in das lachende Angesicht und sagte:

„Ich sein einverstehente ganz und gar. Freundschaft unsrige soll sein ewig und noch viel innigter als Sie hatt gesagte, wollen hier an Leiche dieser und nilpferdiger mach Brüderschafte auf lebte und sterbte. Sagte ich Smolltis meiniges, und sagte sie Fiduztit Ihriges!"

Pfotenhauer zog seine Hände zurück, machte ein bedenkliches Gesicht und antwortete:

„Dazu hab' ich halt gerade kaan rechtes Fiduz. Wissen's, es ist nit pietätvoll, an aaner Leich' Brüderschaft zu machen. So aan Smollismuß mit Bier begossen werden, und da dies hier nit vorhanden ist, so wollen wir noch aan Wengerl warten, bis wir mit'nander nach Bayern kommen. Dann kann die Sach' flott vor sich gehen."



Die Rollbrücke zwischen Saint-Malo und Saint-Servan zur Zeit der Ebbe.

„Das seinte Ansicht, sehr richtige," stimmte der Kleine bei. „Brüderschaft nasse ist besser als Brüderschaft trockene. Woll also bleibte noch bei Sie, höfliches; Freundschaft kann sein trotzdem sehrrr treu und ewigkeitliche.

„Natürlich! Sie sollen schauen, was für aan Freund ich sein kann, wann's an den Mann kommt. Aberst nun vor allen Dingen, was thun wir mit dem Tier? Lassen wir's liegen, so machen sich die Krokodile drüber her."

„Stephan mag Wache halten," antwortete Schwarz, „und wir kehren zum Lager zurück, um Leute herzusenden. Mit unsrer Morgenpromenade ist es doch nun aus."

„Ja. Es ist heller Tag worden, und die Schläfer werden indessen aufg'wacht sein. Ich denk', Stephan wird sich das Pferd nit fortschleppen lassen."

„Ich?" fuhr der Slowak sofort auf. „Soll das sein Beleidigungte!"

„Fallt mir nit ein! Wir sind ja Freunde und werden einander nie mehr kränken."

„Das wollt ich mir hatt ausgebitt'! Wenn Sie hätt glaubte, daß ich lass' mir fortschleppte Nilpferd, von mir bewachtes, so fallte mir nie ein, zu machte mit Ihnen Brüderschaft, bayerische und nasse. Ich werd' setzte mich sofort in Zustand, verteidigungten, und Sie könnte gehen mit Ruhe, vertrauensvoller und inniger."

Er hob sein Gewehr auf, um den abgeschossenen Lauf zu laden, und die beiden Deutschen wendeten sich dem Lager zu. Sie hätten wohl Veranlassung zur Unterhaltung gehabt, aber es kam ganz zufälliger Weise nicht zu einer solchen, und nur diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß Schwarz eine Entdeckung machte, welche ihm sonst entgangen wäre. Er schritt voran und hielt die Augen auf den Boden geheftet. Noch war nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, so blieb er plötzlich stehen, deutete nach rechts auf eine junge, ungebrochene Farrnpflanze und sagte in leisem Tone:

„Halten Sie an! Hier muß jemand gegangen sein."

„Möglich," antwortete Pfotenhauer gleichgültig, aber ebenso leise.

„Sie scheinen das sehr leicht zu nehmen?"

„Meinen's daß ich diese Kleinigkeit schwer nehmen soll?"

„In unsrer Lage muß man auf alles achten."

„Es wird jemand von unsern Leuten g'wesen sein."

„Nein. Hierher ist niemand gekommen."

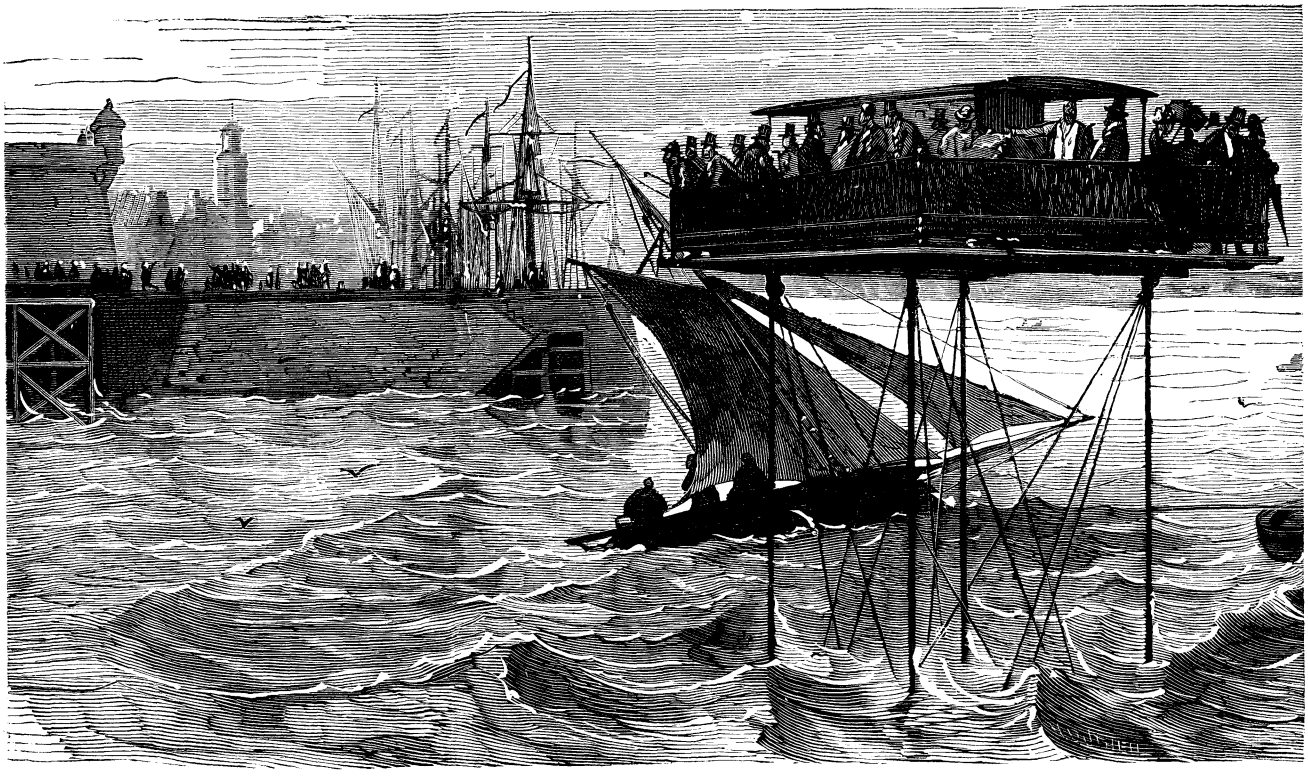
„So ist halt irgend aan Tier vorüberg'laufen und hat den Farn umgeknickt."

„Wollen es untersuchen."

„Wenn es Ihnen Spaß macht, meinetwegen. Ich geh' indessen weiter."

„Nein, bitte, mein Lieber, warten Sie eine kleine Weile!"

Er bückte sich nieder, um die feuchte, sumpfige Erde zu untersuchen. Als er sich wieder aufrichtete, hatte sein Gesicht einen bedenklichen Ausdruck angenommen.



Die Rollbrücke zwischen Saint-Malo und Saint-Servan zur Flutzeit.

Pfotenhauer sah das und fragte darum:

„Was gibt's? Was haben's g'schaut. Ihr G'sicht gefallt mir nit."

„Es ist ein Mensch hier gewesen, barfuß und vor ganz kurzer Zeit."

„Nit gestern schon?"

„Nein, denn in diesem Falle würde der Tau an dem Farn haften; da derselbe aber abgestrichen ist, so wurde die Pflanze abgebrochen, nachdem es getaut hat."

„Wer weiß, wer uns g'sucht hat. Man hat uns vermißt, und so ist uns jemand nachg'laufen."

„Nein. Die Fährte führt nicht vom Lager her, sondern zu ihm hin. Folgen wir ihr und vermeiden wir dabei jedes Geräusch!"

Er schritt wieder voran, langsam, um die Spur nicht zu verlieren. Diese folgte genau der Richtung, aus welcher er vorhin mit Pfotenhauer gekommen war; dann führte sie nach links ab, wo sie nun viel leichter zu erkennen war. Schwarz blieb stehen, deutete auf die Eindrücke nieder und flüsterte seinem Gefährten zu:

„Der Betreffende ist ein dummer Mensch. Er ist bisher fast genau in unsre Spuren getreten und muß also wissen, daß sich zwei Menschen vom Lager entfernt haben. Wenn diese zurückkehren, müssen sie doch unbedingt die deutliche Fährte sehen, welche er von hier an zurücklassen muß."

„Vielleicht gehört er doch zu uns und hat also keine Veranlassung, so außerordentlich vorsichtig zu sein."

„Wäre dies der Fall, so wäre er ausgegangen, um uns zu suchen, und also unsrer Fährte gefolgt; auch hätte er gerufen. Da dies nicht geschehen ist, so haben wir es ganz gewiß mit einem Fremden zu thun und müssen also vorsichtig sein. Schauen Sie scharf vorwärts, damit wir ihn eher bemerken als er uns."

Sie wandten sich nun auch nach links, welche Richtung sie zwischen das Lager und die Spitze des Maijeh bringen mußte. Dort war gestern abend zwischen den Büschen alles niedergetreten worden, ein Umstand, welcher das Suchen auf einer neuen Fährte, die dort kaum zu erkennen war, sehr erschweren mußte; darum schritt Schwarz so schnell wie möglich vorwärts, um den Betreffenden noch vorher zu erreichen.

Das Schilf trat nun zurück; die Bäume standen licht und ziemlich weit auseinander, und über den feuchten Humusboden zog sich ein weiches, dichtes Flechtengewebe hin, welches die Fußeindrücke tief aufgenommen hatte. Die beiden schritten von Baum zu Baum, hinter den Stämmen Deckung suchend. Eben wollte Schwarz hinter einem mehr als mannsstarken Lubahn hervortreten, um den nächsten Baum in schnellen Sprüngen zu erreichen, da hielt der Bayer ihn hinten fest und raunte ihm hastig zu:

„Bleiben's da! Ich hab' den Kerl jetzt g'schaut."

„Wo?" fragte Schwarz leise zurück, indem er schnell wieder hinter den Baum trat.

„Es ist möglich, daß ich mich geirrt hab', aber ich glaub's halt nit. Zählen's mal sechs Bäume gradaus; dann steht rechts davon wiederum aan Lubahn, fast noch stärker als dieser hier, an dem wir stehen. Dort hat sich was bewegt, und ich denk', es wird der Kerl sein, den wir suchen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Art Brücke.

Zu den stehenden, fliegenden, Zug-, Dreh- und Schiffbrücken hat sich wieder eine neue hinzugesellt, die wir fahrende oder rollende (Roll)-Brücke nennen wollen. Es ist dies wieder einmal so eine Art Ei des Kolumbus.

Die Rollbrücke hat den Zweck, den Verkehr zwischen den beiden, durch einen Meeresarm getrennten französischen Städten Saint-Malo und Saint-Servan (Departement Ille und Vilaine) am Kanal La Manche, zu ermöglichen. Das Verkehrsbedürfnis ist ein sehr reges, da beide

Städte, die jede etwa 10 000 Einwohner zählen, lebhaften Handel, Schiffbau und Fischerei treiben. Der Meeresarm ist seicht und liegt zur Ebbezeit trocken, während zur Flutzeit das Wasser darin ziemlich hoch steigt, oft bis 10 m, denn an diesem Punkt der atlantischen Küste erreicht die Flut eine außergewöhnliche Höhe und zwar aus zweierlei Ursachen. Erstens weil der Kanal sich von Westen nach Osten keilförmig verengert, zweitens weil die Normannische Halbinsel einen rechtwinklig weit vorspringenden Damm bildet. Aus beiden Gründen staut sich das Wasser. Wäre dies aber auch nicht der Fall und würde die Stelle auch nur einige Fuß tief mit Wasser bedeckt sein, so wäre sie zur Flutzeit eben unpassierbar, abgesehen natürlich von dem Bootverkehr, der aber, wie sich denken läßt, mit mancherlei Unbequemlichkeiten, insbesondere bei unruhiger See, verbunden ist. Zur Ebbezeit kann man freilich, wenn auch nicht ganz trockenen Fußes, hinüber und herüber gehen. Für unsichere, schwache und zartbeschuhte Füße war eben die Passage nicht ratsam. Zuerst mußte man die schlüpfrige hohe Quaitreppe hinabsteigen, dann kam der ebenfalls schlüpfrige, mit Pfützen und Geröll bedeckte Seegrund, hierauf wieder die (jenseitige) Quaitreppe.

Da erschien eines Tags der Stadtbaumeister von Saint Servan beim Magistrat und legte den Entwurf zu einem ganz neuen Verkehrsmittel, zu einer Rollbrücke, vor. Die Herren mögen dasselbe nicht ohne Stirnrunzeln und Kopfschütteln betrachtet haben, denn das Ding sieht auf den ersten Blick freilich etwas abenteuerlich aus. Ein Eisenbahnwagen auf einem turmartigen, also verhältnismäßig schmalen, 16 m hohen Gerüst! Wird es auch beim Andrang der Flut seine Stabilität bewahren? Und, vorausgesetzt, ja — wie ist es bei stürmischem Wetter und bei eintretender Springflut? Da werden nur wenige sich dem schwindelerregenden Wandelturm anvertrauen wollen.

Die Einwürfe waren schwerwiegend; aber nachdem der Plan nach allen Seiten durch Sachverständige geprüft worden, wurde er für gut, ja vortrefflich, genial befunden und schleunigst ausgeführt.

Das Vehikel besteht, wie die Abbildung zur Anschauung bringt, aus einem Eisenbahnwagen, dessen Achsrahmen und Wagenboden (Plattform) durch ein hohes, schmiedeeisernes Gerüst getrennt ist, gleichsam ein Wagen auf Stelzen! Mitten auf der geräumigen, mit einem festen Geländer umgebenen Plattform ist ein Häuschen, als Zuflucht bei schlechtem Wetter, und für nervenschwache, schwindlige Leute, angebracht. Der Betrieb erfolgt durch eine stehende Dampfmaschine mittels eines Drahtseils ohne Ende, so daß, wenn die Maschine rechts herum dreht, das Vehikel vorwärts, wenn links herum, rückwärts geht.

Nun die Stabilität. Das ist allerdings eine Frage! Denn der Schwerpunkt liegt, insbesondere bei schwerer Belastung bedenklich hoch, so daß es anscheinend nur eines geringen Anstoßes bedürfte, um den Koloß umzustürzen. Natürlich ist aber dieser Punkt reiflich erwogen und der Möglichkeit eines Umsturzes ausreichend vorgebeugt worden. Die Stabilität gewinnt ja schon dadurch von selbst, daß die Zugkraft ganz unten am Apparate wirkt. Sodann ist der Achsrahmen ungeheuer schwer gebaut, so daß der Schwerpunkt selten über die Mitte des Gerüstes steigt. Das Gerüst aber ist so fest gefügt, daß Erschütterungen oder gar Schwankungen nicht hervorgerufen werden können. Nun vollends zur Flutzeit ist die Stabilität des Gerüstes durch das Wasser erhöht, wie sehr dasselbe auch in stürmischer Bewegung sein mag. Diese Zeit des Betriebes hatten aber gerade die meisten mit mißtrauischen Augen betrachtet. Allerdings gewährt es, besonders für furchtsame Naturen, einen etwas schauerlichen Anblick, das Gerüst auf den vier dünnen Beinen (die Querstangen sieht man in einiger Entfernung nicht gut mehr), sich durch die wogende Flut bewegen zu sehen (Abbildung 2). Aber: ce n'est que le premier pas qui coute, sagten sich die Herren und Damen der beiden Nachbarstädte; schon nach der ersten Probe stellte sich das Gefühl der Sicherheit ein und gewann, wenigstens bei den meisten, die Ueberhand über Besorgnis und Furcht, und nun machen viele die Hin- und Herreise oft zum bloßen Vergnügen.

Die ganze Geschichte ist also, bei Lichte besehen, höchst einfach, wie gesagt, eine Art Ei des Kolumbus.

Denkspruch.

Ach, nirgend scheint doch unsers Herrgotts Sonne,
So schön als da, wo sie zuerst uns schien.

Wieland.

Die Schmuckeulen oder Ordensbänder.

Unter der Schmetterlingsfamilie der Eulen ragen die Schmuckeulen oder Ordensbänder, Catocala, sowohl durch Größe als durch grellbunte Hinterflügel hervor; einige Arten auch durch Seltenheit. Die Vorderflügel sind, wie bei den meisten Eulenarten, grau- oder braunmarmoriert, also unscheinbar. Indem die Schmuckeulen nun, gleich den übrigen Eulenfaltern, in der Ruhe ihre Hinterflügel unter den flach angelegten Vorderflügeln verstecken, und indem sie tagsüber gleich großen grauen gleichschenkligen Dreiecken an alten Gartenmauern, an graumoosigen Holzplanken, an flechtenbewachsenen Grabsteinen sitzen, haben sie nichts Auffälliges an sich, verschwimmen vielmehr durch die Färbung ihrer Vorderflügel mit ihrer Ruhestätte in eins und entziehen sich also den Nachstellungen der Feinde. Ihre langen, gestreckten, seitlich haarig gefransten, unten sehr flachen, auf jedem Ringel schwarz gefleckten Raupen leben ausschließlich auf Laubhölzern, besonders Eichen und Pappeln oder Weiden. Auch sie wissen sich am Tage so an die Zweige und Stämme zu schmiegen, daß sie von deren Rinde kaum zu unterscheiden sind. Sie verwandeln sich in einem sehr dürftigen Gespinste zwischen Blättern. Da die Raupen nur vereinzelt vorkommen, so sind sie in forstlicher Beziehung nicht schädlich.

Bei den Ordensbändern sind die Vorderflügel dreieckig, aschgrau, mit scharfen Zackenlinien und den zwei Makeln (Ring- und Nierenmakel), welche die Eulenfalter in der Regel im Mittelfelde zeigen; die Hinterflügel, breit gerundet, sind durch lebhaft rote, gelbe, auch blaue Färbung mit einer breiten schwarzen Mittel- und Randbinde gezeichnet. Eben wegen dieser Binden führt die Gattung der Schmuckeulen auch den Namen „Ordensbänder", doch werden die einzelnen Arten von der auffälligeren bunten Farbe zubenannt.

Wir betrachten jetzt die einzelnen Arten.

1) Das blaue Ordensband, Catocala fraxini, auch Eschenеule, Bandeule, blaues Band genannt. Der Falter ist der größte der Gattung. Wie uns scheint, findet er sich in einzelnen Gegenden, z. B. im Münsterlande, nicht gerade häufig.

Ein Schmetterlingsbuch von Dr. Gustav Bernhardt, das wir einsehen, bezeichnet hingegen den Schmetterling als „nicht selten". Die Vorderflügel des blauen Ordensbandes sind hell aschgrau, schwärzlich bestäubt, mit drei helleren, zackigen, beiderseits schwärzlich gesäumten Querbinden und verschwommenem Nierenfleck, worunter ein gelblichweißer Mittelfleck. Die Hinterflügel sind schwarz mit breiter hellblauer Binde. Der Schmetterling fliegt im August und September, des Abends. Die Raupe ist flach, an den Seiten mit kurzen Fleischlappen, gelbbräunlichgrau, auf dem achten Ringe mit dunkelbraunem Höcker; sie lebt im Mai und Juni auf Eschen, Schwarzpappeln, Aspen, Weiden, Eichen und Birken, und sitzt bei Tage am Stamm. Drei bis vier Wochen nach der Verpuppung, welche Ende Juli stattfindet, schlüpft der Falter aus.

2) Das gemeine rote Ordensband, Catocala nupta. Es ist sehr verbreitet und häufig. Seine Vorderflügel sind hellgrau, bräunlich gemischt, schwärzlich bestäubt, mit deutlichen Querlinien, deren äußere stark gezackt ist. Die Hinterflügel sind zinnoberrot mit breiter schwarzer Saum- und Mittelbinde, welche den Hinterrand nicht erreicht. Die Raupe, hell- und dunkelgrau gemischt, mit gelblichem Wulst auf dem achten Ringe, lebt im Mai und Juni an Pappeln und Weiden und sitzt tagsüber ruhig an den Stamm gedrückt. Der Falter fliegt im August und September des Abends, aufgescheucht auch am Tage; meist jedoch sitzt er tagsüber ruhig an Bäumen und Mauern, durch die graue Farbe seiner Oberflügel geschützt. In dieser Ruhe gab er einem ungenannten Dichter früherer Tage Veranlassung zu folgenden Strophen:

„Geborgen hängt am Sims der Gartenmauer
Betäubt und schwer ein Schmetterling;
Die grauen Flügel, ein Gewand der Trauer,
Gelegt in einen halben Ring.

O, wie Apoll und Pfauaug' ihn beschämen
Mit ihrer Schillerfarben-Pracht,
Ihn, den sein trüb' Ascetenkleid den Schemen,
Den dämmernden, zuweist der Nacht!

Doch ha! Die Oberflügel hebt, die grauen,
Er aus der Starrsucht Schlaf empor,
Und welch ein plötzlich Wunder ist zu schauen?
Was drängt so schimmernd sich hervor?

Es leuchten auf, befreit von dunkler Decke,
Die Unterflügel, purpurrot;
So, triumphierend, bricht aus dem Verstecke
Das Leben, lauschend hinterm Tod!

Hier ahn' ich, wie, gesichert unterm Schilde
Der Armut, stilles Feuer ruht;
Vereinigt seh' in dieser Flügel Bilde
Die Nacht ich und die Morgenglut.

Dieweil ich sinn', hat er sich aufgeschwungen,
Von Lunas Strahlenwink erwacht;
Noch eine Weile durch die Dämmerungen
Schau ich der Flügel Flammenpracht.

Zurück von dem entschwundnen Schmetterlinge
Versinkt mein Geist in stillen Traum:
Schön ist sie, die rotseidne zarte Schwinge,
Doch trägt sie einen schwarzen Saum."

3) Das zinnoberrote Pappel-Ordensband, Catocala elocata. Dasselbe ist verbreitet, aber nicht überall anzutreffen; übrigens ist es nächst dem vorigen das häufigste rote Ordensband. Es ist auch dem vorigen ähnlich, nur meist etwas größer. Seine dunkleren Vorderflügel sind gelblichgrau, dicht schwärzlich bestäubt, mit undeutlicher Zeichnung; seine Hinterflügel zinnoberrot mit breiter schwarzer Saum- und Mittelbinde, welche den Hinterrand erreicht. Der Außenrand der Hinterflügel ist mit weißgrauen Fransen umsäumt. Die Flugzeit des Falters ist im August und September. Die Raupe ist hellgrau, dunkelgrau schattiert, mit rötlichgrauem Wulst auf dem achten Ringe; sie haust im Mai und Juni an Weiden und Pappeln (wie die vorige).

4) Der große Eichenkarmin, Catocala sponsa, auch schlichtweg Eisenkarmin genannt, ferner Roteicheneule, Braut, Waisenkind geheißen. Diese Eule findet sich in Europa überall, wo Eichen wachsen, jedoch meist in spärlicher Anzahl. Zudem ist der Schmetterling, der im August und September fliegt, recht scheu und deshalb nicht leicht unverletzt zu fangen. Ueberhaupt büßen die Ordensbänder, im Gaze-Netze gefangen, sehr leicht die schuppige Behaarung des Mittelrückens ein; will man unversehrte Exemplare für die Sammlung, so muß man sie schon aus Raupen züchten. Der große Eichenkarmin hat braune Vorderflügel mit dunkler Zeichnung und lichten, rostgelben Stellen; die Hinterflügel sind dunkelkarminrot mit breiter schwarzer Saumbinde und den Hinterrand nicht erreichender Mittelbinde. Die Fransen am Außenrand der Hinterflügel sind schwärzlich. Die Raupe ist rindenbraun und dunkel aschgrau gemischt, mit rötlichen Rückenwarzen und gelblichem Wulst auf dem achten Ringe. Sie lebt im Mai und Juni auf Eichen, bei Tage an den Aesten ruhend, und kann vom Raupensammler in einen aufgespannten Schirm geklopft werden; sie wächst sehr schnell und ist leicht zur Verwandlung zu bringen. Die Puppe ist rotgelb mit bläulichem Anflug.

5) Der kleine Eichenkarmin, Catocala promissa. Dieser europäische Schmetterling ist verbreitet wie der vorige, aber etwas seltener als dieser. Auch ist er, wie schon sein Name andeutet, kleiner als sponsa. Seine Vorderflügel sind weißgrau, braungrau gemischt, mit zackigen, schwarzen Querlinien, weißlicher, schwarz gesäumter Wellenlinie, schwarzer, kleinwelliger Saumlinie, in deren Winkeln weiße Punkte stehen, und einem gelblichgrauen, schwarz umzogenen Mittelfleck unter dem weißlich gesäumten Nierenfleck. Die Hinterflügel, deren Karminrot selten so tief ist wie bei sponsa, vielmehr rosafarben, sind mit schwarzer, breiter Saum- und schmaler, den Hinterrand nicht erreichender Mittelbinde geziert. Die Fransen sind braungrau und weißlich gescheckt. Der Falter hält sich im August und September in Eichenwäldern auf. Die im Mai und Juni an Eichen hausende bläulich graue Raupe hat einen braungelben Kopf mit schwarzen Strichen; ferner zeigt sie schwärzliche Zeichnungen und feine weiße Pünktchen; die Warzen sind hell, der Wulst auf dem achten Ringe ist schwarzbraun umzogen.

6) Das große, hellkarminrote Ordensband, Catocala electa, auch Baumweideneule, Weidenkarmin genannt. Der nicht häufige Falter kommt im August und September im südlichen Deutschland vor. Die aschgrauen Oberflügel sind braun gewölkt, mit schwarzen Randpunkten und zwei schwarzen, stark hin und her gezogenen Zackenlinien. Die Unterflügel sind hellkarminrot, also rosafarben, mit breiter schwarzer Saum- und den Hinterrand nicht erreichender Mittelbinde. Die Fransen sind weißlich. Die aschgraue Raupe hat rostgelbe Warzen und einen ebensolchen Höcker auf dem achten Ringe. Sie lebt im Mai und Juni auf Pappeln, besonders aber auf der Silberweide.

7) Das hellrote Weidenordensband, Catocala pacta, gehört im Gegensatz zu dem vorigen dem nördlichen Deutschland an. Kennzeichen sind der hellrote Hinterleib und die hellroten (rosafarbenen) Hinterflügel mit weißlichen Fransen und breiter, schwarzer Saum- und Mittelbinde, welche den Hinterrand nicht erreicht.

Hiermit haben wir die hauptsächlichsten roten Ordensbänder erschöpft. Der Leser wird erkannt haben, daß große Aehnlichkeit unter den einzelnen Arten waltet. Die genaue Namensbestimmung eines gefangenen Ordensbandes ist nicht leicht. Im allgemeinen halte man an folgender Regel fest:

Zinnoberrote Hinterflügel haben Nupta und Elocata.

Dunkelkarminfarbene hat Sponsa.

Rosafarbene haben Promissa, Electa, Pacta.

Wir kommen jetzt zu den Ordensbändern, deren Hinterflügel gelb mit schwarzen Binden sind.

8) Das gewöhnliche gelbe Ordensband, Catocala Paranympha, auch Goldpflaumeneule, Brautjungfer, Brautführerin genannt. Der Schmetterling kommt in Mittel- und Südeuropa vor, aber zerstreut und meist selten. Er ist kleiner als die meisten roten Ordensbänder. Die Hinterflügel, von denen er den Namen führt, sind hochgelb mit schwarzer, breiter Saumbinde, welche am Vorder- und Afterwinkel unterbrochen ist, schwarzer Bogenbinde und schwarzem Längsstreif vor dem Hinterrande. Die Vorderflügel sind mit gezackten bindenartigen Streifen grau und braun marmoriert. Der Schmetterling erscheint im August und September. Die braune, mit rotgelben Warzen besetzte, auf dem achten Ringe mit langem, spitzem Höcker ausgezeichnete Raupe lebt auf Zwetschen, Schlehen und Weißdorn, wo sie schon Ende April und im Mai anzutreffen ist.

9) Das ockergelbe Ordensband, Catocala Hymenaea, dem vorigen ähnlich, gehört dem östlichen Süddeutschland und Ungarn an, ist aber selten.

10) Das trübgelbe Ordensband, Catocala Conversa, erscheint im August und September in Dalmatien; eine Abart, Agamos, in Oesterreich und Ungarn. Es hat, wie der Name andeutet, trübgelbe Hinterflügel, und zwar mit breiter, schwarzer Saumbinde, welche am Außenrand an der Spitze ein schmales Streifchen von der Grundfarbe frei läßt, und braunschwarzer Mittelbinde.

11) Das gelbe, keilbindige Ordensband, kommt in Ungarn vor.

Den Ordensbändern mit bunten Hinterflügeln steht als letztes gegenüber:

12) das in Mittel- und Südeuropa heimische schwarze Ordensband, Mania Maura. Dasselbe ist eine höchst düstere Erscheinung. Die Grundfarbe des ganzen Schmetterlings ist ein dunkles Braun, die Flügel sind schwarz bandiert. Das schwarze Ordensband erscheint im Juli, August, und fliegt gern in die Häuser nach dem Lichte, woher auch die Namen: „Nachtgeist", „Gespenstereule". Abergläubische Menschen deuten sein Erscheinen auf Unglück. Bei Tage sitzt der Falter unter Brücken, in Kellern und an andern dunkeln Orten, was ihn nicht minder zu einem unheimGast gestempelt hat. Trotz des ruhigen Sitzens bei Tage ist der Schmetterling scheu und schwer zu fangen. Die Raupe, gelblichgrau, oben mit drei hellgrauen Linien und dunkelbraungrauen Flecken, seitlich mit schwarzbraunen, schrägen Strichen und grauer Linie, hält sich im Mai und Juni gern in der Nähe von Bächen an Weiden und Erlen auf.

Der, wenn auch nicht an Flügelfläche, so doch an Flügelspannung größte Schmetterling der Erde ist eine, den Ordensbändern verwandte Eule, die brasilianische Erebus agrippina Cram. Wir sahen in einer Schmetterlingssammlung ein Exemplar von genau 27,5 cm Spannung. Auf weißlichem Grunde auf beiden Flügelpaaren sind zahlreiche dunklere Zackenwellen; die Unterseite ist auf schwärzlichem Grunde mit weißlichen groben Flecken und breiten Bändern gezeichnet.

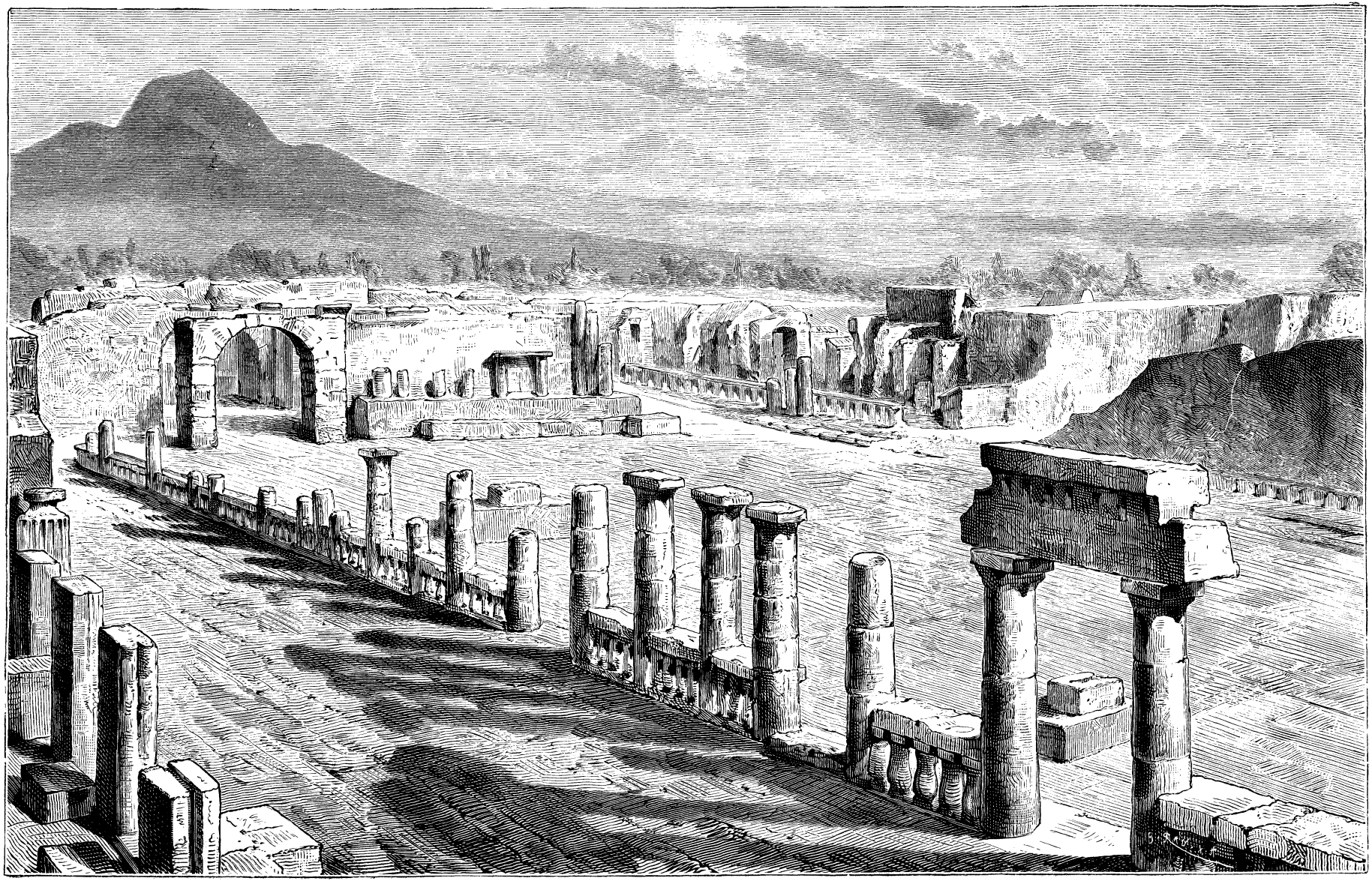
Ein ausgegrabenes Stück von Pompeji.

Im Jahre 79 wurden, wie ihr wohl schon wissen werdet, die beiden Städte Herculanum und Pompeji durch einen furchtbaren Aschenregen des nahen Vesuv tief verschüttet. Vergessen waren in den folgenden Jahrhunderten die einst so blühenden Orte und es zeugte kein Stein mehr von ihrer begrabenen Herrlichkeit. Erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts grub man nach der Leiche Pompeji und gewann nach den ersten Erfolgen damit ein so großes Interesse daran, daß von seiten der neapolitanischen Regierung mit vielen Kosten und unter bald mehr, bald minder großem Eifer die Ausgrabungen fortgesetzt wurden. Sie werden es teilweise noch heute, obgleich inzwischen der größte und interessanteste Stadtteil Pompejis an den Tag gelegt ist und ausreichend eine unanfechtbare Vorstellung vom altrömischen Leben und Treiben zu bieten vermag.

Alle diese aufgedeckten langen und kurzen Straßen, Plätze, Tempel, öffentliche und Privatgebäude, zwischen denen man heute behaglich wandeln kann, sind natürlich Ruinen. Alle Dächer und meist auch die Mauern eingedrückt von der Last, die auf ihnen siebzehn Jahrhunderte lang geruht, und vielfach sind nur noch Säulenstumpfe und Gewölbe verfallener Art vorhanden. Aber nach und nach hat man sich doch in der Phantasie diese Reste von Bauwerken, so, wie sie ausgesehen haben mußten, ergänzen und ihre Bestimmung und damit die Sitten in dieser Römerstadt genau charakterisieren können.

Was euch unsre Illustration zeigt, ist ein Hauptstück von Pompeji, das Forum civile oder der Marktplatz. So wenig wie einer mittelalterlichen fehlte einer römischen oder griechischen Stadt ein solch öffentlicher Platz, möglichst in der Mitte des Gemeindewesens und ringsum mit öffentlichen Gebäuden versehen. Da war der Mittelpunkt des Verkehrslebens, für den ganzen bürgerlichen Bedarf, wie für die Gerichte. Selbst Volksfeste mit Gladiatorenkämpfen wurden da abgehalten und deshalb sind diese Fora meistens mit einer durch Gitterwerk abtrennbaren Säulenhalle umgeben, welche häufig eine obere Galerie für die den Kämpfern zuschauenden Frauen trug. Wesentlich war jedoch das Forum civile den öffentlichen Angelegenheiten vorbehalten.

Das Forum civile von Pompeji ist, wie das Bild beweist, von länglich viereckiger Gestalt und größtenteils von einer Säulenstellung umgeben. Es mißt in der Länge 160, in der Breite 40 m. Die öffentlichen Gebäude, welche den Platz umgaben, waren im Hintergrunde ein Tempel des Jupiter; noch sind die Freitreppe und die Portalsäulen erkennbar. Links von ihm steht der Rest des großen Stadtthors, welches den Eingang von der Landstraße her bildete, und mit Marmor bekleidet war; zu beiden Seiten befinden sich Nischen für Statuen. Weniger anschaulich erscheint in ihren Ruinen die anstoßende Ostseite, obgleich wichtige Gebäude da gestanden haben, nämlich das Pantheon, davor die Wechselbuden, dann der Sitzungssaal der Gemeinderäte und das Gerichtshaus, wahrscheinlich auch das Gefängnis, nach der Auffindung einiger gewölbter Zimmer ohne Fenster und einiger Skelette in denselben zu schließen.



Das Forum civile in Pompeji.

Der Herr von Siebenstück.

(Schluß.)

Da erklangen aus dem angrenzenden Hofe eines stattlichen Besitzes seltsame Laute in dumpfen Tönen. Hinter dem Gitter des eingefriedeten Raumes lagerte eine kleine Herde wohlgenährten Rindviehs, das die anrückenden Sieger mit lautem Gebrüll begrüßte und mit glänzenden Augen anstarrte. Vor dem hohen Zaun aber stand der junge Hirt, ein schlanker, blondlockiger Jüngling in der schlichten Tracht seines Standes, auf seinen Stab gelehnt, an der Seite hing ihm an feiner Schnur ein kleines goldenes Horn.

Nun trat er den Führern, hinter denen der Dolmetscher ritt, entgegen; die Herren hielten ihre Tiere an, die Soldatenmasse staute sich.

„He, Bursche!" rief der jüngere, deutsch sprechende Offizier, „wo ist der Magistrat?"

„Lange fort!" lautete die ruhige Antwort des Hirten. „In Mannheim!"

Der Dolmetscher übersetzte laut; jedesmal verbreitete sich die gewechselte Rede blitzschnell durch die Reihen der Soldaten. Mit Spott und Hohn ward die Nachricht von der Flucht der würdigen Stadtväter empfangen, die ihre Pflegbefohlenen der Gnade und Ungnade eines schonungslosen Feindes überließen.

„Warum sehe ich keine Bürger?" fragte der jüngere Offizier weiter, „keine Leute des Ortes, haben sie sich versteckt?"

„Nein, Herr Offizier," lautete des Jünglings Antwort, „sie sind auch alle fort, — in Mannheim."

Ein wilder Fluch entrang sich nach der Verständigung durch den Dolmetscher den Lippen des Obersten. „Zum Teufel, wer ist dann in der Stadt?" schrie er.

„Ich, Herr Oberst," war die schlichte Auskunft des Angeredeten.

„Und der bärtige Herr von Siebenstück, der kühne Unterhändler?" fragte der jüngere dazwischen. „Hat der Held Furcht bekommen und ebenfalls seine kostbare Haut im letzten Augenblick nach Mannheim gerettet?"

„Nein, edler Herr, der Herr von Siebenstück ist geblieben, seinen lieben verödeten Vaterort vor Schimpf und Gewalt zu hüten," sagte der Jüngling beinahe feierlich. „Der Herr von Siebenstück bin ich, — Hans Wartsch!"

Brausend ging es durch die Reihen der Spanier, — der Oberst aber, das Antlitz kirschrot vor Wut gefärbt, schrie: „Du lügst, Bube! jener war ein bärtiger Mann, du bist ein Knabe, jener nannte sich ein Edler, — du bist ein Knecht!"

Der Dolmetscher hatte fast gleichzeitig die Worte des Gebieters übertragen; bei dem letzten flog auch über des jugendlichen Hirten Züge ein höheres Rot der Erregung. Er hatte die paar Stufen der zum Eingang des Rathauses führenden Treppe erstiegen, um seine Worte vernehmbarer zu machen; die Nachmittagssonne überflutete die schlanke Gestalt wie mit einer Glorie.

„Ich bin kein Höriger und an keines Herrn Scholle gebunden!" rief Hans mit lauter Stimme, — „noch weniger aber ein Lügner und Betrüger. Einen Knaben als Unterhändler eines von seinen Bürgern aufgegebenen Ortes hättet ihr verlacht und verspottet; so mußte mir denn vom letzten Mummenschanz her Bart und Haar Ansehen und Würde verleihen. Der schlichte Hans Wartsch, — ich sehe es wohl, — erschien euch Herren zu gering, um mit ihm geziemend zu verkehren; darum fügte ich die Bezeichnung ‚Herr von Siebenstück' hinzu. Und daß ich damit nun die Wahrheit gekündet, möge euer Auge selber prüfen: sieben Stück zählt meine Herde, sagt, ob ihr eine bessere findet!"

Der junge Hirte wies mit seinem Stab auf seine Pflegbefohlenen hinter dem Gitter.

Ein Ausruf des höchsten Grimms entfuhr den Lippen des finsteren Obersten, — begütigend legte sich der Arm des jüngeren Kameraden auf seine Schulter, aber auch sein Auge sprühte Flammen des Zornes, da er sich zu dem Jüngling wandte:

„Vergissest du, Knabe, daß du für jeden Bürgerkopf zu Oggersheim einen Goldthaler gelobt und dich mit Leib und Leben darauf verpfändet hast?"

Der Hirte neigte das blonde Haupt. „Wohl, edler Herr," entgegnete er demütig, eine Münze hervorziehend, „und hier ist meine Steuer. Ich mußte freilich auf die Bedingung eingehen, um meine Aufgabe nicht nutzlos zu machen, aber ich hätte ebensogut eine Tonne Goldes auf jeden außer mir geloben können. Denn es war ja kein einziger Bürger mehr in Oggersheim, und den Kopf, — den hatten sie alle schon viel früher verloren."

Der vornehme junge Spanier konnte sich nicht enthalten laut aufzulachen, aber sein älterer Gefährte und Vorgesetzter schäumte vor Grimm.

„Betrogen von einem Buben! null und nichtig ist der Vertrag! schrie er. Keine Schonung! Plündert die Häuser, dann den Brand darauf, — der elende Betrüger soll erst die Flammen seines Ortes sehen und dann sie schmecken!"

Der graubärtige Spanier hatte diese furchtbare Drohung in seiner Muttersprache hervorgestoßen, aber Hans war der Inhalt aus seinen Bewegungen nicht entgangen.

„Macht mit mir, was ihr wollt!" rief er mit lauter Stimme, „aber ehrt den Vertrag, den ihr im Namen Don Cordovas beschworen. Ich habe euch nicht betrogen, denn der Bart soll nicht den Ausschlag geben bei einem Abschluß wie der unsre, sondern die Wahrheit und Ehrenhaftigkeit des Boten. Ich habe gehalten was ich versprach, ich bin kein anderer als den ich mich euch nannte; brecht ihr aber euer Wort, so schändet ihr den Namen des Generals, die spanische Ehre. Und tretet ihr Recht und Gewissen mit Füßen," endete der Jüngling mit flammenden Blicken, „so mag's geschehen. Dann habe ich meinen lieben Heimatsort nicht retten können; aber ich kann für ihn sterben!"

„Auf ihn!" herrschte der Spanier fast kreischend seinen Leuten zu, da der Dolmetscher ihm die Rede des kühnen Knaben verständigt, — „reißt ihn herunter, den Frechen! Legt ihn in Ketten!"

Ein fast gebieterisches Wort des Jüngeren, dem eine abwehrende Bewegung gegen die Soldaten folgte, ließ den außer sich geratenen Führer inne halten; aber ehe noch eine Verständigung zwischen beiden stattfinden konnte, schmetterte Trompetenklang vom Thor her und brausende Rufe erschütterten die Luft.

„Der General naht selber!" kam es freudig aus dem Munde des jüngeren Offiziers, während ein Zug des Aergers das fahle Gesicht des Obersten entstellte. „Ich reite meinem Verwandten entgegen," sagte ersterer; „Ihr aber Señor Capitain, thut keinen Schritt, ehe Don Cordova selber entschieden, in welcher Weise er sein Wort gedeutet haben will, auf das sich dieser Knabe mit Recht bezieht."

Er wandte sein Pferd und ritt so rasch es die Anhäufung des sich mehrenden Soldatenzugs gestattete, dem Höchstgebietenden entgegen. Hans Wartsch behauptete noch immer seinen Posten. Ganz allein, den Blicken aller Fremdlinge ausgesetzt, die er von seinem erhöhten Platz überschaute, stand der kühne Jüngling da, bleich, aber ungebeugt. Kein Fluch, kein rohes Wort tönte aus den Reihen der fremden Krieger zu dem deutschen Knaben empor, vor dessen Heldensinn sich selbst die schlachtenergrauten Männer beugten. So entstand eine ziemlich lange Pause der Erwartung.

Nun aber teilte sich die Masse, eine Bahn öffnete sich und unter dem Zuruf seiner Soldaten ritt langsam Don Fernando de Cordova in glänzendem Waffenschmuck, von seinem Verwandten und einem stattlichen Gefolge begleitet, dem Rathause zu. Der Jüngling sah ihn kommen, und heftete gespannt sein Auge auf die Erscheinung des hochgebietenden Mannes. Seltsam, ihm wollte es dünken, als habe er schon einmal diese Gestalt gesehen, schon einmal in dies Antlitz mit den tief dunklen Augen geblickt; oder war es nur im Traum gewesen?

Am Eingang des Marktplatzes angelangt, stieg Don Cordova vom Pferde; seine Begleiter folgten natürlich dem Beispiel des Vorgesetzten. Der General winkte den Herren zurückzubleiben, allein schritt er auf die Stufen des Rathauses zu. Der junge Hirt wollte dem edlen Herrn entgegenkommen; aber ein Zeichen desselben hemmte seinen Fuß.

Leichten Schrittes stieg der Spanier die kleine Erhöhung empor, die Sonne blitzte auf seinem Silberhelm, auf den Juwelen seines kriegerischen Kleides und seiner Waffen. Hans Wartsch sah nichts von aller Pracht, er sah nur in das Antlitz des Nahenden, und jetzt, — jetzt —

In deutscher Sprache redete der spanische Edelherr ernst, aber nicht zornig; ein milder Klang, ein unvergessener, tönte an das Ohr des Hörers: „Weißt du auch, Knabe, was du eingesetzt, da du deine That mit der Ehre Don Fernando de Cordovas zu decken versuchtest?"

„War es unrecht, Herr, so nehmt mein Leben," — in überwältigendem Gefühl kam es aus der Brust des Jünglings; „aber Gott weiß es, ich habe es ehrlich und gut gemeint. Und wolltet Ihr mit Eurem Namen das Wort Eurer Offiziere nicht decken, so mahne ich Euch an jenes, mit dem Ihr einst im Walde bei Oggersheim dem Knaben Dank und Vergeltung gelobtet, der Euch vor Raub und Mord bewahrt. Dies Horn" — die Hand des Jünglings deutete auf seine linke Seite, „gabt Ihr mir zum Pfand darauf, — heute mögt Ihr's lösen. Nehmt mich getrost hin, aber" — die Stimme des Sprechenden kämpfte mit Thränen, „wie ich Euch einst geschützt, so schützt nun meine liebe Heimat vor gleichem Schicksal."

Von seiner Bewegung übermannt, war Hans zu den Füßen des vornehmen Herrn gesunken. Einen Augenblick lang malte sich der Ausdruck des Erstaunens in den edlen Zügen des Spaniers; aber schon im nächsten war die Erinnerung in Don Cordovas Seele wachgerufen. Wie Sonnenschein flog es über sein Antlitz und ein Ausruf der Freude tönte von seinen Lippen: „Ja," rief er mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme, „eine alte Schuld, bis heute uneingelöst, aber nicht vergessen; heute will ich sie lösen. Und so befehle ich allen: Schonung für Oggersheim und Ehre dem Retter seiner Heimat, dem auch Fernando de Cordova einst sein Leben dankte!"

Mit beiden Händen zog der stolze Grande Spaniens den deutschen Hirten an seine Brust empor; die leicht erregbaren Söhne des Südens jubelten laut bei diesem Anblick, dessen Erklärung ihnen nicht vorenthalten blieb. Böse sah nur der alte Oberst darein, der junge Offizier aber lächelte befriedigt vor sich hin, und meinte: „ich hab's gewußt, daß er ihn schützen werde, und sonst — bei St. Jago — sonst hätte ich's gethan!"

* * *

Während die Pfalz mit Feuer und Schwert verwüstet ward, erfreute sich Oggersheim, so lange es von den Spaniern besetzt blieb, verhältnismäßiger Sicherheit und Ruhe. Die erschreckten Bürger kehrten nach und nach zurück, fast erstaunt, ihre Häuser unzerstört, ihre Habe ungeplündert zu finden. Natürlich ward Hans Wartsch als Erretter seines Heimatsorts von jung und alt, von reich und arm gepriesen. Aber wie der Jüngling Don Cordovas dringende Bitte, ihn nach Spanien zu begleiten, ablehnte, um dem Vaterlande seine Kraft zu erhalten, blieb er schlicht und bescheiden wie vorher. Doch ein armer Schäfer sollte er nicht lange mehr bleiben, obwohl er auch jetzt noch zuweilen seine liebe Herde ins Feld geleitete. Sein reicher, kinderloser Brotherr, der seinem jungen Aufseher stets väterlich zugethan war, nannte den allbeliebten Jüngling bald mit Stolz seinen Sohn und Erben. Zu Oggersheim aber, und noch weiter hinaus in den schönen Pfälzerlanden, erzählt man sich noch heute die Mär vom klugen und treuen Hirten Hans Wartsch, — dem Herrn von Siebenstück.

Weshalb im Jahre 1813 in Prag der Friede nicht zu stande kam.

Man befand sich auf den Konferenzen zu Prag im Jahre 1813 auf dem Punkte einer glücklichen Entscheidung, als ein für sich ganz unbedeutender Umstand alle bis dahin errungenen Resultate plötzlich über den Haufen warf und das vorherige Chaos wiederherstellte. Man war nämlich über die Friedensbedingungen vollkommen einig, und Napoleon I. war bereit, dieselben zu unterzeichnen. Bassano reichte ihm dazu die Feder, wobei er sagte: „Diesmal, Sire, wird man wenigstens nicht sagen dürfen, daß Sie den Frieden geben, sondern daß Sie ihn annehmen!" Diese Worte machten den Kaiser stutzen. Er starrte den Herzog eine Minute lang an, warf ihm dann zornig die Feder zurück und erklärte, daß er nicht unterzeichnen werde. — Kurze Zeit darauf verlor er die Schlacht bei Leipzig.

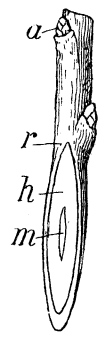
Das Schnarchen,

diese unromantische Musik, entsteht durch das Rasseln des Gaumensegels bei jedem Atemzuge, sobald der Mund des Schlafenden geöffnet ist. Will man das Schnarchen verhüten, so hat man nur dafür zu sorgen, daß der Mund des Schlafenden geschlossen bleibt. Dies erzielt man wie folgt: Man näht an ein breites weißes Band ein viereckiges Stück Leinwand, so daß eine Art primitiver Haube entsteht. Vor dem Schlafengehen legt der Schnarchkünstler sich das Stück Leinwand auf den Kopf, bindet die Bänder unter dem Kinn zusammen, so daß der Unterkiefer während des Schlafens nicht herabfallen kann, und jedes Schnarchen wird unmöglich.

Die Kunst der Pflanzenveredlung.

Das Kopulieren.

Wir haben bisher von der Veredlungsart gesprochen, welche die alten Römer, wie uns Columella berichtet, die „Inoculatio“ oder „Emplastratio“ nannten, und die wir mit dem Namen „Okulation“ bezeichnet haben. Du wunderst Dich vielleicht, daß die Alten nicht bloß über Kriegsthaten und das Leben berühmter Feldherren geschrieben, sondern auch Zeit für die Gartenkultur gefunden haben. Siehst Du, das Leben der Völker ist wie das des einzelnen Menschen. Wenn ein Volk jung ist, will es wachsen, schaffen und erringen.



Das Kopulieren. Figur 1.

Der wachsende Körper ist hungrig und sucht nach Speise; es greift andre Völker an und verschlingt sie. Denke an die wilden Eroberungszüge des jungen Rom. Jahrhunderte vergehen. Das Volk ist groß und mächtig geworden und seine Ideale haben sich geändert, sowie der Knabe zum Jüngling und dieser zum Manne ausreift. Der Mann sucht zu erhalten und das Errungene zu verwerten und zu genießen. War früher die rohe Kraft im Ansehen und die Geschicklichkeit im Gebrauch der lebenraubenden Waffen, so kommt bei den erwachsenen Völkern die Blüte des Geistes zu Ansehen. Den rohen Stoff veredelt die zierliche Form und diese Liebe an der gefälligen Form erweckt das Schaffen der Kunst und das geschäftige Treiben der Industrie. Und unter der Palme des Friedens entwickelt sich Kunst und Wissenschaft, geräuschlos aber mächtig, und vollziehen ihren hohen Beruf der Veredlung der Menschheit.

Für den Knaben ist das elterliche Haus oftmals nur eine beengende Schranke; die eigentliche Heimat ist die Flur, auf der wir im Wettkampf die Kräfte proben. Wenn wir älter werden, wird uns das Haus zum trauten Zufluchtsort vor den Stürmen des Lebens und unser Streben geht dahin, das Heim zu verschönern. Derselbe Gefühlswechsel vollzieht sich bei einem Volke und in diesem Bestreben nach der Verschönerung des häuslichen Herdes liegt ebenfalls der Keim für die Pflege des Gartens am Hause.

Dann suchen die Menschen in der Ferne die schönblühenden Gewächse und pflanzen sie in den eingehegten Raum; da lernen sie von älteren Kulturvölkern die Pflege des Baumes und üben sie im heimatlichen Lande.

So ist also die Pflege des Gartens eine notwendige Entwicklungsphase im Leben jedes Kulturvolks und von den ältesten Völkern des Orients bis zu denen des Abendlands zu finden. Also dürfen wir nicht mehr erstaunen, daß die Römer schon dieselbe Veredlungskunst geübt haben, die wir jetzt zu lernen bestrebt sind.

Das Kopulieren. Figur 2.

Columella erzählt auch bereits, daß das Okulieren im Sommer angewendet werden soll und das Kopulieren im Frühjahr. Unsre gereifteren Kulturerfahrungen lehren, daß wir sogar im Winter schon kopulieren können.

Betrachten wir zuerst die Frühjahrsveredlung. Das Verfahren ist ungemein einfach. Wir suchen in der Baumschule oder im Garten der Eltern im April einen jungen Wildstamm, sei es von einem Obst- oder Zierbaum und vergewissern uns nachher, ob wir von einer edlen Sorte derselben Baumart einen gesunden, ausgereiften Zweig, der im vorigen Jahre entstanden ist, erlangen können. Die beste Zeit, diese Zweige zu erhalten, ist der Winteranfang, in welchem der Baum bereits zur Ruhe gekommen, seine Blätter abgeworfen und die von den Blättern gekochten Nährstoffe zum Austreiben der nächstjährigen Knospen in Form zahlloser Stärkekügelchen in seinem Innern aufgespeichert hat. Solche einjährige Zweige werden dann in der Länge eines halben Armes abgeschnitten und mit den Schnittflächen im Keller in den feuchten Sand gesteckt. Dort erhalten sie sich frisch bis spät in das kommende Frühjahr hinein. Sollte im Laufe des Winters der Sand im Keller trocken werden, und die zum Veredeln bestimmten Zweigspitzen (Edelreiser) an der Rinde faltig werden, dann ist der Sand zu begießen. Solche Edelreiser werden von den verschiedensten Bäumen geschnitten; aber nicht alle zum Kopulieren verwandt, sondern auch für andre, später zu erwähnende Veredlungsarten aufgehoben. Am liebsten nimmt man die Kopulation bei Kirschen und Pflaumen vor; doch wachsen bei dieser Methode auch alle Kernobstbäume, wie Aepfel und Birnen u. dergl.

Sobald die Edelreiser vorrätig sind, nimmt man eines derselben, reinigt es vom anhaftenden Sande und schneidet ein Zweigstück mit 2 bis 3 Augen ab. Nun sucht man am Wildstamm, der vorher ausgeputzt, d. h. seiner Seitenzweige entledigt worden ist, diejenige Stelle, welche gerade so dick, wie das abgeschnittene Stück des Edelreises erscheint. An dieser Stelle wird durch einen schiefen Schnitt von unten nach oben (Fig. 2) mit einem recht scharfen Messer die Stammspitze entfernt und darauf das Edelreis an seiner unteren Seite ebenso schräg zugeschnitten, damit die beiden Schnittflächen genau aufeinander passen. In Fig. 1, welche ein solches Edelreis darstellt, bedeutet a ein Auge; an der schrägen Schnittfläche ist m das Mark, h das Holz und s die Rinde des Zweiges. Sind die Schnittflächen glatt, so werden sie dicht aufeinander gedrückt und vermittelst eines groben, dicken Wollfadens oder eines gedrehten Bastfädchens in dieser Lage festgehalten, wie Fig. 3 zeigt, bei der e das Edelreis, w der Wildling, v die Schnittfläche und b den Wollfaden bedeutet. Schließlich wird die Linie, welche die Berührungsfläche v außen anzeigt, mit Baumwachs derart verstrichen, daß weder Wasser noch Luft in die Wunde dringen kann.

Das Kopulieren. Figur 3.

Das ist der ganze Hergang der Manipulation, die, wenn alle übrigen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden sind, das Anwachsen des Reises binnen wenigen Wochen zur Folge hat.

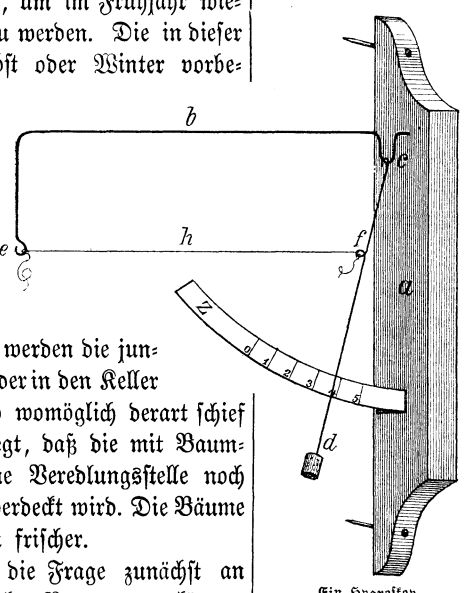
Es bleibt nämlich wohl zu beachten, daß der Schnitt mit einem scharfen Messer ausgeführt werde, und daß ferner die Wundflächen recht genau aufeinander passen. Um einzusehen, warum diese Vorschriften wichtig sind und gleichzeitig zu verstehen, wie sich der geheimnisvolle Verwachsungsvorgang vollzieht, ist es nötig, an unsre Weidenpfeifenfabrikation von früher (siehe den ersten Jahrgang S. 187) zu erinnern. Dort erzählte ich

Dir, daß alle unsre Bäume aus kleinen, verschieden ausgebildeten Zellen aufgebaut sind, und daß zwischen dem festen Holze und der grünen Rinde sich eine Schicht jugendlicher Zellen befindet, die im Frühjahr besonders thätig sind und sich vermehren. Diese einförmige, zwischen Holz und Rinde dahinlaufende Zone von zartem Zellgewebe nannten wir den Cambiumring. Derselbe erzeugt, wenn die Vegetation in einem Zweige erwacht, neue Zellen, welche sich zu neuer Rinde und (nach innen) zu neuem Holze ausbilden. Bei der Kopulationswunde entsteht sowohl von seiten des Edelreises, als besonders von seiten des Wildlings aus ein neues, weiches, äußerst zartes, farbloses Zellgewebe und diese neu entstandenen Zellen verschmelzen miteinander und verkitten auf diese Weise die beiden Teile.

Es kommt also wesentlich darauf an, die Thätigkeit im Cambiumringe bei Wildling und Edelreis bald nach der Verwundung zu wecken, falls sie nicht zur Zeit der Veredlung bereits eingetreten ist, oder beide Teile wenigstens so lange derart vor dem Austrocknen zu schützen, bis das Leben erwacht. Darum umhüllen wir die Schnittränder mit Baumwachs. Würden wir dies nicht thun, könnte bei der wechselnden Frühjahrswitterung bald der trockene Ostwind die Wundränder austrocknen, oder der mit Westwind kommende Regen Feuchtigkeit zwischen die Wundflächen eindringen lassen und Fäulnis erzeugen. Je dichter die Wundränder aufeinander passen, desto weniger können die atmosphärischen Einflüsse zur Wirksamkeit gelangen und je schärfer das Messer den Kopulationsschnitt macht, desto weniger Unebenheiten und Fasern zeigen die Schnittflächen und desto enger lassen sie sich aufeinander pressen.

Am vorteilhaftesten ist es, wenn der Wildstamm bereits im Saft steht, das Edelreis aber noch in Winterruhe sich befindet, wie dies im April bei Verwendung von schon im Winter geschnittenen Edelreisern der Fall ist. Es bildet sich dann vom Wildling aus sehr schnell eine Kittschicht, welche das Edelreis lebend erhält, bis es selbst zu treiben beginnt.

Bei der Winterveredlung hat man den Nachteil, daß Edelreis und Wildling im Winterschlafe sich befinden, die Campiumzone also nicht fähig ist, alsbald neue Zellen zu bilden. Dagegen hat man den Vorteil, daß man die Arbeit im Zimmer machen kann. Es werden nämlich im Herbst bereits die jungen Wildstämme aus dem Boden genommen, ihrer jetzt nutzlosen Seitenzweige entledigt, an den Wurzeln beschnitten und auf diese Weise soweit hergerichtet, um im Frühjahr wieder eingepflanzt zu werden. Die in dieser Art im Spätherbst oder Winter vorbereiteten Stämme werden im Keller in Sand eingeschlagen und bei Bedarf hervorgeholt. Nachdem die Veredlung in der obenbeschriebenen Weise ausgeführt, werden die jungen Bäumchen wieder in den Keller zurückgebracht und womöglich derart schief in den Sand gelegt, daß die mit Baumwachs verschlossene Veredlungsstelle noch vom Sande mit überdeckt wird. Die Bäume erhalten sich dann frischer.



Ein Hygroskop.

Es tritt jetzt die Frage zunächst an uns heran, welche Baumarten können denn miteinander veredelt werden? Für den Anfänger mag die Antwort lauten, daß man immer nur Sorten von derselben Art miteinander verbinde, also Kirsche auf Kirsche, Apfel auf Apfel u. s. w. bringe. Wenn wir aber erst mehr Uebung und mit Eifer und Fleiß soweit Botanik studiert haben werden, daß wir die natürlichen Pflanzenfamilien kennen lernten, dann wird sich unsre Kunstfertigkeit auch erweitern. Die Botaniker kennen nämlich bereits eine Anzahl Fälle von gelungenen Veredlungen verschiedener Arten in derselben Pflanzenfamilie. So gelingt es z. B. Aepfel auf Birnen und umgekehrt zum Anwachsen und auch zum Fruchttragen zu bringen; ebenso veredelt man Birnen auf Quitten, Aprikosen auf Pflaumen, Flieder auf Eschen u. s. w. Doch davon sprechen wir ein andres Mal. Heute wollen wir nur noch hervorheben, daß trotz der Erfahrungen über die Möglichkeit einer Verbindung verschiedener Arten doch bestimmt die Anschauung der Alten falsch ist, daß man jeden Zweig (surculus) auf jeden beliebigen Baum impfen (inserere) kann. Selbstgefällig erzählte der leichtgläubige Plinius, daß in der Veredlung der Bäume die Menschen längst das Höchste erreicht haben und citiert Virgil, daß der Erdbeerbaum (arbutus) auf Nußbäume, Platanen und Apfelbäume, sowie auf Ulme und Kirsche gebracht werden könne. Ja, Plinius will gar wunderbare Sachen selbst gesehen haben. So erzählt er, daß er bei Tiburtes Thuliä einen Baum sah, der eine Menge verschiedener Früchte getragen: an einem Aste hingen Nüsse, an einem andern Beeren und wiederum an andern Aesten Weintrauben und Birnen, Feigen, Granaten und verschiedene Apfelsorten. Freilich hätte der Baum nicht lange gelebt. Auf die Steineiche (robur) könne man sehr verschiedene Obstarten veredeln; jedoch würde der Geschmack der Früchte verdorben. In der Geoponika, einer wahrscheinlich ums Jahr 912 n. Chr. entstandenen Sammlung von Auszügen aus alten griechischen Schriften über Acker- und Gartenbau wird berichtet, daß die Maulbeere auf Silberpappel (λευκη) veredelt, weiße Früchte bringe, daß Birnen auf Maulbeerbaum und Aepfel auf Platane veredelt rot würden.

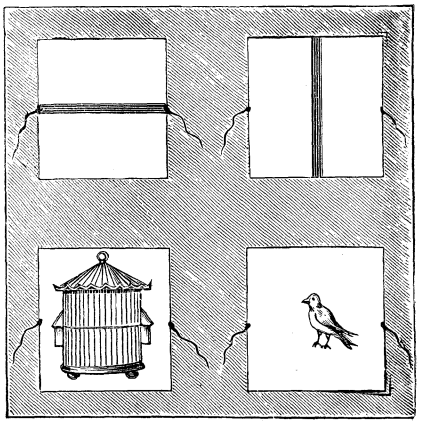
Die Wissenschaft der Neuzeit, die prüfend an die Erzählungen des Altertums herangetreten ist, hat manches bestätigen können, aber vieles als unwahr verworfen.

Ein Hygroskop.

Das im folgenden beschriebene Instrument, das sich die Kameraden sehr leicht und billig selbst herstellen können, zeigt die Zu- und Abnahme der Luftfeuchtigkeit an, deren Aenderungen nicht selten Wetterveränderungen im Gefolge haben. Es ist dem Saussureschen Hygroskop nachgebildet.

An einem kleinen Brettchen a, das 20 cm lang, 5 cm breit und etwa 1 cm dick ist, wurde oben ein starker Messingdraht b befestigt von 15 cm Länge, in dessen Biegung bei c ein anderer feiner Messingdraht d hängt. Die treibende Kraft des Instruments ist ein zwischen e und f ausgespanntes Frauenhaar h (Haare verlängern sich bekanntlich in feuchter Luft), das vor seiner Verwendung entfettet

wurde. Zu diesem Zwecke lege man es 2 Tage in Schwefeläther. Durch den schräg hängenden Draht d, der unten mit einem kleinen Korkstückchen beschwert ist, wird das Haar stets in Spannung gehalten. Wird nun die Feuchtigkeit der Luft geringer, so zieht sich das Haar zusammen und bewegt dadurch das Pendel d nach links, wird dagegen die Feuchtigkeit größer, so rückt das Pendelende nach rechts. Um nun diese Bewegung, die ja gleichbedeutend ist mit dem Steigen und Fallen der Luftfeuchtigkeit, genauer bestimmen zu können, ist unten am Brettchen a ein Metallstreifen (Zinkblech) z mit Gradeinteilung angebracht. Durch die beiden angedeuteten Nägel wird das Instrument an der Außenseite des Hauses derart befestigt, daß der Draht b gleichlaufend der Wand ist.



Das Kreuz und der Vogel im Bauer. Optische Täuschungen.

Zwei hübsche optische Täuschungen.

Nimm ein viereckiges Blatt weißen Karton und ziehe auf der einen Seite vier nahe zusammenliegende Parallelen in horizontaler, auf der Rückseite dieselben Linien aber in vertikaler Richtung. Die Linien müssen genau die Mitte der Fläche durchschneiden, wenigstens die vertikalen. Dann befestigst du in der horizontalen Richtung an beiden Enden, aber genau in der Mitte, zwei Bändchen. Diese fassest du mit Daumen und Zeigefinger der beiden Hände und versetzest das Blatt in rasche Drehung. Du siehst dann ein Kreuz. Nun nimmst du zwei ebenso große Blatt weißes Schreibpapier, zeichnest auf dem einen in der Mitte einen Vogel, auf dem andern einen Vogelbauer — für einen Kameraden eine Kleinigkeit und wäre es mit Farben. Mit diesen Blättern beklebst du die beiden Seiten des Kartons, so daß die Linien also überdeckt sind. Versetzest du das Blatt um in Drehung, so spaziert der Vogel in den Bauer, wenigstens sieht es so aus, als ob er darin säße.

Und die Erklärung? Nichts einfacher als das. Male mit Rotstift auf ein Blatt Papier einen großen Punkt. Stelle dich damit einer weißen Wand gegenüber und ziehe das Blatt, nachdem du den roten Punkt eine Zeitlang betrachtet, vor dem Auge weg. Du wirst glauben, den roten Punkt an der Wand zu erblicken. Der Grund ist der, daß der Reiz auf den Sehnerv noch eine Weile fortdauert, nachdem die Ursache beiseitigt worden. Ebenso dauert der Reiz der horizontalen Linie oder des Käfigs noch fort, wenn du die vertikale Linie oder den Vogel zu Gesicht bekommst und beide Zeichnungen scheinen deshalb zu einer einzigen vereinigt.

Logogriph.

Wer nennt mit z den Schlachtort
Aus alter Zeit mir schnell,
Der da im Nu verwandelt
Sich in ein Tier mit l?
Kennt Robinsons Geschichte ihr?
Ei nun, da kennt ihr auch das Tier.

Scharade.

(Dreisilbig.)

Die Ersten liefern fetten Braten;
Die Dritte nennt dir eine Stadt,
Und zu Papier gebracht das Ganze
In meiner Hand dies Rätsel hat.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 41.

„Napier, Papier, Rapier."

Auflösung des geographischen Logogriphs in Nr. 41.

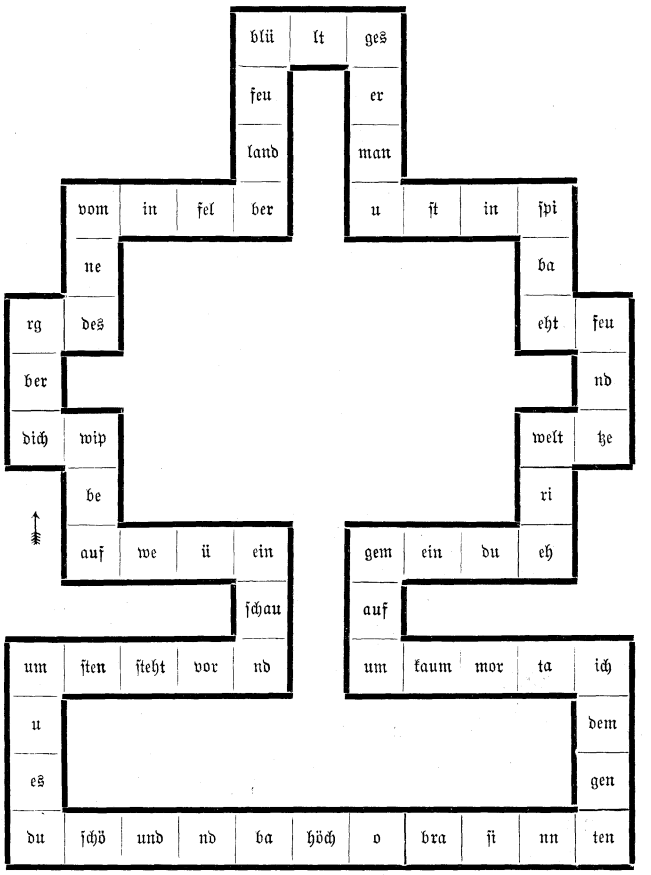
„Bodensee — Odensee."

Auflösung des Pyramidenrätsels in Nr. 41.

De
Mo de
Mo de na
Li mo na de

welche denselben Vokal hat, wie die Bedeutung des Bildes.

Auszählrätsel.



Bei einer mit „e" beginnenden Silbe soll mit dem Auszählen obiger Silben und Buchstaben begonnen werden, etwa in dieser Weise: **1**, 2, 3, 4, 5, **1**, 2, 3, 4, 5, **1**, 2, 3, 4, 5 u. s. w., so daß jedesmal die auf „1" fallende Silbe ausgezählt ist. Die schon ausgezählten Silben zählen nicht mehr mit. a) Bei welcher Silbe wird begonnen? b) Die wievielte Silbe scheidet aus? c) Wie lautet das J. v. Eichendorff'sche Gedicht, das dem Rätsel zu Grunde liegt?

Fragen und Antworten.

Doktor in spe. Eine freimütige Antwort willst Du? die sollst Du haben! Der „G. K." will Dir durchaus nicht abraten, Arzt zu werden, denn wie auf jedem Berufsgebiet, so wird auch hier das hervorragende Talent innerhalb seines Wirkungskreises bald zur Anerkennung gelangen. Darauf will er Dich aber jedenfalls hinweisen, daß die überwiegende Mehrzahl der jungen Aerzte trotz des tüchtigsten Wissens heutzutage jahrelang weidlich zu thun haben, bis sie zu einer auskömmlichen Existenz gelangen, und daß nur der sich diesem Stande zuwenden sollte, der über die Mittel verfügt, nach der Studienzeit noch einige Jahre aus eigener Tasche zu leben, bis der Weltpostwagen endlich an ihm vorüberfährt, und ihn zum Einsteigen einlädt. Praktischer wird es jedenfalls sein, wenn Du ein tüchtiger Kaufmann wirst und dem Rate Deiner Verwandten folgst, das väterliche Geschäft zu übernehmen. Du kannst Dir auch als Kaufmann reiches Wissen erwerben und in gemeinnütziger Weise, sei es im Staats- oder Gemeindeleben oder sonstwie zum Wohl Deiner Mitmenschen in Anwendung bringen, man muß dazu nicht gerade den Doktorhut auf dem Kopfe sitzen haben. Leichter wird es Dir auch jedenfalls werden, wenn Du in ein fertiges warmes Nest hinein hockst, als daß Du Dir erst eins erbauen mußt. Streben und ehrgeizig sein ist schon recht, doch kann man das in jedem Berufe. Man muß heutzutage bei dem gesteigerten Kampf ums Dasein aber auch praktisch sein. Drum halte Dir den Spruch gegenwärtig: „Lieber den Spatzen in der Hand, als die Taube auf dem Dach." Dixi!

. . . . . O . . . . . Der Vorname Anna ist hebräischen Ursprunges und bedeutet: Gottes Huld, die Liebliche, Holdseelige, Gnadenreiche. Emilie, lat. die Artige, Gesellige, Beredte. Richard, altdeutsch, stark wie ein Herrscher, der Kraftreiche, der Mächtige.

Quartschkopf. Mußt in Deinem Oberstübchen mehr auf Ordnung halten.

O. Wozu Dich damit plagen, da man schon für wenige Pfennige ein ganz behäbiges Töpfchen voll roter Tinte haben kann. Uebrigens ist es fraglich, ob man Dir die dazu nötigen gifthaltigen Anilinpräparate verabfolgt. Gruß.

Quartaner in K. Gut. Und wenn Du erst Kapitän Deines Schiffes bist, dann läßt Du den „G. K." zu einer Weltreise ein. Vorläufig sollst Du aber fein acht geben, daß Du in die Tertia hinübersegelst!

Sch. 101. Wende Dich mit Deinen Schmerzen an Schiffbauer Leux in Frankfurt a. M. und stecke Dir, d. h. wenn's Papa erlaubt, mindestens einen Hundertmarkschein in die Tasche, denn Du willst doch gewiß ein schmuckes Boot haben. Ein gewöhnlicher Nachen, ein sogenannter Spazierkübel, ist billiger zu haben.

Herbert Hausrat. Diese physikalischen Apparate sind uns nur vom Ansehen bekannt und scheinen soweit empfehlenswert; die einzelnen Apparate zu erproben, dazu hatten wir bisher keine Gelegenheit.

F. v. Th. D. Alvensleben, 100 Polterabendscherze, Ernstliche Buchhandlung Quedlinburg, M. 1.50. Wallner, Polterabend u. Hochzeit, Fr. Bartholomäus, Erfurt M. 6.

O. St. Einen Tauschverein für Briefmarkensammler willst Du gründen. Wozu das? Es tauscht doch fast die ganze Kameradschaft, das ist Verein genug.

Kurt B. Ob der „G. K." über die 22 Fragen wohl recht erfreut ist? Ja, Radschlagen könnt' er vor Vergnügen.

Max in **B.** A bah, wer wird sich darüber ärgern. Der Stolze ist empfindlich, der Empfindliche ist thöricht.

Ferdinand. Der „G. K." kann Dir zu diesem Entschlusse nur gratulieren. Unsre heimischen Farnkräuter bilden eine der schönsten Zierden des Gartens. Sie eignen sich, da sie den Schatten lieben, namentlich zur Anpflanzung unter Bäumen, doch bedürfen sie zu ihrem Fortkommen eines nassen, sandigen Bodens, der womöglich eine Moosbedeckung trägt, um die Feuchtigkeit an sich zu halten. Die Anpflanzung der Farne, wozu wir allen jungen Gartenliebhabern raten möchten, geschieht am besten im Herbste und nicht, wie üblich, im Frühjahr, denn in dieser Zeit treiben die Farne sehr früh aus und eine Verpflanzung kann leicht das Wachstum derselben schädigen. Im Herbste also sollst Du im Walde draußen den Wurzelstock der Farne, dessen Lage die verdorrten Wedel anzeigen, möglichst samt dem ihn bedeckenden Moos und dem anhaftenden Erdreich ausheben und an die betreffenden Stellen Deines Gartens verpflanzen, die also, wie schon gesagt, sandig sein müssen. Ist der Wurzelstock mit einer Moosschicht bedeckt, so braucht er für den Winter keinen weiteren Schutz, sonst aber bedecke den Wurzelstock und den Boden ringsumher mit Kiefernadeln. Guten Erfolg, nächsten Sommer wirst Du an der Anpflanzung gewiß große Freude haben.

Freiherr v. W. Die oberste Militärbehörde hat in Würdigung der Vorteile, welche die Nachrichtenbeförderung durch Brieftauben im Kriegsfalle mit sich bringt, bereits in allen bedeutenden Festungen Brieftauben-Stationen eingerichtet und geht damit von Jahr zu Jahr weiter vor. Im Etat des deutschen Reichshaushalts wurde die Summe für das Kriegstaubenwesen auf 50000 Mark — gegenüber der Summe von 35000 Mark in früheren Jahren — erhöht. Zur Zeit werden für Kriegszwecke zwischen 6—8000 Tauben abgerichtet, während bis jetzt in Deutschland etwa 100 Brieftaubenzüchter-Vereine ungefähr 30000 Tauben halten. In gleicher Weise haben andre Länder, wie Frankreich, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Italien, Oesterreich, Rußland, Portugal, Dänemark, ihr Augenmerk auf die Brieftaubenzucht gelenkt. Deine gemachten Beobachtungen kennen zu lernen, wird uns ganz interessant sein. Schicke uns einen Bericht. Gruß freundlich erwidert.

Landwirt in spe. Sobald Du Deine Walnüsse wirst geschlagen haben, befreie dieselben von den Resten der grünen Schalen und breite sie auf Stroh in einer luftigen Bodenkammer oder in einer erwärmten Stube, um sie, was die Hauptsache ist, recht fleißig zu rühren und zu drehen, damit sie nicht schimmeln. Eignet sich die Witterung dazu, so kannst Du sie auch ins Freie legen, am besten auf eine Strohmatte, und so, daß die frische Luft recht darüber hinstreichen kann. Ehe der Abendtau eintritt, müssen sie aber wieder aufgenommen werden. Zeigen Deine Nüsse Schimmel, so reibst Du sie in recht trockenem Sand mit einem Besen ab. Diese Operation empfiehlt sich auch vor dem Trocknen schon anzuwenden. Niemals dürfen die frischen Nüsse auf einem Haufen zusammenliegen, dies gereicht ihnen sofort zum Verderben. Durch Trocknen am warmen Kochherde oder Ofen verlieren sie an Feinheit des Geschmackes und werden leicht ranzig. Prost!

Abonnent in **Berlin.** Ein Leclanché-Element besteht aus einem in der Mitte stehenden Kohlenstück, darum eine Thonzelle mit gepulverter Kohle und Braunstein gefüllt und außerhalb der Thonzelle im Glasgefäß ein amalgamierter Zinkstab in konzentrierter Salmiaklösung ist. Für einen galvanoplastischen Apparat nimmt man als Element einen Holzrahmen mit Schweinsblase bespannt. In dieses Kästchen, das auf der Kupfervitriollösung schwimmt, gießt man stark verdünnte Schwefelsäure und legt eine Zinkplatte hinein, die man mit dem abzuformenden Gegenstande in elektrisch-leitende Verbindung setzt. — Goldfische sollen alle Tage frisches Wasser haben. Wegen Deiner andren Wünsche siehe Dich gefälligst selber ein wenig um, das schärft den Blick und macht den Menschen reif fürs praktische Leben.

Der „Neue Dichterbund" läßt durch Unterzeichneten folgendes bekannt machen: „Zu dem am 28. August stattfindenden Geburtstage unsres größten Denkers und Dichters, Johann Wolfgang Goethe, hat der Verein beschlossen, eine Festgabe herauszugeben, mit der Aufschrift: Aus Nord und Süd, Neue Dichterstimmen*). Alle Kameraden werden herzlichst gebeten, ihre selbst angefertigten Gedichte an N. S. 555 Wesel postlagernd, einzusenden. Auch hat der Verein zwei Preise ausgesetzt. 1) Für die beste, kurzgefaßte Biographie Goethes, Körners

*) Anm. des Setzerlehrl.: Erbitte mir ein Recensionsexemplar!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billig! 6 Aegypt. 20 Pf. 20 Austral. 40 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 40 Deutsch. incl. 18 Kr. 60 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Guatem. 25 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 5 Kap 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 3 Pers. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 3 Samoa 30 Pf. 20 Schwd. 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 6 Tapis 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 2c. 2c. **Alle verschieden. Preislisten gratis. E. Hayn, Naumburg, Saale.**

150 Stück Briefmarken

(keine Doubletten, keine deutschen) darunter: Egypten, Argentina, Kanada, Chile, Guatemala, Mexiko, Niederl.-Indien, Südaustralien 2c. verkauft (gegen vorherige Einsendung von nur 1 Mark und 20 Pfg. Porto) die **Anstalt Bethel** zum Besten der armen Epileptischen. Lagerkatalog gratis und franco. Adresse: **Bazar der Kolonie Bethel b. Bielefeld i. W.**

Das schönste Geburtstags-, Namenstags-, Hochzeits-, Jubiläums-Geschenk ist und bleibt eine **selbstthätige Heinrici'sche Zimmerfontaine.** Kataloge versendet gratis **Louis Heinrici, Zwickau i. S.** Mechanische Werkstätte. Fontainen-Fabrik.

PIERERS

Konversations-Lexikon

7. vollständig umgearbeitete Auflage.

„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon" das weitaus billigste, artikelreichste und neueste. Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes

Universal-Sprachen-Lexikon

nach Joseph Kürschners System

in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), **welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer"** als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:

in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 geheften Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.

Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Larisch's Briefmarkenalbum
für die Jugend,
gefüllt mit 150 verschied. echten Marken aller fünf Weltteile. **Preis 1 Mark.**

Universalbibliothek

für die

Jugend

enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

L. L. Aarvig,

Bergen, Norwegen,

kauft und tauscht Briefmarken. Sämtliche Briefmarken und Ganzsachen von den angeführten Jahreszahlen wünsche ich zu kaufen oder in Tausch gegen skandinavische Lokalpostmarken, Stadtpostmarken und Ganzsachen, am liebsten gebraucht und auf Briefstück. — Briefmarken wünsche mit breitem Papierrand. Vorfragen auf doppelten Briefkarten werden umgehend beantwortet.

Baden 1851—1862, Baiern 1849—1876, Bergedorf 1861—1862, Braunschweig 1852 bis 1867, Bremen 1855—1867, Mecklbg.-Schwerin 1856—1866, Mecklbg.-Strelitz 1864, Nordd. Postbezirk 1868—1870, Oldenburg 1851—1862, Preußen 1850—1867, Schleswig-Holstein 1850—1865, Sachsen 1853—1863, Thurn und Taxis 1852 bis 1866, Württemberg 1851—1881, Luxemburg 1872—1889, Schweiz 1843—1862, Oesterreich 1850—1889, Ungarn 1871 bis 1889, Deutsches Reich 1871—1875, do. (f. Konstantinopel) 1884—1889, Elsaß-Lothringen 1870, Hamburg 1859—1867, Hannover 1850—1865, Lübeck 1859—1864, Oesterreich, Levante 1850—1888, Neapel-Sicilien 1858 bis 1861, Kirchenstaat 1852—1868, Sardinien und Romagna 1851—1859, Toscana 1851—1860, Parma 1852—1859, Modena 1852—1859, San Marino 1877—1882, Monaco 1885—1888.

sämtl. Werke. 2) Für das beste humoristische Gedicht: Platens Gedichte. Die Arbeiten müssen bis spätestens zum ersten August eingelaufen sein. Näheres durch den Verein. Der Schriftführer Nicolaus Schwarz."

C. Born, Berlin. Große Bunsen-Elemente kann man sich nicht so ohne weiteres selbst anfertigen. Besser man kauft sie, damit kommt man billiger weg.

N. S. Gut, recht gut, doch wegen der jüngeren unter unsren Kameraden zum Drucke nicht geeignet.

L. K. in **D.** Du denkst auch schon ans Nestbauen? Freund, damit hat's Zeit, Du weißt ja noch gar nicht, ob ein Sperling oder ein Zeisig aus Dir wird. Vorläufig lerne tüchtig, daß Du Dein Examen bestehst.

Tauschmarkt.

Heinr. Schulhoff i. Mürzzuschlag, (Steiermark) „Villa Waldherr" hat eine Sachsen 3 Pfg rot gegen andre seltene Marken, dann einen echten Diamant, Smaragd, Türkis und Opal gegen Siegel oder röm. und griech. Silbermünzen zu vertauschen.

Habe eine gute laterna magica abzugeben. L. Lohr in Saargemünd, Großhafenstr. 25.

R. Horton, postlagernd Frankfurt a. M., vertauscht eine große, schöne Siegelsammlung, einen guten photograph. Apparat, Zauberkasten, div. Bücher.

Gerhardt Mertins in **Dortmund, Hohestraße 10,** möchte mit einem Terrarienbesitzer in Briefwechsel treten.

Liebe Kameraden! Ich habe eine „Sachsen 3 Pfg. rot", echt, und eine Stempelsammlung zu vertauschen.

Derjenige ausländische Kamerad, welcher mir zuerst eine Postkarte sendet in seiner Landessprache, erhält 3 seltene Münzen von 1600—1700. Der Einsender der 2. Karte 2 s. M. von 1700—1750, der 3. 2 von 1750—75. R. Colsman in Schwelm (Westfalen).

Karl Kolesa jun., per Adr.: „Le Phénix" Wien I., Rathausstraße 2, erteilt Postwertzeichensammlern auf Anfragen (mit beil. Antwortkarte oder Retourmarke) jedwede Auskunft und Information gratis; jeder Sammler wird um Einsendung seiner Adresse mit event. Angebot ersucht.

Fritz Mann i. Crossen a. O., Schloß, sucht ein Teschin gegen ein gutes, großes Fernrohr und gibt einen photograph. Apparat ab.

Karl Wogt in Warendorf i. Westf., besitzt 5 Sachsen 3 Pfg. rot. Anerbieten erbeten. Derselbe wünscht mit einem Kameraden in der Levante in Tauschverbindung zu treten.

Mit einem Rostocker oder Warnemünder Kameraden (womöglich einem photographierenden) wünscht recht bald in Briefwechsel zu treten: P. Croeber in Dresden, Schweizerstr. 5.

Briefmarken suchen und tauschen: Georg Barth in Lauf, Bayern; gegen alte Bayern und Sachsen. — Karl Albers in Hamburg, Hohenfelde, Neubertstr. 24 a. — E. Lindenberg in Dortmund, Hamburgerstr. 41, gibt eine Sachsen 3 Pfg. rot gegen alte Münzen, Marken, Rapiere oder ein hohes Zweirad ab. — Alex. Frentzel in Straßburg i. E., Retteng. 3. — J. Henke in Kreuznach, Luisenstr. 24, Sachsen 3 Pfg. rot — Alb. Mayer in Mainz, Kaiserstr. 24, hat viele Spanien, Italien. — Paul Montrier, Hotel Müller in Luxemburg, macht Auswahlsendungen an alle Kameraden. — Joh. Becher in Neustettin, Bahnhof 3. — H. Franke in Cottbus, Turnstr. 3, gegen Terrarientiere. — Fritz Freund in Wien I., Schottenring 6, Fehldrucke von Marken und Ganzsachen gegen Mineralien, Muscheln. — G. Eisler in Prag, 1246 II, gegen einen photograph. Apparat. — K. Vogt in Kirchheim (unter) Teck, Württemberg, gegen württemb. Amts- und Korporationsmarken, auch alte deutsche und württemb. Postkarten. — H. Zürn in Leipzig, Nauendörfchen 26 II., sucht die neuen bayr. und württemb. Postwertzeichen. — W. Schatz in Bromberg, Danzigerstr. 153, sucht Sachsen 3 Pfg. rot, gegen eine Dampfmaschine. — Arnold Wolf in Proßnitz (Mähren), geg. österr. — Paul Hesse, per Adr.: Herrn Lehrer Böer in Breslau, Feldstr. 15 b. — Hans Sturtzkopf in Bückeburg, Herminenweg 26, sucht alte Hamburg.

Briefmarken geben ab: Rich. Blume in Hannover, Billweg 9 I.: alte Hannover. — W Geek in Worms a. Rh., Kaiser-Wilhelmstr. 11: ein Album mit 400 Briefmarken gegen Bleisoldaten: — A. 500 postlagernd Hamburg-Borgfelde: 500 selt. Briefmarken gegen ein gutes Opernglas. — Ernst Baeck in Wien, Fünfhaus, Blüteng. Nr. 8.: 200 alte österr. Korrespondenzkarten. — L. Langbehn, per Adr.: Tierarzt Wissel in Plön, Holstein, gegen seltene, gepreßte Pflanzen.

Georg Schönfeldt in Breslau, Margarethenstr. 34, bittet die Kameraden um Zusendung von Pferdebahnbillets.

Karl Seyb in **St. Ingbert, Eisenwerk,** Pfalz, gibt 5 unbeschrieb. ausländ. Postkarten für einen in Torf ausgelegten Insektenkasten, dann Münzen und Steine für Schmetterlinge. Sucht Briefverkehr mit einem Käfer- und Schmetterlingssammler in Südamerika.

P. E. in **Görlitz, postlagernd,** hat einen neuen photograph. Apparat mit allem Zubehör, eine zahme Elster und vier weiße Ratten abzugeben.

W. Mors in **Darmstadt, Steinstr. 32,** sucht ein Taschenfernrohr gegen sein Mikroskop.

Ed. Beck in **Mainz, Fuststr. 19,** bietet für einen photographischen Apparat nebst Zubehör, seine Camera obscura, Privatpostmarken, Ganzsachen, Münzen u. a. m.

Gust. König in **Sudenburg-Magdeburg, Breitew. 21,** bittet die Kameraden um Zusendung von Pferdebahnbillets aus deutschen oder ausländischen Städten.

Heinrich Lohr, Oberfeldwebel in **Saargemünd,** kann eine Münzensammlung von ca. 300 Stück nebst Münzenfächern (wie sie im „G. K." beschrieben sind) abgeben.

Wer hilft mir Cigarrenabschnitte sammeln und sendet mir solche zu unter der Adresse: Ernst Reusch, Hoffnungsthal in Rheinpreußen?

Ludw. Kramer in **Mannheim, Gr. Merzelstr. 3,** sucht ein japan. Möwchen (Männchen), bietet dafür ein oder zwei Paar weiße Ratten.

L. Moser, Gymnasiast in **Biehofen,** hat 3000 österr. und ungar. Briefmarken, eine Mineraliensammlung und ein Herbarium abzugeben.

H. Castan in **Berlin, Stulerstr. 13,** möchte 3 Schildkröten am liebsten gegen eine Brand- oder Springmaus, ferner auch Münzen gegen andres vertauschen. Erbittet Ganzsachen (alte 5 Pfennig-Karten).

A. Schwarzhaupt zu Lüdenscheid i. W., Sauerfelderstr., hat einen selbstgemachten photopraph. Apparat und ein Schwaneberger-Album mit 600 seltenen Briefmarken zu vertauschen.

Zuppinger'sche Kinderheilanstalt

Speicher (Schweiz).

Heilverfahren: wie in der Broschüre: **„Kinderheil — Menschenheil"** dargelegt. **Vorzüge:** Alles eigene Leute; Aufnahme von höchstens zehn kleinen Patienten, somit Wahrung des Familienlebens und einer individualisierenden Behandlung.

Prospekte gratis.

Boxl.

Im Verlag der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Jugendgarten.

Eine Festgabe für die Jugend

(Knaben und Mädchen im Alter von 9 bis 15 Jahren).

Gegründet von

Ottilie Wildermuth.

Mit zahlreichen farbigen und Tondruckbildern.

Preis elegant kartoniert M. 6. —, in glänzendem Prachtband mit Rücken- und Deckelvergoldung M. 6. 75.

Der neue Band enthält wieder eine Fülle anziehender Erzählungen, Biographien, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, Gedichte, Rätsel, belehrender Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten und gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung.

Witzraketen.

In unsrer Klasse wurde unter homerischem Gelächter glücklich übersetzt. Quid dicam de rebus gestis Pompeji? Nam id non agimus. Was soll ich über die getragenen Sachen d. Pompejus sagen? Wir handeln nicht damit.

Engländer (prahlt einem Zulu-Häuptling gegenüber von der Macht und Größe Englands): „Die Sonne geht in unsrem Reiche nicht unter; sie scheint ewig auf englischem Boden!"

Zulu: „Wahrscheinlich will guter Gott Engländer nicht im Finstern lassen — weil er ihm auch nicht traut."

Aufsatzblüte: „Lykurg ging nach Kreta," berichtete Märchen, „starb daselbst und warf seine Asche in das Meer."

Tertianer auf der Ferienreise. Kellner, die Würste riechen!
Kellner: Veilchen ooch.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

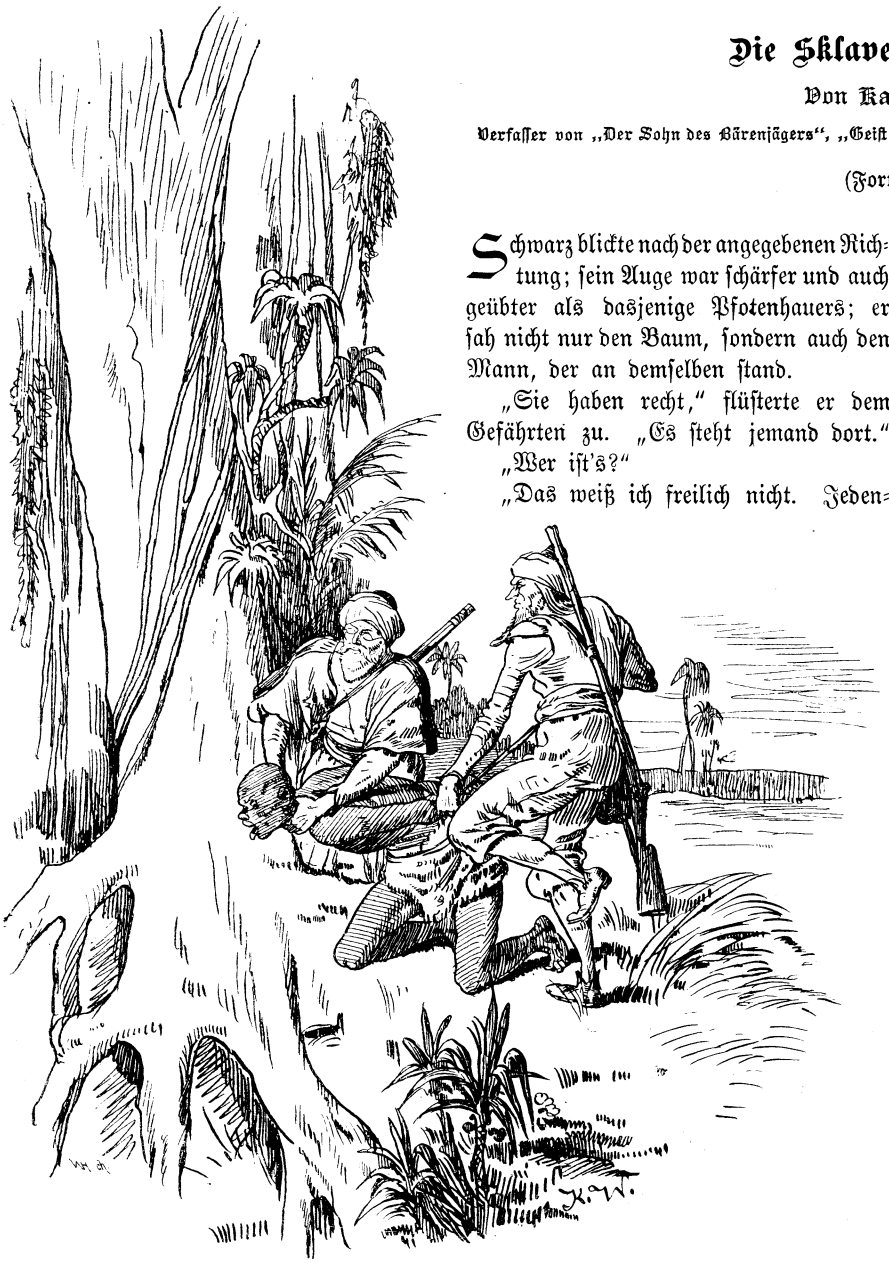
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 43.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.



– Auf den Schrei, den dieser Mann ausgestoßen hatte, war Pfotenhauer herbeigesprungen, mit dessen Hilfe Schwarz dem Gefangenen die Hände auf den Rücken band. –

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

Schwarz blickte nach der angegebenen Richtung; sein Auge war schärfer und auch geübter als dasjenige Pfotenhauers; er sah nicht nur den Baum, sondern auch den Mann, der an demselben stand.

„Sie haben recht," flüsterte er dem Gefährten zu. „Es steht jemand dort."

„Wer ist's?"

„Das weiß ich freilich nicht. Jedenfalls ist's keiner, der zu uns gehört. Er trägt einen Mantel von Affenfellen, ganz von der Farbe der Baumstämme, so daß er nicht leicht von dem Lubahn zu unterscheiden ist."

„Weshalb bleibt er dort stehen? Warum geht er nit weiter?"

„Vielleicht hat er vom Lager her ein Geräusch gehört, welches ihn zur Vorsicht mahnt. Er will uns jedenfalls beschleichen. Wahrscheinlich ist er nicht allein."

„Was thun wir da nun? Erschießen wir ihn?"

„Auf keinen Fall."

„Aber wann er uns derblickt, so läuft er davon und wir haben das Nachsehen!"

„Er soll uns erblicken, oder vielmehr nicht mich, sondern nur Sie."

„Das würde wohl die größte Dummheiten sein, die es geben kann."

„Nein; es ist eine Kriegslist. Wenn wir uns jetzt näher schleichen, so hört er uns, weil er gerade jetzt mißtrauisch geworden zu sein scheint. Schleichen Sie nach links und über ihn hinaus. Dann wenden Sie sich wieder gerade nach rechts und thun so, als ob Sie nach dem Lager wollten. Er befindet sich zwischen mir und Ihnen. Sie richten es so ein, daß er Sie sehen muß, thun aber so, als ob sie ihn gar nicht bemerkten. Wenn Sie dann ziemlich nahe an ihm vorübergehen, wird er seine ganze Aufmerksamkeit auf Sie

richten und mich nicht eher bemerken, als bis ich ihn bei der Kehle habe."

„Hm, dieser Gedank' ist gar nit so übel. Greifen's nur fest zu, daß er Ihnen nit entwischt!"

„Haben Sie keine Sorge. Uebrigens werde ich Sie rufen, sobald ich ihn fasse. Sie kommen schnell herbei, und wir zwei werden wohl mit so einem Schwarzen fertig werden. Jetzt machen Sie schnell, ehe er weiter geht!"

Pfotenhauer huschte fort; Schwarz verlor ihn aus den Augen und beobachtete nun den Unbekannten. Dieser machte nach kurzer Zeit eine schnelle Bewegung, als ob er etwas Verdächtiges gehört habe und duckte sich am Stamme nieder, hinter dem er vorsichtig auslugte; er hatte Pfotenhauer bemerkt. Das war die richtige Zeit für Schwarz. Er schlich sich möglichst schnell weiter, von Baum zu Baum, bis er nur noch wenige Schritte zu demjenigen hatte, hinter welchem der Fremde kauerte. Von diesem war gar nichts zu sehen, da er den Mantel über den Kopf gezogen hatte, damit er von der Umgebung nicht unterschieden werden könne. Soeben ging Pfotenhauer vorüber, langsam, scheinbar ganz in Gedanken versunken, und so nahe, daß Schwarz ihn sehen konnte. Dieser letztere hatte jetzt den Fremden ergreifen wollen, zog es aber vor, zu warten, bis er sich wieder aufrichten werde. Dies geschah nach kurzer Zeit. Schwarz that zwei Sprünge, faßte ihn an der Kehle, riß ihn nieder und hielt ihn fest. Der Mann stieß einen Schrei aus, wendete dem Angreifer das Gesicht zu und machte eine krampfhafte Anstrengung, sich zu befreien.

Fast hätte Schwarz ihn fahren lassen, als er sein Gesicht erblickte, von welchem die rechte Hälfte samt der ganzen Nase fehlte. Das gab mit den vor Schreck und Anstrengung wild rollenden Augen einen entsetzlichen Anblick. Der Mann war kein Neger; das bewiesen seine schmalen Lippen und die Farbe der von der Sonne verbrannten gesunden Hälfte seines Gesichtes. Sein Kopf war unbedeckt, vollständig glatt geschoren und ebenso dunkel gefärbt wie sein Gesicht. Das Alter ließ sich also schwer bestimmen, doch konnte man annehmen, daß es ein ziemlich hohes sein müsse. Neben ihm lag eine Keule aus hartem Holze, deren Knauf mit kurzen, kräftigen Stacheln beschlagen war; sie bildete außer dem Messer, welches er im Lendenschurze trug, seine einzige Waffe.

Auf den Schrei, welchen dieser Mann ausgestoßen hatte, war Pfotenhauer herbeigesprungen, mit dessen Hilfe Schwarz dem Gefangenen die Hände auf den Rücken band.

Bis dahin war kein Wort gefallen; nun aber fragte Schwarz in arabischer Sprache:

„Wer bist du, und warum schleichst du dich hier umher?"

Der Mann betrachtete die beiden mit finsterem Blicke und antwortete dann in ebenderselben Sprache:

„Wer seid denn ihr, und warum überfallt ihr mich?"

„Weil ein Freund offen zu uns kommen würde und wir dich also für einen Gegner halten müssen."

„Wo befindet ihr euch denn?"

„Hier am Maijeh Husan el bahr."

„Auf dieser Seite desselben?"

„Ja."

„So gehört ihr zu den Sklavenjägern, welche hier lagern?"

„Nein. Beantworte nun meine Frage! Wen oder was suchst du hier?"

„Ich komme, um Tiere und andre Dinge zu kaufen."

„Ah, so bist du es, den der Feldwebel heut früh erwartet?"

„Ja."

„Warum bist du da so heimlich gekommen?"

„Aus Vorsicht. Ich wollte mich überzeugen, ob der Feldwebel mir die Wahrheit gesagt hat. Ich höre, daß du ihn kennst, und doch sagst du, daß du nicht zu ihm gehörst. Wie habe ich das zu deuten?"

„Wir befinden uns auf einem Rachezug gegen die Sklavenjäger und haben den Feldwebel mit seinen Leuten gefangen genommen."

„So ist auch alles, was er hat, in deine Hand geraten?"

„Ja. Du wirst aber trotzdem deine Absicht erreichen, denn ich bin gewillt, den Handel nun meinerseits mit dir abzuschließen."

Die übrig gebliebene Hälfte des Gesichtes verzog sich unter dem Einfluß des Zornes zur häßlichen Fratze, und der Mann antwortete:

„Allah verdamme dich! Du bist mir zuvorgekommen, wirst aber den Raub nicht lange behalten. Gieb mich augenblicklich frei, sonst müßt ihr alle, du und deine Leute heute zu der Stunde, da die Sonne am höchsten steht, in die Hölle wandern!"

„Wer soll uns die Thüre derselben öffnen?"

„Meine Krieger, welche mit Macht über euch kommen werden, wenn ich nicht bald zu ihnen zurückkehre."

„Wie groß ist ihre Zahl?"

„Ich gebiete über mehr Männer, als deine Leute Finger und Zehen haben."

„Also neunmal mehr! Weißt du denn, wie viele Personen unter meinem Befehle stehen?"

„Ich brauche es gar nicht zu hören; ich kann es mir schon denken. Also gieb mich frei, sonst seid ihr verloren."

„Und wenn ich dir diesen Wunsch erfülle, was wirst du dann thun?"

„Es ist nicht ein Wunsch sondern ein Befehl, welchem du gehorchen wirst. Dann werde ich den Raub, den du dem Feldwebel abgenommen hast, mit dir teilen."

„Hm!" lächelte Schwarz. „Wo befinden sich deine Leute?"

„Einige von ihnen sind ganz nahe hier; ich ließ sie zurück, als ich ging, das Lager zu erforschen. Komme ich nicht sehr bald zu ihnen, so werden sie der Hauptschar, welche unterwegs ist, entgegeneilen, um sie zu benachrichtigen, daß ich in die Hände der Feinde gefallen bin. Dann wird weder Allah noch werde ich Erbarmen mit euch haben."

„Du sprichst im Tone eines Emirs, welchem Tausende von Kriegern folgen; das ist unvorsichtig von dir, denn nicht ich bin verloren, sondern du wirst es sein, wenn du meinen Zorn erregst. Du verheimlichst mir die Anzahl deiner Leute, ich aber will dir offen zeigen, über wie viele ich gebiete. Stehe auf und folge mir!"

Schwarz sprach diese Aufforderung aus, weil soeben vom Wasser her eine laute, befehlende Stimme erklungen war und er also annehmen konnte, daß die Schiffe im Anzuge seien. Er zog den Gefangenen von der Erde auf und führte ihn, natürlich von Pfotenhauer gefolgt, dem Ufer zu. Dort suchte er eine Stelle, welche einen freien Durchblick bot, und sah, daß er sich nicht geirrt hatte. Man sah die Schiffe nahen, von Kähnen geschleppt und von einem günstigen Morgenwinde getrieben. Die Kähne waren voller Ruderer und auf den Decks der großen Fahrzeuge wimmelte es von Menschen.

„Allah akbar! So viele Schiffe!" rief der Mann erstaunt und betroffen. „Wer sind die vielen Menschen, und was wollen sie hier?"

„Sie wollen deine Krieger vernichten, sobald diese ankommen. Jetzt sage dir selbst, wer in die Hölle wandern wird, wir oder ihr."

„Das ist ja eine wirkliche Flotte von Schiffen und eine ganze Armee von Kriegern!"

„Komm weiter! Ich will dir noch mehr Menschen zeigen."

Er faßte ihn am Arme und führte ihn nach dem Lager. Als sie durch die Büsche ins Freie traten und der Mann die unerwartete Zahl der Anwesenden erblickte, rief er aus:

„Da kommt ein wirkliches Heer zusammen! Herr, willst du den Sudan erobern?"

„Nein, ich will nur Abu el Mot bestrafen."

„Abu el Mot?" erklang es schnell. „Weiter willst du nichts?"

„Nein."

„Du willst nicht die Dörfer der Bongo überfallen?"

„Nein. Ich will nur Abu el Mot unschädlich machen. Sobald dies geschehen ist, ziehen wir wieder fort."

„Willst du das beschwören?"

„Ja."

„Bei deinen Ureltern und bei deinem Barte?"

„Gern und sofort."

„So segne dich Allah und verleihe dir einst den weichsten Platz im siebenten seiner Himmel! Wären meine Hände nicht gebunden, so würde ich dich umarmen und dich bitten, mich als deinen Freund und Verbündeten zu betrachten."

„Ist dies dein Ernst?"

„Mein heiliger Ernst, Herr. Die Seriben sind wahre Höllen für die armen Bewohner dieses Landes, und Abu el Mot ist der oberste dieser Teufel in Menschengestalt. Niemand hat die Macht oder den Mut gehabt, sein Gegner zu werden, und so hat er das ganze Land in Ketten und Banden geschlagen. Wonach sein Herz begehrt, das nimmt er; jeder muß ihm gehorchen, und wer das nicht thut, der ist verloren, denn er wird entweder getötet oder in die Sklaverei geschleppt. Nun aber ein Emir kommt wie du, mit solcher Macht, da muß alle Angst verschwinden, und ich biete dir meine Dienste und meine Krieger an, um mit ihnen für dich gegen Abu el Mot zu kämpfen."

Er hatte mit Begeisterung gesprochen, und die linke Hälfte seines Gesichtes glänzte vor Freude. Das war nichts Gemachtes; das war keine Verstellung, und dennoch antwortete Schwarz:

„So bist du also nicht ein Freund von Abu el Mot?"

„O nein, sondern ich hasse ihn."

„Und dennoch kommst du, um mit seinem Feldwebel Handel zu treiben?"

„Handel?" lachte der Mann grimmig. „Ja, handeln wollte ich, aber nicht wie der Feldwebel es dachte. Ich habe nichts zum Bezahlen mitgebracht. Ich wollte diese Hunde überfallen und töten. Darum wurde ich zornig, als ich hörte, daß sie und ihre Habe bereits in deine Hände gefallen seien. Nun aber magst du alles behalten; ich gönne es dir. Sage mir nur, wo Abu el Mot sich befindet. Es kann nicht so gut wie früher mit ihm stehen, da der Feldwebel von ihm abgefallen ist. Nur dies gab mir den Mut, aus dem versprochenen Handel einen feindlichen Ueberfall werden zu lassen."

„Wie ist dein Name?"

„Abu ed Dawuhs*), weil ich nur mit der Keule zu kämpfen pflege und noch keiner mich in dieser Waffe überwunden hat."

„Und wie viele Männer hast du jetzt bei dir?"

„Zweihundert."

„So viele brauchtest du, um fünfzig zu überfallen?"

„Zum Ueberfallen allein nicht, denn, Herr, wir sind keine Feiglinge; aber zum Transporte der Tiere braucht man viele Menschen, und es mußte alles sehr schnell gehen und jede Spur rasch verwischt werden, da Abu el Mot nicht erfahren durfte, was hier an diesem Maijeh vorgegangen war. Der Feldwebel mußte mit allem, was bei ihm war, spurlos verschwinden, und um dies zu bewerkstelligen, sind vierhundert Hände nicht zu viel. Willst du Vertrauen zu mir haben? Sage mir, was du beschlossen hast!"

Schwarz band ihm die Fessel auf und antwortete dabei:

„Ich gebe dir die Freiheit. Finde ich alles so, wie du sagst, so sollst du mein Verbündeter sein und an meiner Seite stehen, wenn Abu el Mot als Besiegter vor mir im Staube liegt."

„Herr, ich habe die Wahrheit gesagt. Erlaube, meine Begleiter herbeizuholen, damit einer derselben zurückreiten und den Kriegern melden kann, welche Aenderung eingetreten ist!"

*) Vater der Keule.

„Das hat noch Zeit. Du sprichst vom Reiten. Sind deine Leute zu Pferde?"

„Nein, sondern auf Kamelen. Auch habe ich Kamele mitgebracht, welche bestimmt waren, den Raub zu tragen, welchen wir hier machen wollten."

„Ihr werdet auch einen Teil davon bekommen. Daß du so viele Kamele bei dir hast, das ist mir lieb, denn das wird unsern Zug beschleunigen."

„Wohin?"

„Nach Ombula im Belanda-Lande. Abd el Mot ist dort und hat das Dorf zerstört, die Unbrauchbaren getötet und die Kräftigen zu Sklaven gemacht."

Der Vater der Keule stand einige Augenblicke bewegungslos; dann schrie er förmlich auf:

„Das möge Allah verhüten, denn wir leben mit den Belanda im Bunde und haben Verwandte dort!"

„Allah hat es nicht verhütet, denn es ist ja bereits geschehen."

„Weißt du das genau?"

„Ja. Gestern abend kam ein Bote hieher, um es zu erzählen. Abd el Mot steht im Begriffe, noch weitere Sklaven zu machen, und Abu el Mot befindet sich auf dem Wege zu ihm."

„Dann laß uns schnell aufbrechen, Herr, um diese Hunde umzubringen! Wir sind ja nun mächtig genug, dies zu thun."

„Wir werden noch heute den Zug beginnen. Komm jetzt mit hin zu den andern, wo wir das übrige besprechen können."

Sie hatten bis jetzt noch am Rande des Gebüsches gestanden. Nun begaben sie sich mitten in das Lager, wo die Leute des Feldwebels noch gebunden an der Erde saßen oder lagen. Als der letztere den neuen Ankömmling erblickte, rief er aus:

„Der Schech, welchen wir erwarten! Das ist gut, denn er wird zu unsrem Besten reden."

Der Schech aber versetzte ihm einen derben Fußtritt und antwortete:

„Schweig, du Abkömmling eines räudigen Hundes! Euch ist ganz recht geschehen. Und hätte nicht dieser fremde Emir euch gefangen genommen, so wäret ihr von mir erwürgt worden. Mögt ihr dereinst in dem Feuer brennen, welches ewig schmerzt und niemals tötet!"

Alle Anwesenden blickten auf den Schech, keiner aber mit solchen Augen und solchem Ausdrucke wie Abd es Sirr, der „Sohn des Geheimnisses". Er hatte mit dem

„Sohne der Treue“ abseits gesessen und war, als er den Fremden erblickte, aufgesprungen, um den Blick nicht wieder von ihm zu lassen.

„Was hast du? Wer ist es? Kennst du ihn?“ fragte Ben Wafa.

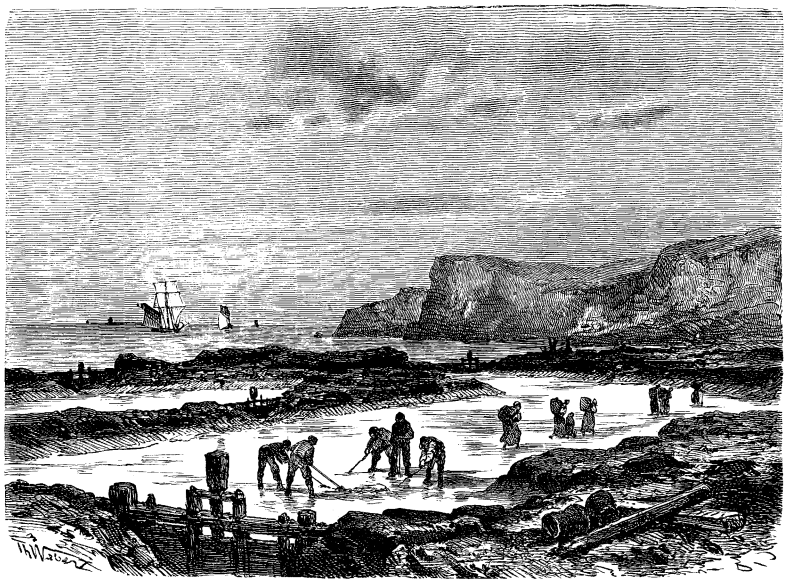
„Ich — — ich — — ja, ich muß ihn kennen,“ antwortete Abd es Sirr, indem seine Augen immer größer wurden.

„Nun, wer ist er?“

„Das — das — — weiß ich nicht.“

„Wenn du ihn kennst, mußt du es doch wissen!“

„Ich — ich kann mich nicht besinnen.“



Salzgewinnung durch einfache Verdunstung des Meerwassers.

Er legte die Hände an den Kopf, wie um mit dieser Berührung von außen seinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, doch vergeblich. Er ging hin und her, sprach halblaut mit sich selbst, setzte verschiedene Namen aus Silben zusammen, kauerte sich dann wieder neben Ben Wafa nieder, kurz, er that ganz so wie einer, welchem, wie man sich auszudrücken pflegt, ein Wort auf der Zunge liegt, ohne daß es über die Lippen will. Schließlich legte er sich gar lang auf die Erde, grub mit den Fingern Löcher, als ob er den gesuchten Namen ausgraben könne, schlug und strampelte mit den Füßen, ohne aber seinen Zweck zu erreichen.

Indessen hatten Schwarz und Pfotenhauer dem Schech erzählt, was dieser wissen mußte, um mit der gegenwärtigen Lage vertraut zu werden. Er erfuhr, wer die beiden seien, und konnte sich vieles, ja das meiste nicht erklären. Nur das eine begriff er, daß es mit Abu el Mot aus sei, daß dieser ergriffen und dem gefürchteten „Vater der Fünfhundert“ in Faschodah ausgeliefert werden solle. Das entzückte ihn, und er wäre am liebsten gleich jetzt marschiert, wenn seine Leute dagewesen wären.

„Wir sind ihrer genug, um des Erfolges sicher zu sein,“ bemerkte Schwarz. „Leider aber bin ich der Nuehrs nicht sicher. Wenn ich sie mitnehme, so ist ihnen zuzutrauen, daß sie zu Abu el Mot übergehen. Lasse ich sie aber hier, so muß ich ihnen viele Wächter stellen, welche ich nicht gut entbehren kann.“

„Wenn nur das dir Sorge macht, so kann ich dir helfen,“ antwortete der Schech.

„Wodurch?“

„Durch den Chatib*) meines Stammes. Allah hat ihm die Gabe begeisternder Rede verliehen, so daß ihm selbst das härteste Herz nicht zu widerstehen vermag. Wenn der Geist über ihn kommt, so verläßt er uns und geht auf Reisen, bis ins Land der Schilluk hinunter. Er kennt die Nuehrs genau und weiß mit ihnen zu sprechen. Erlaube ihm, die Schiffe zu besteigen und ihnen zu predigen. Du darfst sicher sein, daß sie dann darauf brennen, im Kampfe gegen Abu el Mot ihr Blut zu vergießen.“

„Wollen es versuchen. Und jetzt gehen wir zu deinen Leuten, um einen Boten an die übrigen abzusenden, der ihnen sagen soll, daß sie sich sputen mögen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Priester, Wanderprediger.

Das Kochsalz.

Warum heißt das Kochsalz auch Chlornatrium? Weil es aus Chlor und Natrium besteht. Ersteres ist ein einfacher, gasförmiger, grüngelber Körper, den man aber durch Druck auch tropfbar flüssig machen und in einer starken Flasche aufbewahren kann, der aber, sobald der Verschluß gelöst wird, sich verflüchtigt. Das Natrium ist ein silberweißes, leichtschmelzendes Metall von 0,97 spezifischem Gewicht. Beide Körper stehen untereinander in einem eigentümlichen Verhältnis. Kommt einer in die Nähe des andern, so verschwinden sogleich beide, an ihrer Stelle findet sich aber ein neuer Körper vor, und das ist eben das Kochsalz. Jenes eigentümliche Verhältnis nennt man chemische Verwandtschaft. Da wir uns die Aufgabe gestellt haben, über das Kochsalz zu sprechen, so müssen wir für heute die chemische Verwandtschaft auf sich beruhen lassen.

Das Kochsalz gehört zu den verbreitetsten Körpern auf der Erde, eben weil Chlor und Natrium eine so massenhafte Verbreitung haben, und noch weit stärker in der Urzeit der Erde verbreitet waren, in welcher eben die Bildung des Salzes vor sich gegangen ist. In mächtigen Lagern liegt es als Steinsalz im Schoße der Erde aufgespeichert, in ungeheuren Mengen ist es im Meere enthalten. Die Frage, wieviel Salz das Meer enthalte, haben wir früher schon einmal beantwortet, obwohl wir dabei weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sind; wir haben damals absichtlich das Minimum herausgerechnet. Es waren 300000 Billionen Centner.

Wie kommt nun aber das Salz in das Meer? War es ursprünglich darin? Nein, oder doch nur zu einem verschwindend kleinen Teil. Es hat sich im Laufe einer, freilich unabsehbar langen Zeit aus den Salzquellen, die aus dem Erdboden hervorbrechen und schließlich doch alle ins Meer gelangen, angesammelt, während auch anzunehmen ist, daß es viele im Meeresgrunde stehende Salzlager ausgelaugt hat. Dennoch aber ist der Salzgehalt des Meeres ein sehr geringer, was bei seiner ungeheuren Ausdehnung, die über $^2/_3$ der Erdoberfläche einnimmt, und bei seiner großen Tiefe, die im Durchschnitt genommen, weit über 1000 m beträgt, nicht zu verwundern ist. Er macht nur $^{25}/_{1000}$ oder 0,025 aus.

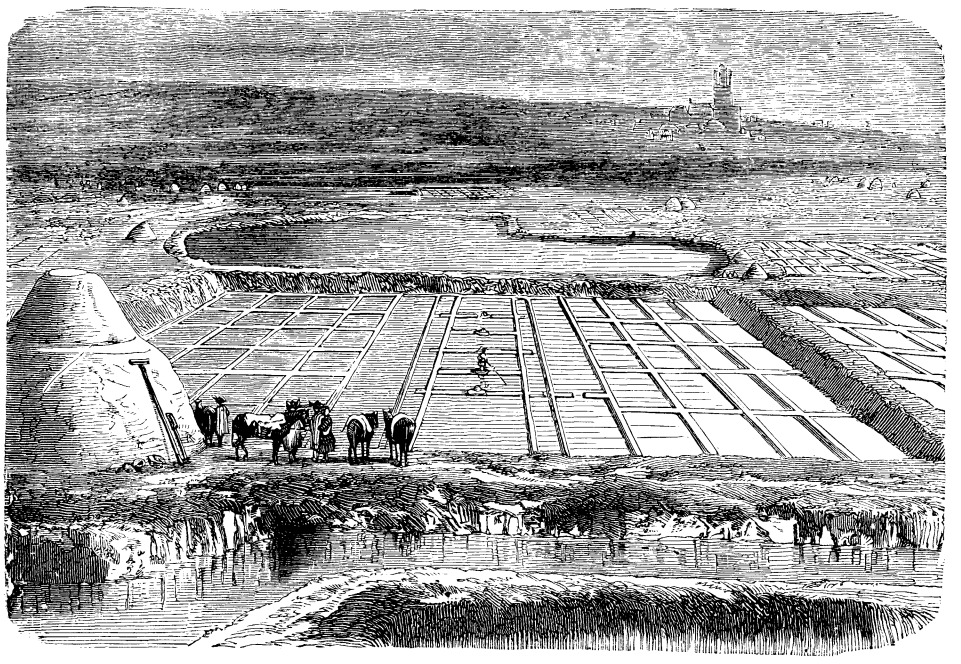
Wie nun das Meer das Salz aufgenommen hat, so kann man es ihm, aber in umgekehrter Weise, wieder entziehen. Auf diese Art der Salzgewinnung beziehen sich unsre Abbildungen. Es gibt aber noch andre Arten, auf die wir kurz zurückkommen werden, nachdem wir die Seesalzgewinnung erklärt haben.

Dieselbe wird im großen Maßstabe besonders in Frankreich, noch mehr aber in Italien betrieben, wo die Produktion sich jährlich auf 340000 Tonnen oder annähernd 7 Millionen Centner beläuft.

Solche Anlagen zur Salzgewinnung am Meeresufer nennt man Salzgärten. Sie werden in flachen, gegen die Flut geschützten Gegenden angelegt, wo es im Sommer recht heiß ist, und dazu sind die oberitalienisch-istrianischen Küsten des Adriatischen Meeres, das fast gar keine Ebbe und Flut hat, wie geschaffen. Ein Salzgarten besteht in der Regel aus sechs hintereinander liegenden Beeten, die von der Seeseite mit geringen Niveauunterschieden stufenweise ansteigen, und von einem tiefen Graben umgeben sind, der als Reservoir dient. Im Frühjahr werden alle Teile des Salzgartens gehörig gereinigt, geebnet und gestampft, die Abteilungsdämme in stand gesetzt und das Ganze gut getrocknet. Dann wird frisches Meerwasser durch die Schleuße in den Vorratsgraben eingelassen, aus dem das Wasser, nachdem es ein paar Tage gestanden, um sich zu erwärmen, mit Wurfschaufeln in das oberste Beet, bis zu einer Tiefe von 10 cm, eingeworfen wird. Nachdem es hier, je nach der Witterung, 1 bis 3 Tage gestanden, wird es in das zweite Beet eingelassen, wo es ebenso lange steht, hierauf in das dritte, vierte, fünfte und endlich sechste Beet, auf welchem Wege die Wassermasse durch Verdunsten soweit abgenommen hat, daß sie nur noch etwa 1 cm hoch steht. Es ist aber nun so stark mit Salz gesättigt, daß dasselbe sich in Krystallen am Boden ausscheidet. Dieselben werden dann durch hölzerne Krücken zusammengescharrt und am Ufer in Haufen aufgeschichtet, von denen später die Abfuhr erfolgt.

Uebrigens kann diese Art Salzgewinnung auch durch Frost geschehen, da das Salz sich beim Gefrieren absondert. So wird das Seesalz vielfach in Nordamerika gewonnen.

Aus Salzquellen, die natürlich viel gehaltreicher sind, da sie direkt aus den Salzlagern kommen, wird das Salz ebenfalls durch Verdunstung gewonnen, aber nicht in Salzgärten, sondern durch Gradierwerke. Es sind dies mächtige, dichtgefügte Hecken aus Dornen, durch welche das Salzwasser langsam herabträufelt, was durch besondere Vorrichtungen bewirkt wird. Das Tropfwasser sammelt sich unten in einem Behälter, worin die Dornwand steht und wird dann, da es noch nicht genug konzentriert ist, in flachen Behältern (Siedepfannen) gesotten, bis die Krystallbildung vor sich geht. Das Salz kommt hierauf in die Trockenkammer und wird endlich in Säcke oder Fässer verpackt.



Totalansicht eines Salzgartens an den Küsten Dalmatiens.

Tiere als Erdbeben-Propheten.

Bei einem größeren Erdbeben hat man stets beobachtet, daß sämtliche Haustiere in dieselbe Bestürzung und Angst geraten wie die Menschen. Dr. Andries hat nun alle auf dieses Verhalten der Tiere bezüglichen Nachrichten zusammengestellt, davon wir die interessantesten mitteilen wollen:

Schon bei unbedeutenden Stößen verraten die Tiere eine gewisse Unruhe, und selbst die Fische kommen bei einem Erdbeben in Masse an die Oberfläche des Wassers, sei es tot oder lebendig. Zu Tokio sah ein Mann bei einem Erdbeben i. J. 1880 seine Katze vor der geschlossenen Thüre hin und her laufen, als suchte sie hinauszukommen. Im Freien bellten die Hunde und die Pferde schlugen blindlings nach hinten aus. Zahlreiche Beobachtungen dieser Art lassen keinen Zweifel bestehen, daß auch die niederen Tiere empfinden, daß etwas Ungewöhnliches vor sich geht, dem sie zu entrinnen wünschen. Am auffallendsten ist aber die bei den Tieren schon vor dem Eintritt des Ereignisses sich kundgebende Unruhe. So beobachtete Herr J. Bisett zu Yokohama, daß 30 Sekunden vor dem Erdbebenstoße, am 15. Januar 1887, einer seiner Ponies plötzlich aufsprang und im Stalle herumrannte; das Tier war offenbar durch die herannahende Erschütterung beunruhigt worden. Ebenso hat man beobachtet, daß Fasanen einige Sekunden vor einem Erdbebenstoße zu schreien anfangen. Findet ein Erdbeben nachts statt, so stellen die Frösche einige Augenblicke vorher plötzlich ihr Quaken ein und die Japaner behaupten, daß Maulwürfe vor Schrecken sich tiefer in die Erde einbohren. Gänse verlassen das Wasser und schreien beim Herannahen eines Stoßes. Gänse, Hunde und Schweine sind, wie es scheint, diejenigen Tiere, welche die größte Unruhe vorherzeigen. Man sagt, daß bei dem berühmten Erdbeben in Calabrien die Einwohner vor der bevorstehenden Gefahr durch das Wiehern der Pferde und das Geschrei der Esel und Gänse

gewarnt wurden. Viele Vögel zeigten ihr Unbehagen, indem sie den Kopf unter den Flügel verbargen oder ganz außergewöhnliche Bewegungen machten. In Calabrien kamen kleine, gewöhnlich im Sande vergrabene Aale an die Oberfläche des Wassers und wurden massenhaft gefangen. Man erzählt, daß die Eingeborenen Caracas sich gewisse Tiere halten, wie Hunde, Katzen, Springmäuse, die sie ob der bevorstehenden Gefahr warnen. Vor dem Erdbeben von 1812 riß sich in dieser Stadt ein Hengst im Stalle los und floh in die Berge, was als eine Ankündigung der Katastrophe gedeutet wurde. Unmittelbar vor dem Erdbeben der Jahre 1822 und 1825 in Chile, flogen ungeheure Schwärme von Seevögeln nach dem Lande zu, als wären sie gleichsam durch den Beginn unterseeischer Erschütterungen erschreckt worden und *vor* dem letzten Erdbebenstoße zu Talkahuano verließen alle Hunde diese Stadt. Daß die Tiere *während* eines Erdbebens beunruhigt sind, ist leicht begreiflich, aber unbegreiflich erscheint die Unruhe, die sie *vor* dem Ausbruche desselben gewöhnlich 10—30 Sekunden vor jedem Stoße zeigen.

Die einzige Erklärung für dieses Verhalten scheint die zu sein, daß die Tiere die kleinen Erschütterungen wahrnehmen, die gewöhnlich den größeren vorangehen. Man kann daher annehmen, daß die Tiere feinere Bewegungen wahrnehmen, die dem Menschen entgehen. In vulkanischen Gegenden ereignet es sich, daß gewisse Gase vor den Erdbebenstößen aus der Erde strömen und wo diese Erscheinung eintritt, werden kleinere Tiere nicht nur erschreckt, sondern auch getötet. Es ist ein Fall bekannt, in welchem eine Menge Fische im Tiber durch Gaseruptionen getötet wurden. Am 6. April 1874 fand man in der Frühe zu Follonica die Straßen und Plätze mit toten Ratten und Mäusen bedeckt; diese Tiere wurden durch Kohlensäure, die aus der Erde strömte, erstickt.

Aber diese Erklärung für das Vorgefühl der Tiere reicht in vielen Fällen nicht aus; denn die Vogelwelt, die doch oft stundenlang mit dem festen Erdboden oder dem Wasser gar nicht in Berührung kommt, zeigt ganz dieselbe Unruhe und Angst, wie die andern Tiere. Die Erklärung dieses sonderbaren Verhaltens liegt in dem allgemein hoch entwickelten Geruchsvermögen der Tiere. Beim Menschen ist infolge der durch zahlreiche Erkältungen und verkehrte Lebensweise hervorgerufenen chronischen Entzündung der Nasenschleimhäute dieses Vermögen bedeutend geschwächt. Allgemein bekannt ist ja, wie alle Tiere von ihrem Geruchssinn viel größeren Gebrauch machen, als der Mensch. Das Tier, besonders das in der Freiheit lebende, bedarf keiner chemischen oder mikroskopischen Untersuchung, um zu wissen, ob ein Nahrungsmittel ihm zuträglich ist oder nicht; selbst bei ungewöhnlichen scheinbar gefahrdrohenden Erscheinungen zieht es seine Nase zu Rat und schlägt dieser Wächter keinen Alarm, so ängstigt sich auch dasselbe nicht sonderlich. Ein Herr, der zu Pferde in Begleitung des Eigentümers des letzteren in Griechenland reiste, begegnete unvermutet dem Eisenbahnzuge auf der neu eröffneten Strecke Athen-Korinth. Weder der Eigentümer des Pferdes, noch das Pferd selbst hatten je einen Eisenbahnzug herankommen sehen. Die Wirkung des heranbrausenden Zuges war aber die, daß der Bauer entsetzt davonlief, das Pferd indessen, nachdem es die Nüstern weit geöffnet, um zu *riechen*, was da los sei, ruhig stehen blieb, weil ihm sein Geruchssinn keine Gefahr andeutete. Hätte es irgend ein großes und wildes Tier gerochen, so wäre es sicher nicht stehen geblieben. Nun ist durch eine Reihe wohl bestätigter Beobachtungen aus jüngster Zeit nachgewiesen, daß bei Erdbeben heftige elektrische Entladungen stattfinden, ferner aber steht fest, daß bei allen diesen stets ein eigentümlicher Geruch auftritt, der von Ozon herrührt. Berücksichtigt man nun diese Thatsachen und den ferneren Umstand, daß bei Erdbeben vielfach Gase aus der Erde strömen, so wird es erklärlich, warum die Tiere bei ihrem feinen Geruchssinn schon vor Eintritt der einzelnen Stöße beunruhigt werden, denn sie nehmen einen ihnen unbekannten und unangenehmen Geruch wahr, der sie beängstigt, gerade so wie ein Mensch, der in irgend einem Raum einen ihm unbekannten, durchdringenden Geruch wahrnimmt, beunruhigt und auf die ihm möglicherweise drohende Gefahr aufmerksam gemacht wird. Da dem betreffenden Erdbebenstoße ohne Zweifel kleinere elektrische Entladungen um eine gewisse Zeit vorangehen, so ist das ein Vorgefühl der Tiere und ihre Angst vor einem ungewöhnlichen bevorstehenden Ereignisse wohl begreiflich. Begünstigt wird diese Geruchswahrnehmung der Tiere noch dadurch, daß dieselben sich fast stets mit dem nackten Erdboden in direkter Berührung befinden, also die aus demselben kommenden Gerüche leichter wahrnehmen können, als der Mensch, der sich meist in Räumen aufhält, in denen er durch den Fußboden nicht in gleichem Maße mit dem nackten Erdreich in Verbindung steht.

Blutsbrüderschaft.

In den Zeitungen liest man jetzt mitunter von der Blutsbrüderschaft, welche Europäer mit den Häuptlingen und Königen Mittelafrikas geschworen haben. Stanley erzählt, daß er solche mit Ismaili im großen Urwalde geschworen hat, und von Sansibar wird gemeldet, daß Mwanga, König von Uganda, der Blutsbruder des Dr. Peters geworden ist. Da der Ritus vielleicht einigen Einfluß auf den Gang der Ereignisse haben dürfte, und dieses vielleicht in höherem Grade, als all die papiernen Verträge, mit welchen sich unternehmungslustige Reisende die Taschen vollstopfen, mag es nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, worin er eigentlich besteht. Zur Vornehmung der Ceremonie wird mit einem Rasiermesser ein kleiner Einschnitt oberhalb der fünften Rippe auf der rechten Körperhälfte gemacht. Dann werden Kaffeebeeren in das herausfließende Blut getaucht und wechselseitig von den den Bund schließenden zwei Personen gegessen. Diejenigen, welche Blutsbrüderschaft geschworen haben, verlassen einander niemals in Gefahren, und das gegenseitige Vertrauen ist unbegrenzt. Es heißt, daß es noch niemals in Mittelafrika vorgekommen ist, daß einer die Blutsbrüderschaft gebrochen hat.

Abmarsch ins Manöver.

Bald wird der Sommer vorüber, die Ferien zu Ende sein. Herbstliche Tage werden kommen, die Felder sind leer, die Früchte eingeheimst, die Tage kürzer, die Nächte länger geworden. Jetzt ist die Zeit, da die Truppen ins Manöver rücken, daß die Garnison der Stadt den Rücken kehrt, wie wir selbst es vor nicht zu vielen, aber gar zu rasch vergangenen Wochen thaten, als wir fröhlich zum Thore hinauszogen, die Ferien anzutreten, ins Gebirge und an die See,

aufs Land und in die Sommerfrische, zu fröhlicher Wanderung, zu Spiel und zur Ergötzlichkeit.

„Morgen geht es los!“ hat es tags zuvor geheißen. Die Quartiermacher waren in der Frühe bereits abgerückt, um draußen in den Einquartierungsorten alles vorzubereiten und einzurichten. Es war geschäftig hergegangen, bis in den späten Abend hinein. Die Kammerunteroffiziere hatten alle Hände voll zu thun; in den Compagnien herrschte reges Leben durch den Empfang der Marschsachen, Packen und Rüsten; es wurden Koffer gefüllt und Pferde beschlagen und Wagen beladen; vor allen hatten die Rekruten es wichtig, die zum erstenmal hinauszogen um teilzunehmen am Manöver, dem Scheinbild des Krieges, wo sie frei von der Zucht der Kaserne und den Fesseln des Garnisonzwangs, Zeugnis ablegen sollten von den Erfolgen ihrer Ausbildung. Das Manöver ist die Probe auf das Exempel. Wenn der Rekrut von dort heimkehrt, ist er selbst ein Alter.

Beim Abmarsch dürfen wir nicht fehlen. Um sechs Uhr geht es los und um sieben erst geht die Schule an.

„Ich gehe bis zur ‚Landwehr‘ mit,“ sagt Albert seinem Freunde Edu.

„Und ich bis zum letzten Heller,“ erwiderte dieser. „Das können wir ebensogut, wir nehmen dann den Rückweg über die Wiesen und steigen beim alten Pulverturme über die Mauer.“

„Der Weg über die Wiesen ist verboten und beim Pulverturme steht der Posten,“ wirft Albert ein.

„Auf den Wiesen lassen wir uns nicht fangen,“ beschwichtigt Edu des Freundes Bedenken, „und der Posten geht ein; es sind immer nur die Platzpatronen und die zum Scheibenschießen dienenden in dem Magazin. Wenn die Soldaten fort sind, steht es leer.“

„Wenn du mitgehst, gehe ich auch,“ beteuerte Albert.

In der Stadt ist es früh lebendig. Um halb fünf schon wird der Weckruf geblasen und eine Stunde später beleben sich die Straßen. Sie füllen sich mit Soldaten, welche den Sammelplätzen zueilen. Teils kommen sie einzeln oder zu mehreren aus den Bürgerquartieren, teils sind es geschlossene Abteilungen, welche von den Kasernen nach dem Paradeplatze marschieren, von wo der Abmarsch erfolgt.

Um sechs Uhr soll alles für denselben bereit stehen. Mit dem Glockenschlage erscheint der Oberst, hoch zu Roß, gefolgt von seinem Adjutanten. Die Bataillonskommandeure machen ihre Meldungen. Es ist alles in guter, ja bester Ordnung.

Ein paar kurze Kommandos, die Spitze setzt sich in Bewegung, die Tambours schlagen, dann fällt die Musik ein.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle naus, Städtle naus —“

Die muntere Jugend zieht voran. Die Straßen sind mit Schaulustigen gefüllt, alle Fenster sind besetzt, hier winkt ein Tuch, dort ertönt ein Ruf, sieht man ein Nicken und Grüßen. „Ohne Tritt!“ — „Rührt euch“, heißt es, sobald die Straßen der Stadt verlassen sind. Die Musik schweigt und munterer Gesang ertönt. Hinter der Kolonne folgen die Handpferde und die Wagen, es ist jener Teil der Marschkolonne, den unser Bildchen wiedergibt, der Vorspann. Nebenan schreiten die begleitenden Soldaten.

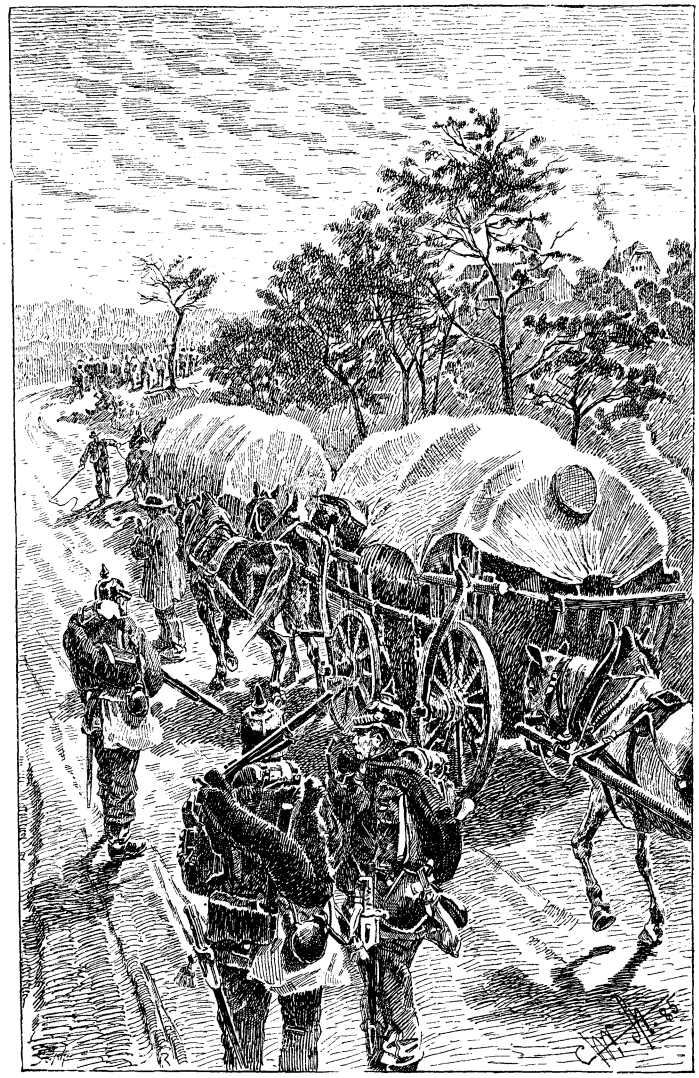
An der „Landwehr“ macht die Mehrzahl derjenigen, welche um sieben Uhr in der Schule sein mußten Halt; sie lassen die langen Reihen an sich vorbeiziehen und treten dann den Heimweg an. Nur wenige Uebermütige gehen mit bis zum letzten Heller. Dann aber gibt's einen Dauerlauf zurück nach der Stadt, natürlich über die Wiesen, denn das ist die gerade Linie.

O weh! An der Steinbrücke, die über den Riedgraben führt, steht der Feldhüter.

Was schadet es? Die Schar schwenkt rechts ab. Das Ried ist breit, doch

Der Sprung gelingt,
Nimmt nur das Herz den Graben!

Sie sind drüben und nun haben sie gewonnenes Spiel.



Ins Manöver.

Der jüngste Professor der Welt

dürfte augenblicklich ein Knabe von vierzehn Jahren sein, der an der schottischen Schule zu Alexandrien seine Hörer in der englischen Litteratur unterweist. Alabiades Benedutzi heißt der Wunderknabe, welcher selbst ein Schüler der Anstalt war, an welcher er jetzt als Lehrer wirkt. Für seine Fähigkeiten spricht am besten der Umstand, daß etwa nicht die ägyptische Regierung, sondern die Engländer ihm dieses Lehramt anvertraut haben.

Treibjagd auf Feldhühner in Norfolk.

Während der deutsche Weidmann die Feldhühnerjagd gewöhnlich weidwerkend betreibt, indem er die Kitten der Feldhühner draußen in Feld und Wiese aufsucht und die herangewachsenen Jungen vor dem Vorstehhunde schießt, veranstaltet man in andern Ländern förmliche Treibjagden auf sie, gerade wie man dort auch die Fasanen treibt. Es ist in neuerer Zeit unter den Jüngeren des Weidwerks die Frage über die größeren Vorteile und Verdienste der einen oder der andern Jagdart vielfach erörtert worden, und es ist unverkennbar der deutsche Brauch, das Feld- oder Rebhuhn mit dem Vorstehhunde aufzusuchen und vor demselben zu schießen, beliebter und mehr unsern Begriffen vom Vergnügen des Weidwerks angemessener, und auch in Frankreich und Belgien, und vor allem in Oesterreich, dem wildreichsten Land, mit der ergiebigsten und bestgepflegten Jagd, teilt der echte Sportsmann diese Ansicht, und hält den Pirschgang oder das Weidwerken für die schönste, interessanteste, mannhafteste und unterhaltendste Art der Jagdausübung. Der Brite dagegen geht von einer andern Ansicht aus, welche sozusagen national geworden ist: er will nur möglichst viel schießen und eine zahlreiche Strecke aufweisen, so daß seine Jagden auf Feldhühner und Fasanen nach unsern deutschen weidmännischen Begriffen eher einer Metzelei, als einem Jagdvergnügen gleichen. Auch bedingt der Unterschied in der Bodenkultur einen Unterschied: auf unsern kleinen Feldern, wo auf einem vergleichsweise kleinen Flächenraum so verschiedene Kulturen beisammen stehen: Aecker mit Getreide, mit Mais, Klee, Hanf, Kartoffeln, Rüben, Weberdisteln ꝛc., untermischt mit Hecken und Obstbäumen, wären zu einer Treibjagd auf Feldhühner wenig geeignet, und die Hühner, selbst wenn sie in starken Kitten beisammen sind, finden hier stellenweise guten Schutz und Deckung, daß sie nicht auffliegen. Anders ist es in Gegenden, wo unabsehbare Strecken von Wiesen oder Getreidefeldern, nur mit einer einzigen Fruchtart bebaut, sich hindehnen, kaum selten oder gar nicht von einzelstehenden Bäumen unterbrochen, wie z. B. in Norfolk, wo dann der Stand der Feldhühner eine ungemeine Zahl reicher ist. Da liegt es denn mehr im Geschmack des Engländers, nach dem zweiten Schnitt der Wiesen diese und die Stoppelfelder mittelst Treibern abzujagen und soviel wie möglich herunterzuschießen. An diesen Treibjagden beteiligen sich neuerdings häufig auch Damen, welche die leichte Hinterlader-Doppelflinte mit Grazie und Geschicklichkeit handhaben (was wir übrigens nicht als etwas Schönes, Edles und die Weiblichkeit Förderndes bezeichnen wollen). Man bildet eine lange Kette, in welcher umsichtig neben jedem Schützen ein Treiber steht, rückt in dieser Weise vor und schießt nach jedem Feldhühnervolke, welches auffsteht, wobei junge und alte Feldhühner, und etwa vorhandene Fasanen ohne Wahl heruntergeknallt und die Völker schrecklich decimiert werden. Je nun, Landesart, Landessitte!

Ein Morgen auf dem Orinoko.

Die alte Brigg „Angostura", auf der ich zum erstenmal den Orinoko hinauffuhr, wurde gewöhnlich am Abend nach eingetretener Windstille in der Mitte des gewaltigen Stromes vor Anker gelegt. — Erst mehrere Stunden nach Sonnenaufgang setzte der Wind am nächsten Tage wieder ein, und da einem Lotsen das Kommando über das Schiff erteilt und der Kapitän infolgedessen frei war, ließen wir uns, er und ich, in dem großen Boote jeden Morgen an den dicht bewaldeten Ufern entlang voraus rudern. Dort schossen wir mit unsren Flinten, was uns vor den Lauf kam, bis uns die „Angostura" gegen Mittag einholte und uns mit reicher mannigfaltiger Jagdbeute wieder an Bord nahm.

Lange vor Sonnenaufgang war ich stets munter, und sehnsüchtig erwartete ich den neuen Tag. Endlich zeigte sich dann am östlichen Horizont ein lichter Schein, welcher rasch mehr und mehr an Ausdehnung zunahm, während feurige Strahlen blitzend daraus hervorschossen. Die Sterne erblaßten und heller wurde es mit jeder Sekunde.

Gleichzeitig erhob sich ein Kreischen, Pfeifen, Flöten, Rasseln, von unzähligen Tierstimmen. Grüne, kleine und große Papageien, buntgefiederte Aras flogen mit lautem Gekrächze von einem Ufer zum andern. Im Unterholz dicht am Ufer knackten und knisterten die Zweige. Einige Nabelschweine drängten sich durch das Gestrüppe, oder mehrere Affen sprangen keck von Zweig zu Zweig und schaukelten sich schreiend an den herabhängenden, langen Schlinggewächsen.

Auch die Geruchsnerven verspürten eine Veränderung der Luft. Es war, als wenn dieselbe plötzlich von dem Duft vieler Tausende von Blüten erfüllt würde.

Für einen Augenblick kräuselte eine leichte, östliche Brise den Wasserspiegel. Rauschend glitt sie durch die Blätter der Bäume.

Der junge Morgen hatte die ganze Pracht wie mit einem Zauberschlage erweckt, und aufjauchzend begrüßte alles den frischen Tag. In ihrer ganzen Großartigkeit tauchte die Sonne, einer glühenden Feuerkugel gleich, empor.

Jeden Morgen hatte mich dieses herrliche Schauspiel entzückt, und so war es auch am vierten Tage unsrer Reise. Schnell weckte ich den Kapitän, welcher auf dem Hinterdecke in seiner Hängematte schlummerte. Langsam richtete er sich auf, und gähnend rieb er sich die Augen. Aber alles Reiben half nichts; sie wollten sich nicht öffnen. Zugeschwollen waren sie von Moskitos- und andren Insektenstichen.

Der Schiffsjunge mußte nasse Umschläge besorgen. Damit legte sich der Kapitän wieder in die Hängematte, indem er ärgerlich meinte:

„Ich kenne das! Schon einmal hatte ich das Vergnügen. Hauptsächlich hat es mir eine kleine Stechfliege angethan; Heheng nennt man dieses Teufelsungeziefer hier zu Lande."

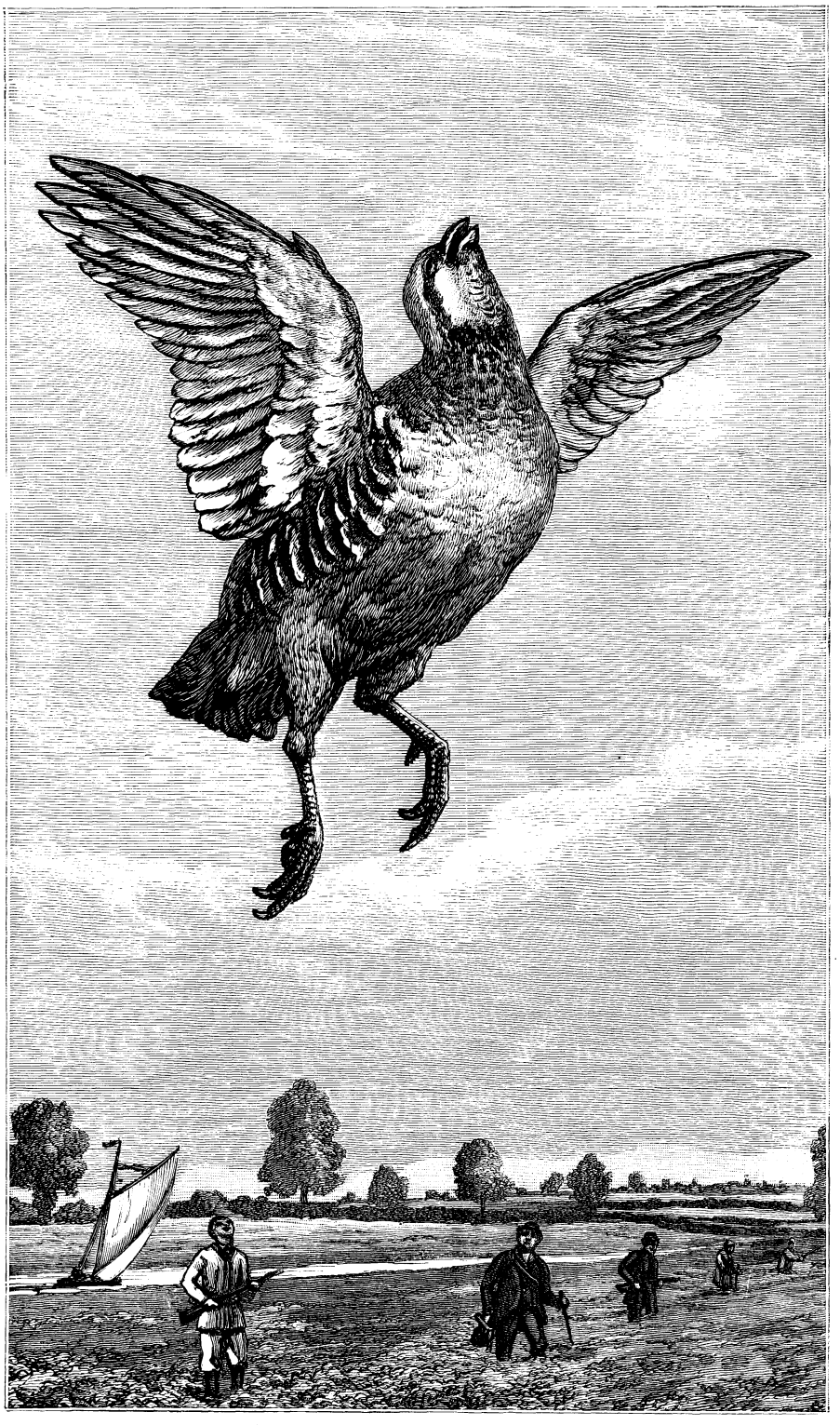
Obgleich ich den Kapitän aufrichtig bemitleidete, konnte ich es doch nicht unterlassen, ihm mein Bedauern auszusprechen,

daß ich heute nun wohl auf die Jagd verzichten müsse; doch bereitwillig stellte er mir zwei seiner Leute zur Verfügung, und seelenfroh erwählte ich mir den Zimmermann und einen Matrosen, mit denen ich mich während der Reise am meisten befreundet hatte.

Wenige Minuten später stiegen wir dieses Mal in das kleine Boot. Die beiden Leute nahmen die Riemen zur Hand; ich setzte mich an das Steuer, und vorwärts ging es dem Ufer zu. Als wir uns in unmittelbarer Nähe desselben befanden ruderten wir langsam stromaufwärts.

Ein Betreten des Urwaldes wäre unausführbar gewesen; selbst mit der Axt hätte man sich kaum einen Weg bahnen können. Jetzt erst ließ sich die ganze Undurchdringlichkeit des Unterholzes ermessen. Lange strickförmige Schlinggewächse klettern und ranken vom Boden auf und klammern sich an die vorgestreckten Zweige der Bäume. Die Zwischenräume werden durch strauchartige, holzige Gewächse ausgefüllt, deren Aeste, wild durcheinander geschlungen, mit dem sie überwuchernden Laub eine dichte Wand bilden.

Und immer neue Gestaltungen bietet diese Wand, welche schon durch die sie hier und dort bedeckende Blütenpracht oder durch die vielfachen, buntfarbigen Schattierungen der verschiedenartigsten Blätter den Blick fesselt. Dann und wann neigt sich ein Baum aus dem Dickicht schräg über das Wasser, auf dessen Stamm langblätterige, feuerrot oder gelb blühende Orchideen wuchern, und von den hohen Zweigen hängen wie ein Büschel wallender Haare, durch den leisesten Windzug hin und her wogend, lange Wurzeln herab, welche für die daran haftenden Pflanzen aus der Luft die Feuchtigkeit saugen.



Zu Tode getroffen!

„Vorwärts! Vorwärts!“ rief ich jagdeifrig meinen Leuten zu. Papageien und andre Vögel gab es hier hinreichend zu schießen; aber dafür blieb später noch Zeit genug. Mich gelüstete nach größerer und seltenerer Beute.

Plötzlich gewahrte ich bei einer Biegung eine Anzahl Brüllaffen, welche ein lautes Grunzen hören ließen, als sie unsrer ansichtig wurden. Rasch näherten wir uns. Sie machten keine Miene, die Flucht zu ergreifen, keck hüpften sie und schwangen sich vermittelst ihres Schwanzes von Zweig zu Zweig, und wütend fletschten sie die Zähne.

Ich schoß. Eines der Tiere fiel getroffen von der Höhe herab in den Fluß. Einen Augenblick saßen die übrigen Affen wie betäubt, dann sprangen sie in langen Sätzen über die Aeste davon und verschwanden im Dickicht.

Das erlegte Tier wurde aus dem

Wasser gezogen. Es war ein herrliches Exemplar für meine Sammlung, ein Männchen mit glänzend rotem, dichtem, langhaarigem Pelz, auf dem Rücken in das Gelbliche spielend. Unter der vorstehenden Schnauze saß ein langer Bart. Der Pelz des Weibchens ist dunkler, beinahe schwarzbraun, und weniger dicht und lang; auch ist der Bart kürzer.

Der Anfang der Jagd war gemacht, und nun folgte Schuß auf Schuß. Verschiedene Papageien und ein Pfefferfresser wurden erlegt; doch nach und nach zogen sich die Tiere, durch die vielen Schüsse erschreckt, deren Echo vom jenseitigen Ufer vielfach wiederhallte, mehr und mehr zurück, und oft verging eine geraume Weile, bis wir wieder irgend ein lebendes Wesen erblickten, das zu besitzen der Mühe wert gewesen wäre.

Je höher die Sonne stieg, desto glühender sandte sie ihre Strahlen vom wolkenlosen Himmel auf uns hernieder. In dicken Perlen tropfte uns der Schweiß von der Stirn. Kein Luftzug bewegte die beinahe spiegelglatte Fläche des sich langsam dahinwälzenden, majestätischen Stromes.

Sehr willkommen war es uns, als sich nach einer Weile das Ufer teilte, und wir einen schmalen Flußarm bemerkten, welcher sich im Dickicht verlor. Ich steuerte darauf zu, um die ersehnte Kühlung unter dem schattigen Laubdach zu suchen, das sich einige Sekunden später über unseren Häuptern wölbte und kaum das Tageslicht durchließ.

Von ein paar kräftigen Ruderschlägen angetrieben, schoß das Boot schnell auf der schmalen Wasserstraße dahin; dann ließen die beiden Männer ermattet die Riemen sinken, und erleichtert atmeten wir auf in der frischen, feuchten Luft, die uns umgab.

Aber nur einen Augenblick sollte die Freude dauern, denn auf einmal schwirrte, summte und sang es um uns her, und im Gesicht und an den Händen fühlten wir schmerzhafte Stiche. Wir sahen uns von dichten Wolken Stechfliegen und Moskitos umgeben, welche uns immer heftiger angriffen. Kein Umsichschlagen und Tücherschwenken half dagegen; zu Tausenden drangen die Tiere auf uns ein.

Vor uns zeigte sich eine lichte Oeffnung.

„Rudert vorwärts!“ rief ich hastig.

Schon hatten die Leute ihre Riemen wieder zur Hand genommen, und rasch bewegten wir uns weiter, von den stechenden Insekten verfolgt.

Endlich zerteilte sich das Dickicht, und blendend leuchtete uns die glühende Sonne aufs neue entgegen.

Wir befanden uns auf einer jener von dichtem Wald begrenzten, mit Schilf und Blättern bewachsenen Lagunen, wie sie in der Nähe des Orinoko häufig vorkommen und mit diesem durch kleine Flußarme verbunden sind.

Das eben noch so ruhige Wasser bewegte sich plötzlich überall, und an verschiedenen Stellen sah man dunkle Körper unter der Oberfläche verschwinden. Das Schilf an den Ufern rauschte, und aus dem Gestrüppe des Unterholzes drang das kurz abgestoßene Geheul eines Katzentiers an unser Ohr. Es klang wie Groll, daß wir es gewagt hatten, die Waldeseinsamkeit zu stören.

Unheimlich war hier der Aufenthalt. Die Wärme schien hier noch stärker zu sein als vorher auf dem Fluß. Drückend und bleischwer war die Luft. Nach Atem ringend, hatte man das Gefühl, als solle man ersticken in dieser dicken, dunsterfüllten Atmosphäre.

Unser Boot lag still etwa in der Mitte der Lagune. Hier und dort tauchten die dunklen Körper von neuem auf, aber ebenso rasch verschwanden sie wieder.

Hinter einer großblätterigen Pflanze in der Nähe des Ufers bemerkte ich einen schwarzen Gegenstand, welcher sich kaum sichtbar rührte. Ich konnte es nicht unterlassen, darauf zu schießen. Donnernd krachte der Schuß.

An der Stelle, wo die Schrotkörner eingeschlagen waren, zeigte sich der knorpelige Schwanz eines Krokodils. Gleichzeitig kam die Oberfläche der Lagune in eine sturmartige Bewegung. Unser Boot schwankte und erhielt Stöße von den unter Wasser fliehenden Krokodilen, deren breite Rücken und spitze Köpfe hier und dort sichtbar wurden. Schäumende Wogen zischten um uns her, und überall spritzte die schlammige Flut hoch empor. Kreischend flog eine Schar langbeiniger Reiher über uns hinweg, welche im Schilf verborgen gesessen hatten, und in den Bäumen ertönte das Geschrei und Gekrächze erschreckter Vögel.

Aengstlich hatten wir uns im ersten Augenblick an die Bänke des Bootes geklammert; dann aber griffen die Leute, ohne aufgefordert zu werden, zu den Riemen, und hastig ging es über die aus ihrer Ruhe aufgescheuchten wild gewordenen Tiere hinweg. Nur langsam legten wir die kurze Strecke bis zum Dickicht zurück, und mehr wie einmal drohte das leichte Boot umzuschlagen. Schneller kamen wir in dem engen Flußarm weiter. Hier machten die Moskitos und Stechfliegen abermals einen unbarmherzigen Angriff auf uns, und nicht früher ließen sie von uns ab, bis wir das breite Strombett des Orinoko wieder erreicht hatten.

Jetzt erst erkannten wir ganz die Gefahr, der wir soeben glücklich entgangen waren, und laut aufseufzend meinte der Matrose:

„Schon manchen Sturm erlebte ich, ohne zu zittern; dort drinnen aber rann mir vor Grauen ein kalter Schauer durch Mark und Bein.“

Noch immer regte sich kein Luftzug. Die „Angostura“ war daher noch nicht zu erwarten. Aufs neue fuhren wir stromaufwärts.

Doch die rechte Lust an der Jagd war mir vergangen. Die Stechfliegen und Moskitos hatten uns gar zu übel zugerichtet; wir verspürten ein heftiges Jucken im Gesicht und an den Händen. Das Gesicht des Zimmermannes schwoll bis zur Unkenntlichkeit an; des Matrosen linkes Auge schloß sich nach und nach, und meine Unterlippe wurde mit jeder Minute dicker und länger. Dabei war die Hitze mittlerweile geradezu unerträglich geworden, und mit sehnsüchtigem Verlangen schauten wir nach einem Platze aus, wo wir wenigstens etwas gegen die brennenden Strahlen der Sonne geschützt, ankern und die Ankunft unsrer Brigg erwarten konnten.

Hinter einem Ufervorsprung, welcher durch mächtige schwarze, von Schlingpflanzen überwucherte Felsblöcke gebildet wurde, bot sich dazu Gelegenheit. Ein alter Baumstamm lag zwischen den Steinen, und über seine weit ausgestreckten Aeste breiteten sich großblätterige Gewächse aus, welche uns hinreichenden Schatten gaben.

Die Sonne hatte beinahe ihren höchsten Punkt erreicht. Funkelnd glitzerten und flimmerten ihre Strahlen in den sich jetzt endlich durch eine schwache Brise kräuselnden Wellen des Stromes, welcher hier eine Breite von etwa 16—18 000 Fuß haben mochte.

Auf den Felsblöcken lagen unbeweg-

lich nicht weit von uns ein paar grünschillernde, dickschuppige Iguanen (große Eidechsen). Den Kopf erhoben, und das Maul weit geöffnet, schienen sie mit Behagen die heiße Luft einzuatmen. Nirgends zeigte sich ein Vogel. Auch sie hatten unter dem Laube der Bäume Schutz gesucht gegen die glühende Hitze. Kein Laut regte sich, und doch — — lauscht man bei dieser scheinbaren Stille der Natur recht aufmerksam, so vernimmt man ein seltsames Geräusch, ein Schwirren und Summen der Insekten. Dicht über dem Wasser, im Strauchwerk, in der gespaltenen Rinde des Baumes, in der gelockerten Erde zwischen den Steinen, überall regt sich hörbar das Leben. Und wie emsig schwirrt, fliegt, kriecht und flattert alles seinen Weg. Die Glut, welche die Menschen ermattet, die größeren Tiere in das Dickicht und die Vögel unter das Laub der Bäume treibt, sie verleiht dieser kleinen Insektenwelt neue Lebenskraft.

Nach und nach wurde die Brise stärker; aber nur wenig minderte sie die drückende Wärme.

Wohl eine Stunde lagen wir hinter dem Ufervorsprung, da kam endlich die „Angostura" in der grünen Laubstraße daher. Langsam, mit vollen Segeln glitt sie durch die Flut, und als sie nicht mehr weit von uns entfernt war, stießen wir vom Lande ab und ruderten der Brigg entgegen.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. An Bord wurden wir mit lautem Lachen empfangen, an dem sich auch der Kapitän beteiligte, dessen blaue Augen bereits wieder heiter in die Welt hinaussahen.

Selbst ich mußte lachen, als ich mein Antlitz im Spiegel betrachtete. Wie eine unförmliche Masse hing meine Unterlippe über das Kinn herab, und das außerdem von Pulverschleim, Schmutz und Schlamm bedeckte, schweißtriefende Gesicht trug dazu bei, mein Aussehen dem eines Urwaldbewohners ähnlich zu machen.

Die Papageien wurden dem Koch übergeben, der dieselben für das Mittagsmahl braten sollte. Während ich dann gereinigt, in trockenen Kleidern, und mit nassen Umschlägen versehen, auf dem Hinterdeck mich in der Hängematte von den überstandenen Strapazen erholte, zog der Kapitän neben mir dem Affen und Pfefferfresser die Haut ab.

Sein Lachen verstummte bald und machte einer sehr ernsten Miene Platz, als ich ihm nun ausführlich erzählte, was wir erlebten an diesem Morgen auf dem Orinoko.

Die Kunst der Pflanzenveredlung.

Das Sattelschäften und Spaltpfropfen.

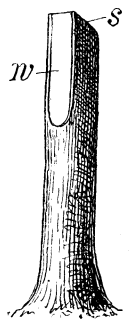
Nicht wahr, es ist doch interessant und erhebend, zu sehen, wie die Natur in ihrer stillen Geschäftigkeit Bäume und Zweigstücke zusammenwachsen läßt, als hätte sie der Tischler zusammengeleimt? Da ist es wohl begreiflich, wenn wir mit Feuereifer im ersten Frühjahr in den Garten gehen und unsre Kunst probieren wollen. Aber ach! Das Unglück will, daß kein junger Wildstamm zu finden ist, dem wir ein besseres Reis aufsetzen könnten. Zwar sind ein paar ältere, verkrüppelte Apfelbäumchen mit bemoosten Stämmchen vorhanden, die wir darum nicht in die Krone veredeln können, weil eben die Stämmchen zu krumm gewachsen sind. Was thun? Nun, vor ähnlichen Fällen steht mancher Gartenfreund ratlos und wünscht sich einen „guten Kameraden", der ihm mit gutem Rat aushelfen kann. Die Alten wendeten unter solchen Umständen das Spaltpfropfen an, von dem alsbald die Rede sein wird. Die Neuzeit bedient sich des weniger gefährlichen „Sattelschäftens". Der Stamm wird an einer glatten Stelle mit der Säge quer abgeschnitten und die Schnittfläche mit einem scharfen Messer glatt geschnitten. Es ist besser, wenn der Schnitt etwas schräg abwärts geht, wie bei Fig. 4 s zu sehen ist. An einer schrägen Schnittfläche läuft das Wasser besser ab, falls solches durch das Baumwachs später hindurchdringen sollte. An der längeren Seite schneidet man nun einen Span von der Breite ab (Fig. 4 w), daß das Edelreis, wenn es durch einen Kopulationsschnitt zugeschrägt ist, genau die Wundstelle deckt. Anstatt nun aber das Reis mit dem einfachen Kopulationsschnitt an den Stamm zu setzen, was übrigens ebenfalls angewendet wird (Anschäften), schneidet man am oberen Teil der Schnittfläche einen schiefen Winkel ein (Fig. 5 c). Der Winkel muß der Neigung der Schnittfläche an der Unterlage entsprechen, so daß das Edelreis hakenartig übergreift (Fig. 6 c). Dann wird sofort verbunden und die Wunde durch Baumwachs oder Papierstreifen, die mit Baumwachs bestrichen sind, geschlossen.

Die Methode des Sattelschäftens hat vor dem bloßen Anschäften den Vorteil, daß das Edelreis fester sitzt. Es kommen gar viele Gefahren für solch junges Reis, das noch nicht fest angewachsen ist, und es ist daher mit Recht alle Sorgfalt darauf zu verwenden, dasselbe mit möglichst viel Berührungsflächen dem Wildling anzulegen. Diesen Zweck erfüllt das in seiner Ausführung für den Anfänger allerdings schwierigere „doppelte Sattelschäften", wie es in Fig. 7 dargestellt ist.

Zu der Vorbereitung des Wildstamms für das einfache Sattelschäften kommt hierbei noch das seitliche Stehenlassen einer Rindenzunge (Fig. 7 a); dementsprechend wird das Reis auf 2 Seiten angeschnitten. Soweit dasselbe zwischen die Rindenzunge eingeklemmt werden muß, entfernt man durch einen kürzeren Kopulationsschnitt Rinde und Holz auch von der Außenseite (Fig. 7 b), während die Innenseite den gewöhnlichen Anschäftungsschnitt (Fig. 7 c) behält. Das übrige Verfahren ist dasselbe wie bei dem einfachen Anschäften (Fig. 7 d).

Als ich so jung war, wie Du und in der Schule die Pflanze zergliedern lernte, fing ich an, die Schönheit der Blumenwelt und ihre tausendfache Mannigfaltigkeit zu erfassen. Jede freie Stunde verbrachte ich draußen auf der Flur und holte mir vom Felde Ranunkeln, von den Wiesen die Anemonen, aus dem Walde junge Birken und Eichen. Alles pflanzte ich am Zaune unsres ganz kleinen Gärtchens und freute mich über jedes neue Blättchen, das meine Pfleglinge entwickelten. Da hörte ich auch vom Veredeln; ich wollte es lernen. Draußen vor der Stadt wohnte ein alter Gemüsegärtner; es war ein Mann mit alterskrummem Rücken, mit gefurchtem Gesicht, weißen Haaren, schwieligen, runzeligen Händen und zitterndem Gange. Ehe die Sonne aufging, war er schon bei seinen Obstbäumen, die eine kleine Schule am Ende seines Gartens bildeten und dann putzte er an ihnen herum, setzte hier einen Pfahl, band dort einen Zweig auf und sprach mit sich selbst. Er sprach mit sich selbst; denn er hatte niemand auf der Welt, mit dem er sprechen konnte oder wollte, so wie es ihm ums Herz war. Seine Frau war gestorben und sein

Sohn war verdorben. „Siehst du," sagte er einst zu mir, als er mir das Anschäften zeigte, „siehst du, mein Junge," so setzt man ein junges Reis auf einen alten Baum und freuet sich gar sehr, wenn es wächst. So verjüngt sich der alte Baum; das ist gerade so, als wenn ein Sohn zur Freude seines Vaters aufwächst und geistig blüht und gedeiht. Die Kinder sind auch die jungen Reiser, die auf einen alten Stamm gesetzt und von dem alten Stamm ernährt werden. Der alte Stamm gibt sein Herzblut für das Kind, daß es sich kräftige und zum Fruchtbaum werde, von dem die Menschen sagen: Welch edle Frucht! — Darum lerne, lerne in der Jugend, saug' dich voll mit der Nahrung des Alters, d. h. mit der Erfahrung und dem Wissen der früheren Geschlechter, damit du der Stolz deiner Eltern, die Zierde deines Landes, ein Förderer und Veredler der ganzen Menschheit werdest. Ich bin ein Stamm," so sagte der alte, weißbärtige Gärtner, „von dem ist das Edelreis abgebrochen und ich muß verdorren im Alter, wie alle Eltern, die ungeratene Kinder haben." Dabei rannen zwei große Thränen von Furche zu Furche in dem wetterbraunen Gesicht herab in den wirren langen Bart. Ich zitterte am ganzen Körper und hätte gern weinen mögen, aber ich konnte nicht und hätte auch gern sprechen mögen, aber die Zunge klebte mir am Gaumen. Es ist schrecklich, wenn ein alter Mann weint, wenn er weinen muß über sein Kind!

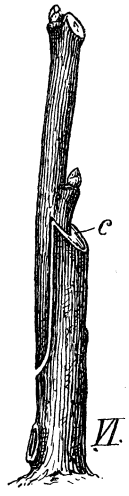


Das einfache Sattelschäften.

Ich erzähle dir die Geschichte nicht bloß deshalb, weil ich sie gar nicht vergessen kann, sondern auch deswegen, weil mir damals der alte Mann mit geheimnisvoller Miene auch sagte: „Wenn du Glück haben willst beim Veredeln, so mußt du bei zunehmendem Monde veredeln."

Viele Jahre vergingen. Den alten Mann deckt lange draußen auf dem Friedhofe ein Hügel, den der Epheu überspinnt und alles, was mir der Mann erzählt hatte, war verblaßt, wie eine schöne Gegend verblaßt, wenn wir in die Ferne fahren. Da fing ich an, die alten römischen Schriftsteller zu studieren, die über Gartenbau geschrieben haben und plötzlich finde ich bei Columella eine Stelle, in der es heißt, daß man das Edelreis (surculus ad insitionem) von einem reichlich tragenden Baume nehmen müsse und alle Bäume bei wachsendem Monde veredeln solle. Das war es, was mich packte. Also seit dem grauen Altertum hat sich von Jahrhundert zu Jahrhundert die Meinung fortgesponnen, daß der Mond einen Einfluß auf das Gedeihen der Pflanzen ausübe. Gewiß wird man Dir auch einmal davon erzählen; denn viele Landleute glauben noch jetzt daran und suchen sich zur Zeit der Saat den zunehmenden Mond aus. Dennoch hat bis jetzt die Wissenschaft einen merklichen Einfluß des sanften Gestirns auf das Wachstum der Pflanzen nicht nachweisen können.

Aber ich erkläre mir die Sache folgendermaßen: die stille Mondgöttin, die Artemis der Griechen, die Diana der Römer, galt den Alten als die Nährerin der Pflanzenkraft. Namentlich die Diana von Ephesus war das Symbol der Fruchtbarkeit in der Natur. (Jetzt wissen wir, daß in der Nacht die Vermehrung der Zellen besonders reichlich stattfindet.) Die Fruchtbarkeit der Pflanzen hängt aber, namentlich in warmen Ländern, von der Feuchtigkeit ab, die den Pflanzen zugeführt wird und je regenloser die südlichen Gegenden werden, desto mehr tritt die Bedeutung des nächtlichen Taues in den Vordergrund. Wenn in manchen Gegenden ein schwerer, reichlicher Tau nicht die lechzende Flur erfrischen würde, könnte die Vegetation dort überhaupt nicht gedeihen. Je klarer die Nächte sind, desto stärker taut es und bei klaren Nächten glänzt eben das silberne Mondlicht. Ist es daher zu verwundern, wenn Griechenlands ehemalige Bewohner die Erfrischung der blumigen Gefilde dem Segen der Artemis zuschrieben, die mit ihren Begleiterinnen, den schönen Töchtern des Poseidon, den Nymphen, still durch die Nacht zog und den funkelnden Tau an Gras und Baum in tausend glitzernden Perlen aufhing?



Das einfache Sattelschäften.

Dankend streute die gläubige Menge der fruchtzeugenden Artemis kostbaren Weihrauch auf die Altäre, und wenn auch längst die Altäre gestürzt und ein reiner, heller Glaube das Menschengemüt beseligt, so hat sich doch noch von Mund zu Mund, von einem Jahrtausend zum andern, die Mythe fortgepflanzt von der wachstumsfördernden Kraft des Mondes.

Wir aber lassen den Glauben an den Einfluß des Mondes beiseite und veredeln, sobald wir sehen, daß der Baum im Saft ist, also die Rinde sich leicht ablösen läßt, wie bei den Weidenpfeifen.

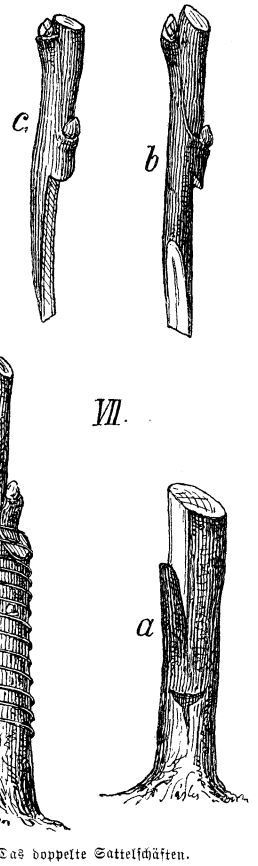
Doch manchmal läßt sich bei alten Bäumen das Anschäften nicht ausführen: der Stamm ist zu dick, die Rinde zu rissig, und doch möchten wir den alten Stamm verjüngen und neu veredeln. Da schreiten wir denn zu der gefährlichsten Operation, zum „Spaltpfropfen".

Dieses Pfropfen ist eine Methode, bei der das Edelreis in einen Spalt des Holzkörpers eingeklemmt wird. Man hat neben dem Spaltpfropfen auch ein „Rindenpfropfen", welches darin besteht, daß ein Edelreis mit ähnlicher Zuspitzung, wie bei dem Anschäften, unter die aufgehobene Rinde eingeschoben wird. Dieses Verfahren ist viel empfehlenswerter als das Spaltpfropfen, aber auch bei alten Stämmen mit rissiger Borke nicht ausführbar, ebensowenig wie das in Figur 8 u. 9 dargestellte Keilpfropfen oder Pfropfen mit dem Gaisfuß. Letztere Methode gelangt dort mit Vorteil zur Verwendung, wo man glatte, ältere Stämme oder Zweige mit einem dünnen Edelreis veredeln muß, zu einer Zeit, in der sich die Rinde nicht ganz leicht löst. Man schneidet dann den Wildling horizontal ab, glättet die Schnittfläche und schneidet mit dem Messer oder einem zu diesem Zwecke käuflichen Eisen (dem Geißfuß) einen scharfen Keil (Fig. 8 sp) heraus. Das Edelreis wird, der Wunde entsprechend, auf einer Seite keilförmig zugespitzt (Fig. 9), während es auf der andern Seite seine unverletzte Rinde behält. Verbunden und verstrichen wird die Wunde wie bei dem Sattelschäften.

Das einfache Sattelschäften.

Das eigentliche Spaltpfropfen, das natürlich auch nur zu der Zeit ausgeführt werden kann, wenn der Baum im Safte steht, also bald zur Laubentfaltung kommen will, ist in Fig. 10 dargestellt. Der alte Stamm a, dessen Wurzelkörper w noch gesund ist, wird dicht über der Wurzel abgeschnitten, wenn man einen ganz neuen Baum erziehen will, kann aber auch in jeder beliebigen Höhe gepfropft werden, falls man nur die Krone zu erneuen be-

abſichtigt. Die glattgemachte Schnittfläche wird nun quer geſpalten. Hierzu müſſen, der Stammdicke entſprechend, ſtarke Inſtrumente, wie eine kräftige Gartenhippe, ein feines Handbeil oder dergl. zur Verwendung kommen. Der Spalt geht (Fig. 10 sp) meiſtens durch das Mark des Stammes und wird durch Belaſſen des Spaltinſtruments oder durch einen Keil ſo lange offen erhalten, bis das reſp. die Edelreiſer eingeſetzt worden ſind. Bei der Gefährlichkeit der Wunde und der weniger günſtigen Verwachſung pflegt man nämlich an jeder Seite des Spaltes ein Reis einzuſchieben (Fig. 10 r u. t), ja, wenn der Stamm ſehr ſtark iſt, ſpaltet man ihn in der ſenkrecht auf dem erſten Spalt ſtehenden Richtung noch einmal und ſetzt auf dieſe Weiſe gleichzeitig 4 Edelreiſer ein. Nach dem Verbinden muß die ganze Wundfläche ſorgſamſt mit Baumwachs oder einer billigeren Baumſalbe gedeckt werden. Wir betonen hier das Wort, ſorgſamſt, weil bei Unterlaſſung eines guten Verſchluſſes der Wunde Feuchtigkeit eindringt und ein Modern der Holzſchichten einleitet.



Das doppelte Sattelſchäften.

Ein weiterer, ſehr beachtenswerter Punkt iſt das Einpaſſen des Reiſes derart, daß der Cambiumring desſelben genau mit dem Cambiumringe des Wildſtamms zuſammenfällt. Alſo nicht die äußeren Rindenſchichten müſſen in einer Linie liegen, ſondern die inneren, d. h. diejenige Region, in der Rinde und Holz einander berühren. Von dieſer Region allein geht der Verkittungsprozeß aus und finden die neuen Verkittungszellen nicht bald die jungen Zellen des Wildlings, dann bleibt die Verwachſung eine kümmerliche. In Fig. 10 r iſt gezeigt, wie das Reis ſitzen ſoll und in t, wie es nicht eingefügt werden darf.

Es iſt ferner bei allen hier angeführten Veredlungsarten wünſchenswert, daß der in den Wildling eingeſchobene Teil des Edelreiſes ein Auge hat (Fig. 10 o). Am Auge liegen die meiſten Nährſtoffe gespeichert und iſt die Lebensthätigkeit, alſo die Zellvermehrung am kräftigſten; der Verwachſungsprozeß wird ſomit an der Augenregion am ſchnellſten eintreten.

Bei Beachtung dieſer Vorſchriften wird das Gelingen nicht ausbleiben und wir beſchränken uns auf die Beſchreibung dieſer Grundformen des Veredlungsprozeſſes, von denen es nahezu an hundert Variationen gibt. Nun übe! Wie ſtolz wirſt Du um Dich blicken, wenn der erſte Erfolg Deine Verſuche krönen wird!

VII. Wurfball und deutſcher Fußball.

Zwei Spiele im Freien.

Zum erſteren Spiel bedarf es einer Geſellſchaft von 30 bis 50 Jungens und eines nicht zu ſchweren Balls von 10 bis 12 Zoll Durchmeſſer. Ein großer Gummiball, auch rundliche Ballen von Schafwolle, Kuhhaaren oder ähnlichen Stoffen, aber alle in eine ſtarke Lederhülle genäht, eignen ſich dazu. Die Schar der Spieler teilt ſich in zwei möglichſt gleich kräftige und gleich geſchickte Parteien, welche nunmehr den eigentlichen Kampfplatz und beiderſeits hinter demſelben die Male der Parteien abzeichnen. Der in der Mitte befindliche Kampfplatz ſollte 60 Fuß lang und 40 Fuß breit, die Male zu beiden Seiten des Kampfplatzes ebenſo breit, aber nur 30 Fuß lang ſein. Es kommt darauf an, den Ball von der inneren Seite des einen Mals möglichſt weit über den Kampfplatz hin oder beſſer noch bis in das Mal der Gegner zu ſchleudern, alſo gilt als das eigentliche Ziel; doch wird dies nicht ſo leicht erreicht, weil die Entfernung bis dahin beträchtlich iſt und die Gegenpartei den Ball während ſeines Fliegens oder Rollens durch Emporſpringen oder durch Vorſetzen der Beine aufzuhalten trachtet. Beim Beginne des Spiels ſtellen ſich beide Parteien längs der inneren Linie ihres Males auf; dem anerkannt beſten Werfer wird der Ball zuerſt übergeben, und dieſer ſchleudert denſelben ſo hoch und weit, als er irgend vermag. Aber auch drüben iſt man nicht müßig; jeder verfolgt den in der Luft fliegenden oder auf der Erde daher rollenden Ball und ſagt ſich ſofort, wo und wie derſelbe am beſten zu faſſen ſei. Die Gegner weichen alſo entweder zurück, wenn der Ball unerwartet hoch geworfen wurde, oder rücken ſchleunig vor, wenn derſelbe auf der Erde daher rollt; kurz, ſie ſuchen den gegen ſie geſchleuderten Ball möglichſt ſchnell aufzuhalten. Da nämlich, wo dies gelingt, nimmt die angegriffene Partei, parallel mit den Linien ihres Mals, die neue Stellung ein. Glückte es ihr, den Ball vor ihrer inneren Mallinie zu fangen oder ſonſt zum Stillſtand zu bringen, ſo hat ſie für den nächſten Wurf an Raum gewonnen; rollte aber der Ball in ihr Mal hinein, ſo muß die ganze Partei bis dahin zurückweichen, wo der Ball zur Ruhe kam oder gebracht wurde. Wer den Ball fing oder an der Erde feſthielt, muß ſelber den zweiten Wurf thun, darf den Ball nicht etwa einem geſchickteren oder kräftigeren Werfer übergeben. So wechſelt das Spiel zwiſchen Wurf und Abwehr, zwiſchen Vorrücken und Zurückweichen, bis endlich eine der beiden Parteien ſo viel Vorſprung gewonnen hat, daß ſie den Ball mit einer letzten Anſtrengung über die Grenze im Rücken der Gegenpartei hinauswirft, wodurch der Sieg zu Gunſten derjenigen Partei entſchieden iſt, welche zuletzt warf. Ueber den jedesmaligen Ruhepunkt des Balls hinaus darf niemand von der am Wurf befindlichen Partei vorrücken, wohl aber dürfen ſich die Spieler über die ganze Breite des Spielplatzes ausdehnen und in dieſer Linie nach Belieben und Bedarf ihre Plätze wechſeln. Sollte der Ball infolge eines mißglückten Wurfes zur Seite über die Grenze rollen, ſo muß er von da parallel mit den Mallinien auf den Kampfplatz zurückgetragen und von hier aus der nächſte Wurf gethan werden. Uner-

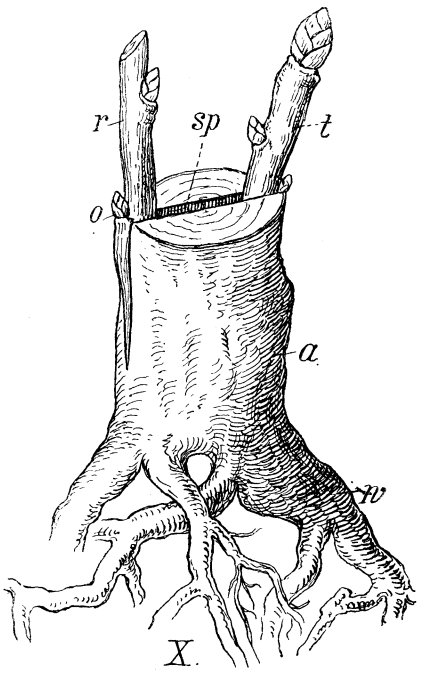
Das Keilpfropfen oder Pfropfen mit dem Geißfuß.

Das Keilpfropfen oder Pfropfen mit dem Geißfuß.

laubt ist es, den Ball mit den Füßen zu treffen oder beim Auffangen mit den Händen zurückzuschlagen. In diesem Falle ist derjenige Platz maßgebend, auf dem der zurückprallende Ball die Hände des Fängers berührte. — Zum deutschen Fußball bedarf es ebenfalls eines großen Balls. Einer von den Knaben, der den Treiber macht, nimmt mit dem Ball an einem beliebigen Punkte Aufstellung, und die übrigen bilden um ihn her einen weitläufigen Kreis, indem sie die Arme horizontal ausstrecken und sich mit den Händen fassen. Der Treiber ist bemüht, seinen Ball durch Stoßen mit einem Fuße durch den Kreis der Mitspieler hindurchzutreiben; diese aber versuchen den Ball aufzuhalten. Dabei gilt als Gesetz, daß der Ball nicht so hoch vom Boden gestoßen wird, daß er über die vorschriftsmäßig gehaltenen Arme der den Kreis bildenden Mitspieler oder gar über ihre Köpfe hinwegfliegt. Geschieht dies aus Versehen, so muß ihn sich der Treiber selber wieder holen. Letzterer darf nach eigener Wahl den rechten oder linken Fuß gebrauchen, auch mit beiden wechseln, während die Abwehrenden den Ball nur mit dem rechten Fuße zurückstoßen dürfen. Da, wo der zurückgestoßene Ball von dem Treiber zum Stillstand gebracht wurde, setzt dieser, wenn er will, die Durchbruchsversuche fort, bis es ihm endlich gelingt, den Ball durch eine Lücke unterhalb der ausgestreckten Arme hindurchzuschnellen. Derjenige Mitspieler, an dessen rechter Seite der Ball durchflog oder durchrollte, welcher also die ihm anvertraute Lücke nicht deckte, muß als neuer Treiber die Mitte des Kreises beziehen, während der bisherige Treiber dessen Platz in der Kette der übrigen Mitspieler einnimmt.

Ein strenger Vater.

Die Erziehung der Hohenzollern war von alters her eine sehr strenge, ganz besonders streng aber nahm es König Friedrich Wilhelm I., Friedrich des Großen Vater. Derselbe hatte eigenhändig folgenden Stundenplan für seinen Sohn aufgesetzt und hielt darauf, daß derselbe von dem jungen Prinzen und Dühan de Handun eingehalten wurde: „Morgens um 6 Uhr wird er gewecket, und sobald solches geschehen ist, sollen sie ihn anhalten, daß er, sonder sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht, und muß er alsdann niederknien und ein klein Gebet halten. Sobald er solches gethan, soll er so geschwinde als



Das Spaltpfropfen.

möglich die Schuhe anziehen, auch das Gesicht und die Hände waschen, aber nicht mit Seife, ferner soll er das Haar auskämmen und schwänzen (d. i. in einen Zopf flechten), aber nicht pudern lassen. Indes er sich kämmen läßt, soll er zugleich Thee und Frühstück nehmen; daß das zugleich eine Arbeit ist, und muß dieses alles vor halben sieben Uhr fertig sein. Alsdann Dühan und alle seine Domestiken hereinkommen sollen, und wird alsdann das große Gebet gehalten, ein Kapitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, wie am Sonntage, welches alles bis sieben Uhr dauert, worauf die Domestiken wieder weggehen sollen. Von sieben bis neun Uhr soll Dühan mit ihm Historie traktieren, um neun kommt der Hofprediger Noltenius, der soll ihn bis $^3/_4$11 Uhr im Christentum informieren. Um $^3/_4$11 Uhr soll er das Gesicht geschwinde mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen, um 11 Uhr zum Könige kommen; da bleibt er bis 2 Uhr, alsdann er gleich wieder nach seiner Kammer geht. Dühan soll alsdann auch gleich da sein, ihm von zwei bis drei die Landkarte weisen; dabei sie ihm sollen aller europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichtum und Armut der Städte explicieren. Von drei bis vier Uhr soll er die Moral traktieren, von vier bis fünf Uhr soll Dühan teutsche Briefe mit ihm schreiben und dahin sehen, daß er einen guten Stylum bekomme. Um fünf Uhr soll er die Hände waschen und zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertieren und thun, was er will, wenn es nicht gegen Gott ist."

Logogriph.

Was mein Papa gar wunderschön
Zu spielen weiß mit c,
Das hält bei uns in Haus und Hof
Gar treue Wacht mit b.
Ein Tier ist's — wirst dir's denken können;
Doch weißt du auch, wie wir es nennen?

Silbenrätsel.

Die Erste schwimmt, ein Koloß im weiten Meer,
Die Zweite tönt bald nah bald ferner zu uns her.
Das Ganze: Name längst entschwundner Herrlichkeit,
Die niemals war und doch im blut'gen Schlachtenstreit
Die Helden damals spornt' zu Tod und Tapferkeit.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 42.

„Zama — Lama."

Auflösung der Scharade in Nr. 42.

„Gänsekiel."

Auflösung des Auszählrätsels in Nr. 42.

Bei der Silbe „es" wird angefangen und wird die vierte Silbe ausgezählt. Der Text lautet:

Es steht ein Berg in Feuer,
In feurigem Morgenbrand,
Und auf des Berges Spitze
Ein Tann'baum über Land.
Und auf dem höchsten Wipfel
Steh' ich und schau' vom Baum,
O Welt, du schöne Welt, du,
Man sieht dich vor Blüten kaum.

Rätselhafte Inschrift.

Fragen und Antworten.

Chemie in München. Wiederholt hat der „G. K." die Frage nach einer billigen und guten Bezugsquelle für chemische Apparate beantwortet. Du findest in Nr. 37 dieses Jahrgangs auch eine Anzahl Apparate aufgezählt, mit diesen die wichtigsten Versuche anzustellen.

L. A. N. O. in München. Oftmals fragt einer von euch Jungens mehr, als zehn gescheite Männer beantworten können. Unser Kamerad will wissen: kann man Hühner mit Elektricität (Leydener Flasche) töten, ohne daß dies dem Geschmack des Fleisches Eintrag thut? Wer weiß das? — Die Erbswurst besteht aus einer Mischung von Erbsenmehl, Rinderfett, zum Teil entfettetem Speck, aus Zwiebeln und andern Gewürzen, gefüllt in darmähnliche Hülsen aus Pergamentpapier. Wie sie bereitet wird? Gegessen hat sie der „G. K." schon, aber ihre Zubereitung im Detail kennen zu lernen, dieses Glück wurde ihm noch nicht zu teil. Für die Witzraketen schönsten Dank.

M. Kögel in Görlitz. Seetiere aller Art, als: Quallen, Seerosen, Fische 2c. können sehr gut in Spiritus aufbewahrt werden. Am besten geeignet ist undenaturierter von etwa 50—70 Grad. Gruß an Hobble-Frank bestellt, grüßt wieder. Merschtendels verreist, der Weltbummler!

Paul Henrici in Höxter. Der Zusatz von etwas mehr Terpentin, sowie das richtige Kochen der Mischung, das Erwärmen der Platte vor dem Aufgießen wird Deinen Elektrophor bedeutend widerstandsfähiger machen. Im übrigen siehe unsre Bemerkungen Seite 31 des III. Jahrgangs. Besten Erfolg!

Borkum. Das hat ein Hamburger geschrieben und der sollte das doch wissen. Werden dem Herrn auf die Finger klopfen. Für Deine Mitteilung besten Dank.

Mehlwurmzüchter in Dortmund. Dein Terrarium ist so wie Du es beschreibst ganz gut und Lurche aller Art wirst Du darin halten können. Das mit der Fleischfütterung hast Du gut gemacht, bist ein erfinderischer Kopf. Doch gieb nur gut Achtung, daß die Tiere den Faden nicht etwa mit verschlingen. Besser ist es, Du reichst das Fleisch mittels einer langen Holzpinzette, die Du ganz gut selbst herstellen kannst. Nicht das Weibchen, sondern das Männchen der Geburtshelferkröte (Alytes obstetricans) trägt die Eischnüre achterförmig um die Hinterfüße geschlungen. Hinsichtlich der Entwicklung mußt Du die Tiere sich selbst überlassen, nicht etwa die Eier losmachen und ins Wasser werfen. Wir sind auf das Resultat gespannt. Gruß.

R. Mittenzweig. Du fragst, ob man Ganzsachen und Briefmarken als Muster ohne Wert ins Ausland versenden könnte — o ja, mit Ausnahme der beschriebenen Ganzsachen. Das Porto beträgt in diesem Fall nach den Vereinigten Staaten 5 Pfg., für 50 g mindestens 10 Pfg.

Brauskopf. Peter läßt sich für Deine Glückwünsche zum Namensfeste schönstens bedanken und fragen, wie Dein Name lautet, daß er auch gratulieren kann.

Untersekundaner W. M. in Stettin. 1) Käferlarven kannst Du freilich auch aufziehen, wenn Du ihnen nur die notwendigen Lebensbedingungen gewährst. Beim Mehlwurm z. B. ist dies sehr leicht, bei andern Käferlarven, die in der Erde, in Baummulm u. s. w. leben, wiederum sehr schwer oder nicht ausführbar, zumal viele Larven mehrere Jahre zu ihrer völligen Entwicklung brauchen. 2) Das Hofmann'sche Werk „die Schmetterlinge" ist sehr empfehlenswert. 3) Kein wirklicher Sammler spannt Käfer auf. Die Beine und Fühler werden vielmehr um den Leib angelegt und der Käfer so getrocknet. Deine andern Fragen zu beantworten wird Dein Buchhändler gewiß gerne bereit sein. Schnäuzchen läßt den Gruß bestens erwidern.

Proßnitzer. Beim alten bleiben, wenn es gut, Veränderung oftmals schaden thut; Doch wähle, wo Du sicher bist, Das Neue, das noch besser ist. In diesem Falle würden wir das Alte in die Rumpelkammer werfen und den neuen Anschauungen entsprechend handeln. Gruß freundlich erwidert.

L. v. N. Das gliche der Geschichte vom Kuckuckei. Nein, mein Freund!

Samuel. Froschschenkel? Da bist Du im Irrtum mein Lieber, die schmecken, hübsch knusperig im Schmalz gebacken, sogar sehr delikat.

Na. Na. in B. Deine Fragen lassen sich so keinesfalls beantworten. Es ist überhaupt nicht möglich, genau anzugeben, wieviel eine Münze wert sei. Soll das heißen: Wieviel bekomme ich, wenn ich sie verkaufe? Oder soll es heißen: Wieviel muß ich zahlen, wenn ich sie kaufen will? Das ist durchaus zweierlei! Der preußische Thaler von 1866 (Wilhelm I. mit Lorbeerkranz) kommt im Verkehr sehr oft vor, jeder hat ihn schon in der Hand gehabt. Und in Münzkatalogen wird er (allerdings mit dem Zusatz „Schön") zu 4 M. angeboten. Nun trage ihn einmal zu demselben Münzenhändler hin und frage ihn, was er dafür geben will! Da wird er ganz kühl und trocken antworten: 2 M. 90 Pf. Wenn also jemand die an sich heikle Frage nach dem Werte von Münzen durchaus an uns richten will, so muß er diese Frage im obigen Sinne genauer erläutern. Aber auch dann ist nur eine ganz oberflächliche Schätzung (ohne alle Verbindlichkeit) möglich, da der Wert je nach Angebot und Nachfrage oft beträchtlich schwankt. Jedenfalls muß aber die fragliche Münze selbst vorgelegt oder doch eine genaue Beschreibung gegeben werden (manchmal ist ein einzelner Buchstabe, Punkt oder Strich wesentlich!) und vor allem eine Angabe des Erhaltungszustandes. Wenn Du aber angibst: Eine Silbermünze mit dem Kopfe Klemens V., so und so groß — so genügt das nicht. — Soweit es überhaupt möglich ist zu urteilen, sind Deine Nr. I, II und V wenig wert (vielleicht 5 Pf. das Stück), Nr. VI mehr, Nr. III, IV, VII und VIII am meisten. — Nochmals aber sei für alle unsre münzensammelnden Kameraden bemerkt: Münzen bestimmen wir ganz gern, ihren Wert zahlenmäßig beurteilen, ist aber meist keine angenehme Aufgabe. Prosit!

A. v. S.: Den großen Vogelkäfig, welcher in Nr. 25 beschrieben und abgebildet ist, kannst Du aus einer der großen Käfigfabriken in Berlin: A. Stüdemann, Weinmeisterstr. 14, oder C. B. Hähnel, Lindenstr. 63, beziehen, wozu Deine Sparbüchse aber ziemlich wohl bestellt sein muß. Der Preis ist sehr verschieden, je nach der einfacheren oder wertvolleren Herstellung. Er wird zwischen 45 bis 75 Mk. kosten. Neuerdings bringt die Vogelhandlung „Zur gefiederten Welt" von G. Voß in Köln a. Rh. ähnliche Käfige in den Handel, welche in sechs verschiedenen Größen hergestellt werden, die einfach und praktisch, billig und schön zugleich sind. Lasse Dir ein Preisverzeichnis schicken.

F. F. in A. „Achteckige Preußen" suchst Du? Was sind denn das für Kerle. Wirst wahrscheinlich Briefmarken meinen.

A. Kemmerich in Bremen. Deinen Taubenschlag sollst Du gut trocken und beständig rein halten. Das Ungeziefer entfernst Du aus demselben am besten durch Ausräuchern mittels scharf riechenden Kräutern, Insektenpulver oder auch Schwefel. Nach dem Ausräuchern muß der Taubenschlag aber gut gelüftet werden.

Avtós in **Kassel.** Besser ist es allerdings, wenn der Spulendraht aus einem Stück besteht, gehst Du aber bei den Verbindungen gewissenhaft zu Werk, so wird die Spule, aus mehreren Teilen zusammengesetzt, ihre Dienste nicht verlagen; folgendermaßen knote (wie Du Dich ausdrückst) die Stellen an: schabe zuerst beide Verbindungsstellen ganz blank, dann nimm die Enden derselben, lege sie 5 cm lang übereinander, fasse dieselben so, daß Zeigefinger und Daumen beider Hände sich gegenüberstehen und drehe nun, wie man etwa ein Seil zusammendreht; die überstehenden Drahtenden breche dann vorsichtig ab und nun verlöte die ganze Stelle, indem Du zuerst Lötsäure darauf bringst (aber ja nicht auf die isolierende Seide) und dann mit einem Lötkolben oder einem verzinnten Messingstäbchen so lange die Verbindung bestreichst, bis das Zinn richtig die Metallstellen verbunden hat; alsdann lege entweder Guttaperchapapier oder geöltes Papier darüber und wickle weiter. Es ist dann Deine Frage fachmännisch gelöst; es empfiehlt sich nicht mehr wie 4 verlötete Verbindungen in einer Spule einzuwickeln. Besten Erfolg.

Eduard. Das ist ein Witz, ei potz Blitz! Wird unter die Raketen gesteckt.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billig! 6 Aegypt. 20 Pf. 20 Austral. 40 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 40 Deutsch. incl. (keine Doubletten, keine deutschen) darunter: 18 Kr. 60 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. Egypten, Argentina, Kanada, Chile, Guat. 4 Guatem. 25 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. temala, Mexiko, Niederl.-Indien, Süd- 5 Kap 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 3 Pers. 30 Pf. Australien 2c. verkauft (gegen vorherige Ein- 10 Rumän. 20 Pf. 3 Samoa 30 Pf. 20 Schwd sendung von nur 1 Mark und 20 Pfg. 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Porto) die **Anstalt Bethel** zum Besten Spanien 40 Pf. 6 Tanis 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf. der armen Epileptischen. Lagerkatalog gratis 6 Türk. 20 Pf. 2c. 2c. **Alle verschieden. Preis- und franco. Adresse: Bazar der Kolonie listen gratis. E. Hayn, Naumburg, Saale. Bethel b. Bielefeld i. W.**

150 Stück Briefmarken

Düsseldorf Prämiirt Cassel Wiesbaden, Frankfurt a. M., Mainz, Stuttgart.
Goos & Koenemann
Walluf (Rheingau)
Special-Stauden-Gärtnerei.
Was sind Stauden?
Prächtige ausdauernde Blütenpflanzen, die — in feinster Auswahl — von Frühjahr bis Spätherbst ein wechselnd **Blütenbild** im Garten bieten und stete Blumen-Auswahl zum Straussbinden.
Preis-Verzeichniss frei!

Linde & Scheurich

in **Berlin W. 8,**
65 I. Friedrichstrasse 65 I.
Photographischer Kunstverlag, Rahmenfabrik, Dampf-Glasschleiferei, Verkauf von hochempfindlich. **Trockenplatten** in allen Formaten für **Amateure** und Photographen.

Echte Briefmarken

Berliner Briefmarken-Bazar.
G. Lublin,
Berlin W. 8.

14 Thurn & Taxis	M.-.60
5 Bergedorf	„ -.30
6 Cuba 1890	„ -.50
6 Japan	„ -.25
10 alte Baden	„ -.45
10 Luxemburg	„ -.45
4 China u. Sarawak	„ -.65
2 Nikaragua 10 u. 25 c. 1870	„ -.50
30 Spanien M.-.40 u. 10 Mexiko	„ -.75
2 Persien 5 u. 10 Frcs.	„ -.75

Kassa voraus. Porto extra.
Preisliste gratis und franko.

Was soll unser Sohn werden!!

v. Direktor **Dr. Hans Settegast.**
Man verlange die f. Eltern, d. Söhne einen Lebensberuf **in freier Natur** erwählt, sollen, wichtige Schrift v. d. Verlagsdruckerei **Seifert, Koestritz-Gera,** geg. Eins. v. 50 ₰

Pierers Konversations-Lexikon

7. vollständig umgearbeitete Auflage.

„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch **treue Beraterdienste** sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Piererische Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes

Universal-Sprachen-Lexikon

nach Joseph Kürschners System in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), **welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer" als ein Haus- und Familienschatz allererstenRanges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:

in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 gehefteten Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.

Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Universalbibliothek

für die

Jugend

enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Kameraden! Wer von euch sich für Wappen interessiert, melde seinen Eintritt in den neu zu begründenden „Verein für Wappenkunde“ und sende seine Adresse an Joseph Freiherr von Im Hof-Untermeitingen, München, Promenadestr. 15, näheres wird ihm sodann mitgeteilt werden.

Ρούδολφ Πύλκερ Γρειζ i.V. *Σηκουνδάνερ* fragt, wie man Heidelbeerwein bereitet. Wer vermag das zu sagen?

Erwin K. So arg läßt sich Euer, „G. K.“ denn doch nicht anulken. Das glaub' wer kann.

Kamerad H. Gerstenkörner vergehen meist von selbst binnen wenigen Tagen. Eitern dieselben, dann allerdings muß man den Arzt fragen.

A. B. jr. in **München-Gladbach.** Niemand besser als wir selbst erkennen die Schattenseiten unsres Münzen-Sammelkastens, daß man, um die unterste Tafel herauszunehmen, sämtliche andern zuerst abheben muß, daß man nicht viele dicke Münzen hereinlegen kann und noch manches andre. (Daß die Uebersicht mehr fehle als bei andern Aufbewahrungsarten, läßt sich bezweifeln, und daß sich der Kasten nicht verschließen läßt, wird für die meisten unwesentlich sein.) Wenn Du dem gegenüber Deinen „Schrank“ mit 8 Schiebladen (Inhalt 30 Thaler u. a.) und Deinen verschließbaren Glaskasten empfiehlst und hinzufügst, der Schrank ist außen eingelegt und mit Nickelbeschlägen versehen, so möchten wir hinzufügen, daß unser Aufsatz für Kameraden, die „eingelegte“ Sammelkästen besitzen, die „30 Thaler“ und andre Münzen zurücklegen können, nicht berechnet war. Lies den Aufsatz noch einmal durch, dann wirst Du finden, daß es uns gerade darauf ankam, einen Ersatz für die teueren Schränke zu bieten, hauptsächlich für solche Kameraden, die von ihrem bescheidenen Taschengelde sich Kupfermünzen und kleinere Silbermünzen anschaffen. Wenn Du uns angeben kannst, wie man die Vorteile eines Münzschränkchens mit einem billigen Herstellungspreise vereinigen kann, so wird uns das sehr willkommen sein. — Dein Vorschlag, statt der Abdrücke in Stanniol solche in tüchtig angefeuchtetem feinem Briefpapier herzustellen, verdient indessen jedenfalls Beachtung. Es wäre zu versuchen, ob bei dem notwendig anzuwendenden starken Druck das Papier sich als ebenso dehnbar erweist wie das Stanniol und nicht leichter zerreißt. Hast Du es versucht? Wenn es gelingt, so leuchtet ein, daß, wie Du hinzufügst, diese Abdrücke leicht in Hefte mit Fälzen (Falzmappen) geklebt werden können und überhaupt weniger empfindlich sind als die Stanniolabdrücke. Besten Gruß!

Theod. Stankovits in **Caransebés, Ungarn**, gibt einen Elektromotor, eine laterna magica, ein Bunsen-ein Ballonelement gegen Münzen, Marken und Mineralien ab und bietet für einen photograph. Apparat eine Mineralien-, Münzen- und Schutzmarkensammlung.

Eine Druckerpresse mit zahlreichen Lettern, verschiedene Bücher, eine kleine Steinsammlung und 10 Paar weiße Mäuse hat gegen Briefmarken oder Münzen abzugeben W. Werner in Posen, Wilhelmstr. 3 a, III.

Karl Kurzweil in **Waidhofen a. d. Ybbs,** Nied.-Oesterr., Hotel gold. Löwe, sucht ein Fahrrad irgend einer Konstruktion.

Herm. Liebetrau in **Eisenach, Karlstraße 49**, möchte seine 30 cm hohe Dampfmaschine gegen eine Eiersammlung, ferner Marken und Mineralien gegen einzelne Eier vertauschen.

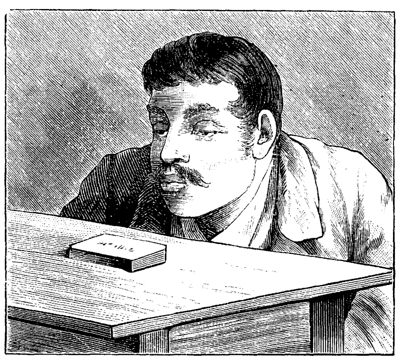
Friedrich Wiesinger, Gymnasiast in **Rimaszombat,** Komitat Gömör, Ungarn, gibt 100 Seidenraupenpuppen, von welchen man die Seide abwickeln kann, seine Wappensiegelsammlung bestehend aus 650 versch. unverletzten Wappensiegeln, 200 Doppelsiegel und 300 Marken und ebensoviel Ganzsachen gegen einen photographischen Apparat mit Zugehör, oder gegen eine Druckerpresse mit Lettern. — Tauscht auch Marken und Münzen.

Herm. Eckel in **Döbling bei Wien, Alleeg. 8**, bietet ein großes Figurentheater, ein Zimmercroquet und einen Induktionsapparat für eine Dampfmaschine, einen Elektromotor oder sonstigen galv. elektr. Apparat.

Arth. Bein in **Oberhausen, Rheinland,** hat eine schöne laterna magica und 24 Ansichten vom Rhein, die er gegen eine Salonbüchse oder auch ein Fernrohr oder Mikroskop abgeben möchte.

Eine Spielkarte umzublasen.

Mit dem Aus-, Um- und Fortblasen ereignen sich oft die spaßhaftesten Dinge. Jemand, der sich rühmt „viel Wind“ zu haben, bläst vier-, fünfmal nach einem Licht des Weihnachtsbaumes, das etwas hoch steht, aber das Licht flackert kaum; er strengt seine Lunge zu einer Gewaltleistung an, aber immer noch will es nicht gelingen, bis nach nochmaligem Versuch das Licht endlich verlöscht. So kann es auch vorkommen, daß du eine an den beiden kürzeren Seiten umgebogene Spiel- oder Visitenkarte, die also nun die Form einer Brücke hat, nicht vom Tisch wegblasen kannst, und wenn du auch den Mund unmittelbar davor bringst. Woran liegt das? Bei dem Weihnachtslichtchen bestand die Schwierigkeit darin, auf die Entfernung und nach der Höhe zu das Ziel richtig zu nehmen, denn die stoßweise fortgeblasene Luft bildet einen Kegel, der sich nur allmählich erweitert, also eher einem Stab, als einem Trichter ähnlich ist. Bei der Karte ist es gerade verkehrt den Mund ganz nahe an dieselbe zu bringen, weil in diesem Fall der Luftstoß sich nach unten und oben fast gleichmäßig verteilt, die Wirkung des untern Luftstromes (der doch allein die beabsichtigte Wirkung hervorbringen kann) durch den Druck des obern also aufgehoben wird. Willst du deinen Zweck mit der Eleganz und dem Schick, den jedes Kunststück erfordert, erreichen, so setze die Karte in einiger Entfernung vor dich auf den Tisch und blase in kurzem Stoße und in ganz spitzem Winkel nach der Karte, so daß der Luftstrom sich über den Tisch fortbewegt; sie wird sicher umkippen. Denselben Zweck erreichst du, wenn du von oben, also senkrecht bläst. Es bedarf dabei keiner Anstrengung, nur mußt du darauf Bedacht nehmen, daß der Luftstrom die Karte nicht in der Mitte, sondern auf einer der beiden offenen Seiten trifft.



Willy Rapp in **Colmar i. Els., Oststraße 41,** bittet großmütige Kameraden, ihn als Anfänger durch Uebersendung von Mineralien im Sammeln zu unterstützen.

Alb. Schumacher, per Adr.: Frau Rud. Schumacher in **Wermelskirchen,** Rheinpreußen, hat 120 Silber- und Kupfermünzen gegen gleichwertige zu vertauschen.

R. Halben in **Hamburg, Karolinenstraße 27, p. I.,** hat ein Drehkaleidoskop, einen Zauberkasten, zwei Zeichenapparate, einen Steinbaukasten, einen eisernen Stuhlschlitten, einen Schraubendampfer, einen Kasten für Spritzarbeit, einen Malkasten u. a. m. abzugeben. Erwünscht wären ein photogr. Apparat, eine Drehbank oder ein Teschin.

Ludwig Schmidt in **Wiesbaden, Oranienstr. 16 I.,** bittet um Zusendung von Stempel- und Münzendubletten.

P. Schröder in **Karlsruhe, Königstraße 65 III.,** hat einen Zauberapparat gegen Zink-, Kupfer- und Bleiplatten, sowie 3—4 Accumulatoren zu vertauschen.

Ernst Heß in **München, Sonnenstr. 27,** gibt eine neue Druckerpresse mit 300 Lettern ab.

Jacob Mader in **Homburg, Pfalz,** bietet für eine achromat. Linse ein neues Pflanzenbestimmungsbuch von Wünsche.

Wer mir so schnell wie möglich 6 Stück von den in einer früheren Nummer angebenen Papierfröschen schickt, erhält einen Satz von Argentinischen Marken nebst einer Ganzsache! Julius Luthje in Hamburg, Thielbeck 5, IV.

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken erbitten Dubletten: Emil Neureuther in Eichstätt, Bayern. Max Nagel in Breslau, Bismarckstr. 20 III. J. Weiß in Wien IV. B., Wiedenerhauptstr. 63. F. K., per Adr.: Frau W. Schulte in Hamburg, St Pauli, Eimsbüttelerstr. 46 I. (auch gewöhnliche für einen wohlth. Zweck). Franz Kirchmair in München, Herzog-Maxstr. 2 I.

Emil Weiß, per Adr.: Hrn. C. Tödt in **Altona, Gerberstraße 20,** besitzt zwei schöne Pflanzenpressen aus Eisendraht und einen sehr schönen Buchbinderkasten mit Utensilien; erwünscht für erstere sind Briefmarken, eine Laubsäge oder eine Stirnsche Geheimcamera.

Ich habe eine gute, fast neue Dampfmaschine zu vertauschen und möchte dafür ein Terrarium mit Grotte oder Freimarken haben. Ferner habe ich eine laterna magica mit Bildern abzugeben Robert Eigendorf in Hamburg Gr. Burstah 46. p.

Gust. Lesser in **Schmalkalden** sucht ein Mikroskop, gibt dafür ein neues großes Schreibersches Theater.

Tauschmarkt.

Wer meiner lieben Kameraden sendet mir Dubletten seiner Briefmarkensammlung? Danke im voraus bestens. Willy Spemann, Haus Spemann in Stuttgart.

Ich gebe für einen guten photographischen Apparat einen gut erhaltenen Schmetterlingskasten, Marken u. s. w. Karl Pätzold, per Adr.: Ehrlich in Posen, Wilhelmstr. Nr. 12.

Wer kann mir wissenschaftliche Bücher jeder Art vertauschen gegen verschiedenes andre. Habe einige ausgestopfte Vögel beispielsw. zu vergeben. A. Barckhausen in Bremen, Martinistr. 24.

R. Pardo in **Hamburg, Johns-Allee 13,** erbittet Münzen- und Markendubletten, da er eine Sammlung begonnen hat.

R. Libisch in **Cilli (Steiermark),** sammelt und tauscht: bessere Marken, Münzen und Insekten.

Hugo Levy in **Glückstadt, Holst.,** besitzt ein fast neues Herbarium, das er gegen Stempel od. Briefmarken abgeben möchte.

Liebe Kameraden, unterstützt mich doch bitte im Sammeln von geographischen und geschichtlichen Bildern. Arnold Wolf in Proßnitz (Mähren), Nieder-Ring 17.

Carl Oeßer in **Eger, Kircheng. 2,** hat eine große Anzahl Schmetterlinge zu vertauschen.

A. Pfänder in **Marburg a. L., Reitgasse 10,** hat eine wertvolle Moossammlung von 160 Stück zu vertauschen gegen einen photographischen Apparat oder eine größere Druckmaschine mit Lettern.

Walter Paap in **Rendsburg, Thorstr 2,** hat einen kleinen, sehr possierlichen Fuchs abzugeben.

Paul von Jesser in **Budweis, Böhm., Lannastr. 17,** besitzt eine ganz neue laterna magica, möchte dafür eine Druckerpresse.

Jul. Schaller in **Neudorf bei Straßburg i. Els.,** möchte mit einem zeichnenden Kameraden in Posen oder Ostpreußen in Korrespondenz treten.

Gegen ausländ. Briefmarken und Postkarten senden solche des eigenen Landes: Wilh. Kubel in Altona, kl. Gärtnerstr. 81. R. Bloch, per Adr.: Herrn Oberlehrer Friedmann in München, Reichenbachstr. 39 I. Fritz Petřina in Prag, Nikolanderg. 10. E. Schlesinger in Breslau, Klosterstr. 1 f. (Weltpostkarten). Kurt Lüders in Leipzig, Inselstr. 11 G.-G. (Weltpostkarten). Eugen Binswanger in Augsburg, Schätzlerstr. 32 II. A. v. Versen in Posen, Bäckerstr. 17 (Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel). Otto Prüssen in Paderborn, Liboripromenade. Ad. Kaučič in Triest, St. Spiridionstr. 10 (Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel). Hugo Kämpfe in Gotha, Herzog-Ernst-Seminar (Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel). Arnold Wolf in Proßnitz, Mähr., Niederring 17. Alfr. Jekelius in Kronstadt, Nonneng. 602. Wilh. Rommeler jr. in Jülich, Rheinprovinz, Kölnstr. 19. W. Poehl in St. Petersburg, Rußl., Wassili Ostrow 11, Linie 28. J. Weiß in Wien IV, Hauptstraße 63 (Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel). Wold. Hommel in Zürich, Unterstraß-Nordstr. 7. Oskar Weber in Zürich-Hottingen. Walter Röben in Bremen, Schleifmühle 13 b.

Walter Richter in **Flensburg, Rathausstraße 14,** sucht einen jungen, gutsingenden Kanarienhahn, gibt dagegen eine laterna magica mit 17 Bildern.

Wer von meinen Kameraden interessiert sich für Elektrotechnik, Physik, Chemie und fürs Maschinenfach und hätte Lust, in Korrespondenz zu treten mit Georg Schickendantz in Potsdam, Weinmeisterstr. 55.

Witzraketen.

Aufsatzblüte (über Schillers „Kampf mit dem Drachen“): „Als er (nämlich der Ritter) an der Höhle angekommen war, stieg er vom Pferd und schlug mit demselben auf den Drachen los.“

Uebersetzung: Ovum, Ovum quid mille! Ei, ei, was (der) Tausend!

Druckfehler. In einem zoologischen Garten soll der erkrankte Elefant getötet werden. Man beschließt, ihn zu erhängen. Eine Zeitung beschreibt den Vorgang folgendermaßen: Ein großer Dampfkran ward aufgestellt, Ketten wurden um den Hals des Opfers geschlungen und eine nach Tausenden zählende Menge stand erwartungsvoll und begierig da, das ungewohnte Schauspiel zu sehen. Da plötzlich hob sich der Kran, die Ketten zogen an, der Elefant schwebte in die Luft und war nach fünf Sekunden eine — Lerche.

Lehrer: Wie hieß also der germanische Kriegsgott?
Emil: Donar, d. i. Donner!
Lehrer: Richtig; und sein Weib?
Emil: Doria!
Lehrer (entsetzt): Donner und Doria!!

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden“ in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 44.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

Als Schwarz nun mit dem Schech über den Lagerplatz schritt, kamen sie an Abd es Sirr vorüber. Dieser gebärdete sich noch immer so auffällig, und sie vernahmen die Worte, welche er vor sich hinsprach:

„Abu — Abu — — Abu en — en — en — o Allah, laß es mich finden!"

„Was hat dieser Jüngling?" fragte der Schech. „Gehört er vielleicht zu den Wahnsinnigen?"

„Nein. Seine Geburt ist in Dunkel gehüllt, und er hat bis vor kurzer Zeit nur sehr wenig Hoffnung gehabt, daß das Rätsel gelöst werden könne. Vielleicht sinnt er gerade jetzt wieder über etwas nach, was ihm nicht klar werden will."

Sie gingen weiter. Gar nicht sehr entfernt vom Lager, unweit der Stelle, an welcher Joseph Schwarz und der Elefantenjäger dasselbe beobachtet hatten, hielten drei Kamelreiter zwischen den Büschen; sie hatten ein viertes, lediges Kamel bei sich, dasjenige des Schechs.

Dieser letztere kam mit Schwarz zu ihnen, um einen von ihnen fortzusenden und die andern mit in das Lager zu nehmen. Er sprach jedes Wort so, daß Schwarz es deutlich hörte und also die Ueberzeugung erhielt, daß der neue Verbündete es wirklich ehrlich meine.

> Hat einer 'ne Sache schlecht gemacht,
> Der Kluge tadelt's, der Schalksnarr lacht,
> Der Weise allein sucht's besser zu machen —
> Ist freilich schwerer, als tadeln und lachen.
>
> Richard Schmidt-Cabanis.

So komm an mein Herz, du Sohn und Nachkomme meines Blutsbruders! Eine innere Stimme sagt mir, daß du es bist, ganz abgesehen davon daß auch deine Worte mich überzeugen müssen."

Seine Leute waren nicht wenig darüber verwundert, daß hier, wo ein Ueberfall geplant worden war, ein Bündnis geschlossen worden sei; als sie aber, wenn auch in kurzer Weise, das Nähere erfuhren, waren sie ganz enthusiasmiert von dem Abenteuer, welches ihrer wartete. Der Bote ritt davon und die andern kamen mit ihren Kamelen in das Lager.

Dort war Abd es Sirr noch immer mit dem nicht aufzufindenden Namen beschäftigt. Er fing immer wieder an mit „Abu — Abu en —" konnte aber die Fortsetzung nicht finden. Da meinte sein junger Freund, der Niam-niam:

„Weißt du denn nicht, wo du ihn gesehen hast?"

„Nein."

„So nützt es dir auch nichts, nach seinem Namen zu suchen."

„O doch! Wenn ich den Namen finde, so fällt es mir auch ein, wo ich ihn kennen gelernt habe. Es ist mir ganz so, als ob mir dieser Mann einen großen Dienst erweisen könne."

„So denke weiter nach. Allah wird dich auf das richtige führen. Auch ich werde mir Mühe geben."

„Du? Wie könntest du finden, was ich selbst vergeblich suche!"

„Wenn Allah es will, so finde ich es leichter und schneller als du. Da kommen sie zurück und bringen zwei Reiter mit. Ich an deiner Stelle würde den Mann fragen, wie er heißt."

„Ja, daran dachte ich auch bereits; aber es kommt so häufig vor, daß man den Namen wechselt. Ich werde es aber dennoch versuchen."

Er stand auf, trat vor und fragte, als Schwarz und der Schech vorüber wollten, den letzteren:

„Herr, würdest du mir wohl deinen Namen nennen? Ich bin noch jung und soll eigentlich warten, bis ich vom Alter angeredet werde; aber Allah wird dir die Erfüllung meiner Bitte vergelten."

„Jawohl will ich ihn dir nennen," antwortete der Scheik. „Ich heiße Abu ed Dabbuhs."

Abd es Sirr drehte sich, nachdem er gedankt hatte, zu seinem Freunde um und sagte enttäuscht:

„Das war der Name nicht, den ich meine."

„So ist es auch der richtige Mann nicht," meinte Ben Wafa.

„Er ist es ganz gewiß; dieses halbe Gesicht habe ich schon einmal gesehen, und zwar als es noch nicht geheilt war; ich muß damals ein noch kleiner Knabe gewesen sein."

„Bei uns ist es zwar nicht so; aber nicht wahr, die arabisch sprechenden Menschen wählen den Namen nach der Eigenschaft, welche man besitzt?"

„Ja, oft ist es so."

„Nun, weißt du, wie ich diesen Mann nennen würde?"

„Wie?"

„Abu en Nuhß el Wihsch*)."

Da schlug der „Sohn des Geheimnisses" die Hände zusammen und schrie auf:

„Hamdulillah, ich hab's, ich hab's! Ja, du hattest recht; Allah hat es dir eher gesagt als mir. Du nennst diesen Mann ‚Vater des halben Gesichtes'; aber sein Name war damals noch nicht so lang; er hieß nur Abu en Nuhß, ‚Vater der Hälfte'. Ich hab's, ich hab's! Allah und allen Propheten sei Dank!"

„Es freut mich, daß ich dir habe helfen können; aber ist es dir denn nun auch eingefallen, wo du diesen Namen gehört und also den Mann gesehen hast?"

„Ja, ich weiß es, ich weiß es. Er kam blutüberströmt in unser Zelt, und die Mutter reinigte und verband es ihm. Dann lag er lange, lange Zeit krank bei uns. Er nahm mich oft zu sich auf das Serir**) und plauderte gern mit mir. Er scherzte viel, und ich mußte ihn immer nur den ‚Vater der Hälfte' nennen, weil er nur noch das halbe Gesicht hatte. Das war, wie vieles andre auch, ganz aus meinem Gedächtnisse entschwunden und ist nun bei seinem Anblicke wieder zurückgekehrt. O Allah, Allah, ich werde mit ihm über meine Heimat und meine Mutter reden können!"

„Wenn er es wirklich ist!"

„Er ist's, er ist's; ich gehe hin zu ihm. Er kann kein andrer sein als Abu en Nuhß. Ich gehe hin!"

Er wollte fort, hatte aber gar nicht nötig, sich von seinem Platze zu entfernen. Seine Worte waren rundum gehört und auch von dem Schech vernommen worden. Dieser kam herbei und fragte:

„Ich höre, daß du den Namen Abu en Nuhß nennst. Wen meinst du damit?"

„Dich, Herr," antwortete der „Sohn des Geheimnisses". „Ist das nicht dein Name?"

„Nein, aber zu einer gewissen Zeit wurde ich im Scherze so genannt, von einem kleinen Knaben, dessen Gesellschaft mir meine Leiden erleichterte und meine Schmerzen milderte."

„Wo war das? Sage es mir, o sage es schnell."

Schwarz und Pfotenhauer waren auch herbeigekommen und noch andre kamen, um zu hören, was hier so erregt verhandelt werde.

„Das war zu Kenadem im Lande Dar Runga."

„Kenadem, o Kenadem!" jubelte Abd es Sirr auf.

„Kennst du es denn?" fragte der Schech.

„Nein, doch ich bitte dich um Allahs willen, antworte mir weiter, obgleich ich so viel jünger bin als du! Wie kamst du damals nach Kenadem?"

„Ich hatte ein Gelübde gethan, das Grab des berühmten Marabuhs von Tundzur zu besuchen. Der Weg war weit, sehr weit, aber ich kam glücklich an das Ziel und brachte meine Gebete dar; dann reiste ich, von meinen Sünden frei, zurück; aber zwischen dem Rahat Gerari-See und Kenadem wurden wir Pilger von der Raubkarawane überfallen. Einige von uns wehrten sich; ich befand mich unter ihnen. Wir wurden niedergehauen, und ich erhielt einen Säbelhieb in das Gesicht, welcher mir nicht nur die Nase raubte, sondern auch die Wange und das halbe Kinn abschälte. Allah nahm meine Seele einstweilen aus dem Körper, um mir die großen Schmerzen zu ersparen. So fand mich ein Reisender, welcher später kam und noch Leben in mir spürte. Er nahm mich mit nach Kenadem zu sich, wo ich erst erwachte, als ich verbunden wurde."

„Wie hieß dieser Mann, welcher dich rettete?"

„Es war Barak el Kasi, der Emir von Kenadem."

„Hast du sein Weib gesehen?"

„Viele, viele Male, denn die Frauen von Kenadem pflegen sich vor den Gästen ihrer Herren nicht zu verschleiern."

„Beschreibe sie mir!"

„Warum?"

„Beschreibe sie, schnell!" gebot der Jüngling fast trotzig, ohne auf das warum zu achten.

„Sie war mild und wohlthätig wie der Mond, auf dessen Strahlen sich die Fruchtbarkeit des Taues zur Erde senkt. Alle Menschen liebten sie. Der Emir war finster und streng, aber unsre Seelen neigten sich zu einander; er hatte mir das Leben erhalten, und wir öffneten

*) Vater des halben Gesichtes.
**) Lager, Bett.

einander die Ader, um das Blut der Bruderschaft zu trinken. Sein Leben ist wie das meinige und mein Tod wie der seinige. Er liebte mich. Außer mir, und noch viel mehr als mich, hat er seine Frau und sein Kind geliebt."

„Du hast dieses Kind gekannt?"

„Diesen Knaben? Ja; er war das Geschenk Allahs, die Wonne seiner Mutter und die Hoffnung seines Vaters."

„Haben sich diese Hoffnungen erfüllt?"

„Das weiß ich nicht, denn ich bin seit jener Zeit nicht wieder nach Kenadem gekommen."

„Und der Emir, dein Blutsbruder, auch nicht zu dir?"

„Nein. Nur vor einem Monat, als ich nicht bei den Meinen war, ist ein Fremder gekommen, hat sich Barak el Kasi, Emir von Kenadem genannt und mit mir zu reden verlangt. Da ich nicht daheim war, ist er noch desselben Tages fortgegangen. Es muß ein Irrtum sein, denn mehrere meiner Krieger wollen in diesem Manne den berühmten Elefantenjäger erkannt haben."

„Der Emir von Kenadem und der Elefantenjäger sind dieselbe Person."

„Allah! Wie wäre das möglich!"

„Du sollst es bald erfahren. Weißt du, wie der Sohn des Emirs hieß?"

„Ja, es fehlte ihm an jedem Fuße die kleine Zehe; darum hatte man ihm den Namen Mesuf et Tmeni Sawabi-Jlidschr, Mesuf mit den acht Zehen, gegeben."

„Nun, so schau einmal her!"

Er entblößte und zeigte erst den rechten und dann auch den linken Fuß.

„Schu halamr el adschib — welch ein Wunder! Auch du hast nur acht Zehen! Oder bist du etwa — — —"

Er hielt in der Rede inne, betrachtete „den Sohn des Geheimnisses" genau und fuhr dann fort:

„Deine Züge sind noch nicht so fest, daß ich nach so langer Zeit in ihnen diejenigen deines Vaters oder deiner Mutter zu erkennen vermöchte; aber eine innere Stimme sagt mir, daß du der Sohn meines Blutsbruders bist. Antworte mir; sage mir, ob meine Ahnung mich täuscht oder nicht!"

„Ich bin es, Herr; ich bin der Knabe, welcher mit dir spielen durfte und dich im Scherze Abu en Nuhß nennen mußte. Ich habe bisher nicht gewußt, wer ich bin; nur in letzter Zeit durfte ich einen Blick in meine Heimat werfen; nun ich aber dich erkannt habe, ist es mir so gewiß, als ob der Prophet es mir selber sagte, daß ich jener Sohn des Emirs von Kenadem bin."

„So komm an mein Herz, du Sohn und Nachkomme meines Blutbruders! Eine innere Stimme sagt mir, daß du es bist, ganz abgesehen davon, daß auch deine Worte mich überzeugen müssen. Es ist so, als ob ich ihn selbst getroffen hätte. Deine Freunde sind auch die meinigen, und meine Hand wird wider alle deine Feinde sein."

Er ergriff den „Sohn des Geheimnisses" bei den Händen und zog ihn an seine Brust, um ihn zu küssen. Dann setzte er sich mit ihm nieder, und die beiden waren nun ganz ausschließlich miteinander beschäftigt. Es verstand sich ja ganz von selbst, daß sie sich gegenseitig so vieles zu fragen, zu beantworten und zu erzählen hatten.

Schwarz wendete sich von ihnen ab, diese sich selbst zu überlassen und dachte nun erst daran, daß der „Vater der elf Haare" noch immer allein bei dem erlegten Nilpferde stand und auf die Leute wartete, welche ihm geschickt werden sollten. Er verkündete also mit lauter Stimme, daß ein großes, fettes Husan el bahr getötet worden sei, was von seiten der Asaker mit großem Jubel aufgenommen wurde, und sandte den „Vater des Gelächters" mit einer Anzahl Soldaten nach der betreffenden Stelle, welche er ihnen so genau beschrieb, daß sie dieselbe nicht verfehlen konnten.

Als sie dort ankamen, stand der Slowak mit geschultertem Gewehre bei dem Tiere und rief ihnen mißmutig entgegen:

„Sind euch Flintenläufe in die Beine geraten, daß ihr sie nicht schneller bewegen könnt! Ich stehe nun über eine Stunde bei dem Ungeheuer, um nicht zu dulden, daß ihm das Leben wiederkehrt. Wäre es erwacht und davongelaufen, so hätten alle meine Bitten und Vorstellungen nicht vermocht, es in Güte zurückzuhalten. Ist es nicht genug, daß ich es für euch erschossen habe? Soll ich es auch noch auf den Rücken nehmen, um es euch zuzutragen."

„Wie? Du hast es geschossen?" fragte der „Vater des Gelächters".

„Ja. Wer denn sonst?" antwortete der Kleine stolz.

„Ein andrer. Die Kugel deines Baruhdi er rad*) ist zwar sehr groß, aber ein solches Loch vermag sie doch nicht zu reißen. Das kann nur eine Rßaß scharmat*) gewesen sein, und ich weiß, daß nur der ‚Vater des Storches' solche Kugeln besitzt; er also hat das Tier getötet, und nicht du bist es gewesen."

Während die Soldaten sich, ohne auf die Worte der beiden zu achten, mit ihren langen Messern über das Nilpferd hermachten, fuhr der Kleine seinen Freund zornig an:

„Schweig! Bist du etwa dabei gewesen? Dein Maul ist zwar so groß wie dasjenige dieses Ungeheuers; aber dein Gehirn ist so gering und klein, daß keine Nimli**) sich daran zu sättigen vermöchte. Hast du denn nicht meine Flinte krachen hören?"

„Wir vernahmen zwei Schüsse und erwachten davon. Da Sihdi Aswad und der ‚Vater des Storches' fehlten, so wußten wir sofort, daß diese beiden geschossen hatten. Nun willst du mir weiß machen, daß du es gewesen bist. Das kannst du zwar bei einem andern versuchen, aber nicht bei einem, der alle Dörfer und Völker, alle Städte und Menschen der Erde kennt!"

„Sprich ja nicht von deinen Menschen und Dörfern! Ich glaube nicht einmal, daß du den Ort kennst, an welchem die Menschen vor Schreck davonliefen, als sie dein neugeborenes Gesicht erblickten. Ich aber kenne alle Sprachen der Welt und die lateinischen Wissenschaften. Mein Kopf kann aufgeschlagen werden wie ein Buch, in welchem alles steht, und wenn ich will, geht mein Verstand auf über die Unwissenden wie die Sonne, welcher nichts in der weiten Schöpfung gleicht."

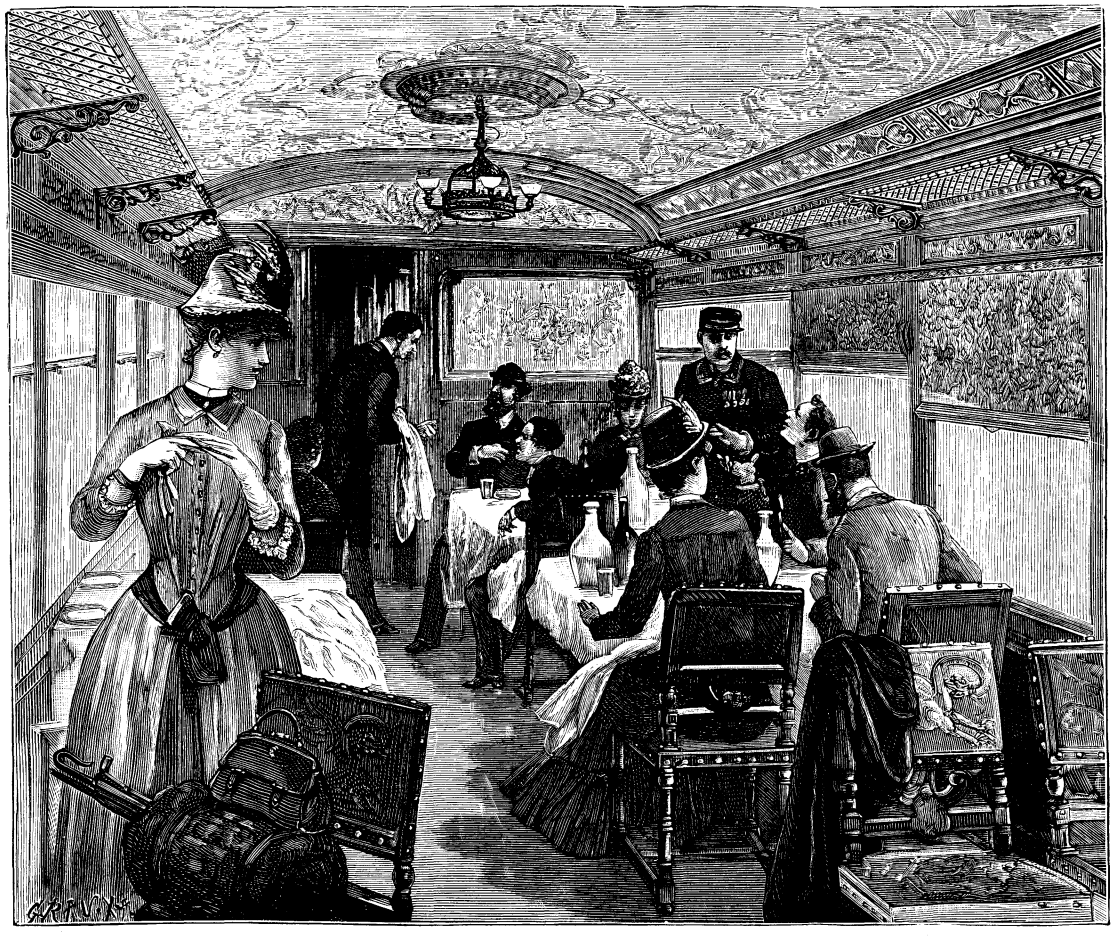
„Schu halalk, uskut — welch ein Geschwätz! Verstumme!" schrie der „Vater des Gelächters" wütend, wobei er ein Gesicht zog, als ob er vor lauter Wonne überströme. „Als mein Gesicht zum erstenmal auf Erden erschien, da jubelte nicht nur die Sonne, sondern das ganze Firmament. Kennst du meinen Namen und weißt du, wer ich bin? Ich heiße Ali Ben Hadschi Jshak al Faresi Jbu Hadschi Otaïba l'Oscher Ben Hadschi Marwan Omar el Gandesi Hafid Jacub Abd' Allah el Sandschaki. Dein Name aber lautet nur Uszkar Jstwan. Kann er sich neben dem meinigen sehen und hören lassen?"

„Jawohl! Dein langer Name ist nichts als ein Bandwurm, von dem man froh

*) Donnerflinte.

*) Sprengkugel.
**) Ameise.

ist, wenn er glücklich mit Kopf und Schwanz entfernt worden. Der meinige aber ist voller Kraft, Klang und Wohllaut, und jeder, der ihn vernimmt, freut sich der Musik desselben. Und wie der Name, so der Mann. Während du noch schliefest und durch dein Schnarchen das Weltall erzürntest, war ich bereits wach, um mit dem Riesen der Tierwelt zu kämpfen. Schau her an den Unterkiefer! Siehst du das Loch in der Haut? Meine Kugel ist da so stark aufgetroffen, daß das Tier die Maulsperre bekommen hat und weder ein Glied zu rühren noch ein vernünftiges Wort zu reden vermochte. Nur durch diese meine Kugel ist es zu seinen Vätern und Ahnen versammelt worden, und nun sage mir, ob jemals du so etwas fertig gebracht hast oder fertig bringen wirst!"



Der Speisesaal im Restaurationswagen des Orient-Expreßzuges.

„Mit größter Leichtigkeit!" antwortete der „Vater des Gelächters". „Rufe nur ein Flußpferd herbei, und du sollst sofort sehen, welchen Schreck ich demselben einjagen werde."

„Das glaube ich freilich, denn es braucht nur dein Gesicht zu sehen, so rennt es augenblicklich davon."

„Sprich nicht von meinem Gesichte!" rief der Hadschi wütend. „Wer ist denn schuld daran, als nur du allein?"

„Ich?!"

„Ja, nur du! Mein Gesicht war eine Perle der männlichen Schönheit. Meine Züge glänzten wie die Anfangsworte des Koran; meine Augen strahlten in Kraft und Milde, und meine Wangen leuchteten wie die Morgenröte, bevor ich dich erblickte. Da kamst du, und als ich dich sah, ging mir das Entsetzen wie ein Erdbeben durch alle meine Glieder, und so oft mein Auge auf dir ruht, ergreift mich dieselbe Herzensangst, die mich so plötzlich um den Inbegriff aller meiner Vorzüge gebracht hat. Ich kann erst dann auf Heilung dieses meines Leidens rechnen, wenn ich dich nicht mehr erblicke und für immer von dir geschieden bin."

„So mache dich von dannen und wage es nicht, mir jemals wieder unter die Augen zu kommen!" schrie nun seinerseits der Kleine im höchsten Zorne. „Du bist Mismahri et tabuht, der Nagel zu meinem Sarge, und es Sabab kabri, die Ursache meines Grabes. Seit ich dich kenne, gehe ich langsam ein, und der Aerger über dich frißt an den Knochen meines Lebens. Du hast meine Jugend gemordet und die Tage meines Alters im voraus verschlungen. Möge dir der Engel des Gerichtes dafür die Haut mit Nadeln bestecken, so dicht wie das Fell eines Pudelhundes!"

„Und dich möge er an den elf Haaren deines Schnurrbartes aufhängen, gerade über demjenigen Schornstein der Hölle, aus welchem — — —"

Er kam nicht weiter, denn der Slowak war in einem so hohen Grade zornig geworden, daß er sich bei der Erwähnung der elf Haare nicht länger zu beherrschen vermochte. „Uskut, dschidd ed dija w'esch schu'ub —halte den Mund, du Großvater der Dörfer und Völker!" stieß er hervor. „Du sollst mich und meinen Schnurrbart sofort kennen lernen!"

Indem er diese Drohung aussprach, warf er sich auf den Hadschi, um ihn bei der Gurgel zu fassen. In der Hitze des Wortgefechtes hatten die beiden ihre ursprünglichen Standorte gewechselt. Der Kleine war avanciert und der „Vater des Gelächters" zurückgewichen, so daß er jetzt hart am Wasser stand, den Rücken demselben zugekehrt. Er wollte dem Angriffe entgehen, that einen Sprung nach rückwärts und verlor den Boden unter den Füßen.

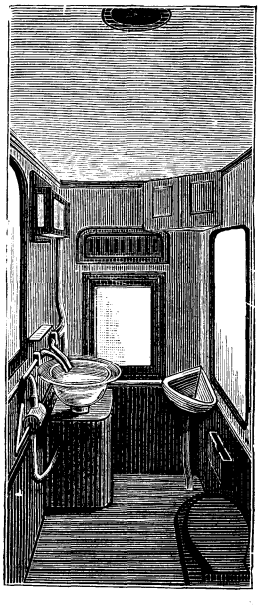
„Ja mußabi, rah nirrak — o Unglück, wir werden ertrinken!" kreischte er auf und verschwand dann in der gerade hier sehr tiefen Flut.

Es war ganz richtig, daß er nicht von

sich allein, sondern in der Mehrzahl gesprochen hatte, denn der Kleine befand sich in derselben Gefahr. Er hatte zu kräftig ausgeholt und flog nun, da der andre ihm ausgewichen war, über das Ufer hinaus und gleichfalls in das Wasser hinein, welches über den beiden hoch aufspritzte.

Die Soldaten schrieen vor Schreck, als ob sie selbst hineingefallen seien. Es handelte sich weniger um den Tod des Ertrinkens als vielmehr um die Gefahr, welche seitens der Krokodile drohte, von denen der Maijeh wimmelte. Die anwohnenden Völkerschaften des Niles sind meist gewandte Schwimmer, die Soldaten ebenso; das Wasser an sich bringt ihnen also keine Gefahr, aber vor den in demselben lebenden Ungethümen haben sie sich zu hüten.

Darum schauten die Asaker zunächst nicht nach der Stelle, an welcher die beiden im Wasser verschwunden waren, sondern über die ganze sichtbare Fläche desselben, ob da sich vielleicht ein Krokodil sehen lasse. Und wirklich lagen abwärts auf einer kleinen Landzunge mehrere dieser Tiere, welche die Köpfe erhoben. Das Geschrei der Soldaten schüchterte sie so ein, daß sie nicht in das Wasser gingen. Es kommt häufig vor, daß ein Saurier, selbst wenn er hungrig ist, sich von den Stimmen vieler Menschen einschüchtern läßt.



Ein Toiletten-Kabinett des Orient-Expreßzuges.

Jetzt tauchte der Kleine auf; er war mit dem Wasser gut vertraut und blickte sich ängstlich um, zunächst nach Krokodilen und dann nach dem „Vater des Gelächters". Als er diesen nicht sah, rief er erschrocken aus:

„Mahaihu; main fi jah — er ist nicht da; wo befindet er sich?"

„Ba'd taht el moi — noch unter dem Wasser," wurde ihm geantwortet.

„O Allah, so geht ihm die Luft aus, und er muß elendiglich ertrinken."

Der Streit war vergessen und er tauchte unter, um seinen Freund zu suchen. Einen Augenblick später erschien der „Vater des Gelächters" auf der Oberfläche und rief:

„Wo ist der ‚Vater der elf Haare'? Ich sehe ihn ja nicht!"

„Er ist wieder hinunter, um dich zu suchen," lautete die Antwort.

„Der Gute, der Freundliche, der Vortreffliche! Er wird sich mir zuliebe den Tod holen. Ich muß zu ihm hinab!"

Er tauchte wieder nieder, und im nächsten Augenblicke erschien der Slowak. Als er den andern auch jetzt noch nicht erblickte, schrie er auf:

„Er ist tot! So lange hält es kein Mensch unter dem Wasser aus. Er ist erstickt; aber ich muß wenigstens seinen Leichnam retten!"

„Bleib oben!" wurde ihm gesagt. „Er war soeben da und ging wieder hinab, um nach dir zu suchen."

Ein Saloncoupé des Orient-Expreßzuges während des Tages.

„Der Brave, der Liebe, der Herrliche! Aber ich darf ihn nicht verziehen lassen, sonst bekommen ihn die Krokodile."

Er verschwand aufs neue; dann später erschienen zwei triefende Köpfe in ziemlicher Entfernung voneinander. Sie sprudelten das Wasser von sich und sahen sich um. Der eine erblickte den andern und rief erfreut:

„Bist du es denn wirklich, du Freund meiner Seele, du Trost und Ruhe meines Herzens?"

„Ja, ich bin es, du Lust meiner Augen. Voller Wonne sehe ich dich gerettet, du Licht und Wärme meines Lebens!"

„So eile ich, um dich zu umarmen, o Glück meines Daseins!"

„Und ich schwimme an dein Herz, du Spender der seligsten Freude!"

Laut aufjauchzend schossen sie aufeinander zu, um sich im Wasser zu umarmen, und kamen dann miteinander Hand in Hand auf das Ufer zugeschwommen. Eben als sie dasselbe erreichten und aus dem Wasser stiegen, rief einer der Soldaten, mit der Hand nach der Landzunge deutend:

„Sie sind fort, die Krokodile; sie haben euch gesehen und kommen nun, euch zu fressen. Macht euch schnell vom Ufer fort!"

Mehrere sich rasch nähernde Furchen im Wasser bewiesen, daß er recht hatte. Nur einige Augenblicke später waren die Tiere da, deren dunkle, stumpfe Schnauzen man erscheinen sah.

„Hamdulillah, sie kommen zu spät. Du hast mich gerettet!" rief der Slowak, indem er den Arm um seinen Freund schlang.

„Scharafalillah, ja sie haben sich verrechnet!" antwortete dieser. „Aber nicht ich habe dich, sondern du hast mich gerettet. Ohne dich wäre ich jetzt eine Speise dieser Eidechsen und eine Mahlzeit dieser Ungeheuer, welche Allah verdammen möge!"

„Ja, ihr Leben mag kurz sein und ihr Tod fürchterlich. Ihre Ahnen seien vergessen und ihre Enkel und Nachkommen zu ewigem Hunger verurteilt. Die Krankheit mag ihren Leib verzehren und der Kummer ihre Seele, bis sie aufrichtig Buße thun und es erkennen, daß es eine Sünde gegen Allahs Gebote ist, das Fleisch lebendiger Menschen zu verzehren!"

„Sie werden niemals Buße thun, denn ihre Herzen sind verhärtet, und ihre Ohren hören nicht auf die Stimme des Warners. Sie leben in ihren Sünden weiter und werden im ewigen Feuer brennen, ohne verzehrt zu werden. Wir aber wollen uns freuen, ihren Zähnen entgangen zu sein, und ihnen sagen, daß wir sie verachten jetzt und immerdar!"

Sie riefen nun in echt orientalischer Weise den Krokodilen die beleidigendsten Schimpfnamen zu und verwünschten sie in den tiefsten Abgrund der Hölle hinab. Dann bedankten sie sich gegenseitig. Jeder wollte von dem andern gerettet worden sein und so sehr sie sich vorhin gezankt hatten, so überschwänglich waren die Freundschaftsversicherungen, mit denen sie sich jetzt gegenseitig erfreuten. Als das zu Ende war, rangen sie ihre Kleider aus und machten sich an die Arbeit, indem sie

den Soldaten halfen, das Fleisch und den dicken Speck des Nilpferdes in lange Streifen zu zerlegen. Diese wurden dann auf Lanzen gespießt und nach dem Lager getragen, wo mittlerweile mehrere Feuer angesteckt worden waren, an welchem der leckere Braten bereitet werden sollte.

Indessen hatten die Fahrzeuge sich dem Ufer genähert und die Anker ausgeworfen. Als die Insassen derselben den Geruch des Bratens verspürten, begehrten sie, aussteigen zu dürfen, was Schwarz nicht gern erlaubte, da er wenigstens der Ruehr nicht ganz sicher zu sein glaubte. Der „Vater der Hälfte" aber gab ihm den Rat, sich ihre Anhänglichkeit dadurch zu erwerben, daß er ihnen Vertrauen zeige, und so durften sie die Schiffe verlassen. Doch erhielten die Soldaten heimlich den Befehl, auf sie zu achten, damit keiner von ihnen unbemerkt den Platz verlasse.

Das Nilpferd hatte eine solche Menge von Fleisch geliefert, daß von den anwesenden Hunderten jeder ein tüchtiges Stück bekam, welches er auf beliebige Weise zubereiten und verzehren konnte. Die Art und Weise, wie das geschah, hätte einem Maler Stoff zu einer ganzen Mappe voll Genrebilder gegeben.

Die sich dabei entwickelnden heitern Scenen sollten auf eine unerwartete und, wenigstens anfänglich, unliebsame Weise unterbrochen werden. Schwarz saß mit Pfotenhauer, dem „Vater der Hälfte" und Hasab Murat zusammen. Sie aßen gebratenen Hippopotamusspeck, welchen der erstere ganz vortrefflich fand.

„Nit wahr, er ist ausgezeichnet?" fragte der „Vater des Storches". „Kaan Fleischer oder Selcher in Deutschland kann was Besseres aufweisen, und ich kenn' hier am Nil nur aan einziges, was dem nit nur gleichkommt, sondern vielleichten gar noch delikater ist."

„Was ist das?" erkundigte sich Schwarz.

„Das ist aan Elefantenbraten; aber von der richtigen Stell' muß er halt sein. Haben Sie es kennen g'lernt?"

„Elefantenfleisch habe ich gegessen, doch weiß ich nicht, von welchem Körperteile es am besten ist."

„So muß ich es Ihnen sagen. Es ist hier herum in dieser Gegend gar nit ausgeschlossen, daß uns mal so a Herr Elephas oder gar eine ganze Herd' davon begegnet; kommen wir da gut zum Schuß, so werd' ich Ihnen den praktischen Beweis für meine theoretische Behauptung liefern. Wissen's wo die Kugel den Elefanten treffen muß, wann er sogleich fallen soll?"

„Ja, dort, wo der Rüssel in den Kopf übergeht."

„Das ist schon richtig, obgleich man ihn mit der Explosionskugel auch anderswo tötlich verwunden kann. G'rad' unter dieser Stell' muß man sich ein Stück aus dem Rüssel schneiden. Das gibt den besten Braten, den ich jemals 'gessen hab'."

(Fortsetzung folgt.)

Der Orient-Expreßzug.

Unsre lieben Kameraden haben gewiß schon oft von dem Orient-Expreßzug oder Blitzzug gehört, mit dem man seit einer Reihe von Jahren von Paris aus in 80 Stunden quer durch Europa an das Ufer des Bosporus gelangen kann, in den Fahrgelegenheiten der Neuzeit eine großartige und dankenswerte Einrichtung, durch die Initiative der Compagnie Internationale des Wagons-Lits in Brüssel ins Leben gerufen. Die Verkürzung der Fahrzeit bei diesem wöchentlich zweimal in jeder Richtung verkehrenden Blitzzug ist eine wesentliche, doch wird sie nicht durch eine größere Fahrgeschwindigkeit, wohl aber durch die bedeutende Verringerung der Aufenthalte erreicht.

Es ist einleuchtend, daß bei der Ausstattung des Wagenmaterials mit Rücksicht auf die lange Fahrt und in der Voraussicht, daß nur verwöhnte oder anspruchsvolle Reisende den Orient-Expreßzug benutzen werden, viel auf Bequemlichkeit und Eleganz gesehen wurde. Unsre Bilder gewähren davon eine Vorstellung. Der Zug besteht neben der Maschine und zwei Gepäckwagen aus einer Anzahl Schlafwagen und dem Restaurationswagen. Die Schlafwagen dienen bei Tage als Personen- und Salonwagen und haben auf jeder der beiden Schmalseiten einen Eingang in einen Korridor, der den ganzen Wagen der Länge nach durchschneidet. Von diesem Korridor aus führen Thüren in die einzelnen Coupés, in denen je vier Personen sehr bequem Platz finden. Jeder Wagen enthält je ein Wasch- und Toilettekabinett für Herren und eines für Damen. Der Fußboden ist überall mit Teppichen belegt. Während der Nacht werden die breiten Diwans der einzelnen Coupés in je zwei Betten übereinander verwandelt, in denen sich's ganz behaglich schlafen läßt. Den Glanz- und Hauptanziehungspunkt des Zuges bildet der Restaurationswagen, den man von den Personenwagen aus durch sichere Eisenbrücken jederzeit leicht erreichen kann. Er umfaßt in vier ineinander laufenden Abteilungen: zuerst ein kleines Damenboudoir für sechs Personen, dann ein Rauch- oder Lesezimmer für zwölf Personen, dann den höchst elegant ausgestatteten Speisesaal und schließlich eine kleine Küche, deren Einrichtungen aber so praktisch und technisch vollendet sind, daß die von derselben gelieferten Mahlzeiten denen der renommiertesten Restaurants unsrer Großstädte nicht nachstehen. Unser großes Bild veranschaulicht das Innere des Speisesaales, in dem in der Mitte ein Gang freigehalten ist, während sich auf der einen Seite Tische zu je vier, auf der anderen zu je zwei Gedecken befinden, an denen bequem 34 bis 40 Personen zu gleicher Zeit bedient werden können.

Armlose Menschen.

„Wenn ich keine Arme hätte?" Hast du dir, mein lieber Kamerad, diese Frage schon einmal vorgelegt? Wenn nicht, so will ich sie dir vorlegen, und ich bin gewiß, du wirst mir antworten: „Dann wäre ich in der That ein sehr unglückliches Geschöpf!" Nun, siehe, solch unglückliche Geschöpfe gibt es auch. Du hast vielleicht noch keines gesehen, denn ihre Zahl ist, gottlob! nicht groß; immerhin aber erinnert uns ihr Dasein daran, daß wir gesunde, gerade Glieder hochschätzen und dem allmächtigen Schöpfer täglich dafür dankbar sein sollen. Aber

auch in diesen verkrüppelten Menschen beweist sich Gottes Macht, wie ich hier durch ein paar Beispiele darthun will.

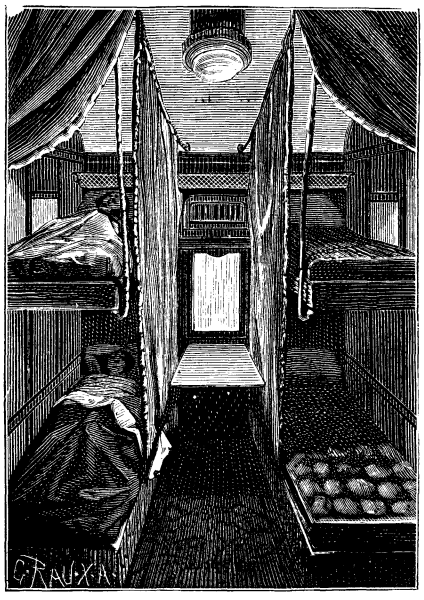
Ich erinnere mich oft daran, wie ich häufig, solange ich in Paris lebte, auf einer Brücke vor einem solchen armlosen Menschen stehen blieb und ihm zusah, wie er mit seinen Füßen so schnell und so schön schrieb, wie man es besser mit seinen Händen nicht zu thun im stande ist. Oft warf er scheinbar im Aerger über seine schlechte Feder dieselbe weg und im nächsten Augenblick schon hatte er mit den Zehen des linken Fußes eine andre ergriffen und sie zwischen die drei ersten Zehen des rechten gesteckt. — Aber was ist diese Fertigkeit gegen das, was wir von einer Miß Biffin lesen!

Sie nähte mit ihren Zehen, schnitt Papierfiguren aus und wurde sogar mit der Zeit eine Künstlerin. Bei ihren Produktionen auf den Jahrmärkten lernte sie der Graf Morton kennen, und sie flößte ihm ein so großes Interesse ein, daß er sich ihrer annahm. Wenn sie Porträte malte, war der Pinsel an ihre Schulter gebunden. Der Graf ließ sich selbst malen und nahm nach jeder Sitzung das Bild weg, um sich zu überzeugen, daß nur Miß Biffin an demselben arbeitete. Es gelang vollkommen, und im Jahre 1808 zeigte es der Graf dem König Georg III. von England, der ein lebhaftes Interesse an dieser unter so ungünstigen Verhältnissen ausgeführten Arbeit nahm. Er beauftragte sogar einen Maler, Mr. Craig, Miß Biffin Unterricht im Malen zu geben. Auch dem König Georg IV. mußte sie ihre Kunstfertigkeit zeigen, und Wilhelm IV. setzte ihr einen kleinen Jahresgehalt aus, worauf sie sich dem Wunsche des Grafen gemäß nicht mehr öffentlich produzierte. Er war 20 Jahre lang ihr treuer Freund und stand mit ihr in beständigem Briefwechsel. Nach einer vierzehnjährigen Zurückgezogenheit trat die frühere Miß Biffin wieder als Frau Weight auf und zwar als geschickte Miniaturporträtmalerin. Sie starb in Liverpool im Jahr 1850 und wurde auf dem St. James-Kirchhof begraben. Ihr Grabstein hat die folgende Inschrift:

„Hier ruhen die Ueberreste von Sarah Biffin, welche ohne Hände und Arme in East Quantox Head in der Grafschaft Somerset am 15. Oktober 1784 geboren wurde. Sie starb in Liverpool am 2. Oktober 1850. Wenige haben dieses Erdenleben durchwandelt einem solch hoffnungslosen Schicksal überlassen, wie die Verstorbene. Und doch besaß sie geistige Gaben von nicht gewöhnlicher Art. Durch ihre hervorragenden künstlerischen Leistungen sind Tausende mit den schönen Werken ihres Pinsels erfreut worden, während ihre lebhafte Unterhaltung und ihre angenehmen Manieren die Bewunderung aller erregten. Dieses Denkmal wurde ihrem Andenken errichtet von denen, welche mit ihren hier kürzlich beschriebenen Vorzügen am besten bekannt waren u. s. w."

Doch ich will dir auch etwas Näheres von einem armlosen Mann erzählen. Im Chor der St. Michaelskirche der alten Reichsstadt Schwäb.-Hall ist heutzutage noch das Bild eines solchen zu sehen, dessen Biographie wir folgendes entnehmen:

Der Kunstschreiber Thomas Schweikker wurde im Jahr 1541 zu Schwäb.-Hall geboren und zwar ohne Arme. „Die weise Vorsicht," sagte die Chronik, „ließ dies geschehen, um in der Folge zu zeigen, daß sie auch in gebrechlichen Menschen mächtig sei und durch dieselben wunderbare Dinge auszurichten vermöge." Die



Ein Saloncoupé des Orient-Expreßzuges während der Nacht, umgewandelt in ein Schlafcoupé.

Eltern des Thomä schickten ihn schon früh in die deutsche und bald darauf, im Jahr 1552, in die lateinische Schule, und weil er „ein feines Ingenium" hatte, so erlangte er in wenig Jahren einen schönen Anfang und Kenntnis in der lateinischen Sprache.

Er wurde von seinen Eltern auch fleißig zu aller Zucht und Ehrbarkeit und zur wahren Gottesfurcht angehalten.

Insbesondre übte er sich im Schreiben und brachte es in der Zierlichkeit und allerhand Zügen und Schriften so weit, daß sich jedermann, Hohe und Niedere, nicht wenig über seine Fertigkeit verwunderten. Daneben befliß er sich eines echten christlichen Wandels. Obgleich er keine Arme hatte, konnte er doch mit Hilfe seiner Füße alle Geschäfte verrichten, wie Brot schneiden, Getränke einschenken, Federn schneiden, Bücher binden, auf dem Brett spielen und seine Kleider anziehen u. s. w. Im Jahre 1602, den 4. Oktober, wurde er bettlägerig und starb den 7. desselben Monats zwischen 6 und 7 Uhr in der Frühe sanft und selig im 61. Jahre seines Alters. Es wurde auf seine und seiner Anverwandten Bitte die obrigkeitliche Bewilligung gegeben, ihn im Chor der St. Michaelskirche zu begraben, wo sein Bildnis, das in einem in die Wand eingelassenen Behältnis sich befindet, zeigt, wie er schrieb. Dort ist auch seine Grabschrift, welche er selbst, natürlich bis auf das Datum, mit Schrift und zierlichen Zügen gemacht hat, zu sehen und zu lesen. Sie lautet:

„Anno Domini 1602 den 7. Tag Octobris, meines Alters 61 Jahr, starb ich Thomas Schweicker Bürger allhie, welcher ohne Aerme und Hände in diese Welt kam, und hab diese Schrift vor meinem Ende mit meinen Füßen geschrieben den 29. Tag Juni Anno 1592 meines Alters im 51. Jahr. Der allmächtige Gott wolle mir und allen Auserwählten hie sein Fried und dorten ewiges Leben mit einer fröhlichen Auferstehung gnediglich verleihen. Amen."

Auf die Flügel des Grabmals ist Schweickers Bildnis in schwarzem Radmantel, weißer Krause, schwarzer, hoher Mütze, schwarzen Strümpfen und Schuhen gemalt. Daneben stehen die Worte:

„Domine, Pleni sunt Coeli et Terra majestatis ac gloriae Luae."

O frommer Christ, dein lebenlangk
Sag Gott für diese Wohlthat Dank,
Daß er dir gab ein graden Leib,
Darumb dein Gspött mit niemand treib,
Denk, daß Gott auch hätt können dich
Erschaffen eben gleich wie mich.
Daß er's nicht that der trew und frumm
Hast ihm destmehr zu danken drum,
Sein Zorn und Gnad erkenn an mir,
Thut er dir guts, dank Ihm dafür,
In deinem Kreutz auch nit verzag,
Halt dich an Gott, der kann und mag
Dein Unglück wenden alle Tag.

T. S.

Als Kaiser Maximilian II., sagt unser Bericht weiter, im Jahr 1570 durch Hall nach Speier reiste, hat ihm Schweicker zu Tische gedient und eingeschenkt. Merkwürdig ist, daß zur selbigen Zeit drei

Schreiber in Hall gewesen sind, die miteinander nur zwei Hände gehabt. — Man besitzt hierüber folgende Verse:

Allhie drei Schreiber wunderbar,
Dergleichen kaum gesehen war,
Die haben alle drey nur zwo Händ,
Schreiben doch fertig und behend.
Den zweien hat das Unglück genommen
Die linken Händ wie's oft thut kommen,
In einem Scharmützel durch das Schwerd;
Der dritt kam ohne Händ zur Erd.

1. Wilhelm Bohs, teutscher Schulmeister.

Der erst, der diese Ordnung führt,
Hält teutsche Schul, wie sich's gebührt:
Derselb hat diese Bildnis g'macht,
Zu Gottes Ehr und Lob vollbracht.
Die Bauern suchen bei ihm Rath,
Sein Schreiben ihn(en) oft Hilfe that.

2. Lorenz Binder, Thürner.

Der ander ist sehr wohlbetagt,
Schriftlich zu dienen er kaum versagt:
Wie solches Advokaten thon,
Darum sie nehmen ihren Lohn.
Wenn ihm kein Schreiben ist in Laun,
Bläst er zur Kurzweil die Posaun.

3. Thomas Schweicker.

Der dritt ein merklich Wunder ist
Und auch dabei ein frommer Christ;
Der ist ohne Aerm an seinem Leib
Gebohren, mit den Füßen schreib.
Wie solches Kaiserlich Majestat
Und mancher Fürst gesehen hat.

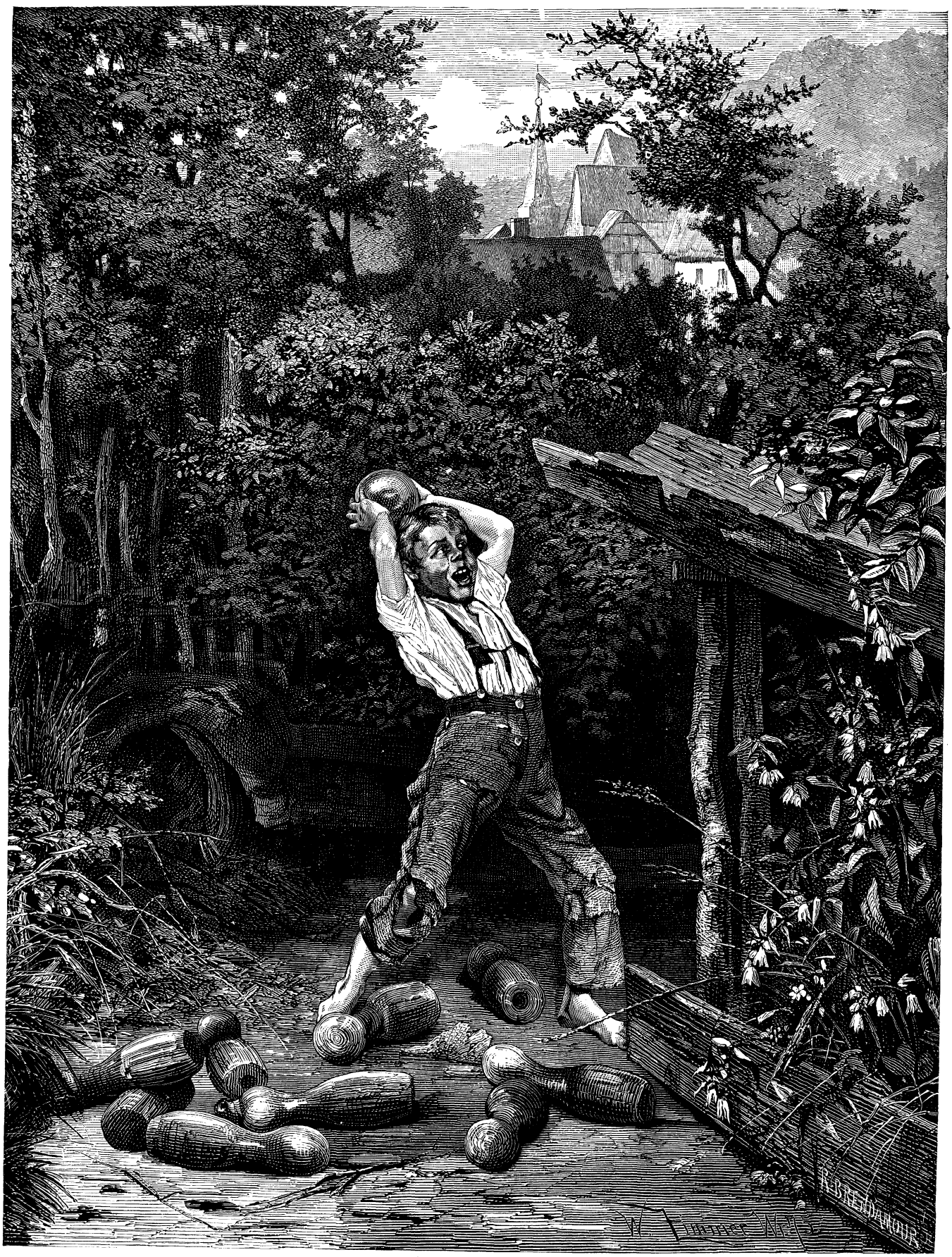
Preißelbeersuchen.

So oft ich auf meinem sonntäglichen Mittagstische die dunkelrote Zukost der eingemachten Preißel- oder Kronsbeeren erblicke, gedenke ich jedesmal des angenehmen Preißelbeersuchens in meiner Jugendzeit. Wie Waldluft weht es um mich herum: ich sehe mich inmitten meilenweiter nordwestdeutscher Forstreviere von dunkelgrünen Kiefern und herbstlichgelben Birken, ich empfinde den feuchten Hauch des Nebels, der geisterhaft zwischen den Baumstämmen webt und mit bläulichem Schleier die Ferne verhüllt; ich höre krächzende Vogelstimmen und auch die munteren Zurufe der jugendlichen Beerenleser, bisweilen übertönt von dem kräftigen „Hallo!" des alten würdigen Landpastors, unsres Onkels . . . Doch ich will alles der Reihe nach erzählen, eingedenk der Mahnung des Cornelius Nepos: Sed ab initio est ordiendum — desselben Cornelius Nepos, den wir während unsres Ferienaufenthalts beim Onkel Pastor an jedem Morgen eine Stunde lang traktieren mußten, bevor wir wie springende Lämmer hinaus ins Freie gelassen wurden.

Nicht weit von der holländischen Grenze liegt einsam zwischen dem Moor und Föhrenwaldungen der kleine Flecken B., wo mein Onkel, ein würdiger, aber freundlicher Herr, seine kleine Herde pastorierte. Der Flecken B. verdankt seine Entstehung einem alten Cistercienserkloster. Die Mönche des Cistercienserordens mußten nach der Ordensregel ihr Kloster dort erbauen, wo eine wilde Gegend urbar zu machen war; an der bewußten Stelle, nahe der holländischen Grenze, hatten sie dazu die schönste Gelegenheit; denn auf der einen Seite breitete, wie bereits angedeutet, das meilenweite sepiabraune Moor sich aus, auf der andern Seite wallten meilenweite dunkelgrüne Kiefern- oder Föhrenwälder über das Flachland dahin. Die Mönche hatten, treu ihrer Ordensregel, im Laufe der Zeit rings um ihr Kloster eine fruchtbare, lachende Oase geschaffen: mächtige Edelkastanien (die indes in den nordwestdeutschen rauhen Lüften und Seewinden ihre Früchte nur selten zur Reife brachten), warfen den Schatten ihres edel geschnittenen Laubes auf die grauen Giebel des Klostergebäudes und das hohe Ziegeldach des Kirchleins; unter den mächtigen grauen Baumstämmen mit der in Längsstreifen aufgeborstenen Rinde zogen grüne Rasenplätze sich hin, weiter kamen Gärten mit Gemüsen, Blumen und schwarzgrünen Taxuspyramiden; dann folgte, die ganze Anlage umsäumend, ein Gehege von Haselnußstauden, wildem Schneeball, wilden Rosen, Ebereschen und andrem Gebüsch, und um das Gehege zog sich wiederum ein breiter Wassergraben, auf welchem die großen, glatten, prächtiggrünen Nierenblätter der Seerosen, untermischt mit gelben, mandelduftigen Blütenknöpfen und weißen Blütensternen, schwammen. An einer Stelle führte eine Bohlenbrücke über den Wassergraben und ermöglichte den Zutritt zu dieser lachenden Oase der Einöde. „Gloria in desertis Deo! Ehre sei Gott in der Einöde!" so las man über dem Portal des altersgrauen Kirchleins, das sein spitzes Türmchen wie einen Zeigefinger nach oben reckte.

Bis zur Zeit des ersten Napoleon waren die Cistercienser ungestört im Besitze ihres Klosters und der von ihnen urbar gemachten Ländereien geblieben; Arbeit und Gebet hatten sich in diesem weltfremden Erdenwinkel jahrhundertelang die Wagschale gehalten; dann hatte der Sturm, der sich von Frankreich erhob, auch dieses Asyl des Friedens hinweggefegt, das Kloster wurde aufgehoben. Statt des Abtes kam ein Weltpriester in das leere Klostergebäude; die Ländereien der Mönche bildeten fortan teils eine Zubehör des Pastorats, teils fielen sie in den Besitz eines Fürstenhauses. Die Pfarrgemeinde, welche der neue Landpastor zu leiten hatte, bestand aus wenigen Dörflern, die sich im Lauf der Jahrhunderte um das Kloster angesiedelt hatten, und aus den auf zerstreuten „Kotten" oder Bauerngütchen ansässigen Bauern.

In den Kellern des alten Klostergebäudes schliefen, eingehüllt in ihre weißen Kutten, die toten Mönche den letzten langen Schlaf; auf dem kleinen, neuangelegten Friedhof hinter dem Kirchlein wurden die Pfarrer der neuen Ordnung beigesetzt, unter dem Schatten von wildem Schneeball und weißem Holunder. Vier Hügel mit Kreuzen — worauf das Zeichen des Priestertums, ein Kelch, in goldenem Schimmer leuchtete — hatten sich bereits aneinander gereiht, als mein Onkel seinen Einzug als Pastor über die hallende Bohlenbrücke gehalten hatte. Im Laufe der Jahre mochte dem guten Herrn die Einsamkeit zwischen Moor und Kiefernwald bisweilen doch gar zu einsam werden, denn er lud uns junge Studentlein, meinen Bruder und mich, dazu zwei jugendliche Vettern, die ebenfalls die Gymnasialbänke der Provinzialhauptstadt drückten, alljährlich in den großen Ferien zu sich ein. Dann hallten die alten Klostergänge mit ihren tellergroßen Spinngeweben wieder von unsren Scherzen, Liedern und Zurufen; dann wiegten die weitausgreifenden Aeste der mächtigen Kastanienbäume neben den fuchsroten Eichhörnchen die blond- und braunköpfigen Gymnasiasten, welche beutegierig die süßen Edelkastanien aus ihren Stachelpelzen zu brechen versuchten; dann bestrahlte die rote Flamme der Dorfschmiede am dunklen Abend vier jugendliche Gesichter, die neugierig dem Hantieren des riesigen Schmiedes zusahen; dann



Juhu! Alle Neun!!

sah der Wassergraben an sonnigen Nachmittagen vier unermüdliche Angler, welche mit dem trügerischen Köder die kleinen rotflossigen Barsche zwischen den rankenden Stengeln der Seerosen hervorholten; dann stoben die Wasser- und Sumpfvögel des einsamen Moores vor dem hier selten gehörten Knall der Jagdflinte davon; dann erhielten die Bauern auf ihren stillen Kotten den lauten Besuch von vier lustigen, hungrigen Burschen, die ganz unglaubliche Mengen von süßer Milch, grauem Bauernbrote und nußkernsüßer Butter vertilgen konnten; dann — o, tausend Freuden blühten auf aus dem Boden der reizenden Oase, blühten auf für uns, für uns! Und der gute Onkel Pastor pflegte diese Freudenblüten mit liebevoller Hand und wußte sie zu einer immer schöneren, volleren Entfaltung zu bringen... Vielleicht schildere ich ein andres Mal diese Freudenblüten im einzelnen, für heute wollte ich nur vom Preißelbeersuchen sprechen. Ja, ich habe eine weitschweifige Einleitung gemacht; aber so geht's, wenn man sich in Jugenderinnerungen verliert. Glücklicherweise steht heute kein gestrenger Herr Professor hinter mir, der mir mit roter Tinte meine Einleitung anschlängelt.

Unsre großen Ferien fielen in den September und Oktober; genau um diese Zeit aber waren die Beerenfrüchte der Preißel- oder Kronsbeere reif: scharlachrot nickten sie von der Spitze der Zweiglein aus den immergrünen, glänzenden, lederartigen Blättern hervor. So massenhaft waren die Sträuchlein durch die Kiefernwälder und über die heideartigen Strecken des Moores verbreitet, daß sie einen meilenweiten immergrünen Teppich bildeten, der im Sommer mit den reizenden alabasterweißen oder blaßrosigen Blütentraubchen, im Herbste mit den korallenroten funkelnden Beeren gestickt war. Sobald Brigitte, die alte, aber noch rüstige Haushälterin des Onkel Pastor, bei ihren Gängen zu kranken Bauersleuten, denen sie Wein, Fleischbrühe und kräftige Nahrung zutrug, sich von der Reife der Kronsbeeren überzeugt hatte, rief sie bei ihrer Rückkehr in die Pastorat uns zu: „Hallo, Jungens, morgen müßt ihr hinaus und mir Kronsbeeren zum Einmachen pflücken! Es wird die höchste Zeit, wenn wir nicht mit leeren Töpfen in den Winter gehen wollen." — „Natürlich, nur gegen gute Verpflegung werden wir zum Pflücken hinausziehen," antworteten wir lachend. — „Darauf soll es mir nicht ankommen," entgegnete Brigitte gutmütig; „ich gebe euch Schinkenbutterbrote und eine Flasche mit Apfelwein zur Zehrung mit." — „Und wenn wir heimkehren, dann müssen vier Speckpfannkuchen auf dem Tische stehen!" kapitulierten wir weiter. — „Auf dem Tische stehen?" wendete die Alte schalkhaft ein; „nein, die werden erst gebacken, wenn ihr reiche Ernte mir heimbringt." — „Die ist uns so gut wie gewiß, Brigitte," behaupteten wir; „du darfst immerhin die Speckpfannkuchen schon im voraus backen." — „Na, wir wollen sehen, Jungens," meinte die Alte, worauf sie sich in ihre Küche zurückzog, wo sie allerlei Henkeltöpfe für das morgige Beerensammeln zurechtsetzte.

„Onkel, wir müssen morgen Preißelbeeren pflücken; Brigitte wünscht es; wirst du uns in den Wald begleiten? O, bitte, lieber Onkel!" Mit dieser Frage und Bitte stürmten wir Knaben in die Studierstube des Onkels. Der alte Herr, welcher eine lange Pfeife rauchend und wahrscheinlich über die nächste Sonntagspredigt nachdenkend, in der mit gelbem Sand bestreuten, höchst einfach möblierten Bücherstube auf und ab schritt, nahm einen Augenblick die Pfeifenspitze aus dem Munde und antwortete gutmütig: „Gewiß, gewiß, ich werde euch begleiten, wenn ihr es wünscht. Preißelbeeren — deutet nicht schon der Name an, daß sie den Preis vor allen deutschen Beerenfrüchten behaupten? Und bezeichnet die andre Benennung ‚Kronsbeeren' sie nicht als die Krone aller Beeren? Welche erfrischendere Labung könnten wir unsern Kranken darbieten, als die mit Zucker eingekochten, herbsäuerlichen, gewürzigen Preißelbeeren? Gewiß, ich werde mit euch gehen, ihr Waldläufer, aber jetzt müßt ihr mich allein lassen, ich habe ernste Dinge zu erwägen." — „Besten Dank, Onkel, daß du der Führer der vier Waldläufer und Lederstrümpfe sein willst!" Damit verließen wir die Studierstube und sprangen unter die Kastanienbäume hinaus, wo wir sogleich mit den abgefallenen, im kurzen Grase liegenden braunen Früchten ein lustiges Bombardement gegen die kugelrunden, dunkelschattigen Asthöhlen eröffneten, aus denen abends der klagende Schrei der Eulen zu schallen pflegte.

Am andern Morgen, bald nach der Frühmesse und dem gemeinschaftlichen Frühstück, brachen wir auf. Wir Jungens hatten die Hosen in den Stiefeln stecken, die Taschen starrten von eingewickelten Butterbroten und Aepfeln, so daß es aussah, als hätten wir ebensoviele krankhafte Auswüchse — Höcker und Beulen — am Körper; jeder trug einen großen irdenen Krug mit Henkel, und wo ein Krug keinen „natürlichen" Henkel besaß, da hatte Brigitte einen solchen künstlich hergestellt, indem sie eine Schlinge um den Randeinschnitt des Kruges zog. Nur Onkel war frei von jeder Bürde; er trug dagegen einen kräftigen Handstock mit elfenbeinernem Knopfe, mit welchem er scherzend eine Bewegung machte wie ein Tambourmajor mit seinem Troddelstocke, wenn die Musik anfangen soll. „Hallo, Jungens," kommandierte er:

„Hinaus in die Ferne
Mit lautem Hörnerklang,
Die Stimmen erhebet
Zu männlichem Gesang!"

Wir folgten dieser letzteren Aufforderung und mit dem kräftigen Liede:

„Der Hauptmann, er lebe,
Er geht uns kühn voran" —

verließen wir den Klosterhof. Der rußichte Schmied, Meister Brüning, ließ einen Augenblick seinen dröhnenden Hammer ruhen und blickte uns lachend nach; der bleiche Schneider Leisegang, welcher mit untergeschlagenen Beinen wie ein Türke hinter seinen trüben Fensterscheiben saß, gebückt über einen dunkelblauen Bauernrock, blickte von seiner Arbeit auf und sandte uns einen wehmüthigen Blick nach, in welchem es wie stille Entsagung lag; der schwarze zottige Ponto, unser Hofhund, rasselte und tobte an seiner Kette wie ein Cerberus und machte nutzlose Versuche uns nachzustürzen: er wäre gar zu gerne mit uns in den Wald gelaufen und hätte Hasen gejagt!

Wir brauchten nicht weit zu gehen, um in den Wald zu gelangen; nur wenige Schritte jenseits der Bohlenbrücke that der dunkelgrüne Föhrenforst mit den kupferroten Stämmen sich auf. Sofort zeigte sich der Waldboden mit den immergrünen Zweiglein der Preißelbeeren überdeckt, aber hier am Waldsaume, wo die Dorfkinder zu spielen pflegten, waren die roten Früchte fast alle abgepflückt. „Es lohnt sich nicht, hier zu sammeln," bemerkte der Onkel; „in des Waldes tiefsten Gründen, wie Rinaldo Rinaldini berühmten oder berüchtigten Angedenkens sie liebt, werden wir reichere Beute finden. Während wir nun diesen tiefsten Gründen zustreben, will ich euch eine kleine Vorlesung über unsre Preißelbeeren halten."

„O, bitte, thu es, lieber Onkel," baten wir und scharten uns dichter um den guten Mann.

Der Onkel bückte sich, brach ein Zweiglein der Preißelbeere ab, besah es prüfend einige Augenblicke lang und hub dann also zu sprechen an:

„Mit lateinischem Namen heißt unsre Preißel- oder Kronsbeere Vaccinium vitis Idaea. An dem fußhohen, holzigen, starkverzweigten Stengel des Sträuchleins stehen abwechselnd länglichrunde, schwachgekerbte Blättchen, die immergrün, lederartig und am Rande etwas zurückgerollt sind: sie erinnern lebhaft an die Blätter der Myrten. Aber während die Myrten fern im Süd unter dem blauen Himmel der Mittelmeerländer ihre eigentliche Heimat haben, ist die Preißelbeere ein echt nordisches Gewächs. Sie sowohl als ihre Geschwister (Heidelbeere oder Bickbeere und Rauschbeere), in die eine Familie der Vaccinien oder Heidelbeergewächse gehörend, gedeihen vorwiegend im Norden Europas und Amerikas und mildern durch ihre immergrünen Blätter noch die unwirtliche Oede der Polarländer: dort gehören sie zu den letzten Holzgewächsen, welche überhaupt in jenen Gegenden noch fortkommen. An den Stengelgipfeln bilden unsre Preißelbeeren im Mai und Juni ein dichtes nickendes Träubchen weißer oder rosa angehauchter Glockenblümchen, aus denen im August und September bis tief in den Oktober hinein die korallenroten Beeren schwellen, welche mit Zucker eingekocht, eine gewürzige Zuspeise geben. Die Preißelbeere bevorzugt besonders Heide- und Torfboden und ist deshalb so recht heimisch in den norddeutschen Heidestrichen, wo namentlich aus dem Lüneburgischen und Bremischen ein beträchtlicher Handel mit den massenhaft eingesammelten Beerenfrüchten nach Hamburg und Bremen betrieben wird. Dort, in den weiten Heidestrichen, steigt Sträuchlein neben Sträuchlein aus dem trockenen Boden auf — denn der Stengel hat die Eigenschaft, Ausläufer zu treiben — und bildet weite Fluren, immergrüne Oasen in der braunen Heidewildnis. Aber auch in den süddeutschen Gebirgen hängen an der abschüssigen nackten Felswand, welche über dem weißschäumenden Gebirgswasser aufsteigt, malerisch einzelne Büsche aus den Spalten des Gesteines herab, und ihr frisches Grün, in Verbindung mit dem Scharlachrot der Beeren, bildet einen köstlichen Schmuck des sonst so öden Felsgeklüftes. Die Poesie und der Segen zugleich, sagt ein begeisterter Freund der Natur, spricht zu uns bei diesem Anblick, und es haben die Bewohner der Gebirge dieser Empfindung vielfach auch Ausdruck gegeben in ihren Sagen und Sitten. Wir wandern durch die österreichischen Alpen, und ein Muttergottesbild steht einsam an dem vielbetretenen Felsenpfad; der fromme Sinn der katholischen Gebirgsbewohner hat die Madonna und andre Heilige am Wege fast immer mit Kränzen und Sträußen geschmückt; selten vermissen wir dabei das Preißelbeerreis. So kunst- und schönheitswidrig oft genug das am Bergwege zur Andacht einladende Heiligenbild geschnitzt und gemeißelt ist: in dem reizenden, immergrünen, mit scharlachroten Beeren leuchtenden Schmuck, zu dessen Beschaffung die fromme Verehrerin sich nur umher am Waldboden umzusehen brauchte, um genug zu pflücken, in diesem Schmuck schauen die Heiligen voll natürlicher Anmut in die stille Berglandschaft hinaus. Auch die Namen: ‚Muttergotteskirsche' oder ‚Liebfrauenstrauch' deuten die Vorliebe zu dieser Verwendung an; die Gebirgssage weiß diese Bezeichnung in liebenswürdigster Weise sogar zu deuten, wenn sie uns von der heiligen Jungfrau selber einen Zug edler Milde erzählt. Als nämlich ein Klausner sie einst um erquickendes Obst für die armen Bergbewohner anflehte, an dem die Menschen drunten im Thal doch so reichen Ueberfluß hätten, da habe sie den Kranz, welcher ihr Haupt schmückte, abgenommen, habe ihn aufgelöst und segnend über die Berge weithin verstreut. Daraus sproßten nun alle die Sträuchlein auf und wurden voll Beeren, mit denen sich Hügel und Gestein röteten. Der Wanderer, dem ein frommes Kind treuherzig so erzählt, sucht sich wohl selber einen beerenreichen Zweig, steckt ihn auf den Hut und nimmt ihn als Bergesgabe mit heim."

So erzählte der Onkel Pastor, und wir Knaben lauschten gespannt, um keines seiner Worte zu verlieren. Während der Erzählung waren wir tief und tiefer in den Wald gedrungen. Wie Säulen von rötlichem Granit ragten zahllos die schlanken Stämme empor und darüber breiteten sich die dunkelgrünen Wipfel wie Kuppelbauten. Der frische Morgenwind strich durch die Zweige und Nadeln, und es tönte um uns wie das ferne Geräusch einer großen Stadt, oder wie die ferne Brandung des Oceans. Der Tau der Nacht funkelte gleich Diamanten an den hohen feinen Waldgräsern, blaue Glockenblumen und blaßviolette Skabiosen neigten sich über unsern Pfad, und am Fuße der Waldbäume standen gnomenhaft die fetten Pilze mit ihren roten, weißen und braunen Hüten auf Wache. Auch zarte, eigelbe Pilze mit flachgewölbten Köpfen leuchteten aus dem Waldmoos, und der kleine Vetter Hermann sagte zutreffend, daß sie wie Eierplätzchen vom Zuckerbäcker aussähen. „Ja, wahrhaftig, wie glasierte runde Zwiebäcke!" behauptete mein Bruder Karl. Das Wasser lief uns allen Vieren im Munde zusammen, bis Vetter Eduard, der Sekundaner, mit komischem Pathos deklamierte:

„Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer wird gar zu weh."

Herbstlichgelbe Birkenbäumchen leuchteten wie Flammen zwischen dem dunkelgrünen Nadelbehang der Kiefern und verstreuten ihre Blättchen wie Funken über den Waldboden, aus dem eine herbstlich feuchte Moderluft emporstieg. Dort lag auf einem sammetgrünen Moospolster ein blau und schwarz gescheckes Federchen, und während Onkel dasselbe aufhob und an meinen braunen Filzhut steckte, belehrte er mich, daß es vom Häher oder Vogel Markolf stamme, der ein arger Nesterplünderer sei. Gleichsam als hätte er unser Gespräch belauscht und wollte nun unser spotten, ließ plötzlich ein Häher in unsrer unmittelbaren Nähe seinen krächzenden Schrei erschallen, so daß wir erschreckt zusammenfuhren, — um darauf herzlich über unsre Schreckhaftigkeit vom Onkel ausgelacht zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

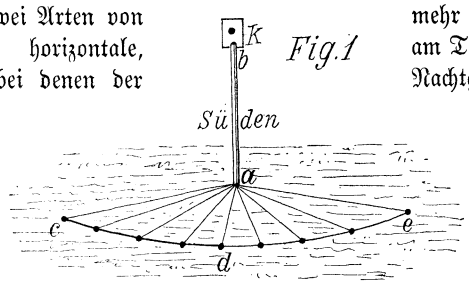
Tierstatistik.

Man hat berechnet, daß auf der Erde etwa 230 Millionen Hornvieh, 450 Millionen Hammel, 100 Millionen Schweine und 60 Millionen Pferde sich vorfinden. Die größte Zahl Hammel entfällt auf Australien mit 100 Millionen; die größte Zahl Rindvieh findet sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 50 Millionen; Rußland zählt am meisten Pferde, nämlich 20 Millionen; Deutschland am meisten Schweine, über 50 Millionen.

Die Selbstherstellung einer Sonnenuhr.

Mitgeteilt von Kamerad L. W.

Ich habe mir zwei Sonnenuhren gemacht, und wie ich dabei zu Werke ging, das will ich hier beschreiben. Man unterscheidet zwei Arten von Sonnenuhren, horizontale, d. h. solche, bei denen der schattenwerfende Zeiger auf einer wagerechten Scheibe steht, und vertikale, d. h. solche, bei welchen der Zeiger an einer senkrechten Wand befestigt ist. — Bevor man zur Herstellung einer Sonnenuhr schreitet, muß die genaue Richtung der sogenannten Mittagslinie ermittelt werden. Dies wird so gemacht: An einer ganz ebenen Stelle des Gartens, welche von morgens 8 Uhr bis nachmittags 4 Uhr Sonne hat, wird ein dünner, gerader Holzstab a, b Fig. 1 in den Boden geschlagen, jedoch muß er mindestens 1 m über denselben hervorragen. Dieser Stab muß genau senkrecht stehen, was man dadurch prüfen kann, daß man ein Senklot (etwa ein Stück Blei oder einen Schlüssel an einem Faden) vor das Auge hält, indem man einige Schritte zurücktritt und genau vergleicht, ob der Stab die Richtung des Fadens hat. Das soll womöglich von allen Seiten geschehen. Oben im Stab befindet sich ein Spalt, in den man, wenn der Stab richtig und fest sitzt, ein Stück Karton k klemmt, in dessen Mitte ein rundes Loch von 5 mm Durchmesser ausgeschnitten ist. Das Kartonblatt muß nach Süden bezw. Norden gerichtet sein. An einem sonnigen Morgen um 8 Uhr geht man zum Stabe, und man wird sehen, daß die Sonne durch das Loch des Kartonblattes scheint und einen hellen Punkt (bei e) auf den Boden wirft. Dieser Punkt wird durch einen Stift oder dergl., den man in den Boden schlägt, bezeichnet. Der helle Punkt rückt nun immer weiter nach links, und in Zwischenräumen von je 1/4 Stunde wird seine Lage auf dem Boden genau markiert. Hat man das bis nachmittags 4 Uhr genau fortgeführt, um welche Zeit der kleine Sonnenfleck bei c liegt, so wird man finden, daß sich sämtliche markierten Punkte durch eine regelmäßig gebogene Linie (sogen. Hyperbel) c, d, e verbinden lassen, was durch einen Kreidestrich besorgt wird, oder bei weichem Boden durch Einkratzen 2c.

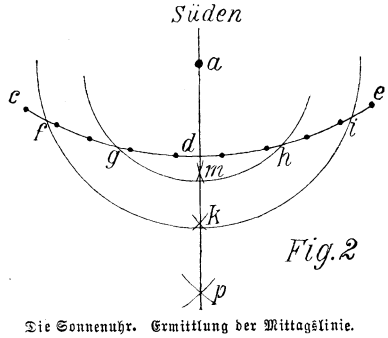


Die Sonnenuhr. Ermittlung der Mittagslinie.

Hierbei sei bemerkt, daß die Linie c, d, e im Sommer ihre hohle Seite dem Punkte a zukehrt, daß sie sich aber immer mehr verflacht und schließlich am Tage der Herbst-, Tag- und Nachtgleiche (23. September) eine gerade Linie bildet. Während des Winters kehrt sie ihre hohle Seite nach der entgegengesetzten Richtung, also nach Norden, und am Tage der Frühlings-, Tag- und Nachtgleiche (21. März) bildet sie wieder eine gerade Linie. Diese Bogenlinie muß daher an einem Tage gezeichnet werden, und nicht heute die rechte und morgen die linke Hälfte.

Wozu uns nun diese Linie dient, werden wir gleich sehen:

Fig. 2 stellt die Bodenfläche von oben gesehen dar; a bezeichnet den Punkt, wo der Stab steckt, c, d, e ist die durch die Bewegung des hellen Punktes entstandene Bogenlinie. Nun befestigt man bei a am Stabe, nahe am Boden, einen Bindfaden (durch eine Schlinge, die sich leicht um den Stab drehen läßt) und an das andre Ende des Bindfadens knüpft man einen spitzen Stift und beschreibt mit diesem um a (als Mittelpunkt) einen Kreis, der die Linie c, d, e in f und i schneidet. Ein zweiter, beliebig kleinerer Kreis wird die Linie c, d, e in g und h schneiden. Hierauf beschreibt man um g und h mit g a als Halbmesser zwei sich in k schneidende Kreise, ebenso um f und i zwei Kreise mit dem Halbmesser f a, oder auch mit einem größeren Halbmesser, damit der Schnittpunkt m möglichst weit von a fortgerückt wird, etwa bis p.



Die Sonnenuhr. Ermittlung der Mittagslinie.

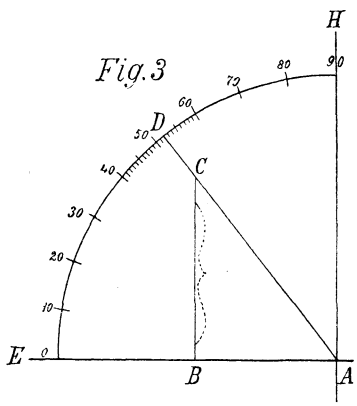
Ist diese Arbeit recht genau ausgeführt, so werden die Punkte m, k, p und alle andern, die wir mit beliebig großen Kreisen um f und i, sowie um g und h erhalten, in einer geraden Linie mit a liegen.

Diese Linie a m k p ist die sogenannte Mittagslinie. Sie hat genau die Richtung von Süden nach Norden, und hat der Schatten des Stabes a b die Richtung dieser Linie erreicht, so hat die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel, es ist der Augenblick des wahren Mittags.

Nachdem wir nun die Zeichnung der Mittagslinie wissen, gehen wir an die Errichtung der eigentlichen Sonnenuhr. An einer Stelle des Gartens, welche den ganzen Tag hindurch Sonne hat, wird ein ca 8 cm dicker Holzpfahl unerschütterlich fest in den Boden geschlagen, so daß er ungefähr 1 m hoch emporragt. Sodann schneidet man aus einem 2 cm dicken Brette eine kreisrunde Scheibe von 30 cm Durchmesser (also 15 cm vom Mittelpunkt bis zum Rande), welche man durch Querleisten an der Unterseite vor dem Werfen schützt, und schraubt diese Scheibe mit ein paar Schrauben auf den Pfahl, so daß man einen kleinen runden Tisch erhält (Fig. 4). Die Platte muß ganz wagerecht sitzen, was man mit Papas Wasserwage untersuchen kann. Hierauf schneidet man mit der Laubsäge aus ziemlich dickem, glatten Zinkblech eine Scheibe von ebenfalls 30 cm Durchmesser, die man rings am Rande mit 6 Löchern versieht, um sie später auf dem kleinen Holztisch befestigen zu können; vorläufig wird sie noch nicht befestigt. Diese Scheibe soll das Zifferblatt geben. Nun kommt die Hauptsache, der Zeiger. Auf einem weißen Bogen Papier zieht man nach Fig. 3 die Linie E A und genau senkrecht darauf die Linie A H und beschreibt um A einen Viertelkreis von beliebiger Größe. Diesen Viertelkreis von E bis H teilt man dann in 9 gleiche Teile und schreibt an die Teilpunkte die Nummern 0, 10, 20, 30 bis 90. Die beiden Stücke von 40 bis 90 teilt man dann noch in je 10 gleiche Teile, die man ebenfalls nummerieren kann (also 40, 41, 42, 43 2c. bis 60).

Dann sucht man auf einer guten Landkarte seinen Wohnort auf oder, wenn derselbe nicht bezeichnet ist, einen benachbarten östlichen oder westlichen Ort und bestimmt, unter welchem Breitegrad derselbe liegt. Das wird so gemacht: Rechts und links auf der Landkarte sieht man den Rand

mit Zahlen eingeteilt (die Karte von Deutschland mit den Zahlen von ca 47 bis 55), und durch diese Zahlen sind Linien quer über die Karte von links nach rechts gezogen. Das sind die Breitegrade. Man sieht nun links oder rechts am Rande nach, zwischen welchen zwei Linien unser Wohnort liegt, und macht dann zwischen den entsprechenden Zahlen in Fig. 3 einen Punkt D. Man bestimme als Beispiel die geographische Breite von Berlin. Auf der Landkarte sieht man, daß über Berlin die mit 52 bezeichnete Linie, unter Berlin die mit 53 bezeichnete Linie von links nach rechts läuft. Berlin liegt also zwischen dem 52. und 53. Breitegrad, und zwar genau in der Mitte.

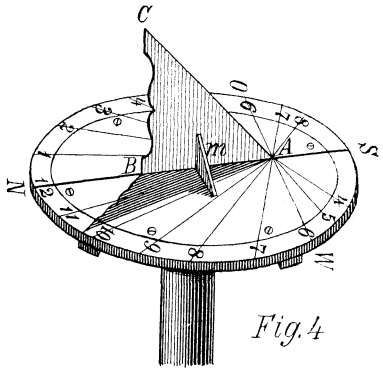


Die Sonnenuhr. Ermittlung des Dreiecks für den Zeiger.

Wenn man also in Berlin eine Sonnenuhr zu machen hätte, so müßte man auf Fig. 3 den Punkt D zwischen den Zahlen 52 und 53 in der Mitte machen. Frankfurt a. O. liegt auch zwischen dem 52. und 53. Grad, aber etwas südlicher, darum muß man in Frankfurt a. O. den Punkt D etwas näher an 52 machen. So wird man leicht für jeden Ort den Punkt D finden, für Dresden und Breslau z. B. fast bei 51, für Hamburg zwischen 53 und 54, für Köln a. Rh. fast bei 51, für München fast bei 48 u. s. w. Auf ein Haar breit kommt es dabei natürlich nicht an.

Man verbindet nun D mit A, mißt daß Stück AB gleich 13 cm und errichtet in B die Senkrechte BC. Das Dreieck ABC ist der Zeiger der Sonnenuhr. Dieses Dreieck schneidet man nun aus dickem Zinkblech sehr genau aus, zieht auf der Zinkscheibe (Fig. 4) den Durchmesser SN durch den Mittelpunkt und läßt das Dreieck vom Klempner auf die Scheibe so auflöten, daß die Kante AB die Richtung des Durchmessers SN erhält und der Punkt A ungefähr 7 cm vom Rande der Scheibe entfernt ist. Die Seite BC wurde bogenförmig ausgeschnitten, damit man sich später nicht in den Schatten irrt. Auch läßt man auf beiden Seiten des Zeigers je ein kleines Blechstück m gegen das Dreieck löten, damit sich der Zeiger nicht so leicht verbiegt. Mittags gegen 12 Uhr legt man nun die Zinkscheibe auf den kleinen Holztisch (Fig. 4) mit dem Punkt A gegen Süden und wartet, bis der Stab ab (Fig 2) seinen Schatten auf die Mittagslinie amkp wirft. In diesem Augenblicke gibt man der Zinkscheibe eine solche Lage, daß der Schatten, den der Zeiger ABC wirft, nur eine schmale Linie über B hinaus bildet und also gerade auf den Durchmesser SN zu liegen kommt. Der Durchmesser und der auf ihm stehende Zeiger liegen dann genau von Süden nach Norden, und in dieser Lage befestigt man die Zinkscheibe mit sechs kleinen Schrauben auf dem Holztische. — Nun müssen die Stundenzahlen noch eingezeichnet werden. Das nördliche Ende des Durchmessers bezeichnet man mit 12, zieht im Punkte A die Linie OW senkrecht durch den Durchmesser (also von Osten nach Westen) und schreibt an deren beide Endpunkte 6. — Am andern Morgen stellt man eine genau gehende Taschenuhr auf 6 Uhr in dem Augenblicke, in welchem der Schatten der Kante AC gerade auf die Linie AW fällt.

Dann bezeichnet man ein für allemal nach der Taschenuhr genau um 7, 8, 9, 10, 11, 12 Uhr ꝛc. bis abends 6 Uhr die jedesmaligen Schattenlinien und schreibt die entsprechenden Zahlen an die Linien, welche also alle von A strahlenförmig nach dem Rande laufen. Man kann die Linien entweder einritzen, oder mit Platinchloridtinte, die zum Beschreiben der Pflanzentafeln dient, sauber nach dem Lineal einzeichnen. Um auch die Stundenlinien für 4 und 5 Uhr morgens, sowie für 7 und 8 Uhr abends zu erhalten, braucht man nur die Stundenlinien der entgegengesetzten Seite über A hinaus zu verlängern. Man kann den Raum zwischen den einzelnen Stundenlinien leicht in halbe und Viertelstunden, sogar in Minuten einteilen.



Die horizontale Sonnenuhr.

Das wäre die horizontale Sonnenuhr. Nun kommen wir zur vertikalen.

Man zeichnet wieder das Dreieck ABC (Fig. 3), aber diesmal auf einen großen Pappdeckel, so daß die Linie AC etwa 1 m lang wird. Das Dreieck schneidet man dann aus, um es dem Schlosser als Muster zu geben, welcher nach demselben das in Fig. 5 abgebildete Gestell anfertigen soll. Die Eisenstange AC soll der Zeiger der Sonnenuhr werden und die beiden Streben DE und FG dienen zur Befestigung desselben an der Wand. Sie sind am Ende umgebogen und mit Schraubengewinde versehen, und können durch 2 eiserne Oesen K und L hindurchgesteckt (nicht hindurchgeschraubt) werden. Nun sucht man sich eine möglichst nach Süden gelegene Mauer aus (eine kleine Abweichung schadet nichts) und bezeichnet, auf derselben mit dem Senklot eine senkrechte Linie xy, die man unten gleich mit der Stundenzahl 12 bezeichnet. Auf dieser Linie werden dann die beiden Oesen K und L eingelassen und verbleit, so daß ihre Oeffnungen nach dem Senklote SM übereinander stehen, wie Fig. 5 zeigt. — Der Zeiger läßt sich nun in diesen beiden Oesen wie eine Thüre in ihren Angeln drehen, muß also noch festgestellt werden, und zwar wieder in der Richtung der Mittagslinie.

Zu diesem Zwecke wartet man wieder, wie bei der horizontalen Sonnenuhr, den Zeitpunkt ab, in welchem der Stab ab (Fig. 1) auf die Mittagslinie seinen Schatten wirft, und dreht den Zeiger dann so, daß sein Schatten genau auf die Senkrechte xy fällt (Fig. 6). Dann werden von unten Schraubenmuttern s auf die Enden der Streben bis an die Oesen o festgeschraubt, so daß der stärkste Wind die Stange AC nicht bewegen kann. Zur Bezeichnung der Stundenlinien stellt man eine pünktlich gehende Taschenuhr auf 12, in dem Augenblicke, wenn der Stab ab seinen Schatten auf die Mittagslinie wirft, bezeichnet dann um 1, 2, 3, 4, 5, 6 Uhr die Nachmittagsstunden, und am andern Morgen nach derselben, aber inzwischen nicht verstellten Taschenuhr, die Vormittagsstunden ähnlich wie bei der horizontalen Sonnenuhr.

Liegt die Wand genau nach Süden, so werden die Stundenlinien auf beiden Seiten von xy in gleicher Zahl und

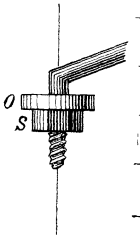
gleicher Anordnung verteilt sein; liegt die Wand aber etwas nach Südosten oder Südwesten, wie letzteres in Fig. 6 angenommen ist, so werden auf der einen Seite von x y mehr Linien und in kleineren Abständen sein, als auf der andern Seite.

Die Zeit der Sonnenuhr ist die wahre Zeit; sie muß also erst, wenn es auf genaue Zeitbestimmung ankommt, in mittlere Zeit umgewandelt werden, was für gewöhnlich freilich nicht nötig ist, da ja im ungünstigsten Falle der Unterschied nur 16 Minuten beträgt und an den meisten Tagen des Sommers nur ein paar Minuten.

Ist nun die Sonnenuhr nach dieser Anleitung genau hergestellt, so muß sie unbedingt richtig zeigen.

Das schwer zu ergreifende Geldstück.

Lege auf die Spitze des Zeigefingers deiner rechten Hand ein kleines Geldstück und erkläre, du wolleſt dasselbe jemand durch die geöffnete Hand streichen, ohne daß es ihm gelingen würde, es zu ergreifen, so schnell er auch, wenn du drei zählest, zugreifen möge.



Du zeigst also dem andern, der die Hand flach ausgestreckt hat, das auf deinem Zeigefinger frei ruhende Geldstück, schlägst rasch mit der Hand einen Bogen, bei welcher Gelegenheit du während der Bewegung das Geldstück zwischen Daumen und Zeigefinger ergreifst und auf drei deinen leeren Mittelfinger durch die Hand des andern streichst, der natürlich vergeblich versucht, das Geldstück zu ergreifen. Mit einiger Geschicklichkeit ausgeführt, kann man den Scherz mehrere Male wiederholen, ohne daß der Zusammenhang entdeckt wird.

Briefmarken

gibt es, wie das Postarchiv gelegentlich des Briefmarken-Jubiläums schreibt, gegenwärtig in fast allen Staaten der Welt, selbst die indischen Vasallenstaaten haben zum Teil schon ihre eigenen Marken. Man kann annehmen, daß bis jetzt mehr als 13 000 verschiedene Postwertzeichen verausgabt sind. Die amtliche Sammlung des Reichspost-Museums enthielt im

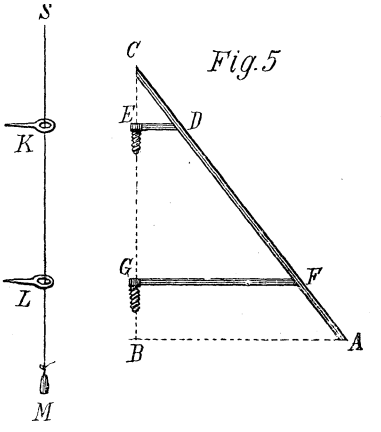


Fig. 5

Vorarbeiten zur vertikalen Sonnenuhr.

Januar des Jahres 1888 9500 Stück, dürfte zur Zeit aber bereits auf 11 500 angewachsen sein.

Große Zahlen.

Um die überaus große Entfernung der Fixsterne von unsrer Erde anschaulich zu erläutern, hat Professor Gill, Direktor der Kap-Sternwarte in Südafrika, folgendes treffliches Beispiel aufgestellt: Keiner der Fixsterne steht der Erde näher als 4000 Milliarden Meilen; die meisten vielmehr in Abständen, welche 10- bis 1000-mal so groß sind. Der am südlichen Himmel glänzende Hauptstern erster Größe A Centauri ist nach den neuesten Untersuchungen der Erde am nächsten. Nehmen wir nun an, es sei ein Schienenweg bis zu diesem Stern gelegt, und um den Verkehr zu „erleichtern", sei der Fahrpreis für den Kilometer auf $\frac{1}{2}$ Pfennig herabgesetzt. Dank dieser Billigkeit, wünscht ein Herr diese Reise zu unternehmen. Er begibt sich nach dem Bureau und erfährt dort zu seinem Staunen, daß der Fahrpreis 22 000 Millionen Mark betrage! Als vorsichtiger Mann zieht der Fahrgast noch einige nützliche Erkundigungen ein. „Mit welcher Geschwindigkeit fahren Ihre Züge?" — „96 km in der Stunde, eingerechnet jeden Aufenthalt." — „Wann wird der Zug anlangen?" — „In 48 Millionen 663 000 Jahren, mein Herr." So würde ungefähr die Unterhaltung lauten, wenn die Sache möglich wäre. Und um jene ungeheure Entfernung unsrem Geiste vorzuführen, ist eine derartige Darstellung geeigneter, als jede astronomische Ziffer.

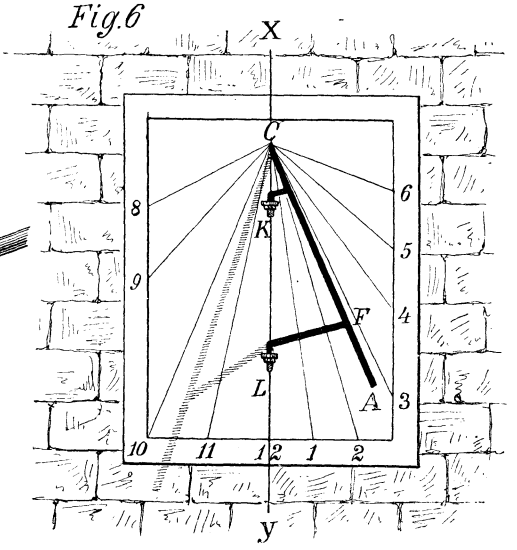


Fig. 6

Die vertikale Sonnenuhr.

Rätsel.

Frage und Antwort bin ich zugleich!
Nahe der Hauptstadt des Deutschen Reich;
Von Wasser umgeben das fruchtbarste Land;
Im Kriege mit Frankreich oft ruhmvoll genannt!

Rätsel.

Wenn ich schlage, thut's nicht weh,
Doch seht gern ihr, wenn ich geh.

Rätsel.

A— hält die Mitte,
E— hat kalt Blut,
O— geht im Schritte —
Wer rät nun gut?

Auflösung des Logogriphs in Nr. 43.

„Cello — Bello."

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 43.

„Walhall."

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 43.

Geh, laß, i könnt a blaus Ohr kriegen.

Fragen und Antworten.

P. Aderholdt, Würzburg. Deine Bunsenelemente sind einfach in Leclanché-Elemente umzuwandeln. Verfahre folgendermaßen: Nimm die Kohlen heraus und wasche sie gut in warmem Wasser, die Zinke bürste vollständig sauber und verschaffe Dir womöglich 3 weitere Kohlenplatten oder Stäbe, denn je größer die Fläche der einzelnen Elektroden ist, desto stärker die Wirkung; das Verhältnis der Größe der Kohle zu dem Zink muß etwa 3:1 sein. Tonchlinder und Braunstein wird sehr selten noch zu Leclanché-Elementen verwandt! Es genügen 2 massive Kohlenplatten oder 1 Kohlencylinder und 1 Zinkstange oder 1 Zinkcylinder; die beiden Electrode (Zink und Kohle) müssen isoliert voneinander sein; Du bringst das leicht fertig, indem Du an beiden Enden Gummiringe um die Kohle legst, die ein Anlegen des Zinks verhindern; die Entfernung zwischen Kohle und Zink muß aber doch möglichst gering sein. Es ist zweckmäßig, den Zinkstab auf die Kohle, beziehungsweise auf die dieselbe umgebenden Gummiringe zu binden; die Isolierung der Kohle vom Zink ist natürlich die Hauptsache! — Auf 2 l gewöhnliches Wasser kommen 300 g Salmiak, aber „gestoßenen", nicht wie Du meinst, „festen". Es ist gut, das Glas des Elements am oberen Rande etwa 2 Finger breit mit Fett einzureiben, wodurch ein Uebersteigen der Flüssigkeit und ein Ansetzen des krystallisierten Salmiaks vermieden wird. Besten Gruß und guten Erfolg!

An die Mitglieder des Stenographenvereins! Die Leitung der Vereinigung gibt euch hiermit bekannt, daß dieselbe (wegen unvorhergesehenen Hindernissen) sofort wieder aufgelöst werden mußte. Diejenigen Mitglieder, welche Rückvergütung für ihr bisher bezahltes Postporto haben wollen, sollen sich beim bisherigen Vorstande Hugo Hlawaczeck in Wien V., Gartengasse Nr. 28, melden.

Lustiger Nußknacker. Der „G. K." soll doch wieder einmal ein Preisrätsel steigen lassen. Ganz nach Wunsch — schon in einer der nächsten Nummern.

Langer Julius. 1 m 77? Das läßt sich hören. Wirst ein strammer Flügelmann!

Oberrealschüler in Linz. Du hast also den Plan gefaßt, in Gemeinschaft mit einigen Schulkameraden in den Ferien einen Luftballon zu bauen, bist aber über einiges nicht ganz im klaren. Daß Du Seidenpapier nimmst, davon raten wir entschieden ab, es ist zu porös und taugt daher nicht für einen Ballon gefüllt mit Wasserstoff. Ein solcher läßt sich am besten aus Goldschlägerhäutchen, durch Zusammenkleben mit Hausenblasenlösung herstellen. Fertige Ballons dieser Art erhältst Du um Billiges aus einer der vielen Spielwarenhandlungen in Nürnberg (z. B. F. Albert). Aber warum wollt ihr euch denn keinen Papierballon zur Füllung mit warmer Luft herstellen? Ein solcher kostet weit weniger und stellt wegen seiner Größe entschieden mehr vor, müßt euch nur genau nach der im vorigen Jahrgang gegebenen Vorschrift richten. Guten Erfolg.

Fritz! Scheinst eine famose Haut! Bewahr' Dir diesen köstlichen Humor! Profit!

Hans Schmidt. 1) Die kleine reizende Sperlingseule (Strix passerina) lebt in Schweden, Rußland und der Schweiz, auch in Schlesien, vorzugsweise in Gebirgswäldern; im übrigen Deutschland kommt sie nur gelegentlich als Irrgast vor. Im Vogelhandel ist sie überaus selten und dementsprechend teuer; der Kopf wird mit 15—20 Mark bezahlt und pärchenweise ist sie leider kaum zu haben. Wenn sie eingeführt wird, so macht dies der betreffende Händler stets im Anzeigenteil der von Dr. Ruß in Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Die gefiederte Welt" bekannt. 2) Die kleine Haselmaus (Myoxus muscardinus) kommt auch verhältnismäßig selten vor und da sie sehr versteckt lebt, so erscheint sie noch wohl seltener als sie in Wirklichkeit ist. Wer ihre Lebensweise kennt, kann sie im gebüschreichen Vorholz fangen, für den Unkundigen ist dies aber sehr schwer. Ebenso ist sie auch im Tierhandel nur gelegentlich einmal vorhanden. Die Naturalien- und Tierhändler Anton Mulser in Bozen in Tirol und Fr. Zivsa in Troppau werden sie Dir vielleicht beschaffen können. Der Preis läßt sich kaum angeben, denn bei der großen Seltenheit hängt er eben ganz vom Fang ab.

Powidelkönig aus d. sächs. Schweiz. Ueber dem Thore eines Gymnasiums hast Du folgende Worte gelesen: Praesens, Imperfectum, Perfectum, Futurum, die Du Dir absolut nicht deuten kannst, der „G. K." möchte Dir doch etwas darüber sagen. Die vier Tempora lassen sich folgendermaßen auslegen: Praesens. Du bist noch jung und hast noch viel Gegenwart und Leben vor Dir. Imperfectum. Du hast aber auch bei Deiner Jugend noch nichts vollbracht. Also sei bedacht, zunächst etwas Tüchtiges zu lernen. Perfectum. Denn es kommt nur zu bald die Zeit, wo von Dir etwas Perfektes, reifes Wissen und anerkennenswerte Thaten verlangt werden. Futurum. Wirst Du alsdann für tüchtig erkannt, wirst Du immer glücklich bleiben in alle Zukunft. — Und nun noch im Vertrauen das fünfte Tempora, das die Inschrift verschweigt, das Du aber leicht erraten kannst: Hast Du als Hänschen nichts gelernt, dann wird auch Dein ganzes Leben als Hans weiter nichts sein als ein Futurum exactum, Du wirst zwar noch atmen und leben, aber für alles Tüchtige ist es dann zu spät und nichts mehr zu ändern.

Ein eifriger Sammler. Ueber das Sammeln von Wappen brachte der „G. K." bereits zwei ausführliche und illustrierte Abhandlungen. Die erste findest Du im I. Jahrgang Seite 211 und 237 unter dem Titel: „Einiges über Siegelkunde"; die andere betitelt: „Ueber das Sammeln von Wappen" enthält Jahrgang II. auf Seite 780 und 796. — Eine dritte Abhandlung über das Sammeln von Gypsabdrücken ꝛc. wird der „G. K." bald veröffentlichen.

Βοτσμαχεν. Deine Ostrumelien 1881 10 Paras schwarz und grün und 1881 20 Paras schwarz und rosa sind je 20 Pfg. wert. — Ein Ganzfachenalbum ist erschienen bei Siegm. Friedl, Wien, Unterdöbling, Herrengasse und kostet etwa 16 Mk.

Sachse in Ungarn. Aus Dir wird mal ein schneidiges Parlamentsmitglied. Potztausend, bist Du ein Heißsporn! Vorläufig aber werden der Reichskanzler und die Minister mit den gegebenen Verhältnissen auch ohne uns ganz gut fertig; wir wollen indessen das Feuer der Vaterlandsliebe im Herzen wahren und nähren, etwas Tüchtiges lernen und erst dann öffentlich ums Wort bitten, wenn uns ein respektabler Schnauzbart unter der Nase sitzt. Inzwischen: viel Glück und freundlichen Gruß dazu!

Hugo Steiner. Das Gymnasium umfaßt in Deutschland 9 bis 10 Studienjahre; Tertia, Sekunda und Prima; letztere eigentlich die „letzten und obersten Klassen", sind Doppelklassen (Untertertia, Obertertia), deren Absolvierung je zwei Jahre beansprucht.

C. S. in Wien. Daß Du eine so vortreffliche Vogelfalle konstruiert hast, beweist, daß Du ein erfinderischer Kopf bist. Den Kameraden teilen wir Deine Anleitung aber nicht mit; sie sollen unsre lieblichen Garten- und Waldbewohner im Gegenteil schützen und hegen wie und wo sie nur können, und das sollst Du auch. Der Feldhüter wird Dich schon mal erwischen und wenn er dann etwas unsanft mit Dir umgeht, so hat das ganz unsern Beifall.

„Lieber guter Kamerad!" — also schreibt ein Kamerad in Breslau — „Ich habe mir nach Deiner Anleitung einen photographischen Apparat gefertigt, nun photographiere ich mit Bromsilber-Gelatine-Platten, auch habe ich das Stativ höher gemacht, und Blenden hinzugefügt. Meine Erfolge sind wirklich großartig. Mühe genug hat es mich freilich gekostet, doch sie ist reichlich belohnt worden. Eine rote Lampe habe ich mir auch konstruiert. Ich möchte daher alle meine Kameraden auffordern, es doch auch zu versuchen, sich einen Apparat zu konstruieren. Sie werden viel Freude daran haben. Mit großem Danke verbleibe ich M . . . . O. D." — Daß des „G. K." Anregungen auf so fruchtbaren Boden fallen, bereitet ihm viele Freude. Wünscht immer bessere Erfolge!

Emil N. in E. Versuch's mit Terpentin.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billig! 6 Aegypt. 20 Pf. 20 Austral. 40 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 40 Deutsch. incl. 18 Kr. 60 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Guatem. 25 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 5 Kap 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 3 Pers. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 3 Samoa 30 Pf. 20 Schwd. 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 6 Tapis 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf. 6 Türk. 20 Pf. ꝛc. ꝛc. **Alle verschieden. Preislisten gratis. E. Hayn, Naumburg, Saale.**

J. H. Merkel's
Schwarzer Johannisbeersaft.
Unübertroffen
bestes ärztlich empfohlenes **Linderungsmittel** bei
Keuchhusten
Heiserkeit u. Katarrh
in Fl. à 40 und 80 Pfg. **Vorrätig** in den meisten **Droguenhandlungen** ꝛc.
Direkt ab Fabrik in Leipzig gegen frk. Einsendung oder Nachnahme v. 3 Mark 3/1 Flaschen. 1 Mark 50 Pf. 1/1 Flasche. **Franko nach allen Orten Deutschlands.**

Schneider & Co.,
Phönix-Fahrräder-Fabrik, Dortmund.
Niemand kaufe ein Rad ohne unsre großartigen Neuerungen.
Preisliste gratis und franko.
Billigste Bezugsquelle für Rohmaterial zur Selbstfabrikation.

Universalbibliothek
für die
Jugend
enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.
Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.
(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)
Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Wilhelm Issleib
(Gustav Schuhr) Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 124.
Eleg. Ausstattung. Kalbleder-Imitation. **Kl. Taschenformat.** Schweres holzfreies Papier.
Soeben erschien in meinem Verlage:
Gesundheitsregeln
für die Schuljugend.
Mit Abbildungen im Text.
Zusammengestellt von der *Hygienesektion d. Berliner Lehrervereins* mit einem Begleitworte v. **W. Siegert.**
Inhalt: I. Pflege des Körpers. II. Pflege der Atmungswerkzeuge. III. Pflege der Augen. IV. Pflege der Ohren. V. Wie sollst du dich zu Hause zum Schreiben und Lesen setzen? — **Preis 30 Pfg. frc.** Der Betrag kann in Briefmarken eingesandt werden. Empfehle gleichzeitig meine Buchhandlung zur Besorgung jedes anderen Werkes der Pädagogik etc.

Papageien,
junge graue M. 35, junge grüne M. 28, sprechende grüne M 38. **Austr. Prachtfinken,** reizende Vögel, Paar M. 3—4, **Kollektion** von 5 Paar M. 17, 10 Paar für M. 30. Tigerfinken (Kolibrigröße), indische Singvögel, Paar M. 3,50. Wellenpapageien, Zuchtpaare M. 10,50. Rotkopf-Inseparables (Liebesvögel). Paar M. 12. Sämtl. Vögel sind an hiesiges Klima gewöhnt. Illustrierte Preislisten gegen 50 Pf. (Marken).
Gustav Voß, Hoflief., Köln a. Rh.

PIERERS
Konversations-Lexikon
7. vollständig umgearbeitete Auflage.
„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit **organisch verbundenes**
Universal-Sprachen-Lexikon
nach Joseph Kürschners System
in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der „Pierer" als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:
in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 gehefteten Halbbänden à M. 3. 25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8. 50.
Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Kastor und Pollux. Haben euren Brief nach „Villa Bärenfett“ geschickt, bekanntlich im schönen Sachsenlande bei Dresden gelegen. Bis jetzt soll die Klingel noch nicht wieder ausgesteckt sein, Hobble ist also immer noch unterwegs. Sind selber gespannt, wie und wo das Kerlchen wieder zum Vorschein kommt.

Wer ist der Vorstand des Naturforscher-vereins „Linné“? Bloch Lulu in Teplitz, Breitegasse 5, Böhmen.

Unter dem Namen „Concordia“ haben wir einen Verein gegründet, der sich die Aufgabe stellt, die bei chemischen und elektrischen Experimenten gemachten Beobachtungen und Erfahrungen gegenseitig auszutauschen und dazu suchen wir noch einige Mitglieder. Adresse: H. Keppler in München, Sophienstraße 5 c.

Walter B. in **D.** Deinem Eintritt in die deutsche Kriegsmarine steht nichts entgegen, vorausgesetzt, daß Du Dich in Deutschland naturalisieren läßt.

Dicker in **Breslau.** Der „G. K.“ soll Dir sagen, wie groß die Expositionszeit bei einer photographischen Mondaufnahme sein muß. Dazu sind 1—2 Stunden nötig, je nach der Helle der Nacht. Es kommt sodann auch viel auf die Güte des Objektivs an, auf die Empfindlichkeit der Trockenplatten u. a.

F. R. in **Straßburg.** Deine Reißfeder ist rostig und sie soll wieder blank werden. Gut, nimm nach Verhältnis 20 g Weingeist, dahinein thue 5 g Schmirgelmehl, 5 g präpariertes Hirschhornmehl, 10 g Zinnasche und rühre einen Brei. Unter Zuhilfenahme eines weichen Lederläppchens reibe damit die rostigen Teile. — Das beste in französischer Sprache existierende Briefmarkenalbum erscheint bei Gebrüder Senf, Briefmarkenhandlung, Leipzig.

Richard a. d. Donau. Der Entwickler ist, so wie Du ihn angibst, ganz recht. — Zufügen kannst Du demselben nichts mehr. — Wenn das Resultat den Erwartungen nicht entspricht, so mußt Du nach dem Fixieren das Negativ abschwächen oder verstärken. Alb. Glock & Cie in Karlsruhe senden Dir auf Verlangen dafür kostenfrei ein Rezept.

Blindschleiche. So viel können und dürfen wir verraten, daß uns die Haupterzählung des V. Jahrgangs, betitelt: „Der Schatz im Silbersee“ wieder einmal nach dem wilden Westen führen wird, und daß wir durch sie eine Reihe berühmter Präriejäger kennen lernen werden. Schon werden die Kriegsbeile ausgegraben und die Pulverhörner bis zum Strich gefüllt.

Arthur in **Oberhausen.** Hierüber sind eine große Zahl Schriftchen erschienen; jede Buchhandlung wird Dir auf Wunsch die neuesten litterarischen Erscheinungen dieses Gebietes gerne vorlegen oder zur Auswahl kommen lassen.

M. R. in **P.** Jawohl, mein Freund, toujours en vedette! Deinen Wünschen werden wir nach Vermögen zu entsprechen suchen.

Bitte den Kameraden Emil Dorbritz in Sierk um die Beschreibung (aber genau) seines 1888 preisgekrönten Körbchens, Paul Lohmann zu Hagen (i. Westfalen) um die Beschreibung seines Zündholzautomaten (1888), Karl Albrecht in Bremen um die Beschreibung seines Schokolade-Automaten (1888) und seines Cognac-Automaten (1889), Albrecht Schwarzhaupt in Lüdenscheid um die Beschreibung seines Cigarren-Automaten (1889), Karl Schmidt in Annaberg um die Beschreibung seines Wageautomaten, Ewald Vogel in Frankfurt a. M. (1888) um die Beschreibung seines Schokolade-Automaten, Otto Stumpf in Stuttgart (1888) um die Beschreibung seines Schokolade-Automaten, möchte diese Beschreibungen aber bis zum 10. August spätestens haben, da ich aus ihnen ein Geburtstagsgeschenk auswählen will; werde mich bei jedem einzeln bedanken und zu jeder nur möglichen Gegenleistung bereit sein. Mit kameradschaftlichem Gruß G. Hang, postlagernd Plön, Holstein, sub. 33.

Tauschmarkt.

Emil Dreyer und Gust. Meyer in **Hannover, Hildesheimerstr. 242 III,** wünschen mit einem Kameraden in Stempel- und Markentausch zu treten.

Paul Sarl in **Eger, Böhmen,** hat verschiedene Münzen abzugeben.

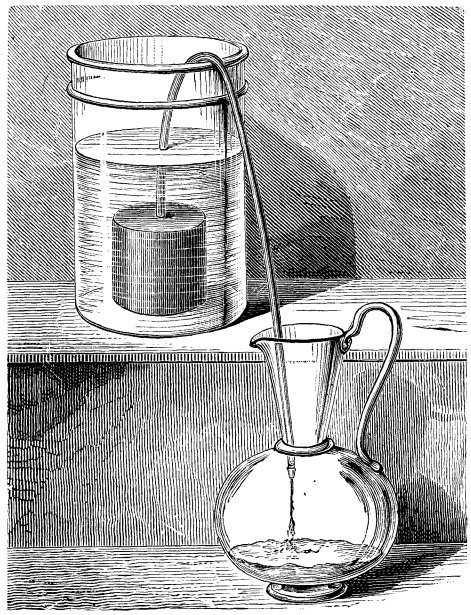
Die besten Fahrräder
aller Art für Erwachsene und Kinder liefert billigst
G. F. Oschatz, Werdau i. S.
Preisliste gratis und franko.

Söhne guter Familien
als Gymnas. od. kaufm. Lehrl. in Berlin finden in fein. musik. Hause vorzügl. Pension u. Anschluß. Refer. und Näh. Dessauerstraße 18, 2 Tr.

Königl. Preuss. Forstakademie
zu Hannov.-Münden.
Die Vorlesungen des Wintersemesters 1890/1891 beginnen am 16. Oktober. Näh., insbesondere specielle Vorlesungs-Verzeichnisse auf briefl. Anfragen.
Die Direktion: Borgreve.

Physikalisches Experiment.

Unser Filtrierheber zählt zu den mannigfaltigen Experimenten über die Haarröhrchenerscheinung oder Kapillarattraktion, wie sie mit Löschpapier, mit jedem Lampendocht und ähnlichen Stoffen ausgeführt werden können. Diese letzteren lassen sich als Heber benutzen,



Der Filtrierheber.

und wir sind imstande irgend eine Flüssigkeit aus einem höher stehenden in ein tiefer gestelltes Gefäß überzuleiten. Unser Bild veranschaulicht das in deutlicher Weise; auf demselben ist der wasserleitende Docht mit einem cylinderförmigen Stück präparierter Kohle in Verbindung gesetzt und der Apparat stellt damit zu gleicher Zeit eine Kohlenfilter dar, wie sie in unsren Haushaltungen vielfach Verwendung findet. Füllen wir das obere Gefäß mit trübem Wasser, wird die Kohle alle Unreinigkeiten an sich behalten, im unteren Behälter aber ganz klares Trinkwasser sich ansammeln.

Im Verlag der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Jugendgarten.

Eine Festgabe für die Jugend

(Knaben und Mädchen im Alter von 9 bis 15 Jahren).

Gegründet von

Ottilie Wildermuth.

Mit zahlreichen farbigen und Tondruckbildern.

Preis elegant kartoniert M. 6. —, in glänzendem Prachtband mit Rücken- und Deckelvergoldung M. 6. 75.

Der neue Band enthält wieder eine Fülle anziehender Erzählungen, Biographien, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, Gedichte, Rätsel, belehrender Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten und gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung.

E. Weber in **Hamburg, Hallerstr. 63,** sucht eine Dampflokomotive gegen Bücher und ein großes Theater einzutauschen.

Möchte mit Kameraden, welche die schöne Kunst der Aquarellmalerei üben, in Verbindung treten. Ernst Becker, Aken a. d. Elbe.

Alex. Bungerz jun. in **M.-Gladbach, Crefelderstr. 106,** gibt 1 laterna magica, 1 Schmetterlingssammlung, 130 verschiedene Privatpost-Wertzeichen, dann Amts- und Gerichtsstempel, 1 Objektiv und 1 Pflanzenpresse gegen Sachsen 3 Pfg. rot oder Münzen, oder Briefmarken ab.

Reinh. Böhland in **Reichenbach i. Vogtl., Hoferstr. 1,** bietet 5 Römermünzen, 1 laterna magica und 1 camera obscura für ein gutes Teschin.

Briefmarken suchen und tauschen: R. Hartl in Wien II., Taborstr. 40 II., gegen österr. Steuerkarten, Ausschnitte und Marken, erwidert jede Postkarte mit Tipp-Topp-Stemp. — Alfr. Dingler i. Wien IV., Heugasse 34, Karte und Couvert der Berliner Rohrpost gegen solche der Wiener. — Ferd. Kogler in Linz, Donauländ 23, Rußland (1883) 7 Rubel schwarz und gelb u. a. m. — Karl Kohn in Augsburg, Riedingerhaus, Ganzsachen und Briefmarken gegen 500 ganze bayr. Postkarten 1876 und 78, 3 und 5 Pfg., sowie Bücher. — Edgar Simon b. Herrn Dr. Zellweger, Trogen, kl. Appenzell a. Rh., Afrika außer Kap gegen Haiti, Brasilien u. a. — Aug. Brinkmann in Lüdenscheid, Friedrichstraße 29, sucht eine Sachsen 3 Pfg. rot gegen Ganzsachen im Katalogwerte von 35—40 Mark. — Leo Freundlich in München, Schwanthalerstraße 73 II. l. — Johann Allacz in Czernowitz, Russischeg. 21. — H. Wiemers in Oldendorf bei Himmelpforten, bietet für 2 Sachsen 3 Pfg. rot ein neues Teschin, verschiedene schöne Bücher, gibt auch alte Hamburg, Sachsen 2c. ab. — Walter Guradze in Zyrowa-Deschowitz, O/Schles., alte Italien v. Jahre 1874—78 gegen andre seltene. — Erich Schramm in München, Reichenbachstr. 36 III., hat Uruguay, engl. Schillingmarken, Portugal. — Fritz Gyselun in Blankenburg a. H., gibt für Sachsen 3 Pfg. rot alte Braunschweiger, Preußen, Hannover. — Max Schindewolf in Dessau, Kaiserstr. 15, geg. eine Stempelsammlung von 80 Exempl. — Hugo Freitag, per Adr.: Herrn A. Engel in Nürnberg, Labenwolfstr. 18, sucht Sachsen 3 Pfg. rot, gibt eine große Festung, eine fast 2 m lange Brücke, einen Steinbaukasten, bittet außerdeutsche Kameraden um Postkarten und Couverts mit Tipp-Topp-Stempel. — Hugo Böhme in Delitzsch bei Leipzig, Angerstr. 521 aa., gegen alte und neue deutsche. — B. Höppener in St. Petersburg, Rußl., Wassilij Ostrow, 5. Linie, Haus 12/10, Quartier 6.

Witzraketen.

Wassersnot. „Wie kommt's denn nur, daß der Fluß so plötzlich stieg?“

„Da wird halt der dicke Bäcker Knoller zum Baden 'reingehoppst sin'!“

Volkswitz. In einer Gegend Deutschlands, welche vor nicht langer Zeit durch eine Sekundär-Bahnverbindung beglückt wurde, kursiert über die Fahrgeschwindigkeit der Züge der Witz, es liefen seitens der Mitreisenden stets Beschwerden darüber ein, daß sie während der Fahrt fortwährend von Handwerksburschen, die vorübergingen, angebettelt würden.

Ein gefährliches Echo. Reisender (erzählend): „Ich sage Ihnen, meine Herrschaften, da gibt's in den Abruzzen ein Echo, wenn Sie sich dort hinstellen, eine Pistole abschießen und guten Abend rufen, da schallt es zehnmal zurück; immer ein Schuß und dann guten Abend.“

Berliner: „Det is noch jar nischt. Wenn Sie sich bei uns in Berlin hinstellen, eine Pistole abschießen und Juten Abend rufen, da kommt jleich ein Schutzmann und sagt: ‚Bitte, Männeken, kommen Sie mal sofort mit!‘“

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden“ in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 45.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

Pfotenhauer verdrehte die Augen und schnalzte mit der Zunge, um den großen Wohlgeschmack des betreffenden Gerichtes möglichst anzudeuten. Dabei nickte seine Nase höchst energisch von oben nach unten, als ob sie die Absicht habe, seine Behauptung auf das Kräftigste zu bejahen.

„Elefantenrüssel?" fragte Schwarz ungläubig. „Ich habe geglaubt, der müsse ziemlich zähe sein."

„O nein. Er ist so zart wie Renntierzunge. Aberst das Rüsselstück thut's nicht allein, sondern es muß in dem richtigen Fett gebraten werden, welches dazu g'hört. Das ist nämlich das Fett im Zellgeweb' der Nieren, a Fett, sag' ich Ihnen, was mit gar nix zu vergleichen ist. Ich wollt', es käm' gleich jetzt so aan Elefant g'laufen, damit ich Ihnen zeigen könnt', was ich leider nit zu beschreiben mag!"

„Sie Gourmand!" lächelte Schwarz. „Ich glaube wirklich, Sie wünschen wegen dieses kleinen Rüsselstückes eine ganze Elefantenherde herbei. Ein nicht ungefährliches Verlangen!"

„Fürchten's sich etwa?"

„Nein. Aber denken Sie an die Verwirrung, welche diese Tiere hier anrichten würden!"

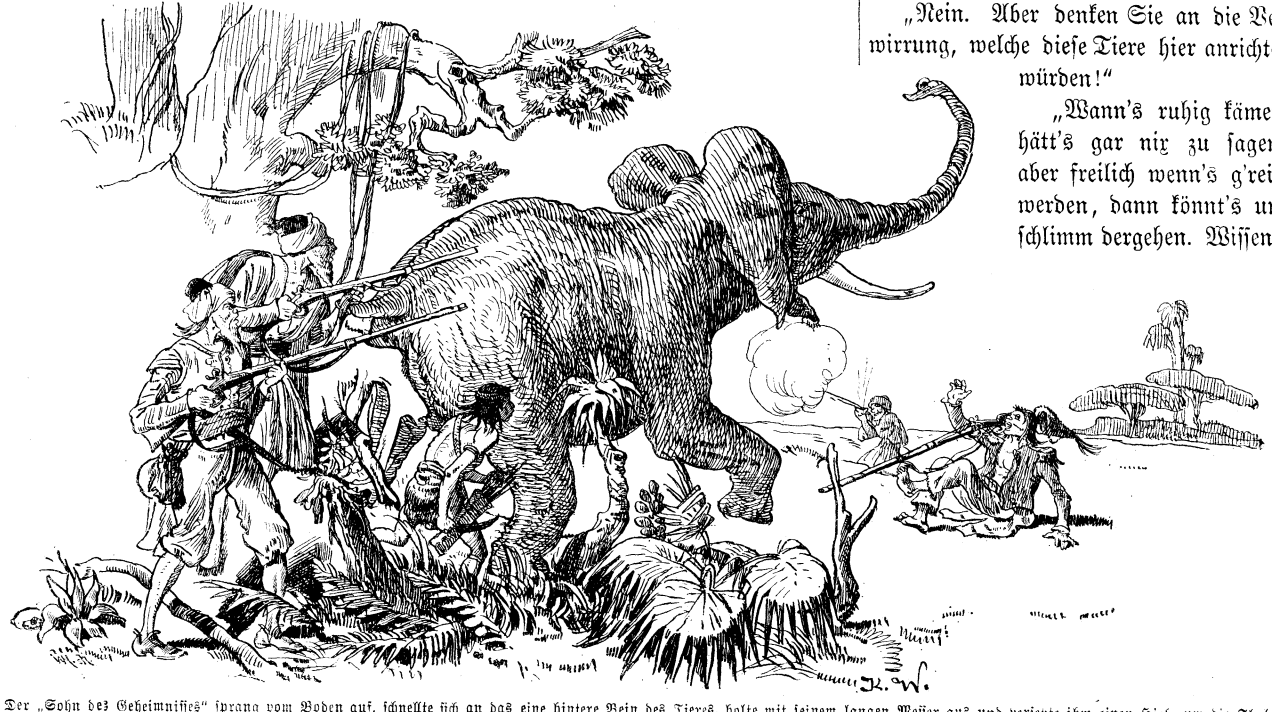
„Wann's ruhig kämen, hätt's gar nix zu sagen; aber freilich wenn's g'reizt werden, dann könnt's uns schlimm dergehen. Wissen's

Die Pflicht.

Der Mensch darf niemals eins vergessen,
Noch es verachten gar vermessen,
Ein kleines Wörtchen voll Gewicht,
Des Lebens Höchstes: seine Pflicht!

Wer nicht erfüllet seine Pflichten,
Den wird das eig'ne Inn're richten!
Er wird verlieren jeden Halt,
Denn Pflichtgefühl hat Allgewalt!

Carl Caffau.



– Der „Sohn des Geheimnisses" sprang vom Boden auf, schnellte sich an das eine hintere Bein des Tieres, holte mit seinem langen Messer aus und versetzte ihm einen Hieb, um die Flechse zu durchschneiden. –

vielleicht, was man so einen ‚Herumläufer' nennt?"

„Ja. So nennt man alte, männliche Elefanten, welche wegen ihrer Bösartigkeit von den Herden nicht gelitten werden und infolgedessen allein umherirren müssen. Das sind höchst gefährliche Tiere. Wehe demjenigen, der einem solchen unvorbereitet oder gar auf offenem Plane begegnet!"

„Ja, wann so a Herumtreiber käm', der könnt uns all unsre Tiere hier zu schanden machen; er thät sie wohl alle nach'nander aufspießen. Am allerschlimmsten ist's, wann so a Kerl sich auf der Flucht vor denen, die ihn ausg'stoßen haben, befindet. Da reißt er alles nieder; da ist er vor Wut geradezu von Sinnen, und dann thut selbst der kühnste Schütz' klug, wann er ihm schnell aus dem Wege geht und sich lieber gar nit von ihm derblicken läßt."

„Haben Sie die Erfahrung vielleicht selbst gemacht?"

„Ja freilich, droben am Bahr Dschur. Da saß ich mit zwei Niam-niam zusammen und balgte die g'schossenen Vögel ab. Plötzlich wackelt die Erde unter uns, und es gab aan Gedröhn, als ob aan Erdbeben — — — horch! Was ist das? Hören's nix?"

Schwarz lauschte und antwortete dann: „Das klingt wie ein ferner kleiner Wasserfall. Aber hier gibt es doch keinen!"

„Nein. Das ist 'was ganz andres. Vielleicht hab' ich gar den Teufel an die Wand g'malt, und nun kommt er herbei. Wann's nur noch Zeit ist, die Herd' in Sicherheit zu bringen!"

Er war aufgesprungen, legte die Hände wie ein Sprachrohr an den Mund und rief denjenigen Leuten, welche die Aufsicht über die Rinder zu führen hatten, mit weithin schallender Stimme zu:

„Harisihn, ruh el bakar; b'id b'id ruh; el ifjal, el ifjal — Wächter, fort mit den Rindern, weit, weit fort; die Elefanten, die Elefanten!"

Dieser Ruf wurde im ganzen Lager vernommen. Wer saß, der sprang auf und griff zu den Waffen. Die Wächter eilten zu ihren Tieren und trieben sie mit den Lanzen unter lautem Geschrei hinaus in die Ebene, nach der Richtung, welche Pfotenhauer ihnen andeutete, indem er mit beiden Armen winkte, so daß dieselben wie die Flügel einer Windmühle auf und nieder gingen.

Das starke Geräusch, welches er gehört hatte, war nämlich von links her gekommen, aus dem Walde, welcher jenseits der Spitze des Maijeh lag. Es war jetzt nicht mehr zu vernehmen, da die Hirten schrieen und die Soldaten einander Mut zubrüllten. Aber die Lunge Pfotenhauers war kräftiger als die aller andern.

„Raha, hudu, ja nas, willa nihma maijit — Ruhe, Stille, ihr Leute, sonst sind wir verloren!" donnerte er über die weite Fläche dahin, und sein Befehl fand augenblicklichen Gehorsam, wenn auch nicht infolge guter Disciplin, es war vielmehr die Angst, welche die Sudanesen zum Schweigen brachte.

Und nun war das Geräusch wieder zu hören, und zwar mit verdoppelter Stärke. Es glich einem Erdbeben; der Boden schien zu zittern.

„Aiwa, ifjal, ja Allah — ja, das sind Elefanten, o Gott!" rief der „Vater der Hälfte".

„Kull kati — eine ganze Herde!" stimmte Hasab Murat bei. „Was thun wir? Bringen wir uns in Sicherheit!"

Er wollte davonlaufen; aber der „Vater der elf Haare", welcher mit dem „Vater des Gelächters" herbeigekommen war, ergriff ihn beim Arme, hielt ihn zurück und sagte:

„Hast du keine Angst vor der Sklavenjagd, so brauchst du dich auch jetzt nicht zu fürchten. Ein Elefant ist ein Engel gegen einen Sklavenjäger."

Und zu Schwarz gewendet, fuhr er in deutscher Sprache fort:

„Herr Doktor, jetzt werd' Sie gesehent, daß ich nicht hatt gefürchte Elefant, großmächtigen. Ich werd' gebte ihm Kugel aus Gewehr, meinigem, grad in die Nase, gerüsselförmigte!"

Schwarz hatte keine Zeit, auf diese Versicherung zu achten. In solchen Verhältnissen drängen sich die Augenblicke zusammen. Seit Pfotenhauer das Geräusch vernommen hatte, waren bis jetzt noch keine zwei Minuten vergangen, und nun dröhnte die Erde, wie wenn die schwache Mauer eines Häuschens von einem vorüberrollenden schweren Lastwagen zittert. Jetzt durchfuhr ein Ton die Luft, so stark, so schneidend, als ob er aus hundert Trompeten zugleich erschalle; dann kam der Goliat der vierfüßigen Tiere um die Ecke des Gebüsches gerannt, den Rüssel hoch erhoben und das kleine lächerliche Schwänzchen wie einen abwehrenden Stachel geradeaus gestreckt.

Es fehlte ihm der eine Stoßzahn; der vorhandene war von außerordentlicher Größe und deutete das hohe Alter des Tieres an, welches im Widerrist sicher eine Höhe von vier Meter besaß; die Länge betrug wohl einen ganzen Meter mehr.

Der Elefant bot mit dem erhobenen Rüssel, den klatschenden Riesenohren und der durchdringenden Trompetenstimme eine so gewaltige Erscheinung, daß ein unwiderstehliches Entsetzen die Sudanesen packte. Sie warfen ihre Waffen weg und rannten davon, um sich hinter den Büschen und Bäumen zu verbergen, und ließen dabei ein Angstgeheul hören, welches den Elefanten aufmerksam machte.

Durch irgend etwas, das man noch nicht sehen konnte, in Wut versetzt, war er bis jetzt wie blind gewesen; jetzt aber blieb er stehen, um den vor ihm liegenden Platz zu beäugen. Er sah die fliehenden Menschen und das kleine Häuflein der Stehengebliebenen, welche den Mut besaßen, ihm Widerstand leisten zu wollen; er schlug mit dem Rüssel ein Rad, hob ihn dann zum Schlage hoch empor und stürzte sich auf die wenigen Männer los.

Diese letzteren waren die Europäer, der „Sohn der Treue" und der wackere „Vater des Gelächters". Die andern alle, auch der „Vater der Hälfte" und Hasab Murat waren verschwunden. Die gefangenen und gebundenen Leute des Feldwebels lagen mit diesem ganz bewegungslos, um ja die Aufmerksamkeit des Tieres nicht auf sich zu lenken.

Doch noch einen gab es, welcher nicht geflohen war — Abd es Sirr, der „Sohn des Geheimnisses". Dieser hatte sich, sobald der Elefant in Sicht kam, zu Boden geworfen und kroch, anstatt zu fliehen, ihm vielmehr rasch entgegen.

„Fliehe, um Allahs willen!" rief ihm der „Sohn der Treue" zu. „Er zerstampft dich ja. Es ist ein Hahdschil."

Dieses letztere Wort bedeutet einen Vagabunden, einen Herumtreiber. Das Tier war also so ein ausgestoßenes, wegen seiner Wildheit und Tücke selbst von seinesgleichen gemiedenes Ungeheuer.

„Ja, ein Hahdschil," stimmte Pfotenhauer bei. „Eure Kugeln thun ihm nichts. Trifft die meinige nicht die richtige Stelle, so gnade uns Gott!"

Die Männer standen dicht beisammen, die Gewehre gegen das Tier erhoben sich. Aber die bereits erwähnte Stelle, auf welche gezielt werden mußte, war nicht zu sehen, da der Elefant den Rüssel ge-

rade aufwärts trug. Es war, als ob er die Verletzlichkeit derselben kenne und sie durch den Rüssel schützen wolle.

Das alles geschah selbstverständlich viel schneller, als es erzählt werden kann. Das Tier war bis auf höchstens vierzig Ellen herangekommen.

„Zerstreut euch und schießt von der Seite!“ rief der „Vater des Storches“, „da haben wir besseres Zielen.“

Er sprang zur Seite, und die andern folgten seinem Beispiele, den kleinen Slowaken ausgenommen, welcher niedergekniet war und den Lauf seines schweren Katil elfil auf den offenen Rachen des Tieres gerichtet hielt.

„Allah, hilf der Kugel ins Gehirn,“ rief er aus, „sonst schlägt mir das Vieh den Schädel ein!“

Er drückte ab, und der Schuß hatte einen doppelten Erfolg. Der „Vater der elf Haare“ erhielt nämlich von dem Gewehre einen solchen Rückschlag gegen den Kopf, daß er zu Boden stürzte.

„Lisir'rak — prosit Mahlzeit; mit mir ist's aus!“ schrie er, indem er die Augen starr auf den Elefanten gerichtet hielt.

Aber dieser senkte den Rüssel nicht, um den kleinen Schützen mit demselben zu ergreifen oder zu zerschmettern. Er bewegte ihn gar nicht, ja, er bewegte sich selbst nicht mehr. Und das war der andre Erfolg des Schusses. Die große, schwere Kugel hatte ihn mitten im schnellsten Laufe zum Stehen gebracht; er hielt da, wie gelähmt und ohne einen Zollbreit seines Körpers zu bewegen, freilich nur für wenige Augenblicke; aber dies genügte zur Rettung des Slowaken.

Der treue Freund dieses letzteren, nämlich der „Vater des Gelächters“, sah die Gefahr, in welcher er schwebte, und rief ihm zu:

„Lauf davon! Ich halte ihn auf!“

Er sprang vor und gab dem Tiere eine Kugel in den untern, starken Teil des Rüssels, freilich ohne den beabsichtigten Erfolg. Er wäre mit samt dem Slowaken verloren gewesen, wenn nicht der „Sohn des Geheimnisses“ während dieser kurzen Pause Zeit gefunden hätte, seine Absicht auszuführen.

Abd es Sirr hatte sich ein wenig seitwärts gehalten, und der Elefant war, ohne ihn zu sehen oder zu beachten, an ihm vorübergerannt und dann, von des Kleinen Kugel getroffen, stehen geblieben. Gerade als der „Vater des Gelächters“ dann seinen Schuß abgab, sprang der „Sohn des Geheimnisses“ vom Boden auf, schnellte sich an das eine hintere Bein des Tieres, holte mit seinem langen Messer aus und versetzte ihm einen Hieb, um die Flechse zu durchschneiden. Hatte er nicht die richtige Stelle getroffen, oder war sein Messer nicht scharf genug, kurz, die Absicht mißlang, und der Elefant drehte sich schnell um, um den neuen Feind zu sehen.

Aber er sah nicht nur diesen einen, sondern mehrere, viele.

Man hatte bisher nur auf diesen einen Elefanten geachtet, nicht aber darauf, was aus dem früheren Getöse, welches doch auf eine ganze Herde schließen ließ, geworden war. Der alte Einsiedler hatte sich in die Nähe eines Truppes gewagt und war von demselben fortgejagt und verfolgt worden. Als er um die Ecke des Maijeh bog, war er seinen Verfolgern aus den Augen gekommen, und diese hatten eine kurze Zeit nach ihm gesucht. Jetzt kamen auch sie um die Ecke. Ihn sehen und mit entsetzlichem Getrompete auf ihn eindringend, war eins. Diese Feinde erschienen ihm jedenfalls fürchterlicher als die Menschen; er wendete sich schnell wieder um und rannte entsetzt weiter, ohne sich für die Verwundungen gerächt zu haben.

Die Zahl seiner vierfüßigen Gegner betrug zwölf, eine Schar, welcher er freilich nicht gewachsen war; sie gehörten jedenfalls einer Familie an, deren Oberhaupt, ein alter Bulle, voranrannte; ihm folgten vier Männchen, vier Weibchen und drei Junge. In ihrem Zorne über den Herumläufer nahmen sie nicht die geringste Notiz von den anwesenden Menschen und stampften mit kaum glaublicher Schnelligkeit vorüber und hinter ihm drein — freilich nicht alle von ihnen.

Der Slowak und sein Freund waren dem „Vagabunden“ ausgewichen und also von seinen Füßen nicht getroffen worden. Als die Herde heranstürmte, hatte der „Vater des Storches“ gerufen:

„Laßt die Männchen vorbei und zielt nur auf die Jungen! Die Weibchen sind uns dann sicher.“

Zugleich zielte er nach dem Rüssel des ersten Elefantenjünglings. Schwarz sah das und nahm den zweiten auf das Korn. Die beiden Schüsse krachten und nur wenige Sekunden später der dritte, denn Pfotenhauer hatte sofort auch dem dritten Jungen die Kugel des andern Laufes gegeben. Seine Explosionsgeschosse wirkten bei der Jugend der Tiere augenblicklich; die zwei Elefanten brachen mit zerschmetterten Stirnen zusammen. Auch Schwarz hatte genau die beabsichtigte Stelle getroffen; aber sein Schuß konnte keine so plötzlich zerstörende Wirkung hervorbringen. Der Getroffene blieb stehen, schwenkte den Rüssel wie einen Pendel hin und her, stieß ein markerschütterndes Schmerzensgeschrei aus und begann dann wie betrunken zu wanken.

„Auch der hat genug,“ rief Pfotenhauer. „Jetzt schnell hinter starke Bäume. Rasch, rasch!“

Er rannte, noch während er diese Worte ausstieß, fort, dem Waldesrande zu, und die andern folgten ihm augenblicklich, nur Abd es Sirr und Ben Wafa ausgenommen, welche sich niederlegten und in dem Grase zu verstecken suchten.

„Warum fliehen?“ fragte der „Vater des Gelächters“, als er nun in der Nähe Pfotenhauers hinter einem Baume stand. „Wir haben doch gesiegt!“

„Seht da nach rechts hinüber; sie kommen schon,“ antwortete der Gefragte. „Ladet schnell die abgeschossenen Läufe wieder! Die Weibchen werden ihre Jungen rächen wollen.“

Er hatte recht. Die Mütter hatten das Geschrei des von Schwarz getroffenen Jungen gehört, die Verfolgung aufgegeben und schnell umgekehrt. Sie rannten trompetend der betreffenden Stelle zu. Dort angekommen, fand eine jede gleich ihr Kind heraus. Die Mütter der Gefallenen untersuchten ihre Jungen mit den Rüsseln. Die Mutter des tödlich getroffenen betastete die Wunde ihres Lieblings, streichelte denselben zärtlich und stellte sich eng neben ihn, Seite an Seite, um ihn zu halten und vor dem Umfallen zu bewahren. Ihre Liebkosungen und Anstrengungen waren vergeblich; das Junge neigte sich mehr und mehr zur Seite und fiel dann tot nieder. Nun ging eine Mutter zur andern, um deren Kind auch zu betrachten und zu untersuchen. Sie erkannten, daß die Jungen tot seien, erhoben die Rüssel und stießen klagende Trompetentöne aus.

„Nun kommt die Rache,“ sagte Pfotenhauer. „Sie werden uns wahrscheinlich aufsuchen.“

„Mir ist es ganz so, als ob wir Strafe verdient hätten,“ antwortete Schwarz. „Sehen Sie den Schmerz dieser Mütter! Es ist ergreifend, und wer ein Herz hat, dem muß es wirklich leid um sie thun.“

„Ja, da kommt halt das deutsche G'müt

zum Vorschein. Der Mensch ist das schlimmste Raubtier, was es geben kann. Aberst schaun's! Haben's g'sehen?"

Er deutete nach der Elefantengruppe.

„Ja. Die eine Mutter ist hinten niedergesunken und trompetet noch kläglicher."

„Und jetzt bricht die andre auch zusammen. Ah, ich weiß, was es ist. Wissen Sie's auch?"

„Sollte der ‚Sohn des Geheimnisses' etwa — — —?"

„Ja, der ist's, und Ben Wafa mit ihm. Das sind mutige Jungens. Sie haben sich an die Tiere g'schlichen und ihre Messern in G'brauch genommen. Jetzt und müssen wir hinaus, sonst kommen's noch gar in G'fahr. Auch dürfen wir die armen Tiere nit allzulang leiden lassen."

Die beiden Jünglinge hatten sich so gut im Grase versteckt gehabt, daß sie von den zurückkehrenden weiblichen Elefanten nicht gesehen worden waren. Sie schlichen, als diese bei den Jungen angekommen waren, sich von hinten an sie heran, was mit keiner großen Gefahr für sie verbunden war, da die Aufmerksamkeit der Mütter sich ausschließlich auf ihre Jungen richtete. Ungefähr bis auf zehn Schritte herangekommen, zog Ben Wafa seine Kulbedah, ein stark gekrümmtes, sichelförmiges und schweres Messer, welches eine sehr gefährliche Waffe ist und sowohl zum Schlagen als auch zum Werfen in Anwendung kommt, sprang auf den ersten Elefanten ein und zerhieb ihm mit zwei schnellen Hieben die Flechsen der Hinterfüße. Dann schlich er sich an das dritte Tier und brachte demselben seine lähmenden Streiche gerade dann bei, als das zweite unter denen seines Freundes auch zusammenbrach.

Die vor Schmerz und Wut brüllenden Elefanten drehten sich zwar nach ihren Peinigern um, versuchten auch, rutschend zum Angriffe gegen sie vorzugehen, konnten sie aber nicht erreichen.

Es war ein Anblick wirklich zum Erbarmen. Glücklicherweise kamen jetzt die Weißen herbei und machten den Leiden der Tiere durch einige wohlgezielte Kugeln ein Ende.

„So, jetzt fühlen's nix mehr," sagte Pfotenhauer, indem er sein abgeschossenes Gewehr wieder lud. „Ist das a Jagd und aan Erfolg! Sechs Elefanten in kaum fünfzehn Minuten!"

„Eigentlich ein ganz unnützes Morden!" bemerkte Schwarz.

„Warum?"

„Weil wir diese Massen von Fleisch gar nicht brauchen können. Und Stoßzähne haben weder die Weibchen noch die Jungen."

„Ich bin halt andrer Meinung. Es kann sogar kommen, daß wir das Fleisch sehr gut gebrauchen können. Wir wissen ja nit, ob wir auf unsrem Zuge für alle ausreichend Essen finden."

„Pa! Ich schätze jedes Weibchen zu achttausend und jedes Junge zu zweitausend Pfund; ein ausgewachsener Bulle kann zwölftausend und sogar noch mehr wiegen. Das sind dreißigtausend Pfund Fleisch. Wie wollen wir dieses Quantum in höchstens zwei Tagen verzehren? Länger hält es sich ja nicht."

„Da kennen's halt unsre Sudanesen schlecht. Sie sollen mal schauen, wie die nit etwa essen, sondern fressen werden. Uebrigens besteht doch nit der ganze Elefant aus Fleisch. Es sind Abfall und Knochen auch dabei, und was für Knochen. Und wann's sich um die Menschlichkeit handelt, so ist's besser, es sterben einige Elefanten mehr, als daß Hunderte von Menschen, wenn auch nur kurze Zeit, Hunger leiden. Uebrigens werden diese hier wohl nit die einzigen sein, welche dran glauben mußten. Laden's nur Ihr G'wehr immer wieder! Wir sind noch lang nit fertig."

„Sie meinen, daß noch andre Elefanten kommen?"

„Andre nit, sondern diejenigen, welche bereits dag'wesen sind. Wann die Bullen bemerken, daß ihre Madamen fehlen, so lassen sie den ‚Vagabunden' laufen und kehren um, sie zu suchen. Elefanten wissen der Fährte der Ihrigen ebensogut zu folgen wie die Menschen."

„Aber töten werden wir wohl keinen mehr?"

„Nein. Schad' freilich um die schönen Zähne der Männchen. Diejenigen des Bullen, welcher voranlief, konnten gegen hundertzwanzig Pfund wiegen pro Stück. Na, schauen's sich mal um! Nun die Arbeit g'macht ist, wagen sich unsre Sudanesen wieder hervor."

Die Leute kamen vorsichtig aus den Büschen getreten, und als sie sahen, daß keine Gefahr mehr vorhanden sei, riefen sie das den weiter zurück Befindlichen zu, und bald waren alle um die erlegten Elefanten versammelt. Sogar die Nuehrs hatten sich ohne Ausnahme eingestellt, ein Beweis, daß sie keine Absicht hatten, Abu el Mot oder seine Sklavenjäger aufzusuchen.

Nun wurden Gruppen mit Obmännern, welche man besser als Verschneider bezeichnen konnte, um die Tiere zu zerlegen, bestimmt. Es herrschte in Erwartung der mehr als reichlichen Fleischportionen eine ungeheure Lustigkeit unter diesen Menschen, die aber leider nicht von langer Dauer war, denn kaum war mit der Arbeit begonnen worden, so hörte man von Westen her, wohin die Wächter die Rinder getrieben hatten, ein vielstimmiges Geschrei, in welches sich die Stimmen brüllender Ochsen und Kühe mischte.

„Was mag das sein?" fragte Schwarz. „Ob die Herde scheu geworden ist?"

„Möglich. Wollen abwarten, ob sich was sehen läßt," antwortete Pfotenhauer.

Er brauchte nicht lange zu warten. Da er sich inmitten der vielen Menschen befand, verhüllten sie ihm die Aussicht nach der betreffenden Richtung, doch nur für kurze Zeit, denn plötzlich flogen sie alle unter lautem Geschrei nach rechts und links auseinander und davon.

„El Hahschil, el Hahschil," so klang es voller Angst von allen Lippen und in der Zeit von wenigen Sekunden war kein einziger Sudanese mehr zu sehen; sie alle hatten wieder Schutz hinter den Büschen gesucht, die schon vorhin von ihnen als Zuflucht benutzt worden waren.

Nun hatten die wenigen Standhaften einen freien Blick nach West. Von dorther kam ein Stier gerannt, brüllend vor Angst und aus allen Kräften laufend. Hinter ihm drein lief der alte Elefantenbulle, welcher vorhin von der Herde gehetzt worden war. Es war keine Täuschung möglich, da man ihn an dem Fehlen des abgebrochenen Stoßzahnes erkannte.

„Alle Teufel, das schaut g'fährlich aus!" rief Pfotenhauer. „Es kommt alles darauf an, wohin der Stier sich wendet."

„Er ist verloren," meinte Schwarz. „Der Elefant läuft doppelt schnell."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch der Hacienda de las Cruces.

Wenn unsre lieben jungen Kameraden einen Blick auf die Karte von Südamerika werfen, so finden sie darauf im nordwestlichen Winkel dieses Erdteils ein Ge-

birgsland, von mehreren Aesten der Cordillera de los Andes durchzogen, zwischen dem Aequator oder 3° 35′ südl. Br. und 12° 20′ nördl. Br., welches mit dem Sammelnamen Columbia bezeichnet ist und politisch einen Staatenbund bildet, der neun einzelne unabhängige Freistaaten: Cauca, Antióquia, Bolívar, Magdalena, Santander, Boyacá, Cundinamarca und Istmo oder Panamá, umfaßt. Dieses Gebirgsland hat eine solch merkwürdige Bodengestaltung, daß ein Reisender daselbst im Laufe eines Tages alle Klimate der Erde und alle Jahreszeiten durchwandern kann. Das Land weist eine ungemein mannigfaltige Flora und Fauna auf, und bietet einerseits den ganzen Reichtum der Tropen, namentlich in den Flußthälern, andrerseits alle Eigentümlichkeiten des Mittel- und Hochgebirgs dar, und auf den zahlreichen Zwischenstufen und Hochebenen eine ungemein abwechselnde Gestaltung. Das Land ist schon seit 1530 den Europäern erschlossen und eines der interessantesten, aber trotzdem noch am wenigsten gekannten, von Südamerika. In neuerer Zeit hat im Auftrag, und auf Kosten der französischen Regierung, ein Herr Eduard André in den Jahren 1875—76 eine Reise dorthin und in die Freistaaten Ecuador und Peru gemacht und dieselbe sehr lehrreich, unterhaltend und anschaulich beschrieben. Auf dieser Reise passierte Herr André den Berg von Quindío, in den centralen Kordilleren von Columbia, mit dem 3485 m hohen Paß von Quindío, also in der kalten Region. Hier traf er auf einem einsamen Gehöfte in der Nähe der Baumgrenze einen Herrn, Don Ramon Cardena,

Ein Besuch der Hacienda de las Cruces. Die Küche.

der als Pionier der Civilisation in der Hacienda de las Cruces wohnt und beinahe das Leben eines Einsiedlers führt. Seinen Unterhalt sichert sich dieser Don Ramon durch die Jagd, namentlich auf Puma und Jaguare, und durch das Sammeln des vegetabilischen Wachses der Wachspalme (Ceroxylon andicola), welche etwa 60 m hoch wird und bis zu einer Meereshöhe von 2930 m hinaufreicht.

Das Leben eines derartigen Ansiedlers im Hochgebirge ist an sich schon so interessant und lehrreich, und die Person des Don Ramon eine so sympathische, daß wir unsren jungen Kameraden einen Genuß zu bereiten hoffen, wenn wir hier die Schilderung wiedergeben, welche Herr André von dieser Hacienda und ihrem Besitzer entwirft.

„Am 8. März 1876," erzählt er, „drangen wir um fünf Uhr abends müde, durchnäßt, über und über mit Schmutz bedeckt, und halb tot vor Hunger, in das Gebiet der genannten Hacienda. Unter dem Vordach des Wohnhauses, das etwa 30 Schritte vor uns innerhalb einer rohen Verpfählung auf einem Rasenfleck sich erhob, stand der Besitzer Don Ramon Cardena im Gespräch mit einigen Peons, welche von der Arbeit kamen. Er war eine charakteristische Gestalt, von mittlerer Größe, gut gebaut, breitschulterig, mit Alpargatas an den Füßen und bequemem, aber durchaus nicht aristokratischen Poncho auf dem Rücken, den Hut in den Nacken gedrückt, mit hoher Stirn, schwarzen durchdringenden Augen und einem entschiedenen kühnen Wesen — ein echter Pionier der Civilisation. Er empfing uns herzlich und schien — in Anbetracht der Wege, welche sein Besitztum umgaben, gar nicht über den Aufzug erstaunt, in dem er uns

erblickte. Meine erste Frage galt dem Abendbrot.

„‚Ihr werdet schmale Kost bei mir finden,‘ sagte er. ‚Ich bin heute mit dem Säen fertig geworden und habe das letzte Saatkorn in den Boden gebracht. Wir werden uns in einige Kartoffeln und etwas Reis teilen, davon ich noch übrig habe. Morgen werden wir Rat schaffen.‘“

„Dagegen war nichts einzuwenden, und während die Peons unsre Reittiere absattelten und die Sättel und Päcke unter das Vordach brachten, sah ich mir das Haus etwas genauer an. Es war eine wirklich architektonische Kuriosität. In der Gestalt unterschied es sich nicht von den andern Hütten dieser Region: unter rechtem Winkel eingeschlagene Eckpfosten, Wände von Lehm, Dach von Laubwerk; aber die Materialien waren nicht von gewöhnlicher Art. Anstatt der ganzen oder gespaltenen Bambusschafte der heißen Region bestand das tragende Holzwerk aus den schönsten Stämmen der Wachspalme, die man in der Umgebung zu finden vermocht hatte; sie sahen aus wie Säulen von Elfenbein mit braunen Reifen; denn sie waren noch mit dem ausgeschwitzten weißen Wachs bedeckt, von welchem der Baum seinen Namen hat. Die ganze Zimmerung bestand aus demselben Holze, das geschmeidig, leicht und dauerhaft ist. Das Dach aus ungeheuren, an der Unterseite silbergrauen Blättern, nahm seltsame Farben an und bildete eine warme und vollkommen dichte Bedeckung.

„Im Innern, welches durch einige leicht geflochtene und mit Lehm bestrichene Wände in mehrere Räume eingeteilt, und mit zwei aus grobem Holz gehauenen Thüren verschlossen war, gewahrte ich eine nicht minder seltsame Verzierung als von außen. An die Wände genagelte Jaguarfelle wechselten mit Fellen von Bären, Pumas und andern wilden Tieren dieser Einöde und zeugten von dem Jagdeifer des Besitzers. Ueberrascht, auf diesen Gipfeln der Cordilleren einen Nimrod zu finden, machte ich ihm ein Kompliment darüber, das ihm anscheinend behagte, so daß er mich sogleich zu einer Jaguarjagd auf den folgenden Tag einlud. Dann führte er mich nach dem Speisezimmer, einem geräumigen Gemach mit einem Estrichboden, einem Plafond von Spinnengeweben und einem Tisch aus zwei rohen Brettern auf vier Pfosten, und hier ließ ich mich mit meinem Wirte in eine Unterhaltung ein, die mich ebensosehr interessierte als der Mann selbst, mit seiner kühnen Natur, seinem eisenfesten und entschiedenen Wesen und seiner ganzen Ursprünglichkeit. Man hatte mir schon in Ibagué erzählt: er beute das Wachs der Palmares oder Wachspalmenhaine aus und habe in dieser beinahe unzugänglichen und so unebenen Region, daß man darin keine vollkommen ebene Stelle von der Größe eines Lakens finden könne, einen merkwürdigen Erwerbszweig geschaffen. Er gab mir freiwillig über diese Wachspalmen Aufschlüsse, welche dasjenige vervollständigen, was Alex. v. Humboldt und Boussingault über dieses nützliche Gewächs schon veröffentlicht haben. Der Betrieb dieses Geschäfts interessierte mich nicht weniger. Nach den Zuckerrohrfeldern und Bananenkulturen im Thale des Magdalena reizte der Anblick dieser Neubrüche und Anblümungen in 9000 Fuß Meereshöhe meine Neugierde nicht wenig.

„‚Vor zehn Jahren wohnte ich drunten in Bogota, wo ich mir am Ufer des Rio San Francisco eine Hacienda geschaffen hatte, welche rasch gedieh,‘ sagte Don Ramon. „In einer Nacht trat der Fluß aus, zerstörte meine Kulturen, ersäufte mein Vieh, versandete meine Felder und stürzte mein Haus um. Ich war ruiniert, aber nicht entmutigt, und mein Entschluß war bald gefaßt: mit dem wenigen Geld, das mir geblieben war, kaufte ich mir eine Landkonzession auf dem Gipfel des Quindio in den Palmenwäldern; ich schnallte mein Machete (Faschinenmesser) um, mietete mir einige Peons und machte mich auf den Weg hieher, wo ich mich niederließ. Ich selbst errichtete mir das Haus, welches Sie nun beherbergt und bestrebte mich ohne Verzug, mir die nötigen Mittel des Unterhalts zu beschaffen. Zunächst sammelte ich einen Vorrat von Wachs und sandte diesen nach Bogota, mir aus der Provinz Cundinamarca Bohnen und Weizen zur Aussaat zu verschaffen. Dies war im Januar. Ich zündete den Wald an und säete auf diesem rohen Neubruch Mais, den ich in Cauca gekauft hatte, und steckte Kartoffeln. Wir mußten nun in Erwartung der Ernte leben, aber es fehlte ja nicht an Wild; das Jahr verging, während wir in den Wäldern auf den Bären, Hirsch und Jaguar pirschten, ohne darüber die Rodung neuer Grundstücke zu vernachlässigen. Im April waren die ersten Frühkartoffeln reif, aber die späten wurden erst im Juli eingeheimst, der Mais erst im Dezember geerntet. Trotz alledem ward ich gerettet, denn mein Vorrat von Korn war hinreichend, um mich mit meinen Leuten zu erhalten und mir die Einrichtung des Fruchtwechsels zu erlauben, den ich einführen wollte, und den Sie nun in vollem Gedeihen sehen werden.

‚Im Dezember und Januar brenne ich gewöhnlich denjenigen Teil des Waldes nieder, den ich anblümen will, nachdem ich zuvor das Wachs der Palmbäume gesammelt habe. In den durch die Asche und den Humus gedüngten Boden säe ich Mais, nach dessen Ernte bestelle ich das gesätete Feld mit Kartoffeln, Arracachas (einem Knollgewächse), Bohnen ꝛc., auf welche Weizen und endlich eine Weide folgt. Es bedarf keiner künstlichen Bewässerung; das Wachstum ist auf dieser Höhe nicht lebhaft, aber die Nebel des Paramo unterhalten eine genügende Feuchtigkeit und erlauben von mehreren Getreidearten zwei Ernten im Jahre.‘

„Unsre Unterhaltung wurde durch den Eintritt des Peons Pedro unterbrochen, welcher das Abendbrot auftrug. Dies bestand in einer einzigen großen Schüssel einer ziemlich mageren Suppe, über welche sechs ausgehungerte Männer mit wahrer Gier herfielen. Als Getränk dazu erhielt jeder eine Tasse aqua de panuela, einem ökonomischen Thee, welcher in einer Auflösung von Zuckersirup in heißem Wasser besteht; dazu weder Brot noch Kartoffeln. Die Mahlzeit war natürlich kurz und statt des Nachtisches nur mit Erzählungen gewürzt, aber wir waren müde und so streckten wir uns bald, der eine in seine Hängematte, der andre auf die Ochsenhaut und suchte die wohlverdiente Ruhe.

„Gegen zwei Uhr weckte mich die Kälte; ich sah auf den Thermometer, er zeigte + 2° C. Ich war bald auf den Beinen und ging unter dem äußeren Korridor auf und ab, um mich zu erwärmen, weil ich hier durch das Vordach von Palmblättern geschützt war. Der Mond überflutete die Landschaft mit seinem silbernen Lichte und die fernen Höhenzüge schauten undeutlich durch die Dämmerung wie ein Meer von Grün mit ungeheuren Wogen. Zu meiner Linken stiegen an mehr oder minder steilen Hängen die schlanken Schäfte der Wachspalmen in die Höhe, gleich den Säulen oder Pfeilern einer riesigen Kathedrale, denn die Stämme waren mit ihren majestätischen Kronen bis zu 60 m hoch und kein Lüftchen be-

wegte dieselben, und das tiefe Schweigen der Nacht in dieser reinen dünnen Atmosphäre machte auf mein Gemüt einen unbeschreiblichen Eindruck.

„Nach einigen Stunden dieses einsamen Auf- und Abwandelns fühlte ich mich müde, hüllte mich in meinen Poncho und meine Wolldecke und legte mich auf einen Haufen dürres Laub, wo ich, unbekümmert um die Temperatur, wieder einschlief.

„Der grauende Morgen weckte mich, es war beinahe sechs Uhr und der Tag begann zu dämmern. In wenigen Minuten erbleichten die Gestirne und erloschen sanft. Ich stand auf und besichtigte das Gehöfte, namentlich die Küche, wo der Peon Pedro soeben das Frühstück zu bereiten begann und in einem ausgehöhlten Stein gesottene Arracachaknollen zerrieb, um daraus Suppe zu kochen. Die Küche war ein Schuppen, auf drei Seiten durch leichte Wände geschlossen, und diente zugleich zur Speisekammer und zum Trockenhause, denn an der einen Seite hing halbtrockenes Wildbret und lange Streifen Tasajo (getrocknetes Rindfleisch), an der andern zwei frische Jaguarhäute. Das ganze Küchengeräte bestand in einigen Reibsteinen, Töpfen, Kesseln ꝛc., und die Feuerstelle war nichts weiter als ein Loch im Boden.

„In Europa beginnt man eine Jagd womöglich mit Tagesanbruch, in den südamerikanischen Urwäldern erst um neun oder zehn Uhr, wenn die Sonne hoch genug steht, um unter dem für die Sonnenstrahlen fast undurchdringlichen Dom der Baumkronen das Dickicht und den Boden einigermaßen beleuchtet zu haben. Man verbringt daher die Morgenstunden mit den Vorbereitungen für die Jagd, der Gewehre, Pfähle, Stricke u. s. w. Da ich diese Zurüstungen getrost dem Don Ramon überlassen konnte, so nahm ich einige Begleiter mit, um eine oder mehrere Wachspalmen zu fällen, deren Blüten und Früchte ich näher studieren wollte. Zwei riesige Bäume stürzten bald unter den wiederholten Streichen unsrer Aexte und zerbrachen beim Sturz in mehrere Stücke, denen in langen hobelspanartigen Spiralen reichlich ein weißes Mark entfloß. Ich maß einen der Stämme: er hatte eine Länge von 60 m, an der Basis einen Umfang von 180, unter der Krone einen Umfang von 75 cm. Die Dicke der äußeren Holzschicht betrug nur 5 cm; alles andre, namentlich im Mittelpunkt, war weiß und von der Konsistenz des Korks. Zwischen den zerbrochenen, 5—6 m langen Blättern, welche oben graugrün und unten weiß waren, hingen zerstreut und gebrochen die Fruchttrauben, welche uns von unten so klein erschienen waren und doch nun eine Länge bis zu zwei m aufwiesen. Ihre orangegelben Beeren, von der Größe und Gestalt der Beeren einer Gutedeltraube mit süßem Fruchtfleisch, waren überallhin auf den Boden gestreut. Die beiden gefällten Bäume mochten ein Alter von 150 bis 200 Jahren haben.

Das Sammeln des Wachses geschieht auf zweierlei Weise. Bei dem einen, brutalen und unvorsorglichen werden die Stämme einfach gefällt und ihre Rinde dann abgekratzt, die Bäume aber ausgerottet. Bei der andren rationellen und ehrlichen Sammelart steigt man auf die Bäume, wie die Wilden am Amazonas beim Sammeln des Palmweins, kratzt das Wachs von den Stämmen und sammelt es in einer Schürze. Die Dicke des Wachsüberzugs, welcher im natürlichen Zustand weiß ist, aber zuweilen durch eine kleine Flechte eine rötliche Färbung erhält, beträgt einen $^1/_3$—$^1/_2$ mm. Jeder Baum kann 8—12 k weißes oder gelbliches Wachs liefern, und ein geübter Peon vermag in einem Monat 8—10 Aeroben (50 bis 60 kg) davon zu sammeln. Dieses Wachs dient zur Verfertigung der Wachszündkerzchen und wird zu Ibaqué mit sieben schwachen Piastern die Arroba (25 spanische Pfund), also mit 2 Frank 25 Cent. das Kilo, bezahlt. Ich habe das Licht dieses Wachses in Las Cruces genau untersucht, es ist rein, brennt hell und reichlich, gibt wenig Rauch und Ruß und ist ein Harz von angenehmem Geruch; es würde sich leicht noch raffinieren lassen.

Nach Humboldt und andern Reisenden soll die Wachspalme nur in einer Meereshöhe zwischen 1750 und 2825 m vorkommen; aber dies ist nicht richtig, denn ich habe sie hier auf den östlichen Hängen des Quindío erst in einer Höhe von 2000 m gefunden und ihr Vorkommen noch bis zu 3000 m Meereshöhe verfolgen können."

Preißelbeersuchen.

(Fortsetzung und Schluß.)

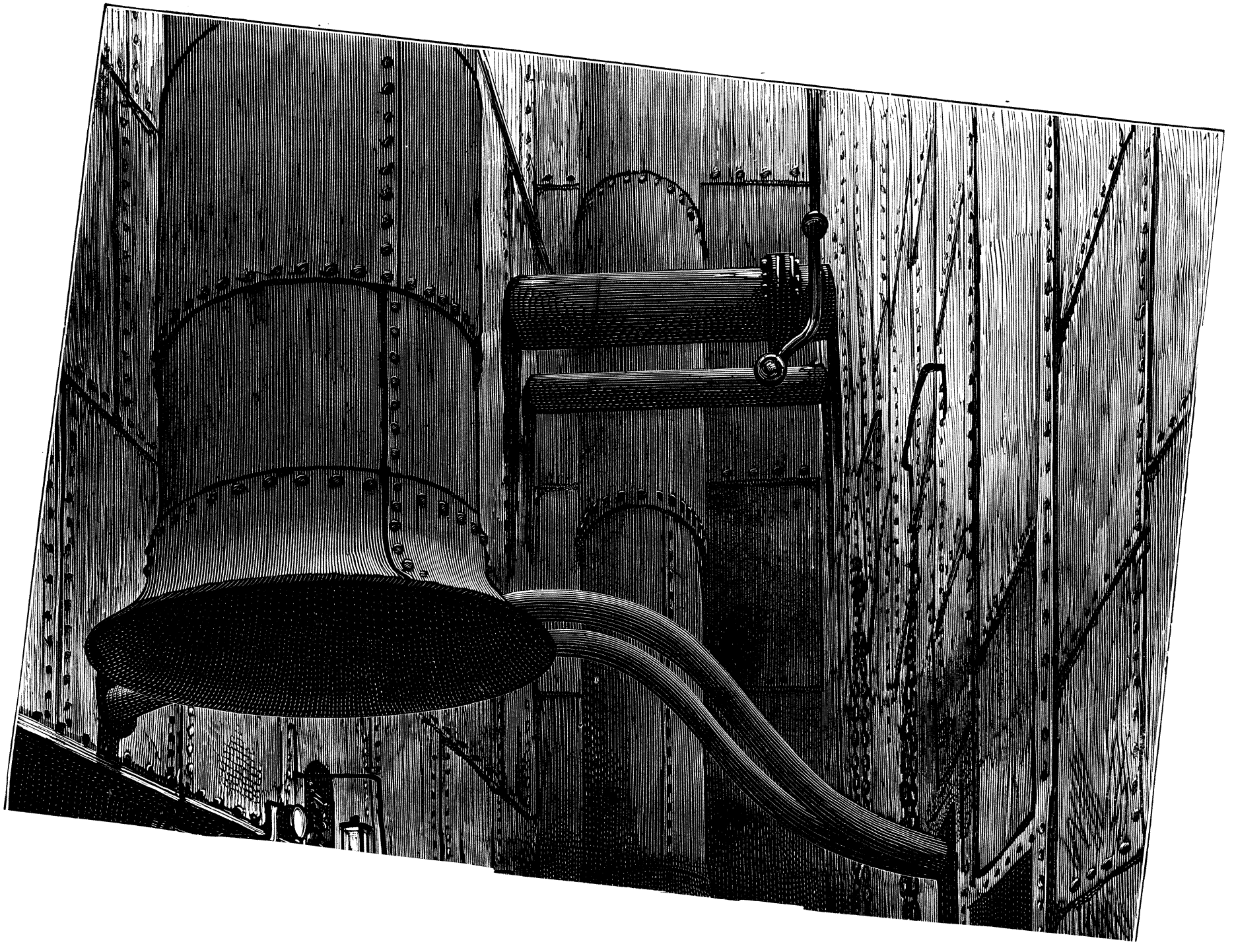
Hier kugelte sich eine Stechpalme mit ihren metallisch starren, glänzenden Stachelblättern zu unnahbarem Gebüsche zusammen, dort kreuzten sich die dunkelroten Dornenranken des Brombeers in anmutigen Bogenlinien, überwölbt von prachtvoll karminrot gefärbten großen Blättern. Ueberall stellten sich uns reizende Kleinbilder der Natur entgegen, welche unsre Blicke anzogen, mancherlei Gedanken in uns erweckten und zu verschiedenen mündlichen Aeußerungen Anlaß gaben. Vom würzigen Hauch der Waldestiefe umwogt, vom geheimnisvollen Zauber der Waldeinsamkeit umstrickt, konnte ich nicht umhin, die schönen Strophen von Gustav Pfarrius laut vorzutragen:

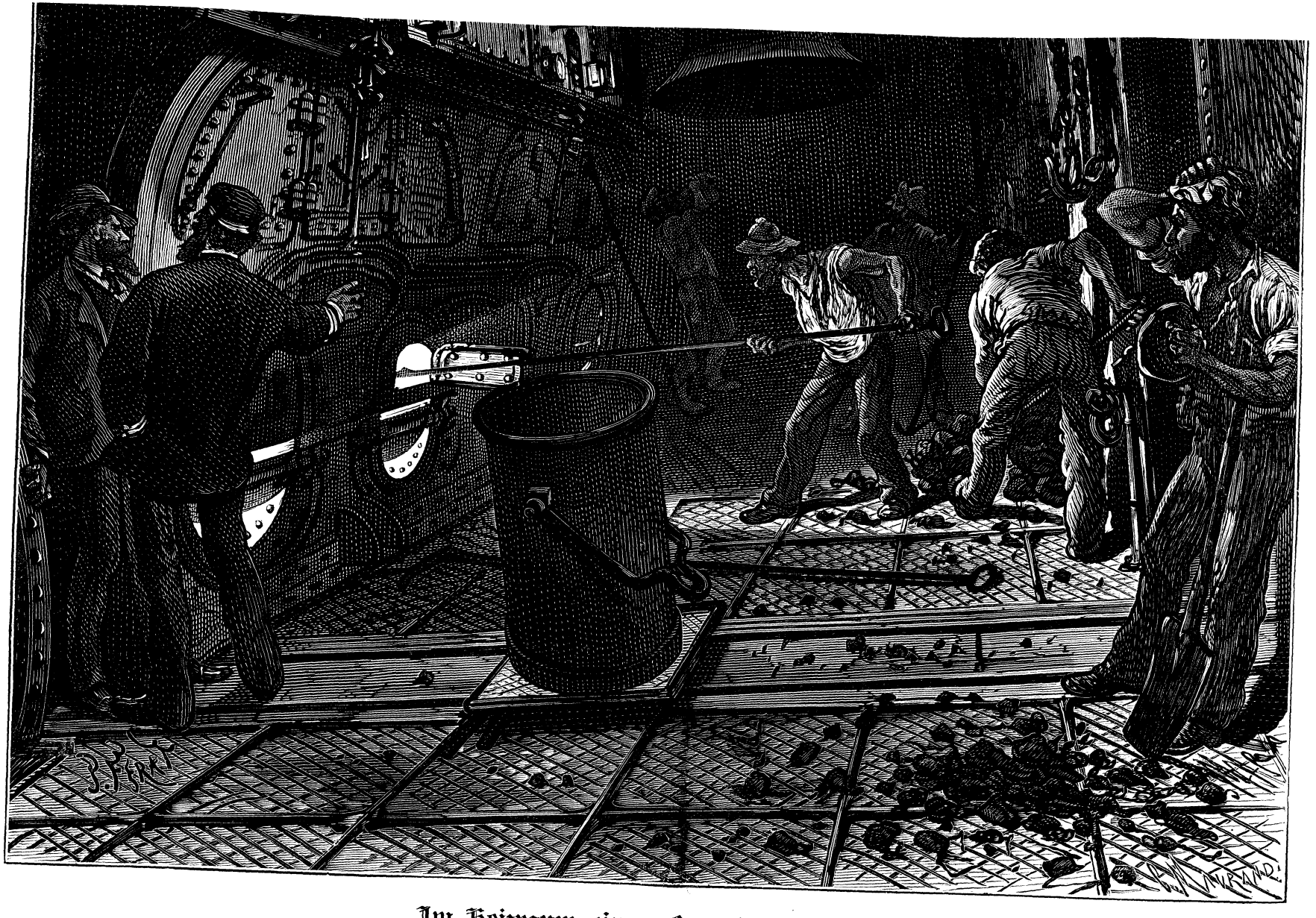
Komm mit, verlaß das Marktgeschrei,
Verlaß den Qualm, der sich dir ballt
Ums Herz, und atme wieder frei,
Komm mit mir in den grünen Wald!

Wir gehn auf taubeperltem Pfad
Durch schlankes Gras, durch duft'ges Moos,
Durch frischer Lüfte stärkend Bad
Dem grünen Dickicht in den Schooß;

Gehn in der Hallen weite Pracht,
Wo endlos Säul' an Säule steht
Und durch der Schatten hehre Nacht
Des Unsichtbaren Schauer weht.

Ein Freudenschrei des kleinen Vetters Hermann unterbrach meinen Vortrag. Dieser Freudenschrei galt einer Bodenfläche, welche rot wie ein Scharlachteppich zwischen den Föhrenstämmen funkelte — von lauter Preißelbeeren! Im Sturmschritt eilten wir der Stelle zu. Eine unbeschreibliche Fülle der gesuchten Frucht breitete sich hier vor unsern entzückten Blicken aus. Aber nur wenige Augenblicke gönnten wir der Betrachtung des herrlichen Bildes — im nächsten Moment lagen wir schon auf den Knieen und pflückten die köstlichen Beerenfrüchte in unsre Krüge. Die Früchte saßen so dicht gereiht, daß man immer mehrere zugleich von den Zweiglein streifen konnte. Das schaffte in die Behälter! „Die schlechten ins Töpfchen, die guten ins Kröpfchen!" bemerkte frei nach Aschenbrödel lachend der Onkel, als er gewahrte, wie





Im Heizraum eines Oceandampfers.

wir abwechselnd eine Handvoll Beeren in die Töpfe warfen und in den Mund spazieren ließen. Doch gaben wir die Schmauserei schon baldigst auf, da der herbsäuerliche Geschmack der Beeren uns nicht sonderlich behagte. „Gewisse griesgrämige Leute, die man Pessimisten nennt," bemerkte scherzhaft der Onkel, „haben die Behauptung aufgestellt, daß jedes Naturding entarte, das unter die Hand und Zucht des Menschen gerate; wenn unsre Brigitte nun die Beeren mit Zucker eingekocht hat, dann sind sie mir tausendmal lieber, als in ihrem Naturzustande, — sie sind wahrhaftig nicht entartet!" — „Uns schmecken sie auch so besser, lieber Onkel!" riefen wir lachend zum Onkel hinüber, der an einen Föhrenstamm gelehnt, sich von der Wanderung ausruhte.

„Mein schweres Butterbrot in der Tasche wird mir beim Pflücken lästig," bemerkte der kleine Hermann.

„Das behaupte ich auch von meinem Butterbrot," erwiderte ich.

„Wir können die Butterbrote ja irgendwo niederlegen," meinten die beiden andern.

Der Vorschlag wurde ausgeführt. Der kleine Hermann hatte vorhin ein Fuchsloch entdeckt, und mit fröhlichem Behagen an diesem natürlichen Verließ, legte er sein Butterbrot in den Eingang der Höhle, die er nach dem alten Tierepos „Schloß Malepartus" nannte. Ich legte mein Butterbrot an den Stamm eines dicken Föhrenbaumes, dorthin, wo die aus dem Boden tretenden und wie Arabesken verlaufenden Wurzeln eine Vertiefung „gleich einer Butterbrotdose" zwischen sich ließen. Mein Bruder Karl sagte, daß er eine Stelle wüßte, die sicherer wär' als alle andern — und damit schlug er lustig seine weißen Zähne in das Schinkenbutterbrot und ließ es in den Magen hinunterspazieren. Vetter Eduard hingegen bat den Onkel, ihm sein Butterbrot doch eine Zeitlang zu bewahren, was der Onkel gutmütig gewährte.

Nachdem unser vierblätteriges Kleeblatt diese Anordnungen getroffen, gab es sich mit erneutem Eifer dem Beerenpflücken hin. Zwischendurch wechselten wir fröhliche Zurufe, wie z. B.; „Ich hab' schon den halben Krug voll!" — „Wir leben hier so recht wie der Vogel im Hanfsamen!" — „Ich sitze hier gut, sagte die Katze, da saß sie auf der Speckseite." — „In meinem Krug ist noch das obere Stockwerk zu vermieten!" —

Plötzlich wurde unsre Aufmerksamkeit durch das krächzende Geschrei vieler Krähen in Anspruch genommen; wir legten den Kopf in den Nacken und blickten in die Höhe. Da hatten wir denn ein seltsames Schauspiel: über der Waldlichtung, auf der wir uns befanden, segelte mit schwerem Flügelschlage eine Krähe hin, welche ein viereckiges Ding im Schnabel trug und sich offenbar damit zu flüchten suchte; aber an zwölf bis fünfzehn schwarze Schwestern jagten krächzend hinterdrein und suchten der Flüchtenden ihre Beute abzujagen. Anfangs lachten wir über dieses Schauspiel, bis mir plötzlich ein schreckhafter Gedanke kam. „Was nur die erste Krähe im Schnabel trug?" fragte nämlich der kleine Hermann. Da schoß es mir plötzlich durch den Kopf, und: „Mein Butterbrot! Mein Butterbrot!" schrie ich mit einemmal so jämmerlich, daß die andern förmlich zusammenschraken. Ich lief nach dem Baume, wo ich mein herrliches Butterbrot der „natürlichen Butterbrotsdose" zwischen den Baumwurzeln anvertraut hatte — es war fort! Nur einige Papierfetzen und Brotbröckchen verrieten die Stelle, verrieten auch, daß die Krähe hier mit ihrem kräftigen Schnabel gehackt hatte. Das schöne, dicke, fette, nette Schinkenbutterbrot war durch die Lüfte entführt worden — auf Nimmerwiedersehen! Diese That hatte keiner von uns erwartet. Onkel bestätigte es jedoch, daß die Krähen solche Diebereien liebten; er hätte es schon von Holzhauern gehört; namentlich zur Winterszeit, wenn das natürliche Futter verschneit wäre, räuberten die Krähen gern die Butterbrote, welche die Holzarbeiter, um bei der Arbeit nicht davon belästigt zu sein, auf den Erdboden legten.

Ich will annehmen, daß meinen Kameraden mein Mißgeschick zu Herzen ging, zu ihrem eigenen Besten will ich es annehmen, — aber sie lachten mich nichtsdestoweniger ganz greulich aus. „Wenn du rasche Beine hast, so kannst du die Räuberin noch einholen und ihr den Raub abnehmen!" meinte Vetter Eduard. „Eins tröstet mich," erwiderte ich, „und das ist der Gedanke, daß die freche Räuberin die Frucht ihres Diebstahls nicht genießen wird; die neidischen Schwestern werden sie so lange jagen, bis sie den fetten Brocken fallen läßt." — „Und dann gibt's ein gemeinschaftliches Festessen mit einer derben Prügelei!" bemerkte scherzhaft der Onkel.

Während so hin und her gescherzt wurde, hatte sich der kleine Vetter Hermann heimlich nach dem Fuchsbau geschlichen, um sich zu überzeugen, ob sein dort niedergelegtes Butterbrot noch vorhanden wäre. Plötzlich lenkte uns ein klägliches Geschrei nach der Stelle hin.

„Was ist's? Was ist's?" riefen wir wie aus einem Munde, nicht wenig erschreckt, indem wir zugleich mit wahren Fortschrittsbeinen hinzustürzten. Und was erblickten wir? Der Kleine steckte mit dem Oberkörper tief in dem Fuchsloch, nur die Beine guckten noch heraus, und diese Beine zappelten und strampelten hin und her, wobei der Junge furchtbar brüllte. Wir dachten schon, der Fuchs hätte ihn bei den Ohren, bis wir aus der Erde den dumpfen Ruf vernahmen: „Ich sitze fest, ich kann weder vorwärts noch rückwärts; zieht, um Gotteswillen zieht, ich erstick'e!" Da packten wir rasch die beiden zappelnden Beine und zogen, zogen, was das Zeug halten wollte, so daß der Onkel ernsthaft warnen mußte: „Reißt dem armen Jungen doch nicht die Beine aus! Mit sanfter Gewalt kommt man auch ans Ziel!" Nun faßte der gute Herr selbst die beiden Stelzen an und seiner „sanften Gewalt" gelang es, den zur Hälfte Begrabenen wieder an das Tageslicht zu befördern. „Was hattest du denn in das Fuchsloch zu kriechen?" bemerkte der Onkel mit sanftem Tadel, während Hermann sich auf die Beine stellte und sich den Sand von den Kleidern klopfte. „Ich wollte sehen," erwiderte Hermann weinerlich, „ob mein Butterbrot noch in der Höhle wäre; es war verschwunden, der Fuchs hat sich's geholt! Da dachte ich: du kriechst hinein und nimmst es ihm ab. Und da blieb ich in der Höhle stecken und konnte weder vorwärts noch rückwärts." — „Das war recht thöricht von dir," bemerkte der Onkel, „in die Höhle hinein zu kriechen! Du hättest darin ersticken, auch hätte Meister Reineke dir die Nase abbeißen können. Freu' dich, daß die Geschichte noch so glimpflich abgelaufen ist und mach' mir solche Streiche nicht wieder! Und nun sputet euch, Jungens, daß ihr die Töpfe voll Kronsbeeren schafft!"

Die Kühle des Morgens war gewichen, der warme Sonnenschein strömte in goldenen Bahnen durch die Lücken der Waldbäume, als wir Knaben unsre Arbeit wieder aufnahmen.

„Nun hab' ich nachher kein Butterbrot," seufzte ich während des Pflückens,

„und ich wär' doch auch so gern einer der ‚brotessenden Menschen', wie Vater Homer unser Geschlecht genannt hat!"

„Und mein Butterbrot hat der Fuchs gestohlen!" bemerkte der kleine Hermann schwermütig. „Ich wußte zwar aus meinem Lesebuche, daß der Fuchs ein arger Gänsedieb ist, aber daß er auch Butterbrote stiehlt, das hätte ich nimmermehr gedacht. Nun kann ich nächstens in der Schule deklamieren: ‚Fuchs, du hast mein Brot gestohlen, gieb es wieder her! Sonst wird dich der Jäger holen mit dem Schießgewehr!'"

„Wie gut, daß ich mein Butterbrot in Nummero Sicher gebracht habe!" sagte mein Bruder Karl, und klopfte sich behaglich auf den Magen.

„Aber du hast den Genuß bereits gehabt," bemerkte Vetter Eduard, „während mir derselbe noch bevorsteht; denn ihr müßt wissen, daß Onkel mein Butterbrot in sichere Verwahrung genommen hat!"

„Ach, bitte, lieber Eduard," baten Hermann und ich, „du wirst uns doch nachher etwas davon geben?"

Eduard zögerte ein wenig mit der Antwort; offenbar dachte er, daß er das Butterbrot ganz gut allein bewältigen könne; aber zuletzt siegte doch sein gutes Herz und er antwortete: „Ja, wir drei wollen ehrlich teilen".

Und so geschah es auch. Als wir unsre Töpfe bis zum Rande voll gepflückt hatten, bat Eduard sein Butterbrot vom Onkel zurück und teilte es in drei gleiche Teile, von denen wir zwei Beraubten zwei erhielten. Auf das elastische Kraut der Preißelbeersträuchlein gelagert, hielten wir köstlichen Schmaus, zumal Onkel jetzt aus der Tiefe seines langen schwarzen Rockes eine Flasche mit Apfelwein hervorholte, welche die Runde in unsrer kleinen Gesellschaft machte.

Gerade hatten wir den letzten Schluck gethan, als es plötzlich in den Zweigen des Waldgesträuches knitterte und knatterte, und ein schwarzes Ungetüm herangerast kam. Erschrocken sprangen wir alle auf die Füße und hinter die nächsten Baumstämme, um dort Schutz zu suchen; der kleine Hermann kletterte sogar wie ein Eichhörnchen in einen Baum hinauf. Da löste ein schallendes Gelächter des Onkels den Bann des Schreckens: „Ponto, Ponto, alter Junge, mußt du uns denn so in Schrecken jagen? Wir dachten nicht anders, als ein Bär käme durch den Wald gerast, suchend, wen er verschlinge; und nun bist du es, du alter, treuer Hofhund!" Der gutherzige Onkel streichelte liebkosend das Tier, das sich zu Hause auf irgend eine Weise von seiner Kette befreit hatte. „Ich glaube, der Schlingel versteht es gar, sich das Halsband selber über den Kopf zu streifen," meinte der Onkel; „ihr müßt das nachher zu Hause mal untersuchen, Jungens!" Vorläufig wurde Ponto willkommen geheißen, und als ob er unsre gute Laune verstünde, sprang er ausgelassen um uns herum, bellte und wedelte. Aber schon im nächsten Augenblick hatte er hinten zwischen den Stämmen eine Krähe entdeckt, auf welche er nun Jagd machte. „Vielleicht ist's die, welche unsrem Theodor vorhin das Butterbrot gestohlen hat," sagte der Onkel.

Dann warf Onkel einen prüfenden Blick in unsre Töpfe und als er dieselben bis zum Rande voll erblickte, sagte er: „Ich denke, wir brechen jetzt auf. Wir wollen unsern Weg über Haverkamps Gütchen nehmen, ich möchte da ‚Guten Morgen' bieten, und vielleicht überläßt uns Mutter Haverkamp einige Gläser Milch."

Dieser Vorschlag wurde mit Freude von uns begrüßt. Wir lockten den Hund herbei und brachen auf. Onkel erzählte wieder allerlei über die Kräuter und Sträucher, welche an unsrem Weg standen; zwischendurch wurde ein munteres Waldliedchen gesungen oder über Ponto gelacht, der hinter einem aufgestöberten Hasen hergaloppierte. Aber diese Jagdlust des Hundes sollte uns noch verhängnisvoll werden.

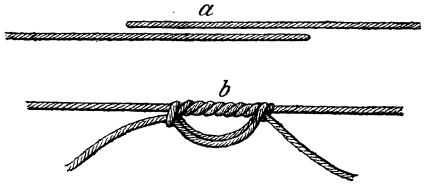
Bald hatten wir das Bauerngütchen erreicht, das gar freundlich und friedlich auf einer Waldwiese lag, beschattet von einigen krummen Obstbäumen, an denen rote Aepfel und gelbe Birnen im Strahl der Herbstsonne funkelten. Mutter Haverkamp fühlte sich sehr geehrt durch den Besuch des Herrn Pastors; ihre vier Kinder, flachshaarig und blauäugig, die wie die Orgelpfeifen aufmarschiert standen, mußten zunächst dem Herrn Pastor und dann uns Jungen ein Händchen geben. Glücklicherweise waren die Kinder auffallend reinlich gehalten — ihre Händchen „klebten nicht". Unsre Hoffnung auf ein Glas Milch sollte nicht zu Schanden werden: Mutter Haverkamp tauchte nach der ersten Begrüßung sofort in den Milchkeller und kam nach einem Weilchen mit fünf großen Gläsern Milch, die sie auf einen hölzernen Präsentierteller gestellt hatte, wieder an das Tageslicht. Wir setzten uns auf das hölzerne Bänkchen vor der Hausthür, und indem wir zwischendurch unsre Blicke über die Waldwiese schweifen ließen, tranken wir schluckweise und recht langsam („um den Genuß zu verlängern," wie Hermann bemerkte) die süße, erfrischende Milch. Da fielen unsre Augen auf ein kleines hölzernes Wägelchen, das seitwärts unter einem offenen Schuppen stand (oh, hätten wir es nie gesehen!), — und auch ein kunstloses Zaumzeug aus Stricken und Lederstreifen, das an einem hölzernen Pflocke unter demselben Schuppen hing, erspähten wir. „Was thut Ihr mit dem Wägelchen, Mutter Haverkamp?" fragte ich. „Oh," antwortete lächelnd die Frau, „da spannen ir unsern Tyras drein, wenn wir Butter und Eier, Aepfel und Birnen zur Stadt schaffen wollen." — „Ach, Frau Haverkamp," sagte ich schmeichelnd, „würdet Ihr uns wohl das Wägelchen nebst Geschirr für unsern Ponto leihen? Wir haben hier vier schwere Töpfe mit Kronsbeeren, die wir noch eine Stunde weit tragen müßten; wenn Ihr uns aber das Wägelchen leihen wolltet, dann könnten wir die Töpfe drauf setzen und selbe nach Hause fahren." — „Oh ja, Frau Haverkamp, bitte, bitte, leihen Sie uns für heute das Wägelchen!" baten meine drei Kameraden, meine „Idee" mit Begeisterung aufgreifend. — „Gewiß, gewiß," entgegnete die Frau gutmütig, „das Wägelchen will ich euch wohl leihen; mein Mann muß morgen doch in die Pastorat, um der Haushälterin von unsern schönen gelben Zwiebeläpfeln zu bringen, da kann er das Fuhrwerk wieder holen." — Wir nahmen uns kaum Zeit, der Frau zu danken, und im Laufschritt drangen wir in den Schuppen ein. Das Wägelchen wurde in das volle Tageslicht gezogen, das Geschirr wurde vom Pflocke gelangt, Ponto wurde mit Schmeichelworten und Gewalt (er schien das Joch der Knechtschaft zu ahnen, das ihm bevorstand) herangeholt und unter lautem Hallo ins Geschirr gespannt. Onkel schüttelte zwar den Kopf und meinte, ein Hund sei kein Zugtier, namentlich der unbändige Ponto nicht; aber als er unsern Eifer und unser Vergnügen sah, da ließ er uns gewähren. Ponto fügte sich übrigens wider Erwarten, obschon es wie Trauer in seinen schönen Augen lag. Die vier Töpfe mit Kronsbeeren wurden auf das Wägelchen gestellt und dicht an das Geländer gerückt, damit sie feststänben — dann ging

die Fahrt los, wobei wir der lächelnden Bauernfrau unsern Dank „für alles“ zuriefen. Ponto bewegte sich so rasch mit seinem Fuhrwerk von der Stelle, daß wir ihn laufend begleiten mußten, wodurch wir leider den guten Onkel, der in seinem gewöhnlichen, ruhigen Schritte verharrte, bald weit hinter uns ließen.

Von der Waldwiese waren wir auf einen sandigen Waldweg gelangt, der in gerader Linie zu unsrem Dörflein führte und ziemlich glatt und eben beschaffen war. Das Wägelchen bewegte sich ohne sonderliche Erschütterungen und Schwankungen weiter, und ich prahlte fortwährend mit der „guten Idee“, die ich gehabt hätte und auf die kein andrer gekommen wäre.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Das Unglück zeigte sich in Gestalt eines Häsleins, und da letzteres quer über den Weg hinrannte, so schritt dies Unglück gewiß ebenso schnell, als das Unglück in Schillers Glocke. Kaum hatte Ponto den flüchtigen Lampe erblickt, als er mit einem Ruck hinterherflog, wobei er selbstverständlich das Wäglein mit sich riß. Es war das Werk einer Sekunde gewesen, und bevor noch einer daran denken konnte, den Hund festzuhalten, hatte dieser schon einen gewaltigen Vorsprung gewonnen. Selbstverständlich rannten wir vier, „Ponto! Ponto!“ schreiend, hinterdrein. Aber Ponto ließ sich in seiner Jagdlust nicht stören. Er flog davon, was gibst du, was hast du. Das leichte Wägelchen schwankte nun hin und her, wie ein Schiff auf stürmischer See. Pardauz! da flog ein Topf mit Kronsbeeren über Bord; die roten Beeren trudelten nach allen Seiten auseinander, in den Sand, in einen Wassergraben, ins Heidekraut. „Ponto! Ponto!“ schrieen wir noch ärgerlicher. Aber der bog gerade



Figur 1. Der Fischerknoten.

mit seinem Wägelchen rechts in den Kiefernwald ein. Das Wägelchen prallte gegen einen Baumstamm, und der zweite Topf mit Beeren ging über Bord. „Ponto, Hundevieh, steh still, oder . . .!“ Ja, prosit Mahlzeit! „Das Hundevieh“ raste weiter, und der dritte Topf flog in hoher Bogenlinie in ein schwarzes Waldwässerchen. „Ponto, Ponto, du nichtswürdiges Tier, wenn du nicht stehst . . .!“ Da rollte der vierte und letzte Topf einen Abhang hinunter und ließ einen Strom von roten Beeren hinter sich. Unsre mühsam gesammelten Früchte — da lagen sie in Staub und Moos, in Sand und Wasser verstreut, unrettbar verloren!

Endlich hatte sich der „dumme“ Hund zwischen zwei Bäumen festgerannt, das heißt, das Wägelchen saß festgekeilt und der Hund mußte notgedrungen Halt machen. Selbstverständlich wurde der Sünder von uns nicht allzu glimpflich begrüßt. Aber alle die homerischen Schimpfworte, die wir auf seinen Schädel häuften, konnten das Unglück nicht wieder gut machen. Es blieb uns also nichts übrig, als die leeren Töpfe zusammenzuholen und das gestrandete Fuhrwerk wieder flott zu machen. Letzteres Unternehmen bot übrigens so bedeutende Schwierigkeiten dar, daß wir uns eine volle Stunde dabei aufhielten.

So kam's, daß der Onkel Pastor (der übrigens einen andern Weg genommen hatte) uns schon an der Bohlenbrücke erwartete, als wir endlich niedergeschlagen nach B. gezogen kamen.

„Wo bleibt ihr denn in aller Welt mit euern Kronsbeeren?“ fragte der gute Herr ein wenig ärgerlich. „Ich warte schon seit einer halben Stunde auf euch!“

„Ach, lieber Onkel,“ erwiderte ich zaghaft, „unsre Kronsbeeren liegen im Wald und auf der Heide nach allen Richtungen hin zerstreut. Ponto hat bei Verfolgung eines Hasens den Wagen umgeworfen — wir tragen keine Schuld daran.“

„Hab' ich euch nicht gesagt, ein Hund sei kein Zugtier?“ sagte der Onkel. „Das ist mir eine nette Bescherung mit den Kronsbeeren! Seht selber zu, wie ihr mit Brigitte fertig werdet und wie ihr euch die vier Speckpfannkuchen verdienen wollt, die auf dem Herde über der heißen Asche stehen!“ — — —

Wir haben die vier Speckpfannkuchen an jenem Mittag doch bekommen, da wir der guten Brigitte fest und heilig versprachen, am Nachmittag die Töpfe aufs neue voll pflücken zu wollen, was wir auch redlich gehalten haben, denn an Preißelbeeren war kein Mangel, und den Hundewagen ließen wir weislich zu Hause.

Die Angelfischerei.

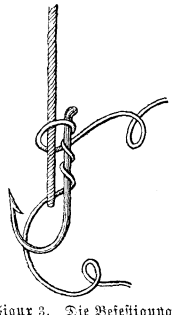
I.

Unter den vielen der Erholung dienenden Beschäftigungen im Freien nimmt auch die Angelfischerei einen bevorzugten Platz ein, sie hat ihre zahlreichen Verehrer. Einer der begeistertsten Angelfischer, Sir John Horrocks, welcher vielen als Autorität in diesem Fache gilt, schreibt von ihr in seinem Buche: „Andre männliche Ergötzlichkeiten des Landlebens mögen eine heftigere Aufregung veranlassen, aber keine verlangt mehr Geschicklichkeit, keine nimmt die geistige und körperliche Gewandtheit mehr in Anspruch. Ein schneller Blick, ein Gehirn, welches gegen alle Perceptionen lebhaft reagiert, eine behende und feine Thätigkeit der Hand, Schärfe und Zartheit des Tast- und Gehörsinnes, physische Ausdauer, un-

abläſſiges Beherrſchen der Ungeduld und unermüdliche Ausdauer ſind dem Fliegenfiſcher unentbehrlich. Es grenzt ans Wunderbare, wenn man ſieht, wie ein Angelhaken von liliputaniſcher Winzigkeit, eine Seidenwurm-Darmſeide ſo fein wie ein Haar, und eine Rute, deren hölzerne Aufſätze zum Teil wenig dicker als ein Rabenfederkiel ſind, zum Fang der allerſtärkſten Flußfiſche dienen. Wir erkennen hier den Triumph der Kunſt über rohe Naturkraft und Gewalt."

Und an einer andern Stelle ſchildert er den körperlichen Nutzen, den die Angelfiſcherei gewährt, mit den Worten: „Wie groß iſt dabei unſer Appetit, mit welchem Vernügen ſucht man während der Hitze des Tages mit ſeinen Gefährten ein ſchattiges Plätzchen, um auszuruhen und ein frugales Mahl mit wahrem Heißhunger zu verzehren. Dabei fehlt die animierte, den Fiſchfang betreffende Unterhaltung nicht." — Nach einer ſolchen Lobrede bedarf es unſrerſeits weiterer Anpreiſung wohl nicht mehr.

Da es nicht in unſrer Abſicht liegt, über die Angelfiſcherei, über welche ohnedies ſchon viele und vortreffliche Bücher geſchrieben worden ſind, hier eine lange Abhandlung zu halten, ſo wollen wir im folgenden nur deren Grundzüge inſofern zur Sprache bringen, als es zur einfachſten Orientierung notwendig erſcheint.

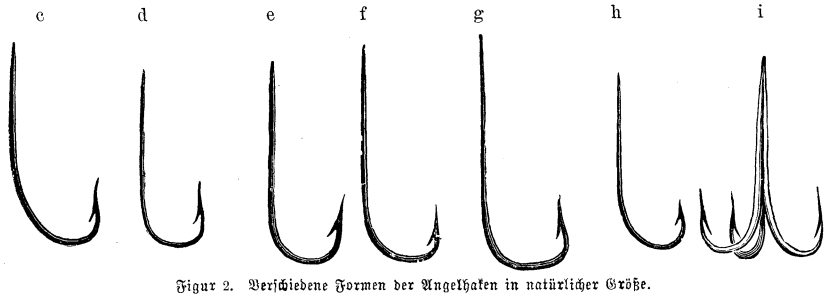


Figur 3. Die Befeſtigung der Angel an dem Vorfach.

Wie allgemein bekannt, bildet das wichtigſte Fiſchereigerät, die Angelrute, eine 3 bis 4 m lange Stange mit einer 6 bis 8 m langen Schnur, welch Ganzes einer rieſigen Peitſche gleicht.

Die Rute ſoll nicht zu dick, möglichſt elaſtiſch und nach der Spitze hin verjüngt ſein, und ihren Schwerpunkt am Griffe haben. Sie kann aus mehreren Stücken beſtehen, welche entweder miteinander feſtverbunden oder auch mit Blechhülſen verſehen, zum Auseinandernehmen ſind. Im erſten Falle werden die zu verbindenden Enden in ungefähr 15 cm Länge und ſchräge abgeſchnitten, die ſchiefen Flächen mit Pech aneinander gefügt und ſoweit die Fuge reicht, mit einem gut gepichten Bindfaden umſchnürt. Die Rutenſpitze erhält eine Schlinge von dünnem ausgeglühtem Draht oder ſtarkem Seidenfaden.

Einen beſonderen Vorteil bietet die Anbringung von Gleitringen, in denen die Schnur ſich hin und her bewegt, die auf der Rute derart zu verteilen ſind, daß ſie gegen die Spitze hin enger ſtehen. Nahe



Figur 2. Verſchiedene Formen der Angelhaken in natürlicher Größe.

der letzteren werden kleinere, gegen den Griff hin aber etwas größere Ringe befeſtigt.

Am Rutenende, nahe dem Griffe, iſt, um nach Bedarf die Schnur ablaſſen und aufwickeln zu können, eine kleine Rolle anzubringen, welche aus Metall oder Holz gefertigt, beweglich und ſo groß ſein kann, als zum Lagern der Schnur erforderlich iſt.

Die Angelſchnur beſteht aus der Rollſchnur und dem ſogenannten Vorfach und kann aus gedrehter Rohſeide, Roßhaar oder auch von Hanf ſein. Von einer guten Rollſchnur wird beanſprucht, daß ſie gegen das Waſſer widerſtandsfähig iſt, und darin nicht aufquillt, und ſich nicht verdreht. Hanfſchnüre ſollten unbedingt mit einem haltbaren Firnis getränkt ſein.

Sind zwei Schnüre miteinander zu verbinden, ſo kann ſolches mit dem ſogenannten Fiſcherknoten geſchehen. Hierbei werden die Bindenden, wie in Figur 1 erſichtlich, übereinander gelegt und zu einer Schleife geformt, durch welche man zweimal hindurchfährt; durch an den vier Enden gleichzeitig ſtarkes und gleichmäßiges Anziehen erhält man dann einen cylindriſchen Knoten, an welchem die vorſtehenden Enden wegzuſchneiden ſind. Die Knoten werden ſchließlich mit haltbarem Firnis überzogen.

Da von der Güte des Vorfaches, an dem Angelhaken, Floß und Senker angebracht werden, ſehr viel abhängt, und deſſen Ankauf keine erheblichen Koſten verurſacht, ſo dürfte von der mühſamen Anfertigung desſelben wohl abgeſehen werden. Es beſteht aus gedrehtem Seidendarm und wird mittels einer Schlinge mit der langen Schnur verbunden.

Unſre zweite Abbildung zeigt in der Reihe c bis h einfache Angelhaken in natürlicher Größe; es gibt deren aber auch doppelte und dreifache (ſiehe i). Sie beſtehen aus gut gehärtetem Stahl und haben außer den obigen auch noch andre Formen. Seit neuerer Zeit können die deutſchen Fabrikate den engliſchen an Güte gleichgeſtellt werden.

Zum Befeſtigen eines Hakens am Vorfache gibt es mehrere Verfahren, von welchen nachbeſchriebenes das für alle Vorkommniſſe einfachſte und verwendbarſte iſt. Man nimmt das Ende des Seidendarmes und legt es, nachdem es in warmem Waſſer erweicht und plattgedrückt wurde, derart an den Hakenſtiel, daß es ſich der Hackenſpitze gegenüber befindet, umſchlingt den Stiel einigemale mit einem gutgepichten Seidenfaden und dann den Haken und das Vorfach mit engen Windungen. Nach drei bis vier derſelben wird der Faden durch die letzte geſchlungen und zu einem feſten Knoten gezogen, worauf bis zum Ende des Darmes das gleiche Verfahren zu wiederholen iſt. Durch die drei letzten lockeren Windungen wird der Faden nach rückwärts durchgeſchlungen und feſt angezogen, und das Ganze dann ſchließlich mit Lack überſtrichen. Unſre dritte Illuſtration veranſchaulicht den geſchilderten Vorgang in deutlicher Weiſe.

Im Heizraum eines Oceandampfers.

„Da unten aber iſts fürchterlich," kann man auch hier ſagen, und diejenigen Kameraden, welche ſchon einmal in dem Heizraum eines Flußdampfers (oder gar eines Seedampfers) waren, werden dem Geſagten ohne Vorbehalt beiſtimmen. Im Winter mag es da noch erträglich ſein, aber im Sommer, bei 25 bis 30° Hitze, muß der Heizraum eines Oceandampfers dem ſogenannten Vorgeſchmack der Hölle gleichkommen, trotzdem von oben beſtändig friſche Luft zuſtrömt.

Aber dieſer Raum iſt gerade der wichtigſte des ganzen Schiffes. Hier wird durch Feuerglut die Kraft hervorgebracht,

welche den Dampfer mit einer Geschwindigkeit, die fast einem gewöhnlichen Eisenbahnzuge gleichkommt, durch die Wogen treibt und ihn befähigt, auch dem wildesten Sturme entgegen seinen Kurs fortzusetzen.

Man sieht es den nur mit Beinkleid und Hemd bekleideten Gestalten der Heizer an, was sie zu leiden haben. Aber ihre Löhnung ist reichlich und die Arbeitszeit kurz bemessen, so daß es ihnen an Zeit und Mittel zur Erholung nicht gebricht.

Einer langen Erläuterung unsres Bildes bedarf es wohl nicht, da es deutlich genug für sich selber spricht. Links liegen die großen Röhrenkessel (Kessel mit mehreren hundert horizontaler Röhren, durch welche die Feuergase streichen, um das zwischen ihnen liegende Wasser rasch zum Sieden zu bringen — wie bei den Lokomotiven), rechts die mit ihnen durch Schienengeleise verbundenen Kohlenbunker. Die beiden mächtigen, unten offenen, von oben herabhängenden Röhren, dienen einesteils zum Zuführen frischer, kühlender Luft, anderenteils zur Hervorbringung des zur Heizung erforderlichen kräftigen Zuges. Sie sind an ihrem oberen, über Deck ragenden Teil rechtwinklig umgebogen und es steht die Oeffnung immer dem Kurs des Schiffes entgegen, damit die Luft genötigt ist, einzuströmen. Die den Raum durchquerenden Röhren dienen teils zur Leitung des Dampfes zu den Maschienen, teils zur Speisung der Kessel mit frischem Wasser. Letztres wird vorher heiß gemacht, damit bei seinem Eintritt in die Kessel die Temperaturunterschiede nicht zu groß seien und keine Störung bei der Dampfbildung erfolgt.

Was ein solcher Oceandampfer an Kohlen verbraucht, ist ganz erstaunlich. Der „Gute Kamerad" will euch damit kein Rätsel aufgeben, denn er weiß, daß doch keiner seiner lieben jungen Freunde die richtigen Zahlen nennen würde, er müßte es denn zufällig erfahren haben. Die meisten würden eher einen Wagen (200 Center haltend) raten, als 50 solcher, und doch ist dies ungefähr das Quantum, das ein Paketdampfer auf seiner 7 bis 10 Tage dauernden Reise von Europa nach Nordamerika verbraucht. Mit einer solchen Menge Kohlen können 200 Haushaltungen ein ganzes Jahr lang ihren Heiz- und Kochbedarf decken. Wir wollen uns hier nicht lange bei der Beschreibung unsres Oceandampfers in seinen Einzelheiten aufhalten; werden wir doch oft noch Gelegenheit dazu finden. Einige allgemeine Angabe über den Dampfschiffverkehr zur See dürfte unsern lieben Lesern aber willkommen sein.

Alles in allem schwimmen auf der See etwa 110 000 Schiffe, wobei aber die kleinen Küstenfahrer nicht mitgerechnet sind. Die Fahrzeuge haben einen Gehalt von 19½ Millionen Tonnen. Unter diese Ziffer zählen etwa 17 000 Dampfer (die übrigen sind Segler) mit einem Gehalt von 7⅓ Millionen Tonnen. Während also die Dampfer in der Anzahl nur 15½ % vom Ganzen ausmachen, erreichen sie im Tonnengehalt beinahe 38 %. Anders ausgedrückt heißt das: ein Dampfer hat durchschnittlich einen Gehalt von 427, ein Segelschiff von 130 Tonnen. Je größer ein Schiff ist, um so vorteilhafter stellen sich die Frachtkosten. Schon aus diesem Grunde wählt man zum Transport lieber einen Dampfer, als einen Segler. Es gibt aber noch andre triftige Gründe, warum man dem Dampfer den Vorzug gibt. Er ist rascher; er macht auf dieselbe Entfernung drei bis vier Reisen, wenn der Segler durchschnittlich nur eine zurücklegt, und dann ist er zu-

Bocksprung.

verlässiger in der Einhaltung des Fahrplans, von dem bei einem Segler eigentlich nie die Rede sein kann. Endlich gehen auch verhältnismäßig weit mehr Segler verloren als Dampfer. Fällt letzterer Umstand auch nicht so schwer ins Gewicht, da Schiff und Ladung in der Regel versichert sind, so bleibt doch stets ein Nachteil im Zeitverlust, der doch auch unangenehm und empfindlich genug sein kann. Infolge der aufgeführten Vorteile des Dampferverkehrs macht derselbe vom Gesamtseeverkehr auch über 80 % aus, so daß also derselbe im Verhältnis ein Quantum von 586 (7⅓ × 80) repräsentiert, während der Seglerverkehr nur 240 (20 × 12) ausmacht. Aus denselben Gründen ist aber der Dampferverkehr beständig im Zunehmen, während der Segelverkehr abnimmt. Die Zunahme beträgt seit 1880 etwa 13 %.

Von den 17 000 Seedampfern sind aber nur etwa 1200 sogenannte Paketdampfer, die also gleichsam die Stelle der Personenwagen bei den Eisenbahnen einnehmen, während die übrigen 15800 „Güterwagen" sind. Die 1200 Personendampfer verteilen sich auf eine Menge Gesellschaften, von denen die größte, der Schiffsanzahl nach, die Allgemeine Schiffahrtsgesellschaft in Genua, dem Tonnengehalte nach aber die Orientalische Dampfschiffahrtsgesellschaft in London ist. Erstere hat 85 Dampfer mit einem Gehalt von 105 387 Tonnen, die zweite 52 Dampfer mit 177 381 Tonnen. Die Dampfer der Londoner Gesellschaft sind also weit größer als die der genuesischen, außerdem verfügen sie über fast doppelt so starke Maschinen. Sonstige wichtige Dampfergesellschaften sind: die von Marseille mit 59 Dampfern zu 141 846 Tonnen, der Norddeutsche Lloyd in Bremen mit 60 Dampfern zu 140 904 Tonnen, die Transatlantische Gesellschaft in Havre mit 64 Dampfern zu 12 977 Tonnen, die Indische Dampfergesellschaft in London mit 67 Dampfern zu 125 317 Tonnen, der Oesterreichische Lloyd in Triest mit 83 Dampfern zu 114 258 Tonnen, die Cunard Gesellschaft in Liverpool mit 33 Dampfern zu 105 729 Tonnen, die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt Aktiengesellschaft mit 25 Dampfern zu 62 180 Tonnen, die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft mit 19 Dampfern zu 38 608 Tonnen, die deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft Kosmos zu Hamburg mit 13 Dampfern zu 21590 Tonnen.

Logogriph.

Was du als Stadt wohl kennen wirst
In Schlesien mit b,
Das bringt in manches Haus mit k
Viel Kümmernis und Weh'. —

Scherzrätsel.

Nie war's, nie ist's auf Erden,
Doch stell's auf andren Fuß,
Da siehst du gleich es werden
Zu einem großen Fluß!

Homonym.

Brücken werden's,
Wenn uns Krieg bedräut;
Straßen werden's
In der Sommerzeit.

Auflösung des Rätsels in Nr. 44.

„Wer? Der! — Werder (General Werder)".

Auflösung des Rätsels in Nr. 44.

„Uhr."

Auflösung des Rätsels in Nr. 44.

„Achse, Echse, Ochse."

Fragen und Antworten.

Kameraden! Wer von euch möchte mit einem lustigen Sekundaner in Briefverbindung treten, der sich für Elektricität, Musik, Philatelie, Zeichnen, Poesie und noch vieles andre interessiert? Fidele Jungens, welche jedoch schon länger als 12 Jahre den Erdball mit ihrer Gegenwart beglückt haben, wollen sich gefl. wenden an Richard Calow, Kaiserl. Sekundaner zu Treptow a. d. Rega in Pommern.

A. B. aus Z. Mangel an Fliegen hast Du? Jetzt im Sommer? O, Du Glücklicher! Sieh Dich mal in Deiner Nachbarschaft um, ob sich nicht ein Pferdestall findet, dort gibt's jederzeit derlei Geschmeiß genug und der Besitzer wird Dir gewiß gerne erlauben, eine muntere Jagd zu eröffnen. Dein Laubfrosch wird in Ermanglung der Fliegen übrigens auch gerne einen Mehlwurm verspeisen oder etwas fein geschabtes rohes Fleisch. — Um einen Ständer für Dein Zweirad nachzubilden sieh Dich nach einem Original um. Vielleicht aber ist es patentiert und dann darfst Du's gar nicht einmal nachmachen. Gruß!

Wilhelm in K. Wenn Du das Bändchen haben willst, mußt Du uns vor allem Deine Adresse mitteilen.

A. F. in H. bei W. Deine Fragen beantworten die betreffenden, im Verlage von Mittler & Sohn in Berlin erschienenen Schriftchen. Jede Buchhandlung kann's besorgen.

R. Strakosch. Deine Papierschnitzerei war uns sehr interessant, bist ein erfinderischer Kopf. Werden davon gelegentlich Gebrauch machen. Gruß!

Obersekundaner F. v. Zedlitz zu Oels in Sachsen, Storchneststraße 4, schreibt in liebenswürdig kameradschaftlicher Weise: „Falls dies meinen guten Kameraden nützlich sein sollte, so will ich gern Auskunft geben über Kanarienvogelzucht — gegenwärtig habe ich etwa 15 junge und alte —, sowie auf jedem Felde der Physik und Chemie. Vielleicht wird mancher Kamerad einen guten Wasserzersetzungsapparat entbehren, weil er kein Platin hat. Diese werden mir dankbar sein, wenn ich ihnen einen solchen billigst herzustellenden Apparat beschreibe, so wie es mir kürzlich ein Herr Lehrer von mir zeigte: Man nimmt irgend ein altes Fläschchen, das ungefähr 100 g Wasser fassen kann, setzt darauf einen in der Mitte durchbohrten Kork, in den man ein in eine Spitze ausgezogenes Glasröhrchen schiebt. Als Elektroden nimmt man blanke Eisenblättchen, und als zu zersetzende Flüssigkeit eine starke Lösung (10 g in 50 g Wasser) Aetzkali (Vorsicht!). — Indem ich noch allen sammellustigen Kameraden seltene Pflanzen (z. B. weißer Storchschnabel), die in meiner Gegend hier in Menge wachsen, anbiete, schließe ich mit allseitigem bestem Gruß!"

Schwimmer in F. N.-L. Ja, lieber Freund, da kann Dir der „G. K." nur den guten Rat geben, selbst hinzugehen und statistische Aufnahmen zu machen. Wenn wir diese Statistik hier reproduzieren wollten, würde eine Nummer des „G. K." dazu nicht ausreichen.

Moritz Falk. Nach Aufbrauch der alten Vorräte erhalten sämtliche russische Marken das Blitzzeichen. — Sehr zu empfehlen ist Schaubecks Album, welches durch jede Buchhandlung zu beziehen ist.

Friedrich, der schwarze Mustang. Du möchtest gar zu gerne wieder einmal Old Shatterhand begegnen. Was nicht ist, kann noch werden, vielleicht schon im nächsten Jahrgange. Ja, Du hast recht, Abd el Mot ist ein blutgieriger, unmenschlicher Geselle; nun die Vergeltung wird hoffentlich nicht ausbleiben. Salem aleicum!

K. M. in A. Du willst wissen, wie man bei Briefmarken den Stahlstich, Kupferstich, Lithographie u. a. unterscheidet. Lieber Freund, die Anleitung zu solchen genauen Unterscheidungen kann nur mündlich durch einen Briefmarkenkenner, durch einen Buchdrucker, Lithographen oder sonst einen unterrichteten Angehörigen der graphischen Gewerbe gegeben werden; die betreffenden Briefmarken müssen dabei zum besseren Verständnisse vorliegen. — Als Handbuch der Briefmarkenkunde ist zu empfehlen: Moschkaus Katalog, Verlag der Gebr. Senf in Leipzig, Preis 3 Mk., dann Larischs Katalog, Verlag von A. Larisch in München, Schwanthalerstr. 42, Preis 1 Mk 50 Pfg.

v. B. in Br. Bis dahin ist der Peter vielleicht auch schon Soldat, vielleicht gar schon Gefreiter. Na, da wird er euch Einjährigen aber drillen!!

Musikfreund in Worms. Die Höhe des Gehalts, beziehungsweise des Einkommens der Kapellmeister, sowohl der österreichischen wie der deutschen Armee, hängt hauptsächlich von der Leistungsfähigkeit desselben ab, da es größtenteils aus Zulagen und dem Privatverdienst besteht. Als Vorbildung ist notwendig tüchtiges Klavierspiel, Violine, je ein Blech- und ein Holzinstrument, sowie Tonsatz, Instrumentation und Kompositionslehre, welch letztere gründlich zu erlernen der Besuch eines Konservatoriums für Musik am empfehlenswertesten ist.

R. in W. Du hast als Lebensberuf den Stand des Unteroffiziers erwählt. Ist Papa denn damit einverstanden? Du hättest Dich seiner Zeit als Dreijähriger assentieren zu lassen und nach einem Jahre Deinem Hauptmann von Deinen Absichten Meldung zu machen. Hast Du Dich gut geführt und verpflichtest Du Dich, mindestens noch ein viertes Jahr zu dienen, so wird Deiner Beförderung wohl nichts im Wege stehen. Gruß freundlichst erwidert!

Experimentator in Hamburg. Versuche mit Deinem Induktionsapparat die Einwirkung der Elektricität auf Jodkaliumkleisterpapier zu konstatieren, verbinde die Enden der Drähte mit einem Voltmeter oder schalte einen Galvanometer ein. Eine dritte Drahtleitung um die primäre Spule hat wenig Zweck. Ein Ringinduktor ist für gedachte Anwendung nicht zu empfehlen; ein Elektromotor, eine kleine Dynamomaschine, werden Dir bessere Dienste leisten; beides ist von der Firma G. Carett und Co., Nürnberg, um etwa 15 Mark zu bekommen. Zum Laden von Accumulatoren werden Elemente jetzt fast nicht mehr verwendet, weil die Kosten der Zusammenstellung derselben viel bedeutender sind, als wenn das Laden des Accumulators an einer Lichtmaschine vorgenommen wird. — Ein Widerstand im Element ist durch möglichst großen Zwischenraum zwischen Zink und Kohle zu erreichen. Natürlich wird die Funktion auch eine geringere sein; außerhalb des Elements kann durch beliebige Einschaltung von Neusilberdrahtwindungen Widerstand erzeugt werden.

G. C. H. F. in H. Leclanché-Elemente bestehen aus Kohle und Zink, beide Metalle stehen in einer Salmiaklösung; jedes elektrotechnische Institut wird Dir einen Kohlencylinder oder 2 Platten und eine Zinkstange liefern können; beides stelle in ein Glas, aber so, daß eines das andre nicht berührt, gieße das Glas voll Wasser und werfe ca. 150 g gestoßenen Salmiak hinein, auf etwa 1½ l Wasser. Das Element kann sich 1—2 Jahre halten, nur muß es, wenn das Wasser verdunstet, von Zeit zu Zeit nachgefüllt werden; vorteilhaft ist, bei dieser Gelegenheit Zink und Kohle tüchtig abzuschaben. Gruß!

E. R. Ein Käfig für weiße Ratten und Mäuse ist leicht herzustellen. Du kannst dazu jede nicht zu kleine Kiste verwenden, etwa 50 cm lang, 30 cm breit und 35—40 cm hoch. Eine Längswand wird so ausgeschnitten, daß rund herum ein Streifen von ca. 3—4 cm stehen bleibt, dann wird auf diese Streifen Drahtgaze genagelt. Der Deckel erhält eine kleine Thüre, mittels Lederstreifen oder Scharnieren an ersterem befestigt. Damit die Thüre nicht in die Kiste fällt, hättest Du unter dem Ausschnitt eine vorstehende Holzleiste anzubringen. Du kannst auch ein etwas größeres Brett zur Thüre verwenden, welches etwa 1 cm jederseits über das ausgeschnittene Loch übersteht. Diese Klappthür im Deckel wird mittels eines Holzwirbels geschlossen. Der Deckel wird nicht aufgenagelt, sondern durch Scharniere mit dem Kasten verbunden, damit Du ihn ganz öffnen und den Kasten gelegentlich bequem reinigen kannst. In diesem Kasten bringst Du an einer Schmalwand, und solang wie diese, einen kleinen, etwa 10 cm breiten und 8 cm hohen Kasten an, für Ratten etwas größer. An der nach dem Innern des Käfigs gerich-

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billig! 6 Aegypt. 20 Pf. 20 Austral. 40 Pf. 5 Bosn. 25 Pf. 6 Bulgar. 20 Pf. 6 Chile 25 Pf. 5 Cuba 30 Pf. 40 Deutsch. incl. 18 Kr. 60 Pf. 6 Finl. 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf. 4 Guatem. 25 Pf. 6 Jap. 20 Pf. 6 Java 20 Pf. 5 Kap 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 3 Pers. 30 Pf. 10 Rumän. 20 Pf. 3 Samoa 30 Pf. 20 Schwd. 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30 Spanien 40 Pf. 6 Tapis 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf. 6 Türk. 20 Pf. 2c. 2c. **Alle verschieden. Preislisten gratis. E. Hayn, Naumburg, Saale.**

Richard Hummel,
Coethen i. Anhalt,
kauft und zahlt die höchsten Preise für Briefmarken und Couverts von folgenden Staaten als: **Bergedorf, Braunschweig, Bremen, Mecklenburg, Oldenburg, Schl.-Holstein, Hamburg und Lübeck.**
Auch Tausch!

Prehn's Purificator
entfernt sofort **unter Garantie** jeden Fleck, ohne einen Rand wie bei **Benzin** und sonstigen Fleckmitteln zurück zu lassen. Auf **Rock- u. Westenkragen** verschwindet jeder **Fettrand,** im Handwerkergetriebe für schmutzige Hände ist Purificator geradezu wunderbar. Siehe Prospect 6 Stück frco. gegen Einsendung von 3 M. 50 Pf. vom Fabrikanten
Oscar Prehn, Leipzig.

Reichhaltige Preisliste über Sätze und Pakete gratis und franco.
Preise niedrig.
Stuttgarter Briefmarken-Bazar Stuttgart, **Eugenstrasse 8.**

Herbarien.
Für **Private, Schulen** und **Anstalten** liefere zur Anlegung u. Completirung v. Herbarien Sortimente von je ca. 50 Species d. **Schweiz. alpinen u. subalpinen Flora,** sorgfältig getrocknet, aufgezogen und mit genauer Bezeichnung gegen Einsendung von **Mk. 6.—.**
Nach besonder. Uebereinkommen liefere auch größere Sammlungen. — Prospekte zu Diensten.
J. Ringger, Botaniker, **Zürich** (Schweiz), Pestalozzistr., Fluntern.

Liedesperlen 257 zweistim. **Lieblingslieder** d. deutsch. Volks, m. Anl. a. f. Nichtnotenkenn., 160 S. Not. u. vollst. Text **1 M.** gegen Briefmark.!
Hilmar Bennewitz, Leipzig.

Echte Harnische, Luntengewehre, Schilder, Schwerter, Helmbarten, Pistolen 2c., sowie alle mittelalterliche **Kriegswaffen,** die zur Dekoration geeignet, verkauft zu billigen Preisen
M. R. Schmerha,
V. Hundsthurmerstraße Nr. 112,
Wien.

Universalbibliothek
für die
Jugend
enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.
Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.
(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)
Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

PIERERS
Konversations-Lexikon
7. vollständig umgearbeitete Auflage.
„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Piererische Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste** und **neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes
Universal-Sprachen-Lexikon
nach Joseph Kürschners System
in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der „Pierer" als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:
in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 geheften Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.
Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

teten Wand dieses Käfichens machst Du am Boden derselben kleine Schlupflöcher, für Mäuse etwa 3 cm, für Ratten 6 cm im Durchmesser. Dieses Schlaf- und Nisthäuschen kannst Du innen mit mehreren Querwänden versehen; in jeder derselben mußt Du aber auch wieder ein Schlupfloch anbringen. Dieses Schlafhäuschen wird mit Watte, Hede, Moos und dergl. gefüllt, doch nicht etwa ganz voll. Den Boden des Käfigs bestreust Du 1—2 cm hoch mit Kies, feinem Sand oder Sägespähnen. Damit die Tierchen klettern können, kannst Du ihnen einige Tuffsteinstücke und etwa trockenes Strauchwerk hineinstellen. In je eine Ecke kommt ein Futter- und ein Trinknapf zu stehen, Glasnäpfe von 8 cm Durchmesser und 4—5 cm Tiefe sind hierzu sehr geeignet und billig in jeder Glaswarenhandlung zu haben. Willst Du den Käfig noch besonders hübsch einrichten, so kannst Du an der der Drahtgaze entgegengesetzten Seite eine Glasscheibe einlassen, Du kannst dann Deine Tierchen jederzeit, ohne sie zu stören, beobachten. In einem solchen Käfig vermehren sich die verschiedenen Ratten- und Mäusearten, namentlich weiße Ratten und Mäuse, sehr gut, vorausgesetzt, daß der Käfig nicht zu kalt steht. Direkt in die Sonne darfst Du den Käfig nicht stellen, aber auch nicht in eine ganz dunkle Ecke. Als Futter reiche weißen Ratten und Mäusen allerlei Körnerfrüchte, Roggen, Weizen, Gerste, Hanfsamen ꝛc., Speck, Fleisch, Weißbrot, trocken oder in Milch geweicht, Mehl, allerlei Obst und Feldfrüchte; die Tiere trinken gern Milch, begnügen sich jedoch auch mit Wasser. Sie werden leicht zahm und lassen sich zu mancherlei Kunststückchen abrichten, als Seillaufen, aufrecht auf zwei Beinen gehen, über ein Stöckchen springen u. dgl., wozu weiter dann nichts nötig ist als ein wenig — Geduld. Um die Gesellschaft gesund zu erhalten mußt Du darauf achten, daß es im Käfig nicht feucht und dumpfig wird. Giebst Du ihnen zu viel Fleisch, Speck oder fette ölige Samen, so bekommen sie leicht Durchfall und Räude. Du mußt dann mehr trockenes Futter reichen als: Brot, Semmel, beides muß aber schon einen Tag oder zwei alt sein, niemals ganz frisch. Während dieser Zeit sind die Tiere besonders warm zu halten und hauptsächlich gegen Zugluft zu schützen. Die Behandlung der Jungen weicht von jener der Alten nicht ab. Schönen Gruß und gutes Gelingen!

Gustav H. in A. Um, wie Du schreibst, „Seeaspirant mit Absicht auf Offiziersbeförderung" zu werden, ist der sicherste Weg durch das Abiturientenexamen eines Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung. Damit ist der Erlaß der Aufnahmeprüfung verbunden; nur in Mathematik wird nachgeprüft, wenn hier nicht das Prädikat „gut" vorliegt. Der Offiziersaspirant tritt dann als Kadett ein. Andre Wege zur Beförderung gibt es nicht. Als Einjährig-Freiwillige können nur solche eintreten, die das Steuermannsexamen abgelegt haben. Im übrigen siehe die hier oftgenannten „Vorschriften für die Ergänzung des Seeoffiziercorps". Mittler und Sohn, Berlin.

Liebe Kameraden! Wir haben einen Verein gegründet, der auf dem Gebiete der Magie alle erdenkliche Hexerei zu leisten im stande ist. Er heißt „Cagliostro". Wer Mitglied werden will, hat einen kleinen Zauberapparat einzusenden. Der Verkehr wird brieflich unterhalten. Alle Fragen auf diesem Gebiete werden beantwortet, Beschreibungen eingesendet, und Zauberapparate gegen andre solche getauscht. Auch werden auf Wunsch kleinere Zauberſachen angefertigt. Briefe und Pakete sind zu richten an Arnold Wolf, Proßnitz, Mähren.

Ich bitte Hugo Böhme in Delitzsch, welcher in Nr. 48 des dritten Jahrgangs eine Anleitung zur Verfertigung einer Galvanischen Batterie gab, mir im „Guten Kameraden" unter den „Fragen und Antworten" mitzuteilen, wie lange die beschriebene Batterie benutzt werden kann, ohne daß man die Füllung mit Kupfervitriol erneuern muß. C. R. L. G.

Oberrealschüler in **Linz a. D.** Eine Bezugsquelle für billige Telephone wäre H. W. Adler u. Cie. in Wien IV., Louisengasse 12.

Wilhelm in **Hoddelsberg.** „Etwas pousſieren" bedeutet: eine Angelegenheit energisch betreiben, etwas befördern, zu stande bringen, etwas durchzusetzen suchen.

Die Grossh. Musikschule in Weimar

beginnt mit dem 1. Sept. 1890 einen neuen Kursus. Sie besteht: 1) aus einer **Orchesterschule** zur Ausbildung von Orchestermusikern. Derselben schließt sich eine Ausbildungsschule für Solisten, Dirigenten, Lehrer und Komponisten an (Hon. 1/4jährl. 40 Mk.); 2) aus einer **Musikschule** in Verbindung mit einem **Seminar** zur Ausbildung von Schülerinnen im Klavierspiel oder Sologesang (Hon. 1/4jährlich 300 Mk.); 3) aus einer **Opernschule** für Schüler und Schülerinnen zur Ausbildung in szenischer Darstellung (Hon. 1/4jährl. 80 Mk.); 4) aus einer Vorschule auch für Nichtfachmusiker (Hon. 1/4jährl. 20 Mk.).

Aermeren befähigten Schülern und Schülerinnen, besonders zur Ausbildung für die Bühne, kann infolge einer reichen Verwilligung J. K. H. der Frau Großherzogin **Honorarfreiheit** gewährt werden. Berichte gratis durch das Sekretariat.

Weimar, August 1890. Hofrat *Müller-Hartung,* Direktor.

Im Verlag der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Jugendgarten.

Eine Festgabe für die Jugend

(Knaben und Mädchen im Alter von 9 bis 15 Jahren).

Gegründet von

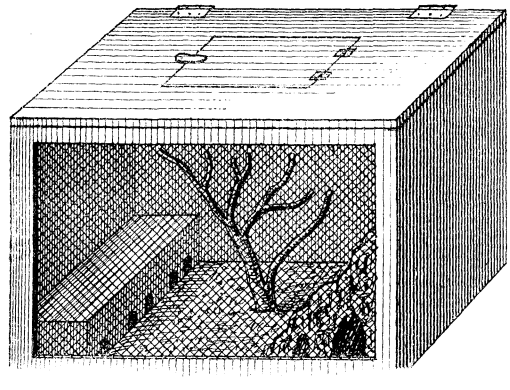
Ottilie Wildermuth.

Mit zahlreichen farbigen und Tondruckbildern.

Preis elegant kartoniert M. 6. —, in glänzendem Prachtband mit Rücken- und Deckelvergoldung M. 6. 75.

Der neue Band enthält wieder eine Fülle anziehender Erzählungen, Biographien, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, Gedichte, Rätsel, belehrender Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten und gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung.

Heiko Schulze in **Berlin.** Junge Blindschleichen füttert man mit ganz kleinen Regenwürmern, kleinen frisch gehäuteten Mehlwürmern, kleinen Nacktschnecken, überhaupt mit allerlei kleinem Gewürm. Zur Aufzucht der kleinen allerliebsten Tierchen gehört vor allem Geduld und eine sachgemäße Behandlung derselben, worüber Du in dem schon oft erwähnten Buche: Herm. Lachmann, „das Terrarium" näheres findest. Wünschen guten Erfolg. Versäume nicht, die vom 13. bis 26. August d. J. im Hotel Alexanderplatz stattfindende Ausstellung für Aquarien- und Terrarienkunde zu besuchen und sag's auch Deinen Kameraden und Schulgenossen — ihr werdet dort vieles Interessante sehen und viel Neues kennen lernen.



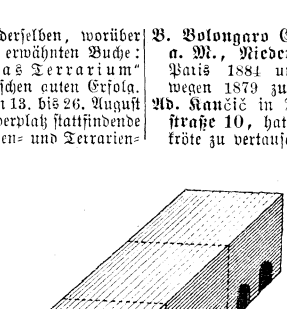
Modell eines Käfig für weiße Ratten und Mäuse. (Beschreibung unter Fragen und Antworten, Chiffre E. R.)

L. Br. in **K.** Vor der rechten Schmiede wird man recht beschlagen. Warum hast Du den Rat des „G. K." nicht befolgt?

Tauschmarkt.

Otto Blankenbach in **Mt.-Gladbach,** hat eine Druckerpresse mit 130 Lettern und eine laterna magica zu vertauschen.

R. Mittenzweig in **Berlin N., Friedrichstr. 136,** wünscht mit einem Kameraden in Wien und einem solchen zu Graz in Korrespondenz zu treten, sowie auch Marken zu tauschen.



Das Innere eines Schlaf- und Nisthäuschens zum Ratten- und Mäusekäfig.

B. Bolongaro Crevenna in **Frankfurt a. M., Miedenan 27,** hat Baedekers Patis 1884 und Schweden und Norwegen 1879 zu vertauschen.

Ad. Kančič in **Triest, St. Spiridionstraße 10,** hat eine griech. Landschildkröte zu vertauschen.

Walter Nehse in **Neustettin, Pommern, Schulstr. 6,** sucht einen photographischen Apparat (Geheim-Camera) gegen eine Dampfmaschine mit Nebenapparaten oder statt letzterer eine Elektrisiermaschine.

Heinr. Toop in **Schwedt a. O., Schloßfreiheit,** hat viele Pflanzendubletten abzugeben und wünschtmit Botanikern in Briefwechsel zu treten.

Franz Zoden in **Wien, Sechshaus, Hauptstr. 23,** tauscht 3 Schlangen, eine Schildkröte und mehrere Eidechsen; erwünscht sind dagegen Schmetterlinge und Käfer.

Ed. Kellner, per Adr.: Herrn G. Bock in **Regensburg,** Wördhstr. 202, besitzt eine neue Buchdruckerpresse mit 250 Lettern, die er gegen einen Induktions- oder sonst. elektr. Apparat abgeben möchte.

Ludw. Horváth in **Lugos, Ungarn, Banat, Marktg. 112,** sucht eine gute eiserne Druckerpresse, bietet dagegen 362 Briefmarken, 26 Ganzsachen, eine Druckmaschine (Neuwert 17 Mk. 50 Pfg.).

R. Simmel in **Berlin, Linkstr. 16,** gibt eine Dampfmaschine mit zwei verschied. Hammerwerken gegen ein Terrarium ab.

Kameraden Frankreichs und Englands! Ich ersuche euch hierdurch, mir größere Webwarenfabriken an euren Wohnorten zu nennen. Ich finde mich mit Briefmarken ab. Habe auch ein Angora-Kaninchen (schw.) gegen Münzen ꝛc. abzugeben. Fritz Stammer in Chemnitz, Hospitalgasse 14

J. Back in **Lippstadt, Grüner Weg 22,** hat eine Muschelsammlung von ca. 50 verschied. Arten in schönem Kasten und einige Korallen abzugeben.

Otto Großwendt in **Metz, St. Marcellenstr. 25,** bietet für ein Pfauentaubenweibchen 200 Siegel und ebensoviel seltene Briefmarken.

Rud. Klug in **Pilnikau, Böhm.,** möchte mit Kameraden in stenograph. Verbindung treten, um sich darin zu vervollkommnen.

Camillo Beck in **Kempten, Herrenstr. 61 C,** hat ein Luftpistol (Neuwert 8 Mk.) und einen selbstgefertigten photograph. Apparat und Chemikalien zu vertauschen.

Adolf Bloch in **Teplitz, Böhm., Neugasse,** möchte mit einem überseeischen, am liebsten peruanischen Kameraden in Korrespondenz treten.

E. von der Hellen in **Weimar an der Kunstschule 2,** kann ein 130 cm hohes zusammenlegbares photograph. Stativ gegen eine Druckerpresse mit Lettern, oder alte deutsche Ganzsachen abgeben.

Wilh. Möbius in **Plauen i. V., Klosterstraße 13, I,** sucht Briefverkehr mit einem Kameraden von 15—16 Jahren.

Otto Herz in **München, Blütenstr. 190,** bittet die Kameraden, ihn als Anfänger im Sammeln von Schmetterlingen zu unterstützen und ihm auch eine Anweisung zur Herstellung eines Spannbrettes zu geben.

B. Knoch in **Danzig, Fleischerg. 32,** tauscht ein großes Aquarium gegen einen guten photograph. Apparat oder ein Velociped. Dasselbe ist 92 cm br., 52 cm tief, 80 cm hoch, mit einem Felsen, einem Eisenhammer, 2 Fontänen auf solidem Tisch.

Magnus Maßmann in **Rostock i. M., Korfelderstr. 32,** hat eine große Mineraliensammlung von 700—800 Stück geo. Münzen oder alte deutsche Marken abzugeben.

Laur in **München, Göthestraße 26,** sucht den ersten Jahrgang des „G. K." (unverbunden oder gebunden) gegen andre Bücher (z. B. Onen Wissen, der Schmugglersohn von Norderney), von Wörishöffer, neu) zu erlangen.

Um meine Sprachkenntnisse zu erweitern, wünsche ich mit Ausländern oder solchen Kameraden in Briefwechsel zu treten, die entweder französisch oder englisch oder italienisch lernen. Es wären mir besonders Markensammler erwünscht. O. Kurtz in Stuttgart, Kirchstr. 2.

G. Hang in **Plön, Holstein, postlagernd sub. 33,** tauscht Pflanzen ein gegen Marken; Tiere und Steine (für das Lurchhaus) für gute Bücher; Käfer und Schmetterlinge für Marken ꝛc.

Rud. Renner in **Wien I. B., Plankengasse 4,** möchte mit einem Laubsägefreund in Korrespondenz treten.

M. Meiling in **Aschersleben, v. d. Wasserthore 9,** hat eine Eiersammlung von 50 Stück gegen 5 Marken aus den franz. Kolonien oder 6 Hongkong zu vertauschen.

Sekundaner Carl Kramer in **Neuhaldensleben,** wünscht mit Kameraden aus Frankreich in Briefwechsel zu treten.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 46.

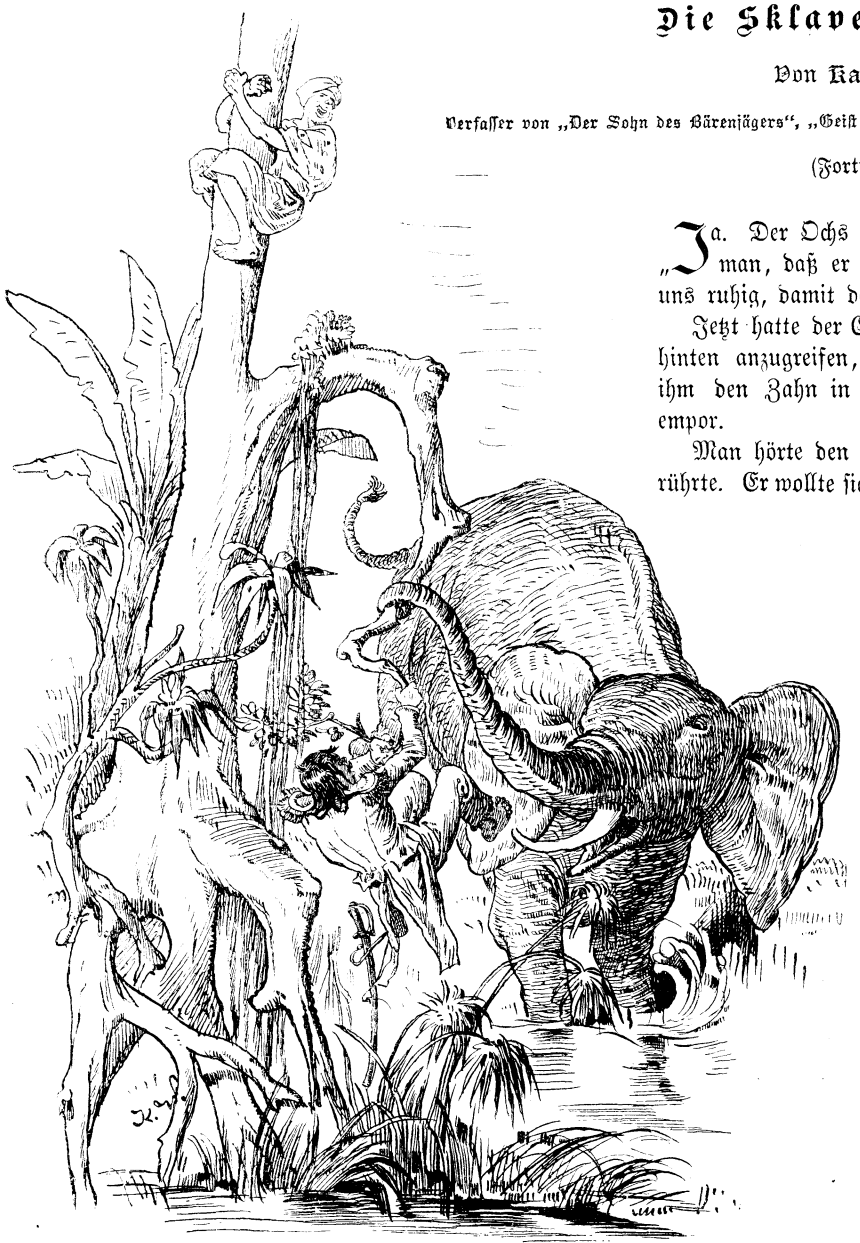
Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)



– „Hast du Appetit nach mir, du Urahne des Rüssels und der großen Ohren? Klettere doch herauf, daß wir uns liebkosen können!“ –

Ja. Der Ochs kommt grad richtig auf uns zu, doch sieht man, daß er sogleich eingeholt sein wird. Verhalten wir uns ruhig, damit der Herumläufer uns dann nit bemerkt.“

Jetzt hatte der Elefant den Stier erreicht. Anstatt ihn von hinten anzugreifen, machte er sich an dessen Flanke, stieß ihm den Zahn in die Seite und warf ihn mitten ihm Laufe empor.

Man hörte den Krach, als der Stier die Erde wieder berührte. Er wollte sich trotz der gräßlichen Verwundung aufraffen, aber der Elefant war stehen geblieben und schleuderte ihn abermals empor, viel höher noch als vorher; dann trat er ihn mit den Füßen und versetzte ihm mit dem Rüssel so gewaltige Streiche, daß der Besiegte bald eine weiche, formlose Masse bildete.

Die Wut des „Vagabunden“ war durch die feindlichen Elefanten erregt und durch den Anblick der Rinderherde erhöht worden; der Tod des Stieres schien ihn nicht zu befriedigen; er sah sich nach neuen Opfern um. Da erblickte er die kleine, bewegungslose Männergruppe und setzte sich gegen sie in Bewegung, nicht etwa langsam laufend, sondern mit einer Schnelligkeit, welche selbst dem besten Rennpferde Trotz geboten hätte.

„Rettet euch in den Wald und auf die Bäume!“ schrie Pfotenhauer. „Bei diesen Sprüngen ist vom sichern Zielen und Schießen keine Rede.“

Jetzt kamen die Beine der sonst so furchtlosen Männer in ungewöhnliche Bewegung. Der „Vater der elf Haare“,

der kleinste von ihnen, brachte die größten und weitesten Sätze fertig. Er rannte nicht, o nein, sondern er schnellte sich förmlich vorwärts. Dabei rief er in deutscher Sprache:

„Herr Doktor, schießte auf Elefant, schießte doch, schießte! Wenn Elefant uns auffangte mit Zahn, seinigem, so fliegte wir in Luft atmosphärige, und seinte zerschmetterte Knochen, unsrige und ganze! Schießte schnell, schießte schnell!"

Der nächste hinter ihm war sein Freund, der „Vater des Gelächters". Er machte Sprünge wie ein Panther und brüllte dabei in einem Atem:

„O Allah! O Vorsehung! O Ewigkeit! Er wird mich packen, der Elefant, der Verfluchte, der Ungläubige! Möge er vorher in die Hölle stürzen, da, wo sie am tiefsten ist und immer noch ein weiteres, separates Loch nach unten hat!"

Der Sudanese kann absolut nicht schweigen; er muß sprechen und er muß schreien, selbst wenn dies zu seinem größten Schaden ist.

Auch Abd es Sirr und Ben Wafa ließen ihre Stimmen hören, vielleicht in der Absicht, den Elefanten von sich abzuschrecken. Sie rannten mehr nach rechts, während das Tier der geraden Linie folgte, welche von dem Slowaken und seinem Freunde eingeschlagen worden war. Die andern hatten eine Schwenkung nach links gemacht. Sie bemerkten, daß sie das Tier nicht mehr hinter sich hatten, und hielten an.

„Meiner Six, so bin ich im Leben noch nit g'rannt!" sagte Pfotenhauer aufatmend. „Wann wir stehen geblieben wären, so hätten unsre Kugeln der Bestie nix g'schadet, wir aber wären von ihr alle mit'nander zerstampft und zertreten worden. Dort rennt sie auf das Dickicht los. Sie hat es auf den Kleinen und auf den Großvater der Städte und Völker abgesehen. Machen wir schnell, daß wir nachkommen, um denen beiden beizuspringen!"

„Halt!" hielt Schwarz ihn zurück. „Nur nicht unvorsichtig! Sehen Sie, daß die Kerls soeben das Gebüsch erreicht haben! Sie finden sichere Deckung in demselben und sind also gerettet. Wir aber würden uns in die Gefahr begeben, dem umkehrenden Tiere zu begegnen. Wenn wir folgen wollen, so müssen wir es von der Seite her thun und dürfen uns nicht von dem Elefanten sehen lassen. Kommen Sie!"

Jetzt hatte auch der „Herumtreiber" das Gebüsch erreicht. Er brach in dasselbe ein, als ob er nur Gras unter den Füßen habe. Dabei bog er Stämme von der Stärke eines Mannesschenkels auseinander oder brach sie ab. Der „Vater der elf Haare" hörte das gewaltige Knacken und Prasseln hinter sich. Er glaubte, der Elefant sei ihm ganz nahe, wagte sich nicht umzusehen und rannte nur immer gerade aus. Da blieb er mit dem Fuße an einem Schlinggewächse hängen und stürzte nieder. Der „Vater des Gelächters" flog an ihm vorüber. Er raffte sich schnell wieder auf und schoß vorwärts — fast in das tiefe Wasser des Maijeh hinein, an dessen Ufer er sich befand. Neben sich sah er den gewaltigen Stamm eines Baumes. Emporblickend, bemerkte er die Füße seines Freundes. Er that einen Sprung nach oben, erfaßte den Ast und schwang sich hinauf. Von da zum nächsten Aste war es nicht weit; er erreichte auch diesen und wollte noch weiter empor, denn er befand sich nur so hoch, daß der Elefant ihn sehr leicht erreichen konnte, mußte aber darauf verzichten. Der Baum hatte nämlich durch Blitzschlag seine Krone verloren; es gab nur drei Aeste und der dritte war abgebrochen und bestand nur aus einem Stumpfe, auf welchem nur eine Person Platz finden konnte. Da saß der Hadschi und zog ein Gesicht, als ob er sich im siebenten Himmel Mohammeds, nicht aber in Lebensgefahr befinde.

„O Allah, was soll ich thun!" rief der Kleine. „Konntest du nicht einen andern Baum wählen! Alle übrigen sind höher und haben mehr Aeste. Das Tier wird mich hier abpflücken wie eine reife Traube!"

„Wer hat dir geheißen, mir nachzuklettern!" grinste der andre von oben herab. „Ich bin sicher. Bis herauf zu mir reicht der Rüssel nicht."

„Aber bis zu mir! O Allah, Allah, was soll ich thun! Er kommt; er ist da, er ist da!"

Seine Angst war groß und auch gar wohlbegründet, denn es krachte und prasselte schon in nächster Nähe.

„Kriech doch auf dem Aste weiter!" riet ihm der Hadschi. „Er ist so dick wie du und reicht über das Ufer hinaus. Da kann das Untier dich nicht erreichen. Mach aber schnell, denn ich sehe ihn schon!"

Er erblickte von seinem höheren Sitze aus den Kopf des Elefanten, der ein ihm im Wege stehendes Bäumchen mit dem Rüssel faßte, samt den Wurzeln aus der Erde zog und dann zur Seite schleuderte.

„Ja, ich krieche, ich krieche," rief der Kleine entsetzt. „Es ist der einzige Rettungsweg, den es gibt."

Er turnte sich auf Händen und Füßen und mit außerordentlicher Schnelligkeit auf dem Aste fort, bis dieser sich unter der Last fast bis zum Wasser niederbog. Dort konnte er von dem Elefanten nicht erreicht werden und atmete erleichtert auf, aber nur für einen kurzen Augenblick, denn unter ihm regte sich etwas und als er niedersah, fiel sein Auge auf ein Nilpferd, welches im Wasser stand, so daß nur die Nüstern, Augen und Ohren aus demselben ragten.

„Allah kerihm," rief er erschrocken aus; „ana fohk l'ischsch el Husan el bahr — Gott sei mir gnädig; ich hänge über dem Neste eines Nilpferdes!"

In diesem Augenblicke hatte der Elefant den Baum erreicht und wurde durch das Geschrei des Kleinen auf diesen aufmerksam gemacht. Doch beobachtete er zunächst nicht diesen, sondern den Hadschi, welcher seinem Freunde von oben herab antwortete:

„Halte dich fest, sehr fest, sonst gilt's dein Leben! Wenn dieses Husan dich erwischt, so zermalmt es dich!"

Der Elefant blinzelte den Sprecher mit seinen kleinen Augen an, stieß einen drohenden Trompetenton aus und richtete dann den Rüssel auf, um den Feind zu ergreifen. Glücklicherweise konnte er ihn nicht ganz erreichen, denn der „Vater des Gelächters" saß zwei Ellen zu hoch und zog außerdem die Beine an den Leib, wobei er halb ängstlich und halb schadenfroh ausrief:

„Versuche es nur, du Sohn eines ehrlosen Vaters, du Neffe eines Oheimes, welcher durch dich zum Gelächter geworden ist! Ich spotte deiner Stärke und verachte deine Klugheit. Komm doch herauf, wenn du mich haben willst!"

Der Elefant sah das Nutzlose seiner Bemühung ein und richtete seine Augen auf den „Vater der elf Haare". Er avancierte bis an das Wasser und streckte den Rüssel aus, um den Genannten zu ergreifen, konnte aber auch diesen nicht erreichen. Der Kleine bemerkte das mit hoher Befriedigung und schrie ihm spottend zu:

„Hast du Appetit nach mir, du Urahne des Rüssels und der großen Ohren? Klettere doch herauf, damit wir uns liebkosen können! Ich möchte dich gern — —"

Er kam nicht dazu, auszusprechen, was er so gern thun wollte, denn der Elefant

hatte einen schnellen und für den Kleinen sehr verhängnisvollen Entschluß gefaßt. Er war zu der Einsicht gekommen, daß er seinen Zweck auf eine andre als die bisherige Weise zu erreichen suchen müsse. Darum schlang er den Rüssel um den Ast und schüttelte denselben mit solcher Kraft, daß der „Vater der elf Haare" sich nicht festzuhalten vermochte und weit hinaus in die Luft und dann in das Wasser geschleudert wurde.

Die Anstrengung des Elefanten war so groß gewesen, daß er das Gleichgewicht verlor. Er rutschte mit den Vorderbeinen von dem schlüpfrigen Ufer ab. Zwar versuchte er, sich mit dem Rüssel an dem Aste festzuhalten, doch vergeblich, denn das Gewicht seines Körpers war zu schwer; der Ast brach ab, und das Tier stürzte in das Wasser, welches hoch aufspritzte und sich dann über ihm schloß.

Aber schon im nächsten Augenblicke tauchte er wieder auf, das heißt, zunächst war nur der kerzengerade emporgestreckte Rüssel zu sehen, welcher im Nu von seinem Schicksale ereilt wurde. Der Elefant war nämlich nicht weit von dem Nilpferde in das Wasser gestürzt; dieses schoß herbei, öffnete den breiten Rachen, klappte ihn um den Rüssel wieder zu und tauchte unter. Einige Sekunden lang schlug das Wasser in hohen, blutigen Wellen und Kämmen auf, dann erschien der Elefant ohne Rüssel, denn dieser war ihm abgebissen worden. Er stieß vor Wut und Schmerz Töne aus, welche jeder Beschreibung spotten, und sah sich nach dem Gegner um. Jetzt erschien derselbe an der Oberfläche, nur wenige Ellen entfernt von ihm; der Elefant holte zum gewaltigen Stoße aus und rannte dem Nilpferde den Zahn, so lang dieser war, in den Leib; dann verschwanden beide abermals.

Im weiteren, doch nur kurzen Verlaufe des Kampfes erschien bald das Hinterteil des Elefanten, bald die eine Seite des Hippopotamus über dem Wasser. Der erstere konnte nicht von dem letzteren loskommen, und das Nilpferd strengte alle seine Kräfte an, den Feind unten zu halten und zu ersticken. Die Wogen stiegen zu kleinen Bergen auf, zwischen denen hohe Fontänen emporgespritzt wurden, so daß man die einzelnen Bewegungen der Tiere nicht zu unterscheiden vermochte.

Während dieses Kampfes der Riesen der Tierwelt hielten sich die andern Bewohner des Maijeh wohlweislich fern, und das war ein Glück für den „Vater der elf Haare", welcher so weit hinausgeflogen war, daß die Krokodile bei ihm gewesen wären, bevor er das Ufer hätte erreichen können. Er hatte sich schnell an die Oberfläche gearbeitet und gab sich alle Mühe, so rasch wie möglich an das Land zu kommen. Als er es erreichte und triefend aus dem Wasser stieg, wendete er sich um, streckte die Fäuste aus und rief:

„Hamdulillah, ich bin gerettet! Ich sollte gefressen werden; nun aber wird euch der Scheitan verschlingen mit samt eurer ganzen Nachkommenschaft! Kommt schnell herbei, und seht, wie ich des Elefanten und des Nilpferdes Herr geworden bin!"

Dieser letztere Ruf galt Schwarz und dem „Vater des Storches", welche soeben von seitwärts herbeikamen.

„Ja, kommt, kommt rasch!" rief auch der Hadschi vom Baume herab. „Wir brauchen sie gar nicht zu töten, denn sie bringen sich gegenseitig selber um. Seht den ‚Vater des Rüssels'! Er bringt das Nilpferd an das Land, kann aber nicht von ihm los und muß elendiglich aus dem Leben scheiden."

Das Nilpferd war tot; der Elefant hatte mit den Füßen Grund bekommen und schleppte es, indem er rückwärts ging, an seinem Zahne dem Ufer zu. Er konnte sich trotz aller Anstrengung nicht befreien und schrie vor Grimm in einem Atem fort, wobei ihm das Blut armesstark aus der tödlichen Wunde strömte.

„Da ist die G'fahr also für uns vorüber," meinte Pfotenhauer. „Bringen wir die G'schicht nun vollends zu End'!"

Er legte sein Gewehr auf den Elefanten an und drückte los. Beim ersten Schuß wankte das Tier; beim zweiten schlug es hinten aus und brach dann nieder, indem es im Wasser verschwand. Dies sehen und vom Baume herabrutschen war für den Hadschi das Werk nur eines Augenblicks.

„Fachrulillah, Ruhm sei Gott!" rief er triumphierend. „Wir haben die Schrecklichen bezwungen und die Entsetzlichen erlegt; sie liegen mit ihrer Schande im Wasser und müssen sich schämen, an ihren ehrlosen Tod zu denken. Sie sind durch meine List gefällt und durch meine Kühnheit überwunden worden. Alle Gefährten werden mich preisen und loben, wenn sie das Fleisch der Riesen verzehren."

„Schweig!" antwortete der „Vater der elf Haare". „Was hast du denn eigentlich gethan? Du bist auf den Baum geklettert und hast gewartet, bis die Tiere tot waren; erst dann kamst du wieder herunter. Halte meinen Heldenmut dagegen, so wird dein Ruhmgeschrei augenblicklich verstummen müssen!"

„So?" fragte der Hadschi, indem er vor Aerger ein Gesicht zog, als ob er vor lauter Wonne vergehen wolle. „Zähle doch einmal deine Heldenthaten auf! Auch du bist auf den Baum geflohen, sogar fast bis an die äußerste Spitze des Astes. Dann hat der Elefant dich in das Wasser geschüttelt, und nun stehst du pudelnaß vor mir, daß es mich erbarmen könnte!"

„Sprich nicht solche Albernheiten. Habe ich denn nicht durch meinen Sprung in den Maijeh den Elefanten listigerweise verführt, auch in das Wasser zu gehen, worinnen er den Tod gefunden hat? Bin nicht also ich es, dem der Sieg zugeschrieben werden muß?"

Die beiden wären wahrscheinlich noch heftiger aneinander geraten, doch wurde ihrem Wortwechsel durch ein rundum sich erhebendes Freudengeheul ein Ende gemacht. Die vor dem Elefanten geflüchteten Leute hatten die Schüsse gehört und Mut gefaßt; sie waren vorsichtig herbeigekommen und sahen, daß nichts mehr zu befürchten sei. Nun erhoben sie, von denen das Ufer wimmelte, ein Triumphgeschrei, vor welchem, wenn sie ihre Kehlen vorhin in derselben Weise angestrengt hätten, der Elefant samt sämtlichen in der Umgegend sich aufhaltenden Nilpferden auf- und davongelaufen wäre. Sie tanzten und sprangen vor Entzücken, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe es Schwarz und Pfotenhauer gelang, Ruhe und Ordnung in die Gesellschaft zu bringen.

Nun wurden Seile von den Schiffen geholt, mit deren Hilfe man die beiden Tiere, allerdings unter großer Anstrengung, an das Land zog, um sie auszuschlachten und zu zerlegen. Während ein Teil der Leute mit dieser Arbeit beschäftigt war, kehrten die zwei Deutschen mit den andern zum Lagerplatze zurück, weil zu befürchten stand, daß die Elefanten wiederkommen und ihre Weibchen suchen würden. Glücklicherweise erfüllte sich diese Erwartung nicht.

Später kam einer der am Ufer beschäftigten Männer zum Lagerplatze und meldete, daß man soeben draußen auf dem Flusse ein Boot gesehen habe, welches nach dem Maijeh einlenke. Schwarz und Pfotenhauer eilten sofort nach dem Wasser, gefolgt von den ihnen näherstehenden Ge-

fährten. Man konnte über den Maijeh hinweg und durch den schmalen Eingang desselben blicken. Auf dem schmalen Streifen des Niles, welcher dahinter sichtbar war, kam das Boot, von mehreren Rudern getrieben, herbeigeflogen. Schwarz nahm, um es zu betrachten, das Fernrohr zur Hand und reichte es dann dem „Vater des Storches“. Kaum hatte dieser letztere einen Blick durch die Gläser geworfen, so rief er, zu dem „Sohne der Treue“ gewendet, aus:

Eine Straßenvorstellung des Tanzbären, wie sie vor einem halben Jahrhundert üblich war.

„Das ist ein Fahrzeug der Niamah-niam*). Was hat das zu bedeuten? Nimm das Rohr, und sieh hindurch!“

Ben Wafa folgte dieser Aufforderung und antwortete dann:

„Ein Kriegsboot unsres Stammes! Wie und warum kommt dies hierher? Am Steuer sitzt Wahafi, der listigste Krieger meines Volkes, welcher die Ufer des Flusses kennt bis hinab zum See Ombaj. Sobald mein Vater diesen Mann aussendet, handelt es sich um ein wichtiges Unternehmen. Ich bin überrascht und bestürzt über das Erscheinen dieses Bootes.“

„Zu erschrecken brauchen wir nicht,“ meinte Pfotenhauer, „da das Fahrzeug keine feindlichen Menschen bringt. Diese Leute wissen nicht, daß wir uns hier befinden. Sie werden, sobald sie unsre Schiffe erblicken, sofort umkehren wollen. Wir müssen sie also benachrichtigen, daß sie hier nur Freunde finden.“

„Das werde ich thun.“

Er rannte fort, entlang dem linken Ufer des Maijeh bis zu dem Eingange desselben, und kam gerade an dem Augenblicke dort an, als das Boot dieselbe Stelle passierte. Man hörte, daß er den Insassen etwas zurief, worauf sie ein Freudengeschrei erhoben und sich dem Lande näherten. Er sprang zu ihnen in das Fahrzeug, und dann kamen sie über den Maijeh herbeigerudert. Wahafi, der Steuerer, erkannte den „Vater des Storches“ von weitem.

„Herr, wie freue ich mich, dich zu sehen,“ rief er ihm zu. „Wir kommen nicht allein, sondern es folgen uns viele Krieger nach.“

„Warum?“ fragte Pfotenhauer, indem das Boot anlegte und die Leute ausstiegen.

„Es kam ein Händler aus Metambo zu uns. Er war vorher auf der Seribah Abu el Mots gewesen und hatte da gehört, daß dieser nicht anwesend sei und uns gleich nach seiner Rückkehr überfallen werde. Da beschloß der König, ihm zuvorzukommen. Er rief alle seine Krieger zusammen und sendete mich voraus, um zu erfahren, wie es auf der Seribah stehe.“

„Das kannst du hier bei uns ganz genau und schneller erfahren. Wohin sollst du dem Könige die Botschaft bringen?“

„Nach dem kleinen Flüßchen, welches oberhalb Nirrheh in den Nil mündet. Dort will er sich mit seiner Flotte verstecken, bis ich komme.“

„Wie stark ist die Macht, welche er bei sich hat?“

„Es sind über fünfmalhundert tapfere Männer, auf viele Boote verteilt.“

„Das ist gut. Wir sind zwar stark genug, aber wenn ihr euch zu uns gesellt, wird uns nicht ein einziger Feind entgehen können. Wie lange rudert ihr von hier aus, um den König zu erreichen?“

„Nicht länger als einen Tag.“

„So kommt mit uns zum Lager. Wir haben dir sehr viel zu erzählen.“

Die Neuangekommenen freuten sich außerordentlich, den Sohn ihres Königs, und auch den „Sohn des Geheimnisses“ so unerwartet getroffen zu haben. Noch größer als diese Freude war ihr Staunen, als sie vernahmen, was sich ereignet hatte. Es wurde eine Beratung abgehalten, deren Ergebnis war, daß Wahafi sofort mit seinen Leuten zurückfahren solle, um dem König von dem Stande der Dinge Nachricht zu bringen. Die Niamah-niam sollten von ihrem Aufenthaltsorte direkt nach Ombula marschieren, und dort mit Pfotenhauer, Schwarz, und ihren Leuten zusammentreffen

Eben wollte Wahafi aufbrechen, als man einen Reiter bemerkte, welcher von Süden her langsam herangeritten kam. Er war eine so wichtige Erscheinung, daß Pfotenhauer das Fernrohr auf ihn richtete.

„Ein Weißer,“ sagte er, „und bis an die Zähne bewaffnet. Wer mag er sein! Jedenfalls nicht wieder ein Bote von Abd el Mot, da dieser schon gestern einen geschickt hat.“

*) Plural von Niam-niam.

Wahasi nahm das Fernrohr, und sah auch hindurch. Er mochte von Pfotenhauer während dessen Aufenthalt bei den Niam-niam gelernt haben, mit diesem Instrument umzugehen. Als er das Gesicht des Reiters erblickt hatte, sagte er:

„Das ist ja Dauwari, der Sucher! Wo der hinkommt, da folgt ihm Mord und Elend nach."

„Du kennst ihn?" fragte Schwarz.

„Nur zu gut. Ich bin der einzige meines Stammes, der ihn kennt. Ich habe ihn bei den Moro gesehen. Kaum war er von ihnen fort, so kam die Sklavenkarawane undüberfiel das Volk. Er verkehrt auf den Seriben und kenntalle Menschenjäger, mit denen er Geschäfte macht."

„Kennt er dich?"

„Nein."

„So bleibe noch da. Daß er zu uns kommt, scheint nicht ohne Absicht zu sein. Ein einzelner Mann hütet sich, ein Lager wie das unsrige zu betreten."

Der Mann ließ nicht die geringste Unsicherheit bemerken. Er kam stracks herbei, stieg vom Pferde, grüßte und fragte dann Schwarz: „Ich bin zu euch gesandt. Ihr seid doch die Leute, welche zu Abd el Mot gehören?"

„Wer bist du?" erkundigte sich Schwarz, ohne die Frage zu beantworten."

„Ich bin Soldat und traf auf die Sklavenkarawane, welche Abd el Mot befehligt. Er nahm mich in seinen Dienst und sandte mich ab, um euch aufzusuchen."

„Was hast du uns mitzuteilen?"

„Ihr sollt sofort nach den Gutabergen ziehen, wo ihr ihn in der Schlucht es Suwar finden werdet."

„Warum zieht er dorthin?"

„Weil er dort einige Dörfer der Mundo überfallen will."

„Und wann wird er dort eintreffen?"

„Uebermorgen. Wenn ihr euch sputet, könnt ihr einen Tag später auch dort sein."

„Wie lautet dein Name?"

„Amar Ben Suba."

Schwarz sah ihm scharf in das Gesicht. Der Mann hielt diesen forschenden Blick lächelnd aus. Seine Züge waren die eines kühnen Mannes, aber nicht vertrauenerweckend.

„Sagst du die Wahrheit?" fragte Schwarz.

„Ja. Warum sollte ich lügen!"

„Und doch lügst du!"

Da zog der Mann ein Pistol aus seinem Gürtel und antwortete drohend: „Sage das ja nichtzum zweitenmal, sonst schieß ich dich nieder! Ich laß mich nicht beleidigen!"

Wenn er der Meinung gewesen war, dem Deutschen zu imponieren, so hatte er sich geirrt. Dieser schlug ihm die Waffe aus der Rechten, riß ihm die Flinte aus der Linken, holte mit derselben aus und versetzte ihm einen Kolbenhieb gegen den Kopf, daß der Getroffene zu Boden stürzte. Einige Augenblicke später war derselbe

Das Kunstreiten des Cirkusbären Cavier.

entwaffnet und gebunden. — Der Hieb hatte ihm für kurze Zeit die Besinnung geraubt. Als er wieder zu sich kam und sich gefesselt sah, rief er aus:

„So behandelt ihr den Boten und Vertrauten eures Vorgesetzten? Abd el Mot wird das zu bestrafen wissen!"

„Schweig! Wir lachen deiner Drohung," antwortete Schwarz. „Du bist ein Lügner und als solcher behandelt worden. Du kommst nicht von Abd el Mot."

„So hast du mich gar nicht verstanden?"

„Ich verstehe dich besser als du ahnst und denkst. Du nennst dich Amar Ben Suba und heißest doch anders. Wir kennen dich, du bist Dauwari, der Agent der Sklavenjäger."

„Du irrst dich. Ich bin kein andrer als derjenige, für den ich mich ausgegeben habe."

„Herr, glaube ihm nicht!" bemerkte Wahafi. „Er ist Dauwari; ich kenne ihn genau."

Der Gefesselte warf einen zornigen Blick auf den Sprecher und antwortete:

„Wer bist du, daß du mich kennen willst und es wagst, mich Lügen zu strafen? Sobald ich frei bin, werde ich dir diese Beleidigung mit dem Messer heimgeben!"

Er sah ganz so aus, als ob er der Mann sei, diese Drohung wahr zu machen. Schwarz fuhr ihn zornig an:

„Wahre deine Zunge! Ich weiß, wer du bist und was du willst, und habe keine Lust, deine Grobheiten anzuhören."

„Nichts weißt du! Es ist alles genau so, wie ich gesagt habe, und wenn ihr dem Befehle, welchen ich euch überbracht habe, nicht Gehorsam leistet, so habt ihr es mit Abd el Mot zu thun."

„Du meinst mit Abu el Mot!"

„Nein; mich sendet Abd el Mot."

„So! Wann hat er denn den vorigen Boten geschickt?"

„Das weiß ich nicht; er hat nicht davon gesprochen. Hat er euch schon einen Mann gesandt?"

„Ja. Kämst du wirklich von ihm, so würde er dir gesagt haben, daß er tags vorher eine ganz andre Weisung abgehen ließ. Wo hast du ihn denn getroffen?"

„In Ombula."

„Dort ist er gar nicht mehr."

„Er ist noch dort!"

„Nein. Du selbst wirst es noch eingestehen."

„Ich kann nichts eingestehen, sondern nur bestätigen, was ich bereits gesagt habe."

„Nun, ich werde dir beweisen, daß ich meiner Sache sicher bin. Du wirst jetzt die Bastonnade bekommen, so viele Schläge auf die Fußsohlen, bis du die Wahrheit bekennst."

„Das wage nicht! Meine Rache würde schrecklich sein!"

„Wurm, du wagst es, mir zu drohen? Das ist eine Frechheit, auf welche die sofortige Strafe zu folgen hat. Wer von euch versteht es, die Bastonnade zu geben?"

Auf diese Frage meldeten sich gleich mehr als zwanzig der umstehenden Männer. Es wurde ein starker Ast aus dem Gesträuch geschnitten. Dauwari lag auf dem Rücken; einer setzte sich ihm auf den Leib; dann richtete man seine Füße aufwärts und band sie an den Ast, den zwei Männer hielten; ein andrer holte einige fingerstarke Ruten aus den Büschen und hieb auf die entblößten Fußsohlen los.

Der Gezüchtigte biß die Zähne zusammen; er wollte den Schmerz beherrschen und keinen Laut von sich geben, brachte das aber nicht fertig. Schon beim dritten oder vierten Schlage schrie er laut auf; aus dem Schreien wurde ein tierisches Gebrüll, und dann bat er:

„Haltet auf; laßt mich los! Ich will alles gestehen; ich will die Wahrheit sagen."

Schwarz winkte, einzuhalten, und antwortete:

„Du erkennst, daß es mir nicht einfällt, mich von dir täuschen und mir dazu gar noch Grobheiten sagen zu lassen. Beantworte also meine Fragen aufrichtig, sonst wirst du geschlagen, bis man die Knochen sieht! Du warst nicht in Ombula bei Abd el Mot?"

„Nein," stöhnte der Gefragte.

„Sondern du trafst Abu el Mot und seine Homr-Araber unterwegs?"

„Ja."

„Er sandte dich mit dem Auftrage, welchen du ausgerichtet hast, hierher?"

„So ist es."

„Zu welchem Zwecke? Was beabsichtigt er?"

Dauwari zögerte mit der Antwort; darum fuhr Schwarz fort:

„Besinne dich nicht und antworte schnell, sonst fahren wir mit der Bastonnade fort! Ich weiß auch ohne daß du es mir sagst, um was es sich handelt. Abu el Mot will uns in eine Falle locken. Ist es so oder nicht?"

Der Gefragte schwieg noch immer und hielt die Augen mit grimmigem Ausdrucke auf den Deutschen gerichtet. Wie gern hätte er diesen und diejenigen, welche ihn jetzt züchtigten, in das Verderben geführt; aber der Sudanese, welcher die Streiche gab, versetzte ihm zwei so kräftige Hiebe, daß er, vor Schmerz brüllend, gestand:

„Haltet ein, haltet ein! Ja, es ist so. Ihr sollt nach der Schlucht es Suwar gelockt und dort vernichtet werden."

„Von wem? Abu el Mot hat doch nur wenige Männer bei sich. Will er zu Abd el Mot, um diesen und die Sklavenjäger nach der Schlucht zu führen?"

„Ja."

„Aber er weiß, daß er selbst dann zu schwach gegen uns ist. Er muß sich also um noch andre Hilfe kümmern. Ich vermute darum, daß er einen seiner Homr ausgesandt hat, um Verbündete zu holen; da er aber unter den Negern keine solchen findet, so hat er nach irgend einer Seribah geschickt. Gestehe es!"

Dauwari zögerte abermals; als er aber sah, daß der Sudanese zum Hiebe ausholte, rief er:

„Halt, ich antworte ja! Herr, du hast richtig geraten. Allah hat dich mit großem Scharfsinne begabt. Abu el Mot hat zwei Homr nach der Seribah Ulambo gesandt, deren Besitzer sein Freund ist."

„Gut! Ich rate dir, klug zu sein. Du befindest dich in meiner Gewalt und wirst erkennen, daß ich nicht scherze. Du kamst als Verräter zu uns und hast also den Tod verdient. Dieser ist dir gewiß, wenn du bei deinem feindseligen Verhalten verharrst. Gibst du aber alle Hintergedanken auf, so wird dir nichts weiter geschehen und ich lasse dich später laufen."

„Ist das wahr?" fragte Dauwari schnell.

„Ja; ich lüge nicht wie du."

„Schwöre es mir!"

„Ich bin ein Christ und schwöre nie. Mein Wort ist so gut wie zehn Schwüre. Hat Abu el Mot sich etwa auf die Ruehrs verlassen, welche in unsre Hände gefallen sind?"

„Ja. Da du mir die Freiheit versprichst, will ich dir die volle Wahrheit gestehen. Abu el Mot vermutet, daß du die Ruehrs überredet hast, es mit dir zu halten. Ich soll unterwegs heimlich mit ihnen reden und ihnen alles versprechen, was sie nur wünschen können, damit sie von dir abfallen und sich mit gegen dich wenden."

„Das ist nicht übel ausgedacht; nur

hat er und hast auch du vergessen, bei eurer Berechnung zu berücksichtigen, daß ihr es mit Abendländern und nicht mit dummen Negern zu thun habt. Wir hätten dir nur scheinbar vertraut und wären sehr bald hinter deine Schliche gekommen. Den Beweis dazu habe ich dir bereits geliefert und du hast ihn gefühlt. Also unterwegs solltest du mit den Ruehrs sprechen? Was verstehst du unter ‚unterwegs'. Wie hat Abu el Mot sich diesen Weg gedacht?"

„Ich sollte euch überreden, die Schiffe einstweilen zurückzulassen und zu Lande nach der Schlucht zu marschieren."

„Das wäre ein Marsch von zwei Tagen, während welcher Zeit allerdings sehr viel gegen uns geschehen könnte. Ich weiß genug und will nicht weiter in dich dringen. Du wirst gefesselt bleiben, bis die Zeit gekommen ist, daß du mir nicht mehr schaden kannst und dann gebe ich dir die Freiheit. Die Streiche, welche du erhalten hast, sind mehr als wohlverdient. Mein ferneres Verhalten gegen dich werde ich nach dem deinigen richten. Das merke dir!"

(Fortsetzung folgt.)

Meister Petz.

Die Zeit der Tanzbären ist längst vorüber, und nur in Gegenden, wo hin und wieder fahrendes Volk sich blicken lassen darf, wie in Thüringen, bekommt man zuweilen auch wohl noch einen Petz zu sehen. Manchem unsrer Freunde wird daher das Schauspiel eines Bärentanzes und das Eigentümliche, den ein solches gewährt, fremd sein. Der Bär vereinigt mit der Plumpheit und dem linkischen Wesen des Elefanten die Behendigkeit des Affen, er klettert ausgezeichnet, sein Anblick, namentlich, wenn er aufgerichtet steht, ist schreckenerregend, dabei sind seine Bewegungen drollig und harmlos, so daß sie das furchtbare Raubtier fast vergessen lassen. Die Abenteuerlichkeit des Schauspiels wird noch vermehrt durch die fremdartige Tracht der Führer, durch die sonderbaren Klänge des Dudelsackes und die zugleich hellrasselnden und dumpfen Töne des Tamburins, das die buntgeputzte Zigeunerin unter den lebhaftesten Bewegungen schlägt.

Die Abrichtung der Bären ist in Indien zu Hause, woher überhaupt alles Gauklertum stammt. Indien ist auch die Urheimat des Zigeunervolkes. Die Indier fangen die Bären sehr jung ein, ziehen ihnen einen metallenen Ring durch die Nase und brechen ihnen die Fangzähne aus. So werden denn diese Tiere sehr zahm, verfallen aber, wenn sie ausgewachsen sind, in Schwermut und leben nicht lange. Die Abrichtung bietet keine Schwierigkeiten, da der Bär sehr gelehrig ist und schon von Natur aufrecht gehen kann.

Die Vorstellung beginnt. Der Führer betritt mit dem Bären den Zuschauerkreis, der noch auf allen vieren, bedächtigen Schrittes und mit gesenktem Kopf hinter ihm hertrollt. Da ertönt der Dudelsack, das Tamburin rasselt, das Kommando des Führers erschallt, der Bär erhebt sich auf die Hinterbeine, der Führer reicht ihm einen großen Stock, setzt ihm eine Mütze oder einen Hut auf und nun führt Meister Petz seinen Tanz auf, indem er, langsam im Kreise sich drehend, den Stock bald vor sich hält, bald quer über die Schulter legt. „Mach deinen Diener!" kommandiert dann der Führer. Petz bleibt stehen, nimmt den Stock in die linke Tatze und zieht mit der Rechten den Hut, indem er sich einmal im Kreise herumdreht und setzt den Hut wieder auf. Dies geschieht mit so linkischen Bewegungen, daß die Zuschauer nicht aus dem Lachen kommen.

Dann muß er sich niederlegen, wie eine Katze zusammenrollen und sich tot stellen. Hierauf kommt der Purzelbaum, wobei der Bär seine Schnauze zwischen die Vordertatzen nimmt und sich mehrmals hintereinander überschlägt. Zu seinen Kunststücken gehört es auch, daß er mit einem Teller die Runde macht und Geld einsammelt.

In Indien bildet den Schluß der Vorstellung gewöhnlich der Ringkampf mit dem Führer, wobei der letztere natürlich stets Sieger bleibt, obwohl der Bär eine zehnmal stärkere Kraft besitzt wie dieser. Der Führer stürzt sich mit Geschrei auf seinen Gegner, der Bär läßt sein Gebrumm erschallen, die beiden Kämpfer zerren sich hin und her und rollen bald am Boden, wobei der Führer aber rasch am Nasenring des Bären zieht, worauf dieser, von Schmerz überwältigt, den Gegner losläßt, der aufspringend sich als Sieger erklärt. Hin und wieder kam es aber dabei vor, daß der Bär die Sache ernst nahm und den Führer mit seinen mächtigen Tatzen erdrückte, bevor noch die Zuschauer eine Ahnung davon hatten.

In der ersten französischen Republik erschienen die Tanzbären gewöhnlich als Soldaten gekleidet, und verstanden das militärische Kommando auszuführen, Gewehr auf, Gewehr ab, Gewehr auf Schulter, Bataillon marsch, zu machen. Den Schluß bildete die Heimkehr des Kriegers, indem der Bär mit dem Bündel auf dem Rücken abmarschirte. Einige Führer ließen auch, wie sie sagten, den Bären sprechen. Sie stellten allerlei Fragen an ihn, indem sie an seinem Nasenring zerrten, worauf der Bär, von Schmerz getrieben, allerlei Brummstimmen von sich gab und dabei die Schnauze öffnete und schloß, so daß es den Anschein hatte, als antworte er dem Führer. Ein ungarischer Magnat besaß einen zahmen Bären, den er zum Servieren bei der Tafel abgerichtet hatte. Der Bär entledigte sich dieses Amtes zwar mit ziemlicher Geschicklichkeit, aber manchen Gästen, die eben nicht mit Nerven begabt waren, wie jener Magnat, verging dabei doch etwas der Appetit. Ein andrer zahmer Bär, Eigentum eines litauischen Großen, lief frei herum, durchstreifte tagsüber Wald und Feld, kam aber jedesmal zur Essenszeit zum Schlosse, verlangte durch Pochen Einlaß, nahm seine Mahlzeit in Empfang und trollte sich dann wieder.

Der merkwürdigste Künstler seiner Art war aber jedenfalls ein Cirkusbär, Cavier mit Namen, der sich im Neuen Cirkus, Straße Saint Honoré zu Paris produzierte.

Vom Stallmeister am Riemen geführt, erschien er, ohne daß sein Aeußeres etwas Ungewöhnliches erraten ließ. Während er im gewöhnlichen Bärentrott mit dem Stallmeister eine Runde in der Arena machte, wurde ein reichgeschirrtes Pferd mit flachem ungewöhnlich großem Sattel vorgeführt. Ein Treppchen ward an seine Seite gestellt und Meister Petz stieg zu Pferde. Er war so abgerichtet, daß er anfangs so thun mußte, als könne er nicht reiten und fürchte sich. Plötzlich aber stellte er sich auf die Hinterbeine und so sehr auch das Pferd, durch die

Peitsche des Stallmeisters getrieben, sich in Galopp setzte, so wußte Meister Petz doch trotz des besten Kunstreiters das Gleichgewicht zu bewahren. Nun kamen mit lärmendem Geschrei die Clowns herein, machten ihre Witze und verteilten rings in der Reitbahn verschiedene Stühle. Es wurden dann mittels langer Tuchstreifen Barrieren gebildet und der Bär mußte Barriere springen. Er entledigte sich dieser Aufgabe ohne zu fehlen, und auch als die Barrieren auf mehrere Meter Entfernung hintereinander gehalten wurden, verrichtete er seine Sprünge mit Genauigkeit, wenn auch nicht mit der Eleganz einer Reiterin. Den Schluß des „berittenen Bären" bildete das Reifenspringen. Auch hier machte der Bär seine Sache aufs beste. Nicht nur wußte er sich durch die ledigen Reifen zu schnellen, mit gleicher Geschicklichkeit sprang er auch durch die mit Papier überspannten. Bei jedem Sprung erscholl aus dem Publikum eine Salve des Beifalles, die stets auch von brausendem Gelächter gefolgt war, da Petz in der urkomischsten Weise seinen Dank ausdrückte, indem er nach Art eines Clowns die rechte Tatze über den Kopf hinwegzog und dabei nickte. Dies that er dann auch, als er sich nach dem Stalle zurückzog. Es fehlte auch nie an einem Herausruf. Zuletzt machte Petz gewöhnlich eine Runde auf der Umzäunung des Cirkus, wobei ihm die Clowns nachliefen und ihn neckten. Plötzlich aber sprang er herunter, verfolgte die Clowns, balgte sich mit ihnen herum, bis diese auf ein Zeichen des Führers verschwanden und der Bär mit ihnen in den Stall zurückkehrte, nachdem er das Publikum noch mehrmals durch Ueberfahren seines Kopfes mit der Tatze begrüßt hatte.

Geschütz-Exerzieren.

Unser Bild macht uns mit der Fußartillerie, der Schwester der Feldartillerie, bekannt. Es sind die Söhne des schönen Bayerlandes an der Friedensarbeit, sich für die kriegerische Thätigkeit auszubilden, wie es den Jüngern der heiligen Barbara zukommt und frommt.

Die heilige Barbara, müßt ihr wissen, liebe Kameraden, war früher die Schutzpatronin der gesamten Artillerie, also auch der Fußartillerie, und in katholischen Ländern wird sie noch jetzt als solche verehrt. Auf Erden war sie die Tochter eines reichen Mannes, der in Kleinasien lebte und Dioskuros hieß. Zur Zeit der Christenverfolgungen wurde sie ihres Glaubens wegen auf Befehl des römischen Statthalters in ein Gefängnis gesetzt, aber durch die Macht ihres Gebets stürzten die Wände des Kerkers ein, wie unter den Geschossen der Artillerie die Mauern der Städte zusammenbrechen, so daß Barbara frei von dannen ziehen konnte.

Als nun später bei Belagerung einer Festung der Ungläubigen die Stücke eine Bresche nicht zuwege bringen konnten, erinnerte sich ein Geschützmeister der Legende von der heiligen Barbara, die ihm als Kind seine Mutter erzählt hatte; er flehte die Heilige um Beistand an und sie half. Die Bresche wurde gelegt, der Sturm gelang und seit dieser Zeit ward jene die Schutzpatronin der ganzen Waffe. In den Pulvermagazinen und den Zeughäusern, den Artillerieschulen und Kasernen, wurden ihr Standbilder errichtet; Kaiser Karl V. Artillerieordnung befahl, daß, wenn der Artillerist die Kugel in das Stück einführe, er über die Mündung das Zeichen des Kreuzes machen und die heilige Barbara zum Beistand anflehen solle. Ihr Namenstag, der 4. Dezember, ward von den Angehörigen der Waffe allemal hoch gefeiert und auf den französischen Kriegsschiffen heißt die Pulverkammer noch heutigentags „la sainte Barbe".

Die Geschütze der Fußartillerie sind jene ungeheuren Mordwerkzeuge, deren zentnerschwere Geschosse mehr als eine Meile weit fliegen, denen die stärksten Mauern nicht stand zu halten vermögen und die sogar Stellen zu finden verstehen, welche die bedienende Mannschaft gar nicht sieht:

Nicht nur was schon meilenweit
Sichtbar sich dem Auge beut,
Trifft die Artillerie von heut'
Rein, auch was sich ihr versteckt
Ziele ganz und halb verdeckt,
Ruiniert sie indirekt;
Schließlich wird noch ekrasiert
Das, was gar nicht existiert.

Das Geschütz, welches wir hier auf dem Bilde erblicken, gehört nicht zu denen, welche über den Berg schießen und deren Geschosse von oben herunter in ihr Ziel schlagen. Die letzteren nennt man Mörser, kürzere Geschütze, deren Mündungen stets mehr oder weniger nach oben gerichtet sind. Starke Gestelle mit ganz kleinen Rädern, Mörserstühle genannt, dienen ihnen als Unterlagen.

Die Kanoniere vom 1. bayerischen Fuß-Artillerie-Regiment Bothmer exerzieren hier an der andern Geschützgattung, mit denen diese Waffe zu thun hat, an den Kanonen, die auf hohen Rahmenlafetten stehen. Der Richtkanonier ist bemüht, das Ziel zu fassen; der Geschützführer prüft seine Maßnahmen; ein andrer Kanonier hält das Geschoß, welches demnächst von hinten in das Rohr eingebracht werden soll. Der Verschluß ist bereits geöffnet. Ein andrer Kanonier schraubt den Zünder ein. Es kann ein Zeitzünder sein, der das Geschoß zum Platzen bringt, wenn er ausgebrannt ist und sein Feuer die im Innern befindliche Sprengladung entzündet, oder es kann ein Perkussionszünder sein, welcher bewirkt, daß das Geschoß krepiert, sobald seine Spitze auf einen harten Gegenstand schlägt.

Je nach dem augenblicklich vorliegenden Zwecke wird der eine oder der andre der beiden Zünder gewählt.

Die Wirkung ist insofern verschieden, als das mit dem Perkussionszünder versehene Geschoß schon beim Aufschlagen platzt, also an und für sich nur geringes Unheil anrichtet, das mit dem Zeitzünder versehene aber alles, was ihm zunächst im Wege ist, durchschlägt, zermalmt, vernichtet, in Brand setzt; erst wenn die Flugkraft des Geschosses durch den erfahrenen Widerstand erlahmt ist, bleibt es liegen und wartet seine Zeit ab. Ist diese gekommen, so zerreißt, im einen wie in dem andern Falle, das Ungetüm sich selbst den giftgeschwollenen Leib und schleudert die Teile desselben, Sprengstücke genannt (diese Art Geschosse nennt man Schrapnell) auch noch den aus Gewehrkugeln bestehenden Inhalt seines Bauches, weit umher, Tod und Verderben allem Lebenden bereitend.

Ferienfahrten.

Wenn ich im Ernste mich erkundigen wollte, wer von euch Kameraden schon mit der Eisenbahn gefahren oder eine solche wenigstens gesehen, würde ich sicherlich nur Gesichtern mit überlegenem Lächeln begegnen. Viele von euch würden

Geschütz-Exerzieren.

höchst wahrscheinlich unter niederschmetterndem Schweigen in ihre Tasche greifen und eine auf ihren Namen lautende Schülerabonnements-Eisenbahnkarte zum Vorschein kommen lassen, denn Thatsache ist ja, daß ich selber fast alle Tage solchen sorgenfreien Menschenkindern begegne, welche nach Stundenschluß pomadig dem Bahnhof zusteuern, um von dort aus in höchstens 10 Minuten das liebe Elternhaus mit seinen Fleischtöpfen allabendlich zu erreichen. Müssen sie mitunter nur kurze Zeit warten, weil der Zug unvorhergesehen sich verspätet, ist es gar ergötzlich, zuzuschauen oder zuzuhören, wie so ein hungriger Quartanermagen dann seinem berechtigten Grimm Luft macht.

Und also ist es noch nicht lange! Wir freilich, wir Kinder der jüngsten Zeit, finden diese Verhältnisse ganz selbstverständlich und unentbehrlich, aber noch unsre Eltern können viel davon erzählen, daß sie sich mit ganz andren Reisegelegenheiten behelfen mußten. Sie wußten es für ihre Zeit nicht anders! Langsam und billig auf Schusters Rappen, oder teuer mit der Personenpost, ging's in die großen Ferien, denn für kurze Sonntagsbesuche reichte weder Zeit noch Geld. Viele unsrer Eltern hatten bereits die Hälfte ihres Lebens hinter sich, als sie zum erstenmal eine Eisenbahn benutzen konnten, die bekanntlich im lieben deutschen Vaterlande Anno 1838 erstmals gefahren war. Ich selber hatte damals die Erdenreise überhaupt auch noch nicht begonnen.

Natürlich — ihr wißt längst, daß Rom nicht in einem Tage erbaut wurde, natürlich ist auch das Netz von Eisenschienen, welches jetzt fast die ganze Welt überzieht und eigentliche Entfernungen unmöglich macht, nicht über Nacht gelegt worden, aber ihr allesamt wißt es gar nicht anders, als daß jede bedeutende Stadt längst ein Knotenpunkt verschiedener Bahnlinien ist, ja daß fast jedes Dörflein seine Haltestelle hat. Ich sah zuerst in meinem Leben — ein unvergeßlicher Tag — den Schienenstrang in Gotha. Meine Mama, keine welterfahrene Frau, hatte mir vorher von ihrer Reise nach Leipzig die verblüffende Schilderung mitgebracht: so „groß" wie ein „kleines" Haus, mit vielen Fenstern und Thüren, sei jeder einzelne Wagen und unser Städtchen, in eine Linie gestellt, entsprach nach ihren Begriffen einem langen Bahnzuge. Da stand ich nun und schaute beharrlich erwartungsvoll in jene Richtung, aus der mein Zug, mit dem ich nach Erfurt fahren sollte, kommen müßte. Leider ist nun der Perron in Gotha so hoch, daß man von ihm in die Wagen hinabtritt, was die imponierenden Größenverhältnisse, verglichen mit den üblichen Fuhrwerken, wohl weniger zur Geltung gelangen läßt; genug, bedrückt nahm ich meinen Platz ein, sehr enttäuscht über die Kleinheit der Wagen. Mein jüngerer Bruder, der inzwischen die halbe Welt gesehen, besuchte mich während meiner Gymnasialjahre in O. Wir pilgerten einträchtig 3 Stunden weit zum nächsten Bahnhof. Hier war mein Bruder geradeswegs aus einem kleinen Landstädtchen kommend, sprachlos vor Staunen über all das Leben und Treiben und stand wie angenagelt, als hätte er einen Klafsenaufsatz darüber zu liefern, um genau zu sehen, wie ein Zug abgefertigt wurde. Derselbe verließ begreiflich ohne große Fahrgeschwindigkeit den Bahnhof, kaum aber war er doch außer Sicht, als mein Brüderchen sich in unglaublichem Zorn auf dem Boden wälzte und tobte, weil er so abscheulich belogen worden sei, daß so ein Zug von vornherein wie eine aus der Büchse geschossene Kugel fliegen müsse. Heute ist er bereits auch mit dem Blitzzug gefahren und hoch befriedigt.

Einen liebenswerten Onkel von altem Schrot und Korn hatte ich. Er wäre beinahe auch statt Bauer ein studierter Mann geworden, denn einen ganzen Tag in seiner Jugend war er einmal Sextaner. Das ging so zu. Der Papa war Friedensrichter und hätte gar zu gern sich seinen einzigen Jungen zum Nachfolger erzogen. Zur richtigen Zeit und nach herzbrechendem Abschied vom Mütterlein lud er ihn in die eigene Kutsche und begleitete ihn selber an die lateinische Schule. Dort wurde er auch feierlich aufgenommen. Kaum war aber andern Tags der Wagen zum Thor hinaus, lief der Junge, im Einverständnis mit dem Kutscher und deshalb öfters hinten aufsitzend, gepackt vom tödlichsten Heimweh, still weinend hinterher. Daheim, ein wahrer Peter in der Fremde, bewohnte er vorsichtig den duftigen Heuboden, bis die Mama den gestrengen Papa vermittelnd gestimmt. In seinem Stalle hatte der entlaufene Sextaner, natürlich viel später, stets vier schneeweiße, bildsaubere Schimmel. Das war seine lebenslängliche Liebhaberei und die Mittel hatte er dazu. Keine Macht der Welt konnte ihn bewegen, in einem fremden Wagen aus irgend einer Veranlassung zu fahren, nicht einmal die Königl. Post benutzte er, das war sein eigenartiger Stolz. Als nun die Rede ging, daß es demnächst gar keiner Pferde mehr zum Fortbewegen großer Lasten bedürfe, daß der Dampf alles billiger und besser und schneller übernehmen würde, schüttelte er gar ungläubig den grauen Kopf und als solche Behauptungen immer bestimmter auftraten, spannte er eines Tages stillschweigend seinen prächtigen Viererzug ein und kutschierte, ohne nur ein einzigmal anzuhalten, über Berg und Thal $9\frac{3}{4}$ Postmeilen weit, um mit seinen eigenen Augen zu sehen, was seine Ohren nicht vernehmen wollten.

Als der alte Mann nach acht Tagen heim kam, Thränen im Gesicht, wurde er krank und starb, denn die gute alte Zeit war vorüber, die neue gefiel ihm nicht. Damals, ich habe ihn selber noch recht gut gekannt, wohnte nahe meiner Heimat mitten im Walde ein sonst pfiffiger Sonderling, ein gelernter Musikus. Lange Jahre hatte er mit einer Gesellschaft den Markt zu H. besucht. Um dahin zu gelangen mußten sich die armen Leute auf einem gemieteten Leiterwagen fast zwei Tage lang für 14 gute Groschen schütteln und rütteln lassen. Sie waren das einmal so gewohnt. Plötzlich jagte auch hier das Dampfroß vorüber, Wunderdinge wurden von ihm erzählt und namentlich war die Bahnfahrt ja viel billiger, als der oft so eigensinnige Fuhrmann. Aber, o weh! das war ja eine vom Staate unverzeihlich ausgeübte Prellerei! — so meinte der biedere Waldhornbläser. Früher für zweitägige Fahrt 14 Groschen, jetzt für kaum einige Stunden 22, das ging den Leuten quer! Sie belästigten beharrlich die Vorstände, wollten ganz und gar nicht gelten lassen, daß sie eigentlich doch viel billiger und nicht bloß schneller und bequemer befördert wurden, hatten sie doch unterwegs gar keine Gelegenheit gefunden, die hergebrachten Nebenzechen zu machen. Zeit ist Geld — sagt die Jetztzeit mit Recht, und wem das nicht einleuchtet, dem ist eben nicht zu helfen.

Doch nun zu eigenen Erlebnissen. Heute könnte ich auf einem ganz kleinen Umwege ebenfalls mit der Bahn vom Gymnasium bis zum Elternhause fahren, ja, wenn ich noch ein Gymnasiast wäre und ein Elternhaus hätte! Damals aber kostete die Spritzfahrt mit der Post jedesmal nach

heutigem Reichsgelde 5 Mk. 40 Pf. Das war für mich und ist höchstwahrscheinlich auch für manchen Jungen von heute ein kleines Vermögen, das er nicht oft in der Tasche hat. Leider ließ die Post nicht mit sich handeln, ich empfing einfach am Schalter meinen Schein und seine Nummer berechtigte mich zu einem Sitz im Postkutschkasten. Die verschrieenen Kondukteure waren meistens gemütliche Leute, sie nahmen schmunzelnd unsre Mutterpfennige, und von einem auf solche Weise glücklich eroberten Eckplätzchen aus schwelgte es sich in allen Naturschönheiten während der gebotenen langsamen Fahrt ganz prächtig.

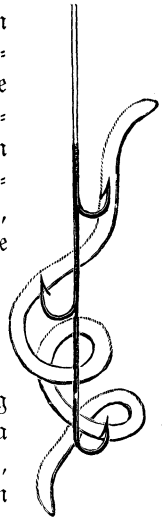
Wieder war es Ostern. Wohl hatte Papa gleichzeitig mit allerlei gutgemeinten Ermahnungen das Fahrgeld und noch mehr geschickt, aber, ihr begreift, das Herz hatte so manchen heimlichen Wunsch, dessen Erfüllung für eine gehobene Ferienstimmung unumgänglich nötig war. Neue Glacé, eine neue Verbindungsmütze, weiß mit grünem Band, lag zum Abholen gegen bar bereit, auch eine Partie Zuckereier waren zu beschaffen.

Mein Onkel, bei dem ich sieben Jahre gewohnt hatte, schüttelte verwundert das erfahrene Haupt, als ich ihm energisch erklärte, diesmal die Reise per pedes machen zu wollen. Zeit hatte ich freilich dazu, er bot mir liebevoll einige harte Thaler an, aber ich versicherte stolz, auch Geld genügend zu besitzen, und so ließ man mich denn nach den üblichen Familienumarmungen ziehen. Mein Ranzen enthielt reichlich belegte Butterbrote und hartgekochte Eier, meine Westentasche ein einsames Fünfpfennigstück, aber getrost und leichtsinnig marschierte ich zum Thore hinaus. Während der Nacht hatte es tüchtig geregnet, noch war die Fahrbahn ziemlich schmutzig, ich zog es deshalb vor, in den rasigen, nebenher laufenden Graben auf der linken Seite hinabzuspringen und vorläufig darin weiter zu wandern, dann wurde auch dieser naß und ungangbar, weshalb ich unbedenklich fernerhin den rechten Graben unter die Füße nahm. Kaum war ich indessen hier ein Viertelstündchen, ohne mich umzusehen, gegangen, hörte ich mich barsch anrufen: „Halt! junger Mann!“ Ich blieb verwundert und in Erwartung, was denn der fremde Mann von mir wolle, sofort stehen, und ließ mir nun mit Schrecken auseinandersetzen, daß ich zweimal einen verbotenen Spaziergang im Chausseegraben gemacht hätte, das koste jedesmal eine Mark, und falls ich diese nicht sogleich erlegen könne, müsse ich mit zum Vorgesetzten wandern, ein halbes Stündchen abseits. Der Mann machte leider Ernst und wollte es durchaus nicht glauben, daß ich, sonst so anständig gekleidet, eine so verhältnismäßig weite Reise zu dieser Jahreszeit ohne Geld angetreten. Alles Bitten und Flehen half deshalb nichts. Ich wurde schließlich gepfändet, und ließ meinen kaum entbehrlichen Ueberzieher zurück, um ihn auf der Rückreise mir in die hier vorüberfahrende Post reichen zu lassen, die hoffentlich eine Minute anhielt. Vorgreifend will ich bemerken, daß ich später, nachdem wir uns gut kannten, diesen unbarmherzigen, doch pflichttreuen Mann noch manchmal besuchte um bei ihm ein Glas Milch zu trinken, für das er meinerseits Tabak empfing. Seiner Meinung nach wollte er mir damals nur eine ernste Lehre für das ganze Leben geben: „Denn nicht bloß zum blutigen Kriege, sondern erst recht zum vergnüglichen Reisen mit allerlei unvorhergesehenen Zufällen, gehöre allüberall Geld, dreimal Geld.“

Doch weiter im Bericht von jenem unglückseligen Tage. Ein rüstiger Fußgänger kommt im Gebirge oft leichter voran, als ein Fuhrwerk. So holte ich denn auch an einer besonders steilen Stelle einen langsam fahrenden, leeren Einspänner ein, der bereits mehrere Stunden vor mir, auch von O. aus aufgebrochen war. Zu meiner hellen Freude war der Mann, der den Umzug eines Beamten übernommen gehabt, aus einem kleinen Dörflein meines Kreises, kannte aber weder mich noch meine Eltern. Mit der größten Bereitwilligkeit lies er mich neben sich auf dem Hafersack Platz nehmen, und als wir die Höhe des Berges erreicht, dachte er doch wohl richtig, daß ich ihm von jetzt ab zum mindesten die Zeche bei Einkehren am Wege bezahlen würde, ich sah ja ganz danach aus. Wieder wie schrecklich für mich! Auch dieser Mann mußte glauben, einen Lügner vor sich zu haben, wenn ich mich keines Pfennigs Herr erklärte. Zu meinem Entsetzen, und doch übrigens so selbstverständlich, machte er in einem Städtchen für sich und seinen Gaul auf einige Stunden ordentlich Mittag. Mich lud er mit ins Wirtszimmer, ich wußte wohl, warum, aber ich erklärte mich errötend plötzlich so matt, so müde, daß ich es vorzog, angeblich diese zwei ewig langen Stunden ungesehen unter dem Plantuch im Stroh vorgeblich zu schlafen, und natürlich in Wirklichkeit meinen Ranzen von allem Eßbaren zu entleeren. Ein lauter Seufzer der Erleichterung entfuhr mir, als endlich der Gaul wieder eingespannt war und die Fahrt weiter ging. Der gutmütige Bauer hatte meine Lage wohl erkannt, er brachte mich nicht in neue Verlegenheit, sprach von da an kein Wort von Essen und Trinken, that es noch weniger selbst, ich hingegen veranlaßte ihn, von seiner Familie zu erzählen, und als ich hörte, daß er auch Kinder zu Hause habe, die sich auf Ostereier freuten, da packte ich schweren Herzens das letzte aus, schenkte ihm alle Zuckereier, von denen doch jedes schon seine Bestimmung hatte, und ich gestehe, daß ich später diese unverlangte, großartige Dankbarkeit bitter bereute, denn im Grunde genommen hatte ich keines Pfennigs Wert empfangen, und jene Kinder haben am Ende sich an den ungewohnten Süßigkeiten nur den Magen verdorben. — Wir kamen langsam voran und es war tiefdunkle Nacht, als ich jenseits des Gebirges, aber noch zwei Meilen von daheim nahe Verwandte aus dem Schlafe klopfte, um diesen todmüde in die Arme zu fallen, nachdem ich stundenlang, in Schweiß gebadet, einen Dauerlauf gemacht hatte.

In die Hundstagsferien nahm ich einmal zwei Vettern, auch Schüler, besuchsweise in die Heimat mit. Wir machten natürlich die ganze Reise zu Fuß. Ich hielt sie frei, meine Kasse bestand aus fünfzehn Mark, welche mir ein einziger Pate eigentlich zum Ankauf eines heißersehnten „Schiller“ gestiftet hatte. Schon nachmittags, am Tage des Schulschlusses, wanderten wir in sauberen Turnerkleidern dem Gebirge zu, um noch ein mehrere Stunden entferntes Städtchen zu erreichen, dasselbe, in dem ich jenen Mittag verdrießlich verschlafen, auf der Straße im Wagen. Frei auf meinem Ranzen, ab und zu fliegend, zur Verwunderung aller Begegnenden, saß eine völlig zahme Dohle, die ich meinem Papa mitzubringen versprochen hatte. Wäre sie nicht einige Jahre später unversehens in einem Wasserfasse ertrunken, lebte sie wohl heute noch. Von ihrem ersten Lebenstage an kannte ich sie, denn ihr Nest stand auf dem Turm der Kirche, bei dessen Küster ich wohnte, und nie wieder habe ich einen so klugen einheimischen Vogel besessen. Als wir in strammem Schritt unsren Einzug in das größte Gasthaus hielten, steckte ich wohlweislich meinen schwarzen Freund in den bereits bedenklich geleerten Ranzen. Wir erbaten

uns vom Wirt, der uns zu unsrer Genugthuung, mit Bücklingen empfing, ein hübsches Zimmer mit zwei Betten — die beiden Vettern wollten die wenigen Stunden billigerweise zusammen ruhen — und ein tüchtiges Nachtessen, bestellten auch gleich Kaffee sowie Geweckt sein für den frühen Morgen, und wohin mit ihm, dem Vogel? Ich that mein Jakobchen ohne viel Besinnen in die oberste Schieblade einer allerdings fast bis oben mit feinster weißer Wäsche gefüllten Kommode — ich schaffte Platz. Der Schelm verhielt sich auch die ganze Nacht hindurch mäuschenstill, hatte aber im übrigen seinen ungezogenen Gewohnheiten völlig freien Lauf gelassen. Die Sache war nun freilich fatal, aber wir mußten ja längst über alle Berge sein, wenn vielleicht in einigen Stunden oder gar Tagen die That bekannt wurde. Freilich standen unsre Namen neben einigen großen Tintenklecksen im Fremdenbuche, waren also gut bekannte Größen. Doch das Schicksal wollte es anders! Wir schlürften noch gemütlich unsren Kaffee, tauschten unsre Meinung über die Zeche aus, da ging die saubere Hausfrau, uns gutmütig zunickend, um neue Handtücher zu holen. Ihr Schrei klingt mir heute noch in den Ohren, als aus der geöffneten Lade mein Kobold ins Zimmer hüpft und ihr Auge die Beschimpfung ihrer Schätze entdeckte. In eine Furie schien sie umgewandelt, mich schüttelte sie am Arm, so daß ich glaubte, mir würde derselbe ausgerissen. Das gesamte Hausperson, irgend ein noch größeres Unglück fürchtend, umringte uns drohend, und als ich kleinlaut erklärte, daß ich ja alles bezahlen wolle, hieß es „selbstverständlich!" und zwar wäre es höchst wahrscheinlich, daß gerade diese Besudelungen niemals wieder aus diesem Linnen zu entfernen seien, sie ständen zu meiner Verfügung für ewige Zeiten. Zeche und Entschädigung zusammengerechnet betrugen gerade fünfzehn Mark, der Rest unsres Vermögens reichte noch zu einem ganzen Brote, das wir abseits in einem einzelnen Gehöft erstanden. Den ganzen Tag hatten wir freilich vor uns, aber die Heimat konnten wir bis zum Abend nimmer erreichen. Schnell marschieren, wie vorgenommen, war bald unmöglich, die Sonne meinte es gar zu gut. Wir schlürften aus jedem Quell, der uns zu Gesicht kam, keine eßbare Beere wurde von uns übersehen, wir lagerten für Minuten in jedem Schatten.



Figur 4. Das Befestigen des Regenwurms an dem Angelhaken. Natürliche Größe.

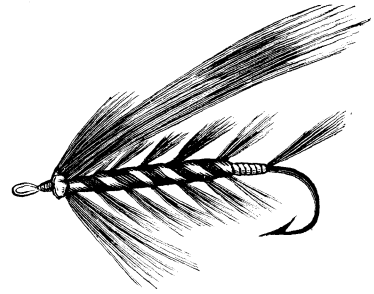
Wir kamen indessen in einen bekannten Badeort. Hier fanden wir es so überraschend schön, daß wir alle Not vergaßen und beim Einzug ins Städtchen unwillkürlich unsre schönsten Lieder anstimmten, und als Mitglieder des Singvereins „Konstantia", der sogar öffentlich konzertierte, konnten wir mit Ehren bestehen. Wir hielten endlich, und zufällig nahmen wir unsren Stand vor einer auffallend schönen Villa, deren Läden rings geschlossen waren. Wir hörten in den Singpausen, daß dahinter die Fenster geöffnet wurden, und sahen bald einen freundlichen Alten auf uns zuschreiten, der uns im Namen der Herzogin v. A., die in jener Villa wohnte und annahm, die Huldigung gelte ihr, dankte und zugleich in eine Laube an ein Tischleindeckdich lud. Strahlend vor Vergnügen nahmen wir an. Eine Flasche Rotwein, kalter Braten und Forelle waren zu unsrer Verfügung. Wir griffen eifrig zu, plauderten dazwischen, sangen dankbar noch einige Lieder und waren froh wie Grafen, obwohl wir nicht einen Pfennig in den Taschen trugen. Doch unser Glück war noch nicht vollständig. Als wir ernstlich an das Weiterwandern denken mußten, kam aus jener Gegend, wohin wir sehnlichst strebten, eine herrschaftliche Extrapost, um sofort leer dahin zurückzukehren. Das hatte ich kaum erfahren, als ich mir ein Herz faßte und dem freundlichen Alten unsre Lage klagte. Dieser sprach kein Wort, drückte aber schmunzelnd und verständnisinnig uns anblickend, dem Postillon ein größeres Geldstück in die schwielige Rechte, und kurz darauf saßen wir auf schwellenden Polstern. In einer solchen Post fährt es sich ganz besonders schön! Der Postillon blies und wir sangen das ganze Thal entlang um die Wette, und unter solch unvorhergesehenen Umständen erreichten wir bei guter Zeit den Einsiedler auf der Rothenburg; dort war ich bekannt und gut aufgehoben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Angelfischerei.

II.

Damit der Haken schneller sinkt, ist am Vorfach das Gesenke anzubringen, welches aus einem Schrotkorne oder einem kleinen walzenförmigen Bleistücke besteht; ersteres wird bis zur Mitte gespalten und mit einem Messer etwas ausgeweitet.



Figur 5. Künstliche Fliegen aus Seidenfäden und Haaren mit Angelhaken, in wirklicher Größe.

Die Flosse oder der Schwimmer, der das Untersinken verhindert und zugleich die Stelle andeutet, an welcher sich die Angel befindet, besteht aus Kork, einem Holzstückchen und einer Federspule. Der Kork wird mit einem Messer entsprechend — meist birnförmig — zugeschnitten, mit der Feile geglättet und in der Längsmitte durchbohrt. In die Federspule wird ein Holzpflöckchen bis zu ungefähr 2 cm Tiefe eingeleimt, und dieses dann derart durch den Kork gesteckt, daß sich am obern, dickern Ende die Spule, unten aber das Holzstückchen befindet. Das Ganze wird schließlich am Vorfach angebracht.

Figur 6. Künstliche Fliegen aus Seiden- und Wollfäden und Vogelfedern mit Angelhaken, in wirklicher Größe.

Zum Transporte des natürlichen Köders wie auch der Fische benutzt man einen kleineren und einen größeren Behälter, deren nähere Beschreibung wohl nicht erforderlich ist. Die Sportfischer haben außerdem noch einige andre Gerätschaften, welche nicht unbedingt notwendig sind, und daher hier übergangen werden können.

Bei dem Fischfange dient zum An-

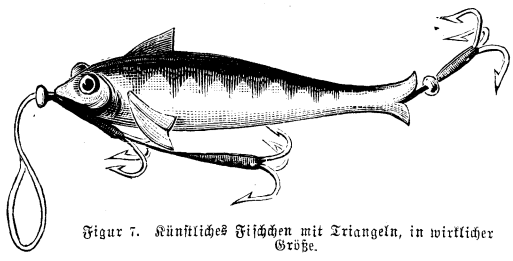
haken der Fische natürlicher und künstlicher Köder: ersterer kann animalischer wie auch vegetabilischer Art sein. Am meisten kommt der Regenwurm zur Verwendung, der in Wiesen und Gärten ja häufig anzutreffen ist. Unser Bild 4 zeigt, in welcher Weise derselbe am Haken befestigt wird. Man benutzt dazu außerdem Mehlwürmer, Holz- und Hülsenwürmer, Maikäfer und andre, verschiedene Fliegenarten, kleine Heuschrecken und Froschteile. Der Köder wird in einer mit feuchter Erde und Moos gefüllten Büchse bei den Fischergängen mitgeführt und oftmals erneuert.

Es kommen ferner noch Krebsschwänze, Hühnerdarm, Lungen- und Leberstücke u. a. m., für Raubfische (Forellen, Hechte u. s. w.) auch kleine Fische zur Verwendung. Das kunstgerechte Befestigen eines lebenden Köderfischchens an der Angel ist mit einer unvermeidlichen Quälerei verbunden, welche um so weniger ausgeübt werden sollte, da mit künstlichem Köder der gleiche Zweck erreicht werden kann. Der vegetabilische Köder besteht aus Kirschen, Johannis- und Stachelbeeren, Weintrauben u. s. w.

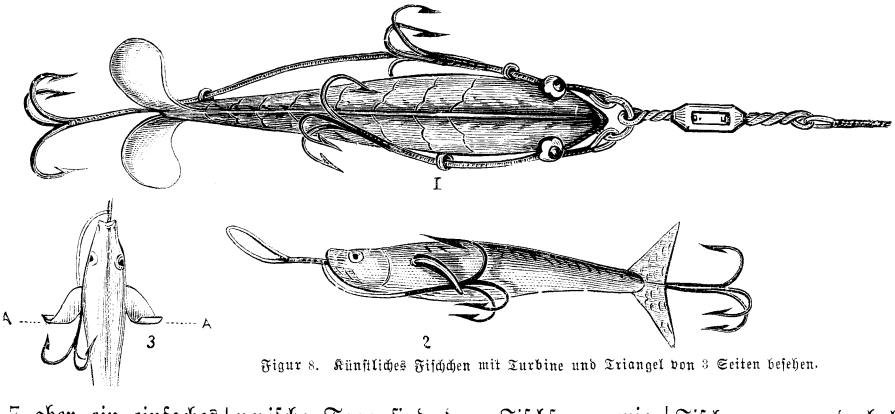
Der künstliche Köder, der als Ersatz des natürlichen zu dienen hat, ist besonders in reißenden Gewässern unentbehrlich, in welchen der letztere durch die starke Strömung bald zerbröckelt und weggeführt sein würde. Er kann die wirklichen Formen von Fliegen, Raupen, Würmern, Fischchen und drgl., aber auch ganz absonderliche Gestalten besitzen, die mit den vorgenannten nichts gemein haben. Die beigegebenen Abbildungen 5 und 6 zeigen zwei künstliche Fliegen in wirklicher Größe, welche nebst dem Haken aus verschiedenfarbigen Seiden- und Wollfäden, Vogelfedern, Gold- und Silberfäden zusammen gesetzt werden, die Abbildung 7 aber ein einfaches künstliches Fischchen mit drei Triangeln.

Eine kompliziertere Art dieser Fischchen zeigt Abbildung 8; an diesen befinden sich noch außer den Triangeln, um die Drehungen, das sogenannte „Spinnen" lebender Fische nachzuahmen, seitlich schiefstehende Flügel, welche entweder am Kopfe, an der Seite oder am Schweife angebracht sind. In k sehen wir diese Flügel am Kopfe von oben, in l von der Seite, bei m sind die Schwanzflossen (von der Bauchseite besehen) zur Turbine gestaltet. Durch die raschen Drehungen dieses Köders, welcher immer in mittlerer Tiefe spinnen und ruckweise bewegt werden soll, werden die Raubfische angelockt.

Die andren Köderformen sind zu vielgestaltig, als daß wir sie hier alle in Wort und Bild aufzählen könnten. Auch über das Fischen selbst wollen wir nur allgemeingeltende Andeutungen geben, da die Arten, wie man im einzelnen Fall zu Werke gehen soll, überdies zu sehr von der Witterung, von der Art des Gewässers und der Fische selbst, von dem Standorte u. v. a. abhängig ist. Im allgemeinen wird angenommen, daß bei kühler Witterung die wärmere Tageszeit, bei heißer aber die Früh- und späteren Nachmittagsstunden am besten sind. Auch liebt man es, wenn leichte Winde quer über das Wasser streichen, da dann die kleinen gekräuselten Wellen die Insekten vom Lande ins Wasser führen, wodurch die Fische sich nahe ans Ufer begeben. In diesem Falle stellt man sich dann an einer geschützten Stelle mit dem Rücken dem Winde zugekehrt, auf. Bei starkem Winde hingegen ist das Fischen aussichtslos, bewölkte, ein wenig trübe und regnerische Tage sind dem Fischfange wiederum sehr günstig.



Figur 7. Künstliches Fischchen mit Triangeln, in wirklicher Größe.



Figur 8. Künstliches Fischchen mit Turbine und Triangel von 3 Seiten besehen.

Am geschickten Auswerfen des Köders, welches lange nicht so einfach ist, wie es den Anschein hat, erkennt man den geschulten Angler, denn es erfordert keine geringe Uebung, die Schnur beim Wurfe so zu handhaben, daß sie auf die Wasserfläche fällt wie ein Häuflein Distelwolle. Wurde der Köder am ausgekundschafteten Standorte eines Fisches ausgeworfen, und bemerkt man an der ruckweisen Bewegung des Schwimmers, daß ihn der Fisch erfaßt (anhaut), so läßt man neue Schnur von der Rolle laufen, und versucht durch eine geschickte Wendung dem Fische eine mit dem Kopfe abwärts laufende Richtung zu geben, um ihn hierdurch zu ermatten. Dann wird die Schnur an der Rolle wieder aufgewickelt und die Beute vorsichtig ans Land gebracht, damit es dem Fisch nicht etwa gelingt, mit dem Schweife die Darmseide entzwei zu schlagen und ins nasse Element zurückzukehren. Bei Raubfischen behüte man die Finger vor einer Verwundung bei dem Loslösen von der Angel.

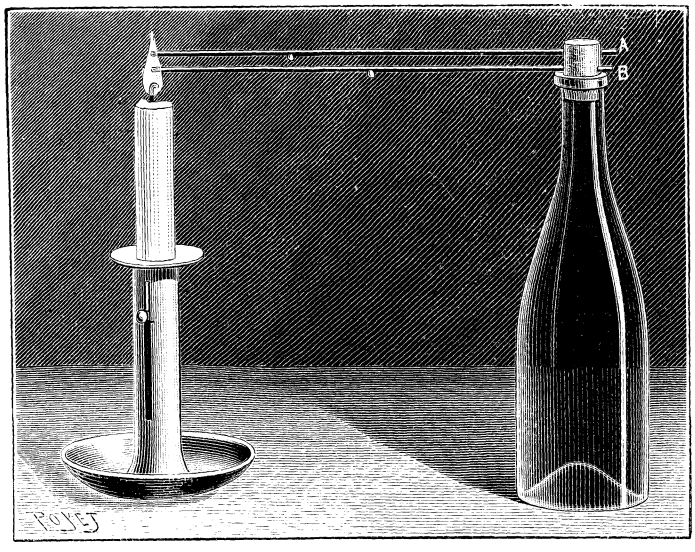
Daß der Fischereisport bei so vielen Lichtseiten, welche eingangs schon gebührend hervorgehoben wurden, auch Schattenseiten besitzt, darf niemand befremden. Eine derselben soll uns den drastischen Schluß bilden.

Unser Held Julius, ein tapferer Tertianer, welcher sich nach Durchlesung eines die Angelfischerei behandelnden Buches vornahm, ihr begeisterter Anhänger zu werden, erhielt als Geburtstagsgeschenk ein vollständiges, prachtvolles Fischergerät. Nach eingehendstem Studium aller erforderlichen Handgriffe und Vorgänge, und ausgerüstet mit dem verlockendsten Köder, begab er sich eines schönen Nachmittags mit seinem Geräte auf den siegesgewissen Fischfang. Ein lauschiges Plätzchen an einer Flußbuchtung, welches er schon längst erspäht hatte, und der Standort vieler Fische war, wurde bald erreicht; der Himmel war zart verschleiert, eine leichte Brise kräuselte die Wasserfläche, zahlreiche Fischlein tummelten sich lustig in ihrem Elemente, kurz alle Anzeichen sprachen für einen guten Fang. In dieser Erwartung sollte Julius sich nicht getäuscht sehen. Kaum war der Köder ausgeworfen, so zappelte schon ängstlich ein

Fischchen an der Leine. Freudig brachte er es mit einem Rucke ins Trockene, befreite es vorsichtig vom Angelhaken und warf, nachdem der kleine Gefangene im Wasserbehälter geborgen, und der Haken mit frischem Köder besteckt war, die Leine nochmals aus. Auch dieser Wurf blieb nicht ohne Erfolg, denn schon nach wenigen Minuten zerrte etwas an der Schnur, welches sich bei näherem Besehen als ein prächtiger Hecht erwies, der sich jedoch nicht so gutwillig der Gefangenschaft fügen wollte und dem Emporziehen der Leine bedeutenden Widerstand leistete. — Oh! den wird unser Held wohl gebrochen haben, meint ihr? — Möglich wäre das allerdings gewesen, wenn sich nicht so unvermutet auf die Schulter des eifrigen Fischers eine schwere Hand gelegt hätte, daß der jäh Erschreckende die Rute fahren ließ, und der Hecht mit derselben Reißaus nahm.

Entrüstet wollte sich der so unliebsam Gestörte zur heftigen Rede umwenden, aber sein Gegner, ein stämmiger Flurschütze, ließ dem Betroffenen keine Zeit hiezu und schnarrte ihn an: „Ihr seid mir ganz unbekannt; he, wo ist die Fischerkarte?“ — „Die Fischerkarte?“ echote Julius verwundert, der von einem solchen Ding keine Ahnung hatte. „Natürlich,“ antwortete der Mann des Gesetzes; „wißt Ihr denn nicht, daß ohne eine solche in diesem Gewässer das Fischen verboten ist? — Ei, ei! und ein unreifes Fischlein habt Ihr da auch noch im Behälter, wie ich soeben bemerke. Hm, das verdoppelt die Strafe; — kommt mit!“ befahl er gebieterischen Tons, gegen den keine Widerrede aufkam.

Und nun? Das Ende dieses unerquicklichen Vorganges bestand in dem Verluste der wertvollen Fischerrute und in der in Form eines scharfen Verweises gegebenen Belehrung, daß ohne Erlaubnis gar nicht, und mit solcher mit Ausnahme der Laich-(Brut)Zeiten, nur in bestimmten Gewässern gefischt, und daß die Fischlein, je ihrer Art entsprechend, unter 15, 18 bis 20 cm Länge, überhaupt nicht gefangen werden dürfen. Erkundigt euch daher genau über die etwa bestehenden Fischereigesetze, ehe ihr auf den Fischfang geht.



Einfacher Versuch zur Erprobung der Wärmeleitungsfähigkeit verschiedener Metalle.

Einfacher Versuch zur Erprobung der Wärmeleitungsfähigkeit verschiedener Metalle.

Unsre lieben Kameraden können die Wärmeleitungsfähigkeit der Metalle auf folgende Art sehr leicht prüfen und nachweisen:

Man nimmt ein Stück Eisendraht oder eine Stricknadel, und ein Stück Kupferdraht von derselben Länge und ungefähr derselben Stärke. Man erwärmt diese Drähte in der Flamme eines Kerzenlichtes und zieht sie durch dieselbe hin und her. Darauf läßt man sie erkalten, indem man sie vertikal hält; sie erscheinen dann mit einer dünnen Schicht von verdichteter Stearinsäure überzogen. Hierauf steckt man sie horizontal übereinander in den Kork einer Flasche und erhitzt die herausragenden Enden; in dem Maße, als die Wärme sich ausbreitet, bildet die Stearinsäure einen Tropfen, der an jedem Drahte hinläuft und so sehr deutlich die Ausbreitung der Wärme anzeigt. Das Tröpfchen geht schneller und weiter auf dem Kupfer als auf dem Eisen, was beweist, daß Kupfer ein besserer Wärmeleiter ist als ersteres.

Schnupfen und Husten

werden bei Witterungsschwankungen leicht chronische Erscheinungen. Vor allem ist der Schnupfen lästig, da er bei manchen Personen mit einer Stärke auftritt, daß sie unfähig zu allen Arbeiten werden; Kopfschmerzen, Fieber und eine Erschütterung des Allgemeinbefindens stellen sich ein, und das Ganze dauert in der Regel acht Tage, manchmal auch länger. Es werden viele Mittel angeboten gegen dieses Uebel. Das beste, bequemste und billigste ist jedoch fleißiges Spazierengehen in frischer, reiner Luft. Ist das Wetter schön, so wird schon ein einmaliger Spaziergang die Heftigkeit des Schnupfens brechen. Die andern, oft scharfen Mittel soll man nur mit äußerster Vorsicht anwenden. Sie helfen wenig, schaden aber oft viel.

Rätsel.

Zu Taufen läßt man's bitten
Nach guten, alten Sitten;
Zur Residenz es wird,
Sowie's den Kopf verliert.

Logogriph.

Im Wäldchen dicht vor unsrer Stadt
Steht's hundertfach mit k;
Doch wenn's ein n dagegen hat,
Wie trefflich mundet's da!

Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 45.

„Nie — Nil.“

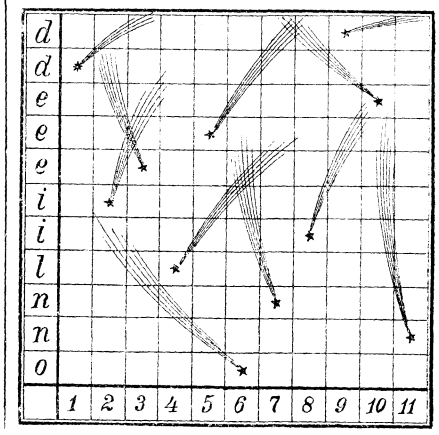
Auflösung des Logogriphs in Nr. 45.

„Brieg — Krieg.“

Auflösung des Homonyms in Nr. 45.

„Gesprengt.“

Sternschnuppen-Problem.



Welche Sternschnuppen bezeichnet das Problem?

Kameraden!

Nur noch wenige Nummern und euer Leib- und Lieblingsblatt tritt in den fünften Jahrgang ein. Es wird derselbe eine reichere Ausstattung als seine Vorgänger erhalten und wieder viel Neues, Gutes und Schönes bringen, voran die spannende, belehrende und lustige Erzählung

Der Schatz im Silbersee

von

Karl May.

Sie führt uns nach dem wilden Westen und wird uns eine Anzahl wackerer Westleute und ihre Thaten kennen lernen lassen.

Kameraden, sagt das euren Freunden, Bekannten und namentlich den jüngeren Schulgenossen, ladet sie ein, in unsre Kameradschaft einzutreten. Probeexemplare der ersten Nummer des neuen Jahrgangs stehen in beliebiger Anzahl unentgeltlich zu Diensten; einzelne Nummern verlangt man in der nächsten Buchhandlung, größere Partieen zum Verteilen an Schulkameraden von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Hauptstätterstraße 107—109.

Werbet für eure Zeitung!

Fragen und Antworten.

X. Y. v. Z. Unter einer Pferdekraft versteht man den Kraftaufwand der nötig ist, eine bestimmte Anzahl von Kilogrammen 1 m hoch (Kilogrammometer) zu heben; durchschnittlich berechnet man deren 75. Die wirkliche Durchschnittskraft des lebenden Pferdes beträgt jedoch nur 50 Kilogrammometer. Für die Witzraketen schönsten Dank.

Otto H. Ueber das Löten wird der „G. K." bald einmal eine Anleitung bringen.

Max in Barmen. Ins Laboratorium gewandert. In welcher Nummer hat dieses Brückenbild gestanden? Prost! Tsching, Tsching! Vale!

Alfred v. B. Einfach den Stiel rumdrehen. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Photographischer Dilettanten-Verein. Sendungen und Briefen bitte Rückporto beilegen. E. v. d. Hellen, Weimar.

Alfred D. in **W.** Wir haben dem Peter die Mineralien sogleich übergeben. Er ist überglücklich und läßt sich herzlich bedanken.

Otto, Margarete, Konrad. Also, liebes Kleeblatt, aufgepaßt: Otto entstammt dem Altdeutschen und bedeutet, der Glückliche, der Hausvater. Margarete, griechisch, die Perle. Konrad, altdeutsch, der Ratkundige, der Volksvorsteher, der tapfere Vorgesetzte.

Briefmarkensammler in **Mecrane.** Du gibst keine Adresse an.

Hugo Freitag. Eine Wohnungsangabe ist bei der deutschen Post in Konstantinopel nicht nötig.

H. H. in **S. b. M.** Du fragst, ob der „G. K." ein Mittel gegen die häßlichen Pickel im Gesicht weiß. Vor allem hättest darauf zu sehen, daß etwaige Mitesser durch Ausdrücken, dann durch Abreibungen mit einem Flanellappen und mit Sandseife rechtzeitig entfernt werden. Sodann sei Dir empfohlen des Abends eine Salbe aufzustreichen, bestehend aus 2,50 g Salicylsäure und 100 g coldcream. Gruß freundlich erwidert. Wünschen besten Erfolg!

Paul Renif. Ja, Du hast recht, lieber Kamerad! Der Vorsicht sind darum schon viele Loblieder gesungen worden. Zum Glück dürfte die Aufgabe vielen Kameraden noch nicht bekannt gewesen sein.

An **E. Weber** in **H.** schreibt **H. G.** in **Wiesbaden:** „Mache Deiner Mama doch eine recht schöne Laubsägearbeit."

Theodor F. in **Kempen a. R.** Du verlangst etwas viel, lieber Freund, und auch noch gleich eine Illustration dazu. Es wäre dem „G. K." gar nicht unangenehm, wenn er dergleichen so ohne weiteres aus dem Aermel zu schütteln vermöchte. Das Kunststück, das Du gesehen, nämlich: wie eine Frau frei in der Luft herumschwebt und sich dabei um ihre eigene Achse dreht, ist nicht so leicht zu beschreiben, als Du Dir vorzustellen scheinst. Hast Du aber ganz spezielles Interesse daran, so wende Dich an **H. E. Basch** in Hannover, der das „**Geheimnis**", sowie die Einrichtung dazu verkauft.

Albert D. in **Klausenburg.** Haben wir in den letzten Nummern wiederholt erklärt, Wer sucht, der findet!

Heinrich L. Der Begründer des Laubsägervereins nennt sich Otto Straßer und wohnt in Stuttgart, Weißenburgstr. 15, III.

Theodor H. in **München.** Wende Dich an die Direktion selbst, man wird Dir gewiß gerne Auskünfte und Lehrplan mitteilen. Die Adresse lautet: Seminar für orientalische Sprachen in Berlin C, am Lustgarten 6. Direktor Prof. Dr. Suchau.

B. Leyden. Du fragst: Wie errichtet man einen Meiler und wie steckt man ihn an? Im ersten Jahrgang des „G. K." S. 420 wird erzählt, wie das die Köhler in Thüringen machen. Es heißt da: „Bleich, wie ein gewöhnliches Menschenkind, zieht der Köhler im Walde ein, erbaut aus rohen Fichtenpfählen die Hütte und bedeckt sie mit den Rinden dickleibiger Stämme. Dem Jäger und Holzarbeiter bräunt die Bergluft das Gesicht und rötet seine Wangen, auf diesen aber, der Tag und Nacht in seinem Schutze lebt, legt der dunkle Wald durch den Rauch der kohlenden Stocken gar bald das finstere Schwarz. Ist die Stätte sorgfältig geebnet und von Rasen und Moos gesäubert, dann beginnt der Bau des Meilers. Um eine hölzerne Mittelsäule, den sogenannten ‚Quennel' herum, werden die Stocken regelmäßig aufgeschichtet, so daß eine Halbkugel entsteht. Vom untern Teile des ‚Quennels', wo sich Stroh und Kienholz befindet, läuft ein Kanal nach außen, durch den eine lange Fackel eingeführt werden kann, mit der man den Meiler entzündet. Um die Luft von dem Holzhaufen abzuschließen, bedeckt man ihn mit Fichtenreisern, bringt darauf Erde und patscht dieselbe mit der Schippe sorgfältig fest. Da indessen der Meiler bei solchem Luftabschlusse nicht in Glut geraten, ja nicht einmal brennen würde, so sticht man nach Bedarf hie und da Zuglöcher in die Decke, die ja leicht wieder geschlossen werden können.

Clown in **Z.** Probieren geht über Studieren. Siehe aber zu, daß Deine Knochen dabei ganz bleiben.

Eduard K. Diese Briefmarke ist etwa 20 Pfg. wert. — Du fragst noch: woher stammt das Wort Porzellan?*) Der „G. K." will sich darüber besinnen und Dir dann davon mitteilen.

Experimentator in **Hamburg.** 1) Wir müssen ganz entschieden davon abraten, Versuche mit flüssiger Kohlensäure anzustellen, da diese nicht ohne Gefahr sind. Die flüssige Kohlensäure gelangt in schmiedeisernen, amtlich auf 250 Atmosphären Druck probierten Flaschen in den Handel und zwar in zwei Größen. Die Flaschen zu 10 k enthalten je in einem Raum von 12 l zusammengepreßt 5450 l, die zu 8 k 4360 l gasförmiger Kohlensäure. Der Druck in den Flaschen beträgt bei mittlerer Temperatur nicht weniger wie 52 Atmosphären. Aus diesen Daten wirst Du genügend ersehen, daß mit gasförmiger Kohlensäure nicht zu scherzen ist. 2) Ozon ist bis jetzt noch nicht zu einer Flüssigkeit condensiert worden; jedenfalls ist hierzu ein außerordentlicher Druck und Kälte erforderlich.

Ed. Homulka. L. Aachen. Für die Knacknüsse und Witzraketen besten Dank und Gruß!

K. R. in **Pl.** Da möchte man schon — Junge, wie kommst Du auf solche Einfälle?

Adrós, **Bettenhausen.** Zum Geburtstagsgeschenk Deiner Mutter und Schwester könntest Du ja eine elektrische Klingel, wie sie im „G. K." Jahrg. 3, Seite 253 genau beschrieben ist, anfertigen. Am Geburtstag läßt Du sie zum erstenmal erklingen und Du sollst erfahren, welchen Effekt und welche Freude Du damit erzielst. Du kannst sie von der Hausthür nach dem Wohnzimmer oder vom letzteren nach der Küche anlegen, ebenso hübsch gedacht wie nützlich.

*) Anm. d. Setzerlehrl.: . . . wahrscheinlich davon, daß es so leicht hinporzelt!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! billigst! zur Auswahl! **E. Hayn, Naumburg (Saale).**

Universalbibliothek

für die

Jugend

enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

PIERERS

Konversations-Lexikon

7. vollständig umgearbeitete Auflage.

„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Piererſche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste und neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes

Universal-Sprachen-Lexikon

nach Joseph Kürschners System

in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer" als ein Haus- und Familienschatz allererſten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:

in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 gehefteten Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.

Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Union

Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

K. landwirtschaftl. Akademie Hohenheim.

Ankündigung der Vorlesungen f. d. Wintersemester 1890/91.

I. Fachwissenschaften: Allgemeine Pflanzenproduktionslehre einschließlich der landwirtschaftlichen Maschinen- und Gerätekunde, sowie der Lehre von der Urbarmachung und der Drainage: Professor **Strebel.** — Obstbau: Garteninspektor **Schüle.** — Allgemeine Tierproduktionslehre; Schafzucht und Wollkunde: Professor Dr. **Sieglin.** — Landwirtschaftliche Betriebslehre: Direktor **v. Voßler.** — Landwirtschaftliche Handelskunde und Buchhaltung: Professor Dr. **Sieglin.** — Landwirtschaftliche Technologie und Exkursionen: Professor Dr. **Behrend.** — Hohenheimer Gutsbetrieb; praktische landwirtschaftliche Uebungen: Wirtschaftsinspektor Oekonomierat **Schuster.** — Landwirtschaftliche Exkursionen und Demonstrationen.

II. Grund- und Hilfswissenschaften: Volkswirtschaftslehre (allgemeiner Teil) und staatswissenschaftliches Konversatorium: Professor Dr. **Heiß.** — Landwirtschaftsrecht; Wechselrecht und Deutsches Verwaltungsrecht: Regierungs-Assessor **Maier.** — Forstencyklopädie und forstliche Exkursionen: Oberförster **Romberg.** — Experimentalphysik: Professor Dr. **Mack.** — Anorganische Experimentalchemie; praktische Uebungen im chemischen Laboratorium: Professor Dr. **Behrend.** — Landwirtschaftliche Fütterungslehre: Professor Dr. **v. Wolff.** — Einleitung in die Geologie; geologische Skizze Württembergs; geologische Demonstrationen und Exkursionen: Professor Dr. **Nies.** — Einleitung in die Botanik; Anatomie und Physiologie der Pflanzen; Mikroskopier-Uebungen: Professor Dr. **Kirchner.** — Anatomie und Physiologie der Haussäugetiere: Professor **Zipperlen.** — Allgemeine Zoologie und Zoologie der Wirbellosen: Professor Dr. **Klunzinger.** — Arzneimittellehre; tierärztliche Geburtshilfe; Hufbeschlagslehre: Professor **Zipperlen.** — Erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen: Dr. **Albert Zeller.**

Ueber die Verhältnisse der Akademie und die mit derselben verbundene Gutswirtschaft, die Lehrmittel, die Eintrittsbedingungen u. s. w. geben der Prospekt und der Gutswirtschaftsplan Auskunft, welche auf Verlangen zugesandt werden.

Das **Wintersemester** beginnt mit dem 15. Oktober.

Hohenheim, im August 1890.

K. Akademiedirektion:
Voßler.

Baugewerk-, Tischler-, Maschinen- und Mühlenbau-Schule Neustadt in Mecklenburg. **Weitere Auskunft erteilt Dir. Jentzen.**

H. F. Elektrotechniker in spe. Deine Idee und die Konstruktion Deiner Erfindung zeugt von vielem Kombinationsgeist, Doch stimmt und paßt nicht alles, was zur Folge haben dürfte, daß Dein „Perpetuum mobile“ nicht geht, was bei einem solchen freilich etwas fatal ist. Der Induktionsstrom wird kaum die Kraft haben, die Eisenplatte anzuziehen; sollte dies doch der Fall sein, so ist's aber unmöglich, die Eisenplatte durch den auf die Elektromagnete übertragenen Induktionsstrom wieder herüberzuschaffen. Ein zwischen Magnet und Elektromagnet aufgehangenes Pendel mag allenfalls in Bewegung kommen, aber auch in keine gleichmäßige, da offenbar der direkte Strom im Magnet bedeutend stärker wirken wird. Die ganze Maschine in luftleeren Raum zu stellen hat wenig Zweck.

R. K. in W. Die bezeichneten Briefmarken haben folgende Werte: 1) Peru. 5 Centavos, zinnoberrot, 1888 Wert Mk. 1. — 2) Hannover. Georg V. weiß, Hochdruck grün, Ueberdruck links grün, 1 Guter Groschen Wert Mk. 2. — 3) Italien. Postkarte 1878, provisorische Ausgabe f. D. Wert 20 Pfg. — 4) Nordamerika, Vereinigte Staaten. Die 3 Zeitungsmarken von 1866, Wert, wenn Original, 20 Mk. 5) Simoor. Freimarken 1855, Bildnis Rajah Three Pies Oranje gelb. Wert 20 Pfg.

Erdmann v. Podewils. Deine Schildkröte ist eine griechische Landschildkröte (Testudo graeca). Du sollst Deinen Schützling entweder im erwärmten trockenen Terrarium halten, oder in einem sonnigen, warmen Zimmer frei umherlaufen lassen. Als Futter gibst Du Weißkohl, Blätter vom Löwenzahn, Blätter vom wilden Wein, allerlei süßes reifes Obst, Brot, Semmel in Milch oder Wasser geweicht, hin und wieder auch ein Stückchen rohes Fleisch (geschabt) am besten Leber, natürlich roh, nicht etwa gekocht oder gebraten, sodann Regenwürmer, Mehlwürmer u. dergl., aber nur nicht zu viel. Der „G. K.“ wird übrigens nächstens in einem ausführlichen Artikel auch die Wartung und Pflege der Land- und Sumpfschildkröten beschreiben, und auch auf deren Krankheiten Rücksicht nehmen. An dieser Stelle läßt sich dies raumeshalber nicht alles sagen, darum aber etwas Geduld. — Wenn Dich Peter erlangen könnte, würde er mit Dir sicherlich nicht allzusanft umgehen, er kann's nun einmal nicht leiden, wenn man ihm seine Ohrmuscheln solchermaßen verhohnigelt.

R. H. in K. Es kostet mich Ueberwindung, es kostet mich Geld u. s. w. — Du fragst ja fast nach dem ganzen Kalender! Da wird es am besten sein, Du leihst Dir von einem Bekannten auf ein Viertelstündchen „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats“, darin findest Du sämtliche Vornamen gedeutet und deren Ursprung bezeichnet. Gruß freundlich erwidert!

Robert. Incidis in Scyllam, cupiens vitare Charybdim.

Tauschmarkt.

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken erbitten Dubletten: Hermann Plüter in Magdeburg, Kaiserstr. 29. — Hugo Krüß in Hamburg, Adolfsbrücke 7 III. — Otto Gülker in Hameln, Brückenkopf 7. — Hugo Freitag, per Adresse: Herrn A. Engel in Nürnberg, Labenwolfstr. 18. (Ganzsachen).

Ausländ. Briefmarken im Tausch gegen solche des eigenen Landes suchen: Willi Koch in Halberstadt, Hoheweg 39. (Ganzsachen gegen alte und neue deutsche.) Joh. Kälin in Schwyz (gegen alte Schweiz). Rich. Stiasny in Deutschbrod i. Böhm.

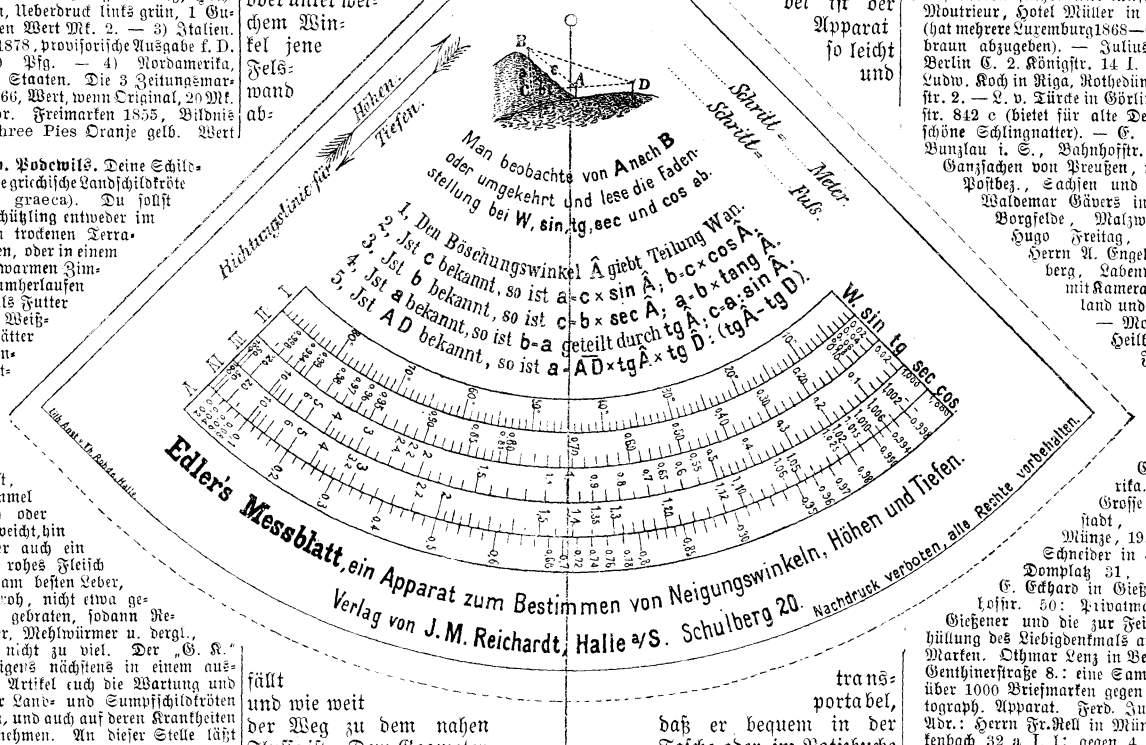
Th. v. Grote in Altona a. d. Elbe sucht eine Sachsen 3 Pfg. rot gegen ein 30 cm langes Dampfschiff mit Spiritusheizung.

Alb. May in Lauterbach, Oberhessen, vertauscht eine große Anzahl Glasaugen zum Ausstopfen von Vögeln gegen Kupfer- und Silbermünzen.

H. Schricker in München, Maximilianstr. 17 II. l., hat einen photographischen Apparat und eine Hobelbank vornehmlich gegen Schmetterlinge zu vertauschen.

Ein neuer Apparat zum Bestimmen von Neigungswinkeln, Höhen und Tiefen.

Beim Spaziergange durch Gebirg und Thal ist vielleicht in manchem der Kameraden der Wunsch aufgestiegen, zu wissen, wie hoch wohl der vor ihm liegende Berg oder wie tief wohl das nachher zu durchschreitende Thal sein möge, oder unter welchem Winkel jene Felswand abfällt und wie weit der Weg zu dem nahen Flusse ist. Dem Geometer ist dies eine leichte Arbeit, denn mit Hilfe seiner Instrumente und Tabellen kann er ganz genau bestimmen, wie es thatsächlich sich mit diesen Entfernungen 2c. verhält. Für den Nichtsachverständigen, für den Laien aber wäre dies immerhin eine schwierige Arbeit und dann, wer will auf seinen Spaziergängen und Reisen derartige Instrumente, wie der Geometer sie zu diesem Zwecke braucht, mit sich herumtragen! Diesen Schwierigkeiten ist jetzt durch eine Erfindung des Herrn Dr. Edler in Halle a. S. abgeholfen. Genannter Herr hat vor kürzerer Zeit ein Instrument ersonnen, das den Laien sowohl, als auch Sachverständigen ermöglicht, auf eine einfache, wenig Zeit raubende Art jeden von uns nicht allzu weit liegenden Berg nach seiner Höhe, die Tiefe eines Thales und Entfernungen genau zu bestimmen. Dabei ist der Apparat so leicht und transportabel, daß er bequem in der Tasche oder im Notizbuche überallhin mitgenommen werden kann. Herr Dr. Edler nennt sein Instrument „Meßblatt“. Die Handhabung desselben ist so einfach, daß sie von jedem in kurzer Zeit erlernt wird. Ein näheres Eingehen auf dieselbe ist hier kaum nötig, da die dem Instrumente beigegebene Erklärung sehr kurz und faßlich ist. Das Instrument dürfte bald vielen ein treuer Gefährte auf Exkursionen und Reisen werden.



Edlers Meßblatt ist im Verlag der Buchhandlg. u. Lehrmittelanstalt von J. M. Reichardt Halle a. S., Schulberg Nr. 20, erschienen und durch j. Buchhandlg. zu beziehen. Es kostet 50 Pf., nach auswärts 70 Pf. (inkl. Porto).

Paul Jakob in Gumbinnen, Insterburgerstr. 21½A, gibt einen Dampfcylinder (21/2 cm Kolbendurchm.) 3 Messingkräne und einen Star ab.

Max Edlinger, Tertianer zu Groß-Strehlitz O.-S. hat eine große wertvolle Naturalienssammlung und möchte dieselbe gegen eine Briefmarkensammlung von wenigstens 1000 verschiedenen Briefmarken, oder gegen einen guten photographischen Apparat, tauschen. Von letzterem Probebilder erbeten.

D. Preyer in Düsseldorf, Alleestr. 3, besitzt eine fast neue Druckmaschine, sucht dagegen Münzen oder am liebsten Siegel.

Rich. Ewert in Pasewalk hat ein hübsches Kaleidoskop am liebsten gegen ein Zootrop zu vertauschen.

Molz, Gymnasiast in Darmstadt, Joderstraße 52, möchte gern mit einem Kameraden, der sich eine naturwissenschaftliche Sammlung angelegt hat, in Tauschverbindung treten. Erwünscht mit solchen, die 14—15 Jahre alt sind.

J. W. 33 postlagernd Kassel, bietet 40 Mineralien für ein Chromsäure-Element.

Adolf Zürrlein, München, Schillerstraße 21 a/o, hat eine zweicylindrige Dampfmaschine (1/10 Pferdekraft), der Kessel (6 Atmosphären) ist genietet, zu vertauschen, gibt auch Maschine und Kessel getrennt ab; ferner einen Wassermotor (1/15 Pferdekraft), und 2 Polschuhe nebst Magnetschenkel für eine Edisonsche Dynamomaschine. Wünscht dagegen besonders elektrische Apparate.

Obersekundaner F. v. Zedlitz in Oels i. S., Storchneststr. 4, hat zu vertauschen: Galv. Elemente, El.-Magnet; elektr. Klingelwerk; Morse-App.; galv.-plast. App.; Schlitten-Induct. App.; Platin-Wasserzers.-App.; Elektrophor u. leyd. Flaschen; chem. App und viele Chemikalien; Lehrbücher für Physik und Chemie; Goldfische; Kanarien; erwünscht wäre dagegen eine gute Luft-(Bolzen)-Büchse.

Briefmarken suchen und tauschen: Paul Moutrieur, Hotel Müller in Luxemburg (hat mehrere Luxemburg 1868—69 37½ Cts. braun abzugeben). — Julius Misch in Berlin C. 2. Königstr. 14 I. und II. — Ludw. Koch in Riga, Rothediina, Brückenstr. 2. — L. v. Türcke in Görlitz, Zittauerstr. 842 c (bietet für alte Deutschl. eine schöne Schlingnatter). — E. Wenkel in Bunzlau i. S., Bahnhofstr. 15 (gegen Ganzsachen von Preußen, norddeutsch. Postbez., Sachsen und Baden). — Waldemar Gävers in Hamburg-Borgfelde, Malzweg 5. — Hugo Freitag, pr. Adr.: Herrn A. Engel in Nürnberg, Labenwolfstr. 18, mit Kameraden in Rußland und der Türkei. — Moritz Falk in Heilbronn a. N., Frankfurterstraße 27, mit Sammlern in Süd- oder Centralamerika. — Walter Grosse in Halberstadt, hinter der Münze, 19. — Arthur Schneider in Halberstadt, Domplatz 31, Gleimhaus. E. Eckhard in Gießen, Bahnhofstr. 50: Privatmarken gegen Gießener und die zur Feier der Enthüllung des Liebigdenkmals ausgegebenen Marken. Othmar Lenz in Berlin W. 35, Genthinerstraße 8.: eine Sammlung von über 1000 Briefmarken gegen seinen photograph. Apparat. Ferd. Jungwirt, per Adr.: Herrn Fr. Kell in München, Glockenbach 32 a I. l.: gegen 4 Paar weiße Mäuse. Alois Hallada in Dolnja-Tuzla, Bosnien: gegen bosniische. Ernst Deutsch jr. in Iglau, Mähren.

G. Riedesel in Darmstadt, Heinrichstraße 103, tauscht und vertauscht Käfer, Schmetterlinge, Briefmarken, Wappen, Stempel.

Witzraketen.

Von einem Uebersetzungskünstler: Santa erat Caesaris nata elementia — Die Tante des Caesar war eine geborene Klemens.

Eine Aufgabe. Fritz, wo bist du?
„In der Waschkammer!“
„Was thust du?“
„Ich fange Mäuse.“
„Wieviel hast du schon?“
„Wenn ich diese da erwische, habe ich eine. Nu rate mal!“

Aus der Heimat des edlen Moritzburger. Junge: „Du, Vater, was sein denn das für scheene rote Beeren?“
Vater: „Das sein Blaubeeren, mei Junge!“
Junge: „Aber se sein doch rot?“
Vater: „Nu ja, weil se eben noch grüne sein.“

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden“ in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 47.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Dauwari wurde zur Seite geschafft, wo er allein lag und mit niemand sprechen konnte. Dann traten die beiden Deutschen mit dem „Vater der Hälfte“, Wahafi, Hasab Murat und den andern ihnen treu Ergebenen zu einer kurzen Beratung zusammen.

Es stellte sich heraus, daß sowohl Wahafi als auch der „Sohn der Treue“ und Abd es Sirr die Gutaberge und die Schlucht es Suwar sehr gut kannten. Suwar ist der Plural von Sure; das Wörtchen „es“ ist der Artikel. Die Schlucht es Suwar heißt also zu deutsch die Schlucht der Suren, der Korankapitel. Wahafi erklärte diesen Namen folgendermaßen:

„In dieser Schlucht wohnte einst ein frommer Prediger des Islam, welcher die Schwarzen zu Allah bekehren wollte, diese aber wollten ihn nicht hören und erschlugen ihn. Noch sterbend verfluchte er den Ort seines Todes, und darauf gingen alle Bäume ein, welche in der Schlucht standen. Das Wasser versiechte; kein Tropfen Taues fiel vom Himmel, und die Tiere flohen die traurige Stätte, bis ein andrer Imam kam, welcher den Fluch von dem Orte nahm. Er pflanzte so viel Talebpalmen, wie der Koran Suren hat, also einhundertundvierzehn, und sprach bei einer jeden das Hamdulillah issai' jid eddinji*), und siehe da, sie wuchsen und gediehen. Nun ist der Ort ein heiliger, und wenn Abu el Mot uns dort vernichten will, so ist sein Beginnen eine doppelt sträfliche Sünde. Allah wird ihn dafür in unsre Hände liefern.“

„Bist du hiervon so sehr überzeugt?“ fragte Schwarz.

„Ja. Er kann uns nicht entgehen. Wir werden, was er gar nicht ahnt, eher dort sein als er. Wir werden nicht den Landweg einschlagen, sondern zu Schiffe hingelangen.“

„Meinst du, daß dies schneller geht? Zu Lande können wir die gerade Richtung einschlagen; zu Wasser aber müssen wir jeder Krümmung des Niles folgen. Und bedenke, daß wir aufwärts, also gegen den Strom zu fahren haben.“

„Das ist wahr, aber habt ihr nicht bisher auch schon Ruderer vorgespannt? Ihr habt mehr als genug Leute, um abwechseln zu können. Ihr könnt Tag und Nacht fahren; schlagt ihr aber den Land-

– Oben angekommen, trat Pfotenhauer ohne alle Umstände auf den König zu, streckte ihm die Rechte entgegen und sagte: „Massik bilchair ja malik; kif chairak – guten Abend, o König; wie geht es dir?“ –

*) Preis sei Gott dem Weltenherrn. Anfang des Koran.

weg ein, so müßt ihr ruhen und schlafen und die kostbare Zeit verlieren. Außerdem erwartet Abu el Mot, daß sein Plan gelingt; er vermutet nicht, daß ihr auf dem Nile kommt, und wird seine Aufmerksamkeit also in eine falsche Richtung lenken. Ich rate euch, sofort aufzubrechen. Abd es Sirr und Ben Wafa kennen den Strom genau und werden euch als Piloten dienen. Ich aber kehre sofort zurück, um den König zu benachrichtigen. Der Ort, an welchem er mit seinen Kähnen und Leuten liegt, beherrscht die Seribah Ulambo, von welcher Abu el Mot Hilfe erwartet. Sollten die dortigen Menschenjäger sein Begehr erfüllen und ihm zu Hilfe eilen, so werden wir uns ihnen in den Weg stellen."

„Wir können nicht sofort aufbrechen, da wir die Krieger unsres ‚Vaters der Hälfte' erwarten müssen."

„Die werden hier sein, bevor eine Stunde vergangen ist," antwortete der genannte Häuptling.

„Aber sie sind beritten und müßten doch mit uns in die Schiffe!"

„So lassen sie ihre Tiere hier. Ihr könnt ja eure Herde auch nicht mitnehmen und müßt sie einer Anzahl von Leuten anvertrauen, welche hier warten müssen, bis wir zurückkehren. Da, blicke hinaus gegen die Ebene! Siehst du den langen Reiterzug? Das sind meine Männer; du brauchst also nicht einmal die angegebene Stunde auf sie zu warten."

„So ist ja alles recht, und ich werde also nach meinem Boote gehen, damit ich keine Zeit verliere," meinte Wahafi. Morgen abend werdet ihr uns erreichen, und übermorgen früh können wir uns in der Schlucht es Suwar befinden. Wir kamen hieher, um uns im Maijeh ein Wild zu schießen und dann weiter zu fahren. Beides ist unnötig geworden, da wir vom Fleische des Elefanten nehmen und die Rückkehr antreten können. Allah begleite euch und halte jeden Unfall von euch fern!"

Er ging so schnell davon, als ob er einen Einspruch gegen seine Vorschläge für höchst überflüssig halte, und die andern sahen auch wirklich ein, daß er das beste geraten hatte.

Die jetzt herbeikommenden Krieger waren durch die ihnen entgegengesandten Boten schon von allem benachrichtigt; sie wunderten sich also nicht, anstatt des Feldwebels und seiner wenigen Leute ein Lager zu finden, in welchem es von Menschen wimmelte. Es waren lauter kräftige, wilde und wohlbewaffnete Gestalten, die als Kampfgenossen gern willkommen geheißen wurden. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Nachmittag, als die Sonne fast den Horizont berührte, erreichte das kleine Geschwader eine Stelle, an welcher sich der Fluß scharf ostwärts bog und von Süden her ein kleinerer, aber hier doch ziemlich breiter Wasserlauf in denselben mündete.

„Das ist der Arm, in den wir uns rudern lassen müssen," sagte Abd es Sirr, welcher neben Schwarz und Pfotenhauer auf dem vordersten Schiffe stand. „Ich kenne ihn und weiß auch die Stelle, an welcher uns der König der Niam-niam erwartet."

Noch bevor er eine Antwort erhielt, hörte man von vornher einen lauten, durchdringenden Schrei, und zugleich sah man ein Boot, welches aus der Mündung des Nebenflusses herbeigeschossen kam. Diesem ersten folgten mehrere, viele, eine ganze, große Flottille von Kriegskähnen. Im vordern stand Wahafi am Steuer, welcher den andern durch den erwähnten Schrei das Zeichen gegeben hatte, ihm zu folgen.

Die Schiffe hatten guten Wind gehabt und sich also ihrer Segel bedient, waren aber außerdem auch noch durch Ruderboote gezogen worden. Zu diesen letzteren spannten sich jetzt die Kähne der Niam-niam vor, mit deren Hilfe die Schnelligkeit eine verdoppelte wurde. Das Geschwader fuhr in den Nebenfluß ein und dann noch eine Strecke in demselben aufwärts, bis auch hier ein noch kleineres Flüßchen von seitwärts kam, dessen Tiefe und Breite gerade für die Dahabieh genügte. In diesen Wasserlauf bugsierte man die Schiffe, welche dann hintereinander Anker warfen.

Dies geschah gerade noch zur rechten Zeit, als die Sonne verschwand und die nur wenige Minuten lange Dämmerung hereinbrach. Das Flüßchen wurde zu beiden Seiten von Büschen eingerahmt, hinter welchem sich ein hoher Sunutwald ausdehnte. Da, wo die Schiffe lagen, waren am linken Ufer die Sträucher mit derben, scharfen Messern niedergeschlagen worden, um Raum für einen Lagerplatz zu gewinnen. Die Aeste und Zweige hatte man zum Bau von Hütten verwendet, welche ein gegen den Fluß offenes Viereck bildeten. In der Mitte desselben brannte, obgleich es noch nicht vollständig dunkel war, ein großes Feuer. Zwischen diesem und dem Wasser stand ein Kreis von Kriegern, welche unter freudigen Willkommenrufen ihre Waffen schwangen. Sie hatten sich um eine Art Podium, eine aus Erde und Zweigen errichtete Erhöhung gruppiert, auf welcher ein Mann saß, der in jeder Hand etwas hielt. Welche zwei Gegenstände das waren, konnte man nicht erkennen.

„Das ist der König der Niam-niam," erklärte Pfotenhauer, zu Schwarz gewendet. „Er liebt es, Fremde wie auf einem Throne sitzend zu empfangen."

„Und was hat er in der Hand?"

„Das Scepter und den Reichsapfel."

„Alle Wetter! Also ganz wie der König auf einer deutschen Skatkarte."

„Ja. Er hat von irgend wem erfahren, daß europäische Herrscher diese Gegenstände als Insignien ihrer Macht und Würde besitzen, und sich infolgedessen auch Scepter und Reichsapfel anfertigen lassen. Bei Audienzen hält er beides in den Händen. Lassen Sie uns aussteigen; er erwartet uns."

„Wie habe ich ihn zu grüßen, ohne mich zu erniedrigen und ihn zu beleidigen?"

„Wie einen biedern Deutschen. Thun Sie ganz so, wie ich es mache, und haben Sie keine Sorge. Er spricht leidlich arabisch, so daß die Unterhaltung Ihnen keine Schwierigkeit bereiten wird."

Sie gingen über das vom Bord nach dem Ufer gelegte Brett aufs Land, und ihre gewöhnlichen Begleiter folgten ihnen. Sie schritten voran; hinter ihnen kam Hasab Murat mit dem „Vater der Hälfte" dann der „Vater der elf Haare" mit dem Hadschi und nachher der „Sohn der Treue" neben dem „Sohne des Geheimnisses". Die andern mußten noch an Bord bleiben, nur die Niam-niam hatten ihre Boote an das Land gelegt und waren ausgestiegen; sie bildeten eine ebenso zahlreiche wie malerische Ehrengarde, welche von Wahafi angeführt wurde.

Als der Zug den Thron erreicht hatte, schlossen die Niam-niam einen Kreis um denselben, und die andern erstiegen die vier Stufen, welche hinauf führten. Oben angekommen, trat Pfotenhauer ohne alle Umstände auf den König zu, streckte ihm die Rechte entgegen und sagte:

„Massik bilchair ja malik; kif chatrak — guten Abend, o König; wie geht es dir?"

Der König legte das Scepter zur Seite, ergriff und schüttelte die ihm dargereichte Hand und antwortete in gemütlichem Tone:

„Ilhamd'illa bchair; w'int kif halak — Gott sei Dank, gut; und du, wie geht es dir?"

„B'anzahrak fi chair kamahn; bischkur afdalak — unter deinen Blicken auch gut; ich danke!" antwortete Pfotenhauer und fügte dann hinzu, indem er auf Schwarz deutete: „Hier bringe ich dir meinen Freund, den ich deiner Liebe empfehle. Er ist der Bruder Aswads, mit welchem ich dich verließ."

„Wahafi hat mir schon von ihm erzählt. Er sieht seinem Bruder ähnlich und wird, wie ich hörte, Abu 'l arba ijun, ‚Vater der vier Augen' genannt. Er ist mir herzlich willkommen."

Nun legte er, indem er die Hand Pfotenhauers noch immer fest hielt, auch den Reichsapfel weg und reichte Schwarz die jetzt frei gewordene linke Hand. Das Schütteln begann von neuem, und dabei sagte der gemütliche Herrscher, indem er dem Slowaken und dessen Freunde zunickte:

„Jedenfalls ist das der ‚Vater der elf Haare' mit dem ‚Vater des Gelächters'. Wahafi hat auch diese zwei erwähnt und —"

Er kam nicht weiter, denn der „Vater des Gelächters" trat rasch vor und sagte:

„Verzeihe, o König! Man nennt mich zwar so, wie du gesagt hast, aber ich gestatte das nur meinen intimen Freunden. Ich bin nämlich Hadschi Ali Ben Hadschi Ishak al Faresi Ibn Hadschi Otaïba Abu l'Oscher Ben Hadschi Marwan Omar el Gandesi Hafid Jacub Abd'allah el Sandschaki!"

„Schon gut, schon gut!" lächelte der König. „Dieser Name ist für meine Zunge zu lang, und da ich mich auch als deinen intimen Freund betrachte, so werde ich dich so nennen wie vorher."

Der „Vater der Hälfte" und Hasab Murat wurden ihm auch vorgestellt und in derselben freundlichen Weise bewillkommnet. Als nun der nächstliegenden Höflichkeit Genüge geschehen war, hielt er es für erlaubt, Ben Wafa, seinen Sohn zu begrüßen. Er umarmte und küßte ihn herzlich und zog dann auch den „Sohn des Geheimnisses" an seine Brust. Das geschah ganz so, wie ein deutscher Vater es mit seinem Kinde und dessen Freunde gethan hätte. Die Liebe zu dem Sohne und das aufrichtige Wohlwollen für die Fremden lagen so deutlich in seinen Zügen, daß der Eindruck seines Verhaltens ein außerordentlich gewinnender war.

Sein Gesicht war rund und voll, die Farbe desselben dunkelbraun. Seine breite, nicht zu hohe Gestalt stak in einem einfachen schlafrockähnlichen Gewande, um welches ein Säbel gegürtet war; eine andre Waffe trug er jetzt nicht. Den einzigen Schmuck bildete sein Haar, welches in viele dünne Zöpfchen geflochten war, welche, nach oben gerichtet, eine Art Trichter bildeten, auf dessen Spitze ein ausgestopfter Prachtfinke befestigt war.

Der Sitz des Thrones nahm drei Seiten desselben ein und hatte Platz für mehrere Personen. Schwarz und Pfotenhauer mußten sich zu beiden Seiten des Königs setzen, und die andern ließen sich rechts und links von ihnen nieder. Nun mußten die beiden ersteren erzählen. Der König hörte ihnen aufmerksam und schweigend zu und sagte, als er alles erfahren hatte, zu Schwarz:

„Hoffentlich lebt dein Bruder noch und der Elefantenjäger auch. Sollten sie ermordet worden sein, so werden Abu el Mot und Abd el Mot es mit tausend Schmerzen zu bezahlen haben; das verspreche ich dir. Morgen um diese Zeit werden wir wissen, woran wir sind, denn wir erreichen noch vor Anbruch des Tages die Schlucht es Suwar."

„So meinst du, daß wir noch während der Nacht marschieren werden?"

„Wir gehen nicht, sondern wir fahren. Dieses Flüßchen führt so nahe an die Schlucht, daß wir nur eine halbe Stunde lang durch den Wald zu gehen haben, um sie zu erreichen."

„Und wie steht es mit der Seribah Ulambo? Abu el Mot hat zwei Boten um Hilfe dorthin gesandt."

„Die Boten sind zurück. Sie haben sich dort gar nicht verweilt."

„Und welchen Erfolg haben sie gehabt?"

„Das weiß ich nicht; sie haben es mir nicht sagen wollen."

„So hast du mit ihnen gesprochen?"

„Ja. Wir haben sie ergriffen. Ich wollte sie nicht zur Rede zwingen, sondern lieber eure Ankunft erwarten. Ich habe sie dort hinten an die Bäume binden lassen und zwei Wächter zu ihnen gestellt. Wenn ihr es wünschet, werde ich sie holen lassen."

„Thue das, und zwar sofort!"

Es waren noch mehrere Feuer angebrannt worden, um welche sich die Niamniam jetzt gelagert hatten. Diese Leute waren mit langen, sichelartigen Messern, Bogen und Pfeilen, Lanzen und Tarambisch*) bewaffnet. Auf den Befehl des Königs entfernte sich einer von ihnen, um die beiden Homr und deren Wächter herbeizuholen.

Als sie gebracht wurden, erkannte Schwarz sie sofort. Er sah deutlich, wie sie erschraken, als sie ihn erblickten. Der „Vater der elf Haare" geriet in zornige Aufregung, drohte ihnen mit den Fäusten, verschmähte aber, sie anzureden, und rief vielmehr Schwarz und Pfotenhauer zu:

„Das seinte Homr, verfluchtige und gemörderigte. Laßte wir sie nicht wieder entflohente und ausgereißte. Sie muß treffte Strafe, gerechte und exemplarigte!"

„Habe keine Sorge; sie entkommen uns gewiß nicht wieder," antwortete ihm Schwarz. Und sich zu den Homr wendend, fuhr er fort:

„Ich sehe, daß ihr mich erkennt. Euer Schicksal hängt von eurem Verhalten ab. Wenn ihr ein aufrichtiges Geständnis ablegt, entgeht ihr dem martervollen Tode. Was habt ihr auf der Seribah Ulambo erreicht?"

Sie sahen ihn finster an, flüsterten sich einige Worte zu, und dann antwortete der eine von ihnen:

„Wir sind nicht in Ulambo gewesen."

„Lüge nicht! Ich weiß genau, daß Abu el Mot euch hingesandt hat."

„Das ist nicht wahr!"

„Ich rate dir, nicht etwa mich für einen Lügner zu erklären! Es könnte dir sonst ergehen, wie es Dauwari ergangen ist."

„Dauwari?" rief der Mann aus.

„Ja. Ihr habt gemeint, daß wir ihm Glauben schenken und in die Falle gehen würden. Die Sonne muß euch das Gehirn verbrannt haben, da ihr uns für so albern halten konntet. Ich habe ihm die Bastonnade geben lassen, und er hat alles gestanden."

„Dieser Hund!"

„Pah! Jetzt schimpfest du auf ihn; aber wenn auch ihr die Hiebe auf euren Füßen fühlt, werdet ihr ebenso offenherzig werden."

„Wage es! Wir sind wahre Gläubige und Anhänger des Propheten; du aber bist nur ein Christ!"

„Ich behandle euch nicht nach eurem Glauben, sondern nach euren Thaten. Und wollt ihr meinen Glauben schmähen, welcher besser ist als der eurige, nun, so mögt ihr es thun, wenn es euch Vergnügen macht, doppelte Streiche dafür zu erhalten."

„Zeige uns Dauwari, damit wir dir glauben können!"

„Ich habe nicht nötig, dieses Verlangen

*) Plural von Trumbasch, Wurfeisen.

zu erfüllen, da ich euch durch die Bastonnade zur Antwort zwingen kann, werde es aber dennoch thun, weil ich als Christ Gewaltthätigkeit nicht liebe."

Er schickte den Slowaken und den Hadschi fort, um Dauwari bringen zu lassen. Dieser konnte infolge der empfangenen Hiebe nicht gehen; er mußte getragen werden. Einige Ruehrs brachten ihn und setzten ihn neben den Homr nieder. Diese warfen ihm einen verächtlichen und zornigen Blick zu und wendeten sich dann von ihm ab.

„Ah, ihr seid hochmütig gegen ihn?" meinte Schwarz. „Nun, ihr sollt schnell demütig werden. Wollt ihr gestehen, was auf der Seribah ausgemacht worden ist?"

„Wir gestehen nichts."

„Wollen sehen, ob ihr Wort haltet."

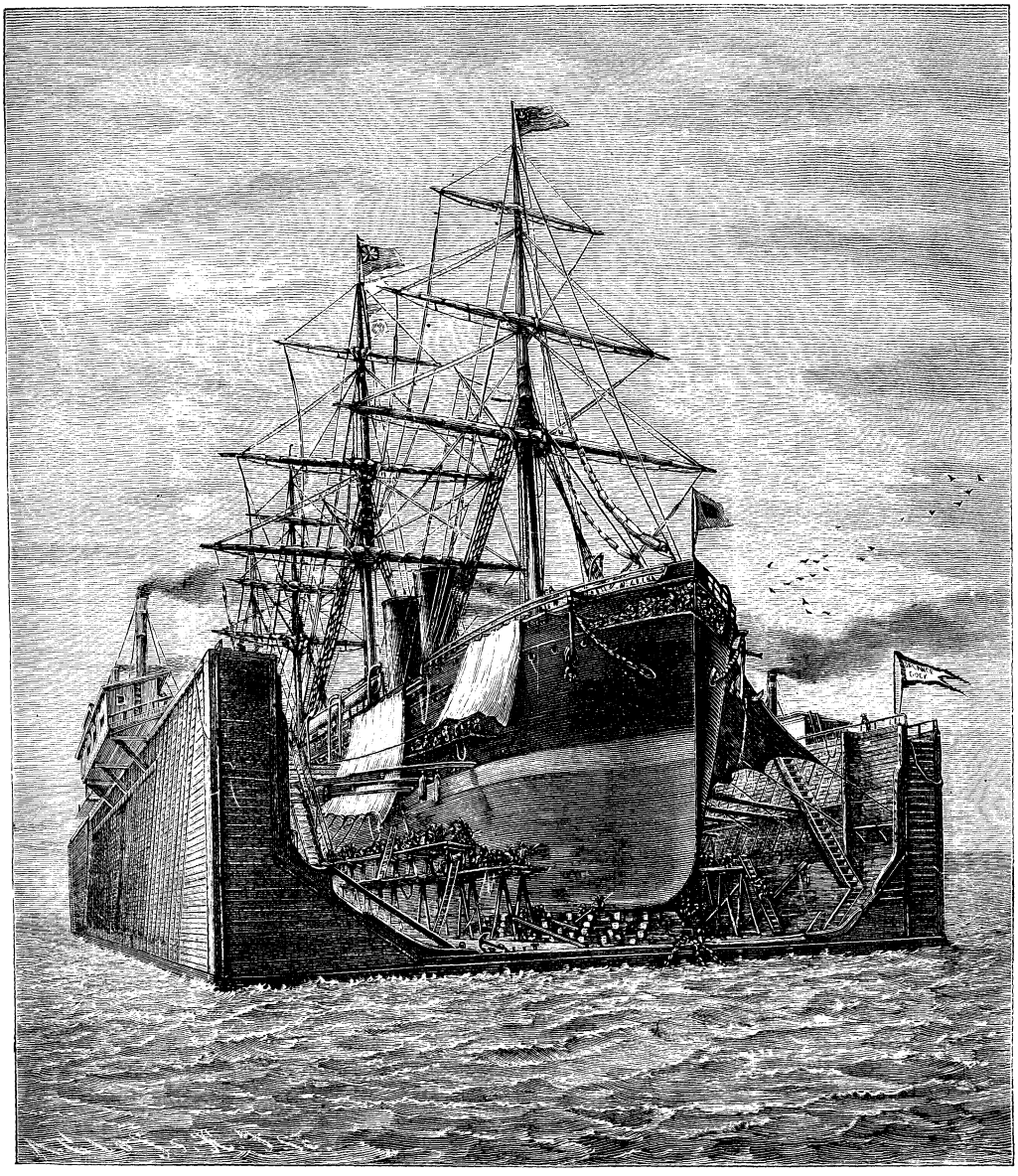
Sie wurden ebenso behandelt wie Dauwari gestern. Man band ihre Füße an eine Lanze und hielt die nackten Sohlen nach oben. Schon die ersten Hiebe brachten die gewünschte Wirkung hervor: Sie gestanden, daß sie auf der Seribah abgewiesen worden seien. Das konnte freilich eine hinterlistige Ausrede sein, aber Schwarz glaubte ihren Worten. Hätten sie Hilfe erlangt und Mannschaften bekommen, so wären sie jedenfalls nicht allein zu Abu el Mot aufgebrochen. Sie wurden mit Dauwari zur Seite geschafft.

Der König hatte mehrere Leute bei sich, welche den Weg nach der Schlucht es Suwar genau kannten. Eine genügende Anzahl der Niam-niam, um die Schiffe zu bewachen, sollte bei diesen zurückbleiben. Für die übrigen waren Boote genug vorhanden, wenn man sich etwas enger als gewöhnlich setzte. Es wurde beschlossen, zu essen und dann aufzubrechen.

Nahrung gab es genug. Die Niamniam hatten sich mit Vorrat versehen, und die andern besaßen noch mehr als genug Nilpferd- und Elefantenfleisch, welches nicht verdorben war. Was davon übrig blieb, wollte man mitnehmen, da als gewiß anzunehmen war, daß die geraubten Schwarzen, welche Abu el Mot mitbringen werde, ebenso der Speise wie des Trankes bedürftig seien.

Das noch vorhandene Fleisch wurde an den Feuern gebraten, da es sich dann länger hielt als in rohem Zustande. Dann bestimmte der König die Leute, welche bei den Fahrzeugen zu bleiben hatten. Als dies geschehen war, wurden die Boote beladen und bemannt. Die Niam-niam hatten in sicherer Erwartung der nächtlichen Fahrt Fackeln angefertigt, welche den Fluß beleuchten sollten. Der König bestieg mit den namhaftesten Teilnehmern das vorderste Boot, welches fast vierzig Personen faßte und in dessen Schnabel auf zusammengefügten Steinen ein Feuer brannte. Es stieß vom Ufer, und die andern folgten. Den alten Feldwebel und seine Leute hatte man auf den Schiffen zurückgelassen. Dauwari aber und die beiden Homr hatte man mitgenommen, da man ihrer zu bedürfen glaubte. Die beiden letzteren waren höchst kleinlaut geworden, seit sie gesehen hatten, welch eine mächtige Ueberzahl gegen Abu el Mot vorhanden war.

Es war eine eigentümliche Fahrt durch den nächtlichen Urwald. Das Tierleben, wenigstens das höhere, schlief; aber Tau-



Schwimmendes Trockendock.

sende von Leuchtkäfern schossen durch die Finsternis und Hunderttausende, ja Millionen von Stechfliegen und Mücken flogen in das Feuer und die Flammen der brennenden Fackeln, so daß es schien, als ob es diese Insekten förmlich regne.

Der König saß am Feuer und achtete der Quälgeister nicht; Schwarz und Pfotenhauer hatten ihre Moskitonetze über die Köpfe gezogen. Hinter ihnen saß der Slowak, welcher mit dem Hadschi leise flüsterte. Das Feuer beleuchtete die nahen Ufer und warf flimmernde Lichter auf die tropischen Pflanzenformen, welche aus dem Wasser ihr Leben sogen.

„Wissen's," sagte der „Vater des Storches", „es kommt mir halt vor, als ob ich im Theater sei, wo die Malerei einen Wald vorstellt, in welchem Feen und Elfen wohnen. Schaun's nur, wie das Licht da an der Palme emporklettert und rund um die Krone läuft! Diese südlichen Gewächs' haben einen andern Charakter als unsre nördliche Vegetation. Und doch ist mir a heimischer Tannen- oder Buchenwald tausendmal lieber als so a Palmenwald. Oder nit?"

„Ich gebe Ihnen recht."

„Versteht sich! Der Unterschied ist groß, das weiß ich, obgleich ich ka' Botaniker bin. Lieber beschäftige ich mich mit dera Tierwelt und aber am allerliebsten mit denen Vögeln. Was hab' ich hier für Vögel g'funden und auch präpariert! Es ist halt die reine Pracht und Herrlichkeit und doch nit zu vergleichen mit dem, was man daheim im Wald zu sehen und gar zu hören bekommt. Finden's hier etwa das, was man Vogelg'sang nennt? Nix davon, ganz und gar nix. Ich kann daheim stundenlang im Gras liegen und den Finken zuhören — — — hurrjeh! Was war das? Haben's den Kerl g'sehen?"

Es war ein großer, dunkler Vogel mit fast unhörbarem Flügelschlage vom rechten Ufer gerade über dem brennenden Feuer hinweg nach dem linken geflogen. Der „Vater des Storches" war überrascht aufgesprungen und wiederholte seine Frage, indem er mit der Hand nach der Gegend deutete, in welcher der Vogel verschwunden war. Sein Gesicht war hell beleuchtet, und so sah man deutlich, daß seine Nase sich nach der linken Wange neigte, als ob sie auch ohne den Impuls ihres Besitzers die ganz selbständige Absicht habe, dem Vogel nachzublicken.

„Freilich habe ich ihn gesehen," antwortete Schwarz.

„Kennen's ihn aber auch?"

„Natürlich. Es war ein Uhu, hier ein außerordentlich seltenes Tier."

„Ja, er kommt nit allzuhäufig vor; wenigstens habe ich ihn hier noch nicht gesehen. Wissen's, wie er hier g'nannt wird?"

„Der Zeuge."

„Weshalb?"

„Seiner Stimme wegen. Er schreit ‚schuhud'; das ist der Plural von ‚schahid, der Zeuge'."

„Richtig! Und wie ist sein lateinischer Name?"

Der „Vater der elf Haare" hatte das Gespräch gehört; das Wort „lateinisch" elektrisierte ihn; er richtete seinen Oberkörper auf und antwortete schnell, damit Schwarz ihm nicht zuvorkommen könne:

„Uhu heißt im Lateinischen Bubalus. Hatt ich gewüßte schon seit Zeit, vieler und langer."

Pfotenhauer drehte sich zu ihm um, besann sich und fragte:

„So? Also Uhu heißt Bubalus! Und was hat denn da das lateinische Bubo maximus auf deutsch zu bedeuten?"

„Bubo hat geheißte Büffel, gehörnterigter."

„Was Sie da wissen! Sehen Sie doch mal an! Schade nur, daß es grad umgekehrt ist. Bubo heißt Uhu, und Bubalus ist der Büffel."

„Das konnte nicht geglaubte ich. Sie mußte sich habte geirrt."

„Nein; ich irre mich nicht. Ich muß es doch wohl wissen!"

„Könnte nicht haben vergeßte es Sie?"

„Nein. Erkundigen Sie sich da bei Herrn Doktor Schwarz, wer recht hat!"

Schwarz mußte natürlich dem Vater des Storches recht geben, und so meinte der Slowak in unzufriedenem Tone:

„So hatt es geweste von mir Verwechstelung, kleinigkeitlichte. Kopf, gelehrter, hatt zuweilen Augenblicklichkeit, wo er seinte nicht zu Haus. Doch kommte er heim wieder sofort und gefindet zurecht sich wieder schnell. Ich hatte lernte dennoch mein Latein, gymnasialiges, und kennte Branche, wissenschaftliche, in allen Sorten. Ich hatt habte stets ein offenes Kapuz."

„Kapuz?" fragte Pfotenhauer erstaunt. „Was soll das heißen?"

„Das wißte Sie nicht?"

„Was es bedeutet, weiß ich wohl; aber was Sie damit meinen, das ist mir unbekannt."

„Capuz, lateinischer, heißte doch Kopf, deutscher!"

„Ah — so, so! Und was heißt denn das Wort Caput?"

„Kaput heißte Kappe, Kragenhaube. Das muß Sie doch hatt gewüßte!"

„So, das muß ich gewußt haben! Nun, lieber Freund, das ist wieder verkehrt. Kopf heißt Caput, und unter Ihrem Kapuz kann ich nur eine Haube oder Kappe verstehen."

„Wie hatt Sie genannte mich? Lieber Freund? Behaltete Sie das für sich! Wenn Sie blamierte Latein, meiniges, so seinte ich nicht Freund, Ihriger. Freund erkennte an Kenntnis, gegenseitige. Sie hatt verweigerte mir Zustimmung, verdiente, folglich muß ich Sie betrachten als Feind, gegnerischen. Stets hatt soll seinte ich derjenigte, welcher sich verirrtumte in Verwechstelung. Ich bitt', sprechte Sie doch nicht wieder Latein, denn jedes Kind kann es hörte und begreifte, daß Sie es in Ihrem Leben, ganzes, nicht haben studiumtierte richtig!"

Pfotenhauer brach bei diesem Rate in ein herzliches Lachen aus; das steigerte den Grimm des Kleinen so, daß er mit dem Fuße stampfte und dabei ausrief:

„Was lachte und was fexierte Sie? Lachte Sie mich über, oder lachte Sie über sich selbst? Hat einer gehöhnte auf mich, so nehme ich Gewehr, meiniges, und werd' machte aus ihm eine Leiche, totmausigte!"

Er griff in der Aufregung wirklich nach seinem Gewehre und spannte den Hahn.

„Was?" fragte Pfotenhauer, dem in solchen Augenblicken sein heimischer Dialekt abhanden zu kommen pflegte. „Sie wollen mich erschießen?"

„Ja, ich erschießte Sie mit Haut und mit Haar. Ich hatt auch gehabte Ehre in Leib, meinigem!"

„Das gebe ich zu. Aber die Sache ist doch gar nicht zum Erschießen. Wollen Sie denjenigen ermorden, der das Nilpferd erschoß, als Sie sich in Gefahr befanden?"

Da ließ der Kleine die Flinte fallen, schlug sich vor die Stirn und antwortete:

„Ich selbst seinte Nilpferd! Zorn, jetziger, ist geweste größer als Nilpferd, gestriges. Sie habte mir gerettet Leben, meiniges, und ich hatt wollen erschießte Sie dafür aus Aerger, undankbarkeitlichem. Hier streckte ich aus Hand, meinige, und bitt' um Vergebung, leicht verzeihliche!"

Er hielt dem „Vater des Storches" die Hand entgegen, und dieser schlug ein

und schüttelte sie herzlich. Der Kleine hatte sich ernstlich beleidigt gefühlt; daß er dennoch um Verzeihung bat, zeigte, welch ein gutes Herz er besaß.

Die beiden Deutschen setzten ihre unterbrochene Unterhaltung nun leiser fort, um dem Vater der elf Haare keine Gelegenheit zu geben, sich abermals an derselben zu beteiligen und in Zorn zu geraten. Gegen Mitternacht schlossen alle, welche nicht zu arbeiten hatten, die Augen, und die Ruderer plätscherten im Takte ihr monotones und ununterbrochenes Schlummerlied dazu.

Als Schwarz und Pfotenhauer geweckt wurden, war es noch finstere Nacht; die Ruder lagen still, denn die Fahrt war zu Ende, und man hatte die Boote an das Ufer befestigt; es wurde ausgestiegen.

Auch hier mußte man Leute zurücklassen, welche die Fahrzeuge zu bewachen hatten; es wurden noch mehr Fackeln angebrannt; jeder griff nach seinen Waffen und nach dem Proviante, den er zu tragen hatte, und dann wurde die Wanderung angetreten.

Der Weg führte durch einen weiten Aradebahwald*), dessen Stämme in solcher Entfernung voneinander standen, daß sie dem Marsche keine besondere Schwierigkeit entgegensetzten. Fackeln brannten genug, so daß die Führer sich nicht irren konnten. Es war doch möglich, daß sich jemand von der Schar Abd el Mots schon in der Nähe befand; darum wurde alles Geräusch vermieden.

So ging es still und langsam vorwärts, nicht ganz eine Stunde lang; dann blieben die voranschreitenden ortskundigen Männer halten und machten dem Könige eine leise Meldung. Dieser teilte den Deutschen mit, daß man in der Nähe der Schlucht angekommen sei, und fragte, ob sie rieten, daß man hinabsteigen solle.

„Nein, auf keinen Fall," antwortete Schwarz.

„Warum nicht?"

„Weil es thöricht wäre. Entweder sind die Feinde schon unten, was freilich nicht zu erwarten ist; dann würden wir ihnen geradezu in die Hände laufen. Oder sie kommen erst noch, und dann können wir recht gut warten, bis der Tag angebrochen ist. Laß die Fackeln auslöschen! Wir setzen oder legen uns hier nieder. Das ist das Klügste, was wir thun können."

Dieser Rat wurde befolgt; die Leuchten verloschen, und nun hätte niemand, der zufällig vorübergekommen wäre, vermuten können, daß hier so viele hundert Menschen in Erwartung baldiger kriegerischer Ereignisse lagerten.

Wie die Abenddämmerung, so ist in jenen Gegenden auch die Morgendämmerung eine sehr kurze. Es erhob sich eine laute Vogelstimme unten im Grunde, und als ob dieselbe den Morgen wachgerufen habe, so wich die Finsternis plötzlich einer grauen Helle, welche schnell lichter und lichter wurde. Man konnte zuerst die Stämme der Bäume unterscheiden, dann auch die Aeste, bald die kleineren Zweige, die einzelnen Blätter und Blüten, und während noch vor kaum drei Minuten das tiefste Dunkel geherrscht hatte, war es nun heller, lichter Tag geworden, und anstatt der einen, ersten Vogelstimme erklangen hunderte, ja tausende durch den morgenfrischen Wald.

Schwarz hatte sich erhoben und trat mit Pfotenhauer weiter vor. Die Führer waren ihrer Sache außerordentlich sicher gewesen. Nur noch hundert Schritte weiter, so wäre man über eine fast lotrechte Felswand aus Granitgestein gefallen, aus welcher Gesteinsart die Guta-Berge alle bestehen.

Noch immer befand man sich unter Aradebahbäumen, deren Kronen sich so vereinigten, daß man den Himmel durch dieselben kaum erblicken konnte. Aber geradeaus, vor den beiden Deutschen, gab es kein Laub- oder Nadeldach, denn da lag die Schlucht, welche man überblicken konnte.

Sie war an ihrem Anfange und Ende vielleicht achtzig Schritte breit, in der Mitte etwas mehr, und ihre Länge konnte das Zehnfache betragen. Die Wände stiegen an den Längsseiten so steil empor, daß es unmöglich schien, sie zu erklimmen. Hier, wo sich die Lagernden befanden, war es jedenfalls auch schwierig, hinabzukommen; aber gegenüber befand sich der Eingang, welcher zwar nur sehr schmal war, aber mit der Sohle des Thales in derselben Höhe lag, so daß der Zutritt zu der Schlucht von dort aus ohne die allermindeste Schwierigkeit zu bewerkstelligen war. Die Bäume des Waldes traten bis an den Rand der Schlucht heran; dort hörte die Vegetation vollständig auf, und an den Wänden und Abhängen des Felsens war nicht ein Grashalm zu sehen. Aber unten im Grunde wehten die Wipfel zahlreicher und sehr hoher Palmen im leisen Morgenwinde; es mußte also dort Wasser vorhanden sein.

Jetzt traten der König und Wahafi auch herbei. Dieser letztere deutete hinab und sagte:

„Dort seht ihr die hundertundvierzehn Nachl es Suwar*), welche der Imam pflanzte, um den Fluch von der Schlucht zu nehmen. Sonst gibt es keine einzige Palme in der Nähe, woraus ihr ersehen könnt, daß seine Gebete mächtig gewesen sind und ein Wunder bewirkt haben."

„Es scheint sich noch kein Mensch unten zu befinden," antwortete Schwarz. „Wir sind Abu el Mot also wirklich zuvorgekommen und haben vielleicht genügend Zeit, die Schlucht in Augenschein zu nehmen. Wo führt ein Weg hinab?"

„Es gibt nur einen einzigen; er führt hinein und auch hinaus, kein andrer. Das ist da vorn, uns gegenüber."

„Weißt du das genau?"

„Ja, denn ich bin mehr als einmal hier gewesen und habe vergeblich versucht, an den Felsen emporzusteigen. Ich werde jetzt vorangehen und euch nach dem Eingange hinabführen. Gebt also Befehl, daß aufgebrochen werde!"

„Halt, nicht so schnell! Du meinst, daß wir alle, die wir hier sind, in die Schlucht gehen?"

„Natürlich."

„Und dort die Ankunft Abu el Mots erwarten?"

„Ja."

„Dann wären wir ja verloren!"

„Wieso?"

„Abu el Mot käme durch den Eingang, würde uns bemerken und dort halten bleiben; wir wären von ihm und den Felsen eingeschlossen, könnten nicht herauf und müßten uns nach seinem Belieben abschlachten lassen."

„Herr, welche Gedanken hast du da! Hast du denn nicht gezählt, wie viele Köpfe und Arme wir sind?"

„Was helfen noch so viele Arme, wenn die Köpfe, zu denen dieselben gehören, nicht gelernt haben, nachzudenken! Siehst du nicht, wie schmal der Eingang ist? Zwanzig Mann genügen vollständig, ihn zu verschließen."

„So stürmen wir ihn!"

„Das würde uns teuer zu stehen kommen, denn es liegen dort große Felsbrocken, hinter denen sich die Krieger Abu el Mots verstecken können; sie würden uns töten, während wir sie nicht treffen könnten."

*) Tamarindus indica.

*) Palmen der Koranabschnitte.

„Was thut es, wenn wir dreißig, vierzig oder auch fünfzig Mann verlieren? Haben wir nicht viele hundert?"

„Wahafi, ich bin ein Christ, und als solcher ist mir das Leben auch nur eines einzigen Menschen heilig. Ich werde es also zu ermöglichen suchen, daß keiner von uns getötet wird."

„Herr, das ist unmöglich!"

„Streiten wir uns darüber jetzt lieber nicht. Was zu thun ist, werde ich erst dann wissen, wenn ich die Schlucht gesehen habe. Ich werde also mit einigen, hörst du, nur mit einigen hinabgehen, um sie zu untersuchen; die übrigen haben hier auf meine Rückkehr zu warten. Auf keinen Fall aber werde ich zugeben, daß wir alle hinabsteigen und uns dort lagern; denn wenn wir das thäten, so wäre geschehen, was Abu el Mot wünscht: wir wären in eine Falle geraten."

„Aber auf welche Weise willst du ihn denn besiegen?"

„Das muß sich erst noch zeigen. Ich glaube nicht, daß es geschieht, denn ich halte ihn dazu für viel zu klug, aber es ist wenigstens nicht ganz unmöglich, daß er selbst die Schlucht betritt, um in derselben zu lagern. Dann würden wir den Eingang besetzen, und er steckte in seiner eigenen Falle."

„Warum sollte das so undenkbar sein?" fragte Pfotenhauer.

„Weil er, wenn er es thäte, geradezu Prügel verdiente."

„Ja, wenn er es thäte, trotzdem er uns erwartet. Aber er glaubt, daß wir frühestens erst morgen kommen können. Ist es da nicht denkbar, daß er den Platz heute für sich in Anspruch nimmt?"

„Hm, das ist richtig; daran dachte ich nicht."

„Sonst aber bin ich ganz genau Ihrer Ansicht. Auch stimme ich bei, jetzt hinabzugehen und zu rekognoscieren. Wir wollen das sofort thun, denn wir dürfen keine Zeit verlieren, da wir nicht wissen können, ob Abu el Mot nicht vielleicht schon morgen kommt."

Die Truppen mußten noch halten bleiben; die Anführer gingen weiter, hart an dem linken Rande der Schlucht hin. Sie konnten hinabsehen. Zu beiden Seiten der Thalsohle und auch vorn und hinten standen Palmen; in der Mitte lag eine grüne Grasfläche; doch erblickte man keinen Bach noch sonst ein Gewässer. Als Schwarz seine Verwunderung darüber aussprach, antwortete Wahafi:

„Komm nur erst hinab; dann wirst du sehen, daß es Wasser gibt."

Als man sich oberhalb des Einganges befand, brach der Felsen senkrecht ab und man mußte also ein Stück in den Wald hinein, um da nach links auf einem Umwege hinabzukommen. Das war übrigens gar nicht schwer, und nach Verlauf von beiläufig zehn Minuten senkte sich das Terrain als nicht allzu steile Böschung abwärts. Der Wald hörte auf; man kam durch einiges Buschwerk, und dann sah Schwarz zu seinem Erstaunen eine ebene, grasbedeckte Flur vor sich liegen, aus welcher sich der hufeisenförmige Berg, welcher in seinem Innern die Schlucht bildete, erhob.

Der Eingang in die letztere war, wie Schwarz abmaß, zwölf Schritte breit. Als sie ihn passiert hatten, konnten sie den langen Kessel bis an die hintere Wand überblicken. Er bot einen eigenartigen, überraschenden Anblick dar.

Von hoch oben winkten die Wipfel der Aradebahbäume herab; dann kamen die Felsen in einer Höhe von vielleicht hundert Fuß; sie waren vollständig nackt. Am Fuße derselben lief eine dammartige Erhöhung rund um das Thal; sie trug eine Rinne, in welcher sich das von der Höhe sickernde Wasser sammelte und ein Bächlein bildete, welches in der Nähe des Einganges in einem Steinloche einen unterirdischen Abfluß nahm. Dieses Wasser speiste die Talebpalmen, welche auf dem Damme in genau abgemessenen Entfernungen voneinander standen.

„Zähle sie!" sagte Wahafi zu Schwarz. „Rechts fünfzig, links fünfzig, im Hintergrunde sieben und hier vorn am Eingange auch sieben. Das gibt hundertundvierzehn. Und nun tritt näher, um nachzusehen, wie eine jede heißt!"

Er zog ihn zu der nächsten Palme. Nicht ganz manneshoch zeigte der Stamm derselben ein Wort in arabischer Schrift, welches früher eingeschnitten worden war. Die Züge waren zu mehr als fingerdicken Wülsten aufgequollen, und so fiel es nicht schwer, das Wort zu lesen.

„El Fathcha", stand da geschrieben; auf dem nächsten Stamme las Schwarz das Wort „el Bakara"; am dritten stand „'l Ajli el Amran", am vierten „en Nisswan" und am fünften „et Tauli". Das heißt zu deutsch „die Einleitung", „die Kuh", „die Familie Amrans", „die Weiber" und „der Tisch". Das sind die Ueberschriften der ersten fünf Kapitel des Korans. Der Imam hatte sie nicht genau nach dem Buche des Propheten, sondern nach seinem eigenen Dialekte eingeschnitten, und es verstand sich ganz von selbst, daß ein so abgeschlossener Ort, dessen hundertvierzehn Bäume die Kapitelüberschriften des Korans trugen, jedem Mohammedaner als Heiligtum gelten mußte. Die Niamniam waren keine Anhänger des Propheten, hatten sich aber doch im Verkehr mit solchen so viel vom Islam angeeignet, daß auch sie eine Art heiliger Scheu vor der Schlucht empfanden. Die Führer blieben stehen und begnügten sich, dieselbe zu überblicken; die beiden Deutschen schritten weiter. Als auch der König mit den übrigen folgen wollte, bat Schwarz:

„Bleibt zurück! Hier am Eingange gibt es so viel Felsgeröll und Schutt, daß die Eindrücke eurer Füße nicht gesehen werden können; weiterhin im Grase aber würdet ihr eine Fährte machen, welche uns an Abu el Mot verriete. Er soll nicht ahnen, daß sich heute schon jemand hier befunden hat. Wir beide aber verstehen es, einen nur geringen Fußeindruck zu machen und auch dieses wenige zu verwischen."

Sie gingen nur bis ungefähr in die Mitte der Schlucht. Das genügte, um ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß es selbst dem geübtesten und kühnsten tiroler Gemsjäger nicht gelungen wäre, an irgend einer Stelle der Granitwand emporzuklimmen. Das hatten sie wissen wollen und nun kehrten sie zurück, wobei sie nicht unterließen, die im Grase eingedrückten Spuren sorgfältig zu verwischen.

(Fortsetzung folgt.)

Schwimmendes Trockendock.

Auf unsrer Umschau nach interessanten technischen Bauten, unsre lieben Kameraden damit bekannt zu machen, finden wir auch die schwimmenden Trockendocks, mit denen sich große Schiffe, ja selbst die größten Oceandampfer völlig aus dem Wasser heben lassen, um an ihnen nötig gewordene Reparaturen vornehmen zu können. Diese Vorrichtungen sind in ihren Prinzipien sehr einfache. Das schwimmenden Dock besteht, wie unser Bild deutlich erkennen läßt, aus einem allerdings ungeheuren, viereckigen Kasten, aus starken Balken gezimmert, und durch entsprechende Verankerungen gesichert. Soll

nun ein Schiff in das Dock gehoben werden, öffnet man einfach die vorhandenen Wassereinlässe, wodurch das Wasser einströmt und den Kasten nach und nach sinken läßt, soweit als nötig ist, das reparaturbedürftige Schiff mittels eines kleinen Schleppdampfers einzubugsieren. Der Schiffskörper kommt auf eine Anzahl mächtiger Kielblöcke zu ruhen, seine Seitenwandungen werden dann beiderseits versteift, und nun wird das Dock wieder gehoben. Zu diesem Zwecke befinden sich an seinem Bord eine bis zwei Dampfmaschinen, die eine Anzahl Pumpen in Thätigkeit setzen, das Wasser aus dem Kasten auszuschöpfen, das Dock hebt sich, bis es schließlich samt dem Schiffe frei daliegt, und jetzt kann die Ausbesserung in aller Bequemlichkeit vorgenommen werden. Ist der Patient wieder heil, wird er auf umgekehrtem Wege wieder flott gemacht.

Man sieht, es sind dabei dieselben physikalischen Faktoren in Anwendung gebracht, wie sie unsren gewöhnlichen Flußschleusenwerken dienen müssen, die Schiffe von einem erhöhten Wasserstandsniveau auf ein niederes oder umgekehrt überzusetzen, und kann daraus die Lehre schöpfen, daß die Naturkräfte, wenn nur richtig benutzt, Arbeitsleistungen verrichten können, die andrerseits ungeheure maschinelle Hilfsmittel in Anspruch nehmen würden, wenn nicht ganz unmöglich wären.

Eine Maus! Eine Maus!

Der Riedbauer mit Frau und Kindern sitzen beim Abendessen. Es ist Sommerszeit, wo die Tage lang und die Abende hell sind. Da der Bürgermeister zufällig im Hause vorsprach, so hat man ihn zum Essen dabehalten. Trefflich hat's allen geschmeckt, der Gast war in der besten Laune und wußte den Kindern die allerschönsten Geschichten zu erzählen.

„Warum habt Ihr denn heute Eure Brille nicht auf?" hatte der Riedbauer sein Gegenüber am kalten Kachelofen gefragt.

„Ja," seufzte der Gemeindeoberste, „ich würde sie schon auffetzen, wenn ich sie noch hätte! Gestern abend hat sie ein klägliches Ende genommen, und zwar durch eine Ratte. Wir saßen in der Küche beim Abendbrot, gerade so wie hier, als eine große Ratte plötzlich über die Dielen huschte — wirklich, ein mächtig dickes Tier. Flugs machten meine Jungens, der Jörg, der Sepp und der Blasel, mit Knitteln und Feuerzangen Jagd darauf, während ich sagte: ‚Kinder, laßt mich nur erst meine Brille absetzen, damit die keinen Schaden leidet!' Ich setzte die Brille ab, legte das Gestell zusammen — aber da huschte die Ratte schon unter dem Küchenschrank hervor, quer durch die Küche, und meine Jungens schlugen rechts und links daneben, daß es nur so klatschte. Schleunigst lege ich meine Brille auf die oberste Stufe eines Treppchens, das zu meiner Schlafkammer führt, und im nächsten Augenblick schwang ich das Purreisen mordgierig in der Rechten. Die gescheuchte Ratte flog von einem Winkel in den andern. Die Magd kreischte, als stecke sie am Spieß, und stellte sich auf einen Stuhl. Mein Aeltester, der Jörg, holte mit seinem Knittel aus und haute den kleinen Blasel über die Zehen, daß dieser heulend durch die Küche hinkte, wie ein angeschossener Jagdhund. Nun kam mir das garstige Nagetier vor die Füße. Ich schlug ein-, zwei-, dreimal zu und rannte einen Stuhl über den Haufen, auf welchem Annemarie, die Magd, vom Pfannkuchenbacken her einen Korb mit rohen Eiern hatte stehen lassen. Die Eier rollten in die Küche und brachen in tausend Brocken. Das gab eine Suppe! Die gehetzte Ratte wagte einen verzweifelten Sprung und — platschte in den vollen Wassereimer. Mein Sepp schlug mit seiner Feuerzange auf den Eimer los, so gewaltig, daß die Reifen sprangen, und eine wahre Sündflut sich in die Küche ergoß. Dabei entwischte die Ratte dem gefährlichen Elemente. Pudelnaß, mit zusammengeklebten Haaren, war sie fast auf die Hälfte ihres früheren Umfanges zusammengeschrumpft, wodurch sie für unsre Mordinstrumente nur noch schwerer erreichbar ward. Das gescheuchte Wild machte einen Versuch, den Stuhl hinanzuklimmen, auf welchen Annemarie sich gerettet hatte. Annemarie sah die Gefahr, stieß ein Geschrei aus, scharf und gellend, wie das Pfeifen einer Lokomotive, und wollte sich auf den nahen Küchentisch flüchten, wobei ihre Hände nach einem Wandbrett griffen, auf welchem Gläser mit eingemachten roten Rüben und Himbeersirup standen. Das Brett riß, die Gläser fielen natürlich in tausend Scherben, und ergossen ihren Inhalt auf die weißen Dielen, daß diese aussahen wie ein blutiges Schlachtfeld. Mittlerweile hatte die Ratte von meinem Purreisen einen gehörigen Hieb weggekriegt; ihre Kraftversuche wurden matt und matter, und als sie in ihrer Todesangst das Treppchen nach meiner Schlafkammer hinaufhuschte, versetzte ihr Jörg endlich einen so wohlgezielten Schlag, daß sie regungslos auf der obersten Stufe des Treppchens liegen blieb. ‚Die hab' ich!' rief der Sieger triumphierend, und hob das erlegte Wild am Schwanze in die Höhe. Wir drängten hinzu. Aber o weh! Am Körper der Ratte hing zugleich meine Brille, seltsam verbogen, mit leeren Augenhöhlen, sintemal und alldieweil beide Gläser zu Brocken geschlagen waren ... Seht, Riedbauer, so kommt's, daß ich heute keine Brille auf habe!"

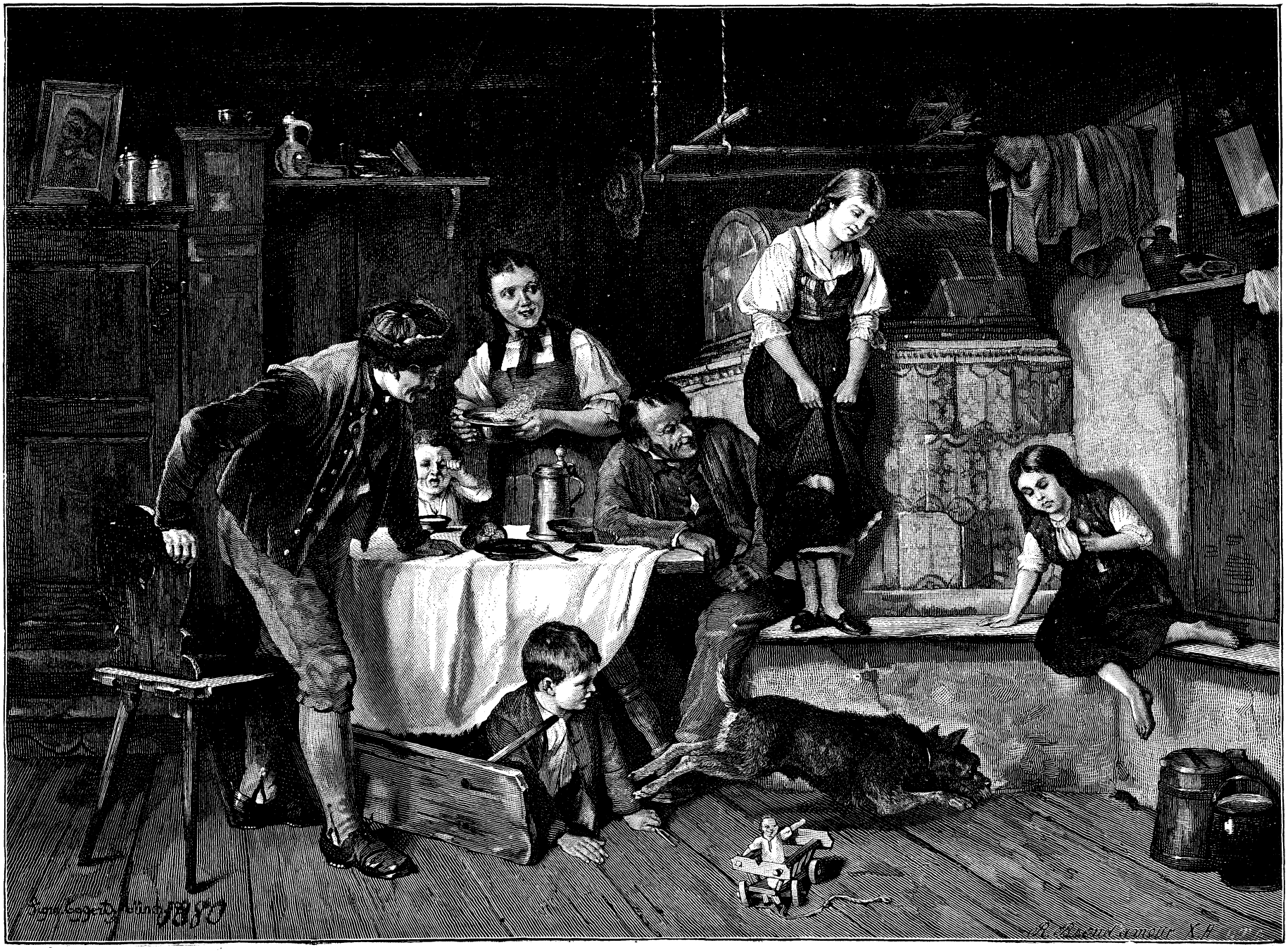
Alle lachen, am ausgelassensten wohl der Riedbauer, so, daß ihm fast die runde Pudelmütze vom Kopf zu fallen droht; die Kinder werden durch den schuldigen Respekt vor dem Gemeindeobersten ein wenig in ihren Lachsalven behindert.

Da schallt plötzlich der Schreckensschrei der vierzehnjährigen Lene durch die Stube: „Eine Maus! Eine Maus!" und fast in demselben Augenblick steht das Mädchen auf der Ofenbank, die Röcke ängstlich zusammenraffend. Die dicke, runde, vierjährige Zäzil, die so gerne ißt, daß sie fast immer mit dem Löffel bewaffnet einhertrottet, sucht's der Schwester nachzuthun, und hopst auf die Ofenbank, zwar etwas steif und ungelenk, aber sie kommt doch hinauf. Der kleine dreijährige Martl stößt, als er die allgemeine Verwirrung sieht, ein wahres Indianergeheul aus, während der siebenjährige mutige Ludwig sich sofort mit dem Oberkörper auf die kleine geschwänzte Ruhestörerin wirft. Die aber entwischt ihrem Bedränger — doch wird sie keineswegs die greulichen Scenen zuwege bringen, wie die Ratte in der Küche des Bürgermeisters, denn Melac, der grimme Hofhund, stürzt schon unter dem Tisch hervor — und seinem Gebisse ist noch keine Maus entgangen!

Denksprüche.

Des Tadels ist wert,
Wer Tadel nicht ehrt.

Wie die magnetische Nadel im Ungestüm des Weltmeers,
Wird des Menschen Geduld auch in der Trübsal erkannt.



Eine Maus! Eine Maus!

Ferienfahrten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wer dieser Einsiedler war? Der alte Beyer, ein Dichter von Gottes Gnaden, seine Lieder hat Brockhaus in mehreren Auflagen verlegt. Von vielen Seiten ist diesem Mann das Leben recht schwer gemacht worden, aber der Verkehr mit ihm war köstlich. Besonders uns Jungens behandelte er immer wie seine eigenen Söhne. Ora et labora, war sein in Stein gemeißelter Wahlspruch über der Thür des von ihm den Ruinen und Felsen eigenhändig abgerungenen kleinen Wohnhauses. Die Mooslauben rings, in denen es sich so lauschig saß, hatte seine fleißige Hand geschaffen, auch Gartenanlagen, wo der Platz sich dazu eignete. Jeder Reisende ließ sich seine mit Erzählungen aus der Vergangenheit dieses historischen Bodens gewürzte Schokoladesuppe trefflich schmecken. Er wußte seine jungen Zuhörer zu begeistern, und wenn er meinte, daß für ihn und sie nun Ruhe das Bessere sei, rief er durch ein großes Sprachrohr nach Westen hin feierlich und langsam den Accord, und unter den Klängen eines vom Echo dafür zurückgegebenen ergreifenden Chorales geleitete er uns zum Nachtlager — auf Stroh unter einem Strohdache. Es war ein einziger langer, schmaler Raum, den man vom ebenen Boden aus betrat. Hier lagen in einer Reihe, wie die Heringe, dicht nebeneinander (namentlich in den Ferienzeiten), die Schüler aus nah und fern; mancher sprach aufgeregt im Traum weiter von dem, was der Einsiedler am Abend so unwiderlegbar erzählt hatte, aber wenn dieser selbst am frühen Morgen zeitig weckte, um den Sonnenaufgang zu bewundern, war jeder neu gestärkt und hatte weidlich ausgeschlafen. Mit innigem Danke reichte man dem liebenswürdigen und obendrein billigen Wirt die Hand, versprach bald einmal wiederzukehren, wenn es zum Aufbruch nach dem kaum eine Stunde entfernten altehrwürdigen Kyffhäuser kam.

Rothenburg und Kyffhäuser, in deutscher Sage und Geschichte unzertrennlich — möchte sie euer Fuß wenigstens einmal im Leben auch betreten! Ich habe beide von meiner Heimat aus am fernen Horizonte tagtäglich vor mir gehabt und natürlich oft besucht. Ein Omnibus nahm uns drei damals auf, um uns wohlbehalten an der Thür des Elternhauses abzusetzen, heute ruft auch dort der Schaffner in die Wagen hinein: „Meine Herrschaften, der Kyffhäuser!“ Dann fühlt auch der verknöchertste Mitreisende ein Zucken im Innern, und ein begeisterter Blick streift die Ueberbleibsel einer großen Zeit mit verständnisvollem Schauern. Die Studenten und Kameraden im Zuge sind auf den Ruf des Schaffner nicht die letzten, welche an den Fenstern erscheinen. —

Sicherlich sind Weihnachtsferien allemal die allertraurigsten, oder die allerglückseligsten, je nachdem man sie zu verleben in der Lage ist. Ging's heim, hüllte mich Tante Lottchen immer vorsorglich und gutmeinend in doppelte Kleider und Tücher ein, und trieb mich alljährlich, ohne Rücksicht auf das Wetter, nachher gewissermaßen zum Hause hinaus, weil sie meinem vorgeblichen Heimatsdrang manchmal nicht so recht traute. Natürlich ist an eine Fußreise im Winter nur selten zu denken. Selbst der große Postkutschkasten ruht längst auf starken Kufen. So ein schlanker Schüler kann sich in jedes Eckchen drücken, und wenn er auch das nämliche Geld bezahlt, ganz recht ist es ihm, wenn ein freundlicher Sitznachbar ihn mit seinem mächtigen Pelz halb zudeckt, ja, er hat auch mitleidig nichts dagegen, wenn, ganz gesetzwidrig, ein unterwegs einsteigender Metzger seinen großen zottigen Begleiter quer übers Knie postiert. Das alles ist so gemütlich, und die Feiertagsstimmung läßt die Welt in goldigem Lichte erscheinen.

Freilich, die armen sechs bis acht Gäule, welche uns vorwärts schleppen, muß man bedauern, aber noch mehr die armen Menschen, welche hungern und frieren und verpflichtet sind, unter allen Umständen der königlichen Post freie Fahrbahn zu verschaffen. Ginge das nur! Unaufhörlich schneit es, Tag und Nacht, die eisigkalten Wände an der Chaussee werden immer höher geschaufelt, bald schauen nur noch die Gipfel der Bäume aus ihnen heraus und gar dort, wo der Weg mitten durch Hochwald sich zieht, steckt das verzweifelnde Wild die Köpfe mit den großen flehenden Augen aus dem ungewohnten Schneebett heraus, es sucht im Todeshunger seinen Todfeind, den Menschen auf. Wer möchte da nicht helfen! Einmal habe ich mit der gräflichen Jägerei Hunderte von erschöpften Tieren auf den Schloßhof zu Stolberg getrieben. Aber auch so manches Menschenkind ist dabei verunglückt.

Das Gymnasium zu Q., jetzt längst auch ein moderner Prachtbau in einem schönen Garten, war zu damaliger Zeit, wie so viele Schulen, in einem alten, zerfallenden Kloster untergebracht. In seinen vielen Gängen konnte man sich verirren, die Wände waren unnötig stark, die Fenster sehr klein und alle Klassenzimmer ungewöhnlich schmal, namentlich Tertia hatte nur zwei, allerdings sehr lange Bänke, und ein einziges Fenster, vor dem die große Glocke hing. Da mußten wir uns behelfen, und wenn, was oft, besonders in unbequemen Stunden geschah, plötzlich ein Stück Wand losbröckelte, stürmten wir, für unser junges Leben fürchtend, hinaus, bis die Sache gehörig untersucht war, so verlangte es ja eine Regierungsverfügung, welche jeder wohlweislich wortgetreu im Kopfe hatte. Der Bequemlichkeit des Anlehnens, sowie der weiteren Entfernung vom Katheder halber, war natürlich die hintere Bank die erste. Auf der zweiten vor mir hatte ich lange den breiten Rücken eines bemoosten achtzehnjährigen Hauptes, er hielt bewunderungswürdig still, und wurde alltäglich benutzt, entweder zu unverdienten Püffen, oder um schwere Anfänge von Homerversen oder Geschichtsdaten mit Kreide darauf zu kritzeln, die denn meist auch allemal zum Gaudium aller Klippschüler solcherweise schließlich auch noch über die Straße getragen wurden.

Mein Vorderkamerad ließ alles stillschweigend über sich ergehen. Er kam frisch aus der zärtlichen Obhut einer urweltlichen Tante, und fand sich anscheinend in das Gymnasialleben schwer hinein. Seine altväterische schwarze lange Kleidung forderte zu lustigen Vergleichen und Späßen heraus, sein kurzer Hals steckte schwer beweglich in einer hohen, engen Krawatte, sein Gesicht mit der spitzen Nase war ungemein nichtssagend und voller Sommersprossen, genug, er war unbestreitbar der Häßlichste unter uns. Bei unumgänglichen Antworten kam leise und unsicher aus dem strammen Körper ein so dünnes Kinderstimmchen heraus, daß wir allemal unwillkürlich laut auflachten, selbst der Lehrer hatte Mühe, ernst zu

bleiben. Ob dieser Condiscipulus irgendwelche Fortschritte machte, überhaupt machen wollte, blieb unerforschlich für jedermann; er saß hoch aufragend als Rätsel unter uns, scheinbar ohne inneres Regen, nur eine Fliege an der Wand mochte ihn mitunter interessieren. Auch daß er bei einer Person in Pension gegeben war, die wir alle nicht recht leiden mochten, nahm uns gegen ihn ein. Der Kleinste in der Klasse, wie der Dummste hielt sich berechtigt, zu allen Zeiten seinen Mutwillen an ihm auszuüben, freilich daran war er ja schuld; hätte er nur einmal den Verwegensten mit seinen gewaltigen Händen fest angefaßt, würde seine Stellung sofort eine andre gewesen sein.

Andrerseits ward er wieder offen und ehrlich beneidet. Wußten wir alle doch auch, daß er der reichste unter uns war, der einzige Sohn Viktor von R. Eine Wahl und Qual des Berufs gab es für ihn nicht, aber auch keinen Primanerehrgeiz und kein Examenfieber, denn er war ein geborener Rittergutsbesitzer, einmal der größte Grundherr im Herzogtum, sobald seine Tante das Zeitliche segnete. Wenn die Ferien begannen, machte er in einem eigenen Ponygefährt die kurze Reise in die Heimat, wo sein Papa als Forstmeister ein hübsches, dem Staate gehöriges Schloß allein bewohnte. Gegen alle wegen dieser Verhältnisse ihm aufgedrängten Freundschaften war er nach wie vor unzugänglich, ob aus Dummheit oder Stolz, darüber stritten die aus ihrer Rolle gefallenen Abgelehnten.

Des Winters Härte bannte mich eines Tages in seines Vaters Wohnort. Viktor glaubte ich unter den schützenden Fittigen seiner Tante. Mein Wirt, ein vernünftiger Mann, welcher wohl einsah, daß er an mir nicht reich werden konnte, weil ein eingeschneiter armer Schüler erfahrungsmäßig keine Goldstücke in der Tasche mitführt, eröffnete mir vertraulich, daß sie hier einen sehr beliebten und namentlich als sehr gastfrei gerühmten alten Baron hätten, dessen Sohn sich ja auch auf der Schule befinde, wie er gehört habe.

Was ging das aber mich an. Diese Thatsachen waren mir ja bekannt und sie genügten mir durchaus nicht zu dem Versuche, an die Pforten des Schlößchens zu klopfen. — Mein Herbergsvater sah meine Stimmung immer mehr sinken, mich immer trauriger werden, was Wunder auch, wenn man eingeschneit ist und nicht weiter kann, das Geld aber knapper wird. Morgen war Weihnacht. Meine Angehörigen glaubten mich bei solcher Witterung schwerlich auf der Reise zu ihnen.

Mein Posthalter hatte indessen insgeheim einen menschenfreundlichen Entschluß gefaßt und ausgeführt. Ich saß, in Gedanken verloren, am warmen Ofen, denn Holz war hier der einzige Ueberfluß, als an meiner Thüre Einlaß begehrt wurde. Auf mein lautes „Herein!“ öffnete sie sich langsam, und in ihrer Lichtung stand, in seine wertvolle Pelzhülle eingewickelt, mein V. v. R. Noch wußte er nicht, wen er hier von der Gymnasialbande, die ihn so weidlich geplagt hatte, in erbarmenswürdiger Verlassenheit gerade heute finden würde. Als er gar mich, den ärgsten Sünder erblickte, sah er mich einen Augenblick starr an, dann flog ein erlösendes Lächeln über sein Gesicht, er atmete tief auf, wie mit einem Entschluß kämpfend, dann entkleidete er die rechte Hand ihres Schuhes, hielt sie mir treuherzig hin und sprach: „Komm, geh mit mir und sei mein Gast!“ Verblüfft war ich zwar, aber wie lieblich tönte mir seine Stimme heute in die Ohren. Eine Wahl hatte ich nicht, ich schlug ein, die angebotene Gastfreundschaft war gar so herzlich entgegengebracht.

Nun ich ging mit, tief im Schnee bis unter die Arme einbrechend, aber ich hatte es nicht zu bereuen. Viktor war hier ein Sieger mit edlem Sinn. Er stellte mich seinem Papa als besonders geliebten Mitschüler vor, unter schuldbewußtem Erröten meinerseits, und der alte Herr war außer sich sich vor Freude, daß ich durch den Verrat des Wirtes aufgefischt worden sei. Was mir die Schloßbewohner in den folgenden Tagen nun an den Augen absehen konnten, wurde erfüllt, unerschöpflich waren sie in liebenswürdiger Unterhaltung, sie hielten mich wie ein Familienglied, ich feierte mit ihnen Weihnachten. Mehr als eine Woche verflog wie im Traum, bis es endlich hieß: „Bahn frei!“ Das neue Jahr brachte sie mit.

Viktor schloß sich mir in dieser Zeit auf; er war allerdings, dank verschiedener mitsprechender Verhältnisse, ein ganz eigenartiger Charakter, der natürlich auch eigenartig behandelt sein wollte, ehe er aus sich herausging. O, wenn mir einer vor den Ferien gesagt hätte, ich würde die Weihnachtsfeiertage mit „unsrem“ Viktor gemütlich verbringen, ausgelacht hätte ich ihn, denn das schien ja nicht menschenmöglich zu sein! Deshalb war auch das allgemeine Staunen ein berechtigtes, als wir Arm in Arm herausfordernd unsre Tertia wieder betraten. Von da an war der Friede ein dauernder, es kamen keine Störungen mehr vor, auch nicht von andrer Seite, weil jeder sich mir wegen irgend einer Beihilfe verpflichtet fühlte.

Heute ist Viktor, wie man sagt, einer der reichsten und einsichtigsten Landwirte, der Stolz seines Vaterlandes, ich behaupte, auch der liebenswürdigste. Die Gesellschaft hat ihn wunderbar abgeschliffen, man sucht in ihm den ehemaligen steifen Tertianer vergebens, nur die Stimme ist ihm als Kennzeichen durchs Leben treu geblieben. Aber eine großartige Gastfreiheit hat er auf seine Fahne geschrieben. Wenn er seine Freunde bittet, bei ihm Einkehr zu halten, steht allemal eine beneidenswerte prächtige Equipage bei Einlaufen des Zuges wartend am Bahnhofe, und die drei Stunden von da bis zur Herrschaft werden blitzschnell zurückgelegt, um dann am Schloßportal sein hochgestimmtes aber herzliches und aufrichtiges „Willkommen“ zu hören.

Heute herrscht auch dort der Dampf mit seiner unwiderstehlichen Allgewalt. Mögen die Berge sich noch so trotzig und noch so hoch in ihre Winterdecke einhüllen, auf noch so lange, jetzt hindern sie mit ihrem strahlenden, schneeigen Habitus ganz und gar nicht mehr, denn jetzt fahren wir mitten durch durch sie hindurch!

Die erste telegraphische Depesche in Deutschland.

Nach einer im Postmuseum befindlichen Zeitung, der „Hanauer Europäischen Zeitung“ vom 13. Dezember 1794, ist in dem genannten Jahre in Deutschland die erste telegraphische Depesche befördert worden und zwar mit dem optischen Zeichentelegraphen. Es war dies bei Gelegenheit des Geburtstagsfestes des Markgrafen von Baden; es wurde das nachstehende Gedicht durch den Telegraphen des Mechanikers Böckmann (optischer Telegraph) aus einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Karlsruhe signalisiert:

„Groß ist das Fest und schön! Triumph, der Gute lebt,
Um dessen Fürstentum der Vorsicht Auge schwebt;
Heil ihm, so tönt es fern und nah;
O Fürst, sieh hier, was Deutschland noch nicht sah,
Wie Dir der Telegraph heut' Segenswünsche schicket!“

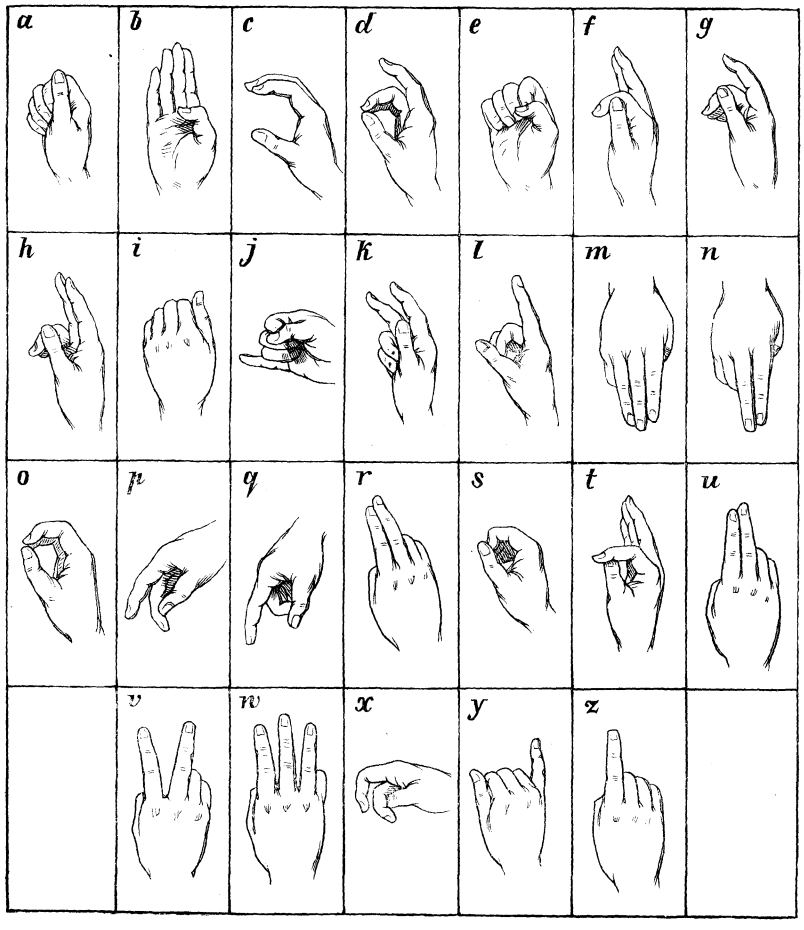
Heute, nach noch nicht 100 Jahren, erhält selbst der ärmste Mensch oft seinen Geburtstagswunsch — — telegraphisch. So ändern sich die Zeiten!

Die Fingersprache.

Wieder eine neue Sprache? Nein, im Gegenteil eine sehr alte, und wer keine Lust hast, sie zu lernen, braucht sich darum nicht den Kopf zu zerbrechen. Schon die alten Römer, oder vielmehr und vorzugsweise die Römerinnen, bedienten sich der Fingersprache bei gewissen Gelegenheiten, und auch im Orient ist sie seit alters bekannt und wurde und wird heute noch, insbesondere von den Haremsfrauen, benutzt, um sich unbemerkt, hinter dem Rücken ihrer Herren, zu verständigen. Denselben Grund hatte der Gebrauch der Fingersprache hauptsächlich auch bei den Römerinnen. Diebe und Gauner bedienen sich ihrer in derselben Weise.

Im 17. und 18. Jahrh. hat die Fingersprache, bei der wie ihr aus den Abbildungen erkennet, jeder Laut seine besondre, genau zu beachtende Hand- und Fingerstellung hat, eine Rolle bei dem Taubstummenunterricht gespielt, ist aber durch das System Samuel Heinikkes vollständig daraus verdrängt worden. Wahrscheinlich war es der spanische Benediktinermönch Pedro de Ponce, welcher die Fingersprache in den Taubstummenunterricht einführte. Veröffentlicht, und jedenfalls auch vervollkommnet, wurde sie 1620 durch den Abbé Bonet; in großem Maße in Anwendung gebracht durch den Abbé de l'Epee, den Begründer des französischen Taubstummenunterrichts. Seine Ansichten waren dabei folgende: Für den Taubstummen ist die Gebärdensprache das, was bei Hörenden die Muttersprache zur Erlernung einer fremden Sprache ist. Ueber die Gebärdensprache kann der Taubstumme aber ebensogut verfügen wie der Hörende; in ihr verleiht er den empfangenen Eindrücken und ihn beherrschenden Empfindungen Ausdruck. De l' Epee überschätzte aber die, wie von selbst einleuchtet, umständliche Gebärdensprache, obwohl seine Erfolge, dank seiner außerordentlichen Ausdauer, erstaunlich genug waren. Deshalb wich auch schon sein Nachfolger Sicard von seiner Methode ab. Einen ganz entgegengesetzten, aber durchaus natürlichen Weg schlug der Deutsche Samuel Heinicke ein, indem er den Taubstummen das Sprechen lehrte und sie so dem Verkehr mit den Hörenden zurückgab. Die Taubstummen lernen jetzt dem Redenden die Worte von den Lippen ablesen. Die Lippen machen bei jedem Laut eine entsprechende Bewegung, die natürlich bei jedem Einzelnen dieselben sind und genau so und nicht anders wiederkehren. Freilich gehört zur Unterscheidung derselben und zu der Auffassung, lediglich mit dem Gesicht, eine große Aufmerksamkeit und lange Uebung. Die Taubstummen bringen's aber fertig. Sind doch die Bewegungen der Lippen beim Sprechen nichts anders als Gebärden! Aber sie sind naturgemäße, während die der Fingersprache erkünstelte und dabei nicht immer glücklich erfundene sind. Denn f u. g, c u. o, h u. k, f u. k, p u. q, r u. u können bei mangelnder Beobachtungsschärfe oder ungenauer Wiedergabe ziemlich leicht verwechselt werden. Uebrigens ist die Bezeichnung Fingersprache keine dem Begriff genau entsprechende. Bei der Sprache ist das Gehör beteiligt, hier aber nicht; man müßte sagen Fingerschrift; es ist eben eine Art Telegraphie.

Eine besondere Art der Fingersprache (um den einmal üblichen Ausdruck beizubehalten) ist das Fingerrechnen, eine besonders auf den Märkten des Orients übliche Art und Weise, wie die Händler sich untereinander die Preise bekannt geben. Durch die mit den Fingern hervorgebrachten Biegungen einer Hand oder beider Hände zugleich, können sie alle erdenklichen Zahlen zum Ausdruck bringen.



Fingeralphabet für eine Hand.

Der blinde Marsch nach dem Ziele.

Dieses Spiel ist eine Unterhaltung an schönen Sommer- und Herbstabenden auf einem freien Platze.

Je größer die Gesellschaft, desto unterhaltender ist es. In der Mitte des Platzes stellt man eine kleine Birke, Pappel oder Tanne, an welche allerlei Preise für diejenigen, welche das Ziel erreichen, gehängt werden. Zum Marsch und Tanz wird irgendwie gepfiffen oder musiziert. Um den Baum zieht man einen 10 Schritte weiten Kreis, den man entweder auf den Boden einritzt oder mit Gras oder Steinen bezeichnet und 64 Schritte, vom Baum an gerechnet, weiter, das Dritteil oder die

Hälfte von einem andern Kreise, der den Baum ebenfalls zum Mittelpunkt hat. Hierauf gruppieren sich die Kameraden nach Belieben in einzelne Paare, die, wenn kein Zufall sie trennt, für das ganze Spiel zusammenbleiben, schließen einen Kreis um den Baum, tanzen die verbundene Runde, drehen sich dann Paar und Paar um den Baum und bilden zuletzt eine Gasse oder 2 Reihen von gleicher Personenzahl, worauf durch das Loos entschieden wird, welche Reihe zuerst marschieren, und welche zusehen soll. Den Marschfertigen werden nun mit Taschentüchern die Augen verbunden. Jedes Paar von der zusehenden Hälfte bringt hierauf ein blindes Paar auf den äußersten Kreis, wo die sämtlichen blinden Paare, je nachdem die Zahl der Spielenden stark oder schwach ist, 8, 10 bis 12 Schritt voneinander sich aufstellen.

Sobald die Paare gestellt sind, fangen die Musikanten (oder Pfeifer), die in den kleinen Zirkel hinter oder vor den Baum, gegenüber den Blinden oder noch besser um den Baum herumgestellt werden, den Marsch zu spielen an, worauf sogleich jedes einzelne Paar Hand in Hand dem Standpunkte der Musik oder dem Baume und so zugleich dem Ziele mit taktmäßigen Schritten zumarschiert. Mittlerweile aber zieht sich die Musik von ihrer Stelle weg und die sehende Reihe geht rücklings vor den Marschierenden her, um acht zu geben, daß niemand den Augenverband lüfte, und sich zu gleicher Zeit an dem Wanken, den Richtungsveränderungen und Fehlgängen der durch die fortgesetzte Ortsveränderung der Musik getäuschten und irregeleiteten Zielwanderer zu vergnügen.

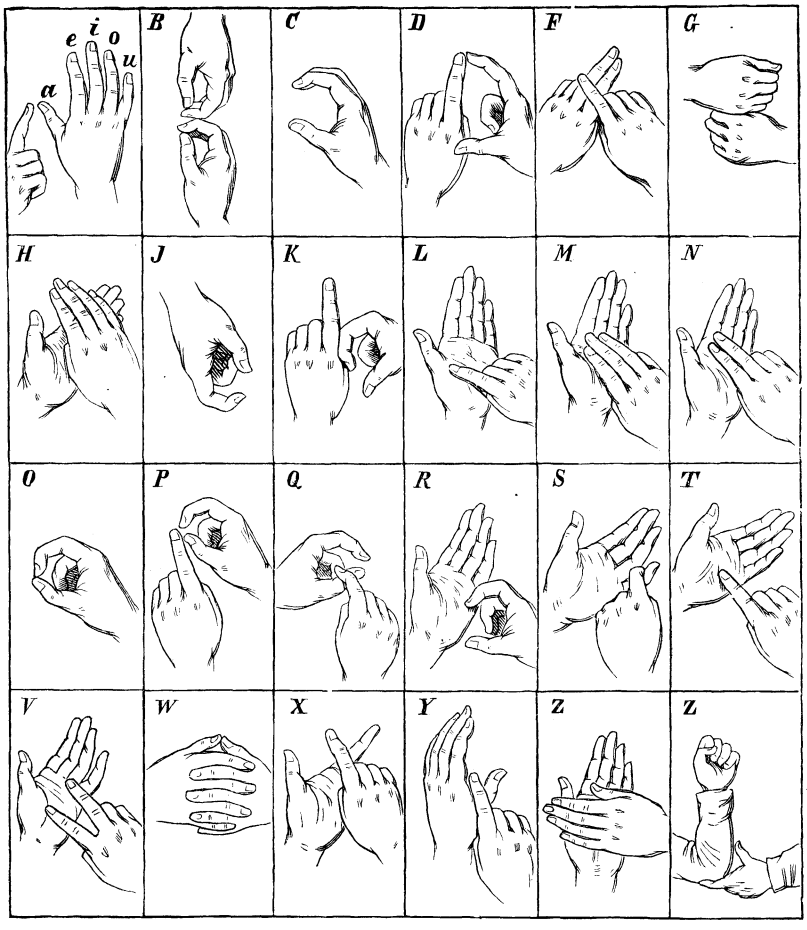
Gesetzt, es behält ein Paar seine Richtung, die es im Anfang durch die Musik erhielt, unverändert bei, ohne sich täuschen oder irreleiten zu lassen, welches wohl schwer, aber doch möglich ist, so wird es mit 64 abgemessenen Schritten (16 auf jede Abteilung des Marsches gerechnet und jede Abteilung wiederholt) gerade am Ende des Musikstückes an dem Baume, wenigstens in dem kleinen Kreise, der ihn umgibt, eintreffen. Dieses Paar, das mit Ende der Musik, bei welchem sogleich alle Blinden die Binde hinwegnehmen, um zu sehen, wo sie sind, an dem Baume oder wenigstens im Kreise sich befindet, hat das Ziel in der gesetzten Zeit erreicht und 2 Preise gewonnen, die es sich nach Belieben auswählen kann.

Nur wenige Paare werden die Richtung lange behalten. Die meisten werden, das eine dahin, das andre dorthin schwanken, zumal wenn die Musikanten, die sich bald rechts bald links wenden, bald teilen, bald im Kreise herumziehen, bald auch nur ganz oder zum Teil an der ersten Stelle bleiben müssen, ihre Sache gut machen. Manche Paare werden ganz andre Richtungen einschlagen und sich zur Belustigung der andern sehr weit vom Ziele, aber auch zum Vergnügen und Verdruß sehr nahe an demselben befinden.

Erreichen mehrere der Paare zugleich das Ziel, so hat das nächste allemal das Vorrecht in der Auswahl der Preise vor den folgenden. Kommen aber 2 Paare zugleich dem Ziele nahe, so entscheidet das Los, wenn sie sich nicht untereinander vergleichen können.

Kam von der ersten Abteilung kein Paar ans Ziel, oder ist dies von einem Paare oder mehreren erreicht, so gelangt die zweite Abteilung zum Marsch und die erste verbindet ihr die Augen, führt sie auf den Standkreis und stellt sie in abgesonderte Paare, wobei nunmehr das Paar dasjenige führt, von dem es geleitet wurde. Die Musik beginnt und das Spiel fängt von neuem an.

Die wechselnden Märsche werden so lange fortgesetzt, wie Preise vorhanden sind und man Lust hat.



Fingeralphabet für zwei Hände.

Die Geldvermehrung.

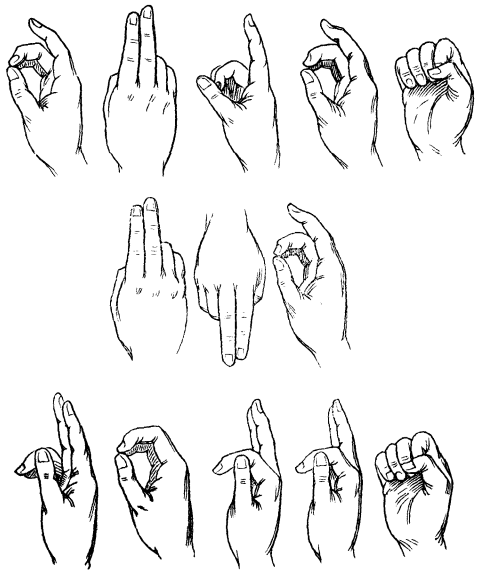
Es brachte in einer Gesellschaft jemand zwei flache, aufeinander stehende Teller herbei und zählte auf den oberen 20 gleiche Geldstücke oder Spielmarken. Alsdann schüttete er die auf dem oberen Teller liegenden Geldstücke auf den unteren (so daß dieselben zwischen beiden zu liegen kamen) und überreichte dieselben, aufeinander ruhend, einem der Zuschauer mit dem Ersuchen, dieselben mit beiden Händen festzuhalten. „Bestimmen Sie jetzt," wandte er sich an eine der anwesenden Damen, „zu wieviel sich die 20 Geldstücke vermehren sollen, zu 1, 2, 3, 24 bis 30. Die Dame wünschte 30 Geldstücke vorzufinden. Der Künstler winkte zehnmal nach dem Teller, bat nachzusehen und es fanden sich in der That 30 Geldstücke vor.

Das Geheimnis beruhte darauf, daß zwischen den herbeigebrachten beiden Tellern bereits 10 Geldstücke sich befanden, welche nicht bemerkt wurden, da der Künstler die oben auf dem Teller befindlichen 20 Geldstücke mit einer raschen Bewegung zu den darunter liegenden schüttete und dieselben mit dem Teller gleich wieder bedeckte. In den meisten Fällen wird man, wenn du dieselbe Aufforderung stellst, und die Zahlen rasch hintereinander ausgesprochen hast, dabei die Zahl 30 etwas betonst, auch die letztere verlangen. Im Falle aber die Vermehrung um eine geringere Summe als 10 verlangt wird, so ist der Künstler doch nicht in Verlegenheit. Nehmen wir an, es sollte sich die Summe um 8 Geldstücke vermehren, so erbittet er sich einfach zwei zurück und macht darauf aufmerksam, daß jetzt der Betreffende nur noch 18 Geldstücke habe; diese zwei (oder so viel deren nach Umständen sind) wolle er nun benutzen um der erwünschten Mehrzahl den Weg zu bahnen. Jetzt gibt er sich den Anschein, als ob er die beiden Geldstücke in die linke Hand lege, behält sie aber in der Wirklichkeit in der rechten zurück, macht eine Bewegung mit der linken, als ob er die beiden Geldstücke in die Luft werfe und ersucht nachzusehen, da sich jetzt 28 Geldstücke zwischen den Tellern vorfinden würden.

Ein sicheres Auftreten und ein gutes Mundwerk erleichtern natürlich die Ausführung solcher Hexereien.

Im Sommer

findet man im Felde häufig auf Wegen und Aeckern Maulwürfe, Mäuse u. s. w., welche von den Ackersleuten bei ihren Arbeiten gefangen und totgeschlagen worden sind. Es ist gar nicht ohne Gefahr, die Tierleichen so umherliegen zu lassen. Die Kadaver gehen rasch in Fäulnis über, in ihnen bildet sich das gefährliche Leichengift. Fliegen, Käfer und andres geflügeltes Geschmeiß setzen sich auf diese Leichen nieder und tragen dann das Leichengift weiter. Wird nun ein Mensch von einem solchen Insekt gestochen, und dringt in die noch so kleine Wunde Leichengift ein, so entstehen bösartige Geschwüre, oft tritt sogar Blutvergiftung hinzu, die den Tod des Gestochenen nach qualvoller Krankheit zur Folge hat. Wer also eine Maus, einen Maulwurf oder sonst ein Tier tötet, versäume nicht, dasselbe zu vergraben. Es ist das ja leicht geschehen, und durch die kleine Mühe wird vielleicht ein Mitmensch oder sogar mehrere vor schwerer Krankeit oder noch Schlimmerem bewahrt. Es sind fast täglich wiederkehrende Nachrichten in den Zeitungen zu



Dulde und hoffe.

lesen, daß wieder ein Bedauernswerter von einem Tier gestochen und eine bösartige Geschwulst mit Blutvergiftung eingetreten ist. Eine Schaufel Erde auf eine unachtsam hingeworfene Tierleiche hätte das Uebel verhüten können. Desgleichen möge man für Beseitigung der Leichen von Katzen und Hunden Sorge tragen, welche nicht selten an den Ufern von Flüssen, Bächen ꝛc. angeschwemmt worden sind und dort verwesend umherliegen.

Der gescheite Dackel.

Im Juli dieses Jahres unternahm eine größere Gesellschaft mittels Dampfbootes einen Ausflug nach Montreux und auf der Rückfahrt bemerkte einer der Herren den Abgang seines treuen Köters, eines urdrolligen, ungemein gescheiten, schwarzen Dachshundes, welcher „Leon" heißt und in ganz Genf bekannt ist. Der „Dackel" war in Montreux zurückgeblieben, was die ganze Gesellschaft verstimmte; am meisten Hoffnung hatte noch der Herr des Hundes selbst, denn er war überzeugt, daß „Leon" um den ganzen See herum nach Hause laufen werde. Das schwarze Dachsel aber hat weit Erstaunlicheres geleistet, denn eine Stunde nach der Ankunft in Genf, als die Gesellschaft noch im nahegelegenen Café rastete, kam „Leon" ganz wohlgemut auf seinen kurzen Beinchen vom Landungsplatz der Dampfschiffe dahergewackelt. Er hatte die Fahrt von Montreux einfach mit dem nächsten Schiff gemacht.

Rätsel.

Oft ist's gar nicht zu erfüllen,
Oft dagegen leicht zu stillen;
Kopflos ist es wohl bekannt
Als ein Ort im Bayerland.

Logogriph.

Im Hühnerstall und Taubenschlag
Miß' gerne ich's mit d;
Und wünsche euch, daß ihr es mir
Empfinden mögt mit t!

Auflösung des Rätsels in Nr. 46.

„Pathen — Athen."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 46.

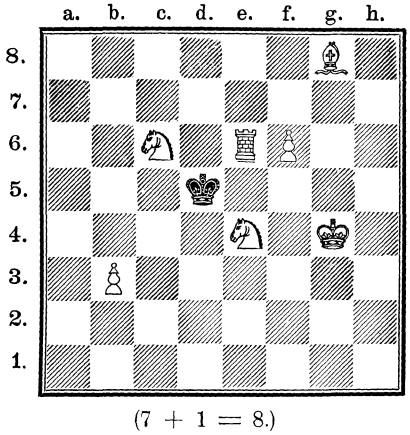
„Birke — Birne."

Auflösung des Sternschnuppenproblems in Nr. 46.

„Die Leoniden."

(In je einem Felde über den 11 Zahlen läuft eine Sternschnuppe aus. Liest man die links vor diesen Feldern stehenden Buchstaben der Reihe nach, bei 1 beginnend, ab, so erhält man obige Lösung.)

Schachaufgabe Nr. 13.



(7 + 1 = 8.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 12.

1. D d 2 — e 2	d 7 — d 6:
2. S f 5 — e 7 ♯.	
1.	d 7 — d 5:
2. D e 2 — e 8 ♯.	
1.	K c 6 — d 5:
2. L h 3 — g 2 ♯.	
1.	c 5 — c 4:
2 D e 2 — c 4: ♯.	

Kameraden!

Nur noch wenige Nummern und euer Leib- und Lieblingsblatt tritt in den fünften Jahrgang ein. Es wird derselbe eine reichere Ausstattung als seine Vorgänger erhalten und wieder viel Neues, Gutes und Schönes bringen, voran die spannende, belehrende und lustige Erzählung

Der Schatz im Silbersee

von

Karl May.

Sie führt uns nach dem wilden Westen und wird uns eine Anzahl wackerer Westleute und ihre Thaten kennen lernen lassen.

Kameraden, sagt das euren Freunden, Bekannten und namentlich den jüngeren Schulgenossen, ladet sie ein, in unsre Kameradschaft einzutreten. Probeexemplare der ersten Nummer des neuen Jahrgangs stehen in beliebiger Anzahl unentgeltlich zu Diensten; einzelne Nummern verlangt man in der nächsten Buchhandlung, größere Partieen zum Verteilen an Schulkameraden von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Hauptstätterstraße 107—109.

Werbet für eure Zeitung!

Fragen und Antworten.

H. in **O.** Du sagst: Schnäuzchen sei ein Kapitalkerl — davon ist er längst selbst überzeugt. — Du willst die Bälge kleinerer Tiere gerben und der „G. K." soll Dir raten, wie Du das anzustellen hättest. Hast seine Anleitung: „Die Kunst des Ausstopfens von Vögel und Säugetieren" im dritten Jahrgange nicht gelesen? Da steht haarklein beschrieben, wie man das zu machen hat. „Die abgezogene Haut des Tieres", heißt es da unter andrem, „wird nun präpariert, und man beginnt damit, sie mit einem Messer von den noch an ihr hastenden Fleisch- und Fettteilchen durch Schaben zu befreien. Die Haut kleinerer Tiere wird mit starkem Salzwasser bestrichen und dann mit pulverisiertem Alaun abgerieben. Man verteilt in den künstlichen Körper sodann auch noch Tabak, Pfeffer oder andre scharfriechende Substanzen. Uebrigens kann man bei kleineren Tieren auch alle die Mittel anwenden, die wir als zum Konservieren von Vogelbälgen geeignet genannt haben. — Der Balg größerer Tiere (etwa mit der Größe des Eichhörnchens anfangend) wird einige Tage in einen Topf gelegt, der entweder Lohbrühe (Eichenrinde, auf der man Wasser hat ziehen lassen) oder Salzwasser mit Alaun enthält. In dieser letzteren Brühe muß z. B. ein Fuchsbalg 14 Tage lang liegen und alle Tage tüchtig umhergeschwenkt werden. Er darf jedoch nicht schwimmen, sondern muß jedesmal nach dem Walken wieder mit Steinen beschwert werden, so daß nichts über die Oberfläche des Wassers hervorragt. Nach Verlauf der angegebenen Zeit wird der Balg in reinem, kaltem Wasser gewaschen u. s. w." Laß Dir die betreffenden Nummern des „G. K." doch kommen. Preis des einzelnen Exemplares 20 Pfennig.

Karl T. in **K.** Wenn Dir der Radjah, in seiner Freude über Deinen Brief, auch einen Königstiger schickte, was würdest Du mit dieser Bestie denn nur anfangen?

Julius M. O ja, wir gestatten das gerne. **Kameraden,** die schriftstellerisch thätig sind, werden gebeten, ihre Adressen zum Zwecke der Gründung eines Vereins, an „Lionel Nemo" postlagernd Frankfurt (Main) zu schicken. — Deine Nase springt wie ein Obelisk aus dem Gesichte vor. Schadt' nix, im Gegenteil, ganz gut, wenn man einen ordentlichen Schmecker hat. Hast ja gelesen, dem Vogelnazi ist die seine um keinen Preis feil. Salem!

F. G. in **Schl.** Die Vorschrift für den Versand von Warenproben bestimmt bei der deutschen Reichspost, daß dieselben keinen Kaufwert haben dürfen. Viele Postanstalten weisen deshalb Insektensendungen als Warenproben zurück, weil Insekten Handelsartikel sind. Am besten ist es, kleinere Sendungen als Doppelbrief, der bis 250 g wiegen darf und 20 Pf. Porto kostet, zu schicken. Da man ja auch einen Brief dazu schreibt, der den Warenproben niemals beigelegt werden darf, so ist ein Doppelbrief eben nicht teurer als die Warenprobe und der Begleitbrief.

Union 90. Einen Briefmarkensammler-Verband zu gründen, lieber Kamerad, das geht zu weit. Wer an den Tauschgelegenheiten noch nicht genug hat, die unsre Rubrik „Tauschmarkt" bietet, dessen Sammeleifer ist ein ungesunder. Sammeln ist schon recht, aber nur nicht übertreiben, ja nicht sammelwütig werden. Gruß!

Neuer Abonnent in **Bukarest.** Schlage mal Nr. 14 des laufenden Jahrgangs auf, in ihr wirst die erwünschte Anleitung finden. Für Deine witzigen Beiträge schönsten Dank. Haben uns sehr imponiert!

Hugo F. in **N.** Den gewünschten Katalog wird Dir die Briefmarkenhandlung von A. Beddig in Hannover sehr gerne besorgen. Freundlichen Gruß und fernere gute Kameradschaft!

P. T. *Γυμνασιαστος.* Ueber die Zerstörung von Heidelberg findest Du Seite 484 dieses Jahrgang einen kurzen geschichtlichen Abriß. Willst Du mehr darüber erfahren, hättest Du ein geschichtliches Specialwerk zur Hand zu nehmen, das auf jeder größeren öffentlichen Bibliothek vorzufinden ist. Gelegentlich des 500jährigen Universitätsjubiläums Anno 1886 sind eine Reihe Gedenkbücher erschienen, welche die Geschichte von Stadt und Schloß eingehend behandeln. Den Westmännern, auch dem streitbaren „Vater der elf Haare", haben wir Deine Grüße ausgerichtet. Salem aleikum!

O. G. 18. Du beklagst Dich, daß Du noch immer keinen Stempel hast. Ist das zu verwundern, wenn Du in keiner Deiner Zuschriften die Adresse angibst? — Deine Schnäuzchenhymne wird den Peter jedenfalls sehr erfreuen, sie sei von ihm selbst hieher gesetzt:

Ja, unser lieber Peter Schnäuzchen
Ist ein allerliebstes Käuzchen,
Hat er auch sehr lange Ohren
Gehört er doch nicht zu den Thoren.
Wegen seiner großen Klugheit
Rühmet man ihn weit und breit,
Ist er doch ein großer Dichter,
Gegen jeglichen Spott ficht er
In dem guten Kamerad,
Ein Schlaukopf ist er in der That.*)

H. Fritz in **H.** Stenographische Lehrbücher gibt es sehr viele. Im nachstehenden seien eine Anzahl genannt: Albrecht, Lehrb. d. Gabelsb. Stenographie, Kurs I. Mk. 1.50, II. Mk. 2.40 und Schlüssel Mk. 1.70, Verl. v. Haendtke & Lehmk., Hamburg. Faulmann, Stenogr. Unterrichtsbriefe nach Gabelsb. System, A. Hartleben, Wien, Mk. 5. — Fischer, Handbuch der Gabelsberger Stenogr. Mk 5.50, und Lehrgang Mk. 1.20, beide bei Pierer in Altenburg. Krieg, Lehrb. der stenogr. Korrespondenzschrift, G. Dietze in Dresden. Mk. 1.50. Kühnelt, Lehrb. der Stenogr., Braumüller in Wien, geb. Mk. 3.20. Meyer, A., Lehrbuch der Stenogr., Klinkhardt in Leipzig, Mk. 1.50 und Schlüssel I. II. à 60 Pfg. Rätzsch, Lehrgang Mk. 1.50 und Lehrbuch Mk. 6 d. deutsch Stenogr., beide bei G. Dietze in Dresden. Scheller, Lehr- und Lesb. der Gabelsb. Stenogr., Robolsky in Leipzig, Mk. 3. — Schrey, Lehrgang der Stenographie 1. Mk. 1.20, II. Mk. 1.60, Schlüssel zum I. Th. 80 Pfg., Klein in Barmen. Es sind dies nur die wichtigsten; sie sind in jeder besseren Buchhandlung vorrätig und werden gerne zur Ansicht vorgelegt.

Edmund K. in **Frankfurt a. M.** Solche elektrische Nebenapparate erhältst Du in der Deutschen Lehrmittelanstalt (Franz Heinr. Klodt) in Frankfurt a. M., Bethmannstraße 15, am Kaiserplatz. Sieh' Dir bei der Gelegenheit eines Einkaufes die Ausstellung dieser Handlung etwas genauer an, man wird Dir das gerne gestatten und Du wirst viel Neues kennen lernen.

*) Anm. d. Setzerl. Hopp, hopp, hopp! Pferdchen lauf Galopp, über Stock und über Stein, aber brich Dir nicht das Bein — — —

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! billigst! zur Auswahl! **E. Hayn, Naumburg (Saale).**

Für brave Schüler und Tierliebhaber!

Weiße Mäuse, Paar M. 1., weiße Ratten, Stück M. 1. Smaragdeidechsen ein Fuß lang, Stück M. 1., Scheltopusik (Moses Stab) sehr groß, Türkei, Stück M. 3., Kolibrifinken, bunt und züchtbar, Paar von M. 4. aufwärts. Käfer und Schmetterlinge billigst. Käfersammlungen zu M. 3, M. 5, M. 10. Schmetterlingssammlungen zu M. 5. und M. 10. Mineraliensammlungen zu M. 4, 6 und 10. Echte zahme Angorakatzen, für Vögel ungefährlich, à M. 10. Zahme Aeffchen à M. 25. Zahme noch junge Eichhörnchen à M. 2½, schwarze à M. 4. Kleinste zahme Zwergpudel à M. 5. In- und ausländische Vögel, Zwergpapageien à M. 6, sprechende à M. 50, singende Nonpareils aus Amerika, Samenfresser in Kanariengröße, kreuzen sich auch mit diesen, Kopf lila, Bauch zinnoberrot, Rücken grün, metallisch schillernd à St. M. 7½, zahme Purpurreiher und Störche à M. 10. Diverse Raubvögel, größte bosnische Kolkraben, sprechen lernend à M. 10, Häher, sprechen lernend à M. 3. Zahme junge Füchse à M. 8, Erdziesel à M. 3, Murmeltiere à M. 15, Siebenschläfer und Haselmäuse à M. 4, weiße Seidenkaninchen à M. 1, Angora-Meerschweinchen à M. 4, ordinär à M. 2, Igel à M. 1, Nachtigallen, Chamäleons, Fliegen fangend und Farbe wechselnd à M. 5, große, einige Kilo schwere, griech. Landschildkröten à M. 5, kleine à M. 1, große ital. Wasserschildkröten à M. 1, kleine à 50 Pf., über meterlange Aeskulapschlangen à M. 3, zahme kleine Rehe à M. 30, weiße Sperlinge à M. 10. 100 div. kl. Muscheln 30—50 Pf. Getr. Seetiere als: Einsiedlerkrebse, Nord- und Südseeigel à M. 1, Seenadeln, »pferdchen und »sterne à 10 Pf., kl. weiße Korallen à 10 Pf. Vogeleier, Hörner u. Gewehe, Aquarien u. Terrarien, Reptilien u. Zierfische, Tropfsteine, Grotten u. Ruinen für Aquarien, Wasserpflanzen, Waffen, Götzen und Instrumente überseeischer Völker, Spirituspräparate, ausgestopfte Tiere, Nistkästen, Zucht- und Luxuskäfige, Vogelfutter. Exot. getrocknete Früchte. Echte Aschantipfeile à M. 2. Sägen vom Sägehai à M. 10. Muscheln u. Korallen. Japanes. Korrespondenzkarten à 20 Pf. Porto bis 5 kg nur 75 Pf. (Porto für kleinere, lebllose, per Musterkapsel versendbare Gegenstände 10 Pf.). Emballage zum Selbstkostenpreis. Alles zollfrei. Garantie lebender Ankunft. Tierhandlung **Gudera,** Hoflief., **Wien I, Kärntnerring 6.**

Paul Focke & Co., Leipzig

Fahrradfabrik,

empfehlen ihre vorzüglich bewährten starken und modernen

„Gepäck-Dreiräder",

sowie **Fahrräder** für **jeden Zweck** unter solider Garantie zu **billigsten Fabrikpreisen.**

Kataloge frei!

Buchdruckerei für Kinder

bei leichter Handhabung sauber druckend. Mit selbstfärbender eiserner **Druckpresse** u. vergoldeten Lettern. Preis von 6—30 Mk. l. Preisl.

Benj. Schreiber's

mechanische Werkstatt,

Berlin C., Seydelstraße 1.

Noch nie dagewesen!

1000 fein gemischte **echte** Briefmarken 90 Pfg.
3000 „ „ „ „ M. 2.50
5000 „ „ „ „ „ 4.50
franko! Ankauf v. Partien u. Sammlungen.

Hamburg B. Carl Menze.

PIERERS

Konversations-Lexikon

7. vollständig umgearbeitete Auflage.

„Der alte Pierer", das seit Jahrzehnten durch treue Beraterdienste sich auszeichnende Nachschlagebuch, erscheint in einer vollständig neuen, der 7. Aufl. Von allen ähnlichen Erscheinungen ist das „Pierersche Konversations-Lexikon" das **weitaus billigste, artikelreichste** und **neueste.** Als Konversations-Lexikon an sich schon ein umfassendes Handbuch menschlichen Wissens, wird der „Pierer" durch ein damit organisch verbundenes

Universal-Sprachen-Lexikon

nach Joseph Kürschners System

in 12 Sprachen (böhmisch, dänisch, englisch, französisch, griechisch, holländisch, italienisch, lateinisch, russisch, schwedisch, spanisch, ungarisch), welches durch das Abonnement gratis miterworben wird, zu einem Werke erweitert, **welches in der Litteratur des In- und Auslandes einzig dasteht,** in welchem das im Konversations-Lexikon verkörperte Prinzip des Universalbuches in seinen letzten Konsequenzen durchgeführt ist. So erscheint der **„Pierer"** als ein **Haus- und Familienschatz allerersten Ranges** zu einem so billigen Preise, wie er für ähnliche Unternehmungen bisher unerhört war. Er kann bezogen werden:

in 230 Lieferungen à 35 Pfennig,
in 24 gehefteten Halbbänden à M. 3.25,
in 12 elegant gebundenen Halbfranzbänden à M. 8.50.

Umtausch anderer, alter Konversations-Lexika. Bequeme Anschaffung in monatlichen Teilzahlungen. Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Union

Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Für Eltern und Vormünder!

In einer franz., sehr achtbaren Familie in einer der schönsten Ortschaften des Kantons Neuenburg werden noch

2 Jünglinge

zu sehr mäßig. Preis als **Pensionäre** angenommen. Dieselben können die ausgezeichneten Schulen der Ortschaft besuchen. Für jede weitere Auskunft wende man sich an **Mme. Wendler à Neuchâtel.**

Aquarien-

und Zimmerfontänen-Fabrik.

Größte Auswahl von lebenden Tieren für Aquarien u. Terrarien, Muscheln, Fontänen-Aufsätze für Zimmer- und Garten-Fontänen.

Selbstthätige Zimmer-Fontänen.

Illustrierte Preislisten portofrei.

Gebr. Sasse, Berlin SW., Charlottenstr. 77.

In Markentausch-Verkehr mit Sammlern in Finnland, Scandinavien, Balkanstaaten, Spanien, Portugal und überseeischen Ländern wünscht zu treten Eug. Kötzle, Stuttgart, Hohenheimerstraße 39 p.

Korrespondenz deutsch und französisch.

Fritz J. Jedenfalls ist es am unangenehmsten und wohl auch am schmerzhaftesten, beim Kopfsprung auf den Bauch zu fallen. Wird der Sprung von einem hohen Standpunkte ausgeführt, kann ein solcher Bauchaufschlag wohl gefährlich werden, von gewöhnlicher Sprungbretthöhe aus schadet das einem quicken Jungen aber nicht; im Gegenteil, er wird sich bemühen, das nächste Mal mit den Füßen besser nach vor- und abwärts abzustoßen, dann rutscht der gestreckt gehaltene Körper ganz aalglatt ins Wasser. — Mynheer van Aardappelenbosch bewohnt zur Zeit ein Zimmer der Villa Bärenfett, das Zimmer gleich neben der Küche, in der natürlich den ganzen lieben Tag geschmort und gebraten wird. Wohl bekomm ihm's! Tsching!

Unser Kamerad Richard Eggers in Bergedorf schreibt: Da ich mich sehr für die Photographie interessiere, will ich eine Preiskonkurrenz veranstalten, welche hoffentlich das Interesse aller Anfänger und Amateure der Photographie unter unsern Kameraden erregen wird. Die Bedingungen, welche ich stelle, sind folgende: 1) An der Preisbewerbung können sich alle Jungens beteiligen, welche sich durch den Tipp-Topp-Stempel als Abonnenten des „Guten Kameraden" legitimieren. 2) Alle Formate werden angenommen, doch werden Formate von 8×10 an bevorzugt. 3) Dem Bilde ist das Negativ beizufügen. 4) Angabe des Objektivs der Camera und der Art der Hervorrufung erforderlich. 5) Jeder Beteiligte muß genau Adresse (Name, Ort, Straße und Nummer) angeben, und eine 10-Pfg.-Marke als Porto beifügen. (Mit diesen Marken können dann die Preise versandt werden.) 6) Die Bilder müssen spätestens bis zum 30. September an mich eingesandt sein. NB. Bei allen Bildern wird die Camera und das Objektiv berücksichtigt. Die Preise, die ich für die besten Arbeiten aussetze, sind: Eine elektrische Glocke, ein Tagebuch, ein Buch der „Heraldik", (2 Mk.) ein Buch der „Elektricität", als erster Preis: eine Camera mit Moment- und Zeitverschluß, Zubehör und großem lackiertem Koffer. Nun Kameraden auf! richtet euer Objektiv. Wer's am besten kann, der kriegt auch den schönsten Lohn. Prosit!!

B. H., Berlin. Zerrissenen Spulendraht säubert man mit Lötsäure und lötet ihn mit Zinn. Du kannst darüber völlig beruhigt sein, daß unzählige Spulen schon auf diese Art gewickelt wurden. Die Lötsäure muß allerdings säurefrei sein. Versuche, Seidenpapier zum Isolieren zu nehmen, ist abzuraten, nimm mindestens geöltes Papier. Kolophonium kann die Lötsäure bei Arbeiten im Freien an Lichtanlagen allenfalls ersetzen.

Tauschmarkt.

Oscar Troeger in Schneeberg (Erzgeb.), Langengasse 539, ist gesonnen, seinen photograph. Apparat mit allem Zubehör (Schneiderisch. Katalog Nr. I) gegen eine gute Ziehharmonika abzugeben.

Ein großmütiger Kamerad wird gebeten, durch diese Zeitung mir einige Lokomotiven mit deren Namen und Nummer, nicht aber die Nummer am Tender, mitzuteilen. Es dürfen nur sächsische Lokomotiven sein. A. B. 100.

Arnold Wolff in Proßnitz, Mähr., Niederring 17, sucht ein gutes Flobertgewehr, bietet dafür ein ganz neues, schönes Lotto.

Johann Heß in Berlin, Kreuzbergstraße 73 I, besitzt einen fast neuen Schmetterlingskasten, erwünscht sind dafür Elemente oder ein kleiner elektr. Motor.

Briefmarken geben ab: Ernst Pollak in Hietzing b. Wien, Hauptstraße 15, gegen Münzen und Marken. — F. K. 100 postlagernd in Hamburg, Borgfelde, 500 seltene Marken und ein Buch geg. ein gutes Opernglas. — Heidelberger in Iglau Leopoldg. 3, auch Stempel und Ganzsachen. — Wilh. Kothe in Braunschweig, Elmstr. 14, 500 Marken u. Ganzsachen gegen edle Tauben. — Gust. Schulz in Thorn, Gesechtestr. 124, geg. Stempel.

Richard Hummel zu Coethen i. Anh., bietet für eine Sachsen 3 Pfg. rot oder andre seltene Marken ein fast neues Ariston mit 12 Noten dazu.

H. Lamprecht in Bergedorf bei Hamburg, hat ein gut erhaltenes Grenetflaschenelement abzugeben.

Königl. Technische Hochschule zu Hannover.

Eröffnung des **Studienjahres 1890/91** am **1. October 1890.** Einschreibungen erfolgen vom 1. bis 28. October 1890 und für Vorlesungen des Sommers vom 1. bis 21. April 1891. — Programme vom Sekretariat zu beziehen.

Hannover im Juli 1890. Der Rector **Dolezalek.**

Studium der Landwirtsch. an der Universität Leipzig.

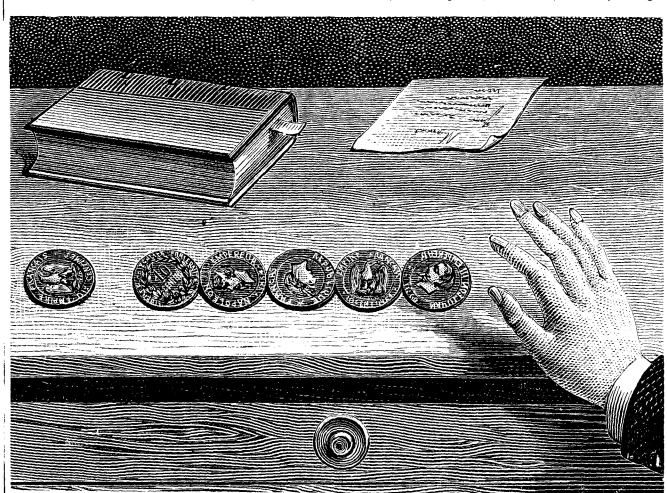
Beginn des **Winter-Semester** am **15. October**, der Vorlesungen am **23. October.** Programme u. Stundenpläne für das Studium, sowie nähere Auskunft durch den Director des landwirtsch. Institutes der Universität Leipzig Prof. Dr. **Kirchner.**

Königl. Technische Hochschule Stuttgart.

Die Vorlesungen des **Wintersemesters** beginnen am **6. October.** Das Programm wird kostenfrei zugesendet. **Direction: Weyrauch.**

Experiment über die Fortpflanzung des Stoßes.

Um die Fortpflanzung des Stoßes zu veranschaulichen, existieren in den physikalischen Kabinetten eine Reihe von Apparaten, unter denen die geradlinig in gleicher Höhe hängenden Elfenbeinkugeln am bekanntesten sind. Hebt man die an dem einen Ende der Reihe befindliche Kugel und läßt sie auf die Nachbarkugel fallen, so empfängt



Experiment über die Fortpflanzung des Stoßes.

diese letztere und die neben ihr befindlichen Kugeln den Stoß, doch bewegen sie sich nicht von der Stelle; gleichwohl pflanzen sie denselben fort bis auf die letzte am andren Ende hängende, die der Kraft des Stoßes entsprechend abgestoßen wird. Der „G. K." hat schon einmal die Anleitung gegeben, diesen Apparat mit ganz einfachen Mitteln herzustellen. Am einfachsten aber ist es, man greift in die wohlbestellte Sparbüchse und legt, wie unser Bild zeigt, eine Reihe Münzen auf den Tisch. Schnellt man die erste mit den Fingerspitzen gegen die zweite, werden die mittleren alle auf ihrer Stelle bleiben, indes die letztere abgestoßen wird.

Im Verlag der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Jugendgarten.

Eine Festgabe für die Jugend

(Knaben und Mädchen im Alter von 9 bis 15 Jahren).

Gegründet von

Ottilie Wildermuth.

Mit zahlreichen farbigen und Tondruckbildern.

Preis elegant kartoniert M. 6. —, in glänzendem Prachtband mit Rücken- und Deckelvergoldung M. 6. 75.

Der neue Band enthält wieder eine Fülle anziehender Erzählungen, Biographien, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, Gedichte, Rätsel, belehrender Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten und gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung.

Wer mir 10 Briefmarken sendet, die ich noch nicht habe, erhält von mir ein schön gespanntes Nashornkäfermännchen und Weibchen. Max Notthaft in Leobersdorf a. d. Südbahn. Niederösterreich.

H. Buck in Israelsdorf bei Lübeck hat eine Menge Zauneidechsen (Lacerta agilis) und Bergeidechsen (Lacerta vivipara), die er gegen Hirsch- und Nashornkäfer u. a. vertauschen möchte.

Hans Holzschuher in Berlin O., Posenerstraße 7, hat 16 weiße Mäuse (4 große, 12 kleine) abzugeben.

Hugo Wiemers in Oldendorf, Kreis Stade, bietet für 1 Sachsen 3 Pfennig rot ein sehr schönes, stark gearbeitetes Teschin — Neuwert 15 Mk. — und eine Markensammlung, darunter viele alte und Raritäten. Tritt auch mit ausländischen Kameraden in Tauschverbindung.

A. 100, postlagernd Marburg (Hessen), hat 19 Münzen vom Jahre 1807 bis 1870 und einige Schmetterlinge zu vertauschen. Möchte auch mit einigen Kameraden Hessens, welche sich mit Photographie beschäftigen, in Briefwechsel treten.

Liebe Kameraden! Schreibt mir, bitte, was ihr für eine garantiert echte Sachsen 3 Pfg. rot verlangt. Max Risdorf in Frankfurt a. M., Neue Mainzerstraße 43.

Alte deutsche Silber- und Kupfermünzen sucht und tauscht Hermann Elbers in Hannover, Sophienstraße 7.

P. Renfer in Biel, K. Bern, Obergäßli 20, hat eine Buchdruckerpresse mit Lettern gegen eine Schmetterlings- oder Käfersammlung in Kasten, ferner Pflanzen gegen andre abzugeben.

Oskar Weinhold in Saargemünd, Lothr., Frankreichstr. 51, sucht eine Dampfmaschine, bietet dagegen eine Briefmarkensammlung von 700 verschied. Exempl. u. a.

Karl Bittel jr. in Worms, Siegfriedstraße, möchte seine Bleisoldaten gegen eine Buchdruckerpresse mit 500 Lettern vertauschen.

Erich Sengewald in Basel, Schweiz, St. Alban-Anlagen 70, sucht Eichhörnchen, Ringelnatter, Blindschleiche, Igel, Schildkröte, Meerschweinchen, Eule oder Dohle und bietet dagegen Schuberths Tierleben, einen großen Architektbaukasten, ein Mikroskop u. a. m.

Witzraketen.

Rätselhafte Inschrift: Dita mensa gen niger nedas sili benti G. affe. T. as. se!

Onkel: Wenn ich Dir 50 Pfg. gebe und dann 20 Pfg., wieviel hast Du dann?

Karlchen: 70 Pfg.

Onkel: Wenn ich dann aber noch 2.30 Mk. hinzulege?

Karlchen: Gar nichts, denn dann nimmt's der Papa.

Aufschneidereien. „Wenn ihr von Salben sprecht," sagte der alte Bill in Lexington, „da kann ich ein Wort mitreden. Mein Vater fertigte eine Salbe an — schade, daß das Rezept mit ihm zu Grabe getragen wurde — die heilte alles. Als ich ein kleiner Knabe war, ließ er eines Tages einem jungen Hund den Schwanz abhacken. Nur um seine Salbe zu probieren schmiert er ein wenig davon auf den Schwanzstummel — und in acht Tagen war dem Hund sein Schwanz wieder gewachsen. Aber das ist noch gar nichts," fuhr Bill fort, als er sah, daß die Gesichter seiner Zuhörer Erstaunen ausdrückten; „ich fand im Hofe den abgehauenen Schwanz und schmierte Salbe an das abgehackte Ende. Why boys — ihr mögt es glauben oder nicht — der Schwanz wuchs sich zu einem Hunde aus und der sah dem andern so ähnlich, wie ein Ei dem andern."

„Ah, Fritze, Du hast Dir eine Hochlandsjoppe gekauft! Willst Du in den Herbstferien eine Gebirgstour machen, was?"

Fritze: „Nee! Zieh' morgen in meine neugemietete Bude, Dachstube, sechs Treppen hoch."

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 48.

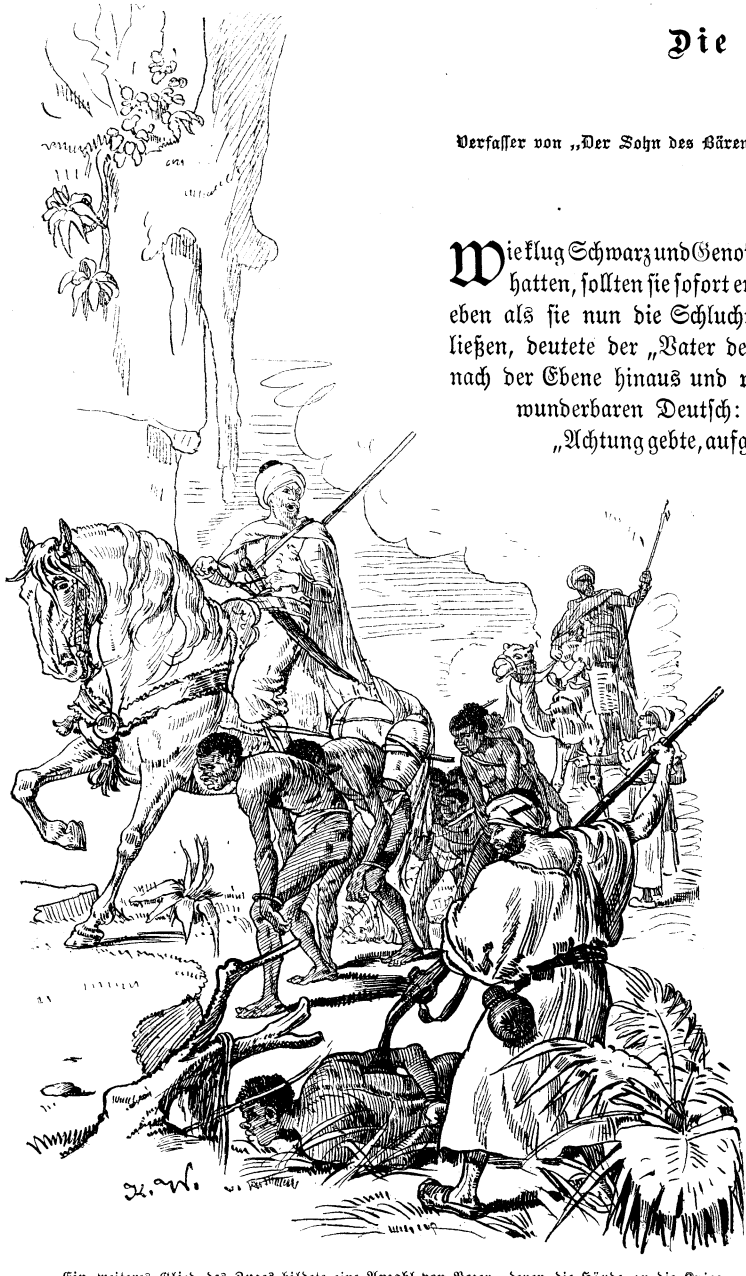
Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)



— Ein weiteres Glied des Zuges bildete eine Anzahl von Neger, denen die Hände an die Kniee festgebunden waren, so daß sie in gebückter Stellung, mit wagerechtem Oberkörper, gehen mußten. —

Wie klug Schwarz und Genossen gehandelt hatten, sollten sie sofort erkennen, denn eben als sie nun die Schlucht wieder verließen, deutete der „Vater der elf Haare“ nach der Ebene hinaus und rief in seinem wunderbaren Deutsch:

„Achtung gebte, aufgepaßte! Dort feint erscheinte Punkte, schwarz und sich bewegte. Was mag da kommte für Leute, nicht freundliche, sondern feindliche? Wir wollt uns versteckte, damit sie nicht kann sehente auch Punkte, unsrige!“

Die Männer zogen sich schnell in das Gebüsch und dann unter die Bäume zurück. Da, am Rande des Waldes und von den Sträuchern verdeckt, konnten sie sehen, ohne selbst gesehen zu werden.

Es waren erst nur vier oder fünf Punkte gewesen; ihnen folgten aber mehr und immer mehrere, und nach kurzer Zeit sah man eine sehr lange und schmale Linie, welche sich schnurgerade, wie mit dem Lineal gezogen, auf die Schlucht zubewegte. Die Punkte wurden größer. Schon nach zehn Minuten konnte man erkennen, daß voran fünf Reiter waren, denen mehrere Fußgänger folgten. Nach abermals fünf Minuten überblickte man bereits den ganzen Zug, welcher sich in der Ordnung fortbewegte, daß hinter zehn oder noch mehr einzeln einander folgenden Fußgängern immer einige Reiter kamen.

„Das ist Abu el Mot mit seinen Menschenjägern und den geraubten Negern,“ sagte Pfotenhauer. „Sie kommen, wie gut, daß wir nicht lange auf sie zu warten brauchen! Nun wird der Tanz ja bald beginnen!“

„Ein trauriger Tanz, wenn auch nicht für uns, so doch für unsre Gegner,“ antwortete Schwarz. Und sich zu dem Könige wendend, fügte er hinzu:

„Ich bleibe mit meinem Freunde hier um die Karawane zu beobachten; ihr aber kehrt zu unsern Leuten zurück, um sie von der Ankunft der Erwarteten zu benachrichtigen. Sie sollen bleiben, wo sie sind, und den Platz ja nicht eher verlassen, als

bis wir kommen. Den beiden Homr und Dauwari steckt ihr Knebel in den Mund, damit sie nicht etwa durch Geschrei ihre und unsre Anwesenheit vorzeitig verraten können."

Der König folgte mit den andern dieser Aufforderung und entfernte sich, und die beiden Zurückbleibenden richteten ihre Aufmerksamkeit wieder auf den nahenden Zug. Sie sahen einen Reiter, welcher vom Ende desselben nach der Spitze galoppierte, jedenfalls um den dort Befindlichen einen Befehl zu erteilen.

„Das ist Abu oder Abd el Mot," sagte Pfotenhauer. „Er wird halt jemand vorausſenden, um nachschauen zu lassen, ob hier in dera Schlucht alles in Ordnung ist."

Er hatte sich nicht geirrt, denn zwei von den fünf Reitern trennten sich von dem Zuge und kamen im Galoppe herbei; es waren bärtige Kerls mit sonnverbrannten Gesichtern. Sie schienen die Anwesenheit eines Menschen für unwahrscheinlich zu halten, denn sie beobachteten nicht die geringste Vorsicht, sondern sprengten ganz offen heran und in die Schlucht hinein. Nach kurzer Zeit kamen sie wieder heraus und ritten zurück, um ihrem Anführer Meldung zu machen.

Der Zug war inzwischen so nahe herangekommen, daß man jede einzelne Gestalt, wenn auch nicht die Gesichtszüge, erkennen konnte. Schwarz atmete tief und hörbar; er ballte die Hände und sagte:

„In zehn Minuten werde ich wissen, ob mein Bruder dabei ist, also ob er noch lebt oder nicht. Wehe diesem Gesindel, wenn ich ihn nicht erblicke! In diesem Falle gibt es keine Gnade und Barmherzigkeit!"

Nun bot sich den beiden ein Anblick, welcher ihre Herzen erzittern machte. Sie hatten eine Ghasuah, eine Sklavenkarawane vor sich.

Von dem Pferde eines der vorderen Reiter ging ein Seil aus, welches um die Hälse von fünfzehn hintereinander schreitenden männlichen Negern, deren Hände man auf den Rücken gebunden hatte, geschlungen war. Die Schwarzen waren vollständig unbekleidet und ihre Körper mit aufgesprungenen Schwielen bedeckt. Sie hatten wohl nicht die verlangte Fügsamkeit gezeigt und infolgedessen die Peitsche bekommen.

Nun folgten drei Reiter und hinter denselben zwölf Neger, welche ebenso gefesselt waren. Außerdem trug oder vielmehr schleppte jeder einen schweren Holzklotz je an einem Fuße. Auch sie waren mit Schwielen bedeckt und konnten sich kaum mehr fortbewegen.

Hinter diesen und wieder andern Reitern kam eine Reihe von Sklaven, welche die gefürchtete Schebah trugen, eine schwere Holzgabel, in welcher der Hals des Gefangenen steckt.

Dann kamen schwache Frauen und Mädchen, welche Lasten schleppten, unter denen sie fast zusammenbrachen. Dabei waren ihnen kurze Stricke an die Fußknöcheln gebunden, so daß sie nur kleine Schritte machen und an Flucht nicht denken konnten. Ihnen folgten eng gefesselte Knaben, deren Gesichter zum Erschrecken unförmlich geschwollen waren. Man hatte ihnen die Guluf geschnitten, das sind drei Messerschnitte in jede Wange gemacht, als ewiges, sichtbares Zeichen der Sklaverei. Die Wunden eiterten und wurden von Insekten durchwühlt.

Ein weiteres Glied des Zuges bildete eine Anzahl von Negern, denen die Hände an die Kniee festgebunden waren, so daß sie in gebückter Stellung, mit wagerechtem Oberkörper gehen mußten. Kurz, die Feder sträubt sich, die Qualen zu schildern, welche man angewendet hatte, um die Gefangenen gefügig zu machen und sie an der Flucht zu verhindern. Einer Mutter war sogar der verwesende Leichnam eines wohl achtjährigen Knaben, jedenfalls ihres Kindes, auf den Rücken gebunden worden. Sie hatte unter stetem Weinen nach ihm verlangt und da war er erschossen und in dieser schrecklichen Weise mit ihr vereinigt worden.

Man sah es allen an, daß sie ermüdet waren und vor Hunger und Durst fast verschmachteten. Sie hatten während der ganzen Nacht marschieren müssen.

Das alles bemerkte Schwarz zunächst noch nicht; er suchte nach seinem Bruder und hatte kein Auge für etwas andres. Der Zug verschwand mehr und mehr im Eingange der Schlucht, und noch hatte er ihn nicht entdeckt. Sein Puls begann zu fiebern und sein Atem zu fliegen. Er knirschte mit den Zähnen, daß Pfotenhauer es hörte. Dieser versuchte ihn zu beruhigen:

„Verlieren's nur die Hoffnung nit. Noch sind die Anführer nit vorüber, und grad bei diesen, denk' ich, müssen sich solche Gefangene befinden, wie Ihr Bruder und der Elefantenjäger sind."

Jetzt näherten sich zwei Reiter, welche weiße Haïks trugen und nebeneinander ritten. Kaum hatte Schwarz das Gesicht des einen, wenn auch nur erst von weitem, erblickt, so stieß er hervor:

„Abu el Mot! Da ist er endlich!"

„Ja, das ist er," nickte Pfotenhauer, „und der andre ist Abd el Mot. Und schauen's, wer kommt da gleich hinter ihnen! Er lebt, er lebt! Sehen's ihn neben dem Sejad ifjal?"

Sie waren es, Joseph Schwarz und der Elefantenjäger. Sie sahen verhältnismäßig wohl aus, trugen ihre Anzüge noch und schauten ziemlich trotzig drein. Von Ergebung in ihr Schicksal fand sich in ihren Zügen keine Spur.

„Gott sei Dank!" hauchte Schwarz. „Ich möchte hinspringen und ihn herausreißen!"

„Da verderben's alles!"

„Das weiß ich wohl. Ich muß mich beherrschen. Aber sagen will ich es ihm, daß ich da bin."

„Um des Himmels willen, verraten Sie uns nit!" raunte ihm der Gefährte ängstlich zu.

„Haben Sie keine Sorge! Ich gebe ein Zeichen, welches Joseph genau kennt."

Der Elefantenjäger und sein Leidensgenosse waren Seite an Seite so aneinander gefesselt, daß sie nicht auseinander und auch die Arme und Hände nicht bewegen konnten. Außerdem hatte man jedem einen Strick um den Leib geschlungen und an die Steigbügel Abd el Mots befestigt. Schon waren sie der Schlucht nahe, da ließ sich das eigentümliche Gekrächze eines Geiers hören. Niemand achtete auf dasselbe, denn Geier gibt's im Sudan massenhaft; Joseph Schwarz aber warf sofort den Kopf empor; seine Wangen röteten sich, und seine Augen leuchteten auf. Er sah rechts über die Büsche hinüber, woher der Laut gekommen war, und erblickte zwischen den vordersten Bäumen einen Arm, welcher ein Gewehr schwang. Er hatte seinen Schritt nicht für einen Augenblick inne gehalten und senkte nun den Kopf wieder nieder. Er besaß Selbstbeherrschung genug, sein Entzücken zu bemeistern. Ganz, ganz leise aber flüsterte er seinem Gefährten, mit dem er eben durch den Eingang schritt, zu:

„Welch ein Glück, daß Abu el Mot nicht auf den Schrei dieses Geiers achtete!"

„Warum?" fragte der andre ebenso leise.

„Es war kein Vogel, sondern mein Bruder."

„Allah ja Allah! Wer soll — — —“

„Still, nicht so laut! Man hört es ja! Ich kenne dieses Krächzen ganz genau; es hat uns auf unsren Reisen in fernen, gefährlichen Ländern oft als Mittel gedient, uns zusammenzufinden, ohne uns rufen zu müssen, wenn wir uns für kurze Zeit getrennt hatten. Ist er allein, oder hat er noch andre mit, das ist ganz gleich: er holt uns heraus, mitten aus dem Lager, und zwar ganz gewiß noch heute abend oder spätestens in der Nacht. Lassen wir aber nichts von unsrer Hoffnung merken!“

Emil Schwarz hatte gesehen, daß sein Zeichen gehört und erkannt worden war; damit gab er sich zunächst zufrieden. Er wußte nun, daß sein Bruder morgen frei sein werde. Er wartete, bis die letzten Sklaven und ihre Peiniger in der Schlucht verschwunden waren, und kehrte dann mit Pfotenhauer nach der Höhe zurück.

„Was thun wir nun zunächst?“ fragte dieser, als sie nebeneinander eiligst emporstiegen. „Fallen wir gleich über sie her?“

„Nein, denn da würden sie meinen Bruder sofort töten. Ich werde, wenn wir oben angekommen sind, sagen, wie wir uns meiner Ansicht nach zu verhalten haben. Ich begreife wirklich nicht, wie dieser sonst so kluge Abu el Mot es wagen kann, in der Schlucht zu lagern, in welcher wir ihn so prächtig einzusperren vermögen. Es genügen wenige Leute, den Eingang zu verschließen, so daß er nicht heraus kann. Ueberdies sind wir ihm beziehentlich der Anzahl weit überlegen und können seine Leute von oben herab mit unsern Kugeln gemütlich wegputzen, ohne selbst in die geringste Gefahr zu kommen. Es ist gar kein Zweifel daran, daß er verloren ist; aber wir dürfen dennoch nicht mit Gewalt vorgehen, da wir sonst meinen Bruder und den Elefantenjäger, vielleicht auch die geraubten Sklaven in die Gefahr bringen, getötet zu werden. Ein Mensch, welcher seinen sichern Untergang vor Augen sieht, ist bei den Gesinnungen dieses Abu el Mot zu allen Schandthaten fähig.“

Der König hatte die ihm erteilte Weisung gut ausgeführt. Als die beiden oben ankamen, waren alle Leute zur Stelle, und keiner hatte den Platz verlassen. Der „Sohn des Geheimnisses“ trat auf Schwarz zu und fragte:

„Herr, ich habe mich über meinen Vater sehr geängstigt. Die Sklavenkarawane ist angekommen. Ist der Elefantenjäger dabei?“

„Ja; wir haben ihn gesehen.“

„Und wie ging es ihm? Wie sah er aus?“

„Sehr gut, unter den gegebenen Verhältnissen.“

„Allah sei Dank! Wehe den Sklavenjägern, wenn es uns nicht gelingt, ihn unverletzt zu befreien!“

„Es wird uns gelingen; du darfst dich darauf verlassen. Uebrigens weiß er schon, daß die Rettung nahe ist. Mein Bruder war bei ihm, und diesem gab ich ein Zeichen, aus welchem er ersehen hat, daß ich mich hier befinde.“

„So wollen wir ja nicht säumen, sondern sofort angreifen!“

„Nein; wir werden vorher in Unterhandlung mit Abu el Mot treten.“

„Warum das? Sie haben keine Ahnung von unsrer Anwesenheit. Wenn wir plötzlich über sie herfallen, so wird der Schreck sie so lähmen, daß wir Sieger sind, ehe sie an Widerstand gedacht haben.“

„Selbst wenn diese deine Voraussetzung sich bewahrheitete, würde Menschenblut fließen, und das möchte ich vermeiden. Ich denke aber, daß die beiden Anführer der Karawane zwar überrascht sein, aber ihre Besinnung keineswegs verlieren würden. Das erste, was sie thun würden, wäre, daß sie deinen Vater und meinen Bruder töteten. Sollen wir diese beiden einer solchen Gefahr aussetzen?“

„Nein, Herr, nein,“ antwortete der Jüngling schnell. „Aber wie willst du es denn anfangen, sie zu retten?“

„Das werdet ihr jetzt hören.“

Er teilte seinen Plan mit, und nach kurzer Beratung wurde derselbe angenommen, denn man sah ein, daß man nichts Besseres thun könne.

Nun setzten sich die Krieger in Bewegung, um die Schlucht zu umzingeln. Das geschah so leise und vorsichtig, daß die in derselben Befindlichen nichts davon bemerkten. Nach zehn Minuten war der Rand der Felsen rundum mit Leuten besetzt, welche für alles, was geschehen konnte, ihre bestimmten Weisungen erhalten hatten.

Von allen Untergebenen waren die Soldaten aus Faschodah jedenfalls die zuverlässigsten, und darum hatte Schwarz die Bestimmung getroffen, daß diese den Eingang zur Schlucht besetzen sollten. Der König, Hasab Murat und der „Vater der Hälfte“ erhielten den Befehl über die Truppen, welche hier oben standen. Schwarz marschierte mit den Soldaten hinunter Bei ihm befanden sich Pfotenhauer, der Slowak, der Hadschi und der „Sohn des Geheimnisses.“ Der „Sohn der Treue“ hatte bei seinem Vater oben bleiben wollen.

Dauwari und die beiden Homr wurden mitgenommen. Sie konnten infolge der Bastonnade den Berg nicht hinabsteigen und mußten getragen werden. Sie hatten die getroffenen Vorbereitungen beobachtet und wußten also, daß es für Abu el Mot keine Hoffnung auf Entkommen gab.

Die Sorglosigkeit, mit welcher dieser Mann heute verfuhr, war wirklich erstaunlich. Als Schwarz mit seinen Leuten unten ankam, sah er, daß nicht einmal der Eingang besetzt worden war. Er näherte sich demselben noch nicht, sondern blieb zunächst unter den Bäumen halten, um den genannten drei Gefangenen die notwendigen Weisungen zu erteilen.

„Ich gebe euch Gelegenheit, eure Sünden wenigstens so weit gut zu machen, daß ich euch später eure Freiheit zurückgeben kann,“ sagte er zu ihnen. „Ich werde jetzt eure Fesseln lösen lassen, damit ihr zu Abu el Mot in die Schlucht gehen könnt. Eure Füße werden euch wohl für diese kurze Strecke tragen. Sagt ihm, daß er vollständig eingeschlossen ist; sagt ihm auch, welche Waffen wir tragen und wieviel Köpfe wir zählen. Das wird ihn veranlassen, klug und nachgiebig zu sein. Ich stelle ihm folgende Bedingungen: Er hat den Elefantenjäger und meinen Bruder sofort auszuliefern, und zwar nebst allem ihrem Eigentum, welches er ihnen abgenommen hat; ferner soll er sich selbst und Abd el Mot gefangen geben; thut er das, so soll beider Leben von uns geschont werden. Geht er auf diese Bedingungen ein, so werden wir alle seine Leute entlassen, ohne daß ihnen etwas Uebles geschieht. Weist er aber meine Forderungen von sich, so werden wir keine Gnade walten lassen. Ihr selbst wißt sehr genau, daß die ganze Karawane sich in unsrer Gewalt befindet. Es ist zu eurem eigenen Vorteile, ihn zur Annahme meiner Bedingungen zu bewegen, da sein Schicksal auch das eurige sein wird. Fügt er sich, so werdet ihr frei; zwingt er uns aber zum Kampfe, so werdet ihr mit erschossen.“

Die drei blickten finster vor sich hin; sie waren überzeugt, daß Abu el Mot nicht auf diese Bedingungen eingehen werde. Darum meinte der eine Homr:

„Kannst du nicht andre Forderungen stellen, welche milder sind?“

„Welche denn? Es gibt keine milderen. Ich schenke euch allen das Leben, welches ihr verwirkt habt. Was wollt ihr mehr verlangen!“

„Ich bin überzeugt, daß er sich weigern wird.“

„So rennt er ins Verderben.“

„Dürfen seine Krieger erfahren, was du von ihm verlangst?“

„Ja. Es ist mir sogar sehr lieb, wenn ihr es ihnen mitteilt. Vielleicht besitzen einige von ihnen so viel Verstand, ihm zuzureden und zur Ergebung zu bewegen. Besonders von euch erwarte ich das ganz bestimmt. Euer Leben ist in eure eigene Hand gegeben.“

„Und auf welche Weise soll dir mitgeteilt werden, was er beschlossen hat?“

„Er mag mir einen Mann senden, welcher Vollmacht zur Unterhandlung hat.“

„Werdet ihr diesen nicht zurückbehalten?“

„Nein. Ich gebe dir die Versicherung, daß er, sobald es ihm beliebt, zurückkehren kann.“

„Er mag sein, wer er will?“

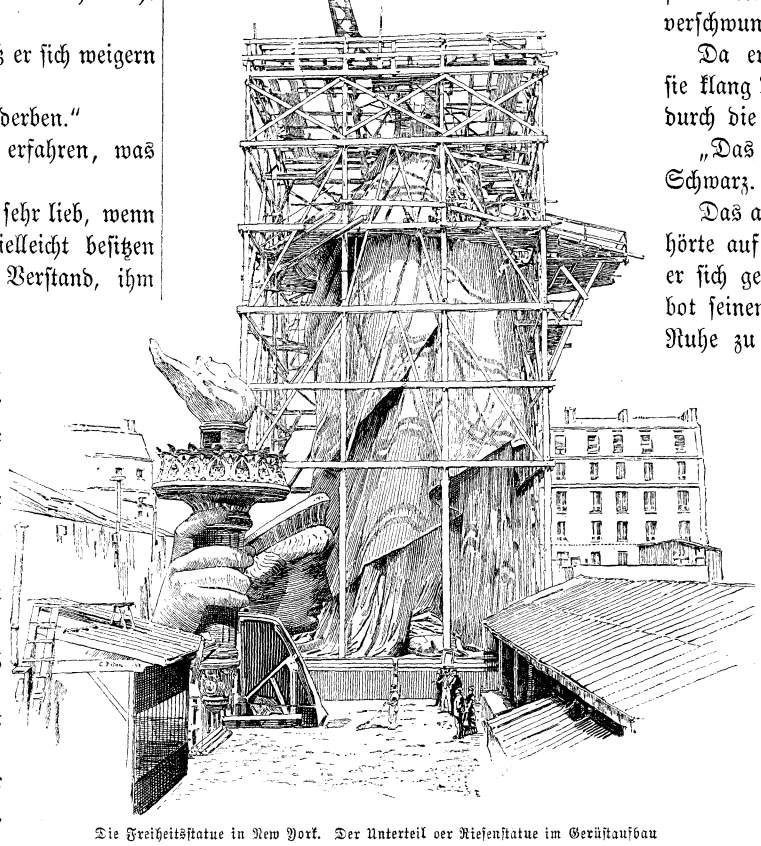
„Ja.“

„Wie aber, wenn Abu el Mot sich entschlösse, selbst zu kommen?“

„Ich würde selbst in diesem Falle mein Wort halten. Wir würden ihn als Parlamentär betrachten, dessen Person, Freiheit und Eigentum unverletzlich sind. Wir würden also seiner Rückkehr nicht das Geringste in den Weg legen. Ja, ich wäre sogar bereit, ihn umherzuführen und ihm unsre Stellung zu zeigen, damit er erkenne, daß Hartköpfigkeit ihn ins Verderben führen muß. Nun wißt ihr alles und könnt gehen.“

Er nahm ihnen die Fesseln ab und sie hinkten auf ihren verletzten Füßen davon. Sobald sie in dem Eingange verschwunden waren, wurde derselbe von den Soldaten besetzt. Eine Anzahl derselben mußten schleunigst Büsche fällen, mit denen er verbarrikadiert werden sollte. Auf diese Weise erhielt man Deckung gegen die feindlichen Kugeln, falls, was allerdings kaum zu erwarten war, Abu el Mot auf den Gedanken kommen sollte, einen sofortigen Angriff vorzunehmen.

Schwarz stellte sich mit Pfotenhauer so auf, daß er einen freien Blick in die Schlucht hatte. Er sah, daß die geraubten Neger nach dem hintern



Die Freiheitsstatue in New York. Der Unterteil der Riesenstatue im Gerüstaufbau

Teile derselben geschafft worden waren. Vorn waren die Sklavenjäger fleißig beschäftigt, diejenigen Vorkehrungen zu treffen, welche bei der Errichtung eines Lagers gebräuchlich sind. Rechts oben auf dem Damme spannte man ein Zelt auf, welches jedenfalls für die beiden Anführer bestimmt war. Die Leute schwärmten wirr durcheinander, und jeder war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß man zunächst das Nahen der drei Abgesandten gar nicht bemerkte und ebensowenig es beachtete, daß fremde Krieger sich vorn am Eingange festgesetzt hatten.

Nun aber waren die drei nahe hinzugekommen und sprachen einen der Jäger an. Schwarz sah, daß sie nach rückwärts zeigten. Der Blick des Mannes folgte dieser Richtung — — ein lauter Ruf des Schreckes und der Warnung, und aller Augen richteten sich nach dem Eingange, wo Schwarz seinen Soldaten befahl, die Gewehre anzulegen, als ob sie zu schießen beabsichtigten.

Jetzt gab es einen unbeschreiblichen Wirrwarr in der Schlucht. Man schrie; man eilte zu den Waffen; man rannte ratlos hin und her; jeder wollte etwas zu seiner Verteidigung, zu seinem Schutze thun, und wußte doch nicht was. Die drei Boten waren nicht mehr zu sehen; sie waren in dem Menschenknäuel verschwunden.

Da ertönte eine laute Stimme; sie klang dumpf und hohl, war aber durch die ganze Schlucht zu hören.

„Das ist Abu el Mot,“ sagte Schwarz. „Er gebietet Ruhe.“

Das angstvolle Rufen und Laufen hörte auf; jeder blieb da stehen, wo er sich gerade befand. Schwarz gebot seinen Leuten, die Gewehre in Ruhe zu setzen. In der Schlucht herrschte jetzt die tiefste Stille, wohl eine ganze Viertelstunde lang; aber es schien das die Stille vor dem Sturme zu sein, denn jeder hatte seine Waffen ergriffen, und alle warfen den am Eingange Stehenden drohende Blicke zu.

Da gab sich eine kleine Bewegung zu erkennen. Die Leute wichen an einer Stelle zurück, und es trat ein Mann hervor, welcher sich langsam und zögernd den Belagerern näherte. Er hatte keine Waffen bei sich und trug als Zeichen des Friedens einen Palmenwedel in der Hand. Als er bis auf ungefähr zwanzig Schritte herangekommen war, blieb er stehen, schwenkte den Wedel und grüßte:

„Sallam! Darf ich zu euch kommen und frei wieder gehen?“

„Ja, denn ich habe es versprochen,“ antwortete Schwarz. „Komm also getrost!“

Der Mann trat vollends herbei. Er war ein gewöhnlicher Askeri, den Abu el Mot jedenfalls nur zur Probe abgesandt hatte, um zu erfahren, ob seine Gegner nicht vielleicht hinterlistig handeln würden.

„Mich sendet Abu el Mot,“ sagte er. „Er möchte selbst mit euch sprechen und läßt fragen, ob er wirklich ohne Hindernis zurückkehren darf, falls er nicht einig mit euch wird.“

„Sage ihm, daß ich es versprochen habe und mein Wort halten werde.“

„Er soll also kommen?“

„Ja. Aber er darf keine Waffe bei sich haben, wie sich das ja ganz von selbst versteht.“

„So kehre ich zu ihm zurück, um ihm diese Botschaft auszurichten. Sallam!"

Er drehte sich um und schritt von dannen, zögernd und langsam; dann drehte er sich um, warf einen froherstaunten Blick zurück und rannte nun fort, als ob er einer ganz entsetzlichen Gefahr entgangen sei. Er hatte also doch nicht getraut, sondern vielmehr geglaubt, daß man ihn festhalten und nicht wieder fortlassen werde.

„Lieber Himmel, wirft dieser Kerl seine Beine, als ob er's extra bezahlt bekäm'!" lachte Pfotenhauer. „Der ist höllisch froh, daß wir ihn nit aufg'fressen haben."

„Wer freßte Schlingel, solchen, der seinte nicht bei Sinnen, gesundheitlichen," antwortete der „Vater der elf Haare". „Da seinte viel besser ein Stück Braten, schweiniger, oder ein Schnitzel mit Paprika, kalbfleischiges. Schaunte Sie, schaunte! Da kommte Abu el Mot in Person, eigener."

Er hatte recht. Die Schar der Sklavenjäger öffnete sich wieder, und der Genannte trat hervor. Seine lange, schmale Gestalt stolz und aufrecht haltend, kam er langsam und würdevoll näher. Er trug keine Waffe in seinen Händen und hielt den Blick zum Boden gerichtet. Erst als er fast unmittelbar vor Schwarz stand, blickte er auf.

„Sallam!" grüßte er ebenso kurz, wie vorhin sein Bote. „Ich hoffe, daß du dein Wort wahr machen und mich nicht zurückhalten wirst!"

„Wenn du meine Bedingungen erfüllt hast, ja."

„Welche?"

„Unbewaffnet zu kommen."

„Schau her! Oder laß mich untersuchen, ob auch nur eine Nadel zu finden ist!"

Er schlug seinen Haïk auseinander. Schwarz winkte ab und antwortete:

„Ich glaube dir. Du kannst also, sobald unser Gespräch zu Ende ist, zu den Deinen zurückkehren."

„Auch wenn ich nicht auf deine Wünsche eingehe?"

„Auch dann."

„So wollen wir hinausgehen und draußen beraten!"

Er wollte sich zwischen dem Felsen und dem Buschwerke, mit welchem der Eingang schon hoch angefüllt war, vorüberdrängen; Schwarz aber wies ihn zurück und sagte:

„Halt! So schnell geht das nicht. Wenn du heraus willst, so sind besondere Vorsichtsmaßregeln nötig."

„Welche denn?" fragte Abu el Mot im Tone beleidigten Erstaunens.

„Ich müßte dir die Hände auf den Rücken binden."

„Warum?"

„Damit du nicht entfliehen kannst."

Der Sklavenjäger lachte höhnisch auf.

„Entfliehen? Was fällt dir ein! Ich werde fliehen, wo ich überzeugt bin, daß ihr in meine Hände gegeben seid und ich endlich Rache nehmen kann! Du hast ja gehört, daß ich die Bedingung gestellt habe, zurückkehren zu können!"

„Das überzeugt mich noch nicht."

„Aber, wie könnte ich euch denn entkommen? Selbst wenn es mir dadurch gelänge, daß ich schnell in die Büsche spränge, so hätte ich damit allem meinem Eigentume entsagt und müßte, da ich weder Waffen noch sonstiges bei mir trage, in dieser Wildnis elend umkommen."

„Pah! Du würdest dich einige Tage lang von Früchten nähren und irgend eine Seribah aufsuchen. Uebrigens aber bist du nicht so arm und so waffenlos, wie du es scheinen lassen willst."

„Wieso?"

„Du hast nur die Sklaven bei dir. Wo aber sind die geraubten Herden?"

Ueber das toteshagere Gesicht des Alten ging ein ärgerliches Zucken, dann antwortete er, abermals lachend:

„Herden? Ich begreife dich nicht!"

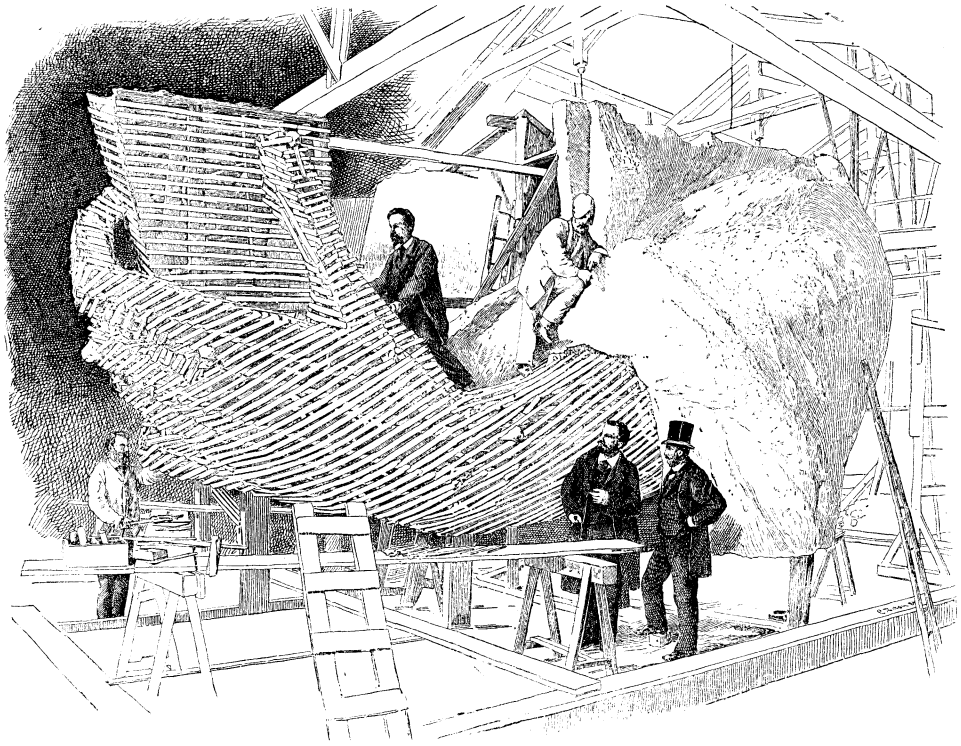
„Könnte einer von uns beiden den andern nicht begreifen, so müßte ich es sein. Ich verstehe nämlich nicht, mich nach allem, was du erlebt und erfahren hast, noch immer für einen dummen Menschen zu halten. Wenn ihr euch auf der Sklavenjagd befindet, so nehmt ihr nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere und alles, was irgend einen Wert für euch hat. Ich bin überzeugt, daß ihr euch die Herden von Ombula angeeignet habt. Abd el Mot ist von dort aus sogar noch weiter gezogen und wird auch dort noch reiche Beute gemacht haben."

„Du irrst. Wir haben nur Sklaven gemacht. Hätten wir auch Pferde, Rinder, Schafe und Kamele, so würdest du dieselben doch bei uns sehen."

„Glaube nicht, mich irre machen zu können. Du wolltest uns hierher locken, um uns zu vernichten. Dabei wären dir die Herden im Wege gewesen. Darum und weil sie dich außerdem am schnellen Fortkommen hinderten, hast du sie zurückgelassen."

„Welche Klugheit, welche großartige Klugheit du da entwickelst!" höhnte Abu el Mot. Aber es war ihm anzusehen, daß dieser Hohn ihm nur als Maske diente, seinen Aerger und seine Enttäuschung zu verbergen.

„Wenn es dir also gelänge, uns jetzt



Die Freiheitsstatue in New York. Modellgerüst für die linke Hand.

zu entkommen," fuhr Schwarz fort, „so würdest du zu diesen Herden eilen. Die Leute, welche du zur Bewachung derselben zurückgelassen hast, könnten dich mit Waffen versehen. Es würde dir dann leicht sein, den heutigen Verlust zu verschmerzen und dein altes, verbrecherisches Leben von neuem zu beginnen."

„Und das willst du wohl nicht dulden?"

„Allerdings nicht."

„So! Wer hat dich zum Richter über mich gesetzt?"

„Das Gesetz, welches in diesen Gegenden das herrschende ist."

„Ich lache deiner! Mir wurde gesagt, du habest so viele Krieger bei dir, daß es dir leicht sei, uns hier in der Schlucht zu erdrücken. Kannst du das beweisen?"

„Sehr leicht."

„Womit?"

„Dadurch, daß ich dich rund um die Schlucht führe, um dir zu zeigen, daß du vollständig eingeschlossen bist."

„So thue es!"

„Gern, doch nur unter der Bedingung, daß du dir die Hände binden lässest."

„Was fällt dir ein! Ich, Abu el Mot, soll mir die Hände binden lassen! Bist du toll!" brauste der Alte auf.

„Mäßige dich!" warnte Schwarz. „Wenn du grob wirst, so schlage ich dir die Peitsche über das Gesicht, obgleich ich die Güte gehabt habe, dich als Parlamentär betrachten zu wollen! Wer ist denn Abu el Mot? Etwa ein Ehrenmann, ein Heiliger, dem man Verehrung schuldet? Ein Dieb und Räuber ist er, den man vertilgen muß wie das schädlichste und giftigste der Ungeziefer. Thue ich dir den Willen, dich herumzuführen, so ist das eine Gefälligkeit, welche kein andrer dir erweisen würde, und dafür hast du dich meiner Anordnung zu fügen. Willst du das nicht, so habe ich nichts dagegen; aber du mußt auch darauf verzichten, dir meine Veranstaltungen anzusehen."

Der Ton, in welchem Schwarz dies sprach, blieb nicht ohne Wirkung. Außerdem mußte Abu el Mot natürlich sehr viel daran liegen, genau erfahren zu können, in welcher Lage er sich befand. Darum sagte er:

„Nun, ich will zugeben, daß es keine Schande ist, wenn ich mir freiwillig Fesseln anlegen lasse. Aber ich hoffe, daß sie mir dann wieder abgenommen werden!"

„Selbstverständlich!"

„Gut, so bindet mich! Ich will mich darein ergeben."

Jetzt wurde ihm erlaubt, den Verhau zu passieren; er hielt die Hände hin, die ihm auf dem Rücken festgebunden wurden. Vier Soldaten nahmen ihn in ihre Mitte, und dann begann der Rundgang, an welchem sich nur Schwarz mit beteiligte. Pfotenhauer blieb bei den Soldaten zurück, da er glaubte, sich mehr auf sich selbst, als auf den Anführer derselben verlassen zu können. Es war ja immerhin möglich, daß Abu el Mot eine Heimtücke plante und den Befehl gegeben hatte, während seiner und der Deutschen Abwesenheit den Ausgang zu erzwingen.

War der Alte vielleicht der Ansicht gewesen, daß ihm von den drei Boten seine Lage zu schwarz geschildert worden sei, so sah er jetzt ein, daß er sich geirrt habe. Während er oben dem Rande der Schlucht folgte und die dort stehenden Leute zählte, wurde seine Miene immer nachdenklicher. Er betrachtete ihre Waffen; er sah die finster drohenden Blicke, welche auf ihn geworfen wurden und gewann die Ueberzeugung, daß er mit Gewalt nichts ausrichten könne und sich nur auf seine List und Verschlagenheit verlassen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Die Freiheitsstatue im Hafen von New York.

Die sieben Wunderwerke des Altertums sind euch, liebe Kameraden, bekannt. Es gehörte dazu außer den ägyptischen Pyramiden, den hängenden Gärten zu Babylon, dem Tempel der Diana zu Ephesos, der Bildsäule des Olympischen Zeus von Phidias, dem Mausoleum in Halikarnaß und dem Leuchtturm (Pharos) bei Alexandria, insbesondere auch der Koloß von Rhodos, nicht sowohl wegen seiner Größe, als auch wegen des kunstreichen, für jene Zeit bewundernswerten Erzgusses. Er war dem Sonnengott geweiht und stand in der Nähe der Einfahrt zum Hafen der Stadt Rhodus, nicht, wie früher angenommen wurde, über demselben, gleichsam als Thor, durch welches die Schiffe hätten hindurchsegeln müssen. Er war 45 m hoch, hatte 700 Centner Metall erfordert und war im Jahre 280 v. Chr. durch den Bildhauer Laches, nach den Angaben des Chares, eines Schülers von Lysippos, vollendet worden. Er stand nur kurze Zeit, denn schon im Jahre 224 v. Chr. wurde er durch ein Erdbeben niedergestürzt und 870 Jahre lang lagen die Trümmer umher, bis nach der Eroberung von Rhodos durch die Araber der Feldherr Moawijah sie an einen Juden verkaufte, der 900 Kamele damit belud. Nächst dem Rhodischen Koloß war das höchste derartige Werk die 30 m hohe Statue des Jupiter zu Tarent, von Lysippos. Die oben genannte Bildsäule des Zeus im Tempel zu Olympia maß nur 12 m in der Höhe. Bemerkenswert ist außerdem die 16 m hohe Statue der Pallas Athene, die auf dem Burgplatze zu Athen stand.

Im späteren Altertum und im ganzen Mittelalter weiß man nichts mehr von Kolossen, und erst die neuere Geschichte hat wieder einen solchen aufzuweisen. Es ist das im Jahr 1697 bei Arona am Lago Maggiore in Italien errichtete 21 m hohe Standbild des heiligen Borromäus, auf 13 m hohem Sockel. Die neueste Zeit hat sich wieder mehr dieser Geschmacksrichtung zugewandt, denn die Zahl der modernen Kolosse ist schon ansehnlich angewachsen. Die bedeutendsten darunter sind: 1) Die vor der Ruhmeshalle bei München stehende, am 7. August 1850 enthüllte, von Schwanthaler modellierte, von Miller gegossene Erzstatue der Bavaria. Sie ist bis zur Spitze des Kranzes 20,5 m hoch, steht auf einem 9,5 m hohen Postament und ist in ihrem Innern bis in den Kopf besteigbar. Das Erz dazu, gegen 1560 Centner, besteht meist aus türkischen Kanonen, die in der Seeschlacht bei Navarin versunken waren und von griechischen Tauchern zu Tage gefördert wurden. 2) Die Statue der heiligen Jungfrau zu Le Puy in Frankreich, 16 m hoch, 2000 Centner schwer, 1860 aus 213 in Sebastopol erbeuteten Kanonen gegossen. 3) Der Armin auf der 375 m hohen Grotenburg im Teutoburger Wald, bei Detmold, durch den Bildhauer Bandel (zum Teil aus Kupferplatten zusammengefügt, zum Teil gegossen), 17 m hoch, auf 40 m hohem Postament, weit über die Lande schauend, am 16. August 1875 im Beisein Kaiser

Wilhelms I. eingeweiht. 4) Die Germania, Nationaldenkmal auf dem 330 m hohen Niederwald bei Rüdesheim am Rhein, weniger merkwürdig durch ungeheure Größe, als durch Formenschönheit und Hoheit der ganzen Erscheinung. Es erhebt sich 10,6 m hoch auf einem 14 m hohen Postament und ist bei seiner hohen freien Lage, besonders nach Süden hin (wohl nicht ohne Vorbedacht), auf weite Entfernungen sichtbar. Aus freiwilligen Beiträgen bestritten (1 200 000 Mk.), ist die Figur nebst Reliefs ein Meisterwerk des Bildhauers Johannes Schilling in Dresden. Der Grundstein wurde am 16. September 1877 von Kaiser Wilhelm I. gelegt, der auch, im Beisein aller deutschen Fürsten, oder deren Vertreter, wie auch vieler Staatmänner und Heerführer, am 28. September 1883 die Einweihung vollzog.

Alle diese Kolosse, die des Altertums sowohl, wie der Neuzeit, werden aber weit überragt durch das am 28. Oktober 1886 eingeweihte Standbild der Freiheit, das sich auf der kleinen Bedloe-Insel im Hafen von New York erhebt. Es hat eine Höhe von 62 m und steht auf einem ebenso hohen Postament, so daß die Gesamthöhe also 124 m ausmacht. Es überragt die höchsten Gebäude von New York (die 100 m hohen Türme der Patricks-Kathedrale) weithin. Von den riesigen Dimensionen dieses Denkmals geben unsre Abbildungen, welche Teile des Kolosses während der Arbeit und (auf Seite 681) die Gesamterscheinung des Standbildes zur Anschauung bringen, einen Begriff. Dasselbe ist ein Geschenk der französischen Republik an die Vereinigten Staaten und soll ein Andenken an die am 4. Juli 1776 erfolgte Unabhängigkeitserklärung der damals noch von England abhängigen Vereinigten Staaten sein, weshalb dieses Datum auch mit riesigen Lettern auf die Tafel, welche die Statue in der linken Hand hält, eingegraben ist. Der Unterbau dagegen ist durch freiwillige Beiträge der Amerikaner hergestellt worden.

Der Schöpfer des Standbildes ist der am 2. April 1834 zu Kolmar im Elsaß geborene Bildhauer Friedrich August Bartholdy. Daß es keine Kleinigkeit, selbst für einen erprobten Künstler war, ein so riesenhaftes Werk harmonisch und den Gesetzen der Schönheit entsprechend herzustellen, ist leicht begreiflich. Nicht weniger als drei Modelle von verschiedener Größe mußte Bartholdy anfertigen, bevor er an die eigentliche Arbeit gehen konnte. Das erste Modell, nur einige Fuß hoch, war von Gips und diente nur dazu, die Idee des Meisters zur Anschauung zu bringen. Man kann sich denken, daß dieses Modell auch nicht so ohne weiteres aus seinem Kopfe hervorgegangen war, etwa wie Pallas Athene aus dem Kopfe des Zeus. Es wird ihn Kopfzerbrechens, Proben und Studien genug verursacht haben, bis es ihn befriedigte und er sich sagen konnte, daß es auch das Publikum befriedigen werde.

Nachdem das Modell von dem betreffenden Ausschuß die Genehmigung erhalten und die Dimensionen des Standbildes festgestellt waren, fertigte Bartholdy ein zweites Modell in $^1/_{16}$ der natürlichen Größe an, dem endlich das dritte, in $^1/_4$ der Größe, folgte. Dasselbe hatte also eine Höhe von etwa 15 m. Dieses Modell, das als Vorbild zu dienen hatte, wurde nun in eine Anzahl von Sektionen geteilt. Für jede dieser einzelnen Sektionen wurde ein besonderer Bauplatz hergerichtet und ein Gerüst aufgestellt, das der betreffenden Form möglichst genau entsprach. Dieses Gerüst wurde dann mit der plastischen Masse überzogen und, nachdem dieselbe ihre nötige Festigkeit erlangt hatte, die genauen Formen hineingearbeitet. Für jede einzelne Form, Biegung, Falte, mußten zahlreiche Messungen vorgenommen werden, bis die richtigen Verhältnisse gefunden waren. Bei einzelnen Sektionen belief sich die Zahl dieser Ausmessungen auf etwa 1200.

(Schluß folgt.)

Wie Prinz Timur ein Mann wurde.

Vor vielen hundert Jahren lebte in dem schönsten Lande Indiens, in Kabulistan, ein junger Prinz, Timur mit Namen, ein Jüngling von schöner Gestalt und edlem Anstand, aber auch mit einem Herzen voll Begeisterung und Jugendlust. Seine Eltern waren gestorben, als er noch ein kleiner Knabe war. Geschwister hatte er nicht, so daß er allein dastand in der Welt mit seinen Palästen und seinem großen Reiche.

Alles hielt den Prinzen für überaus glücklich. Mangelte es ihm doch keineswegs an dem, was die große Menge zu den Bedingungen des Glücks rechnet. Kein Feind störte den Frieden des Landes, dessen Fruchtbarkeit und weise Regierung dauernden Wohlstand verbürgten, dessen fleißige und genügsame Bewohner ihrem künftigen Herrscher in treuer Ergebenheit zugethan waren. Die Hauptstadt des Landes lag im Kaschmirthale, von dem man sagt, daß hier das Paradies gewesen sei, bevor unsre Ureltern Adam und Eva daraus vertrieben wurden.

Timurs Vater, der Chan Ahmed Abdallah, und dessen Vorfahren, hatten alles aufgeboten, die Herrlichkeit der Natur durch kunstvolle Bauwerke, durch Wasserleitungen und sonstige Anlagen zu erhöhen. Von den Zinnen seines Palastes überblickte der Prinz die Residenz mit ihren vergoldeten und bemalten Kuppeln, mit den mattgrünen Olivenhainen und den weiß daraus hervorleuchtenden Brahmatempeln und Heiligtümern. Darüber hinweg das Thal von Kaschmir mit seinen saftigen Wiesengründen, seinen Obstbaumgruppen und Weingeländen. Wie von einem jener Schleier, die von Kaschmir ihren Namen haben und wegen ihrer wunderbaren Feinheit in der ganzen Welt berühmt sind, wie von einem solchen Schleier umhüllt, so erhoben sich jenseits des Thales die Bergketten des Pik Pandschab, dessen höchste Gipfel, dem Scheitel eines Greises ähnlich, von ewigem Schnee bedeckt sind.

Man hätte wohl annehmen können, Prinz Timur sei glücklich. Jeden seiner Wünsche konnte er befriedigen, Hunderte Diener waren seines Winks gewärtig, die höchsten Würdenträger neigten sich vor ihm in den Staub. Zu seinen Lehrern waren die weisen Männer des Landes bestellt, und diese hatten ihn eingeführt in die Heldengeschichte seiner Väter und in die reichen Dichtungen seiner morgenländischen Heimat. Und der Prinz

war ein begabter und begeisterter Schüler. Sein Geist kräftigte sich an den Schilderungen der Thaten seiner tapferen Vorfahren, sein Herz empfand die Schönheiten der Poesie, ihre erhabenen Gedanken und farbenglühende Bilder prägten sich seinem jugendlichen Gemüte ein. Ach ja, Timur, der vielbewunderte Prinz von Kabulistan, hätte wohl glücklich sein können!

Aber er war es nicht.

Wenn er so nach morgenländischer Sitte stundenlang auf üppigem Polster in seinen Prunkgemächern ruhte, ohne jede andre Beschäftigung, als über eine dunkle Stelle des Weda, des heiligen Buches der Inder, nachzugrübeln und durch seine Befehle die Schar der Diener in Atem zu halten, wenn seinem Blick Unterwürfigkeit und nichts als Unterwürfigkeit begegnete, dann überkam ihn wohl ein tiefes Gefühl des Alleinseins. Es fehlte ihm die starke Führung des Vaters, die liebende Sorgfalt der Mutter. Beides war ihm ja durch den Tod für immer geraubt! Wohl lebte ihm noch ein Oheim, aber der war schon seit mehr als zwanzig Jahren vom Hofe verbannt, weil er der von Staats wegen verfolgten buddhistischen Religion zuneigte, und ihn deshalb die Brahmanen haßten. Man wußte nicht, wo er sich aufhielt und wollte es auch nicht wissen.

Dem Prinzen Timur fehlte aber nicht nur der Umgang mit Personen, die ihm durch Familienbande nahestanden, es fehlte ihm auch der Freund, den andre Jünglinge in seinem Alter besitzen, mit dem er seine Gedanken austauschen, seine Liebe teilen konnte. War es ihm doch als Knabe stets versagt gewesen, mit andren Kindern als mit seinesgleichen zu spielen, im Freien sich zu tummeln, die Berge zu erklettern oder die jungen Glieder in den kühlen Wellen des Stromes zu baden.

Er hatte keine Freunde, er hatte nur Untergebene. Seine Lebensweise war mit peinlichster Genauigkeit nach den bei Hofe geltenden Vorschriften geregelt und hiernach durfte sein Fuß nicht einmal den Erdboden außerhalb des Palastes berühren. Sobald er seine Gemächer verließ, um die balsamische Luft des Gartens einzuatmen, oder in Brahmas Tempel seine Andacht zu verrichten, so begleitete ihn ein Troß von Dienern und Würdenträgern; er mußte eine Sänfte besteigen, kurz, was ihm Erholung und Erfrischung hätte werden sollen, wurde ihm zur unerträglichen Last.

So trat Prinz Timur in sein achtzehntes Lebensjahr ein, nach dessen Zurücklegung er dem letzten Willen seines Vaters zufolge die Regierung von Kabulistan übernehmen sollte. Noch ein freies Jahr also, dann mußte er mit seiner Jugend abschließen, denn die Pflichten des Herrschers beschränkten sich nicht auf die Hofordnung, sondern umfaßten die Verwaltung des ganzen Landes in Krieg und Frieden.

Und häufiger noch als sonst, blickte er an seinem achtzehnten Geburtstage hinüber nach den blauen Bergen des Pik Pandschab. Dort hätte er die Antilope jagen mögen oder den Wolf, den wilden Bären oder andre reißende Tiere; nach der dämmerigen Einsamkeit unter dem Laubdach des Waldes, nach der frischen scharfen Luft auf dem Felsplateau, zog ihn ein geheimes Sehnen — hinaus mußte er aus diesem Leben ohne Bewegung und Anstrengung, das ihm Körper und Geist erschlaffen ließ.

Lange dachte Prinz Timur an diesem Tage darüber nach, was es wohl sein könne, das ihn so sonderbar bewegte.

Allmählich fühlte er, daß die Hofluft ihn beängstige, daß alle Lebensweisheit der Lehrer nicht ausreiche, seinen lebhaften Geist, sein empfängliches Gemüt zu befriedigen. Und als er dann am Abend seines achtzehnten Geburtstages sich zur Ruhe legte, da war sein Entschluß gefaßt.

Am andern Morgen entstand im Palast eine gewaltige Unruhe. Die Großwürdenträger saßen mit bekümmerten Mienen zu Rate, Diener und Wachen eilten bestürzt durch die Hallen und Gärten oder steckten verstohlen die Köpfe zusammen — die Bewegung teilte sich der Stadt mit, wie ein Lauffeuer ging es von Haus zu Haus, von Mund zu Mund: Prinz Timur, der künftige Herrscher des Landes, war aus seinem Palaste verschwunden und man hatte keine Spur von seinem Verbleib. Alles war ratlos, nur der alte Kandrihab, Khan Ahmed Abdallahs ehemaliger Ratgeber und derzeitiger Reichsverweser, behielt seine gewohnte Ruhe bei und war entschlossen, die Regierung mit Festigkeit und Umsicht weiter zu führen, wohl wissend, daß er auf diese Weise seinem jungen abwesenden Gebieter am allerbesten diene.

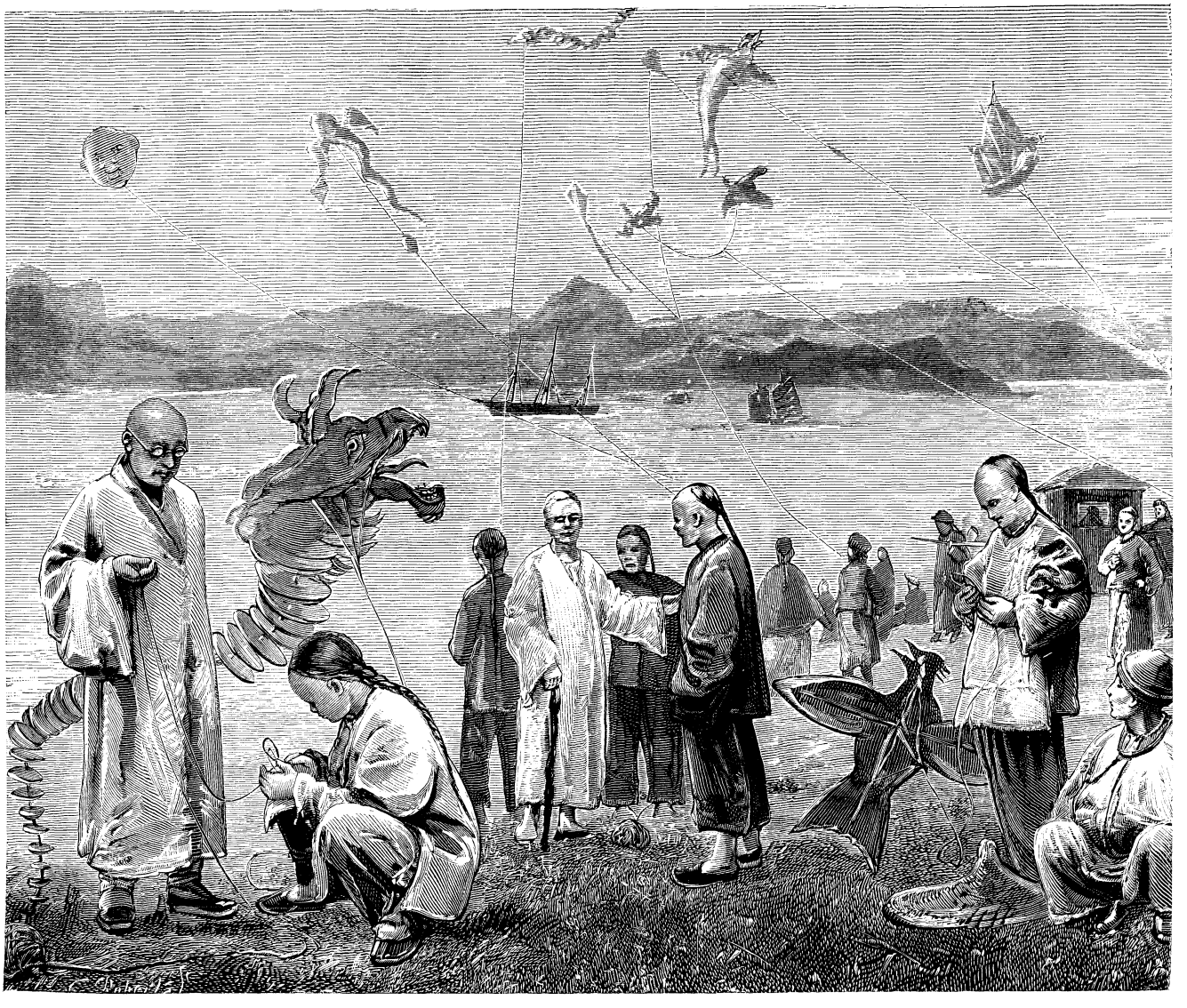
Inzwischen zog Prinz Timur in einfacher Tracht und ohne jegliche Begleitung durch das Thal von Kaschmir dem Gebirge zu. Mit Entzücken lauschte er dem Gesange der Vögel, sog er den süßen Duft ein, den der Wind aus den Rosengärten über das Thal dahintrug. So erfrischend war ihm der junge Tag in den sorgfältig gepflegten und abgeschnörkelten Gärten des väterlichen Palastes nie erschienen. Und freier und freier atmete seine Brust, je höher er die bewaldeten Hänge emporstieg, und wenn eine Lichtung im Gebüsch ihm einen Fernblick gewährte, so ließ er den trunkenen Blick schweifen über das tief unten liegende Thal mit der Stadt und dem See und den beide durchschneidenden Dschilumflusse. Wie so herrlich war doch die Welt!

Mit der Zeit empfand Prinz Timur übrigens ein sonderbares, ihm bis dahin unbekanntes Gefühl im Magen. Wir kennen gottlob dies Gefühl, wir wissen, es war ein ordentlicher Hunger, wie man ihn als rüstiger Bergsteiger bei größeren Partien ja bald verspürt. Der Prinz freilich, dem im Palast daheim immer die herrlichsten Speisen aufgetragen worden waren, noch bevor er Hunger verspürte, kannte diese Regung nicht und sann vergeblich darüber nach, was ihm wohl fehlen möchte. Als er über sich in den Zweigen dann jedoch grüne Mandeln hängen und Orangen goldigrot durch das Laub schimmern sah, da regte sich in ihm ein unverkennbares Verlangen nach der süßen Frucht, und ohne sich lange zu besinnen, erkletterte er, ungeschickt genug, einen der ästereichen niedrigen Bäume und langte herzhaft zu.

Ei, wie das schmeckte!

Dem Prinzen floß der Saft um den Mund und unwillkürlich mußte er hell auflachen, als er sich die Gesichter seiner Hofschranzen vorstellte, falls sie ihn jetzt gesehen hätten auf einem Aste hocken und Orangen verspeisen. Gottlob, sie sahen das Unerhörte nicht und der Prinz wischte sich den Mund und aß getrost weiter.

Wie schal und geschmacklos sind doch die Früchte auf goldener Schüssel gegen die, die man selbst vom Stiele pflückt, dachte Prinz Timur, als er, angenehm gelabt, wieder vom Baum herabrutschte. Wie glücklich müssen doch die Leute sein, die hier im Freien umherschweifen können, unbehindert von den Vorschriften der Hofordnung und den bewachenden Blicken so vieler, deren Gegenwart man oft nur mit Widerwillen erträgt.



Der Drachensport in China.

Unsre jungen Kameraden sehen, es ging dem Prinzen wie es den meisten Menschen geht: er pries jene glücklich, die ihn um sein Glück beneideten. Er wünschte, zeitweilig wenigstens, einer der armen Schlucker zu sein, die heimatlos und sorgenfrei wie der Vogel im Gezweige das Land durchstreichen, an Kleidung mit dem Unentbehrlichsten und an Nahrung mit dem vorlieb nehmen, was Mutter Natur ihnen freigiebig gewährt, Leute, die tagsüber sich keine Gedanken darüber machen, wohin sie zur Nachtruhe das Haupt legen sollen.

Aber was trennte Timur denn in diesem Augenblick von jenen Glücklichen? War sein Gepäck nicht gerade so leicht, wie das des ersten besten fahrenden Gesellen, war sein Sinn nicht gleich sorglos? Und hatte Brahma ihm nicht ein fröhlich Herz gegeben, empfänglich für all das Schöne ringsum? Gewiß, jetzt war er so reich und so arm wie der Hirtenknabe, dessen Lied von der Höhe herabklang. Jetzt war er glücklich.

„Bist du mit deinem Lohn zufrieden?“ fragte der Prinz, nachdem er zu der Bergwiese emporgestiegen war, den Hirten.

„Ich verstehe den Sinn deiner Frage nicht,“ antwortete der, „wenn du aber wissen willst, ob ich mein Hirtenleben gegen ein andres vertauschen möchte, so antworte ich nein!“

„Und hast du kein Verlangen, dort unten in der großen schimmernden Stadt zu wohnen, anstatt hier in der Einsamkeit deine Tage zu verbringen?“

„Wohl hat mich hin und wieder die Neugier ergriffen, zu all den Menschen und ihren Behausungen hinabzusteigen. Es muß schön sein dort unten, und Herrlichkeiten soll es geben die Menge. Aber schöner und freier dünkt mich, ist es hier oben und da bleibe ich lieber hier.“

„Bist du mit deinem Lohn zufrieden?“ fragte der Prinz einen Jäger, dem er einige Zeit später im Hochgebirge begegnete.

„Ich bin's,“ war die schlichte Antwort. „Betrachte mich. Ist mein Arm nicht kräftig, den Spieß zu führen, mein Fuß nicht behende, der flüchtigen Gazelle zu folgen? Bin ich nicht gesund? Was könnte ich mir Besseres wünschen?“

„Und du sehnst dich nicht hinunter ins Thal, wo die Menschen bei einander wohnen in glänzenden Palästen, wo Reichtum und Genuß winkt?“

„Ich war einmal dort und seitdem liebe ich mein Jagdgebiet hier oben nur noch mehr. Es ist wahr, Glanz und Reichtum ist angehäuft inmitten des Häusermeeres, das der Chan — Vischnu möge ihn beschützen — seine Residenz nennt. Aber

der Menschen Herz ist verhärtet in den steinernen Mauern und ihr Eigennutz hat Elend und Kummer erzeugt neben dem Ueberfluß. Kalt schien mir alles da, hohl und nichtig. Mich drückte das Gewühl und der Lärm der Menge wie das Riesenmaß der vielen Gebäude. Bald sehnte ich mich wieder zurück in meine waldige Bergesfreiheit, hier erst fühlte ich mich wieder zu Hause. Seitdem gelüstet mich nicht nach dem gleißenden Glück im Thale."

„Glückliche Menschen," murmelte der Prinz im Weiterschreiten vor sich hin, „glücklich in ihrem natürlichen Empfinden, glücklich in Freiheit und selbstgenügendem Tagewerk."

Der Weg war inzwischen felsig geworden, die Sonne stand im Zenith und sandte heiße Strahlen auf unsern einsamen Wanderer herab. Was Wunder, daß er müde wurde. Das Gefühl der Müdigkeit zwar verstand Prinz Timur ebensowenig, als er vordem das des Hungers gekannt hatte, aber er folgte ihm instinktiv, indem er, unter einer Gruppe alter Bäume ein schattiges Plätzchen gewahrend, die moosbewachsene Erde zu seinem Ruhebette machte. Lang ausgestreckt lag er dann ein Weilchen da, die Hände unter dem Kopf und reckte und dehnte die jugendlichen Glieder in wohliger Rast. Noch schlug wie fernes Läuten das Summen eines Käfers an sein Ohr, dann fielen ihm die Augen zu und tiefe regelmäßige Atemzüge bekundeten bald, daß der Gott des Schlafes ihn in seinen Armen wiegte.

Er hatte köstlich geruht, als er nach mehreren Stunden erwachte und, ob seiner ungewohnten Umgebung etwas verdutzt, sich schnell emporrichtete. Wohl hatte er Grund sich die Augen zu reiben und sich zu wundern über das, was sich seinem Blicke darbot. Der glänzende Sonnenschein, der mittags das Thal von Kaschmir überflutet hatte, war der beginnenden Abenddämmerung gewichen, glänzende Tinten färbten den Horizont, nach aufwärts im zartesten Nebelblau verschwimmend. Nur die hohen Bergesgipfel waren noch blendend hell von dem scheidenden Tagesgestirn beschienen und ließen die Schatten im Thale um so schärfer hervortreten.

Aber all diese Naturpracht fesselte nicht so sehr den Blick des Erwachenden, als eine jugendliche Mädchengestalt, die bis dahin ihm zur Seite auf einem Felsvorsprunge gesessen und bei seinem Erwachen mit einem Anfluge kindlicher Verlegenheit emporgefahren war. Woher kam die Fremde, deren Schönheit den jungen Prinzen so plötzlich bezauberte, deren anmutsvolle Würde ihm Achtung und Ehrfurcht einflößte?

Im nächsten Augenblicke war Prinz Timur auf den Beinen.

„Wer bist du, schöne Bergesrose?" so fragte er, „wer bist du, daß du meinen Schlaf bewachtest und mich beim Erwachen durch deinen Anblick erfreust?"

„Wohl habe ich deinen Schlaf bewacht," antwortete die Fremde mit einer wohllautenden Stimme. „Ich fand dich hier im Freien entschlummert, allen Gefahren preisgegeben, die in der Wildnis dem Sorglosen drohen."

„Gefahren?" wiederholte der Prinz überrascht, „welche Gefahren hätten mich bedrohen können?"

„Du fragst wie einer, der unser Gebirge nicht kennt. Leicht wird hier der Wehrlose dem grimmen Bären zur Beute, oder der giftige Biß einer Schlange bringt ihm Verderben."

„Und vor diesem schrecklichen Geschick hättest du mich bewahren mögen?" fragte Prinz Timur im Gefühle überquellender Dankbarkeit, aber auch mit leichtem Zweifel im Tone seiner Stimme.

„Wir Gebirgsbewohner sind mit der Gefahr vertraut," war die einfache Antwort, „wir kennen sie und wissen ihr auch mit schwachen Kräften zu begegnen."

„Aber du hast mir deinen Namen noch nicht genannt. Der meine ist Timur."

„Ich heiße Leila," erwiderte das Mädchen. „Shapur, mein Vater, und meine Brüder wohnen da droben, wo von dem Bergeshange die Tempeltrümmer im Abendschein erglänzen. Doch die Dämmerung nimmt zu, ich muß jetzt heimkehren," sagte sie, sich zum Gehen anschickend.

„Wolltest du mir erlauben, dich zu deinem Vater zu geleiten? Vielleicht gibt er mir ein Lager für die Nacht —"

„Folge mir," sagte Leila, „Gastfreundschaft ist unsres Volkes schöner Brauch. Du wirst sie bei den Meinen nicht vergebens suchen."

Und leichten Schrittes schlug sie die Richtung nach ihrem väterlichen Heim ein, ihr zur Seite ging Prinz Timur, voll Entzücken immer wieder ihre liebliche Gestalt betrachtend und dem Tone ihrer Stimme lauschend. Fröhliches Geplauder kürzte beiden den Weg, der übrigens noch ein ziemlich weiter und erst zurückgelegt war, als die Sonne auch von dem höchsten Bergesgipfel in der Runde, dem Diamer, schon Abschied nahm.

Shapur, ein Greis von ehrfurchtgebietendem Aeußern, nahm den Fremdling mit jener ruhigen Herzlichkeit auf, welche ein so schönes Vorrecht des beschaulichen Alters ist. Er fragte nicht nach Stand und Herkunft seines Gastes, sondern nachdem Leila kurz ihre Begegnung mit dem Fremden geschildert und dessen Wunsch erwähnte, begrüßte er den Ankömmling mit den schlichten Worten:

„Nimm vorlieb, Fremdling, mit dem, was mein bescheidenes Heim dir bieten kann. Tritt ein, der Friede sei mit dir!"

Der Raum, in welchem der junge Prinz nun Einkehr hielt, stand in keinem Verhältnis zu den reichen Prunkgemächern, die er noch gestern bewohnt hatte. Es war eine Art Felshöhle, ziemlich geräumig und durch Felle, welche Boden und Wände bedeckten, wohnlich eingerichtet. Jagdtrophäen bildeten den einzigen Schmuck. Aber bei aller Schlichtheit der Einrichtung hatte Shapurs Wohnsitz einen eigenartigen Vorzug: mit dem Gefühl der vollständigen Sicherheit verband sich für den Besucher hier der Eindruck stillen Seelenfriedens, dessen Einwirkung auch Prinz Timur unterlag, als er jetzt neben Shapur auf einem schwellenden Bärenfellpolster Platz nahm und die schöne Leila geschäftig Erfrischungen, bestehend in Wein und Obst, herbeischaffte.

Shapur teilte dem Gaste mit, seine beiden Söhne Azad und Mirsa seien mit Tagesanbruch auf die Antilopenjagd ausgezogen, pflegten aber stets um die Abenddämmerung heimzukehren und mußten somit jeden Augenblick zurück sein. Während er noch sprach, traten die beiden Jünglinge ein, kräftige hochgewachsene Gestalten, denen man die tägliche Bewegung in der Bergesluft auf den ersten Blick ansah. Mirsa, eine schlanke Jünglingsgestalt, augenscheinlich der jüngere der Brüder, erinnerte durch das Ebenmaß seiner Glieder und das Oval seines Gesichts an Leila, während der breitschulterige Azad in jeder seiner Bewegungen selbstbewußte Kraft erkennen ließ.

Die beiden hatten von ihren Jagdzügen einen gesunden Hunger mit heimgebracht und sprachen dem ihnen vorgesetzten Mahle tapfer zu. Dazwischen erzählten sie dem aufmerksam horchenden Timur von den Herrlichkeiten ihrer täglichen Streifereien, von den Naturschönheiten und dem Wildreichtum des Gebirges, und der greise Shapur

ergänzte ihre Darstellungen aus dem Schatze seines eigenen Wissens.

„Und so fern vom lauten Weltgetriebe hauset ihr hier jahraus jahrein und habt nicht das Bedürfnis, mit andern Menschen, die einer genußreicheren Lebensweise huldigen, zu verkehren?“ fragte der Prinz.

„Ich habe das Leben der großen Welt kennen gelernt,“ erwiderte Shapur. „Es bietet Ehre und Genuß, aber auch mancherlei Enttäuschung. Wer mit seinen Fähigkeiten der Allgemeinheit zu nutzen berufen ist, der soll sich der Oeffentlichkeit nicht entziehen, wer nicht, der suche in sich und den Seinen ein bescheideneres, aber auch beständigeres Glück.“

„Für unsern Ehrgeiz dünkt uns der Kampf mit den Naturgewalten, die Herrschaft über unser Jagdgebiet ausreichend,“ bemerkte Azad.

„Und mit den Menschen kommen wir ja fast nie in Berührung,“ fügte Mirsa hinzu.

„Wenn aber ein Feind des Landes Sicherheit bedrohen würde?“ fragte Timur.

„Dann würden wir unsre sichere Einsamkeit verlassen und uns mit denen vereinigen, die Eigentum und Familie zu verteidigen haben,“ versetzte unter lebhafter Zustimmung seines Bruders Azad feurig.

Shapur nickte beifällig. Uns mangelt nicht die Liebe zur Heimat und zu unserm Volke,“ sagte er dann. „Der Menschen Geschicke werden von höheren Mächten geleitet, dem einen weist es diesen, dem andern jenen Platz an. Heil dem, der in seiner Lage sein Genügen findet!“

„Glückliche Menschen!“ murmelte Prinz Timur wieder vor sich hin, als er, bald darauf das ihm sorgsam bereitete Lager aufsuchend, dem Gehörten nachdachte. Welche Fülle neuer Eindrücke hatte sein jugendlich Herz an diesem Tage empfangen! Wie groß und prächtig hatte die Heimat sich vor seinen Blicken erschlossen, wie hatte er die Menschen zum erstenmal als seinesgleichen kennen gelernt, so ganz anders, als sie ihm bisher erschienen waren!

Allmählich verwoben sich die Bilder vor seinem geistigen Auge seltsam ineinander — das lachende Thal von Kaschmir, die Erscheinung der lieblichen Leila, die scheidende Sonne mit ihrem Wiederschein auf den Bergesgipfeln — dann wurden die Farben blasser und schwanden mehr und mehr, ein tiefer Schlaf umfing den jugendlichen Prinzen. Kein Gefühl von Besorgnis hatte ihn angewandelt unter diesen fremden Menschen. Mißtrauen lag ja nicht in seiner Natur und sein unverdorbenes Herz war ihm ein sicherer Ratgeber dafür, ob man es wohl mit ihm meine oder nicht.

Mit dem andern Morgen begann für Timur ein neues, anregendes Leben. Fast täglich unternahm er mit den beiden Söhnen Shapurs seine Streifzüge in deren ausgedehntes Jagdgebiet, und Körper und Geist erstarkte ihm bei diesem Tagewerk. Das Hochgebirge bot so mannigfache Gelegenheit, dem Geist neue Anregungen zu geben, die Muskeln zu stählen und den Mut zu erproben. Prinz Timur lernte der Gefahr ins Auge blicken und ihr kaltblütig begegnen. Und nicht nur Gefahren bot die eigenartige Welt hier oben in den verschiedensten Gestalten, zu etwas anderm leitete der Aufenthalt im Freien an, er lehrte den Schöpfer in seiner Schöpfung erkennen, lieben und verehren. Diese gewaltig aufgetürmten Felsmassen mit ihren zerklüfteten Firnen, der Pflanzenreichtum zu ihren Füßen, der Adler, der sich stolz in den Lüften wiegte, wie die Eidechse im sonnendurchglühten Gestein, alles in dieser erhabenen Einsamkeit lenkte den Geist auf die unsichtbare erhaltende Kraft, die ewig sich verjüngend zur ewigen Ruhe wiederkehrte, — zu Brahma.

Brahma! Am ersten Tage seines Aufenthalts in der Gebirgseinsamkeit hatte Timur wahrgenommen, daß Shapur und die Seinen sich zu Brahma nicht bekannten. Und er war durch seine Erziehung nicht so sehr in Unkenntnis von den Sitten und Gebräuchen in Kabulistan gehalten worden, daß er nicht bald erkannt hätte, wessen Kultus diese braven Menschen ergeben waren, daß sie Buddha verehrten, jenen entsagungsfrohen Prinzen aus den Vorbergen des Himalaja, der als die höchsten Tugenden des Menschen Sittenreinheit und Armut geübt und gelehrt hatte. Welche Fülle hochherziger Gedanken barg Shapur, dieser ehrwürdige Greis, in sich, und wie strahlten sie gleichsam aus von ihm auf seine Umgebung! Stundenlang konnte Timur abends, wenn der Mond die Gebirgslandschaft mit seinem Silberlicht übergoß, neben dem Patriarchen sitzen und seinen Worten lauschen. Und wenn dann durch die klare Luft Leilas weiches Abendlied dahinzog und die Männer schweigend horchten, dann wünschte Prinz Timur wohl, diese Zeit köstlichen Friedens möchte immer währen.

Aber sie währte nicht immer. Tag um Tag verstrich, und eines Abends mußte der Prinz sich sagen, daß die Zeit der sorglosen Freiheit vorüber sei, daß er andern Tags in seine Residenz zurückkehren und die Last der Regierung wieder übernehmen müsse. Er bat Shapur um eine Unterredung und sprach zu ihm:

„Du sagtest einst, würdiger Shapur, daß der, den das Geschick der Allgemeinheit zu dienen berufen habe, sich dieser Pflicht nicht entziehen dürfe. Mich ruft die Pflicht zu öffentlichem Wirken. Morgen mit dem kommenden Tag muß ich diesen mir so lieb gewordenen Kreis verlassen. Und da drängt es mich, dir zu sagen, wonach du nie gefragt: ich bin Timur, der künftige Herrscher von Kabulistan.“

Shapur zeigte sich nicht überrascht von dieser Eröffnung. „Ich habe es geahnt,“ sagte er. „Doch Vertrauen um Vertrauen. Du warst der Gast deines Oheims, den Staatsrücksichten von deines Vaters Hofe verbannten, der sich aber glücklich preist, in dem künftigen Herrscher seines Vaterlandes einen Jüngling erkannt zu haben, dessen Tugenden und Lebensanschauungen die Bürgschaft für des Reiches Wohlergehen in sich schließen.“

Das wurde ein schmerzbewegtes Abschiednehmen. Alle waren ergriffen, als Prinz Timur am andern Morgen in das Thal hinabzusteigen sich anschickte, und ein gutes Stück Wegs begleitete Shapur mit Leila und ihren Brüdern den Scheidenden.

„Lebe wohl, regiere weise und gerecht, und gedenke freundlich jener, deren Segenswünsche dich begleiten auf allen deinen Wegen!“ Mit diesen Worten entließ Shapur den liebgewonnenen Gast. Schweigend umarmten ihn seine treuen Jagdgefährten, mit feuchtem Blick reichte Leila ihm die Hand.

„Ich werde euch nimmer vergessen!“ beteuerte der Prinz, dann stieg er schnell thalwärts.

Wie so ganz umgewandelt erschien der herrliche Jüngling heute gegen damals, als er, selbst ungewiß über sein eigenes Ziel, hier emporgestiegen war, um fern von der beengenden Hofluft ein Jahr ungebundener Freiheit zu verleben. Seine zarte mädchenhafte Gesichtsfarbe hatte sich jetzt tief gebräunt, die Brust war hoch gewölbt, sein elastischer Gang bekundete Kraft und Gewandtheit, Lebenslust und Energie blitzten aus seinen Augen.

Kaum erkannte man ihn, als er in seiner schmucklosen rauhen Jägertracht den Palast betrat, vorüber an den verblüfften Dienern, und dem Teile zuschritt, in welchem der alte Kandrihab seinen Regentschaftspflichten oblag.

Bald flog die Kunde durch Stadt und Land, Prinz Timur, der neue Chan, sei wiedergekehrt und habe die Zügel der Regierung ergriffen. Man riet hin und her, was seine Abwesenheit zu bedeuten gehabt habe, aber keiner kam auf die richtige Fährte. Und der einen Ueberraschung folgte bald die zweite: Shapur, der vor langer Zeit vom Hofe verbannte Bruder des verstorbenen Chans, wurde, trotzdem er ein Anhänger des Buddhismus war, mit allen Ehren, die seiner fürstlichen Abkunft gebührten, mit seinen Angehörigen in die Residenz eingeholt und blieb fortan in der Nähe des jungen Herrschers. Dieser hatte ihn zur Rückkehr auffordern lassen mit den Worten:

„Wer mit seinen Fähigkeiten der Allgemeinheit zu nutzen berufen ist, der soll sich der Oeffentlichkeit nicht entziehen. Komm!"

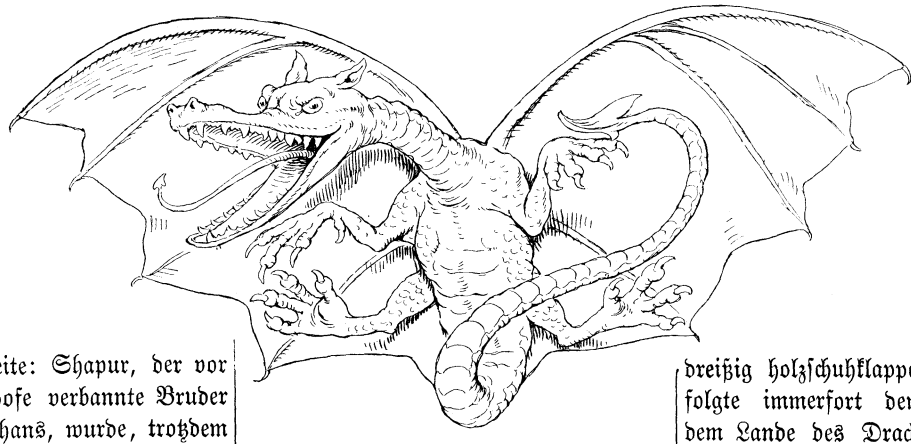
Und Shapur war gekommen. Bald darauf war Leila die Gemahlin des Chans Timur, und dieser herrschte weise und zum Segen Kabulistans, milde für sein Volk, furchtbar den Feinden. Seinen Namen verzeichnet die Weltgeschichte als den eines der größten Herrscher des Landes.

Verzeihlicher Irrtum.

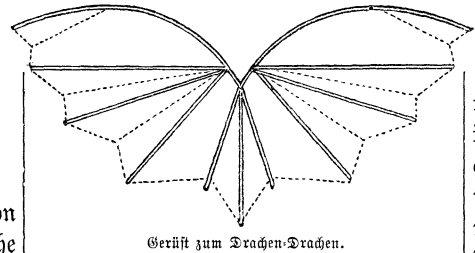
Unter der Regierung Karls II. von England überreichte der marokkanische Gesandte dem Monarchen eine Adresse, die mit den Worten endigte: „Möge der Allmächtige Eure Königliche Majestät bis ans Ende der Welt einpökeln!" — Der Dolmetsch hatte nämlich im Wörterbuch gefunden, daß konservieren ebensoviel heißt als einpökeln, einsalzen.

Neues vom Drachensport.

Nein, so was hatte das Dörfchen Dudenrode noch niemals erlebt, seitdem es am Rande der münsterländischen Heide lag — und das war doch schon ziemlich lange, nahe an neunhundert Jahre, woraus der verehrte Leser, der bisher noch nicht die angenehme Bekanntschaft von Dudenrode gemacht hat, den Schluß ziehen mag, daß besagtes Dörfchen etwa um 1000 n. Chr. gegründet wurde. Dudenrode hatte, wie so viele seinesgleichen, Pestilenz und teure Zeiten erlebt; Kriegsdrangsale hatten es trotz seiner einsamen Lage heimgesucht, und namentlich im Dreißigjährigen Kriege hatte es durch den tollen Christian von Braunschweig viel gelitten; Feuersbrünste hatten bald die Kirche mit dem spitzen, grauen Schieferturm, bald die strohgedeckten Wohnungen der Menschen zerstört — aber immer wurden sie wieder aufgebaut; ein großes Sterben von Rindvieh und Schafen hatte auch mal in Dudenrode gewütet; tolle Hunde waren durch seine Straßen gelaufen und hatten andre Hunde gebissen, um endlich von einer alten Flinte niedergeknallt zu werden; Brautzüge und Leichenbegängnisse waren über den Kirchplatz gewandert; Soldaten aller Waffengattungen hatten zur Manöverzeit in Dudenrode im Quartier gelegen, und einmal hatte das Dorf sogar einen wirklichen General, mit breiten Scharlachstreifen an der Hose, die lange Straße hinaufgaloppieren gesehen; aber — hört! hört! jetzt kommt das Unerhörte — einen leibhaftigen, mit Zopf und Landestracht bewehrten Chinesen als wochenlangen Gast in seinen Mauern zu beherbergen, nein, das hatte Dudenrode bis dahin noch nicht erlebt!



Der „Drachen-Drachen" des Chinesen Fan-tau.



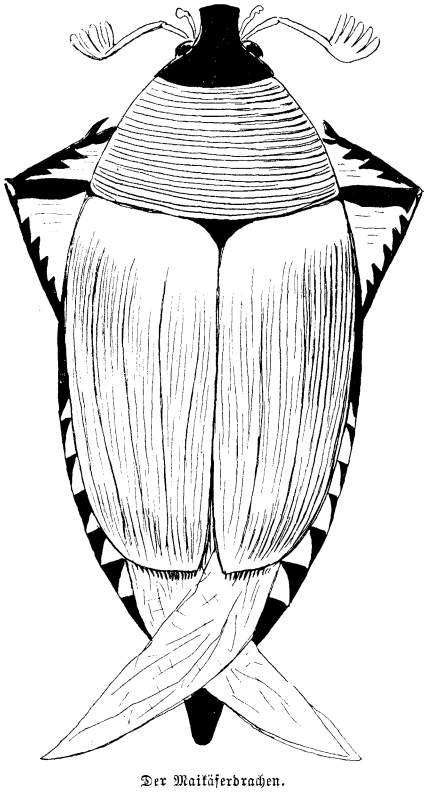
Gerüst zum Drachen-Drachen.

Selbstverständlich wußten die guten Dudenroder das unerhörte Ereignis nach Gebühr zu würdigen: ein Drachenschweif von zwanzig bis dreißig holzschuhklappernden Schuljungen folgte immerfort dem Fremdling aus dem Lande des Drachen, so oft er sich auf der Straße zeigte; an allen Fensterruten sah man bei derselben Gelegenheit die Nasen der Erwachsenen, so daß der alte, gemütliche Schulmeister Klöpper den Witz machte: „Wieviel Ruten, soviel Schnuten!" Die Dorfköter liefen entweder kläffend hinter dem Fremdling im dunkelblauen Leibrock her, oder sträubten auf den Thürschwellen vor Schrecken die Haare — je nach ihrem Temperament; ein paar alte Frauen machten jedesmal im stillen ein Kreuz, so oft sie dem „Heidenmenschen" begegneten; des Amtmanns Schreiber schickte über den „Sohn des himmlischen Reiches" einen fulminanten Artikel an die Hauptzeitung der westfälischen Hauptstadt — und so weiter, so weiter. Nichtsdestoweniger befand sich Herr Fan-tau (dies war der Name des Fremdlings) in Dudenrode ganz wohl; die Chinesen sind überhaupt friedfertiger Natur, und Fan-tau speciell war von so kindlich gutmütiger Anlage, daß er zu allen Belästigungen der neugierigen Menge freundlich lächelte und unablässig nickte, wobei sein langer, schwarzer Zopf im Nacken wie ein Perpendikel hin und her flog. Einmal, des Abends, war Fan-tau sogar an den Stammtisch im „Weißen Hahn", dem ersten Gasthof des Dorfes, geraten; er hatte nicht die wütenden Blicke der Stammtischgenossen bemerkt, die fast ein halbes Jahrhundert hindurch diesen Tisch in alleinigen Besitz genommen hatten und niemals in diesem Besitze gestört worden waren; er hatte zu ihren anfangs

sticheligen, dann sackgroben Redensarten gelächelt und endlich kopfnickend: „Tsching, schang tong, tong tschang tsching!“ gesagt — und immer wieder diese Worte wiederholt, was die Dorfpotentaten um so mehr reizte, als sie nichts davon verstanden. Schon verabredeten sie sich, den „ollen, gälen Schinesen“ (den alten, gelben Chinesen) mit der Kraft ihrer Fäuste vom heiligen Stammtisch zu entfernen, als Herr Merker, der reiche und hochgebildete Kaufmann, eintrat, und lachend erwiderte, Herr Fan-tau sage: „'n schöner Abend ist ein Abend wie heute abend, 'n Abend wie heute abend ist ein schöner Abend!“ Die Dorfpotentaten waren gutmütig genug, über diese gründlich ausgeführte Redensart zu lachen — und Fan-tau blieb am heiligen Stammtische und ließ sich das bayerische Bier vortrefflich schmecken.

Aber wie so in aller Welt verstand Herr Merker in Dudenrode chinesisch?

Die Sache ist ganz einfach: Herr Merker kam direkt aus China. Er stammte zwar aus Dudenrode und sprach bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre nur dudenrodisch — was so ziemlich mit münsterländischem Plattdeutsch zusammenfällt — und ein wenig Hochdeutsch; in dem bezeichneten Lebensalter aber war der junge Merker in die Welt gegangen — nach Amerika, hieß es; später aber verlautete, daß er in Asien, in China sei, und in der Stadt Shanghai ein bedeutendes kaufmännisches Geschäft betreibe; Merker sei ein schatzreicher Mann geworden, verlautete wieder einige Jahrr später; und endlich, nachdem Merker im ganzen dreißig Jahre der Heimat fern gewesen, erzählte man sich in Dudenrode die erstaunliche Neuigkeit, daß Merker diesen Sommer von China herüber zu Besuch kommen würde. Da hatten die Leute etwas zu sprechen und zu schwatzen! Merker kam, kam wirklich — und brachte einen leibhaftigen Chinesen mit! Eben den Herrn Fan-tau, seinen Geschäftsfreund.

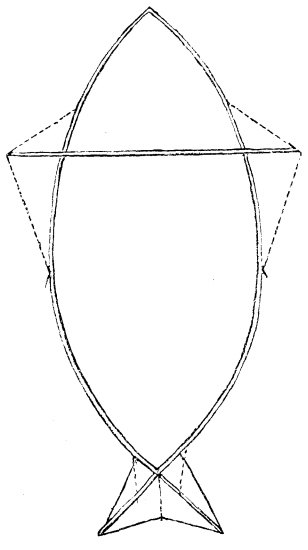


Der Maikäferdrachen.

Derselbe wollte sich mal die Hauptstadt des Deutschen Reiches und Krupp in Essen ansehen, hatte sich aber auch bereit finden lassen, Herrn Merker für einige Wochen nach dem stillen Dudenrode zu begleiten.

Und so weilte denn der Chinese Fan-tau in dem münsterländischen Dorfe.

Schon waren die guten Dudenroder in etwas an den seltsamen Gast gewöhnt, nachdem sie ihn vierzehn Tage lang begafft und verfolgt hatten, als Herr Fan-tau mit einemmal alles wieder rebellisch machte: der erwachsene Mann zog — man denke sich! — mit einem Papierdrachen auf dem Buckel ins Feld, oder vielmehr in die weite Heide, und ließ das Spielzeug eigenhändig an langer Schnur in die Lüfte steigen. Alle erwachsenen Dudenroder schüttelten die Köpfe und bemerkten in mitleidigem Tone, wie doch ein großer Mann an solchen Kindereien Vergnügen finden könne; alle kleinen Dudenroder aber hatten ein Heidenplaisir und liefen auf ihren klappernden Holzschuhen hinter dem Chinesen — und seinem Drachen her. Drachen, einfache, schlichte, herzförmige Drachen waren bis dahin auch in Dudenrode bekannt gewesen und in jedem Jahr, wenn der Herbstwind über die Stoppeln wehte, waren sie in die Lüfte emporgestiegen, wobei Fränzchen Kreihenbäumer einmal den ungeheuren Triumph erlebte, daß sein Drache noch über den vergoldeten Hahn der Kirchturmspitze hinausflog — was, unter uns gesagt, nicht viel bedeuten will; aber einen Drachen, wie ihn der Chinese auf dem Buckel trug und sodann in die Lüfte steigen ließ, nein, einen solchen hatte man in Dudenrode noch niemals gesehen, überhaupt nicht für möglich gehalten; derselbe hatte nämlich die Gestalt eines richtigen Drachen — jenes fabelhaften Tieres mit Fledermausflügeln und Krokodilrachen — und war also, wie die Dudenroder Jugend sich zwar richtig, aber wenig geschmackvoll ausdrückte, ein Drachen-Drachen. Herr Merker sagte, um seinen Freund in Schutz zu nehmen, allen, die es hören wollten, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn ein erwachsener Mann aus China sich mit einem Papierdrachen ergötze; dieses Vergnügen, das man bei uns den Knabenüberlasse, sei im Reiche der Mitte eben ein Nationalvergnügen, dem gerade die erwachsenen Leute huldigten. Die Drachen hätten dort alle erdenklichen Formen, ja ganz unglaubliche. Uns erscheine das unbegreiflich, aber man möge an den Spruch denken: andre Länder, andre Sitten. Die Westfalen äßen z. B. mit Vorliebe Schinken, Pumpernickel, Sauerkraut und große Bohnen; die Chinesen hingegen zählten Haifischflossen, halbbebrütete Eier mit den Jungen darin, Seeschnecken, Vogelnester, Ratten, Mäuse und Hundekeulen zu ihren Lieblingsspeisen. (Ein allgemeines „Pfuii!“ der Dudenroder ließ sich hier hören.) „In China,“ so führte Herr Merker weiter aus, „sucht man vergebens nach jenen mannhaften, stählenden Vergnügungen, wie Jagd, Pferderennen, Wettrudern, welche uns Abendländern eine so reiche Quelle von Unterhaltung bieten. Zwar gibt es in China eine Anzahl bezopfter Weidmänner, doch diese geben sich mit der Jagd nicht des Vergnügens halber ab, sondern betreiben dieselbe als Handwerk. Ausgenommen das Drachensteigenlassen, das im weiten Himmlischen Reiche von jung und alt betrieben wird, und ausgenommen die Handhabung des Federballs, nehmen alle Zeitvertreibe der Chinesen den Charakter von Spielen um einen Einsatz an.“



Gerüst zum Maikäferdrachen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kleine Gasfabrik.

Man rollt sich ein beliebiges Papierblatt in der Form unsrer Abbildung zusammen, so daß die längliche Trichterform unten eng, oben weiter, unten offen, oben dagegen durch Umknicken geschlossen wird.

Sodann schneidet man bei a eine ganz kleine Oeffnung und zündet die Röhre bei b an, selbstverständlich nicht im Wohnzimmer, denn das möchte der Frau Mama nicht sehr angenehm sein, und übe dabei die sonst stets gebotene Vorsicht. Nach einigen Sekunden wird, wenn du an die Oeffnung bei a ein brennendes Papier oder Zündholz hältst, ein schönes blaues kleines Gasflämmchen emporbrennen.

In sechs Stunden zu Fuß durch sieben deutsche Länder!

Wenn man von Rudolstadt, dieser schön gelegenen Haupt- und Residenzstadt des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt a. d. Saale, die Reise in östlicher Richtung beginnt, kommt man in einer halben Stunde nach dem Dorfe Ammelstädt, Herzogtum Altenburg, von hier aus in anderthalb Stunden durch ein zum Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt gehöriges Dorf Teichröda nach Stadt Remda, Großherzogtum Weimar, von da in zwei Stunden nach Witzleben, Schwarzburg-Sondershausen, von da in einer halben Stunde nach Osthausen, Herzogtum Sachsen-Meiningen, dann in fünfviertel Stunden durch das große schwarzburg-rudolstädtische Kirchdorf Eichleben nach Kirchheim, Königreich Preußen, und von da nach dem Städtchen Ichtershausen, Herzogtum Gotha, also Summa Summarum in sechs Stunden durch sieben deutsche Länder.

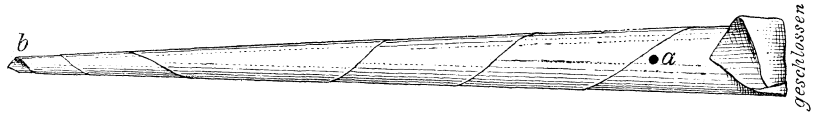
Der Phonograph

ist neuerdings dazu benutzt worden, die Sprachen einiger im Aussterben begriffener Indianerstämme festzuhalten, um sie so für spätere Zeiten besser, als es durch Bücher möglich wäre, aufzubewahren. Allerlei Nationalgesänge wurden hauptsächlich aufgenommen, und die betreffenden Indianer erlangten bald solche Uebung in der Behandlung des Phonographen, daß sie bei der Herstellung der Phonogramme denselben ganz allein bedienten. Die längste volkstümliche Erzählung beanspruchte neun Wachscylinder. Die Uebersetzungen wurden ebenfalls phonographisch, und zwar in englischer Sprache, aufgezeichnet.

Tante Lotte.

Macht der Gewohnheit.

Ein Pflanzer in Jamaika hatte bemerkt, daß die Gewohnheit der Neger, alles auf dem Kopfe zu tragen, für den Körper nachteilig sei. Er bestellte daher 100 Schubkarren, damit seine Sklaven es leichter hätten und gesund blieben. Das Schiff mit den Schubkarren kam endlich an und der Pflanzer schickte sofort seine Leute hin, um die gewünschten Fahrmaschinen zu holen. Es dauerte nicht lange, da kamen die 100 Neger anmarschiert — jeder seinen Schubkarren auf dem Kopfe!



Eine kleine Gasfabrik.

Rätsel.

Weißt du, was du mußt legen
Zu mancher schweren Last,
Daß schwerer nicht, nein leichter
Du dran zu tragen hast?

Scharade.

(Vierfilbig.)

Zieh die Füße aus dem Stiefel,
Und die Erste wird dir bleiben;
Wie die letzten drei mir gut sind,
Kann ich gar nicht dir beschreiben!
Frühlingsbote ist das Ganze;
Kennst du sie, die kleine Pflanze?

Diagonalrätsel.

L	i	s	s	A
a	a		d	r
c		n		c
h	u		z	h
S	o	n	n	e

Die obige Wörtergruppe besteht aus sechs Wörtern von je fünf Buchstaben. Jedes dieser sechs Worte liefert den Anfangs- oder den Endbuchstaben für vier der übrigen fünf Worte. Die beiden Wörter in den diagonalen Reihen haben auch einen gemeinsamen Mittelbuchstaben. Mit Hilfe der folgenden Angaben ist nach dem obigen Muster eine Wörtergruppe zu bilden. Von den beiden diagonalen Worten nennt das eine einen Wasserbewohner, das andre einen Fluß in Mitteldeutschland. Die erste senkrechte Reihe nennt einen Vogel, die letzte einen männlichen Vornamen, die oberste wagerechte einen Vogel, die unterste eine Stadt in Serbien.

Zu verwenden sind die folgenden 21 Buchstaben: 3 a, 3 c, 2 e, 1 f, 1 h, 3 i, 1 k, 1 l, 1 n, 1 r, 4 s.

Auflösung des Rätsels in Nr. 47.

„Verlangen — Erlangen."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 47.

„Marder — Marter."

Kameraden!

Nur noch wenige Nummern und euer Leib- und Lieblingsblatt tritt in den fünften Jahrgang ein. Es wird derselbe eine reichere Ausstattung als seine Vorgänger erhalten und wieder viel Neues, Gutes und Schönes bringen, voran die spannende, belehrende und lustige Erzählung

Der Schatz im Silbersee

von

Karl May.

Sie führt uns nach dem wilden Westen und wird uns eine Anzahl wackerer Westleute und ihre Thaten kennen lernen lassen.

Kameraden, sagt das euren Freunden, Bekannten und namentlich den jüngeren Schulgenossen, ladet sie ein, in unsre Kameradschaft einzutreten. Probeexemplare der ersten Nummer des neuen Jahrgangs stehen in beliebiger Anzahl unentgeltlich zu Diensten; einzelne Nummern verlangt man in der nächsten Buchhandlung, größere Partieen zum Verteilen an Schulkameraden von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Hauptstätterstraße 107—109.

Werbet für eure Zeitung!

Fragen und Antworten.

Frhr. C. . t v. S . . . n. Wenn die betreffende Thurn & Taxis ungestempelt ist, schwarzen Druck und farbiges Papier aufweist, ist sie 10 Mk. wert, wenn mit blauem Druck und weißem Papier, dann nur 2 Mk. — Postlagernde Briefe nennt man jene, die von dem Empfänger auf dem Postamte abgeholt werden; erforderlich ist, daß der Absender neben einer bestimmten Adresse oder Chiffre unter den Ortsnamen „postlagernd“ schreibt.

Ludwig Schneider in Lindau, Cransergasse 17 C, bittet gutmütige Kameraden um eine Sammlung von schwäbischen und oberbayrischen Gedichten.

W. G. in E. Das Verfärben der Goldfische kommt sehr häufig vor und es läßt sich dagegen nichts machen; ob der Fisch dadurch hübscher wird oder nicht, ist Geschmackssache, von manchem werden gerade die so verfärbten, also scheckig gewordenen besonders geschätzt. Fortwährend rohes Fleisch zu füttern ist nicht ratsam; das beste Futter sind Ameisenpuppen (auch Ameiseneier genannt), bei welchem Futter die Fische gut gedeihen, nie zu fett und daher nicht räudig werden. Allwöchentlich einmal ein wenig Fleisch ist als Beifutter dann sehr dienlich. — Eine Springbrunneneinrichtung bekommst Du billig bei Herm. Lachmann, Herpetolog, Berlin W., Zoologischer Garten. Willst Du Dir selbst, und zwar recht billig, einen Springbrunnen anlegen, so verfahre wie folgt: In ein Hochreservoir (wozu ein feststehender, oder beweglich an der Decke aufgehängter kleiner Zinkeimer dienen kann), setze ein entsprechend langes Stück Luftdrucktelegraphenrohr ein, nachdem dieses vorher hebelartig gebogen worden ist. Das kurze Ende des Rohres muß bis auf den Boden des Hochreservoirs reichen, das lange geht außen am Eimer senkrecht hinab, wird dann über den Rand des Aquariums, senkrecht in eine Ecke, dann auf den Boden desselben entlang und in der Mitte wieder emporgeführt, wo Du das Rohr in eine feine Spitze ausmünden läßt. Diese letztere läßt sich leicht durch gleichmäßiges Zusammenklopfen des Bleirohres herstellen. Saugt man nun bei der feinen Spitze an, so wird der Springbrunnen alsbald zu spielen beginnen, er wird fast so hoch springen als das Reservoir hoch steht. Das überschüssige Wasser wird aus dem Aquarium mittels eines selbsttätigen Hebels, welcher demnächst im „G. K.“ beschrieben werden wird, entfernt, und fließt in einen unter dem Aquarium aufgestellten Behälter ab. Wünschen gutes Gelingen und grüßen!

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! billigst! zur Auswahl! **E. Hayn, Naumburg (Saale).**

Universalbibliothek

für die

Jugend

enthält die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger **Robinson Crusoë** nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Dirksens
Patent-Zeichenbrett.

Von Autoritäten als bestes, praktisches u. billigstes Unterrichtsmittel für das Freihandzeichnen anerkannt.
Ausgabe C. u. D. vortrefflich geeignet zu Aufnahmen beim Zeichnen nach der Natur.

Preise:	Ausg. A.	Ausg. B.	Ausg. C.	Ausg. D.
	1,00 Mk.	1,25 Mk.	1,60 Mk.	1,85 Mk.

Ersatzpapier: 10 Blatt Zeichenkarton 0,25 Mk.,
" 10 " Zeichenpapier 0,80 "

Zu beziehen **durch jede Buchhandlung,** sowie fr. gegen Einsendung des Betrages u. 50 Pfg. für Porto vom Herausgeber:

Fr. B. Dirksen, Leer (Ostfriesland)
Osterstrasse 37.

250 echte Briefmarken
von **Cap, Ceylon, Cuba, Monaco, Sardin., Tunis** ꝛc. — keine dopp.! — nur 3 Mark. Wert nach Katalog u. Garant. 10—12 M.
V. Jörgensen, Altona, Eimsb. Straße 64.

Spemanns Schatzkästlein.
Preis gebunden 5 Mark.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Landwirtschaftl. Institut der Universität Leipzig.

Der Anfang des **Winter-Semesters** ist auf **den 21. Oktober** festgesetzt. Programm und Stundenplan vom Unterzeichneten zu beziehen.
Geheimer Hofrat Dr. **Blomeyer.**

Im Verlag der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Jugendgarten.

Eine Festgabe für die Jugend

(Knaben und Mädchen im Alter von 9 bis 15 Jahren).

Gegründet von

Ottilie Wildermuth.

Mit zahlreichen farbigen und Tondruckbildern.

Preis elegant kartoniert M. 6. —, in glänzendem Prachtband mit Rücken- und Deckelvergoldung M. 6. 75.

Der neue Band enthält wieder eine Fülle anziehender Erzählungen, Biographien, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, Gedichte, Rätsel, belehrender Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten und gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung.

Rudolf Schmidt, Frankfurt a. M. Elemente sind schon oft und ausführlich beschrieben worden, doch sollst Du's nochmals hören. Für einen sehr starken Strom, zum Experimentieren verwendbar, baue ein Chromsäure-Element. Dasselbe besteht aus zwei Kohlen- und einer Zinkplatte; die Anordnung dieser Teile muß so sein, daß das Zink nach dem Gebrauch aus der Flüssigkeit herausgenommen werden kann; Zink und Kohle dürfen sich im Element natürlich nicht berühren; die Chromsäurelösung stellst Du her, indem Du chromsaures Kali fein zerstoßest und den gleichen Teil Schwefelsäure hinzugibst. Unter fortwährendem Umrühren bringst Du nun Wasser zu der Mischung und setzest, ist das Kali noch nicht ganz gelöst, noch etwas Schwefelsäure hinzu, auch das unter stetem Umrühren. Erst nachdem alle Krystalle gelöst sind, kannst Du die Elektrode in die Flüssigkeit setzen! — Für Läutewerke ꝛc. verwendet man Leclanché-Elemente, bekanntlich aus Zink u. Kohle zusammengesetzt; diese Elektrode stehen in einer Salmiaklösung von 150—200 g gestoßenem Salmiak in ca. 1½ l Wasser. Zink und Kohle werden natürlich isoliert und können immer in der Flüssigkeit stehen bleiben. Die nötige Kohle erhältst Du in Frankfurt von der Firma Schäfer u. Montanus, Elefantengasse 10. — Ueber zwei kleine galvanoplastische Apparate findest Du Ausführliches Jahrg. 3, Seite 654. Gruß freundlich erwidert!

Jakob W. in M. Die Einbanddecke des „G. K.“ kostet 90 Pfennige.

Alfred H. in G. b. K. Ja das Prangerchen! Wir wollen uns darüber besinnen. Es ist uns über der vielen Arbeit ganz aus dem Kopf gekommen. Kameradschaftlichen Gruß!

Schaubeck-Album. Von diesem Album wird allerdings eine Auflage 1891 — und zwar im November — erscheinen und wird von derselben, wie wir hören, auch eine Ausgabe, die ausschließlich Briefmarken enthält, veranstaltet werden. Ein Album für Ganzsachen mit Vordruck haben die Gebr. Senff in Leipzig, da zu umfangreich, nicht herausgegeben, dagegen ein solches Album ohne Vordruck, welches nach dem bewährten Einsteckfystem eingerichtet ist. Preis Mk. 25 und Mk. 30.

Paul E. Das kann Dir die Briefmarkenhandlung A. Beddig in Hannover besorgen.

J. E. in W. Wenn Deine Eltern englische Unterthanen sind, dann bist Du zum Militärdienst in Deutschland überhaupt nicht verpflichtet. Die erwünschten Auskünfte findest Du in Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats Abteilung: Berufswahl.

Dietrich P. Es existiert nur dieser eine Teil. Eine Fortsetzung in 2 Teilen lieferte X. Y. Z. d. i. Follenius, Leipzig 1796, 1797, 1840. — Dein Vorname ist altdeutschen Ursprungs und bedeutet: der Fürst des Volks, der beim Volke Angesehene.

T. N. in Zabern. Weiße Mäuse willst Du haben. Du findest im Anzeigenteil ein diesbezügliches Angebot der Tierhandlung Gudera in Wien.

X. Y. in B. Nenne Deine Adresse und schicke die Abonnementsquittung, dann sollst Du den Tipp-Topp-Stempel sogleich haben.

G. W. in G. Deine Rätsel verraten einen kleinen Mann von Geist. Eine Deiner Knacknüsse wollen wir gleich den Kameraden vorsetzen, die Orthographen werden zwar dazu den Kopf schütteln. Was heißt das (aber — Pst! — nicht gleich herumdrehen):

N.
N. N. N.
R. R. R. R.
E. E. E. E. E. E. E.
(ǝʇɥɔo ɹǝɐɥüꞀ uǝʌǝɹ uǝuᴉ⅁)

Erich in W. Ob Deine „Buchstaben“ charakteristisch genug seien, um sie graphologisch zu deuten?*) Der „G. K.“ befaßt sich mit solchen Deutungen nicht.

O. E. in Elberfeld. Wie uns ein tüchtiger Fachmann auf Befragen versichert, geht es ganz gut, aus einer Nähmaschine eine tadellose Laubsägemaschine mit nur wenig Veränderungen zu machen; doch müßte diese Umgestaltung, soll die Säge gut funktionieren, einem geübten Maschinenschlosser übertragen werden.

E. B. in W. Guck in Deine Sparkasse — ist was drinnen?

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Buchstaben? Krähenfüßchen sind's!

M. M. in **Buchsweiler.** Deine Anleitung zur Anfertigung „allerhand Glassachen" ist sehr hübsch, wenn auch nicht so leicht auszuführen, wie sie dargestellt ist. Das Gebläse muß ein kontinuierliches sein, und ist daher der Rat, sich die Luft zur Erzeugung des Gebläses durch eine zweite Person zuführen zu lassen, nicht acceptabel. Ferner sind nur wirklich gefärbte Glasstäbchen zu gebrauchen; sogenanntes Ueberfangglas, bei welchem nur eine Seite mit gefärbtem Glasflusse überzogen ist, taugt hierzu nicht. Man erkennt sie vom wirklich gefärbten Glase an der Schnittseite als dünne Auflageschichte. Für den Beitrag herzlichen Dank und kameradschaftlichen Gruß!

Zigeuner. In einer der nächsten Nummer schon soll wieder einmal ein Preisrätsel losgelassen werden. Nimm Deine Kraft zusammen, wir wünschen, daß es Dir gelingen möge, einen Preis zu erringen.

R. v. B. in **E.** Na, das läßt sich hören! Kamerad E soll Dich wohl um Entschuldigung bitten, daß Du ihm auf die Füße getreten hast?

E. 23 in **Frankfurt a. O.** Den echten Wein (Vitis vinifera) pflegt man nicht auf den wilden Wein (Ampelopsis quinquefolia), sondern auf die amerikanischen Sorten (Vitis Labrusca, cordifolia etc.) zu veredeln. Es geschieht dies jetzt vielfach als Mittel gegen die Reblausgefahr, weil die amerikanischen Weine wegen ihres üppigen Wachstums der Krankheit besser widerstehen. Wer aber auch mit dem Veredlungswesen schon vertraut ist, soll den Versuch nicht erst anfangen. Wer edlen Wein an Stelle des wilden haben will und nicht einen edlen Stock zur Verfügung hat, der senke einige stärkere Reben im Frühjahr von irgend einem Stocke ab, indem er sie in die Erde legt und nur einige Augen an der Spitze unbedeckt läßt. Im nächsten Jahre hat die niedergelegte Rebe Wurzeln gemacht, wird vom Mutterstock abgeschnitten und an die gewünschte Stelle gepflanzt. Guten Erfolg!

Lulu. Rezepte zur Bereitung einer guten Hektographenmasse gibt es mehrere, es ist daher nicht notwendig, die Melasse künstlich zu bereiten. Nachstehend ein einfaches gutes Rezept ohne Melasse: 100 Teile Vergolderleim werden in 200 Teilen Wasser erweicht und gekocht, während dem Kochen 400 Teile Glycerin und einige Tropfen Essigsäure hinzugerührt. Die Bereitungsweise ist im übrigen gleich der schon früher angegebenen.

Alfred N. Am besten, du gehst statt zum Apotheker zum Seifensieder. Reinlichkeit, und nochmals Reinlichkeit, das ist das beste Rezept!

Tauschmarkt.

Jakob Holtz in **Mülhausen i. Elsaß, Baselg. 2,** hat weiße Mäuse abzugeben.

H. Wolff in **Wiesbaden, Rheinstraße 99,** wünscht einen photographischen Apparat einzutauschen.

Albert Holländer, Blankenese, Norderstraße, bei Hamburg, bietet eine gute Druckerpresse mit vielen Lettern für eine Dampfmaschine.

Ich suche eine Elektrisiermaschine, womöglich Influenzmaschine. Angabe des Ankaufspreises erbeten. Ich habe sehr wertvolle Angebote dagegen zu machen. W. Frey in Landau, Westbahnstraße, Rheinpfalz.

E. Loock in **Cleve, Rhnld., Linde 3,** sucht Tauschverbindung mit Briefmarkensammlern, hat viele seltene Stücke (auch Ganzsachen) abzugeben, sucht dagegen Sachsen 3 Pfg. rot, Bayern 1 Kr. schwarz u. a. besonders alte deutsche Marken und Couverts.

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken erbitten Dubletten: Berth. Teppich in Berlin W., Kaiserin-Augustastraße 75/76. Hans Bieber in Hamburg, Uhlenhorst, Adolfstr. 24. Felix Cohn in Berlin, Soldinerstr. 30. Jul. Misch in Berlin, Königstr. 14 I. und II.

Ausländ. Briefmarken gegen solche des eigenen Landes tauschen: Karl Koch in Lübeck, Fleischhauerstr. 46 II. Philipp Rothbarth in Frankfurt a. M., Westendstr. 9 (Ganzsachen gegen alte und neue deutsche). F. Förster in Straßburg i. E., Apfelstr. 4 (Postkarten).

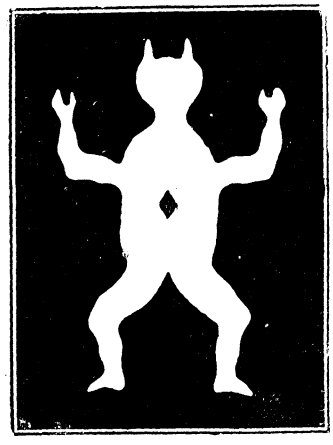
O. St. in **Nummer 42,** wird gebeten, seine Adresse an Jul. Misch, Berlin, Königstr. 14 I. und II. mitzuteilen. Antwort erfolgt umgehend.

Dresdener Handelslehrinstitut von Oscar Kirchhoff,

bietet Gelegenheit, in 4 Monaten einen vollständigen Kursus in kaufm. Rechnen, einf. und doppelt. Buchführung, Wechsellehre, Handelslehre und Korrespondenz zu absolvieren. **Pension** zu civilem Preise **im Hause.**

Zum Kapitel der Nachbilder.

Was soll denn nur das weiße Teufelchen bedeuten, wirst du denken! Betrachte es einige Zeit recht genau, etwa so, daß du den schwarzen Mittelpunkt am schärfsten fixierst und so lange bis das Auge etwas ermüdet ist, dann richte deinen Blick auf die weiße Zimmerdecke oder sonst eine helle Fläche. Deinem Auge wird sich, wenn du nur etwas Geduld haben willst, zuerst eine rechteckige weiße Fläche darstellen und dann in derselben zu deiner Ueberraschung ein schwarzer Teufel auftauchen. Ist die Erscheinung beim erstenmal nur matt, wird sie sich vielleicht schon bei einem zweiten Versuche schärfer zeichnen. Probier's, denke über das Seltsame dieser Erscheinung nach, und sage uns gelegentlich, worauf sie beruhen mag.



Umtausch alter Konversations-Lexika gestattet!

Zu beziehen:

in 230 Lieferungen à 35 Pf.,
in 24 geh. Halbbänden à M. 3.25.,
in 12 geb. Halbfranzbdn. à M. 8.50.

Anschaffung durch Teilzahlungen empfohlen!

Prospekte gratis.
Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Pierer's Konversations-Lexikon

mit Universal-Sprachen-Lexikon in 12 Sprachen nach **Prof. Kürschners System,**

ist gegenwärtig das **beste, empfehlenswerteste** und **billigste** aller Konversations-Lexika. Dasselbe ist bis zum **VI. Band** fertiggestellt.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Briefmarken geben ab: Herm. Scholl in Stuttgart, Sennefelderstr. 11 p.: ein Album von Zschiesche mit über 1000 selt. Briefmarken gegen eine Stirnsche Geheimcamera. G. Knosp in Wien II., Engerthstr. 194: 90 seltene Marken gegen eine Dampfmaschine. Gust. Ziegler jr. in Karlsruhe, Douglasstr. 18 III: ein Album mit über 1000 Briefmarken gegen eine Geheimcamera oder einen andren photographischen Apparat.

Ludwig Haas in **Speier a. Rh., Maximiliansstraße Nr. 63,** möchte mit einem überseeischen oder ausländischen Briefmarkenfreunde in Korrespondenz treten.

Gust. Schmalzried in **Schwäb.-Hall, Zollhüttenstraße,** sucht ein Piston einzutauschen gegen eine Markensammlung (event. geg. entsprech. Aufzahlung).

Emil Gruber, Fr. Sohn in **Löfenbach b. Brügge i. W.,** hat einen doppelten Nebenbilderapparat abzugeben. Neuwert 15 Mark.

Sekundaner M. Meinhold in **Diedenhofen (Lothr.),** sucht Briefverkehr in Stolzischer Stenographie.

F. Küppers in **Mülheim a. d. Ruhr, Notweg 3,** bietet eine Druckerpresse mit Zubehör u. a. für einen photograph. Apparat.

Vertausche ein zahmes Eichhörnchen gegen Vögel; exotische besonders erwünscht. Bruno Schaller in Greiz, Markt 14.

Ernst Deutsch jr. in Iglau, Mähren, hat viele Bleisoldaten abzugeben.

W. Nehse in **Neustettin, Schulstr. 6,** hat eine fast neue Dampfmaschine, erwünscht wären dafür 3 Kanarienvögel (1 Hahn und 2 Hennen). Vertauscht auch eine laterna magica und einen Zauberkasten.

Otto Weigand jr. in **St. Ingbert (Pfalz),** sucht schnellstens eine Sachsen, 3 Pfg. rot.

W. Kremer in **Neustettin, Marienstr. 3,** hat ein paar Turnringe nebst Schaukel und Reck abzugeben.

Emil Dorbritz in **Sierck (Dtsch. Lothr.)** möchte mit einem außereuropäischen, mindestens 15 jährigen Kameraden, in Korrespondenz treten.

Max Schindewolf in **Dessau, Kaiserstraße 15,** besitzt eine Stempelsammlung mit über 80 Exemplaren, wünscht dafür eine „Sachsen 3 Pfg. rot" oder andre bessere Marken.

Elmar Noll, Villa Erika zu **Sattendorf** am **Ossiachersee, Kärnten,** tauscht gegen eine gleichwertige Sache einen Falbpony mit weißer Mähne und Schweif, 11 Faust hoch, vollkommen geritten und im Wagen eingeführt, sehr vertraut.

Albert May in **Lauterbach (Oberhessen),** sucht Silbermünzen und Papiergeld zu tauschen.

Elemér Breier in **Breslau, Neue Matthiasstr. 9,** möchte mit Mineralien- und Muschelsammlern in Verbindung treten.

Alphonse Ströbel in **Heilbronn, Kirchbronnenstraße 5,** hat eine große Wappensiegelsammlung (700 Stück), ein Herbarium in Prachtband, 300 chilenische Marken und 4 Sachsen 3 Pfg. rot abzugeben.

Witzraketen.

Aus der Lateinstunde. Tu per se Tigris ovum pellis Turris. — O, du durchsichtiger Eifelturm . . . .

Vergil VII 112—113 . . . . . vertere morsus exiguam in Cererem penuria adegit edendi . . . . . und der Hunger trieb sie den Biß zu wenden gegen die dünne Ceres.

Galgenhumor. Meister: „Junge, wenn du nicht gleich parierst, dann haue ich dich gelb und blau."

Lehrling: „Meester, wenn möjlich och jrün, det is meine Lieblingsfarbe!"

Ein kluger Hund. Erster Gast (der ein Paar Bratwürste verzehrt): „Sie, was schaut denn Ihr Hund immer egal an die Decke hinauf?"

Zweiter Gast: „Ich denk' halt, das Viehscherl hat Angst, daß eher die Deck' einfällt, eh' Sie ihm a Stückl Wurst geben!"

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 49.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Als Abu el Mot an den Nuehrs vorüberkam, welche er doch für sich angeworben hatte, spuckte er vor dem Häuptling derselben aus und rief:

„Haif alaik — Schande über dich!“

Aber die Strafe folgte dieser Beleidigung sofort. Der Häuptling trat herbei, schlug ihm die Faust in das Gesicht, daß ihm das Blut sofort aus Mund und Nase lief, und antwortete:

„Die Schande ruht auf dir, du Hund und Verräter! Denke an die Waka'a en nahr, an die Schlacht im Flusse! Bist du da nicht feig entflohen? Hast du uns da nicht hinterlistig verlassen? Wenn dieser ‚Vater der vier Augen‘, welchen Allah dafür segnen wolle, nicht ein so wohlwollendes und freundliches Herz besäße, so wären wir verloren gewesen. Nun willst du mich beschimpfen, weil wir ihm dankbar sind? Dein Weg führt ins Verderben und in die Hölle. Mögest du braten da, wo ihre Glut am größesten ist!“

„Herr, duldest du, daß ich von deinen Leuten geschlagen werde!“ fuhr Abu el Mot Schwarz an. „Hast du mir nicht versprochen, daß mir nichts geschehen solle!“

„Jedem das, was er verdient,“ antwortete Schwarz ruhig. „Ich habe natürlich angenommen, daß du nicht den Zorn meiner Leute herausforderst. Beleidigst du sie, so magst du die Folgen tragen, denn nur du allein bist schuld daran. In deiner Lage würde es dir besser stehen, vorsichtig und bescheiden zu sein.“

„Du hast mich aber zu beschützen!“

– Aber die Strafe folgte dieser Beleidigung sofort. –

„Und du hast dich ruhig und höflich zu verhalten. Thust du das nicht, so mögen diejenigen, welche du beleidigst, dich meinetwegen erschlagen oder erwürgen, ich rühre keinen Finger für dich. Es ist dir ganz recht geschehen.“

Man ging weiter und kehrte, als der Rundgang beendet war, nach unten zurück, wo Pfotenhauer die indessen verflossene Zeit vortrefflich benutzt hatte, den Eingang mit Hindernissen vollständig auszufüllen. Es war nur eine einzige kleine Lücke gelassen worden, gerade groß genug, daß ein Mann hindurchschlüpfen konnte. Die Soldaten flochten aus Zweigen Wände, um dieselben aufzustellen und mit Erde auszufüllen, damit keine Kugel hindurchdringen könne. Abu el Mot sah das, sein Gesicht wurde finstrer und er meinte, grim-

mig lachend: „Ihr müßt euch doch entsetzlich vor uns fürchten, da ihr mit solchem Eifer arbeitet, als gelte es eine Kal'a*) zu errichten."

„Von Furcht ist keine Rede; sie wäre ja völlig grundlos, wie du gesehen haben wirst. Aber wenn es gilt, die Verwundung oder gar den Tod auch nur eines einzigen Menschen zu verhindern, so ist keine Arbeit, mit welcher dieser Zweck erreicht wird, überflüssig oder lächerlich zu nennen."

„Nimm mir die Fesseln ab! Ich sehe es dir an, daß du die Beratung beginnen willst, welche freilich ganz erfolglos sein wird."

„Erfolg wird sie jedenfalls haben, wenn nicht für dich, so doch ohne allen Zweifel für mich. Setzen wir uns also nieder!"

Man band dem Alten die Hände los und setzte sich, einen Kreis bildend, in das Gras. Abu el Mot machte dabei ein Gesicht, als sei es eine Gnade für die andern, sich in seiner Nähe zu befinden, als sei er es, von welchem das Schicksal der beiden Deutschen und ihrer Leute abhänge.

„Der Kerl g'fallt mir gar nit," meinte Pfotenhauer in deutscher Sprache. „Er macht a so zuversichtliches, eigentlich unverschämtes G'sicht, daß ich glauben muß, er hat irgend was Böses, woran wir gar nit denken, im Rückhalt."

„Wüßte nicht, was es sein könnte," antwortete Schwarz.

„Ich eben auch nit; aber irgendwas hat er; das ist so g'wiß wie der Boden im Bierseidel. Wir müssen halt vorsichtig sein."

„Warum redet ihr in einer Sprache, welche ich nicht verstehe?" fragte Abu el Mot. „Wißt ihr nicht, daß dies unhöflich ist? Oder fürchtet ihr euch vor mir?"

„Hat einer von uns Furcht, so scheinst du es zu sein," antwortete Schwarz. „Nur der Furchtsame ist mißtrauisch. Und wenn du Höflichkeit von uns forderst, so verlangst du zu viel. Nach allem, was wir dir vorzuwerfen haben, gibt es für uns gar keinen Grund, dir Komplimente zu machen. Ich rate dir überhaupt, den Ton, in welchem du mit uns sprichst, etwas herabzustimmen, da wir sonst die Rücksichten, welche wir jetzt noch nehmen, fallen lassen würden!"

„Rücksichten?" lachte der Alte. „Das ist unnötig, denn ihr habt gar keinen Grund dazu. Vielmehr bin ich es, welcher Nachsicht hegt, denn nicht ich befinde mich in eurer Gewalt, sondern ihr seid in der meinigen."

„Das kann eigentlich nur ein Wahnsinniger sagen!"

„Schweig! Wenn der Wahnsinn einen von uns beiden ergriffen hat, so bist nur du es; das kann ich beweisen."

„So beweise es," antwortete Schwarz.

„Sind die Forderungen, welche du an mich gestellt hast, nicht diejenigen eines Wahnsinnigen?"

„Schwerlich!"

„O doch! Ich soll nicht bloß deinen Bruder und den Elefantenjäger ausliefern, sondern auch mich und Abd el Mot. Hast du das nicht verlangt?"

„Allerdings, ja."

„Und du gibst nicht zu, daß dies unsinnig ist?"

„Nein. Wir sitzen wohl auch nicht hier, um zu beraten, welcher Natur meine Forderungen sind. Ich habe dir erlaubt, zu uns zu kommen, nur aus dem einzigen Grunde, um zu erfahren, ob du auf meine Bedingungen eingehest oder nicht."

„Das kannst du gleich erfahren, ja, das konnte ich dir sofort, als ich kam, schon sagen."

„Nun?"

„Ich belache dein Verlangen."

„So! Hast du mir sonst noch etwas zu sagen?"

„Nein."

„So ist unsre Unterredung kürzer geworden, als ich dachte, und wir sind also fertig."

Er stand auf.

„Ja, wir sind fertig," stimmte Abu el Mot bei, indem er sich auch erhob. „Ich kann also gehen?"

„Ja."

„M'assalahmi; fat wakhti — lebe wohl; meine Zeit ist um!"

Er wendete sich, ohne daß ihn jemand hinderte, nach der Oeffnung, welche im Verhau gelassen worden war. An derselben angekommen, drehte er sich um und fragte:

„Was werdet ihr nun thun?"

„Das wirst du sehr bald erfahren."

„Etwa auf uns schießen?"

„Allerdings."

„Nein, das werdet ihr nicht."

„Wer soll uns hindern?"

„Eure Klugheit, denn sobald von euch der erste Schuß fällt, werde ich deinen Bruder töten lassen!"

„Und beim zweiten Schusse wird wohl der Elefantenjäger ermordet?" fragte Schwarz lachend, obgleich es ihm nicht sehr lustig zu Mute war.

„Allerdings. Und dann kommt es noch anders."

„Wie denn?"

„Bei jedem nächsten Schusse wird einer der Sklaven erstochen, welche ihr doch befreien wollt. Ihr werdet also ganz das Gegenteil von dem erreichen, was ihr beabsichtigt."

Er machte eine höhnische Gebärde und fügte dann hinzu:

„Seht ihr nun, wer sich in der Hand des andern befindet, ich in der eurigen oder ihr in der meinigen?"

„Das erstere jedenfalls."

„Was? Du bist wirklich wahnsinnig!"

„Und du befindest dich in einer großen Täuschung, denn der erste, den meine Kugel trifft, wirst du sein, und der zweite ist Abd el Mot. Mir scheint, du weißt bereits, wie gut ich schieße!"

„Schieße meinetwegen wie der Scheitan; ich kehre mich nicht daran! Oder meinst du, daß ich mich so hinstelle, daß du nur auf mich zu zielen brauchst? Ich lache über deine Drohung!"

„So verstecke dich und morde, so viele Personen du morden willst! Wir werden es also anders machen. Wir werden deine Leute erschießen, einen nach dem andern. Du und Abd el Mot werdet übrig bleiben. Welches Todes ihr dann aber sterben werdet, danach frage nicht!"

„Drohe nur immerzu; ich weiß doch, was ich davon zu halten habe. Du wirst deinen Bruder nicht töten lassen!"

„Ich kann ihn nicht retten, also mag er sterben!"

„Versuche nicht, mich zu täuschen! Ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich mich herbeilasse, dir einen Vorschlag zu machen."

„Ich mag ihn nicht hören. Du hast dich gar nicht herbeizulassen."

„So verstopfe deine Ohren, und die andern mögen ihn hören. Ich will deinen Bruder freigeben und den Elefantenjäger auch. Sie sollen auch ihr Eigentum zurückerhalten."

„Und was forderst du dafür?"

„Zieht fort, und laßt mich in Ruhe!"

„Das werden wir nicht."

„So möge euch der Scheitan fressen. Ich sage euch mein letztes Wort, indem ich wiederhole, daß dein Bruder beim ersten Schusse sterben wird!"

„Und ich sage euch mein letztes, indem ich dir mitteile, daß ich dir jedes Glied

*) Festung.

einzeln vom Körper reißen lasse, wenn du ihm nur ein Haar seines Hauptes krümmst. Nun kannst du gehen."

„Ja, ich gehe. Hüte dich vor meiner Rache; ich scherze nicht!"

Er drängte sich durch die schmale Oeffnung des Verhaues und schritt hocherhobenen Hauptes in die Schlucht hinein. Der Slowak nahm sein Gewehr auf und fragte:

„Soll ich erschießte Kerl, frechen und unverschämigten? Seinte dann sofort aus Geschichte, ganze und alle!"

„Nein," wehrte Schwarz ab. „Ich habe ihm mein Wort gegeben, und das gilt. Meineidig werde ich nicht."

„G'wiß!" stimmte Pfotenhauer bei. „Das gegebene Wort müssen wir leider halten, doch auch ich möcht ihm am liebsten gleich einige Kugeln auf den Pelz brennen. Den Kerl so hier in denen Händen haben und ihn doch wieder laufen lassen zu müssen, das geht mir halt stracks gegen den Strich. War das a frecher und unverschämter Patron! Anstatt klein beizugeben, hat er halt grad so gethan, als ob er nur lauter Bittschriften zu unterzeichnen hätt'. Was soll denn nun g'schehen? Meinen's, daß er wirklich thut, was er g'sagt hat?"

„Nein."

„Oho! Ich trau's ihm zu."

„Ich nicht."

„So halten's ihn für besser, als er wirklich ist."

„Das nicht; aber ich halte ihn für zu klug, seine Drohung auszuführen."

„Wieso wäre das unklug?"

„Weil er dann auch unsrerseits auf keine Gnade zu rechnen hätte."

„Ja, das ist schon wahr. Aberst was nützt uns die Rach', wann wir mit derselben die Toten nicht wieder lebendig machen können?"

„Er weiß, daß er uns nicht entkommen kann. Ich habe ihn scharf beobachtet und es ihm angesehen, daß er diese Ueberzeugung hegt. In seinen Händen liegt nur ein einziger Trumpf; er hat ihn uns gezeigt, doch zweifle ich sehr daran, daß er ihn auch wirklich ausspielen wird. Es wäre sein sicherer Untergang."

„Möglich, daß er es unterläßt, doch ist ihm alles zuzutrauen und — — was ist das? Da kommt er ja schon wieder!"

Es war so; Abu el Mot kam zurück, aber nicht ganz heran. Er blieb vielmehr in Rufweite stehen und fragte:

„Darf ich wieder frei zurück, wenn ich noch einmal hinkomme?"

„Ja," antwortete Schwarz.

„Dummheit!" raunte Pfotenhauer ihm zu. „Jetzt hatte er unser Wort nicht, und so konnten wir ihn wegputzen!"

„Dazu ist es nun zu spät. Ich habe mein Versprechen erneuert. Uebrigens ist seine Rückkehr ein Beweis, daß ich ganz richtig geurteilt habe."

Der Alte kam bis an die Lücke heran, durch welche er aber nicht kroch, und fragte:

„Was würdet ihr mit mir thun, wenn ich mich euch gefangen gäbe?"

„Wir würden dein Leben schonen," antwortete Schwarz.

„Und mir die Freiheit geben?"

„Nein. Ich würde dich nach Faschodah abliefern."

„Ah! Zum ‚Vater der Fünfhundert'?"

„Ja. Ich habe es ihm versprochen."

„Du bist sehr aufrichtig. Ich danke dir. Thue, was du willst; du wirst mich nicht lebendig in deine Hand bekommen!"

Er ging wieder fort, ohne ein einziges Mal den Kopf zu wenden. Er mußte sehr fest überzeugt sein, daß man ihm keine Kugel nachsenden werde.

„Das ist die Frechheit doch allzuweit getrieben!" zürnte Pfotenhauer. „Die Sicherheit dieses Halunken könnt' mir die ganze Gall' in den Magen treiben. Hätten's nur nit gar so schnell ja g'sagt, so läg' er jetzund dort im Gras, mit meiner Kugel im Leibe!"

„Lassen Sie es gut sein!" bat Schwarz. „Daß er mit dieser Frage zurückkehrte, stellt mich für jetzt vollständig zufrieden."

„Aber wir sind nit weiter 'kommen, als wir vorher waren!"

„Das mag sein; aber wir werden nicht auf dem jetzigen Punkte stehen bleiben."

„So laufen's also schnell weiter, und nehmen's uns auch mit! Denken's vielleicht, daß wir schießen können, ohne Ihren Bruder in G'fahr zu bringen?"

„Ich denke es, so wie ich es schon vorhin dachte; aber ich will Abu el Mot doch lieber nicht versuchen. Warum Gewalt anwenden, wenn man mit ein wenig List ebenso zum Ziele gelangen kann?"

„Welche List ist's denn da, von der's sprechen?"

„Die, von der wir schon gesprochen haben. Wir holen meinen Bruder und den Elefantenjäger heraus. Gelingt uns das, so brauchen wir dann keine Rücksicht mehr zu nehmen, da sich der einzige Trumpf des Alten in unsren Händen befindet."

„Alle Teuxel! Ist das Ihr Ernst?"

„Ja."

„Wir wollen uns verkleiden und Theater spielen?"

„Ich wenigstens bin fest entschlossen dazu. Ich will Sie keineswegs bereden, denn die Sache ist, wie ich gern zugebe, sehr gefährlich, aber ich — — —"

„Lassen's die Faxerei, und reden's vernünftig!" unterbrach ihn der „Vater des Storches". „Was Sie können, das kann ich auch, und Ihr Bruder ist mir so a lieber Freund, daß ich um seinetwillen ganz gern so a bißchen Fastnachtsscherz mitmachen thu'."

„Nun, es ist nichts weniger als scherzhaft. Wenn wir erwischt werden, ist es nicht nur aus mit uns, sondern auch mit denen, welche wir retten wollen."

„Das weiß ich selber auch, und ich denk', grad eben darum werden wir uns nicht derwischen lassen. Es handelt sich nur darum, wann und wie es g'macht werden soll. Wann? Doch also erst heute abend?"

„Ja. Dieser Plan kann nur in der Dunkelheit ausgeführt werden."

„Aber bis dahin kann gar viel g'schehen!"

„Ich bin überzeugt, daß wenig oder gar nichts geschehen wird. Abu el Mot wird nichts unternehmen, sondern ganz froh sein, wenn wir ihn in Ruhe lassen."

„So handelt es sich nur um das Wie. Verkleiden wir uns als Neger?"

„Ja."

„Dazu möcht' ich aberst nit raten."

„Warum?"

„Aus mehreren Gründen. Erstens wird es mir bei meinem langen und großen Barte, selbst wenn ich ihn und das G'sicht schwarz mach, nit gelingen, denen Leuten weiß zu machen, daß ich ein Neger bin, denn a Schwarzer hat keinen solchen Bart. Und zweitens dürften wir uns nur da bewegen, wo die geraubten Sklaven sind, während die beiden, welche wir holen wollen, sich ganz g'wiß bei Abu el Mot befinden. Besser wird's sein, wir färben die G'sichter nur braun und kleiden uns so, daß wir für Sklavenjäger g'halten werden."

„Auch da wird man Sie an Ihrem und ebenso mich an meinem Vollbarte erkennen. Nein. Unter die geraubten Sklaven brauchen wir uns nicht zu machen, denn es gibt auch unter den Leuten Abu el Mots Schwarze genug. Es fragt sich überhaupt, ob wir uns sehen lassen müssen. Vielleicht haben wir uns nur in der Weise

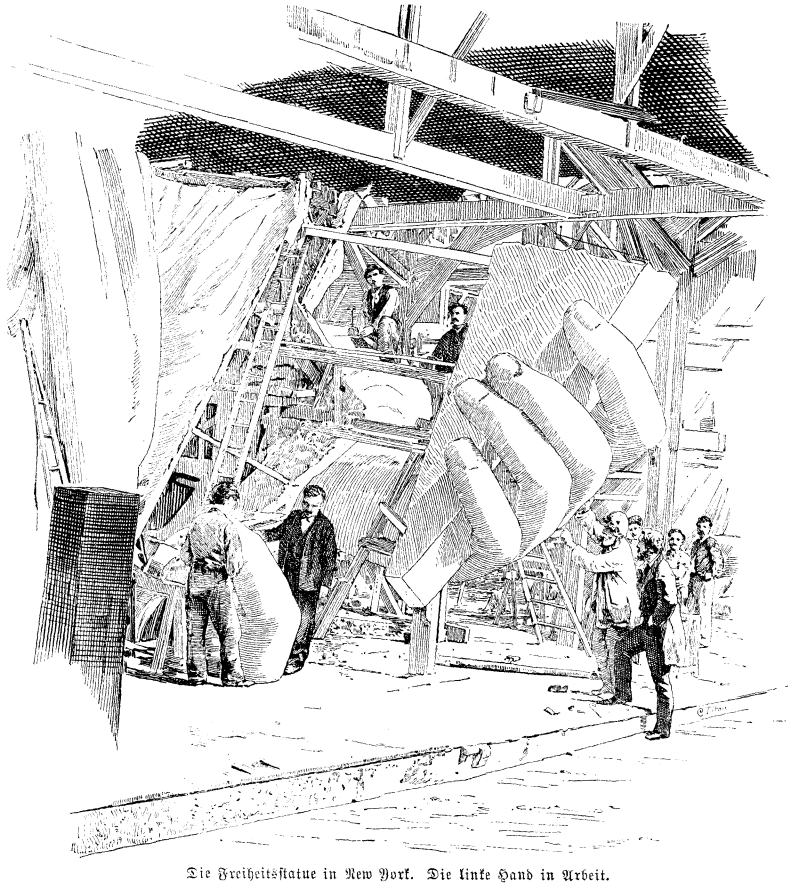
anzuschleichen, wie sich Indianer an ihre Feinde schleichen. Und da ist es von großem Vorteile, wenn wir uns schwarz gefärbt haben, weil man uns da nicht von der Umgebung zu unterscheiden vermag."

„Ganz wie Sie denken. Ich thu' halt alles mit, und Sie sind weit erfahrener und gewandter als ich. Aber wo nehmen wir die schwarze Farb' her? Wollen wir Holz zu Kohlen brennen?"

„Kohle haftet nicht. Es könnten durch irgend eine Berührung weiße Flecken entstehen, welche uns verraten würden. Wir haben ja fettes Fleisch von den Elefanten und Speck von dem Nilpferde. Da können wir Ruß mehr als genug gewinnen."

Der Slowak war Zeuge dieses in deutscher Sprache geführten Gespräches gewesen und hatte alles gehört. Jetzt sagte er:

„Auch ich wollt schmierte Ruß in Gesicht, meiniges, daß ich wernte Neger, schwarzigter, und gedürfte mitgehen, zu



Die Freiheitsstatue in New York. Die linke Hand in Arbeit.

holen die beiden Freunde, gefangenschaftliche."

„Du?" lachte Schwarz. „Du wärst der Kerl dazu!"

„Ja, ich wernte sein der Kerl, dazu gehörigter! Ich hatt gefürchte mich vor niemand!"

„Das glaube ich. Aber zu dem, was wir vorhaben, gehört mehr. Man muß einen Menschen, der dazwischen kommt, mit einem einzigen Hiebe besinnungslos machen können, ohne daß er einen Laut von sich gibt. Und das ist noch nicht alles. Man muß noch viel, viel mehr können, was du nicht kannst."

„O, ich hatt gekönnte alles und jedwedigtes. Ich bitt, zu dürften mitmachte die Schleicherei, interessantigte!"

„Nein, ich muß dir diese Bitte abschlagen. Du würdest nicht nur dein Leben, sondern auch das unsrige auf das Spiel setzen."

„Ich wernte setzte nichts auf Spiel, gewonnenes. Ich hatt wollte — — —"

„Nein, nein, und damit gut!" unterbrach ihn Schwarz.

Der Kleine wandte sich enttäuscht ab. Die andern sahen sein betrübtes Gesicht und fragten, da sie das deutsche Gespräch nicht verstanden hatten, was es gegeben habe. Er sagte es ihnen. Als der „Sohn des Geheimnisses" hörte, was die beiden Deutschen vorhatten, wollte er sich ihnen anschließen, da es sich um seinen Vater handelte. Auch er wurde abgewiesen.

Nach einiger Zeit sollte Fleisch für die Soldaten geholt werden und zugleich der Speck zur Rußfabrikation. Der Slowak erhielt den Auftrag, mit einigen Asakern auf die Höhe zu steigen, um das Verlangte zu bringen. Der „Sohn des Geheimnisses" und der Hadschi erhielten von ihm einen Wink und gingen infolgedessen mit.

Sie ließen die Asaker etwas voransteigen, um nicht von ihnen gehört zu werden, und der Kleine sagte:

„Warum sollen nicht auch wir uns als Neger verkleiden? Ist nicht der Elefantenjäger dein Vater? Und hast du nicht zu allererst die Verpflichtung, ihn zu befreien?"

Es war bei ihm die reine Abenteuerlust, welche ihn veranlaßte, sich gegen das erhaltene Verbot aufzulehnen. Abd es Sirr hingegen wurde von der kindlichen Liebe getrieben, ihm beizustimmen. Der Hadschi seinerseits war stets bereit das zu thun, was sein Freund that. Als dieser letztere sich dieses Einverständnisses versichert hatte, fuhr er fort:

„Was hindert uns also, auch Ruß aus Speck zu machen und uns in Schwarze zu verwandeln. Wir warten, bis der ‚Vater des Storches' mit dem ‚Vater der vier Augen' verschwunden ist, schwärzen uns auch an und folgen ihnen nach."

„Aber wo wollen wir für uns Ruß machen, ohne daß es entdeckt wird?" fragte der stets bedächtige „Sohn des Geheimnisses"?

„Da, wo der andre gemacht wird. Die beiden Herren machen ihn gewiß nicht selbst, sondern ich werde dafür sorgen, daß sie mich damit beauftragen. Dann mache ich so viel, daß für uns genug übrig bleibt. Auch wir sind Helden und wollen nicht thatenlos in der Nähe unsrer Feinde liegen."

„Nein, Helden sind wir nicht," antwortete Abd es Sirr. „Wir können uns nicht mit unsern beiden Anführern vergleichen; aber mein Vater ist gefangen; er befindet sich in Todesgefahr, und so ist es meine Pflicht, ihm beizustehen. Ihr werdet mir helfen, aber keinem Menschen etwas davon verraten."

Und nun besprachen sie sich weiter, bis eine regelrechte Verschwörung gegen ihre Vorgesetzten zu stande kam.

Droben lagen die in Palmenfasermatten gewickelten Fleischvorräte, von denen so viel aufgepackt wurde, wie man zu brauchen gedachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Freiheitsstatue im Hafen von New York.

(Schluß.)

Nach Vollendung der einzelnen Sektionen wurden ebensoviel Modelle aus festem Holz angefertigt, die diesen Sektionen in genauester Weise entprachen. Erst jetzt konnte man an die eigentliche Arbeit gehen, nämlich an die Herstellung der kupfernen Haut des Standbildes. Dazu dienten 300 Platten von $2^1/_2$ mm Dicke, die durch Biegen und Hämmern den Formen der hölzernen Modelle genau angepaßt wurden. Die einzelnen Platten wurden mit feinen Nieten vereinigt und mit der Arbeit fortgefahren, bis alle Modelle mit Kupferblech überzogen waren.

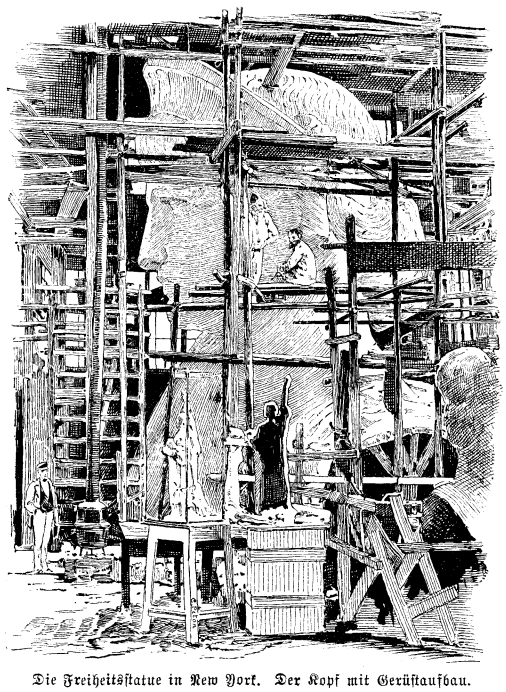
Nicht weniger als sieben Jahre (1876 bis 1883) hatten diese Arbeiten in Anspruch genommen. Im Spätherbst 1883 schritt Bartholdy zur Vereinigung der einzelnen Sektionen. Zu seiner unbeschreiblichen Freude klappte alles. Nachdem die Figur nun bis zum nächsten Frühjahr zur Probe ausgestellt gewesen, wurde sie wieder auseinander genommen und an Bord des Dampfers Isère verladen, mit dem sie am 17. Juni 1885 glücklich im Hafen von New York anlangte.

Nachträglich zu bemerken ist, daß nach Zeichnungen Bartholdys auch ein eisernes Gerüst angefertigt worden war, das der Figur als Skelett dienen sollte; denn mit der Holzunterlage konnte die Figur aus verschiedenen Gründen, von denen der liebe Leser die wichtigsten wohl selbst erratet, nicht aufgestellt werden.

Inzwischen war auch der Platz auf der Bedloe-Insel hergerichtet worden, wo das Monument seine Stelle finden sollte, und der steinerne Aufbau stand vollendet da. Auf diesen wurde nun das eiserne Gerüst sektionsweise aufgebaut, mit den vom hölzernen Modell wieder losgelösten Kupferplatten bedeckt und mit dieser Arbeit rüstig fortgefahren, so daß der Koloß Mitte Oktober 1886 vollendet dastand. Wir haben nun aber in der Beschreibung des Aufbaues, insbesondere des Postaments, noch verschiedenes nachzuholen, was das Interesse in Anspruch nimmt.

Das Standbild besteht also aus einem starken eisernen Gerüst und der kupfernen Umkleidung. Ueberall, wo sich die beiden Metalle berühren, und das ist natürlich an sehr vielen Stellen der Fall, sind Isolierkörper angebracht um die elektrischen Strömungen zu verhindern, welche die Metalle auf die Dauer zerstören würden.

Auf der Bedloe-Insel stand früher ein Fort. Die sternförmige Umfassungsmauer die sich auf einer niedern, mit Quaimauern umgebenen Plattform erhebt, hatte man stehen lassen und das Innere für das Standbild und dessen Unterbau hergerichtet. Da dieselben aber, wie sich denken läßt, ein ungeheures Gewicht haben, so mußte man vor allen Dingen für ein sicheres, allen Zeiten trotzendes Fundament sorgen. Dies war nicht so leicht, denn es stellte sich heraus, daß der Untergrund der Insel aus Sand und Kies bestand, der zwar die auf eine größere Fläche verteilte Last des Forts tragen konnte, nicht aber dem auf wenige Quadratmeter wirkenden Druck des Denkmals gewachsen war. Man mußte daher in diesem Fall den Felsgrund zu erreichen suchen. Die angestellten Bohrungen trafen denselben erst in einer Tiefe von 17 m an. Was war nun zu thun? Es mußte der Sand und Kies im Innern des Forts bis auf diese Tiefe ausgeschachtet werden, und das war gewiß keine Kleinigkeit. Nachdem diese Arbeit vollendet war, wurde der ungeheure, 30 m im Quadrat weite und 17 m tiefe Schacht mit Cement ausgefüllt, sodaß an Stelle des früheren Sand- und Kiesbodens ein fester Felsblock getreten war, denn der Cememt erhärtet in der Feuchtigkeit zu Stein, der eine große Zähigkeit und Härte besitzt, sich zur Fundamentierung also vorzüglich eignet.



Die Freiheitsstatue in New York. Der Kopf mit Gerüstaufbau.

Auf diesem Block wurde dann der 62 m hohe viereckige Unterbau aufgemauert, auf dem das ebenso hohe Standbild sich erhebt. Der untere Teil des Unterbaues wurde etwa 12 m hoch mit Erdwerk in Form einer abgestumpften Pyramide umgeben, auf der sich, rund in dem mächtigen Steinbau, eine breite Plattform befindet. Auf jeder Seite führt eine breite Treppe hinauf. Diese Erdpyramide gibt dem Denkmal etwas mehr Körper und dient nicht wenig zu seiner Verschönerung, sowohl an sich, als auch durch seine freundliche Rasenbekleidung.

Der steinene Turm hat am Fuße 20 m im Quadrat, und verjüngt sich bis zum Fuß des Standbildes auf 15 m. Etwa 10 m über dem Fuße ist eine 3 m breite Einschnürung angebracht, über welcher sich ein kreneliertes, 3 m breites Sims um den Bau zieht. Etwa 30 m über der Rasenesplanade sind auf jeder Seite drei durch kannelierte Säulen getrennte Fenster angebracht. Ein kreneliertes Sims schließt den Turm nach oben ab, so daß er trotz seiner Massigkeit ein ganz gefälliges Aeußere hat. Eine Treppe führt im Innern hinauf und setzt sich auch im Innern des Standbildes fort. Sie führt zunächst in den Kopf und von diesem durch den Arm in die Fackel, in welcher vier Personen zugleich Platz haben.

Hier, in einer Höhe von 124 m, bietet sich eine Rundsicht, die in ihrer Eigenartigkeit in der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. Man blickt hier auf ein Häusermeer von zwei Millionen Bewohnern herab, die sich auf die Städte New York, Brooklyn, Long Island City, Jersey City, Newark, Hoboken verteilen. Vor allem aber wird der Blick gefesselt durch den Hafen von New York, der nächst dem Londoner der wichtigste der Welt ist, an Großartigkeit und Schönheit den Londoner aber weit hinter sich läßt, mit dem sich nur die Häfen von Konstantinopel, Neapel, Rio de Janeiro und San Francisco in dieser Hinsicht vergleichen können. Viele tausend Schiffe kommen und gehen jährlich in diesen Gewässern und tagtäglich kommt und geht ein Dutzend großer transatlantischer Dampfer. Die Bai, in deren Mitte Bedloe Island liegt, ist 20 km breit und 36 km lang. Geradeaus öffnet sich die mächtige Mündung des

Hudson (zwischen Jersey City links und New York rechts), auf der andern Seite mündet der East River, der Meeresarm zwischen New York und Brooklyn auf Long Island, den in einer einzigen 486 m weiten Spannung, 40 m hoch, die berühmte Hängebrücke überschreitet, von der wir an dieser Stelle früher schon einmal eine mit Abbildungen versehene Beschreibung gegeben haben. Dies ist die Aussicht nach Norden hin. Nach Süden schweift der Blick über die ungeheure Wasserfläche der New York-Bai, bis über die Narrows hinaus, wo sie, bis auf 5 km verengert, in den offenen Atlantischen Ocean übergeht, links und rechts von lachenden, mit Ortschaften und Villen besäeten Hügellandschaften, einerseits von Long Island, andrerseits von Staten Island, bekränzt. Der Umkreis, den hier das Auge beherrscht, hat einen Durchmesser von wenigstens 60 km.

Und welchen Zweck, und welche Bedeutung hat dieses Riesenwerk? Der Zweck ist derselbe, den der Koloß von Rhodus hatte: der eines Leuchtturms bei Nacht, und einer weithin sichtbaren Landmarke bei Tage. In der Spitze der Fackel sind fünf elektrische Lampen angebracht, die eine Leuchtkraft von 30000 Kerzen besitzen, also einen großen Umkreis zu erleuchten imstande sind. Doch dieser Zweck ist nur Nebensache. Der Schwerpunkt des Monumentes beruht in seiner Symbolik, die wir oben schon mit einigen Worten andeuteten. Sie soll daran erinnern, welch großen Anteil die Franzosen an dem Befreiungskriege der Nordamerikaner vor hundert Jahren hatten. Hiermit im Zusammenhang soll sie eine Fackel und Leuchte der Freiheit für die ganze Welt sein. Und indem sie ein großartiges Zeugnis von dem freundschaftlichen Einvernehmen zweier mächtigen Nationen ist, soll sie dieses freundschaftliche Einvernehmen allen Völkern des Erdkreises vor Augen halten.

Im herbstlichen Walde.

I.

Die Birke hat den Frühling zuerst in den Wald getragen: lichtgrün und zartgewebt, wie ein grüner Schleier, schimmerte ihr Wipfel über dem silberweißen Stamme am Waldessaum und im Vorland des Waldes, als die andern Bäume noch mit kahlem grauem oder braunem Astwerk dastanden; der Birke ist es auch beschieden, den Herbst zuerst in dem dunkelgrünen Einerlei der sommerlichen Laubmassen des Waldes aufzupflanzen. Goldgelb färben sich ihre niedlichen dreieckigen Blätter eines nach dem andern, welche um Pfingsten durch ihr frisches Grün und ihren balsamischen Hauch den Wanderer entzückten, und bald leuchtet im Sonnenglanz eines schönen Herbsttages der ganze Wipfel der Birke wie eine gelbe Flamme und hebt sich lebhaft von dem noch dunkelgrünen Hintergrunde der andern Laubhölzer ab.

Ein Plätzchen im Walde, wo mehrere Birken beisammen stehen, vermag uns so recht den wehmütigen Reiz, welcher dem nahenden Herbste eigen ist, zu Gemüte zu führen. Wie kleine goldene Dreiecke fallen die Birkenblättchen, als bräche eine unsichtbare Hand sie ab, von den Zweigen, bleiben hier an einem weißen Spinnfaden hängen, der durch die hohen Grashalme oder Binsen geht, und bestreuen dort den sammetgrünen Moosrasen, wo schon dunkelblaue Gentianen, amethystfarbene Skabiosen und rote Fliegenpilze eine echte Herbstkomposition bilden. Mit stiller Innigkeit schmiegt sich der goldene Sonnenglanz um die weißen Birkenstämme, die goldgelben Wipfel, den buntgestickten Moosrasen, und, von der milden Wärme gelockt, spielt eine ganze Schar jener großen schönen Tagschmetterlinge, die von den vier dunkeln, beinahe schwarzen Flügeln mit gelben Säumen den Namen „Trauermantel" erhielten, zwischen ihren Lieblingsräumen, den Birken, indem sie sich teils auf die weißen Stämme setzen, dabei die Flügel sachte auf und zu legend, teils mit unhörbaren Flügelschlägen um einen Stamm herumflattern, den einige Genossen sich zum Ruhesitz erkoren.

Hat die Birke das Signal gegeben, daß der Herbst seinen Einzug in den Wald gehalten, so schmücken sich zu seinem Empfange auch die andern Bäume nach und nach mit den buntesten Prunkkleidern.

> Es will noch einmal blühen
> Der Wald, bevor er starb,
> Er strahlt in goldnem Glühen
> Und lächelt purpurfarb.

Die volllaubigen Kronen der Buchen mischen gegen Ende Oktober in ihr tiefes ernstes Grün zunächst einige gelbgrüne Töne; dann färben sie sich reingelb, hierauf gelbbraun und braun. Die Eichen wollen zwar in trotziger Kraft noch ihr Grün bewahren, aber ein kundiges Auge entdeckt auch hier einen geblichen Schimmer. Ganz citronengelb erscheinen dagegen die Ahornwipfel und auffallend leuchten sie aus den Gebüschen hervor. Goldgelb und zinnoberrot entbrennt das immer zitternde Espenlaub, und der Herbstwind läßt all die glitzernden Tinten durcheinander funkeln. Die Eschen werden grünlichgelb, die Blätter der Weiden erscheinen braungerändert, und die Blätter des wilden Schneeballs nehmen ein gedämpftes Karmesin an. Die Wipfel der Vogelkirschbäume, welche hie und da aus dem Waldrand lugen, schmücken sich mit einem fast reinen Purpurrot und stechen brennend aus ihrer Umgebung hervor. Nur die Erle am Waldbach nimmt keine Herbstfärbung an, sondern behält ihr Laub in vollem Grün bis zu dem Zeitpunkt, wo sie durch einen starken Nachtfrost gezwungen wird, die Blätter fallen zu lassen.

Unbeschreiblich wird die Pracht des herbstlichen Waldes, wenn der Glanz der untergehenden Sonne all diese Gold- und Purpurtinten des welkenden Laubes in ein magisches Feuer setzt: dann funkeln die Laubgänge brennend rot und gelb, als bräche sich das Licht durch bunte Malereien uralter Kirchenfenster.

Neben solcher Waldespracht in ihrer Gesamtheit machen sich liebliche Kleinigkeiten bemerkbar.

Hier funkeln aus dem karmesinroten Laube eines Strauches große Büschel von dunkelscharlachroten glashellen Beeren, deren jede die Größe einer Waldkirsche hat: der Strauch ist wahrhaft prachtvoll, es ist der wilde Schneeball, der im Frühjahr durch seine ahornartigen, gezackten, grünen Blätter, und im Juni durch die großen, flachen, weißen und lieblich duftenden Blütendolden entzückte. Ja, er ist ein rechter Zierstrauch zu jeder Jahreszeit, denn da die beerenartigen Früchte nur in großer Hungersnot von Amseln und Krähen gefressen werden, so hängen

sie auch im Winter meist am Strauche und bilden einen lebhaften Gegensatz zum Weiß der Winterlandschaft.

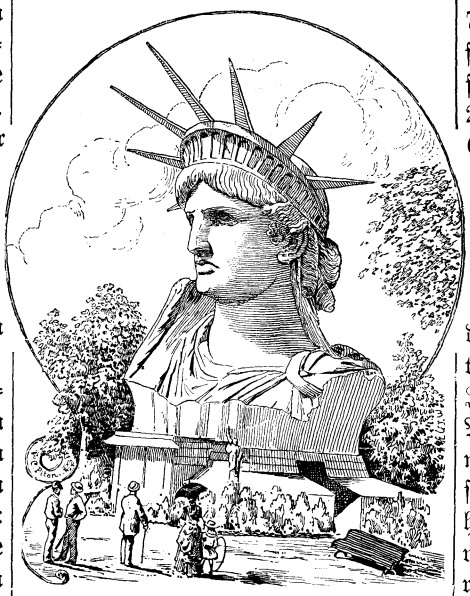
Zur Herbstfärbung trägt der wilde Schneeball in der Thal- und Uferlandschaft am meisten bei. Mit ihm sucht der Pfaffenhütchenstrauch oder Spindelbaum zu wetteifern. Bis zum September wird der Strauch nur wenig beachtet, denn die Blüten sind klein und grün, die Blätter unterscheiden sich nicht sehr durch Größe, Farbe und Form von dem Laube andren Buschwerks. Aber wenn der Herbst kommt, dann bedecken sich alle Zweige des Spindelbaumes mit karminroten, herabhängenden, vierkantigen Früchtchen, dann färben sich alle Blätter purpurrot, und in diesem Prunkkleide schmückt der Strauch die Waldränder, Buschhecken und Wege. Bei den fruchtbeladenen Sträuchern weilt mit Vorliebe das Rotkehlchen, da es die in den hochroten Hülsen steckenden orangegelben Samen als tägliches Brot („Rotkehlchenbrot") besonders liebt.

Nicht weit von den hellkarminroten, mützenartigen Früchtchen des Pfaffenhütchenstrauches funkeln die scharlachroten Korallenfrüchte der Wild- oder Hagrose an den langen, bogig überhängenden Zweigen. Hagebutten oder Hahnbutten (hie und da auch Hetschepetschen, Wiekirschen und Wirpen), nennt man diese Früchte der Wildrose; sie sind länglich, krugförmig, erst grün, vom September an scharlachrot, glänzend, und stehen meist in Büscheln; sie bleiben am Strauche, bis sie im folgenden Jahre samt dem kurzen Zweige vertrocknen, und sind also nicht allein eine Zierde der Herbstlandschaft, sondern auch der winterlichen Natur.

Unser Wildrosenstrauch mit den scharlachroten Hagebutten umschließt einen vielstämmigen hohen Weißdornstrauch, an dessen krausen Zweigen Tausende von kleineren, mehr tiefroten Früchten funkeln: Mehlbeeren, Mehlfäßchen nennen sie die Kinder, welche die süßlichfaden Beeren verzehren, wenn sie nichts Besseres im Freien für ihren Schnabel zu ergattern wissen. Da die Mehlbeeren anscheinend von den Vögeln nur wenig gesucht werden, so bleiben auch sie sowohl den Herbst, als den Winter hindurch am Strauche.

Als dritte im Bunde verflicht sich mit der Wildrose und dem Weißdorn die Waldrebe (Clematis). Indem sie im Herbst die silberweißen breiten Federkronen ihrer Samendolden entwickelt, entsteht in Verbindung mit den korallenroten Früchten der Wildrose und des Weißdorns ein entzückendes Pflanzen- und Farbenbild, bei dessen Anblick wir uns unwillkürlich fragen: „Wo waren unsre Augen, als wir im Sommer hier vorübergingen?" Nun, im Sommer machte sich noch nichts von dieser Komposition bemerkbar; so etwas hervorbringen kann nur der Herbst, der die reichsten Farben auf seiner Palette hat.

Neben den korallenroten Hagebutten und Mehlfäßchen wollen die schwarzblauen runden Früchte der Schlehe wenig besagen; und wie sie nicht durch Farbe prunken, so vermögen sie auch nicht durch Geschmack sich geltend zu machen: sie sind vielmehr das Herbste und Sauerste, was die Natur an Früchten geschaffen hat. Dennoch werden sie, in Essig eingemacht, von den Landleuten gerne gegessen; auch trocknet man sie und mischt sie dem süßlichfaden Birnobste bei, damit sie diesem einen kräftigeren Geschmack verleihen. Der Schlehdorn, welcher im Frühjahr und Sommer wahre Bruthecken für kleinere Vögel, namentlich Grasmücken und Ammern, bildete, gibt im Herbst ein wahres Dornenverhau für die lärmende Schar der Feldsperlinge ab, wenn diese auf



Die Freiheitsstatue in New York. Der Kopf auf der Pariser Weltausstellung.

ihren räuberischen Streifzügen sich einmal eine Ruhepause gönnen wollen.

Nicht vergessen dürfen wir als leuchtende Zierde des herbstlichen Waldes den Vogelbeerbaum, der uns im Frühling durch seine frischgrünen, zartgefiederten Blätter und die großen, weißen, duftenden Blütendolden erfreute. Schon Ende Juni färben sich die anfangs grünen Früchte gelb, dann orange, endlich im September feuerrot. Um diese Zeit sind die Vogelbeeren prachtvoll und die Freude der Menschen und Vögel; sie bleiben, wo sie nicht zur Branntweinbrennerei gesammelt, oder von Drosseln, Amseln, Krammetsvögeln, Hähern, Krähen, Auer- und Birkhühnern u. s. w. weggeschnappt werden, bis zum Frühjahr an den Zweigen, und wirken in dem öden Einerlei der winterlichen Schneelandschaft für das menschliche Auge recht erfrischend.

Diamanten.

Abgesehen von den nicht aussichtslosen Versuchen, die schönen Kohlenstoff-Krystalle künstlich herzustellen, wissen wir jetzt schon, wo sie in unermeßlicher Menge zu finden sind, wenn man nur hinzu könnte: im tiefen Erdinnern nämlich. Bis ins 18. Jahrhundert kamen alle Diamanten aus Indien, 1827 wurden sie in Brasilien entdeckt, seit 1871 ist es das Kapland, welches uns bisher schon für etwa 700 Millionen Gulden Diamanten geliefert hat, darunter den in Paris ausgestellten größten Brillanten der Welt von 228½ Karat, der mehr als eine Million Gulden wert ist. In allerneuster Zeit hat man auch Diamanten, leider nur ganz kleine, in verschiedenen vom Himmel gefallenen Meteoriten gefunden. Daubrée in Paris und Meydenbauer in Berlin haben nun auf gewisse Aehnlichkeiten in den Lagerverhältnissen der Kapdiamanten und der Meteoriten hingewiesen. In Afrika trifft man den Diamanten in Massen mit Trümmerstruktur, die anscheinend durch kreisförmige Schlote emporgestiegen sind. Dazu kommt, daß diese geheimnisvollen Schlote, welche Millionen von Krystallen umschließen, in ihrem horizontalen Querschnitt die Fläche von 30 Hektar nicht überschreiten. Dort finden sich neben den Diamanten zahlreiche andre Mineralien: Eostatit, Granat, Zirkon, Rutil, Korund, Axatit u. s. w., daneben Bruchstücke von Schiefer, Pegmatit, Granit. Nach Daubrée ist es durchaus nicht wahrscheinlich, daß der Diamant mitten unter diesen Bruchstücken entstanden sei, da unzweifelhaft Granat, Zirkon und Titan-Eisen einer viel höheren Temperatur zur Entstehung bedürfen, als diejenige gewesen,

bei welcher die diamantführende Breccie zu Tage trat. Dazu kommt das Vorhandensein zahlreicher zerbrochener Diamantkrystalle, von denen man die zusammenpassenden Teile niemals in gegenseitiger Berührung findet. Daubrée kommt zu dem Ergebnisse, daß der Diamant samt den Trümmermassen, die ihn enthalten, aus großen Tiefen des Erdinnern emporgestiegen sei, aus untergranitischen Gebieten, in denen das Olivin vorherrscht, wie in den Meteoriten von Novo-Urei. Daubrée kommt zu dem Schluß, daß die inneren Teile der Erde an Diamanten ungeheuer reich sein müssen, da ja schon in den kleinen Ausbruchsschloten Südafrikas Millionen dieser Kohlenstoffkrystalle sich vorfinden.

Heldensinn.

I.

Orest und Pylades.

Motto:

Was ist ein Held? Ein Mann voll Mut,
Der kühn dem Feinde zeigt das Schwert?
Nein — der dem Feinde Gutes thut,
Der ist des schönsten Lorbeers wert.

Nachdem der kriegserfahrene österreichische Feldherr Graf Raimund Montecuccoli am 2. August 1664 den berühmten Sieg bei St. Gotthardt, dem Cisterzienserkloster an der Grenze von Ungarn und Steiermark, am rechten Ufer der Raab, erfochten hatte, begann der Glanz des Halbmondes in Ungarn immer mehr zu erbleichen. Die Folge dieses großen Sieges war die Abschließung eines, freilich nicht vollständig eingehaltenen zwanzigjährigen Waffenstillstandes mit den Türken zu Vasvár.

Die Festung Raab war bekanntlich schon im Jahre 1598 durch den österreichischen Feldherrn Adolf Freiherrn zu Schwarzenberg zurückerobert worden, die Donaugegend bis Gran von den Türken geräumt. Aber noch war auf den Festen Visegrád und Ofen der Halbmond aufgepflanzt, und es blieben für die Christen noch harte Kämpfe aufgespart, bis das Kreuz über den Halbmond endlich den entscheidenden Sieg erfocht.

Zur Zeit der Waffenruhe war es, als an einem warmen Sommertage, dort wo sich das Graner-Komitat am linken Ufer der Donau ausdehnt, ein mit grünen und weißen Fähnlein geschmücktes Fahrzeug auf dem Wellenbeete der schönen blauen Donau hinabschwamm.

Die Insassen dieses zierlichen Fahrzeuges waren mehrere zu Jünglingen heranreifende Knaben mit frischen blühenden Gesichtern, angethan mit der schmucken Nationaltracht der Magyaren, dem enganschließenden rotgrünen, reichverschnürten Kleide und dem kühn über die Schulter gelegten Dolman. Auf dem Haupte eines jeden ruhte der Kalpak, eine mit kostbarem Pelzwerk verbrämte Mütze, die den schmucken Anzug der jugendlichen „Seefahrer" sehr hübsch vervollständigte.

Die Knaben wollten an diesem heiteren Sommertage eine Lustfahrt auf dem Donaustrome unternehmen, oder sollte es etwa gar eine Wettfahrt sein? Denn sieh — noch ein zweiter Kahn folgte gar eilig in einiger Entfernung. In diesem saß aber nur ein Knabe, welcher den im andern Schiffe Sitzenden jetzt mit heller, klangreicher Stimme zurief: „Nicht so schnell Petru, Lajos, Gabor, laßt auch Orest bei euch sein."

„Wie!" rief der zuerst Angerufene, Petru, mit einem Gemische von Verwunderung und Besorgnis, „du wagtest dich schon herab und hast doch erst gestern das Krankenlager verlassen?"

Allerdings sah man es dem hübschen Knaben, der sich eben selbst Orest genannt hatte, an dem mehr blassen schmalen Antlitze an, daß er jüngst eine längere Krankheit überstanden habe. Ueber seine Wangen flog aber jetzt eine leichte Röte und Beschämung drückte sich in seinen feinen Zügen aus; hatte er sich doch ohne das Wissen seiner, für ihn so sehr besorgten Mutter, der Gräfin Batthyány, aus dem elterlichen Schlosse fortgestohlen, dessen Zinnen unfern von hier in die blaue Luft emporragten. Der lebensfrohe mutige Junge hatte nicht vermocht, auf weichem Ruhebette in seinem Gelaß auszuharren, während seine Gespielen als muntere „Seefahrer" auf zierlichem Fahrzeuge über den Wasserspiegel der schönen blauen Donau flogen.

Ja, sie flogen; das ging wahrlich wie im Fluge dahin. Ein sich jetzt etwas stärker erhebender Wind blähte die bunten Segel des kleinen Fahrzeuges; es schien dem jungen Orest nicht wenig Vergnügen zu machen, daß sein noch leichteres Boot das andre, in welchem seine Freunde saßen, bald überholt hatte und sich einer Nußschale gleich auf dem Wellenbeete des Stromes wiegte.

„Nun, mein Petru," rief er dem ihm besorgt nachblickenden Petru zu, „gilt es eine Wettfahrt und wir wollen sehen, wer wohl den Siegespreis erhalten wird — Orest oder Pylades."

Diese Namen der beiden unzertrennlichen Gefährten aus der griechischen Vorzeit führten Petru, des Grafen Szapári prächtig heranblühender Sohn, und der junge Graf Adam Batthyány, auf dessen elterlichem Schlosse all die schmucken Junker hier zum Besuche weilten, nicht umsonst, denn Petru und Adam liebten sich wie die treuesten Brüder.

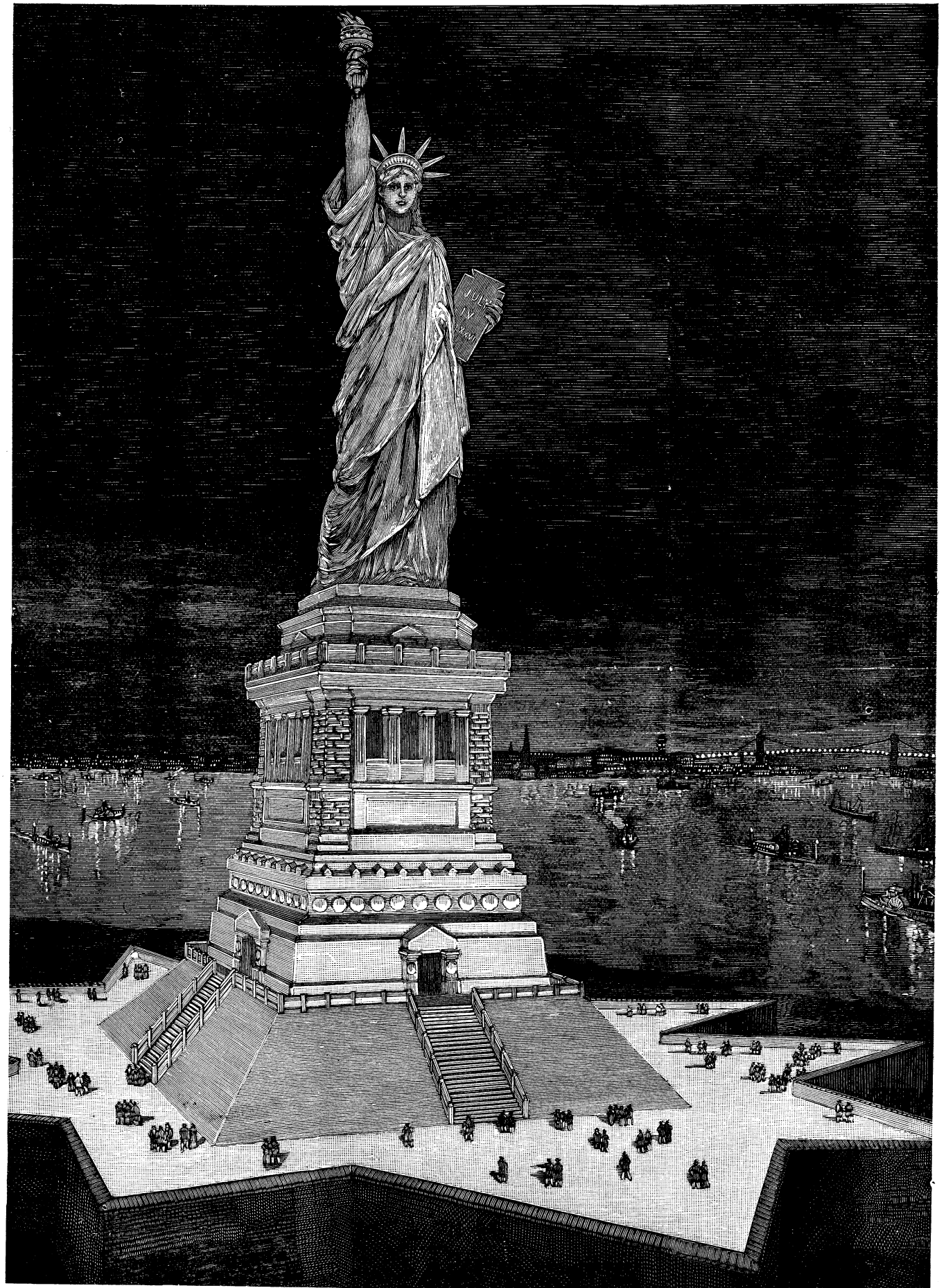
Nur ungern hatte der weichherzige Petru den Bitten der andren Knaben Folge geleistet und hatte mit ihnen die Wasserfahrt unternommen, ohne daß sein „Orest" gleich anfangs daran teilgenommen. Auch blickte der treue „Pylades" jetzt besorgt auf die am Horizonte emporsteigenden Wolken, die in der That nichts Gutes verkündeten.

„Seht nur," sagte er, mit der Hand nach oben deutend, „wie sich die Wolken ballen und uns zur Rückkehr mahnen."

Lajos, Gabor und die andern jedoch wollten von einer Rückkehr noch nichts hören. „Ei!" riefen sie durcheinander, „damit hat's noch Zeit — laß erst den Donner rollen und die Blitze leuchten — dann wollen wir heimkehren."

Der muntere „Orest" aber meinte: „Ein Unwetter gibt es heute nicht; seht nur, dort teilt sich schon der Wolkenknäuel wieder — kommt, kommt, die Fahrt wird immer lustiger, auf Windesflügeln geht's dahin."

Die letzten Worte verhallten im Winde



Die Riesenstatue der Freiheit im Hafen von New York nach der Enthüllung.

und das kleine Fahrzeug des allzukühnen Junkers Batthyány schoß jetzt, von einem Windstoße erfaßt, wie ein Pfeil stromabwärts. Ein Einzelner hatte nicht die Kraft, dem Elemente Trotz zu bieten und was bisher dem tollkühnen jugendlichen „Seefahrer" Vergnügen gemacht hatte, mußte ihn nun mit banger Sorge erfüllen, denn je stärker sich der Wind erhob, desto schwächer wurden seine Arme. Er fühlte es jetzt, daß es unbesonnen und verwegen war, sich mit seiner kaum wiedergewonnenen Kraft den zürnenden Elementen anzuvertrauen.

Mit gerechter Besorgnis starrte der besonnene Petru dem dahinfliegenden Fahrzeuge seines Lieblings nach; zugleich spornte er seine ganze Kraft an und ermunterte auch seine Kameraden, die Ruder kräftig zu führen, um das in Gefahr befindliche Boot einzuholen.

Junker Batthyány hatte bald einen gewaltigen Vorsprung gewonnen. Vergebens suchte er dem Ufer zuzusteuern, immer weiter rissen ihn die schäumenden Wellen, bis ihn endlich ein glücklicher, oder vielmehr ein — unglücklicher Zufall sein Fahrzeug in eine kleine Bucht treiben ließ, wo sich dasselbe in einem Weidengestrüppe wie in dem Netze einer Spinne verfing.

Ja, wie im Netze einer Spinne, denn gleich sich vorstreckenden Fängen zogen ein Paar kräftige Fäuste den Kahn noch tiefer in die Bucht; aus den gleichzeitig erschallenden, dem Ohre Batthyánys nur teilweise verständlichen Worten, erkannte dieser übrigens sofort, daß er durch seine Unbesonnenheit in türkische Hände geraten sei.

Es war in der That so. In diese Bucht, das heißt auf das Ufer derselben, hatte sich eine kleine, vom unteren Donaugebiete kommende Jagdgesellschaft vor dem hereinbrechenden Unwetter geflüchtet, deren kleine mutige Rosse an den Bäumen, unfern der Bucht festgebunden standen. Ein paar junge Osmanen, kaum zu Jünglingen erblühte Knaben waren es, die hier Schutz gesucht hatten, in deren Begleitung sich ein türkischer Diener von wildem Aussehen befand.

Dieser Diener war es, welcher das Fahrzeug, in dem Junker Batthyány stand, heranzog, während die jungen Osmanen sichtlich überrascht und neugierig auf den schmucken Ungarjüngling blickten. Einer aus ihrem Kreise aber, dem Schadenfreude und Herzlosigkeit aus den kleinen graugrünen Augen sahen, und den seine Freunde den listigen Hamsa nannten, rief in türkischer Sprache: „Welch prächtige Jagdbeute! Ein feiner Junker, wert in das Janitscharencorps des Pascha von Ofen eingereiht zu werden."

Der Umstand, daß damals die Festung Ofen und ein Teil von Ungarn überhaupt von den Türken besetzt war, macht es erklärlich, daß viele der Bewohner Ungarns der türkischen Sprache mehr oder minder kundig waren. Auch Batthyány verstand den Sinn dieser Worte sogleich; nur das eine Wort Janitscharencorps sagte ihm genug; es ließ keinen Zweifel, daß er in türkische Gefangenschaft geraten sei.

„Für das Janitscharencorps?" spottete ein andrer der jungen Turbanträger, Halil mit Namen, „da wäre der feine Junker wohl zu zart; sage lieber die wahre Absicht: du willst deinem Vater Omar-Beg einen schmucken Sklaven zuführen."

Der andre schwieg. Das schien allerdings seine Absicht zu sein.

Umsonst versuchte jetzt Batthyány mit Aufwand seiner letzten Kräfte das Fahrzeug flott zu machen, aber schon sah er sich von den braunen, buntgekleideten Gestalten umringt und die höhnischen Blicke derselben kündeten ihm deutlich, daß es für ihn kein Entfliehen mehr gebe.

Obschon die damals herrschende Waffenruhe feindliche Ueberfälle verbot, und Uebertretungen von den Befehlshabern strenge geahndet werden sollten, so kam es doch von türkischer Seite nicht selten vor, daß die beutelustigen Osmanen diese Vorschrift heimlich überschritten, Wehrlose beraubten und töteten, und sich mit ihrer Habe bereicherten.

Da schlug nun das sonst so mutige Herz des jungen Batthyány in bangen Schlägen, und ein heißes Gebet stieg aus demselben zum Himmel empor, daß Gott ihm einen Retter in der Not senden möge.

Und in der That, sein Gebet schien erhört zu werden. Die Wellen teilten sich und der Kahn, dessen Insassen Petru Szapári und seine Kameraden waren, zeigte sich am Eingange der Bucht.

Im nächsten Augenblicke aber saß die türkische Jagdgesellschaft auf den flinken Rossen und Batthyány — ehe er sich's versah — im Sattel vor Hamsa, dessen Gefangener er nun in der That war.

Szapári sprang mit einem Rufe des Schreckens aus seinem Schiffe in den nunmehr verlassenen, sich auf den Wellen der Bucht wiegenden Kahn des armen Freundes; er wollte schnell, durch einen geschickten Sprung, das Ufer erreichen, um den Flüchtlingen nachzusetzen und rief seinen Freunden zu, ihm zu folgen, den Kameraden zu retten.

Während aber diese starr vor Schrecken in ihrem Boote standen, schallte es von der andern Seite aus Hamsas Mund herüber: „Hol dir den Freund vom Pascha von Ofen selber, welcher an dem Donauufer dort sein Jagdzelt aufgeschlagen hat. Wir geben ihn nicht heraus."

Noch eine Weile stand Szapári starr und überlegte, was zu thun sei. Den Flüchtigen nachzusetzen half ihm nichts, denn wie hätte er sie, die auf flinken Rossen dahinjagten, einzuholen vermocht. Da knisterte es im nahen Gebüsch. Rasch blickte er zur Seite. Sollten noch andre Feinde hier verborgen sein? Szapári griff nach der Waffe, die er an der Lende trug.

Auch seine Begleiter im andren Boote hatten das Geräusch vernommen. Vielleicht besorgten sie, daß auch sie in türkische Gefangenschaft geraten könnten, und rasch lenkten sie das Schifflein zur Bucht hinaus; bald schwamm es stromaufwärts den heimatlichen Gefilden zu.

Szapári aber stand eine Weile forschend da. Bald erkannte er, daß das Geräusch von einem Raubvogel verursacht worden sei. Keine Furcht erfaßte Petrus Herz, nur ein Gedanke belebte es in dieser Stunde mit aller Macht, und dieser war: den Freund zu retten.

„Hole ihn dir vom Pascha von Ofen!" Dieser Ruf Hamsas schallte noch in seinen Ohren. „Ja, Pascha Mohammed ist nicht ungerecht," sprach Petru zu sich, „er wird, er muß den Freund zurückgeben. Szapári will nicht eher auf die Burg Batthyány zurückkehren, bis er den Freund wieder gefunden haben wird."

Dieser Knabe besaß einen bewundernswerten Mut und eine Entschlossenheit, die man in solcher Jugend wohl selten findet, und die ihn später zu einem der gefeiertsten Helden seines Vaterlandes machten.

Im nächsten Augenblicke hatte Petru sein Fahrzeug aus der Bucht gelenkt. Pfeilschnell flog es, von einem Windstoße erfaßt, stromabwärts und in kurzer Zeit blickten ihm die Türme von Waizen entgegen.

Waizen, das ungarische Vácz, war damals von den Türken besetzt. Mohammed, der Pascha von Ofen, weilte in jenen Tagen in der Gegend von Waizen, wo er an den Donauufern dem Jagdvergnügen oblag.

Blickte dort nicht aus dem Weidengebüsche der goldene Knauf mit dem Halbmonde, welcher das hellgrüne Jagdzelt des Paschas kennzeichnet, hervor?

Petru starrte darauf hin. Ja — dort mußte Pascha Mohammed weilen, es war das Zelt, wie er es der Beschreibung nach bereits kannte. Und siehe — bunte braune Gestalten tauchten dort auf, um in den Weidenbüschen wieder zu verschwinden — eigentümliche Musikklänge waren zu vernehmen, ein Gewirr von Tönen, halb heiter, halb traurig, wie sie der Türke auf dem Nai (eine Flöte), Tambour (eine Art Zither), Müküm (eine kleine Harfe) und der Kiemany (eine Art Violine) hervorbringt.

Rasch entschlossen lenkte Petru sein Boot zum Ufer hin, band es an einen Baumstrunk und sprang ans Land. Ruhig und furchtlos blickte er zur Gegend hin, von wo diese Musikklänge erschallten. Während ihn früher peinliche Unruhe über das Schicksal seines Freundes erfüllt hatte, jetzt beruhigte sich allmählich der Sturm in seinem Innern. Ein Gefühl der Zuversicht, des Gelingens seines allerdings gewagten Vorhabens, erfüllte sein Herz.

Aber die Gefahr trat rasch an den jungen Helden heran. Eine kleine Schar türkischer Zayardjys und Tumadys, die Wärter der kaiserlichen Jagdhunde und Wächter der Windhunde und Falken, hatte sich von den ihr anvertrauten Tieren umgeben, hier zu kurzer Rast niedergelassen. Diese Jagddiener erfrischten sich mit dem beliebtesten Getränke der Osmanen, dem Yaourt (ähnlich dem Kumys der Kalmücken) und aßen Somun (armenisches Brot) dazu.

Die meisten dieser Zayardjys und Tumadys waren frühere Soldaten, auch Lavantys (Seesoldaten). Diese gehörten damals zu den zügellosesten Soldaten der Welt; ehe sie einen Hafen verließen, nahmen sie gewöhnlich durch Plündern von den Einwohnern Abschied.

Als diese raublustigen, beutegierigen ehemaligen Lavantys den feinen Junker im schönen Sammetkleide heranschreiten sahen, umzüngelten sie ihn so schnell wie die Flamme das Tannenreis.

„Ich bin auf dem Wege zum Pascha von Ofen," sagte Petru unerschrocken und in ziemlich verständlichem Türkisch, „laßt mich, bei Allah, eurem Propheten, ruhig meines Weges ziehen."

Wohl mochten die türkischen Worte im Munde des Junkers die wilden Turbanträger belehren, daß er, der ihrer Sprache nicht unkundig war, mit einer Sendung an den Pascha von Ofen betraut worden sei. Allein die Goldgier und Habsucht der Lavantys war zu groß, als daß sie der sich ihnen bietenden Gelegenheit, Beute zu machen, widerstehen konnten und einer, wohl der wildeste im Kreise, machte sogleich den andern den Vorschlag, den Junker niederzuhauen und ihn sodann zu berauben.

Der arme Petru, der ausgegangen war, seinen Freund aus Feindesgewalt zu befreien, war nun plötzlich in noch größere Gefahr geraten. Er entnahm den Worten der raublustigen Lavantys recht wohl, was ihm bevorstehe. Ein Ruf des Schreckens entfuhr seinen Lippen; er richtete den Blick flehend aufwärts, von wo allein ihm in dieser bedrängten Lage Hilfe werden konnte.

Da schallte plötzlich eine gebieterische Stimme in den Kreis der wilden Turbanträger: „Bei Mohammeds Bart!" donnerte es ihnen entgegen, „laßt ab von diesem Junker oder der Pfahl sei euer Los."

Wie giftige Schlangen krochen die raub- und mordlustigen Gesellen in die Weidenbüsche zurück.

Der Sprecher, ein stämmiger jugendlicher Mann, dem der Turban kühn am Scheitel saß, und dessen Name: Csonka-Bey, im türkischen Heere einen guten Klang hatte, blickte ihnen verächtlich nach. Den Csonka fürchtete das Raubgesindel um so mehr, als er beim Pascha von Ofen nicht wenig galt, und wenn er wollte, auf der Stelle auf eigene Faust Gericht halten und die Schurken auf den nächstbesten Baum aufknüpfen lassen konnte.

Jetzt wandte sich Csonka-Bey zu dem Junker, der ihm mit heißen Worten den Dank für seine Rettung stammelte. „Es ist die Zeit der Waffenruhe," sprach der Bey, „du wagtest dich also, darauf vertrauend, furchtlos in unsren Bereich. Der Pascha von Ofen straft strenge den, der sich dem herrschenden Gesetze entgegenstellt, denn Mohammed ist ein Mann der Gerechtigkeit. Doch sprich, wer bist du?" setzte er hinzu, den Junker scharf betrachtend, „und was suchst du hier?" — daß er türkische Worte im Munde Petrus klingen hörte, verwunderte ihn bei den damaligen Zeitverhältnissen nicht.

Unumwunden teilte Petru, so gut er sich eben verständlich machen konnte, dem aufhorchenden Türken mit, was ihn hierher führte und bat diesen: er möge ihn zum Pascha von Ofen führen, zu dessen Füßen Petru die Zurückgabe seines Freundes erflehen wolle.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, winkte der Türke dem Junker, ihm zu folgen.

Ein paar Minuten später stand Petru im prächtigen Jagdzelte des Paschas von Ofen.

Derselbe hatte eben einige Erfrischungen eingenommen. Noch standen auf dem zierlichen Tischchen vor dem weichen Ruhepolster, auf dem er kurze Rast gehalten hatte, eine kleine Schüssel von gediegenem Silber mit gedickter Milch gefüllt, mit Zucker bestreute Kuchen, Melonenschnitten und Kaffee.

Aus dem mächtigen Pfeifenrohre, welches der Befehlshaber eben aus der Hand legte, qualmten noch wohlriechende sanftblaue Rauchwölkchen hervor, und hüllten seine hohe Gestalt in buntfarbigem Kleide wie in einen zarten Schleier. Fast geisterhaft blitzten Mohammeds feuersprühende Augen aus dem olivenfarbigen, bebarteten Gesicht hervor, und Petru stand einen Augenblick zögernd in Betrachtung desselben an der Schwelle der Thüre.

Einen Mann der Thatkraft, kühn und rechtliebend, so schilderten Zeitgenossen den damaligen Pascha von Ofen. Petru glaubte diese Vorzüge auch in seinen Zügen zu lesen, und stand ihm, wie gesagt, eine Weile schweigend gegenüber. Erst die tiefe, ein wenig rauhe Stimme des Paschas öffnete seine Lippen und ein wohlvernehmliches: „El hamd Lillal!" (Gott sei gelobt!) klang dem türkischen Befehlshaber jetzt entgegen.

Dieser schöne türkische Gruß im Munde des jugendlichen Fremdlings schien den Pascha angenehm zu überraschen. Fragend aber wandte er sich jetzt an Csonka-Bey, um von diesem zu erfahren, was das Begehren des Fremdlings sei.

Mit wenigen Worten hatte Csonka-Bey den Pascha mit der Ursache des Erscheinens bekannt gemacht.

Jetzt warf Mohammed das Haupt leicht in die Höhe. Ein Zug des Unmuts trat auf sein gelbliches Antlitz. „Du sagst, Hamsa, Omar-Begs älterer Sohn, habe dir den Freund entrissen?" fragte er, den Sprecher forschend anblickend.

„Hamsa, Omar-Begs Sohn, ja, so nannte sich der Räuber meines teuren Freundes," entgegnete Petru zustimmend.

„Zur Zeit der Waffenruhe?“ grollte Pascha Mohammed, und seine Stirne verfinsterte sich.

„Vor wenigen Stunden,“ entgegnete Petru, den gerechten Unwillen des Paschas mit innerer Freude und Genugthuung gewahrend.

Jetzt befahl der Pascha einem seiner Diener, sogleich Hamsa aufzusuchen, und ihn hieher zu bringen.

„Auch Adam Batthyány,“ flehte Petru ebenso innig als dringend.

„Auch ihn!“ Der Pascha von Ofen versprach es. Dann fragte er weit milder, als es sonst seine Gewohnheit war: „Du sprichst besser meine Sprache, als ich sie je noch aus dem Munde eines Giaurs vernommen habe. Sprich, wer lehrte dich dieselbe?“

„Ein Türke, der bei uns auf Schloß Szapári im Magyarenland gefangen saß,“ entgegnete Petru offen, „und welcher dort als Christ starb.“

„Als Christ?“ wiederholte Mohammed, und warf sein Haupt wieder leicht zurück.

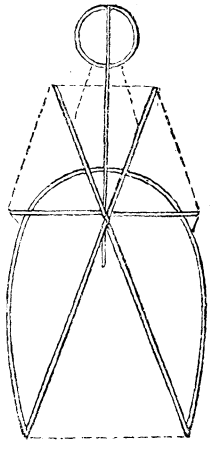
Auch Csonka-Bey, der in einiger Entfernung stehen geblieben war, blickte den Knaben überrascht an.

(Fortsetzung folgt.)

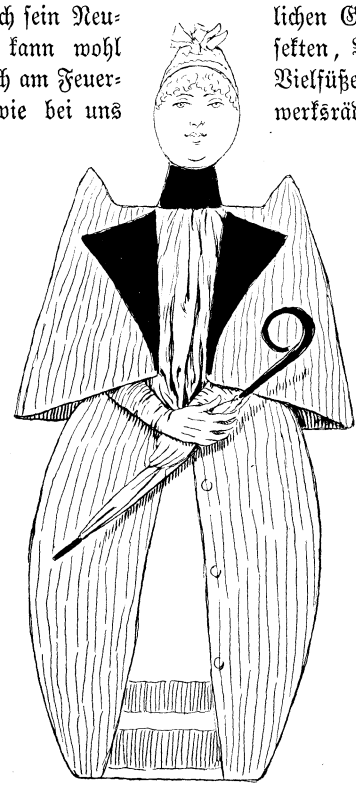
Neues vom Drachensport.

(Fortsetzung.)

„Es ist,“ fuhr Herr Merker in seiner Rede fort, „dem Sohne des Himmlischen Reiches ganz unbegreiflich, wie wir Europäer am Pferderennen mit Hindernissen, wobei man sich nicht nur auf ein Bad im schmutzigen Wasser, sondern auch auf gebrochene Glieder gefaßt machen muß, Gefallen finden können; Tanzen ist für ihn erst recht ein unlösbares Rätsel. Andrerseits müssen wir Europäer eingestehen, daß die Unterhaltungen der Chinesen uns zum erheblich größeren Teile völlig unverständlich erscheinen. Wir werden es nie begreifen können, wie man daran Vergnügen finden mag, sich tagelang in ein Zimmer, welches spärlich durch ein elendes Talglicht erhellt ist, einzuschließen und mittels Gong und Trompete einen Höllenskandal zu machen — bekanntlich die Art und Weise, in welcher der Chinese für gewöhnlich sein Neujahrsfest begeht. Man kann wohl verstehen, wie der Mensch am Feuerwerk, wenn dasselbe, wie bei uns im Westen, wunderschöne Formen und Farben annimmt, Gefallen finden kann, doch chinesisches Feuerwerk besteht in der Regel nur in dem Ablassen von Feuerfröschen, die bloß ein paar lichte Funken und einen anhaltenden — ganz abscheulichen Spektakel machen. Der Chinese kennt überhaupt fast gar keinen Zeitvertreib, wobei nicht Lärm die Hauptrolle spielt; selbst Theatervorstellungen scheinen dem Sohne der Mitte um so besser zu gefallen, je mehr Spektakel das sogenannte Orchester zu machen im stande ist. Im Sommer sieht man den Chinesen wohl mitunter auf Wiesen und Feldern wandern, aber man glaube beileibe nicht, daß er da spazieren geht! Er sucht Heuschrecken. Hat er eine hinreichende Zahl derselben eingefangen, so nimmt er sie mit nach Hause und setzt ein jedes dieser Tierchen in eine Papierschachtel. Nun sucht er zwei dieser Insekten aus und setzt einem jeden ein Stück von einem gespaltenen Grashalm auf den Schwanz, so daß das arme Geschöpf mit diesem Steuergeschirr im Rücken sich nicht umzudrehen vermag. Der edle, bezopfte Liebhaber des Sports hetzt nun eines dieser Tierchen gegen das andre, und für gewöhnlich kämpfen sie aufs wütendste. Nachdem er unter seinen Insekten den besten ‚Kämpen‘ ausfindig gemacht, fordert er andre Landsleute auf, ihre streitbaren Heuschrecken zu bringen, und sie mit seinem Kämpen sich messen zu lassen. Diese Heuschreckenkämpfe werden in der Regel von vielen Zuschauern mit angesehen, die dann untereinander Wetten um bisweilen erhebliche Geldsummen eingehen, bezüglich des Siegers. Im Herbste ist es eine Lieblingsbeschäftigung von jung und alt, Papierdrachen steigen zu lassen. Dieses Spielzeug wird in China viel luxuriöser ausgestattet, als es in Europa geschieht. Die chinesischen Drachen haben keinen Schweif. Man hat sie in allen erdenklichen Gestalten: als Vögel, Insekten, Blumenkörbe, Schlangen, Vielfüße, Schiffe, Menschen, Feuerwerksräder u. s. w. Die schlangen- und die hundertfußförmigen sind oft von ungeheurer Länge; manche bedürfen zu ihrer Handhabung vier bis fünf Mann. Um die Drachen fliegen zu lassen, besteigt man meist das Hausdach. Beim andern Nationalvergnügen der Chinesen, dem Federballspiel, wird der Ball mit dem Fuße in die Höhe geschleudert, und zwar mit der inneren Seite des Fußes oder dem Spann, worin die Chinesen sehr geschickt sind. Sonst haben sie noch das Kartenspiel, das Domino, das Würfelspiel und andres.“



Gerüst zum Frauendrachen.



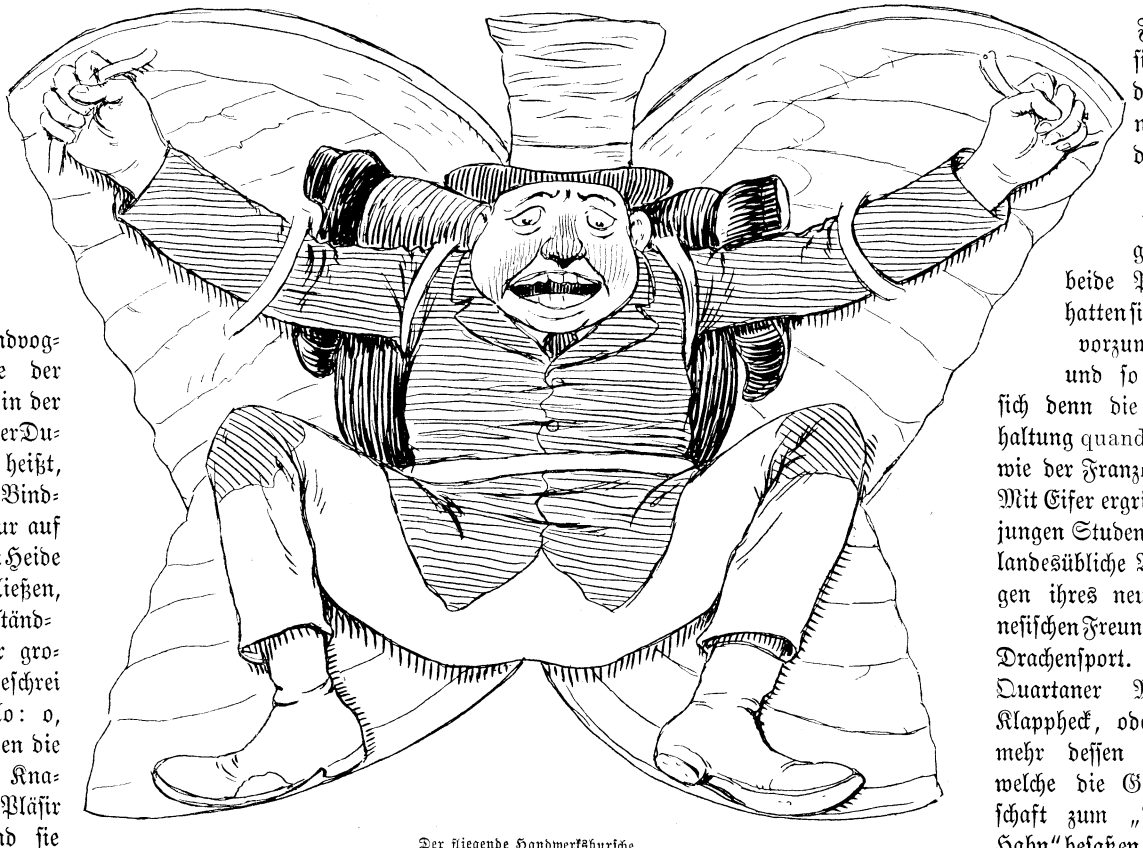
Trienchen Schmalzapfel.

So berichtete Herr Merker. Glücklicherweise verstand ihn Herr Fan-tau nicht, und ob die Dudenroder ihn ganz verstanden, ist auch noch sehr fraglich. Herr Merker hatte zwar das Dudenroder Deutsch gesprochen, aber die Sache selbst klang den Zuhörern hie und da doch „zu gelehrt“.

Das Drachensteigenlassen des Herrn Fan-tau hatte bei dem bekannten Nachahmungstrieb der Jugend selbstverständlich zur Folge, daß die Dudenroder Jungens sich mit Eifer auf dasselbe Vergnügen warfen, während die Dudenroder Alten fortfuhren, ihre weisen Häupter zu schütteln. Freilich vermochten die Dudenroder Jungens ihren Drachen nicht die groteske fabelhafte Form zu geben, wie sie der Drachen-Drachen des Herrn Fantau zeigte: sie blieben bei der uralten, einfachen vererbten, Herzform, die bekanntlich dadurch hergestellt wird, daß man an das obere Ende eines möglichst leichten Stabes, etwa einer schlanken Haselgerte, einen halben Faßreifen befestigt, daß man ferner von den beiden Enden dieses halben Faß-

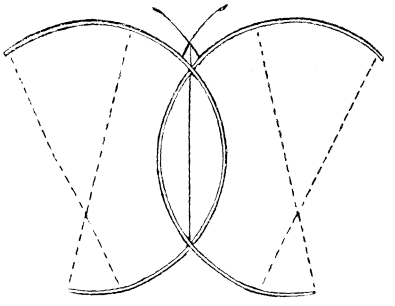
reifens eine starke Schnur nach dem unteren Ende des Stabes spannt, und endlich das also hergestellte Drachengerüst, von welchem der Stab die Mittellinie bildet, mit haltbarem Papier überklebt. Man kann auch das obere Ende des Stabes ein wenig über die Bogenlinie des halben Reifens hinausragen lassen und dann von der Spitze des Stabes einen Bindfaden spannen, wie die Seitenschenkel eines Dreiecks, dessen Grundlinie der oberste Abschnitt des Reifens bildet; überklebt man das also hergestellte spitzwinklige Dreieck ebenfalls mit Papier, so hat der Drache eine Spitze, die ihm nicht allein ein gefälliges Aussehen gibt, sondern auch beim Aufsteigen förderlich ist, da sie wie eine Pfeilspitze die Luft durchschneidet. Aber wenn die konservativen Dudenroder Jungens diesen altehrwürdigen, herzförmigen Drachen genau auf das Gleichgewicht der beiden Hälften geprüft hatten, wenn sie ihm weiter einen hinreichend schweren und langen Schweif — aus einem Bindfaden mit eingeknoteten Fidibussen gefertigt — an das untere Ende gebunden hatten, und wenn sie dann den „Windvoggel", wie der Drachen in der Sprache der Dudenroder heißt, an langer Bindfadenschnur auf der weiten Heide steigen ließen, selbstverständlich unter großem Geschrei und Hallo: o, dann hatten die munteren Knaben doch Plaisir genug und sie hätten ihr Los nicht mit dem der chinesischen Prinzen vertauscht, und sie fühlten sich so fidel, wie die Maikäfer um Pfingsten, und sie lachten aus vollem Halse über die Hasen, wilden Kaninchen und Füchse, welche sie beim Laufen in der Heide aufjagten — und sie fielen über eine Wacholderwurzel auf die Nase und zeigten auf den in die Luft gestreckten Hinterbeinen — pardon! ich wollte sagen: Beinen — je zwei eiserne Hufeisen, zum höchsten Staunen des chinesischen Herrn, der ganz und gar nicht begreifen konnte, daß bei den Deutschen die Knaben geradeso beschlagen würden, wie die Pferde. O, es waren vergnügte Tage, welche die Dudenroder männliche Jugend genoß — trotzdem ihre Drachen in alter Herzform aus altem Strohpapier und fettigen Zeitungen, aus zerknautschtem Paketpapier und vergilbten Tapetenresten kunstlos zusammengeklebt waren.

Aber plötzlich sollte die Sache einen höheren Aufschwung nehmen. Dudenrode — so wird ein künftiger Geschichtsschreiber etwa sagen — trat in eine neue Periode, die Blüteperiode des Drachensports. Mit den Herbstferien erschienen nämlich fünf Gymnasiasten in Dudenrode, Söhne des Dorfes, um in der Heimat die Tage der Erholung und Freude zu genießen, nach den fleißigen Studien, welche sie auf dem Gymnasium der Landeshauptstadt betrieben hatten. Der Sextaner Ludwig Piepers, der Quartaner Malchus Klappheck, der Untertertianer Anton Haverkamp, der Obertertianer Christoph Buschmann und der Untersecundaner Hermann Möllenbeck waren angenehm überrascht, als sie in dem sonst so stillen und einförmigen (aber doch so gemütlichen und lieben) Heimatdorfe den gelben, schlitzäugigen, schwarzbezopften Sohn des Himmlischen Reiches und den von ihm belebten Drachensport antrafen. Herr Fan-tau sprach außer seiner Muttersprache auch Französisch, und durch dieses Medium war bald ein mündlicher Verkehr mit den jungen Studenten hergestellt. Im Vertrauen gesagt, hatte es keiner der Gymnasiasten auf seiner Herbstcensur im Französischen über das Prädikat „Genügend" hinausgebracht, leider! leider! Aber wenn es irgendwo in der Unterhaltung haperte, so sprang der freundliche Herr Merker, der Hochdeutsch, Chinesisch, Dudenrodisch und Französisch vollkommen beherrschte, mit seinen Sprachkenntnissen bei. Uebrigens konnte Herr Fan-tau, wie alle Chinesen, kein r aussprechen, man kann sich also denken, daß sein Französisch dem der Gymnasiasten durchaus nicht überlegen war; beide Parteien hatten sich nichts vorzuwerfen, und so machte sich denn die Unterhaltung quand même, wie der Franzose sagt. Mit Eifer ergriffen die jungen Studenten das landesübliche Vergnügen ihres neuen chinesischen Freundes, den Drachensport. Der Quartaner Malchus Klappheck, oder vielmehr dessen Eltern, welche die Gastwirtschaft zum „Weißen Hahn" besaßen, stellten einen unbenutzten Tanzsaal zur Verfügung, welcher sofort in ein „Atelier für Drachenverfertigung" umgewandelt wurde. Herr Fan-tau war darüber so glücklich, daß er den kleinen Malchus nicht anders als „Malchus Melchior Melchisedek"



Der fliegende Handwerksbursche.

begrüßte, was er für gleichbedeutend hielt mit den Steigerungsformen bonus melior optimus. Herr Fan-tau brachte seinen jungen Freunden auch gern und schnell die Kunstgriffe bei, deren man zur Anfertigung künstlicherer Drachengerüste bedurfte. Das wichtigste dabei war das Biegen der Hölzer, zu welchen man spanisches Rohr oder Haselruten verwendete. Das Biegen geschah aber ziemlich leicht, indem man den Stäben mit einer als Bogensehne gespannten Schnur die gewünschte Biegung gab, diese gekrümmten Stäbe dann eine Zeitlang in siedendes Wasser legte und nach dem Herausnehmen vollkommen trocknen ließ, worauf sie die erhaltene Krümmung behielten. Kreuzweise Umwickelungen von biegsamem Draht befestigten die also gebogenen Hölzer auf oder aneinander, je nach der Figur, die sie darstellen sollten; straff gespannter Draht oder Bindfaden mußten Sehnen, Seiten und Adern bilden.



Gerüst zum fliegenden Handwerksburschen.

(Schluß folgt.)

Verzauberte Fische.

Auf Jahrmärkten und in den Spielwarenläden kann man oft ein hübsches physikalisches Spielzeug sehen. Mit Hilfe eines Magnetstäbchens kann man da in einem Wasserbecken schwimmende, blecherne Fischchen (oft sind dieselben auch aus Holz oder Kork, und haben dann ein Eisenstiftchen im Munde), ohne sie zu berühren nach jeder beliebigen Richtung herumführen. Im Princip das gleiche, jedoch in seiner Wirkung überraschender, da der bewegende Apparat hier nicht sichtbar, ist die in nebenstehender Figur dargestellte Variation.

Hier ruht der Wasserbehälter auf einem hölzernen Kästchen; der innere Raum des letzteren birgt einen Elektromagneten, über dessen Polen als Anker ein um eine vertikale Achse leicht drehbarer konstanter Stabmagnet angebracht ist. Die Zuleitung des elektrischen Stromes geschieht durch einen Stromwender, wodurch dann ermöglicht wird, die Pole des Elektromagneten zu wechseln und der drehenden Bewegung des Stahlmagneten, infolge des bekannten eigentümlichen Verhaltens der gleichnamigen und ungleichnamigen Magnetpole, bald die eine, bald die entgegengesetzte Richtung zu geben. Dies alles bleibt dem Auge des Beschauers verborgen. Immer aber werden die oben im Wasser schwimmenden Fische von diesem Magneten angezogen, dessen jeweiliger Bewegung sie folgen. Für unsre „Elektriker in spe" dürfte es nicht schwer werden, sich dieses Spielzeug, das ja zugleich einen hübschen Zimmerschmuck bildet, selbst herzustellen.

Ueber die Jagd nach dem Elfenbein

in Afrika hat sich Stanley in Brüssel auf dem Frühstück des Vereins zur Bekämpfung der Sklaverei wie folgt geäußert: „Die Jagd nach dem Elfenbein ist in ihren Einzelheiten weit blutiger als die eigentliche Negerjagd. Sie machen sich keinen Begriff von den Verwüstungen, welche um des Elfenbeins willen geschehen. Jeder Zahn, der nach der Ostküste gelangt, ist mit dem Blute von zwei unglücklichen Eingeborenen gefärbt; zwei Elefantenzähne haben fünf schwarzen Familien das Leben gekostet; fünf Zähne mahnen an ein vernichtetes Dorf; für zehn Zähne verwüsteten die Araber eine ganze Gegend." Stanley möchte deshalb wünschen, daß jeder Staat, welcher an der Ostküste die Macht ausübt, den Räubern daselbst das gewonnene Elfenbein abnehme, dann würde die blutige Jagd von selbst aufhören.

Eine sehr sichere Befestigung

des Stieles in Werkzeugen ist von Julius Weiß in Kiel erfunden worden. Dieselbe besteht darin, daß ein fischförmiger doppelter Keil, welcher mit Widerhaken versehen ist, in den Stiel eingelassen wird, derart, daß ein Herausfliegen z. B. des Hammerkopfes unmöglich gemacht ist.

Ergänzungsaufgabe.

Ast	Arius	Ecke	Eile	Eis
Eid	Elle	Eller	Gram	Lias
Otter	Ost	Rad	Rippe	Richter
Rosa	Rost	Sokrates	Strich	Unke
		Wald		

Aus jedem der obigen 21 Wörter ist durch Vorsetzen eines Buchstaben ein neues Wort zu bilden. Sind die richtigen 21 Wörter gefunden, so lassen sich dieselben so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Titel eines bekannten Gedichts ergeben.

Rechenaufgabe.

Eine Zahl hab' ich gewählt,
21 zugezählt,
Dann durch 17 dividiert,
Und mit 12 multipliziert,
29 subtrahiert
Und zuletzt ist mir geblieben,
Noch als Rest die heil'ge 7.

Auflösung des Rätsels in Nr. 48.

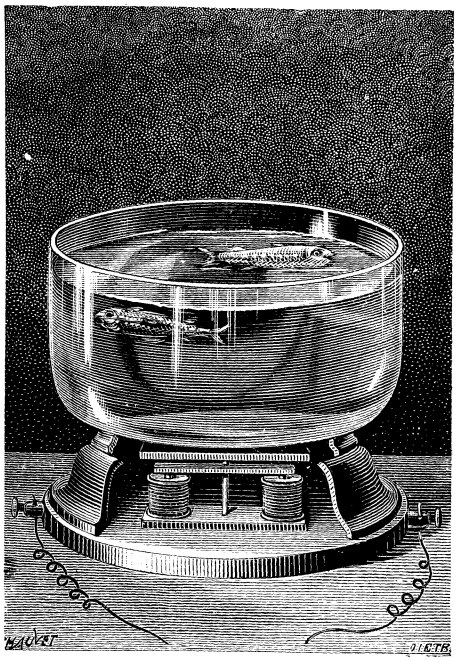
„Geduld."

Auflösung der Scharade in Nr. 48.

„Stiefmütterchen."

Auflösung des Diagonalrätsels in Nr. 48.

F	a	l	k	E
a	i		s	r
s		s		i
a	e		c	e
N	i	s	c	h



Verzauberte Fische.

Kameraden!

Nur noch wenige Nummern und euer Leib- und Lieblingsblatt tritt in den fünften Jahrgang ein. Es wird derselbe eine reichere Ausstattung als seine Vorgänger erhalten und wieder viel Neues, Gutes und Schönes bringen, voran die spannende, belehrende und lustige Erzählung

Der Schatz im Silbersee

von

Karl May.

Sie führt uns nach dem wilden Westen und wird uns eine Anzahl wackerer Westleute und ihre Thaten kennen lernen lassen.

Kameraden, sagt das euren Freunden, Bekannten und namentlich den jüngeren Schulgenossen, ladet sie ein, in unsre Kameradschaft einzutreten. Probeexemplare der ersten Nummer des neuen Jahrgangs stehen in beliebiger Anzahl unentgeltlich zu Diensten; einzelne Nummern verlangt man in der nächsten Buchhandlung, größere Partieen zum Verteilen an Schulkameraden von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Hauptstätterstraße 107—109.

Werbet für eure Zeitung!

Fragen und Antworten.

R. J. in **Worms.** Du fragst: „Wie könnte ich eine Glasplatte matt schleifen." Du nimmst feingeschlämmten Schmirgel und rührst ihn mit etwas Wasser zu einem Brei. Damit bestreichst Du die Glasplatte, legst auf dieselbe eine gleich große zweite und reibst nun in kreisförmiger Bewegung tüchtig drauf los. Beginnt die Schmirgelschichte trocken zu werden, so trägst Du wieder frischen Schmirgelbrei auf und setzest dieses Schleifen so lange fort, bis beide Glasplatten auf je einer Seite schön mattiert sind. Hierauf spüle sie in reinem Wasser ab. Beim Schleifen von nur einer Platte kannst Du statt der zweiten einen breiten Kork nehmen. Gewöhnliches Fensterglas eignet sich wegen seiner Unebenheiten nur sehr schlecht zum Schleifen.

Große Schlange. Schon einmal hat ein Kamerad allen Ernstes angefragt, ob es Thatsache sei, daß ein mariniertes Hering, in Champagner gesetzt, wieder lebendig würde. Wir haben damals geantwortet: Ei freilich! Der gute Harung schlägt in dieser Verfassung vor lauter Vergnügen sogar Purzelbäume, trinkt man ihm zu, ruft er seelenvergnügt: Prosit! Für die Folge laß Dir, wie man zu sagen pflegt: einen solchen Bären ja nicht mehr aufbinden.

Iwan v. N. Du willst ein Wetterhäuschen mit nur einer Figur machen. Auch das wird zuwege zu bringen sein. Entweder Du gibst dem Häuschen nur ein Thor und demgemäß auch eine kleinere Drehscheibe, deren Peripherie mit der Thoröffnung übereinstimmt, wobei der Durchmesser in die Mitte des Häuschens verlegt wird, und bringst die Scheibe durch Aufleimen eines kleinen Eisen- oder Bleistückes, welches dem Gewichte der Figur entsprechen muß, in die Horizontallage, oder Du hängst das Figürchen am Scheitelpunkte mit einer Darmsaite senkrecht und derart auf, daß die Füße scheinbar den Boden berühren und die Saite durch eine passende Verzierung verdeckt ist. Ferner kann als Wettermännchen auch eine auf Pappe geklebte Figur benutzt werden, welche feststeht und an der nur der Arm beweglich ist. Wird an letzterem die Darmsaite angebracht, so wird er durch die an demselben befestigte Saite je nach der Witterung sich heben oder senken. Der Mönch, der die Kapuze über den Kopf zieht und wieder zurückschlägt, ist Dir wohl bekannt?

August K. in **E.** An dem in Stücke gegangenen Barometer, oder wie Du schreibst „an dem in Stücke gegangenen Quecksilber", wird wohl nichts mehr zu reparieren sein. Mache oder kaufe einen neuen. — Deine Frage, betreffend die Fähnchen an den Lanzen der Dragoner, ist uns nicht recht verständlich.

Franz. Brr! Wenn man derlei liest kriegt man eine Gänsehaut. Brr!

L. A. R. O. aus **München.** Unter einem Leclanchéschen Elemente versteht man eine galvanische Kette, bei der eine Kohlenplatte und ein Zinkstab in Salmiaklösung (NH_4Cl) tauchen. Man stellt übrigens dabei die Kohle, umgeben von einem Gemisch von Kohlen- und Braunsteinstücken, in eine Thonzelle, die aber dann nur als Gefäß für jene, nicht als Scheidewand zweier Flüssigkeiten (wie z. B. bei einem Bunsenschen Elemente) dient; die Salmiaklösung ist innerhalb und außerhalb der Thonzelle. Soweit hatten wir (in Nro. 42) recht. Seitdem es aber gelungen ist, den Braunstein mit der Kohlenplatte fest zu verbinden, ist die Thonzelle überflüssig geworden. Insofern also hast Du wieder recht, nur daß kein Kohlenstück in Deinem Elemente sich befindet, sondern eine aus Kohlen- und Braunsteinstücken präparierte Platte. Würde man Zink und Kohle in Salmiaklösung stellen, so würde das entstehende Element nicht längere Zeit konstant bleiben, da alsbald die elektromotorischen Platten polarisiert werden. Dies wird durch die Verbindung der Kohle mit Braunstein verhütet. — Deinem Briefe und dem Gedichte zu entnehmen bist du recht vielseitig.

Ich spielte Klavier und ich geigte
Und sang auch bezaubernd schön;
Doch das hab' ich aufgegeben
Ich hab' keinen Fortschritt gesehn.

Ich sammelte Marken mit Eifer
Und schaut' mich nach Münzen um,
Doch hab' ich es aufgegeben,
Mir wurde es schließlich zu dumm.

Jetzt treib' ich ganz andre Sachen,
Ich blase Piston mit Geschick,
Doch das Beste von dem was ich thue:
Ich les' den „Kam'raden"; o Glück!

Ich werde ihn lesen auch später,
Werd' lesen ihn bis zum Grab;
Ich glaube, er ist der beste
Der Freunde, die es je gab.

W. F. in **Landau.** Mit einem Ruhmkorffschen Funkeninduktor lassen sich eine große Anzahl Versuche anstellen, deren einige, wenn der Apparat zu klein ist, allerdings weniger gut oder gar nicht gelingen. Versuche z. B. folgendes: Man verbinde den inneren und den äußeren Beleg einer Leydener Flasche mit je einem Pole des Induktors, so erhält man ähnlich starke Funken zwischen den Polspitzen wie bei der Influenzmaschine. Ueberhaupt haben die Wirkungen beider Apparate viel Aehnlichkeit miteinander. So kann man feine Metalldrähte glühen und verdampfen lassen, Leuchtgas u. a. entzünden (vergl. unsern Aufsatz über einen elektrischen Gaszünder), ein Goldplattelektroskop laden, Blitztafel oder Aaronsstab aufleuchten lassen, endlich die Funken durch den luftverdünnten Raum im elektrischen Ei oder in den von Dir bereits erwähnten Geißlerschen Röhren gehen lassen. Minen zu entzünden wirst Du wohl keine Lust haben; das ginge nämlich mit einem Ruhmkorff auch.

Gustav Lochner in **Aachen** bitte ich um Briefadresse, da ich ihn um etwas ersuchen möchte. Hans Bartenwerfer in Tilsit, Deutschestr. 66.

Ein Wißbegieriger. Die Erzählung „Der Sohn des Bärenjägers" steht im ersten Jahrgang. Die beiden ersten Jahrgänge des „Guten Kameraden", komplett gebunden, können in einzelnen Exemplaren immer noch nachgeliefert werden.

Ich möchte den Kameraden Richard Levisohn, der für eine arme Pianistin in Nr. 40 um Briefmarken bittet, hiermit fragen, ob er auch deutsche Marken, deren ich über 70 gesammelt habe, gebrauchen kann und bitte ihn um Antwort. Mit Gruß Max Schindewolf in Dessau, Kaiserstraße 15.

W. G. in **Wunstorf.** Die in Frage stehende Münze ist, wie jeder erkennen kann, ein preußischer Thaler Friedrichs des Großen. Wenn Du für ihn 4 Mark etwa zahlen willst, so ist das ein sehr anständiger Preis; für 5 Mark bekommst Du ihn in jeder größeren Münzenhandlung, unter Umständen auch billiger. Dein Verfahren, eine Münze dadurch abzubilden,

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Erziehungsanstalt.

Im **Pestalozzistift** zu **Leipzig,** gegründet 1853, finden solche Knaben aus gebildeten Ständen Aufnahme, welche sich der Zucht des Elternhauses und der Schule nicht willig fügen wollen, mithin einer straffen Zucht und steten Aufsicht bedürfen. In gesunder evang. Weise erstrebt das Institut die sittliche und geistige Hebung der ihm anvertrauten Kinder. Der Schulunterricht wird im Hause erteilt und steht derselbe unter Aufsicht der königl. Bezirksschulinspektion. Der Lektionsplan (30—34 St. p. W.) umfaßt alle gesetzlich vorgeschriebenen Fächer für eine Bürgerschule, eingeschl. Unterricht in französ. Sprache. Alle Zöglinge sollen zunächst eine ausreichende, möglichst abgeschlossene Schulbildung erhalten, die sie für das praktische Leben tüchtig u. geschickt macht. Befähigten Schülern, die sich dann auch durch Fleiß und gutes Betragen auszeichnen, wird, auf Wunsch der Eltern, auch Unterricht in englischer Sprache erteilt, damit denselben die Möglichkeit geboten ist, sich später noch das Zeugnis für den einjährigen Militärdienst zu erwerben. Die Schularbeiten werden unter Aufsicht angefertigt, wie überhaupt die Ueberwachung der Knaben eine **stete** und **sorgfältige** ist. Der Körperpflege wird, wie in jedem wohlgeordneten Haushalte, ebenfalls bes. Aufmerksamkeit gewidmet (kräftige Kost, Bäder, Exerzierübungen). Die Herren Prof. Dr. R. Hofmann, Senatspräs. Friedrich, Dr. Tzschirner, Kaufmann H. Flinsch, Justizrat Berger, Pastor Dr. Suppe, Dr. med. von Zimmermann in Leipzig werden nähere Auskunft über die Anstalt gern erteilen. Behufs Aufnahme (Prospekt) wolle man sich gefälligst an den Unterzeichneten wenden. **Demuth,** Direktor.

Echte Briefmarken! billigst! zur Auswahl! **E. Hayn, Naumburg (Saale).**

Ein Pfarrer der französischen Schweiz würde einige

junge Herren

in Pension nehmen, welche die französische Sprache, Grammatik u. Konversation gründlich zu erlernen wünschen. Englische und italienische Stunden. Preis Frcs. 150 per Monat. Unterrichtsstunden einbegriffen. Sich zu wenden an Herrn Pfr. **Roulet** in **Gressy** bei Yverdon, Kanton Waadt.

Zahnärztlich. Vorbereit.-Institut Frankfurt a. O.

Primaner, die Zahnheilkunde stud. woll., werden in der von der Gesetzgebung vorgeschr. 2semestr. Vorbereitungszeit prakt. u. theoret. gründlich vorbereitet. Näheres, sowie Prosp. d. Dr. Eichler, prakt. Arzt u. app. Zahnarzt.

Spemanns Schatzkästlein.

Preis gebunden 5 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Union

Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Umtausch alter Konversations-Lexika

gestattet!

Zu beziehen:

in 230 Lieferungen à 35 Pf.,
in 24 geh. Halbbänden à M. 3.25.,
in 12 geb. Halbfranzbd. à M. 8.50.

Anschaffung durch Teilzahlungen empfohlen!

Prospekte gratis.

Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Pierer's Konversations-Lexikon

Universal-Sprachen-Lexikon

mit

in

12 Sprachen

nach

Prof. Kürschners System,

ist gegenwärtig das **beste,** empfehlenswerteste und

billigste

aller Konversations-Lexika. Dasselbe ist bis zum **VI. Band** fertiggestellt.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

daß man sie unter ein Blatt Papier legt und dann mit dem stumpfen Bleistiftende durchpaust, ist wohl allgemein bekannt, auch bei Nicht-Münzsammlern. Ein Stanniolabdruck (dessen Herstellung wir vor einiger Zeit beschrieben haben), gibt in der Regel besseren Aufschluß über den Erhaltungszustand der Münze. Uebrigens war im vorliegenden Falle Deine Abbildung hinreichend deutlich.

Hugo Freitag. Kataloge für Ganzsachen allein gibt es nicht, wohl aber für Briefmarken und Ganzsachen zusammengenommen; Preis 90 Pfg. Gebrüder Senf, Leipzig, Eilenburgerstr. 4.

Hermann W. in Gotha. Schickst da ein ganz rundliches Fragenbündelchen! ad 1. Schlage die schon erschienene Anleitung zur „Herstellung des Hektographen" auf und lies sie aufmerksam, Du findest das Gewünschte. ad 2. Für Deinen hart und steif gewordenen Gummimantel gibt's kaum ein Mittel; entweder ist am vorzeitigen Brüchigwerden die schlechte Qualität des Materials schuld, vielleicht ist es verlegene Ware oder Du hast das Kleidungsstück unrichtig behandelt. ad 3. Du willst einen „Pfeilbogen" machen. Zum Bogen nimm starkes spanisches Rohr, zur Sehne eine starke Darmsaite, zum Pfeil ein langes Schilfrohr, dem eine Eisenspitze angesetzt wird, oder auch ein gewöhnliches dünnes Stäbchen Weichholz. Das regelrechte Schnitzen eines wirklichen Bogens aber ist sehr schwierig. ad. 4. Du fragst, wie Du Deine Stiefelsohlen dauerhafter machen kannst. Tauche ein Schwämmchen in erwärmtes Leinöl und tränke die Sohlen damit so lange bis sie nichts mehr aufsaugen, dann laß sie gut trocknen. Und was Deine fünfte Frage betrifft: Lieber Freund, es ist kaum zu glauben, daß ein tüchtiger Junge um eine passende Ferienbeschäftigung in Verlegenheit sein sollte! Gibt denn nicht der „G. K." in seinen vielen Aufsätzen u. Belehrungen hierzu Gelegenheit in Hülle und Fülle?

Pilzsammler M. Du beklagst Dich, daß Deine Spirituspräparate verderben. Dann hast Du wahrscheinlich sehr wasserhaltigen Spiritus verwendet oder sonst einen Fehler begangen. Bei Verwendung von neunzigprädigem Spiritus werden sich die naturwissenschaftlichen Objekte sicher halten. Selbstverständlich muß der Stöpsel des Glases mit Pergamentpapier sorglich verwahrt werden, damit der Spiritus sich nicht verdunstet. Die Gläser kann man billig aus der Glasfabrik von Pomet in Berlin oder von E. A. Lentz in Berlin C., Spandauerstr. 36/37 beziehen. — Eine geeignete Aufbewahrungsflüssigkeit für mikroskopische Pilze ist eine Mischung von 3 Teilen destillierten Wassers, 2 Teilen Alkohol und 1 Teil Glycerin, oder statt dessen Alkohol Essigsäure. Bei den größeren Hutpilzen bedient man sich jedoch einer anderen Aufbewahrungsmethode. Diejenigen von korkig-lederartiger oder holziger Konsistenz werden einfach an der Luft getrocknet, oder wenn die Exemplare gar zu massig sind, Scheiben herausgeschnitten u. schwach gepreßt. Die fleischigen dagegen werden vorsichtig zwischen Fließpapier gepreßt, das aber sehr häufig gewechselt werden muß, da die fleischigen Pilze viel Wasser enthalten, das beim Pressen an das Papier abgegeben wird. Das Trocknen im Ofen oder auf dem Herde ist zu verwerfen. Die größeren, sehr fleischigen Arten bewahrt man wohl auch in der Weise auf, daß man den ganzen Pilz zunächst halbiert, dann vom Hute die Hauptmasse des Fleisches herausschält, um die Huthälften, welche die Hauptmasse des Fleisches repräsentieren, zu pressen. Ebenso werden aus dem Stiele Längsscheiben herausgeschnitten, die gepreßt werden u. endlich fertigt man noch vertikale Schnitte aus dem ganzen Pilze an, um die Gestalt u. die Anhaftungsweise der Lamellen erkennen zu können. Vergl. das Schriftchen: Herpell, das Präparieren u. Einlegen der Hutpilze, Bonn 1880. — Du möchtest ferner Algen kaufen. Wende Dich an Dr. Ferd. Hauck, Triest. Via Rossetti 229, oder an Paul Richter, Leipzig, äußere Hospitalstr. 6.

Vogelfreund in M . . . Die Vogelhandlung, die Du meinst und die gute Vögel zu billigen Preisen liefert, nennt sich „Zur gefiederten Welt" von G. Voß in Köln. An dieselbe kannst Du Dich mit vollem Vertrauen wenden. — Den Samen des Mammutbaumes erhältst Du von Herrn Obergärtner M. Hesdörffer in Trier, Adresse der Kunst- und Handelsgärtnerei Lambert & Söhne in Trier.

W. E. und C. G. in H. Eure Absicht ist leider ganz und gar nicht zeitgemäß. Mit der Anlage einer Kanarienvogelhecke müßt ihr bis zum künftigen Frühjahr warten. Die Vögel jetzt zusammenzusetzen, und ihnen ein wohliges Heim zu bieten, hätte keinen Zweck, denn die Entwickelung der Brut, selbst wenn sie eine solche machten, würde keinen naturgemäßen Verlauf nehmen und keinen guten Erfolg haben. Im nächsten Frühjahr aber und zwar beizeiten, wenn möglich schon im Februar, könnt ihr daran denken; leset zuvor auch die von Dr. Karl Ruß in diesem Jahrgang gegebenen Anleitungen zur Stubenvogelzucht im allgemeinen und Kanarienvogelzucht im besondern nach. — Ja, Schnäuzchen ist ein ganz fixes Kerlchen, nur macht er mitunter recht böse Druckfehler, wie jüngst wieder unter den Witzraketen. Da muß man ihm dann immer wieder einen kleinen Nasenstüber geben.

Felix Potyka. Willst Du eine Kanarien- oder Bastardhecke anlegen, so gilt das unter W. E. und C. G. in H. Gesagte auch für Dich. Eine Prachtfinkenhecke aber kannst Du sogleich anlegen, denn jene kleinen Afrikaner u. a. nisten gerade in unsern Herbstmonaten am eifrigsten. Anleitung dazu gibt das „Handbuch für Vogelliebhaber" von Dr. Ruß, welches Du anschaffen müßtest, da Du sonst kaum zurecht kommen würdest.

Tharlessy. Wenn Dein Präpariermesser schon stumpf geworden ist, so wäre es am besten, Du gibst dasselbe einem geschickten Schleifer, da für das Schleifen die Kosten doch sehr gering sind. Das Abziehen aber kannst du auf dem bekannten Oelsteine, welcher in jeder Eisenwarenhandlung erhältlich ist, vornehmen. Schlosserwerkzeuge bekommt man ebenfalls in letzterer. Dilettanten-Drehbänke liefert die Werkzeughandlung Leo in Stuttgart, und jede in größeren Städten befindliche Handlung für Dilettanten-Spezialitäten. Gruß freundschaftlich erwidert.

Rudolf K. Bist also vom Baum herabgepurzelt — uns wundert nur, daß Du nicht verlangst, der „G. K." soll Dir die Hosen flicken. Sag's Papa, der wird dir's besorgen.

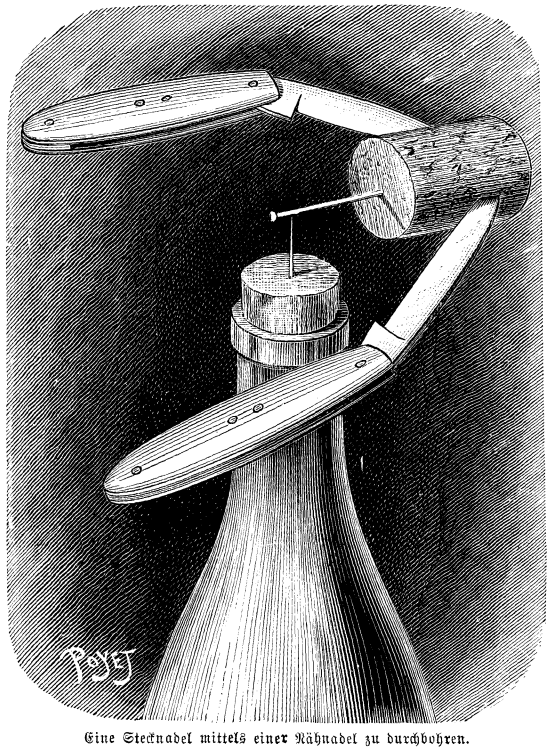
W. M. in Z. Gebrüder Senfs Ganzsachenalbum kostet in Kaliko gebunden 25 Mark, in Halbfranzband 30 Mark. — Bezüglich des Handbuches frage bei Heitmann in Leipzig an.

Leo in Teplitz. Dr. Karl May wohnt in Köbschenbroda bei Dresden, ist aber viel auf Reisen. — Eine Stirnsche Geheimkamera kostet 25 Mark und wird von Rudolf Stirn in Berlin S., Sebastianstraße 34 geliefert.

Ein Quälgeist. In Deinem Lurchhaus kannst Du Frosch- und Schwanzlurche aller Art, mit Ausnahme der tropischen, unterbringen. Setze hinein: 2 Paar Laubfrösche, 1 Paar Geburtshelferkröten, 2 Paar Unken, 1 Paar Knoblauchskröten, 1 Paar Wechselkröten, 1 oder 2 kleine Erdkröten, 4 Erdsalamander, 2 Mohrensalamander, 4 Brillensalamander, 2 Kammmolche, 4 Alpenmolche, 4 kleine Teichmolche. Tuffstein ist ein Natur- und kein Kunstprodukt, folglich kannst Du Dir Tuffstein nicht selbst aus Cement herstellen. Wohl aber kannst du hübsche Tuffsteinstücke mittels Cement zu einer Grotte zusammenbauen. Freundlichen Gruß!

Eine Stecknadel mittels einer Nähnadel zu durchbohren,

und zwar in freier Schwebe, was gleichzeitig ein artiges Gleichgewichts-Experiment ist. Man nimmt zwei gute Korke, also solche, die möglichst wenig porös sind und bohrt in den ersten eine Nähnadel ein, aber mit der stumpfen Seite, wo das Oehr sitzt, in den andern eine Stecknadel von der großen Sorte, beide aber so fest als möglich und genau in der Mitte. Ersteren steckt man auf eine Flasche, die dem Apparat als Ständer dient. Hierauf nimmt man zwei Federmesser, womöglich zwei gleiche, damit das Gewicht keinen großen Unterschied zeigt, steckt sie in schiefer, nach der Stecknadel zu gewendeter Richtung in den Kork und stellt das Gleichgewicht dadurch her, daß man die Messer mehr oder weniger öffnet und das Gleichgewicht aus-



Eine Stecknadel mittels einer Nähnadel zu durchbohren.

probiert, indem man die Stecknadel auf den Finger legt. Die beiden Messer müssen dabei mit der Nadel in ein und derselben Ebene liegen. Nun bringt man den Apparat in horizontaler Lage mit der Stecknadel auf die Nähnadelspitze, wobei man natürlich durch Hin- und Herschieben den Unterstützungspunkt ausfindig machen muß. Ist dies geschehen, so kann der Betrieb beginnen. Die dazu erforderliche Kraft liefert man selbst. Man bläst erst ganz leise (Vorsicht ist geboten!) gegen die Hefte der Messer, so daß der Apparat sich in Drehung versetzt. Dann kann man allmählich etwas stärker blasen, damit die Drehung rascher wird. Nicht lange, so bildet die Nadelspitze in dem Schaft der Stecknadel eine Vertiefung. Ist eine solche einmal vorhanden, so kann man den Betrieb beschleunigen, da die Gefahr des Herabstürzens alsdann bedeutend verringert ist. Setzt man die Drehung einige Zeit fort, so bohrt sich die Nähnadelspitze schließlich durch den Schaft der Stecknadel. Nicht die Finger verletzen!

Tauschmarkt.

Briefmarken haben abzugeben: Oskar v. Alhori z. Z. in Poltč, Oberkrain: 10 Marken von Montenegro. Hans Schaumburg in Stuttgart, Senneffelderstraße 55, 142 versch. seltene.

Leo Heller zu Teplitz in Böhmen, Giselastraße, vertauscht seine Druckerpresse.

Heinrich Lunge in Hottingen-Zürich, Engl. Viertel 18, sucht eine Sachsen 3 Pfg. rot.

H. Everding in Cassel, Wildemannsgasse 14, bietet für einen photographischen Apparat (auch selbstgefertigten) mit Zubehör ein junges, vollständig zahmes Eichhörnchen nebst großem Bauer und eine große Dampfmaschine.

Carl Schwalbe, per Adr.: J. Roeck & Co. in Hamburg, Freihafen, hat eine Naturaliensammlung zu vertauschen, sucht dagegen ein noch gut erhaltenes Teschin oder eine gut gehende Dampfmaschine, auch andre Angebote.

Witzraketen.

Aus der Lateinstunde: Cic. pro Sex. Rosc. Am. § 65: cum planum factum esset aperto ostio dormientes eos repertos esse . . . als gemeldet wurde, sie seien mit offenem Munde schlafend gefunden worden . . .

Puer est parvus — Der Knabe ist barfuß.

Aus der Stunde über Naturkunde: Der Lehrer beschreibt den Kuckuck: „Derselbe ist ein Klettervogel. Kann mir einer noch einen Klettervogel nennen?" — Einer zeigt auf und sagt: „das Eichhörnchen".

Lehrer: Was ist eine Muhme (Tante)? Mädchen (der Mumie verstanden hat): Das ist ein Knochengerüst, über welches noch ein bißchen Haut gespannt ist.

Aufsatzblüte. Ueber „Winterfreuden" schreibt der Quartaner M. in seinem Aufsatze: „ . . . nur der Greis sitzt hinter dem Ofen, raucht seine Pfeife und schaut öfter um die Ecke, ob der Tod noch nicht kommt. So hat jeder Mensch sein eigenes Vergnügen."

Bedenklicher Druckfehler. In dem Programm eines Realprogymnasiums ist am Schluß der Bestimmungen für die Festlichkeiten der öffentlichen Prüfung zu lesen: „Biersstimmiger Schlußgesang."

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 50.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Lüge ist die Tochter der Feigheit. Der etwanige durch eine Lüge erzielte flüchtige Gewinn ist allemal unendlich kleiner als der sichere und dauernde Verlust an Selbstachtung; daher ein Lügner nicht nur feige, sondern auch albern ist, indem er eines vermeintlichen unbedeutenden Vorteils wegen sich selbst den größten und allerempfindlichsten Schaden zufügt.

Gerhard von Amyntor.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

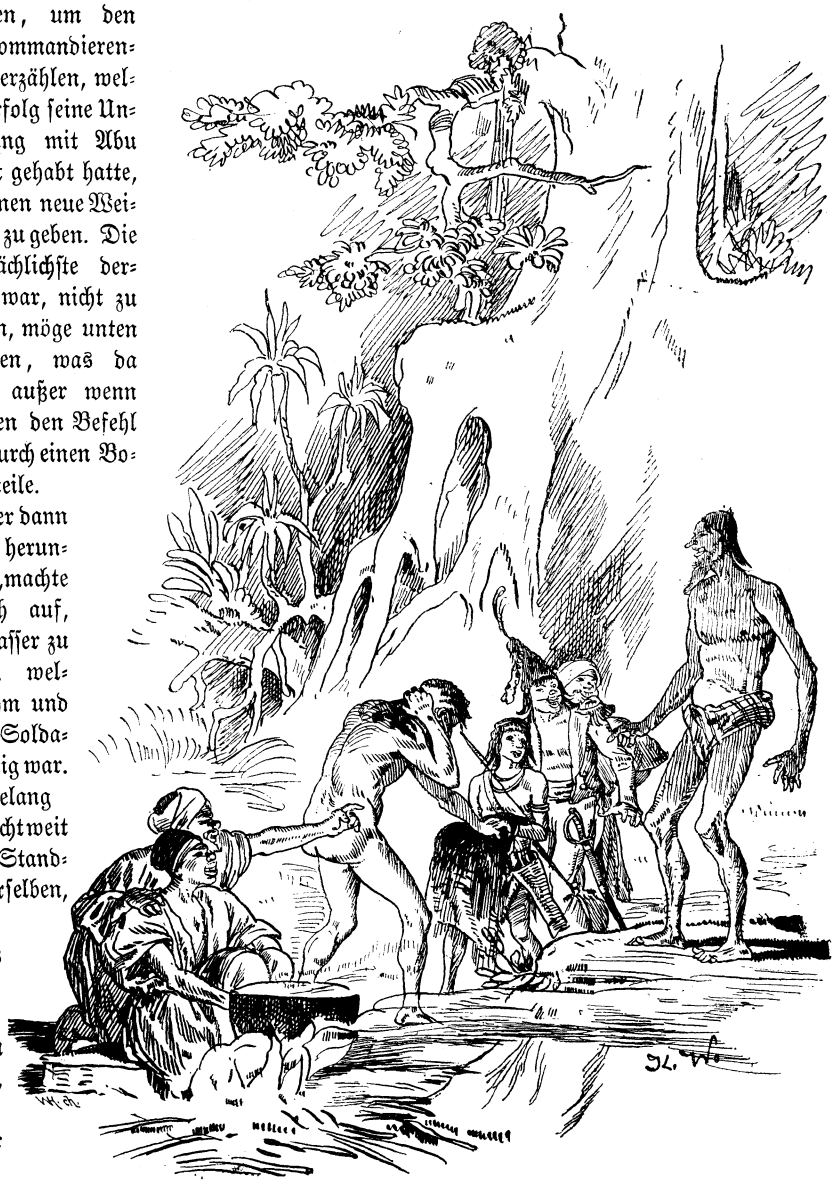
Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort".

(Fortsetzung.)

Eine hohle Kürbisschale wurde mitgenommen, in welcher der Speck gebrannt werden sollte. Als das Fleisch unten angekommen war, wurde zunächst ein großes Feuer angebrannt, an welchem der Braten hergestellt werden sollte. Dann erbot der „Vater der elf Haare" sich den Ruß herzustellen, und er war so glücklich, die Erlaubnis dazu zu erhalten. Er machte sich auf die Seite und errichtete ein kleineres Feuer, über welchem er den Speck an eingesteckte Zweige hing, um das Fett in den Kürbis tropfen zu lassen. Als dies geschehen war, setzte er denselben auf die Erde, brannte das Fett an, steckte mehrere Aeste senkrecht in die Erde und breitete eine der Matten darüber aus. Die Matte fing den schwarzen Qualm auf, welcher sich als Ruß ansetzte. Nach Verlauf einer Stunde war so viel Schwärzstoff vorhanden, daß man mit Hilfe desselben zehn Weiße in Neger hätte verwandeln können.

Indessen war Schwarz auf die Höhe gestiegen, um den dort Kommandierenden zu erzählen, welchen Erfolg seine Unterredung mit Abu el Mot gehabt hatte, und ihnen neue Weisungen zu geben. Die hauptsächlichste derselben war, nicht zu schießen, möge unten geschehen, was da wolle, außer wenn er ihnen den Befehl dazu durch einen Boten erteile.

Als er dann wieder herunterkam, machte er sich auf, um Wasser zu suchen, welches ihm und seinen Soldaten nötig war. Es gelang ihm, nicht weit vom Standorte derselben, den Abfluß des Grabens zu finden, dessen Wasser innerhalb der Schlucht in dem schon erwähnten Loche verschwand. Nun war man für die nächste Zeit mit allem Nötigen versorgt.



– Sie zogen sich aus und legten jeder nur einen Schurz um die Lenden. Der ganze übrige Körper wurde mit Ruß geschwärzt. Der „Vater des Storches" sah schrecklich aus.

Der Vormittag verging und ebenso auch der Nachmittag, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Die Leute Abu el Mots verhielten sich sehr ruhig. Sie hatten sich weiter als vorher nach hinten gezogen und schienen sich um die Belagerer nicht zu bekümmern. Die Anführer der Sklavenkarawane sannen auf Rettung und konnten doch auf keinen Plan kommen, welcher Hoffnung auf Erfolg erregt hätte.

So wurde es Abend. In der Schlucht, ungefähr in der Mitte derselben, brannte man ein Feuer an, welches von dürren Palmenwedeln, deren es eine ganze Menge gab, genährt wurde. Da kamen Lobo und Tolo, die beiden Belandaneger, von oben herabgestiegen. Als Schwarz sie fragte, in welcher Absicht sie die Höhe verlassen hätten, antwortete der erstere:

„Lobo und Tolo sein Belanda; arm Neger aus Ombula sein auch Belanda. Lobo und Tolo wollen gehen, um Belandafreunde zu trösten und ihnen helfen, wenn in Gefahr."

„Wie? Ihr wollt hinein in die Schlucht?"

„Ja, gehen in Schlucht."

„Man wird euch erwischen!"

„Nicht erwischen. Abend sein schwarz; Schlucht sein schwarz, und Lobo und Tolo auch schwarz; man sie gar nicht sehen. Wenn nicht erhalten Erlaubnis, dann sie beide sehr weinen."

„Aber ihr seid verloren, wenn man euch sieht! Bedenkt, daß ihr Abd el Mot entflohen seid! Und man muß euch ja sehen."

„Wir uns schleichen zu Gefangenen, und man uns gar nicht beachten. Wir mithaben scharf Messer und losschneiden Strick von Gefangenen."

Als Schwarz dieses letztere hörte, kam ihm der Plan dieser beiden, welche ihr Leben für ihre Landsleute wagen wollten, gar nicht mehr so zwecklos vor wie vorher. Er überlegte, besprach sich kurze Zeit mit Pfotenhauer und gab den Bittstellern dann den Bescheid:

„Gut, ich habe nichts dagegen; aber ihr müßt euch genau so verhalten, wie ich es euch vorschreibe."

„Lobo und Tolo alles thun, was guter, weißer Herr befehlen!"

„Ihr schleicht euch also zu euern Landsleuten und befreit sie von ihren Banden; sie müssen aber diese Fesseln scheinbar weiter tragen, damit die Wächter nichts bemerken. Sobald ihr nun von hier aus einen Schuß hört, haben alle ihre Stricke und Gabeln abzuwerfen und nach dem Ausgange zu fliehen. Verstanden?"

„Haben verstanden."

„Jetzt will ich aber erst einmal durch das Loch kriechen, um mich zu überzeugen, wie weit der Weg für euch frei ist."

„Nein! Nicht Herr, sondern Lobo kriechen durch Loch. Lobo sein schwarz und können gut kriechen; sein auch schon auf Seribah krochen bis an Haus von Abd el Mot."

Schwarz wußte das und traute dem Neger zu, seine Sache gut zu machen. Darum gab er ihm die Erlaubnis, und Lobo verschwand in der Lücke des Verhaues. Drinnen konnte er nicht leicht gesehen werden, da Schwarz beim Anbruch des Abends das Feuer hatte verlöschen lassen und der Eingang also in tiefem Dunkel lag. Nach ungefähr einer Viertelstunde kehrte er zurück und meldete:

„Sein alles gut. Arm Belanda ganz hinten. Dann die Jäger. In der Mitte Feuer. Rechts oben auf dann Zelt von Abu el Mot. Dann nur sechs Jäger, nicht weit von hier; sollen aufpassen auf uns. Sitzen aber nebeneinander auf Erde und erzählen. Lobo zweimal an ihnen vorüber, ohne ihn sehen. Dürfen Lobo mit Tolo nun fort?"

„Ja, geht in Gottes Namen; aber seid vorsichtig, macht keine Dummheiten und thut genau so, wie ich euch gesagt habe!"

Sie krochen durch das Loch, und nun lauschten die Zurückgebliebenen mit Spannung, ob vielleicht irgend ein Lärm verraten werde, daß die kühnen Neger erwischt worden seien; aber es herrschte nach wie vor die tiefste Stille in der Schlucht.

„Das sind nun zwei lebende Beispiele von den verachteten Menschen, denen man in Europa nachsagt, daß sie fast auf der Stufe der Tiere stehen," sagte Schwarz. „Unter tausend Weißen würde sich wohl kaum einer finden, der für seine Landsleute das wagte, was diese beiden wackern Kerls riskieren. Doch ich denke, daß es nun auch Zeit für uns geworden ist. Wollen wir unsre Umwandlung vornehmen?"

„Ja," antwortete Pfotenhauer. „Jetzt sind wir wohl noch ziemlich sicher. Wann die da drin je vermuten, daß wir etwas vornehmen, so meinen sie g'wiß, daß es zu späterer Zeit g'schehen wird. Gehen wir also ans Werk."

Sie ließen sich von dem Slowaken die schwarze Matte kommen, zogen sich aus und legten jeder nur einen Schurz um die Lenden. Der ganze übrige Körper wurde mit Ruß geschwärzt. Der „Vater des Storches" sah schrecklich aus. Ganz abgesehen von seinem langen, grauen Vollbarte, welcher natürlich auch eingerußt worden war, hatte sicher, so lange die Erde steht, noch kein Neger eine solche Nase gehabt wie dieser imitierte Mohr. Nun steckten die beiden ihre Messer und Revolver in die Schürze und verschwanden durch das Loch.

Kaum waren sie fort, so brachte der Slowak eine zweite Rußmatte herbei, welche er gefertigt und versteckt hatte, als Schwarz oben auf dem Berg gewesen war. Er, der Hadschi Ali und der „Sohn des Geheimnisses" zogen sich auch aus und rieben sich ein. Der Hauptmann der Asaker, welcher sich nun hier für den Kommandierenden hielt, fragte, was sie vorhätten. Der „Vater der elf Haare" beruhigte ihn mit der Versicherung, daß sie im Auftrage der beiden Deutschen handelten, denen sie schnell nachfolgen sollten. Dann krochen auch sie durch das Loch.

Als Schwarz und Pfotenhauer sich jenseits des Verhaues befanden, legten sie sich auf die Erde nieder und schoben sich leise und langsam auf derselben hin. Sie waren noch nicht weit gekommen, so erblickten sie vor sich die sechs Wächter, von denen Lobo gesprochen hatte. Sie wendeten sich also mehr nach rechts und kamen glücklich vorüber. Die schwarze Farbe war ein vortrefflicher Schutz für sie.

Sie krochen den Damm hinauf, auf welchem das Zelt Abu el Mots stand. Dieses wollten sie erreichen, da sie glaubten, daß sich in der Nähe desselben die beiden befänden, die sie retten wollten.

Unten zur linken Hand, aber weiter vorwärts, brannte das Feuer. Zwischen diesem und dem Eingange lagerten nur die erwähnten Wächter. Am Feuer aber und weiter rückwärts hatten es sich die Sklavenjäger bequem gemacht. Noch weiter hinten, wo sich die Sklaven befanden, war es dunkel.

Ueber den beiden Deutschen rauschten leise die Wipfel der Palmen. Vor sich erblickten sie etwas Helles, was vom düstern Felsen abstach. Es war das gesuchte Zelt. Sie erreichten es, ohne durch einen Menschen oder etwas andres gestört worden zu sein. Das Gerüste des Zeltes bestand aus einer langen Mittel- und zwölf Seitenstangen, welche unten rund im Kreise in die Erde gesteckt und oben mit der ersteren verbunden waren. Darüber hatte

man die helle Leinwand gezogen. Vorn, dem Feuer zu, befand sich der Eingang. Hinten war die Leinwand nicht wie vorn gerade an den Stangen mit Pflöcken in die Erde befestigt worden, sondern man hatte mehrere vielleicht drei Fuß hohe Hölzer ein- und Latten darüber geschlagen und den untern Saum des Zelttuches darauf gelegt. Dadurch war ein an die Felswand stoßender, niedriger und bedeckter Raum entstanden, in dem man allerlei Gegenstände aufbewahren konnte, welche in der Mitte des Zeltes im Wege gewesen wären.

Im Innern des letzteren erklang eine Stimme; eine andre antwortete darauf.

„Das ist Abu el Mot mit Abd el Mot," flüsterte Schwarz, welcher hart am Zelte lag.

„Hab' sie auch an der Stimm' erkannt," antwortete Pfotenhauer. „Diese Kerls müssen doch ganz sicher sein, daß wir nix zu unternehmen wagen, da sie nicht mal Wache vor der Thür haben."

„Sie verlassen sich darauf, daß sie zwei Geiseln besitzen. Horch!"

Wieder hörte man die Grabesstimme Abu el Mots. Darauf erklang eine andre, welche aber nicht Abd el Mot angehörte.

„Gott, das war mein Bruder!" hauchte Schwarz. „Die Gefangenen befinden sich also bei ihm!"

„Welch ein Glück! Schnell, holen wir sie heraus!"

„Nur langsam! Erst rekognoscieren, sehen, hören und dann handeln. Folgen Sie mir, und thun Sie nur das, was ich vorher thue. Vermeiden Sie aber vor allem selbst das geringste Geräusch, sonst sind wir verloren, und zwar nicht nur wir allein!"

Er hob das Zelttuch da, wo es nach hinten wagrecht auf den Latten lag, ein wenig empor und sah hinein. Vor sich hatte er einen dunkeln, niedrigen Raum; aber weiter nach vorn war es hell. Einige Pakete lagen seitwärts unter dem Tuche. Im Zelte saßen vier Menschen, von denen er aber jetzt nur die Beine und den Unterleib erblickte.

„Kommen Sie!" raunte er den Gefährten zu; „aber um Gottes willen leise, ganz leise!"

Er schob sich vorwärts, unter das Tuch und die Latten hinein. Pfotenhauer that an seiner Seite dasselbe. Nun erreichten ihre Gesichter fast die Stelle, an welcher das Tuch auf den Zeltstangen lag und also nun nach oben gerichtet war. Schwarz lugte vorsichtig hervor. Sein geschwärztes Gesicht blieb noch im Schatten und war also nicht zu sehen. Er erblickte die vier anwesenden Personen genau.

Sein Bruder und der Elefantenjäger saßen an der Mittelstange, an welche sie angehängt waren. Man hatte ihnen die Füße zusammen- und die Hände auf den Rücken gebunden. Zu ihrer Rechten saß Abd el Mot, zu ihrer Linken, mit dem Rücken nach Schwarz gewendet, Abu el Mot. Eben sagte dieser letztere:

„Allah soll mich strafen, wenn ich euch täusche. Wir befinden uns ganz allein hier und werden morgen aufbrechen, um nach meiner Seribah zu ziehen."

„Lüge nicht!" antwortete Joseph Schwarz. „Wenn du nach deiner Seribah willst, warum hast du da den Umweg nach dieser Schlucht eingeschlagen?"

„Bin ich euch etwa Rechenschaft von meinem Thun und Lassen schuldig?"

„Vielleicht kommt die Zeit, in welcher wir diese Rechenschaft fordern. Ich meine sogar, daß diese Zeit sehr nahe ist."

„Meine, was du willst! Ich lache darüber."

„Dein sorgenvolles Gesicht sieht nicht wie Lachen aus. Heute früh befandest du dich in besserer Stimmung. Warum warst du heute so viel strenger gegen uns? Warum sollen wir hier in dem erbeuteten Zelte schlafen, was noch nie geschehen ist? Du willst uns ganz sicher haben, und so vermute ich mit Recht, daß jemand hier ist, der uns befreien will."

„Ah! Wer sollte das sein?"

„Mein Bruder."

„Hund! Wer hat dir das verraten?" fuhr der Alte auf.

„Verraten? Du selbst hast dich jetzt verraten! Also ist meine Vermutung richtig. Du kannst meinen Bruder vorher nicht gesehen haben. Du hast nichts von ihm gewußt. Nun plötzlich kennst du ihn. Er ist also da und hat uns von dir gefordert. Und er ist nicht allein da, sonst hättest du auch ihn ergriffen, als er mit dir sprach. Er hat Leute bei sich, mehr Leute, als du hast. Ich bin also gerettet!"

„Juble nicht! Ich töte euch lieber, als daß ich euch freigebe!"

„Pah! Da kennst du meinen Bruder nicht. Er wiegt hundert Kerle deiner Art auf."

„Gieb ihm doch das Messer in den Leib!" forderte Abd el Mot seinen Vorgesetzten auf. „Wie kannst du dich von einem Giaur verhöhnen lassen?"

„Schweig!" antwortete der Alte. „Ich weiß selbst, was ich zu thun habe. Was sitzest du da und gibst mir gute Lehren! Gehe lieber hinaus und sieh nach, ob die Wachen ihre Schuldigkeit thun. Schlafen sie etwa, so laß sie peitschen!"

Abd el Mot stand auf und entfernte sich brummend. Man hörte ihn die Richtung auf dem Damme einschlagen, aus welcher Schwarz und Pfotenhauer gekommen waren.

Abu el Mot hielt seine Augen drohend auf seine Gefangenen gerichtet und fragte:

„Wer hat euch verraten, daß dein Bruder da ist? Einer meiner Leute muß es gewesen sein."

„Ich nenne ihn dir nicht."

„Du wirst es mir sagen, sonst laß ich dir die Bastonnade geben!"

„Wage es! Ich lasse dich dafür zu Tode peitschen."

„Wann? Wenn dich der Scheitan in die Hölle entführt hat? Das wird vielleicht noch in dieser Nacht geschehen."

„Im Gegenteile! Wie ich meinen Bruder kenne, werden wir in dieser Nacht unsre Freiheit erhalten."

„Von wem?"

„Von mir," ertönte es hinter ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der guten alten Zeit.

Vor den Landvogt in Frutigen in der Schweiz kam seiner Zeit die Anzeige, es sei mit des Klausen Hanspeter nicht ganz geheuer, er hexe und zaubere und treibe sonst allerhand fanatischen Spuk. Dieser und jener hätten es an der Viehware und allerlei Schabernack erfahren. Der Landvogt läßt den Mann zu sich laden und sagt zu ihm:

„Los, Hanspeter, die Leute sagen, du seist ein Hexenmeister. Was meinst du dazu?"

„E aber, myn Gott, Herr Landvogt!" entgegnet der Angeschuldigte; „d' Lüt säge gar viel, wenn d' Tage läng si. Grad über Euch wird o vill g'redt."

„So, so, und was sagt man denn von mir?" fragt der Landvogt.

„Ihr syget kein Hexenmeister, Herr Landvogt, das säge si."

Im herbstlichen Walde.

II.

Zur selben Zeit, wo die Waldbäume mit gold- und purpurfarbigen Blättern prunken, wo die Sträucher sich mit farbigen Früchten schmücken, bereiten die kleineren Gewächse des Waldbodens ihre Samen. Wir beachten gern, auf welch verschiedene Art sie diese Keime künftigen Lebens bergen und ausstreuen. Bei dem Waldschaumkraute, das ein vielverzweigtes Büschelchen mit zahlreichen Schoten darstellt, wurden wir nicht wenig überrascht, als plötzlich, indem wir es anrührten, seine kleinen Samen an hundert Centimeter weit nach allen Seiten fortgeschossen wurden. Bei näherer Untersuchung klärte sich die befremdende Erscheinung auf. Es liegen nämlich die kleinen platten Samen lose zu beiden Seiten einer Mittelscheidewand, bedeckt von zwei Schotenklappen, die sich bei der Reife plötzlich unten von der Scheidewand trennen und sich mit solcher Heftigkeit aufschnellen und umrollen, daß durch den Ruck die reifen Sämchen weit weggeschleudert werden. Eine andre Pflanze, das Waldweidenröschen, das im Juli und August durch seine langen, purpurnen Blütentrauben und sein massenhaftes Beisammenstehen eine Zierde lichter Waldplätze war, versieht seine leichten Sämchen mit wolligem Flaum, wodurch sie im Winde weit in die Runde fortzufliegen vermögen. Die Samen des Hexenkrautes heften sich an den Pelz der Waldtiere, um so fortgetragen und hiedurch gelegentlich verpflanzt zu werden.

Die winzigen reifen Samenkörnchen, welche den Samenkapseln der Waldkräuter entfallen, werden von dem Moosrasen in Empfang genommen, und zwischen den viel tausend Zweiglein des Mooses warm gebettet und treu behütet. Und gerade zur Herbstzeit ist der Moosrasen für dieses Liebeswerk am besten vorbereitet, denn er, der den heißen Sommer hindurch vergilbt und verdorrt dalag, erwachte im Herbst zu neuem Leben, reckte, von der herbstlichen Feuchtigkeit getränkt, die Zweiglein und Blättlein und verstrickte sich zu einem prachtvollen Teppich, der, wenn er von dem goldenen Pfeil eines Lichtstrahles getroffen wird, wie grüner Sammet funkelt und gleißt. Aber was bei einem allgemeinen Ueberblick als „grüner Sammet“ erscheint, löst sich bei näherer Betrachtung in eine reizende Mannigfaltigkeit der verschiedensten Moosarten auf. Ganz glatte Bodenabhänge sind mit einem dichten Gewebe feiner, grüner Seidenhärchen wie mit einem einzigen Pelze bekleidet, in welchem wir die einzelnen Moosstämmchen kaum unterscheiden. Ein schattiger Raum des Bodens im Schutze hoher Bäume ist mit einem dunkelgrünen Mooswäldchen bedeckt, dessen einzelne, dicht zusammenstehende Bäumchen Aehnlichkeit mit Nadelhölzern zeigen. Ein andres hellgrünes Moosbüschelchen ähnelt mehr einem Laubholzbäumchen. Es steht indes mehr vereinzelt. Andre Moose gleichen feinen, allerliebst verzweigten Federn, die in Hellgrün, Olive und Gelbgrün schillern. Einige Arten tragen an der Spitze ihres Stämmchens blumenartige, schwarzbraun oder rot gefärbte Blättersternchen, während auf andern Stämmen Fruchtstiele emporstehen wie aus Schmelzwerk von Purpur und Gold gezogen. Sie tragen mit schwanenhalsartiger Biegung die nickende Fruchtbüchse, deren Sämchen allgemach zu reifen beginnen.

Die winzigen Pflanzengeschlechter der Moose werden die Wohlthäter des ganzen Waldes. Nicht allein die unzähligen Samen und Keime andrer Pflanzen bewahren sie zur Winterszeit vor der tödlichen Kälte und somit vor dem Untergange, sondern auch zahllosen kleinen Tierchen bereiten sie ein warmes Winterbettchen. Die Decke des Moosrasens saugt ferner die Feuchtigkeit der Luft, den Nebel und Regen begierig auf, leitet sie in den Boden und schützt die einmal eingedrungene Nässe vor dem Verdunsten. Dem Moose ist es zum großen Teile mit zuzuschreiben, daß in den Wäldern die äußersten und ersten Adern unsrer Stromsysteme entstehen. Endlich verbindet das Moos mit seiner wohlthätigen Wirksamkeit im Haushalte der Natur noch eine verschönernde. Es deckt die schwarzen Blößen des Waldbodens freundlich zu, es bekleidet den knorrigen Fuß der Waldbäume mit glatter Decke und schmiegt in die Narben und Spalten des abgestorbenen Stammes seine zarten Binden gleich grünen Sammetstreifen. Wie gänzlich erstorben würde unser deutscher Wald im Winter sein, wenn ihm der grüne Schmuck des Mooses fehlte!

Doch nicht an den Wald allein ist das Moos gebunden; wo und wie wir es selbst noch antreffen, das möge uns der Dichter J. Hutterus mit seinen sinnigen Strophen sagen:

„Du tausendzweigig wundersam Gebilde,
Moos, duftig schwellend, leuchtend zartes Grün,
Dich ließ, ein Zeichen ihrer treuen Milde,
Still aller Orten die Natur erblüh'n!
Schon dehnt die Nacht zum Niederschwung die Flügel,
Der Wanderer erspäht kein gastlich Haus,
Matt steiget er zu Thal vom schroffen Hügel,
Da breitest du ihm deine Kissen aus.
Der Armut, die sich ihre dürft'gen Hütten
Aus Stroh errichtet, baust du hilfreich nach,
Und über Schollen, die ein Grab verschütten,
Wölbst tröstlich schmückend du ein grünes Dach.
So bist du, Moos, mit deinem stillen Weben
Vermittelnd, heilend, helfend wie die Zeit,
Und sollt ich ein Gewand der ew'gen geben,
Aus deinem Stoffe wähl' ich ihr das Kleid.“

Kehren wir zum herbstlichen Walde zurück!

Die Blumen sind zur Ruhe gegangen; nur auf der Waldwiese schimmern noch die blaßroten Kelche der Herbstzeitlose, die als die letzte Erscheinung des vegetierenden Lebens auch „Uchtblume“ heißt; sie ist eine Giftpflanze, galt ehemals als Zaubermittel und war bei den Griechen der Medea geweiht. Die Waldtiere suchen, sobald der Herbstnebel durch die Baumhallen zieht, einen Zufluchtsort, die einen in wärmerer Zone, die andern im bergenden Schoße der Erde, um sich daselbst zu langem Schlafe niederzulegen. Eine unendliche Ruhe liegt nun über den Baumwipfeln, wie das Schweigen eines Friedhofes. Erschrocken fährt der an Tod und Vergänglichkeit denkende Wanderer zusammen, wenn ihm ein einsamer Rabe von hohem Aste sein „Cras! Cras!“ – „Morgen! Morgen!“ zuruft, um dann mit trägem Flügelschlage waldeinwärts zu rudern.

Statt der Blumen schießen im herbstlichen Moderhauche des Waldbodens die fetten Pilze auf und stehen mit ihren weißen und gelben, ihren roten und braunen Hüten gnomenhaft im feuchten, weichen, goldgrünen Moos am Fuße der Bäume Wache. Andre gleichen in ihrem Versteck unter dunkelgrünen Farnkrautschirmen, bei dem Schlupfwinkel der Ringelnatter, lichtscheuen Bösewichtern. Der Köhler und Holzhauer, das reisigsammelnde arme Weib und das beerenlesende arme Kind, haben vor ihnen eine gewisse Scheu, weil sie wissen, daß diese Dinge vielfach giftig sind.

Wenn die Pilze mit ihrer gleißenden Farbenpracht den Waldboden schmücken, als wollten sie noch einmal den Glanz der Blumenwelt zurückzaubern, dann weiß der Kundige, daß dem herbstlichen Walde die letzte Stunde geschlagen hat. Eine unsichtbare Gewalt löst die gelben und roten Blätter, eines nach dem andern,

von den Zweigen; matt und müde schaukeln die losgelösten zur Erde, wo sie ihre letzte Ruhestätte finden. Vermodernd in der herbstlichen Nässe, werden sie von der Erde aufgenommen und dem Baume wiederum als Nahrungsstoff zugeführt; auch decken sie mit sanfter Hülle tausend zarte Samenkörner und Pflanzenkeime vor dem nahen Winterfrost. Streicht ein Herbstwind durch den Wald, so rieseln die bunten Blätter förmlich in dichten Schauern hernieder:

„Durch den Wald mit dumpfem Schallen
Singt der Herbst sein Sterbelied,
Und wohin sein Brausen zieht,
Seh' ich welk die Blätter fallen."

Steigert sich die Gewalt des Windes zum Novembersturm, so jagen die welken Blätter, wie von unsichtbarer Hand gepeitscht, in dichten Geschwadern rasselnd dahin, um im weiten Raume zu verwehen. Nur wenige Bäume behalten den ganzen Winter hindurch ihr dürres Laub, wie z. B. die Eiche und die Hainbuche, bei denen die alten braunroten Blätter erst durch die treibenden Knospen des neuen Laubes abgestoßen werden. Im roten Widerschein der herbstlichen Abendsonne gleichen diese dürren Blätter dünngehämmerten glühroten Kupferplatten.

Der herbstliche Blätterfall, in welchem sich das Schwinden des Schönen ausspricht, stimmt das Gemüt des sinnenden Menschen zur Wehmut, zur düsteren Schwermut. In dem fallenden Laube sieht er ein Bild seines Lebens, der veränderlichen Beschaffenheit aller irdischen Dinge, und seufzend spricht er wohl vor sich hin:

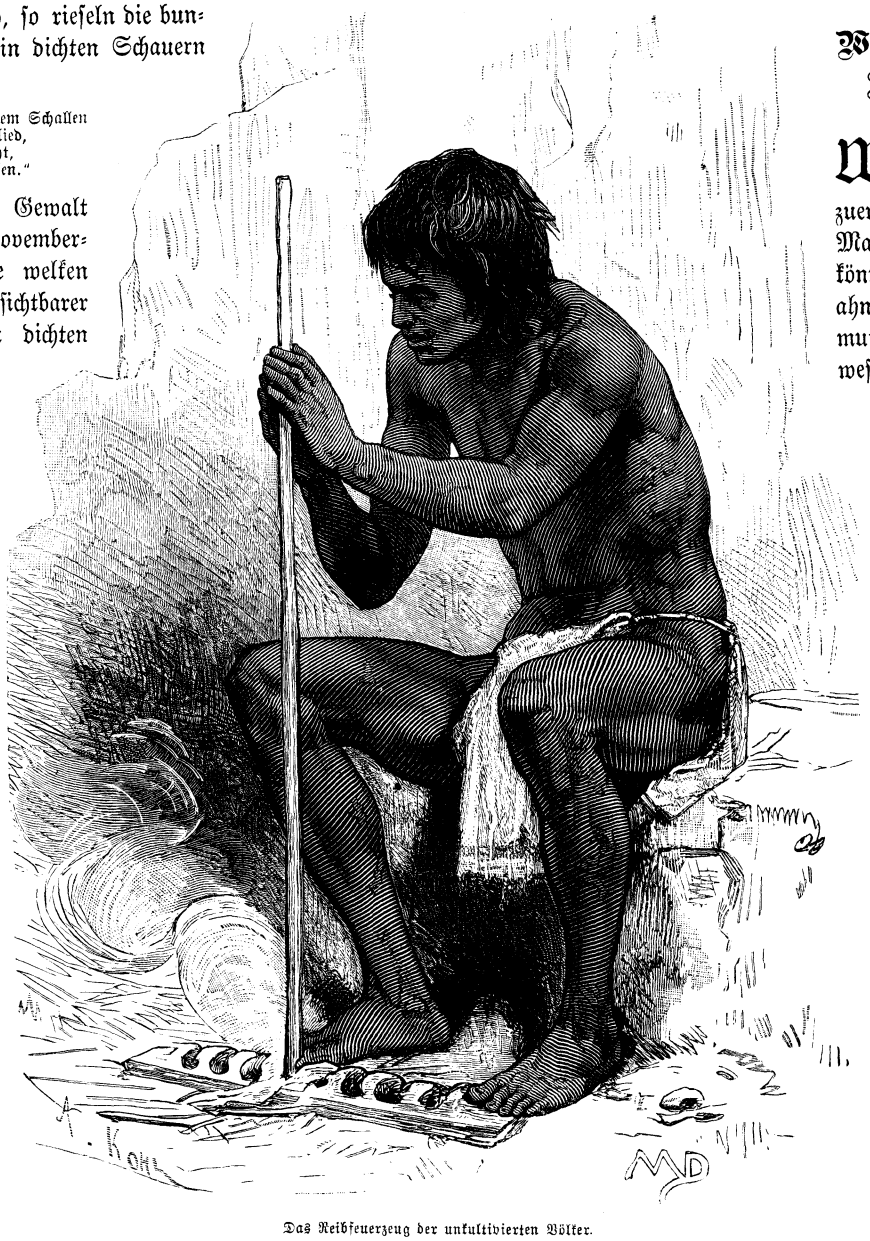
„Ich bin ein fallend Laub,
Mir geht der Tod zur Seite,
Vielleicht verwelk' ich heute,
Und morgen bin ich Staub."

Was diese Strophe ausspricht, unser menschliches Geschick, empfand schon tausend Jahre vor uns der blinde Sänger von Chios:

„Gleichwie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen:
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling.
So der Menschen Geschlecht: das wächst und jenes verschwindet."

(Homer, Ilias 6, 146—150.)

Doch lasset uns das fallende Laub des herbstlichen Waldes nicht mit allzu melancholischem Auge betrachten: schon haften neue Knospen an den kahlen Zweigen, schon ruhen tausend Keime künftigen Lebens unter der Moosdecke und dem Fallaube, und alles bereitet sich still zu einem neuen Erwachen vor. Aber vorerst gilt es zu schlafen, zu ruhen, neue Kräfte zu sammeln. Der Schnee, welcher anfangs in leichten Flöckchen, dann immer dichter herabwirbelt, füllt den ganzen Wald mit allem, was er birgt, in seine wärmende Decke, daß die tausend Lebenskeime Monate lang ungefährdet ausharren können, bis der Frühling wiederkehrt, in welchem jeder Keim und jede Knospe neu erschlossen fröhliche Ostern feiern wird.



Das Reibfeuerzeug der unkultivierten Völker.

Wie man ehedem Feuer machte.

Wann und auf welche Weise der Mensch zuerst das Feuer und seine Macht kennen gelernt hat, können wir nicht einmal ahnen. Der erste Eindruck muß ein furchtbarer gewesen sein. Leicht möglich, daß ein durch einen Blitzstrahl in Flammen gesetzter Baum ihm dieses erste Schauspiel bereitet hat. Daß der Mensch nicht alsogleich darauf kam, die bei diesem gewaltigen Naturereignisse zuletzt vorgefundenen glühenden Kohlenstücke zur Entfachung eines Herdfeuers zu benutzen, ist sehr wohl anzunehmen. Er kannte ja die vielseitige Anwendbarkeit desselben nicht und wird sich nach der ersten schmerzhaften Berührung wohl gehütet haben, diesem unheimlichen Element nahe zu kommen. Und doch wurde ihm das Feuer bald so wertvoll, wurde ihm bald viel mehr, als es uns in unsren Tagen ist. Wir haben Zeugnisse in den erst in den letzten Jahrzehnten aufgefunden Pfahlbauten, daß es dem Waldbewohner damaliger Zeiten bald das allernotwendigste Handwerkzeug wurde. Wir finden, daß man damals zu diesen Bauten ganz gewaltige Baumstämme verwendet hat. Wie haben nun jene Menschen diese mächtigen Urwaldriesen zu Fall gebracht,

wie von allen den dicken Aesten befreit, und auf die erforderlichen Längen gekürzt? Doch wohl nicht mit den in der Nähe dieser Ansiedlungen vorgefundenen Steinäxten, denn das Baummaterial bestand zumeist aus Eichenstämmen und hätte die Anwendung so unvollkommener Werkzeuge mehr als schwer, hätte sie unmöglich gemacht. Da hat denn der Mensch Feuer um die Wurzel des Stammes gelegt und dieses, nun sein mächtigster Arbeiter, warf den Baum nieder, und half noch bei der weiteren Zurichtung desselben, denn die zu langen Balken wurden einfach mit dem einen Ende in die Glut gehalten, bis sie auf das gewünschte Maß abgebrannt waren. Die in den Pfahlbauten vorgefundenen Stämme zeigen zum Teil ziemlich deutliche Spuren solcher Bearbeitung.

Und finden wir nicht ein ähnliches Verfahren noch heute bei verschiedenen am Wasser hausenden Völkern, die ihre Kähne aus rohen Baumstämmen durch Hohlbrennen herstellen?

Bevor der Bergmann noch das Schießpulver kannte, und selbst noch lange nachher, bediente er sich in den Gruben des Feuers, um das Gestein mürbe zu brennen und zur Gewinnung gefügiger zu machen.

Solche und viele andre mechanische Riesenarbeiten that das Feuer, aber woher nahm es denn der Mensch zu seinen Werken? Immer auf einen Blitzschlag zu warten, wäre etwas langweilig und unsicher gewesen. Er wird sich nach anderen Wärmequellen umgesehen haben und fand deren verschiedene. Zunächst ist ihm nicht entgangen, daß die Sonne die mächtigste von allen sei. Aber die Kraft der Sonnenstrahlen so zu steigern, um eine wirkliche Flamme zu erzeugen, das verstand er nicht und gelang erst seinen viel viel späteren Nachkommen. In der Nähe der angeblichen Urheimat der Menschheit gab und gibt es natürliche Feuer, die brennenden Erdgasquellen, die an verschiedenen Stellen im Kaukasus, auf Baku, und in Indien zu Tage treten und bis auf den heutigen Tag von der Sekte der Feueranbeter eine hohe Verehrung genießen. Aber auch diese waren auf ihren Ort beschränkt, anderwärts mußten Mittel gefunden werden, dieselben zu ersetzen. Dieses Mittel war die Reibung. Fährt man mit der Hand rasch über eine rauhe Fläche, so empfindet man in den Fingern das Gefühl der Wärme. Das wird dem Urmenschen auch bald aufgefallen sein und er wird zunächst gefunden haben, daß sich nicht nur seine Hand, sondern auch andre Körper durch Reibung erwärmen und bald ist es ihm gelungen, zwei trockene Holzstücke durch Reiben so sehr zu erhitzen, daß das trockene Gras sich daran entzündete. Nun stand es in seiner Macht, seinen dienstbaren Geist zu jeder Zeit und allerorten zu rufen. Mühsam, sehr mühsam wird dies damals noch gewesen sein, aber nach einigem Sinnen ist der Mensch wohl bald darauf gekommen, seinem Feuerzeug eine Form zu geben, die dessen Handhabung sehr erleichterte und seine Wirkung sicherer machte.

Das Feuerzeug, wie es damals entstanden sein mag, ist heute noch bei Millionen von Menschen in Gebrauch, bei den wilden Völkern aller Zonen und Erdteile. Wir sehen dessen Anwendung in unsrem Bilde. Ein Brett oder Holzklotz von Fußlänge oder etwas kleiner oder auch doppelt so groß, aus weichem Holz, hat auf seiner oberen Seite mehrere runde Vertiefungen, in welche ein bis zollstarker Stab von hartem Holz eingestemmt und gedreht werden kann. Die Löcher in dem Holzklotz werden mit leichtfangendem Zunder, vermodertem Holze oder dergleichen zum Teil angefüllt und der harte Holzstab in dieser Masse in eine rasch rotierende Bewegung gesetzt, indem er mit den Händen wie ein Quirl gedreht, und das Brett mit den Füßen festgehalten wird. Dieses Feuerzeug war nur einer Vervollkommnung fähig. Dieselbe bestand darin, daß um den Stab die Sehne eines gespannten Bogens einmal herumgewickelt und jener mit einem Stück harten Holzes in die oben erwähnten Vertiefungen des Brettes hineingestemmt und durch hin und her gehende Bewegung des Bogens in scharfe Umdrehung versetzt wurde. Die Hitze, die in dieser Weise erzeugt wurde, war eine ziemlich bedeutende und brachte den Zunder sehr bald zum Glühen.

Ein weiterer Fortschritt in der Erfindung der Feuerzeuge war erst durch das Stein- oder Pinkfeuerzeug gemacht, das schon zu Römerzeiten und bis noch vor wenigen Jahrzehnten bei allen Kulturnationen in Gebrauch war, trotzdem es kaum sehr viel vollkommener war als das eben beschriebene rohe Reibfeuerzeug. Die Grönländer verwarfen noch zu Beginn dieses Jahrhunderts die ihnen von den Walfischfängern gegebenen Steinfeuerzeuge als unpraktisch und blieben bei ihren beiden Hölzern. Das Prinzip des Pinkfeuerzeuges war dieses: Ein Stahl wurde an einem scharfkantigen harten Stein derart rasch herabgeschlagen, daß durch die schneidigen Kanten kleine Splitterchen von der Oberfläche des Stahls abgehobelt und durch die heftige Reibung im höchsten Grade erhitzt wurden. Sie fielen als weißglühende Funken auf den in einer Blechbüchse liegenden Zunder und brachten diesen zum Glimmen. An dem Zunder konnte dann ein Schwefelfaden, an diesem das Licht, oder der Spahn entzündet werden.

Die schon vorhin erwähnte Verwendung der Sonnenstrahlen zur direkten Erzeugung eines hohen Wärmegrades gelang schon merkwürdig früh den alten Thrakiern, welche aus Krystall Brenngläser, aus Bronzeerz Brennspiegel zu schleifen verstanden. Da fällt unseren Kameraden gewiß die kluge That des Archimedes ein, der die Schiffe der feindlichen, Syrakus belagernden Flotte, von den Wällen der Stadt aus mit dem Brennspiegel in Brand setzte. Zur Erzielung solcher Wirkung müssen die Instrumente wohl auch eine artige Größe gehabt haben.

Wie der Doktor Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim den Teufel angeführt hat.

Als der Doktor Paracelsus noch in Innsbruck studierte, ging er einmal an einem Sonntagmorgen im Walde spazieren und hatte allerlei Gedanken, so daß er sich ganz vergaß und immer tiefer in den Wald hinein geriet. Plötzlich stand er still, denn es kam ihm vor, als hätte ihn jemand beim Namen gerufen. Er mochte sich aber umsehen, wie er wollte, er konnte niemand erblicken. „Es sind wohl Raben in ihren Nestern, oder der Wind in den Felsklüften gewesen," dachte er, und ging weiter, bald aber hörte er wieder eine dumpfe Stimme: „Paracelsus, Paracelsus!" rufen und die Stimme schien nicht weit herzukommen. „Wer bist du?" — „Ich," antwortete es ganz nahe an seinem Ohr dumpfen Tones, „erlöse mich aus

dem verdammten Kerker!" Paracelsus erschrak und sprang einige Schritte seitwärts, bald aber faßte er wieder Mut und rief: „Wer ist der Ich?" — „Man nennt mich nur den Bösen," erwiderte die Stimme, „ich bin aber nicht so schlimm als mich die Leute machen wollen, das sollst du sehen wenn du mich befreist." — „Wie kann ich das?" fragte der Doktor. „Schau nur rechts an dem Stamm der alten Tanne hinauf, da wirst du ein rundes Zäpflein mit drei Kreuzen erblicken, dahinter bin ich eingezwängt von einem verfluchten Geisterbanner; ich kann's von innen nicht herausstoßen." — „Nun, was gibst du mir, wenn ich's herausziehe?" fragte Paracelsus. „Was verlangst du?" — „Gieb mir", sagte Paracelsus, „erstens eine Arznei, die alle Krankheiten heilt, zweitens eine Tinktur, womit ich alles, was ich will, in Gold verwandeln kann, drittens — —" — „Drei Dinge," fiel der Teufel ein, „kann ich nicht geben, die Zahl ist mir verhaßt, begnüge dich mit zweien, die sollen dir werden," — „Wer steht mir aber dafür, daß du Wort hältst?" — „Ich, so wahr ich Teufel bin," antwortete die Stimme. Paracelsus dachte, „der wird mich doch nicht gar holen für den Liebesdienst" und sagte dann laut: „Gut! Ich befreie dich, wenn ich anders das Zäpflein herausbringe." Er nahm nun sein Federmesser aus der Tasche und faßte damit das Zäpflein, das ein wenig hervorstand und brachte es endlich mit vieler Mühe heraus, dann trat er einen Schritt zurück, die Augen auf das Löchlein gerichtet und sah nun eine große, häßliche, schwarze Spinne daraus hervorkrabbeln. Die lief am Stamme hinunter auf das Moos, aber kaum berührte sie den Boden, so verschwand sie und an ihrer Stelle richtete sich, wie aus der Erde steigend, ein langer hagerer Mann vor dem Paracelsus auf, schielt ihn mit roten Augen freundlich grinsend an und schlug den roten Mantel übereinander, wahrscheinlich damit Paracelsus den schmählichen Pferdefuß, nicht sehen sollte, aber der Mantel war zu kurz und Paracelsus sah die plumpen Hufe nur zu gut und war im innersten darüber erschrocken. Das machte dem Teufel Spaß und er sagte: „Graut dir's? Fürchte dich nicht! Dich hol' ich ja nicht. Komm mit dort an den Felsen." Paracelsus wäre gerne davongelaufen und hätte ihm den Dank geschenkt, aber aus Furcht ging er doch mit. Auf dem Weg brach sich der Teufel an einem Gebüsch eine Haselrute, und als sie an den nächsten Felsen kamen der über die höchsten Tannen emporragte, so sagte der Teufel: „Warte hier, ich bin sogleich wieder da," und schlug mit der Rute an das Gestein, der Fels spaltete sich krachend in zwei Stücke und der Teufel verschwand in der Kluft. „Meinethalben komm nicht wieder," murmelte Paracelsus, aber der Rotmantel trat sogleich wieder heraus aus der Felsspalte, in jeder Hand ein Gläschen haltend, oben zugebunden wie die Arzneigläser, diese reichte er dem Paracelsus hin. „Das Gelbe da," sagte er, „ist die Goldtinktur, das Weiße die Arznei." Dann hob er die Haselrute, die er vorher auf den Boden geworfen hatte, wieder auf, schlug damit gegen das Gestein und der Fels schloß sich augenblicklich zu, als ob er wie gespalten gewesen wäre. „Geh mit nach Innsbruck", sagte der Teufel, „ich hole dort den Geisterbanner, der gewiß jetzt nicht denkt, daß ich los bin; er soll mir's büßen." So gingen nun der Rotmantel und der Doktor still nebeneinander zwischen den dunkeln Tannen fort; der Doktor aber hatte innerlich Mitleid mit dem Geisterbanner und dachte: „könnte ich ihn nur retten"! Aber den Scheelaug da zu bitten wird nichts helfen, dachte er, vorauseilen und den Geisterbanner warnen, geht auch nicht, auch weiß ich ja gar nicht einmal, wie er heißt und wo er wohnt." So ging denn Paracelsus hin- und hersinnend neben dem Pferdefüßler her und drehte dabei zwischen den Fingern das hölzerne Zäpflein, das er zum Andenken behalten wollte. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke: „Ich will probieren," sagte er still in sich hinein, „vielleicht geht's — eitel ist er gewiß — hilft's nichts, so schadet's auch nichts." Als er nun merkte, daß sie nicht weit mehr von der Tanne weg waren, worin der Teufel gesteckt hatte, fing Paracelsus an: „Der Geisterbanner muß doch ein überaus mächtiger Mann sein, daß er imstande war, Euch in ein so kleines Löchlein in die Tanne hineinzuzwängen. Wahrlich aus eigenem Willen möchtet Ihr Euch wohl schwerlich so zusammenziehen können zu einer Spinne, dazu gehört viel." „Dem Teufel ist auch viel möglich," sagte jener gereizt, „was ihr Halunken nicht begreift. Was gilt's, ich mache mich aus eigenem freien Willen wieder zur Spinne und krieche vor deinen Augen in das Löchlein hinein." — „Ich begreif's aber nicht," sagte Paracelsus mit schelmischer Gutmütigkeit, sehen möcht' ich's, ich gäbe gleich eines meiner Fläschchen für das Kunststück her." — „So schau," rief der Teufel und verschwand in demselben Moment, aber als häßliche Spinne krabbelte er wieder am Boden, lief am Stamm der Tanne hinauf und kroch ins alte Löchlein hinein. Blitzschnell hinter ihm her kam das Zäpflein von Paracelsus mit aller Gewalt nachgedrückt. „Was soll der Scherz?" rief die Spinne von innen. — „Es ist Ernst," sagte Paracelsus, und schlug mit einem Stein das Zäpflein immer tiefer hinein und kritzte mit seinem Messer drei neue Kreuze darüber, „solche Gesellen, wie du, gehören nirgends anders hin." — „Abscheulicher Undank!" rief der Gefangene und rüttelte und schüttelte wie ein Sturmwind die Tanne von der Wurzel bis zum Wipfel, daß die Zapfen haufenweise auf Paracelsus niederfielen. Aber lachend ob der ohnmächtigen Wut lief dieser fort und als er wieder aus der Dunkelheit des Waldes herauskam, in die hellen, sonnigen Wiesen, sprach er: „Ich will doch sehen, ob der Teufel mich angeführt hat," denn er hielt den Inhalt der Fläschchen für gewöhnliches Wasser. Also öffnete er das gelbe und ließ ein Tröpfchen auf seine Hand herausfallen und siehe, es wurde schon schwerer in seiner Hand und war pures Gold. Freudig erstaunt machte er das Fläschchen wieder zu, damit der Goldgeist nicht verdufte. „Das eine ist gut," sagte er, „das andre will ich dort an dem kranken Gemsenjäger probieren, der sich gestern verfallen hat;" und als er nun in die Hütte kam, und dem Mann einen Tropfen von der Arznei gab, wurde derselbe auf der Stelle gesund, daß er sogleich vom Bette aufstand. Fast wäre Paracelsus vor Freude wieder in den Wald gelaufen und hätte den Teufel losgelassen, aber er dachte doch, daß der zweite Liebesdienst ihm diesmal nicht so gut bekommen möchte, als der erste. Und die Moral, die in dieser Volkssage liegt, lieber Kamerad, merkst du die?

Ueber den sogenannten Krampf

im Wasser, welchem alljährlich viele Personen zum Opfer fallen, hat der amerikanische Arzt Dr. Roche lehrreiche Untersuchungen angestellt. Nach demselben ist bei solchen Unglücksfällen niemals Krampf im Spiel, wie auch die von ihm untersuchten Leichen plötzlich untergegangener

Schwimmer keinerlei Merkmale des Krampfes aufweisen. Das schnelle Nachlassen der Muskelkraft soll vielmehr dadurch erzeugt werden, daß Schaum oder Wasserstaub mit der Einatmung in den Kehlkopf gelangt und von den Luftwegen eingesogen wird, oder, wie es beim Volke heißt, in die „falsche Kehle" gerät, wodurch eine augenblickliche Stockung sämtlicher Atmungsorgane stattfindet. Kommt das Wasser beim Beginn einer Einatmung in die Luftröhre, wenn die Lungen ganz luftleer sind, so sinkt der Körper sofort. Geschieht dies während des Atemholens, so wird der Kampf etwas verlängert. Bemerkt man daher, daß jemand beim Baden ungewöhnliche Bewegungen mit den Armen macht, so muß sofort Hilfe geleistet werden, weil der Betreffende unter den beschriebenen Umständen keinen Hilferuf äußern kann.

Heldensinn.

(Fortsetzung.)

Petru aber fuhr fort: „Ja, als Christ, denn Asradin, so hieß der Arme, wollte in dem Glauben jener sterben, die er lieben gelernt hatte."

„Er liebte euch?" fragte Mohammed sichtlich erstaunt, und es lag etwas wie Spott in seiner Frage.

Petru aber blickte dem Frager offen ins Antlitz. „Er liebte uns," entgegnete er mit edlem Ernste, der dem Knaben wohl anstand, „er liebte uns, weil wir ihm seine Leiden linderten, und ihn wie einen Bruder behandelten, da er hilflos darniederlag.

„Ihr habt ihn wie einen Bruder behandelt, da er hilflos darniederlag?" wiederholte Mohammed, den jugendlichen Fremdling mit wachsendem Interesse anblickend, „das war recht gehandelt. Also aber war es," setzte er lebhaft hinzu, „von Hamsa, Omar-Begs Sohn, unrecht, deinen Freund, da er hilflos war, wider das bestehende Gesetz zum Gefangenen zu machen."

Mohammeds Brauen zogen sich bei den letzten Worten finster zusammen. Der Pascha blickte zum Zelteingange hin, wo sich die Falten des Vorhanges leicht bewegten.

Auch Csonga-Bey hatte dies gewahrt. „Sie sind hier," berichtete er jetzt dem Pascha.

Ein Wink desselben, und die vor dem Zelteingange Harrenden traten ein — es waren Hamsa und sein Gefangener. Hamsas Genossen aber hatten sich, schlimmes besorgend, aus dem Staube gemacht.

Auch Hamsa schien, das verriet seine Miene deutlich, nichts Gutes zu erwarten. Kannte er ja doch das Gesetz, welches die Aufrechthaltung der Waffenruhe bedingte; nur konnte er sich nicht erklären, wer ihn so rasch beim Pascha von Ofen verraten, ehe er noch Zeit gefunden hatte, den Gefangenen, den er allerdings seinem Vater heimlich zuführen wollte, in sicheren Gewahrsam zu bringen. Aber der schlaue Fuchs fand sich schnell in seine mißliche Lage. „Sieh Pascha," rief er jetzt, auf den beim Eingange des Zeltes stehenden Junker Batthyány deutend, „eine kostbare Jagdbeute, welche Hamsa, Omar-Begs Sohn, dir, Pascha Mohammed, als ein Geschenk für deine Pagenkammer zu Füßen legt."

Aber Mohammed machte durch einen strengen Wink den jungen Sprecher jetzt verstummen. Er wandte seine Blicke dem Gefangenen zu, der mit bangem Herzen der Dinge harrte, die kommen sollten, während der im Halbdunkel des Zeltes stehende Petru, der von Hamsa und Adam nicht sogleich bemerkt wurde, alle Mühe hatte, seine Freude, den Freund unversehrt wiederzusehen, zu beherrschen.

Mohammed betrachtete, wie es seine Art war, den Fremdling eine Weile schweigend und aufmerksam. Dann wandte er sein Antlitz, auf welches jetzt ein Zug unerbittlicher Strenge trat, dem jungen Hamsa zu. „Dieser also ist dein Gefangener?" fragte er, gleichzeitig auf Adam Batthyány deutend.

„Der Gefangene des Paschas von Ofen ist's," entgegnete Hamsa, den die strenge Miene Mohammeds immer zaghafter zu machen schien, mit fast widerlicher Unterwürfigkeit.

„Der Pascha von Ofen hat die gebotene Waffenruhe zu wahren," rief Mohammed dem jungen Osmanen mit erhobener Stimme zu, „aber er fordert dies auch von allen seinen Untergebenen, und straft jene streng, die dem Gebote zuwiderhandeln. Dieser Fremdling da kann unser Gefangener nicht sein."

Ein Ruf der Freude entrang sich der Brust des jungen Szapári. „Orestes, mein teuerer Orestes, verstehst du diese Worte? Du bist frei, du bist deinem treuen Pylades zurückgegeben!"

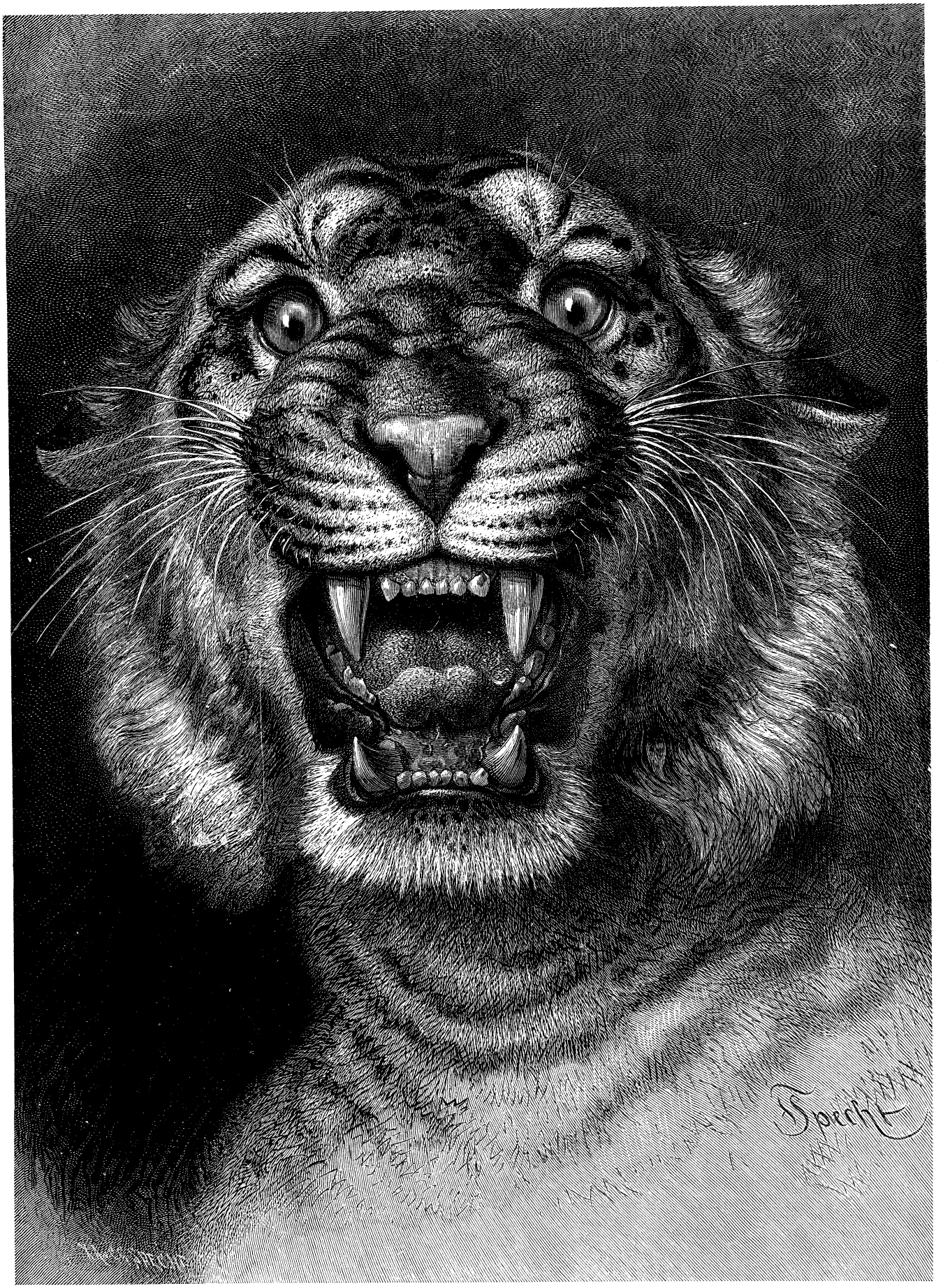
Mit diesen Worten fiel der edle Petru seinem wiedergefundenen befreiten Freunde in die Arme.

„Gütiger Gott!" rief Junker Batthyány in höchster und freudigster Ueberraschung, den Freund hier zu finden, und sogleich war es ihm klar, daß er ihm die so schnelle Rettung zu danken habe, „mein Pylades, mein Retter!" Zugleich aber tönte, wie ein greller Mißton in diese Rufe der Freude, eine häßliche Verwünschung. Sie kam von den Lippen Hamsas, welcher, Petru, der ihm kurz zuvor in der Bucht begegnet war, sofort wieder erkennend, nun wußte, wer ihn verraten habe, sowie es ihm klar war, daß Petru mit seinem Boot, von den hochgehenden Wellen der Donau getragen, schneller sein Ziel erreicht habe, als Hamsa und dessen Genossen. Nun löste sich auch das Rätsel, welches sich Hamsa früher nicht zu erklären vermocht hatte, wie es kam, daß ihm ein berittener Diener des Paschas entgegensprengte, als wäre dieser von dem Geschehenen bereits unterrichtet worden.

Bald war jedem alles klar, wie es gekommen war, und die Gefühle eines jeden waren gar verschiedener Art.

Auch das Innere des Paschas mochte von verschiedenen Gefühlen ergriffen sein. Ein leises Lächeln umspielte seine Lippen, als er die beiden Freunde anblickte. „Orest und Pylades," sagte er mit fast weicher Stimme, „der Pascha von Buda will heute noch auf der nahen Feste seinen Freunden von euch, dem treuesten Freundespaare, erzählen. — Orest und Pylades," wiederholte der Pascha im gleichen Tone, „kehrt zu den euren zurück. Allah schirme euch!"

Aber wie wenn die dunkle Wolke sich vor die Sonne stellt, so zogen tiefe Schatten jetzt auf der Stirn des Paschas herauf; sein Blick glitt auf Hamsa: „Elender Heuchler!" zürnte der türkische Be-



Kopf eines Königstigers.

fehlshaber, „geh mir aus den Augen mit deinem Faungesicht. Zwanzig Sohlenhiebe seien für deinen Ungehorsam deine und deiner Mitschuldigen Strafe. Pascha Mohammed ist gerecht und straft, wie es die Pflicht gebeut, gleich hart den Sklaven wie des Reichen Sohn.“

Hamsa wollte sich dem Pascha zu Füßen werfen und um Gnade flehen. Aber dieser wehrte es strenge, und zog sich jetzt, alle Anwesenden mit einer raschen Handbewegung entlassend, tiefer in den Schatten des Zeltes zurück.

Wohl war die Strafe, die Pascha Mohammed über den unbesonnenen Hamsa verhing, eine harte und demütigende, allein noch bitterer war es für den ehrsüchtigen, hochfahrenden Jungen, sich fürder dem Gespötte seiner Genossen ausgesetzt zu sehen, indem er, während die treuen Freunde Petru und Adam im Freundeskreise sowie im Feindeslager künftighin Orestes nnd Pylades genannt wurden, den Beinamen Faungesicht für lange Zeit behielt.

II.

Eisenmann und Blutmann.

Das Jahr 1683 war vorüber. Die Reichshauptstadt Wien war von den Türken befreit, das Kreuz hatte über den Halbmond einen herrlichen Sieg errungen.

Während dieser denkwürdigen Belagerung Wiens waren die Türken auch in den Kämpfen an der steirisch-kroatischen Grenze von den christlichen Streitern mit Glück und Tapferkeit zurückgeworfen worden, so daß sie sich am Ende dieses Feldzuges im Jahre 1683, welchen sie anfangs mit so großen Hoffnungen begonnen hatten, im entschiedenen Nachteile befanden.

Der überaus glückliche Erfolg der kaiserlichen Waffen führte denselben im Jahre 1684 einen neuen wohlgerüsteten Bundesgenossen in der damals so mächtigen Republik Venedig zu.

Fest entschlossen, nach dem Entsatze Wiens nun auch die Hauptstadt des Magyarenlandes von der türkischen Zwingherrschaft frei zu machen, rückte der tapfere Herzog Karl von Lothringen ungesäumt nach Ungarn. Visegrád wurde genommen, bei Waizen wurde eine starke türkische Heeresabteilung geschlagen, bald wurde auch Pest, welches die fliehenden Türken in Brand steckten, genommen und nun ging das kaiserliche Heer zwischen Waizen und Pest über die Donau, um die Festung Ofen einzunehmen.

Am Jahrestage der Belagerung Wiens durch die Türken stand Herzog Karl von Lothringen vor den Mauern von Ofen.

Am 22. Juli kam es dort zur großen Schlacht. Die Türken hatten sich auf der Anhöhe zwischen Hansabeg und Ertsin gelagert.

Mit Löwenmut warfen sich ihnen die Kaiserlichen entgegen.

Da war es insbesondere ein jugendkräftiger kaiserlicher Offizier, welcher sich mit wahrem Löwenmute in den Kampf stürzte, und seinen Soldaten durch Wort und Beispiel voranging. Wo seine Faust dreinschlug traf sie sicher. Wie Spreu fielen die wilden Turbanträger vor den Säbelhieben des Helden, welchem seine Kampfgenossen ob seiner wahrhaft eisernen Faust den Beinamen Eisenmann gegeben hatten.

Da stand nun dieser Eisenmann wieder mit hocherhobenem Schwerte an der Spitze seiner Mitkämpfer.

Ihm gegenüber trat jetzt ein nicht minder stattlicher und kampflustiger Turbanträger und schwang den Krummsäbel hoch in der Luft, zum Zeichen, daß er den Kampf mit diesem bis jetzt unbesiegbaren Eisenmanne aufnehmen wolle. Der Hohn in seinen unschönen Zügen schien zu künden, daß er nicht einen Augenblick zweifelte, in diesem Zweikampfe als Sieger hervorzugehen. Nicht umsonst gaben ihm ja seine Kampfgenossen den Namen Blutmann, denn wo er dreinschlug, floß das Blut unter seinen gewaltigen Säbelhieben wahrlich in Strömen. Auch seine Kleidung stimmte mit dieser Benennung vollkommen überein. Er trug über dem scharlachroten Schakschir (Pantalons) ein gleichfärbiges Cannys (Hemd). Auch Entari (Weste) und Kaftan (Oberkleid) waren blutrot und selbst der weiße Tulbent (Turban) war mit einer roten Schnur umwunden, in der That eine seinem Namen entsprechende Bekleidung.

So standen sich also Eisenmann und Blutmann gegenüber. Aus dem Antlitze des ersteren leuchtete das Feuer der Begeisterung für seine heilige Sache, dem Kreuze zum Siege über den Halbmond zu verhelfen; aus den Zügen des andern sah jener fanatische Haß, den die Söhne Mohammeds den Christen entgegenbrachten.

Die Klingen ihrer Waffen fuhren ineinander; neben ihnen flogen die Kugeln wie Feuerballen hin und her. Es zog sich allmählich ein Kreis um die beiden Kämpfenden, Säbel und Kolben, Streitäxte und Picken, Morgensterne und Dolche, funkelten in der Glut der Abendsonne, und wie eine blutige Riesenhand flatterte jetzt zwischen dem Waffenknäuel, vom Winde erfaßt eine rote Fahne empor.

Schon hatten die klaren braunen Augen des Eisenmannes dieses türkische Feldzeichen gewahrt. Wie ein Blitz schoß es durch sein Gehirn: diese türkische Fahne mußte sein werden. Er drängte sich vor und verlor sich im Waffengewirr, so daß ihn der gierige Blutmann, von christlichen Streitern bedroht, für eine Zeitlang aus den Augen verlor.

Aber ein paar Minuten später tauchte wieder die Heldengestalt des Eisenmannes vor seinen Blicken auf und hoch schwang die eiserne Faust die prächtige türkische Standarte in der Luft.

„Die Fahne Mustafa Paschas!“ scholl es durcheinander von Freund und Feind, Freudengeschrei erscholl auf der einen Seite, Verwünschungen wurden auf der andern laut. „Hoch Peter Szapári!“ ertönte es auf der Seite der Kaiserlichen, und „Tod dem Eisenmann!“ von den Lippen der Osmanen.

Peter Szapárai! Der Blutmann hatte diesen Ruf vernommen. Das Blut brannte in seinen Adern. „Peter Szapári!“ knirschte er, und seine Blicke flogen wie giftige Pfeile auf den Helden hin.

Der tapfere Eisenmann aber, in der That Peter Szapári, drückte jetzt die Siegestrophäe, die acht Ellen lange Standarte des türkischen Seraskiers Mustafa Pascha*) in die Hand seines neben ihm kämpfenden Freundes, des nicht minder mutbeseelten Grafen Adam Batthyány, und stürmte von neuem in den Knäuel der Muselmänner, keine Gefahr achtend, um, ehe der Abend sank, noch andre solcher Siegeszeichen als Beweis seines Mutes in das Lager des Herzogs von Lothringen bringen zu können.

Aber während der treue Pylades diese prächtige, in der Mitte blutrote Siegestrophäe nicht ohne große Gefahr in Sicherheit brachte, stürzte sich jetzt, wie ein Tiger, der Blutmann auf den jungen Helden, den Eisenmann Peter Szapári,

*) Diese Haupttrophäe des gewaltigen Kampfes wurde nach Wien gebracht, wo sie noch heute im Zeughause als ein kostbares Erinnerungszeichen an die Belagerung von Ofen im Jahre 1684 aufbewahrt wird.

um mit ihm neuerdings den Kampf aufzunehmen.

Es war ein heißes Ringen. Szapáris Blut begann bei den erbitterten Angriffen seines wütenden Gegners zu kochen; es wurde ihm eine schwere Arbeit, sich der feindlichen Waffe zu erwehren. Im Eifer des Gefechtes gewahrte Szapári kaum, daß er von dem gefährlichen Gegner geschickt immer mehr aus dem Kreise seiner Mitkämpfer entfernt wurde und auf die feindliche Seite geriet, bis er plötzlich von ein paar kräftigen Fäusten erfaßt, seiner Waffe beraubt wurde, während die weithin hallenden Jubelrufe der Türken erschallten: „Der Eisenmann ist der Gefangene des Blutmannes Hamsa-Bey!"

Szapári blickte, wie vom Blitze getroffen, auf seinen wütenden Gegner. „Hamsa-Bey!" entfuhr es seinen erbleichenden Lippen.

Sie hatten sich beide jetzt wieder erkannt. Ja, sie waren es, Szapári und Hamsa-Bey, die sich als Jünglinge schon entgegengestanden waren, und die sich nun als Kämpfer für ihre Sache auf dem Schlachtfelde wieder begegneten. . . .

Und als sich die Nacht herabsenkte und die Waffen ruhten, da ließ der Blutmann Hamsa-Bey den gefangenen, gefesselten Eisenmann, den er haßte, weil er durch ihn schon in seiner Jugend gedehmütigt worden war, und noch bitterer haßte, je mehr mutige Thaten desselben zu seinen Ohren drangen, vor sich führen.

Mit teuflischer Schadenfreude sah er jetzt den schmucken „Pylades", die eiserne Faust mit eisernen Banden gefesselt, wehrlos und finster vor sich stehen.

„Petru Szapári," höhnte der Türke, „kennst du mich? Du redest ja meine Sprache. Hamsa-Bey erinnert sich gar wohl daran. Da wirst du ihn nun auch verstehen, daß du von ihm keine Gnade zu hoffen hast, daß deine Freiheit für immer verwirkt und dein Leben in seiner Hand ist?"

„Ich verstehe dich," entgegnete Szapári mit dumpfer Stimme, und er richtete sein schönes Haupt würdevoll empor. Im nächsten Augenblicke aber durchzuckte bitteres Weh seine Seele. Der Gedanke an seine fernen Lieben, an Weib und Kind, die er nie wieder sehen, nie wieder umarmen sollte, erfaßte sein Herz mit jähem Schmerz, und seine Blicke flogen mit unnennbarer Sehnsucht nach jener Gegend, in der seine Heimat und alles ihm Teuere war.

Hamsa-Bey verstand diesen Blick. Häßliche Schadenfreude drückte sich in seinen Zügen aus. Die Rache war ihm süß. „Nun, schmucker Pylades — tapferer Eisenmann!" höhnte er, „nun magst du deine Kraft vor dem Pfluge beweisen, und deinem Gebieter, dem Hamsa-Bey, fortan den Acker bestellen."

Vor den Pflug! Peter Szapári zuckte zusammen. Aber nur wenige Sekunden ergriff qualvolles Bangen sein Herz, schon hob er das Haupt wieder stolz empor. „Ich bin ein Christ, Hamsa-Bey," erwiderte er, „und deine Rache, die deinem hochmütigen Herzen entspringt, wird mich nicht zur Verzweiflung treiben. Den kleinen Pylades, der einst seinen Freund befreite, verfolgst du ganz ungerecht, er that dir nichts; der Eisenmann kämpfte für Glauben und Vaterland, und that, was auch du thatest. Aber wenn Gott will, so kann er die Fesseln sprengen, die du mir angelegt hast, und mir statt des Pfluges wieder das Schwert in die Hand drücken!"

Ohne das Hohngelächter seines Verfolgers zu beachten, mit stolz erhobenem Haupte, auch im Unglücke ein Held, ließ sich Szapari jetzt auf den Wink Hamsa-Beys abführen.

Und er mußte jetzt in der That schwere Erdarbeiten verrichten; ohne Murren unterzog er sich denselben. Aber wenn auch der edle Ungar in diesen Stunden der Erniedrigung einen wahren Heldensinn bethätigte, so kamen doch wieder Augenblicke über ihn, in denen sein bewundernswerter Mut zu sinken begann, in denen das Herz des Gefangenen von einer verzehrenden Sehnsucht nach seiner Heimat, seinen Lieben und einem schier unbezähmbaren Drange für das Vaterland zu kämpfen, erfaßt wurde. Da bäumte sich der Stolz des Ungars auf, dessen starker Arm in Ketten geschlagen, oder gezwungen war, des Feindes Pflug zu ziehen.

Nimmermehr hätte Peter Szapári vor Hamsa-Bey um Gnade gefleht. Aber der Gedanke stieg in seinem Innern auf: Mohammed, der Pascha von Ofen, war edleren Sinnes als Hamsa-Bey; er hatte doch vor Jahren dem jungen Pylades zum Rechte verholfen, gewiß würde er auch an dem Eisenmanne nicht unedel handeln, um ihm eine ritterliche Gefangenschaft zu teil werden zu lassen. Von froher Hoffnung beseelt, beschloß Szapári, sich dem Pascha zu nahen — aber in derselben Stunde, in welcher Szapári diesen Entschluß faßte, sollte das Hoffnungsgebäude wieder in Trümmer sinken. Als der kampffertige Pascha Mohammed nämlich bei der fortdauernden Belagerung die Minengräber selbst einübte, geschah es, daß er einen Kugelschuß in die Hand erhielt; diese Verwundung beirrte ihn nicht, er zog sich nicht zurück. Er sollte seine Verwegenheit jedoch noch schwerer büßen. Eine platzende Bombe zerriß ihm den Unterleib. Sterbend berief er seine Offiziere, ermahnte sie zum tapferen Widerstande und ernannte seinen Nachfolger Ibrahim.

Peter Szapári hatte also keine Gnade zu hoffen; er blieb in der Gewalt seines erbitterten Gegners, von welchem er nie Erbarmen zu gewärtigen hatte. . . .

III.

Freundesdank.

Groß war die Bestürzung in den Reihen der christlichen Streiter, als die Gefangennahme Peter Szapáris bekannt wurde. Niemand aber ging diese Kunde tiefer zu Herzen, als seinem treuen Freunde Batthyány.

Bekanntlich wurde die damals erfolglose Belagerung Ofens aufgegeben. Krankheiten, welche in den Reihen der kaiserlichen Truppen einrissen, zwangen die christlichen Streiter, ihre weiteren Angriffe auf die Festung einzustellen.

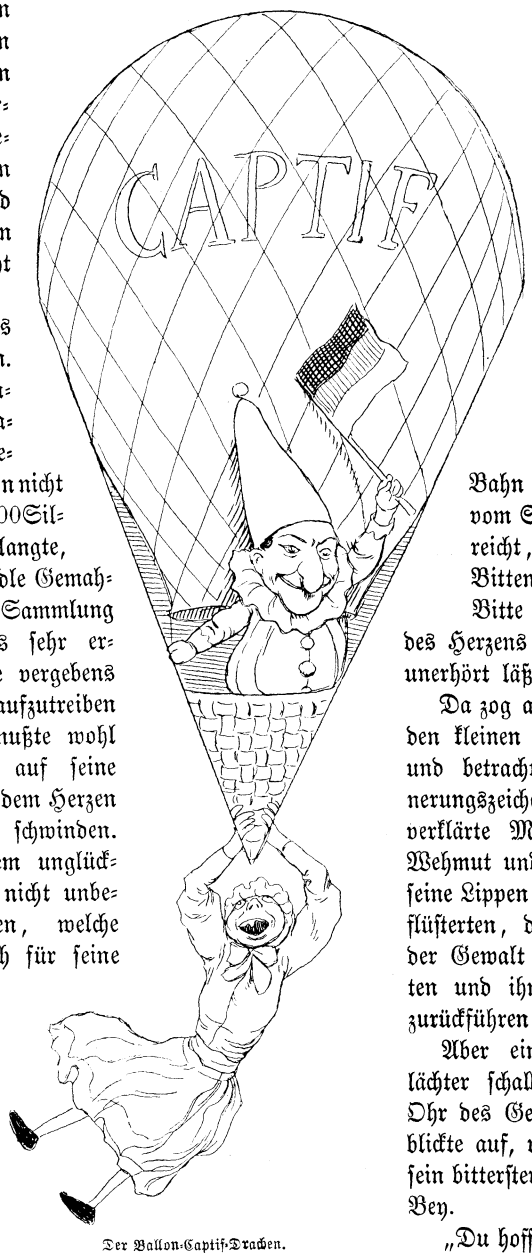
Niemand beklagte dies schmerzlicher als Adam Batthyány, denn sein Herz brannte vor Begierde, den geraubten Freund zu rächen, dessen trauriges Schicksal ja bald im Lager der Kaiserlichen bekannt geworden war.

Peter Szapári, der edle Ungarheld, vor den Pflug gespannt! In den Händen seines ungerechten Verfolgers Hasam-Beys, des grausamsten aller türkischen Befehlshaber! Batthyány warf sich allnächtlich in wildem Schmerze auf seinem Lager hin und her, und fand keinen Schlummer. Er erinnerte sich jener Stunde, in der ihn Szapári, sein treuer Pylades, aus den Händen dieses Hamsa-Bey befreit hatte, und brannte vor Begierde, nun ein Gleiches zu wagen. Was der Knabe Szapári damals gewagt hatte, konnte der Mann Batthyány heute um so viel eher wagen.

Es hätte nicht erst der Bitten Szapáris junger Gemahlin, des Anblickes seines Söhnleins bedurft, Batthyánys Herz zu bewegen, die Befreiung des

Freundes zu versuchen, es sprach ja selbst so sehr dafür, und fand nicht eher Ruhe, bis das edle, aber sehr gewagte Vorhaben ausgeführt sein würde.

Wie die Landesgeschichte Ungarns erzählt, wurden von den Landsleuten des gefangenen Szapári wiederholte Versuche gemacht, denselben auszulösen, und dem goldgierigen Hamsa-Bey nicht unbedeutende Summen als Lösegeld geboten. Da aber Hamsa-Bey den für die damalige Zeit ungeheuren Betrag von nicht weniger als 30000 Silbergulden verlangte, und Szapáris edle Gemahlin durch eine Sammlung in dem bereits sehr erschöpften Lande vergebens diese Summe aufzutreiben bemüht war, mußte wohl jede Hoffnung auf seine Befreiung aus dem Herzen seiner Freunde schwinden.



Der Ballon-Captif-Drachen.

Es war dem unglücklichen Szapári nicht unbekannt geblieben, welche Mühe man sich für seine Befreiung gab, ebenso wie den Seinen durch Kundschafter der Aufenthalt gar wohl bekannt geworden war.

Mehrere Monate waren vergangen. Da stand Peter Szapári eines Abends nach mühevollem Tagewerk, während noch der Schweiß auf seiner Stirne perlte, vor einem elenden Zelte, wo er des Nachts notdürftig gegen Kälte und Regen Schutz fand, und gedachte seiner Lieben. Seine Phantasie führte ihn immer weiter zurück in die Zeit der ersten Jugend, und er erinnerte sich jetzt an einen heiteren Abend, an dem ihm sein Vater ein zierlich Spielzeug um die Lende hing. Es war ein kleines Schwert. „Lern' es gut führen," hatte der Vater damals gesagt, „sei tapfer und bewahr' dir Thatkraft und Mut — und den frommen Glauben an die göttliche Vorsehung," hatte die Mutter hinzugefügt, und ihm ein kleines Kreuz aus ciseliertem Silber auf die Brust gelegt, und siehe — jetzt griff seine leise zitternde Hand nach diesem kleinen Talisman, den er seit seiner Kindheit am Herzen sorgsam aufbewahrte.

Das kleine Kreuz mahnte ihn jetzt seine Sinne zu dem zu wenden, der die Gestirne in ihrer Bahn hält, dessen Hand vom Stern zum Sterne reicht, und der den Bittenden, wenn die Bitte so recht der Tiefe des Herzens entspringt, nicht unerhört läßt.

Da zog also Peter Szapári den kleinen Talisman hervor und betrachtete dieses Erinnerungszeichen an seine bereits verklärte Mutter mit stiller Wehmut und Inbrunst, wobei seine Lippen ein heißes Gebet flüsterten, daß Gott ihn aus der Gewalt der Feinde erretten und ihn zu den Seinen zurückführen möge.

Aber ein höhnisches Gelächter schallte jetzt an das Ohr des Gefangenen. Dieser blickte auf, und vor ihm stand sein bitterster Feind — Hamsa-Bey.

„Du hoffst vergebens!" rief dieser dem Unglücklichen zu, „der Gott, den du anbetest, kann nimmer die Ketten sprengen, die dir Hamsa-Bey angelegt hat."

Peter Szapári aber schüttelte sein edelschönes Haupt. „Wenn der Christengott will," sagte er, und ein Gefühl hoher Zuversichtlichkeit auf die Macht und Güte Gottes, erfaßte jetzt, wie ein plötzlich hervorbrechender Sonnenstrahl, sein Herz, „wenn der Christengott will, kann er mich noch heute aus deiner Hand frei geben, und wenn der Christengott will, kann er, so wie ich jetzt dein Gefangener bin, dich, Hamsa-Bey, zu meinem Gefangenen machen."

„Frecher Sklave!" knirschte, ob dieser unerschrockenen Rede, Hamsa-Bey, mit vor Wut gerötetem Antlitze, während seine Hand nach dem Dolche griff, der aus seinem scharlachroten Gürtel hervorblitzte. „Diese Rede sollst du büßen!"

In diesem Augenblicke aber wurde Pferdegetrappel vernehmbar. Verworrene Stimmen schallten vom Hag herüber und bald darauf vernahm das lauschende Ohr des Wütenden heftiges Waffengeklirr. Er stieß noch einen türkischen Fluch aus, und ohne den seiner Wut so glücklich Entronnenen eines weiteren Blickes zu würdigen, stürmte er hinaus, und kam eben dazu, wie eine Abteilung ungarischer Reiter auf seine Wachsoldaten, die unfern von hier ihr Zeltlager hatten, losprengten. Das war ein ebenso unerwarteter als kühner Ueberfall, den diese stattlichen ungarischen Reiter just auf Hamsa-Beys Bereich abgesehen hatten.

Dieser die Gefahr, in der er sich befand, sofort erkennend, zog es vor, da er nicht gerüstet war, sich in Sicherheit zu bringen, während zwischen seinen Soldaten und den ungarischen Reitern ein kurzes, aber heftiges Gefecht entbrannte.

Es galt hier nicht zu plündern; nicht nach Feindesblut lechzten diese edlen Magyaren, die Blicke ihres Anführers suchten nach einem andren Ziele, und als sie das Gesuchte erspäht hatten, schallte der freudige Ruf von seinen Lippen: „Gerettet! Teurer Freund, Petru Szapári, du bist gerettet!"

(Schluß folgt.)

Neues vom Drachensport.

(Schluß.)

In dieser Weise wurde von den vereinigten Kräften — „Fan-tau und Compagnie", scherzte Herr Merker — zunächst ein Gestell hergerichtet, welches in rohem Umriß die Figur eines Fisches zeigte (siehe das Gestell). Aber Fan-tau gefiel sich darin, aus diesem Gestell nicht den naheliegenden Fisch, sondern einen kreuzfidelen Maikäfer zu schaffen. Nachdem er nämlich das Gerüst mit haltbarem, weißem Zeichenpapier beklebt hatte, oder vielmehr durch die Hände seiner jungen Gehilfen hatte bekleben lassen, zeichnete er mit einem derben

Zimmermannsbleistift die Kopf-, Flügel- und Fußlinien eines riesigen Maikäfers hinein und überließ dann die naturgetreue Bemalung seinen Schülern. Hei, wie flogen da die kräftigen Pinsel über das Papier hin! Der Sextaner Ludwig Pieper malte mit Schwarz den Kopf, die zackigen Beine, die Bauchringel, den Steiß und das kleine dreieckige Schildchen zwischen den Flügeldecken. Als das Schwarz gut getrocknet war, kam der Quartaner Malchus Klappheck mit einem Pinsel voll rötlicher Farbe, und tuschte das eigentliche Nackenschild an: „Denn unser Käfer soll ein vornehmes Rotnäckchen werden!" Hier tanzte der kindliche Herr Fan-tau vor Plaisir auf einem Bein und stieß den Freudenruf hervor: „Malchus, Melchior, Melchisedek!" Nachdem auch das Rot getrocknet war, nahte sich der Untertertianer Anton Haverkamp mit einem Töpfchen voll brauner Farbe und bepinselte die Flügeldecken. Sobald sich auch hier der Prozeß des Trocknens vollzogen hatte, nahte sich der Obertertianer Christoph Buschmann und tuschte mit ganz verwässerter chinesischer Tusche die hervorstehenden Gazeflügel leicht hellgrau, mit kräftigeren Aderstrichen, während der Untersekundaner Hermann Möllenbeck mit dem Ausruf: „Finis coronat opus!" dem Maikäfer zwei braune Fühlhörner aus steifem Kartonpapier geschnitten, an den Kopf klebte. Der fertige Käfer war wirklich ein „netter Käfer", und nachdem er nach deutscher Drachenart seinen Schweif erhalten hatte, stieg er auch nett in die Lüfte, was natürlich mit vielem Hallo und Hurra von seiten der ganzen Gesellschaft begleitet wurde — bis der Sextaner Ludwig Piepers um Silentium bat, und das wunderschöne Lied anstimmte:

„Maikäfer, fliege!
Dein Vater ist im Kriege;
Deine Mutter ist in Pommerland;
Pommerland ist abgebrannt;
Maikäfer fliege!"

Nach dem System des Fischgerüstes wurde auch der Tante-Lotte-Drachen hergerichtet, indem man auf das weiße Papier in Grün und Rot und Gelb und Himmelblau die Figur einer alten freundlichen Dame malte. Derselben schien es jedoch in den höheren, kälteren Luftregionen durchaus nicht zu gefallen; sie mochte Rheuma oder Zahnweh, oder beides zusammen fürchten — und stürzte sich in heller Verzweiflung plötzlich kopfüber zur Erde. Aber „Jugend hat keine Tugend": Tante Lotte mußte wieder hinauf in die zugigen Lüfte, nachdem man ihr eine längere und stärkere Schleppe vulgo Schweif, gegeben hatte, und jetzt ging es, mußte es gehen, noblentz koblentz, wie Herr Fan-tau sich auszudrücken beliebte.

An einem nächsten der Tage unterwies der freundliche Chinese seine jungen Freunde in der Anfertigung eines Frauendrachengerüstes (siehe das Gestell). Mehrere gerade Haselruten, ein gebogenes spanisches Rohr, ein runder Drahtreif und verschiedene Bindfäden gaben das Material auch zu diesem Gerüste her, das keine nennenswerten Schwierigkeiten bot, aber doch recht kunstvoll aussah. Ein besonderes Augenmerk hatte man auf jene Stellen im Mittelpunkte gerichtet, wo die Stäbe sich kreuzten oder berührten: hier hatte man durch kreuzweise Umwickelungen mit biegsamem Draht das Gerüst besonders gefestigt. Die Bemalung des aufgeklebten Papiers übernahmen auf ihren speziellen Wunsch die beiden ältesten Gymnasiasten; sie flüsterten und kicherten gar viel bei der Arbeit, und als die weibliche Figur endlich fertig war, riefen alle Zuschauer: „Das ist Trinchen Schmalzapfel, die Tochter des Schulzen, die in der noblen Pension zu Brüssel war, und als hochfeine Dame zurückkehrte!" Trinchen Schmalzapfel mußte es sichgefallen lassen, in effigie ins Reich der Lüfte emporzugaukeln. „Sie will ja immer oben hinaus!" lachte ihr eigener Vater, der Schulze Schmalzapfel, mit gutem Humor, während Trinchen selbst das Näschen rümpfte, um fortan die „dummen Pennäler" mit stummer Verachtung zu strafen.

Hans-Huckebein-Drachen.

Sonstige Arten von Gestellen, die der chinesische Lehrmeister herzurichten lehrte, waren das Fledermausdrachen-Gestell (sieh die Figur) und das Schmetterlingsdrachen-Gestell (sieh die Figur). In das letztgenannte malten die Gymnasiasten, durch den Trinchen-Schmalzapfel-Erfolg kühn gemacht, das Bild eines Handwerksburschen, der fechtend ganz Dudenrode durchstreifte und durch seine drolligen Redensarten alles entzückt hatte.

Aber auch dem schlichten, altehrwürdigen, herzförmigen Drachen wußten „Fan-tau und Compagnie" durch originelle Bemalung neue Reize zu verleihen. So gingen denn aus dem Atelier im „Weißen Hahn": ein Bajazzodrachen, ein Hans-Huckebeindrachen, ein Ballon-Captifdrachen hervor, leuchtend in gutem Witz, prunkend in guten Farben, und — nach Anfügung tüchtiger Schweife — auch steigfähig, was doch eigentlich die Hauptsache war.

„Die großen Leute," sagte der kleine Malchus Melchior Melchisedek einmal nicht ohne Witz, „freuen sich, wenn ihre Papiere an der Börse recht hoch steigen, wer will da etwas dagegen haben, daß wir kleinen Leute uns freuen, wenn unsre Papiere auch einmal recht hoch steigen?"

Noch etwas Neues wußte Herr Fantau den Drachen seiner Schüler zu verleihen. „Bei uns in China," sagte er, „sind im Mittelpunkt jedes Drachens vier bis fünf Metall- oder Darmsaiten nach dem Prinzip der Aeolsharfe angebracht, so daß während seines Umherfliegens leise Musiktöne hörbar werden. Ueber den Ursprung dieser Anwendungsart von tönenden Saiten geht bei uns folgende Sage: Unter Kaiser Lan-pong, dem Begründer der Dynastie Hon, beschloß ein dem gestürzten Regenten besonders ergebener General, einen letzten Versuch zu machen, den Usurpator Lang-pong zu vertreiben. In der Schlacht, zu der es kam, wurden die Truppen des treuen Generals umzingelt, und gänzliche Vernichtung drohte ihnen. In seiner Verzweiflung kam der General auf den Gedanken, solche ‚Papierdrachen' mit

Aeolssaiten zu versehen und des Nachts, da alles finster und still war, steigen zu lassen. Der Wind war günstig, so daß die Truppen Lan-pongs in der Luft Töne zu hören glaubten, die wie ‚fu-hon, fu-hon!‘ (d. h. hütet euch vor Hon!) klangen. In der Meinung, ihre Schutzgeister ließen ihnen eine Warnung zukommen, ergriffen sie die Flucht, auf der sie von der glücklich befreiten Armee des Generals verfolgt wurden.“

Der Bajazzo-Drachen.

Die jungen Zuhörer machten, sich diese Erzählung ihres Lehrers zu Nutzen, und bald tönten vier der Drachen mit Aeolssaiten.

Am Schluß der Herbstferien gab der kindlichgute Herr Fan-tau seinen jungen Freunden ein großes Fest auf der Heide, mit glänzender Bewirtung, Dorfmusik und — Steigenlassen sämtlicher Drachen! Acht Stück standen zu gleicher Zeit am blaßblauen Herbsthimmel — nein, so was hatte Dudenrode noch niemals erlebt, seitdem es am Rande der münsterländischen Heide lag!

Am folgenden Tage verließen die Herren Fan-tau und Merker das Dörfchen, um nach dem fernen Osten zurückzukehren; die jungen Gymnasiasten aber suchten wieder die furchtbar zerschnittenen und tintenbeklecksten Bänke ihrer Alma mater auf. Dudenrode versank in Schweigen, Stille und die Nebel des Herbstes. Aber noch heute lebt bei allen Beteiligten die Erinnerung an die „schönen Drachentage von Dudenrode“ im Herzen fort.

Stangenreißen.

Vor Beginn des Spieles wird die Gesellschaft von Knaben in zwei Hälften geteilt. Jede Partei bildet hierauf die Kette oder Stange in der Weise, daß einer hinter dem andern stehend den Vordermann mit beiden Armen um die Brust faßt. Voran stellt sich der Stärkste und Größte, und in der beschriebenen Umarmung begibt sich die Stange bis an die bezeichnete Grenze und sobald beide Vordermänner der zwei Stangen sich die Hände reichen können, geht der Reißkampf los. Wichtig ist nun das Zusammenhalten der Stangen bei dem kräftigen Rücken und Reißen. Denn wenn einer losläßt und die Stange zerbricht, so trennen sich rasch die Glieder der andren Stange, um das abgebrochene Stück, wenn es bis auf ihr Gebiet gezogen wurde, gefangen zu nehmen. Die Losgerissenen suchen jedoch hurtig zu entfliehen oder werden von ihren Kameraden zurückgerissen und die Stange schnell wieder zusammengesetzt. Die Gefangenen bleiben im feindlichen Lager. Der Kampf währt so lange fort, bis eine andre Stange ganz aufgenommen ist, oder wenn dies zu lange dauert oder überhaupt kaum vorauszusehen ist, gebietet endlich die allgemeine Ermüdung, aufzuhören.

Das Telephon als Wetterprophet.

Wenn man in einer Entfernung von 7—8 m zwei Eisenstangen befestigt, welche durch einen von Kautschuk oder Guttapercha umhüllten Kupferdraht mit einem Telephon verbunden werden, so wird man von dem Herannahen eines Sturmes mindestens 12 Stunden vorher durch ein dumpfes Geräusch im Telephon benachrichtigt. Kommt der Sturm näher, so hört man ein Geräusch wie Hagelschlag gegen Fensterscheiben; jeder Blitz macht einen Ton in dem Telephon als wenn ein Stein gegen die Membrane geworfen würde. Die atmosphärischen Veränderungen verursachen ganz charakteristische Geräusche, die ein geübtes Ohr leicht erkennt.

Rätselfrage.

Auf der Berliner Stadtbahn fährt alle 10 Minuten ein Zug in derselben Richtung. Die Fahrt vom Schlesischen Bahnhof nach dem Bahnhof Westend dauert 35 Minuten, die Fahrt von dem Bahnhof Westend nach dem Schlesischen Bahnhof 36 Minuten. In jeder vollen Stunde (8 Uhr, 9 Uhr ꝛc.) geht ein Zug von jedem der genannten Bahnhöfe nach dem andern ab.

Wie vielen Stadtbahnzügen begegnet jemand, der 10 Uhr 40 Minuten vom Schlesischen Bahnhof abfährt und 11 Uhr 45 Minuten auf dem Bahnhof Westend eintrifft?

Auflösung der Ergänzungsaufgabe in Nr. 49.

„Der Kampf mit dem Drachen.“

Drost	Estrich	Recke	Krippe	Agram
Most	Prosa	Funke	Mast	Isokrates
Trichter	Dotter	Ewald	Meile	Darius
Reis	Arad	Celle	Heller	Elias
		Neid		

Auflösung der Rechenaufgabe in Nr. 49.

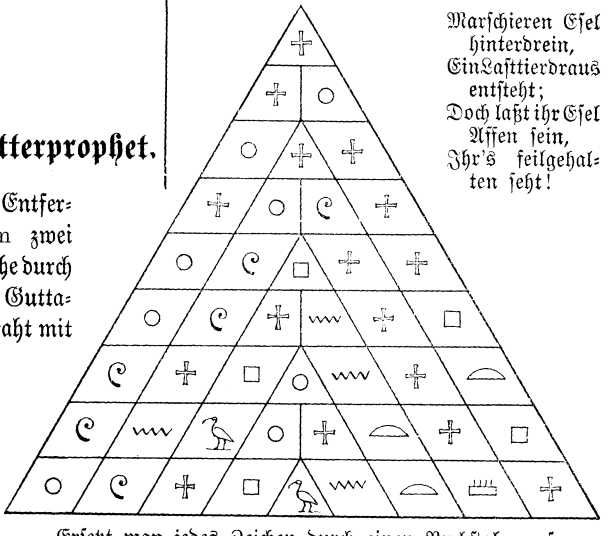
„Die Zahl 30.“

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 13.

1. f 6 — f 7 K d 5 — e 6:
2. f 7 — f 8 S +.

(= f 7 — f 8 S) +.

Pyramiden-Rätsel.



Ersetzt man jedes Zeichen durch einen Buchstaben, so erhält man in den einzelnen Etagen folgendes:

1) Ein Vokal, 2) ein Fürwort, 3) den Namen eines Teils der Erdoberfläche, 4) den Namen eines Baumes, 5) den Namen eines deutschen Flusses, 6) nennt eine alte deutsche Reichsstadt, 7) ein asiatisches Reich, 8) eine beliebte Biersorte, 9) eine bekannte Vogelart.

Scherzrätsel.

Marschieren Esel hinterdrein,
Ein Lasttier draus entsteht;
Doch laßt ihr Esel Affen sein,
Ihr's feilgehalten seht!

Kameraden!

Nur noch wenige Nummern und euer Leib- und Lieblingsblatt tritt in den fünften Jahrgang ein. Es wird derselbe eine reichere Ausstattung als seine Vorgänger erhalten und wieder viel Neues, Gutes und Schönes bringen, voran die spannende, belehrende und lustige Erzählung

Der Schatz im Silbersee

von

Karl May.

Sie führt uns nach dem wilden Westen und wird uns eine Anzahl wackerer Westleute und ihre Thaten kennen lernen lassen.

Kameraden, sagt das euren Freunden, Bekannten und namentlich den jüngeren Schulgenossen, ladet sie ein, in unsre Kameradschaft einzutreten. Probeexemplare der ersten Nummer des neuen Jahrgangs stehen in beliebiger Anzahl unentgeltlich zu Diensten; einzelne Nummern verlangt man in der nächsten Buchhandlung, größere Partieen zum Verteilen an Schulkameraden von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Hauptstätterstraße 107—111.

Werbet für eure Zeitung!

Fragen und Antworten.

Bitte den Kameraden M . . . . O. D. in Breslau freundlichst, mir eine genaue Beschreibung seines photographischen Apparates zu schicken. Adresse: Ludwig Ihssen in Hannover, Hohenzollernstr. 15.

Arthur L . . . . r in O. schreibt: „Lieber Guter Kamerad! Könntest Du nicht beiliegendes Gedicht unserm Schnäuzchen einhändigen und es im „G. K." abdrucken lassen (ist wie Du siehst, geschehen! Der „G. K."). Du wirst einsehen, daß mein edles Herz sich empören mußte, wenn ich die Pasquille des Anti-Schnäuzchenbundes 2c. 2c. las! Wenn nun Peter, über solche Behandlung entrüstet, wirklich ins „Kränzchen" übergeht, wie es die fünf revolutionären Backfische wollen, was wird dann sein? Ja, „die Seufzer die kommen hintennach!" Wenn wir dann für ihn irgend einen dummen faden Kerl bekommen, dann wird's heißen: „Ach wär unser Schnäuzchen wieder da!" Aber der hat sich dann unter den Kränzchenschwestern natürlich bald heimisch gemacht und kümmert sich den Kuckuck um uns! Und es wird ganz bestimmt so kommen, wenn man den Jungens nicht den Mund stopft. Also an den viel geschmähten und beleidigten Setzerlehrling:

Geehrter Peter Schnäuzchen! Sprich,
Wofür beleidigt stets man Dich?
Warum sind alle Kameraden
Auf Dich so bös? Was thatst Du ihnen?
Das Beste hast Du uns geraten,
Als Freund stets bist Du uns erschienen!
Sogar auch Deine feinen Ohren
Hat man zum Spott sich auserkoren!
Ja, Ungerechtigkeit mußt dulden
Du, Schnäuzchen ohne jede Schulden!
Nur wenig denken so wie ich
Und lieben und verehren Dich!
Doch oft ist auch der Schwache mächtig
Und — glaub' mir Peter — einst wird prächtig
Die Sonne Deines Glücks aufgehen,
Und stolz wirst Du hinuntersehen
Auf Deine Feinde, die voll Bangen
Sehn, ob sie Gnad' vor Dir erlangen.
Drum, vielgeschmähter Peter, Mut,
Sei ruhig, es wird alles gut!

In tiefster Demut legt Dir diesen schwachen poetischen Versuch huldigend zu Füßen

Arthur L . . . . r in O.

— Auch uns kommt der gute Junge, seit er sich jüngst wider Willen in der Backfischzeitung blicken lassen mußte, sehr ernst und nachdenklich vor. Er trägt seitdem einen sorgfältig gekämmten Scheitel und soll zur Zeit thatsächlich mit dem Gedanken umgehen, sich die Ohren stutzen zu lassen. Warum? Sollten sich dahinter wirklich Absichten verbergen, wie Du sie oben angedeutet hast? Hoffen wir, daß er sich das noch überlegt; sich an den leiblichen Ohrmuscheln herumsäbeln zu lassen, soll doch recht unangenehm sein.

R. K. v. H. Die Blattzinken einer Krone haben die Form eines ornamentierten Weinblattes, die Perlenzinken hingegen die einer mit einer kleinen Kugel abgeschlossenen Spitze. Wie die von Dir angezogene Antwort „Baron W". deutlich besagt, haben die Rangkronen des Ritterstandes, der Freiherren und Grafen, je fünf, sieben und neun Perlen-, nicht aber ebensoviele Blattzinken. Wie dort gesagt wurde, ist die Rangkrone von der heraldischen Helmkrone verschieden. Erstere kommt nie auf dem Helme, sondern immer nur über dem Schilde schwebend vor, auf dem der Helm mit dem Kleinod fehlt oder weggelassen wurde. Wenn Dein Wappen nun, zur Verbindung zwischen Helm und Kleinod, eine Krone mit drei Blatt- und zwei Perlenzinken hat, so ist dies einfach ein Fehler, und nichts weiter. An diese Stelle gehört nun einmal keine andre als die heraldische Helmkrone mit fünf Blattzinken.

An P. W., den „Seefahrer". Ueber Helgolands Ende, das dereinst die zerstörende Macht der Meereswogen herbeiführen wird, gibt es ein Friesisches Liedchen, das in der hochdeutschen Uebertragung also lautet:

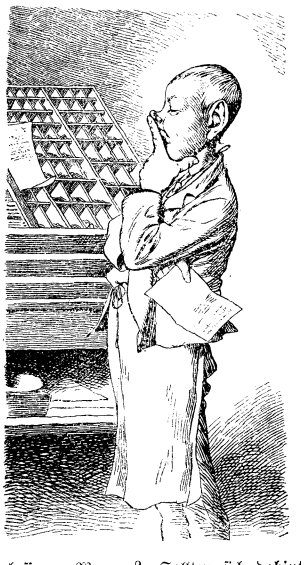
Helgolands Ende.

Der Haifisch draußen im wilden Meer,
Der hat gar scharfe Zähne,
Doch unsre Schiffe auf hoher See,
Die kann er nicht zernagen.

Der Seehund drüben auf schwarzem Riff,
Der hat sie noch viel schärfer,
Jedoch die Klippen an unsrem Strand,
Die kann er nicht zerbeißen.

Freund Hein, der nirgends und überall,
Der hat die allerschärfsten,
Der frißt uns Schiffe und Klippen auf
Und endlich noch uns selber!

Kamerad **K. Ph.** in **W.** schreibt: „Vor einiger Zeit fiel mir ein Schriftchen: ‚Studierlampe von Dr. ph. A. Sammler' in die Hände; da mir dasselbe gefiel, so kaufte ich es mir, und ich muß sagen, es hat mir schon manche vergnügte Stunde bereitet, weshalb ich nicht verfehlen will, diejenigen Kameraden, die dasselbe noch nicht kennen, darauf aufmerksam zu machen. Das Büchlein ist erschienen bei Kurt Anz in Werdau i. S. in 2. Auflage und kostet eine Mark. Der Titel: ‚Studierlampe' ist die Lösung eines Rebus, welcher das Titelblatt schmückt. Den Schülern der Oberklassen der höheren Lehranstalten, besonders der Gymnasien und Realgymnasien soll das 71 Seiten zählende Werkchen, wie der Verfasser im Vorwort sagt, Belustigungen des Verstandes und Witzes bieten, welche geeignet wären, angenehm und nützlich zu beschäftigen, die Unterhaltung in mannigfaltiger Weise zu beleben und den Scharfsinn zu üben. Das Ganze zerfällt in zwei Teile, einen sprach-



Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! billigst! zur Auswahl. **E. Hayn, Naumburg (Saale).**

Einen neuen **Photographen-Apparat** mit allen Nebenutensilien verkauft billig **Ferd. Cravers, Lorch a. R.**

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Das Stottern.

Eine Psychose.

Von

Rudolf Denhardt,

Besitzer der Sprachheilanstalt in Eisenach.

Mit Abbildungen.

Preis 6 Mark.

Der Verfasser entwirft auf Grund einer durch mehr als 20jährige Beschäftigung mit der Heilung des Stotter-Uebels erworbenen Erfahrung ein ausgeführtes Bild dieses weitverbreiteten Sprachgebrechens. Das Buch ist in erster Linie für Stotterer bestimmt, welchen daran gelegen ist, eine richtigere Einsicht in die Natur ihres Leidens zu gewinnen und wird in ihren Kreisen gewiß viel Segen stiften.

Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an

Ernst Keil's Nachfolger,

Verlagshandlung in Leipzig.

Das Martineum zu Breklum

(Schleswig-Holstein).

Christliche Erziehung in Schule u. Haus. Vorbereitung für Prima eines Gymnasiums. Kleine Klassen. Anerkannt günstige Resultate. Mit der Anstalt verbunden ein Alumnat unter Leitung eines Lehrers. Beginn des Winterhalbjahres am 9. Oktober. Jede weitere Auskunft erteilt

Die Direktion.

150 verschiedene, garantiert echte **Briefmarken** nur **1 M.**

A. Beddig, Hannover.

Deutsche Jugend.

Für unsre Knaben u. Mädchen.

Herausgegeben von

Julius Lohmeyer.

N. F. Band VII und VIII.

Jeder Band elegant kartoniert M. 5. 50, elegant gebdn. M. 6. —

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Die allbeliebte, gediegene und reich illustrierte Unterhaltungs-Jugendschrift zu Nutz und Lehr: Deutsche Jugend, herausgegeben von Julius Lohmeyer ist von den hervorragendsten Pädagogen Deutschlands und dem königl. preußischen Unterrichts-Ministerium als „Muster der Jugendlitteratur" zur Anschaffung für Familien, Haus- und Schulbibliotheken auf das wärmste empfohlen. Sie vereinigt dauernd die namhaftesten Jugendschriftsteller und vorzüglichsten Meister der Illustration zu gemeinsamem Schaffen für eine häusliche Lektüre unsrer Jugend, welche vor allem der Gemüts- und Geschmacksbildung, sowie der Belebung des vaterländischen Sinnes zu dienen berufen ist.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Hübsch ausgeführte

Einbanddecken

zu

Spemanns Illustrierter Knaben-Zeitung „Der Gute Kamerad"

sind zum Preise von **90** Pfg. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Im Verlag der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart, Berlin, Leipzig** ist erschienen und in den meisten Buchhandlungen vorrätig:

Deutsches Heldenbuch.

Der deutschen Jugend erzählt

von

Richard Weitbrecht.

Mit 6 ganzseitigen, farbigen Illustrationen und vielen in den Text gedruckten Bildern.

Eleganter Leinwandband mit Farbendruck Preis M. 7. —

lichen und einen mathematischen, woran sich dann die Auflösungen der Rätsel, Aufgaben u. s. w. anschließen. Zuerst steht da das Vaterunser in zehn Sprachen übersetzt. Weiter finden wir Orakelsprüche, Epigramme, lateinische und griechische Verse aus Klassikern, Anagramme, Chronistichen, philosophische und naturwissenschaftliche Sätze, Rechtssprichwörter, Lebens- und Gesundheitsregeln und musikalische Rebus. Im mathematischen Teil dürften besonders die Beweise 3=5 und 7=13 und die versus memoriales für π auch Nichtmathematikern Interesse einflößen."

An Hermann B., den „Freund westfälischer Geschichte". Heute steht fest, daß die Vorstellung von der Schlacht im Teutoburger Walde als einer Kraftprobe des gesamten germanischen Volkes gegen die Römer nicht zutreffend war. Es waren nur zufällig zusammengestoßene Haufen germanischer Krieger, die erst einen Angriff unternahmen, als sich ihnen die Aussicht auf Erfolg bot. Die Schlacht fand nämlich, wie jetzt sicher festgestellt ist, am 2. August des Jahres 9 nach Christi Geburt statt, also einen Tag nach dem Namenstage des Kaisers Augustus, der im römischen Heere so gründlich gefeiert worden war, daß der nachfolgende Katzenjammer die Wachsamkeit und Widerstandsfähigkeit der Legionen in verhängnisvollster Weise beeinflußte. Die Oertlichkeit der Schlacht ist noch nicht festgestellt, sie muß nördlich von der Lippe, östlich von der Ems und westlich von der Weser in einer gebirgigen Gegend mit Sümpfen stattgefunden haben. Viel Aufsehen hat die Stellung Mommsens erregt, der sich auf Grund des großen Münzenfundes von Barenau dahin aussprach, daß die Schlacht in der Nähe von Osnabrück ausgefochten worden sei. Dort fanden sich zahlreiche Gold- und namentlich Silbermünzen, von denen 6/7 aus der Zeit der spätesten römischen Republik, der Rest aus der ersten Zeit des Kaisers Augustus herrührt. Die ersteren waren durchweg abgegriffen, die letzteren aber noch gut erhalten, so daß es keinem Zweifel unterliegt, daß sie in die Erde gelangt sind, als sie eben erst in den Kurs gekommen waren. So weit kann man Mommsen vollkommen zustimmen. Aber er hat keine stichhaltigen Beweise für seine Annahme beigebracht, daß diese Münzen bei einer kriegerischen Katastrophe und gerade bei der Varusschlacht vergraben worden seien. Nur derjenige Ort wird als die wahre Oertlichkeit der Schlacht anerkannt werden können, auf welchen alle beschriebenen Einzelheiten der Schlacht, die Funde und die logischen Erwägungen nicht nur am besten, sondern einzig und allein passen.

Paul Wüchner in **Guben.** Wir haben Dir die erbetene Gebrauchsanweisung zugesendet. Das Positivpapier Eastman läßt sich auch zum Aufnehmen verwenden. Die Aufnahme ist genau wie das Positiv zu behandeln. Entwickeln und Einlegen bei rotem Licht unumgänglich nötig.

Will einer meiner Kameraden, besonders im Ausland, mit mir in Korrespondenz treten? Sodann bin ich in der Lage, Anfängern im Briefmarkensammeln mehrere hundert Dubletten zur Verfügung zu stellen. Besten Gruß! Paul Nemitz in Potsdam, Mangerstraße 17. — Was die Bücherangelegenheit betrifft, laß Dir von Deinem Buchhändler Rat geben. Die augenblicklichen Adressen der genannten Schriftsteller sind uns zur Zeit selbst nicht bekannt.

Eduard Buhle bemerkt zu der Notiz in Nr. 43 betreffend das Ausziehen der unteren Münztafeln aus dem Kasten: „Dem ist leicht abzuhelfen. An beiden Seiten des Schränkchens oder der Schachtel leime man hölzerne oder pappene Leisten, auf denen die Münztafeln zu ruhen kommen. So kann man auch die untersten Tafeln herausziehen ohne die oberen zuvor entfernen zu müssen. Selbstverständlich gehen nicht so viel Münztafeln in den Kasten." — Bist ein praktischer Kopf!

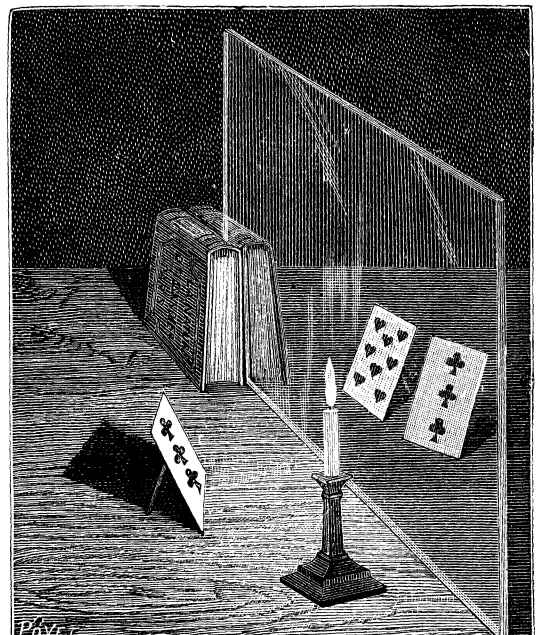
Ein Abonnent von Spemanns Knabenzeitung schreibt: „In Nro. 46 des „G. K." befindet sich auf der letzten Seite die Beschreibung und Abbildung eines Apparats zum Bestimmen von Neigungswinkeln, Höhen und Tiefen. Ich erlaube mir, im Interesse der Kameraden darauf hinzuweisen, daß im Jahre 1876 im Verlage von G. A. Liebeskind in Leipzig ein ähnliches Instrument unter dem Titel „Preßlers Ingenieur-Meßknecht" erschienen ist. Dieser ausgezeichnete Apparat bringt: 1) Reciprokentafel; 2) Sehnen- und Bogenhöhentafel; 3) Quadrat- und Kubikwurzeltafel; 4) Millimeter- und Transversalmaßstab; 5) Sinus-, Cosinus-, Tangenten-, Cotangenten-, Sekanten- und Cosekantentafel; 6) 4stellige Logarithmentafel; 7) Fallhöhen- und Fallgeschwindigkeitstafel; 8) Zins- und Rententabelle; 9) Maßvergleichungstafel. Und dies alles zu dem verhältnismäßig geringen Preis von 2 Mk. Ich möchte hier gerne auch auf diesen Apparat verweisen haben, da es doch gewiß auch ältere und weiter vorgeschrittene Kameraden geben wird, die sich für die mathematischen Lehrsätze, welche in der Vermessungsurkunde zur Anwendung kommen, interessieren, die aber nicht bloß die mechanische Anwendung einer Formel, sonden auch deren Ursprung zu wissen begehren." — Für diese Mitteilung unsern besten Dank. Der erwünschte Aufsatz kommt, er kommt bald!

Emil Molz in **Darmstadt.** Deine weißen Ratten mußt Du täglich füttern und besonders für Sauberkeit sorgen. Die weißen Ratten sind nur Albinos der gewissen Wanderratte oder der selteneren Hausratte. Die Lebensweise ist die ihrer grauen Verwandten.

G. Knosp in **Wien.** Für Helgoland werden jetzt die deutschen Reichsmarken in Anwendung kommen. Hinsichtlich der neuen Marken Oesterreichs und der Schweiz müssen wir Dich auf das „Illustr. Briefmarken-Journal" (Gebr. Senf) verweisen, welches ja stets Beschreibungen und Abbildungen aller neuen Erscheinungen bringt; unsre Zeit ist zu sehr in Anspruch genommen, und wir sind räumlich zu sehr beschränkt, als daß wir hier eine eingehende Beschreibung derselben zu liefern vermöchten. — Schreibt sich's mit der Glasfeder wirklich so gut?

Ein optisches Experiment.

Nehmen wir eine unbelegte Spiegelplatte zur Hand und befestigen dieselbe mittels zweier Bücher oder durch ein sonstiges Mittel senkrecht auf den Tisch und stellen wir sowohl hinter als vor der



Mehrfache Spiegelbilder einer Spielkarte mittels einer unbelegten Spiegelscheibe hergestellt.

Scheibe eine Spielkarte auf und daneben eine brennende Kerze, so werden wir nach einigem Hin- und Herschieben der Karten durch die Platte alsbald beide Spielkarten gewahren, die eine auf direktem Wege durch das Glas, die andre als Spiegelbild der vorgesetzten. Auf welchem physikalischen Gesetze beruht diese Erscheinung?

Fritze in **Berlin, 1,77 m lang,** also bereits lang genug zum Flügelmann im Garde du Corps. Gratulieren! — Auf der dortigen öffentlichen Bibliothek ist das Werk sicher zu haben, klopfe mal an! Salem!

Tauschmarkt.

C. Geertz in **Riga, Schulenstr. 17,** bittet die Kameraden um Zusendung von Stahlfedern verschiedener Gattung für seine Sammlung.

Fritz Hobus in **Angerburg, Ostpreußen,** sucht Briefmarkentauschverbindung mit Kameraden in Rußland, Schweiz, Amerika und gibt eine große Menge Marken gegen alte Münzen ab.

Friedrich Lunge in **Zürich, Englisches Viertel 18, Hottingen,** möchte gern seine Photographieen von Singhalesen, Indianern und Türken, sodann ein indisches Gauklergeduldspiel gegen fremdländische Waffen vertauschen.

Briefmarken suchen und tauschen: W. Heims in Halberstadt: Privatpostmarken, die auf Jubiläen und andre Ereignisse gemacht worden sind, Postkarten mit Städte- und andern Ansichten. R. Hartl in Wien II., Taborstr. 40: Bremen, Oldenburg, Hamburg u. a. gegen österreichische Steuerpostkarten. Th. L. 100 postlagernd in Dresden, Marienstr.: 30 außerdeutsche (oder mindestens 50 Oesterreich, Bayern oder Württemberg) gegen eine Cuba, Neufundland oder andre seltene Marken. Hans von Frobel in Engers a. Rh., Kriegsschule: gegen Stempel. Otto Richter in Glauchau, Dammstr. 10: Baden, Couvert 1858 12 oder 18 Kreuzer, Sachsen 3 Pfg. rot, Schweiz 1843, 4 Rappen schw. oder 5 + 5 C. gr., gegen eine Siegelsammlung, Dampfmaschine, Münzen, Muscheln u. a. m. C. Schaefer in Lippstadt, Lipperthor 3: asiatische Freimarken oder photographischen Apparat gegen die peruanische Freimarke, Katalogwert nach Senf 40 Mk. W. H. W. 1875 Postamt 10, Dresden, Holbeinplatz: Briefmarken und Ganzsachen gegen eine laterna magica, eine Druckerpresse, Mineralien, Spiele u. a. m. Wilhelm Dorfmüller in Ansbach, Promenade: Sachsen 3 Pfg. rot, Säße und Ganzsachen. H. Rösler in Breslau, Alt-Scheiting 24: aufgedruckte Helgoländer Postkarten gegen Schmetterlinge, Münzen, Marken. Paul Gast in Berlin, Oranienstr. 6: gegen 70 Siegel. Hans Pietsch in Düsseldorf, Duisburgerstraße 73: gegen Orientmarken, Privatpostmarken und Stempel.

Als Anfänger im Sammeln von Briefmarken erbitten Dubletten: Karl Reincke in Stralsund, Ossenreyerstr 50. L. Finchy in Reutlingen, Württemberg, Gartenstr. 9. L. Billitzer in Wien III., Reisnerstr. 11 a. Karl Neck in Karlsruhe, Herrenstraße 64 (revanchiert sich mit Mineralien oder andren seltenen Briefmarken). Rud. Rubesch in Bilin, Böhmen. Karl Hein in Libau, Rußland, Herrenstr.

Hch. Römer in **Barmen, Schafb. 11,** sucht eine gut erhaltene Ventiltrompete, event. im Tausch gegen naturwissenschaftliche Sammlungen.

Fritz Bahnson in **Hamburg, Hoheluft, Wrangelstr. 7,** vertauscht 6000 Pferdebahnzettel am liebsten gegen Freimarken oder Münzen.

Walter Jaeger in **Düsseldorf, Adlerstraße 43,** bietet 475 Druckerlettern für ein scharfes Vergrößerungsglas oder eine photographische Linse.

Georg Mindner in **Breslau, Friedrich-Wilhelmstr. 9,** hat ein wertvolles Schwaneberger Album mit 1000 seltenen Briefmarken abzugeben.

Vertausche mein noch unbenutztes Herbarium im Werte von 3 Mk., für chemische Apparate oder Flaschen mit eingeschliffenem Stöpsel. Charles Langhans in Bergedorf bei Hamburg.

Welcher Kamerad ist bereit, mir zwei Zuchtpaare Brandmäuse für eine Sachsen 3 Pfg. rot in Tausch zu geben? Gymnasiast Molz in Darmstadt, Soderstr. 52.

Otto Jacobsohn in **Berlin C., Panoramastr. 2 II.,** bietet zwei junge zahme Eichhörnchen für einen photographischen Apparat, ein Teschin, oder ein Paar Glockenrapiere.

Georg Zeutschel in **Lennep, Kammgarnspinnerei,** kann ein gutes Tourenzweirad abgeben.

R. Finger in **Marburg a. d. Lahn, Deutschhaus 10,** wünscht mit einem Käfersammler in Korrespondenz zu treten und sucht zwei gleich große Linsen für einen photographischen Apparat.

G. Eisler in **Prag, 1246—II** hat einen photographischen Apparat mit Stativ und Zubehör (Wert 25 Mk.) u. a. abzugeben.

R. M. Stewart in **St. Andrews, Scotland, 7 Hope Street,** gibt 40 Muscheln am liebsten gegen einen guten Farbenkasten, ein Boot, Zauberkasten, Angelgeräte oder ein kleines Theater ab.

Witzraketen.

Aus der Lateinstunde: Caesar alter ego iste fuit — Cäsar ist ein alter Egoist gewesen.

Aus der Naturgeschichtsstunde. Lehrer: „Welches ist der größte Wurm?" Fritz: „Die Riesenschlange."

Tertia auf der Ferienreise. August: „Ist deine Wurst frisch?" Karl: „Jawoll — sie wiehert noch förmlich!"

Die kleine Ella mit einer gefangenen Mücke in der Hand zu Feodor, der ein Prahlhans ist: „Du, bitte, mach mir für meine Puppenstube doch mal einen kleinen Elefanten."

„Aber Ella, bei dir rappelt's?"

„Mama hat doch erst heute früh gesagt, du verstündest aus jeder Mücke einen Elefanten zu machen?!"

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 51.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“.

(Fortsetzung.)

Emil Schwarz hatte sich weiter vorgeschoben, so daß er sich hinter Abu el Mot aufrichten konnte. Dieser erschrak, als er die Stimme hinter sich hörte, und wollte sich hastig umdrehen, wurde aber von zwei Händen so fest an der Kehle gepackt, daß ihm der Atem verging und er vor Todesangst mit den Beinen um sich schlug.

Pfotenhauer kroch auch schnell hervor. Die beiden Gefangenen erblickten zwei schwarze, fast unbekleidete Gestalten, auf welche der Schein der Fettlampe fiel, die von einer der Zeltstangen herniederhing. Zwei Neger, aber mit langen Bärten! Der eine mit einer Riesennase, welche Joseph Schwarz trotz ihrer dunkeln Farbe sofort erkannte. Auch die Stimme des andern hatte er erkannt, obgleich derselbe nur zwei einsilbige Worte gesprochen hatte.

„Emil, du! Pfotenhauer! Ist es möglich! So schnell!“ rief er aus.

„Leise, leise!“ warnte sein Bruder. „Pfotenhauer, schneiden Sie die beiden los! Ich habe hier mit dem Alten zu thun.“

Er hielt Abu el Mot mit der einen Hand noch immer beim Halse und versetzte ihm mit der andern Faust mehrere Schläge gegen den Kopf, bis er sich nicht mehr rührte.

„So, das nenne ich ein Glück!“ sagte er dann. „Ich habe nicht nur euch, sondern auch diesen Halunken. Das bedeutet einen unblutigen Sieg, denn nun muß sich die Karawane ergeben. Kriecht hier hinter mir hinaus. Vorn dürfen wir uns nicht sehen lassen, sonst haben wir die Verfolger sofort auf den Fersen!“

– Er hielt Abu el Mot mit der einen Hand noch immer beim Halse und versetzte ihm mit der andern Faust mehrere Schläge gegen den Kopf, bis er sich nicht mehr rührte. –

Er kroch an derselben Stelle, an welcher er in das Zelt gekommen war, wieder hinaus und zog Abu el Mot hinter sich her. Die andern folgten ihm, denn Pfotenhauer hatte die Gefangenen losgeschnitten. Diese holten laut und tief Atem, und reckten und dehnten die maltraitierten Glieder.

„Gott sei Dank, endlich, endlich frei! Emil, Pfotenhauer, das vergesse ich euch nie!“

„Still jetzt!“ mahnte sein Bruder. „Noch sind wir nicht in Sicherheit. Der Schein des Feuers dringt bis hier herauf. Legt euch zur Erde! Wir müssen kriechen, zumal da ihr beide helle Kleider habt. Helft mir den Alten schieben!“

Sie krochen nach dem Eingange hin. Dabei zog Emil Schwarz, welcher voran war, den besinnungslosen Abu el Mot hinter sich her, und die andern schoben. Sie waren noch nicht weit gekommen, da ertönte von der Stelle her, an welcher die sechs Wächter saßen, eine laute Stimme:

„Wakkif, la takuddam, imsik — halt, nicht weiter, haltet ihn fest!“

> Prahlhans ist stets oben d'ran,
> Nur nicht, wenn es d'rauf kommt an.
> Besser ist's, zuerst zu schweigen,
> Dann im Werk die Kraft zu zeigen.
>
> Carl von Leistner.

Mehrere Stimmen fielen ein, und ein Schuß krachte. Zugleich sahen sie eine Strecke vor sich mehrere Gestalten, welche etwas Schweres, Helles trugen und dem Ausgange zustrebten.

„Was ist das?" fragte Emil Schwarz. „Da unten kommen die Wächter. Sie wollen herauf. Wer sind die da vorn? Ah, mir ahnt es! Der Slowak wollte sich auch färben. Joseph, Sejad ijal, nehmt den Alten, und rennt nach dem Eingange. Dort ist ein Loch, durch welches ihr kriechen könnt. Draußen sind unsre Soldaten. Pfotenhauer, heraus mit dem Messer und den Revolvern; mir schnell nach auf die Wächter!"

Er rannte vom Damme hinab, und der „Vater des Storches" folgte ihm auf dem Fuße. Vorn krachten zwei Pistolenschüsse. Die Wächter, welche sich bereits in der Nähe des Verhaues befanden, wichen zurück. Sie sahen zwei Schwarze auf sich zukommen und hielten sie für Freunde.

„Helft!" rief einer der Wächter ihnen zu. „Die Feinde sind eingebrochen. Dort fliehen sie wieder hinaus. Sie haben einen von uns gefangen. Und — oh Allah, dort, da oben laufen auch zwei, welche einen tragen."

„Lauft auch ihr, ihr Halunken!" antwortete Schwarz, indem er den Sprecher niederschlug, einem zweiten Wächter einen Hieb gegen den Kopf versetzte, daß er zur Seite taumelte und sich dann auf den dritten warf.

Da er nicht schoß, so schoß auch Pfotenhauer nicht. Es sollte möglichst kein Blut vergossen werden. Er faßte also nach der Flinte des vierten, dem einzigen Gewehre, welches die Wächter bei sich zu haben schienen, entriß es ihm und stieß ihn mit dem Kolben nieder. Er wollte sich gegen den fünften wenden, aber dieser und der sechste rannten bereits dem Feuer zu. Nummer eins bis vier rafften sich auch auf und schossen eiligst davon. Aber jetzt erhob sich im Hintergrunde der Schlucht ein wahrhaft entsetzliches Geheul, als ob alle möglichen wilden Tiere sich zu einem Satanskonzerte zusammengefunden hätten.

„Herrgott, die Sklaven sind los!" rief Schwarz. „Die Schüsse, die Schüsse! Ich hatte zu Lobo gesagt, daß ein Schuß das Zeichen sein werde, daß die Gefangenen nach dem Ausgange fliehen sollten. Ich befürchte, es kommt anders. Sie fliehen nicht, sondern fallen über ihre Peiniger her. Welch ein fürchterliches Massakre wird das geben! Kommen Sie hinaus zu unsern Leuten, welche nicht wissen werden, wie sie sich zu verhalten haben. Dort werden wir wohl auch weitere Erklärung finden."

Diese Erklärung war nun folgende:

Als der unternehmende „Vater der elf Haare", ganz erpicht darauf, einmal auf eigene Rechnung den Helden zu spielen, das Loch passiert hatte, wendete er sich, gerade wie vor ihm Schwarz und Pfotenhauer, nach rechts, dem Damme zu. Sie krochen denselben hinauf und kamen gerade oben an, als Abd el Mot vom Zelte her an derselben Stelle anlangte. Der kleine Slowak richtete sich auf und fragte ihn:

„Wer bist du?"

„Ich bin Abd el Mot. Und ihr, was treibt ihr schwarzen Hunde euch hier umher! Ich werde — — —"

Er konnte seine Drohung nicht vollenden, denn der Kleine sprang ihm an die Kehle, krallte ihm beide Hände um den Hals, drückte denselben aus Leibeskräften zusammen, riß den Gegner zu Boden und sagte zu seinen zwei Gefährten:

„Haltet ihn; ich hämmere ihm den Kopf."

Das hatte natürlich nicht geschehen können, ohne daß die Wächter darauf aufmerksam wurden. Sie erhoben sich von der Erde und schauten nach der betreffenden Stelle. Abd el Mot hatte wirklich die Besinnung verloren."

„Das ist ein Fang!" meinte der Kleine. „Schleifen wir ihn nach dem Loche. Dann kehren wir zurück."

Sie faßten den Ohnmächtigen an und zogen ihn fort. Als die Wächter das sahen, rief einer von ihnen die Gruppe an, und da dies keinen Erfolg hatte, so schoß er sein Gewehr ab, glücklicherweise ohne daß die Kugel traf. Nun rannten die sechs Sklavenjäger den dreien nach. Diese letzteren aber waren trotz ihrer Last so behend, daß sie eher am Verhau ankamen. Die Verfolger kehrten also um und rannten gegen Schwarz und Pfotenhauer, um von diesen noch viel energischer in die Flucht getrieben zu werden.

Als die beiden letztgenannten dann auch die Lücke passiert hatten, gebot Schwarz, schnell das Feuer anzuzünden. Der Slowak erkannte ihn an der Stimme und rief triumphierend:

„Seinte Sie auch schonte da? Hatt wohl nichts gefangte? Ich hatt gefangte einen Feind, berühmten und geklopfte ohnmächtigen."

„Wen denn?" fragte Schwarz.

„Abd el Mot. Wernte gehen wieder und fangte auch Abu el Mot, miserabligten."

„Sind Sie bei Troste?"

„Ich hatt viel Getroste und viel Verwegtenheit. Ich hatt ihn packte bei Gurgel, atemholigter, und ihn würgte bis ohne Besinnigtung und ihn schaffte dann hieher."

„Ist das möglich! Du hättest wirklich Abd el Mot?"

„Sie kann glaubte es. Es seinte Abd el Mot, wirklichter und wahrhaftigkeitlichter."

„Teufelskerl! Das konnte dir und uns auch schlecht bekommen. Hörst du das Brüllen und Heulen da hinten in der Schlucht? Daran bist du allein schuld! Macht schnell Feuer!"

Die Flamme leuchtete auf. Ihr Schein fiel auf das Gesicht Abd el Mots. Die drei, welche ihn gefangen hatten, standen neben ihm. Der „Sohn des Geheimnisses" sah das Gesicht mit den jetzt geschlossenen Augen, das einzige Gesicht, welches sein Gedächtnis aus früher Jugendzeit festgehalten hatte.

„Ebrid Ben Lassa el Bagirmi!" schrie er auf. „Ich erkenne ihn; er ist es; er ist Ebrid Ben Lassa, der von meinem Vater gefunden und gerettet wurde!"

Da rief eine Stimme in der Nähe:

„Wer ruft diesen verfluchten Namen? Wer von euch kann ihn kennen?"

Es war der Elefantenjäger, welcher diese Frage aussprach. Der „Sohn des Geheimnisses" blickte ihm starr in das Gesicht und antwortete:

„Ich bin's gewesen. Wer aber bist du? Bist du etwa der Mann, den sie Sejad ijal, den Elefantenjäger nennen? Bist du Barak el Kasi, der Emir von Kenadem?"

„Ich bin es."

„Oh Allah, Allah, Allah! Er ist's, mein Vater, mein Vater!"

Die frühere Furcht vor seinem Vater, die Abneigung gegen denselben, welche er zuweilen geäußert hatte, war plötzlich verschwunden. Er flog auf ihn zu und warf sich an seine Brust.

„Du — — du mein Sohn? Wäre es möglich? Thäte Allah mir zuliebe solch ein Wunder?" fragte der Emir ganz fassungslos.

„Ich bin es, ich bin es. Glaube es doch nur gleich! Später werde ich es dir erklären."

„Ich glaube es; ich glaube es gern! Hamdulillah! Nun bin ich nicht mehr Bala-Ibn, der ‚Vater ohne Sohn'. Nun ist mir die Heimat nicht mehr verschlossen; mein Schwur ist erfüllt, und ich darf zurückkehren in das Land meiner Väter und nach Kenadem, der Heimat meiner Familie!"

„Ja, nach Kenadem, nach Kenadem! Nimm mich mit! Warst du Bala-Ibn, so war ich Bala-Ab, der ‚Sohn ohne Vater'. Nun haben wir uns gefunden; nun haben wir uns wieder, und nichts, nichts soll uns mehr trennen!"

Die beiden hielten sich umschlungen und hatten weder Auge noch Ohr für die übrigen. Diese Scene hätte zu einer andern Stunde gewiß das Mitgefühl aller auf das lebhafteste in Anspruch genommen; jetzt aber war man zu sehr mit andrem beschäftigt.

Sobald die Flamme hell genug aufloderte, daß man sich gegenseitig erkennen konnte, eilte Emil Schwarz auf seinen Bruder zu, um ihn zu umarmen, wozu bis jetzt keine Zeit gewesen war. Er drückte ihn an sich, küßte ihn wiederholt herzlich, drückte ihn abermals an sich, schob ihn dann von sich ab, um das liebe Gesicht recht deutlich vor sich zu haben, rief aber erschrocken aus:

„Alle Wetter, Joseph, was ist mit dir? Wie siehst du aus?"

„Wie soll ich denn aussehen? Doch wohl wie sonst, wie gewöhnlich!" antwortete Joseph, der vor den Zärtlichkeiten Emils noch gar nicht zu Worte hatte kommen können.

„Nein, ganz und gar nicht wie sonst. Diese Faulflecke hast du früher nicht in deinem Gesicht gehabt. Du scheinst bei diesem Abd el Mot eine ganz verwahrloste Behandlung — — —"

„Ist es das?" unterbrach ihn der Bruder lachend. „Hat dieser Mensch sich das Gesicht und den ganzen Körper mit Ruß bestrichen, umarmt und küßt mich ein Dutzendmal und wundert sich dann noch, daß ich schwarzfleckig geworden bin! Kerl, das ist stark!"

„Ah, ja! Ich hab' vor Entzücken über das Wiedersehen und deine Rettung den ganzen Ruß vergessen. Da steht unser Pfotenhauer. Sehe ich etwa auch so schrecklich aus wie er?"

Da drängte sich der „Vater der elf Haare" herbei und rief:

„Schaunte an auch Gesicht, meinigtes. Seinte ich nicht auch Neger, schwarzer und wirklicher?"

Schwarz und Pfotenhauer brachen in ein wirklich erschütterndes Gelächter aus, was bei dem Aussehen des Kleinen auch gar kein Wunder war. Und nun schob sich der „Vater des Gelächters" heran, zog sein geschwärztes Gesicht in die lächerlichsten Falten und sagte:

„Auch ich war dabei, Hadschi Ali; ich habe diesen Abd el Mot mit gefangen genommen."

„Ihr beide also. Aber ich habe ja drei Personen gesehen. Wer war denn der dritte?"

„Abd es Sirr, welcher dort steht."

Er deutete nach der Stelle, auf welcher der Genannte sich befand. Sein Vater hatte ihn bei den Schultern gefaßt, hielt ihn weit von sich ab und rief eben jetzt im Tone schmerzlichster Enttäuschung aus:

„Ich habe von Aswad, meinem Freunde erfahren, daß ich meinen Sohn finden werde. Du gabst dich für denselben aus und da das Feuer noch nicht hell brannte, so erkannte ich dein Gesicht nicht deutlich und glaubte dir. Nun aber sehe ich, daß du dich täuschest. Du bist ein Neger; mein Sohn aber trägt das reinste arabische Blut in seinen Adern. Seine Farbe muß heller als die meinige sein."

„Das ist sie auch," erklärte Emil Schwarz. „Er hat sich mit Ruß bestrichen, um als Neger sich zu dir zu schleichen und dich zu retten."

„Wie?" fragte der Emir. „Das thatest du? In solche Gefahr begabst du dich, um deinen Vater zu befreien? Nun gibt es keinen Zweifel mehr; du bist mein Sohn. Allah hat dich mit der Kühnheit deines Vaters ausgezeichnet. Komm nochmals an mein Herz!"

Er wollte ihn abermals umarmen, ließ ihn aber los, that einen Sprung zur Seite und rief:

„Halt, da will einer fliehen, gerade der ‚Sohn der Hölle', dem wir alles Leid verdanken! Bleib bei uns, Hund, daß ich dich unter meinen Füßen zertreten kann wie einen Akrab, dessen Gift den Getroffenen tötet!"

Abd el Mot war wieder zu sich gekommen, hatte bemerkt, daß er gerade jetzt nicht beobachtet wurde, und diese Gelegenheit benutzt, sich davonschleichen zu wollen. Der Emir ergriff ihn und warf ihn mit solcher Gewalt zu Boden, daß man hätte meinen mögen, es seien ihm alle Knochen zerbrochen.

„Ja, wollen nicht nachlässig sein," meinte Emil Schwarz. „Diese beiden Kerls sind zu kostbar für uns, als daß es uns einfallen sollte, ihnen Gelegenheit zum Entkommen zu geben. Bindet sie fest, meinetwegen so fest, daß ihnen das Blut aus den Gliedern spritzt! Aber horcht doch nach dort hinten! Dort geht es schrecklich her. Ich glaube, da hält die Vergeltung eine entsetzliche Ernte."

Das Brüllen und Heulen war jetzt so stark geworden, daß man gar nicht vermochte, einzelne Stimmen und Töne zu unterscheiden. Wenn man durch die Lücke des Verhaues blickte, so sah man nichts als dunkle, gespenstige Schatten, welche einander am helllodernden Feuer vorüberjagten.

Man hatte bis jetzt zu sehr mit sich selbst zu thun gehabt; nun aber richtete man die Aufmerksamkeit auf das, was in der Schlucht vorging. Deutlich freilich konnte man nichts erkennen, doch außer jenen zahlreichen, bewegten heulenden Schatten sah man zuweilen zwei Gestalten näher kommen, von denen die eine die andre jagte. Das Resultat war stets, daß die eine zu Boden geschlagen wurde und die andre dann in eiligem Laufe nach dem Kampfplatze zurückkehrte.

„Was sollen wir thun? Müssen wir nicht eingreifen?" fragte Pfotenhauer.

„Das würde vergeblich sein," antwortete Joseph Schwarz. „Ist der Neger einmal losgelassen, so läßt er sich nicht eher wieder anketten, bis seine Kraft aufgerieben ist."

„Uebrigens würden wir das Uebel ärger machen, da es für uns ganz unmöglich ist, den Freund vom Feinde zu unterscheiden."

Er hatte vollständig recht; das mußte man einsehen, und darum lagerte man sich um das Feuer, um den Ausgang des Kampfes abzuwarten.

Nach und nach wurde das Heulen schwächer. Nur vereinzelt noch ertönte ein schriller Todesschrei und der darauf folgende Jubelruf des Siegers. Endlich wurde es still, und man sah eine Masse schwarzer Gestalten, welche zusammengedrängt standen und wohl eine Beratung hielten. Eine derselben trennte sich vom Haufen, kam näher und kroch durch das Loch. Es war Lobo.

„Nun," fragte Pfotenhauer, „was hast du zu berichten?"

„Tot," antwortete der Schwarze einfach.

„Wer?"

„Alle."

„Wen meinst du denn?"

„Alle Sklavenjäger. Lebt keiner mehr.“

„Entsetzlich! Das hatten wir freilich nicht beabsichtigt. Wie ist das denn gekommen?“

„Lobo schleichen mit Tolo hinein und werden nicht gesehen. Kommen zu arm, gut Belandaneger; alle gebunden, schneiden aber alle ab und warten. Da fallen ein Schuß und fallen noch zwei Schuß; nun also Zeit. Neger werfen weg Fesseln und stürzen sich auf Jäger, würgen sie mit Hand tot, erschlagen sie mit Sklavengabel, erstechen sie mit eigen Messer, bis tot sind, alle tot!“

„Das ist ja ein reines Abschlachten gewesen! Ein wahres Wunder, daß die Angegriffenen nicht Zuflucht bei uns gesucht haben.“

„Können nicht; Neger sich stellen in Weg, lassen nicht vorüber.“

„Aber euch muß es doch auch viele Opfer gekostet haben!“

„Viele tot auch und verwundet, sehr viele; aber Sklavenraub gerächt. Werden nicht wiederfangen arm Belandaneger!“

„Hat man dich zu uns geschickt?“

„Ja. Soll hergehen und sagen, daß Kampf zu Ende. Freund soll kommen und Hand drücken tapfer und dankbar Neger.“

„Wir werden kommen. Habt ihr jetzt sonst dringende Wünsche? Habt ihr Hunger?“

„Kein Hunger. Abu el Mot bei sich viel Fleisch und Mehl. Neger es tragen müssen, nun es essen werden.“

Er kehrte zu seinen Landsleuten zurück. Die Deutschen und ihre Freunde folgten ihm. Sie wurden von den Negern mit brausendem Jubel empfangen. Lobo hatte erzählt, was man diesen fremden Männern zu verdanken hatte. Die Beschreibung des Kampfplatzes ist geradezu unmöglich; er war eine Stätte des vollendeten Grauens und ganz unmöglich ein weiterer Aufenthalt für die Ueberlebenden. Auf den Rat der Weißen zogen die Neger, nachdem der Verhau beseitigt worden war, aus der Schlucht heraus aufs freie Feld, um dort zu kampieren. Man mußte Abu und Abd el Mot einstweilen vor ihnen verstecken, sonst wären beide zerrissen worden.

Natürlich bekümmerten sich die Weißen um das, was die befreiten Schwarzen nun zu thun beabsichtigten. Diese wollten früh aufbrechen und in die Heimat zurückkehren. Sie hatten schon jetzt alles, was die Karawane bei sich führte, auch die Tiere, mit sich aus der Schlucht genommen. Ganz so, wie Schwarz vermutet hatte, waren die geraubten Herden und alle andern nicht leicht beweglichen Gegenstände unter der Bedeckung von fünfzig Mann zurückgeblieben. Die Neger kannten den Ort und waren natürlich entschlossen, sich während des Rückmarsches wieder in den Besitz dieses ihres Eigentums zu setzen. Wehe dann den fünfzig Sklavenjägern! Sie waren verloren, besonders da die Schwarzen sich die Waffen der Jäger angeeignet hatten.

„Es ist wirklich grauenhaft,“ sagte Emil Schwarz, als sie wieder am Feuer saßen. „Gegen fünfhundert Menschen tot! Aber die Sklavenjagden werden für lange Zeit eine Unterbrechung erleiden. Das ist die glückliche Folge dieser entsetzlichen Nacht.“

„Ich bedauere die Kerls nicht, denn ich bin ihr Gefangener gewesen,“ antwortete sein Bruder. „Ich weiß, was für Teufels sie waren. Und wer hat sie dazu gemacht? Wer allein trägt die Schuld an dem heutigen Massenmorde? Die beiden Halunken, welche da bei uns liegen und gar noch die Frechheit haben, einander durch Blicke Zeichen zu geben, welche wir nicht verstehen.“

„Sie sind nicht wert, von uns angesehen zu werden. Bindet sie dort an den Baum, damit sie uns aus den Augen kommen!“

Sein Bruder wollte Einspruch erheben; Emil aber sagte ihm in deutscher Sprache, während sie sich jetzt der arabischen bedient hatten, so daß sie von den Gefangenen verstanden worden waren:

„Laß mich nur machen! Ich habe meine Absicht dabei. Ich bemerkte wohl, daß sie sich Winke geben, die wir nicht verstehen. Ich will aber wissen, was sie einander mitzuteilen haben. Schaffe sie also nach dem Baume und binde sie so an, daß sie sich nicht bewegen, wohl aber miteinander sprechen können. Ein Soldat soll sie bewachen, sich aber so entfernt von ihnen niedersetzen, daß sie wissen, er könne sie nicht hören. Indessen schleiche ich mich in ihre unmittelbare Nähe und belausche sie.“

„Dieser Plan ist nicht so übel. Also fort mit ihnen!“

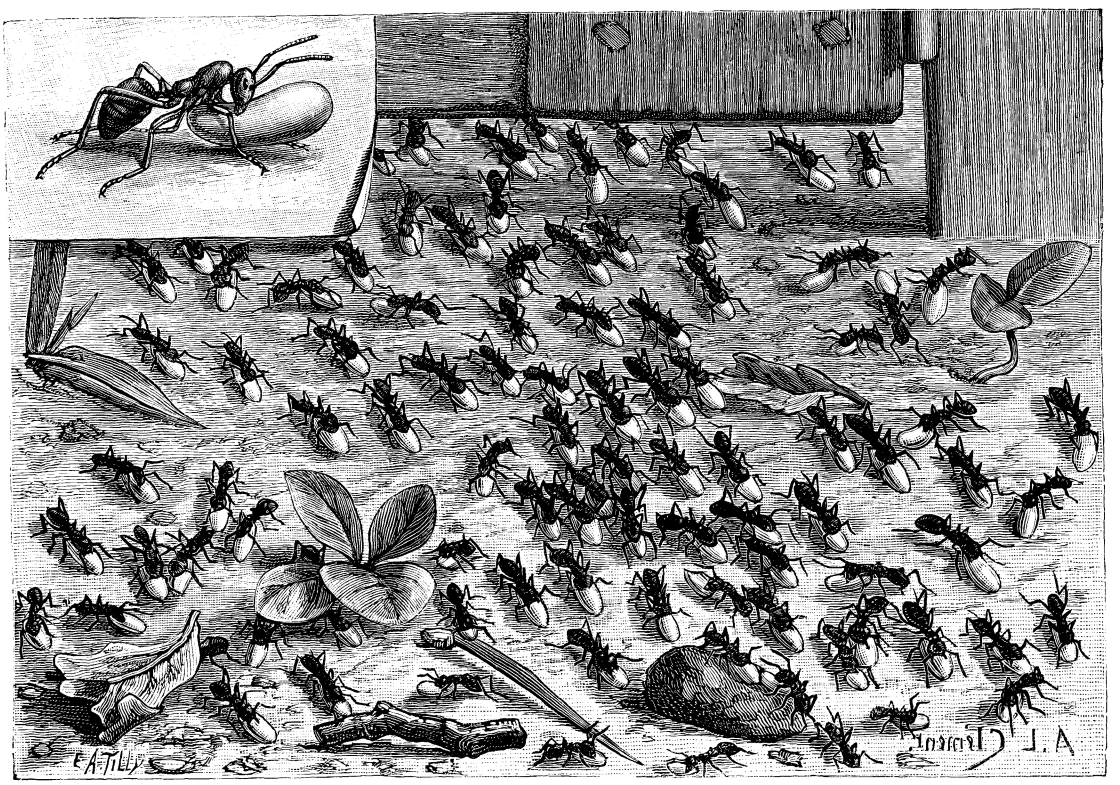
(Schluß folgt.)

Eine Ameisen-Razzia.

Die naturgeschichtliche Thatsache, welche ich in nachstehendem erzählen will, ist nicht gerade eine neue, die man im Leben der Ameisen beobachtet hat; da sie aber meines Wissens noch niemals mit den genügend hervorgehobenen Charakteren und in der deutlich umgrenzten Weise geschildert worden ist, wie ich sie beobachtet habe, so denke ich, daß sie unsre jungen Leser interessieren wird.

Am Sonnabend den 14. Juli 1888 erging ich mich bei sehr lebhaftem Sonnenscheine auf einer genau in der Richtung von Nord nach Süd hinführenden Straße, die an der Stelle, wo ich mich gerade befand, an der Umfassungsmauer eines Gartens hinlief. Hier bemerkte ich denn bald zu meiner Linken und gegen die Mauer hin eine ganze Legion ziemlich großer brauner Ameisen, Formica rufa, welche alle im Geschwindschritt und guter Ordnung in derselben Richtung liefen. Die Heersäule dieser Ameisen war ungefähr 2 dcm breit und hatte bereits eine Entwickelung von nahezu 5 m. Sie ging von einer kleinen, mit Gras und Gestrüpp bewachsenen erhabenen Erdmasse aus, welche etwas höher lag als die Straße, und kam von einem kahlen Pfade mit einer Neigung von mehr als 45° herab. Am Ende dieses Pfades wandte sich der Zug plötzlich unterm rechten Winkel ab, um die Straße zu verfolgen. Ich kehrte um, und erreichte die Spitze des Zuges. Ich verfolgte denselben aufmerksam, um zu sehen, was für einen Zweck diese Expedition haben könne, denn offenbar handelte es sich um die Ausführung eines genau bestimmten Planes. Ich hatte schon während des Marsches mit Erstaunen bemerkt, daß mehrere Ameisen dieses Zuges sich anscheinend eines andern besonnen hatten, wieder umkehrten und zwischen den Reihen der übrigen hindurch gingen, nachdem sie einige ihrer Gefährten aufgesucht und sich mit diesen ohne Zweifel verständigt hatten. Vor der großen Thüre des Gartens angekommen, machte die Spitze der Kolonne Halt, und alle neuen Ankömmlinge gruppierten sich in einen Kreis von großem Durchmesser um dieselbe. Offenbar hatte man sich hier zu einem

Kriegsrat vereinigt, und verständigte sich über einige Vorsichtsmaßregeln, welche zu befolgen waren. Der Kreis öffnete sich in der That bald, und die Ameisen schickten sich an, unter den Thorflügeln des Gartens hindurch einzudringen, allein nicht mehr in geschlossener Kolonne, sondern über einen weiten Raum zerstreut, und langsam und mit Bedacht marschierend. Ich sah sie gegen einen Rasenplatz vordringen, unter welchem ich sie aus dem Gesichte verlor.



Braune Ameisen tragen die Puppen einer andern Art aus einem Ameisenhaufen fort.

Ich war an jenem Tage fieberhaft und verdrießlich. Ich ging traurig weiter und dachte über das eben Gesehene nach. Ich glaubte, es handle sich hier um irgend ein unglückliches Tiervölkchen, welches aus seinem seitherigen Wohnsitze vertrieben und genötigt worden sei, eine günstigere Heimat aufzusuchen. Ich täuschte mich ganz und gar, denn ich hatte der Veranstaltung einer Razzia, eines vorbedachten Raubzuges, angewohnt. Als ich nämlich, nach Verlauf von einer halben Stunde, auf demselben Weg zurückkehrte, sah ich meine braunen Ameisen auf dem Rückwege begriffen, wobei jede von ihnen zwischen ihren Kiefern eine große Ameisenpuppe trug, aber ohne Zweifel die einer andern Ameisenart. Die Ameisen marschierten nicht mehr in Ordnung: jede wanderte auf eigene Faust, nur darauf bedacht, ihre Beute nicht loszulassen. Nun war die Frage: Hatten diese braunen Ameisen mit einem barbarischen Raffinement sich eine Beute für ihre Tafel geholt? Oder war es ihnen vielmehr nur um die Puppen zu thun, die sie bei sich selbst ausschlüpfen lassen wollten, um die daraus hervorgegangenen Wesen als Sklaven zu behandeln? Als Sklaven, von denen sie, durch eine gerechte Strafe, bald selbst ihrerseits Sklaven werden würden, indem sie sich der Arbeit entwöhnten? War es eine gehässige That des Raubes oder der Vergewaltigung, welcher ich beigewohnt hatte? Oder muß man zugeben, daß die ihrer Nachkommenschaft beraubten Ameisen sich gern in ihr Geschick ergeben, und im voraus dazu bestimmt sind? Jedenfalls war die Verteidigung, falls eine solche überhaupt stattgefunden hatte, keine energische gewesen, denn die Plünderer wurden nicht verfolgt.

Der erste Teil des Dramas hatte mich traurig gestimmt, aber mir eine trügerische Illusion gelassen; das Ende betrübte mich noch mehr. Ich tröstete mich jedoch damit, daß ich mir sagte: diese Sklaven haltenden Ameisen, wenn sie auch nicht besser seien, als die Sklavenhalter unter den Menschen, verstehen wenigstens ihre wahren Interessen besser; sie mißhandeln ihre Opfer nicht allzusehr, weil sie meist zu guter Letzt selbst die demütigen Untergebenen derselben werden. Und dann ist vielleicht auch, dachte ich mir, den Naturforschern, welche von der Unterwerfung der einen Rasse unter die andre berichten, nicht der ganze Vorgang bekannt geworden. Die Ameisen, deren Puppen die großen Braunen raubten, bestehen; entweder wird ihnen bei einem solchen Raubzug nicht ihre ganze Nachkommenschaft weggenommen, oder die Sklaven kehren an irgend einem Tage wieder in das heimatliche Lager zurück. Vielleicht, so dachte ich, werde ich dieser Tage einen Zug junger Ameisen sich munter nach ihrem früheren Aufenthalt begeben sehen.

Seit der Zeit, wo Descartes, durch eine diesmal unglückliche Inspiration seines Genius, das Tier auf den Standpunkt und Zustand einer Maschine zurückzuführen suchte, und wo Malebranche, sein fanatischer Schüler, diesen Satz bis zur Extravaganz trieb, seit der Zeit, wo Buffon, im Widerspruch mit seinen pomphaften Behauptungen über die Eigenschaften des Hundes, des Pferdes ꝛc., sich Mühe gab, zu beweisen, daß beim Tiere alles Instinkt und Mechanismus sei, hat man in der Reihe dieser Fragen einen großen Schritt vorwärts gethan. So wenig heutzutage ein Astronom die Mehrheit der Welten leugnet, so wenig bestreitet heutzutage mehr ein Naturforscher die oft sehr erhabenen Offenbarungen der Intelligenz, Raisonnement und andre psychische Eigenschaften der Tiere.

Die beiden Ameisenhaufen, von denen ich rede: derjenige der Plünderer und derjenige der Geplünderten, sind sehr weit voneinander entfernt, und der eine liegt innerhalb einer Einfriedigung. Ich begehe gewohnheitsmäßig jeden Tag denselben Weg; ich hatte niemals auf demselben Ameisen verkehren sehen. Der Instinkt konnte der braunen Ameise sagen, daß in der Nähe andre Ameisen vorhanden und im stande seien, dasjenige zu thun, was sie selbst nicht können, oder nicht thun wollen; allein hier hören die Enthüllungen dieses Instinktes auf. Um denselben zu befriedigen müssen die Ameisen unverkennbar Späher und Forscher gehabt haben, welche auszogen, um einen Ameisenhaufen von Arbeiterinnen zu suchen, und kühn in denselben eindrangen, um zu erspähen, wann das Eierlegen vor sich gehen würde, um dann ihre Gefährtinnen zu benachrichtigen, sobald dieser Augenblick gekommen. Diese Nachricht mußte notgedrungen dem ganzen Ameisenstaat rasch mitgeteilt und der Befehl zum Ausmarsch schnell gegeben und vollkommen begriffen worden sein, da die Spitze der Kolonne in guter Ordnung und einem raschen Schritte vorrückte. Diese Legion muß ferner notgedrungen Führer gehabt haben, welche ihrer Sache und des Ziels, wohin man sich begab, vollkommen sicher waren. Die Ameisen, welche umkehrten, und lebhaft durch alle Reihen wanderten, um zu sehen, ob alles regelrecht vor sich gehe, wußten wahrscheinlich, daß unter den ihrigen, gerade wie bei uns Menschen, Intelligenz und Pflichtgefühl nicht bei allen gleich groß sind. Der Kriegsrat, welcher im Kreise vor dem Angriff auf das zu plündernde Lager gehalten wurde, ist der Beweis für eine an Vernunft grenzende Vorsicht und Klugheit, Kein Tollkopf im Oberbefehl hatte gesagt: „Alles ist bereit!“

Mit all dem vorstehend Angeführten will ich den Leser nichts *Neues* lehren. Er wird in den Werken von Karl Vogt, Brehm, Latreille, Förster, Lubbock u. a. m. ganz merkwürdige Beobachtungen über die Sitten und Fähigkeiten der Ameisen bereits gefunden haben oder später finden. Wenn ich mich auf einige Darlegungen und Entwickelungen über diesen Gegenstand eingelassen habe, so geschah es nur, weil ich unter diesen kleinen Wesen niemals eine ganze Reihenfolge von mannigfaltigeren und sämtlich kombinierten Handlungen, welche den Zuschauer zu demselben gezwungenen Schlusse führten, habe abspielen sehen. Hätte ich in dem Auftritte, dessen Zeuge ich geworden war, nur Mechanismus und blinden Instinkt erkennen wollen, so hätte ich in Wahrheit selbst nur mit diesen beiden Motoren begabt sein müssen, und meine unbefangenen jungen Leser werden sich gewiß in diesem Schlusse mir anschließen.

Sonnenuntergang an der Nordspitze Helgolands.

Einen ergreifenden Eindruck muß es auf den Binnenländer machen, wenn er den Sonnenball vom wolkenlosen Himmel in das Meer hinabsinken sieht. Auf dem Lande ist es stets ein Gegenstand, ein Berg, ein Haus oder ein Baum, hinter dem das Tagesgestirn verschwindet, wo es gleichsam an einem bekannten Ort zur Ruhe geht. Hier aber ist nichts als das langgestreckte Meer, und auf ihm kein Merkmal, wo das Licht des Tages erlischt. Wenn der letzte Blick des Gestirnes hinter der Flut versank, überkommt uns eine Ahnung des Unendlichen, Raumlosen, in dem wir als Atome auf einem Staubkorn leben, auf dessen feuchtem Ueberzug, den wir Meer nennen, uns schon der Riesenbau eines Linienschiffes in kurzer Entfernung als winziger Punkt erscheint. Wie klein kommt uns da erst der Mensch vor, und wie lächerlich erscheinen blasierte Badegäste, die jene lange Bank auf der Nordspitze regelmäßig einnehmen, und den Sonnenuntergang kritisieren, den sie als ein bezahltes Schauspiel betrachten, das zu ihrem Vergnügen abends aufgeführt wird, um ihnen eine halbe Stunde die Zeit zu vertreiben. Wenn das Meer ruhig ist, hat man den prächtigen Anblick einer breiten Feuersäule, in der sich die Sonne im Meer widerspiegelt. Je mehr sich die Sonnenscheibe nach dem Horizont senkt, um so kleiner wird die Glanzsäule, die sich, wenn die Scheibe mit dem Rand den Horizont berührt, ganz verliert, so daß man den sonderbaren Anblick einer Wasserfläche hat, auf der sich die Sonne nicht widerspiegelt. Diese Erscheinung kommt jedenfalls von der Rundung her, welche die Erde, und mit ihr die Meeresfläche macht. Auf dem hohen Standpunkt, den man auf der Klippe hat, sieht man dann die Sonne noch, wenn sie schon hinter der Krümmung steht und ihre Strahlen nicht mehr auf das Wasser fallen können. Wer am Fuß der Klippe steht, sieht die Sonne schon hinter der Flut versinken, wenn die Obenstehenden dieselbe noch über dem Wasser sehen. Auf der Insel Helgoland kann man auf diese Weise die Sonne zweimal an einem Abend untergehen sehen; denn, wenn man am Wasser stehend, sie eben hinter der See verschwinden sieht, und schnell die Treppe hinaufsteigt, welche auf den Gipfel der Klippe führt, so bekommt man oben die volle Sonnenscheibe noch einmal zu Gesicht, und sieht sie zum zweitenmal untergehen. Die Maler machen deshalb einen Fehler, wenn sie, den Sonnenuntergang von einer Höhe malend, die Sonne am Horizont über das ganze Wasser spiegeln lassen. Ebenso fehlerhaft ist der Reflex, den man bei entfernten Segelschiffen die weißen Segel auf das Wasser werfen läßt, weil eine solche Spiegelung nur bei ganz glattem Wasser, oder in nächster Nähe stattfinden kann. Dieser Zustand kommt aber selten vor, und selbst die kleinsten Wellen verhindern das Sehen der Spiegelung im Wasser, weil die Seite der Wellen, auf welcher sich der Gegenstand spiegelt, von uns abgewandt ist. — Einen großartigen Anblick gewährt der Sonnenuntergang bei Gewitterluft. Wenn dann der Horizont im geheimnisvollen Schatten der Wolken verschwindet, und die Sonnenscheibe goldgelb oder blutrot, wie ein schwerer Goldball, in die Wolkenmasse sinkt, wälzen sich die langen Wogen auf den Strand, und tragen auf ihrem Rücken breite Glanzlichter der Sonne, die sie, eins nach dem andern, in die Brandung schütten, welche sie unersättlich verschlingt. — Ein schöner Anblick ist es, wenn nach einem trüben Tage die Sonne unter der Wolkenschicht hervortritt, die vielleicht im Westen ihr Ende erreicht. Gewöhnlich kommt dann jene rote Beleuchtung vor, die bengalischem Feuer gleicht, und die besonders auf dem weißen Dünenhügel eine wundervolle Wirkung hervorbringt.

Denkspruch.

Gott schenkt die Nuß, sie aufzubeißen,
Mußt Du schon selber Dich befleißen.

Abraham, ein Jäger aus Labrador.

Wiederholt schon hat die Firma Hagenbeck in Hamburg Gelegenheit gegeben zu originalen Völkerstudien, ohne daß wir selber unsre heimische Scholle zu verlassen nötig gehabt. Das Jahrhundert des Dampfes kennt keine räumlichen Entfernungen mehr. Was aber der gebildete spekulative Europäer seinen bis dahin bedürfnislosen Naturkindern jedesmal als Gewinn der Rundreise in Aussicht gestellt oder kontraktlich zugesichert, wie er sich ihnen überhaupt in diesem Sinne verständlich zu machen gewußt haben mag, bleibt wohl für alle Zeiten ein interessantes Geschäftsgeheimnis.

Volk und Land, gleichviel wie sie heißen, sind übrigens ja untrennbar. Ersteres, namentlich in einzelnen Figuren von seinem ureigenen Hintergrunde losgelöst, ist wohl nirgends trotz aller mitgeführten meist bewunderungswürdig einfachen Apparate im stande, uns über seine Heimat, sein Wesen und Empfinden nur annähernd das wissenschaftlich haltbare Bild zu liefern. Gewissermaßen als Schaustück nur gelten der Menge jene dunkelschattierten Fremdlinge, deren eigene Wohnplätze, weil ohne Entbehrungen nicht zu durchwandern, noch selten von uns aus Reiseziel gewesen. Aus diesem Grunde ist zur Zeit die betreffende Litteratur noch eine äußerst spärliche.

Im Jahre 1877 erschien erstmalig, auf Veranlassung Hagenbecks, mit Genehmigung der deutschen Regierung, im Hamburger Tierpark unter Führung eines jungen Norwegers eine Eskimogruppe. Sie stammte aus Jacobshaven, der Westküste Grönlands, bestand aus Mann, Frau, zwei Kindern und zwei jungen Männern; sie führte Hunde, Eisbären, Robben und Gerätschaften aller Art mit sich. Das Schicksal dieser Gesellschaft ist mir nicht bekannt. Jedenfalls muß der Unternehmer seine Rechnung wohl gefunden haben, denn bereits im Dezember 1880 wurden, als auf einer Rundreise durch Europa begriffen, mehrere Eskimofamilien wieder für Geld gezeigt. Der Held dieser Expedition schrieb unermüdlich jedem Wißbegierigen, der ihm ein Stücklein Papier reichte, mit sicherer Hand und immer lächelnden Mienen selbstbewußt seinen Heimatschein: Abraham, alt 26 Jahre, Labrador.

Oft und lange habe ich mich mit diesem Fremdling unterhalten, der sich bezüglich Sprachbegabung ungemein talentiert zeigte. Speciell zu Abraham gehörten ein Bruder, eine Frau, ein kleines Kind. Wie schon der Name besagt, bekannte er sich zum Christentum, ja, er war sogar so bibelfest, daß er gelegentlich einer Opernvorstellung, welche er in landesüblicher Gewandung in Begleitung seines Unternehmers besuchte, durch Glanz und Gruppierung überwältigt, bei Aufgehen des Vorhanges sofort freudig laut rufen konnte: „Ha, König Salomo und seine Weiber!" Die weiteren Teilhaber an der Partie waren ein noch heidnischer alter Häuptling, dessen Frau und Tochter. Letztere, ein Kind von 15 Jahren, war das erste Opfer, welche eine unnatürliche Lebensweise und — wie man sagte — auch Heimweh, forderte. Während meines ersten Besuches holte eine moderne Droschke das in allerlei Felle und Tücher gehüllte Heidenkind ohne jedwede Ceremonie zur Bestattung auf unsrem christlichen Friedhofe ab. Die trauernden Alten verließen ihr Zimmer nicht, mußten sich aber dort die Besuche herzloser Neugieriger von Geschäftswegen gefallen lassen, standen sie doch mit auf dem Programm. Nach etwa sechs Wochen waren sämtliche Köpfe dieses „Transportes" nicht mehr unter den Lebenden. In Paris starb zuletzt Abraham. Das gibt jedem Humanisten zu denken.

Unser Abraham konnte sein Bier trinken und seine Cigarre rauchen trotz einem deutschen Studenten. Er war auch bereits, zu seinem Schaden, so kulturbeleckt, daß er auf jeden Ruf eines Zuschauers diesen beiden Genüssen unbedenklich folgte, ja, er glaubte zu beleidigen, wenn er dabei die Nagelprobe nicht machte.

Die Last der Unterhaltung des verehrungswürdigen Publikums trug denn auch er nahezu allein. Er war es, der einen einstimmigen, schwermütigen, weil abwechselungslosen, wie aus weiter Ferne leise tönenden, aber keineswegs unangenehm unser Ohr berührenden Gesangsvortrag leitete. Die regelmäßige Beteiligung an diesem war die einzige Leistung seiner Frau, aber eine männliche und weibliche Stimme war dabei nicht unterscheidbar. Und im übrigen wandelte die nach unsren Begriffen überaus häßliche kleine Person mit den tiefschwarzen, glatt angeklebten dünnen Haaren und mageren Körperformen, mit ihrem in einem Fellkorbe auf dem Rücken befindlichen Kinde in unnahbarer Haltung die Kreisbahn im Skating ab. Ließ sie sich aber einmal ermüdet auf einer Seitenbank nieder, drangen deutsche Frauen und Kinder dem kleinen Dinge allerlei gekaufte Süßigkeiten auf, die wahllos in großen Mengen verzehrt wurden und im winzigen Magen natürlich als Gift wirkten. Für alle Liebkosungen hatte die fremde Frau auch nicht einen einzigen, lächelnden Mutterdank, es schien, als habe man gerade sie zur Teilnahme besonders gezwungen, als ahne sie den nahen Tod.

Genau in der Mitte des Schauplatzes war ein Sommerzelt aus Fellen und Stangen errichtet. Dessen leichtes Ab- und Aufschlagen kommt den Eskimos bei ihren sommerlangen Wanderungen sehr zu statten. Zur Winterszeit wohnen sie in einer Erdhütte, welche in der Regel ein Quadrat bildet. Der Boden ist einige Fuß vertieft, das Innere mit Stangen und Fellen gefüttert. Der hintere Raum dient als Schlafgemach, in der vorderen Hälfte verbringen sie die acht Monat lange Winterzeit, sie nur verlassend, wenn die günstige Witterung jagdliche Ausflüge gestattet. Das Aeußere ist mit Rasenstücken eingedeckt. Den Eingang kann man nur in bückender, fast halb kriechender Stellung gewinnen und der widrige Thrangeruch und erstickende Qualm, welcher nur ungenügend Abzug hat, macht dem Fremden den längeren Aufenthalt unmöglich. Das Glas der Fenster wird durch Därme ersetzt, was nur ein mattes, schwaches Licht hindurchläßt.

Neben dem Sommerzelte lagen Jagd- und Fischereigerätschaften, Lanzen und Harpunen, auch ein kleines Jagdboot (Kajak), ein leichtes Gestell mit Seehundsfell überzogen. In der Mitte ist ein Loch, welches den einzelnen Jäger aufnimmt, welcher so direkt auf den Boden zu sitzen kommt. Mit unglaublicher Schnelligkeit und Gewandtheit vermögen sie dies leichte Fahrzeug zu steuern, in welchem sie innerhalb einer Stunde acht Seemeilen zurücklegen können. Höchst selten verfehlt die Harpune, von sicherer Hand geführt, ihr Ziel.

Neben und unter einem sehr einfachen hölzernen mit Fellen bedeckten Familienschlitten ruhen sechs angespannte Eskimohunde in süßem Schlummer, bis Abrahams lange, kunstgeübte Peitsche knallt. Niemand sonst vermag mit dieser nur

einen Ton hervorzubringen, so viele Prahler sich auch melden. Wie elektrisiert springen die nebeneinander praktisch mit einfachen Stricken aus Renntiersehnen zugfähig gemachten Tiere auf, um den Schlitten, beschwert mit Abraham und Publikum, in weitem Bogen mit riesiger Geschwindigkeit durch den Raum unter fortwährendem Gebell zu schleifen.

Wieder am Ort durcheilt Abraham mit Schneeschuhen in weiten Schritten die Flächen, und seine Leistung ist eine bewundernswerte.

Die Haupt- und Staatsaktion war aber allemal eine Robbenjagd. Diese sind das Lieblingswild der Eskimos. Abraham schleifte seinen in einen Sack aus Robbenfellen gehüllten Bruder, der eine lebende Robbe vorzustellen hatte, mitten in den Kreis. Er selber lagerte sich, mit einem vorweltlichen Vorderlader bewaffnet, in die entfernteste Ecke und beobachtete mit ersichtlichem Vergnügen von da aus sein Wild, immer den richtigen Augenblick zum Näherschleichen erfassend. Selber auch in Robbenfelle gekleidet, soll er dem beschlichenen Tiere von vornherein als Artengenosse erscheinen. Gar bedächtig, zögernd hebt er den Kopf. Jede unwillkürliche Bewegung, die er naturgemäß sein Opfer machen sieht, wiederholt mit denkbarster Genauigkeit sein eigener Körper. Die ganze andre Welt tritt zurück, er ist nur Jäger. Nach jedem glücklichen Vorwärtsrutsch — er liegt immer platt auf der Erde — strahlt sein Gesicht. Man muß das alles mitangesehen, miterlebt haben, kann es sonst nicht wahr genug beschreiben. Endlich, nachdem das interessante Schauspiel lange genug gewährt, ihn aber auch in den Schußbereich gebracht hat, wird urplötzlich der Schuß abgegeben, ebenso schnell erhebt sich aber auch der Schütze, um sich in jähen Sprüngen seiner Beute zu bemächtigen, die er triumphierend an uns vorüberzieht.

Der Eskimo ist von kleiner untersetzter Statur, hat einen verhältnismäßig dicken, wie geschwollenen Kopf, gelbe Hautfarbe, schwarzes, dichtes, straffes Haar, das allemal die Ohren voll bedeckt, etwas schiefstehende, geschlitzte, aber gutmütige Augen und einen kaum wahrnehmbaren Schnurrbart. Die Sommerkleidung besteht aus buntem leinenen Oberhemd, Hosen und Schuhen von Seehundfell. Im Winter wird dieselbe mit einer wärmeren vertauscht, der ganze Anzug besteht dann aus mit Pelz gefütterten Seehundfellen. Die Kleidung der Frauen ist auch hier ein Ausdruck von Putz und Eitelkeit. Die Kopfbedeckung, eine Art Mütze, wird von dem Felle eines neugeborenen Hundes bereitet. Die Kleidung besteht auch hier aus Seehundfellen und befindet sich außerdem auf dem Rücken, wie schon erwähnt, eine kiepenähnliche Tasche, welche zum Kindertragen dient. Reichlich ist Oberkleid und Hose mit rot und weißem Leder eingefaßt. Die Stiefel, welche bis zum Knie reichen, sind von gelbem Leder, in die Dessins von rot und weißem Leder kunstgerecht eingenäht sind. Wenn man namentlich diese „Staatsgewänder" aus Eisbärfellen betrachtet, kann man sich des Gedankens an unsre modernen Nähmaschinen und sonstigen technischen Hilfsmittel nicht entschlagen, so exakt sind die Nähte ausgeführt.

Eine Jagd auf Eisbären ist ebenso anstrengend, wie gefährlich. Persönlicher Mut und Kraft kommen zur vollsten Geltung. Die Hunde sind vortreffliche, scharfe Gehilfen, welche mit Eifer jedes dort vorkommende Wild dem Jäger geschickt stellen. Der Hund ist freilich auch das einzige Haustier des Eskimo. Seine dortigen Leistungen erscheinen uns unglaublich, er zieht Schlitten mit 3—400 kg und läßt sich dafür mit Fußtritten belohnen.

Die Lebensweise des Eskimo ist entsprechend unglaublich einfach; seine Genügsamkeit, Gutmütigkeit und namentlich Friedensliebe lassen ihn als ein Muster von Tugenden erscheinen. Fisch, Robben, Vogelfleisch bilden seine Hauptnahrung, Thran ist sein Lieblingsgetränk.

Man kann sich angesichts solcher Thatsachen leicht zurechtlegen, daß unsre moderne Kost, zusammen mit allerlei andren ungewohnten Verhältnissen, jene Menschen von der Heimkehr entband. Armer Abraham! Wie unsagbar groß oder aber auch wie klein würdest du in deinem Lande geworden sein, hätte dein Fuß es wieder betreten!

Heldensinn.

(Schluß.)

Ehe der arme, aber nunmehr wieder reiche und glückliche Ungarheld Szapári die plötzliche Wendung seines Schicksals noch ganz erfaßte, denn er glaubte in der That von einem Traum befangen zu sein, und ehe noch Hamsa-Beys Gebot, den bedrängten Wachsoldaten neue Hilfskräfte zusandte, hatte der Reiterkommandant, der kein andrer als Graf Adam Batthyány war, den Freund auf sein Roß emporgehoben und so schnell als sie gekommen, stürmten die tapferen Magyaren mit der kostbaren Beute: dem edlen Ungarhelden Szapári, wieder davon. Maßlos war die Wut Hamsa-Beys, als er von der Befreiung seines verhaßten Gegners Kenntnis erhielt. So berichten die Geschichtschreiber der damaligen kriegsbewegten Zeit.

IV.

Die schönste Heldenthat.

Man schrieb das Jahr 1686. Das Christenheer zog wieder der Festung Ofen entgegen, wo noch immer der Halbmond gebot.

Beinahe aus ganz Europa waren christliche Streiter herbeigeströmt, endlich auch auf ungarischem Boden den Sieg über die Türken zu erfechten.

Da standen 25000 Mann kaiserliche Truppen, 3000 Franken, 8000 Sachsen, ebensoviele Bayern unter dem Kurfürsten Max Emanuel, und noch andre Truppen, darunter 60 Spanier aus Katalonien (meist Handwerker). Sie hatten sich zu Barcelona das Wort gegeben, gegen die Türken zu ziehen. Auf verschiedenen Wegen zu Wasser und zu Land, vieles leidend, trafen sie endlich in Wien beim spanischen Gesandten zusammen. Der Kaiser reihte sie dem Starhembergischen Regimente ein, und gab ihnen einen gedienten Krieger aus Andalusien, Franz Astorga, zum Führer. Sie waren fleißig bei der

Bilder aus den Manövern: Schwärmen.

Arbeit, die meisten blieben unter den Ruinen Ofens. Die Artillerie kommandierte der vielgenannte Anton Gonzales von Flandern, als Chef des Generalstabs stand der kampffertige Wurz, Generalkriegskommissär war der edle Rabata.

So stand nun die ganze Heeresmasse vor der alten Königsstadt Ofen, in welcher der türkische Befehlshaber Pascha Ibrahim seine Agas zusammentreten ließ, und ihnen für die von ihm erwartete tapfere Verteidigung der Festung den großen irdischen Lohn von seite des Sultans, und wenn sie fallen würden, das Paradies Mohammeds verhieß; hierauf beorderte Pascha Ibrahim die Tapfersten seiner Krieger auf die gefährlichsten Posten, und ließ sogar den Weibern Pfeile reichen, die sie aus sicheren Verstecken auf die Belagerer abschießen sollten.

Am 15. Juli kam es zum ersten Generalsturme, bei welchem der tapfere Graf Guido Starhemberg, die Grafen Auersperg und Herberstein die beiden Flügel und das Centrum des Belagerungsheeres kommandierten, wobei Graf Herberstein zum Tode verwundet wurde.

Pascha Ibrahim jagte Janitscharen auf Janitscharen in den Sturm, der damit endete, daß 1400 Mann der Belagerer von den Türken niedergehauen, von den Flammen verzehrt, oder von den durch eine platzende Mine aufgeworfenen Erdhaufen verschüttet und erstickt wurden.

An einem der folgenden Tage flog eine glühende Kugel aus der größten Kanone der Belagerer, dem, dem Kaiser Max I. zu Ehren genannten „Weckauf", auf das Hauptzeughaus der Türken, wo sie alle Gewölbe durchbrach, worauf das Pulvermagazin des Zeughauses in die Luft flog. Im Umkreise einer Stunde erbebte die Erde, die Donau trat aus ihren Ufern, große Steine fielen aus den Lüften über das Lager und den Donaustrom bis Pest hinab, schwarzer Rauch erfüllte die Luft, so daß keiner mehr den andern sehen konnte. Alle Wachtposten flohen auseinander, Angst, Schrecken und Verwirrung herrschte ringsum. Als sich nach etwa zwei Stunden der Dampf verzogen hatte, sah man, daß die Festungsmauern von Ofen in der Breite von 60 Fuß eingestürzt waren.

Eine Aufforderung der Belager an den Pascha von Ofen zur Uebergabe der Festung wurde von demselben kurz zurückgewiesen. Der Pascha, welchem das Heranrücken des Großveziers mit einem Entsatzungsheere von 80000 Mann bekannt war, wollte von einer Uebergabe der Festung nichts wissen. So erfolgte denn, nachdem der kaiserliche General Schärfenberg den Belagernden eine Verstärkung von 12000 Mann zugeführt hatte, am 2. September, dem Festtage des einstigen vielgenannten Ungarkönigs Stefan, der entscheidende Generalsturm auf die Festung.

Der umsichtige und thatkräftige Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, Herzog Karl von Lothringen, erhielt schon am Morgen des genannten Tages durch seine ausgesandten Reiter die Nachricht, daß im Lager des dem Pascha Ibrahim zu Hilfe geeilten Großveziers, unfern der Festung, Ruhe herrsche, daß derselbe somit für diesen Tag keinen Kampf beabsichtigte. Da ließ nun der Herzog um 6 Uhr abends, vom Schwabenberge aus, das Zeichen zum Angriffe geben, und der letzte Generalsturm auf die Festung begann.

Es war ein furchtbarer Kampf. Am heftigsten entbrannte das Feuer an der Stelle des großen Wiener Thores.

Es war, als ob jetzt himmlische Mächte selbst der Christen Waffen führen würden: immer mehr lichteten sich die Reihen der Turbanträger; vergebens rief Pascha Ibrahim die Hilfe des Propheten an; es war, als ob der Christengott, den er in seiner Jugend angebetet und später des Mammons wegen verleugnet hatte, seinen strafenden Arm nunmehr schonungslos walten lassen wollte. Ja, vergebens kämpfte der Renegat Ibrahim mit den letzten seiner Tapfern; die meisten waren gefallen und die andern hatten in wilder Flucht ihr Heil gesucht. Endlich sank auch der Pascha selbst, nach mutvoller Gegenwehr, mit dem blutgetränkten Säbel in der Faust, als Leiche zur Erde, sein Stellvertreter Csonka-Bey wurde gefangen genommen, und unter den vielen übrigen Gefangenen der Christen stand auch, mit todbleichem Gesichte, ihr erbittertster Feind — der stolze Hamsa-Bey . . .

Als der dem Pascha zu Hilfe gekommene Großvezier, draußen, im Rücken der kaiserlichen Truppen, von ferne die Eroberung der Festung durch die tapferen Belagerer wahrnahm, mochte er nicht mehr mit ihnen anbinden, sondern fand es für geratener, sich mit seinen Truppen eiligst nach Essek zurückzuziehen.

So war also die altehrwürdige Hauptfestung des Magyarenreiches, Ofen, nach der durch 145 Jahre über dieselbe dauernden Herrschaft der Türken, welche diese Stadt „ein Haus des heiligen Kampfes, ein Grenzbollwerk des Islams in Europa, das Schloß und den Schlüssel des Osmanischen Reiches" nannten, den Türken wieder entrissen, und das Kreuz hatte über den Halbmond wieder einen herrlichen Sieg errungen.

* * *

Während Hamsa-Bey und seine Genossen nun in Ketten lagen, saßen im Saale der Festung Ofen, wo einst Ungarns Könige die Huldigungen ihrer Getreuen entgegengenommen hatten, bei der reichbesetzten Tafel, die Besieger des Halbmondes.

An ihrer Spitze saß der edle Herzog Karl von Lothringen, ihm zur Seite der Kurfürst von Bayern, der Markgraf Ludwig von Baden, welcher die Türken noch weiterhin verfolgt hatte, und ein damals noch ganz junger, später aber als kaiserlicher Feldherr hochberühmt gewordener Krieger, Prinz Eugen von Savoyen. Ferner weilten hier im Kreise die andern Helden des Feldzuges, Guido von Starhemberg, Auersperg, Herberstein, Batthyány, der edle Stefan Kohary, den die Empörer zu Fülek gefangen genommen und den Qualen eines dreijährigen Kerkers preisgegeben hatten, aber mit allen Versprechungen und Drohungen nicht an der Treue für seinen König hatten wankend machen können, und Peter Szapári.

Den ersten Trinkspruch, den Herzog Karl von Lothringen mit dem, mit echtem Tokaierwein gefüllten Pokal aus gediegenem Golde in der Hand, ausbrachte, galt dem deutschen Kaiser und Könige von Ungarn, Leopold I., in welchen Trinkspruch alle Anwesenden begeistert einstimmten.

Und wieder erhob sich der Herzog und brachte, den neuerdings bis zum Rande gefüllten Becher emporhebend, ein zweites Hoch aus auf die Helden des kaiserlichen Heeres, auf alle, die da aus Oesterreich sowohl, wie aus fernen Landen zum Kampfe gegen den Halbmond gekommen waren. Auch dieses „Hoch!" wurde vom begeisterten Jubel aller Anwesenden begrüßt und gab Veranlassung, daß nun manches interessante Kriegsabenteuer und manche bestandene Gefahr dieser Heldenmänner erzählt wurde.

Da mußte auch Szapári seine Schicksale erzählen, und seine Worte verfehlten nicht, die Herzen seiner edlen Kriegsgenossen ebenso mächtig zu bewegen, als sie

das Gefühl höchster Empörung gegen den grausamen Hamsa-Bey in denselben noch steigern mußten.

Aber seltsam leuchtete es jetzt im Antlitze des Herzogs von Lothringen. Wie ein stiller Triumph glitt es über seine Züge, als er sich zum Grafen Szapári wandte: „Wisse, edler Mann und Held, der Elende, der dich mit unerhörter Grausamkeit, dem Tiere gleich, an den Pflug spannen ließ," sagte der Herzog mit sichtlich bewegter Stimme, „der dich seinen Acker pflügen ließ, der deine Heldenfaust benützte, die Harke zu handhaben, ist, nach der seltsamen Fügung des allgerechten Gottes, unser Gefangener geworden und harrt unten, im düstersten Burgverließe, in Ketten geschlagen, seines weiteren Schicksales."

Ein beifälliges Gemurmel ging durch die Reihen der Versammelten.

Szapári, der von der Gefangennahme Hamsa-Beys noch keine Kenntnis gehabt hatte, starrte dem Sprecher sichtlich überrascht ins Antlitz. „Wie?" rief er, „Hamsa-Bey ist unser — ist Euer Gefangener?"

Der Herzog fuhr mit erhobener Stimme fort: „Hamsa-Bey ist dein Gefangener, denn kraft der unbedingten Vollmacht, welche Seine kaiserliche Majestät Leopold I. mir, als dem ersten Heerführer bei dieser Belagerung Ofens, erteilt hat, trete ich nun diesen mir gleichfalls zur beliebigen Verfügung gestellten türkischen Janitscharenaga Hamsa-Bey an dich ab, und du magst ihm nun zur gerechten Strafe zeigen, daß ein ungarischer Edelmann und tapferer Verteidiger des Vaterlandes nimmer in jener Weise entwürdigt werden dürfe, wie es der grausame Hamsa-Bey mit dem Helden Szapári gethan!"

Allgemeiner Beifall gab sich nach diesen Worten im Kreise kund. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch die an den Thürschwellen stehenden Diener, welche Zeugen dieser Scene waren, die Kunde, daß der Herzog von Lothringen den gefangenen Janitscharenaga Hamsa-Bey, den einstigen Peiniger des Grafen Szapári, nun diesem selbst überliefert habe.

Szapári aber stand eine Weile schweigend da. Er war tief ergriffen und schien keines Wortes mächtig zu sein. „Ja," rief es in seinem Innern, „Gott ist ein gerechter Richter, der das Gute belohnt und das Böse bestraft."

Ein gewaltiger Sturm schien sein Inneres zu ergreifen. Er schien im Geiste nochmals all die Leiden und Demütigungen zu durchleben, die ihm Hamsas Grausamkeit bereitet hatte. War es nun nicht Triumph und Genugthuung für ihn, endlich an seinem herzlosen Verfolger, seinem Peiniger, Rache zu nehmen? Ja, sein Blick begann bei diesem Gedanken seltsam zu leuchten! „Dank, Dank!" entrang es sich jetzt seiner Brust, „Dank, hochherziger Gebieter, und Dank dem Himmel," fuhr er mit einem bedeutungsvollen Blicke nach oben fort, „daß er mich begnadigt, die mir von meinem Feinde einst angethane Schmach nun rächen zu können, und," setzte er, sich wieder zu dem Herzoge wendend, hinzu, „mein edler Gebieter wird mir gestatten, noch in dieser Stunde dem Drange meines Gefühles zu folgen, und Genugthuung zu nehmen an meinem nunmehr zu meinem Sklaven gewordenen Verfolger."

Der Herzog nickte zu: „So sei es," schallte es von seinen Lippen, und ein beifälliges Gemurmel ließ sich auch im Kreise der Ritter und Edeln vernehmen, denn das Herz eines jeden Rechtlichdenkenden mußte ja von Erbitterung gegen den grausamen Hamsa-Bey erfüllt sein.

So stieg also Peter Szapári bald darauf in das düstere Burgverließ hinab, wo sein einstiger Peiniger in schweren eisernen Ketten lag.

Es war bereits durch die Diener und Wächter der Burg zu den Ohren des Gefangenen gedrungen, daß er durch den Urteilsspruch des Herzogs von Lothringen zum Sklaven jenes Mannes geworden sei, den er einstens so grausam behandelt hatte.

Mit todbleichem Antlitze und in dumpfem Hinbrüten lag er auf dem feuchten Stroh, bange der Rache des Christen harrend.

In der That betrat noch in derselben Stunde Peter Szapári, das Haupt stolz emporgerichtet, mit seltsam bewegten Zügen das dumpfe Gefängnis, jenes grabähnliche Verließ.

„Hamsa-Bey," tönte es jetzt mit bewegter Stimme von den Lippen Peter Szapáris, „kennst du mich?"

Der Türke fuhr beim Klange dieser Stimme, als wäre er von einer Natter gestochen, empor, und die Augen funkelten schier gespenstig in den tiefen Höhlen.

So war also der Rächer erschienen. Ja, da stand, vom Scheine einer flackernden Fackel beleuchtet, der edle Ungar im reichen Gewande, die Hand, welche den Pflug geführt hatte, auf den demantbesetzten Griff seines Schwertes gestützt, vor ihm, und alles Erlebte zog den beiden jetzt wie eine Kette lebender Bilder an ihrem geistigen Auge vorüber.

Szapári sah sich, kaum zum Jünglinge erblüht, im schwanken Schifflein am Donaustrome, wie er auszog, den Freund zu retten, er hörte sich von Mohammed, dem Pascha von Ofen, den „treuen Pylades" nennen, er hörte den, dem jungen hochmüthigen Hamsa geltenden Spottruf „Faungesicht!" und sah den tödlichen Haß im Herzen Hamsas emporkeimen; er sah sich im Kampfe vor der Festung Buda, wie er die türkische Standarte emporschwang, er fühlte die Eisenfesseln, die ihm Hamsa nach seiner Gefangennahme anlegen ließ, er sah sich im Geiste den Acker seines Verfolgers pflügen, der Schweiß schien wie damals auf seiner Stirne hervorzubrechen, und ein leiser Seufzer entrang sich jetzt seiner Brust.

Hamsa-Bey aber starrte regungslos auf seinen Gegner, als erwarte er jeden Augenblick von ihm den Todesstoß. Doch siehe, Szapári neigte sich jetzt sanft zu seinem einstigen Verfolger, und — „Hamsa-Bey," klang es mit bewegter, fast weicher Stimme wieder von seinen Lippen, „Hamsa-Bey, kennst du mich?"

Der Türke aber verstand das leise Zittern dieser Stimme, die auf ihn gerichteten feuchten Blicke des Christen nicht; sein alter Hochmut erwachte. „Ja," entgegnete er bitter, „du bist Peter Szapári, mein gewesener Sklave, den ich hätte nicht schonen, den ich hätte töten sollen, auf daß mir die Schmach erspart geblieben wäre, jetzt seinen Spott zu tragen."

„Du sagst, du hättest mich töten sollen?" entgegnete Szapári mit leiser Bitterkeit, „es hat dich nicht so süß gedünkt, mir den Tod zu geben, als mich zum Tiere herabzuwürdigen. Ja, du hast es getroffen, Hamsa-Bey, du hast mir die ärgste Pein bereitet, indem du mich im Angesichte der Festung Buda, statt daß ich für meinen König die Waffe führen konnte — vor den Pflug gespannt hast!"

Szapári hielt inne. Sein Herz hämmerte hörbar. Süß mußte für ihn der Gedanke sein, daß die Stunde der Rache für seinen grausamen Quäler endlich geschlagen habe.

Aber die Bitterkeit wich, wie die dunkle Wolke allmählich am Firmamente zerfließt, jetzt wieder aus seinem Antlitze. „Hamsa-Bey," fuhr er wieder milder fort,

„wohl bin ich gekommen, noch in dieser Stunde Rache an dir zu nehmen, aber nicht jene Rache, welche mit Blut besiegelt wird, nein, Hamsa, ein echter Christ denkt anders. Unsre Religion lehrt uns vergeben, und Böses mit Gutem vergelten. Ziehe hin, Hamsa-Bey, schüttle ab die Ketten, Peter Szapári schenkt dir Leben und Freiheit."

Der Türke starrte den Sprecher wortlos an. Er schien ihn nicht zu verstehen, er schien die Seelengröße des Christen nicht zu erfassen, er glaubte vielmehr, daß es Spott sei, mit dem ihn sein einstiger Sklave quälen wolle.

Dieser aber erriet die Gedanken, welche das erhitzte Gehirn des Gefangenen durchkreuzten. „Es ist Wahrheit, was ich sage," fuhr Szapári in edlem Eifer fort. „Du bist frei, Hamsa-Bey, so wahr ein Gott im Himmel ist!"

Ja, das war Wahrheit, was von Szapáris Lippen klang, der Türke konnte nicht länger daran zweifeln. Aber welche Wandlung ging jetzt mit ihm vor? Er sprang von seinem Lager empor und starrte den vor ihm Stehenden mit einem verzweiflungsvollen Blicke an. „Christ!" rief er, „du sagst Hamsa-Bey ist frei — sein Leben ist ihm geschenkt?"

„Ich sagte es."

Jetzt warf sich Hamsa-Bey vor dem Ungarhelden nieder. Die Eisrinde vor seinem Herzen brach, wie eine heiße Quelle schoß es aus seinen Augen und — „Vergebung!" tönte es flehend von seinen zitternden Lippen, „Vergebung, Edelster der Edlen und — Dank!"

Dann aber nahmen Hamsas Züge wieder einen verzweifelten Ausdruck an. „Ja," fuhr er fort, indem er sich den kalten Schweiß von der Stirne trocknete, „du handelst wahrhaft groß, aber wisse — deine Großmut kommt zu spät."

„Zu spät?" forschte Szapári, „wie das?"

„Zu spät," wimmerte der Unglückliche, „wisse, ich habe, als ich vor kurzem die Kunde erhielt, daß ich dein Sklave geworden bin, um aller Marter zu entgehen, Gift genommen."

Bei diesen Worten schleuderte der Türke eine kleine Phiole, die er bisher in seiner zitternden Hand gehalten hatte, auf den feuchten Lehmboden des Gefängnisses.

Szapári stand starr; er vermochte kein Wort hervorzubringen. Es trat eine längere Pause ein, dann fuhr Hamsa-Bey mit einem ihm bisher fremdgewesenen weichen Tone fort: „Höre mich, höre die letzte Bitte eines Sterbenden." Dabei ergriff er beide Hände Szapáris. „In kurzem werde ich vor dem ewigen Richter stehen, aber ich nehme durch die dunklen Pforten der Ewigkeit einen großen Schatz mit: Die Erkenntnis des wahren Gottes, denn wahr und vom Himmel stammend muß die Lehre sein, die dich so zu handeln bewog, wie du an mir, deinem Feinde gehandelt hast. Höre," drängte er, „ich verlange vor meinem Ende in den Christenbund aufgenommen zu werden."

Da neigte sich Peter Szapári tiefergriffen zu seinem Verfolger und küßte ihn auf die Stirne. „Ich habe dir verziehen, sowie auch Gottes Barmherzigkeit dir verziehen und dich begnadigt hat, daß du noch vor deinem Hintritte in die Ewigkeit zur Erkenntnis des Wahren gekommen bist. Ja, Hamsa-Bey, dein Wille sei noch in dieser Stunde erfüllt — noch in dieser Stunde sollst du in den Christenbund aufgenommen werden, und ich will dein Pate sein."

So kam es auch. Als die erste Morgenröte am Firmamente zitterte, lag der neue Christ sterbend in den Armen seines Taufpaten . . .

Die Kunde von der Bekehrung des einstmals so grausamen Christenverfolgers Hamsa-Bey verbreitete sich wie ein Laufeuer im ganzen Schlosse. Sie drang vom Heldensaale bis in die düstersten Kerkerzellen der Festung Ofen, wo die gefangenen Muselmänner ihr ferneres Los erwarteten.

Peter Szapári selbst war es, welcher niederstieg zu diesen Gefangenen und ihnen von der Reue ihres ehemaligen Kampfgenossen erzählte, und siehe, da streckten sich aus einer der Strohmatten zwei Arme eines verwundeten Türken dem Grafen entgegen und flehende Worte klangen an sein Ohr: „O, laß auch mich im Christenglauben sterben!"

Peter Szapári neigte sich zu dem Bittenden nieder und lieh ihm ein freundliches Gehör. Nach kurzer Unterredung erkannte er in dem Verwundeten jenen Csonka-Bey, der ihn einstmals, da er noch fast ein Knabe und ausgegangen war, den Freund zu befreien, vor der Grausamkeit der Lavantys geschützt hatte.

Mit doppelter Freude versprach daher Szapári den Wunsch des Verwundeten zu erfüllen, und vergalt hier in schönster Weise Gutes mit Gutem. Er ließ Csonka-Bey auf Schloß Szapári im Ungarlande führen, ihn dort pflegen und ihn in den Bund des Christentums aufnehmen, bei welchem erhebenden Akte Kaiser Leopold selbst, dessen Namen der Täufling auch empfing, die Stelle des Taufpaten übernahm.

In der Geschichte der Türkenkriege aber prangt für alle Zeit als ein prächtiges Vorbild für die aufblühende Jugend das Bild des Helden Peter Szapári, der nicht nur mit dem Schwerte in der Hand dem Feinde gegenüber einen rühmenswerten Mut, sondern eine wahrhaft seltene, noch ruhmvollere Seelengröße bewies, die den schönsten Lorbeer im Thatenkranze dieses Mannes bildet.

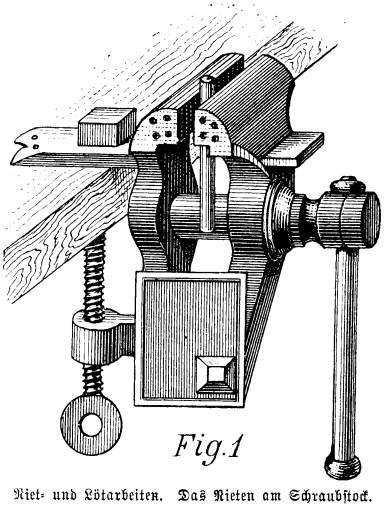


Fig. 1

Niet- und Lötarbeiten. Das Nieten am Schraubstock.

Niet- und Lötarbeiten.

Vornehmlich bei der Anfertigung physikalischer Apparate, aber auch sonst gar oft kommen unsre jungen Freunde sicherlich in die Lage, Metallteile miteinander verbinden zu müssen. Dies geschieht erstens durch Nieten, zweitens durch Löten. Das Nieten ist eine ganz einfache Sache. Man durchbohrt die zu verbindenden Metallteile mit einem Drillbohrer von entsprechender Stärke, wenn nötig auch mehrere Male und versieht einen Drahtstift von der Dicke des Loches, der etwas länger ist als die beiden Metallteile zusammen, auf der einen Seite mit

einem Kopf. Dies geschieht folgendermaßen: Man spannt den Drahtstift so zwischen die Balken eines eisernen Schraubstocks (den man an einem Tisch anschrauben und zum Preise von 3—4 Mark in jeder Eisenhandlung kaufen kann), daß er noch etwa 2 mm in der Art wie unsre Fig. 1 zeigt, hervorragt. Durch senkrecht darauf geführte Hammerschläge wird man ihn leicht breitstauchen und eine Art Kopf erzielen können; auch kann man statt dieses Drahtstifts in vielen Fällen einen gewöhnlichen Nagel mit Kopf verwenden, den man in der richtigen Länge abfeilt. Der Stift wird nun durch das Loch gesteckt, der Gegenstand herumgedreht, auf ein Stück Eisen (nötigenfalls auch Stein) gelegt und das herausstehende Ende des Stiftes durch Hammerschläge breitgeschlagen, bis es einen Kopf bildet und sich die beiden Metallteile nicht mehr bewegen lassen. Soll so genietet werden, daß man die Köpfe der Niete nicht mehr sieht, so verfährt man folgendermaßen: Nachdem wie vorher das Loch gebohrt worden ist, nimmt man einen dicken Bohrer und erweitert die beiden Enden des Loches konisch, wie unser Bild 2 das zeigt. Dann nimmt man einen Drahtstift, der etwas länger ist als das Loch, steckt ihn durch jenes und legt den Gegenstand auf die eine Seite, so daß der Stift auf beiden Seiten gleichmäßig hervorragt, außerdem aber auch so festliegt, daß man ihn auf der einen Seite breitschlagen kann. Man erreicht das am leichtesten, indem man das eine Ende des Stiftes in den Schraubstock spannt; hat man einen solchen nicht zur Verfügung, so muß man sich anders zu helfen suchen, etwa dadurch, daß man das Ende des Nietstiftes in ein Brett mit entsprechender Höhlung steckt, oder sich der Zange bedient u. a. m. Hat man das Loch auf der einen Seite durch Hammerschläge vollständig mit dem Ende des Stiftes ausgefüllt, so thut man dasselbe auf der andren. Verfeilt man dann die Nietstellen, so hat man eine ebenso saubere wie haltbare Arbeit.

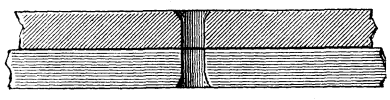


Fig. 2

Niet- und Lötarbeiten. Die konische Bohrung beim Nieten.

Das Nieten eignet sich aber bloß für größere Sachen, sehr oft muß man die zweite Methode anwenden, das Löten, und gerade darüber sind in Dilettantenkreisen die Ansichten oft die denkbar unrichtigsten. Oft genug findet man die Lötmasse à la Siegellackstange in Anwendung, ein andrer glaubt mit einem glühenden Stochereisen etwas zuwege bringen zu können, es geht aber natürlich weder so noch so. Die Art zu löten, wie sie in manchen Büchern angegeben wird, nämlich das Zusammendrücken der Gegenstände in einer Spiritusflamme, nachdem man etwas Lot dazwischen gebracht hat, ist erstens nur bei Kleinigkeiten anwendbar und gelingt zweitens auch nicht immer. Warum aber lötet der Dilettant nicht wie der Klempner? Weil er glaubt, es gehören dazu wer weiß wieviel Apparate. Dem ist nun nicht so. Ein sogenannter Lötkolben ist das Hauptwerkzeug, ein keilförmiges Stück Kupfer an einem Eisenstiel mit Holzgriff. Man hat vornehmlich zwei Formen: einen hammerförmigen, Fig. 3 a, und einen gestreckten, Fig. 3 b. Zumeist kommt die erstere Form in Anwendung und auch wir möchten sie unsren Kameraden empfehlen. Man kann diesen Lötkolben in der Größe, wie ihn der praktische Arbeiter gebraucht, in einer Eisenhandlung (zum Preise von etwa 3 Mark) kaufen. Am besten und billigsten aber läßt man sich vom Schlosser einen solchen auf Bestellung machen, und zwar das Kupfer etwa bloß halb so schwer, wie bei den fertigen. Man kann ihn dann, da er kleiner ist, besser handhaben und hauptsächlich für kleinere Sachen besser gebrauchen. Der Kolben soll dann etwa 6 cm lang und 2 cm dick sein, er soll dann eine Bahn (so nennt man die schmale Seite z in Fig. 3) von etwa 2 mm Breite haben.

Dies ist das einzige größere Werkzeug, das wir benötigen; die nun nachfolgend beschriebenen Sachen sind ein Ausgabegegenstand von wenigen Groschen. Zunächst bedürfen wir eines Stückes Salmiak, das wir in der Droguenhandlung oder beim Klempner bekommen. Das Lot selbst, das wir verwenden, besteht aus Zinn und Blei und ist in dünnen drei- oder vierkantigen Stangen ebenfalls beim Klempner zu haben. Weiter brauchen wir noch Lötwasser, das wir entweder fertig beim Klempner holen oder uns selbst herstellen, indem wir Zinkblechschnitzel mit Salzsäure übergießen und die gesättigte Lösung (ohne den Bodensatz) in ein Fläschchen füllen. Legen wir uns nun noch eine Feile und einen alten Lappen zu, so können wir mit der Arbeit beginnen. Die Lötstellen der zu verbindenden Gegenstände werden durch Schaben oder Feilen (auch Abreiben mit Glaspapier 2c.) blank gemacht und mit Lötwasser bestrichen (das aber nicht wieder abgewischt wird, ehe man mit Löten fertig ist). Bei Messing, Kupfer und ähnlichem ist das Blankmachen vor dem Bestreichen mit Lötwasser nicht notwendig, die Flüssigkeit beizt dort allein schon den Schmutz fort. Es erleichtert jedoch die Arbeit, und ist beim Löten von Eisen notwendig. Will man Zink löten, so ist das mit purer Salzsäure zu bestreichen, jedoch nicht zu lange vor dem Löten, da sonst die Säure das Metall zu stark angreift. Lötet man Zink z. B. aber auf Messing, so wird es blank gemacht und wie das Messing mit gewöhnlichem Lötwasser bestrichen. Währenddessen hat man den Lötkolben ins Feuer gelegt (gut ist Holzkohlenfeuer, jedoch keineswegs nötig) und ihn warm werden lassen, bis er eine bestimmte Temperatur erreicht hat, die man aber erst durch einige Uebung kennen lernt; der Kolben darf zum Gebrauche nicht glühend sein, ist er es geworden, so muß man mit dem Löten etwas warten. In einem starken Feuer könnte es geschehen, daß das Kupfer schmilzt, man vergesse also nicht nachzusehen; wenn der Kolben aber bloß rotglühend ist, ist er noch ziemlich weit davon. — Sobald man den Kolben aus dem Feuer genommen hat, reinigt man ihn mit der bereitliegenden Feile oder dem Lappen von den etwa daranhängenden Kohlenstäubchen, dann wischt man die Bahn dadurch, daß man einigemale über das Stück Salmiak hinfährt, vollends blank. Nun nimmt man das Lotstängelchen in die Linke, hält es auf den Salmiak und streicht mit dem Lötkolben darüber hin, bis die Spitze desselben silberweiß mit Zinn überzogen ist. Dann bestreicht man mit dem (natürlich noch heißen) Kolben die betreffenden Stellen der zu lötenden Gegenstände, drückt sie mit der Hand oder mit einer Zange zusammen und macht sie durch Erwärmen der Lötstelle mit dem heißen Kupfer aneinander haften. Sollte man viel Lot nötig haben, so trennt man auf dem Ge-

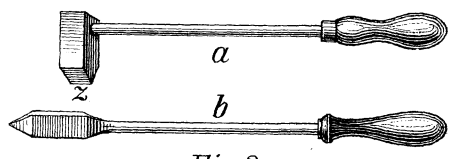


Fig. 3

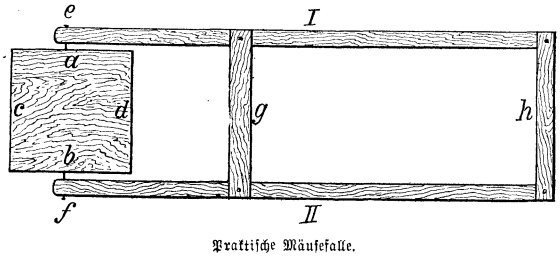
Niet- und Lötarbeiten. Die Formen des Lötkolbens.

genstand selbst mit dem Kolben ein kleines Kügelchen von dem Lötstängelchen los, das dann auf den zu lötenden Flächen gleich verlaufen wird. Sobald die Gegenstände aneinander festsitzen, kann man sie mit Wasser abkühlen und das überflüssige Lot durch Schaben oder Feilen entfernen. Vielleicht gelingt es das erste Mal nicht, dann waren die Lötstellen nicht genügend mit Lötwasser versehen oder man hatte nicht genug Löte dazwischen, oder der Kolben war nicht heiß genug; dann probiert man es einfach von neuem und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Das beste Mittel ist bei einem Klempner einmal aufmerksam zuzusehen, ihn auch wohl über dies und jenes zu fragen; die meisten werden gefällig genug sein, bereitwilligst Auskunft über das Gewünschte zu geben. — Wenn man die beiden Arbeiten, das Nieten, einen Teil des Schlosserhandwerks, und das Löten, eine Hauptarbeit des Klempners, beherrscht, wird man sowohl an seinen Apparaten viel selbst machen, als auch nötigenfalls Hausgeräte reparieren können.

Praktische Mäusefalle.

Unsre untenstehende Skizze zeigt eine Mausfalle, die vor allen andern Arten die Vorteile besitzt, daß sie leicht und billig herzustellen ist, in kürzester Zeit eine Menge Mäuse fangen kann und sich von selbst stellt. Wer ihre Herstellung unternehmen will, nehme dazu ein dünnes, sehr glattes Brettchen von ungefähr 20 cm Länge und ebensolcher Breite, a, b, c, d. Bei a und b sind ein paar Stiftchen eingeschlagen, die sich bei e und f in den Löchern der beiden Latten I und II ganz leicht drehen. Die Latten müssen parallel laufen und werden durch die Querlatten g und h in ihrer Lage erhalten. Bei c wird der Speck aufgestellt.



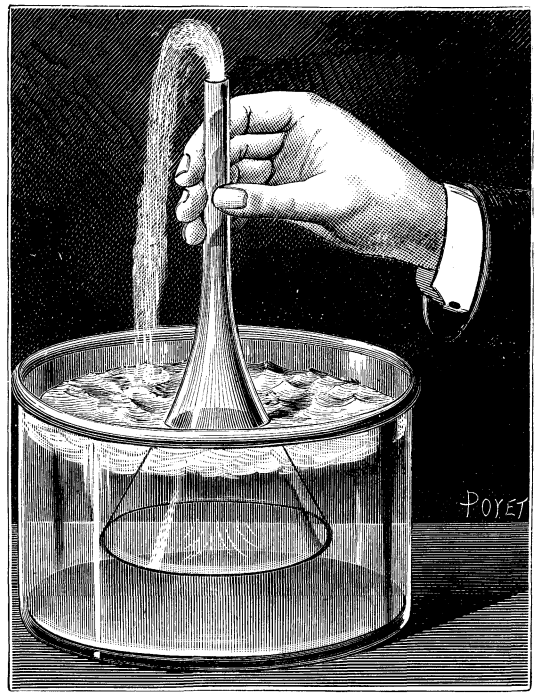
Praktische Mäusefalle.

Die Falle ist etwa auf dem Küchentisch so aufzustellen, daß die hintere Hälfte des Brettchens bei d noch auf dem Tisch ruht, die vordere Hälfte bei c aber über den Tisch hinausragt. Gerade unter dem beweglichen Brettchen wird ein großes, hohes Gefäß mit sehr glatten Wänden, die eine Maus nicht zu erklettern vermag, aufgestellt. Läuft nun die Maus nach dem Speck und kommt so auf den vorderen Teil des Brettchens bei c, so wird dies herabsinken und die Maus fällt in den untenstehenden Topf. Ist dies geschehen, so wird das Brettchen von selbst in seine frühere Lage zurückgehen, wodurch die Falle wieder gestellt ist.

Das Brettchen muß sich sehr leicht bewegen können. Die Stifte e, f müssen sehr dünn und glatt sein (etwa eine abgebrochene Stricknadel kann dazu dienen) und sehr leicht in den glatten Löchern laufen. Der hintere Teil des Brettchens bei d ist etwas schwerer als der vordere (weshalb die Stifte nicht genau in der Mitte, sondern etwas mehr nach vorn angebracht werden), aber nicht zu viel, sonst würde c zu langsam sinken. Das Brettchen muß sehr glatt sein, damit die Maus leicht abrutschen kann. Der Speck darf der Maus beim Fallen nicht hinderlich werden, und darf deshalb nicht zu groß gegeben werden. Das Gefäß muß, wie schon gesagt, glatte Wände haben und der Ort, wo die Falle aufgestellt wird, den Mäusen leicht zugänglich sein. Man kann mit dieser Falle eine Menge Mäuse fangen.

Eine Pumpe ohne Kolben.

Das Bild zeigt dir das Verfahren, eine einfache Pumpe ohne Kolben herzustellen. Durch die entsprechende auf- und niedergehende Bewegung des Trichters im Wasser vermagst du einen Strahl bis zu 4 m Höhe emporzutreiben. Versuche das Experiment aber nicht im besten Zimmer, sondern an einer Stelle, wo das Wasser kein Unheil anrichten kann, sonst ziehst du dir seitens Deiner Frau Mama am Ende gar einen Ordnungsruf zu.



Eine Pumpe ohne Kolben.

Rätsel.

Ich bin nur klein,
Du kannst mich ungesehen bei dir tragen,
Doch schließ' ich ein
Das schönste Glück und manches Fürsten Wagen,
Symbol der Macht,
Doch auch dem Eingekerkerten verbunden,
Kann über Nacht
Ich töten viel, doch kann ich nie verwunden!

Logogriph.

Ein Seetier ist's mit doppelt e;
Doch kauft ihr's ein, kauft's nicht mit c!
Denn stade ist's, wenn für sein Geld
Statt Gutem man's mit c erhält.

Rätselfrage.

Wie kann man aus den fünf Wörtern „Don", Stich", „Rigi", „Eis", „Nichte" ein richtiges Distichon erhalten?

Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 50.

„Maul { esel / affen."

Auflösung der Rätselfrage in Nr. 50.

Er begegnet 7 Stadtbahnzügen und zwar zuerst nach einer Fahrt von circa 3 Minuten demjenigen Zuge, welcher 11 Uhr 10 Minuten vom Bahnhof Westend abgefahren ist und zuletzt demjenigen, welcher den Bahnhof Westend 11 Uhr 40 Minuten verlassen hat.

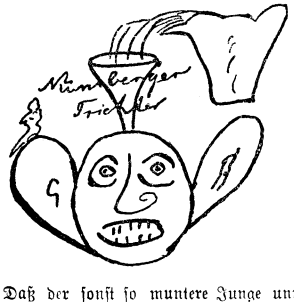
Auflösung des Pyramiden-Rätsels in Nr. 50.

e
e s
s e e
e s p e
s p r e e
s p e i e r
p e r s i e n
p i l s e n e r
s p e r l i n g e

Fragen und Antworten.

Julius Cäsar. Ja, mein Lieber, es ist erschrecklich, wie die Kameraden mit dem guten Peter umgehen, Du magst das aus den beiden Konterfeis erkennen, die wir aus der Fülle der Einsendungen entnehmen und hier reproduzieren. Die Kameradschaft ist nachgerade in zwei Lager gespalten; die einen umkränzen sein jugendliches Haupt mit tangesfeuchten Lorbeerbüscheln,

die andern aber thun ihm, wie Du aus dem nächsten Bilde ersiehst, allerlei Allotria und Schabernack an.



Daß der sonst so muntere Junge unter solchen Prozeduren sein Gesicht in schmerzhafter Weise verzieht, darf uns weiter nicht wundern. Nun, wir denken, das sonst so zungenschnelle Kerlchen schweigt zur Zeit nicht ohne Grund, und geht wahrscheinlich mit dem Gedanken um, es seinen Peinigern im nächsten Jahrgange mit Zins und Zinseszinsen zurückzugeben.

Ernst E. in **Rendsburg.** Wenn Vögel im Käfig ihre naturgemäßen Farben verlieren, so ist das immer ein sicheres Zeichen dessen, daß sie nicht naturgemäß verpflegt worden sind. Die Reisvögel müssen im natürlichen guten Zustande beide ganz gleichmäßig aussehen und reinweiße Wangen oder richtiger gesagt, Kopfseiten haben. Ihre angemessene Ernährung besteht in Kanariensamen, Hirse und ungehülstem Reis nebst erquickender Zugabe von ein wenig Grünkraut: Vogelmiere oder Dolderiesche; weniger gut ist Salat. Dann mußt Du den Käfig sehr sauber halten, bei heißem Wetter auch Badewasser geben, und den Käfig an einen hellen Ort stellen, an dem die Vögel aber vor Zugluft und unmittelbaren sengenden Sonnenstrahlen geschützt sind. Willst Du die Freude haben, das Pärchen zur glücklichen Brut schreiten zu sehen, so hole Dir Rat aus dem oftgenannten „Handbuch für Vogelliebhaber" I. Bd. (Fremdländische Stubenvögel) von Dr. Karl Ruß.

Paläontologe. Ja, lieber Freund, die Frage ist nicht leicht zu beantworten, am allerwenigsten in ein paar Zeilen. Die Angaben in den „Elementen der Paläontologie" dürften wohl die zutreffenden sein.

Sollte sich nicht auch ein „Photographischer Dilettanten-Verein", mit der Absicht sich die Erfahrungen gegenseitig mitzuteilen, bilden lassen, dessen Sitz eventuell Weimar wäre? Zu Vorschlägen über die Aufstellung der Statuten bin ich gerne bereit (beschäftige mich selbst längere Zeit mit der Photographie) und werde auf Wunsch allen denen, welche sich hierfür interessieren, meinen Entwurf zusenden (Rückporto für Drucksache beilegen). Mit kameradschaftlichem Gruß E. von der Hellen.

Philatelist in **Heilbronn.** „Illustriertes Briefmarken-Journal," Verlag der Gebrüder Senf in Leipzig. Preis pro Halbjahr M. 1.50. Laß Dir von Deinem Buchhändler eine Probenummer geben.

M. B. 300 in **Gotha.** Lieber Freund, aus Deinen Absichten kann nichts werden, Verlosungen sind verboten.

Schmutzfink. Versuch's mit Citronensaft.

Zur Angelfischerei, über die der „G. K." in Nr. 46 dieses Jahrgangs das Wort ergriffen hat, schreibt uns ein Tierfreund: „In jenem Aufsatze wird von dem Tertianer Julius berichtet, daß er den an der Angel gefangenen Fisch, nachdem er ihn von der Angel gelöst, im Wasserbehälter geborgen habe. Trotz aller bei diesem Lösen angewandten Vorsicht wird es nicht ausgeblieben sein, daß, wie es gewöhnlich geht, der Fisch im Maule und Schlunde stark durch die Angelhaken verletzt worden ist; besonders pflegt dieses der Fall zu sein, wenn man ihn, wie es hier geschehen, mit einem Ruck auf das Trockene bringt. Mit Rücksicht auf die dem gefangenen Fische hierdurch verursachten heftigen Schmerzen ist es besser, ihn nicht noch lange im Wasserbehälter mit seinem zerrissenen Maule sich abquälen zu lassen, sondern ihn möglichst schnell zu töten, indem man mittels eines scharfen Messers dicht hinter dem Kopfe das Rückgrat durchschneidet. Der Schnitt muß aber durchgehen. Ich hoffe, das Vergnügen des Tertianers Julius wie aller andren Kameraden an der Angelfischerei wird, wenn sie diesem Rate folgen, nur noch vermehrt werden durch den Gedanken, ihren Gefangenen jede unnötige Quälerei erspart zu haben. — Dann sei noch ein Wort über das Halten von Goldfischen erlaubt. Es werden dabei von den meisten Kameraden, ohne daß sie es wollen oder nur wissen, arge Quälereien gegen diese niedlichen, sowohl durch ihre Munterkeit wie durch ihren Farbenglanz das Auge erfreuenden Tiere begangen. Zunächst sind die Behälter meist zu klein. Alle diese 50- und 75-Pfennigskuppeln sollte man lieber heute als morgen zum Fenster hinauswerfen und durch größere Kuppeln ersetzen. Auch diese, sie mögen so groß sein als sie wollen, sind indessen, dank der Unkenntnis des Fabrikanten, noch keineswegs besonders viel nutz, da sie alle zu enge Hälse haben. Eine Fischkuppel soll überhaupt keinen Hals haben, sondern oben möglichst weit sein, damit eine möglichst große Wasserfläche gebildet wird; denn nur eine solche vermag den Fischen die für sie zum Atmen nötige frische Luft zu verschaffen. Zweitens soll man die Fische nicht in die grelle Sonnenhitze stellen; und drittens soll man ihnen reichlich Nahrung geben. Viele Leute entschuldigen das aus Sparsamkeitsrücksichten karg bemessene Futterquantum damit, daß sie sagen, die Fische würden sonst zu fett und träge. Das ist vollkommen unrichtig; je besser der Fisch genährt wird, um so munterer und schöner ist er. Wer seine Tiere nicht ausreichend füttern will, soll lieber keine halten." — Für diese Erinnerungen dem Herrn Einsender unsern freundlichen Dank!

Leopold E. in **Wien.** Wir empfehlen Dir und unsren Amateurphotographen das Buch: Anleitung zur Herstellung von Photographien, mit besonderer Berücksichtigung der modernen Apparate und des von ihm konstruierten Photographischen Salon- und Reiseapparates, verfaßt von Ludwig David, k. u. k. Oberlieutenant der Feldartillerie. 5. Auflage. 8°, 54 Seiten, mit 52 Holzschnitten. Preis 90 Kr. Verlag von R. Lechners k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung, Wien. Das Werkchen, welches längere Zeit vollständig vergriffen war, ist soeben in wesentlich vermehrter und verbesserter Auflage erschienen.

A. K. in **Hamb.** Wenn wir ein Plätzchen dafür finden, und wenn die Beschreibung unsrem Redaktionsprogramm nicht entgegensteht, warum nicht! Schicke das Manuskript, daß wir Einsicht nehmen können.

Arndt. Lieber Freund, das geht so schnell nicht. Leihe Dir von irgendwo „Spemanns Schatzkästlein des guten Rats" und lies in der Abteilung „Berufswahl" die Auskünfte nach: No. 1822 Handelsmarine, No. 1784 die Schiffsjungenabteilung der deutschen Marine. Alles das hierher zu setzen mangelt es uns an Raum. Kameradschaftlichen Gruß!

Ritter vom Pegasus. Die Bände stehen bereit, auch die Bändchen.

Ein Abonnent in **Heilbronn.** Der Ansatz an den Scheiben Deines Aquariums wird von Algen gebildet. Diese entfernst Du am besten mittels einer recht scharfen Bürste, indem Du mit derselben senkrecht an den Scheiben auf und ab fährst. Eine wöchentlich dreimalige derartige Reinigung

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Photographie.
Zu Geschenken sehr geeignet: Photogr. Apparate von Mk. 25. — an. Alle photogr. Apparate für Künstler, Gelehrte, Techniker und Amateure in reichster Auswahl. Trockenplatten, Chemikalien und Copierpapiere. Neue illustr. Preisliste mit vielen erprobten Anleitungen. 8°. 127 S. g. 50 Pf. frko. **Alb. Glock & Cie., Karlsruhe i. B.** Gegründet 1861.

20 Mark zahle ich
für j. guterhaltene rote sächsische 3 Pfg.-Briefmarke (v. 1850), kaufe auch andre seltene Marken u. Couverts, sowie ganze Sammlungen. **H. Koch, Dresden, Grünestr. 22. B.** Anfr. Rückporto erb.

Tricotstoffe
zu Herren- und Knabenanzügen, zu Taillen und Kinderkleidchen empfehle in verschiedenen Farben u. Qualit. zu billigsten Fabrikpreisen. **Spezialität: Radfahrer-Anzüge** von Tricotstoff, besonders empfehlenswert. Versand gegen Nachnahme. Proben u. Preisliste franko.
S. Simon, Chemnitz i. S.

Zum 1. Oktober cr. finden 2–3 Knaben vortreffliche Pension. Gymnasium und Realschule am Ort. Vorzügliche Empfehlung. Näheres auf dir. Anfrage.
von Windheim, Major z. D., **Hameln.**

Kurpensionat
für
jugendliche Kranke
in **Werder** bei **Potsdam.**
Schwächliche und strenger Aufsicht bedürftige Knaben oder Mädchen finden geeignete pädagogische und ärztliche Behandlung. Gymnasial- und Reallehrer. Ausbildung in Musik bis zur Vollendung durch Konzertpianistin Hel. Möller. Außerdem Violin-, Gesang- und Malunterricht. Näheres durch
Dr. phil. Herm. Rehberg.

150 verschiedene, garantiert echte **Briefmarken** nur **1 M.**
A. Beddig, Hannover.

Echte Briefmarken! billigst! zur Auswahl. **E. Hayn, Naumburg (Saale).**

Die schönsten
Obstbäume,
Mehrfach prämiirt. Kataloge gratis.
als: Hochstämme, Pyramiden, Palmetten, die **feinsten Rosen** und **Ziergehölze, Georginen**
bezieht man von den
Baumschulen R. Zersch,
Köstritz in Thür.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

David Livingstone.

Ein Lebensbild des großen Entdeckers und Missionars
für die
deutsche Lesewelt, besonders für die reifere Jugend
nach den Quellen dargestellt
von
Dr. Gustav Plieninger.

Mit Livingstones Portrait, 43 in den Text gedruckten Illustrationen, 6 Farbendruckbildern und 1 Karte.

Eleganter Leinwandband mit Schwarz-, Gold- und Silberdruck
Preis Mark 5.50.

Inhalt: Jugend und Vorbereitungszeit. — Die ersten sieben Jahre in Afrika. — Die Entdeckung des Ngami-Sees. — Reise zu den Makololo. — Eine tragische Episode. — Von den Bamangwatohügeln bis Linjanti. — Zwei Fahrten auf dem Sambesi bis zum Liba. — Landreise vom Liba nach der Westküste. — Aufenthalt in San Paolo de Loanda und Rückkehr nach Linjanti. — Von Linjanti nach der Ostküste — Rückkehr nach England und Aufenthalt daselbst. — Auf dem unteren Sambesi und an den Kebrabasa-Fällen. — Erforschung des Schire und Entdeckung des Schirwa- und Njassa-Sees. — Rückkehr mit den Makololo in ihre Heimat. — Die Universitätenmission und der Njassa-See. — Auf dem Rovuma und im Westen des Njassa. — Zweiter und letzter Besuch in der Heimat. — Von Sansibar an den Tanganjika-See. — Entdeckung des Moero- und des Bangweolo-Sees. — Im Manjuema-Lande. — Stanley und Livingstone. — Livingstones letzte Reise und Tod.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

der Scheiben genügt, um die ungebetenen Gäste fern zu halten. Bei einer gründlichen Reinigung des Aquariums, also wenn du dasselbe völlig entleerst, reibe die Scheiben mit gestoßenen Eierschalen, die Du auf einen nassen wollenen Lappen nimmst, tüchtig ab; dieses Mittel befreit die Scheiben am leichtesten von dem braunen Ansatz, der sich bei kalkhaltigem Wasser unterhalb der Algenschicht vorfindet, und sehr fest haftet. Etwas Bodensatz schadet in einem reich mit Pflanzen besetzten Aquarium nicht, alle Pflanzen und die meisten Fische lieben solchen. Vor allem füttere nicht so viel, dann wird der Bodensatz sobald nicht überhand nehmen. Gutes Wasser wird vom etwas aufgewühlten Bodensatz nicht leicht trüb, wenigstens nicht in der oberen Schicht. Sammelt sich zu viel Bodensatz an, so kannst Du denselben mittels eines Heckhebers leicht entfernen.

Buffalo Bill. Du findest des Setzerlehrlings Namen so sehr poetisch und möchtest seinen Ursprung kennen lernen. Das ist schwer zu deuten. Zunächst möchte man an „schnauzen", anschnauzen d. h. jemand in derber, heftiger Weise anreden, zurechtweisen, denken. Vielleicht, daß „Schnäuzchen" eine Verniedlichung dieses Ausdrucks ist. Wollen gelegentlich versuchen, uns darüber klar zu werden.

Ein Sekundaner in Potsdam erbietet sich in hochherziger Weise, mittellosen Kameraden einen kameradschaftlichen Dienst zu erweisen, wie folgt. Er schreibt: „Weißt Du, lieber ‚G. K.' vielleicht arme Knaben, denen ich durch Deine Vermittlung — zum Geburtstage oder zu Weihnachten Unterhaltungsbücher, Apparate oder dergl. zukommen lassen kann? Ich habe die Mittel, und mache von Herzen gern solchen Gebrauch davon, denn manche Aermeren, die doch eine gute Schule besuchen, sind leider oft nicht im stande, sich dergl. anzuschaffen." — Der „G. K." ist zur Entgegennahme von Adressen und zur Ausführung dieses großmütigen Vorhabens selbstverständlich sehr gerne bereit, in der Voraussetzung, daß nur wahrhaftige Mitteilsigkeit von dem Anerbieten Gebrauch macht.

Ernst Reusch in Hoffnungsthal dankt dem unbekannten Einsender der beiden Kisten, gefüllt mit Cigarrenabschnitten.

Naturforscher und Marinearzt in spe. Wir beantworten Deine Fragen in der Reihenfolge, in der Du uns dieselben vorgelegt hast. 1) Das Bestimmen der übersandten Pflanzen betreffend: Nr. 1 ist die Lindenflechte, Parmelia tiliacea. Nr. 2 ist das gemeine Goldhaarmoos, Orthotrichum affine, also keine Flechte, wie Du annimmst, sondern ein echtes Laubmoos. Nr. 3 ist die gemeinste aller Cladonien, die Renntierflechte, Cladonia rangiferina, wovon sich die Renntiere während des Winters ernähren, und auch bei uns suchen sie die Hirsche auf, wenn sie Mangel leiden. Nr. 4 ist die eigentliche Bartflechte, Usnea barbata. Nr. 5 ist die Pflaumbaumflechte, Evernea prunastri, von welcher man früher ganze Schiffsladungen von den griechischen Inseln nach Aegypten überführte, wo sie als Gärungsmittel zum Brotbacken gebraucht wurde. Nr. 6 ist die schlanke Becherflechte, Cladonia gracilis. Nr. 7 und 8 sind Meeresalgen. — Eine genaue und zuverlässige Beantwortung Deiner zweiten Frage kann der „G. K." erst dann geben, wenn er das naturwissenschaftliche Objekt selbst in Augenschein genommen hat. Frage doch einen dortigen Sachkundigen. ad 3) Gewiß! Das Käferbuch von Calwer ist ein solches. — ad 4.) Mit dem Eintritte in die Kolonialarmee hat es doch noch Zeit, sich zu, daß Du erst mal Marinearzt wirst. Wer weiß, wie die maßgebenden Vorschriften bis dahin lauten.

Tauschmarkt.

Adalbert Schmid in Stuttgart, Hasenbergstraße 1, sucht einen Mäusebussard, Falken oder Eule, bietet dafür Bücher und Schmetterlinge.

W. Protzner in Wien VII, Kandlgasse 22 I, hat zu vertauschen: 1 Induktionsapparat, 1 Aquarium, 1 Piccoloflöte für Schule, 1 Arbeitskasten, 1 neues Ballspiel, 1 Elektrisiermaschine mit verschiedenen Nebenapparaten. Möchte auch mit Zitherspielern in Korrespondenz treten.

Georg Müller, per Adr.: Karl E. Müller in Greiz i. V., Südstr., gibt für ein Paar Meerschweinchen ein Paar Kaninchen ab.

Für unsere Knabenwelt!

James Cook

oder

Dreimal um die Erde.

Ein Lebensbild für die reifere Jugend

von

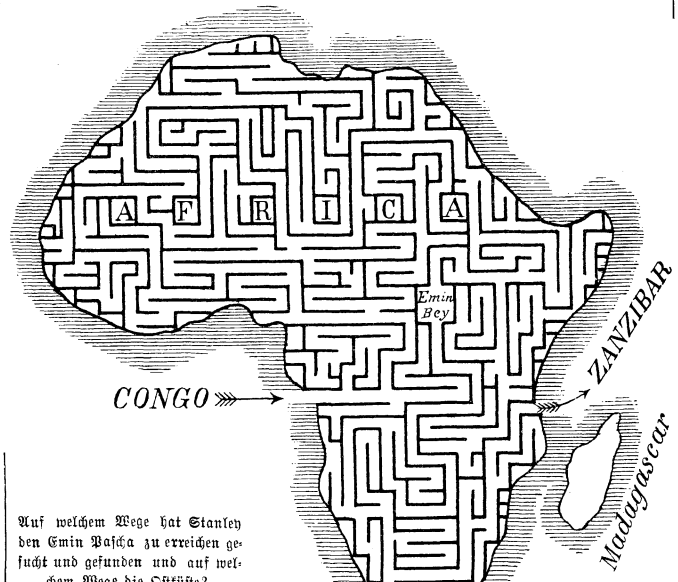
H. Meißner.

Mit 6 ganzseitigen farbigen Illustrationen, 3 Karten und vielen in den Text gedruckten Bildern.

Eleganter Leinwandband mit Farbendruck M. 5.50.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Aufgabe.



Auf welchem Wege hat Stanley den Emin Pascha zu erreichen gesucht und gefunden und auf welchem Wege die Ostküste?

Freuden und Leiden auf offener See.

Völker-, Insel- und Seebilder.

Für die reifere Jugend erzählt

von

J. W. O. Ikern,

Gymnasiallehrer in Rostock.

Mit 6 Farbendruckbildern und vielen in den Text gedruckten Illustrationen.

Elegant gebunden M. 5.50.

Inhalt: Der Obotrit vor Valparaiso. — Die Insel Juan Fernandez. — Die Fahrt nach den Marquesas. — Die Paumotus Tahiti. — Unterwegs nach den Samoas. — Die Samoas. — Die Viti-Inseln. — Ueber Tanna nach Sydney.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

K. Eder, per Adr.: Joh. Heines in Mannheim L. 8 1, hat ein hohes Zweirad 52er zu vertauschen, nimmt dagegen entweder 10 Sachsen 3 Pfg. rot, oder einen photographischen Apparat mit 2000 verschiedenen Briefmarken.

Wer von den Kameraden möchte mir meine vier jungen Meerschweinchen abnehmen? Gustav Hammer, Kapellenstr. 10 p, Hamburg, St. Georg.

W. Humelet, per Adr: G. Hoffmann in Stettin, Bogislawstr. 8 III, sucht einen Dampfer oder Lokomotive oder sonstige Maschine, bietet dafür eine Briefmarkensammlung u. a.

Hermann Kühn, in Frankfurt a. M., Ginnheimerstr. 9 III, hat eine fast neue Druckmaschine (150 Lettern) am liebsten gegen Mineralien abzugeben.

Hans Daffis in Berlin W., Lützowstr. 41, hat eine Sammlung von 1250 Marken und über 80 Ganzsachen, ein Puppentheater, eine große Druckerei und ca. 30 sehr seltene namentlich Schweizer Steine gegen einen guten photographischen Apparat, am liebsten Stirns Geheimcamera und andre Sachen, z. B eine elektrische Glocke, zu vertauschen.

Hugo Stiaßny in Deutschbrod, Böhmen, bietet Marken, Siegel und ein Herbarium für seltene Münzen.

A. Wöldike, Untersekundaner zu Greifenberg in Pommern, gibt 2 selbstverfertigte Elektromotoren, einen Induktionsapparat u. a. am liebsten gegen Vögel ab.

Paul Radermacher in Bonn, Steinstr 16, sucht Sachsen 3 Pf. rot.

F. B., per Adr.: Frau Therese Krenner in Passau, Theresienstr. 446, möchte seine fast neue, große Dampfmaschine vertauschen, besonders erwünscht wäre eine Sachsen 3 Pfg. rot.

Briefmarken suchen und tauschen: Fritz Becher in Göttingen, Bürgerstr. 17; hat 2 echte Sachsen 3 Pf. rot abzugeben. Weldin Vilmas in Pozsony, Ungarn, haszú uteza 25. H. Rösler in Breslau, Alt-Scheitnig, bietet für aufgedruckte Helgoländer Postkarte Marken, auch Münzen, Käfer und Schmetterlinge. W. 33 in Weimar, postlagernd mit einem Kameraden auf der Balkanhalbinsel. Karl Dazer in Stuttgart, Werastr. 6 II, sucht Sachsen 3 Pf. rot, tauscht alte württembergische Kreuzer-Ganzsachen.

Adolf Neukrantz in Berlin N., Brunnenstr. 95 I, vertauscht eine Stirnsche Geheim-Camera gegen einen andren photograph. Apparat (Kab.-Bilder m. Stativ).

E. H. G. Nr. 50 postlagernd in Lahr, Baden, sucht für Briefmarken, Siegel u. Naturalien, für sein Album mit 1000 Briefmarken, Wert 80 Mk., einen photograph. Apparat, ferner 1 Paar Degen, hat außerdem 10 Paar Rassetauben abzugeben.

Konrad Marcus in Hameln, Pyrmonterstr. 44, besitzt ein sehr schönes und reiches Herbarium; erwünscht wäre dafür eine Dampfmaschine oder Nebenapparate zu solcher oder ein photograph. Apparat.

R. Sturtzkopf in Bückeburg, Hermannenweg, vertauscht ein eleg. Theater in schönen Dekorationen geg. eine gute Dampfmaschine, elektr. Apparate m. Elementen u. a.

Witzraketen.

Aus der Lateinstunde. Senatu vesperum dimisso — nachdem der Senat zum Vesper entlassen war.

Bei einer Wiederholung legte der Professor einem Schüler die Frage vor: „Uebersetzen Sie rasch: Der Haß zwischen Cäsar und Pompejus hat nie aufgehört." Rasch übersetzte er auch: „Odor inter Caesarem et Pompeium nunquam desiit."

Aufsatzblüte. . . . Als die Bewohner der Stadt am Morgen erwachten, sahen sie, daß ihre Stadt verschwunden und ins Meer gesunken war.

Bekanntmachung. 10 Mark Belohnung demjenigen, der denjenigen, der die Steine in die Havel zu werfen verbietende Tafel in die Havel geworfen hat so anzeigt, daß er gerichtlich belangt werden kann.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

4. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 52.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Die Sklavenkarawane.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort".

(Schluß.)

Man hatte die Gefangenen erst vor den Negern versteckt, dann wieder an das Feuer bringen lassen. Jetzt wurden sie nach dem von Schwarz bezeichneten Baume geschafft, neben welchem ein Busch stand. Während man sie dort festband, kroch Schwarz hinzu und legte sich unter diesen Strauch. Er war ihnen so nahe, daß er sie mit dem Kopfe hätte stoßen können, mußte sie also verstehen, selbst wenn sie nur im Flüstertone sprachen. Uebrigens durften sie, da sie an den einander entgegengesetzten Seiten des Baumes angebunden wurden, nicht allzu leise sprechen, wenn sie einander verstehen wollten. Bis hin zum Feuer konnten sie nicht blicken und also auch nicht sehen, daß Schwarz sich nicht mehr bei demselben befand. Der Wächter saß in der geeigneten Entfernung. Als sie nun glaubten, allein zu sein, sagte Abd el Mot leise:

„Welch ein Tag! Der unglücklichste meines Lebens. Heute ist die Hölle los, und diese Deutschen sind die Obersten des Teufels. Wie konntest du dich ergreifen lassen?"

„Und wie du dich?" antwortete Abu el Mot zornig.

„Es fielen auf dem Damme drei über mich her."

„Und mich ergriffen sie gar im Zelte, in welches sie sich geschlichen hatten. Die Wächter müssen geschlafen haben. Nun sind sie tot und haben ihren Lohn. Allah lasse sie in Ewigkeit auf einer rollenden Kugel sitzen, daß sie nie mehr die Süßigkeit des Schlafes schmecken!"

– Die drei genannten Herren sitzen rauchend in der großen Laube. Als sie die ihnen laut entgegengebrüllte Botschaft hören, springen sie auf. Der Brief wird von allen Seiten betrachtet und dann geöffnet. –

Sie erzählten nun einander, wie es bei ihrer Ergreifung zugegangen war und dann zischte Abu el Mot ingrimmig:

„Verflucht sei der Tag, an welchem ich mich entschloß, mit diesem ‚Vater der vier Augen' anzubinden! Er ist ein Gelehrter, und da diese Leute ihren Verstand stets nur in den Büchern und nirgends sonst anders haben, so glaubte ich, leicht mit ihm fertig zu werden. Bei Allah, es ist ganz anders gekommen! Wäre er mir nur damals entgangen, so wollte ich nicht mehr daran denken; aber er ist mir gefolgt und hat mich vollständig zu Schanden gemacht."

„Vollständig?"

„Ja."

„Das nicht."

„Gewiß! Ich bin verloren. Was bleibt mir noch?"

„Das Geld."

„Habe ich es denn? Kann ich es mir holen? Und wenn ich es hätte, was könnte ich damit thun? Ich müßte diese ganze Gegend für immer meiden und mich nach einem so fernen Ort wenden, daß kein Mensch mich kennt und auch kein Bekannter hinkommen kann. Aber nicht einmal dies bleibt mir übrig."

„Hältst du unsre Lage wirklich für so hoffnungslos?"

„Die meinige allerdings. Weißt du, was mit mir geschehen soll?"

„Nein."

„Dieser deutsche Hund will mich dem Ali Effendi in Faschodah ausliefern."

„Dem, Vater der Fünfhundert'? Oh Allah! Thut er das wirklich, so bist du verloren."

„Ja, ich werde einfach zu Tode gepeitscht wie meine Homr, welche der ‚Vater der vier Augen' gefangen genommen und nach dort abgeliefert hatte."

„Vielleicht ist's nur eine Drohung?"

„Nein, es ist sein völliger Ernst."

„So ist noch immer Hoffnung vorhanden. Bis hinab nach Faschodah braucht man eine lange Zeit, und da wird sich wohl eine Gelegenheit zur Flucht ergeben."

„Das glaube ja nicht! Man wird mich so gut verwahren und so unausgesetzt bewachen, daß an ein Entkommen nicht zu denken ist. Es gibt nur eine einzige Möglichkeit, die Freiheit wieder zu erlangen."

„Welche?"

„Nicht unterwegs, sondern erst in Faschodah, wenn ich an den ‚Vater der Fünfhundert' ausgeliefert worden bin. Er liebt die Gerechtigkeit, noch mehr aber das Geld. Versteht du mich?"

„Ja. Du willst dich loskaufen. Dann aber mußt du ihm den Ort mitteilen, wo du es aufbewahrst!"

„Fällt mir nicht ein! Er würde es holen und mich dennoch totpeitschen lassen. Nein, ich bedarf eines Vertrauten, welcher ihn bezahlt, erst die Hälfte und dann, wenn ich frei bin, das übrige."

„Dieser Vertraute fehlt dir aber."

„Nein, ich habe ihn."

„Wer ist es?"

„Du bist es."

„Aber ich habe kein Geld und bin selbst gefangen."

„O, dich wird man ein wenig prügeln und dann freilassen, denn du bist nur mein Untergebener gewesen und hast also nicht meine Verantwortung."

„Denke an den Elefantenjäger! Es ist mehr als Blutrache, was er gegen mich hat."

„Er hat seinen Sohn wieder und im Entzücken darüber wird er dir verzeihen. Bitte ihn nur demütig; weine und heuchle Reue! Dann stehen diese deutschen Christen dir sicher bei und legen ein gewichtiges Fürwort ein."

„Ach, wenn sie das thäten, wäre ich allerdings gerettet! Dieser Rat ist gut."

„Sie thun es gewiß, wenn du dich recht reumütig zeigst. Sage ihnen meinetwegen, daß du Christ werden willst. Glauben sie das, so bist du sicher frei. Dann gehst du nach der Seribah und holst das Geld."

„Ich weiß nicht, wo es liegt."

„Ich werde es dir sagen. Ich weiß, daß du mir treu bist, mich nicht betrügen und alles thun wirst, mich zu retten. Willst du mir das zuschwören?"

„Ich schwöre es bei mir und meinen Vätern, bei dem Barte des Propheten und aller Kalifen!"

„Das genügt. Ich habe dir vorhin, als wir am Feuer lagen, Zeichen gegeben. Hast du sie verstanden?"

„Nicht alle. Es war Geld gemeint; das übrige begriff ich nicht."

„Jetzt kann ich es deutlich sagen und will es schnell thun, denn wir wissen nicht, wie bald man uns auseinander reißt. Als ich nach dem Brande die Seribah erreichte, hatte der Schech mit seinen Leuten schon sämtliche Trümmer durchsucht. Er ahnt, daß ich Geld vergraben habe. Wo sollte der Gewinn der vielen Jahre sonst stecken! An den richtigen Ort sind sie aber nicht gekommen und werden ihn auch nicht entdecken. Südwärts von der Umzäunung lagen des Nachts die Herden; dort brannte ein Feuer. Grabe unter der Feuerstätte nach, so wirst du auf vermeintlichen Felsen stoßen; es ist aber keiner, sondern Sand, Kalk und Lehm, gut gemischt und festgerammt. Unter dieser Schicht liegen sechs Daruf *), wohlgefüllt mit lauter glänzenden Abu Noktah **). Das ist mein Vermögen. Einer dieser Schläuche soll dein sein, wenn es dir gelingt, mich zu retten; doch darfst du — —"

„Und wenn er dich nicht retten will, so nimmt er wohl alle?" ertönte es neben ihm. „Aber weder du selbst noch er soll einen einzigen Abu Noktah haben, sondern ich werde sie holen und unter meine Leute verteilen, welche auch die Herden erhalten, die dein Feldwebel von der Seribah entführt hat."

Schwarz war der Sprecher. Er richtete sich auf und ging nach dem Feuer, um nach einem zweiten Wächter zu senden, da die Gefangenen nun nicht mehr miteinander sprechen sollten.

Abu el Mot stieß einen Schrei des Entsetzens aus; dann senkte er den Kopf. Es war ihm genau so zu Mute, als ob er am Rande seines offenen Grabes sitze. — — —

Am andern Morgen, kurz nachdem die Sonne aufgegangen war, traten die befreiten Belandaneger ihren Heimmarsch an. Glücklich, der Sklaverei entgangen zu sein, dachten sie doch mit Trauer der Ankunft in ihrer verwüsteten Heimat. Sie nahmen die Leichen ihrer Gefallenen mit, um sie bei und mit den Ermordeten in Ombula zu begraben. Ihr Abschied von ihren Rettern war ein außerordentlich bewegter.

Später zogen die Sieger ab, denselben Weg, den sie gekommen waren, da sie zu ihren Kähnen und Schiffen mußten. Die Leichen der Sklavenjäger ließ man liegen, ein Fraß für das Raubzeug der Lüfte und des Waldes. Abu und Abd el Mot wurden so gut bewacht, daß ihnen jede Hoffnung auf Entkommen schwand.

Auf den Schiffen hatte sich nichts ereignet. Man ging sofort an Bord, um zunächst nach dem Maijeh Husan el bahr zu fahren. Der König der Niam-niam fuhr mit seinen Booten und Leuten mit. Dort angekommen, wurden mehrere Stücke der dort zurückgelassenen Tiere geschlachtet. Die übrigen erhielt der Schech Abu en Nuhß, der „Vater der Hälfte", als Belohnung für sich und seine Leute. Er nahm herzlichen Abschied von seinen Verbündeten und kehrte befriedigt in die Heimat zurück.

Das Geschwader fuhr dann flußabwärts nach der berüchtigten Seribah Abu el Mots. Dieser mußte dabei stehen, als man die Schläuche ausgrub und ihren Inhalt so verteilte, daß jeder mit seinem Betrage neidlos zufrieden war.

Nun ging es an das eigentliche Scheiden. Die Gebrüder Schwarz und ihr Freund Pfotenhauer mußten mit den Niam-niam wieder südwärts. Sie wollten weiter forschen und sammeln, Emin Paschas Gebiet aufsuchen und dann über Sansibar in die Heimat gehen. Die andern fuhren nach Norden.

Abu und Abd el Mot wurden dem Elefantenjäger als dem sichersten und strengsten Hüter übergeben. Er wollte mit der Dahabieh bis Faschodah fahren und dort Abu el Mot nebst dem Feldwebel und dessen Leuten dem „Vater der Fünfhundert" ausliefern. Von Abd el Mot aber erklärte er:

„Den nehme ich mit nach Kenadem. Dort hat er meinen Sohn geraubt, und dort soll ihn auch die Strafe Allahs treffen. Seit ich mein Kind wiedergefunden habe, ist mein Herz weich geworden; dieser Satan aber soll erkennen, daß ich gegen ihn noch derjenige sein kann, der ich früher war, nämlich ‚Barak der Strenge', vor welchem jeder Ungehorsame erzittert."

Emil Schwarz schrieb ihm seine Adresse auf und bat ihn, ihm einmal zu schreiben, wenn die Gelegenheit eine passende Verbindung biete. So war nun alles geordnet, und der Wadscha el wida*) mußte

*) Große Wasserschläuche.
**) Mariatheresienthaler.

*) Schmerz des Abschieds.

getrunken werden. Der Slowak und der „Vater des Gelächters“ hatten gebeten, bei den Deutschen bleiben zu dürfen, und die Erlaubnis gern erhalten. Am schmerzlichsten war das Scheiden für den „Sohn des Geheimnisses“ und den „Sohn der Treue“, doch ging auch das vorüber; dann segelten die Schiffe nach Norden, während die Ruderer der Niam-niam ihre Boote gen Süden trieben. Die Sklavenkarawane war vernichtet; die Sieger gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander, und jeder nahm die Ueberzeugung mit, seine Pflicht gethan und dem Sklavenhandel, wenigstens in dieser Gegend, eine schwere Wunde beigebracht zu haben. Nur Hasab Murat dachte im stillen anders. Er hatte in Abu el Mot einen ihm gefährlichen Konkurrenten vernichten helfen und nahm sich vor, zwar bei dem einträglichen Geschäft zu bleiben, es aber schlauer zu betreiben als bisher und dabei mehr Menschlichkeit walten zu lassen. Die erlebten Scenen waren nicht ohne Eindruck selbst auf ihn geblieben. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wer in einer der bekannten süddeutschen Universitätsstädte das Adreßbuch in die Hand nimmt und die erste Rubrik, also A aufschlägt, dem fällt sofort ein ungewöhnlich langer Name auf. Dieser lautet: Hadschi Ali Ben Hadschi Ishak al Faresi Ibn Hadschi Otaïba Abu l'Oscher Ben Hadschi Marwan Omar el Gandesi Hafid Jacub Abdallah el Sandschaki. Hinter diesem Namen steht die Auskunft: Händler in Orientalien, Gartenstraße 6 parterre.

Wer durch diese Adresse veranlaßt wird, ein Fläschchen Rosenöl, einen türkischen Tschibuk oder sonst dergleichen zu kaufen, und sich nach dem betreffenden Hause begibt, der sieht in dieser Nummer 6 ein großes, palastähnliches Gebäude, dessen linke Parterrehälfte der erwähnte Laden mit den daran stoßenden Wohnräumen einnimmt. Das über demselben angebrachte Schild trägt in goldener Schrift die etwas falsche Bezeichnung „Hadschi Ali, Orientalist“.

Ferner kann man im hohen, schon gemalten Hausflur auf einer Tafel lesen: Uszkar Istvan, Hausmann, Sprachlehrer und ornithologischer Autor, parterre rechts — Professor Dr. Emil Schwarz, I. Etage — Professor Dr. Joseph Schwarz, II. Etage — Professor Dr. Ignatius Pfotenhauer, III. Etage. Und wer zur richtigen Zeit vorübergeht und nach der dritten Etage emporblickt, kann da ein Fenster offen sehen, aus welchem unter einem roten Fes eine riesige Nase schaut, die sich über dem vorgestreckten Rohre einer Masu'ra*) lebhaft hin und her bewegt, um sich ja von dem, was unten auf der Straße geschieht, nichts entgehen zu lassen.

Unten aber, am Fenster rechts neben der Thür, sitzt in allen seinen Mußestunden ein kleines, dünnbärtiges Kerlchen, emsig beschäftigt mit der so und so vielten Umarbeitung eines dicken Manuskriptes, welches den vielversprechenden Titel führt „Warum die Vögel Federn haben“. Dieser der Ornithologie Beflissene, ist natürlich kein andrer als der „Vater der elf Haare“. Seit er mit seinen drei Herren und dem „Vater des Gelächters“, zu welchem die Kunden mehr seines Gesichtes als seiner Waren wegen gehen, aus dem Sudan zurückgekehrt und als Hausmann des gemeinschaftlich bewohnten Gebäudes installiert worden ist, tituliert er sich Sprachlehrer, ohne aber einen Schüler zu bekommen, und hat es sich in den Kopf gesetzt, dem „Vater des Storches“ durch die Herausgabe eines gelehrten Werkes zu beweisen, daß er auch Vögel gesehen und über dieselben nachgedacht habe. Darum nennt er sich „ornithologischer Autor“ und hat sich als Thema seiner Arbeit gerade die berühmte Frage aus der ebenso berühmten Erzählung Pfotenhauers, welche auch heute noch nicht zu Ende gelangt ist, vorgenommen.

Eben sitzt er wieder beim Manuskripte, welches er schon an etliche zwanzig Verlagsbuchhändler gesandt und stets mit der Bemerkung zurückerhalten hat, daß sein Deutsch der Gelehrsamkeit des Inhaltes nicht entspreche, da klappt neben ihm das kleine Hausfensterchen auf und der Briefträger legt einen Brief herein. Der Hausmann und Autor nimmt ihn weg und liest neben mehreren fremden Briefmarken, die wie von Kinderhand geschriebene Adresse Emil Schwarzens. Auf der Rückseite aber ist in arabischer Schrift der Name Barak el Kasi zu sehen.

Da springt der Kleine auf, rennt hinüber in den Laden und schreit den Hadschi an:

„Seinte drei Professoren noch im Garten, hintendraußigem?“

„Ja; ich hab ßie ßoeben noch ßehen,“ antwortete der Kenner aller Völker und Dörfer in leidlichem Deutsch, welches er sich im Laufe von zwei Jahren angeeignet hat.

„Kommte mit hinaus, schnellte, schnellte! Sein ankommte Brief, afrikanigter, von Elefantenjäger, schreibendem!“

Er rennt nach dem Garten, der Hadschi hinter ihm her, mit seinem wonnevollsten Gesichte. Die drei genannten Herren sitzen rauchend in der großen Laube. Als sie die ihnen laut entgegengebrüllte Botschaft hören, springen sie auf. Der Brief wird von allen Seiten betrachtet und dann geöffnet. Der Inhalt ist natürlich arabisch und lautet in deutscher Uebersetzung:

„Kenadem, am 12. Rewi ul achir.

Meinem Freunde, dem berühmten M'allim, „Vater der vier Augen“!

Allah ist groß und gibt der Nacht Tau. Ich versprach Dir, darum schreibe ich. Der Menschen sind viele, und mir geht es wohl. O Sohn meiner Wonne, daß ich Dich fand in der Schlucht der Gebete! Trost meiner Augen, Liebling meiner Seele; die Datteln tragen reichlich dieses Jahr, und er ist gut, groß und stark geworden. Mein Lieblingskamel ward auf einem Auge blind, und wie geht es Dir, Deinem Bruder und dem „Vater des Storches“? Der Prophet fastete in der Wüste, so auch ihr für mich und ich für euch. Wohl dem, der einen Sohn hat! Er ward zu Tode gepeitscht. Du weißt, daß er es verdient hat, dieser Abu el Mot. Ich fluche ihm nicht. Mögen auch Deine Kamele gedeihen und die Palmen Deines Feldes! Denn der Wein ist verboten und kein Gläubiger riecht in das Faß. Dennoch hat den Feldwebel und seine Leute das Schicksal ereilt. Nur die Kinder des Gehorsams tragen gute Früchte. Sie wurden nämlich gepeitscht und dann ins Gefängnis geworfen, wo sie noch stecken, denn mein Reichtum mehrt sich, Allah sei gepriesen, von Tag zu Tag. Auch Abd el Mot ist tot. Frage nicht, wozu und wohin! Hier sende ich ihn Dir. Nun schreibe auch Du! Von nächstem Freitag an blicke ich nach Süd und Ost, ob Deine Antwort kommen wird. Schreibe deutlich, denn das Auge erblickt vieles, was der Verstand nicht sieht. Auch sind zwei Zelte zerrissen und mehrere Schafe verirrt. Ziehe die Schuhe aus, wenn Du die Moschee betrittst, und gieb fleißig Almosen, denn ich bin Dein Freund

Barak el Kasi,

Emir von Kenadem.

*) Sudanesische Tabakspfeife.

Die Krokodiljagd in Kolumbien.

Längs dem Magdalenenstrome sind die Krokodile und Kaimans eine fürchterliche Landplage, werden indessen von den Eingeborenen nicht gefürchtet, sondern sie gehen ihnen wacker zu Leibe. Eine Anzahl Männer, die ein Geschäft aus dieser Jagd machen, zeichnen sich durch die Art, wie sie dabei zu Werke gehen, durch besondere Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit aus. Diese Jäger bedienen sich eines etwa 25 cm langen sehr harten Holzes, das an seinen beiden Enden mit je einer mehrere Centimeter langen Eisenspitze versehen ist. Ist das Wild ausfindig gemacht, beschleichen sie dasselbe und halten ihm den ausgestreckten Arm hin, der die erwähnte Waffe führt. Das Ungeheuer öffnet den Rachen und schnappt, die Eisenspitzen dringen dem Tiere in beide Kinnladen, es wirft sich damit ins Wasser und ist verloren, denn es kann den Rachen nicht mehr schließen; das Wasser dringt ihm in die Kehle, woran es schließlich erstickt. Sobald das Tier auf dem Wasser treibt, wird es aufgefischt und ans Land gezogen. Aus seiner Haut läßt sich bekanntlich ein treffliches Leder bereiten.

Ein neuer Triumph der Spektralanalyse.

Die astronomische Chemie bildet jetzt einen Teil der zur Untersuchung der Sternenwelt dienenden wissenschaftlichen Beobachtungsmethoden. Die astronomische Chemie beruht auf der sogenannten Spektralanalyse, für welche das Spektroskop die sonst vom Chemiker benutzten Reagenzien und selbst die Wage ersetzt, denn die Spektralanalyse gestattet nicht nur qualitative, sondern auch quantitative Untersuchungen bezüglich der irdischen Materie, sowie auch der die fernsten Himmelskörper und Nebelflecken bildenden Stoffe.

Mit Hilfe des Spektroskops vermag der Chemiker die Gegenwart vieler Elemente mit der größten Sicherheit nachzuweisen, und die Feinheit dieser Art der chemischen Analyse übertrifft alle dem Chemiker sonst noch verfügbaren Verfahrungsweisen. Dadurch ist es auch möglich geworden, eine ganze Reihe neuer Elementarstoffe in der irdischen Materie zu entdecken, deren Vorhandensein bei Anwendung andrer Beobachtungsmethoden unerkennbar geblieben war. Ferner darf man sicher erwarten, durch die Spektralanalyse Aufschluß zu erhalten über den Molekularzustand der Materie, namentlich bei der höheren Temperatur, wie solche in den glühenden Massen der Himmelskörper herrscht. Und es steht selbst zu hoffen, daß mit der Spektralanalyse auch noch die Frage gelöst werden kann, ob die mit den übrigen Mitteln der Chemie unzerlegbaren, und deshalb bisher als einfach angesehenen Stoffe der sogenannten Elemente, nicht denn doch schließlich als zusammengesetzte Stoffe erkannt werden können, denen allen ein und dieselben Urelemente zu Grunde liegen, oder die vielleicht bei genügend hoher Temperatur sich sogar in ein einziges Urelement auflösen lassen.

Die Prinzipien, auf denen die Spektralanalyse beruht, sind sehr einfach. Erhitzt man nämlich einen festen oder flüssigen Körper bis zum Glühen, und beobachtet dann das von demselben ausgestrahlte Licht durch das in der Hauptsache mit einem Flintglasprisma ausgerüstete Spektroskop, so sieht man, daß bei Anfang des Glühens solche Körper nur rotes Licht, das heißt, die am wenigsten brechbaren Lichtstrahlen aussenden. Mit steigender Glühtemperatur treten aber mehr und mehr brechbare Lichtstrahlen auf, bis der Körper, wenn er bis zum weißglühenden Zustande gelangt ist, Strahlen von jeder Brechbarkeit ausstrahlt, wodurch das bekannte von Rot durch Gelb, Grün und Blau bis zum Violett übergehende prismatische Lichtbild des Spektrums entsteht.

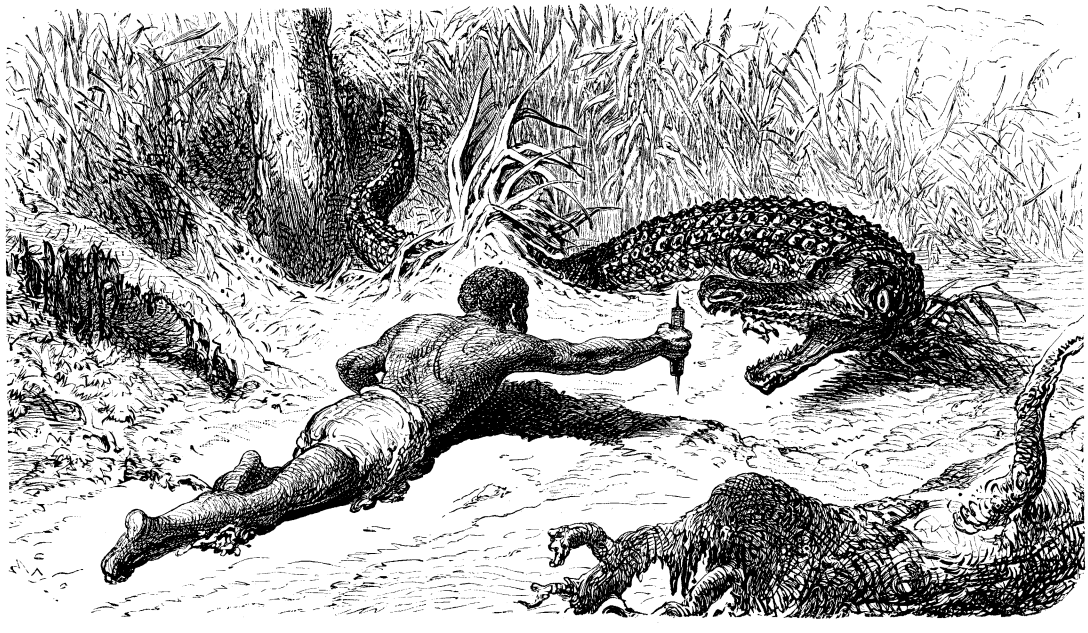
Die Spektren weißglühender fester oder flüssiger Körper sind demzufolge von gleichartiger Natur, das heißt identisch, und können deshalb nicht zu deren Unterscheidung benutzt werden. Ganz anders verhalten sich aber glühende Gase, deren Licht innerhalb gewisser Grenzen nicht Strahlen von jedem Grade der Brechbarkeit enthält, weshalb gasförmige Körper beim Glühen nicht ein ununterbrochenes oder kontinuierliches, sondern ein unterbrochenes oder diskontinuierliches Spektrum ergeben. Ein solches unterbrochenes Spektrum besteht aus einzelnen mehr oder weniger zahreichen Hellen, deren Stellung sich bei Temperaturerhöhung nicht verändert. So gibt glühender Natriumdampf nur gelbes Licht aus, dessen Strahlen die Wellenlängen von 5895 und 5889 Zehnmilliontel mm haben. Das Natriumspektrum besteht deshalb aus einer Doppellinie, aber die beiden Linien liegen so dicht nebeneinander, daß sie im gewöhnlichen Spektroskop als eine Linie erscheinen. Die eigentümliche Farbe des glühenden Natriumdampfes läßt sich am einfachsten dadurch sichtbar machen, daß man eine Perle von geschmolzenem Kochsalz an einem Platindraht in die nicht leuchtende Gasflamme eines Bunsenbrenners hält.

Ganz neuerdings hat nun der amerikanische Astronom Pickering eine neue bewundernswerte Anwendung der Spektralanalyse mit Bezug auf den in der Mitte im Schwanze des Sternbildes des großen Bären sichtbaren Stern entdeckt. Dieser als Mizar bezeichnete Fixstern zeigte nämlich gewisse merkwürdige Veränderungen seines Spektrums, von welchem Pickering in 70 Nächten über 100 photographische Aufnahmen machte, um diese Veränderlichkeit genau zu studieren. Bei Vergleichung dieser photographischen Bilder zeigte sich eine periodisch wiederkehrende Verdoppelung der Spektrallinien, und zwar in Perioden von 52 Tagen. Bei dieser Verdoppelung verschob sich jede Hälfte der Linie um eine Strecke, welche einer Aenderung der Wellenlänge um etwa $^1/_{4000}$ ihrer Größe entsprach. Da die Geschwindigkeit des Lichtes 40 000 Meilen in der Sekunde beträgt, so deutete jene Verschiebung auf eine Geschwindigkeit der Lichtquelle von 10 Meilen in der Sekunde, in der Richtung der Gesichtslinie hin, und da eine solche Verschiebung nach beiden Seiten hin zugleich stattfand, so konnte Pickering hieraus den Schluß ziehen, daß der scheinbar einfache Stern in Wirklichkeit aus zwei Sternen besteht, welche nach dem Gesetz der Gravitation in entgegengesetzten Richtungen umeinander kreisen.

Auf diesen Grundlagen führte aber Pickering noch weitere Rechnungen aus, welche merkwürdige Thatsachen über jenen Tausend und Millionen von Meilen von

uns entfernten Doppelstern ergaben. Der Kürze wegen gehen wir auf diese interessanten und an sich ziemlich einfachen und übersichtlichen Rechnungen nicht weiter ein, sondern führen nur deren Ergebnisse an:

Jeder der beiden Sterne durchläuft seine (kreisförmig vorausgesetzte) Bahn mit einer Geschwindigkeit von 10 Meilen in der Sekunde, und da die ganze Umlaufszeit 104 Tage beträgt, so beträgt die Länge der Bahn etwa 90 Millionen Meilen, und die beiden Sterne sind etwa 30 Millionen Meilen von einander entfernt. Wenn nun diese so weit aus einander stehenden Sterne auch in den stärksten Fernrohren nur als ein einziger Lichtpunkt erscheinen, so ist das wohl ein Beweis für deren über alle Vorstellung große Entfernung von unsrem Sonnensystem. Aus der Bewegung der Sterne läßt sich aber auch auf deren Masse schließen, und danach hat Pickering berechnet, daß jeder der beiden Sterne des Mizar das Zwanzigfache der Masse unsrer Sonne enthält.



Die Krokodiljagd in Kolumbien.

Amerikanische Eisenbahnen.

Unsre jungen Freunde werden dem „Guten Kameraden" nicht böse sein, wenn er ihnen hin und wieder ein Thema auftischt, wobei sie sich etwas den Kopf zerbrechen müssen. Seine Absicht ist dabei die beste, denn er wünscht, daß sie ihre Kenntnisse bereichern. Bei dem heutigen Thema müßt ihr euren Atlas hervorholen, damit ihr euch die Orte aufsuchen und den Linien folgen könnt, von denen die Rede ist.

Also von den amerikanischen Eisenbahnen wollen wir sprechen. Da merkt euch gleich, daß diese die europäischen an Großartigkeit und Kühnheit weit übertreffen, wenn man von den alpendurchbrechenden Tunnelbauten absieht. Nicht nur, daß die Vereinigten Staaten mit ihren 58 Millionen Bewohnern 20 000 km mehr Eisenbahnen besitzen, als Europa mit seinen 340 Millionen; es gibt dort einzelne Bahnen, die allein eine größere Länge aufweisen, als die Bahnen des Königreichs Holland, oder von Sachsen und Württemberg zusammengenommen. Das sind die Pacificbahnen, so genannt, weil sie zur Verbindung des Binnenlandes mit dem Großen Ocean dienen. Solcher Pacificbahnen haben die Vereinigten Staaten fünf und zwar 1) die 1864—69 erbaute 3077 km lange Union- und Central-Pacificbahn von Omaha am Missouri bis Sakramento und San Francisco; 2) die Anfang 1884 vollendete 4000 km lange Südpacificbahn (von Sakramento in Kalifornien bis Fort Bliß, gegenüber El Paso am Rio Grande); 3) die am 8. September 1883 eröffnete 2853 km lange Nordpacificbahn (von Duluth am Oberen See bis Tacoma am Puget Sund des Großen Oceans); 4) die atlantische Pacificbahn, Anfang 1886 vollendet, 1300 km lang (von Albuquerque an der Atchison-Topeka-Santa-Fé-Bahn in New Mexiko bis Fort Mohave an der Südpacificbahn in Kalifornien); endlich 5) die 1200 km lange Texas-Pacificbahn von Schreveport in Louisiana nach Fort Bliß, dem Endpunkt der Südpacificbahn. Das ganze, unter sich durch Verbindungsbahnen im Zusammenhang stehende System der Pacificbahnen hat in seinen Hauptlinien mithin eine Länge von 12 430 km. Die Verbindungsbahnen, von denen die Oregon-Kalifornia-bahn (zwischen der Central-, Süd- und Nordpacificbahn und die bereits erwähnte Linie Atchison-Topeca-Santa Fé, welche die Centralpacificbahn mit der Atlantischen, Texas- und Südpacificbahn verbindet, die wichtigsten sind, haben etwa die gleiche Länge, so daß das ganze System gegen 25 000 km mißt, also mehr wie das österreich-ungarische und beinahe soviel wie das russische Eisenbahnsystem.

Seit Anfang 1886 hat auch Kanada seine Pacificbahn. Dieselbe ist 3268 km lang, nimmt ihren Ausgang bei Fort William an der Thunderbai des Oberen Sees und endet bei Port Moody an der Mündung des Frazer in den Großen Ocean. Sie steht einerseits mit dem canadischen Eisenbahnsystem (Montreal und Quebec), andrerseits mit der Nordpacificbahn (Winipeg-Glyndon) in Verbindung und wird jedenfalls mit dieser auch am Großen Ocean Anschluß erhalten, so daß die sechs Pacificbahnen ein einziges großes System bilden.

Was aber die Kühnheit des Baues betrifft, so gebührt Südamerika, speciell Peru, die erste Stelle. Wie ihr wißt, steigen von der schmalen peruanischen Küste die Kordilleren als eine ungeheure, mit Gipfeln von über 6000 m gekrönte Gebirgsmauer steil empor. Jenseits derselben

ben dehnen sich weite kulturfähige und zum Teil schon kultivierte Hochebenen aus. Um diese vom Meer aus zugänglich zu machen, griff man zum Bau von Eisenbahnen, die in drei Linien, jede in einer Höhe von über 4300 m, den Kamm des Gebirges überschreiten: die Linie Cuzco-Juliaca in 4377, die Linie Mollendo-Arequipa-Puno in 4426 und die Linie Lima-Oroya in 4722 m, letztere also in fast gleicher Höhe mit dem Mont Blanc und 129 m höher als der Monte Rosa. Welche Schwierigkeiten durch Brücken, Tunnels und Stützmauern bei den unverhältnismäßig kurzen Strecken zu überwinden waren, läßt sich kaum ermessen. Eine Art Maßstab dafür bieten die Kosten, welche diese Bauten verursachten. Die Linie Mollendo-Arequipa-Puno kommt z. B. für den Kilometer auf 530 000 Mark zu stehen, während die deutschen Eisenbahnen durchschnittlich 220 000, die nordamerikanischen nur 130 000 Mark pro Kilometer kosten. Der höchste von den nordamerikanischen Bahnen überschrittene Punkt liegt bei Station Summit der Centralpacificbahn, 2148 m über dem Meer. Die Paßhöhe der Brennerbahn, der höchstgelegenen in Europa, wenn wir von den Zahnradbahnen auf dem Rigi und Pilatus absehen, beträgt 1420 m.

Die nordamerikanischen Eisenbahnen bieten gegen die unsrigen manche Annehmlichkeiten und Vorteile. In jedem der bis 68 Personen fassenden Wagen steht dem Reisenden Wasch- und Trinkwasser zu Gebote. In der Ausnutzung einer einmal bezahlten Strecke bestehen große Freiheiten. Die Fahrgeschwindigkeit ist im Durchschnitt dieselbe wie bei uns, wenn auch die Sicherheit nicht so groß ist. Was aber ganz bedeutend in die Wagschale fällt, ist der Umstand, daß man jenseits des Oceans um die Hälfte billiger fährt, als bei uns. Die auf allen wichtigeren Strecken eingeführten Salon- und Schlafwagen hat man seit einer Reihe von Jahren auf allen durchgehenden Zügen auch bei uns, wenn auch noch nicht in dem Maße wie in den Vereinigten Staaten, wo deren Zahl mehr als tausend beträgt.

Früh übt sich wer ein Meister werden will.

Im Dörfchen Winkelhausen ist es wie anderswo in der Welt auch: wenn die großen Leute Schützenfest gefeiert haben, schießen die Jungens vier Wochen lang mit Flitzbogen nach einer alten Runkelrübe, die sie auf eine Stange gesteckt haben, und proklamieren unter großem Hallo einen König und eine Königin, die beide das Gesicht ein wenig gewaschener haben könnten; wenn der Kriegerverein sein Kriegerfest begangen hat, marschieren die Jungen einen Monat lang mit Papierhüten, hölzernen Säbeln und blechernen Topfdeckeln als Musik durch das Dorf, machen sämtliche Köter rebellisch, braten stibitzte Kartoffeln in einem „Bivouacfeuer" und „fouragieren" im ersten besten Rübenfelde; wenn eine fahrende Künstlergesellschaft auf dem Marktplatz eine Vorstellung in der „höhern" Gymnastik, Seiltanz und Balancierkunst gegeben hat, versuchen alle Jungen und Mädchen vier Wochen lang auf spitzen Mauerkanten und schmalen Geländern zu laufen, tolle Sprünge über Düngerhaufen zu machen und Bohnenstangen auf der Nase zu tragen. „Ja, ja, der Nachahmungstrieb!" sagt der alte Schulmeister Kloppstock, und schiebt sein schwarzes Sammetkäppchen auf dem greisen Scheitel hin und her. Der dicke Metzger Rauhpeter aber, der vor seiner Hausthür steht, und dem Spiel der Jugend zusieht, lacht, daß er wackelt wie ein Stärkepudding, und ruft dem mageren Schneider, der über seine Arbeit gebückt am offenen Fenster sitzt, quer über die Straße zu: „He, Meister Hase, wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!"

Neulich hatte wieder eine fahrende Künstlergesellschaft Winkelhausen mit ihrem Besuche beehrt. Die Vorstellungen fanden der regnerischen Witterung wegen auf des reichen Kohlbauern Tenne statt. Nein, so was hatte man in Winkelhausen noch niemals gesehen! Diese Sprünge, Tänze, Kraftleistungen, diese Turnkünste, Späße und Klettergeschichten! Die Leute ließen sich ihre Künste auch gut bezahlen: das Eintrittsgeld betrug pro Kopf zwei rohe Eier, oder fünf Pfennig bar! Die meiste Bewunderung erregte ein quittengelber, schwarzlockiger Mann, der sich Signor Camillo nannte: der balancierte jetzt auf seiner Fußspitze, jetzt auf den Fingern, dann auf der Nase, und endlich auf seinen Zähnen eine hohe Stange, auf der sich oben ein Teller drehte — und auf dem Rande des Tellers lief wieder eine goldene Kugel herum — und die Kugel fiel nicht von dem Tellerrande, und der Teller fiel nicht von der Stange, und die Stange fiel nicht von den Zähnen — — das ginge nicht mit rechten Dingen zu, flüsterte die dreihundertpfündige Kohlbäuerin einer kümmerlichen Nähterin zu, die darauf schaudernd die Hände faltete. Aber na, die Zuschauer hatten was fürs Geld gehabt — und während nach dem Abzug der Künstler die großen Leute vier Tage lang von dem Gesehenen plauderten, suchten die kleinen Leute vier Wochen lang die Künste nachzumachen.

Signor Camillo hat es besonders dem zwölfjährigen Fritze des Kohlbauern angethan. Ach, wenn Fritze doch auch eine Stange auf den Zähnen balancieren könnte! Den Teller und die goldene Kugel will er gern quittieren. Nur eine Stange! Na, die alte Harke, die in einem Winkel der Tenne lehnt, thut's auch. Vorsichtig stellt Fritze die Harke auf die obere Kante seiner Unterkieferzähne. Wahrhaftig, die Sache macht sich! Die Harke bleibt, während Fritze balanciert, einige Sekunden im Gleichgewichte. Bewundernd reckt Klein-Aennchen, Fritzens Schwesterchen, das Stumpfnäschen zu dem geschickten Bruder empor. Da — knarrt die Thür, welche von der Küche zur Tenne führt, auf die Tenne tritt die dicke Kohlbäuerin, die Mutter des jungen „Malabaristen" und seiner kleinen Zuschauerin; in den vorgestreckten Fäusten trägt sie eine große Porzellanschüssel mit Milch. Fritze schielt mit einer unmerklichen Wendung des fuchsroten Hauptes hin — da, da gerät die Harke ins Schwanken, und bevor Fritze sie auffangen kann, schlägt sie mit jäher Wucht in die — Milchschüssel: klirrend fliegt diese zu Boden, in hundert Scherben, und die Milch zeichnet eine lange „Milchstraße" auf dem hartgestampften Lehmgrund. Im nächsten Augenblick fühlt Fritz die derbe Hand seiner Mutter auf seiner Wange — — schmachvoller ward noch kein Künstler behandelt, als Fritze. Au, au, au, hu!

Buffalo-Otto.

Dr. Carvers „Wild-Amerika“ war an der ganzen Geschichte schuld!

Bevor der genannte Dr. — soll es Doktor oder Direktor heißen? es ist uns kein Licht darüber angezündet worden — in der Stadt Rumpholzhausen seine Vorstellungen in Indianerkämpfen, Lassowerfen, Büffeljagden, Kriegstänzen, Kuhjungenreiten u. s. w. gegeben hatte, war der Obertertianer Otto Piepenbrink der fleißigste Schüler, wenn auch nicht der Welt, so doch sicherlich der Obertertia des Gymnasiums von Rumpholzhausen; und da besagter Otto mit seinem Fleiße ganz nette Talente verband, so hatte er sich zum Primus der Klasse aufgeschwungen, und war folglich auch die Freude seiner Lehrer, der Stolz und die Hoffnung seiner Eltern. Seit dem Unglückstage aber, da Otto für 50 Pfennig auf dem letzten Platze einer Vorstellung von Dr. Carvers Wild-Amerika beigewohnt hatte, ging eine merkwürdige, höchst betrübende Veränderung mit ihm vor. Statt die Hexameter Virgils mit lauter Stimme auf seinem Studierstübchen zu memorieren und sich an dem Wohlklange der lateinischen Verse zu berauschen, wie er es früher gethan, übte er sich plötzlich in indianischem Gellen und Kriegsgeheul, das er bald zum höchsten Entsetzen seiner Hausgenossen täuschend nachzuahmen wußte; statt mit sauber gewaschenen Händen seine lateinischen und griechischen Pensa in die Reinschrift zu tragen, wie vordem, that er solches jetzt mit bunter indianischer Bemalung auf den Fäusten, wobei natürlich Spuren von Zinnober, Ocker und Ultramarin in die Reinschrift — und also auch vor die Augen seiner Lehrer gerieten; statt sich mit seinen jüngeren Brüdern und Schwestern im Hausgarten am harmlosen Ball- und Kegelspiel zu ergötzen, wie er es früher so gern gethan, übte sich Otto fortan im Lassowerfen, wobei die kleinen Schwestern in der Regel die Büffel, und die jüngeren Brüder die Prairiehunde vorstellen mußten — bis die Geschwister, heulend ob schmerzlicher Behandlung, ihrem Peiniger davonliefen; statt aus der Weltgeschichte seine Lieblingslektüre zu machen, wie er es vordem gethan, verschlang Otto jetzt mit Heißhunger die Geschichten von Narramatta und Conanchet, vom letzten Mohikaner, vom Lederstrumpf, von Sigismund Rüstig, dem Bremer Steuermann — und statt seine Lektionen in der Klasse ordentlich herzusagen, brannte der Primus — horribile dictu! — einigemale lichterloh ab; statt — — doch wir wollen die Kette von Veränderungen, welche mit Otto Piepenbrink vorgingen, nicht in ihren einzelnen Gliedern weiter verfolgen, sondern einfach auf das Schlußglied besagter Kette hinweisen: die Herbstcensur Ottos lautete diesmal bloß auf Numero Zwei — und nicht auf Eins, wie es doch seit der Sexta der Fall gewesen war.

Selbstverständlich schüttelten die Lehrer der Anstalt betrübt das Haupt über den Rückschritt ihres Lieblings, auch ließ der wohlmeinende Herr Direktor es nicht an eindringlichen Ermahnungen fehlen. Selbstverständlich waren Ottos Eltern schmerzlich berührt von der Enttäuschung, welche ihr Sohn ihnen mit der Numero Zwei bereitete; aber Otto hatte sich schon so weit in seine indianischen Ideen verrannt, daß er „mit jener kaltblütigen Ruhe, welche der gefangene Rote Bär, dieser große Häuptling der Winnipegs, am Marterpfahle bewies, die Ermahnungen und Tadelsworte einer höchst prosaischen Weltanschauung hinnahm“; dies sind leider die eigenen Worte Otto Piepenbrinks, welche er zu seinem Mitschüler Roland Holtkötter äußerte.

Am zweiten Tage der Herbstferien fand Otto sogar die „kaltblütige Ruhe“, seinem Vater die folgende Bitte vorzutragen:

„Lieber Papa, würdest du mir wohl gestatten, mit meinen jüngeren Brüdern einmal einen Ausflug auf das Land zu machen, um einen vergnügten Tag fern von den hemmenden Schranken der Civilisation in aller Ruhe und Einfachheit zu verleben?“

Der Herr Regierungsrat Piepenbrink lächelte ganz unmerklich bei den Worten: „fern von den hemmenden Schranken der Civilisation“, nahm dann aber seine ernste Miene wieder an und sagte:

„Mit andern Worten, Otto, du möchtest mit deinen jüngeren Brüdern einen Tag auf dem Lande Indianer spielen... Wohin soll denn der Ausflug?“

„Eine Stunde von Rumpholzhausen fließt, lieber Papa, wie du weißt, die Berse, ein hübscher Fluß, umsäumt von Wiesen, Weidegründen und Wäldern; auch einige Wigwams — ich wollte sagen Wohnungen der Menschen — findet man daselbst, und vor allem beim Wirt ‚Zum saftigen Bärenschinken‘ ein Kanoe — ich wollte sagen Boot. Dorthin möchte ich gern meinen Ausflug richten.“

Herr Piepenbrink dachte nach. Im ersten Augenblick war er geneigt gewesen, die Bitte seines Sohnes rundweg abzuschlagen; schon schwebten ihm die Worte auf der Zunge: „Nein, ich darf dich in deinen Indianerideen nicht bestärken!“ Da kam ihm aber, wie er später seiner Gemahlin erzählte, plötzlich der entgegengesetzte Gedanke: „Wie? wenn du Otto die Erlaubnis erteilteſt? Ohne Zweifel wird der Junge draußen bei seinem ‚Wild-Amerika‘ manche Enttäuschung und Unannehmlichkeit erfahren, ja, ich bin sicher, daß dies so sein wird — und Otto kriegt die thörichten Ideen satt, und wird wieder, was er war: mein lieber, vernünftiger, fleißiger, deutscher Junge.“

„Hm, hm,“ räusperte sich der Herr Regierungsrat, „wenn du mir versprichst, Otto, auf deine jüngeren Brüder gut acht zu geben, wenn du mir ferner gelobst, nicht baden zu wollen oder baden zu lassen, obwohl ihr alle drei, wie ich recht gut weiß, vorzügliche Schwimmer seid, wenn du mir ferner versprichst, weder Unfug zu machen, noch zu dulden, ja, dann will ich dir die Erlaubnis erteilen, und ich gewähre dir nicht bloß einen Tag, sondern noch die zwei folgenden — nur müßt ihr mir am Samstag beizeiten wieder zu Hause sein. Die Nächte müßt ihr entweder draußen im Wigwam, oder im Hause des Blaßgesichtes — ich meine den Wirt ‚Zum saftigen Bärenschinken‘ — zubringen, und was eure Lebensmittel anbelangt, so müßt ihr diese schon selbst aus eurer Sparbüchse bestreiten. Selbst ist der Mann! Du kennst doch den Spruch?“

„O ja, Papa — wie danke ich dir!... Hurra, wie werden sich die Jungen freuen!“

Damit flog Otto die Treppe hinunter in den Hausgarten, wo er seine jüngeren Brüder beim Spielen wußte. Diese stimmten, als sie die frohe Botschaft vernahmen, daß sie mit Otto „auf den Kriegspfad“ dürften, ein so gellendes Indianergeheul an, daß die Hauskatze vor Schrecken kopfüber von der Gartenmauer flog. Sofort wurde nun mit den Vor-

bereitungen für das große Ereignis begonnen: einer der beiden Buben, der Quartaner Hieronymus, mußte zum Bäcker Puffert laufen, um Brot und Kuchen, der andre, der Sextaner Goswin, zum Metzger Eisbein, um Schinken, Wurst und Rauchfleisch zu kaufen, während Otto es übernahm, für drei Flaschen Apfelwein, zwölf Flaschen Bier und andre notwendige Artikel zu sorgen. Zu diesen „notwendigen Artikeln" gehörte auch ein altes, geflicktes Segeltuchzelt, das man vor Jahren als Gartenzelt benutzte, seitdem aber auf den Söller verbannt hatte. Otto packte alles in einen großen Korb von Weidengeflecht, den die Hausmagd Triena sonst als Reisekoffer zu benutzen pflegte. Sobald die neugierige Bäckersfrau vom kleinen Hieronymus erfahren hatte, was los sei, begab sie sich hinüber zu Otto Piepenbrink und bat ihn, man möge doch ihren lieben Sixtus, einen gefälligen, anstelligen und artigen Knaben, der im selben Alter wie Hieronymus stehe und der bevorzugte Spielkamerad des Hieronymus sei, mitnehmen, denn dies werde dem guten Jungen eine große, und wohlverdiente Freude machen — wohlverdient, weil Sixtus ganze Nummer Vier auf seinem Zeugnis mit nach Hause gebracht habe, indes andre Schüler nur Eins und Zwei, höchstens Drei erobert hätten; und sie, die Mutter des braven Sixtus, werde mit Freuden ein großes Korinthenbrot und zwölf Maulschellen zu den Reisevorräten spendieren — man denke: Maulschellen mit Korinthen, Rosinen, Mandeln, Zucker und Citronat! Unsrem Otto lief das Wasser im Munde zusammen, er gab der guten Nachbarsfrau seine Zustimmung, und Sixtus wurde unter dem Namen „die gelbe Schlange" (weil er strohgelbe Haare hatte) dem Indianerstamme beigezählt. Sich selbst nannte Otto „Buffalo-Otto", d. i. Büffel-Otto, und er schrieb seinen „Kriegern" vor, ihn fortan nur noch bei diesem Namen zu rufen. Die halbe Nacht wurde mit Vorbereitungen zugebracht.

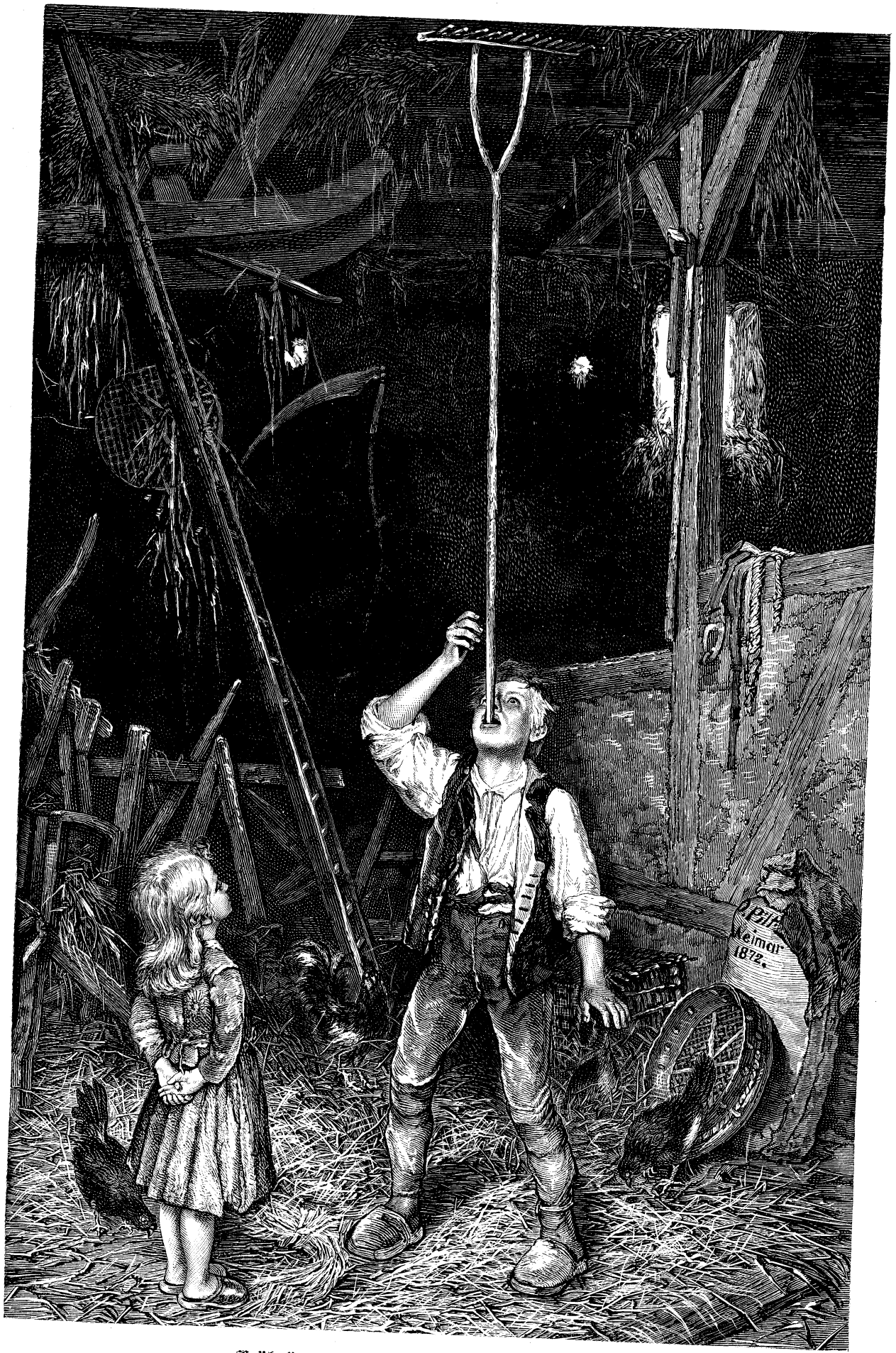
Am nächsten Morgen, schon vor sechs Uhr, sehen wir die ganze Indianerhorde mit des Bäckers „gelber Schlange" und dem geflochtenen Weidenkorbe auf dem Bahnhof von Rumpholzhausen, um ja den Zug nach Rauschdorf, einer Station an der Berse, nicht zu verfehlen.

In Rauschdorf wurde vom Wirt „Zum saftigen Bärenschinken" ein Ruderboot für zwei Tage gemietet. Nachdem man in dasselbe den Weidenkorb gebracht, wurde die ganze Gesellschaft mit Ueberlegung auf ihre Plätze verteilt. Sixtus oder „die gelbe Schlange" wollte zuerst nicht hinein, denn er fürchtete das Wasser und zwar so sehr, daß sein Gesicht an den Wochentagen kaum etwas davon mitbekam, sein Hals und seine Ohren aber gar nichts, was zur Folge hatte, daß Hals und Ohren eher an einen Neger, als an eine Rothaut erinnerten. Endlich gelang es doch dem Häuptling Buffalo-Otto, durch eine donnernde Rede die Furchtsamkeit und Feigheit der „gelben Schlange" zu beseitigen — und Sixtus nahm mäulend seinen Platz ein.

„Die Berse," sagte Buffalo-Otto, „habt ihr fortan nicht mehr einen Fluß, sondern Creek zu nennen, also Berse-Creek, — das ist echt indianisch."

Buffalo-Otto ruderte nun mit gewaltigen Armen die Berse-Creek hinauf, wobei die Schiffsgenossen (sehr wenig indianisch!) das Lied anstimmten: „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!" Anfangs ging das Rudern vortrefflich, aber nach einer halben Stunde erklärte der Häuptling, nicht weiter zu können, weil er von der ungewohnten Arbeit in beiden Fäusten dicke Blasen bekommen hätte, die abscheulich weh thäten. Der Quartaner Hieronymus — pardon! der „grüne Alligator" — musterte mit Kennerblick die Ufer der Berse-Creek und entdeckte bald einen großen Baum, der nur eine kurze Strecke weiter hinauf und nicht weit vom Ufer stand. „Rothäute, Gefährten," rief er, „seht, dort unter dem Schatten der Magnolie (es war, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ein simpler Buchenbaum) laßt uns unser Zelt aufschlagen, dort laßt uns für zwei Tage den Wigwam bauen, und unser Büffelfleisch und den braunen Saft der Gerste vertilgen!" Die übrige Gesellschaft stimmte sofort ein gellendes Geheul an, was als Beifallsbezeugung gelten sollte. Buffalo-Otto ruderte also das Schiff nach der bezeichneten Stelle. Bald war man der „Magnolie" gegenüber, aber beim Landen stellten sich den jungen Indianern einige Hindernisse entgegen: ein andrer Baum war, weil seine Wurzeln unterspült, vom Ufer aus in die Berse-Creek gefallen, und nicht weit davon ragten die wie Polypenarme geschlängelten Wurzeln eines dahin geschwemmten Baumstumpfes aus dem Wasser empor. War es nun, daß Buffalo-Otto die Muskelkraft seines Armes an dem einen Ruder plötzlich verlor, oder wollte er sich zum Schluß als schneidigen Ruderer und Steuermann zugleich zeigen, genug, er rannte mit der einen Seite des Bootes so heftig gegen den halb untergetauchten Baumstamm an, daß das Fahrzeug (von den Insassen der „Seeadler" getauft) umkippte, worauf nach einem bekannten Naturgesetze die ganze Ladung von toter und lebender Fracht ins Wasser fiel. Zum Glück war die Berse-Creek an dieser Stelle kaum zwei Fuß tief, trotzdem wurde von der „gelben Schlange" ein Hilfeschreien angestimmt, das die Bauern auf eine Wegstunde im Umkreise zur Stelle brachte — freilich erst dann, nachdem sich bereits sämtliche Rothäute durch eigene Hilfe aus dem Wasser ans Land gekrabbelt hatten. Auch die Warenvorräte wurden, gründlich durchnäßt, aufs Trockene gebracht. Nur Brot und Kuchen — inbegriffen das Korinthenbrot und die zwölf Maulschellen der guten Bäckersfrau waren unbrauchbar geworden; die biederen Landleute jedoch erklärten, daß sie gegen angemessene Bezahlung den jungen Herren Brot liefern würden — was bald darauf auch geschah. Eine Hungersnot hatten die jungen Rothäute also nicht zu befürchten. Buffalo-Otto brachte den biederen Landleuten in so schwungvoller, indianisch-blumenreicher Rede seinen Dank dar, daß sich die Bauern ziemlich laut einander zuflüsterten, bei dem müsse es wohl nicht richtig im Oberstübchen sein. Ein Glück war es, daß die Herbstsonne an diesem denkwürdigen Tage glühend heiß herniederschien, indem infolgedessen die durchnäßten Rothäute schnell wieder trocken wurden. Sie dampften wie siedende Theekessel, und hatten Schweißtropfen wie Diamanten vom reinsten Wasser an der Nase und den Ohrläppchen hängen. Das gerettete Zelt wurde unter der „Magnolie" aufgeschlagen, und als nach kurzer Zeit das aus Wurst, Schinken, Rauchfleisch und Bauernbrot bestehende Mittagessen auf dem Rasen stand, war alles Ungemach vergessen. Wacker schmausten die Indianer, und die „gelbe Schlange", die vorhin im Wasser den Rachen am weitesten aufgerissen hatte, sperrte ihn jetzt auch beim Essen am weitesten auf. Es war fürchterlich, was der Junge fraß!

Nach beendigtem Mahle suchte Buffalo-Otto die Angelrute hervor, um einige Stunden dem Fischfang in der Berse-Creek obzuliegen und „einige Dutzende Hechte, Barsche und Schleien" für das Abendessen herbeizuschaffen. Als aber „die



Früh übt sich, wer ein Meister werden will.

„gelbe Schlange" die beunruhigende Entdeckung machte, daß das Zelt auf einer Viehweide stehe, und daß sechs Kühe, zwei Pferde und ein Schaf sich in gefährlicher Nähe befänden, wollte die feige Seele den Häuptling nicht ziehen lassen, und flehte, er möge doch das Zelt auf die andre Seite des Flusses schaffen. Da sich aber der Häuptling weigerte, diesen Akt der Feigheit zu begehen, kletterte „die gelbe Schlange" mit in das Boot, das Buffalo-Otto zu einem geeigneten Angelplatze tragen sollte. Die Strömung führte dasselbe bald eine Strecke abwärts. Da wurde dem Häuptling plötzlich eine neue Ueberraschung zu teil. Am Ufer gewahrte er zwei Buben, jeden mit einigen Flaschen in den Händen. In den Buben erkannte er sofort seine beiden jüngeren Brüder, Hieronymus und Goswin, und die Flaschen wollten ihm als seine eigenen Apfelwein- und Bierflaschen scheinen. Von banger Ahnung getrieben, ruderte Buffalo-Otto nach dem Ufer und schrie mit Zorn in der Stimme:

„Was steckt ihr da in die Flaschen?"

„Krebse!" klang die zweistimmige Antwort zurück.

„Wo habt ihr die Flaschen her?"

„Aus dem Zelte. Den Apfelwein und das Bier haben wir in einen großen Topf gegossen, den Hieronymus auf dem Felde gefunden hat."

„Alles in einen Topf?"

„Jawohl. Den Apfelwein unten und das Bier oben."

„Dann sollt ihr die Suppe auch bis auf den letzten Tropfen selber vertilgen, ihr —"

In diesem Augenblick stieß der Kahn auf den Ufersand. Buffalo-Otto sprang ans Land und lief den dummen Buben nach, welche vor seiner drohenden Faust die Beine unter den Arm nahmen, wie man zu sagen pflegt. Sie sollen beide an den Marterpfahl, brüllte der Häuptling mit fürchterlicher Stimme. Endlich hatte er den kleinen Goswin, alias „Adlerblick", erwischt; aber im selben Moment nötigte ihn ein gellender Schrei vom Flusse her zum Umschauen. Fatal! Er gewahrte das Boot mit der wasserscheuen „gelben Schlange" mitten im Flusse treibend. Goswin loslassend, eilte Buffalo-Otto zurück, konnte jedoch nicht helfen, da er nicht zum zweitenmale seine Kleider durchnässen wollte. Er lief wie ein Jagdhund neben dem abwärts treibenden Kahne her. Die „gelbe Schlange" schrie, als ob sie am Spieße stecke. Nach einer halben Stunde kam ein Marktschiff angefahren. Die Schiffer erkannten sofort den Sachverhalt, wollten indes die Gelegenheit zu einem kleinen Scherz nicht unbenützt vorübergehen lassen. Sie nahmen den Kahn ins Schlepptau und erklärten, sie dürften den Insassen nicht eher ans Land setzen, bevor sie die Geschichte dem Brückenwärter in Winkelhausen gemeldet hätten. Buffalo-Otto, immer nebenher trabend, bot den Schiffern eine Mark, dann zwei, dann drei, dann vier, endlich fünf Mark, wenn sie ihm den Kahn und die „gelbe Schlange" wieder ans Ufer lieferten. Sie hätten keine gelbe Schlange, sagten die Schiffer. „Ach nein, den Sixtus Puffert meine ich." — Sie hätten keinen Puffert. — „Ach nein, den schreienden Jungen meine ich." — Ja, den sähen sie in dem Kahn, und um fünf Mark wollten sie ihn freigeben und nebst dem Fahrzeug ans Ufer bringen. Aber Wort halten! — „Ja, hier sind die fünf Mark!" — Der Bootsführer streckte die Ruderschaufel aus, und nachdem Otto auf die flache Seite seine schönen fünf Mark niedergelegt, erhielt er „die gelbe Schlange" und den Kahn zurück. Mühselig und trübselig ruderten Buffalo-Otto und die „gelbe Schlange" wieder dem Lager zu.

Beide waren nicht wenig überrascht, beim Landen eine größere Anzahl Bauern mit drohenden Knitteln und Fäusten vor dem Zelte versammelt zu finden. Unglück kommt selten allein, sondern nach Shakespeare „in Bataillonen". Ein Mann mit feuerrotem Gesicht und fuchsroten Haaren stellte sich dicht vor Buffalo-Otto hin und erklärte ihm, daß die kleine Kröte dort (es war Goswin, alias „Adlerblick") ein Schaf von der Weide in den Fluß gejagt hätte, wo es ertrunken sei, und jetzt verlange er, der Eigentümer, zehn Mark Schadenersatz, sonst schlage er die ganze städtische Brut zu Krüppeln, so daß sie ihre zerbrochenen Knochen, in ihre eigenen Taschentücher geknotet, mit zur Stadt tragen könnten. Buffalo-Otto, der große Häuptling — o, ihr Leser, verhüllt euer Antlitz! — erzitterte, ja, erzitterte bei dieser Drohung und wurde bleich, und er holte das schöne goldene Zehnmarkstück, das er sich früher so mühsam erspart, aus den Tiefen seiner Westentasche, und händigte es seinem Bedränger ein.

Als die Bauern sich entfernt hatten, saßen die jungen Indianer noch lange mit trübseliger Miene da. Wie schön hatte sich Buffalo-Otto das Wohnen in einem Zelte inmitten der freien Natur gedacht — und jetzt beachtete er nicht einmal den Mond, der mit seinem vollen runden Gesichte gutmütig vom jenseitigen Flußufer herüberblickte. Nachdenklich saß Otto lange, lange — und in seinem Innern reifte der Erkenntnis bittere Frucht. Bevor Otto sich anschickte, dem Beispiel der auf dem Rasen schnarchenden Gefährten zu folgen, beschloß er bei sich, diese unglückliche Gegend morgen in aller Frühe zu verlassen.

Um zwei Uhr nachts versteckte sich das runde Vollmondsgesicht, das mit einemmal ganz spöttisch dreinsah, hinter einer schwarzen Wolkengardine. Rabenschwarz wuchs es am Himmel herauf. Ein schwefelgelbes Leuchten zuckte unheimlich am Horizonte empor. Bald ließ sich ein dumpfes Rollen vernehmen. Heller wurde das Leuchten, lauter der Donner. Da fielen auch schon die ersten Regentropfen, dick, rund und prasselnd wie trockene Erbsen. Und nun flammte ein greller Blitz wie ein Meer von Feuer, ein furchtbarer Knall folgte, als flögen hundert Pulvermühlenmagazine in die Luft, ein entsetzlicher Windstoß fegte über den Fluß herüber, und — führte auf seinen Riesenschwingen das Zelt davon! Da lagen nun die mit jähem Schrecken erwachten jungen Indianer auf dem Körperteile, den ihnen die Natur zum Sitzen gegeben, und ließen auf ihre unbeschützten Häupter Ströme von Regen herniedergehen. Ein traurig Bild fürwahr! Gut, daß kein Photograph in der Nähe, und daß es dabei rabenfinstere Nacht war. Nur Buffalo-Otto sah es — sah es freilich auch nur mit den Augen seines Geistes — und er fühlte sich in tiefer Seele gedemütigt. Aber zu Otto's Ruhme müssen wir berichten, daß er im nächsten Augenblicke dem fliegenden Zelte nachsprang, trotzdem die „gelbe Schlange" heulte: „Otto, Otto, verlaß uns nicht!" Otto hatte endlich das flüchtige Zelt eingefangen, er spürte aber durchaus keine Lust, dasselbe nochmals aufzuschlagen. So breitete er denn das Segeltuch einfach über die Häupter seiner Lieben, damit sie wenigstens vor dem strömenden Regen geschützt wären, und zuletzt kroch er selbst unter die Hülle, wo sein Kopf durch die am höchsten ragende Stelle des Segeltuches bezeichnet war. Um vier Uhr morgens war das Unwetter vorüber, und der Himmel klärte sich mit dem Aufgang der Sonne völlig wieder auf. Sehr still und niedergedrückt

brachten die Burschen, die sich gar nicht mehr als „freie Söhne der Wildnis“ fühlten, die Sachen in den Weidenkorb und diesen in das Boot, nahmen ihre Plätze ein, und Otto ruderte der Gastwirtschaft „Zum saftigen Bärenschinken“ zu, wo er die Miete für das Schiff erlegte. Dann bestiegen alle den Eisenbahnzug, der sie schnell nach Rumpholzhausen zurückführte. Noch waren die Kleider nicht getrocknet, als die Gesellschaft den Waggon verließ. Die „gelbe Schlange“ hatte Zahnweh, Husten und Schnupfen und schimpfte wie ein Rohrspatz, daß der ganze Ausflug das schöne Korinthenbrot und die zwölf Maulschellen nicht wert gewesen sei.

Als die drei Brüder Piepenbrink ihr Elternhaus betraten, kam ihnen im Hausflur zufällig der Papa entgegen.

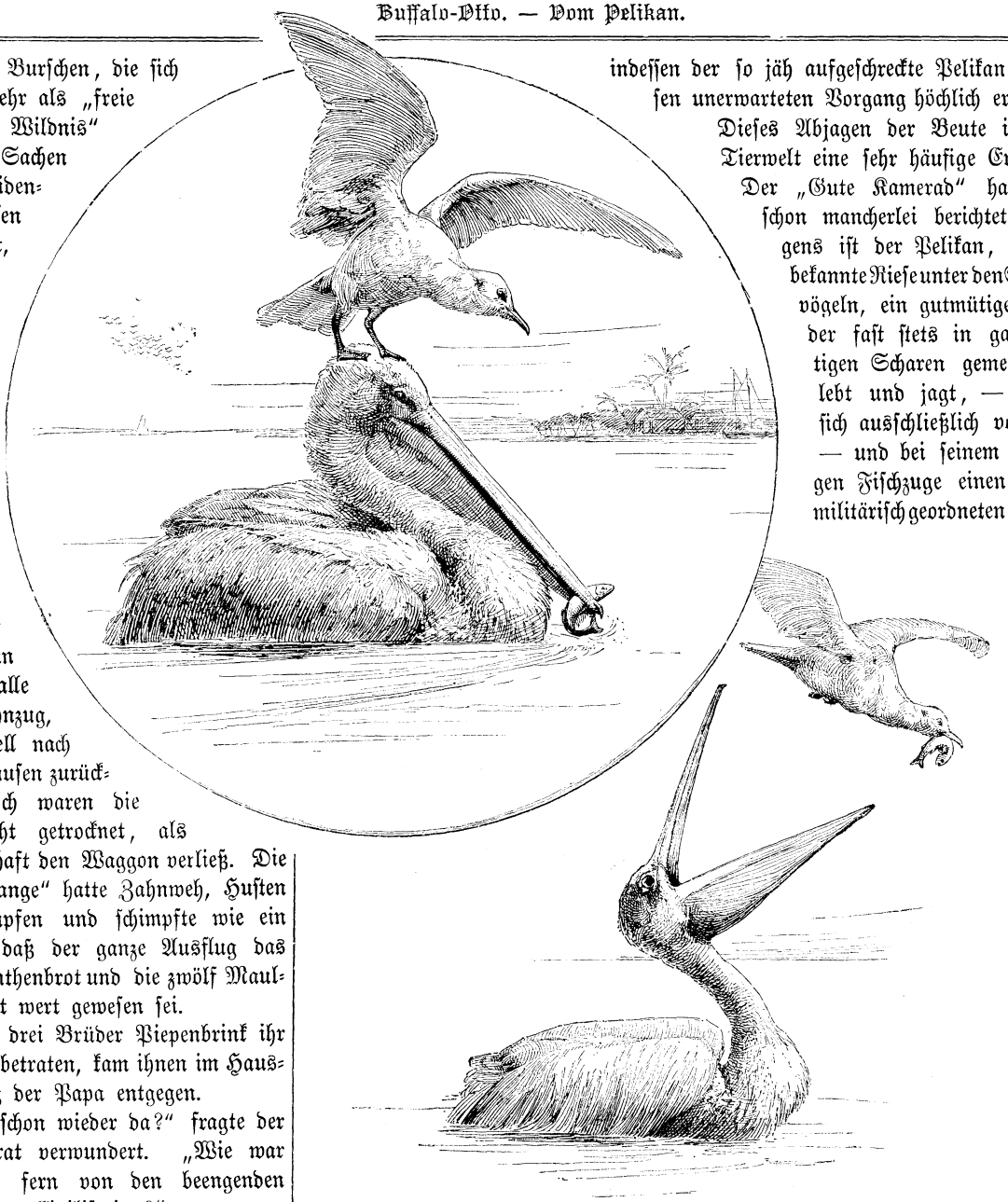
„Nun, schon wieder da?“ fragte der Regierungsrat verwundert. „Wie war das Leben, fern von den beengenden Schranken der Civilisation?“

„Abscheulich, einfach abscheulich!“ rief Otto, und warf sich an die Brust des Vaters. „Die ganze Indianerherrlichkeit ist Schwindel und Unsinn — ich bin kuriert!“

„Dann Gott Dank!“ sagte der Regierungsrat, und schloß seinen Aeltesten in die Arme.

Vom Pelikan.

Sollte man das für möglich halten!! — Ob der gar so philosophisch aussehende große Pelikan sich nach seinem ersten, maßlosen Erstaunen so Aehnliches denkt? In behaglicher Ruhe, ausnahmsweise einmal „beinahe satt“, hat er, abseits von den Genossen schwimmend, wieder ein Fischlein mit seinem mächtigen Hamenschnabel gehascht, und träumerisch knabbert er an dem glitzernden kleinen Ding, ehe es sein gewaltiger Kehlsack zur Aufbewahrung erhalten soll. Einer Möwe, die in der Nähe ihre Stoßtauchkünste trieb, war heute das Jagdglück noch nicht so hold wie dem gesättigten weißen Riesen, ihr falkenscharfes Auge entdeckte das zappelnde Fischlein in des Pelikan Schnabel, und ihre Lüsternheit wird wach. Wenn sie das Fischlein doch nur hätte. Gedacht, gethan! Ueber des Pelikans Kopf schwebt ein Schatten, halb im Fluge berühren ihn der Möwe Füße, ein blitzschneller Stoß, und triumphierend eilt die Räuberin mit ihrer Beute von dannen, indessen der so jäh aufgeschreckte Pelikan über diesen unerwarteten Vorgang höchlich erstaunt ist.



Eine Möwe jagt dem Pelikan die Beute ab.

Dieses Abjagen der Beute ist in der Tierwelt eine sehr häufige Erscheinung. Der „Gute Kamerad“ hat darüber schon mancherlei berichtet. Uebrigens ist der Pelikan, der wohlbekannte Riese unter den Schwimmvögeln, ein gutmütiger Geselle, der fast stets in ganz gewaltigen Scharen gemeinschaftlich lebt und jagt, — er nährt sich ausschließlich von Fischen — und bei seinem jedesmaligen Fischzuge einen gleichsam militärisch geordneten Halbbogen gegen das Ufer zu beschreibt, dem die jagenden Vögel langsam näher schwimmen, mit ihren so sehr großen Schnäbeln das seichte Wasser gleichsam durchpflügend. Tauchen kann der Pelikan nicht, wegen der Luftpolster, die der Vogel unter seiner Haut trägt.

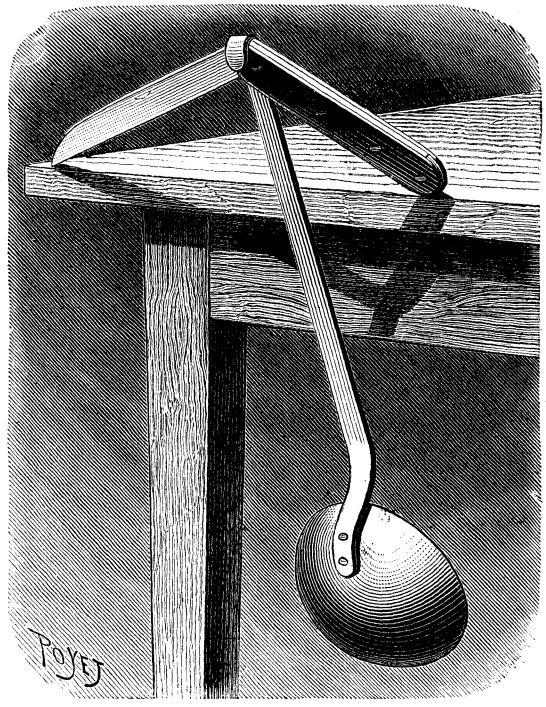
Für die Gutmütigkeit der Pelikane lieferten auch die Gefangenen des zoologischen Gartens zu Berlin einen Beweis. Dort wurde beobachtet, wie eine Anzahl Kormorane die Pelikangesellschaft nötigte, die dünne Eisschicht zu zerbrechen, welche dem kleineren leichteren Vogel das Schwimmen in ihrem Wasserbecken nicht gestattete; die Kormorane hatten gesehen, daß die Pelikane das Eis vermöge ihrer Schwere eindrückten, und benutzten diese Wahrnehmung, hinter den großen Verwandten einher zu schwimmen, und sie durch Nekkereien dem dünnen Eise zuzutreiben, ihnen auf diese Weise eine Straße zu bahnen, in der die kleinen, frechen Burschen dann frohgemut umherschwammen.

Die Araber berichten von den Pelikanen eine hübsche Sage. Als man die Kaaba in Mekka baute, und das Wasser weit hergeholt werden mußte, gebrach es bald an den nötigen Trägern. Die Bauleute klagten, daß sie ihre Hände müßig ruhen lassen mußten; aber Allah wollte nicht, daß der heilige Bau verhindert werde, und sandte Tausende von Pelikanen, welche ihren Kehlsack mit Wasser füllten, und dieses den Bauleuten brachten.

Löffel und Messer in der Schwebe.

Mit der Schwebe ist es ein eigen Ding. Schwebt der Vogel? Nach dem üblichen Sprachgebrauch, oder nach den allgemein gültigen Begriffen ja, streng genommen aber nicht. Er stützt sich auf die Luft, denn, wenn er sich in einem luftleeren Raum befände, so würde ihn die wunderbare Kraft seiner Flügel im Stiche lassen, er würde zu Boden stürzen wie ein nasser Sack. Wir dürfen es daher auch dem Löffel und dem Messer, die eine Vorstellung „in der Schwebe" geben wollen, nicht verargen, wenn sie dabei die Hilfe eines Stützpunktes in Anspruch nehmen. Das Messer erbietet sich, halbgeöffnet, in horizontaler oder annähernd horizontaler Lage auf dem äußersten Tischrande zu stehen, und sich dazu noch mit dem Kochlöffel zu belasten. Es hält in der That Wort, und die dabei von den beiden Künstlern eingenommene Stellung sieht sich wunderlich genug an, besonders wenn man sie in leise Schwingung versetzt. Staunend stehen die herbeigeholten jüngeren Genossen umher. Der in das Geheimnis eingeweihte „Kamerad" lächelt überlegen, denn er weiß, daß sich das Staunen noch vermehren wird, wenn er den Löffel mit einer kleinen Quantität Sand beschwert. „Wird er steigen oder sinken?" fragt er. Natürlich lautet die Antwort der kleinen Leutchen einstimmig, daß er sinken wird, denn ein Schiffchen, das man beschwert, sinkt auch. Die beiden Künstler scheinen es aber auf einen Schabernack abgesehen zu haben; das Messer steigt in die Höhe, und der Löffel mit ihm, und je mehr der Löffel belastet wird, um so mehr richtet sich das Messer auf, bis es, an einem gewissen Punkte angelangt, die Vorstellung für beendet erklärt und sich empfiehlt, d. h. mit einem rasselnden Gepolter abspringt. Das ist aber bei solchen Burschen gerade das Richtige. Nun erkläre mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!

Für die weniger eingeweihten Kameraden der Wink, daß es sich um die verschiedene Lage des Schwerpunkts handelt, der anfangs unter der Tischkante liegt, bei Belastung aber steigt; denn wenn man die Belastung (durch den Löffel) überhaupt entfernt, fällt das Messer zu Boden.



Löffel und Messer in der Schwebe.

Das Börsentrommeln in Amsterdam.

Die zweite Augustwoche ist in Amsterdam für die Umwohner von Dom und Börse eine Zeit der Ohrenmarter, welche man, einem alten Herkommen zuliebe, ruhig über sich ergehen lassen muß. Vor etwa 200 Jahren, so erzählt die Sage, habe man die Börse in die Luft sprengen wollen, zu welchem Zweck bereits einige mit Pulver gefüllte Schuten auf dem unter der Börse fließenden, oder vielmehr stehenden Wasser lagen. Ein Waisenknabe, dessen Ball beim Spielen unter das Gewölbe gekommen war, entdeckte den Anschlag, der denn auch glücklich vereitelt wurde, und als man ihm freistellte, sich eine Belohnung zu fordern, äußerte er den Wunsch, mit seinen Kameraden eine Woche lang jeden Tag während einiger Stunden nach Herzenslust auf der Börse trommeln zu dürfen. Da die Erfüllung dieser Bitte nichts kostete, wurde sie alsbald gewährt, und da die Erlaubnis verschiedene Jahre, ja Jahrzehnte hintereinander gegeben wurde, so bildete sich mit der Zeit eine Servitut heraus, welche von der lieben Jugend beansprucht, und auch gewissenhaft gebraucht wurde, so daß also eine Verjährung oder Abschaffung durch lange Nichtanwendung des Rechtes vollständig ausgeschlossen war. Die Gemeindebehörde macht denn auch Jahr für Jahr anfangs August öffentlich bekannt, daß in der folgenden Woche wieder die Erlaubnis zum Börsentrommeln gegeben werde. Dann ziehen die Scharen aus allen Teilen der Stadt, meist der eigentlichen Straßenjugend angehörend, Tag für Tag nach Ablauf der Börse herbei, und der ohrenbetäubendste Lärm, den man sich überhaupt denken kann, dauert dann bis gegen 6 Uhr, während in den Straßen, durch welche die Künstler anrücken, und auf dem Platze vor der Börse stundenlang die nötigen Vorübungen auf der Trommel gemacht werden. Der Damm in der Umgebung der Börse gleicht dann einer großen Kinderversammlung, aus der sich einzelne Erwachsene in Gestalt von Kindermädchen oder begleitenden Müttern und Vätern abheben. Doch zieht das ungewöhnliche Schauspiel viele Neugierige an; aber wie gesagt, für die Bewohner des Dammes ist die zweite Augustwoche eine eigentliche Marterwoche, deren Ablauf man mit Sehnsucht entgegensieht.

Auflösung der Rätsels in Nr. 51.

„Reif".

Auflösung des Logogriphs in Nr. 51.

„Seehund — Schund."

Auflösung der Rätselfrage in Nr. 51.

Durch Umstellung der Buchstaben, aus denen die fünf Wörter — Don, Stich, Rigi, Eis, Nichte — bestehen, erhält man die drei Wörter:

„Ein richtiges Distichon."

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.